Digitized by Google

4° Per. 15 / 7,2

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

F <36606321260012 L

<36606321260012

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Siebenter Jahrgang.

1813.

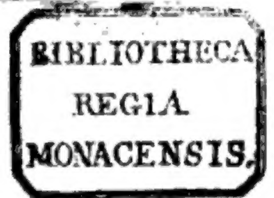
Julius.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollona
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen.

Digitized by Google


BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Grosbritannien, rc.— Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltnen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, rc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Mahlerei, Bildhauerei, Baukunst, Gartenkunst, rc. Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemählde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beyträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen, rc.

V. Kleine Reise-Beschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen, Räthsel. Charaden und dergl.

VIII. Vier und zwanzig besondere Beylagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Von Zeit zu Zeit werden Beylagen von Zeichnungen, Kupferstichen, musikalischen Kompositionen, rc. gegeben. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, so wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

Man verbindet sich nur auf ein halbes Jahr für den Preis von 8 fl., oder 4 Rthl. 8 Gr. Sächsisch, wofür man auf jedem Postamt und in jeder Buchhandlung Exemplare erhalten kann. Die Haupt-Spedition hat das Königliche Ober-Postamt in Stuttgart übernommen, das solche Verabredungen getroffen hat, daß das Morgenblatt auch in Ulm, Augsburg, München, Schafhausen, so wie in Heidelberg, Mannheim und Frankfurt am Main rc. für den besagten Preis von 8 fl. der halbe Jahrgang zu haben ist.

Die HH. Korrespondenten belieben Ihre Briefe zu addressiren an die Redaktion des Morgenblatts in Stuttgart, und wem Leipzig näher liegt, beliebe beyzusetzen: Bey Hrn. Buchhändler Kummer in Leipzig abzugeben.

B6

Digitized by Google

Nro. 156.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 1. Julius, 1813.

— — — — — Ahnung durchbebt dein Herz,
Und du schauerst vom Rasen auf,
Wandelst näher und brichst, freudiger Wehmuth voll,
Dir die Blume, die, wankend noch
Von des fliehenden Freunds Schimmergewand, im Thau
Seiner rinnenden Zähre glänzt.

Hölty.

An den Letzten, der mein gedenkt.

Früher, später, — vielleicht ach! bald, wenn kühlend
Mich umschattet die Gruft, und kaum noch Blumen
Zart dem Hügel des Grab's entsprossen, wandelt
Unter den Menschen

Einer, welcher der Letzte mein gedenket,
Meinen Namen der Letzte noch bewahret,
Er, der Letzte noch weiß, daß einst ein fühlend
Herz ich getragen.

Weih', o Trauter! nur Eine Wehmuths-Thräne
Dem Verwelkten, der Liebe sang und Freundschaft
Und des häuslichen Glücks bescheidne Freuden,
Tief aus der Seele.

Tröstend, einen der Brüder mit Gesängen
Süß erquicken, und sanft ein Mägdlein rühren, —
Sieh' das wollt' er, und nicht hob kühn den Fittig
Höher sein Wunsch je!

Still verhallet ist drum schon mein Gedächtniß,
Und auf Erden ist Keiner, der, wie Du, noch
Weiß, daß Gutes ich säte; Trost erhebt ja,
Rührung ist freundlich.

Mög' ein besserer Stern dir segnend leuchten!
Möge länger dein Name blüh'n dem Enkel!
Weil doch lieblich ertönt auch leiser Nachhall
Ehrender Stimmen.

Ich nun, — sterb' ich denn ganz? Ach, nie genannt mehr?! —
Doch schön sproßt ja die Saat, der Hand entfallen,
Halm nach Halm, und sie freut, ist auch des Sämanns
Name verschollen!

J. R. Wyß.

Auszüge aus einem frauenzimmerlichen Wörter-Buche.

Von Radlof.

I.

„Wie alt sind Sie denn wol? schöne Dame?“ Sehr unzarte Gewohnheit, nach dem Alter der Damen, wie des Weines, zu fragen; eine böse Frag-Gewohnheit, die uns doch immer an Abblüte und Welken erinnert. Könnten denn artige Männer nicht schonsamer sprechen: „wie jung sind Sie?“ „Wie viel, oder wann sind Sie geboren?“ im Nothfalle auch noch: „wie jährig?“ Unsere Antwort dürfte dann gar paßlich doch lauten: „achtzehn Jahre, im Jahre drey und neunzig, oder, zwanzigjährig, mein Herr! — Ist ja doch Niemand so gern an das wahre Lebensalter erinnert. Achtjährige Jungfräulein dürfen gewöhnlich schon mindest für Zwölfjährige gelten, und so weiter bis achtzehn; Damen von zwanzig bis auf fünf und zwanzig müssen, in der gesitteten Welt, immer um drey bis viere, von da aber bis dreyßig, mindest um fünfe als jünger angenommen werden. Aus der goldenen Zahl Zwanzig scheuchet kein T . . . l die Engel so leichtlich heraus. Sind doch kriegspflichtige Jünglinge gar oft, sobald nur das Kirchenbuch nicht widrig redet, um etliche Jahre zu jung, obwol sie nachher, als Amtsbewerber, — so wie schon früher als Stecken-Pferdler, — um nur etliche noch älter erscheinen. Das ansehnlichste Stück des Alters dichten sich jedoch wol zu die umschleichenden Bettler, voran aber gewisse Schriftsteller, gar oftmals be-

Digitized by Google

hauptend: an einem Werklein, woran sie ernstlich kaum etliche Monate gebrütet, ja das sie vielleicht nur gestohlen, volle zehn, zwanzig und noch mehr Jahre gearbeitet zu haben.

*

Nach Martini's Schattenrissen edler deutscher Frauen (Heft 1, S. 223), gab es in unsern Lichtzeiten noch Frauenzimmer, die sogar schwarze, geheimkräftige Bockshaare mit dunkeln Geheimzeichen oder Karakteren verschluckten, blos, um wieder — jung zu werden. Ob denn nun aber unter den Böcken blos eigentliche, oder auch uneigentliche verstanden wurden?

*

Hätten gewisse Verdeutscher, von ihrem altväterischen Sorgenstuhle heraus, uns ein Sorgenzimmerchen erschaffen, wir liessen es wahrlich noch gelten; doch unsre Boudoirs in Maul-Gemächer, Maul-, Schmoll-, Groll-, Grill-, Protz-, Trotz-Winkel und — Zimmer und — Stüblein noch umzubuden! Jene unsere stillen Beruhigungs-Oertchen, — einzig dazu geweihet, Mißlaune und Kummer uns freundlich hinwegzutäuschen, — sind ja doch immer mit allerley Erheiternissen, wenn möglich auch mit schöner Aussicht versehen; daher man sie rechtlich doch nur Schön-Gemächer, Erheiterungs-, Erholungs-Zimmer, oder auf ähnliche Art, betiteln müsste. Namen aus rohern Zeiten her können wir doch nur im Spotte gebrauchen.

*

Wer unsere meist unschuldige Coquetterie, die erlaubte Gefall-Lust oder Gestalt-Liebe, oder die fröhliche Eroberlust, sogar in Buhlerey, Gestaltsucht, Gefall-Seuche und Gefall-Pest verrufen und vermißbilden konnte, und die harmlose Coquette, Gefall- oder Eroberlustige in eine Fängerinn und Buhlerinn: der verdient auch wol, und hätte er auch ob seiner Kunst sich schon öffentlich besonnenordnet, in der Welt der gefallenden Schönen, keinen Sonnenblick mehr.

*

So manche der werdenden Männer nennen am liebsten sich nur Chapeau's, Hüte, anstatt Hut-Träger oder — Inhaber; gar bescheiden, da die belobten Hüte gewöhnlich ohne einen Kopf, öfters auch wol ganz ohne Kopf getragen werden. Stammet vollends der Kopf (caput) dieser Herrlein, wie etliche Wortgrübler behaupten, von cavus (hohl) noch her: so verdient er auch keiner öffentlichen Erwähnung; wol aber der oft riesenhafte Deckel desselben, der nicht selten bey ihnen den zwecklichen Inhalt, zuweilen darein geschoben, gar leichtlich vergessen lässet. Aehnlich nannten die Römer einen Menschen, an dem der äußere Kopf, oder die Nase, das größeste Stück betrug: i capito (Großkopf), naso (Groß-Nase), eigentlich: Ich bin ein Kopf! Ich bin eine Nase!

*

Ewige Liebe und Treue schwören sie freylich uns zu; nur erblicket man noch, in keinem der Wörterbücher, das Mindeste von Schwur-, Eid-, und Treuehaltung; Nichts von schwur-, eid-, ehr- und treuhaltigen Männern: aber genug von Ehr-, Eid-, Schwur-, Treu- und Wortbrüchen und Aehnlichem. So gaben auch einst, bey'm Zerfalle des Römer-Reiches, die Schatten-Kaiser gar manche Verordnungen und Gesetze auf ewige Zeiten, welche aber nicht selten, schon im folgenden Jahre, von dem Nachfahrer entewiget wurden.

*

Frau, ehemals in höhern Ehren, als Dame, pranget als Würde-Benamung dem Herrn zur Seite, so wie das Weib, oder auch einst die Männinn dem Manne. Grüßen Sie ersuchlich damit nur ein Mal die wackere Bürgerinn mancher Großstadt Bayerns, und gewiß sie entgegnet ihnen bescheidens: „Ich bin keine Frau, mein Herr, nur ein Weib;" eher noch lässet sie Dame, als in ihren Augen minder geehrt, sich zum Wechsel gefallen. Ja vom Rheine bis zur Pegniz und Donau hören Sie auch kleineste Mägdlein nicht anders, als, „mein Weibelein (Weibele) angetrautelt. Vergleichen Sie ferners die süddeutschen Bibel-Uebersetzer, vorall die ältesten, so lesen Sie immer (I. Mos. 1): " Und Gott erschuf sie (die ersten Menschen) Mann und Weib" *); nur der liebende Luther deutschete die Erste (1536): „und er schuf sie ein Männlin und Fräulin. Dänen und Schweden, der alten und richtigen Sprache getreu," übersetzten auch nachher noch tadellos, jene (1589) „Oc Gud skabede dem en Man oc Quinde" (auch Gott schaffete ihm ein'n Mann und Weib); und diese (1780): „Man och Qwinna skapede han dem" nicht aber Frölen (Fräuchen, Fräulein), und Dänisch Frue (Frau); auch die Holländer überdeutscheln (1660 und 1663): „„Man ende wijf, schiep (schuf) hy se"; doch C. 3" de Slange scyde tot (sagte zu) de Vrouwe — — —, ende (und) de Vrouwe scyde tot de Slange." Seit jenen Zeiten pflegen nun manche Niedersachsen jedes gemeine, auch zerlumpte und zerlappte Bettel- —, Trödel- —, Lampenputzer- —, Schuh-Flicker- und Höker-Weib (man vergleiche die neuesten Wörterbücher,) gar achtbarlich Bettel- —, Trödel- — — — und Hökerfrau zu beehren; nur gerade nicht artig, daß sie nicht auch die Männer derselben Gemahle, und einzeln sie namentlich Bettel- —, Trödel- — — — und Hökerherrn alldort betiteln. Auch in der Artigkeit müsste man doch gleichmäßig verfahren.

Fest der Englischen Gesandtschaft, gegeben von Nasr Dalla Can, erstem Minister am Hofe zu Schiras, im Januar 1809.

(Beschluß.)

Jetzt war die Unterhaltung beendigt, und die Gäste mussten ihre Beine, die sie bis jetzt ausgestreckt hatten

*) In den ältesten Bibeln ohne Jahr, dann der Ausgabe von 1477. Fol.; in der von Geo. Eck; 1550; der Züricher bey Froschouer, 1545.

Digitized by Google

halten können, wieder an sich ziehen, um für die Tafeltücher (Sofras), die nun vor ihnen ausgebreitet wurden, Platz zu machen. Sodann wurden aufgetragen ganze Kübel mit Fleisch, Zuckerkuchen und Sorbetten aller Art; hierauf je für zwey Gäste eine Schüssel Reis, dann Pillau, und zum Schluße eine ganze Sammlung der mannigfaltigsten Speisen, die hingereicht haben würden, um die zehnfache Anzahl von Gästen zu sättigen. Jedes dieser Gerichte, die sich, ohne die Sorbetten, etwa auf zweyhundert belaufen mochten, wurde in einem Napf von feinem chinesischem Porzelan aufgetragen. Bey jedem Sorbet-Napfe war ein langer Löffel, dessen sich der Reihe nach Jeder bediente. Die Perser neigen sich bey der Mahlzeit über die Schüsseln hin, und essen begierig, und ohne Auswahl, Fleisch und Fische, Süßes und Saures, Baum- und Gartenfrüchte, Alles durcheinander. Was sie besonders lieben, und die ganze Mahlzeit hindurch in großer Menge zu sich nehmen, ist Eis und Confekt; von Letzterm wird eigentlich Mißbrauch gemacht. Der Minister Nasr Oalla Can hatte immer einen Napf voll Eis vor sich stehen, aß auch zwischen den Gerichten beständig davon. Auf Gewürze und allerley starke und stimulirende Zurichtungen der Speisen setzt man ebenfalls einen großen Werth. Ein Lieblings-Sorbet ist aus Zucker, Zimmt und andern ähnlichen Ingredienzen zusammengesetzt. Bey dem Gastmahle saß Hr. Hartford Jones neben dem Minister, und Hr. Morier neben Hr. Jones. Der Minister, so ganz nahe, wie ihm die Engländer waren, erwies ihnen besondere Höflichkeiten, wovon die wesentlichste darin bestand, daß er von den ausgesuchtesten Gerichten, so viel als er mit der Hand zu fassen vermochte, aus den Schüsseln oft mit starker Anstrengung aufgriff, und vor seine Gäste hinlegte; bald eine Handvoll Lammfleisch an einer Pflaumen-, Pistazien- oder Weinbeer-Sauce, bald ein Rebhuhn an einer braunen Brühe, bald ein Stück von einer Melone, und dann wieder eine im Fette schwimmende Portion Eyerkuchen; Alles ward mit einer und ebenderselben Hand an Ort und Stelle befördert. Die Schüsseln werden ohne alle Ordnung vor die Gäste hingestellt, und Jeder von diesen ißt, was er will, ohne sich um seine Nachbarn zu bekümmern. Von Anfang bis zu Ende der persischen Mahlzeiten herrscht ein tiefes Stillschweigen. Man hört kein Geräusch von Tellern, Messern und Gabeln, kein Gelärm von Seite der Dienerschaft; bringt keine Gesundheiten aus, und hat keine Mühe mit Fleisch verschneiden; kaum sagt etwa einer einige wenige Worte zu seinem Nachbar, sonst ist jeder ausschließlich mit seiner Person beschäftigt. Solche Festivitäten dauern nicht lange, und bald wird die ungeheure Menge von Schüsseln in langen Handzubern (conchas) mit bewunderungswürdiger Ordnung wieder abgetragen, die Tischtücher zusammengerollt, und sofort Wasserkannen und Becken gebracht, damit man Mund und Hände reinigen könne. Bis dieses geschehen ist, gewähren die rechten Hände der Gäste, an denen man Fragmente von allerley Gerichten kleben sieht, ein lächerliches Schauspiel; übrigens läßt man die rechte Hand mit einer gewissen zum Theil sich modifizirenden Kunst auf der linken aufliegen. Zu dem von Nasr Oalla Can gegebenen Feste war, außer dem eigentlichen Gesandtschafts-Personal, auch die sämmtliche dazu gehörige Dienerschaft und Garde eingeladen, und von dem Abhube der herrschaftlichen Tafel in verschiedenen Zimmern reichlich gespeist und getränkt worden. Gleich nach beendigtem Mahle nahm die Gesandtschaft von dem Minister Abschied. *)

H.

*) Bey einem zweyten, noch kostbarern Feste, welches der brittischen Gesandtschaft am 8 Januar kurz vor ihrer Abreise nach Ispahan gegeben wurde, unterhielt man die fremden Gäste, neben den hier beschriebenen Belustigungen, noch mit einigen andern. Zwey Zwerge, etwa viertehalb Fuß hoch, Satyren gleichend, oder Lesages Asmodi, traten als Zweykämpfer auf. Der eine mit langem, bis an den Gürtel reichenden Barte, hatte übelgestaltete Hände und Arme, aber starke und muskelige Beine; der andre hingegen krumme Beine und wohlgestaltete Arme. Der bärtige Kämpfer trug den Sieg davon, und wußte seinen Widersacher sehr nachdrücklich in einen Springbrunnen hinein zu manövriren. Nach dieser Scene erschienen Ringer von Profession, von denen einer acht seiner Collegen nach einander mit sehr viel Geschicklichkeit aus dem Felde schlug. Dann begannen die Kämpfe der Widder. Eines dieser Thiere, dem Fürsten von Schiras zugehörig, der eben so muthig als schön war, blieb Meister vom Schlachtfelde, und mehrere Widder nacheinander, die man herbeyführte, um dasselbe zu bekämpfen, wurden gleich nach dem ersten Angriffe zum Weichen gebracht. Den Schluß dieser Spiele machte eine blutige Scene. Ein junger, kaum halbgewachsener Ochs wurde allein auf den Kampfplatz gelassen. Ihm folgte bald, von seinem Führer an einem Strick gehalten, ein junger Löwe, der eine Weile an einer Mauer sitzen blieb, ohne sich um das Fest, welches er mit sollte verherrlichen helfen, zu bekümmern. Zuletzt that er, aufgeregt durch das Geschrey seiner Wärter und angelockt durch die nahe zu ihm hingeführte Beute, einen Sprung, und packte den Ochsen im Nacken. Dieser machte zwar einige Versuche, seines Feindes los zu werden; der Löwe aber hielt Stand, bis seine Führer ihn wieder zu sich zurückzogen. Bald wurden die Thiere zum Zweytenmahle auf den Kampfplatz gelassen, und bey einem Zweyten Angriffe zog der Ochs nochmals den Kürzern. Sogleich erfolgte ein Befehl, ihm den Hals abzuschneiden, und der Löwe endete seine Mahlzeit damit, daß er das Blut seines Widersachers mit Gierigkeit einschlürfte. Noch erschien jetzt ein ganz junger Löwe, nicht größer als ein spanisches Hündchen. Die Begierde, womit er über den Ochsen herfiel, und das Wohlbehagen, womit er dessen noch zuckendes Fleisch verzehrte, gewährte einen sonderbaren Anblick, an dem sich noch ein großer Theil der persischen Zuschauer vergnügte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Baden, bey Rastatt, im Maymonat.

Als ich Baden im vorigen Herbste verließ, glaubte ich, es werde in den künstlichen Verschönerungen dieser, an natürlichen Schönheiten so unermeßlich reichen, Gegend nunmehr auf geraume Zeit ein Stillstand eintreten, da seit etlichen Jahren sowol die Stadt, als auch die Regierung so bedeutenden Aufwand zum Nutzen und Vergnügen der Fremden gemacht hatte, und die jährlichen Unterhaltungs-Kosten in demselben Verhältniß sich erhöhen, in welchem die Kunstanlagen sich mehren. Aber wie sehr ward ich überrascht durch die abermaligen Veränderungen und Verschönerungen, welche ich bey meiner jetzigen Ankunft wahrnahm!

Der chausseeähnliche Fahrweg in das romantische Geroldsauer Thal ist vollendet. Man fährt nun völlig sicher und schnell jenseit des Klosters Lichtenthal bis in das Dorf Geroldsau. Von da geleitet ein sehr bequemer, breiter Fußweg zu dem herrlichen Wasserfall, den, nebst dem ganzen an Naturschön-

Digitized by Google

heiten so reichen Thal, seither die meisten Kurgäste kaum dem Namen nach kannten. Willkommene Ruhebänke an den Seiten des reinlichen Pfades mahnen von Zeit zu Zeit an die schönsten Partien der Umgegend. Mitten in der Wildniß des enger und tiefer werdenden Thals wird man überrascht durch einen pyramidenartigen halbkahlen Bergsonderling, Ruckenfels genannt. Seinen Scheitel hat die Stadt Baden, als Waldeigenthümer, nach Weinbrenners Angabe, mit einem hohen hölzernen Kreuz geziert, um welches in lichten Zwischenräumen sich eine große Schlange windet. Ungleich mahlerischer ist hiedurch diese hohe Bergkuppe geworden.

Von dem herrschaftlichen Schloß führte seither nur ein etwas steiler gepflasterter Weg durch die Stadt Baden in das Thal hinab. Mit einem Mal sind fast um dieselbe Zeit zwey neue Straßendämme entstanden, auf welchen man ungleich bequemer in der freundlichsten Umgebung in das Thal hinabfährt. Der Eine zieht um den Schloßgarten herum nach dem Hospital auf das Gernsbacher Thor und den Fahrweg um die Stadt. Der Andre führt auf der entgegengesetzten Seite um die Stadt herum über den Rasenteppich der Bergschlucht nach der Rastatter Vorstadt auf die Hauptstraße und von dieser über den Oos-Fluß nach den neuen Anlagen zwischen dem Badischen Hof und dem Schauspiel- und Promenadehaus. Die Kommunikation von und nach dem neuen und alten Schloß hat durch diese breiten und gut gebauten Fahr- und Fußwege ungemein gewonnen. Auch führt nun, gegenüber dem Gasthof zur Sonne, ein oft gewünschtes Thor und eine Brücke über den, längst in fruchtbare Gärten verwandelten, Stadtgraben nach dem Spaziergang um die Stadt und nach dem an diesem gelegenen Garten und Lusthause der Frau Großherzoginn.

Sehr viel erweitert sind die englischen Garten-Anlagen zwischen dem vor zwey Jahren erbauten Theater und dem Hotel zum Badischen Hof, die schon im vorigen Jahr so ausgezeichneten Beyfall fanden, daß viele darüber die Ausflüge in die entferntern reizenden Natur-Partien versäumten, und die bezaubernde Vereinigung von Schönheit und Größe zu vergessen schienen. Sie erstrecken sich durch das ganze Wiesenthal an der linken Seite des Oosflusses über den Garten des Badischen Hofes hinaus, und bis an den Friesenberg hinauf, wo ein Tempel sie begränzen soll, dessen Stelle schon in Klübers Beschreibung von Baden bezeichnet ward.

Die Rastatter Vorstadt, durch welche fast alle Fremden ankommen und abreisen, hat ungemein gewonnen. Hauptsächlich von der Stadt ward hier die Niederreißung alter, und die Erbauung neuer modellmäßiger Häuser veranstaltet, welche nicht nur der Straße ein weit schöneres und regelmäßigeres Ansehen geben, sondern auch mit bequemen Wohnungen für Fremde versehen sind. Das Stadtthor erhielt nach Wegreißung eines im Wege stehenden Wohnhauses eine ungleich bessere Stelle, als vorhin. Die sonst unbequeme und bisweilen unsichere Aus- und Einfahrt ist nun völlig frey und ungehindert, und eine große Strecke der innern Hauptstraße steht jetzt, in gerader Linie mit der äußern, dem Blick des Ankommenden schon in der Vorstadt offen. Vor dem Thor führt eine neue Seitenstraße abwärts zu den oben erwähnten englischen Anlagen, mit welchen sie durch zwey neu erbaute Brücken über den Mühlbach und den Oosfluß in Verbindung gesetzt ist.

In der Mitte der Stadt ist das im vorigen und ehevorigen Jahr zu einem Ball- und Konversationshaus mit bedeutenden Kosten eingerichtete ehemalige Jesuiten-Kollegium abermal mehrfach verschönert und mit Wohnzimmern vermehrt worden. Ob und wiefern die unter Dach eingerichtete lange Reihe von Wohngemächern der conpendieusesten Art Beyfall finden werde, muß die Zeit lehren. Großen hölzernen Kasten nicht unähnlich, sind es bloße bretterne Verschläge mit Papier-Tapeten überklebt, der Sonnenhitze nicht wenig ausgesetzt, vielleicht ein Lieblings-Aufenthalt für Insekten und Ungezieser, und der menschliche Bewohner ist sicher, daß ihm kein Laut entgeht, den einer seiner nächsten Nachbarn von sich gibt. Immerhin sind sie ein Muster der Raum-Ersparniß, die in Noah's Arche kaum weiter getrieben seyn konnte. Sie sollen nach Wunsch und Angabe der französischen Miethleute des Hauses zusammengesetzt seyn. Der größte Theil der anstoßenden Jesuitenkirche und des Gartens ist in eine interessante kleine englische Anlage mit Springwassern verwandelt worden, durch welche man nun unmittelbar von der Hauptstraße zu Spiel und Tanz hinanklimmen kann.

Hin und wieder stößt man, außer den oben erwähnten, auf noch andre neue Merkmale der besondern Aufmerksamkeit, welche die Stadt Baden, unter der höchstthätigen und verständigen Leitung des hiesigen Oberamtmanns Schnetzler und Oberburgermeisters Schneider, den Fremden widmet. Das erste neue Merkmal dieser Art erblickt man schon auf der Herreise, eine halbe Meile von hier, diesseit des Dorfes Oos, wo die Straßen nach Frankfurt, Strasburg, Basel und Baden sich schneiden. Auf diesem Scheideweg erhält der Wanderer eine freundliche Einladung nach der altrömischen Wasserstadt durch einen neuen ansehnlichen Wegweiser, der geschmackvoll aus schönem Sandstein nach Weinbrenners Zeichnung gearbeitet ist. Von gleicher Aufmerksamkeit zeugt die neue Straßen-Beleuchtung, welche die Stadt Baden im vorigen Winter sehr zweckmäßig erhalten hat, und welche vorzüglich bestimmt ist, in dunkeln Sommer-Nächten auch den Badgästen zu dienen.

Auch wird nahe Hoffnung gemacht zu noch andern Verbesserungen, z. B. zu einer, die nöthige Reinlichkeit befördernden, Dachbedeckung der Badwasser-Behälter für die Gasthäuser zum Salm, zum Drachen, zum rothen Löwen, zu einem Fußweg, welcher von dem Promenadehause gerade nach der großen Eichen-Allee führt, zu einer neuen Poststraße über das Kloster Frdmersberg nach der nur anderthalb Meilen entfernten Station Bühl u. d. m. Diese Poststraße wäre mit verhältnißmäßig geringen Kosten einzurichten, wozu wol die Städte Baden und Steinbach das Meiste willig beytragen würden. Nicht nur würde hiedurch den zahlreichen Badgästen, die auf der Straße von Basel und Strasburg kommen oder abreisen, ein bedeutender Umweg, und besonders den vielen Strasburgern, die sich zur Sonntags-Belustigung in Baden einfinden, ein ihnen kostbarer Zeit-Aufwand erspart, sondern es käme auch dadurch Baden überhaupt in unmittelbare Verbindung mit der Poststraße. Viele Reisende würden dann, selbst außer der eigentlichen Badzeit, ihren Weg über Baden nehmen, dort wenigstens über Mittag oder Nacht bleiben, und ihre Reise über Rastatt oder Bühl fortsetzen. Der Unterschied wäre mehr nicht, als eine halbe Station; denn von Bühl nach Baden wäre ¾ Station, wie von Baden nach Rastatt, statt daß von Bühl nach Rastatt auf geradem Wege eine ganze Station ist. Da in Baden es an Wagen-Pferden nicht fehlt, so liesse sich dort für den Pferde-Wechsel, wie an mehrern andern Orten, eine zweckmäßige Einrichtung durch eine Reihefahrt der Pferd-Eigenthümer um so leichter machen, da die meisten Reisenden, welche über Baden ihren Weg nehmen, sich dort wenigstens über Mittag oder Nacht aufhalten würden, mithin der Pferdewechsel selten von großer Eile wäre. Eine Brief-Post-Expedition befindet sich ohnedem schon seit vier bis fünf Jahren in Baden, bey welcher man promt und gut bedient wird; wenigstens sind die im vorigen Jahr von Badgästen zu Zeiten geäußerten Klagen über die taxwidrige Erhöhung des Porto's im Zweifel für ungegründet um so mehr zu halten, da ihnen außerdem bey der Nähe der Oberbehörde leicht abzuhelfen wäre.

Digitized by Google

Nro. 157.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 2. Julius, 1813.

Gar freundliche Gesellschaft leistet uns
Ein ferner Freund, wenn wir ihn glücklich wissen.
v. Goethe.

Rückreise vom Kap der guten Hoffnung.

29.

Den 28. Mai, auf der Höhe von Fajal. Wir sind heute die azorischen Inseln, allein in einer Entfernung von funfzehn deutschen Meilen, passirt, und haben sie folglich nicht gesehen, welches besonders mir sehr leid that, da ich gern eine Abzeichnung einiger von ihnen gemacht hätte. Doch bald werde ich interessantere Ansichten an der englischen Küste finden, denn in höchstens vierzehn Tagen hoffen wir daselbst anzukommen, wenn wir den jetzigen Wind behalten, mit dem wir in den letzten vierundzwanzig Stunden drey Grade in der Breite, und einen in der Länge, mithin über fünfundneunzig Stunden fuhren. Ob wir es aber auch gewahr wurden? Es war ein fürchterliches Wetter, und wir alle glaubten, daß es ohne einen wirklichen Sturm nicht abgehen würde. Wie Berge thürmten sich die Wellen, und hoben unser Schiff bald hoch in die Luft, bald liessen sie es in den Grund sinken, daß man, ganz in Wasser eingehüllt, keinen andern Gegenstand sahe. Mehrmals schlugen Wellen über unser Schiff herüber, und dieses wankte so stark, daß man weder gehen noch stehen konnte, und wir die meiste Zeit des Tages in unsern Hangematten zubringen mussten. Heute gegen Mittag hat sich das Wetter etwas gelegt, und einem starken Nebel Platz gemacht, aber doch wird unser Schiff noch immer, wie ein Ball, hin- und hergeworfen, daß ich hier, wo ich auf einem festgebundenen Stuhle vor einem festgebundenen Tische sitze, kaum zu schreiben im Stande bin. Die Tage sind jetzt schon sehr lang, denn die Sonne gehet um 4½ Uhr auf und erst gegen 7 Uhr unter.

Den 31. Mai. Das portugiesische Schiff, von dem ich am 27. d. M. schrieb, kam von San Salvador, und brachte die Nachricht mit, daß eine französische Flotte, bestimmt das Kap zu verstärken, daselbst gelegen, und von der Einnahme desselben durch die Engländer noch nichts gewusst habe. Vorgestern sahen wir wieder ein Schiff, das aber keine Lust hatte, uns näher zu kommen, und sich entfernte, sobald unsere Fregatte ihren Lauf darauf zu nahm. Dies erregte Sensation, und die Fregatte verfolgte dasselbe desto eifriger. Bald kamen sie uns beyde aus dem Gesicht, und die Fregatte erst gegen Abend wieder zurück, und brachte die Nachricht mit, daß es ein amerikanisches Schiff gewesen sey, von Bordeaux käme, und die Neuigkeiten von des Ministers Pitt Tode, von den darauf erfolgten Veränderungen im englischen Ministerium, und von dem Kriege zwischen England und Preussen, erzählt habe. Gestern Mittag sahen wir wieder ein großes Schiff, das aber gerade auf uns zu kam, und bald für eine Fregatte erkannt wurde. Die unsrige näherte sich ihr, machte ihre geheimen Signale, und entdeckte, daß es auch eine englische Fregatte sey, welche ohne Zweifel auf dieser Höhe kreuzte. Heute Morgen sahen wir wieder vier fremde Schiffe; allein da die Fregatte in großer Entfernung von uns mit ihnen sprach, so haben wir nichts von ihnen erfahren. In acht Tagen gedenken wir in Portsmouth zu seyn.

Digitized by Google

Schiff Traveller an der Mündung des Kanals, den 4. Junius 1806. Könnte ich doch dem Winde, der zwar hart und ungestüm genug wehet, die Flügel meiner Phantasie geben, um meinem Verlangen, meiner heißesten Sehnsucht desto eher Genüge leisten zu können, die sich mit jedem Augenblicke vermehrt und vergrößert, in welchem ich dem vaterländischen Boden näher komme! Dem ersten Orte unserer Bestimmung wären wir nun schon nahe; aber was für Hindernisse, welche Mühseligkeiten werden sich uns noch erst in den Weg werfen, ehe ich Sie wieder umarmen, und in Ihrer Mitte wegen der Unglücksfälle, die mich in der letzten Zeit so sehr niedergedrückt haben, Trost und Entschädigung erlangen kann! Sonst arbeitete ich hier auf dem Schiffe fast den ganzen Tag; aber jetzt, seit wir dem Lande so nahe sind, bin ich zu nichts mehr tüchtig. Ich laufe den ganzen Tag auf dem Verdeck herum, und mache Plane für die Zukunft, ohne nur die Wahrscheinlichkeit zu haben, daß einer werde erfüllt werden.

Der neuliche starke Wind hat, wie es scheint, für andre Schiffe üble Folgen gehabt, denn mehrere Maste und Gestänge sind nachher bey unserm Schiffe vorbeygeschwommen. Von unsern Schiffen hat keins gelitten. Mit unsern Lebensmitteln sind wir sehr gut ausgekommen, und haben sogar noch an die Fregatte, welche, wie wir hörten, Mangel daran haben soll, ein Schwein von ungefähr 200 Pf. schicken können, das auch mit Dank angenommen worden ist.

Den 7. Junius 1806. Land! Land! Heute Morgen um 8 Uhr, wo sich der Nebel, welcher uns den ganzen Morgen umgeben hatte, etwas erhob, sahen wir es in nicht sehr weiter Entfernung, und erkannten es für Lizard-Point, wo wir die beyden Leuchtthürme deutlich sehen konnten. Kurz nachher kam ein Königskutter auf uns zu, von dem wir erfuhren, daß gestern der Krieg zwischen England und Preußen erklärt worden sey. Weil sich der Wind gelegt hatte, konnten wir nicht weiter als Plymouth gegenüber kommen, wo uns der berühmte Edingstoner Leuchtthurm einen schönen Anblick gewährte. Dieser Thurm ist 100 Fuß hoch auf einem kaum über die See hervorragenden Felsen in weiter Entfernung vom Lande gebaut, schon zweymal bey starken Stürmen von den Wellen eingerissen, allein jedesmal wieder aufgebauet worden. Gestern, wo ausgemacht war, daß, welches Schiff zuerst Land sähe, dieses durch einen Schuß und das Aufziehen der englischen Flagge anzeigen sollte, hat sich ein Kapitän unserer Flotte sehr geirrt. Er sahe eine Luftbank für Land an, machte das verabredete Zeichen, und musste kurz hernach, wie sein Land sich in Nebel auflösete, seine Verkündigung wieder zurücknehmen. Jetzt da es Abends 10 Uhr ist, haben wir unsern Lauf verändert, und fahren nach der französischen Küste zu, weil wir der englischen zu nahe gekommen waren, um mit dem Winde weiter fahren zu können.

Den 8 Junius. Wie wir heute Morgen aufstanden, sahen wir eine englische Flotte von sechs Schiffen von achtzig Kanonen, zwey Fregatten und drey kleinern Kriegsschiffen, die eine respektable Figur machte. Sie examinirten unsere Fregatte, und verschwanden bald darauf unsern Augen in dem Nebel, der uns umgab. Als sich dieser verzog, sahen wir die westliche Seite von Portland, wo wir auch bey der größten Windstille blieben, welche die See um uns herum wie einen Spiegel ebnete, und vielleicht keine zwey Stunden zurücklegten. Wir konnten am Land einen Ort sehen, aber nicht unterscheiden, ob es eine Stadt oder ein Dorf sey. Es war ein schöner prächtiger Tag, rechtes europäisches Sommerwetter, bey dem uns zwar etwas fror, doch sonst recht behaglich war. Jetzt da die Mitternachtsstunde bald schlägt, nehmen sich zwey brennende Leuchtthürme am Lande sehr gut aus.

Den 10. Junius Mittags. Das ist ein Elend! Nun schon vier Tage kreuzen wir im Kanal herum ohne — entweder durch Windstille oder konträren Wind abgehalten — den Ort unserer Bestimmung erreichen zu können. Gestern Morgen waren wir bis an Poverel-Point auf der östlichen Seite von Portland gekommen, und Mittags vor die Insel Wight, durften aber wegen der gefährlichen Passage die westliche Durchfahrt nicht nehmen, und mussten uns daher, weil der Wind bey der andern nach Spithead ganz zuwider war, entschließen, so lange davor herum zu kreuzen, bis er sich ändern würde. Gestern hörten wir eine starke Kanonade am Lande, welche wahrscheinlich dem durchreisenden Könige zu Ehren war, der sich nach seinem Geburtstage, dem 4. Junius, gewöhnlich nach Plymouth zu begeben pflegt. Heute den ganzen Morgen hatten wir eine vortrefliche Aussicht auf die Insel Wight, die mit ihren schön bebaueten Küsten, kleinen Dörfern, Wäldern ꝛc., lauter neue Gegenstände für unser entwöhntes Auge, uns eine angenehme Unterhaltung gewährte. Wenn sich der Wind nicht ändert, so können wir noch acht Tage so herumschwärmen, und schon hat sich unsere kleine Flotte ganz zerstreut, und jeder segelt nach seinem Belieben.

Auszüge aus einem frauenzimmerlichen Wörter-Buche.

II.

Vor Alters fragte man richtig: „Ist die hofräthliche Frau N., oder, ist die Frau des Hofrathes N. zu sprechen?“ doch seit Langem nun schon: „Ist die Frau Hofräthinn N. zu sprechen?“ gleichsam als nähme auch sie an den Staats-Berathungen des Hofes gebührlichen Antheil; allein seit Kurzem noch kürzer: „Ist die

Frau Hofrath N. zu sprechen?" Die witzlustigen Frager wollen nämlich hiebey in Zweifel lassen: ob sie nach dem männischen Hofrathe, der nicht selten die Frauen-Rolle unternommen, sich zu erkundigen belieben; oder, nur nach der allgeliebten Frau Hofräthinn .... So verfahren jene spaßlustigen Herren nun auch mit den übrigen Titel- und Standes-Namen; und nur Wenige der Gefragten durchblicken den Spaß.

*

Je mehr wir an den Großen der Erde verlieren, so mehr gewinnen wir ihnen an Titeln ab. Bis zum Jahrhundert 16 grüßete man nur die Gattinn des Fürsten „Gemahlinn"; doch heute sogar schon die zierliche Ehehälfte eines Handels- und Wissenschafts-Herrn, sobald sie nur anders, an gewandlicher Bildung, die Bürgerinn übertrifft. Führen wir jemals so fort, an äußerer Armuth noch reicher zu werden, so müßten wir gewißlich auch wol alle die jetzigen Gemahlinnen, noch mindest zu Himmels-Königinnen und Huld-Göttinnen erhöhen. Was uns dann aber für den Himmel noch übrigte?

*

Fast täglich trauteln wir sie an mit dem Kose-Wörtchen: Männchen, Freundchen, Herrchen, Närrchen, Nachbarchen u. s. f.; und doch niemals erwiedern die selbstsüchtigen Männer unsere Trautlichkeit mit ähnlichen Wörtleinchen, wie: Herrinnchen, Närrinnchen, Freundinnchen, Gattinnchen, Huldinnchen, Schönstinnchen, Nachbarinnchen, u. s. f. Ja, diese Beyfall-lüsternen Allschmeichler nennen zwar jeden Zier-Garten des Nachbars, den nachbarlichen; doch niemals den Wonne-Garten der schönen Nachbarinn, worin sie gleichwol Liebes und Gutes genossen, den nachbarinnlichen, ihre Schönheit nie eine göttinnliche ... Mit höhern Personen verfahren sie nicht sonderlich milder; denn sie rühmen zwar oft die königliche, fürstliche, gräfliche Pracht, den Staat ihres Hofes, nie aber die königinnliche — gräfinnliche Pracht und Herrlichkeit. Sich bis zur Un-Ehrerbietung zu vergessen! Nein, darüber müßte ihnen ein Mal Jemand den Text lesen. — Daß sie täglich sich mit einander befreunden, verfeinden, verbürgen, s. f., ist zwar alltäglich; ob aber mit uns sich jemals befreundinnen, — befeindinnen?

*

Seitdem das Küchen-Latein und das Mamsellen-Französisch in schmachlichen Verfall gerathen, kamen dafür das Katheder-Latein und das Katheder-Deutsch, beyde den ersteren an Gediegenheit sehr wenig nur nachgebend, in größere Aufnahme. Wer hat wol, in diesen Babel-Sprachen, die besten Musterwerke geliefert? Und wer sie gesammt verzeichnet?

*

Benamungen für Mann und Weib (Männinn), soll unsere Sprache so viele besitzen, daß manche Personen, voran Honig- und Flitter-Wochen nebst derley Wöchnerinnen, wenn sie auch täglich, zur Erneuung des Lebens, sich mit einem neuen begrüßen, dennoch, nach Verlauf des vollen Monates, eine ganze ungebrauchte Anzahl für den folgenden noch übrig behalten. Im Lebens- und Lust-Kalender dieser Worttändeler lesen wir auch wirklich, füterst die standesmäßigen Namen, Gatte, Gattinn, und Herr, Frau, noch edler die Herrinn, der sogar, in der Sprache der Dichtung und des Gottesthumes, die nur vornehme Dame meist nachtreten muß; Gemahl, Gemahlinn, eigentlich nur Rang-Personen. Auch wol, um unehelich Lebende und Liebende noch auszuscheiden, Ehegatte, Ehegattinn, Ehe — Herr — —, Gemahlinn; nur Ehe und Dame halten so wenig zusammen, als ein Ehe-Monsieur. Nächst ihnen erschauen wir auch noch die Bürgerhaften, für den Alltag des Lebens: Gehülfe, „Gott schuf Adamen eine Gehülfinn," auch Ehe-Gehülfe und — inn; und ziemlich entmodet: Ehe-Gesell und — inn; in der gerichtlichen Sprache mancher Gegenden Ehe-Gemächt; nur unter braven Bürgern theure Ehehälfte, und wenn sie auch volle drey Viertel betrüge; wenn's hoch kömmt, Eheliebster und — Liebste; nur bey etwas Vornehmern der Herr und die Frau Liebste. Ferner auch die verschönenden und scherzlichen, nach verschiedenen Graden des Werthes und der Würde, voran für Gold-Wochen und Lust-Tage des Lebens: Ehe-Vetter und — inn, Ehe- und Liebes-Bündner und — inn; Herzens-Thür — Hüterinn; Ehe-Mitstand, (wie Land-Stand); Bett-, Lager-, Eheschlaf-Gehülfe, auch — Gescherz, — Gespaß, — Hold, — Genoss, — Gespiel, und altmodisch — Gesell; so denn auch Bett-, Ehe-, Lager-, Schlaf-Gespassinn, Holdinn, Gesellinn, u. s. f. Bett-, Ehe-, Haus-Engel, Bett-, Ehe- und Haus-Göttinnen und derley Königinnen gibt es weit mehr, als eheliche Haus-Götter und Haus-Könige. Leibes-Sorger und — inn, im Gegensatze vom Seelsorger; Trauter, Herztrauter — inn; Liebchen, Herzchen, Holdchen; mein Augentrost, mein Augapfel, mein Wohlgeschmack *); ja auch Herz-Täubchen, mein Lämmchen, Schäfchen, mein Pezele, landschaftlich in gleicher Bedeutung; sogar auch Gold-Käferchen, Herz-Käferchen, (Herz-Käferl) und bey'm Volke noch ähnliches lieb Weiber- und Liebes-Geziefer. Mehr bürgerhaft, von Mann und Weib, Ehe-Schatz, Hausschatz; nur vom Weibe, Haus-Ehre,

*) Eine gewagte Verhochdeutschung des gemein Bayerischen „mein Geschmacherl," d. i. Geschmackchen.

Haus-Krone, ehemals noch einfacher: „wer mit eines Mannes Kronen wird begriffen (ertappet),“ im alten Wiener Staats-Rechte, bey Rauch; Schatz-Kind, Gold-Kind u. a. Der und die Geliebte, auch die ärmere Liebste, sind nicht immer Ehe-Personen, so wenig als jedes zärtliche Herz- und Bett-Gespiel und Manches der obigen; bestehet ja bekanntlich schon der Leibes-Hofstaat gar mancher Dame aus einem (Ehe) Manne, mehrern Liebhabern und Anbetern, und blos nur etlichen Geliebten. —

Vorrede
zum vierten Buch der Aeneide.

Glaubt Aeneas Abenteuer
Mit Frau Dido Wort für Wort:
Oftmal glimmt Kupidos Feuer
Unter Hymens Asche fort.

Hg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Zürich.

(Beschluß.)

Das historische Fach hat kaum etwas Befriedigendes aufzuweisen. Ein Oelgemählde Volmar's in Bern ist nicht ohne Verdienst. Die Alpen-Rosen für 1814 werden ein verjüngtes Kupferblatt davon geben. Sein Gegenstand ist der Ritter Rudolph von Erlach, der die Dienste des Grafen von Nydau verläßt, um mit Bern in den Lauperkrieg zu ziehen. Nach einer freyen Dichtung wird angenommen, der Graf habe den von Erlach zu bewegen gesucht, bey dem Kriegsheer des Adels gegen Bern zu streiten, und habe ihm als Pfand einer würdigen Belohnung sein Schwert angeboten; in diesem Augenblick seyen die zwey Söhne des Grafen hereingetreten, und haben den Vater um Waffen gefleht; da habe von Erlach demjenigen des Vaters plötzlich ergriffenenes Schwert angeboten, der forthin helfen würde, seinen Bruder zu hüten und zu züchtigen. Einer von den Knaben sprang empor und entriß dem Ritter voll Unwillen die Klinge:

„Daß ich also das Schwert erwähle,“
Beginnt er zornig und empört,
„Das hoffet nie, so lang wir leben!
„Der Bruder schlägt den Bruder nicht! u. s. w.

„Doch wollt ich dem die Wehr entreißen,
„Der sie so tückisch uns versprach;
„Wie konnt' ein Edler sie verheißen,
„Um solchen Schimpf, zu solcher Schmach?“

So klang das Wort des biedern Knaben,
Doch heiter und gemildert schon
Trägt auf der Schulter hoch erhaben
Er den gebotnen Richterlohn.

In Huld und Liebe zart umschlungen
Vor der entzückten Männer Blick,
Erscheint das junge Paar durchdrungen
Von frommer Treue Wechselglück.

Sie schauen prüfend auf den Ritter,
Der ihre Herzen schwer versucht,
Und wie die Prüfung herb und bitter,
So lieblich ist nun ihre Frucht. *)

Von Erlach läßt den Grafen, der gedankenvoll auf die Knaben niederschaut, an diesem Beyspiel der brüderlichen Liebe sehen, wie wenig es sich geziemen würde, daß ein Bürger von Bern in diesen Tagen des blutigen Kampfes seine Brüder verlasse und gegen sie das Schwert gebrauche. Die Erklärung ist freylich unentbehrlich, auf daß man dieses in dem Gemählde sehe, und als Gegenstand der bildenden Kunst war die Dichtung wol kaum zum Besten gewählt. Daniel Freudweiler und Konrad Fäsi von Zürich haben, jener aus der Geschichte Tobias, dieser aus Julia Alpinula's kindlicher Frömmigkeit sich Scenen für Aquarelle gewählt; ein Wilhelm Tell von Neustuck in Basel, in der hohlen Gasse sitzend, mit dem Pfeil in der Hand, könnte ohne die Unterschrift für einen Banditen genommen werden.

Salomon Landolt hat vier seiner zarten und reizvollen Gouachen ausgestellt: eine Pferdweide beym Mondschein, zwey aufeinander stoßende Kavallerie-Patrouillen, die Rehjagd in der Abend-Dämmerung und den Pferdehändler im Morgen-Licht. Hr. Steiner in Winterthur sandte schöne Blumenstücke.

An Portraiten war kein Mangel. Der Hofmaler Zeller von Mecklenburg-Strelitz, Menteler von Zug, Pfenninger von Stäfa, der Holländer Recco in Basel, Biedermann in Winterthur und Freudenweiler in Zürich, haben sehr brave und zum Theil vorzügliche Arbeiten, meist Oelgemählde, geliefert. Graff in Dresden hatte das Portrait seines Sohnes in schwarzer Kreide eingesandt.

An Miniaturstücken waren drey ausgezeichnet schöne von Hrn. Friedrich Ochs, (einem durch Talente und Bescheidenheit gleich ausgezeichneten Künstler, dem Sohn des Staatsraths Peter Ochs), aus Basel vorhanden, darunter das Portrait Napoleon's nach Augustin, dem Lehrer des Künstlers, eine dem Original an Werth wenig nachstehende Arbeit. Gleich vorzüglich ist eine Magdalena nach Guido Reni, von der Dlle. Pfenninger aus Zürich, gegenwärtig in Paris.

Von Kupferstichen verdienen zwey Blätter von Franz Forster, einem jungen, sich in Paris aufhaltenden Künstler aus Kirchberg im Toggenburgischen, eine nackte männliche Figur auf einen Block gestützt und die Geliebte des Titian, welche Beyde auch in Paris ehrenvolle Aufnahme fanden, bemerkt zu werden; dann ein Paar Aquatinta-Prospekte von Hegi und Hürlimann, Beyde von Zürich. Der Bildhauer Christen aus Stanz hat seine wohl gelungene Venus in der Muschel und Hebe, jene in Gyps, diese in gebrannter Erde, ausgestellt; von Sonnenschein in Bern sind Paris, Venus und Ganymed in gebrannter Erde zu sehen; aber einen vorzüglichen Genuß gewähren die ungemein schönen Marmor-Basreliefs: Amor und Psyche und Perseus, dann die Büste der Niobe von Hrn. Martin v. Muralt aus Zürich, in Stuttgart.

In einem besondern Saal hat Hr. Müller von Engelberg auf vier großen Tafeln ein Relief der innern und südlichen Schweiz, das den ungetheilten Beyfall der Kenner erhält, ausgestellt. Er ist jenem, vor mehrern Jahren an den Berliner Hof verkauften, ähnlich; doch umfassender und vollendeter, als die frühere Arbeit. Nahe an 200 Loose, (zu zwey Laubthalern), sind auch diesmal zum Behuf der Verloosung mehrerer verkäuflicher und ausgewählter Stücke der Ausstellung abgesetzt worden.

*) Das ganze Gedicht erscheint ebenfalls in den Alpenrosen für 1814.

Nro. 158.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 3. Julius, 1813.

O nimm das Reinste, was ich opfern kann,
Nimm meinen frommen Dank
Nimm meinen lauten Lobgesang!
Für deine Schöpfung an!
Ramler.

Uranus und Uranide,
oder
das erste Hochzeitlied der Schöpfung.

Uranide.
(indem sie die Augen aufschlägt.)

Wo bin ich? — Wo war ich vorhin? — Diese Stimme,
Die ich hier vernahm,
Wo ist sie? — Wer sagt mir, woher sie kam?
Nicht immer sah ich diesen Tag;
Nicht immer fühlt' ich dieses Herzens Schlag,
Und lebt' und athmete, in Licht und Dufte:
War hier nicht Jemand, der mich rufte?
Wo ist er, wo?
Durch dessen Allmacht ich dem Nichts entfloh?

(indem sie den Mond, der, ihr zu Häupten aufgegangen, plötzlich seine Strahlen auf sie herabwirft, gewahr wird.)

Bist du es, mit deinem stillen Schein,
Da droben, der zum freundlichen Seyn
Mich von dem langen Schlaf erweckte,
Der so dicht mein Auge bedeckte?
Wie nenn' ich dich? — Mond —
Und ihr zur Seit' ihm, in jener Ferne:
Wie nenn' ich euch andre? — Holde Sterne! —
Holde Sterne, leuchtender Mond,
Und du Baum, und du, o Fluß,
Rauschend unter meinem Fuß:
Wunder, die mein Auge nie entdeckte:
War es euer Rauschen, das mich weckte?
Wie — oder ist alles um mich —
Neben mir —
Unter mir —
Ueber mir —
Alles nur — Ich?
Und euer Glanz —
Bin ich es ganz?

(sich aufrichtend.)

Ha, wie groß, wie groß bin ich,
Lieber Mond, nun faß' ich dich?

(sie berührt eine ihr zu Häupten herabhangende Myrthendecke; ihre Augen schließen sich unwillkürlich.)

Doch warum verlaßt ihr plötzlich mich?
Ihr göttlichen Träume,
Ihr Berg' und ihr Bäume,
Du Fluß und ihr Sterne,
So nah und so ferne,
Ihr Thäler, ihr Höhen;
So wollt ihr vergehen?
Und kaum noch geboren
Hüllt, wieder verloren,
Die Nacht mich ein,
So soll ich nicht seyn?

(noch immer mit geschlossenen Augen, aber beruhigter.)

Nein, nein!
Mir nah, ganz nah
Sind die Sterne, die vorhin ich sah;
Ein neuer Mond,
Der in mir wohnt.

(indem sie die Augen wechselsweise schließt und wieder eröffnet.)

Süße Lust,
In tiefster Brust
Der Sterne Schwinden,
Den Mond zu finden,

So oft ich will:
Still, still!

(indem sie die Augen aufschlägt, und ihn hinter einem blauen Gewölk' aufs Neue gewahr wird.)

Da bist du wieder — ich kenne dich,
Stiller, holder, freundlicher Schein: —
Ja, du bist mein!

(sie streckt ihre Arme aus. Ihre Füße gleiten von der Anhöhe herunter; sie thut erschrecken einige Schritte vorwärts.)

Wie ist mir? — Ich fliehe —
Mir zittern die Kniee —
Es weichen — es wanken —
Es zittern — es schwanken
Vor meinem Blick
Der Fluß, der Baum und die Sterne zurück.

(in einiger Entfernung still stehend, und sich nach den verlornen Gegenständen umblickend.)

So seyd ihr nicht mein?
So bin ich mein Seyn,
Von euern entsprungen,
Zu trennen gezwungen?

(Mondwärts.)

Jene sind fort,
Doch du bist dort,
Und ich bin hier:
Zu dir, zu dir,
Bergab, bergauf!

(ersteigt einen Hügel am Fluß.)

(traurig) Ich kann nicht herauf,
Du kannst nicht herab:
Ich kann dich nicht fassen:
So bin ich verlassen;
So bin ich allein!

(eine Nachtigall schlägt im Myrthengebüsch.)

Endlich, endlich eine Stimme!
O du schöner Himmelsvogel,
Den ich in der Brust beherbe:
Stimme, klingst du in mir selber?

(indem sie ihr eignes Bild unten im Flusse gewahr wird.)

Oder bist du es, holde Lichtgestalt,
Die im Fluß hier unten wallt,
Der ich dieses Lied verdanke?
O du himmlischer Gedanke!
Steht bewundernd still, ihr Augen!
Nimmt hier ein zweyter Himmel uns auf?
Halten ihren ew'gen Lauf,
Wie dort oben in der Ferne,
So hier unten selige Sterne?
Zitternd Bild, von Wellen getragen,
Nickst mir freundlich, scheinst zu sagen:
„Schwester, warum kommst du nicht?
„Wohnst mit mir im Himmelslicht?"
Holde Schwester, ich komm, ich komme!

(will sich mit ausgebreiteten Armen in den Fluß stürzen. Indem sie die Wellen mit ihren Füßen berührt, zerfließt das Bild; sie bebt schaudernd zurück.)

Weh mir! Im Bach
Geht eine fremde Gestalt mir nach;
Eine andere, drohend feindlich,
Steigt erzürnt vom Felsen auf;
Nimmt vor mir in's Feld den Lauf:
Drohend schwarz und immer schwärzer,
Folgt sie mir auf Tritt und Schritte: —
Da ist sie wieder!
Mir zittern die Glieder!
Wie heißt du! — Schatten?

S t i m m e n,

(die seitwärts aus einer Laube zu Uranidens Ohr bringen.)

Mußt dich vor dem bösen Schatten flüchten!
Komm zur Laube hier, mit Sommerfrüchten;
Rufen Schwester, Blume dir und Traube,
Flüchte dich zur stillen Sommerlaube!
Lagre dich zu unserm Blumenschoße!

U r a n i d e.

(Indem sie in stiller Betrachtung vor der Laube stehen bleibt.)

Blume, süße Blum', wie heißt du?

B l u m e.

Rose!

U r a n i d e.

Laß mich trinken deinen Wohlgeruch!

R o s e.

Trink mich, hättest nimmer sonst genug.

T r a u b e.

Such' auch mich die zweyte Schwester Traube,
Deren Nektar reift im Sonnenlaube.

U r a n i d e.

Ja, mir will das Aug' ermattend sinken,
Muß auch deinen Nektar in mich trinken.

T r a u b e.

Mußt den Wohlgeruch der Rose pflücken,
Doch der Traube Nektar in dich drücken.

U r a n i d e.

Welch ein Zittern, das ich in mir spüre,
Holde Traube, wenn ich dich berühre?

T r a u b e.

Ueberströmend ganz dich zu durchfließen,
Will ich in dein Innres mich ergießen!

U r a n i d e.

Brennend heiße Sehnsucht will mich fassen:

(Indem sie die Traube an den Mund bringt.)

Tröpfelnde Krystallen, süß zerlassen,
Quillet, quillet,
Bis, aus euch mein Innres angefüllet,
Sich die brennend heiße Sehnsucht stillet!
Unnennbarer Durst, der mich verzehrt,
Wird dir endlich Labial hier gewährt?
Aber durch die Myrthennächte,
Hör' ich plötzlich Stimmen schallen,
Hör' ich plötzlich Tritte wallen.
Schützt mich, ihr himmlischen Mächte!

B l u m e n h y m n u s.

(Aus dem Innern der Laube.)

Blume, Blume, süße Schwester,
Süß vernimm von deinem Loose!
Höre nun von Traub' und Rose,
Was uns Blumen ist begegnet.

Gleicher Lust und gleicher Leiden
Schmerzlich liebliche Bestimmung
Will auch dir Natur bescheiden!
Musst nun auch, aus deinem Schoße,
Wie die Traub' und wie die Rose,
Süßverborgenes enthüllen;
Thun, nach heil'gen Schicksals Willen;
Blühtest so wie wir auf Erden;
Musst, wie wir, gepflückt auch werden!
Menschenblüthenstaub und Sonnen,
Und die rollenden Gestirne,
Stets in wogender Verwandlung —
Will Naturgeist Erd' und Himmel,
Luft und Wasser, Blum' und Vogel,
Aus Krystallen still entwirken.
Stimmt ihn an, den Sternenreigen,
Stimmt ihn an, ihr sel'gen Schwestern,
Durch der Myrthennächte Schweigen!
Und ihr wandelnden Gestirne,
Uranus und Uranide,
Wo sich göttlich zur Besinnung
Aufgewacht ein Paar begegnet:
Feyert ihn, im Hochzeitliede;
Feyert ihn, den Schöpfungsmorgen,
Mit der Schöpfung Kuß im Bunde,
Feyert ihn von Mund zu Munde!

Uranus.

(Tritt plötzlich, aus einer Mondscheinbeleuchtung hinter der Laube hervor.

Uranide.

(die süß erschrocken vor ihm zurückbebt.)

Wer bist du?
Bist du der Mond?
Bist du von deinem Himmel niedergekommen?
Hast deinen Strahlenglanz ab du genommen,
Den so glänzend deine Scheitel trug? —
Du siehst mich an — du sprichst kein Wort —
Du fassest mich an — du ziehst mich fort!
Mir strömt in die Adern
Aus deinen Händen,
Aus deinem Druck,
Ein plötzlich Feuer: wohin mich wenden?
Genug, genug!

(Uranus eröffnet die Arme; Uranide sinkt in die seinigen.)

Falk.

Rückreise vom Kap der guten Hoffnung.

30.

Den 12 Junius. Gott sey Dank! wir haben unsere Reise glücklich beendigt, und liegen wohlbehalten hier auf der Rhede vor Portsmouth bey Spithead; was aber nun weiter aus uns werden wird, ob wir nach Holland transportirt werden, oder die Erlaubniß erhalten, nach Haus zu gehen, ist uns noch unbekannt. Vor der Hand dürfen wir nicht an das Land, und müssen erst die Befehle aus London abwarten, welche Morgen ankommen sollen, und wenigstens unserer Ungewißheit ein Ende machen werden.

Gestern Mittag hatten wir das Vergnügen, einer Flotte aus Westindien von beynahe 50 Segeln zu begegnen, welche einen schönen Anblick gewährte. Hier auf der Rhede fehlt es denn auch an Schiffen nicht. Ob 80 derselben ein- oder auslaufen, wird man kaum gewahr, besonders da Alles so still hergeht. Zwey Dreydecker, bey denen wir im Einlaufen dicht vorbey mussten, zogen besonders ihrer ungeheuern Größe wegen meine Aufmerksamkeit auf sich, und dann ein Paar alte Bekannte, der Marengo und die Bellepoule von Admirals Linois Flotte, welche dicht bey den kapowerdischen Inseln von den Engländern genommen, und hieher gebracht worden sind.

Was uns hier zuerst empfing, war eine Menge deutscher Juden, die an unser Schiff kamen, und fragten: ob wir nichts zu schachern hätten, und die wir nur mit größter Mühe wieder los werden konnten, ob sie gleich wenig lösten.

Den 14. Junius. Stellen Sie Sich den schönsten Sommermorgen vor, noch angenehmer durch die stille helle Wasserfläche gemacht, auf der einen Seite die Stadt mit ihren grünen Wällen, und auf der andern die fruchtbare Insel Wight mit einem schönen Dörfchen am Strande, und uns, wie den Tantalus in der Götterlehre, beym Anblick aller dieser Herrlichkeiten auf unsern alten Traveller gebannt! Gestern ist noch keine Nachricht gekommen; wir sind zwar auf heute vertröstet, allein ich traue dem Ding noch nicht recht.

Hartway den 17. Junius 1806. Wir assen heute Mittag in Portsmouth, doch habe ich nicht viel von der Stadt gesehen, weil wir gleich nachher mit der Fluth den Hafen hinauf hieher fuhren. Es kam mir doch sonderbar vor, wie ich heute das Erstemal seit 11 Wochen das feste Land betrat, und ich wurde von einem kleinen Spaziergang, den ich in die Gegend umher machte, nicht wenig müde. Gestern wurde unser Oberster zum Agenten über die Kriegsgefangenen gerufen, und geht in der Erwartung hin, an ihm einen solchen Mann zu finden, wie man leider! hier unter den Amtsleuten, mit denen man Geschäfte abzuthun hat, gewöhnlich antrifft, erkennt aber in ihm einen alten Kameraden, mit dem er bey der Belagerung von Pensakola bekannt geworden ist, und der ihm so wol, als uns Allen, jetzt sehr viel Freundschaft erzeigt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Juny.

Im Hof-Opern-Theater sieht man seit einiger Zeit wieder Vorstellungen von großen Tableaux, denen berühmte Gemählde zum Grunde liegen. Der Kommiss.-Director, Philipp von Stubenrauch, wählte bey Gelegenheit einer ihm bewilligten freyen Einnahme:

1) Den Schwur der Horatier, nach L. David.

2) Die Wiedererkennungs-Scene des Leontes und seiner Gemahlinn Hermione, die ihm als Statue vorgezeigt wird, nach W. Hamilton.

3) Eudamidas, der Korinther, überträgt in seinem Testament seinen zwey besten Freunden die Sorge für die Ernährung seiner Mutter und Ausstattung der Tochter, nach Poussin.

4) Heinrich der Vierte überglebt bey seiner Abreise nach Deutschland seiner Gemahlinn die Regentschaft. Zwischen ihnen befindet sich der Dauphin, und zur Seite der Königinn die Klugheit und die Großmuth, nach P. P. Rubens.

5) Katharina von Arragonien vertheidigt sich vor dem Throne Heinrich des Achten, Königs von England, nach R. Westall.

Sie zeichneten sich durch gute Anordnung, Gruppirung, hauptsächlich aber durch die richtig berechnete und sehr zweckmäßig vertheilte Beleuchtung, sehr aus, und wurden von den Mitgliedern des Schauspiels, der Oper und des Ballet-Chors ausgeführt. Das zweyte und vierte Tableau waren von vorzüglicher Wirkung, und erhielten rauschenden Beyfall. In der Ankündigung las man die Versicherung, daß die Vorstellungen in der Folge nicht mehr wiederholt werden sollten; dennoch geschah es bald darauf. Das sollte nicht Statt finden. Abgesehen davon, daß man ähnlichen Versicherungen keinen Glauben mehr beymißt, schwächt auch die Wiederholung den Reiz der Neuheit, weil der Eindruck immer vorüberfliegend und der kleinste Theil nur vermögend ist, das Ganze im Ueberblick festzuhalten. Unter den Figuren traten Mad. Milder als Gemahlinn Heinrichs des Vierten und Katharina von Arragonien, und Mad. Gottdank, vom Theater an der Wien, als Hermione und eine der Allegorien, besonders Letztere im vollen Glanze der Schönheit hervor. Selten angewandt sind dergleichen Vorstellungen immer sehr anziehend.

Die eben erwähnten Tableaux führen mich auf das Kunst-Kabinet des berühmten Mechanikus Mälzel, und auf die Ausstellung der Kunstwerke, welche die K. K. Akademie der vereinigten bildenden Künste bey Sankt Anna im Monat May veranlaßte. Die Verdienste des Erstern im Fache der Mechanik sind längst bekannt, und er hat sie gegenwärtig durch Verfertigung eines Panharmonikons aufs Neue bewährt. Es ist das vollkommenste unter den bereits von ihm vorhandenen und nach London bestimmt, hat eine sehr gefällige Form, die ganze türkische Musik, eine doppelte Klaviatur und das Karakteristische, daß jeder Ton eines Blase-Instruments zwey Mal vorhanden ist, und zu Passagen, wie zur Ausfüllung der Harmonie verwendet werden kann. Die Stellung und Anordnung der zahlreichen Instrumente ist so künstlich, daß sie nur einen kleinen Raum einnehmen und sich dem Auge angenehm darstellen. Ich habe folgende Stücke auf diesem Panharmonikon gehört: Die Ouverture aus der Oper Lodoiska, von Cherubini, die Militair-Symphonie von Haydn, die Ouverture aus Händels Alexanderfest mit dem hier sehr beliebten Chor:

> Brecht die Bande seines Schlummers,
> Weckt ihn auf mit lautem Donner,
> Weckt ihn &c.

und das Echo, von Cherubini. Außerordentlich ist die Ausführung des Piano und Forte, welches durch einen einfachen Mechanismus, vermöge Registerzüge, bewirkt wird. Die Töne sind rein, und wenn sie es in den vorigen Monaten nicht alle Mal waren, so lag das in der Beschaffenheit der Witterung und in der Zimmerheizung.

Die Konstruktion des mechanischen Trompeters ist bereits anderweit zergliedert. Das Ausland kennt dieses Werk eines wahrhaften Genie's, und ich darf weiter nichts bemerken, als daß die Kraft und Richtigkeit der Töne Staunen erregt. Daß er aber mit der Trompete dem Forte-Piano akkompagnirt, ist wol nur eine Verwechslung, denn Letzteres ist unbedenklich der Trompete obligat. Von den übrigen Kunstwerken ist eine Sammlung der Büsten von Alabaster und Bley des Franz Xaver Messerschmidt, welche die verschiedenen Leidenschaften und Physiognomien mit karakteristischem Ausdruck darstellen und im siebenten Heft des zweyten Jahrgangs des Journals Paris und Wien größtentheils beschrieben sind, eine Kopie der Hebe, nach Unterberger, der Brand von Moskau und die englische Parlamentssitzung, merkwürdig. Die Hebe ist eine herrliche Kopie und gewährt bey der schönen Beleuchtung in einem dunkeln Kabinette einen bezaubernden Anblick. Die Form ist rund und weich, der Pinsel sanft, das Kolorit reizend. Der Total-Effekt des Gemähldes ist auf die Beleuchtung berechnet.

Größer wirkt die optische Vorstellung des Brandes von Moskau. Man sieht im Vordergrunde die Einwohner mit ihren Habseligkeiten flüchten, tiefer die französische Armee, Infanterie, Kavallerie, Artillerie &c. im Marsche, und im Hintergrunde die ungeheure Stadt in Rauch- und Feuermassen. Die russische Nationaltracht, wie die Uniformen der französischen Armee, sind nach der Wirklichkeit ausgeführt, die Figuren sämtlich beweglich und so zahlreich, daß sie, ohne wiederkehren zu dürfen, nur einmal erscheinen. Die Darstellung ist von Franz Scheyerer, einem hiesigen Landschaft-Mahler, gemahlt und sehr gut gerathen. Täuschend sind die Rauchwolken und die Flammen durch die äußere Beleuchtung, worauf Hr. Mälzel vorzügliche Sorgfalt verwendet hat. — Die englische Parlamentssitzung ist ein Oelgemählde von funfzehn Fuß Breite und zwölf Fuß Höhe. Es stellt sechs- und neunzig Parlamentsglieder und den Augenblick dar, als der berühmte Pitt den Vortrag hält. Die Köpfe sind Portraits und die Gruppirung überaus ansprechend. Man erblickt hier Männer, die in Englands Geschichte die wichtigsten Rollen gespielt haben. Es ist von dem verstorbenen Hof-Kammermahler, Anton Hickel, verfertigt, und ein sehr schätzenswerthes Kunstwerk.

(Der Beschluß folgt.)

Charaden.

1.

Mein Erst- und Zweytes schafft Triumph und Ruhm dem Heer.
Mein Dritt- und Viertes übt man in la Trappe sehr;
In lauten Cirkeln oft entsteht's von Ungefähr.
Der Faule, Feige hält mein Fünftes schwer,
Auch dients zur Nahrung, dient zu Lehr' und Wehr
Im Staat und im geselligen Verkehr.
Im Ganzen leben wir, doch wol nicht lange mehr.

X.

2.

Mein Erstes und mein Zweytes suche
In jenem gottgeweihten Buche,
Das dir den Weg zum Himmel weist.
Ich bin der frommen Väter einer;
Es denket Mancher heut noch meiner,
Der meinen mächt'gen Samen preist.
Zum Reisen brauchst du gern das Dritte;
In jedem Haus, in jeder Hütte
Findst du's, es dient zur Sicherheit.
Mit ihm zog, (wie ein Ruf befohlen),
Ins ferne Land, sein Glück zu holen,
Einst jener Mann, zum Dienst bereit —
Und wenn am unbewölkten Bogen
Die Sonne nun hinabgezogen,
Dann sieh zu jenen Fernen auf.
Wie majestätisch glänzt dort oben
Mein Ganzes! Wenn hier Stürme toben,
Dann schwinge sich dein Geist hinauf.

F. S .....

Auflösung der Vexier-Charade und des Logogryphs in Nro. 152.
Schattenreich. Schleyer.

Beylage: Monats-Register vom Juni.

Nro. 159.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 5. Julius, 1813.

— — Der Richter hält die Wage.
Schliesset einst gewiß die Rechnung ab.
Seume.

Dunkel sind der Vergeltung Wege.

Auf einem einsamen Schlosse im Schwarzwalde wurde Carl von Walling von seinem Onkel erzogen. Dieser Onkel war Kammerherr am Hofe eines deutschen Reichs-Fürsten und dessen Liebling gewesen. Ergraut in den Kabalen des Hoflebens, hatte er sich nach dem Tode des Fürsten auf dieses Stammschloß zurückgezogen; hier lebte er, von aller Welt abgeschieden, blos der Erziehung seines Neffen, um aus ihm, wie er sich ausdruckte, einen wahren Glücksritter zu bilden. Seine Lehren fielen auf fruchtbarn Boden. Als Jüngling von 18 Jahren war Carl der vollendetste Egoist; gewandt und verschlagen verbarg er unter der einnehmendsten Außenseite ein verdorbenes, zu allem fähiges Herz. Mit inniger Freude sah der Onkel seine Saat üppig aufgehen, und wünschte sich Glück zum gelungenen Werke. Er hatte am Hofe des Königs von Pohlen einen Jugendfreund; an diesen empfahl er den 18jährigen Neffen. Mit einer Menge von Verhaltungs-Regeln und wenigem Gelde kam Carl in Warschau an, wo er als Lieutenant bey der Königlichen Garde angestellt wurde. Sehr bald sah er ein, daß sein beschränktes Einkommen hier nicht hinreichte, daß Geld das erste und wichtigste Hülfsmittel sey, empor zu kommen. Er sann auf Mittel und fiel auf das gewöhnliche, wodurch so viele ihr Glück gründen. Seine empfehlende Gestalt machte ihm Hoffnung zu einer reichen Heirath; mit gierigen Augen musterte er daher die reichen Töchter des Landes. Die junge Gräfinn Dobrowska war eine der ersten, die seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Ihre Eltern waren vor Kurzem gestorben, und hinterliessen der verwaisten Pauline ein ansehnliches Vermögen.

So reichlich auch Dame Fortuna sie ausgestattet, eben so stiefmütterlich hatte Mutter Natur sie bedacht. Von allen weiblichen Reizen entblößt, durch welche ihre Gespielinnen glänzten, ersetzte sie den Mangel äußerer Vorzüge durch seltene Herzensgüte, und einen mehr als gewöhnlichen Verstand. Sie war klug genug, einzusehen, daß sie nicht im Stande sey, einen Mann durch Schönheit zu fesseln; der Gedanke, blos um ihres Vermögens willen unter die Haube zu kommen, war ihr unerträglich; daher beschloß sie, ledig zu bleiben. Aber nur zu bald wurden gewisse Wünsche in ihrem Herzen laut, die ihr manche bittre Stunde verursachten. In dieser Periode lernte sie Carl kennen; schlau und gewandt, wie er war, wurde es ihm leicht, einen Blick in ihr Herz zu thun. Ausgelernt in den Künsten der Heucheley gelang es ihm, die Unerfahrne zu täuschen. Die Bewerbungen des schönen Jünglings, der heilig schwur: nur der Besitz ihres schönen Herzens, nicht ihr Vermögen, sey der Schatz, nach dem er trachte, rührten sie, und in wenigen Wochen war sie seine Frau. Kaum war die Trauung vorbey, und Carl im Besitz des Vermögens, als er die Larve fallen ließ. Zu spät erkannte die Betrogne ihren Irrthum, aber mit der Geduld eines Engels trug sie den frechen Uebermuth des Schändlichen. Nicht gewohnt, Vermögen zu besitzen, überließ sich Carl der ausschweifendsten Lebensart; sein

übermäßiger Aufwand überstieg sein Einkommen. Pauline wagte es mit der zartesten Schonung, ihm hierüber Vorstellungen zu machen; schnöder Hohn war seine Antwort; nichts blieb ihr übrig, als den unglücklichen Irrthum im Stillen zu beweinen, indeß ihr Gemahl von Festen zu Festen eilte, in Gesellschaft von Spielern und feilen Dirnen ihr Eigenthum verpraßte. Die natürliche Folge davon war, daß er sich in einigen Jahren in ein Meer von Schulden gestürzt hatte. Die Noth zwang ihn, auf einen Ausweg zu sinnen; denn er wollte den Verfall seiner Umstände nicht bekannt werden lassen. Um diese Zeit beschäftigte eine wichtige Erscheinung bey Hofe die Aufmerksamkeit aller Männer. Die junge Fürstinn Sulikovska war zum ersten Mal nach Warschau gekommen; ihr Vater, der Kronfeldherr Fürst Sulikovsky, hatte sie auf dem Lande erziehen lassen. Das Glück schien sich Ludovika, so hieß sie, zum Liebling erkohren zu haben; prangend in üppiger Jugendschöne war sie die Tochter des mächtigsten Starosten, was Wunder also, daß alle Männerherzen bey ihrer Ankunft entbrannten, denn gegen diese Partie ließ sich nichts einwenden; Adel, Connexionen, Reichthum, Alles, was die leidige Convenienz fordern konnte, fand sich hier, und überdies noch die Gestalt einer Juno mit dem Gesichte einer Venus — wer konnte bey solchen Vorzügen kalt bleiben? Carl war keiner von den Letzten, der, von dem Zauberstabe dieser mächtigen Fee berührt, in heißer Gluth entbrannte. Diese schöne, und was bey ihm noch mehr galt, reiche Hand konnte ihn mit einem Mal aus dem Abgrunde seiner Verlegenheiten ziehen, und ihn in ein Paradies führen, wo Ueberfluß herrschte und Ehrenstellen dem Beglückten vom Himmel fielen, aber — er war verheirathet! Ein Gedanke, der wie der Cherub mit dem Flammenschwert ihn von der Pforte dieses Paradieses zurückscheuchte. Was hätte er darum gegeben, jetzt frey zu seyn. Wäre er nicht feig, wie alle Bösewichte, gewesen, so hätte Paulinen's Leben Gefahr laufen dürfen; allein zu einem solchen Schritte fehlte es ihm an Muth. Mit raffinirter Bosheit verdoppelte er sein schändliches Benehmen gegen seine Frau. Vorwürfe, Drohungen, sogar Mißhandlungen ertrug die Bedauernswerthe mit englischer Geduld und schwieg. Seine Verzweiflung erreichte den höchsten Grad, als er bemerkte, daß er Ludoviken nicht gleichgültig sey. Eine Bemerkung, die nicht ganz grundlos war; es war dem tückischen Heuchler in der That gelungen, einigen Eindruck auf das jugendliche Herz zu machen. Mit pöbelhafter Wuth fluchte er dem Bande, das ihn an Paulinen kettete, und ward immer wüthender, je deutlicher ihm die Unmöglichkeit erschien, dies Band zu trennen; denn er war katholisch. Da erhielt er die Nachricht, daß sein Onkel gestorben sey, und ihn zum Erben des alten Schlosses im Schwarzwalde eingesetzt habe; diese Nachricht fuhr wie ein Blitzstrahl durch sein Gehirn; einige Minuten des Nachdenkens — und mit der triumphirenden Miene eines Teufels rief er frohlockend: Wohl mir! das Mittel ist gefunden; du bist mein, Ludovika! Von diesem Tage an änderte er sein Betragen gegen Paulinen; aus dem gebieterischen Haustyrannen ward mit einmal der gefälligste, zärtlichste Ehemann. Pauline, nichts Arges vermuthend, dankte dem Himmel mit Freudenthränen für diesen glücklichen Wechsel. Erst nach einigen Wochen machte Carl seine Gattinn mit dem Tode seines Onkels und der gemachten Erbschaft bekannt, stellte ihr die Nothwendigkeit vor, bey der Uebernahme des Schlosses in Person gegenwärtig zu seyn, und lud Paulinen ein, ihn dahin zu begleiten; sie, die keinen andern Willen hatte, als den des geliebten Gatten, willigte freudig ein, und die Reise wurde angetreten. Der lange Kummer hatte Paulinens Kräfte geschwächt, die Beschwerlichkeiten der weiten Reise ihr hart zugesetzt; sie fühlte sich schon in Dresden unpaß, wollte aber ihren Gemahl nicht beunruhigen und litt im Stillen. Der Zwang, den sie sich anthat, verschlimmerte ihren Zustand so sehr, daß sie ganz krank auf dem Schlosse ankam. Carl bemerkte mit satanischer Freude ihr Uebelbefinden, that aber ganz unbefangen, und zwang die Leidende, unter dem Vorwand der Eile, ganze Nächte im Wagen auszuhalten. Auf dem Schlosse ward die Kranke der Behandlung eines elenden Dorfbarbiers übergeben, der sie, statt zu heilen, sicher in's Grab brachte, wenn ihre unverdorbene Natur nicht obgesiegt hätte. Schon befand sie sich auf dem Wege der Besserung, als eines Morgens im Schlosse die Nachricht erscholl, die gnädige Frau sey heute Nacht verschieden. Carl that über ihren Verlust untröstlich, und ließ die Entseelte auf's Feyerlichste beysetzen. Jedermann war von ihrem Tode fest überzeugt, aber die Unglückliche lebte, um eines schrecklichen Todes zu sterben; so hatte es der höllische Bösewicht mit seinem Vertrauten, einem alten Diener seines Onkels, der für eine Pension sich zu dem entsetzlichen Bubenstücke hergab, abgekartet.

Durch einen Schlaftrunk ward Pauline betäubt und die Schloßbewohner getäuscht. Die Nacht nach ihrer Beysetzung brachte sie Carl, mit Hülfe seines Spießgesellen, in ein unterirrdisches Gewölbe; hier sollte sie bey spärlicher Nahrung, dem Auge der Welt entzogen, ihrem Tode langsam entgegen schmachten. Wer beschreibt den Schrecken der Verlassenen, als sie sich bey ihrem Erwachen in diesem feuchten Loche auf faulem Stroh befand. Von dem alten Diener, der ihr von Zeit zu Zeit Brot und Wasser brachte, erfuhr sie den fürchterlichen Zusammenhang ihres entsetzlichen Schicksals.

(Die Fortsetzung folgt.)

Frühlingslied.

Altfranzösisches Rondel.

Nun abgeworfen hat die Zeit
Ihr Nordsturm- Frost- und Regen-Kleid,
Und ein Gewand um sich gerollt
Von Himmelblau, von Weiß und Gold.
Hört! Thier und Vogel, neugepaart,
Schreit oder singt nach seiner Art;
Denn abgeworfen hat die Zeit
Ihr Nordsturm- Frost- und Regen-Kleid.
Dem Quell und Bach, dem Teich und Fluß
Entsprudelt Silber, Guß auf Guß.
Die Blumenstickerey der Au'n
Ist wunderlieblich anzuschau'n;
Denn abgeworfen hat die Zeit
Ihr Nordsturm- Frost und Regen-Kleid.
Die Heerde blöckt, die Flöte schallt,
Der Knabe spielt im grünen Wald.
Verjüngt ist rundum die Natur
Und Alles Lieb' und Freude nur;
Denn abgeworfen hat die Zeit
Ihr Nordsturm- Frost- und Regen-Kleid.

H 8.

Züge aus dem Privatleben der heutigen Aegypter. *)

1.

Wer in Aegypten einen Schlafenden aufwecken will, wird sich wohl hüten, in dessen Nähe Geräusch zu machen, oder ihn zu schütteln; vielmehr tritt seine Frau, Magd, oder Negerinn leise zu ihm hin, und kitzelt ihn so lange an der Fußsohle, bis durch die wenigbedeutende Unruhe, die ihm hierdurch verursacht wird, der Schlummer verscheucht ist.

2.

In den Militär-Spitälern der verschiedenen Plätze Aegyptens hatte man türkische Todtengräber angeordnet, welche die Leichname der Christen an einem abgesonderten Orte des Gottesackers der Muselmänner bestatten mussten. Von diesen wurden die verstorbenen Franzosen mehr als Einmal, nicht wie die Leichen der Muselmänner auf den Rücken, sondern auf den Bauch gelegt, und als man einen der Leichenbestatter um den Grund dieses Verfahrens befragte, so erklärte er, das geschehe darum, weil nach dem Tode den Seelen der Ungläubigen ein unterirdischer Aufenthalt angewiesen werde, hingegen die Seelen der Gläubigen zum Himmel emporsteigen, welchem zufolge es zweckmäßig sey, die Leichname auf zwey ungleiche Arten, und so ins Grab zu legen, daß jeder Partey ihre Reise erleichtert werde.

3.

Wenn die Aegyptierinnen von der gemeinen Volksklasse mit einander in Streit gerathen, so wird der Kampf bald heftig. Sie nehmen einander bey den Haaren, reißen sich dieselben gegenseitig aus, und anstatt mit den Händen drein zu schlagen, fassen sie sich mit den Zähnen, und beißen einander, wie wüthende Hunde, so daß es oft nicht ohne bedeutenden Schaden abläuft.

4.

Das ägyptische Volk betrachtet den Nil und den Palmbaum als die zwey Grundpfeiler seiner Existenz. Voll dankbarer Gesinnungen für das, was sie ihm leisten, lässt es sich gegen keinen von beyden einen Mangel an Achtung zu Schulden kommen, und spricht nicht anders von ihnen, als mit Ehrfurcht oder hochklingenden Lobeserhebungen. Auch wird ein Aegyptier, wenn er einen Europäer sieht, selten ermangeln, ihn zu fragen: ob es in Europa auch einen Nil, ob es auch Dattelbäume gebe, und wie es, bey Ermanglung dieser Güter, möglich sey, daselbst zu leben? Dabey ist der Fragende in der Regel so äußerst unwissend, daß er sich nicht vorstellen kann, wie sich auf so naive Fragen vernünftig antworten lasse.

5.

Einen sehr bedeutenden Einfluß auf alle Angelegenheiten des Lebens schreiben die Aegyptier dem Neide zu, und betrachten ihn gewissermaßen als eine zweyte Gottheit. Gehen ihre kaufmännischen Geschäfte nicht gut von Statten, so ist der Neid ihrer Korrespondenten daran Schuld; bleiben ihre Weiber unfruchtbar, so wird dies auf Rechnung neidischer Freundinnen geschrieben; stirbt ihnen ein Kind, so ist der Neid ihrer Nachbarn die Ursache dieses Unglücks; wenn sie von Krankheiten überfallen werden, oder in der Blüthe ihrer Jahre dahin schwinden, so haben elende Neider ihre Leiden veranlasst u. s. w. Dieses Vorurtheil ist so allgemein, und steht in solchem Ansehen, daß, wenn man seine Bewunderung über etwas zu Tage legen will, man sich, um den Verdacht des Neides von sich fern zu halten, gewisser Umschreibungen bedient, und sich auf eine Art ausdrückt, die glauben macht, man setze für seine eigene Person sehr geringen Werth auf das, was man als Vorzug oder Eigenthum eines Andern rühmen möchte.

6.

Die aegyptische und arabische Musik ist eine lärmende, jedes feinere Ohr zerreißende Barytonie. Gleichwol finden sie die Aegyptierinnen unvergleichlich schön, und dagegen die Musik der Europäer abscheulich. Es ereignet sich nicht selten, daß man Frauenzimmer über den rauhen und unmelodischen Tönen eines blinden, lahmen, und, wie sie es insgesammt sind, ekelhaften Sängers nicht blos in Entzücken gerathen, sondern sogar in Ohnmacht fallen, *) oder bey dem Klange von zwey bis drey seltsamen, lächer-

*) Memorie ed Opuscoli del Dottore Savaresi, Napoli 1808. Dieser Gelehrte hat die Expedition nach Aegypten ebenfalls mitgemacht.

*) Hiervon ist der Verf. dieser Bemerkungen selbst Zeuge gewesen.

lichen und übel zusammenstimmenden Instrumenten eine übermäßige Freude äußern sieht. Die Sängerinnen gehören größtentheils zu der niedrigsten Volksklasse, und haben falsche, höchst widrige Stimmen. Ein allgemein verbreiteter Wahn schreibt ihnen ein ausgezeichnetes dichterisches Talent zu.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart.

Die Königliche Universität Tübingen erlitt am eilften des vorigen Monats durch den frühen Tod eines vielseitig und gründlich gebildeten, rastlos thätigen Gelehrten, Wilhelm Gottlieb von Tafinger, Professors der Rechte, Ober-Appellations-Tribunals-Raths und Ritters rc., einen wahrempfindlichen Verlust. Tafinger wurde den 29. Dec. 1760 in Tübingen geboren, begann seine akademische Laufbahn schon im vierzehnten Jahre, und setzte sie nach dem Tode seines Vaters, des verdienten ord. Professors der Rechte zu Tübingen, unter Leitung seines verehrten Lehrers und Freundes Hofacker fort. Im Jahr 1780 unternahm er eine Reise nach Nord-Deutschland, vollendete seine Studien auf der Universität Göttingen, machte sich sodann in Wetzlar mit dem deutschen Reichsprozesse bekannt, und erhielt, nachdem er zu Ende des Jahrs 1782 nach Tübingen zurückgekehrt war, die juridische Doktorwürde.

Mit welchem Eifer und Nutzen Er seinem Lehrstuhle vorerst in Tübingen, dann von 1788 bis 91 in Erlangen und von diesem Jahr an wieder in seiner Vaterstadt vorstand, wie Er in Nebenstunden auch als anerkannt vorzüglicher Schriftsteller bis an seinen Tod fortwirkte, wie menschenfreundlich sein Karakter, wie gesellig und aufheiternd Er im Umgang, wie geschätzt von seinen Gönnern, und welch' ein treuer Freund Er war, darüber ist nur eine Stimme.

Umständlich belehren uns hierüber ein mit Wahrheitsliebe und theilnehmendem Gefühle geschriebenes lateinisches Programm des Hrn. Professors Conz, und die geistvolle und rührende Trauerrede des Hrn. Professors Köstlin. Wir können nicht umhin, aus Letzterer zur Ehre des Verstorbenen und des Verfassers, ohne geflissene Wahl, wenigstens eine Stelle, die gewiß nach dem Ganzen begierig macht, auszuheben.

„Nicht blos die Familienliebe — die Freundschaft, die leidende Menschheit ist es, die an diesem Grabe trauert; es stellen sich uns, wenn wir das Leben, das an diesem Grabe endet, überblicken, um Alles zu ermessen, was mit demselben uns verloren geht, nicht blos die liebenswürdigen Eigenschaften des Privatmannes dar, welche dieses Leben für Viele so erfreulich machten; der Verlust, über welchen wir leidtragen, kann auch mit Recht ein öffentlicher Verlust genannt werden; es endet an diesem Grabe auch ein öffentliches Wirken, ein Wirken ins Große, das im Zeitraume von beynahe dreyßig Jahren sich rühmlich genug bewährt hat, um durch sein frühes Erlöschen ein tiefes Bedauern Jedem einzuflößen, wer Sinn hat für die wichtigen Gegenstände, denen es gewidmet war. Erforschung und Mittheilung der Wahrheit hatte unser Vollendeter zur Hauptaufgabe seines Lebens gemacht; einen Theil der menschlichen Erkenntniß, der mit dem Wohle der Gesellschaft in sehr bedeutender Verbindung steht, hatte er zum Gebiete seiner Bemühungen gewählt, und bald genug hatte ein durch ausgezeichnet glückliche Naturanlagen begünstigter Fleiß ihn auf diesem Gebiete so weit geführt, so einheimisch gemacht, daß er eine ehrenvolle Stelle unter den Gelehrten seines Faches ansprechen durfte. Niemals aber stand er auf dem erreichten Punkte stille, niemals entsagte er dem Streben, vorwärts zu dringen; und es war ein Vorwärtsdringen des freyen, selbstthätigen Denkers, nicht eines Nachtreters, der immer nur gebahnte Wege sucht. Sein gewandter Geist, weit entfernt, mit befangener Einseitigkeit sich in die Schranken seines unmittelbarn Berufs-Faches einzuschließen, war auch mit andern Zweigen der Erkenntniß, mit andern Quellen der Bildung fortgehend befreundet; besonders war er im Heiligthum der Weltweisheit nicht fremd, und gern mochte er scharfsinnigen Geistern, hauptsächlich der neuern Zeit, auf den mühsamen Pfaden ihrer Untersuchungen über die letzten Gründe des menschlichen Wissens folgen. So eignete er sich in vorzüglichem Grade zu einem Pfleger der Wissenschaft, und zu einem Werkzeuge ihres Lichtes unter ihren Verehrern und Zöglingen. Und eben dieses ist es, was unsrer Trauer um ihn eine so weit ausgedehnte Theilnahme sichern muß. Der Besitz, den er auf dem Felde des Wissens errungen, blieb nicht unfruchtbar für die Welt; manche Ausbeute seines geistvollen Fleißes machte er als Schriftsteller zum Gemeingute; und was leistete er nicht an Schaaren von Jünglingen, als öffentlicher Lehrer, durch jene Vorträge, die mit dem Gepräge einer gründlichen Gelehrsamkeit eben so sehr, wie eines scharfsinnigen und vielseitig gebildeten Geistes, und einer großen Sorgfalt auch für das Wohlgefällige der Darstellung so unverkennbar bezeichnet waren! — Wer durch ernstes Nachdenken und emsiges Forschen sich verdient macht um die Aufhellung, um die festere Begründung, um die Erweiterung der menschlichen Erkenntniß, der ist ein achtungswerther Mitarbeiter an dem großen Werke der Vervollkommnung des menschlichen Geschlechtes, und sein Daseyn ist mithin ein für die Menschheit wohlthätiges Daseyn. Und welches andere Thun mag segensreicher seyn, als des Lehrers Thun, der mit seinem lebendigen Worte von Jahr zu Jahr einem immer wieder sich erneuernden Kreise empfänglicher Jünglinge nicht blos Schätze des Wissens mittheilt, sondern auch ihre jugendlich-frische Denkkraft anregt, und ihre Brust beseelt mit Wärme für das Wahre und Rechte? Könnte er ihnen Größeres erzeigen, als eben dieses? Und die Früchte, die der Same, von ihm in ihre Seele gestreut, in der Folge dem Staate und der Menschheit bringen kann, wer vermag sie zu übersehen, wer die Summe des Guten zu berechnen, welches, vielleicht für späte Geschlechter noch, der Mann durch sie stiften kann, der sie ausrüstete mit Kenntnissen und Einsichten, der sie begeisterte zum Eifer in der Wissenschaft, und zu nützlicher Thätigkeit im Leben?" —

„Ja, der Schmerz dieser Stunde ist ein gerechter Schmerz. Wir klagen mit Recht im Namen der Wissenschaft um den treuen Arbeiter, der aus ihrem Dienste abgerufen, — im Namen ihrer Zöglinge um den hochbegabten Führer, der ihnen genommen worden ist; wir klagen mit Recht im Namen der guten Sache der Menschheit um den Mann, der auf einem so einflußreichen Posten sie förderte, im Namen des Vaterlandes um den Mann, welcher es verdiente, unter seine Zierden gerechnet zu werden, und welcher so ehrenvoll der Bestimmung entsprach, die an einer der wichtigsten Anstalten des Vaterlandes, als Lehrer der künftigen Priester des Rechts, der künftigen Wächter über öffentliche Ordnung und allgemeine Sicherheit, ihm angewiesen war." —

Doch wir schließen, wie das Conz'sche Programm, mit Seneca's treffenden Worten (in Consol. ad Polyb.):

Non perdidit lucem amicus noster, sed securiorem sortitus est. Omnibus illo nobis communis est iter. Quid fata deflemus? Non reliquit ille nos, sed antecessit.

Nro. 160.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 6. Julius, 1813.

Begierden sind ein hartes Pferd, das seinen Reiter reitet,
Wenn nicht Vernunft sein Maul versteht, und nicht den Zügel leitet.

v. Logau.

Dunkel sind der Vergeltung Wege.

(Fortsetzung.)

Carl blieb noch einige Wochen auf dem Schlosse, und reiste frohen Muthes dem Glücke, das ihm nach seiner Meinung jetzt nicht entgehen konnte, entgegen, nachdem er vorher dem alten Diener den Eid der heiligsten Verschwiegenheit abgenommen. Auf den Flügeln der Ungeduld eilte er nach Pohlen; aber wer schildert sein Erstaunen, als er bey seiner Ankunft in Warschau hörte, die Fürstinn Sultikovska sey seit einigen Wochen die Gemahlinn des Grafen Soderini. Seine Wuth kannte keine Grenzen, er fluchte der unschuldigen Ludovika und schwur ihr Rache. Durch die Erbschaft seines Onkels war seiner Verlegenheit zwar für den Augenblick abgeholfen, aber seine schönen Plane, seine herrlichen Aussichten waren vereitelt, und das durfte nicht unvergolten bleiben. Er hatte nichts Angelegentlichers zu thun, als in dem Hause des Grafen Zutritt zu suchen, was ihm sehr leicht wurde, denn er kannte den Grafen aus frühern Zeiten, und Ludovika freute sich des angenehmen Gesellschafters. Carl war also in kurzer Zeit der erklärte Hausfreund. Soderini, ein geborner Italiener, sah es zwar nicht gern, daß der schöne Walling immer und meistens allein bey seiner Frau war; die Eifersucht, diese Erbsünde der Italiener, ward in seiner Brust rege; aber zu delikat, seiner Gemahlinn etwas davon merken zu lassen, schwieg er, bis ihn Geschäfte zwangen, eine Reise von mehrern Monaten anzutreten. Bey seinem Abschiede gab er Ludoviken zu verstehen, daß es ihm, um des Geredes der Stadt willen, lieb seyn würde, wenn Herr von Walling in seiner Abwesenheit nicht so oft, wie bisher, sein Haus besuchte. Ludovika lächelte und versprach es achselzuckend. In den ersten Wochen hielt sie auch Wort, selten war sie für Carl zu Hause, allein sie hatte sich so sehr an seinen Umgang gewöhnt, die Stunden, die ihr sonst so angenehm verflossen, wurden ihr jetzt so lang, daß sie der Versuchung nicht widerstehen konnte, ihr Versprechen zu brechen.

Warum soll ich wegen einer eifersüchtigen grundlosen Grille meines Gemahls ein trauriges einsames Eremitenleben führen? Weiß ich doch mein Herz rein; was kümmert mich die nimmer ruhende Zunge verläumdender Kaffe-Schwestern. So entschuldigte sie sich, und Carl ward nicht mehr so oft abgewiesen, ja, er besuchte sie nach und nach öfter als vormals. Das war es, was der Listige wollte. Traf er an irgend einem öffentlichen Orte mit der Gräfinn zusammen, so verwandte er kein Auge von ihr; sah er, daß ihn Jemand bemerkte, so senkte er den Blick zur Erde, wie ein ertappter Verbrecher.

Daß ein solches Betragen die Aufmerksamkeit aller geschwätzigen Neuigkeitenkrämer rege machte, war natürlich. Man beobachtete ihn genauer, und Carl schien sich durch hundert Kleinigkeiten zu verrathen, wußte so schlau Ludovika selbst in zweydeutige Reden zu verwickeln, daß den Lauschenden kein Zweifel mehr übrig blieb. Bey mehrern Gelegenheiten wurde er mit der Gräfinn aufgezogen,

stets schien er dabey verlegen, und bestärkte so listig den Verdacht, daß in kurzer Zeit ganz Warschau von dem Liebeshandel der Gräfinn Soderini mit dem Herrn von Walling als von einer unbezweifelten Sache sprach. Sehr begreiflich, daß ein Stadtgerücht, welches der Augenschein so auffallend bestätigte, den Freunden des Grafen nicht gleichgültig bleiben konnte. Einer dieser Freunde hielt es für Pflicht, dem Betrogenen die Augen zu öffnen, schrieb ihm, was sich während seiner Abwesenheit zugetragen, und forderte ihn auf, zurück zu kehren, seine beleidigte Ehre zu rächen, und dem Gespötte der Welt Einhalt zu thun. Welchen Eindruck dieser Brief auf den ohnehin schon argwöhnischen Italiener machte, lässt sich leicht denken. Wüthend schwur er, seine beleidigte Ehre blutig zu rächen. Außer sich, warf er sich in den Wagen und trieb, angespornt von flammender Eifersucht, den zögernden Postillon zur Eile. Bey seiner Ankunft in Warschau stieg er nicht in seinem Hause, sondern in der Wohnung des Freundes ab, der ihm die schreckliche Nachricht gegeben. Zufällig ging ein Bedienter Carls durch die Straße, als der Graf aus dem Wagen stieg, erkannte den Angekommenen und eilte, seinem Herrn eine Neuigkeit mitzutheilen, die diesem nicht erwünschter seyn konnte. Der Graf wollte gleich nach seiner Ankunft öffentlich gegen seine treulose Gattinn und ihren schändlichen Verführer auftreten; allein sein kälterer Freund rieth ihm, die Sache vorher genauer zu untersuchen, sich unwiderlegbare Beweise zu verschaffen, ehe er handelte. Es ward daher beschlossen, daß die Ankunft des Grafen ein Geheimniß bleiben sollte, indeß ein Paar vertraute Leute beauftragt wurden, jeden Schritt des Herrn von Walling unbemerkt zu beobachten, und die gemachten Entdeckungen schnell zu berichten.

Carl, der nach der Nachricht des Bedienten auf seiner Hut war, bemerkte die beyden Menschen, die ihm überall nachschlichen, sehr bald, und freute sich im Stillen des Zufalls, der seinen Plan so absichtlich zu begünstigen schien. Es gelang ihm, ein Kammermädchen der Gräfinn zu erkaufen; von dieser unterstützt, hoffte er seinen Zweck unfehlbar zu erreichen. Er hatte bemerkt, daß sich gewöhnlich einer der Auflaurer des Grafen in dem Kaffehause einfand, wo er zu soupiren pflegte; deshalb bat er eines Abends einen seiner Freunde, den er als einen sehr neugierigen Menschen kannte, zu Gaste. Kaum hatten sich Beyde an einen für sie gedeckten Tisch gesetzt, als sich der Auflaurer einfand, und an dem zunächst stehenden Tische Platz nahm. Es dauerte nicht lange, so ward Carl abgerufen, nach einer Weile kam er mit freudigem Gesichte zurück; der Neugierige fragte sogleich nach der Ursache, Carl wollte nicht antworten, der Freund wurde zudringlicher, und Carl sagte ihm endlich in's Ohr, doch so, daß es der Danebensitzende wohl hören konnte: er habe so eben die Einladung zu einem himmlischen Rendezvous für Morgen Abend erhalten; zugleich zog er ein Billet heraus, welches er heftig küsste, und indem er es wieder einstecken wollte, absichtlich fallen ließ. Dem Auflaurer war dies nicht entgangen; schnell ließ er sein Taschentuch fallen, und ergriff im Aufheben verstohlen das am Boden liegende Billet. Carl, der es wohl sah, stellte sich ganz unbefangen, und freute sich, da der Auflaurer bald darauf das Kaffehaus verließ. Die Wuth des Grafen war ohne Grenzen, als er folgendes Billet von der Hand seiner Gattinn las: „Geliebter Carl! Du hast gesiegt; ich vermag es nicht länger, Deinen Bitten zu widerstehen. Komm Morgen Abend um 10 Uhr an die Hinterthür, die zum Garten führt. Wenn Alles ruhig ist, so klatsche drey Mal in die Hände, dann soll sich Dir die Thür öffnen und Du vollen Lohn Deiner Liebe finden in den Armen Deiner Ludovika." —

(Der Beschluß folgt.)

Rückreise vom Kap der guten Hoffnung.

31.

Hartway, den 19 Junius. Morgen werden wir 15 Meilen weiter nach Bischops Waltham, einem sehr angenehmen Dorfe, gehen, das vorerst zu unserm Aufenthalt bestimmt ist. Wir konnten uns hier nicht genug mit Spazierengehen vergnügen, und sind den größten Theil des Tages in der ganzen Gegend herumgestrichen, wo das überall so sorgfältig bebaute Land, der schöne Hafen, in welchem stundenweit die größten Kriegsschiffe hinauffahren, und der besonders jetzt davon voll lag, die Werfte, wo eben zwey neue Schiffe in der Arbeit waren, denen wir uns aber nicht nähern durften, das Hospital für Land- und Seesoldaten ꝛc. uns reichlichen Stoff zur Unterhaltung gaben.

Bischops Waltham, den 21 Junius 1806, an meinem 24ten Geburtstage. Tempora mutantur, nos et mutamur in illis! Wer kann die Wahrheit von diesem Satze wohl mehr empfinden, als ich! Heute vor einem Jahre feyerte ich diesen Tag auf einem großen und glänzenden Balle; heute war ich zufrieden, daß ich Mittags mich an Einer Schüssel satt gegessen hatte, und gehe jetzt mit ziemlich hungrigem Magen zu Bette. Wir kamen gestern Mittag auf Wagen hier an, und dieses sowol, als unsere Bagage, die zwar leicht genug ist, machte uns in diesem Lande, wo Alles so entsetzlich theuer ist, nicht wenig Unkosten. In Ansehung unseres Unterkommens war guter Rath theuer, weil man für Jeden von uns wöchentlich eine Guinee forderte, und die wenigsten von uns dieses bezahlen können. Endlich fand ich am Ende des Orts noch ein kleines Häuschen, wo ich mit meinem Bruder und dem Lieutenant Wirths für Wohnung,

Frühstück und Mittagsessen, Jeder 16 Schillinge, nach unserm Gelde etwa 9½ fl. rhein., wöchentlich bezahlen muß. Nun bekommen wir alle Woche Jeder nur 10½ Schilling, und müssen also, Wäsche und dergleichen abgerechnet, 5½ Schilling zulegen, welches nicht lang dauern kann, indem Jeder von uns höchstens noch 1½ Guineen hat. Unsere einzige Hofnung ist noch die, daß unser Oberster einen Brief aus London vom General Farguson bekommen hat, nach welchem er nächstens Erlaubniß erhalten wird, dahin zu reisen, um unsere Sache zu betreiben. Das englische Gouvernement kann wenigstens die Capitulation seines Generals nicht brechen, und wird uns auf unser Ehrenwort nach Deutschland oder Holland gehen lassen. Außer uns sind hier noch 16 spanische und 3 holländische Offiziere, sodann der Admiral Linois, der sowol selbst als sein Sohn schwer verwundet ist, und mit 2 andern französischen Offizieren hier liegt. Wie man sagt, kommen in einigen Tagen wieder neue Gefangene, und dann ist es leicht möglich, daß wir weiter geschickt werden. Es ist doch ein Elend mit Gefangnen! Morgens und Abends — die Stunde wird durch die Monate bestimmt — geht ein Mann herum und schellt in den Straßen, und weder vor dem ersten, noch nach dem letzten Ausschellen darf einer von uns hier aus seiner Wohnung gehen. Nur auf der großen Landstraße, und zwar nicht weiter, als eine Viertelstunde vom Ort, ist es uns erlaubt zu wandeln, und wer diese Gränze oder seine Zeit überschreitet, wird festgesetzt, und muß an denjenigen, der ihn aufgebracht hat, eine Guinee bezahlen.

Uebrigens sind die Menschen hier sehr artig, und mehr, als man von Engländern erwarten sollte, das aber wahrscheinlich dem Umgange mit Fremden, und dem von diesen zu ziehenden Verdienste zuzuschreiben ist. Auch unsere Wirthsleute scheinen sehr gutartig zu seyn, und bestehen, da der Vater mit zwey Söhnen auf Arbeit abwesend ist, nur aus einer alten Mutter und einer hübschen jungen Tochter, welche unschuldig und unverdorben zu seyn scheint. Sowol der ganze Strich Landes, durch den wir auf unserer Reise hieher gekommen sind, als die hiesige Gegend selbst, ist sehr fruchtbar, äußerst kultivirt, und sehr volkreich, so daß auch Bischops Waltham den Beynamen: Walthamhappy, oder das glückliche Waltham erhalten hat. Ob dieser Ort eine Stadt oder Dorf sey, kann ich mit Gewißheit nicht sagen, denn die Einwohner selbst nennen sich Bürger, von andern werden sie Bauern genannt. Thore und Mauern hat dieser Ort nicht, doch war er zu Zeiten Richard II. ein Königssitz, und späterhin der Hof eines Bischofs, wovon er auch noch seinen Namen führt. Die Ruinen der Abtey, die 1650 durch Cromwell zerstört wurde, ist das schönste Ueberbleibsel aus dem Alterthum, das ich bis jetzt noch sahe. In der Fläche am südlichen Ende des Orts liegen diese Ruinen durch große Bäume umschattet, und noch mit einem Graben und kleinem Wall umgeben, dicht bey einem großen Teiche, und gewähren einen schauerlichen Anblick. Eine solche Vegetation von Epheu, als hier, habe ich selbst in den Liedern unserer Landschaftsdichter nicht angetroffen; denn ich fand unter andern einen Stamm, der drey Fuß breit und anderthalb Fuß dick war. Die Hälfte der Mauer ist damit dicht überzogen, und um den Anblick vollkommen schön zu machen, hin und wieder mit rothen Blumen durchwirkt. Die Mauern, deren einige noch ziemlich unbeschädigt stehen, sind vier bis sechs Fuß dick, und von lauter Feuersteinen zusammengesetzt, von welchen überhaupt alle alte Gebäude in dieser Gegend gebauet sind, und mitten in dem Raum, wo sonst die Kapelle war, wachsen jetzt vier Fuß dicke Nuß- und Eichenbäume.

Die Kirche dieses Orts scheint eben so alt wie jene Abtey zu seyn, ist aber noch stark und fest, und inwendig sehr gut ausgebaut. Die Häuser sind niedrig, von Backsteinen gebaut, meist von zwey Stockwerken, und mit wenig Fenstern und Schornsteinen versehen, weil von beyden eine Abgabe gegeben werden muß. Die Gärten sind nicht zierlich, sondern blos zum Nutzen angelegt, und auch nicht ein einziger zeichnet sich besonders aus. Die Leute sind, wie oben gesagt, sehr artig; die Mädchen eben nicht schön, und haben, wie alle, die ich noch hier in England zu sehen Gelegenheit gehabt habe, keinen Anstand; sind stark von Leibe; gehen mit vorübergebeugtem Kopfe, und machen Schritte wie ein Botengänger. Die jungen Kinder sind desto schöner, und ich habe auch noch kein einziges häßliches gesehen. Die Pferde in hiesiger Gegend sind sehr stark, groß und schön, besonders in Vergleichung mit der gewöhnlichen Sorte am Kap, welche nur Esel dagegen zu seyn scheinen.

Züge aus dem Privatleben der heutigen Aegypter.

7.

Häufig hört man in den Kaffehäusern von Kairo die aegyptischen Volksdichter über Gegenstände aus der arabischen oder morgenländischen Geschichte, so wie sie ihnen von ihren Zuhörern aufgegeben werden, oder auch nach eigener Auswahl, improvisiren. Diese Improvisatoren deklamiren sehr langsam, bald sitzend, bald stehend, bisweilen auch im Gehen, und gestikuliren dazu. Immer sind sie von einem zahlreichen Kreise aufmerksamer Freunde solcher Unterhaltungen umgeben. Leute, die sehr gut Arabisch verstehen, behaupten, es fehle den Vorträgen dieser Dichter manchmal weder an Interesse, noch an Geist und Anmuth.

8.

Ein Muselmann, den man essen sieht, oder beym Essen antrifft, wird es selten an einer Einladung, mitzuhalten, ermangeln lassen. Diese Einladungen werden mit guter Manier gemacht, und sind nicht selten sehr dringend. Diese, schon in den ältesten Zeiten im ganzen Orient übliche Sitte wird gegen Jedermann, welches Geschlechtes und Religion er sey, beobachtet. Wenn die Chefs der Mamelucken einander zur Mahlzeit laden, so gehen sie nie anders als bewaffnet zusammen, und setzen sich auch mit den Waffen zu Tische. Dieser barbarische Gebrauch gründet sich auf die häufig unter ihnen vorfallenden Verräthereyen, indem nicht selten die Gelegenheit eines großen Festins dazu benutzt wird, um sich eines Feindes zu entledigen.

9.

Die Franzosen trugen in Aegypten meist lederne Mützen. Dies gab den Muselmännern Anlaß zum Spotte. Die Franzosen, sagten sie, reißen ihre abgetragenen Schuhe in Stücke, um sich damit den Kopf zu bedecken. Der Kopf, setzten sie hinzu, sey der edelste Theil des menschlichen Körpers, mithin sollte man ihn auch auf das Reichste und Schönste und Kostbarste ausschmücken; wie sie wirklich zu thun pflegen, indem sie ihn mit ihren prächtigen Shwals umwickeln. Wer sich so äußerte, bedachte nicht, daß die Hälfte der Einwohner Aegyptens sich mit elenden wollenen Mützen begnügen muß, die lange nicht so viel werth sind, als die schlechtesten Ledermützen, und die abgenutztesten Filzhüte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juny.

Im Jahre 1812 sind in der Stadt Paris gestorben 20,133 Personen; die Todtenliste von 1811 betrug 3,373 weniger als diese. Die Zahl der Gebornen belief sich im Jahre 1812 auf 19,587, worunter 10,244 Knaben und 9,343 Mädchen. Unter den Gestorbenen waren 9913 vom männlichen und 10,220 vom weiblichen Geschlechte. 2155 sind an besondern, und 2611 an allgemeinen organischen Verletzungen, 1492 an faulen, 854 an bösartigen Fiebern, 1058 an Nerven-Krankheiten gestorben. Ferner waren unter diesen Todesfällen 67 plötzliche Todesfälle und 150 Selbstmorde. 345 gefundene Leichname sind in dem Morgue-Gebäude ausgesetzt worden. Unter den Gestorbenen befinden sich 2702 unter 5 Monat alte; 317 unter 6 Monat, 512 von 6 Monat bis 1 Jahr, 844 von 1 bis 2 Jahr; 573 von 2 bis 3 Jahr; 363 von 3 bis 4 Jahr; 254 von 4 bis 5 Jahr; 206 von 5 bis 6 Jahr; 193 von 6 bis 7 Jahr; 130 von 7 bis 8 Jahr; 93 von 8 bis 9 Jahr; 93 von 9 bis 10 Jahr, 363 von 10 bis 15 Jahr; 587 von 15 bis 20 Jahr; 752 von 20 bis 25 Jahr; 729 von 25 bis 30 Jahr; 629 von 30 bis 35 Jahr; 649 von 35 bis 40 Jahr; 767 von 40 bis 45 Jahr; 980 von 45 bis 50 Jahr; 976 von 50 bis 55 Jahr; 1154 von 55 bis 60 Jahr; 1281 von 60 bis 65 Jahr; 1229 von 65 bis 70 Jahr; 1284 von 70 bis 75 Jahr; 1139 von 75 bis 80 Jahr; 657 von 80 bis 85 Jahr; 271 von 85 bis 90 Jahr; 47 von 90 bis 95 Jahr; 6 von 95 bis 100 Jahr.

Am 2. July wird die historische Klasse des Kaiserl. Instituts ihre jährliche öffentliche Sitzung halten, und die Preise über die in den Jahren 1811 und 1812 bekannt gemachten Aufgaben ertheilen. In ihrer letzten Privatsitzung hat sie sich einen Bericht über diese Preise verlesen lassen. Den Preis über die Aufgabe: „Welches war der Zustand der französischen Dichtkunst im 12ten und 13ten Jahrhundert?“ hat sie Hrn. Roquefort zuerkannt. Ein noch sehr junger Professor an einem von den Pariser Lyzeen wird den Preis über die beste Abhandlung, die alten griechischen Kolonien betreffend, bekommen. Diese Woche wird sich auch das Institut versammeln, um sich über das große Denkmal zu berathschlagen, welches dem Kaiserlichen Dekret zufolge auf dem Mont-Cénis errichtet werden soll, zum Andenken der Schlacht bey Lützen. Das Institut wird eine Kommission aus allen Klassen ernennen, um an dem Plane zu arbeiten.

Unter den neuen Gebäuden von Paris rücken die Börse und die Weinhalle ziemlich vorwärts. Die neue metallene Kuppel der Mehlhalle wird allgemein bewundert. Durch eine Laterne oben in derselben bekommt die Halle inwendig Licht. Auch das neue Post-Gebäude wird thätig bearbeitet. Es liegt in der neuen Rivoli-Straße längs dem Thuillerienaarten.

Seit mehreren Jahren ist der May- und Juny-Monat nicht so schlecht gewesen, wie dieses Mal. Täglich ist der Himmel bewölkt; es regnet sehr oft, und die Kälte ist zuweilen ziemlich stark.

Von dem Elephanten Baba, welcher nun seine Gastrollen im olympischen Cirkus beendigt hat, erzählt man folgende Anekdote: Als er in Paris ankam, waren viele Leute in dem Hause versammelt, wo er aus seinem bedeckten Karren aussteigen sollte. In dieser Gesellschaft befand sich ein geputzter und sehr gepuderter Herr. Ehe man den Elephanten absteigen ließ, gab man ihm zu trinken. Dann wurde der Karren offen gemacht und Baba herunter gelassen. Als er auf dem Boden war, beschaute er die ganze Versammlung, wandte sich gegen den gepuderten Herrn, und übergoß seine Frisur plötzlich mit einer tüchtigen Ladung Wasser. Ob ihm das Frisiren mißfällt, oder ob er eine andre Ursache zur Unzufriedenheit hatte, weiß ich nicht. Der Herr aber schlich sich unter dem allgemeinen Gelächter sachte fort.

Von neuen Theaterstücken ist nur der Franzose in Venedig, Operette, Musik von Nicolo, zu bemerken. Da ein Theil der Truppe des Théâtre français nach Dresden abgereist ist, so haben die Trauerspiele aufgehört; mit den Lustspielen wird aber fortgefahren. Auf der Bühne des Odeon-Theaters hat man seit Kurzem mehrmals Kotzebue's „Menschenhaß und Reue“ vorgestellt. Bey dieser Gelegenheit belustigen sich die Journalisten, wie gewöhnlich, über das lamentable Drama, wie sie's heißen, gestehen aber ein, daß die Zuschauer gewöhnlich dabey weinen. Die italienische Oper gibt häufige Stücke von Cimarosa und Mozart.

In der philotechnischen Gesellschaft las neulich Hr. Lenoir, Administrator des Museums der Monumens français, eine Abhandlung über die hieroglyphischen Bilder eines Papyrus von Theben vor. Seiner Meinung nach stellen dieselben den jährlichen Lauf der Sonne, und ihren Eintritt in die verschiedenen Himmelszeichen vor. Es kommen in der That unter diesen Hieroglyphen mehrere Thiere vor, welche zu dem egyptischen Thierkreis gehörten.

Die Sprachlehre des gemeinen Arabischen, von Hrn. Savary, Uebersetzer des Coran, ist nun gedruckt, und wird bald erscheinen. Sie macht einen Quartband von mehr als 500 Seiten aus. Die orientalischen Lettern sind darin außerordentlich schön; dieser Druck macht überhaupt der Kaiserlichen Buchdruckerey viel Ehre. Diese Sprachlehre zeichnet sich besonders durch eine Menge guter Dialogen aus, denen eine wörtliche unterlinearische Uebersetzung, die Aussprache, eine zweyte französische und eine lateinische Uebersetzung beygefügt sind. Der Herausgeber, Hr. Langlès, hat als Anhang den arabischen Text der Reisen Sindbads, des Seemanns, gegeben, mit einer Uebersetzung, worin er dem Texte, so viel als es der Geist der französischen Sprache erlaubt, nahe zu kommen gesucht hat. Sie wird daher wol einige Vorzüge vor der Uebersetzung haben, welche Galland in den Tausend und Eine Nacht davon gegeben hat. Auch hat Hr. Langlès noch eine bisher ungedruckte arabische Erzählung: Die List der Weiber, und einige Volkslieder, welche in den Straßen von Cairo gesungen werden, beygefügt. Hr. Langlès läßt jetzt auch in einem besondern Bande den arabischen Text der Reisen der Araber des 9ten Jahrhunderts drucken, die durch eine Uebersetzung des Abbé Renaudot bekannt sind. Da einige Zweifel über die Aechtheit dieser Reisen erhoben worden sind, so wird die Bekanntmachung des arabischen Textes gewiß den Liebhabern der orientalischen Literatur sehr willkommen seyn. Hr. Langlès hat als Specimen der Schreibart der Handschrift eine Seite davon nachstechen lassen. Diesem Bande sind einige Nachrichten über die Ausdehnung und die Entfernungen verschiedener Städte Syriens zu den Zeiten Saladins beygefügt, aus eben der Handschrift gezogen, welche die Reisen enthält.

Nro. 161.

Morgenblatt
für gebildete Stände.

Mittwoch, 7. Julius, 1813.

Der schönste Stein im Diadem des Menschen ist — Zufriedenheit.

Lafontaine.

Ueber den Luxus.

Der Verfasser ist weit entfernt, die unnütze Arbeit übernehmen zu wollen, die Hunderte von Büchern, die über den Nutzen oder die Schädlichkeit des Luxus geschrieben sind, noch um eins zu vermehren. Diejenigen, für die das Glück so reichlich gesorgt hat, daß die Art, wie sie ihre Güter anwenden, auf das Wohl des Staats einen bedeutenden Einfluß haben kann, lassen sich selten graue Haare darum wachsen, ob der Luxus dem Staat oder der Menschheit überhaupt schädlich oder nützlich sey; und den Wenigen, die über so etwas nachdenken, sind die Flügel mehrentheils so beschnitten, daß es sich mit dem Luxus von selbst gibt. Ihn überhaupt verdammen, hieße, alle Industrie unterdrücken; denn es ist schwer, hier die Gränzlinie zu bestimmen. Diogenes warf seine hölzerne Kelle als eine Art des Luxus weg, nachdem er gesehen hatte, daß man aus der bloßen Hand trinken kann, und dem Schwächern ist Bedürfniß, was der Stärkere überflüssig findet. In der strengsten Bedeutung des Worts entsteht Luxus, so bald sich das Menschengeschlecht über den elenden Zustand erhebt, wo der Wilde seinen Hunger mit den rohen Wurzeln oder Früchten, die die Natur hervorbringt, und seinen Durst mit dem reinen Wasser der Quellen oder Flüsse stillt; und der Zweck der Industrie und des Handels ist, sich die Gegenstände des Luxus zu verschaffen. Ein Land, dem es an den ersten Bedürfnissen des Lebens fehlt, kann sich dieselben auch nicht durch den Handel verschaffen; denn was wollte es dagegen geben? und Geld-Gewinn kann nur als Mittel zu jenem Zweck nützlich seyn; denn nur dem Geizhalse, der das Mittel für den Zweck ansieht, kann Geld als Geld Vergnügen machen. Unstreitig ist es angenehmer, sich in Leinwand und feine Wolle zu kleiden, als mit rohen Thierhäuten oder Baumblättern zu bedecken; angenehmer, in einem Wagen, der in Federn hängt, zu fahren, als zu Fuß zu gehen; in einem bequem möblirten und wohl erleuchteten Hause, als in einer rauchigen Hütte zu wohnen; unstreitig schmeckt Rostbeef und Burgunder-Wein besser, als Wallfischthran, und als das reinste Wasser, dessen vorzüglichste Eigenschaft die ist, daß es gar keinen Geschmack hat. Wer wird es also läugnen, daß die Menschen desto glücklicher sind, je mehr Bequemlichkeit, und je mehrern wirklichen Genuß sie sich verschaffen können! Allein ein gesticktes Kleid, oder ein mit Gold bedeckter Wagen, ist nicht bequemer als ein andrer; und nur wegen der größern Schwierigkeit oder des höhern Preises bilden wir uns ein, daß indianische Vogel-Nester oder Ananas besser schmecken als Schnepfen oder Birnen. Wahrer und eingebildeter Genuß machen also die natürliche Gränzlinie zwischen vernünftigem und thörichtem Luxus; und es scheint, daß die neuern Europäer, durch ihre vielen nützlichen Erfindungen, die wahre Mittelstraße gefunden und sich hier weniger vorzuwerfen haben, als irgend ein Volk der Vorzeit. Der römische Triumphator, der in einem silbernen oder goldnen Wagen auf der Achse stand, hätte ihn gewiß gern mit einem einfachen englischen Wagen vertauscht, und der gewöhn

liche Preis von 1200 Gulden, den man in Rom für einen Fisch bezahlte, würde jetzt eine unverzeihliche Verschwendung genannt werden. — Die Art des Luxus mahlt sehr treffend sowol den Geschmack als den Grad der Bildung eines Volks; und der Verfasser glaubt seinen Lesern eine angenehme und nützliche Unterhaltung, durch einige Proben des Luxus bey verschiedenen Völkern, zu geben.

So lange die stolzen Republikaner Roms noch um die Herrschaft der Welt kämpfen mussten, waren die Tugenden der Armuth und die Fühllosigkeit des Eroberers die Hauptzüge ihres Karakters. Unbekannt mit den feinern Genüssen, die nur höhere Kultur gewährt, war der römische Pöbel mit den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens zufrieden, der Patrizier setzte seinen Reichthum in die Menge seiner Klienten und Sklaven, und jeder Römer fand seine Wünsche befriedigt durch die Ausbreitung der römischen Waffen, und durch die Demüthigung der Gesandten überwundener Völker, die der Majestät des römischen Volks huldigten. Als aber der große Kampf endlich entschieden war, als die Reichthümer Karthagos, Griechenlands und Asiens im Tempel des Saturns niedergelegt waren, da glaubte der Letzte des Pöbels in Rom sich berechtigt, auf den blutigen Lorbern auszuruhen, und sich für die Aufopferung vieler Jahrhunderte durch Müßiggang und Schwelgerey schadlos zu halten; von der Hauptstadt verbreitete sich in die Provinzen eine Verschwendung, von welcher Rom vor dem Zeitalter der Scipionen keinen Begriff gehabt hatte, und die vielleicht in der ganzen Weltgeschichte ohne Beyspiel ist. Was aber den Nationalgeist Roms karakterisirt, ist der Umstand, daß unter den Königen, der Republik, und den Imperatoren, die Schätze des Staats und, die kurze Zeit des gänzlichen Verfalls der Sitten und des Patriotismus ausgenommen, auch die Reichthümer der Privatpersonen vorzüglich zu öffentlichen Werken angewandt wurden, die der Nation Glanz, und dem ärmern Theil des Volks die Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens gaben. Noch jetzt bewundern wir die Ruinen, nicht der Paläste, sondern der Landstraßen, Wasserleitungen, Bäder, Tempel, Theater und Portikos, an denen die gefangenen Feinde, und selbst die siegreichen Legionen, zum Nutzen und Vergnügen des Volks arbeiteten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dunkel sind der Vergeltung Wege.

(Beschluß.)

Es war also wahr, er war entehrt, verrathen von ihr, die er so zärtlich liebte! das heischte Rache, volle, glühende Rache! Zum Unglück war sein Freund auf einige Tage verreist, er folgte daher ohne Rathgeber blos den Eingebungen seiner Wuth, indeß Ludovika das Ungewitter nicht ahnte, welches sich in schwarzen Wolken über ihrem schuldlosen Haupte sammelte, denn jenes Billet war falsch. Carl hatte sich ihre Handschrift zu verschaffen gewußt, und sie täuschend nachgemacht. Der schreckliche Abend kam, und um 10 Uhr fand sich Carl wohlbewaffnet in dem engen Gäßchen an der Gartenthür ein. Er bemerkte die männliche Gestalt, die sich in einen Mantel gehüllt in eine Ecke gedrückt hatte, wohl, und vermuthete mit Recht, daß es der Graf sey, der so willig in's fein gestellte Netz fiel. Carl näherte sich der Thür, gab das verabredete Zeichen; sie ward von dem bestochenen Kammermädchen geöffnet, und eben wollte er hinein treten, als der Graf aus seinem Winkel hervorstürzte, und mit gezogenem Degen auf ihn eindrang, indem er rief: Empfange deinen Lohn, Schändlicher! Das hatte er nicht erwartet; doch hier galt kein Säumen, sein Gegner drang wüthend auf ihn ein; er parirte einige Stöße ab, fiel endlich aus, und — röchelnd wälzte sich der sterbende Graf zu seinen Füßen im Blute. So unvermuthet ihm dies Alles auch kam, so verlor er doch den Kopf nicht; schnell machte er sich davon, lief nach Hause, packte sein Geld ein, denn er hatte seit einiger Zeit bedeutende Summen im Spiele gewonnen, und eilte unaufgehalten der Grenze zu. Soderini's Uebereilung hatte zwar seinen Plan vereitelt, denn er wollte blos die Eifersucht des Grafen rege machen, seinen Zorn reizen, ihn zur Scheidung von der treulosen Gattinn bringen, und sich auf diese Art hinlänglich rächen; aber umsonst wollte er so viele Mühe nicht angewandt haben. Er schrieb deshalb von der Grenze aus an sein Regiment, und entschuldigte sich über seine Flucht, welche, wie er vorgab, sein einziges Rettungsmittel wäre, da er als des Grafen Mörder, der ihn aus Eifersucht des Nachts angefallen und zur Nothwehr gezwungen habe, in Pohlen vor der Rache der Familie nicht sicher sey. Mit keinem Worte erwähnte er der Unschuld Ludovikens; dazu kamen noch die Aussagen des Freundes des Grafen, und das frühere Gerede der Stadt; Jedermann hielt sie daher, trotz ihren Betheurungen, für schuldig, um so mehr, da das Kammermädchen, die einzige, die Licht in der Sache geben konnte, wohlweislich schwieg. In einem Kloster, von der verläumderischen Welt abgeschieden, vertrauerte die unglückliche Gräfinn ihr Leben, indeß Carl nach Wien gekommen war.

Die biedern Bewohner der Kaiserstadt nahmen ihn nach ihrer bekannten Gewohnheit gastfrey auf; er fand unter andern auch in dem Hause des Banquier Balabetti Zutritt. Balabetti hatte sich durch Fleiß und Thätigkeit ein ungeheures Vermögen erworben, man nannte ihn blos den Millionär; seine Tochter, ein reizendes Mädchen von 18 Jahren, war seine einzige Erbinn. Kaum hatte Carl die Verhältnisse dieses Hauses näher kennen gelernt, als bey ihm der Gedanke aufstieg, sich um die

Hand des reizenden Mädchens und um ihr noch reizenderes Erbtheil zu bewerben. Es gelang ihm bald, des Vaters Zutrauen und der Tochter Liebe zu gewinnen. Er hielt bey dem Vater um die Hand der Tochter an, und dieser schien nicht abgeneigt, doch wünschte er vorher genaue Nachrichten von der Familie seines künftigen Schwiegersohns einzuziehen, der ihm eine ziemlich wahrscheinliche Geschichte erzählt hatte, die ihn zur Flucht aus Warschau bewogen. Natürlich, daß Carl nicht unterließ, sich dabey in ein vortheilhaftes Licht zu setzen. Balabetti, zu welterfahren, um seinen Worten blindlings zu vertrauen, schrieb an einen seiner Korrespondenten nach Warschau, und erhielt zu seinem Erstaunen eine Antwort, die der Erzählung Carls ganz widersprach, und nichts weniger als vortheilhaft für ihn war. Diese Antwort zeigte Balabetti Carln, und bat ihn ganz trocken, in Zukunft sein Haus mit seinen Besuchen zu verschonen; eine Beleidigung, die ein Mensch, wie Carl, nicht verschmerzen konnte. Er baute auf die Liebe Juliens, die mit dem Feuer der ersten Liebe an ihm hing. Er fand Mittel, ihr zu schreiben, gab vor, die Nachricht aus Warschau sey blos erdichtet, um sie von ihm zu trennen, weil der geizige Vater auf einen reichern Schwiegersohn rechne, schwur, daß er kein Glück ohne sie kenne, und forderte sie auf, der väterlichen Tiranney zu trotzen, und mit ihm zu fliehen. Juliens kindliches Herz sträubte sich gegen diesen Vorschlag; aber Carl, der sie auf einem einsamen Spaziergange im Prater sprach, stellte ihr die Sache so unschuldig vor, sagte, er wollte blos mit ihr auf ein Dorf einige Meilen von Wien gehen, dort wollten sie sich trauen lassen, und dann zurückkehren, um zu den Füßen des Vaters Verzeihung zu erhalten. Sein Zureden, seine Bitten, seine erheuchelten Thränen siegten; Julie willigte ein. —

Am bestimmten Tag bat Julie ihren Vater, eine Freundinn besuchen zu dürfen; der Getäuschte gestattete es gern, denn er wünschte, daß sich seine Tochter zerstreuen möchte. Vor dem Thor erwartete sie Carl im Wagen, hob die Zitternde hinein, und mit verhängtem Zügel ging es einem Dorfe zu, wo sie der durch eine bedeutende Summe erkaufte Pfarrer an der Kirchenthür erwartete. Das Brautpaar stieg aus, trat in die Kirche, und die Trauungs-Ceremonie begann. Eben sprach Carl mit fester Stimme, sein: Ja! als er hinter sich rufen hörte: Halt ein, Meineidiger! und — vor ihm stand die Gestalt seiner todtgeglaubten mißhandelten Gattinn, Pauline. — Zitternd fiel er auf seine Kniee, gestand mit der Angst eines armen Sünders alle seine Verbrechen, sprang auf, verließ die Kirche, lief besinnungslos der vorbeyfließenden Donau zu, und stürzte sich in die Fluthen. Einige Bauern, die in der Nähe arbeiteten, sahen es, sprangen ihm nach, zogen ihn aus dem Wasser, und brachten ihn zum Richter des Dorfs, der ihn, nachdem er von dem ganzen Vorfalle unterrichtet war, unter Bedeckung der Wiener Polizey auslieferte. Es war keine Erscheinung, die, ein Werkzeug der wohlverdienten Rache, den Verbrecher ereilte, es war Pauline selbst. Schon hatte sie ein ganzes Jahr in ihrem Kerker geschmachtet, als die Neufranken durch den Schwarzwald nach Schwaben vordrangen. Auch das alte Schloß ward von einem Kommando besetzt und ausgeplündert; kein Winkel blieb undurchsucht, kein Gewölbe verschlossen, so kamen sie denn endlich auch auf eine Thür, welche der Castellan, jener alte Diener, Carls Vertrauter, durchaus nicht öffnen wollte. Die Franzosen vermutheten, verborgene Schätze zu finden, sprengten die Pforte, und traten in Paulinen's Gefängniß. Die Befreyte ward zu dem Officier gebracht, einem jungen gefühlvollen Menschen. Ihr Unglück rührte ihn, und er wollte sogleich die Sache dem kommandirenden General melden, damit dieser den entsetzlichen Vorfall weiter berichte, und der schändliche gewissenlose Gatte zur wohlverdienten Strafe gezogen werde. Allein Paulinen's schöne Seele kannte keine Rache. Sie bat den Officier, die Sache zu verschweigen, und ihr blos Päße zu verschaffen, damit sie zu ihrer Tante nach Oesterreich reisen, und dort sich von dem ausgestandenen Leiden erholen könne. Der Officier erfüllte ihre Bitte, unterstützte sie mit Geld, und Pauline kam glücklich bey ihrer Tante, der Besitzerinn jenes Dorfes, an, wo sie sich unter fremdem Namen aufhielt, fest entschlossen, sich nie zu nennen und die Bestrafung Carls dem Willen der Vorsicht zu überlassen. Eines Morgens, als sie von einem einsamen Spaziergange zurückkehrte, und ihr Weg sie an der Kirche vorbeyführte, sah sie eine Kutsche vor der Thür halten, aus deren Schlag ein junges Frauenzimmer und ihr Gatte stieg. Auf den ersten Blick erkannte sie Carln, und blieb noch lange betäubt stehen, als die Kirchenhalle bereits die Angekommenen ihren Blicken entzogen hatte. Eine unnennbare Angst ergriff sie jetzt; ohne zu wissen, was sie that, fühlte sie sich fortgetrieben, und trat eben in die Kirche, als die Trauungsformel begann. Lange kämpfte sie mit sich selbst, als aber Carl mit dreister Stirn sein Ja aussprach, da empörte sich ihr Innerstes, sie stürzte an den entweihten Altar, und — nun folgte jene Scene, die den schändlichen Heuchler entlarvte, und ihn der gerechten Strafe auslieferte. Der Prozeß ward ihm gemacht, und er büßte in den schauerlichen Gefängnissen des Spielberges seine Verbrechen. Der dankbare Balabetti nahm die Retterinn seiner Tochter in sein Haus. Pauline ward die Freundinn Juliens, und bildete sie zur guten Gattinn eines biedern Mannes, der sich bald fand; im Kreise einer Familie, deren Glück ihr Werk war, wurde ihr Ersatz für unverdiente Leiden und Vergessenheit des Vergangenen.

Lembert.

Der neueste Erdmesser.

Schwank.

Mit Herschels Tubus spähest du
Nach Sonnen am gestirnten Aether,
Fällst in ein Loch, und wirst im Nu
Vom Astrologen — Geometer.

Hg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Juny.

(Beschluß.)

Die Kunstausstellung in dem Gebäude der Akademie der vereinigten bildenden Künste war, wenn man die Anzahl berücksichtigt, überraschend. Fünf Säle waren mit Gemählden, Bildhauerarbeiten, Mustern von Stickereien, Zeichnungen ꝛc. angefüllt; allein die Auswahl und Anordnung dürfte manchem Tadel unterworfen seyn. Die meisten Gemählde und Zeichnungen waren von den Professoren Caucig und Lampi und dem Gallerie-Direktor Füger. Professor Caucig ist ein vortrefflicher historischer Zeichner; dabey sollte er es auch bewenden lassen, denn sein Pinsel schwächt den Ausdruck, und Gemählde mit Zeichnung zusammengehalten läßt kaum errathen, daß sie einem und demselben Meister angehören. Die Farben sind matt, die Beleuchtung weiß, ohne Ton und Leben. — Lampi ist ein vorzüglicher Portrait-Mahler. Man sieht's seinen Arbeiten an, daß er die verschönerte Natur zum Vorbilde nahm; besonders gut wählt er Haltung und Stellung; Arme und Hände sind in der Regel schön, sein Kolorit lebhaft ansprechend. Das Bildniß der verstorbenen Frau Fürstinn von Schwarzenberg frappirte allgemein; man könnte es ein Meisterstück nennen, wenn der Kopf etwas naturgetreuer gewesen wäre. Seine Ideale, wie z. B. Cupido und Hebe, sind dagegen ganz unbedeutend; kein Mensch erräth, was sie vorstellen sollen. Cupido sieht wie ein braungeleckter Jüngling vom Lande, Hebe wie ein aufgeputztes Landmädchen aus. Er sollte sich damit nicht befassen. Maria mit dem Kinde Jesu, die Erhöhung des Messias am Kreuze, Magdalena in Betrachtung, Thetis, wie sie Jupitern um Waffen für ihren Sohn Achilles bittet, Johannes, wie er den Beruf erhält, am Jordan zu taufen, und Coriolan sind recht schöne Gemählde vom Direktor Füger; allein der Ton ist überall derselbe, und wenn man die Physionomie eines Gesichts studiert hat, erkennt man die Grundzüge in allen übrigen wieder. Diese Aehnlichkeit schwächt die Wirkung außerordentlich. Magdalena in Betrachtung und in liegender Stellung, die Mitte des Körpers mit einem blauen Schleyer bedeckt, zog die Aufmerksamkeit in hohem Grade an; sie verdient es auch der schönen Form wegen; indessen liegt in ihren Augen weniger der Ausdruck der Reue und Betrachtung, als der stillen Sehnsucht und Schwärmerey. Aus diesem Grunde schien sie eigentlich allgemein anzusprechen.

Als einige der besten Gemählde möchte ich die Danae, von Guerard, mit Sehnsucht und Verlangen im Blick, als der goldene Regen herabfällt, den Erzherzog Carl in dem Momente, als er mit der Fahne in der Hand das Regiment Zach bey Aspern gegen den Feind führt, von Peter Kraft; Maximilians des Ersten Zusammenkunft mit Maria, Prinzessinn von Burgund, in Gent; drey alte Köpfe in Denners Manier, von Ad. Braun; einen dergleichen weiblichen Kopf, von Johann Baptist Höchle, dem Vater, und einen Kavallerie-Angriff, auch eine Schlacht, beyde Ideal von Höchle, dem Sohn, erklären; von den Landschaften, die des Joseph Fischer, Schödlberger, Molitor, Scheyerer und Aloys von Saar, von den Blumenstücken endlich die des botanischen Zeichners des Erzherzogs Johann, — J. Knappe, auszeichnen, weil sie, obgleich der Pinsel etwas hart ist, doch die grüne Blätterfarbe am richtigsten darstellen. Effektlos im Ganzen sind die Gemählde des Professor Macco. Der Ausdruck ist überall matt oder gemein, und die Stellung oft höchst sonderbar. Zwey badende Mädchen, die durch das Geräusch einer Nachtigall erschreckt werden, und von denen bey fast gleichem Gesicht das eine sehr groß, das andre sehr klein ist, und zwey Liebende, welche das Grabmal Ovids bekränzen, beweisen die Behauptung. Von den Letztern steht das Mädchen aufrecht, und der Jüngling verbirgt sich gleichsam unter die Hintertheile seiner Geliebten. Selbst die Zeichnung ist nicht korrekt.

Außer den zahlreichen Zeichnungen des Professor Caucig verdient das Bild des Grafen Bathiany und des Hrn. Giuliany in schwarz punktirter Manier wegen der außerordentlichen Schönheit und Aehnlichkeit besondere Aufmerksamkeit; eben so die Muster der Seiden-, Silber- und Goldstickerey, wogegen die der Shawls von den hiesigen Fabrikanten den türkischen noch immer weit nachstehen. Hoffentlich wird nach drey Jahren bey der nächsten Ausstellung mehr auf die Beschaffenheit, als auf die Anzahl der Kunstwerke gesehen werden. —

Von den hiesigen Zeitschriften zeichnet sich durch richtige Ansicht und Parteylosigkeit seit einiger Zeit die Thalia aus; nur wäre zu wünschen, daß der Verleger mehr auf äußere Eleganz und regelmäßige Vertheilung, wie bisher, halten möchte. Die Theater-Zeitung ist ein Gemisch von Lob und Tadel, ohne Grund und Haltung. Der Sammler hat keine Originalität und die Wiener musikalische Zeitung, unter Redaktion eines Hrn. von Schönholz, begeht gar arge Verstöße. So recensirte sie neuerdings aus dem Konzerte des Orchesters Direktors von Blumenthal Wielands Grab, gedichtet von Christine Westphalen, komponirt in einem Vokal-Quartett von Abt Vogler und ein Duett aus Paers Sophonisbe, die ganz und gar nicht gesungen wurden, weil man in die Stelle des ersten deutschen Quartetts ein Quartett von Pavesi in italienischer Sprache, und statt des Duetts von Paer eines von Portogallo gesetzt hatte. Der Hr. Recensent wurde von Rechtswegen über sein Lob der nicht gehörten Vogler'schen Komposition und sein so wenig italienisches als deutsches Ohr im Sammler, und besonders in der Thalia Nro. 53 persifflirt, worauf denn die merkwürdige Entschuldigung erfolgte, daß man auch bey guten Sängern auf die Worte des Textes nicht mehr höre, und eine Komposition von Pavesi immer wie die von Vogler klingen könne. Damit muß sich nun das Publikum begnügen. Die Beurtheilung der Himmel'schen Komposition der Oper Kobold ist nicht viel besser. Sie schreibt das Nichtgefallen einzig den Verstümmelungen zu, welche die Direktion mit der Musik vorgenommen habe. Das ist aber ganz ungegründet. Die Veränderungen sind Folge eines allgemein gefaßten Beschlusses, und bestehen darin, daß man einige Wiederholungen, die unzähliche Mal zurückkehrten, wegstrich und eine Arie fortließ, die dem Buche so wenig, als dem Karakter anpaßte. Der Kapellmeister von Seyfried hat hieran so wenig Antheil, wie die Direktion, und es ist eine sonderbare Behauptung des Recensenten, daß ohne mündliche oder schriftliche Einwilligung des Tonsetzers keine Wiederholung der Melodie gestrichen werden dürfe. Die Musik ist nach dem Urtheil aller Kenner höchstmittelmäßig, und wird schwerlich auf einem andern Theater mehr Glück, als hier machen.

Nro. 162.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 8. Julius, 1813.

Herrscher neideten ihn, kosteten sie des Glücks,
Das dem Liebenden ward, würfen den Königsstab
Aus den Händen und suchten
Sich ein friedliches Hüttendach.
Hölty.

Orlason.

Zeliska, Forly's Tochter,
War Königinn in Swant,
Und als die schönste Jungfrau
Vollstimmig anerkannt.

Auch ihre Güt' und Weisheit
Kam ihren Reizen gleich.
Drum wurde Sie vergöttert
Im ganzen Königreich.

Ihr boten Fürstensöhne,
Ihr boten Herz und Hand
Glorwürdige Monarchen;
Sie schloß kein Eheband.

Held Orlason, ein Jüngling,
Holdselig, edel, klug,
Kam jetzt zurück mit Lorbern
Nach langem Kriegeszug.

Er kniet am Throne nieder,
Wagt einen Blick nur hin,
Erbleicht, erglüht, erzittert,
Und liebt — die Königinn.

Zwar zischelten die Schranzen:
„Dir hat ihr Zauberblick
Bedeutend zugelächelt!"
Und neideten sein Glück.

Ihm aber däucht' es Frevel
In hochbescheidnem Sinn,
Der Liebe sich vermessen
Zu seiner Königinn.

Längst narbten seine Wunden
Nach ärztlichem Bericht,
Allein die tiefste Wunde
In seinem Herzen nicht.

Einst trat ein Edelknabe
In Orlason's Gemach,
Sah den gesunden Kranken
Mitleidig an, und sprach:

„Der Liebe sich vermessen
„Zu seiner Königinn,
„Dem Unterthan ist's Frevel;
„Daher dein trüber Sinn."

„Doch wisse: kaum sechs Meilen
„Von Swant, in Bellazur,
„Lebt eine schöne Hirtinn,
„Ein Günstling der Natur,"

„Mit himmelblauen Augen,
„Mit langem blondem Haar;
„Sie gleicht, wie eine Schwester,
„Der Königinn, fürwahr!"

„Dein Schmachten für Zeliska
„Bleibt ewig unerfüllt.
„Drum wähle Solamely,
„Der Schönsten Ebenbild."

Er dacht': In Solamely
Bist du, Zeliska, mein!
Und hofft an Jener Busen
Genesung von der Pein.

Wohlauf, mein Edelknabe!
Wohlauf, nach Bellazur!
Sie fanden Solamely
Bey Schafen auf der Flur.

Geschwinder, gleicher fanden
Zwey Herzen wol sich nie.
Er nannte sie Zeliska;
Umschlang und küsste sie.

O Wunder über Wunder!
So geht, so blickt, so spricht
Die Königinn, und — Liebe
Erhöht der Reize Licht.

Ihn trug auf Blitzesschwingen
Die Liebe hin und her;
Doch bey Zeliska's Lächeln
Ward oft sein Herz ihm schwer.

Einst fragte, hohen Ernstes,
Die schöne Königinn:
„Sprich, Orlason: Wen liebst du?“ —
Ich? — Eine Schäferinn.

„Gefiel am Hof nicht Eine,
„Du stolzer Jüngling, dir?“ —
Ach, Eine nur von Allen,
Und diese gleichet ihr.

„Das Wunder muß ich sehen,
„Seh'n deinen finstern Gram
„In Wonne sich gestalten.
„Komm, ernster Bräutigam!“

Er saß ihr gegenüber,
Verlegen, hochentzückt,
Lustahnend, und beklommen,
Ach, wenn sie freundlich blickt.

Doch neue Pein! Vergebens
Sucht Orlason umher.
Sie fanden Solamely,
Die holde Braut, nicht mehr.

„Ist Solamely treulos?
„So mag in deinem Schmerz
„Die Königinn dich trösten!
„Sie beut dir Hand und Herz.“

Vergib, erhabne Seele!
Sie kann nicht treulos seyn.
Das Aug' und Herz der Guten
Sind ja, wie deines, rein.

„Umsonst! Du musst entsagen,
„Nicht, weil ich Königinn,
„Allein, weil ich, Zeliska,
„Die Solamely bin.

„Hier siehst du Ring und Bildniß,
„Und hier die Schäfertracht!
„Erzähl's dem Edelknaben,
„Ob Liebe glücklich macht.“ —

Zeliska! Du mein Abgott! —
Nun darf's dein Unterthan,
Erwählt von dir, gestehen:
Ich bete längst dich an.

„Ich liebe dich. Sey König,
„Mein Orlason! Mein Freund!
„Uns hat der Gott der Liebe
„Zum Völkerglück vereint.

Hg.

Ueber den Luxus.

(Fortsetzung.)

Das unter dem Namen Kolliseum bekannte kolossalische Amphitheater, erbaut von Vespasian und seinem Sohn Titus, war die fünfjährige Arbeit von 30000 im Kriege gefangnen Juden. Vier Reihen von Säulen, die sich zu einer Höhe von 222 Fuß erhoben, trugen einen Portiko von 2350 Fuß im Umfange, der das Ganze umschloß, welches eine Ellipse bildete, deren beyde Durchmesser 845 und 700 Fuß betrugen. Die Arena war von Ställen für die wilden Thiere umgeben, die bestimmt waren, sich zu morden, um den Römern ihr Lieblings-Schauspiel zu geben. Unzählige Treppen führten zu den bequemen marmornen Sitzen für 100,000 Zuschauer, die durch eine ungeheure Decke gegen die Sonne und den Regen geschützt, und durch Fontainen wohlriechenden Wassers, das als Thau herab fiel, erfrischt wurden. Das Aeußre des Gebäudes war von Marmor und mit Statuen geziert, so wie das Innre mit dem schönsten Mosaik; und alle Geräthschaften waren von Bernstein, Silber oder Gold. — Die Schauspiele selbst waren nicht weniger prächtig, als der Ort, wo sie gegeben wurden, wenn sie gleich unserm Geschmack weniger entsprechen. Unter dem Kaiser Probus ward der Circus in einen großen Wald verwandelt, der mit 1000 Straußen und eben so vielen Hirschen, wilden Schweinen u. s. w., angefüllt war, die dem Hunger oder Muthwillen des Pöbels preisgegeben wurden. Am folgenden Tage wurden 200 Löwen, 200 Leoparden, und 300 Bären gemetzelt. Zu einer Zeit zeigte das Amphitheater dem Auge des Neugierigen und des Naturkundigen 20 Zebra, 10 Giraffen, 10 königliche Tiger, 30 Hyänen, 32 Elefanten, und eine Menge andere seltene Thiere, als Rhinoceros, Flußpferde u. s. w. Plötzlich ward die Wüste, durch unterirdische Röhren, in ein Meer verwandelt, auf welchem Seegefechte gegeben wurden. — Ihre theatralischen Vorstellungen ersetzten ebenfalls durch Pracht den Mangel des Geschmacks, und Chöre von 3000 Sängern und eben so vielen Tänzerinnen ergetzten den römischen Pöbel wahrscheinlich mehr, als ihn die Thränen oder die Wuth unsrer tragischen Heldinnen gerührt haben würden, so wie ihn die Erfrischungen, die ihm auf Kosten des Staats, während dieser Vorstellungen, die ganze Tage dauerten, gereicht wurden, das öffentliche und sein eigenes Elend vergessen liessen.

In allen Theilen der Stadt waren öffentliche Bäder zum täglichen Gebrauch der Vornehmen und Geringen errichtet. Die Bäder Diokletians, die noch jetzt als ein Meisterstück der Baukunst bewundert werden, und in deren Ruinen ein ganzes Karthäuser-Kloster noch Raum genug findet, enthielten 3000 marmorne Sitze. Die Mauern der Marmor-Säle waren mit dem schönsten Mosaik

geziert, und silberne Röhren erfrischten mit warmem Wasser den zerlumpten Bettler.

Solche Denkmäler waren nicht blos das Werk der Regierung, sondern wurden, selbst noch unter den Kaisern, von Privatpersonen auf eigene Kosten errichtet. Unter Nerva und seinem Nachfolger verschönerte die Freygebigkeit eines reichen Atheniensers, Herodes, die Provinzen Griechenlands und Asiens mit Theatern, Tempeln, Bädern, Aquädukten und Portikos.

Allein die Bewegungsgründe und Gegenstände der römischen Freygebigkeit waren nicht immer so rühmlicher Art; das Mark der Provinzen, und der Schweiß des Landmanns ward auf eine so thörichte Art verschwendet, daß Cincinnatus und Kamillus sich mit Unwillen und Scham von ihren ausgearteten Enkeln weggewandt haben würden. Ein römischer Geschichtschreiber des vierten Jahrhunderts macht von den edeln Römern seiner Zeit ein Gemählde, aus dem wir unsern Lesern einen Auszug geben wollen.

„Die Edeln unsrer Tage messen ihre Größe nach der Höhe ihrer Carrucae (Karossen) von massivem Silber ab; unzählige glänzende Equipagen bedeckten die Appische Straße, um die heilige Melanie zu empfangen, als sie nach Rom zurückkehrte.“ (Als die Triumph-Einzüge der Konsuls aufhörten, traten die Heiligen in die Stelle.) „Lange Roben von Seide und Purpur bedecken noch reichere Tuniken, gestikt mit den Figuren von Bären, Wölfen, Löwen, oder Heiligen-Legenden. Gefolgt von einem Schwarm von Bedienten, rollen ihre oder ihrer Frauen Wagen durch die Straßen, als wenn sie die dringendsten Geschäfte hätten. In den öffentlichen Bädern bemächtigen sie sich der für das Volk bestimmten Bequemlichkeiten. Eine Reise nach ihrer Villa erfordert ein ungeheures Gefolge: die Bagage und Garderobe eröffnet den Zug; hierauf folgt eine Menge von Köchen und Küchenbedienten, dann ein unzähliger Schwarm von Sklaven und gaffendem Pöbel, und zuletzt ein Haufen von Eunuchen jedes Alters. Ein Sklave, der vielleicht ein Glas Wasser einen Augenblick zu spät reicht, wird auf der Stelle mit 300 Peitschenhieben bestraft, und kommt mit einer leichten Drohung davon, wenn er einen vorsätzlichen Mord begangen hat. Gelehrte oder Männer im Amt sind von ihren Tafeln verbannt; nur Spieler und Schmarotzer werden zugelassen, die ihre Pracht, ihre Marmor-Säulen, und ihre Mosaik-Fußboden unaufhörlich bewundern. Ein Vogel, Murmelthier oder Barbfisch (zwey Lieblings-Speisen der Römer) von ungewöhnlicher Größe, werden bey Tische gewogen, und von einem Notar ein Protokoll über das merkwürdige Faktum aufgenommen. Wenn sie Geld borgen wollen, sprechen sie in dem demüthigen Styl des Sklaven in der Komödie; wenn sie aber gemahnt werden, nehmen sie die tragische Deklamation der Enkel des Herkules an, oder schaffen sich den beschwerlichen Gläubiger durch eine Anklage von Vergiftung ꝛc. vom Halse.“

Um das Gemählde vollständig zu machen, wollen wir noch einige einzelne Züge aus frühern Zeiten hinzusetzen. Der ungeheure Reichthum, der durch die Eroberung der schönsten und reichsten Länder des Erdbodens nach Rom geflossen war, und sich in den großen Familien angehäuft hatte, war die natürliche Quelle einer Verschwendung, von welcher die Geschichte kein ähnliches Beyspiel darbietet. Die Töchter des großen Scipio waren so arm, daß sie vom Senat ausgesteuert werden mussten, und diese Aussteuer bestand in 1000 Gulden. Nicht lange nachher waren ganze Provinzen im Privat-Besitz einzelner Familien, und unter Nero war bald Afrika unter sechs Guts-Besitzer getheilt. Als der erste Cäsar sich zum Diktator emporgeschwungen hatte, gestand er, daß er 50 Millionen Gulden bedürfte, um nichts zu haben. Unter den Kaisern zeichneten sich besonders Kaligula, Nero und Elagabalus durch ihre Verschwendung aus. Der erste brachte in weniger als einem Jahr 600 Millionen Gulden durch. Als Nero seinen goldnen Pallast erbaut hatte, der eine ganze Stadt, mit Allem, was man sich Prächtiges denken kann, einschloß, sagte er, jetzt wohne er endlich doch, wie ein Mensch. Das Geringste, was eine Mahlzeit des Elegabalus kostete, war 2 Millionen Gulden, und eine einzige Schüssel ward oft mit 200000 Gulden bezahlt.

Die Verschwendung der Römer in der Menge ihrer Sklaven, der Pracht ihrer Kleidungen, Wohnungen und Mahlzeiten, übertrifft Alles, was man in neuern Zeiten gesehen hat. Mancher Privatmann unterhielt 10000 Bediente, unter denen die Narren am meisten geschätzt, und drey bis viermal theurer als andre Sklaven bezahlt wurden. Wer kennt nicht das Epigramm Martials, wo der Käufer 4000 Gulden, die er für einen Narren bezahlt hatte, zurück fordert, weil es sich zeigte, daß der Kerl bey Verstande war. — In Rom war die Perle das kostbarste nach dem Diamant. Julius Cäsar (vermuthlich, nachdem er seine Schulden auf Kosten des öffentlichen Schatzes bezahlt hatte) schenkte einer seiner Geliebten, der Mutter des Brutus, der ihn nachher ermordete, eine Perle, die eine Million Gulden gekostet hatte. — Ein Senator, der von Antonius in die Acht erklärt war, konnte von seinem ganzen Vermögen nichts als einen Ring retten; aber dieser Ring war 4 Millionen Gulden werth. — Plinius erzählt, daß eine römische Dame, bey einem Gastmahl, mit Edelsteinen und Perlen von 8 Millionen Gulden an Werth bedeckt gewesen sey. — Die lächerlichste Anwendung dieses Luxus bestand in kostbarn Gemmen, womit die Schuhe geziert waren, es sey denn, daß die römischen Damen ihre Füße den Augen näher brachten, als es jetzt Sitte ist. — Die Römer saßen auf Stühlen

von Onyx, schliefen auf silbernen oder goldenen Bettstellen und fuhren in Wagen von vergoldetem Silber, die mit Edelsteinen besetzt waren.

Doch am stärksten zeigte sich die Verschwendung der Römer auf ihren Tafeln. Seit Elagabalus mussten sogar die Kochtöpfe von Silber seyn, und ihre Tafeln waren mit silbernen Schüsseln von 500 Pfund, und mit Vasen von Krystall und Porcellain (Murrha), die damals einen sehr hohen Preis hatten, besetzt. — Eines Tags nöthigten sich Cicero und Pompejus bey dem reichen Lukullus, dem sie auf dem Forum begegneten, zu Gast, und dieses Soupé à la fortune du pot kostete 40000 Gulden. Bey einem Gastwirthe des Kaisers Vitellius wurden 2000 auserlesene Fische und 7000 Vögel verzehrt, und Cäsar ließ bey seinem Triumph-Fest allein 6000 Muränen auftischen. — Die Lieblings-Speise der Römer waren Fische, und darunter besonders der Barbe (mullus), der mit 1200 Gulden bezahlt wird. Diese Fische wurden in gläsernen Gefäßen lebendig auf die Tafel gesetzt, und bey Tische zur Gemüthsergetzung der Gäste geschlachtet. Hierin bestand denn auch ein wichtiger Theil ihrer Einkünfte; ein Landgut ward wegen seiner vorzüglichen Fischteiche für acht Millionen Gulden verkauft, und Krassus legte Trauer an um eine Muräne, die in seinem Fischteich gestorben war. Auch Singevögel wurden das Stück mit 1200 Gulden bezahlt. Es war billig, daß der edle Römer, nach einem so rühmlich geführten Leben, mit nicht weniger Glanz aus der Welt abtrat. Ein Mensch aus dem Volk verordnete in seinem Testamente, daß zu seinem Begräbniß zwey Millionen Gulden verwandt werden sollten; und beym Begräbniß der Poppea, der Gemahlinn Nero's, ward mehr Zimmet und Weihrauch verbrannt, als ganz Arabien in einem Jahr hervorbringt. Plinius berechnet, daß bey den Begräbnissen in Rom bloß an Wohlgerüchen 20 Millionen Gulden jährlich verbraucht wurden. (Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München. 20. Juny.

Auf dem hiesigen Königlichen Vorstadt-Theater ist die Reihe nun auch an den zweyten Theil des Rochus Pumpernickel gekommen. Dies Stück beweist, wohin es führen muß, wenn die Theater-Dichter glauben, es gerade nur auf derben Spaß, ohne Geschmack und Sinn, anlegen zu dürfen. Man begreift kaum, wie diese durch Nichts zu einem eigentlichen Ganzen verbundene Posse von demselben Verfasser, dessen der erste Theil ist, herrühren könne. Mir gefällt es allemal, wenn unser Publikum das Werthlose durch eine gleichgültige Stille verurtheilt, so hier z. B. bey der Stelle, wo ein Chor nicht sieben, sondern mehr als siebenzehn Lieder-Brocken hinter einander singt, was allenfalls im Kleinen und pantomimisch mit klar auffallenden Kontrasten als gesellschaftlicher Scherz dienen mag. Hier aber schien es, als ob es Grundsatz sey: Je mehr Zerrüttetheit, je witziger. Aber welch ein ärmlicher, wohlfeiler Witz! Eben so konnte Niemand die Explikation des Wachsfiguren-Kabinets witzig finden. Wie weit besser ist der erste Theil, wo der Betrug, der dem eingebildeten Kranken gespielt wird, sehr gut das Ganze trägt, und selbst dem Stück noch eine moralische Bedeutung gibt.

Ein andres Stück verdient nähere Anzeige, da es hier zuerst vorgestellt wurde. Es ist Moses Errettung, in drey Aufzügen; also ein neuer Versuch, alttestamentliche Geschichten auf die Bühne zu bringen. Es wurde hier öfter aufgeführt, und zwar jedes Mal nicht ohne Beyfall. Die mit dem Vortrag wechselnde Musik von Hrn. Lindpaintner macht dem Kompositeur Ehre, in dessen Behandlung so viel Richtigkeit und Geschmack liegt, daß diese Art von begleitender Musik hier ganz das Auffallende verliert, was den sogenannten Melodramen doch immer anhaftet. Die Führung der Handlung deutet auf nicht gemeine Talente des Dichters, (man nennt als solchen Hrn. von Pidy), der jedoch noch zu wenig dramatische Sicherheit hat. Indessen ist Alles willkommen, was die langen Ferien unsers theatralisch-poetischen Genius unterbricht. Der erste Aufzug ist überaus affektvoll, und die Erfindung der Nachbarinn, die im verzweiflungsvollen Schmerz über ihr gemordetes Kind den verheimlichten Moses verräth, wahrhaft tragisch; auch wurde diese Rolle, die nachher nicht weiter vorkommt, von der Dlle. Laurent vorzüglich gut gespielt. Im zweyten Aufzug verschwinden die Weiber völlig; Gott redet aus einem feurigen Busche; dieser Vortrag war aber beynahe unter aller Kritik, ein Fremder hätte glauben müssen, jener Acteur lese mühsam vom Blatt herab, oder könne überhaupt keine Verse lesen, was denn doch in der That sonst der Fall nicht ist. Dem Vater Moses — Hr. Carl spielte diese Rolle nicht übel, bis auf den Mangel der Abstufungen in der Stärke der Stimme — wird nun in einer Erscheinung gezeigt, wie Moses die Israeliten durch's rothe Meer führt; die Theater-Darstellung befriedigte hier wenig, nämlich, statt daß in wenigen, aber ausdrucksvollen Massen das Gesicht schnell und bewegt vorübergehen sollte, zieht der Zug der Israeliten und ihrer Verfolger sich gemächlich und schwer dahin; der Affekt sollte doch z. B. darin sich äußern, daß jene nach ihren Feinden umschauen, diese theils Staunen, theils Streitbegier zeigen; auch sollten die aufgethürmten Wasser nicht erst dann zusammenschlagen, wenn Pharao längst nicht mehr sichtbar ist. Im dritten Akt eine schöne Dekoration, die Gegend am Nil; Thermutis, die egyptische Prinzessinn, tritt mit ihrem weiblichen Gefolge aus den Schiffen u. s. w.; dies Alles ist mehr idyllisch behandelt, und wie konnt' es anders? Dadurch bleibt aber dem Ganzen kein gleicher Karakter. In jener Rolle trat zuerst ein junges Frauenzimmer, Dlle. Pfeifer, auf, die soviel Richtigkeit, Sinn und Wahl in Vortrag und Spiel zeigte, daß der nämliche erste Beyfall, mit dem sie herausgerufen wurde, in einem sonstigen Schauspiel, wo sie eine durchgehende Rolle gespielt hätte, ihr mit mehrerm Rechte geeignet hätte.

Münster. Juny.

Unser Ringlake — Sie wissen, daß der herrliche Müller'sche Kupferstich des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg, den die hiesige Koppenrath'sche Buch- und Kunsthandlung vor ein Paar Jahren veranstaltete, nach einem sprechenden, meisterhaften Portrait von seiner Hand gearbeitet worden ist. — Unser Ringlake ward in diesem Monat in seinen besten Jahren schnell dahingerafft. Er gehörte freylich nicht zu den genialen, schöpferischen Künstlern vom ersten Range; aber als Portrait-Mahler, der seinen Produktionen täuschende Aehnlichkeit und lebendiges Kolorit verlieh, wurde er ungemein geschätzt. Sein Verlust wird um so mehr betrauert, da der Verewigte mit dem Künstler auch den Menschen innig verschmolz. Man hat gegründete Hoffnung, daß eine geübte Feder ihm bald ein nekrologisches Denkmal stiften und sein Verdienst gehörig würdigen wird. Ein solcher Aufsatz möchte denn auch Ergänzungen und Berichtigungen für Meusels Künstler-Lexikon liefern. Dahin gehört unter andern sein Portrait des verstorbenen Ministers Fürstenberg, nach einem Gypsabgusse gemahlt; dies Portrait ist neuerdings von dem sich hier aufhaltenden Oldenburgischen Kupferstecher Michelis in Kupfer gestochen worden.

Nro. 163.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 9. Julius, 1813.

O Glück der Niedrigen, der Schnitter und der Hirten
Die sich in Flur und Wald, in Trift und Thal bewirthen,
Wo Einfalt und Natur, die ihre Sitten lenkt,
Auch jeder rauhen Kost Geschmack und Segen schenkt.

v. Hagedorn.

Ueber den Luxus.

(Fortsetzung.)

Die ausgearteten Byzantiner waren eine unvollkommene Kopie ihrer Vorgänger, der westlichen Römer. Der Heldenmuth, den diese letztern selbst längst verloren hatten, konnte auf ihre Enkel nicht forterben, und der Reichthum der Provinzen ward verwandt, um von den Barbaren einen unsichern Frieden zu erkaufen. So sehr auch der berühmte Patriarch von Konstantinopel, der fromme Johannes Chrysostomus, gegen den Luxus seiner Zeit, und besonders gegen den Kleider-Aufwand der Frauenzimmer, in seinen Predigten eifert, so beweist alle seine Beredsamkeit doch, daß die Pracht nicht weniger als der Geschmack abgenommen hatte. Die öffentlichen Schauspiele bestanden in Wagenrennen, Seiltänzern, Aequilibristen, Possenreißern ꝛc. Der Thron des Kaisers war von massivem Golde, sein Wagen mit Edelsteinen besetzt. Die schneeweißen Maulthiere, die ihn zogen, waren, gleich den Hofleuten und Garden, die ihn umgaben, mit Gold bedeckt. Die Palläste der Vornehmen enthielten, Bäder, Portikos, Alleen, Gärten, Wasserleitungen, Springbrunnen ꝛc. Die Dächer waren vergoldet, die Thüren von Elfenbein, die Fußböden mit kostbarn Steinen geziert, und Betten und Stühle von Elfenbein oder Silber. Die Tafel hatte die Form eines halben Mondes, an dessen äußrer Seite die Gäste nicht wie die Römer lagen, sondern, wie die Griechen vor Homers Zeit saßen. Die Trinkgeschirre waren von Gold, die Schüsseln von Silber. Indeß gab es eine Verschwendung, worin es die Byzantiner den Römern selbst aus Elagabalus Zeitalter zuvorthaten, nämlich die immer mehr zunehmende Zahl jener im Orient so nothwendigen Zwittergattung von Domestiken. Manche Vornehme hatten 2000 prächtig gekleidete Verschnittene, und die wichtigsten Staatsbedienungen fielen endlich in die Hände der Eunuchen. — Als im Anfange des 13ten Jahrhunderts die Franken sich des byzantinischen Throns bemächtigt hatten, fanden die aus ihrer Residenz vertriebenen griechischen Kaiser die Tugenden ihrer Voreltern in der Armuth wieder. Von der Hauptstadt verbannt, lernten sie in Asien den wahren Reichthum des Staats kennen; unter ihrer Leitung wurden die verlassenen Aecker wieder bearbeitet; der Vater seines Volks ward der erste Landmann, und an der Hand des Kaisers ward der Bauer in seine Wohnung, und der Ackersmann zum Pfluge zurückgeführt. Johannes Dukas zog seine kaiserlichen Einkünfte aus den Meiereien, die er selbst bebaute; und als er seiner Gemahlinn eine Krone von Diamanten und Perlen überreichte, gestand er, daß sie aus dem Verkauf der Eyer seiner Hünerhöfe angeschafft wäre.

Untersuchungen wie diese, erhalten ihren größten Reiz durch den Kontrast verschiedener Zeiten und Völker; und wir glauben, unsern Lesern keine unangenehme Unterhaltung zu geben, wenn wir ihnen von dem Aufwand und der Lebensart der Hunnen, Mongolen und Araber, aus der blühenden Epoche dieser Reiche, einige Züge mittheilen, so wie sie von Augenzeugen erzählt sind.

Als der König der Hunnen, vor dessen Namen einst die Fürsten auf dem Throne, und die Kinder in der Wiege zitterten, sich zum Herrn von Asien und dem größten Theil von Europa gemacht, und seine nomadische Residenz in der Gegend des jetzigen Tokay aufgeschlagen hatte, von wo er bald das östliche, bald das westliche römische Kaiserthum bedrohte, da empfing er von allen Fürsten der Erde Gesandte und Geschenke. Von einer dieser Gesandtschaften, die aus Konstantinopel an ihn geschickt ward, haben wir noch die merkwürdige Erzählung des Geschichtschreibers Priskus, die sich in der Sammlung der byzantinischen Schriftsteller findet, und besonders interessant ist durch die einfache Naivetät, womit der Römer die Sitten der Barbaren anstaunt. Nicht weniger merkwürdig ist eine Art von Instruktion, die sich in eben dieser Sammlung findet, und die wir, ihrer Kürze wegen, voranschicken wollen. Sie lautet so: „Gesandte werden von uns und zu uns geschickt. Die letztern müssen mit Pracht und Freygebigkeit aufgenommen werden; mit ihrem Gefolge aber muß man vorsichtig umgehen, damit sie den Nachbarn nichts von unsern Anschlägen offenbaren können. Statt unsers Reichthums und der Schönheit unsrer Weiber zeige man ihnen die Zahl unsrer Männer, die Schönheit unsrer Waffen, und die Höhe unsrer Mauern. Was unsre Gesandten an die Barbaren betrifft, so müssen sie von ausgezeichneter Frömmigkeit, und wegen keines Verbrechens öffentlich verurtheilt, müssen klug und patriotisch seyn, so daß sie, wie Regulus, sich und ihr Eigenthum für das gemeine Beste auf das Spiel setzen. Bey dem Volke, zu dem sie geschickt sind, müssen sie sich liebenswürdig, großmüthig, und nach ihren Kräften wohlthätig zeigen, so wohl das Vaterländische als das, was des Feindes ist, loben, und das Letztre auf keine Weise heruntersetzen. Sie müssen ökonomisch seyn, sich in die Zeit schicken, und sich nicht erlauben, ihre Aufträge durch alle mögliche Mittel oder mit Gewalt durchzusetzen. Ehe der Gesandte abgefertigt wird, muß er sich einem Examen unterwerfen, in dem man ihm die Gegenstände seiner Sendung vorlegt, und ihn befragt, wie er einen jeden derselben behandeln würde, wenn die Umstände so oder so wären."

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Paar Anekdoten zur Naturgeschichte des Hundes und des Fuchses.

(Aus dem Werke über Jägerey und Fischerey, welches der brittische Pfarrer, Hr. Daniel, kürzlich zu London unter dem Titel: Rural Sports etc. herausgab.)

Als im Jahre 1789 in der St. Pauls-Kirche zu London Zurüstungen für ein öffentliches Fest gemacht wurden, hatte eine Hündinn ihren Herrn eine dunkle nach der Kuppel führende Wendeltreppe hinauf begleitet. Hier verschwand sie plötzlich. Alles Rufen und Pfeifen des Herrn war vergeblich. Ein und sechzig Tage, nachdem die Hündinn auf solche Art verschwunden war, hörten Glaser, welche die Kuppel bestiegen, um darauf zu arbeiten, zwischen den Balken des Zimmerwerkes klagende Töne hervorkommen. Sie glaubten, ein unglücklicher Mensch rufe um Hülfe, und liessen einen Jungen, dem sie ein Seil um den Leib banden, an der Stelle, wo der Ton herkam, auf den Boden herab. Der Knabe fand einen seitwärts liegenden Hund. Neben ihm lag das Gerippe eines andern Hunds und ein halb zernagter Schuh. Er hatte Mitleid mit dem noch lebenden Thiere, nahm es auf den Arm, und ließ sich so wieder herauf ziehen. Der Hund war völlig ausgemergelt und so schwach, daß er nicht aufrecht stehen konnte. Die Arbeiter legten ihn vor die Kirchthür und überliessen ihn seinem Schicksal. Es war zehn Uhr Morgens. Das Thier gelangte mittelst einiger Anstrengungen, und, indem es sich gegen die Mauern stützte, bis zum Eingange der Straße Ludgate Hill. Es wollte die Straße quer durchschneiden, aber seine Schwäche machte ihm dies unmöglich. Ein Knabe erbarmte sich seiner und trug es auf die andre Seite über. Der Hund kroch nun längs den Häusern weiter, von einer Straße zur andern, bis er endlich, nach zehnstündigem Marsche, um acht Uhr Abends in Red Lion Street bey seinem Herrn anlangte, wo er sich unten an die Haustreppe hinlegte. Der Herr hatte Mühe, seine treue Phillis zu erkennen; ihre Augen waren dermaßen tiefliegend, daß man sie kaum mehr wahrnahm, und ihr Körper, welcher drey Monate zuvor zwanzig Pfund gewogen hatte, wog jetzt mehr nicht als drey Pfund und vier Unzen. Bey'm Namen gerufen, wedelte sie jedoch mit dem Schwanze. Geraume Zeit vermochte sie durchaus nichts niederzuschlucken; endlich gelang es, ihr etwas Milch mit einem Theelöffelchen beyzubringen, und nach und nach erholte sie sich dann wieder vollkommen.

Ein nicht minder merkwürdiger Zug eines Instinctes andrer Art ist folgender: Ein Fuchs, (erzählt der Verfasser), den ich eines Tages wol eine Stunde lang hitzig verfolgt hatte, verschwand in ein Fuchsloch. Es war gerade der letzte Tag der Jagdzeit. Ich entschloß mich, ihm nachgraben zu lassen. Zwey Dachshunde wurden geholt, und nach vieler Arbeit gelang es uns wirklich, den Fuchs zu fangen; während die Hunde ihn todt bissen, schlüpfte eine Hündinn in ein Loch der Grube und faßte einen andern Fuchs. Wir gruben weiter nach und fanden, daß sie ein säugendes Weibchen ergriffen und bereits zwey ihrer Jungen getödtet hatte. Drey andere, noch übrige, wurden von uns gerettet. Der Meister, dem die Hündinn angehörte, verlangte, wir sollten ihm die Brut überlassen; er wolle sie, versicherte er, durch die Hündinn, die gerade Milch hatte, säugen lassen. Man lachte über ihn; allein er beharrte auf seinem Begehren; wir entfernten dann

die Füchsinn, und setzten sie in einer andern Grafschaft wieder in Freyheit. Die jungen Füchse wurden nun wirklich von der Hündinn gesäugt; ich hatte diese gekauft und sah die Jungen groß ziehen; sie reichte ihnen die Brust, bis sie derselben nicht weiter bedurften. Der Vorfall wird dadurch noch merkwürdiger, daß die Hündinn ihre Jungen bereits sechs Wochen zuvor geworfen hatte, die jungen Füchse aber, als der Tausch geschah, eben erst die Augen öffneten.

Der Verfasser erzählt noch eine seltene, von ihm gemachte Beobachtung einer Füchsinn, die ihre Jungen auf einen Baum warf.

Im April 1784, sagt er, trieben meine Hunde einen Fuchs auf, dessen Spur sie wieder verloren. Bey'm Nachhausekehren ritt der Jäger durch das Gehölz, worin der Fuchs zuvor war aufgetrieben worden. Ein Dachshund, der mit ihm war, fing am Fuß einer alten hochstämmigen Eiche lebhaft zu bellen an. Der Jäger stieg ab und untersuchte, ob irgend ein Loch in dem Stamme zu finden sey. Er fand keines; der Hund aber versuchte auf den Baum zu klettern, der von unten bis oben mit kurzen Aesten bedeckt war; diese Aeste zeigten Spuren von Koth, der den Durchgang eines Thieres verrieth. Der Jäger hob den Dachshund so weit er konnte, in die Höhe, und dieser ward dadurch immer mehr angereizt. Jetzt kletterte Jener auf den Baum, den Hund vor sich tragend. Je mehr er sich dem Gipfel näherte, desto hitziger ward der Hund. So wie dieser an den Gipfel reichte, hörte der Jäger ihn etwas anbeißen, und zu seinem nicht geringen Erstaunen hatte er ein Füchsinn gepackt. Diese hatte vier Junge bey sich. Der Baum hatte eine Höhe von vier und zwanzig Fuß, und die Aushöhlung, worin die Füchsinn ihre Jungen geworfen hatte, war drey Fuß tief, so daß mithin dieselben zwanzig Fuß über der Erde sich befanden. Die Mutter konnte nur über den Stamm von außen her zu ihnen gelangen; dieser aber war keineswegs gekrümmt, wodurch das Ansteigen leichter gemacht worden wäre. Eine Menge Leute kamen damals, um den Baum, der durch diesen seltsamen Vorfall in der Gegend berühmt ward, in Augenschein zu nehmen, und Viele verlangten die jungen Füchse, um sie zum Andenken aufzuziehen. Der verstorbene Hr. Leigh besaß einen, und manche Personen erinnern sich, diesen zahmen Fuchs im Hôtel-Wood, in Covent-Garden, im Kaffehaus herumspazieren gesehen zu haben.

Le Brün über weibliche Dichter.

„Sapphos du jour"
Gibts eine Legion,
Wie ich erfuhr;
Doch auf dem Helikon
Ist Eine nur.

Hg.

An Torva, die Sängerinn.

Wunderbares träumte mir,
Meisterinn des Sangs, von Dir.
Hottentott und Karaibe,
Tiger, Leuen, selbst der Gott der Liebe,
Angelockt von deinem Zauberton,
Kamen, sahen Dich, und floh'n.

Hg.

Korrespondenz-Nachrichten aus Neapel, 1813.

(Obschon wir den Ansichten des Verfassers nicht beystimmen können, so glaubten wir nachstehenden Aufsatz dennoch der Aufnahme würdig — da er einen neuen Beleg zu dem alten Satz, daß jeder Himmelsstrich seine eigene Schönheiten und Vorzüge habe, liefert, besonders weil darin anschaulich gemacht wird, daß die Nordländer, auch in ihrem unfreundlichern Klima, von der Natur nicht so stiefmütterlich behandelt werden, wie es die Südländer glauben mögen. Wir müssen aber hier doch die Bemerkung beyfügen, daß, da der Winter in Neapel beynahe ein beständiger Frühling ist, sich dort der Frühling gleichsam auf zwey unsrer Jahrszeiten ausdehnt und vertheilt, folglich die Fortschritte der Vegetation in den Monaten, die wir Frühling nennen, dort wegen der bereits eingetretenen Hitze bey weitem nicht mehr so schnell und mannichfaltig sind; und da also keine in jeder Hinsicht so überraschende Aenderungen, wie es in diesem schönen Zeitpunkt auf einmal bey uns der Fall ist, vorgehen, so kann auch der eigentliche Frühling in Neapel bey weitem nicht so angenehm und erquickend seyn, wie bey uns. Es wäre deswegen eben so ungerecht, den neapolitanischen Frühling anzuklagen, als es im Gegensatz lächerlich wäre, wenn z. B. ein Schweizer-Hirt, der in dem späten, aber weit schnellern und kürzern Frühling auf den Alpen die Blümchen schon durch die letzte Schneelage, (gewöhnlich geschieht dieses Anfangs Juny) durchdringen, und meistens wenige Stunden, nachdem der Schnee auf seinen Alpen-Weiden geschmolzen ist, dieselbe schon mit einem saftreichen Grasteppich bewachsen sieht — wenn dieser Hirt den Frühling in der ebenen Schweiz oder in Deutschland, wo nach dem Verschwinden des Schnees meistens noch einige Wochen vergehen, ehe die Natur sich mit dem Frühlingskleid zu schmücken anfängt, zu langsam und uninteressant finden wollte.

Ob aber der diesjährige Frühling in Neapel nicht auch wie der letzte Winter eine Ausnahme von der Regel sey, ob spätere Erfahrung des Verfassers jetzige Ansicht bestätige, wünschten wir einst von ihm zu vernehmen, wenn ein längerer Aufenthalt in jener paradiesischen Gegend ihm nicht nur mehrere Frühlinge, sondern auch den Zusammenhang der verschiedenen Jahreszeiten wird gezeigt haben. Mehr an Land, Lebensart und Klima gewöhnt, wird dem Verfasser wahrscheinlich Manches später verändert erscheinen und er wird auch an den zwar kleinen, aber niedlich geformten, neapolitanischen Pferden ihre berühmten Eigenschaften dann nicht verkennen. Es dürfte, wenn er z. B. gegen Ende Novembers die herbstliche Gegend, von Posilipo oder St. Elmo herab, betrachtet, und sich im gleichen Moment den Anblick einer Gegend seines nördlichen Vaterlandes am baltischen Meer vorstellt, die Vergleichung wol nicht so vortheilhaft für die letztere ausfallen, wie es im April geschah. Er wird dann Blumen und Blätter noch sehen und Vögel noch singen hören, wo im Norden längst Alles von Eis erstarrt, und die ganze Natur stumm da liegt.

um 4 bis 6 Monate zu schlafen; dann könnte leicht bey dem Verfasser das alte Sprichwort:

Pur' ad ogni uccello
Il suo nido è bello

seinen (meistens schönen, hier aber) zu einseitigen und dadurch schädlichen Sinn verlieren. Die Redaktion.)

Mit Recht, Freund, könntest Du mich beneiden, wenn die Natur wirklich mir hier den Genuß gewährte, der deiner Phantasie so lebhaft und so reizend vorschwebt. Oft schon habe ich zu dem Wunsche Veranlassung gehabt, daß meine wirkliche Lage durch die Vorstellungen dieser glücklichen Bildnerey hervor gebracht werden könnte; nie aber war dieser Wunsch so stark, als jetzt. Denn, trotz deinem Neide, würde ich doch dein wohlwollendes Herz bewegen, zu dem ewigen Frühlinge, den Du mich hier geniessen lässest, noch die ewige Jugend hinzuzufügen. So hättest Du denn durch deine Zaubereien das schönste Bild der griechischen Dichtung aus dem Reiche der Einbildungen in die Wirklichkeit versetzt.

Doch in der Welt ist Nichts vollkommen. Das heißt, wie ich glaube, nur so viel: die Wirklichkeit bleibt stets hinter dem Ideale zurück, und leider! muß ich gestehen, der Frühling in Neapel bleibt sehr weit hinter dem deinigen zurück. Soll ich mein Urtheil so hinstellen, daß es sich deiner Empfindung und deinen Begriffen anschließt, so sage ich gerade heraus: in Neapel gibt es keinen Frühling.

Du staunest und scheinst fest entschlossen, dein Phantasiebild, das Du bis in die feinsten Nuancen ausgearbeitet hast, selbst gegen meine Erfahrung vertheidigen zu wollen. Es sey; nur, damit Du auch die Stärke deines Gegners und seine Hülfquellen kennen lernest, will ich einige Züge zu einem Bilde des Frühlings in Neapel hinwerfen. Sie sind freylich nur nach kurzer Beobachtung aufgefasst, finden sich aber auch so deutlich und unverkennbar ausgedruckt, daß sie kein tiefes und langes Forschen heischen.

Langsam und unbemerkbar ist hier das Fortschreiten der Natur bey der Schöpfung und Bildung ihrer Werke; das Auge ist nicht im Stande, den Wechsel ihrer Veränderungen aufzufassen. Wenn dieser Diener der Phantasie fehlt, dann bleibt sie gewiß kalt. Durch jenen langsamen Gang verliert die Natur den Reiz der Neuheit und mit ihm den Reiz fürs Gefühl. Mit welcher Sehnsucht eilest Du am Gestade des baltischen Meeres, an jedem nur erträglichen Frühlingstage, bald in den Garten, bald aufs Feld. Aber auch nicht vergebens. Du findest bald neue Keime, bald neue Zweige; zur Rechten eine aufbrechende Blume, zur Linken einen halbbelaubten Baum, vor Dir eine muthwillige Herde, und über Dir eine frohe Lerche. Vor ein Paar Wochen deckte noch Schnee die scheintodte Natur, und vor ein Paar Tagen schien ihr Erwachen noch zweifelhaft. Die Sonne goß ihre belebende Wärme über sie aus, nun steht sie in voller Jugend da, und Du drückst sie an dein Herz. Wie fesselt Alles Ohr und Aufmerksamkeit! Wie überrascht Alles Auge und Gefühl!

In Neapel geht das Alles verloren, und der Mensch bleibt kalt. Seit drey Monaten, wie Du weißt, bin ich hier, und nie ist es mir eingefallen, daß ich im Frühlinge lebte, nur dann, wenn ich gezwungen war, mich des laufenden Monats zu erinnern. Bey meinem ersten Ausfluge glaubte auch ich einen Frühling, geschmückt mit höhern Reizen, wahrzunehmen. In den ersten Tagen des Februar traf ich Mandelbäume und Aprikosen mit Blüthen bedeckt. Die Neuheit des Gewächses, die Schönheit der Blüthe und das Ueberraschende beym Zusammentreffen, fesselte auf einige Minuten mein entzücktes Auge. — Stumm und voll Gefühl hing ich an dieser seltenen Erscheinung. Erst nach Minuten unterbrach ich das Vergnügen des Anblicks durch die Frage: wo ist denn das Laub? In Neapel, hieß es, bekommen die Bäume erst Blüthen und nachher Laub. Das stieß zu sehr gegen mein Auge und mein Gefühl. Beyde haben sich zu sehr gewöhnt, die mannichfaltigsten Farben der Blüthen unter einem schönen grünen Laube gemischt zu finden; Beyde wollten die Natur eines Mißgriffs beschuldigen. Unmuthig über ihre Kargheit und Kahlheit entfernte ich mich, und nie habe ich diese Bäume wieder mit Vergnügen betrachten können. Die übrigen standen noch nackt da, wie Du sie in deinem Garten findest, wenn das Eis einer Oktobernacht die halbwelken Blätter abgestreift hat. Nur einige, zu deren Erhaltung die Natur ein nie welkendes Grün nöthig fand, erinnerten an ihren schönsten Schmuck. Einige Pinien, ein Paar Cypressen und eben so viele immergrüne Eichen, die aber verkrüppelt dastehen, geben der im Uebrigen ganz verödeten Landschaft wenigstens einige Abwechselung. Bald aber bemerkte ich, daß auch die übrigen Bäume Knospen sehen liessen, die einen baldigen Ausbruch versprachen. Wie flog meine Phantasie hin, um sich die schöne Landschaft in ihrer Vollendung darzustellen! Wie mahlte sie die Hügel, bedeckt mit Bäumen, reich geschmückt mit dem vollsten Laube und den lieblichsten Blüthen! Wie gruppirte sie dieselben in die verschiedensten Ordnungen! Wie verwebte sie das mannichfaltige Grün in die reizendsten Abstufungen! In wenigen Tagen hoffte ich durch einen solchen Anblick mein Auge zu entzücken. Die Knospen waren ja dem Ausbruch nahe. Voll Ungeduld wurden ein Paar schöne Tage im Zimmer hingebracht; die belebende Wärme, die ich so lebhaft empfand, sollte doch wol schon die Natur meiner Phantasie nahe gebracht haben. Ich eilte schnell hin und fand Alles — wie ich es gelassen hatte. Da musste ich es bitter fühlen, wie sehr es schmerzt, wenn eine Hoffnung fehlschlägt, selbst bey Gegenständen, die nicht unmittelbar auf die Glückseligkeit Bezug haben; ich stand bestürzt da, und erst nach einer Pause gewann meine Hoffnung wieder Stärke. Bald wird es anders seyn, sagte ich, nicht ohne Zweifel, und besah noch einmal und noch genauer den Gegenstand meiner Hoffnungen; glaubte auch einiges Vorrücken zu bemerken, und ging ziemlich beruhigt nach Hause. Nicht mehr mit gleicher Wärme, aber mit gleichen Wünschen, besuchte ich meine Bäume nach einiger Zeit wieder; und noch war die Veränderung, welche die Natur hervorgebracht hatte, nicht merklich. Die Hoffnung schwand ganz und ließ nur eine Leere zurück; ich ging nicht mehr hin. Nur wenn mein Weg mich vorbeyführte, warf ich einige Blicke hin, mehr kalte Blicke eines neugierigen Forschers, als die seelenvollen eines Freundes der Natur, der sie mit Sehnsucht bey der Bildung ihrer Werke verfolgt. Nie fand ich die Veränderung von der Art, daß sie meine geschiedene Hoffnung hätte zurückrufen können. Kalt und gleichgültig bemerkte ich so viel, daß sich die Natur hier mehr als acht Wochen Zeit nimmt, um aus der Knospe das vollständige Blatt zu entwickeln, was bey Dir in einer Woche und oft in kürzerer Zeit geschieht. Am drückendsten empfindet man diesen Mangel am Laub, wenn man sich dem Gewühle der Stadt entreißt und das Land besucht. Die Sonne brennt hier im Februar und März oft so stark, daß man bey mäßiger Bewegung in Schweiß geräth; und nun wandelt man so erhitzt unter Bäumen, die keinen Schatten geben. Eine unangenehme Erinnerung für einen Nordländer! Doch auch jetzt, da das Laub an vielen Bäumen völlig hervorgebrochen ist, ist es nicht im Stande, das Bedürfniß so zu befriedigen, als unsre nordischen Bäume; ihr Laub ist nicht dicht genug, und gewährt daher auch nicht solchen Anblick von Fülle. So bringt die Natur hier, wie ein erschöpfter Boden, ihre Früchte nur langsam und spärlich hervor.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 164.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 10. Julius, 1813.

Nur ein Uebel ist unheilbar; wenn der Mensch sich selbst aufgibt.

Joh. v. Müller.

Thomas Schweicker und Joseph Danhauser.

Unter die merkwürdigsten Zeugen der Kraft, durch welche der Mensch selbst über die Natur sich erheben, und das, was sie stiefmütterlich versagte, sich ersetzen kann, gehören Schweicker und Danhauser. Thomas Schweicker, der im 16ten Jahrhundert zu Schwäbisch-Hall lebte, und daselbst am 27. Dec. 1602, im 61sten Lebensjahre, starb, wurde ohne Arme gebohren, erwarb sich aber eine solche Fertigkeit im Gebrauche seiner Füße, daß er mit denselben zierlich schreiben und mahlen, schnitzen, essen, sich ankleiden, Federn schneiden, Bücher einbinden, einschenken, mit der Armbrust schießen, im Brete spielen ꝛc. konnte. Sein Andenken kam auf die Nachwelt durch Widmann's, in der Handschrift vorhandene, Chronik, durch Crusius schwäbische Annalen, (III, 12, 30, 37), durch ein Denkmal in der Michaelis-Kirche zu Hall, und durch eine silberne Münze, die auf der einen Seite Schweicker's Bild in der Stellung, die das Schreiben mit den Füßen nöthig machte, und mit der Umschrift: Thomas. Schweicker. Eta. Su. 51. darstellt, auf der andern aber die Worte: Mirabilia opera tua, et anima mea cognoscet nimis. Ps. 138 enthält.

Noch eine merkwürdigere Erscheinung ist Joseph Danhauser, zu Bärenthal, ohnweit Pforzheim, 1727 geboren, und zu seiner Zeit unter dem Namen des Bärenthaler Bettelbuben bekannt. Nicht allein die Arme, sondern auch die Füße fehlten ihm, als er auf die Welt kam; er hatte an ihrer Stelle nichts, als kurze Stumpen. Aber diese lernte Danhauser frühzeitig so geschickt gebrauchen, daß er schon vom eilften Lebensjahre an einsam, wie Robinson auf seiner wüsten Insel, in einer an der Landstraße von Pforzheim gelegenen Hütte lebte, wo er, ohne fremde Beyhülfe, sich selbst bediente. Viele Vorüberreisende sahen und beschenkten ihn. Der Augenzeuge, welchem ich diese Nachrichten verdanke, besuchte ihn im Herbste 1801, wo er schon 63 Jahre in seiner Hütte zugebracht hatte, und fand ihn heiter. Er wünschte sich etwas von ihm Geschriebenes, und nun schrieb Danhauser mit einem Bleystifte, so leserlich, so orthographisch und so fertig, als nur Wenige aus den ungebildeten Ständen es können, auf das ihm dargereichte Papier: „Herr Christian Zeller. Joseph Danhauser, ohne Hand und ohne Fuß geschrieben, am Wald Hagelschieß, den 8ten October 1801.“ Möchte irgend Jemand, der Danhauser näher kannte, ausführlichere Nachrichten von ihm und von den Anstrengungen, wodurch er den Sieg über die Ungunst der Natur errang, mittheilen!

J. K. Höck.

Ueber den Luxus.

(Fortsetzung.)

Um die Gesandtschaft des Priskus zu verstehen, muß man Folgendes wissen. Gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts bestieg Attila den hunnischen Thron seines Oheims Rugilas, und vereinigte unter seinem Szepter

alle nomadischen Völker Europens und Asiens, von dem Rhein und den Ufern des baltischen Meers bis an die Gränzen China's. Bald fühlte auch das neue Rom seine Macht, und Attila's Horden durchstreiften und verheerten das römische Gebiet bis an die Thore von Konstantinopel. Theodosius der jüngere, der keine der Tugenden seines großen Ahnherrn geerbt hatte, erkaufte den Frieden, statt ihn zu erkämpfen, und erntete den gewöhnlichen Lohn einer solchen Politik. Der Reichthum und die Schwäche des griechischen Throns reizte die Habsucht Attila's und seiner Diener, statt sie zu befriedigen. Mit jedem Jahr erschienen in Konstantinopel neue Gesandte der Hunnen mit neuen Foderungen. Neue Geschenke wurden gezahlt, und neue Verträge geschlossen, deren vornehmster Artikel immer die Auslieferung der hunnischen oder scythischen Ueberläufer betraf. Im Jahr 448 verliessen die hunnischen Gesandten, Orestes, ein Römer und Vater des letzten occidentalischen Kaisers Augustulus, und Edekon, ein Scythe und Vater des ersten barbarischen Königs von Italien Odoaker, der jenen vom Thron stürzte, die griechische Hauptstadt. Mit ihnen reiste die römische Gesandtschaft, an deren Spitze sich der ehrwürdige Maximin befand: ihn begleitete sein Freund Priskus, der Geschichtschreiber dieser Gesandtschaft, und der Dolmetscher Vigilas. Nie hat sich vielleicht ein Ambassadeur in einer so sonderbaren und peinlichen Lage befunden, als Maximin. Die ihm gegebenen Aufträge waren der geringste Zweck dieser Reise. Vigilas war der eigentliche Vertraute der Regierung; er hatte geheime Aufträge von der höchsten Wichtigkeit, von denen Maximin nichts ahnte, die aber dem Könige der Hunnen längst verrathen waren. Und was für Aufträge? Während seiner Gesandtschaft in Konstantinopel bezeigte Edekon ein freudiges Erstaunen über den Glanz der Kaiserstadt, und Vigilas baute hierauf einen Plan, der die Genehmigung des Kaisers und seiner Minister erhielt, dem rechtschaffenen Maximin aber auf das sorgfältigste verborgen ward. Dem Ambassadeur der Hunnen ward der Antrag gemacht, seinen König zu ermorden; Edekon nahm den Vorschlag an, oder stellte sich wenigstens so, entdeckte aber seinem Monarchen den ganzen Plan, und der griechische Kaiser mußte, glimpflich genug, seine Verrätherey mit Geld büßen. Aus diesem Gesichtspunkt wird das Benehmen Attila's doppelt interessant; und wir können uns die Kälte, womit er die römische Gesandtschaft aufnahm, besser erklären, als es der gute Maximin damals konnte. Wir wollen nun unsern Lesern aus dieser Erzählung einige Stellen, mit Priskus eigenen Worten, mittheilen.

„Als wir an die Donau gekommen waren, setzten uns die Barbaren in Kähnen über, die aus einem Baum gehauen waren. Diese Kähne waren nicht unserthalb da, sondern um die Schaaren der Barbaren überzusetzen, weil Attila gleichsam in einer Jagdpartie in das römische Gebiet einbrechen wollte, unter dem Vorwand, daß ihm nicht alle Ueberläufer ausgeliefert wären. — Als wir bey Attila's Zelten angelangt waren, kam Edekon, Orestes, Skotta, und andre vornehme Scythen, uns um den Gegenstand unsrer Mission zu befragen. Wir antworteten, der Kaiser habe uns befolen, dies Niemand als dem Attila zu sagen; worauf Skotta voll Zorn ausrief, es sey seines Souverains Befehl, und unser Vorwiz sey ihnen bekannt. Nun gingen sie zu Attila, kamen aber bald ohne Edekon zurück, sagten uns selbst alle Gegenstände unsrer Sendung, und befahlen uns, sogleich abzuziehen, wofern wir keine andern Aufträge hätten. Wir waren in großer Verlegenheit, und konnten nicht begreifen, wie die Plane des Kaisers, die den Göttern selbst ein Geheimniß sind" (der gute Priskus!) „den Barbaren offenbart wären, erklärten aber, daß wir nichts entdecken würden, wenn wir keine Audienz bey Attila erhielten; worauf sie uns befohlen zurückzureisen. Als wir eben abreisen wollten, schickte uns Attila einen Ochsen und Fische, und ließ uns sagen, wir möchten die Nacht da bleiben. Am folgenden Morgen ward dieselbe Foderung zum drittenmal an uns gemacht" (man sieht, welche Mühe Attila sich gab, den Maximin zum Geständniß zu bringen), „und wir machten uns, ohne zu antworten, zur Abreise bereit. Bald nachher ließ uns Attila zur Audienz rufen. Als man uns in sein Zelt, welches von einer Menge Barbaren umgeben war, herein ließ, fanden wir ihn auf einem hölzernen Lehnstuhl sitzen" (indeß Theodosius, der ihm Tribut zahlte, auf einem goldnen Throne saß.) „Maximin trat zum Thron, begrüßte den Barbaren" (den Herrn der Welt, vor dem der gebildete Römer zitterte), „überreichte ihm den kaiserlichen Brief, und wünschte ihm im Namen des Kaisers Glück. Attila's Antwort war: es geschehe den Römern, was sie mir wünschen" (ein feiner Barbar!) „wandte sich aber sogleich zu Vigilas, den er eine unverschämte Bestie nannte, und fragte, weswegen er zu ihm gekommen sey, da er doch wisse, daß die Römer noch nicht alle Ueberläufer ausgeliefert hätten. Als Vigilas antwortete, die Römer hätten keine Ueberläufer scythischer Nation mehr, ward Attila noch zorniger, überhäufte ihn mit Schimpfworten, und sagte mit schreiender Stimme, daß er ihn kreuzigen und den Raubvögeln preisgeben würde, wenn er nicht das Völkerrecht ehrte; und nun befahl er seinem Sekretär, die Namen der scythischen Ueberläufer, die sich noch bey den Römern befänden, abzulesen. Hierauf schickte er ihn nach Konstantinopel zurück, um ihm Antwort vom Kaiser zu bringen, ob er die Ueberläufer ausliefern oder Krieg haben wolle; uns befahl er zu bleiben, bis zur Ankunft dieser Antwort, und verlangte nun unsre Geschenke, die wir auch übergaben.

Nach Vigilas Abreise mussten wir Attila weiter nach Norden folgen, der nach einem Dorfe reiste, um die Tochter Eska's zu heirathen, obgleich er schon viele Frauen hatte. Unsre Nahrung ward aus den Dörfern zusammengebracht, aber statt des Weitzens Hirse (Kenchros), statt des Weins der dort sogenannte Med (Meth), und ein aus Gerste (?) gemachtes Getränk, welches die Barbaren Kamos (Kumis) nennen. Wir kamen in ein Dorf, dessen Besitzerinn, eine Wittwe Bleda's (eines Bruders von Attila, der mit ihm gemeinschaftlich regiert hatte, bis er von ihm umgebracht ward), uns Speisen, und zu unsrer Gesellschaft schöne Weiber schickte, um uns nach scythischer Art Ehre zu erzeigen" (eine besondere Galanterie von einer Dame.) „Wir waren gegen die Weiber sehr artig, untersagten uns aber den Umgang mit ihnen" (Priskus sagt nicht, ob aus Tugend, Politik, oder aus Verachtung der Barbaren, auch nicht, ob die scythischen Weiber mit dieser römischen Artigkeit zufrieden waren.) „Am folgenden Tage gingen wir zur Königinn, und beschenkten sie mit drey silbernen Bechern, rothen Fellen, Pfeffer aus Indien, Früchten aus Phönizien (Datteln), und andern. — Nach 6 Tagen trafen wir mit den Gesandten der westlichen Römer zusammen, die dem Barbaren gleichfalls folgten. — Nun kamen wir mit Attila und dem ganzen Haufen in ein sehr großes Dorf, der vornehmsten Wohnung Attila's. Seine Häuser waren von wohl polirten Balken und Bretern gebaut, in einem Hofe, der mit einer hölzernen Mauer umgeben war. Nahe dabey stand ein steinernes Bad, erbaut von einem römischen Baumeister, den die Barbaren in die Gefangenschaft geführt hatten. Als Attila seinen Einzug in dieses Dorf hielt, giengen ihm die Jungfrauen paarweise entgegen. Die Weiber hielten feine weiße Tücher ausgespannt in die Höhe, unter welchen jene giengen, scythische Lieder singend. Als wir an die Wohnung des Onegesius kamen, der nach Attila bey den Scythen die meiste Achtung genoß, trat seine Gemahlinn mit einem großen Gefolge von Mädchen heraus, die Speisen und Wein trugen. Sie bat ihn, zu nehmen von dem, was sie mit dem besten Willen gäbe, und Attila aß davon, sitzend auf dem Pferde, indem sein Gefolge ein silbernes Tischbret empor hielt. Nachdem er auch aus dem dargereichten Becher getrunken hatte, begab er sich in die königliche Wohnung, die höher als die übrigen lag.

(Die Fortsetzung folgt.)

Züge aus dem Privatleben der heutigen Aegypter.

10.

Den Schlaf haben die Aegypter zu ihrer beständigen Disposition; auch schlafen sie zu allen Stunden des Tages. Bey den Fellas (Bauern) geht die Macht der Gewohnheit so weit, daß sie sich auf dem glühenden Boden und an die brennende Mittagssonne, welche die Europäer kaum im Vorbeygehen zu ertragen vermögen, schlafen legen.

11.

Wenn die Aegypter sich zanken, so geschieht es meist aus Interesse. Um eines Medins willen sind sie im Stande, mehrere Stunden lang zu schreyen, als wären sie toll. Was hierbey auffällt, ist, daß es, wenn sie auch noch so zornig sind, doch äußerst selten zu Schlägen kommt. Auch der Duell ist ihnen unbekannt.

12.

Die Fellas verbergen ihre Medins in Wachskugeln, oder falls sie kein Wachs haben, so suchen ihre Weiber dieselben entweder in dem Saume ihrer langen Hemden, die sie auf dem Boden nachschleppen, oder in ihren Haarflechten vor der Raubgier der Trabanten des Cachef *), oder des Mouctesim **) zu verwahren. Nur selten gelingt es ihnen, ihren kleinen Schatz durch solche Vorsichtsmaßregeln zu retten. Eben diese Landbauern bewahren nach der Ernte ihre Linsen, Weitzen und Gersten in Gruben auf, die in den um diese Zeit dürren, harten und vielfältig geborstenen Boden gegraben werden. Diese Gruben werden mit Stroh, und dieses wieder mit einer Lage von Erde, in der Höhe des Bodens, zugedeckt, damit man nicht merke, daß irgend sey gegraben worden. So hat die Tiranney diese unglücklichen Bauern gezwungen, sich unterirdische Magazine anzulegen, um sich gegen die Erpressungen von Viktualien, von denen sie leben müssen, zu sichern.

---

*) Des Repräsentanten des Bey in den ägyptischen Provinzen.

**) Des Chefs der unter den Befehlen des Cachef stehenden bewaffneten Macht, der diejenigen, welche die Abgaben eintreiben müssen, mit Militär versieht.

Korrespondenz-Nachrichten aus Neapel, 1813.

(Fortsetzung.)

Unterwirft man andre Gegenstände der Naturschöpfung der Aufmerksamkeit, und sieht man, nach welcher Ordnung sie bey der Bildung und Belebung derselben verfährt, so findet man sie auch hier, verzeihe den Ausdruck, eben so träge und dürftig. Falb und traurig lagen die Hügel vor mir, als ich in diese Gegend trat, die an Ruhm der Fruchtbarkeit keiner in Europa nachsteht. Das Gras war abgedorrt und braun, die Saaten dünn und welkend; Alles trug einen Karakter von Mattigkeit und Hinsterben an sich. Hätten mich nicht früher andre Reisende belehrt, ich wäre hier leicht auf den Gedanken gekommen, daß alle jene Hügel in ihrem Innern ein reges Feuer enthielten, welches die Wurzeln der Pflanzen schon verzehrt und die ganze Pflanze dem Absterben nahe gebracht hätte. Wenn man die Natur selbst bey'm Scheiden des Herbstes nie

anders, als im schönen grünen Gewande und in allenthalben sichtbarem Wirken gesehen hat, da thut solch ein Anblick wehe. Bemerkt man an Menschen, daß sie in ihrer Handlungsweise und Denkart gegen unsre bisher gepflegten Gewohnheiten und erworbenen Einsichten anstoßen, dann hält es schwer, nicht mit sich oder mit ihnen unzufrieden zu werden. Allein, wenn die Natur gegen die Gefühle, die wir unter ihrer Leitung gewannen und an ihren Werken bildeten, und die wir ewig und allenthalben schön und recht glaubten, so hart anstößt, als hier, dann kann man sich unglücklich fühlen; man kann es bald bereuen, daß man sein Vaterland verließ, und in Gegenden mit Freude zurückeilen die, wie Tacitus sagt, nur von Menschen geliebt werden können, die daselbst geboren sind.

Bis jetzt hat sich der Anblick der Landschaft noch wenig geändert, wenigstens ist der Boden noch nicht mit dem grünen Gewande bedeckt, das dem Auge so wohl thut, und zugleich das Gefühl so lebhaft interessirt. Möchte sich dieses doch bald anlegen, und so endlich doch auch meinem Auge ein Anblick gewährt werden, der von dem, den Du genießest, wenigstens die Hauptzüge enthielte!

So wirkt die Natur auf die Hervorbringung der Pflanzen; eben so auf die Belebung der Thierwelt. Sie scheint doch auch hier in ihre Gesetze Einförmigkeit zu bringen. Statt des Lebens und Muthes, der im Frühlinge die Thiere im Norden durchströmt und belebt, bemerkt man hier nur Mattigkeit und Niedergeschlagenheit. Ein solcher Wechsel kann wol in Verwunderung setzen, aber gefallen wird er nie.

Der schöne Frühling bey Dir, mit seiner reichen Vegetation und seiner großen Mannigfaltigkeit, welche neue Reize empfängt er durch die zahlreiche Bevölkerung der Gärten und Felder mit geflügelten Bewohnern! Im Gebüsche, im Haine, in der Hecke, in der Saat, auf der Wiese, am Teiche, wie regt sich Alles voll Vögel; allenthalben andere Geschlechter, andere Arten, groß und klein durcheinander. Wie entzückt ihr mannigfaltiger Gesang! Hier suchst Du diesen Genuß vergebens. Halbe Tage kannst Du bey dem schönsten Wetter durch die herrlichste Ebene hinstreichen, kannst die angenehmsten Hügel besuchen, kein hüpfender Schwätzer auf dem Baume am Wege wird Dich deinem Trübsinn entreißen, kein froher Sänger aus dem nahen Gebüsche deine gerunzelte Stirne entfalten. Du siehst keine liebliche Lerche über Dir; Dich umflattert keine muntere Amsel; selbst der einsame Raubvogel findet es hier zu einsam. Nur hin und wieder bemerkt man eine Schwalbe; nie unsre herrliche Nachtigall, bey deren Gesange ja, wie unser Hölty sagt, selbst in zerrißne Herzen Ruhe strömet.

Ich will indeß nicht ungerecht seyn, und nicht weiter über die Sache urtheilen, als sie vor meinen Augen liegt. Die Natur hat sich noch nicht völlig entwickelt; sie kann vielleicht im Fortgange noch viele Schönheiten enthüllen, sie kann auch noch in diesem Theile der Schöpfung interessante Veränderungen hervorbringen, sobald nur alle Bäume und Gesträuche volles Laub haben, und das Erdreich mit üppigem Grase bedeckt seyn wird. Vielleicht erwacht dann ein neues Leben. Wird es aber auch stark genug seyn, den Reiz wieder zu wecken, den die Seele bey dieser zu großen Langsamkeit und Kargheit der Natur verloren hat? Ich werde es schwerlich bejahen, besonders weil sich auch unter den übrigen Thieren viel Mattigkeit zeigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Charade.

I. 1. Es zieh'n im leichten Tanz der Horen,
Die ersten Beyden froh heran,
Und, vor den Schwestern längst erkohren,
Betreten sie, aus goldnen Thoren,
Erst grau, dann jung, die weite Bahn.
Lazur und Purpur spielt im Kleide,
Und Perlen glänzen im Geschmeide;
Von Salben trieft das Lockenhaar.
Sie krönen, sittsam, dein Verlangen
Mit Küssen, reichst du früh die Wangen
Dem Ambrahauch zum Kusse dar.

2. Doch oft, verhüllt in schwarze Schleyer,
Betreten sie, als Ungeheuer,
Zerstörend den verlassnen Pfad.
Gepeitscht von strengen Geisselhieben
Wird schnell ins Haus zurückgetrieben,
Wer unbewaffnet ihnen naht.

II. 1. Die Dritte wächst in allen Zonen
Und nährt der Wesen Millionen.
Die oft in Haufen auf ihr wohnen;
Für Manche ist sie eine Welt.

2. Mit einem kannst du dich bedecken
3. Und Tausend in der Hand verstecken.
Mit ihm geschmückt ist Wald und Feld
4. Verdienst, Regent, Poet und Held,
5. Der Zecher und sein volles Glas.
6. Es ist der Sünde erstes Zeichen;
7. Der ersten Nautik Reisekompaß;
Ein Bild, das Leben zu vergleichen;
8. Und dreyfach mahlts die Harmonie.
9. Du siehst auch mit gebeugtem Knie,
An rauchumwölkten Hochaltären,
Die Menge betend es verehren.
Es flieht bey seinem leisen Beben
Der aufgeschreckte Bösewicht.
10. Doch kann er ohne dieses nicht
Den mordgewohnten Arm erheben.
11. In einem Sinne eng verbunden
Erzählt ein hundertfacher Chor,
Was mancher Weise, mancher Thor,
Gedacht, erlebt, gethan, erfunden,
In gleichem Wechsel, schweigend vor.
12. Es fehlen Stacheln ihm und Spitzen,
Die feinste Haut nur aufzuritzen,
Und Niemand leugnet, daß es sticht.
13. Es drückt den Mordstahl unvermuthet
Ins Herz, das sterbend sich verblutet,
Und Jeder weiß: es mordet nicht.
Dem Manne Heil, der ihm nicht gleichet,
Die Segel nie, gefällig, streichet,
Der nie vor seinen Mund es nimmt,
Der, wenn sichs wendet, nicht ergrimmt.
Man mag ihn einen Starrkopf heissen;
Ich nenne ihn den edlen Weisen!

III. Das Ganze steht auf seinem Zweyten;
Sein Zweck ist, Weisheit sanft verbreiten,
Den innern Sinn zum Schönen leiten.
Im Ganzen geht sein Erstes auf.
Gemüthlich ruht dein Geist darauf. Graf.

Auflösung der Charaden in Nro. 156. Waffenstillestand. Sackpfad.

Nro. 165.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 12. Julius, 1813.

Dahin gelassen gehn, wohin das Schicksal zieht,
Soll Jeder, der den Faden sieht.

Gleim.

Rosalie.

Eine Skizze aus dem wirklichen Leben, die in einem Roman stehen könnte.

Erstes Kapitel.

— Wie würde es mit dem Interesse für Romane und romantische Szenen aussehen, wenn nicht öfters in dem wirklichen Leben selbst Vorfälle und Verbindungen von Umständen Statt hätten, die ganz natürlich sich ereigneten, und gleichwol wie Dinge aus der Feenwelt, oder wie eine, mit aller Kunst eines Schriftstellers der Mode berechnete, Dichtung erscheinen? — Dennoch bleibt immer ein wesentlicher Unterschied zwischen dem, welchem das Leben selbst einen Schein des Romanhaften oder Romantischen gibt, und demjenigen, was den seltsamern Möglichkeiten, die im Reich der Wirklichkeit vorkommen können, diesen Reiz abborgen muß. Wir berufen uns auf den, in einer ähnlichen Hinsicht bekannten, Ausdruck der Kunstkenner: „Daß selbst an dem unbedeutendsten Entwurf es nie sich verkennen lasse, ob etwas nach der Natur gemacht ist.“ In solchem Vertrauen hofft die folgende kleine Geschichte den Lesern eine augenblickliche Unterhaltung zu gewähren, und diejenige Nachsicht zu finden, auf welche sie, als Kunstwerk betrachtet, nicht zu rechnen wagte. So viel zur Einleitung dieser, blos dargestellten, nicht erfundenen, Erzählung.

Zur Seite der Alleestraße einer bekannten großen Stadt war ein beliebtes Kaffehaus, in welchem mehrere zu ihrem Vergnügen reisende Deutsche des Abends zusammenzukommen pflegten, um unter sich einer harmlosen Plauderstunde in der Muttersprache zu genießen. Man hatte das Vergnügen, sich in einer immer wechselnden Umgebung von kommenden und vorübergehenden Menschen isolirt zu wissen; man war wie in die Heimath versetzt, und Jeder konnte, auf die ungezwungenste Weise, das geltend machen, was das Interesse des Tages ihm herbeygeführt hatte, oder was man gemeinschaftlich in Erinnerungen des Aehnlichen gegen einander austauschte. Reiseabenteuer, kleine Herzensangelegenheiten, Bemerkungen über Theater Künste, Luxus, — die Destinvilles nicht zu vergessen, — kamen zur Sprache, und mitunter gaben selbst die größern Zeit-Dinge Anlaß, einen Schatz von wichtigen, über die unbekanntesten Ereignisse der Zukunft **entscheidenden**, Bemerkungen zur wechselseitigen Uebung des Scharfsinns oder des Witzes zu beleuchten. Das Alles geschah, wie wir treu versichern können, in der größten Unschuld des Herzens, und Niemand wußte in der nächstfolgenden Minute, geschweige bey der Wiederzusammenkunft, was er so eben, oder Tags vorher gesagt hatte. Man wollte in Herzenslust und Unbekümmertheit sich ausschwatzen, und weiter nichts.

Diesem Kreis von Landsleuten schloß sich zufällig auch ein junger D. oder v. D. — (wir lassen ungesagt, welches Standes er war, da wir dieses nicht genau wissen) — mit an. Wir wissen von ihm nur dies, daß es ein liebenswürdiger Fremder war, der aus Holland kam, wo er eine längere Zeit zugebracht hatte. — Er sprach bey dem Abendverein nur wenig, hatte aber in einer Stunde, die auch er nicht gerade besser auszufüllen wußte, Vergnü-

gen daran, den Frohmüthigen, oft übermüthigen Offenherzigen zuzuhören.

Eines Abends, als auf Veranlassung eines Zeitungsblattes, das eben da lag, die Unterhaltung der Herren lebhafter als gewöhnlich, ja fast vorlaut geworden war, geschah es, daß ein ansehnlich, bürgerlich gekleideter Offizier beym Vorübergehen dem Hrn. v. D. zuflüsterte: „Diese Herren sollten sich nicht vergessen." Mit diesen raschgesprochenen Worten war er aus dem Zimmer.

Die Bestürzung der jungen Reisenden war so groß, daß sie eine längere Zeit stumm die Wände ansahen, indem sie stillschweigend sich eines alten deutschen Sprüchworts erinnerten. Sie verliessen dann plötzlich den Ort ihres bisherigen Zusammenfindens, und liessen sich, — zu ihrer Ehre sey's gesagt, — obgleich sie nie mehr zu dem gedachten Kaffehause zurückzukehren begehrten, die dort empfangene gute Warnung zu Herzen gehen.

Nur v. D. kam am folgenden Abend zur gleichen Stunde wieder. Er durfte sich nicht scheuen, etwa noch Einmal dem Unbekannten zu begegnen, ja es schmeichelte seiner Eitelkeit, daß jener sich gerade an ihn gewandt hatte, und er wünschte sogar, ihm seine Achtung und Dankbarkeit bezeugen zu können. Dieser Anlaß gab sich auf eine ungesuchte Weise, und wenige Worte reichten hin, zwischen beyden einander Fremden eine wechselseitig angenehme Bekanntschaft anzuknüpfen. Hr. v. D. erfuhr nun, daß der Offizier, der, ohne das zu wollen, den kleinen Abendzirkel so sehr erschreckte, ein Oberster war, der längere Zeit in deutschen Gegenden verweilt, und daselbst die deutsche Sprache geläufig reden gelernt hatte. Kenntniß der Welt und ein Wohlwollen, welches ihm dankbare Erinnerungen aus der Zeit seines überrheinischen Feldzugs belebten, erzeugten fast unwillkürlich jenen obigen gutgemeinten Zuruf.

Mit jedem Tage der verlängerten Bekanntschaft mit diesem Mann wurde v. D. des in seiner bisherigen Abendunterhaltung vorgegangnen Wechsels froher. Er hörte auf eine wohlthuende Weise aus dem Munde eines edeln Fremden Vieles bestätigen, was sich in früherer Zeit seiner eignen Empfindung unentreißbar eingedrückt hatte, und erhielt zugleich über Gegenstände, die ihm seinen neuen Aufenthalt interessanter und werther machen konnten, namentlich über das gesellige Leben, Aufschlüsse, die nur lange Beobachtung einer großen Stadt oder einer Nation einem vielseitig gebildeten Geiste zu geben vermag. Herr v. D. ließ sich keine Bemerkung und keinen Wink entgehen, und war durch seine Kenntnisse, seine bescheidne Lernbegierde, und den ihm eignen Takt des ganzen Benehmens, seinem neuen Freunde so werth geworden, daß dieser kein Bedenken trug, ihn in eine der ausgezeichnetsten Gesellschaften einzuführen, in welche Jedes der Mitglieder das Recht hatte irgend einen Bekannten mitzubringen.

Der Gesellschaftabend selbst glich übrigens mehr oder weniger denjenigen, die in jeder Stadt des Luxus einander gleich sehen. Die Göttinn der Mode triumphirt; der Reichthum bringt ihr die erste Huldigung. Die Grazie lenkt den Tanz. Alles Erscheinende ist an die abgemessenste Gränze gebunden, ohne daß es den Schein davon haben darf. Nur das geübteste Kennerauge vermag hier und da eine Maske zu enträthseln, hinter welcher sich ein natürlicher Freundenantheil verbirgt. — Hr. v. D. war an solche Gesellschaftskreise gewöhnt. Mehr aus Höflichkeit als aus Neigung, oder weil er etwas ihm Neues erwartete, hatte er die ihm gemachte Einladung angenommen; doch war er über seine Erwartung zufrieden, weil er den Tanz liebte, und in der schönen Tochter des Banquiers L. an eine der liebenswürdigsten Holländerinnen erinnert wurde, die ihm die Trennung von Haag eben so schwer machte, als sein dortiger Aufenthalt sich ihm durch jene Demois. B l. unvergeßlicher gemacht hatte.

Als es 1 Uhr nach Mitternacht war, beschloß v. D. sich in der Stille zu entfernen, wie er solches mit seinem Freunde verabredet hatte, für den Fall, daß Einer den Andern aus dem Gesicht verlöre. Der Zufall aber wollte, daß sie unvermuthet zusammentrafen, als Beyde sich nach einem Fiacre umsahen. Alle Miethwagen waren fort, bis auf Einen. Ein freundschaftlicher Wettstreit, weil v. D. und der Oberste in ganz verschiedenen Gegenden der Vorstädte wohnten, und keiner dem andern die Gelegenheit, auf eine bequeme Weise nach Hause zu kommen, rauben wollte, verzögerte die Abfahrt. Als entscheidenden Grund führte zuletzt der Oberste dies an: v. D. müsse wegen seiner Unbekanntschaft mit dem Lokal sich des Fiakre's bedienen.

In dem Augenblick, als v. D. eben so entscheidend antworten will, tritt eine Dame heraus, die ihren Wagen fordert. — Sie hört etwas von dem stattbabenden Wortwechsel; sie forscht bey dem Obersten, den sie kennt, nach der Ursache, und giebt sogleich, da sie diese erfährt, mit einer den Französinnen eignen Geistesgegenwart der Sache eine neue Wendung. — „Ich fahre, spricht sie, nach St. Germain. Die Wohnung ihres Freundes kann nicht weit von der meinigen seyn; ich werde ihn bey seinem Hotel absetzen, und Sie, Herr Oberster, fahren nach St. Antoine."

Wenn Göttinnen sich in's Mittel legen, schweigen billig die Sterblichen. Der Oberste fuhr mit dem Fiakre nach St. Antoine, die holde Fremde aber mit dem jungen, von diesem Scenenwechsel höchst betroffnen, Deutschen zur Vorstadt St. Germain.

Rückreise vom Kap der guten Hoffnung.

32.

Nordbrok am 3. Julius 1806. Ich habe lange nichts in mein Tagebuch geschrieben; theils hinderte mich

mein rechter Arm daran, den ich vor acht Tagen verrenkt habe, und noch nicht recht gebrauchen kann, theils fehlt es mir an Stoff. Unsere Lage hat sich wenig oder gar nicht geändert, außer daß mein Bruder, Lieutenant Wirths und ich, weil es uns in der Stadt zu theuer war, eine Viertelstunde davon hierher auf das Land gezogen sind, wo wir in einem kleinen Häuschen, wie in einer Eremitage, leben. Unser Aufwärter muß uns kochen; eine alte Frau besorgt unsere Wäsche, und so leben wir so sparsam, als nur möglich ist. Des Morgens wird ein Glas Milch getrunken und ein Stück Brot dazu gegessen; des Mittags gibt es eine Schüssel und des Abends Brot mit Butter oder Käse. Ein Glas Bier gibt es mitunter auch, mehr aber nicht, und bey alle dem geben wir doch an jedem Tage wenigstens drey Gulden aus, so theuer ist hier Alles.

Die Gegend rund um unsere Einsiedeley ist himmlisch schön, und lockt alle Mittage den größern Theil unserer Kameraden aus der Stadt, wo dann spazieren gegangen oder Schach gespielt wird, wozu wir uns die Figuren aus Karte geschnitten und gemahlt haben. Noch immer hat unser Oberst, der jeden Nachmittag uns mit seinem Besuche erfreut, keine Erlaubniß erhalten, nach London zu gehen, und wahrscheinlich können wir uns gefasst machen, einige Jahre hier zu bleiben, wo wir denn noch wirkliche Eremiten werden dürften. Gestern habe ich hier in der Nähe eine Ringpartie mit angesehen, aber dabey eben so wenig Anziehendes, als an dem Stiergefechte zu Lissabon gefunden. Die Bauern treten sich da, um einen elenden runden Hut zu gewinnen, mit ihren über und über mit Eisen beschlagenen Schuhen die Schienbeine entzwey, ringen sich oft drey bis vier Stunden herum, oder schlagen sich fechtend mit dicken Stöcken Löcher in den Kopf, wo dann der, welcher zuerst — jedoch blos am Kopf — blutet, verloren hat, abtreten und einem andern Kämpfer Platz machen muß. Auch wurde getanzt und dem besten Tänzer ein Kuchen gegeben. Den hätte ich wol noch erringen wollen, denn das Tanzen ging herzlich schlecht.

Norbrok am 18. Jul. 1806. Gott sey Dank! unsre sehnlichsten Wünsche sind erfüllt. Wir haben Erlaubniß bekommen, von hier wegzugehen, und hoffen in höchstens vierzehn Tagen unsere heimischen Fluren wieder zu betreten. Alle Briefe, welche im Anfange von unserm Obersten aus London kamen, enthielten sehr unbefriedigende Nachrichten, und Allen, außer mir, entfiel der Muth, denn ich hoffte immer von der Beharrlichkeit unsers guten braven Obersten das Beste. Vorgestern Morgen kam wieder ein Brief, und mit ihm, wie wir gleich bey dem Empfang ahnten, die freudige Nachricht, daß wir, jedoch auf unsere eigene Kosten, nach Holland gehen könnten. Die Freude, die uns überfiel, war unbeschreiblich, und doch sollte sie noch vermehrt werden. Heute Morgen kommt unser Oberst selbst von London zurück, und bringt die Nachricht mit, daß wir auf englische Kosten transportirt werden, daß bereits ein Schiff in Portsmouth zu diesem Ende liegt, und wir Morgen frühe um 10 Uhr dort seyn müssen, um Nachmittags 3 Uhr abfahren zu können. In drey bis vier Tagen sind wir hoffentlich in Holland, und dann geht es, wenn wir gleich Urlaub bekommen können, auf Flügeln der kindlichen und brüderlichen Liebe gerades Weges auf das liebe Marburg los. O! der himmlischen Freude! Mit Ungedult werden wir die Nacht hindurch den Anbruch des Tages erwarten, der uns aus diesem Jammerthal erlösen soll. Doch halt! ungerecht darf ich auch nicht seyn. Jener Ausdruck ist zu hart, denn so viel Unangenehmes auch hier unsere Tage für uns hatten, so genossen wir doch manches Vergnügen hier, und besonders in den letzten Tagen, in denen ich mit verschiedenen hiesigen Einwohnern in nähere Bekanntschaft gekommen war, die mir viel Freundschaft erwiesen. Und dann unsere Einsiedeley, die schöne Gegend ringsumher, die romantischen Ruinen! Wirklich, hätte ich nicht so erfreuliche Aussichten vor mir, es könnte mir doch leid thun, Alles dieses zu verlassen.

Toulouse.

Tantus veris honos et odorae gratia Florae.

Mart.

Die in vielerley Rücksicht merkwürdige Stadt zeichnet sich besonders auch durch zwey Anstalten aus, die ihre Liebe für Flora's liebliche Kinder beurkunden; durch ihre Blumenspiele und durch ihren Blumenmarkt. Die Blumenspiele (Jeux floreaux) nahmen ihren Anfang im J. 1324, wo sieben Musenfreunde durch ein öffentliches Ausschreiben alle benachbarte Dichter aufforderten, am 1. Mai desselben Jahrs zu Toulouse zu erscheinen, und in Wettgesängen um den Preis eines goldnen Veilchens zu werben. Bald nachher bestätigte der Magistrat von Toulouse die Anstalt, ernannte einen Kanzler und Sekretär, überließ die Censur jenen Sieben, die nun den Namen Mainteneurs erhielten, verordnete die alljährliche Erneuerung der Feyer dieser Blumenspiele, und fügte in der Folge als zweyten und dritten Preis die wilde Rose und die Ringelblume hinzu. Clemence Isaure verordnete um das J. 1540, daß die Jeux floreaux am 1. und 3. Mai gefeyert werden sollten, vermachte hiezu den größten Theil ihres Vermögens, nebst einem prächtigen Hause, welches für diese Spiele auf ewige Zeiten gewidmet ist, und bestimmte, daß alljährlich vier Blumen, ein Veilchen, eine wilde Rose, eine Ringelblume und eine Nelke, unter die Sieger ausgetheilt werden sollten. König Ludwig XIV. gab 1694 diesen Jeux floreaux die Privilegien einer Akademie, setzte die Anzahl der ordentlichen Mitglieder auf 35 fest, und nahm auch mit den Prämien einige Veränderung vor, indem jetzt ein Amarant von Gold und ein Veilchen, eine wilde Rose und eine Ringelblume von Silber ausgetheilt werden. *) Der Blumen-

*) Struv. introd. in notitiam rei litterariae, c. 10, §. 21. not. b.

Markt heut am 1. Mai, also an eben dem Tage, an welchem die Ueberwinder in den Blumenspielen sich mit goldnen und silbernen Blumen schmücken, das noch anziehendere Schauspiel einer mit angenehmer Symmetrie aufgestellten Sammlung der merkwürdigsten und reizendsten natürlichen Pflanzen, Gesträuche und Bäume in der schönsten Blüthe, womit von dem Königsplatze bis zu dem Platze St. Saturnin die Straßen auf beyden Seiten in einem Raume von 200 Toisen angefüllt sind. *)

Nürnberg hat seinen Blumen-Orden. Ob es wol auch seinen Blumen-Markt hat?

J. K. Höck.

*) Zeit. für die eleg. Welt 1813. Nro. 99.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Juny.

Die Feyer der Bundestage, zu denen die Abgeordneten aller Kantone in Zürichs Mauern versammelt sind, wird durch mannichfache Freuden und Genüsse, an denen die edlern Künste des Friedens sehr wesentlichen Theil nehmen, erhöht. Zwar ist Thaliens Priestern, die von mehr als einer Seite her sich um Zulassung für die Verherrlichung der Tagsatzungs-Wochen bewarben, kein Tempel eröffnet worden — weil keiner vorhanden ist, und weil man auch aus nicht ungegründeter Besorgniß, es möchte ein solcher durch unwürdige wandernde Priester bald verunreinigt werden, keinen zu erbauen noch ferner entschlossen scheint; aber in dem durch seine edle und einfache Architektur sich empfehlenden Kasinogebäude wechseln die wöchentlichen geschmackvollen Bälle und Gesellschaften mit vortrefflichen Konzerten ab; eines derselben, wenn es zwar die Vollendung und die Mannichfaltigkeit der übrigen, von der vereinten Musikgesellschaft gegebnen, nicht erreichte, vergnügte hinwieder durch seine ausnehmend zahlreichen Chöre der Sängerinnen und durch alle übrige Vorzüge, welche dem Zürcherschen Sing-Institut des Hrn. Nägeli seit manchem Jahr verdienten Ruhm erworben haben. Die Gesänge, die darin (am 23. Juny) aufgeführt wurden, waren alle von Hrn. Nägeli komponirt, und ihre Auswahl war der vaterländischen Feyer angepaßt; neben bekannten Stücken von Klopstock, Goethe, Matthisson, Pfeffel, Krummacher u. a. m., waren es zum Theil auch neue, von Hrn. Pfeiffer in Lenzburg gedichtete. Aus diesen will man einen Rundgesang den Lesern des Morgenblatts mittheilen:

Die Schweizer-Helden.

Kennst du den Schützen?
Ihm schwoll das Herz von Kraft und Muth,
Stolz schaut er auf zum Hut.
Da zürnt der Vogt: „Das büßest du in Eisen.
„Kannst du am Sohn nicht deine Kunst erweisen!“
Da lenkt des Vaters Pfeil und Hand
Der Gott gerechter Sache;
Der Apfel fiel, das Söhnlein stand;
Den Wüthrich traf die Rache.
Kennst du den Schützen, wackrer Chor?
Er pflanzte deines Landes Flor.

Der Chor.

Wir kennen ihn, und jauchzen: Heil!
Dem Schützen Heil! und Ruhm den Ahnen;
Der Väter Muth sey unser Theil!
Laßt flattern hoch der Freyheit Fahnen,
Und jauchzet: Heil! dem Schützen Heil!

Kennst du den Helden?
Geschlossen stand der Feinde Heer,
Vorhaltend Speer an Speer.
Da ruft der Held: „Ich bahn' euch offne Strasse,
„Denkt, Brüder denkt, der Theuern, die ich lasse!“
Und manchen Speer umfaßt sein Arm,
Er drückt sie sterbend nieder,
Ihm nach das Volk, beherzt und warm,
Und mäht des Feindes Glieder.
Kennst du den Helden, wackrer Chor?
Er pflanzte deines Landes Flor?

Der Chor.

Wir kennen ihn, und jauchzen: Heil!
Dem Helden Heil! und Ruhm den Ahnen!
Der Väter Sinn sey unser Theil!
Laßt flattern hoch der Freyheit Fahnen!
Und jauchzet: Heil! dem Helden Heil!

Kennst du den Klausner?
Um Beute grollt der Tag entzweyt, *)
Laut lärmt der Boten Streit.
Der Bruder sprach: „Im Land der Eidgenossen
„Soll nie um Gold des Haders Distel sprossen!“
Vom Herzen kam, und Herzen fand
Das Wort des frommen Mundes;
Versöhnung flocht ein stärkres Band
Zum Schirm des ew'gen Bundes.
Kennst du den Klausner, wackrer Chor?
Er pflanzte deines Landes Flor.

Der Chor.

Wir kennen ihn, und jauchzen: Heil!
Dem Klausner Heil! und Ruhm den Ahnen!
Der Väter Herz sey unser Theil!
Laßt flattern hoch der Freyheit Fahnen!
Und jauchzet: Heil! dem Klausner Heil!

Das am 22. Juni bey abwechselnder hehrer Musik zweyer Militär-Korps auf der grossen Promenade abgebrannte, von der Feuerwerker-Gesellschaft verfertigte, sehr lebhafte und reiche Feuerwerk würde allenthalben, von der Weichsel bis zum Rhein, für ein vorzügliches Fest gegolten haben. Die große Beleuchtung, über welche dasselbe emporstieg, empfahl sich durch ihre herrliche Zeichnung und das vielfarbige Feuer, in dem man die Wappen der neunzehn Kantons erblickte, über ihrer Mitte erhaben und von Geßner gemahlt die edlen Bilder der Stifter schweizerischer Freyheit, über welchen eine strahlende Glorie entbrannte; seitwärts die Löwen von Zürich, und auf ihren Fußgestellen die herzerhebende Inschrift: „Ewig treu“ — „Ewig frey,“ welche man den auch vorgeschlagenen „Wir ruhen“ — „aber schlafen nicht,“ vorgezogen hatte. Schön war auch der Ueberblick der vielen Tausende von Zuschauern, und des ungeheuren im Geschmack eines römischen Circus erbauten amphitheatralischen Gerüstes. Das von der Schützen-Gesellschaft angeordnete Ehren- und Frey-Schießen hatte vom 8ten zum 12ten Juny die fernsehsten Schützen der Kantone in ungewohnter Anzahl nach Zürich gezogen; die Gewinnste betrugen 500 Louisd'or; in jedem der 4 Stiche war eine goldne Medaille von 15 Dukaten als obrigkeitliche Ehrengabe ausgesetzt; in der Kehrscheibe jene der Stadt von 12 Dukaten.

(Der Beschluß folgt.)

*) Die Tagleistung in Stans, vor welcher Niclaus von Flüe auftrat.

Nro. 166.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 13. Julius, 1813.

Manches Geheimniß der großen Natur enträthselt der Weise,
Ohne die Liebe jedoch nimmer sein eigenes Herz.

Brinckmann.

Rosalie.

Zweytes Kapitel.

Sich so unvermuthet mit einer schönen Unbekannten, von der man die süße Stimme im Ohr trägt, und ein vielversprechendes Bild, wenn gleich nur in flüchtiger Erscheinung sah, nach der Mitternachtsstunde, in Einem Wagen, und obendrein von ihr selbst dazu aufgefordert, in ihrem Wagen sich befinden, — dies hat etwas, das vom ersten Augenblick an, da es uns bekannt wird, unsre lebhaftere Erwartung erregt, als wär' es mehr als bloßer Zufall, als müsse darin, nach dem Ausdruck der Volkssprache, etwas, das nicht umsonst geschieht, was es immer wäre — verborgen seyn. Jede solche Neben-Idee bitten wir jedoch zu entfernen. Die Sache, die hier vorging, war nichts anders, als ein einfaches Ungefähr, wenn gleich auch ohne weitere Folgen, ein beneidenswerthes Ungefähr.

Herr von D. fühlte sich plötzlich wie in eine andre Welt versetzt. Das Bild der schönen Holländerinn hatte sich ihm in eine wirkliche Erscheinung verwandelt, aber diese Erscheinung riß ihn so rasch mit sich fort, daß ihm keine Zeit blieb, sich zu besinnen; ja, über dem feenmäßigen Vorfall vergaß er selbst die stille Frage der Neugier: wer auch wol seine Wohlthäterinn seyn möchte? — Sein philosophisch grübelnder Geist verwickelte sich in ein solches Labyrinth von Gedanken, in denen er freylich nichts Klares dachte, daß ihm darüber die herrlichste Gelegenheit entging, recht viel Galantes zu sagen, und seltsam genug! — auch die Dame, die sich in einem so freundlichen Charakter angekündigt hatte, schwieg, gegen die Art ihrer Landsmänninnen, auf eine befremdende Weise; der Kutscher aber fuhr drauf los, wie von bösen Dämonen getrieben. Eh man sich dessen versah, eh man mehr als abgebrochne, gleichgültige Worte gewechselt, war der weite Weg von . . . bis zur Vorstadt St. Germain zurück gelegt. — Man befand sich schon in der Gasse, wo die Dame wohnte. Auf ihren Befehl flog der Wagen an ihrem Hause vorbey, eh noch der Fremde solches deprezíren konnte. Seine Gasse, die Nummer seines Hotels mussten genannt werden, und in wenigen Minuten hielt der Führer des Wagens, gleich dem unerbittlichen Fährmann vor den Pforten des Orkus.

Ich habe mein Versprechen erfüllt, sagte die Dame. Hr. von D. stieg aus dem Wagen. Er wollte zum Abschied seiner Wohlthäterinn noch etwas recht Verbindliches sagen, als er bey'm Schimmer der Laterne, die vor dem Hause hing, das schöne seelenvolle Gesicht seiner Gefährtinn deutlich erblickte, indem jene sich aus dem Wagen geneigt hatte, ihm „Gute Nacht!“ zuzurufen. Wie viel hätte er nun darum gegeben, die zurückgelegte Fahrt noch einmal zu wiederholen, um künftiges Glückliches dem glücklichsten Zufall anzuknüpfen, — aber die Fahrt war gemacht, und Alles, was Hr. von D. noch ziemlich gut besonnen in diesem Augenblick zu sagen wusste, war: „diese Fahrt war eine Zauberey; ich bin untröstlich, in der Wirklichkeit angekommen zu seyn.“ Diese Worte moch-

ten der Dame vielleicht nicht ganz mißfallen, — aber, was half es ihm? Der Wagen rollte fort, und ihm blieb nichts als der ärgerliche Anblick seiner Hausthür. Er war so ungehalten über sich selbst, daß er sagte, was ihm nur in einem solchen Augenblick zu verzeihen war: wir Deutsche sind mit unsrer philosophirenden Herzensträumerey doch immer und ewig die Düpes selbst der glücklichsten Zufälle.

Unmuthsvoll begab er sich zu Bette, und der Schlaf, der über so viele Angelegenheiten, die den Geist verwirren, nicht selten wie ein himmlischer Genius entscheidet, hätte ohnfehlbar unserm Hrn. von D. bey'm Erwachen die Bemerkung klar gemacht: daß es eine Thorheit sey, bey irgend einer Sache mehr zu denken, als bey ihr zu denken ist, — und hätte so, was sich zu einem Abenteuer anließ, auf ganz gewöhnliche Weise geendet: — wenn nicht, wie wir gleich anfangs bemerkt haben, die Wirklichkeit selbst es bisweilen recht geflissentlich darauf anzulegen schiene, einen Roman durchzuspielen.

Hier kommen wir nun zu einem sonderbaren Zufall, der allerdings dem obigen ersten eine Bedeutung gibt, die er an und für sich weder hatte, noch annehmen wollte, und den wir als eklatante Rechtfertigung aller, selbst der unwahrscheinlichsten Romane bekannt zu machen eilen. — Während Hr. von D., im Begriff einzuschlafen, alle Bilder des letzten Tages und Abends, selbst die schöne Unbekannte, fast schon vergessen hat, — vernimmt er, von der Gasse her, ein klägliches Geschrey. Er richtet sich auf, aber das Geschrey verliert sich wieder, — und das ist einem Müden genug, der sich wohl in seinem Bette befindet, sein Licht ausgelöscht hat, und sein Zimmer wohl verschlossen weiß. — Am folgenden Morgen erfährt Hr. von D. von seinem Hauswirth: daß in der Nacht, etwa zwey Stunden nach Mitternacht, ein Mensch, den Niemand kenne, vor der Thür des Hotels ausgeplündert und ermordet gefunden worden sey. — Wir fragen hier: ob wol irgend ein Autor es gewagt haben würde, an einen solchen, wie bey den Haaren herbeygezogenen, Vorfall den Faden dieser Geschichte weiter anzuknüpfen? — Die Wirklichkeit kennt, wo sie einen Roman im Sinne hat, keine solche Bedenklichkeit. Sie stellt ein ihr beliebiges Faktum hin, ohne sich darum zu bekümmern, was die Leute dazu sagen möchten? Dies setzt uns in den Stand, ohne Weiteres in unsrer Erzählung fortzufahren.

Hr. von D. wurde durch das ihm Berichtete, — was wir so eben vernahmen, — in glühenderer Empfindung zu seiner Nachtfahrt vom Ball zurück versetzt. Was vorher mit Recht ein bloßer Zufall scheinen konnte, wird ihm nun zu seltsamem Ereigniß. Sein ominöser Zustand in dem Wagen erhält, durch das später Vorgegangene, eine eigne Deutung; und wer möchte seinen Ideengang tadeln, oder gar die Richtigkeit seiner Schlußfolge bezweifeln, wenn er in der schönen Unbekannten einen guten Schutzgeist seines Lebens sieht? Es schien ihm ausgemacht zu seyn — und die Möglichkeit davon wird Niemand ableugnen, — daß, ohne das Dazwischenkommen jener Liebenswürdigen das Loos des unglücklichen Getödteten das seine geworden wäre, da er das großmüthige Anerbieten seines Freundes, des Obersten, in keinem Fall hätte annehmen können, weil der Weg des Letztern weitaus der entlegnere war; ging Hr. von D. aber zu Fuß, so langte er gerade zur unglücklichen zweyten Nachtstunde in seinem Quartier an. —

Nichts vermag in Gemüthern edler Natur den Impuls zum Handeln entschiedner zu beleben, als wenn etwas, das die höchste Dankbarkeit weckte, sich ihr gleichsam entziehen zu wollen scheint. — Der sonst so bedenkliche schüchterne Hr. von D. fliegt, seinem Herzen folgend, zu der fremden schönen Dame, deren Wohnung er glücklicher Weise sich gemerkt hat. — Er wird von ihr so freundlich empfangen, daß man fast glauben sollte, die Dame habe ihn nicht vergessen gehabt. Ihr selbst beweist der Antheil an dem, was sie vernimmt, nicht sowol, daß ihr wirklich der schöne Name einer Retterinn zukomme, als vielmehr, daß es um den Lebensverlust eines so hübschen, so liebenswürdigen dankbarn jungen Mannes doch in der That Schade gewesen wäre. Die dort im Wagen so unerklärbar schwieg, trägt nun holde Beredsamkeit auf ihren Lippen. — Dem funesten, aber übrigens nicht unerhörten, nächtlichen Vorfalle wird durch die gute Folge einer so unerwarteten Tagsbekanntschaft eine heitre Seite abgewonnen. Die Bestimmung zur Fortsetzung einer Bekanntschaft, die sich fast durch ein halbes Wunder machte, spricht sich so klar aus, daß die Dame es für Pflicht hält, einem Zufall, der so feinsinnig ihr Vergnügen befördern wollte, nun freywillig die Hand zu bieten. Sie bittet daher, Hr. von D. solle es nicht bey diesem Besuche bewenden lassen, ja, sie rechnet darauf, ihn am Abend zur Theestunde wieder zu sehen. — Ob der dankbare junge Deutsche dieser Einladung froh gewesen sey? ob er sie angenommen habe? dies bedarf hoffentlich keiner Frage.

Freylich kollidirte die ihm genannte Stunde mit jener, in welcher er mit seinem Freund, dem Obersten, zusammen zu kommen pflegte; freylich hatte er nie sehnlicher gewünscht, den Letztern wieder zu begrüßen, als eben jetzt; aber alles Glückliche scheint in der Welt irgend ein Opfer zu verlangen. — Das gegebene Versprechen war schuld, daß Hr. von D. seinen Freund nie mehr wieder sah; denn als er diesen, — was erst nach mehrern Tagen geschehen konnte, — an dem gewöhnlichen Orte auf den Boulevards aufsuchen wollte, erfuhr er zu seinem größten Leidwesen, daß jener Mann zu seinem Regiment abgerufen war. Dies, was Hr. von D. auch nicht entfernt hatte ahnen

können, — müssen wir hier, als am schicklichsten Ort einschalten, um nicht den folgenden Lauf der Erzählung zu unterbrechen.

Abschied eines Menschenfeindes.

Nach langem Sehnen
Gekränkt von Schönen,
An Herzensnarben reich,
Gedrückt von Feinden,
Getäuscht von Freunden,
Eil' ich in's Schattenreich.
Nie fand ich Frieden.
Du Traum hienieden,
Ja, Traum des Lebens, fleuch!
Ihr falschen Freuden,
Ihr wahren Leiden,
Ich scheide gern von euch!

Hg.

Ueber den Luxus.

(Fortsetzung.)

„Am folgenden Tage begab ich mich in die Verzäunung von Attila's Wohnung, mit Geschenken für seine Gemahlinn Kreka. Ich fand die Königinn in ihrer Wohnung, auf einem weichen Kissen liegend; den Fußboden bedeckten mit Wolle ausgestopfte Decken. Sie selbst war von einem Kreise vieler Diener umgeben, die Mädchen aber saßen auf dem Fußboden ihr gegenüber, und stickten bunte Tücher, mit denen die Barbaren ihre Kleidungen zieren. — Als ich mich draußen unter seinen Garden aufhielt, kam plötzlich Alles in Aufruhr, weil Attila heraus kam. Er setzte sich vor dem Hause nieder, schlichtete als Richter die Streitigkeiten, die ihm vorgelegt wurden, und ging dann in seine Wohnung zurück, um die Gesandten der Barbaren zu empfangen. — Bald nachher ließ uns Attila zu einem Gastmahl einladen. Wir stellten uns zur bestimmten Stunde ein, und blieben an der Thür gegen Attila über stehen. Nachdem wir aus dem Weinbecher, den uns der Mundschenk reichte, getrunken hatten, gingen wir zu unsern Sitzen. Alle Stühle standen längs den Wänden zu beyden Seiten; in der Mitte saß auf einem Ruhebett Attila, und hinter ihm war ein andres Ruhebett, hinter welchem einige Stufen zu seinem Bett führten, welches mit Tüchern und bunten Decken belegt war. Attila hatte seinen besondern Tisch; die übrige Gesellschaft speiste an kleinen Tischen zu 3 oder 4 Personen, die jedesmal mit einer Schüssel besetzt wurden. Zur Rechten des königlichen Sitzes" (der vornehmsten Stelle), „saß auf einem Lehnstuhl Onegesius, links saßen wir. Der älteste Sohn Attila's saß mit auf seinem Ruhebett, aber in einiger Entfernung, und schlug aus Ehrfurcht vor dem Vater die Augen immer nieder. Als nun Alle in Ordnung saßen, überreichte ihm sein Mundschenk einen hölzernen Becher mit Wein, aus dem Attila auf die Gesundheit jedes Gasts nach der Ordnung des Ranges trank, der so lange stehen mußte, bis Attila den Becher zurückgegeben hatte. Nach jeder Gesundheit ward dem Gast, dem es gegolten hatte, durch einen besondern Mundschenken ein Becher gebracht, woraus er auf Attilas Gesundheit trank. Nach dieser langweiligen Zeremonie gieng es zum Essen. Zuerst trat Attila's Diener herein, und setzte ihm eine flache Schüssel voll Fleisch hin; dann wurden die übrigen mit Brot und gekochten Speisen bedient. Für die Gäste war die Tafel auf das Kostbarste mit silbernen Schüsseln servirt, für Attila aber auf flachen hölzernen Tellern, und nichts als Fleisch. Den Gästen wurden silberne und goldene Becher gereicht, ihm ein hölzerner. Auch in allem Uebrigen zeigte er sich sehr mäßig. Sein Kleid war ganz einfach, und unterschied sich eben hiedurch von den übrigen. Sein Schwert hatte nichts Auszeichnendes. Nicht die Bänder in den Schuhen, nicht die Zügel seiner Pferde, waren wie bey den übrigen Hunnen, mit Gold, Edelsteinen, oder andern Kostbarkeiten geziert. — Als die in der ersten Schüssel aufgetragenen Speisen verzehrt waren, standen wir Alle auf, und tranken nach derselben Ordnung, wie beym Anfang, Attila's Gesundheit. Dann setzten wir uns wieder, und jeder Tisch ward mit einer zweyten Schüssel besetzt, worauf die nämliche Zeremonie des Gesundheitstrinkens beobachtet ward; und so ging es bis in die Nacht, während welcher Zeit wir oft hinaus gingen, um nicht zu viel zu trinken. Am Abend wurden Fackeln angezündet, und zwey Barbaren traten gegen Attila über, und besangen seine Siege" (eine angenehme Unterhaltung für die Gesandten der besiegten Römer). „Nach diesen Liedern trat ein verrückter Scythe auf, der abgeschmacktes und sinnloses Zeug sprach, welches Alle belachten. Darauf erschien ein Fremder mit einer Bitte, und heiterte die ganze Gesellschaft auf durch seine Gestalt, seine Kleidung, seine Stimme, und seine kauderwelschen Worte, indem er die lateinische, die hunnische, und die gothische Sprache unter einander mischte; worüber Alle (gleich den Göttern Homers) in ein unauslöschliches Gelächter ausbrachen, ausgenommen Attila, der unbeweglich und unverändert blieb, und nie etwas sprach oder that, das dem Lachen oder der Fröhlichkeit ähnlich sah. Nur als sein jüngster Sohn Irnach herein trat, heiterte sich sein Gesicht auf, er kniff ihn in die Backen, und sah ihn freundlich an: denn dieser war sein Liebling, weil die Wahrsager ihm verkündigt hatten, daß sein Geschlecht fallen, von diesem Kinde aber wieder erhoben werden würde. Einige Zeit nachher lud uns Reccan, eine Gemahlinn Attila's,

zum Essen ein, und empfing uns mit süßen Worten und trefflichen Speisen. Zuerst gieng ein voller Becher herum, wobey jeder den, der eben getrunken hatte, küßte. — Am folgenden Tage lud uns Attila abermals zu einem dem erstern ganz ähnlichen Gastmahl, und sprach während der ganzen Mahlzeit freundlich mit uns. — Drey Tage nachher wurden wir mit Geschenken entlassen, und von Berichus, einem vornehmen Scythen, begleitet, den Attila an den Kaiser schickte. So lange wir durch Attila's Gebiet reisten, schien er uns ein ruhiger und gefälliger Mann. Als wir aber die Donau passirt hatten, betrug er sich sehr feindselig, nahm das Pferd zurück, welches er gleich den übrigen Vornehmen, auf Attila's Befehl, dem Maximin geschenkt hatte, und wollte ferner nicht mit uns umgehen. — Als Vigilas zurück kam, ward er von den Barbaren angepackt, und ihm die Schätze, die er für Edekon (als den Preis der Ermordung seines Fürsten) brachte, abgenommen. Auf Attila's Frage, weswegen er so viel Gold brächte, erwiederte er, theils um Pferde und andre Sachen einzukaufen, theils um gefangene Römer loszukaufen. „Nein, du boshaftes Thier," rief Attila, „du wirst der Strafe nicht entgehen. Die Summe ist zu groß, und du weißt, daß ich euch allen Handel untersagt hatte." (Dies hatte Attila ausdrücklich gethan, um dem Vigilas allen Vorwand zu benehmen.) Hierauf befahl er, den Sohn Vigilas mit dem Schwert niederzumachen, wofern der Vater nicht die Wahrheit gestände. Als der junge Mensch zum Tode geführt ward, bekannte Vigilas Alles, was Attila schon vom Edekon erfahren hatte. Nun gab der König Befehl, ihn so lange in Fesseln zu legen, bis sein Sohn noch andre 100 Pfund Gold aus Konstantinopel gebracht hätte. — Als nun von Konstantinopel zwey neue Ambassadeurs vom ersten Range geschickt waren, denen Attila sogar aus Höflichkeit bis an die Donau entgegen kam, empfing er sie anfänglich sehr stolz; bald aber ward er durch ihre großen Geschenke und schmeichelhaften Reden so besänftigt, daß er schwor, er wolle den Frieden halten, das Land der Römer disseits der Donau nicht betreten, und mit dem Kaiser nicht ferner wegen der Ueberläufer streiten, wofern er nur in der Folge keine mehr aufnähme. Er befreyte auch den Vigilas, nachdem der Sohn die 100 Pfund Gold abgeliefert hatte, und viele Gefangene ohne Lösegeld, und entließ die Gesandten mit Geschenken von Pferden und Fellen." — Die ganze Erzählung des Priskus zeigt, daß Attila nicht so ganz Barbar war, wie man gewöhnlich glaubt, daß er die allen großen Männern eigene Liebe zum Einfachen in hohem Grade besaß, daß er die Römer aus begründeter Verachtung mißhandelte, daß seine Unterthanen einer vollkommenen Freyheit genossen, daß der Luxus der Hunnen nicht so wohl in Pracht, als in einem Ueberfluß von Speisen bestand, und daß sie das römische Gold gebrauchten, nicht um Schätze zu sammeln, sondern als Mittel, Gastfreyheit, Müssiggang und Schwelgerey in vollem Maße zu genießen. (Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Jany.

(Beschluß.)

In Bern rüstet man sich auf das Fest der allgemeinen schweizerischen Musik-Gesellschaft, die sich am 11. August dort versammeln wird, und man rechnet auf mannichfaltigen Genuß, — troz der großen Kluft, die sich hier wie in keiner andern Schweizerstadt zwischen den verschiedenen Ständen seit Jahren immer mehr wieder neu befestigt hat. Für die große Kirchenmusik, welche am 12. August von dem vereinigten Orchester mit dem Chor der Sänger und Sängerinnen aufgeführt werden soll, sind folgende Stücke bestimmt: In der ersten Abtheilung eine Symphonie aus ESDur von Haydn und Beethovens Oratorium: Christus am Oelberge; in der zweyten, Danzi's Kantate, der Preis Gottes, aus dem Psalm 109, das Nro. 10, von Paesiello, dann aus dem Oratorium, Debora et Sisara, das Nro. 1, von Guglielmi. Zum Beschluß: Credo und Gloria, aus der neuesten Messe von Cherubini. — Die Künstlergesellschaft will zu Ehren der musikalischen Gäste eine kleine Kunstausstellung auf eben jene Tage veranstalten, und die Schützengesellschaft rüstet ein Freyschießen auf die nämliche Zeit.

Das Schulfest der Bernischen Akademie und Schulen am 8. May lieferte im Allgemeinen sehr befriedigende Resultate. Dem Urtheile und Befinden des akademischen Rathes zu Folge über die Preisschriften, welche die im Herbst 1812 ausgeschriebene Aufgaben beantworteten, zeichneten sich mehrere durch Vollständigkeit und Richtigkeit aus; vornemlich die historische und erste medizinische. Die mit dem Accessit belohnte Schrift über die juridische Aufgabe: „Vergleichung der gewöhnlichen Strafarten in Hinsicht auf die Haupt- und Nebenzwecke der Strafen" war verfaßt von Hrn. Konrad von Peyer aus Schaffhausen. Den Preis der historischen Aufgabe: „Welches sind die Gründe, die den Stand Bern bestimmten, dem Schweizerbunde beyzutreten?" erhielt die von Hrn. Ludwig Hortin aus Bern verfaßte Schrift; jenen für die medicinische über „Vergleichung des Verdauungs- und Athmungsprocesses." Hr. Rudolph Ith aus Bern, und das Accessit für diese Aufgabe Hr. Zimmerli aus dem Kanton Aargau. Von zwey über die philologische Aufgabe „Eximius Cleanthi ὕμνος εἰς Δία philologice illustretur" eingegebenen Abhandlungen wurde die von Hrn. Heinrich Koch aus Isenfluh verfaßte des Preises der Krönung, und die andre von Hrn. Albrecht Rütimeyer aus Bern, des Accessit würdig erachtet. Die der Akademie angehörigen Subsidiaranstalten werden fortdauernd mit Berücksichtigung der vorhandenen Hülfsmittel ihrer allmähligen Vervollständigung entgegengeführt. Das Zeichnung-Institut wird, kaum noch entstanden, bereits viel benutzt; Künstler und Liebhaber fanden dabey Nutzen und Unterhaltung. Vorzüglich für das Fach der akademischen Zeichnung, für welche das Museum bereits eine reichhaltige Hülfsquelle darbietet, wurde noch durch Aufstellung eines lebendigen Modells bey der Lampe gesorgt. Für das Fach der Landschaft-Zeichnung ward durch Ankauf von Studien verschiedener der besten Meister der erste Grund zu einer mehr nützlichen als glänzenden Sammlung gelegt. Für die Büchersammlungen werden jährlich 2400 Fr. verwandt.

Nro. 167.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 14. Julius, 1813.

— Alles muß der Melodie
Der edeln Philomele weichen.
Pfeffel.

Die Nachtigall und die Lerche.

Ihr Lied begann die Nachtigall,
Und ringsum sang's der Wiederhall
Aus Klüften und von Bergen nach.
Im Laufe hielt der Murmelbach.
Die Weste hörten auf zu weh'n.
Auch schwieg der Vögel Lustgetön.
Weit in den Lüften herrschte Ruh.
„Warum," rief eine Lerch' ihr zu,
„Singst du so wenig, Zauberinn,
„Zur Ehre dir, uns zum Gewinn?" —
Ich singe, sprach die Troubadour,
Um gut zu singen, wenig nur.

O merkt euch, ihr Poeten all,
Das kluge Wort der Nachtigall!

G.

Rosalie.

Drittes Kapitel.

Eh wir unsern Fremdling, der sich nun auf die natürlichste Weise als den Helden dieses kleinen Romans aus der Wirklichkeit legitimirt hat, zu der Stunde seines neuen Glücks begleiten, kommen wir der Neugierde der Leser zuvor, die ohnfehlbar schon vorläufig etwas mehr von der schönen, jungen Französinn wissen möchten, als bis dahin Hr. von D. von ihr wusste, vielleicht sogar einige Zweifel haben: ob nicht die Sache, die bis dahin das Interesse des Abenteuerlichen für sich hatte, am Ende ausfallen dürfte, wie so viele Dinge in der Wirklichkeit, die zwar romantisch beginnen, dann aber wie die Schauspiele mit einer Heirath oder sonst auf eine alltägliche Weise endigen. Dieser Zweifel würde uns in Verlegenheit setzen, wenn nicht jene oben bemerkte romantische Tendenz sich auf diese ganze Geschichte ausdehnte. —

Selbst der Name der Hauptperson des übrigen Theils dieser Erzählung war kein gemeiner, sondern ein ächt-romantischer Name. Sie hieß, wie es ihre noch vorhandenen Briefe beweisen – Rosalie. —

Rosalie war eine schöne, junge, reiche Wittwe, aus der Provinz gebürtig, aber größtentheils in der Hauptstadt erzogen. Durch den Tod ihres Gemahls kam sie in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens. Sie hatte Paris zu ihrem nunmehrigen Aufenthalt gewählt, und die feinen Sitten Frankreichs gestatteten ihr die glückliche Unabhängigkeit, deren sie genoß, indem kein lästiger Verwandter und keine Allergnädigste sich ihr, des Anstands halber, aufgedrungen hatten. — Sie lebte allein, wählte ihren Umgang nach ihrem Gefallen, hatte über ihr Thun und Lassen keine Rechenschaft zu geben, — und, was das Beste war, — sie hatte in sich selbst, in ihrem gebildeten Geist, in einem, den unterrichtetern Französinnen so eignen, Sinn für die Philosophie des Lebensgenusses, genugsamen Schutz gegen jede Langeweile. Daher blieb ihr Leben, mitten im Ueberflusse und mitten unter den sie umgebenden Einladungen zur Zerstreuung, an eine schöne Einfachheit geknüpft. So erhielt sich ihrem Herzen und Charakter jene Stille, durch welche die Vorzüge des na-

türlich heitern französischen Temperaments im schönsten Licht erscheinen.

Rosaliens beobachtendem Blick war auf dem Balle, wo sie zugleich mit dem jungen Hrn. von D. gewesen war, der Letztere nicht entgangen. Sein fremdstilles, fast zu schüchternes Benehmen, verbunden mit dem Ausdruck jugendlicher Unverdorbenheit in seinem Gesichte, hatten ihr Interesse erregt, in sofern dieses sich in einem gleichgültigen Wohlwollen äußert. Das Anerbieten, ihn zu seinem Quartier zu bringen, gründete sich — in jenem, durch den Zufall herbeygeführten Augenblick, — auf dies vorgefasste Vertrauen, zu welchem sich die französische Artigkeit so ungezwungen gesellte, daß es schien, als habe keine andre bestimmende Ueberlegung bey gedachtem Anerbieten statt gehabt. Es schien aber nur so; Rosalie wusste sehr wohl, was sie that. — Daß sie im Wagen, gegen die Erwartung, die man von einem so zuvorkommenden Frauenzimmer hätte haben sollen, fast die Stumme machte, hatte einen natürlichen Grund, aber am allerwenigsten in der Sentimentalität. Rosalie hatte sich während des ganzen Abends nicht wohl befunden. Im Wagen selbst litt sie an Schmerzen in der Brust. Warum sie dies nicht sagte? oder ob sie es nicht bekennen wollte aus einer sehr verzeihlichen weiblichen Eitelkeit? wer mag das wissen!

Der unerwartete Besuch des Deutschen war ihr vielleicht aus einem ähnlichen Grund, trotz des Vorfalls, der einem Menschen das Leben gekostet hatte, sehr angenehm. Alle heitere Folgen, die der Zufall mit irgend etwas, das uns nicht unangenehm war, in Verbindung bringt, laufen wie Goldfäden durch das Gewebe des Alltagslebens. Sie sind es, an welche die romantische Dichtung ihre Zauberblumen reiht, und sie ziehen auch wol den Blick der gescheuten Leute, wenigstens um Eine Linie weit, von der Wirklichkeit ab. —

Der Zufall hatte es, nach allem Vorhergesagten, ganz eigentlich darauf angelegt, den jungen Hrn. von D. und Rosalie in einen kleinen Roman zu verwickeln. Daß Beyde dies nicht glaubten, ist sehr begreiflich. Hr. von D. glaubte nur dem natürlichen Zuge seines Herzens zur Dankbarkeit zu folgen, und Rosalie war zu sehr Kennerinn des feinern geistigen Lebensgenusses, um nicht zu wissen, daß man — wie die kleinen Freuden, welche nur ein zartes Gefühl sich zuzueignen weiß — die kleinen Anlässe benutzen muß, in welchen der Geist, die dem Ernst entflatternde Phantasie, oder die Eitelkeit freyern Spielraum finden. Daher sah sie der Stunde, in welcher Hr. von D. wiederkommen musste, mit Vergnügen entgegen. Ihre Unpäßlichkeit des vorigen Tages war von selbst vorüber gegangen, und sie war mit ihrem Spiegel lange nicht so zufrieden gewesen, als an diesem Morgen.

Zeitiger als gewöhnlich hielt sie ihr kleines Mittagsmahl, um desto pünktlicher, nach einer Spazierfahrt, zur Theestunde einzutreffen. Hr. von D. erschien eine Minute nach der ihm bestimmten Stunde. Er sah zum ersten Mal Rosalie, denn zum ersten Mal wollte sie von ihm gesehen seyn.

Sie war in einer Farbe gekleidet, die zu der Farbe ihres Geschlechts vortrefflich stimmte. Ein reicher ostindischer Shawl gab ungesuchten Anlaß, daß ihr schöner Körper bald reizend dem Auge versteckt war, bald desto reizender die runden Arme und die bescheiden verhüllte Brust sehen ließ. In ihrem, zu leichtem Spiel einzelner flatternder Locken aufgefasstem, Haarputz hing ein Band von ächten Perlen. In diesem Anzug, so einfach, reich und geschmackvoll zugleich, war gleichwol nichts Gesuchtes. Er war der übrigen Umgebung im Zimmer angemessen. — Hr. von D. sah sich wie in das Zimmer einer schönen Perserinn versetzt. In seinem Herzen gestand er sich: eine solche Theestunde sey eines Opfers werth. Die, ihm einst so theuer gewesenen, Haager Theestunden traten in Schatten, und gänzlich vergessen hatte er, daß ihn sein Freund erwartete. Das Aeußere, das Neue, das Glänzende besticht mehr oder weniger alle Menschen.

Rosalie gab mit jener, nur den Meisterinnen des gesellschaftlichen Takts eignen, Geschicklichkeit den Ton der wechselseitigen Unterhaltung an. Sie behandelte das Gespräch wie ein geübter Klavierspieler sein Instrument, wenn er in alle Tonarten nach Belieben übergeht. Sie wusste vom Ernst zu feinem Scherz, von diesem zur heitern Philosophie der Grazien die ungezwungnen Uebergänge zu finden. An einzelne Worte knüpften sich ihr gefällige Bilder, an hingeworfnes Halbgesagtes die treffendsten Bemerkungen. Dabey schien sie nie die Unterhaltung zu leiten, sondern nur ihr zu folgen. Sie war immer aufmerksame Zuhörerinn und viel zu natürlich, um je, so hinreißend sie zu reden wusste, die in sich selbst verliebte Schönsprecherinn zu machen. Rosalie war eine gebildete geistvolle Französinn, aber zugleich Kind der Natur. Was sie sagte, ging ihr von Herzen, nicht blos von der Lippe; und dies, was sich nicht verkennen ließ, bewirkte, daß Hr. von D. schon bey dieser ersten Theestunde solche Fortschritte in der Conversationskunst machte, daß er sich selbst übertraf, und Rosalie sich gestehen musste: so viel Anmuth hätte sie einem Deutschen nicht zugetraut.

Die glückliche Stunde verfloß wie eine Minute. Ein Bedienter kam, der Dame zu melden, daß der Wagen da sey. Rosalie pflegte um diese Zeit in ihrem Visiten-Zirkel den Unterhaltungen der Mode und des Tages zu leben. Sie entschuldigte sich mit Naivetät, und bat fast zutraulich um Verzeihung. Sie sagte, indem Hr. von D. sie zum Wagen begleitete: er sey schuld durch das Vergnügen, das ihr sein Kommen gemacht, wenn sie ihn von nun an jeden Abend in ihrer heitersten Stunde erwarten werde. Jede dieser Stunden, erwiederte Hr. von D., wird mir das Andenken eines Tages meines Glücks verewigen.

Ueber den Luxus.

(Beschluß.)

Von dem mongolischen Kaiser Timur (Tamerlan) haben wir eine Geschichte von einem gleichzeitigen Schriftsteller, Scherefeddin Ali, in persischer Sprache, der es aber aus dem natürlichen Grunde, weil Scherefeddin kein Fremder, sondern ein Unterthan und halber Landsmann Timurs war, an der einfachen Naivetät des Priskus fehlt. — Nachdem sich Timur, durch die Niederlage Bajazets in der Schlacht von Angora (1402), zum Herren von ganz Asien bis an die chinesische Gränze gemacht hatte, eilte er in seinem 70sten Jahr nach seiner Hauptstadt Samarkand zurück, um in diesem glücklichen Lande von den Beschwerden des Krieges auszuruhen, und die nöthigen Anstalten zur Eroberung von China zu treffen. Alle Emirs und Mirsas, worunter sich mehrere Nachkommen Dshingis-Chans befanden, wurden zu einem allgemeinen Reichstage dahin beschieden, und die Heirath seiner Enkel ward durch prächtige Feste gefeyert. Während zweyer Monate warf Timur die Bürde des Zwangs, der Geschäfte und Regierungs-Sorgen von sich, und genoß vielleicht zum ersten und letzten Mal das wahre Glück des Lebens. In der Mitte eines Gartens ließ der Kaiser durch syrische Baumeister einen marmornen Pallast bauen, dessen Innres mit Mosaik, das Aeußre mit Porcellain geziert war, und den eine Menge von Springbrunnen, in dem schönsten Klima der Welt, zu einem Paradiese machten. Hier, sagt der persische Geschichtschreiber, ward auf Timurs Befehl ein Gastmahl gegeben, wo es an nichts fehlte, was die Menschen wünschen, oder was den Sinnen schmeicheln kann. Die Prinzen seine Söhne, die Kaiserinnen, Königinnen, und Prinzessinnen wünschten ihm Glück, und überschütteten ihn mit Gold und Edelsteinen. Die Gouverneure und Generale, alle Vornehme des Reichs, eine unzählige Menge Volks, und die Gesandten von China, Rußland, Indien, Griechenland, Egypten und ganz Asien, nahmen an dem Feste Theil, sogar die europäischen Abgesandten (aus Spanien); denn auch die Casses (ein Thier so groß wie ein Gerstenkorn) finden ihren Platz im Meer. Für diese ungeheure Menge Menschen wurden in den Gärten von Kanigul (die ganze Gegend um Samarkand ist ein Garten) Zelte errichtet, deren Stricke von Seide, die Teppiche von Goldstoff, die Vorhänge von Sammet, die Fußböden von Ebenholz und Elfenbein waren. Die kaiserliche Wohnung bestand aus 200 Zelten mit Gold und Edelsteinen geziert, deren jedes auf 12 silbernen und vergoldeten Säulen ruhte, und mit Atlas ausgeschlagen war. Das Ganze war von unzähligen Buden umgeben, in welchen alle Werke der Kunst, und eine ungeheure Menge von Schmuck an Gold, Edelsteinen und Perlen, verkauft wurden, die Kanigul zu einer wahren Goldgrube machten. Hundert Theater, mit persischen Teppichen bedeckt, belustigten das Volk mit Musik und Schauspielen, und die Menge von Früchten und Blumen balsamirte die Luft. Auf einer Maskerade erschienen Männer als Hyänen, Löwen oder Tiger, und Weiber als Elephanten, Ziegen, Schafe, oder als Feen und Engel gekleidet. Alle Künstler und Handwerker zeigten Meisterstücke ihrer Kunst, und Seiltänzer machten ihre Sprünge auf Seilen, die so hoch waren, daß sie an den Himmel geknüpft schienen. Beym Gastmahl ward aus goldnen Bechern Kammes (Kumis), Meth, Branntwein, Wein rc. getrunken. Zum Kochen der Speisen waren mehrere große Wälder niedergehauen. Ein unabsehliches Feld war mit Tischen bedeckt, wo das Volk gespeist und getränkt ward, und der Kaiser ließ folgenden Ausruf ergehen: „Niemand ist es während dieser Zeit der Fröhlichkeiten erlaubt, zu zanken oder andre zu tadeln; der Reiche darf sich nichts herausnehmen über den Armen, der Mächtige nichts über den Schwachen; und Niemand darf den andern fragen, warum er dies oder jenes thue.“ — Nach der Trauung wurden die Neuvermählten neunmal umgekleidet, und jedesmal mit Diamanten, Perlen, Rubinen rc. besdet, welches alles den Auswärtern preis gegeben ward. Die Nacht ward durch unzählige Lampen und Fackeln in Tag verwandelt, aber die Hochzeit-Kammer war durch einen Vorhang geschlossen, der das Heiligthum der Schamhaftigkeit beschützt, und daher von dem Geschichtschreiber nicht aufgehoben werden darf. Am folgenden Morgen besuchte Timur die Neuvermählten, die von ihm und seinem ganzen Gefolge mit Juwelen überschüttet wurden. Am Ende des Fests erließ Timur einen Befehl, daß Jedermann wieder an seine Geschäfte gehen sollte, und schloß sich in seinem Kabinet ein, wo er die Regierungssorgen wieder übernahm.

Wir wollen diesen vielleicht schon zu langen Aufsatz mit einigen Zügen aus den arabischen Schriftstellern beschließen. — Bey der Hochzeit des selgiukschen Sultans Malek mit der Tochter des abassidischen Kalifen Mostadi, die zu Bagdad gefeyert ward (1087), wurden unter andern zum Dessert 80000 Pfund Zucker verbraucht. — Als der selgiuksche Sultan Mohammed seinen Minister hinrichten ließ (1154), fand er in seinem Nachlaß unter andern 13000 Westen von rother Farbe. — Die prächtige Mosche, die der syrische oder ommiadische Kalif Walid in Damaskus bauen ließ (711), kostete 80 Millionen Gulden. Es hingen in ihr an massiven goldnen Ketten 600 goldne Lampen, deren Licht einen so blendenden Schein warf, daß einer seiner Nachfolger sie wegnehmen, und durch eiserne Lampen und Ketten ersetzen ließ, damit der zu große Glanz die Andacht der Gläubigen nicht ferner störte. — Als die griechische Kaiserinn Zoe dem abassidischen Kalifen Moktader eine Gesandschaft schickte (917), bestand die Leibwache des Kalifen aus 160000 Mann, 40000 weißen und 30000 schwarzen Verschnittenen; und 700 Thürbüter, alle aufs Prächtigste gekleidet, besetzten den Eingang des Pallastes. Der Tigris war mit prächtigen Fahrzeugen bedeckt, und der Pallast von innen und außen

mit 12500 Teppichen von unschätzbarem Werth; und eben so vielen Stücken der reichsten Seiden-Zeuge bekleidet. Mitten im Audienz-Saal stand ein Baum von massivem Golde, der 18 große Aeste ausbreitete, auf denen eine Menge Vögel saß, die den natürlichen Gesang der Vögel nachahmten. — Diese Erzählung erinnert den Leser an Tausend und eine Nacht, und den Verfasser daran, daß es Zeit ist, diesen Aufsatz abzubrechen.

Korrespondenz-Nachrichten aus Neapel, 1813.

(Fortsetzung.)

Der Esel scheint hier der Liebling der Natur zu seyn, und in der That zeigt er mehr Vollkommenheit und Stärke, als ich sonst an ihm bemerkt habe. Das Pferd, bey uns so reizend durch Bildung und interessant durch ein unvertilgbares Feuer, das selbst nach den stärksten Strapazen nicht vermindert erscheint, ist hier im Allgemeinen schwach, unansehnlich und an Gemüthsart dem Esel fast gleich. Ohne Feuer und eignen Trieb, unterscheidet es sich hier nur durch größere Empfindlichkeit gegen Schläge, die leichter seinen Gang beschleunigen und ihn im Tritte erhalten. Der Stier, dieses Bild von Kraft und Stolz, ist hier zum Zugvieh erniedrigt, und hat stets das Ansehen von Ermüdung und Erschöpfung. Freylich werden die Thiere im Norden durch Umstände belebt, die hier wegfallen. Das ganze Jahr hindurch genießen diejenigen, welche sich der Mensch zu seinem Nutzen oder seiner Bequemlichkeit unterworfen hat, hier ihr Futter aus den Händen der Natur; sie kennen nicht den Kerker, der ihre Brüder im Norden einschließt; aber sie kennen auch nicht das Vergnügen der wiedererlangten Freyheit und des neuen Genusses der frischen Natur. Indeß könnten diese Umstände nur kurzdauernde Veränderungen in ihrer Natur hervorbringen, und die belebende Wärme sollte wol auf Alle gleichen Einfluß haben, wenn sie wirklich allein die Kraft besitzt, die ihr durch das beygelegte Beywort zugeschrieben wird. Es scheint aber nicht so. Man bemerkt hier nicht an den Thieren die Lebhaftigkeit, die sie zu muthwilligen Sprüngen verleitet, auch nicht jenes innere Gefühl von Kraft, das ihre Kämpfe erzeugt.

Aus dieser angegebenen Verschiedenheit, die sich bey der Wirkung der Natur auf die Thierwelt zeigt, folgt natürlich, daß sie hier auch auf den Menschen durch andre Ordnungen wirke und ihn auf andre Wege bilde. Denn auch er gehört ja in die Thierwelt; vielleicht eben so sehr, als ins Reich des Geistigen. Indeß ist der Scheideweg hier schwer zu treffen. Ausgemacht ist es ja, daß das Thierische und Geistige, zwar unbegreiflich, aber doch so eng und nach solchen Gesetzen verknüpft sind, daß sie wechselseitig auf einander wirken müssen. Man kann also mit gutem Fug erwarten, daß auch der Karakter der hiesigen Einwohner wegen der Verschiedenheit in der Natur andre Richtungen, wenigstens andre Abstufungen, annimmt. Erwarte indeß keine Auseinandersetzungen der Verschiedenheiten; solche Arbeit erfordert ein langes Studium, viel Kraft, Bemerkungen zu trennen und zu verbinden und große Erfahrung. Ich möchte nicht gern über den Karakter einer Menschenmasse auf eine übereilte Weise mein Urtheil feststellen, welche sich bisher in einer sehr nachtheiligen politischen Lage befunden hat, und nothwendiger Weise anders daraus hat hervortreten müssen, als wenn ihr Geist durch glücklichere Umstände gebildet wäre.

Hier will ich Dir noch mit der Beantwortung einer Frage entgegen kommen, die Du gewiß aufwerfen wirst. Wenn nun wirklich Neapel, selbst im Winter, viele recht angenehme und sogar mehrere heiße Tage hat, was kann denn wol das Aufkeimen des Grases, das Ausbrechen des Blattes hindern? Du weißt es ja, daß ich es stets zu sehr vernachlässigt habe, aufzusuchen die Ursachen, welche die interessantesten und auffallendsten Erscheinungen der Natur veranlaßten; vielleicht ist dieses geschehen, weil die Erscheinungen selbst meine ganze Aufmerksamkeit fesselten und mein Gemüth festhielten. Du wirst also wohl keine vollständige Antwort erwarten. Eine Ursache jener Erscheinung muß ich indeß hier auseinandersetzen. Sie dient überdem dazu, das Gemählde des Frühlings nach einer noch unberührten Seite auszudehnen und dem Ganzen einen andern Gesichtspunkt zu geben. Doch ist diese Sache vielleicht mehr, als irgend etwas Anderes, daran Schuld, daß die Natur hier nicht, wie bey uns, schnell und mit Riesenschritten ihre Schöpfungen darstellt, sondern langsam und gleichsam mit Dürftigkeit ihre Werke ans Leben ruft.

Ich spreche hier von der Luft, welche diese Gegenden einhüllt. Sie hat viel Eigenthümliches, und unterscheidet sich auffallend von der des Nordens. Doch ist sie es in der That und mit Recht, die dem fremden Nordländer den Aufenthalt in dieser Stadt angenehm macht, und selbst in der Erinnerung ihn noch angenehm überrascht, wenn er sie lange nicht mehr genießt. Ist der Reisende überdem, wie gewöhnlich, in der Stadt erzogen, hat er zwar Sinn für das Vergnügen des Schauspielhauses, hegt er ein Verlangen, Alterthümer und Naturmerkwürdigkeiten zu besehen, und wohnt in seiner Brust kein Sehnen nach der Blume auf der Wiese, nach der Laube am Hügel, dann kann er hier volle Befriedigung erhalten, und mit ununterbrochenem Wohlbehagen einer Luft genießen, die ihn in der That zufrieden stellen muß. Möchte es mir doch gelingen, Dir solche Züge von ihr mitzutheilen, daß Du dir wenigstens einen dunkeln Begriff von ihrer Schönheit machen kannst. Sie ist rein und heiter, aber dabey sehr trocken. Vielleicht wirst Du sie am Besten erkennen, wenn ich Dir sage, daß sie sich in einem Zustande befindet, sehr ähnlich demjenigen, der sich bey uns mit Heerrauch ankündigt, und das Vaterland mit Mißwachs und Hungersnoth bedroht. Nur darf man hier diese beyden schrecklichen Neben-Ideen nicht damit verbinden. Freylich erlebt man hier nie, wie wol zuweilen bey Euch, Tage, an denen der Himmel mit einer nicht ganz leichten Decke von Wolken überzogen, aus seinem Schoße die Natur mit einer feuchten Wärme überdeckt, und sie so zu sagen zwingt, alle Kräfte zur Hervortreibung der Gewächse anzuwenden, und das Blut der Thierwelt zu einer neuen Schöpfung zu beleben; denn die Luft macht einen wollüstigen Druck aufs Gefühl. Solche Tage sind allenthalben selten; sie sind ja das Meisterstück der Natur und des Himmels zugleich; hier, glaube ich, findet man sie nie. Indeß würdest Du sicher zugeben, daß zu einem fortgesetzten Wohlbefinden und zu einem stets regen Gefühl des Selbstbewußtseyns keine Luft zuträglicher ist, als die in Neapel. Ich wundre mich auch daher nicht, daß der Engländer hier gern verweilt; er kann sicher darauf rechnen, hier dreyhundert Tage im Jahre zu erleben, die er mit Recht schön nennen kann, und die vielleicht nicht dreyßig ihres Gleichen in London haben. Selbst, wenn es regnet, fühlt man hier keine Beschwerde, keine Mattigkeit, wie es im Norden doch gewöhnlich ist; man fühlt gar keine Trägheit im Kopfe. Indeß ist der Regen hier wirklich selten, und noch seltner kann er auf die Vegetation kräftig wirken. Denn aus Nordosten und aus Nordwesten wehen im Frühlinge oft recht kalte und dabey sehr trockene Winde, die schnell dem Erdreich jede Feuchtigkeit entziehen. Die Sonne mag daher mit noch so viel Wärme wirken, beyde, Luft und Erdreich, sind dürr; der lebendigmachende Geist ist da, aber die Nahrung fehlt, und so bleiben die Kinder im Schoße zurück, die bey gehöriger Nahrung emporgeschossen wären, und herrliche Früchte getragen hätten. (Der Beschluß folgt.)

Nro. 168.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 15. Julius, 1813.

Wo ist die Lust, die nicht der Wonne weicht,
Wenn von den göttlichen Clarissen und Pamelen,
Von jedem Ideal, womit die Phantasie
Geschäftig war in Träumen uns zu laben,
Wir nun das Urbild sehn, sie nun gefunden haben,
Die Hälfte unsrer Selbst, zu der die Sympathie
Geheimnißvoll uns hinzog! —

Wieland.

Rosalie.

Viertes Kapitel.

Bey Bekanntschaften, die nicht zu den gewöhnlichern gehören, entscheidet meistens das, daß etwas Ungesuchtes sie herbeyführe, die erste Erwartung nicht getäuscht, das erste wechselseitige Anschauen in Ruhe und Frieden durch nichts Darzwischenkommendes gestört werde. — Es hätte bey der ersten Theestunde, — in welcher Hr. von D. und Rosalie in harmloser Unbefangenheit jenem Beglückenden vertrauten, ohne welches selbst der längste Umgang keine Verständigung des Innern verschafft, — nur eine Conversations-Dame sich melden lassen, oder ein des feinsten Welttons kundiger Mann, oder wer immer es seyn mochte, erscheinen dürfen, und Hr. von D. wäre ohnfehlbar wieder verstummt, wie dort im Wagen, als er selbst bey dem glücklichsten Zufall die ungalanteste Rolle spielte. Aber wo die Göttinn des guten Glücks so sichtbar mit einer günstigen Laune im Spiel ist, wie in dieser Geschichte, da führen alle Wege zu ihrem Altar, und nichts darf den Moment unterbrechen, da sich die Opferflamme von selbst entzündet.

Hr. von D. war, seit aus der dunkeln Welt des Unbekannten Rosaliens Bild ihm hell und klar hervorgetreten war, mit seinem Loose in der Welt, ja mit der ganzen Welteinrichtung zufrieden; wie hätte ihm nicht Paris in immer neuem Lichte erscheinen sollen? — Er lebte nun in dieser Stadt seine goldensten Tage, und fühlte mit jeder neuen Theestunde immer mehr, wem er dies Alles zu danken habe. Sogar in der Selbsterkenntniß machte er Fortschritte, die für seine Geistesstimmung und Charakterbildung bedeutend waren. Daher konnte er eines Abends nach der Wahrheit zur schönen Rosalie sagen: „ohne Sie hätte ich nie einsehen gelernt, wie viel mir noch mangelt, ohne deßhalb zu erschrecken, denn wer mit Ihnen umzugehen das Glück hat, erhält zugleich den Muth, sich dieses Glücks würdiger zu machen.“

Auf ihrer Seite fand auch Rosalie immer mehr Gefallen an dem Umgange mit dem jungen Fremden, in welchem sie, ungeachtet seiner Jugend, Charaktergehalt, und was wol selbst eine Französinn bestechen kann, nicht blos Artigkeit und Bescheidenheit, sondern eine ungeheuchelte Achtung und Liebe für sie wahrnahm. Ihre Lebensweise blieb übrigens immer dieselbe, aber öfters als sonst gestand sie sich's, — im Gegensatz der Ansicht, die den Hrn. von D. mit Allem zufriedner machte, — daß in ihrem Leben, bey allen Zerstreuungen, die ihr zu Gebote standen, doch nichts ihrem Geiste genüge. Deswegen kam sie nun eben nicht in den Fall, sich eine kleine Hütte in ländlicher Abgeschiedenheit zu wünschen, oder gar einen Roman des Herzens spielen zu wollen, — was einer Französinn selten begegnet, — aber die Bekanntschaft mit Hrn. von D. war ihr, als ein Gegenstand des Zufalls, das Liebste von Allem, was ihr in ihrer damaligen Lage Frieden gab, und die Stunde, die er so gewissenhaft pünktlich nicht versäumte, die erwartetste von allen. —

So mochten etwa drey oder vier Wochen vergangen seyn, als eines Abends Hr. von D., der bey seiner neuen Freundinn sein Gemüthliches nicht verläugnen durfte, in diese Worte ausbrach: „Ich habe die ganze vorige Nacht nicht geschlafen um Ihretwillen, oder um eines Gedankens willen, der Sie betraf.“ „Und der wäre?“ fragte Rosalie in aller Unbefangenheit. — Hr. von D. erwiederte: „Von thörichten Gedanken und Träumen sollte man nie sprechen, aber ich bin schon so gewohnt, Ihnen Alles zu sagen, was mir begegnet, daß ich sogar die Besorgniß Ihnen nicht verbergen kann, mein thörichter Gedanken-Traum möchte mich wohl noch um eine zweyte Nacht bringen.“

„Nun, Sie machen mich doch im Ernst neugierig,“ sagte Rosalie. „Was ist es denn? und wie kam ich dabey in's Spiel?“

Hr. von D. „Sagen kann ich's Ihnen nicht; damit ist's aus und vorbey.“

Rosalie. „Sie sind ein Kind. Sie sollen reden. Ich befehle Ihnen. Ich will die Sache wissen.“

Hr. von D. „Wenn ich denn nicht anders kann, und für mein thörichtes Ausplaudern meiner geheimsten Geheimnisse bestraft werden muß, — so sollen Sie für Ihre Neugierde bestraft werden. Nur Eins versprechen Sie — nicht zu lachen.“

Rosalie. „Ich verspreche Ihnen, ernsthaft zu bleiben, wie eine Marmorfigur im Musée des Antiquités.“

Hr. von D. „Nun, so wissen Sie denn ganz einfach: mir träumte, ich sey in einer großen Kirche mit einer schönen Frau getraut worden; — diese Frau — waren Sie; darüber erwachte ich und konnte die ganze Nacht nicht schlafen, nicht sowol des Traums wegen, als weil mein grübelnder Geist mit ärgerlicher Gründlichkeit, statt sich an den schönen Traum zu halten, mir bewies, warum die Sache nicht seyn könne?“

„Und diese Gründe?“ fragte Rosalie ruhig weiter.

Hr. von D. „Das gehört nicht zur Sache. Ich habe meinen Traum erzählt.“

Rosalie. „Ich bin eine halbe Philosophinn. Ihre Gründe sind mir die Hauptsache; ich verlange, sie zu wissen; Sie hätten nicht die Neugierde eines Frauenzimmers reizen sollen.“

Hr. von D. „Aber keine Anmerkung dürfen Sie machen.“

Rosalie. „Keine.“

Hr. von D. „Die Sache konnte nicht seyn: Erstens, weil der Stern der Liebe an meinem Himmel fehlt; zweytens, weil der Papst und Doctor Luther alte Feinde sind; drittens, weil meine Oheime und Rosaliens Tanten nicht die Einwilligung geben; und endlich — was das Schlimmste bey der Sache ist, — weil Rosalie nicht will.“

Rosalie musste nun, trotz ihres Versprechens, ernsthaft zu bleiben, laut auflachen; doch fasste sie sich im Augenblick wieder, und sagte mit unbezahlbarer Naivetät in Beziehung auf den letzten Grund: und warum denn nicht? — Der wichtigste ihrer Gründe ist der wegen der Oheime und Tanten; lassen Sie sich aber deshalb keine zweyte Nacht rauben.“

In diesem Augenblicke trat der Marquis R. mit der Gräfinn S., indem sie angemeldet wurden, zugleich in's Zimmer. Rosalie musste versprechen, mit ihnen in die neue Oper zu fahren. Sie stellte ihnen den Fremden vor, und lud diesen ein, mit von der Partie zu seyn. Hr. von D. entschuldigte sich mit einer Lustfahrt, die ihn für etliche Tage von Paris entfernen würde. Rosalie warf einen schärfern Blick auf ihn, sagte aber kein Wort weiter. Rasch beurlaubte sich Hr. von D.

Welchen Weg er nahm? was in ihm vorging? was er dachte? — Dies Alles mochte er selbst nicht wissen. Es liesse sich aber Tausend gegen Eins wetten, daß er jetzt, der Consequenz wegen, oder weil ihm sein letztes Gespräch und das unerwartete Unterbrechen-werden in allen seinen Ideen sich verwirrt hatte, irgend einen abenteuerlichen oder närrischen Streich ausgeführt haben würde, wenn ihm sein gutes Glück nicht auch in dieser neuen Geduldprobe treu geblieben wäre. Noch am gleichen Abend fand er, bey'm Nachhausekommen, folgendes Billet:

„Daß Sie mir von ihrer Lustreise kein Wort gesagt haben, ist eine offenbare Unart. Es gibt nur Ein Mittel, diese gut zu machen; — daß Sie auf der Stelle Ihrer Lustpartie entsagen, und mir versprechen, mich auf's Land zu begleiten, indem ich in drey Tagen nach C. gehen werde, wo mich eine Freundinn erwartet, zugleich um der Vorschrift meines Arztes Folge zu leisten.“

Dieses Billet kostete dem jungen Deutschen die Ruhe der zweyten Nacht; doch nicht um zehn Nächte verlornen Schlafs hätte er dies theure Billet entbehren mögen. — Wir übergehen, was sich von selbst errathen lässt, daß Hr. von D. sich nicht von Paris entfernte, und Rosaliens Verzeihung erhielt. Die Reise mit ihr auf's Land hatte in drey Tagen wirklich Statt. Der Traumgeschichte wurde von beyden Theilen mit keinem Worte weiter erwähnt. Rosalie war, wie sie immer gewesen war, und wenn in Hrn. von D. eine etwaige Veränderung vorging, so bestand sie blos darin, daß er von einer immer tiefern Verehrung für Rosalien erfüllt, und in allen seinen Aeußerungen besonnener wurde.

An Theoda.

Dir fehlen zum Amor allein die Flügel.
Dies sagt dir kein Schmeichler, o nein! der Spiegel.

Hg.

Zwey Urtheile über die Kunst des Mahlers.

Arguitur — — — —
Unius sermone Midae.
Ovid.

Wenn Heumann, in s. politischen Philosophen, die Mahlerei unter die unedeln Verrichtungen zählt, die ein Mensch, der auf Renommée halte, unmöglich treiben könne, so ist dies ein Beweis mehr, daß — auch Philosophen irren können. Aber was soll man vollends von Vemuleius denken, der die fleißige Beschauung von Gemählden für einen Geistesfehler erklärt, und Liebhaber von Gemählden mit Liebhabern der Lügen in eine Klasse setzt? *)

J. K. Höck.

Nachlese.

Folgendes Rescript vom Jahr 1605 ist merkwürdig.

Lieber Getrewer! Wir haben deinen überschihten unterthenigen Bericht Hanns Roßnagel von S. so von dem bösen Feind Gellt genommen, vnd Die von der Erbarkheit injurirt, und du Jne deßwegen fanklich einziehen lassen, betreffendt, Inhallts ablesendt vernommen.

Darauf ist vnnser Bevelch, du wöllest obigen Verhafften durch den Pfarrer zu S. solch sein begangene grosse Sünd, Jndem er von des schandlichen Gellts willen dem bösen Feindt sein Seell verschriben habe, mit allem Ernst zu erkhennen geben, vnd Jme darneben aus Gottes Wort zusprechen vnd zu Gemüeth führen lassen, sein Vertrauwen, vff zuvor hergehende herzliche Rew vnd Laidt seiner begangenen grossen Sündt, allein vff Christum zu haben; so werde Jme vff solches der böse Feindt Jme an seiner Seel keinen Schaden zufüegen khönnen: Doch sollest du Jne immittest mit Leuthen wohl verwahren lassen, auch dieselbe dahin anhalten, daß sie neben Jme Roßnagel fleissig beten sollen, damit das besorgendt Uebell desto eher verhütet werden möchte. Wann dann nun die Zeit herumb, daß der böse Feindt sein dargeliehenes Geltt wieder hohlen wollte, wöllest du (wiewoll man nicht schuldig were, dem Teuffel zu solchem seinem arglüstigen Betrug erst vill Geltt zu geben, Jedoch zu Verhütung bösen Verdachts, als ob man sein, Verhafften, animam zu negligiren begertte) Verordnung thun, daß so vill Gellts, als der Teuffel dem Verhafften gelieben, an das berichte Ortt, wo nicht eben an empfangenen doch anderer Sortten gelegt, vnd vff solche Zeitt guett Achtung geben werde, ob der Teuffel khommen, vnd solch Gellt wiederumb abholen würde: Welches du folgends nach Verscheinung der Zeit, ob der Teufell sein Gellrt wieder gehohlt, oder wie sich die Sache sonsten befunden, wieder allhero berichten sollest.

An dem allem beschicht Unser zuverläßliche Meinung.
Datum, — — den 4ten May 1605.

*

„Der große Friederich,“ erzählte mir oft der redselige Marquis V — s, „steckte vor der Prager Schlacht ein Giftfläschchen zu sich, um, wenn sie unglücklich für ihn ausfiele, mit Sokrates Gelassenheit es auszutrinken. Natürlich! Wie hätte er auch den Verlust einer so glorreichen Schlacht überleben können!“

*

Ein Kind sagte vom einäugigen Gast an der Tafel seines Vaters: Ein besondrer Mann! Er schläft halb.

*

Ein Soldat von Türenne's Armee legte sich den Namen seines Feldherrn eigenmächtig bey, und antwortete diesem auf seinen Vorhalt: „Morblou! ich bin ein närrischer Liebhaber von Namen. Wäre mir ein schönerer bekannt gewesen, als der Ihre, so hätt' ich den angenommen.

*

Ein Geistlicher bat den Director einer wandernden Schauspieler-Innung: „Er möchte morgen, weil ein Buß- und Bettag wäre, die angekündigte Oper, um die Frommen nicht zu ärgern, incognito aufführen lassen.“

*

Unser Herzog, rief eine gute Frau verwundert, ist doch ein außerordentlich frommer Mann. Ich hab' es durch ein Schlüsselloch gesehen, daß er höchstselbst betet.

*

Malherbe antwortete auf den Vorwurf, daß er seine Gedanken öfter, bald da, bald dort, benutze: „Ich kann mein Porcellan bald auf den Tisch, bald auf den Ofen, bald auf die Kommode stellen.“

*

Ein Advocat hob seine Rede an: „Die Könige, unsre Vorfahren.“ — Ich bitte doch, Platz zu nehmen, rief der Präsident; Dieselben sind von zu edelm Geblüt, um stehend zu sprechen.

*

Amor, sagt Florian, bringt von allen Lehrern seine Schüler in der kürzesten Zeit am weitesten.

*

Bourdalowe wurde der Prediger der Könige, und der König der Prediger genannt.

*) L. 65. pr. D. de aedil. edict. „Animi potius, quam corporis vitium est, si ludos assidue velit spectare, aut tabulas pictas studiose intueatur, sive etiam mendax, aut similibus vitiis teneatur.“

*

Merkwürdig ist es, daß ein Abbé (Quillet) ein lateinisches Gedicht, Calipædia, oder die Kunst, schöne Kinder zu zeugen, schrieb, und es dann einem Cardinal (Mazarin) zueignete.

*

Boisgelin lobte Voltaire'n wegen der Klarheit seines Styles. „Die Bäche sind nur darum klar, weil sie nicht tief sind,“ erwiederte bescheiden der Verfasser der Zaire.

*

Desforges-Maillard erzählt im Ernste, daß ein Pariser, beym Anblicke der breiten Loire in der Nähe von Nantes, im Ernst' ausrief: „Ma parole! Voilà une belle rivière pour une rivière de province.

G.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Juny.

Die Wiener allgemeine Literatur-Zeitung liefert Recensionen über die im Inlande gedruckten oder in Kommission hierher gegebenen oder auf einem andern Wege eingetroffenen Werke; denn der umfassende Begriff des eigentlichen Buchhandels findet auf unser literarisches Verkehr keine Anwendung. Es ist daher auch leicht abzusehen, daß man den eigentlichen Gesichts-Punkt nicht immer trifft, oder zuweilen Kritiken liefert, die wiederum der Gegenstand einer andern Kritik zu seyn verdienen. Eine vorzügliche Armuth bemerkt man in der Beurtheilung philosophischer und philologischer Schriften, und ich bin fest überzeugt, daß, wenn selbst der Vorschlag eines Hrn. Riedel, jeden Professor der Philosophie in den K. K. Staaten zur Lieferung von zwey Kritiken jährlich zu vermögen, in Ausführung käme, dadurch zum Nutzen und Heil der guten Sache wenig würde gewonnen werden. Es arbeiten an diesem Institut mehrere einsichtsvolle Männer, allein das Ganze wird doch nur als Liebhaberey und Nebensache betrachtet, und wenn man auf eine genaue Analyse eingeht, findet man z. B. in dramatischer Hinsicht selbst Winke und Ausführungen benutzt, die über den Werth und Zweck der Dichtung unsre Thalia lange vorher lieferte; dadurch wird der Mangel an Originalität und Selbstansicht sehr fühlbar, und man darf sich nicht mehr wundern, wenn mitunter eine gewisse Antipathie selbst gegen kleinere Werke des Auslandes, die sich fortdauernd im Werthe erhalten, durchschimmert. Liest man zum Beweise dessen die Uebersicht der poetischen Taschenbücher des Jahrs 1813, (im Januar-Heft), so wird man offenbar gestehen müssen, daß das Urtheil des Recensenten — M. E. — absprechend und einseitig ist. Sowol die vorangeschickte Einleitung, als die später eingestossenen Bemerkungen, so blumen- und wortreich sie auch seyn mögen, bezeugen doch nur des Rezensenten Anhänglichkeit an die neuesten faden Romantikaster *) und beurkunden von der andern Seite den Widerwillen gegen die ältere solidere Kraftform, die sich rein aussprach und nichts Unverdautes von sich gab. Seitdem die mystische Enveloppe, mit welcher die Schwachköpfe ihre unreifen Ideen umhüllten, veralterte und außer Kours gesetzt wurde, trat das sogenannte Gemüthliche in deren Stelle, und verbreitete sich über Sang und Klang und über Alles, was Leben und Odem hat. Man entsagt der Klarheit und schwärmt im Halbdunkel der Begriffe, findet an den Mondschein gemüthlich, den Sonnenglanz nicht gemüthlich und lästert, was mit prosaischen Augen sich umzusehen wagt. Daher spricht man über H. Gedichte und Weissers Erzählungen mit unentschuldbarer Animosität ab, ohne zu bedenken, daß nur Wenigen verliehen ward, die Geissel der Satyre mit Jenes Gewandtheit und treffender Kombinationsgabe zu schwingen oder den Witz, die gefällige Form sich anzueignen, die lange schon Weissers Produkte charakterisirten. Auf diese Art wird der Kredit einer Zeitschrift nicht gegründet, vielmehr sie, wenn der Ton sich nicht zur Parteilosigkeit stimmt, bald ihrer Auflösung nahe seyn, zumal Herr D. Franz Sartori der Redaktion nicht ganz gewachsen ist.

Die bisher unter dem Namen der Thalia erschienene dramatische Zeitschrift hört mit dem Monat Juny auf, weil der bisherige Verleger, Geistinger, zu wenig auf Eleganz des Papiers und des Drucks verwendet, und sie überhaupt sehr unregelmäßig herausgegeben hat. Sie wird unter einem veränderten Titel in einer andern Buchhandlung erscheinen, und die Kostumes sollen vom Kostume-Direktor, Philipp von Stubenrauch, gezeichnet und gestochen seyn. Durch die neue Einrichtung derselben dürfte sie bald die zweyte noch stattfindende Theater-Zeitung, welche außerdem allgemeine und unreife Urtheile enthält, entbehrlich machen, und selbst den Absatz der unzuverlässigen musikalischen Wiener Zeitung begränzen. Ich werde Ihnen gelegentlich die nähere Anzeige von derselben mittheilen, da sie sich seit einiger Zeit durch eine kritische Zergliederung des dramatischen Werths der Stücke und ihrer Darstellung vortheilhaft bekannt gemacht hat, und in dieser Hinsicht auch für jedes fremde auswärtige Theater von Interesse ist.

Paris.

(Aus englischen Blättern.)

Die morgenländische Literatur ist seit Kurzem mit mehrern wichtigen Werken bereichert worden. Von Ludwig Clarke's Reisen ist der zweyte Theil erschienen. Er enthält eine sehr umständliche Beschreibung von Konstantinopel; von da geht der Verfasser nach Klein-Asien und Syrien über. Ein besonderes Kapitel ist der Beschreibung der Stadt Acre gewidmet. — Ueber Persien ist eine geographische Abhandlung, nach Art der Rennel'schen über Hindostan, herausgekommen. Die Karte, zu deren Erläuterung diese Abhandlung dienen soll, ist nicht beygefügt worden; sie soll nachgeliefert werden. Die Provinz Meeren, welche bisher noch sehr wenig bekannt war, ist in diesem Werke sehr umständlich beschrieben. Die Reise des Gesandtschafts-Sekretärs Morrier nach Persien ist nun auch auf dem Kontinente bekannt. — Von den Asiatik Researches erschien in Calcutta 1810 der eilfte Band. Es kommt unter andern eine Abhandlung über die indischen Gesetze, und eine andre über die Quellen des Ganges darin vor. — Moore's Hindou Pantheon, ein Quartband, liefert getreue Abbildungen der hindouischen Gottheiten, und in dem Texte Vergleichungen der hindouischen Mythologie mit der persischen, griechischen u. s. w. — Marsden hat eine malayische Grammatik, ebenfalls in einem Quartbande, geliefert; der Sprachlehre ist eine Abhandlung über die Malayen und ihre Sprache vorangesetzt. — Ferner ist ein Quartband über die Bibliothek des Tippo-Saib erschienen. Tippo-Saib's neulich erschienene Briefsammlung mit einem Fac-simile seiner Schrift ist bekannt. — In Calcutta hat man die Geschichte von Mysore nach indischen Quellen ebenfalls in einem Quartbande gedruckt. — Unter den etwas ältern Schriften verdient auch noch eine Abhandlung Rennel's über die indische Halbinsel genannt zu werden, welche auf dem Kontinente weit weniger bekannt geworden ist, als seine Abhandlung über die Karte von Hindostan. Auf Befehl der ostindischen Kompagnie hat der Doktor Russel in zwey Folio-Bänden eine Beschreibung der indischen Schlangen-Arten mit prächtigen Kupfern geliefert.

---

*) Wohl zu unterscheiden von den Romantikern im Sinne Jean Pauls. (S. s. Vorschule der Aesthetik.)

Nro. 169.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 16. Julius, 1813.

Des Olympos Harmonie'n empfangen
Den Verklärten in Chronions Saal,
Und die Göttinn mit den Rosenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal.

Schiller.

Herkules und Hebe.

Aufgenommen in der Götter Frieden,
In des seligen Olympos Land,
Ruht der Dulder. Heil nun dem Alciden,
Dem der Götter Huld ist zugewandt.
Welch ein selig Loos ist ihm beschieden!
Jedes Neides Flamm' ist ausgebrannt.
Jeder Groll schweigt, alle seine Mühen
Rasten. Seine Fehle sind verziehen.

Und ihm nahen die Uranionen,
Grüßen ihn mit freudetrunknem Blick;
Sitzen darf er jetzt an ihren Thronen,
Theilen mit den Sel'gen ihr Geschick:
Seine Leiden will der Vater lohnen.
Ach, er denkt an alte Zeit zurück,
An die Nacht der Hochbegeisterungen,
Wo er sich den Wundersohn errungen.

Denkt an des geliebten Sohnes lange
Herbe Mühen, die er kühn bestand
Unter Junos eifersücht'gem Zwange,
An des giftbefleckete Gewand,
An die Qual im ird'schen Untergange,
Wo er kämpft' an der Verzweiflung Rand,
Bis ob ihm des Rogus Flammen schlugen,
Und sein Himmlisches zum Himmel trugen.

Schönheit ist der Stärke Preis. Der Starke
Hat sich lebend oft an ihr erquickt.
Selbst die Schatten auf Cocytus Barke
Werden noch von ihrem Reiz entzückt.
Jetzt mit neuem Götterlebensmarke,
Und mit neuer Jugend Huld geschmückt,
Wird er ihrem Zauber widerstehen?
Wird mein Liebling ihren Reiz verschmähen?

Unter allen Göttinnen im Saale,
Wo mich Herrscher Seligkeit umkränzt,
Ist die schönste, die am Freudenmale
Mir des Nektars Götterwein kredenzt;
Hebe mit der Augen Sonnenstrale,
Drinn der regen Jugend Liebe glänzt.
Ihm, der würdigsten der Heldenseelen,
Soll mein Wort die Würdigste vermählen.

Und er bietet auf die hohen Gäste:
„Freude fülle den Olympos heut!
Auf! versammelt euch zum Freudenfeste!
Hohem Jubel sey der Tag geweiht!“
Staunend sinnen, sehn umher die Gäste,
Welchen Preis verdient die Tapferkeit?
Fragt der Vater; nennet mir die Krone,
Die den Sohn am würdigsten mir lohne!

Meine Saiten, spricht Apoll, erklingen
Immer noch willkommen ihrem Ohr.
Singen laß mich, seine Thaten singen,
Bis die Nacht umwölkt des Himmels Thor,
Und das beste Lied muß dem gelingen,
Der zum Lied den besten Held erkor;
Singen, wie den Riesen, wie die Hyder
Dort er zwang, die Tausendköpfge, nieder.

Singen sollst du, wenn der Bund geschlungen,
Sprach der Vater; doch ein schönrer Dank
Winkt dem Mann, der solchen Ruhm errungen,
Als der unverwelklichste Gesang.
Kennst du nicht der Schönheit Huldigungen
Und der Liebe zauberischen Klang?
Selig, wem ein solcher Dank beschieden!
Er gebührt dem göttlichen Alciden.

Ahnend lauschen jetzt schon die Göttinnen,
Und unruhig blickt umher Hephäst;
Soll er meine Gattinn gar gewinnen?
Gilt aufs Neu zum Spotte mir das Fest?
Schalkhaft blicken rings die Pierinnen;
Amor, der das Necken nimmer lässt,
Spielt und zielt mit Pfeilen und mit Blicken,
Da und dorten eine zu berücken.

In dem Busen unbestimmt Verlangen,
Stehet Hebe, die erkorne Braut,
Hold verschämt, von Sehnsucht still befangen,
Die aus ihren Augen schmachtend thaut.
Ihre Blicke, süß, verstohlen, hangen
An dem Helden, der entzückt sie schaut,
Und da fasst der Herrscher ihr die Hände,
Und zum Sohne führt er sie behende.

Nimm, o Süße, vielgeliebte Kleine,
Meines Vielgeliebten Hand und Herz,
Tilg' ihm mit der Liebe Labeweine
Jede Spur vom alten Erdenschmerz;
Daß die Stärke sich der Schönheit eine,
Und er immer sehe sonnenwärts!
Nimm, o Sohn, die Perle meines Thrones,
Mit dem schönsten Segen meines Lohnes.

Wie dereinst bey Peleus Hochzeitmale,
Als dem Starken Thetis ward getraut,
Und umher jetzt die gefüllte Schale
Ging aufs Wohl des Bräutigams, der Braut,
Selbst die Parcen in dem Ahnensaale
Sangen ihrer Lieder Feyerlaut;
Also künd' ich Vater des Geschickes,
Kinder, euch den Segen alles Glückes.

Sey im Schoß der Jugend, Sohn! willkommen!
Wisch' ihm, Tochter, ab der Stirne Schweis!
Heil dir, Held, dem langen Streit entnommen
Bist du, und des Schicksals irrem Kreis,
An der Muse schönes Ziel gekommen,
Und den Kämpfer lohnt der Myrte Preis.
Erdennoth kann nimmer dich versehren,
Ewig muß nun deine Freude währen.

Und die Götter durch Olympos' Halle,
Froh gereiht zum süßen Nektarmahl,
Jauchzen, segnend den Beglückten, alle,
Und es kreist umher der Festpokal,
Und mit wonnesüßem Saitenhalle
Füllt Apoll den goldgeschmückten Saal,
Singt die Thaten Herkuls, preist den Frieden,
Der dem kühnen Streiter jetzt beschieden.

Ez.

Rosalie.

Fünftes Kapitel.

Das weibliche Geschlecht besitzt, wo es einmal interessirt ist, eine Divinationsgabe, welche Männer nie erreichen, und die jedes Weib, besonders in Fällen, wo der weibliche Ehrgeiz mit in's Spiel kommt, mit einer Dezidirtheit handeln macht, welche die Männer entwaffnet, wär' es auch nur für den Augenblick. — Rosalie war durch Herrn von Ds. natürliche Unbefangenheit wenigstens so weit gefesselt worden, daß sie sich's zum Plan gemacht hatte, dem Spiel seines Herzens mit Wohlgefallen zuzusehen. — Das hingeworfene Wort von einer Reise war ihr so unerwartet, daß es sie für einen Moment decontenancirte; aber kaum war er aus dem Zimmer, so war es auch bey ihr ausgemacht: „er darf nicht reisen!" und noch ehe sie zur Oper fuhr, wurde das Billet geschrieben. — Die Reise auf's Land war übrigens wirklich verordnet, und längst durch Briefe mit ihrer Freundinn, Mad. de V., die in C. ein schönes Landgut besaß, ausgemacht. Daß diese Reise wenigstens um acht Tage früher, als sie vor sich gehen sollte, anticipirt wurde, daran war die weibliche Kaprice oder der Traum schuld.

Die Landgegend, zu welcher die Reise ging, lag vierzehn Lieues von Paris entfernt. Das Schloß der Mad. de V. hatte eine fast gothische Bauart, und erweckte das angenehme Gefühl, daß man dort wie in eine alte Zeit versetzt war. Mad. de V. selbst gehörte zu den Frauen, die ehmals Frankreichs schönste Zierde machten und dort keine Seltenheit waren. Sie hatte alle weibliche Tugenden, ohne eine der allgemeinern oder individuellern weiblichen Unarten zu besitzen. — Wie sich's in solchen Häusern, in der Nähe solcher Frauen lebt, davon kann nur derjenige urtheilen, dem jemals Gastfreundschaft in solchem Kreise zu Theil ward. Solchen Mustern ihres Geschlechts dankten ehmals die trefflichsten Köpfe die Stunden ihrer glücklichsten Muße und vielleicht ihre veredeltere Ausbildung. — Mad. de V., Rosalie und Hr. von D. theilten wechselseitig die Freude eines harm- und arglosen Umganges. Letzterer war von dem ersten Augenblicke an in diesem Hause kein Fremder. Er war ein Kind des Landlebens und hatte auch in Holland seine meiste Zeit auf dem Lande zugebracht. Daß Rosalie mit Wärme von ihm sprach, lässt sich, nach ihrem ganzen Charakter, voraussehen. Was aber in dem Lob über ihn die Hauptsache ausmachte, und ihm auf eine entschiednere Weise die Werthschätzung der Mad. de V. gewann, war dieses, daß Rosalie von ihm sagte: „Denken Sie, er hat noch nie gefragt, wer ich auch sey? und sich durchaus mit dem begnügt, was ich selbst ihm gesagt habe." Diese Eigenschaft, bemerkte Mad. de V., ist in unsrer Zeit eine Seltenheit geworden, und mit ihr ist ein wesentlicher Theil des zarten, auf wechselseitige Achtung der stillen Welt des Andern gegründeten Gefühls verloren gegangen. —

Wie die vierzehn Tage, die Hr. von D. in der Gesellschaft dieser beyden liebenswürdigen Französinnen verlebte, verstrichen, davon hat sich in einer Ergießung, die sich unter D's. Papieren findet, und aus einem nicht abgeschickten Briefe abgeschrieben ist, ein Fragment aufbewahrt. — Es lautet so:

„Wie mir nach dem Aufenthalte in C. selbst die Ge-

gend meiner Heimath vorkommen wird, kann ich mir kaum denken. Stillere, beglückendere Tage kannte ich nie, auch wusste ich nie vorher, welche Vortrefflichkeit in weiblichen Charakteren liegt, wo die Ausbildung eines weiblichen Geistes nicht auf Kosten der Eigenschaften, die mit der Gemüthlichkeit verbunden sind, erkauft ist. — Nähme ich diesen Theil aus der Geschichte meines Lebens weg, so würde mir mein ganzes übriges Seyn wie ein Hintreiben durch einen bunten Jahrmarkt vorkommen. Hier entblühte mir das Leben zu einer schönen Blume, die Zauberkräfte besitzt, wo man sie in ihrer edelsten Gestalt erblickt. — Welche helle Ansicht alles dessen, was dem Leben seine höhern Reize leiht, macht sich mir hier in jedem Gespräche klar, und wie zart verschleiert bleibt Alles, was durch die Enthüllung sein magisches Erscheinen verliert. Diesen Geist, diese Zartheit sah ich gleichwol nicht von der Wirklichkeit getrennt, nie als etwas Sentimentales, blos im Kopf oder in Phrasen Vorhandnes; — nein, es ist dem ganzen Seyn und Wesen dieser Frauen, die immer Lehrerinnen in der Lebensweisheit und Lebenskunst geworden sind, eingedrückt, und spricht sich in allen ihren Beziehungen in Klarheit der edelsten Natürlichkeit aus." —

Wir überlassen es Jedem und besonders unsern Landsmänninnen, dieses mit Begeisterung ausgedrückte Lob der Liebenswürdigkeit zweyer Französinnen zu beurtheilen. Daß jede Nation ihre eigenthümlichen Ideale des Liebenswürdigen hat, darf man ja wol einräumen, und Hrn. von D's. Aeußerungen in sofern in Schutz nehmen, daß, wenn Jemand die Französinnen anders gekannt hätte, dies eben so wenig beweise, als das beweist, wenn Jemand das Glück hatte, die Ausnahmen, zu denen alles Vortreffliche gehört, — zu kennen.

Genug, Hr. von D. lebte auf dem Schloß der Mad. de B. wie in einem Himmel; er wurde bekannt mit den Landleuten und ihren Kindern, und freute sich kindlich, zu bemerken, wie das ländliche Leben überall sich gleicht, überall die Menschen der Vorzeit näher anschließt in Denkungsart, Sitten und Lebensgenuß. — Paris hatte er so ganz vergessen, daß er nicht eher daran dachte, als bis ihn eines Tags Rosalie fragte: „wie lange er wol noch in Paris zu bleiben gedächte?" —

Diese Frage erschreckte ihn dermaßen, daß er bleich wurde. Rosalie's Gesicht hingegen überzog eine sanfte Gluth. Mein Vertrauen zu Ihnen, sagte sie, entschuldige meine Frage, an welcher die Neugier keinen Antheil hat. Ich fragte, weil ich E. verlassen werde, ohne nach Paris zurückzukehren. — „Um des Himmels willen! rief Hr. von D. mit Leidenschaft aus, was liegt unter diesen Worten verborgen?" — Er ergriff mit bebender Aengstlichkeit ihre Hand. Sie zog sie nicht zurück, reichte ihm aber dann ihren Arm zu einem Spaziergang.

„Ich habe eine Bitte an Sie," sagte sie bald nach wenigen Schritten. Von lebendiger Freude ergriffen, hemmte Hr. von D. ihr Weitergehen. „Diese Bitte ist, fuhr Rosalie fort, daß Sie mir versprechen: erstens, nicht Abschied von mir zu nehmen, und zweytens, mir zu schreiben." Hr. von D. brach von Neuem in die obigen Ausrufungen aus.

Man machte noch ein Paar Schritte, dann sagte Rosalie: „wir wollen nicht weiter gehen; was ich Ihnen eröffnen will, ist überlegt." Sie setzte sich auf eine Bank, die vor dem Thor des äußern Umfanges des Schloßhofes an der vorüberführenden Heerstraße sich befand. Hr. von D. blieb in höchstem Staunen und in der höchsten Spannung der Erwartung vor ihr stehen.

„Sie erschrecken mich durch ihren Ernst, hub Rosalie an. Was ich Ihnen sagen will, ist gar so ernsthaft nicht, ob wohl es Nachdenken fordert. — Ich habe etwas auf Ihren Traum zu erwiedern. — Sie wissen, wir wurden damals in unsrer Unterhaltung gestört."

„O Rosalie! rief Hr. v. D. mit Begeisterung aus. „Noch nie waren Sie liebenswürdiger. Sprechen Sie, sprechen Sie! hat mein Traum eine gute Bedeutung zu hoffen?" —

„Weiß ich das?" erwiederte sanft Rosalie, „aber sie haben mich einmal in die Traumgeschichte verwickelt, und ich habe darüber nachgedacht — ob sie sich realisiren liesse?" —

Und — und — und — fiel Hr. v. D. ein.

Und keinen andern Zweifel wegzuräumen gefunden, als einen, der sehr wichtig ist?" —

„Ich sterbe vor Ungeduld," — unterbrach sie Hr. v. D. Lassen Sie mich Ihren Zweifel hören, damit ich wieder zu Athem komme."

„Aber, ich will," sagte Rosalie, „daß Sie mich mit Ruhe hören. Dies fordre ich von Ihnen als ein Zeichen der Freundschaft." — Dies Wort bewirkte in Hrn. von D. heilige Stille. Stille, wie ein Kind, setzte er sich neben Rosalie.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus dem Briefe eines Reisenden.

Sie wissen, daß wir über alle und selbst die unbedeutendern, um nicht zu sagen fehlerhaften, Bauwerke des alten Roms, Aegyptens und Asiens weitläufige und prachtvolle Werke haben. Mit Fleiß und Mühe studiren wir Deutschen die Geschichte und Kunst der Ausländer, und kennen nicht, was unser Vaterland einst für herrliche Denkmäler besaß und noch jezt besitzt. Hr. Baurath Moller in Darmstadt, ein vorzüglicher Künstler, gedenkt daher eine Sammlung aller alten Gebäude von Mainz bis Basel zu liefern und stechen zu lassen. Hier voraus einige Notizen. Das Werk wird, in klein Folio formirt, die Grundrisse, Aufrisse, Durchschnitte, Details und Perspektiv, Alles in eleganten Umrissen gestochen, enthalten, und mit einem kurzen historischen und kritischen Text begleitet werden, worin man besonders auf die Konstruktion und den Styl der

Gebäude aufmerksam macht. Mit einem Worte, es soll kein Lehrbuch der gothischen Baukunst werden, es wäre ja Thorheit, über eine Sache ein Lehrbuch zu schreiben, die man noch nicht kennt, sondern eine treue mit Auswahl und Geschmack gemachte Darstellung der alten Bauwerke, welche im Anfange des 19ten Jahrhunderts am Rheinstrom noch vorhanden waren. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie viele und interessante Sachen man findet, wenn man finden will. — Vornehmlich zeichnen sich drey Perioden durch ihren ganz verschiedenen Styl aus, welcher jedoch mit dem allgemeinen Namen Gothisch belegt wurde. Die ältesten Gebäude aus dem Zeitalter kurz vor und nach Karl dem Großen sind nichts anders, als ein etwas korruptes Römisch, wie man es in Italien aus den tempi bassi an Kirchen, Sarkophagen u. s. w. findet. — Von dieser Art existirt eine sehr hübsche Vorhalle des Klosterhofes zu Lorch an der Bergstraße, dem berühmten und reichen Kloster, welches Pipin in Fallos stiftete. — Nach diesem erscheint der große und oft nur zu finstere Styl, in welchem der Dom zu Speier, Worms, Mainz, die ältere Kirche zu Köln u. s. w. gebaut sind, und welcher in Deutschland nie nach 1250 gefunden wird. — Die Trefflichkeit und Art der Konstruktionen und Gewölbe zeigt, daß die Baumeister, wo nicht Italiener oder Griechen waren, doch jene Länder kannten. — Der Wormser Dom, vor 950 erbauet, bietet allenthalben den attischen Säulenfuß in großer Reinheit dar. — Die Kuppel ist mit einer Kolonnade von außen umgeben, das Thor halb rund u. s. w. — Man nennt diese Bauart, und wie mir scheint mit großem Recht, die neugriechische oder altgothische. Eine Sammlung von Gebäuden dieser Art, wozu auch zum Theil das Kloster Maulbronn, im Württembergischen, gehört, wird dieses deutlicher machen; vornemlich aber die schönen und reichverzierten Eingänge der Domkirchen. Dann kommt die schöne und so oft bewunderte neugothische — Architektur — der Dom zu Freyburg, die Kirche zu Oppenheim u. s. w. — von Letztern jedoch in einem ganz eigenen und höchst edeln Style, ist das alte Kaufhaus zu Mainz; ein herrliches Monument des Rheinstädtischen Bundes und des durch ihn beschützten und blühend gewordenen Handels Deutschlands. Dieses treffliche feste Werk wird jetzt um 2000 fl. auf den Abbruch verkauft und bereits zum Theil zerstört. — Eine Sammlung der alten Gebäude vor 200 Jahren würde jetzt unschätzbar seyn. Der Subscriptions-Preis von 2 fl. für ein Heft von sechs Blättern ist billig, und so wird Hrn. Moller's lobenswerthes Unternehmen von Kunstfreunden gewiß unterstützt werden.

Paris, July.

Bis jetzt hat sich der Sommer hier noch nicht merken lassen. Seit einem Monate regnet es fast täglich; daher werden die Schauspiele auch weit mehr besucht, als die Lustgärten. — Die komische Oper gibt sehr oft neue Stücke. Das Letzte heißt: Der neue Herr des Dorfes, Musik von Boyeldieu. Der Name dieses Komponisten hat viel zur guten Aufnahme des Stückes beygetragen. Boyeldieu zeigt sich darin eben so vortheilhaft, als in seinen vorigen beliebten Kompositionen. Auf der Brunet'schen Bühne erregt ein neuer Rabelais mit seinem Riesen Gargantua, der ganze Kapaunen, Weinflaschen und Rebhühner verzehrt, ein allgemeines Gelächter. Rabelais, welcher sich in einem Gasthofe befindet, und seine Zeche nicht bezahlen kann, kriecht in den Bauch des Riesen, und entkommt so dem wachsamen Auge des Wirthes. — Ein Departements-Journal spricht von einer Aufführung der Vestale, wobey Vesta's Tempel mit egyptischen Statuen prangte, und die Römer allerhand Pantoffeln trugen. Das erinnert Referenten an eine Aufführung der Königinn von Jerusalem, der er vor nicht gar langer Zeit in München beywohnte, und wobey alle Tempelherrn mit Dragoner-Mänteln und Kavaleristen-Stiefeln erscheinen sah. — Der Elephant Baba figurirt noch in einem großen Holzschnitte auf dem Anschlag-Zettel des Tivoli-Gartens. — Vorige Woche ist der Doktor Goez, ein Strasburger, in einem Alter von 86 Jahren hier gestorben. Er war's, der vorzüglich die Pockenimpfung in Paris verbreitet hatte; und er hat in seinem Leben ungefähr dreißigtausend Personen inokulirt, wie ers Referenten oft erzählt hat. Vor der Revolution hatte er zu Neuilly, vor Paris, ein großes Inokulationshaus. Keiner inokulirte aber auch mit mehr Geschicklichkeit, als er. Der Kuhblattern-Einimpfung war er todtfeind, und hat auch Einiges dagegen geschrieben. Er war sehr wohlthätig, und besuchte die armen Kranken noch in seinem hohen Alter täglich. Man hat von ihm ein gutes Werk über die Blattern-Einimpfung. — Vorigen Freytag hielt die historische Klasse des kaiserlichen Instituts ihre jährliche öffentliche Sitzung, worin die Preise vertheilt und ein Bericht über die diesjährigen Arbeiten der Klasse, nebst mehrern Abhandlungen vorgelesen wurden. Seit langer Zeit soll keine Preisaufgabe so ausführlich beantwortet worden seyn, als die über die griechischen Kolonien von dem sehr jungen Professor Raval Rochette. Seine Schrift wird einen sehr starken Quartband ausmachen. — Fürs Jahr 1814 ist die Preis-Aufgabe die Geschichte der alexandrinischen Schule von ihrem Anfange an bis zu den ersten Jahren des dritten christlichen Jahrhunderts. Der Zustand ihrer Wissenschaften, Kunst und Philosophie während dieses Zeitraums muß mit denen der Griechen und der andern Theile des Reiches Alexanders verglichen werden. Auch müssen die Ursachen der Verschiedenheiten, welche die Alexandrinische Schule karakterisiren, untersucht werden; dann muß gezeigt werden, wie diese Ursachen die Lehre der neuen Platoniker vorbereitet haben. — Von Zeit zu Zeit werden noch einige Epigramme auf das Institut zugespitzt; besonders hat ein Dejeuner, welches mehrere Mitglieder des Sonntags halten, und worin die Aufnahme der Kandidaten bestimmt werden soll, Anlaß dazu gegeben. In einem Epigramm heißt es sogar, das ganze Institut halte en Corps um die Ehre an, zu diesem Dejeuner zugelassen zu werden. Im Vaudeville-Theater, wo alle lächerlichen Vorfälle auf der Bühne wie an einen Pranger gestellt werden, bereitet man ein hierauf Bezug habendes Stück vor, unter dem Titel: Les Réputations à la fourchette. — Für die Damentoilette wird jetzt ein kosmetischer Bezoar empfohlen, der sehr zur Mode wird. Ein junger Stutzer, der nach dem besten Tone seyn will, muß dem Mode-Journal zu Folge einen Rock tragen, der so hoch hinauf reicht, daß er ihm den Hut abstößt, und so weit ist, daß er das Ansehen hat, als sey er für den Nachbar gemacht; ferner eine weiße Hose, die so lang ist, daß er die Erde damit fegt, und dann einen dicken Stecken, wie die Metzger zu tragen pflegen. Dies macht ein wahres Seitenstück zu den ungeheuer hohen Hüten und den bis aus Kinn garnirten Röcken der Damen aus. Von Beyden hat man sehr komische Karrikatur-Bilder gemacht. — Der Bibliothekar Amoretti in Mailand hat in ein hiesiges Journal einen Brief einrücken lassen, worin er die gegen die Glaubwürdigkeit seiner Maldonado'schen Reise vom atlantischen ins südliche Meer gemachten Einwürfe zu heben sucht, und triumphirend behauptet, er habe Alles widerlegt. Man muß sehen, ob von Zach's Korrespondenz eben der Meinung ist.

Die vor mehrern Jahren erschienene Reise nach den afrikanischen Inseln von Bory St. Vincent wird im letzten Hefte des Mercure de France durch einen aus Isle de France geschickten Brief hart angegriffen, und soll voll Fehler seyn. — Hr. Guingené hat von der Regierung des Königreichs Italien eine Ehrenmedaille dafür erhalten, daß er durch seine Literaturgeschichte von Italien dazu beygetragen hat, den Ruhm der italienischen Litteratur zu verbreiten.

Nro. 170.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 17. Julius, 1813.

Laß die Erde! du bist himmlischer Schönheit werth!

Heydenreich.

Rosalie.

Fünftes Kapitel.

(Beschluß.)

Sie fuhr nun fort. „Endlich müssen Sie nun doch auch wissen, wer ich bin, nachdem Sie mich mit ihren Verhältnissen freundschaftlich bekannt gemacht haben. Achtung gebiert Offenheit, und nur diese können daurendere Verbindungen begründen. Ich werde Ihnen nun kurz die Geschichte meines Lebens und Herzens erzählen, — bis zu diesem Augenblick: — Hr. von D. wagte es nicht, Rosalie zu unterbrechen.

„Ich war,“ sagte nun weiter Rosalie, „die Gattinn eines sehr wackern Mannes, des Generals L., der mich schon in früherer Zeit im Hause meiner Eltern zu Orleans gekannt hatte. Unsre Verbindung war die glücklichste, aber sie währte nur wenige Monate. Mein Gemahl blieb in einer der ersten Schlachten in Spanien. Er hinterließ mir ein Vermögen, das mir meine Unabhängigkeit sicherte, aber meine Ruhe und Gesundheit haben, seit ich die Nachricht seines Todes erhielt, sehr gelitten. Von Zeit zu Zeit bekam ich heftige Schmerzen in der Brust; meine Aerzte halten die Sache nicht für gefährlich, aber sie warnen mich auf meiner Huth zu seyn, um nicht ein unheilbares Uebel einreißen zu lassen. Sie sehen also, daß Ihr Traum Sie nicht betrogen hat. Rosalie kann keinen Willen haben, so lange ihre Gesundheit nicht völlig hergestellt ist.“

„Aber dann, dann,“ — fiel mit bittender Stimme Hr. von D. ein.

„Dann hofft sie, — so fuhr Rosalie fort — einen Freund gefunden zu haben, der sie immer schätzen wird, wie sie ihn.“ — Hr. von D. wurde von diesem schönen einfach-offnen Wort eines Herzens, das er nie zu deuten gewagt hatte, so innig bewegt, daß er im Begriff war, der edeln Rosalie zu Füßen zu fallen, — aber eben fuhr ein Heuwagen vorüber. — Er kehrte zu seinem vorigen Schweigen zurück. Zu einer andern Zeit würde er selbst nachher bemerkt haben: wie vernünftig sind doch die Liebeserklärungen an der Landstraße!

Rosalie erkannte, was in seiner Seele vorging. Sie reichte ihm nun von selbst ihre Hand, mit den Worten: „Ich verspreche Ihnen meine Freundschaft!“ Dann setzte sie heiter hinzu: „Werden Sie mit dem Oheim fertig; mit der Tante fertig zu werden, soll meine Sorge seyn. — Wenn Sie aus Ihrer Heimath nach Frankreich zurückkehren, hoffe ich genesen zu seyn; dann begleit' ich Sie in die große Kirche, — dann, wohin Sie wollen — und gefällt es uns da nicht, wer hindert uns, nach Paris und nach C. zurückzukehren?“ —

Hr. von D. saß noch mit übereinander geschlagenen Armen da, und hielt seine Brust wie mit Klammern zusammen gepresst. Es war kein Roman, was er hörte. Es war etwas Wirkliches, — das ihm aber wie ein Traum vorkommen musste, — was Rosalien's Lippen bewegte. — Kaum aber hatte Rosalie zu sprechen aufgehört,

da kamen ihre Schmerzen wieder. Sie bat Hrn. von D. um seinen Arm. Langsam kehrte sie mit ihm zu dem Schlosse zurück. Hr. von D. konnte nichts sagen als: „Rosalie, Sie müssen mich und meine tiefsten Gesinnungen gegen Sie kennen, weil Sie so gesprochen haben. — Jede Betheurung wäre Entweihung. Denken Sie jetzt an nichts, als an Ihre Genesung.“ —

Rosalie entfernte sich. Sie ging in ihr Zimmer und erschien nicht bey dem Nachtessen, weil sie Ruhe bedurfte. Hr. von D. erhielt am folgenden Tage, als sie sich besser befand, von ihr einige Andenkenszeichen, namentlich ihr Bild. Im Stillen aber machte sie ihre Einrichtung zur Reise, die sie vorhatte. — Bey'm Auseinandergehn am letzten Abend sagte sie zu Hrn. von D. in Gegenwart der Mad. de B. — die einzig um die Stunde der festgesetzten Abreise wusste: „Zur Erinnerung an ihre Versprechen umarme ich Sie, mein Freund!“ — Dies waren die letzten Worte, die Hr. von D. von ihr hörte; dies der erste Kuß, den er von ihren Lippen empfing. — Sein Herz schlug vor Wonne und banger Ahnung. Die Erinnerung an das von ihm Geforderte band ihm die Lippen, als hätten ihn Geister gebunden. Am folgenden Morgen erhielt er von Mad. de B. die Nachricht, daß Rosalie in die Bäder von Barege gereist sey.

Die Empfindungen seines Herzens, als er diese Nachricht empfing, lassen sich nicht beschreiben. Es gibt Augenblicke, da das Herz des Menschen im höchsten Bunde und im höchsten Widerspruch mit seinem ganzen Wesen steht. Dann gehen ihm die Augen über, auf einzige Weise Hr. von D. weinte um Rosalie, als beweinte er den Verlust seines schönsten Glücks, und Rosalie verdiente seine Thränen. Edler, liebevoller, zarter geschaffner war kein weibliches Wesen je vor seinen Blick gekommen; keins hatte, wie sie, seine ganze Seele erfüllt. In ihr wurde seinem Leben die seltenste, die höchste Weihe. Sein Charakter erhielt die wohlthätigste Kraft und Haltung. — Alle seine Wünsche, sein ganzes Sehnen und Streben lösten sich in dem Gedanken auf, sich des gehabten Glücks werth zu machen, um in Rosaliens Besitz einst den Himmel zu besitzen.

Wünsche der Sterblichen — und Romane in der Wirklichkeit, wem gewährtet ihr, was die Seele in dem goldenen Augenblicke hoffte? —

Hr. von D. kehrte schnell nach Paris zurück. Die große Stadt des Genusses war für ihn verödet — bis ein Brief von Rosalie kam. Da zückte ein Sonnenstrahl durch die düstern Wolken, die seit ihrem Verschwinden seinen Geist umgeben hielten; aber konnte ein Brief, der überdies erst auf dem halben Wege geschrieben war, und ihm sagte, daß Rosalie sich von der Reise angegriffen fühlte, seinem Herzen Ruhe wiedergeben? Konnte irgend etwas ihm Sie ersetzen? — Es war ihm, als hätte Rosalie ihm ein Unrecht gethan, als müsse er ihr nacheilen, um sie wiederzusehen, — und doch fühlte er sich zugleich gezwungen, um der Erinnerung des ihm unvergesslichsten Augenblickes willen, die Gründe ihres Handelns zu ehren. Nur Eins war ihm überlassen — seine Reise nach Deutschland zu beschleunigen; aber konnte er den Gedanken fassen, eh' er befriedigende und beruhigende Nachricht von Rosalie erhalten, und seinen Briefwechsel mit ihr gesichert hatte? —

Endlich kam Rosalien's zweyter Brief aus Barege, und bald ein dritter, worin sie ihm den Empfang seines Ersten an sie anzeigte. Nur wenige Worte enthielt dieser dritte Brief; doch waren es Worte der Liebe, Worte der Hoffnung. Nicht blos ihre Hand, ihre Seele hatte sie geschrieben. — Er beschloß nun noch Einen abzuwarten, dann keine Stunde länger die Ausführung des schönsten, ihm von Rosalie gezeichneten, Planes zu verschieben.

Aber ein ganzer Monat verging, ohne daß seine sehnlichste, ungeduldigste Erwartung befriedigt worden wäre. Nun stieg seine Unruhe auf den höchsten Gipfel. — Er flog zurück nach C., als ginge er dahin, Rosalien's Schatten aufzusuchen. — Wo er Rosalien die ersten Thränen geweint hatte, weinte er ihr die letzten, die glühend heiß auf seinen Wangen sengten. — Rosalie war, Nachrichten zufolge, die ihre Freundinn, Mad. de B., erhalten hatte, das Opfer ihrer, schon seit Langem, obgleich unmerklich zur Auszehrung hinneigenden Kränklichkeit geworden. Die Luftveränderung beschleunigte ihren Tod.

Blumen, die ihr himmlische Blüthen treibt, ach, daß auch ihr welken müsst! daß gerade ihr am schnellsten dahin welket! — aber wer euch kannte, je euch blühen sah, je in eurem Anblick sein Auge letzte, seine Seele erhob, o der vergisst euch nie! der liebt euch ewig, der trauert ewig um euch! —

So trauerte jener Deutsche mit unverlöschlicher Liebe um seine Freundinn, die nur im Traume sein war, — um dich, edle Rosalie! —

C. Graß.

Rückreise vom Kap der guten Hoffnung.

33.

Brigg Cornwallis, im Kanal am 21. Jul. 1806. Hier dicht vor Douvre ergreife ich wahrscheinlich zum letzten Mal außer dem festen Lande von Europa die Feder, um eine Seite in meinem Tagebuche auszufüllen. Alles ist nach Erwartung ausgefallen. Wir mussten am 18. d. M. alle unsere Sachen in Ordnung bringen, brachten die Nacht wachend bey einem Kaminfeuer zu, empfingen um 7 Uhr Morgens unsere Säbel, und fuhren um 8 Uhr ab. Einer meiner Freunde und ich hatten ein Kabriolet genommen, und legten die 15 englischen Mei-

len nach Hartway in weniger als vier Stunden zurück. Dort beurlaubten wir uns vom Agenten, und gingen, so gefährlich es auch wegen der Kürze der Zeit war, mit einem Nachen nach Portsmouth, wo gerade Kirchmeß war. Doch, als wir zurückkehren wollten, welch ein Schrecken! da segelte das zu unserer Ueberfahrt bestimmte Schiff zum Hafen hinaus! Wir liessen mit aller Macht darauf zurudern, und fragten: ob unsere Offiziere an Bord wären? Nein! war die Antwort, und daß sie nicht warten könnten, sondern direkt in See gingen. Unsere Angst hierbey war unaussprechlich; wir halfen selbst rudern, und kamen gerade in Hartway an, als unsere Kameraden beschäftigt waren, mit der Bagage, auf welche sie so lang hatten warten müssen, den Hafen hinunter zu fahren, um zu unserm Schiffe Cornwallis zu kommen. Unsere ihnen mitgetheilte Nachrichten vermehrten die Eile, und mit vollen Segeln fuhr unser Kutter der Rhede von Spithead zu, aber welch ein neues Unglück! — Es war Fluth, unser Schiffer kannte den Hafen nicht, und fuhr fest auf den Strand. Unsere Lage war in der That beklagenswerth, denn wäre die Zeit der Ebbe eingetreten; so blieben wir sitzen. Doch zum Glück war nahe bey uns ein großes Schiff. Wir liessen durch eine Schaluppe ein starkes Tau daran befestigen, und windeten uns hieran glücklich los. Alle Offiziere, ja sogar die Frauen, welche an Bord waren, halfen ziehen und arbeiten, wie Matrosen. Mittags 1 Uhr kamen wir auf die Rhede, und sahen die für uns bestimmte Brigg Cornwallis vor Anker liegen, fuhren darauf zu, und besorgten unsere Sachen so geschwind als möglich an Bord. Allein unsere Eile war nicht nöthig, wir fuhren mit einer Flotte von 14 Schiffen, und die Convoi war noch nicht in Ordnung.

Unser Schiff Cornwallis ist etwas größer als der Traveller, enthält aber auch mehr Menschen, denn außer uns Offizieren sind alle unsere verheiratheten Soldaten, mehrere französische und einige holländische Offiziere dort, welche mit uns vom Kap gekommen sind. Wir Unverheiratheten haben den Weiberherren die Kajüte allein überlassen, und behelfen uns im Zwischendeck mit einem kleinen Platz unter den Leuten, so gut es geht. Gestern Morgen wurde ich mit einem Freunde auf ein andres Schiff zum Frühstück eingeladen; kaum waren wir aber daselbst angekommen, als wir den Kommandoschuß zum Absegeln hörten. Wir kehrten uns jedoch nicht daran, blieben ruhig, bis Alles unter Segel war, und fuhren dann in einem Boot unserm Schiffe nach. Um 9 Uhr Morgens verliessen wir die Rhede von Spithead, und fuhren so gut, daß wir jetzt, Mittags 12 Uhr, dicht vor Douvre sind, wo wir ein Kartellschiff finden, welches, wenn der Wind so vortheilhaft bleibt, in acht oder zehn Stunden uns überführen kann.

Cornwallis, im Hafen von Ramsgate, den 24. Juli. Unsere Reise dauert etwas länger, als wir uns vorgestellt hatten, denn vor Douvre erhielt unsere Flotte Ordre nach Ramsgate zu segeln, weil das Kartellschiff, welches uns mit 130 andern Gefangenen überbringen sollte, noch nicht in Ordnung wäre, und die Flotte selbst, welche bestimmt war, 12000 Mann englischer Truppen nach Sicilien zu bringen, allhier proviantirt werden sollte. Wir kamen noch denselben Abend auf die Rhede vor Anker, konnten aber, weil es Ebbezeit war, nicht in den Hafen laufen, sondern mussten sogar noch des Abends spät, weil das Wasser ungewöhnlich fiel, und wir noch 15 Fuß Tiefe behielten, die Anker lichten, und weiter in See gehen.

Vorgestern kam der Agent aus dem Hafen zu uns mit einem kleinen Kutter, der zu unserer Ueberfahrt bestimmt war, uns aber zu klein schien, blos unsere Bagage, viel weniger uns selbst zu fassen. Unser Oberster machte Vorstellungen deswegen, bekam aber vom Agenten zur Antwort: daß er es zwar selbst einsähe, jedoch nichts daran abändern könnte, weil es Ordre von London wäre; daß er aber, wenn wir so lange warten wollten, nach London schreiben, und um noch ein Schiff, oder um ein größeres nachsuchen wollte. Nachdem wir diese Uebereinkunft getroffen hatten, fuhren wir Mittags mit der Fluth in den Hafen, bekamen aber leider! keine Erlaubniß, ans Land zu gehen.

Ramsgate ist eine sehr alte Stadt, jedoch ihr Hafen noch sehr gut und vortheilhaft zum Aus- und Einladen der Schiffe, welche sich hart an die Mauern legen können. Der Unterschied von Fluth und Ebbe ist hier außerordentlich stark, und nahe an 16 Fuß, so daß die Schiffe, welche bey jener hereingefahren sind, bey dieser trocken auf dem Grund sitzen, und ohne Docke ausgebessert werden können. Vor Alters spielte dieser Hafen eine größere Rolle, als jetzt. Der Haupt-Nahrungszweig der Stadt sind daher gegenwärtig die Seebäder, welche im Sommer eine Menge reicher und vornehmer Personen aus London und andern Städten, die nicht an der See liegen, herbeyziehen. Man bedient sich dabey der Zeltwagen, die durch ein Pferd, so weit man will, in die See gezogen werden, und in denen man sich, durch inwendig angebrachte Treppen, auf dem seicht ablaufenden Strand ohne alle Gefahr baden kann. Unaufhörlich schwärmten ganze Haufen dieser Badegäste beyderley Geschlechts auf dem Gange der Mauer um den Hafen, und betrachteten uns, wie es schien, mit neugierigen Augen.

Heute Mittag ist die Antwort von London gekommen, der zu Folge wir, wenn wir noch ein Schiff haben wollen, dieses bezahlen müssen. Weil nun dieses nicht weniger als 40 St. Guineen kostet; so wollten wir doch vorher versuchen, ob diese nicht vielleicht erspart werden könnten. Wir luden daher alle unsere Bagage darauf, und fanden, daß es, wenn wir uns geniren wollten, noch einigermaßen angehe. Weil nun diese Reise nicht von langer Dauer ist, und wir mit vortheilhaftem Wind in 8 oder 10 Stunden zu Vliessingen seyn können; so haben wir beschlossen es zu wagen, und hoffen noch diesen Abend oder in der Nacht unter Segel zu gehen.

Unser Kutterchen, ein kleiner Kaper, der aber als Kartellschiff seine Kanonen hat ablegen müssen, heißt

Nancy, und soll ein famöser Segler seyn. Nun wir werden es sehen! Auf jeden Fall ist es die gefährlichste Reise, die wir noch gemacht haben, denn überladen ist das Schiff augenscheinlich, und die Nordsee ist, so klein sie auch ist, doch das gefährlichste Wasser.

Korrespondenz-Nachrichten aus Neapel, 1813.

(Beschluß.)

Du magst wol schon den Gedanken gefasst haben, als hätte ich die Verläumdung erlernt, weil ich so viel zu tadeln finde an einem Klima, das von vielen Menschen und in allen Zungen so gelobt wird. Ich möchte mich doch nicht gern bey Dir in Mißkredit bringen, und will also, da ich schon einmal vom Afterreden etwas abgekommen bin, noch einige Umstände hersetzen, die in der That Manches wieder gut machen, und ohne Zweifel in den Augen vieler Menschen mehr gelten müssen, als die ganze Pflanzen- und Thierwelt. Es kommt ja nicht Alles auf Gefühl, Vieles ja auch auf Gewohnheit an.

So sehr auch die Luft in ihrem Zustande und in ihren Wirkungen von der des Nordens abweicht, so gibt es wol sicher einzelne Tage, wo beyde viel Aehnliches mit einander haben. Aber einen Anblick, wie ihn der Himmel hier gewährt, habt ihr nie; und diesen wünschte ich Dir auf einige Minuten. So klar und rein sieht man ihn hier freylich nicht, wie bey Euch in einer sternenhellen Winternacht; er hebt auch den Geist nicht so empor; desto mehr aber fesselt er ihn durch eine sanfte und reizende Zauberkraft. Mit einem Lichte, das keine Worte beschreiben, kein Pinsel mahlt, keine Phantasie festhält, ergießt er sich über die mannichfaltigste Landschaft. Alle Gegenstände, die dieses Licht einhüllt, ziehen das Auge mit wunderbarem Reize an sich. Sieht man vom Molo des hiesigen Hafens über den Meerbusen die Küste von Sorrent, so erscheinen die Berge auf derselben mit einem Lichtschleyer überzogen, durch dessen leisere Webung sie nur matt durchschimmern, und der durch seinen Reiz Auge und Phantasie so fesselt, daß beyde sich nicht sättigen und nicht vereinigen können. Ist es doch, als hätte die Zauberinn Sirena, die ehemals hier verweilte, wegen des unglücklichen Versuchs an Odysseus, zwar nicht ihren Sinn, aber ihr Zaubermittel verändert. Vielleicht erlernte sie die Kunst, das Auge besser zu verführen, als das Ohr. Dann versteht sie in der That die Kunst, ein ewiges Einerley mit einer ewigen Neuheit zu verbinden, und einen immerwährenden Genuß von einer Sättigung auf einen Augenblick zu trennen. Betrachte den Gegenstand eine Weile, und Du wendest Dich bald weg, nicht durch Sättigung, sondern durch das Wankende in Deinem Gefühle getrieben. Denn siehe! unbemerkt ruht Dein Auge schon wieder dort. Du möchtest gern den Flor durchschauen, um die Geliebte zu sehen; die Zauberinn gewährt Dir den Wunsch nicht. Kehre den andern Tag wieder; der Zauber-Schleyer hat eine andre Farbe, eine andre Mischung, aber immer gleich starke Reize; nur daß diese zahllosen Abstufungen zugleich noch die Neuheit mit sich verbinden, daß Du an jedem Tage eine andre Landschaft zu erblicken glaubst, Eine, die noch nie Dein Auge berührte.

Dieser Zauber ergießt sich über eine Landschaft, die mit Recht für die erste in Europa gilt. Wie findet man hier auf die mannichfaltigste Weise durch einander geworfen Berge und Thäler, Meer und Inseln, Vorgebirge und Golfe, sanftablaufende Hügel und steiles Felsenufer; welche herrliche Gruppirungen hat man aus verschiedenen Standpunkten! Wie öffnet jeder Schritt vorwärts, jeder Schritt rückwärts, neue Aussichten und Zusammenstellungen! Ich will mich nicht in ein genaueres Detail einlassen bey einer Gegend, die hundert Mal beschrieben ist, und gewiß noch eben so oft beschrieben werden wird.

Hier hättest Du also ein Bild des hiesigen Frühlings, entworfen vielleicht nach zu kurzer Betrachtung der Natur, und ausgeführt von einem zu wenig geübten Pinsel. Indeß hoffe ich, daß Deine Freundschaft das wenige Gute, was es enthält, in Schutz nehmen und für das Schlechte eine Entschuldigung finden wird; ich will schließen. Es ist schon zu viel gesagt für einen Brief, obgleich vielleicht noch nicht genug für Deine Wißbegierde und sicher nicht für die Größe des Gegenstandes.

Die Tauben-Verkäuferinn und die Rechnerinn.

Nodos solvere, vel in ludicris, juvat.

Vida.

„Zehn Gulden sollst du für die Tauben bringen!
„Nun trage sie zu Markt! Richts mit dem Preis wohl ein;
„Und will Dirs etwa ja nicht ganz gelingen,
„So mögens weniger — sechs Batzen seyn!
„Doch minder nicht! — Hörst Dus? Nun, Dorchen, laufe,
„Daß Du zum Sitz noch kommst! Du kennst ihn schon!“ —

Das Mädchen läuft und sinnt, wie sie das Heer verkaufe,
Und sinnt! — — und drüber flog ein Paar davon.
„Weh mir! (weint Dorchen.) Ach! wie wird mirs gehen?
„Da seh' ich im Verkauf nun einen Rest!
Ich kann die Frau schon trotz im Zorne sehen;
Und weiß, daß sie mir keinen Deut erlässt.“

Den Jammer hört ein Mädchen in der Nähe,
Das klüger ist, und pfiffig rechnen kann.
Die sagt: „Mein Kind! Warum denn Ach und Wehe?
„Da lässt sich helfen; nimm doch Rath nur an,
„Auf jede Taube mußt Du noch vier Kreuzer schlagen;
„Der Tauben auf dem Markt sind heut nicht viel!
„Der Draufschlag lässt sich diesmal sicher wagen;
„So kommst gewiß Du beym Verkauf zum Ziel.

Das Mädchen wagts, und steigert so die Preise;
Und — Diktum, Faktum! Der Erlös ist da.
„Neun Gulden, und neun Batzen sinds! Beweise
„Mir schöner Eind die Kunst der Algebra!“

Wie das so paßte? möchtet gern Ihr wissen?
Wie kam die Summe so geschickt herein?
Wie viel hat Tauben sie verkaufen müssen? *)
Wie mag der Preis fürs Stück gewesen seyn?

Das kannst Du, tappend, wol empirisch finden!
Doch wers versteht, — fährt nicht so hin und her!
Der stellt die Gleichung auf nach festen Gründen,
Und löset sie. — Das Kunststück fällt nicht schwer!

S.

---

*) Die Auflösung des Problems gibt diese Zahl, oder auch die zuerst auf den Markt abgeschickte. Weiß man die eine, so weiß man auch die andre. Die Gleichung, welche dabey zum Grund liegt, ist eine unreine quadratische.

Auflösung der Charade in Nro. 16[illegible] I. 1. Helfter, 2. stürmischer Morgen. II. 1. Pflanzen-, 2. Cecose, 3. Rosen-, 4. Lorber-, 5. Wein-, 6. Feigen-, 7. Oel-, 8. Klee-, 9. Altar-, 10. Schulter-, 11. Papier-, 12. Karten-, 13. Degen-Blatt. III. Morgenblatt.

Beylage: Uebersicht der neuesten Literatur Nro. 15.

Nro. 171.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 19. Julius, 1813.

Psyche! Denkst du jetzt an mich?
Frage voller Freud' und Schmerzen!
Bouterwek.

Proben aus Hafis Divan.

I.

Horchet die Nachtigall sing't nun wieder vom Zweig der Cypresse.
Böses Auge sey fern, fern von der Rose Gesicht!
Rose, aus Dank dafür, daß du bist der Schönheit Sultaninn,
Zeig' in der Liebe dich nicht gegen die Nachtigall stolz.
Klagen will ich fürwahr! nicht über deine Entfernung;
Wer die Entfernung nicht kennt, kennt nicht der Gegenwart Glück.
Hoffen die Frommen auf Köschk' und Mädchen im himmlischen Garten,
Hab' ich hienieden schon Mädchen und Köschk in der Schenk'!
Trinke Wein bey der Laute Getön, und wenn sie dir sagen:
Es ist verboten, so sag': Gott ist es, welcher verzeiht!
Andern ist Freude und Lust der Quell des fröhlichen Sinnes,
Mir ist der Liebe Gram Quelle von Freuden und Lust.
Sage, Hafis, warum du klagest über die Trennung?
Kommt aus Finsterniß ja Licht und aus Trennung Genuß.

Thurm-Uhren und Thurm-Thermometer.

Der große Nutzen der Thurm-Uhren für die menschliche Gesellschaft ist unbestritten; schon 600 Jahre lang ist er allgemein anerkannt worden. Welche Unordnungen würden in allen Geschäften entstehen, wenn wir auf einmal die öffentlichen Uhren entbehren sollten!

Italiens Kirchthürme hatten schon im dreyzehnten Jahrhundert ordentliche Räder-Uhren, die zugleich die Stunden schlugen. In England erhielt um dieselbe Zeit das bekannte Glockhaus bey Westminsterhall die erste Schlaguhr, zu deren Anschaffung im Jahre 1288 die Geldstrafe eines Richters, Radulphus von Hedham, verwandt wurde. Häufiger wurden die Thurm-Uhren erst im vierzehnten Jahrhundert, vornämlich in Italien, England, Deutschland und Frankreich. Man ließ sie oft, außer den Stunden, den Lauf der Himmelskörper, die Monate und Feste des Jahres zeigen. Die deutschen und niederländischen Uhrmacher zeichneten sich in diesem Jahrhunderte vor allen am meisten in der Verfertigung solcher Uhren aus. Edward III. ließ im J. 1368 drey Uhrmacher aus Delft kommen, denen man sehr wichtige Arbeiten in ihrem Fach anvertraute. Die erste öffentliche Uhr, welche man zu Paris hatte, war im J. 1364 von einem deutschen Künstler, Heinrich von Wick, verfertigt worden, den der König Karl V. aus seinem Vaterlande kommen ließ; er gab ihm freye Wohnung und täglich einen gewissen Arbeitslohn. Sie wurde im J. 1370 auf den Thurm des Pallastes gesetzt, und nach ihr wurden in Frankreich mehrere andere verfertigt. Straßburg erhielt seine erste Uhr im J. 1370, auf dem berühmten Münsterthurme. Allmählig folgten andere deutsche Städte nach. Für manche selbst größere Stadt war die Anschaffung der Thurm-Uhr eine bedeutende Aufopferung.

Das größte Meisterstück der Uhrmacherkunst im sechszehnten Jahrhundert war ohnstreitig die Kunstuhr auf dem

Münster zu Straßburg, von den drey geschickten Uhrmachern, Isaak, Abraham und Josias Habrecht, in den Jahren 1571 bis 1574 nach dem Plane und unter der Aufsicht des berühmten Mathematikers, Konrad Dasypodius, verfertigt. Diese Uhr, welche jetzt, leider! fast ganz zerfallen ist, brachte man an die Stelle der ältern schadhaft gewordenen. Man sah an ihr die Bewegung der Himmelskörper vorgestellt; sie zeigte die Tage der Woche durch hervorkommende Figuren, (Apollo, Luna, Mars, Merkur, Jupiter, Venus und Saturn); sie zeigte die goldene Zahl, die Sonntags-Buchstaben, die beweglichen Feste und die Schaltjahre. An einem besondern Astrolabio sah man die Bewegungen der Planeten im Thierkreise. Ein Engel hob bey jedem Stundenschlage seinen Zepter auf; ein andrer drehte unterdessen eine Sanduhr um. Zwey Löwen brüllten; ein Hahn krähte und schlug mit den Flügeln nach Endigung eines angenehmen Glockenspiels. Vier geharnischte Figuren, die das verschiedene Alter der Menschheit vorstellten, schlugen die Viertelstunden. Bey jedem Viertel nahte sich der Tod, um die Stunde zu schlagen; er wurde aber durch eine hervorkommende Christusfigur so lange daran verhindert, bis der vierte geharnischte Mann die letzte Viertelstunde schlug. Alsdann zog sich die Christusfigur zurück, und der Tod schlug die Stunde wirklich.

Glockenspiele findet man auf mehrern Kirchthürmen Deutschlands, z. B. in Berlin, Potsdam, Hamburg ꝛc. In Holland findet man sie noch häufiger. In den Niederlanden hatte man auch die ersten Glockenspiele auf den Thürmen. So angenehm solche und ähnliche mit der öffentlichen Uhr verbundene Kunstwerke sind, so muß man sie doch immer nur als Nebenzweck der Thurm-Uhren betrachten; noch mehr, man muß bedenken, daß die Maschine desto wandelbarer und desto kostspieliger ist, je mehr man sie mit Künsteleyen überladen hat. In den neuern Zeiten ist man daher von solchen künstlichen Einrichtungen, welche man noch vor hundert Jahren so gern mit den Uhren verband, zurückgekommen; man berücksichtigt jetzt mehr ihren wahren Zweck als Zeitmesser.

Bis in die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts waren nicht blos die Thurm-Uhren, sondern alle Uhren überhaupt sehr unvollkommene Zeitmesser. Erst in der letzten Hälfte desselben Jahrhunderts kamen sie durch den Holländer Huyghens, welcher das Pendel, und durch den Engländer Clement, welcher die Ankerhemmung erfand, auf eine höhere Stufe von Vollkommenheit. Die Fortschritte der Mechanik und Physik im achtzehnten Jahrhundert hatten auch auf den Bau der Uhren den wohlthätigsten Einfluß. Was haben vorzüglich nicht die Thurm-Uhren durch Wind und Wetter auszustehen, von Schnee und Regen, von Hitze und Kälte; der Sturmwind erschüttert oft den ganzen Thurm. Wie leicht kann dieses nicht eine Störung im Gange der Uhr hervorbringen! Der Staub setzt sich auf das Oehl, womit die Wellzapfen und andere auf einander laufende Theile geschmiert sind, und verdickt es. Wie kann nun der Gang der Maschine noch derselbe bleiben! Da außerdem alle Theile der Uhr groß und stark, die bewegenden Kräfte (nämlich die Gewichte) bedeutend sind, so müssen natürlich viele Kenntnisse dazu gehören, eine Thurm-Uhr so zu bauen, daß Wind, Wetter, veränderliche Temperatur u. dgl. keinen Einfluß auf den Gang haben können, daß alle Theile ohne viele Reibung sich bewegen, daß sie sich nicht leicht abnutzen, ꝛc.

Trefflich sind die Thurm-Uhren, welche in unsern Tagen der deutsche, sehr geschickte und wissenschaftlich gebildete Künstler, Hr. Hof-Uhrmacher Eberhardt zu Stadt-Ilm, bey Erfurt, verfertigt. Beweise hiervon liefern mehrere von ihm gebaute Thurm-Uhren zu Jena, Altenburg, Annaberg, Ronneburg ꝛc. Er hat hierbey alle erforderliche Grundsätze und Regeln der Mechanik und Physik angewandt. Alle Zapfen der Wellen macht er z. B. von Stahl, und läßt sie in messingenen Büchsen laufen. Auch von den Friktions-Rollen macht er Anwendung, um die Reibung der Maschine möglichst zu verringern. Ein Kind kann ohne alle Gefahr seine Thurm-Uhren aufziehen. Hr. Eberhardt nimmt ferner Rücksicht auf die Anlage des Thurms, auf die Größe der Glocken, ꝛc. Er richtet die Uhren so ein, daß sie leicht aus einander genommen werden können; er macht, daß sie die Stunden oder Viertelstunden auch repetiren, und, wenn es verlangt wird, daß sie den Lauf der Planeten, die Ab- und Zunahme des Mondes, die Monate, das Datum und merkwürdige Tage zeigen. Er verfertigt sie, wenn man will, mit Glockenspielen; auch bringt er ein besonderes Zifferblatt an, welches mittelst einer innern Illumination nur diejenigen Stunden der Nacht erhellt, welche die Uhr zeigt. Eben so richtet er sie für wahre und mittlere Zeit ein; ferner so, daß sie 8 Tage in einem Aufzuge geht, und daß sie während dem Aufziehen nicht stehen bleibt. *)

Nachdem man also darauf bedacht gewesen war, die Uhren zum öffentlichen Gebrauch immer besser einzurichten, und sie auch wirklich zur möglichsten Vollkommenheit gebracht hatte, trat ein Mann mit der Erfindung eines Schlag-Thermometers auf, welches sich eben so wie die Schlaguhren zum öffentlichen Gebrauch auf Thürmen qualificiren sollte. Hr. Oechsle in Pforzheim, ein sehr geschickter Künstler, brachte neulich eine Pendeluhr zu Stande, welche nicht blos Stunden und Minuten

*) Solche schöne Werke macht Hr. Eberhardt unter den billigsten Bedingungen, wie man aus der von ihm herausgegebenen Schrift sieht: „Grundlinien zur Beurtheilung ganz vollkommener Thurm-Uhren.“ Gotha, 1812. 8.

zeigt, sondern auch zu jeder Stunde die Veränderung der Temperatur nach Reaumur durch Glockenschläge andeutet, so wie zu jeder beliebigen Zeit diese Veränderung repetirt. Er hatte den originellen Gedanken, solche (nur größere) Schlag-Thermometer zum gemeinsamen Nutzen auf Thürme zu bringen, wo sie denn unter andern zur allgemeinen Holz-Ersparniß mitwirken sollten. So gut, meint er, als Domestiken sich nach Uhren richten, um Essen und dgl. zur bestimmten Zeit zu besorgen, so gut könnten sie auch in Hinsicht des Einheizens sich an das Schlag-Thermometer gewöhnen. So lange sie nun dieses z. B. 1, 2, 3 bis 11 Uhr schlagen hörten, so lange müßten sie noch Feuer in dem Ofen unterhalten. Das Ofenfeuer wäre aber unnöthig, wenn das Thermometer 12, 13, 14 oder 15 schlüge. — In Zimmern selbst müßten freylich diese Werkzeuge noch nutzbarer seyn, um stets eine mäßige Wärme zu erhalten; so wie sie in Hospitälern, Krankenzimmern und Gewächshäusern immer sehr vortheilhaft gebraucht werden könnten. *)

Daß ein solches Schlag-Thermometer kein gewöhnliches Quecksilber-Thermometer seyn kann, begreift wol Jeder. Es ist ein Metall-Thermometer. Seit einigen Jahren sind nämlich Thermometer in Taschenuhrform und mit Reaumurscher Skale zum Vorschein gekommen, welche folgende Einrichtung haben: Ein aus dünnen Stahl- und Messingstäben zusammengesetzter oval gebogener, und nur mit dem einen Ende fest geschraubter Theil dehnt sich durch Wärme auseinander, und zieht sich in der Kälte zusammen. Das freye Ende lehnt sich an den kurzen Arm eines kleinen messingenen Hebels, welcher durch jene Bewegung des ovalen Theiles entweder rechts oder links hingeschoben wird. An dem Ende des langen Hebelarms befindet sich ein gezahnter Bogen, welcher in ein kleines Stirnrad greift, dessen zarte Welle auf der einen Seite über dem Zifferblatte einen leichten Zeiger trägt. Eine geringe durch veränderte Temperatur erzeugte Bewegung des ovalen Theiles wird also nun vermöge des Hebels und Rades von dem Zeiger bemerkbar gemacht, und so kann man recht gut begreifen, wie eine solche Bewegung selbst auf ein Schlagwerk hinverpflanzt, und da bey merklichen Veränderungen der Temperatur eine Auslösung bewirken kann.

Poppe.

Gefühle und Meinungen.

Nicht leiden soll der Mensch; sondern entweder kämpfen mit hohem Selbstgefühl, mit kraftvoller Thätigkeit gegen das feindliche Geschick, oder — dulden, fromm und still, sanft und gottergeben!

*

Blumenstreuend malt ihr die Horen? O nein, an unsichtbare aber feste Fäden gereiht sind ihre Blumengewinde, und wenn eine der Schwestern uns lächelnd damit umschlang, so entwindet die nächste sie uns eben so schnell und leicht, damit die Aetherblüten nicht welken in der dumpfen kalten Erdnähe!

*

Was den Patriarchen der Umgang mit den Engeln war, das sind uns die himmlischen Künste.

*

Im süßen berauschenden Duft scheint sich der Geist Correggio's zu offenbaren, der des Raphael in ernster, himmelanstrebender Flamme.

*

Dem italienischen Mahler war seine Kunst die Geliebte, die stets als Ideal ihm erschien, mit der er gern sich in höhere Welten schwang, mit der allein er aus voller Seele beten konnte, die ihn glühend begeisterte und über alles Alltägliche hob; dem Altdeutschen war sie die hohe, wundersame Königinn, die er von fern mit frommer Demuth und kindlicher Einfalt verehrte, und die er mit sorgsamer Emsigkeit, mit dem Köstlichsten, was er besitzt, mit Gold und Perlen zu schmücken strebte; dem Niederländer war sie die wackere verständige Hausfrau, die mit fröhlichem Fleiß sich gern auch mit den gemeinsten Gegenständen des wirthschaftlichen Lebens beschäftigt, die jedes sinnliche Wohlbehagen befördert, der Treue und Wahrheit die einzigen höchsten Tugenden sind, und die lachend idealische Erhabenheit für tollen Unsinn erklärt. — Sollte sie, die ewige, vielgestaltige Kunst dem Neufranken vielleicht die vergötterte und wahre Bewunderung werthe, kunst- und effektvolle Schauspielerinn seyn? die Alles klug zu berechnen weiß, die jedes Gefühl mit zauberischem Reiz darzustellen versteht, ohne deshalb selbst im tiefen Innern davon durchdrungen zu seyn; die sich geschickt auf Glanz, Geschmack und Anordnung versteht, und deren höchster Zweck der Wunsch zu gefallen ist?

*

Ist nicht in dem Kranz des Tages der Morgen die Rose; der Mittag die Granatblüte; der Abend die Nelke, und die Nacht die Lilie?

*

Wenn die Griechen die schlanke, schöne, sich leicht in der Luft wiegende Cypresse zum Baum der Trauer einweihten, und die Römer den ernsten, dunkeln, unbeweglichen Taxus, was blieb den sentimentalern neuern Völkern, als die sanfte, liebreiche Thränenweide? Ihre Trauer weint, theilt sich mit, und — welkt!

*

Oft freue ich mich, wenn ich bedenke, welche interessante, reizende Vergangenheit die jetzige, bisweilen so rauhe, unfreundliche Gegenwart seyn wird! Denn, wenn die Zeit einschläft, da wird sie wunderschön, und lächelt in ewigem Jugendreiz!

*

Es gibt eine Vatersprache und eine Muttersprache des Gefühls. Reicher und kräftiger ist jene, aber auch prosaischer und kälter; diese ewig jung und glühend. Handlungen verlangt jene Statt der Worte; ein halber Blick, ein flüchtig leiser Händedruck genügt dieser!

Emilie.

*) Die sehr gut gearbeitete Oechsle'sche Pendel-Uhr mit Schlag-Thermometer kostet bey Hrn. Albert in Frankfurt a. M. 30 Dukaten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Juny.

(Beschluß.)

Ich habe Ihnen die Anwesenheit des Ehepaars Eßlair vom Großherzgl. Badenschen Hof-Theater bereits angezeigt, und will mich nun im Allgemeinen über seine Produktionen auslassen. Hr. Eßlair gab den Rolla in der Sonnen-Jungfrau, den Don Manuel in der Braut von Messina, den Hauptmann Erlach in der falschen Scham, den Theseus in der Phädra, den Tancred, den Baron Wallenfels im Spieler, den Grafen Wallo von Ortenburg in der Weiber-Ehre, den Grafen Valmont in der neuen Frauen-Schule, den Mann im häuslichen Zwist und den Meinau in Menschenhaß und Reue. Er ist einer der vorzüglichsten Künstler, der sich mit seltener Leichtigkeit im Tone des Umgangs bewegt, und uns in der Darstellung auch ein Helden-Ideal versinnlicht, woran so viele Layen, die das Wesen des Helden im Stürmen und Aufschreyen suchen und zu finden glauben, ein Beyspiel nehmen können. Ganz besonders zeichnet er sich durch Richtigkeit der Deklamation aus, und unser gerechtes Publikum erkannte seinen Vorzug im Vergleich mit unserm Schauspieler Grüner, der im Theater an der Wien, in der Regel mit geräuschvollem Beyfall der Gallerien, die Helden gibt. Um das eminente Uebergewicht des Hrn. Eßlair im Vergleich mit Hrn. Grüner ganz zu würdigen, darf man nur einen Vergleich der Darstellung des Meinau versuchen. Er sprach zum Herzen, wo Grüner durch Manier zu wirken strebt, und zeigte Einheit und Zusammenhang des Spiels, die überhaupt dem Erstern ganz abgeht. Der Ton seiner Stimme ist rein, klangvoll, umfassend; sie schmeichelt sich gleich gut in sanften Affekten dem Herzen an, wie sie durch Kraft und Fülle im Sturm der Leidenschaft zu imponiren weiß. Er erhielt ausgezeichnete Beweise von dem Beyfall des Publikum, und wir hätten gewünscht, ihn auch in einigen Helden-Rollen im Theater an der Wien zu sehen, damit diejenigen, welche daselbst dieses Fach mit unfehlbarer Kunst zu bekleiden glauben, endlich einmal einsehen, daß es ihnen noch immer an der richtigen Haltung und vorzüglich an der Deklamation gebricht, worin wir ihnen, namentlich Hrn. Grüner, diesen Gast zum Muster anempfehlen können. Mad. Eßlair ist auch in verschiedenen Rollen als Isabella in der Braut von Messina, als Eulalia ꝛc. aufgetreten. Wir halten sie für eine gute Schauspielerinn, die indessen eine gewisse süße Manier angenommen hat, die uns nicht behagen will. Sie spricht nicht ganz rein und hebt die Endsylben mitunter zu stark hervor; auch sie wurde gut aufgenommen.

Von den Stücken, die wir auf unsern Theatern als neu betrachten können, nenne ich vorläufig die Schuld, Trauerspiel in vier Aufzügen und in freyen Versen, das Angebinde, Lustspiel in zwey Akten und in Alexandrinern, Beyde von Doktor Müllner, und die neue Frauenschule, Lustspiel in drey Akten von Kotzebue. Die Schuld ist eins von den wenigen Produkten, welches der Dichter wahr und natürlich in der Handlung fortgeführt und mit Berücksichtigung der Nebenumstände mit ächt poetischem Geiste kunstvoll verwebt hat. Das Interesse steigt mit jedem Akt, und es herrscht eine Klarheit in der Anordnung, die den dramatischen Erzeugnissen der neuern Periode gänzlich zu mangeln pflegt. Wenn man dieses Trauerspiel liest, so scheint es kaum begreiflich, wie die gewählte freye Versart den bewirkten Effekt hervorbringen konnte. Der Vers ist nämlich in einer Gattung der spanischen Romanzen bald kurz bald lang, gereimt, und reimlos, selbst mit verschiedenen artigen Ausgängen geschrieben, z. B.

Weg von hier, wo Niemand,
Mir verwandt,
Zög das Land
Goldner Flur,
Das in dunkeln, früh empfangnen Bildern
Winkend durch den Nebeltag
Vor mir lag,
Wie die Vorwelt auf der Ahnen Schildern.

Sey es nun, daß die Leichtigkeit des Baues und das Annähern dieser Versart an Prose die reine Deklamation derselben befördert haben mag, oder das Gefühl für den Kunstwerth die Darstellenden ergriff, so wurde immer dieses Trauerspiel mit einer seltnen Vollendung gegeben. Hr. Heurteur insbesondre, als Hugo, hat einen seltnen Grad des Beyfalls errungen, über den man um so mehr staunt, als er bis jetzt den Veteranen Lange zu seinem Vorbild wählte, und demselben im Ton und in der Bewegung nachzustreben pflegte. Nach der Darstellung des Hugo und einiger andern Rollen zu urtheilen, ist dies indessen kein Mangel an Originalität, denn er steht nun als selbstschaffender Künstler da, welcher vorzüglich in der Richtigkeit der Deklamation einen entschiedenen Vorrang behauptet. Die Thalia enthält eine ausführliche Anzeige dieses schönen Stücks, welches bey Jedem gebildeten Publikum eine willkommene Aufnahme finden muß. Bey weitem ärmer in der Anlage und Ausführung ist das Angebinde. Man erkennt in demselben den Inhalt der Vertrauten von ebendemselben Verfasser wieder, und errâth zu frühzeitig die Dinge, die da kommen sollen. Die Aufführung war tadelfrey, konnte indessen dem Lustspiele selbst keine gute Aufnahme verschaffen, weil es ihm in der That an Leben und Wärme gebricht. Das Publikum blieb kalt, obgleich die Schlußworte:

„Stand gibt der Fürsten Gunst, Verstand des Himmels Gnade“

mit dem höchsten Ausdruck und möglichster Munterkeit gesprochen wurden.

Die neue Frauenschule, von Kotzebue, hätten wir leicht entbehren können. Der Inhalt ist ganz kurz dieser; ein Gatte findet den Karakter seiner sanften und häuslichen Frau, die ihm niemals widerspricht, langweilig, entzieht ihr sein Herz und läßt es durch Anwendung gewisser Koketterien, die seine Frau von einer Freundinn lernt, wieder gewinnen. Es ist unbegreiflich, wie über eine solche nackte Armseligkeit drey Personen drey Akte hindurch, ohne Verbindung und Verkettung, ohne Witz und Laune, in einem matten Dialoge sich fortbewegen können, und wir halten es mit Recht für ein Produkt, das, mit dem Stempel der französischen Konversations-Stücke versehen, das Herz kalt lassen und gar nicht an den nördlichen humoristischen Dichtungen desselben Verfassers oder mit Contessa's Räthsel oder Costenoble's Fehlgeschossen in Vergleich zu stellen ist. Hr. und Mad. Eßlair gaben den Knaben und die Gräfinn; Dlle. Adamberger die Frau v. Blinval. Ersterer erntete den größten Theil des Beyfalls mit vollem Recht, denn nur ein großer Künstler vermag es, sich als Held, und hier als ein Kavalier der feinsten Welt, mit gleicher Vollendung zu zeigen. Mad. Eßlair blieb sich in der Darstellung ihres Karakters nicht gleich. Nur in wenigen Scenen war sie herzlich, in den meisten kalt oder übertrieben. Dlle. Adamberger ist ein Liebling unsers Publikum, und sie würde es zu seyn verdienen, wenn nicht auch sie sich zu einer schwärmerischen affektirten Manier hinneigte, bey der kein Mensch begreifen kann, ob die Kunst ihr Gefühl oder das Gefühl die Kunst bestimmt.

Hr. Wallishaussen, Buchhändler in Wien, will die Theaterwerke, welche von dem Wiener Hoftheater angenommen und auf die Bühne gebracht werden, gegen ein Honorar an die Verfasser, auch gleich mit dem ersten Tag der Vorstellung im Druck erscheinen lassen.

Nro. 172.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 20. Julius, 1813.

Stähle den Geist an der Gluth des Gefühls, und genieß' im Entbehren!
Angstlos harrest du dann immer des fernen Geschicks.
Unglück mag es dir senden; du wirst wie ein Mann es bestehen;
Oder auch Freuden: du wirst fromm, wie ein Kind, sie empfah'n.
v. Brinckmann.

Glück und Unglück.

Allegorie.

Glück und Unglück sind zwey Brüder;
Doch sie bleiben sich
Immer widerlich.
Zufall und Geschick, die Väter,
Liebten sich.

Unglück mit der bösen Miene
Hatte böses Spiel
Ohne Maß und Ziel.
Glück ward ungemein verzärtelt
Und gefiel.

O daß unsrer Kindheit Jahre,
Gnädig kaum verliehn,
Bald vorüberflieh'n!
Auf die hohe Schule mussten
Beyde zieh'n.

Unglück stand sogleich im Rufe
Eines hohen Lichts
Laut des Schulberichts.
Glück, ein hübscher dummer Teufel,
Lernte nichts.

Unglück, nun zu stäter Arbeit
Schonungslos verdammt,
Blieb von Muth entflammt.
Glück, der Junker, tagediebte
Sonder Amt.

Doch vergaffte sich in Letztern
Unerklärbar, wie?
Frau Philosophie.
Ihm den Ehring abzulocken
Strebte sie.

Aber ach! ihr Glück entbrannte
Bey dem Fastnachttanz
In die Thorheit ganz.
Unglück floh'n die Mädchen alle,
Den Popanz.

Unglücks Weltroutin' und Wissen
War sein Stolz und Trost,
Ohne Liebeskost.
Stoisch lebt er, niemal kosend,
Ungekost.

Was geschah? — Glück, unbesonnen,
Nur der Lust geweiht,
Altet vor der Zeit,
Und sein Loos ist Unmuth, Sorge,
Kränklichkeit.

Unglück, der des Fatum Stürmen
Trotz in Nöthen beut,
Siegt im langen Streit,
Und sein Loos? — Gesundheit, Thatkraft,
Heiterkeit.

Endlich wollten sie nicht länger
Hagestolzen seyn,
Und durch Ehverein
Von des Alters Langeweile
Sich befrey'n.

Glück erwählte dich zum Weibe,
Unbeständigkeit!
Was er längst bereut.
Unglück ruht im Arm der Hoffnung
Aus vom Leid.

Hg.

Rückreise vom Kap der guten Hoffnung.

34.

Vliessingen, den 27ten Julius 1806. So außerordentlich meine Freude über den glücklichen Fortgang unserer Reise ist, so weiß ich mich doch nicht zu erinnern, jemals wehmüthigere Empfindungen gehabt zu haben, als gestern Morgen, da ich zuerst den Fuß wieder an das Land setzte. Wie weit verschieden waren meine jetzige Lage und Erwartungen von denen, worin ich Holland verließ! Vorgestern Nacht hatten wir umsonst gewacht, denn erst gestern Morgen um 4 Uhr wurde der Wind stark genug. Augenblicklich war Alles in Bereitschaft. Wir nahmen von unserm guten braven Kapitän Story von Cornwallis (er und seine Frau sind die liebenswürdigsten Menschen, die ich noch unter Seeleuten angetroffen habe, und mit denen ich eine Reise um die Welt machen wollte), unter lautem Hurrah-Rufen Abschied, bestiegen die Nancy, und segelten mit gutem, aber schwachem Wind, ab. Stellen Sie Sich ein kleines Schiff von 60 Tonnen vor, vollgepackt mit unserer Bagage und dem Proviant auf 3 Tage, mit einer Kajüte, kaum groß genug, die vier Frauen und Kinder zu fassen, so daß wir übrigen Alle auf dem kleinen Verdeck bleiben mussten, wo wir kaum zum Stehen Raum genug hatten, und doch alle Augenblicke von übersprützenden Wellen von einer Seite zur andern gejagt wurden. So war unsere Miß Nancy beschaffen, und nur das Vertrauen auf das günstige Schicksal, welches uns so weit gebracht hatte, konnte uns von der Furcht zu ertrinken befreyen, welches aber doch wohl geschehen seyn würde, wenn wir stürmisches Wetter bekommen hätten. Alle wurden seekrank, außer uns, die wir auf der vorigen Reise auch davon befreyt geblieben waren. Die Nordsee war voll englischer, dänischer und hamburger Schiffe, und nur ein englisches Kriegsschiff, eine Gunbrigg, trafen wir dicht vor Ostende an, welche uns examinirte, und, nachdem wir unsere Kartell-Flagge für richtig erwiesen hatten, in Ruhe und Frieden uns weiter ziehen ließ.

Ostende konnten wir deutlich sehen, da wir höchstens eine Stunde davon entfernt waren; auch sahen wir mehrere andere Städte an der brabantischen Küste, aber in größerer Entfernung. Da wir bey der einbrechenden Nacht in den Hafen von Vliessingen nicht einlaufen konnten, so mussten wir dicht davor Anker werfen, und da ging unser Elend erst recht an. Es regnete, war kalt, der Wind wehte stark, und wir lagen, 15 Offiziere und über 60 Soldaten — 96 waren wir mit Frauen und Kindern am Bord — auf dem nassen Verdeck ohne Obdach und Lagerstätte, und ohne sonst etwas Erwärmendes zu haben. Nie werde ich diese unangenehme Nacht vergessen.

Sobald es Tag wurde, fuhren wir weiter, und kamen gegen 7 Uhr vor dem Hafen an. Wir wurden sehr unfreundlich mit einigen Schüssen aus kleinem Gewehr vom Walle empfangen, von denen eine Kugel in unser Boot schlug. Wir liessen sogleich die Anker fallen, und strichen die Segel unter einem lauten Angstgeschrey der Weiber, die geschwind unten in das Schiff flüchteten. Bald darauf kamen zwey Schaluppen an, eine vom kommandirenden Seeoffizier, und eine mit einem Offizier vom kommandirenden französischen General, welche Entschuldigungen machten, daß auf uns wäre gefeuert worden, weil man nur die englische und nicht die holländische Flagge gesehen habe, und also nicht hätte wissen können, daß wir Kartel hätten. Letzterer empfing unsere Papiere, und gab uns den schönen Trost, daß wir schwerlich Erlaubniß erhalten würden, hier zu debarquiren, und wahrscheinlich nach einem andern Hafen fahren müssten. Unser Schiffskapitän erwiederte aber, daß er ausdrücklichen Befehl habe, uns hier an das Land zu setzen; daß er an keinen andern Ort fahren, und uns, wenn ihm nicht gestattet werden sollte, hier zu landen, wieder zurück nach England bringen würde. Man kann sich leicht unsere Verlegenheit denken, zumal da gerade in dem Augenblick ein schweres Gewitter aufstieg, und es schon den ganzen Morgen geregnet hatte. Einer murrte immer mehr, als der andere, und mitten unter diesem Disputiren sehen wir zwey große Boote ankommen, die gegen alle unsere Erwartung uns an das Land bringen sollten. In einem Augenblick waren unsere Sachen und wir selbst darin, und schon um 9 Uhr stiegen wir am Vliessinger Hoofd aus. Ich wohne bey einem deutschen Gastwirth, der ein sehr freundlicher alter Mann ist, und mir viel Artigkeit erzeigt.

Gestern habe ich den ganzen Mittag dazu angewendet, um die Stadt und die Gegend ein wenig kennen zu lernen, wurde heute Morgen in der Freymaurer-Gesellschaft vorgestellt, und bin nun schon reisefertig, um heute Abend 6 Uhr mit einem Bördschiff nach Rotterdam zu fahren. Vliessingen ist eben keine sehr große Stadt, auch nicht so reinlich und schön, als andere holländische Städte, hat aber einen guten Hafen, und treibt in Friedenszeiten großen Handel mit England. Dieser ist zwar jetzt sehr ins Stocken gerathen, doch weiß man sich durch den Schleichhandel etwas schadlos zu halten. Das hiesige Werft ist sehr ansehnlich, einem Fremden aber, wie überall, verboten, solches genauer, als von außen, zu besehen.

Rotterdam, den 2ten August 1806. Die tragische Periode unseres Schicksals scheint sich ihrem Ende zu nahen, aber leider allem Ansehen nach eben nicht erfreulich, denn es sollen, wie man hier überall versichert, alle deutsche Truppen vom Königreich Holland abgedankt werden. Wir haben eine lange Reise von Vliessingen hierher gehabt. Am 27ten Julius fuhren wir Abends 6 Uhr ab, hatten aber das Unglück, Nachts bey'm Eintritt der

Ebbe aus dem Fahrwasser zu kommen und fest zu fahren. Des Morgens, wo die Ebbe den höchsten Grad erreicht hatte, saßen wir ganz auf dem Trocknen, so, daß ich mit mehrern Andern aus dem Schiffe stieg, und wir ohne viele Mühe an das Land kamen, in ein nahe beyliegendes Dorf gingen, und da einige Stunden verweilten. Erst Mittags 1 Uhr kamen wir bey der höchsten Fluth mit vieler Anstrengung los, und da unterdessen der Wind contrair geworden war, so ging es nur sehr langsam vorwärts, so daß wir erst am 30sten Abends 9 Uhr hier ankamen, nach einer Reise von 4 Tagen, die man sonst gewöhnlich in Einem zurücklegt. Wir sahen die Städte Middelburg, Willemstadt und Dordrecht, bey denen wir dicht vorüber kamen, und außer diesen noch Breda und mehrere andere in weiterer Entfernung.

Von hier wurde Hauptmann Götte zu dem Director des Kriegs-Kollegiums nach dem Haag geschickt, welcher die Ordre mitbrachte, daß wir uns nach Zwoll zu den Uebrigen begeben sollten. Doch dauerte es so lange, bis wir Schiffe bekamen, daß wir erst heute um 3 Uhr Nachmittags abfahren werden. Ich habe die Zeit unsers hiesigen Aufenthalts hauptsächlich angewendet, alles Merkwürdige so viel möglich zu besehen. Rotterdam ist nach Amsterdam die größte Stadt in Holland, enthält 53,000 Einwohner, und ist zum Handel wegen ihrer vortheilhaften Lage an der Maas und wegen der deshalb nähern Verbindung mit Deutschland noch geschickter, als jene. Die Häuser sind meist hoch und schön gebaut; die Straßen außerordentlich reinlich und gut gepflastert; die Kanäle liegen voll Schiffe, und man kann hier nicht so sehr, als an andern holländischen Städten, den Verfall des Handels merken. Ich sahe hier die metallene Statue des berühmten Doktors, Erasmus Roterodamus, die prächtige Börse, das Stadthaus, die große Kirche, wo eben an einer schönen Orgel gebaut wurde, und in welcher die Grabmäler der Admirale Kortinar, Brakel und Jean de Wit zu sehen sind; den hohen Thurm, der 320 Treppenstufen hat, und vorher so schief gebaut war, daß er 4½ Fuß nordwärts überhing, von einem geschickten Architekten aber durch Veränderung des Fundaments wieder gerichtet worden ist, und auf welchem man eine vortreffliche Aussicht auf die Stadt und die umliegende Gegend mit den Städten Haag, Leyden, Delft und Harlem hat. Das Merkwürdigste waren mir die Schiffswerfte, in welche eingelassen zu werden und die über alle Beschreibung ungeheuer großen Gebäude näher zu sehen ich das Glück hatte. Zwey Dreydecker, vier Zweydecker und eine Fregatte waren in der Arbeit; eins der erstern aber, die Stadt Rotterdam, war im Beyseyn des Königs Louis Napoleon bereits vom Stapel gelaufen. Ob ich gleich oft und lange in den größten Schiffen gewesen war, so konnte ich mir doch ihre Größe nicht so lebhaft vorstellen, als ich es hier sahe. Auch die hiesige Synagoge verdient gesehen zu werden.

(Der Beschluß folgt.)

Noch zwey Beyspiele von Bienen im Kriege.

Bonfinius (Rer. Hung. Dec. III. L. 4.) führt ein Beyspiel an, daß die Türken vor Stuhlweissenburg vom Stürmen wären abgetrieben worden, weil die Belagerten aus der Stadt mit Bienenkörben unter die Türken geworfen, da der Sturm am größten gewesen.

Bochart führt in seinem Hierozoikon auch ein Beyspiel aus der alten Zeit auf. — Als die Lukullianer Themiscyra mit Kriegsinstrumenten angriffen, schickten die Belagerten Themiscyrer Bären und andre wilde Thiere, und Bienenkörbe unter die Belagerer.

B.

Nachlese.

Im ersten Auftritt eines französischen Trauerspiels erschienen zwey Prinzessinnen, Jede von ihrer Vertrauten begleitet. Vierzehen Damen, sind sie gut? rief ein Witzkopf. Alles lachte. Die Aufführung unterblieb. (Etrennes de Thalie, 1786.)

Auf die Anrede einer Frau: „Mich dünkt, mein Herr, ich habe Sie schon irgendwo gesehen" antwortete de la Popeliniere: „Ja, Madame, ich komme zuweilen hin."

Die verstorbne Herzoginn de Chaulnes lag in den letzten Zügen. „Madame, die Sacramente sind da." — Geduld! — „Madame, Hr. de Chaulnes wünscht Sie noch einmal zu sehen." — Ist er da? — „Ja, Madame!" — Je nun! Er soll mit den Sacramenten hereinkommen.

Baron von Ripermont schickte in seinem achtzehnten Jahre einen Brief mit der Aufschrift ab: A Monsieur mon père, mari de Madame ma mère, demeurant chez nous. — In der Diligenze sah er auf die Uhr, und sagte: Nun sind wir schon zwey Meilen von hier. —

G.

Censorin.

Nur sich allein lobt Censorin.
Wenn er von Andern spricht,
So spricht er Böses. Immerhin!
Man glaubt ihm Beydes nicht.

Pfeffel.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris.

(Auszug des in der öffentlichen Sitzung vom 2. July vorgelesenen Berichtes über die diesjährigen Arbeiten der historischen Klasse am Kaiserlichen Institut in Paris.) Die Werke der Alten sind wie der klassische Boden, worauf sie gelebt haben; wenn man beständig jene liest, und unaufhörlich diesen durchgräbt, so findet man stets neue Reichthümer; selbst die bekanntesten Denkmäler können Stoff zu neuen Betrachtungen geben, wenn sie von einem gelehrten Beobachter von Neuem untersucht werden. Zwey Abhandlungen, welche Hr. Mongez im Institut vorgelesen hat, bestätigen diese Wahrheit. Die eine betrifft den Felsen von Terracina, welchen die Römer wegen der appischen Straße hatten durchschneiden müssen, und worauf von X bis CXX römische Ziffern eingegraben sind, welche Maße vermuthlich römische Füße andeuten. Der Ingenieur Scaccia hat auf Mongez Gesuch den ganzen Felsen mit der Inschrift von Neuem gemessen. Von der höchsten noch sichtbarn Ziffer XXX bis zur untersten fand derselbe einen Zwischenraum von neunzig Fuß; mithin wäre die Länge des römischen Fußes 0,294802 Metres. Die Zwischenräume zwischen den Zahlen sind sich aber nicht alle gleich; deswegen wird durch dieses Denkmal die Länge des römischen Fußes noch nicht fest bestimmt; dennoch gibt dasselbe zu anziehenden Schlußfolgen Anlaß. Dieser Fuß ist nämlich kürzer, als der alte Fuß zum Wegemessen. Sollten etwa die Römer, wie ehemals die Franzosen, Füße von verschiedener Länge gehabt haben? Hr. Mongez wagt es nicht, dieser schwachen Vermuthung Gehör zu geben, und glaubt vielmehr, daß der Fuß, den man aus ihren großen Massen gezogen hat, deswegen länger seyn konnte, weil die Alten nicht so richtig messen konnten, als die Neuern, und daher die Füße, wenn sie zum Wegemessen aneinander gesetzt wurden, gewöhnlich etwas länger ausfielen. Die Erscheinung des alten Musters über die römischen Magistraturen von Lydus hat Hrn. Mongez Stoff gegeben, seine Nachsuchungen über die Kleidung der Alten fortzusetzen. Besonders gibt Lydus Aufschluß über das Kostum der griechischen Kaiser, worüber bis jezt wenig bekannt war. Mehrere Irrthümer des Lydus werden von Hrn. Mongez mit vielem Scharfsinn widerlegt. In einer dritten Abhandlung sezt Hr. Mongez seine Nachsuchungen über den Kleidungstoff der Alten fort. Er gibt eine kurze Geschichte des Seidewebens, des Baumwollenhandels, des See-Pinnus, wovon man jezt im Roer-Departement glänzende Stoffe macht, der Purpur-Färberey u. s. w. Die Alten liebten besonders die Stoffe von wiederscheinigen Farben; sie drückten dieselben durch das Wort ποικιλη aus, das man fälschlich durch bunt übersezt hat. Ob die Alten ihre Kleider mit Unterfutter besezten, wagt Hr. Mongez noch nicht zu entscheiden. Das Wort διπλοος, welches sie oft gebrauchten, scheint ihm vielmehr doppeltgefaltete, als mit Unterfutter besezte, Kleider zu bedeuten.

Hr. Bernardi hat sich mit den scenischen Theilen und der Theaterzucht bey den Römern beschäftigt. Die Römer ahmten das griechische Theater nach. Verläumderische Gesetze wurden den Gesetztafeln zu Folge mit dem Tode bestraft. Doch scheint dies harte Gesetz nicht befolgt worden zu seyn. Nach Horaz kamen die Verfasser mit Prügeln davon. Erst unter August bekamen die angesehensten Personen des Staates besondre Plätze im Theater. Scipio verlor seine Popularität, weil er als der Urheber einer Verordnung angesehen wurde, die den Senatoren einen Platz im Orchester anwies. Der Stadtpräfekt hatte die Theater-Polizey; in den Provinzen bekleideten die Präsidenten dieses Amt. Die Intriguen der Schauspieler und ihres Anhanges erregten oft große Unruhen; besonders mischten sich junge Leute darein; die über sie verhängten Strafen waren aber vielleicht etwas zu hart. Das Gesetz befahl, man solle sie geisseln und ihnen auf einige Zeit den Eintritt ins Theater versagen; verbesserten sie sich dann nicht, so sollte man sie verbannen, oder gar nach den Umständen mit dem Tode bestrafen.

Von Hrn. Amaury-Duval hat das Institut eine Abhandlung über eine der Sulpitie zugeschriebnen Satyre vernommen. Diese Satyre betrifft die von Domizian aus Rom und Italien verwiesenen Weltweisen. Sie ist zwar kein Meisterstück der Dichtkunst, aber doch als historisches Denkmal merkwürdig. Vielleicht war dieselbe auch nicht das beste Stück der Verfasserinn, welche Martial wegen der Anständigkeit und des guten Geschmackes in ihren Dichtungen rühmt.

Man hat daran gezweifelt, ob die unter dem Namen Diogenes des Cynikers bekannt gemachten Briefe wirklich von ihm herrühren. Hr. Boissonade hat der Sammlung zweyundzwanzig bisher ungedruckte Briefe zugefügt, zugleich aber auch bewiesen, daß weder diese noch die zweyundzwanzig vorher gedruckten dem Diogenes Cynikus zugeschrieben werden können. Seiner Meinung nach sind sie sämtlich zwischen 200 und 160 Jahr vor Christi Geburt geschrieben worden.

Hr. Gail hat sich eine neue Quelle von Nachsuchungen dadurch eröffnet, daß er die alte Geographie epokenweise betrachtet. Diese Verfahrungsart scheint ihm dazu geeignet, manches Dunkle aufzuhellen, und viele Irrthümer zu verbessern; er hat sie sogar dazu gebraucht, ein ganzes Königreich und einen mächtigen König aus der Verborgenheit zu ziehen, worin Geographen und Historiker beyde gelassen hatten. Hrn. Gail's Abhandlung zerfällt in drey Theile; im ersten handelt er von der Geschichte des Sytalces, Königs der Odrysen, nach Thucydides und Diodor; im zweyten von der Geographie des odrysischen Thraziens, und im dritten von den Fürsten und Statthaltern, die daselbst regierten. Sytalces machte 429 Jahre vor J. C. einen Feldzug nach Macedonien, an der Spitze einer Armee von 150,000 Mann, die ganz Griechenland in Furcht setzte. Dieser Feldzug hatte aber keine Folgen. Das mächtige Königreich dieses Fürsten erstreckte sich längs den Küsten des propontischen Meeres und des Pontus Euxinus bis zum Ister und ziemlich weit ins Innere des Landes; in verschiedenen Punkten weicht Hr. Gail von Danville und Gatterer ab. Auch beweist er, daß das Land, welches die Gelehrten nach Xenophon für Ober- und Unter-Thrazien gehalten haben, Abtheilungen von dem Königreiche Odrysien waren. Nach Sytalces Tode verlor dieser mächtige Staat seinen Glanz.

In einer andern Abhandlung hat Hr. Gail die Topographie des Deucos oder Dorfes Colone neben Athen, welches durch Sophocles Oedipus berühmt geworden ist, besser zu erläutern gesucht, als es durch den Abbé Sallier in den Memoires de l'académie des inscriptions geschehen war. Hr. Gail meint, in dem Hieron daselbst wäre ein Altar für Vulkan und ein andrer für Titan Prometheus gewesen. Brunck und andre Kommentatoren des Sophocles haben aus diesen beyden Gottheiten Eine gemacht. Auch war, Hrn. Gail zu Folge, die eherne Straße, wovon der Dichter spricht, nicht außer dem Hieron, wie Barthelemy meint, sondern in dem Hieron; ebendaselbst war der Temenos der Eumeniden, und der Platz, wo Oedipus starb, und nicht draußen, wie Sallier glaubt. Wo von Marathon und Eleusis die Rede ist, übersetzen die Gelehrten gewöhnlich ακτη durch Küsten; Hr. Gail zeigt, daß man hier Hügel darunter verstehen muß.

(Der Beschluß folgt.)

Nro. 173.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 21. Julius, 1813.

Welch Fabelwerk ist unser Leben?
Halb ist's ein Wesen, halb ein Schein.

v. Creuz.

Zur Sittenkunde der Völker.

1.

Die Morgenländer sitzen, wenn sie nicht gehen müssen, den ganzen Tag mit untergeschlagnen Füßen. Ein Europäer, der im Zimmer auf- und abgeht, ist ihnen daher ein Gegenstand der Bewunderung; sie begreifen den Grund seines Kommens und Gehens nicht, und halten diese Bewegung für eine Art von Wahnsinn.

2.

Der gebildete Europäer liebt die Reinlichkeit. In Sina wird sie selbst von Männern des ersten Ranges nicht beobachtet. Der höchste Staatsbeamte scheut sich nicht, öffentlich seine Bedienten herbeyzurufen, um sich an seinem Halse jene überlästige Thiere, die sich durch den Schmutz so sehr vermehren, suchen zu lassen. Auch den Völkerschaften Slavischen Stammes ist die Unreinlichkeit eigen.

3.

Als während der französischen Expedition zu Kahira eine Karawane aus Semaar eingetroffen war, wollte der Bürger Rigo ein Gesicht, welches den Nubischen Charakter stark ausdrückte, abmahlen. Der Entwurf wurde mit Bleystift gezeichnet; der Nubier schien anfangs zufrieden damit. Als aber der Mahler auf das Gemählde Farben trug, sprang er mit schrecklichem Geheul zurück, lief, ohne daß man ihn zu beruhigen vermochte, davon, und schrie beständig, er käme aus einem Hause, wo man ihm seinen Kopf und seinen halben Körper genommen habe. Es herrscht nämlich bey diesen Leuten der Aberglaube, die Theile des Körpers, welche auf die Leinwand gezeichnet würden, schwänden.

4.

In meiner Uebersicht der menschlichen Nahrungsmittel erwähnte ich, nach Humbold, der Erdfresser. Auch Mungo Park führt ein Beyspiel von Negern an, die sich erbrechen mussten, wobey man gewahr wurde, daß sie Lehm genossen hatten. Die Gewohnheit, dieses zu thun, ist, ihm zufolge, bey den Negern nicht selten; doch getraute er sich nicht, zu bestimmen, ob sie ihren Grund in einem verderbten Appetite, oder dem festen Vorsatze, sich selbst zu zerstören, habe.

5.

Im Zillerthale wird auf das Zubringen oder Zutrinken überaus viel gehalten. Man betrachtet es gleichsam als Probe, so wie das Ausschlagen des Bescheid-Trunkes als Verachtung der Freundschaft. Manches Mädchen opfert zum Dank für den angebotnen Bescheid eines Gläschens Brauntwein ihr Kränzchen, und mancher Raufbold für die Verschmähung desselben seine Nase und Ohren. Ueberhaupt werden die meisten Liebeserklärungen, Verträge und wichtigen Entschlüsse bey einem Bier- oder Brauntwein-Gelage gemacht.

6.

Ein botanisches Idiotikon, welches die unter dem Landmanne in dem südlichen Alpengebirge üblichen Pflanzen-Benennungen vollständig aufführte, würde über unsern

Volks-Sprachschatz interessante Aufschlüsse geben. An Materialien in Braune's „Salzburgischer Flora," Hoppe's „botanischem Taschenbuch, dem Sammler von Tirol," ꝛc. fehlt es nicht. Hier nur Einiges: Veronica chamaedrys heißt im Zillerthale: Unser liebe Frau Rast, blüht der Gipfel, blüht doch dort und da ein Ast; Gentiana verna, Schusterveilgelar, Schusternagelar, auch Osterschnitzgelar; Viola tricolor, Stiefkindlar; Pyrola uniflora, gschamige Madl, ꝛc.

7.

Von wunderbarer Ausdehnung ist das Verkehr der Völker. Die schwarzen Katzenfelle der Russen gehen bekanntlich zu theuren Preisen nach Sina. An diesem Handel nimmt auch Augsburg Antheil. Die Felle deutscher Katzen werden nämlich schwarz gefärbt und in großen Quantitäten nach Rußland gesendet. Sie heißen im Handel Genatten oder Janotten.

8.

Auch Baiern bietet dem Gourmand manches Köstliche dar. Vorzüglich ist Leckermäulern der Salbling (S. Salvelinus oder Alpinus) willkommen, den man am besten im Königssee fängt. Dieser köstliche Fisch wird, geräuchert unter dem Namen: Schwarzreiterl, verspeist. Ehedem mußte man, um des Glücks, ihn zu genießen, theilhaftig zu werden, erst den allerhöchsten Berchtesgadischen Reichs-Landes-Hoheits-Consens haben!

Augsburg. Prof. Kayser.

Proben aus Hafis Divan.

2.

Schenke, den Becher voll Wein bring' her!
Einen, zwey Becher des reinsten Weins bring' her!
Liebesarzney, ich verstehe Wein,
Dies ist das Mittel für Alt und Jung, bring her!
Sonne und Mond sind der Wein und das Glas;
Mitten hinein in den Mond die Sonn' bring' her!
Wie der Verstand sich so ernstlich sträubt!
Bande aus Wein für den starren Kopf bring' her!
Diese zerfließende Gluth fach' an,
Nämlich den Wein statt des Wassers Fluth bring' her!
Gehet die Rose vorbey, sag' froh:
Perlenden Nektar und Rosenblut bring' her!
Tönet die Nachtigall nicht, ists recht;
Gläsergetön, und Getön des Wein's bring' her!
Traure mit nichten; denn hin ist hin;
Cythern- und Lautengetön dafür bring' her!
Nur in dem Traume genieß' ich sein!
Wein (die Arzney für den Schlaf ist Wein) bring' her!
Bin ich betrunken, was ist zu thun!
Daß ichs vollkommen sey, noch ein Glas bring' her!
Einen, zwey Becher noch für Hafis,
Sey es nun gut oder schlecht gethan, bring' her!

Rückreise vom Kap der guten Hoffnung.

(Beschluß.)

35.

Unsere Reise von Rotterdam hieher hat sieben ganze Tage gedauert, ungeachtet beyde Orte nur 42 Stunden von einander entfernt sind. Diese Stadt ist nicht sehr groß, aber schön und reinlich, und besonders durch ihre Tuch- und Leinwand-Manufakturen, die vielen und prächtigen Landhäuser in ihrer Gegend, und ihre Blumenzucht weltbekannt. Das merkwürdigste Gebäude hier ist die Diakonie, wo Waisen und alte Leute auf das Beste erzogen und verpflegt werden. Das Gebäude ist 260 Fuß lang und 170 breit, hat einen großen Hof, und ist auf das Zweckmäßigste eingerichtet. Nach vier Stunden Aufenthalt und einer höchst langweiligen Schneckenfahrt kamen wir Abends zu Sparrendam an. Des andern Morgens gingen wir sehr frühe durch eine der berühmten Schleusen, welche die Durchfahrt der Schiffe von den inneren Gewässern zu der vier bis fünf Fuß höher liegenden Meeresfläche möglich macht, ohne daß das Land überströmt wird, in das Y. Gegen 9 Uhr kamen wir dicht bey Amsterdam vorüber, wo wir besonders deutlich die dasigen Werfte sehen konnten, worauf drey Zweydecker und mehrere kleine Kriegsschiffe gebaut wurden. Von da gings in die Süder-See, wo wir erst mit der Dämmerung die Insel Schockland erreichten, und hier abermals vor Anker gingen. In der Hoffnung, uns endlich mit einer warmen Mahlzeit erquicken zu können, stiegen wir an das Land; allein wir trafen hier nur ein elendes Fischernest an, wo wir nicht einmal Milch oder Eyer bekommen konnten, und mit hungrigem Magen wieder abziehen mußten.

Den 6ten Morgens fuhren wir mit gutem Wind der schwarzen Schleuse zu, und kamen dann, nachdem wir über das ganze schwarze Wasser laviren mußten (wobey ich auch beynahe meinen Aufpasser verloren hätte, der bey einer schnellen Wendung des Schiffes über Bord fiel, jedoch noch glücklich gerettet wurde), um 9 Uhr zu Zwoll an, wo wir von unsern Kameraden nur den Major und Adjutanten antrafen, weil die Uebrigen wenige Tage vorher nach Kampen marschirt waren, und für uns auch schon die Ordre da war, denselben dahin zu folgen. Nach einem fröhlichen Willkommen zwischen uns gab ich meine vom Kap mitgebrachten Briefe hier ab, ging des Abends in die Komödie, die, so schlecht sie auch war, mir doch ein neues, lange nicht genossenes Vergnügen gewährte, und schlief dann zum Erstenmal in sechs Nächten wieder ruhig. Da diesen Abend auch Hauptmann S. mit seinem Schiffe angekommen war, so wurde beschlossen, gleich des andern Tages, und zwar auf Treckschuiten durch die Binnenwaaters hieher nach Kampen zu fahren, weil es auf

diesem Wege nur vier Stunden entfernt ist. Ein Subaltern, welchen das Loos bestimmen würde, sollte mit der Bagage in dem großen Schiffe bey den Leuten bleiben, und leider! traf mich das Loos. Ich musste also wieder in die Süder-See, legte Abends bey Schockland vor Anker, und kam erst vorgestern gegen Mittag hier an. Gleich in der ersten Stunde traf ich eine Bekannte vom Kap an, nämlich Hessl Labat, die ihr Mann, welcher nach Herzogenbusch gereist ist, fürerst hier gelassen hatte. Bald hätte ich dieses ehemals so blühende liebenswürdige Mädchen nicht mehr gekannt.

Was es nun weiter mit uns geben wird, müssen wir abwarten. Viele sagen, wir würden inkorporirt, Andere aber, daß wir mit allen deutschen Regimentern entlassen würden. Wahrscheinlich werden wir bis zur Entscheidung der Sache hier in Kampen liegen bleiben.

Hiermit will ich denn mein Tagebuch beschließen. Ist es zwar nicht sehr interessant, so hat es doch das Verdienst, daß es nichts, als reine Wahrheit enthält, nichts vergrößert hat, und Alles unparteyisch geschrieben ist. Noch weiß ich zwar nicht, wenn ich es werde wegschicken können, ich wünsche aber doch, daß es aufbewahrt werden möge, weil es den interessantesten Zeitraum meines Lebens enthält, der mir, so lange ich leben werde, gewiß unvergesslich bleiben wird.

F. B. Rieß.

Anekdoten.

Ein armer Gelehrter kam in einen Buchladen, und forderte die Ausgabe des Livius von der Hallischen Waisenhaus-Buchhandlung. Warum wollen Sie nicht lieber die Zweybrücker nehmen? sagte der Diener, die Hallische Ausgabe ist herzlich schlecht. Nun da passt sie ja prächtig zu meiner Einnahme, sagte der Gelehrte, denn auch diese ist schlecht, und ich habe immer sagen hören, daß sich die Ausgabe nach der Einnahme richten muß.

*

Ein galanter Herr nahm auf der Leipziger Messe für eine junge Dame an einer Galanteriebude mehrere Bijouterien aus. Der Kaufmann zeigte ihm unter andern ein schönes diamantnes Kreuz, welches der artige Herr seiner Dame mit den Worten um den Hals band: O! so sind Sie ausnehmend einnehmend, mein Engel! So wie Sie einnehmend ausnehmend, erwiederte die bescheuite Dame.

*

Wahrhaftig, Madame, sagte ein einfältiger Schwätzer in einer Gesellschaft zu der geistreichen und schönen Hofräthinn L., Sie verdunkeln doch Alles, was sich Ihnen nur naht. Es wäre mir lieb, erwiederte die kluge Frau mit einem bedeutenden Blick auf ihren unbescheidenen Nachbar, es wäre mir lieber, mein Herr, wenn ich dies Alles zu erleuchten vermöchte.

*

Wie schön mir die Trauer steht, rief ein junges Mädchen, dessen Mutter gestorben war, und sprang dabey vor Freuden in der Stube herum. Mein Kind, sagte der finstre Vater, Du freust dich über deine Trauer; traure lieber über deine Freude! —

Beytrag zur Charakteristik der Vögel.

An einem warmen Frühlingstag bemerkt' ich ein Nest auf einem Baum, und nicht weit davon die Mutter der jungen noch nicht flügge gewordenen Sperlinge, welche sich dort befanden. Ein andrer Sperling kam herzugeflogen, und wollte sich mit der Mutter, die ihre Brut zu hüten schien, in zärtliche Liebkosungen einlassen; sie wollte aber von nichts wissen, und der mit seinen Anträgen abgewiesene Liebhaber sah sich endlich veranlasst, auf einem der nächsten Bäume auszuruhen, und (wahrscheinlich) den Augenblick der Rache zu erwarten; denn kaum verließ die Mutter, welche sich vor den Verfolgungen des ungebetenen Liebhabers sicher glaubte, ihre Jungen, um Nahrung für sie zu suchen, so flog jener wie ein Pfeil auf das Nest zu, nahm einen der Sperlinge in seinen räuberischen Schnabel, und eilte davon. Er war ungefähr zwanzig bis dreißig Schritte mit seiner Beute geflogen, als er den jungen Sperling herabfallen ließ, seines Todes sich zu freuen schien, und triumphirend davon flog.

W. . . .

Zeitung aus dem Orcus.

Seit Burro practicirt,
Des Todes Pfeileschmieder,
Ward Charon täglich müder,
Und legte, strappazirt,
Zuletzt sein Fähramt nieder.

Hg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Halle.

Hr. und Mad. Schütz sind von ihrer drittehalbjährigen Kunstreise durch Preußen, Rußland, Schweden und Dänemark am 27. Juny über Hamburg wieder hier eingetroffen, wo sie sich einige Zeit aufzuhalten gedenken, um ihre Vorbereitungen zu einer Reise nach Frankreich, der Schweiz und Italien zu treffen. An allen Höfen jener nordischen Reiche, so wie zuletzt noch in Schleswig, der Residenz Sr. Königlichen Hoheit des Landgrafen von Hessen, auf das Kunstsinnigste empfangen und ausgezeichnet, haben sie unter den begünstigendsten Verhältnissen den Ruhm deutscher Art und Kunst durch ihre Darstellungen auch im nördlichen Ausland verbreiten helfen, und in russischen, schwedischen und dänischen Zeitschriften eine Reihe dramaturgischer Abhandlungen veranlasst, deren Uebersetzung für unsre deutschen Theater-Kritiker sehr interessant seyn würde. Eine ausführliche Darstellung dieser

Reise durch das nördliche Europa, in Beziehung auf schöne Natur, Kunst, (besonders dramatische) Literatur und Sitten, hat das Publikum von Hrn. Schütz zu erwarten. Aus dem Stammbuch der Mad. Schütz, das gegenwärtig die Namen fast aller der vorzüglichsten unsrer jetztlebenden deutschen Dichter einschließt, theilen wir hier ein Paar der neuesten und sinnigsten während dieser Reise auf sie verfertigten Poesien von drey der berühmtesten unsrer vaterländischen Dichter mit.

An Madame Schütz bey ihrem Abschiede von Reval am 7. May 1812, von Kotzebue.

Mit jedem Jahre schneller fliehend
Schien mir des Lebens Augenblick.
Doch Du, in ew'ger Jugend blühend,
Rufst mir die schön're Zeit zurück.

Noch einmal werd' in ferne Lande
Durch Deinen Zauber ich versetzt,
Und schweife von der Ostsee Strande
Zum Ufer, das der Rhein benetzt,

Wo schön bekränzt und schön bebändert,
Sich damals brüstete so mancher Wicht.
Ach Viel hat sich seitdem geändert;
Nur nicht mein Herz und Dein Gesicht.

Du hast durch hohe Kunst-Ideale
Seitdem die große Welt entzückt,
Und manches Blatt in jedem Journale
Durch Deinen gefeyerten Namen geschmückt.

Dir strömte Süßes ungemessen;
Dich hüllten Weihrauch-Wolken ein;
Doch hast Du darum nicht vergessen
Den alten Freund vom Ufer des Rhein.

Du hast in einem Winkel der Erde
An einer mit Eis bedeckten Bucht,
An seinem eignen kleinen Herde
Ihn hold und freundlich aufgesucht.

Nun das vergelte Dir der Himmel!
Erhalte stets Dein Herz Dir warm!
In der Bewunderer Getümmel
Und in der Gaffer kaltem Schwarm.

Zwar an der Künste Zauberstabe,
Bekränzt mit Lorber, wandelst Du!
Doch Freundschaft führt Dich bis zum Grabe,
Und deckt Dich einst mit Blumen zu!

Stanzen an Madame Schütz, von A. W. Schlegel.

(In Bezug auf sein und der Frau von Staël Zusammentreffen mit Hrn. und Mad. Schütz auf der Fahrt durch den Bothnischen Meer-Busen von Abo nach Stockholm im September 1812.)

Es tobten Aeols wilde Horden;
Der alte grämliche Neptun
War abhold unsrer Fahrt geworden,
Das Schifflein musst' am Anker ruhn.

Da sieh! auf Alands wüste Klippen
Verschlagen fanden wir die Kunst.
Der Wohlklang wohnt auf ihren Lippen;
Sie prangt mit aller Musen Gunst.

Aus ihrer Schleyer reichen Falten
Entsteigen, folgsam ihrem Ruf,
Die hohen redenden Gestalten,
Die Meissel oder Pinsel schuf.

Du bringst des Südens Götterbilder
In Odins riesenhaftes Reich,
Die rauhen Lüfte werden milder,
Die starren Felsen werden weich.

Schon führt die kühne Fahrt Dich weiter!
Leb wohl! Dich leit' ein guter Stern;
Du machst des Lebens Wechsel heiter,
Und die Natur vergilt Dir's gern.

An Madame Schütz, nach ihrer ersten pantomimischen Darstellung in Stockholm, 31. Okt. 1812, von Brinckmann.

Welche Töne, die mir längst verhallten,
Schmeicheln Hella's Wohlklang mir zurück?
Welch ein Zauber schwebender Gestalten
Hebt zum Aether meinen trunknen Blick?

Dorther lächelst Du auf diese rauhen
Nordgefilde, schönes Feenkind?
Nicht geboren unter diesem grauen
Himmel, wo der Thau zu Eis gerinnt.

Hebens Schwester! Flüchtig hergeliehen
Bist Du nur aus einer jüngern Welt,
Wo die Frühlingslauben ewig blühen,
Luna, nie umwölkt, die Nacht erhellt.

Aus dem Land, wo die Antiken leben,
Eh die Kunst in Tempel sie begrub,
Wo die Menschheit Götter noch umschwebten,
Zum Olymp sie Amors Fittich hub.

Dort, von Nachtigallen eingesungen,
Schlummert' einst an Cypriens Altar,
Heimlich schon von einem Gott bezwungen,
Jene Nymphe, welche Dich gebahr.

Lächelnd, als vom mütterlichen Busen
Ohne Schmerzen sich die Charis wand,
Reichte Dir die lieblichste der Musen
Eine Leyer in die zarte Hand.

Und von selbst erklangen ihre Saiten
In der Lüfte weiche Melodie,
Quellen rauschten, Palmenwipfel streuten
Einen Blüthenregen über sie.

Du erwachtest in das frische Leben,
Und umher aus Lorberhainen scholl's,
Festlich, wie der Aeolsharfe Beben,
„Heil Dir! Amors Schwester und Apolls!"

Spielend kaum berührtest Du die Erde,
Leis' umwallt von Eos Rosenflor,
Und des Sonnenlenkers Flügelpferde
Trugen in den Aether Dich empor!

Selbst der Herrscher im Olymp entbrannte
Deiner Schönheit jugendlicher Pracht;
Juno nur, die schnell erzürnte, bannte
Diesen Liebling in das Thal der Nacht.

Und verstoßen wardst Du zu Barbaren,
Die nicht ahnen, welch ein Himmelskind
Sie umspielt, wenn Deinen funfzehn Jahren
Frische Faden stets die Parze spinnt.

Nur der Eingeweihte der Kamönen
Fühlt die Götter, wo Du lächelst, nah;
Wo Du athmest, Deine Lippen tönen,
Blüht und duftet ihm Italia!

Nro. 174.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 22. Julius, 1813.

Kein Zustand ist so hart, ein Chor von stillen Freuden
Gesellt sich ihm mitleidig bey.

U z.

Jacob Mitchell,
blind, stumm und taub geboren.

Jacob Mitchell, der Sohn eines frühverstorbenen Geistlichen, wurde den 11. Nov. 1795 in der Grafschaft Nairn in Schottland geboren. Seine Mutter bemerkte sehr früh, daß er blind sey, indem sie kein Streben an ihm wahrnahm, seine Augen gegen das Licht oder irgend einen andern glänzenden Gegenstand hinzudrehen. Eben so bemerkte sie auch, daß, da das heftigste Geräusch seinen Schlaf nicht störte, er kein Gehör habe. Seine Taubheit war vom Anfang an vollkommen; aber seine Blindheit ging wie bey allen Staar-Krankheiten nur bis auf einen gewissen Grad, und beraubte ihn also nicht ganz und gar jedes sinnlichen Eindrucks durch das Gesicht.

Als das Kind zu gehen begann, schien es an allen lebhaften und glänzenden Farben große Freude zu haben; und ob gleich wir aus seiner Geschichte wissen, daß das Gesichts-Organ wenig zu seiner Belehrung beytrug, so können wir doch auch daran nicht zweifeln, daß es ihm eine Quelle von Vergnügen war. Er brachte immer vor sein Auge leuchtende Gegenstände, Körper, an denen er die Eigenschaft wahrgenommen hatte, daß sie den Eindruck, den er von den Gegenständen empfing, noch vermehrten. Es war daher eine seiner größten Vergnügungen, die Stralen der Sonne in einigen Glas-Stückchen, in durchsichtigen Kieselsteinen, oder in andern ähnlichen Gegenständen zu concentriren, die er zwischen seinem Aug und dem Licht auf verschiedene Seiten drehte. Oft zerbiß er sie auch mit seinen Zähnen, um ihnen die Form zu geben, die ihm am meisten zu gefallen schien. Um der Leidenschaft, die er für die Anschauung des Lichtes hegte, Genüge zu leisten, verfuhr er noch auf mancherley andere Weise. Oft begab er sich in ein einsames Zimmer, verschloß Thür und Fenster, und brachte daselbst geraume Zeit zu, ganz in den Eindruck verloren, den eine kleine Oeffnung ihm verursachte, durch welche die Stralen der Sonne durchdrangen, und auf die er seine Augen äußerst aufmerksam richtete.

Oefters auch im Winter begab er sich in den Abendstunden in die Ecke des Zimmers, und zündete hier für sein Vergnügen ein Licht an. Bey solchen Gelegenheiten, und überhaupt immer, wenn seine Sinne angenehm afficirt wurden, drückten seine Gestalt und Bewegungen eine Gierigkeit und Neugierde aus, die gleich interessant waren.

Es war schwer, vielleicht ganz unmöglich, mit Genauigkeit zu bestimmen, bis auf welchen Grad er sich des Gesichts-Sinnes erfreute. Aber seine außerordentliche Feinheit des Gefühls und des Geruchs, die ihm der tägliche Gebrauch dieser Sinne verschafft hatte, indem er durch sie Alles zu erkennen strebte, was andere Menschen durch den Gesichts-Sinn inne werden, berechtigt uns zu glauben, daß das Gesichts-Organ ihm zu diesem Behufe wenig diente. Uebrigens lassen uns die Symptome seiner Augenkrankheit mit aller Wahrscheinlichkeit annehmen, daß seine Augen ihn nur die Farben unterscheiden, oder die verschiedenen Grade des Lichts beurtheilen liessen.

Frühzeitig zeigte er einen außerordentlich feinen Geschmack und Geruch. Kam ein Fremder, so bemerkte er es sogleich vermittelst seines Geruchs, ging auf ihn zu, und betastete ihn.

In dem Orte, wo er lebte, waren männliche Besuche am häufigsten; so bald also ein Fremder erschien, untersuchte er, ob er Stiefel habe oder nicht; hatte er nun Stiefel bey ihm gefunden, so verließ er ihn sogleich, suchte in dem Vorzimmer die Reit-Peitsche des Fremden und untersuchte sie genau; dann verließ er das Zimmer, um im Stalle das Pferd des Fremden aufzusuchen, das er mit großer Aufmerksamkeit tätschelte und streichelte. Oft besuchten die Fremden das Pfarrhaus, anstatt zu Pferde, zu Wagen; in diesem Falle vergaß er nie, zu dem Wagen hinzugehen, alle seine Theile mit Ungeduld zu untersuchen, die Elasticität der Federn zu erproben, und diese Versuche immer zu wiederholtenmalen anzustellen. Bey diesen verschiedenen Handlungen und Untersuchungen leitete ihn offenbar immer nur sein feiner Geruch und sein Gefühl.

Von seiner ersten Kindheit an hatte er sich angewöhnt, an seine Vorderzähne mit einem Schlüssel oder andern Instrumente zu schlagen, was einen scharfen Ton hervorbringt. Seine größte Glückseligkeit verschaffte ihm aber der Geschmacks- und Geruchs-Sinn. Er aß oft mit einer ekelhaften Gierigkeit; schon das Berühren gewährte ihm großes Vergnügen. Man sah ihn oft eine Reihe von Stunden am Ufer eines Baches beschäftigt, runde und glatte Steinchen zu sammeln, die er in einen Kreis ordnete, und sich dann mitten hineinsetzte. Im Umkreise von 200 Ruthen (Mietres) um das Pfarrhaus hatte er Alles ausgeforscht, so daß er ohne Furcht, und ohne geleitet zu werden, jeden Gegenstand, der in diesem Umkreise begriffen war, auffinden konnte. Kein Tag verging, wo er nicht auf den Wegen, die er machte, das Terrain, das er noch nicht kannte, mit kluger Emsigkeit untersuchte.

Bey einer solchen Excursion auf Entdeckungen sah ihn sein Vater mit Entsetzen auf Händen und Füßen eine enge Brücke hinrutschen, die über einen benachbarten Bach geschlagen war, und gerade an einem Orte, wo dieser am reißendsten und am tiefsten war.

Es wurde nun schnell nach ihm geschickt, und, um ihm alle Lust zu benehmen, je solche gefährliche Proben zu wiederholen, tauchte einer ihn einige Male in den Bach; durch welche Bestrafung der beabsichtigte Zweck auch vollkommen erreicht wurde. Die Domestiken im Hause hatten Befehl, ihm immer zuvorzukommen, wenn er den Pferden der Fremden im Stalle Besuch abstattete.

Als seine Plane in dieser Hinsicht öfters vereitelt wurden, so hatte er doch den Verstand, die Küchen-Thür, wo die Domestiken sich befanden, vorher mit dem Schlüssel abzuschließen, um dann seinen Besuch im Stalle ungehindert machen zu können.

Bey keinem Gliede der Familie, der dieses Kind angehört, finden sich irgend Fehler oder Krankheiten eines der körperlichen Theile. So außerordentlich mangelhaft die Natur in vieler Rücksicht es ausgestattet hat, so wenig leiden dessen übrigen Organe überhaupt an Vollkommenheit oder an einzelnen Mängeln, weder in Rücksicht auf ihren Bau noch auf ihre Verrichtungen. Seine Gesundheit war immer gut, seine Leibesbeschaffenheit stark; seine Gedanken, seine Gefühle und seine Handlungen sind den allgemeinen Gesetzen der menschlichen Natur unterworfen. Seine Gelehrigkeit, und seine kleinen Erfindungen scheinen, in Rücksicht auf seinen Zustand, einen höhern Grad von geistigen Kräften anzuzeigen, als wir sonst bey vielen Menschen finden, die sich selbst aller Mittel der Erkenntniß erfreuen. Alle, die ihn beobachtet haben, finden nach ihrer einstimmigen Aussage etwas Geistreiches in seinem Gesichte.

Er wurde einst bedeutend am Fuße verwundet, und war während der zu seiner Heilung nöthigen Zeit immer am Feuer sitzen geblieben, indem er den kranken Fuß auf einen kleinen Schemel aufsetzte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auszüge aus einem frauenzimmerlichen Wörter-Buche.

III.

Die mehr ernsten Liebesworte, wenn etwa älterliche und Lebenssorgen die Herzen an einander ziehen, sind: Vater, Mutter, als gegenseitige Anrede der Gatten; Alterle, Altele, in Franken, hochdeutsch: Alterchen, Alt'chen; auch der ernst-feyerliche Gefährte, Begleiter und — inn des Lebens; Lebens-, Erden-, Leidens- und Freuden-Gefährte, — Freund, — Begleiter, — Genoß, — Gespiele und Alt-Gesell; also auch Lebens- u. s. f. — Gefährtinn, — — Gespielinn, Gesellinn.

*

Für hohe Festtage und Dichter-Gemählde gibt es sogar manche Gebieterinn, Königinn, — ja, bey einem der altschwäbischen Dichter auch Kaiserinn des Herzens, kürzer noch Herzenskönigiun; die Fürsten, Könige und Kaiser der Herzen — nicht aber die Herzkönige, — gehören, wie Alkibiad, unter die Erzseltenheiten.

*

Diesen Wörter-Reigen beschließen nun die mehr spöttlichen Benamungen für Regen-Tage, ja auch wol Marter-Wochen: Ehe-Gespann und — inn, wo es mehr Lasten und Arbeiten setzet, als Freuden; Kreuz-, Joch-

Genosse und — Genossinn; gar spießbürgerlich traulich noch Bettpfanne, Bettwärmer und — inn. Auf der Gränze zwischen ehelichem Frieden und Kriege erlauten noch: das zärtliche Ehe-Gemurre, auch die geheime Haus- und Gardinen-Predigerinn, nebst der Haus-Pfäffinn; denn nun ertönen von allen Seiten hinauf die unlieblichen Ehe-Unliebsten, Ehe- oder Haus-Unhold, — Unengel, — Unehre, auch — Unholdinnen; nun aber schimpflich sogar der eheliche Haus-Lärm, Lärm- auch Rumor-Meister und — Meisterinn, der Haussturm, so geräuschvoll wie einst der Landsturm; der Sturme oder Sturm-Glockner; die Sturmerinn, d. i. eheliche Sturm-, Lärm- und Warn-Glocke; Hausbär, Isegrimm; Speyteufel; Zank- oder Brumm-Eisen; Ehe- oder Haus-Kreuz, — Drache, — Teufel, — Tyrann, auch Ehe- oder Hausteufelinnen u. s. f., und noch ein ganzer Teufel voll solcher Engel. Der Pantoffel-Königinnen und der Pantoffel-Unterthanen oder — Lehenträger und Aehnlicher nicht zu erwähnen.

Wer unsere Scherz-Dichter, besonders die Mund-Arten des Volkes, um solcherley Namen noch ferner befragt, der würde auch wol der ernstlichen und scherzlichen so viele noch finden, daß er vielleicht die Hälfte eines ganzen Jahres damit Haus zu halten vermöchte, doch mehr Benamungen für die Frauen, als für die Männer.

*

Einst kündeten die Männer uns noch bescheidentlich an: „ich nehme mir die Freyheit, die Ehre, Ihnen aufzuwarten," wodurch sie doch artig noch meldeten: sie nähmen sich Etwas, dessen Gewährung eigentlich von uns abhange; doch heut' zu Tage unfeineln die feinesten Jung-Herren nicht selten: „ich gebe mir die Freyheit, die Ehre," rc. Geben und weiter geben kann man doch eigentlich nur das, was von uns selber abhanget, um dessen Erlangung man Niemanden zu fragen braucht; nehmen aber, worüber eigentlich nicht wir, sondern der Andere zu verfügen hat. Der neuere Ausdruck enthält denn also eine offenbare Unartigkeit, und scheinet somit auch in die Zeiten der Staaten-umwälzenden Barfüßer zu gehören.

*

Die Narrheiten und Thorheiten unserer Gemahle, der Hochweisen zu . . ., erzählet die ganze Welt; warum denn nicht auch ihre etwanigen Weisheiten und Klugheiten?

*

Die Männer in Deutschland haben doch niemals ober oder über, nur unter dem Pantoffel gestanden. — Freylich sollten wir auch, in diesen mildsittlichen Zeiten, ein angenehmeres Zeichen unserer Herrschaft noch einführen; wären z. B. die Fächer nicht ziemlich entmodet, so ließe sich füglich auch sagen: der Herr Gemahl stehet unter dem Fächer. Wahrscheinlich findet Jemand ein Besseres noch.

*

Heilige Rocken-Philosophie, und du, o herrliche Rocken-Politik! Wie bald wäret ihr beyde zu Grabe gefahren, hätten nicht Weise der Zeit euch göttlichen Dinger zum neuen Leben erwecket. Ewig müßtet ihr leben, zum Heile der geistesarmen Menschheit, der es doch immer leichter, und also auch pflichtmäßiger fällt, sich unsterblich zu glauben, als, sich unsterblich zu denken.

Man sollte daher manche sogenannte Akademie der Wissenschaften, der es nicht selten an Wissenschaftern und Wissenden gebricht, geradezu in eine Akademie des Glaubens umbauen: dieser könnte es dann an tauglichen Mitgliedern und ewig jungem Zuwachse doch nimmer fehlen, weil alle verblühenden Damen, von ihren Anbetern verlassen, — die sogenannten alten Weiber ohnehin, — den köstlichen Lebensrest einzig nur ihr, und dem Himmel weihen würden. Ein Himmel auf Erden wäre dadurch in diesen letzten Zeiten ganz unvermeidlich. Wollte man übrigens, um bey der argen Welt jeden bösen Schein zu vermeiden, noch Etwas für Wissenschaften thun: so gäbe man jedem jungen Schlucker, nach zehnjähriger Hunger-Probe, wobey der Hartnäckige sich nicht zum Glauben bekehrte, einen Gnadengehalt von baaren hundert Gulden, mit der stillschweiglichen Erlaubniß, dabey zu verhungern, wo's ihm beliebte. Hätte dann der Wicht, nach mehrern Jahren, für Wissenschaft nur Wenig, oder noch besser, gar Nichts geleistet, so dürfte man auch öffentlich noch vorschlagen: alle Wissenschafter als Taugenichtse aus der menschlichen Gesellschaft zu verbannen.

*

In den Romanen, wie in der wirklichen Welt, schwören die Einen uns zu: „sie seyen sterblich in uns verliebt," und die Anderen: „sie seyen es unsterblich." Die letzteren sind oft gewißlich die größern Unwahrheiter, da sie noch von der Ewigkeit Etwas versprechen, was sie hienieden oft genug brechen."

*

Wenn bereits, wie Tacitus meldet, die Hermunduren einst mit den Katten lange und blutige Kriege um die Quellen der Sale und des Salzes führten: so müßten doch endlich auch alle Kaffe-Freunde und Freundinnen Europa's, denen die lange Sperre kein süßes Blut macht, die inselthronenden Meer-Tyrannen mit einem Vernichtungs-Kriege überziehen, um ihnen die Quellenländer des Zuckers noch ganz zu entreißen.

*

So hoch die weisen Männer oder Weisen zu allen Zeiten in öffentlicher Achtung auch stunden, so tief

setzet man doch itzo die weisen Frauen hinab, nämlich in die Kaste der Kaffe-Wahrsagerinnen. Als Welsinnen könnten sie indessen dieselbe Achtung sich fodern, die schon manche Denkerinn, Forscherinn, Gelehrtinn, Küchen-Lateinerinn — oder Französinn, Staatsbürgerinn, Weltweisinn u. a., denen unsere Wörterbuch-Fertiger vergeblich noch eine anständige Stelle verweigern, — in der Welt der Schriftensteller sich längst errungen haben.

Radlof.

An die Bescheidenheit.

Preiswürdige Bescheidenheit!
Zier' unsre Mädchen doch! —
Entwaffnend Eifersucht und Neid,
Verschönst du Schönheit noch.

Hg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris.

(Beschluß.)

Eine dritte Abhandlung des Hrn. Gail hatte die Topographie von Olpis in Amphilochim zum Zwecke. Hr. Gail weicht in der Uebersetzung der Thucydidi'schen Stelle, wo von der Olpischen Schlacht die Rede ist, von den andern Uebersetzern ab.

Schon im vorigen Jahre hatte sich Hr. Gail mit dem Olympia beschäftigt, das so oft in den alten Schriftstellern vorkommt, und dessen Lage viele Reisenden aufgesucht haben. Auch dieses Jahr hat Hr. Gail Nachforschungen darüber angestellt, und gefunden, daß nie eine Stadt dieses Namens vorhanden gewesen ist; daß das Wort Olympia ein Adjektiv ist, wobey γη oder χωρα verstanden werden muß; daß Olympia ein bloßes Hieron, und von dem alten Pise verschieden war. Beyläufig glaubt Hr. Gail beweisen zu können, daß auch Delphos in ältern Zeiten keine Stadt, sondern ein Hieron war. Eine Stelle über Pise in der Lercher'schen Uebersetzung des Herodot findet Hr. Gail fehlerhaft; sie ist aber im Institut von Hrn. Caussin in einer besondern Abhandlung vertheidigt worden. Hr. Quatremère de Quincy hat sich in seiner Abhandlung mit dem Fronton des Parthenon zu Athen beschäftigt. Man hat in neuern Zeiten in dem Basrelief dieses Frontons die Geburt der Minerva zu erkennen geglaubt, wovon Pausanias spricht. Hr. Quatremère zeigt aber, daß es den Streit zwischen Minerva und Neptun vorstellt; dem Pausanias zu Folge war dieses Basrelief an dem Fronton des Hintertheiles des Tempels; mithin muß die Seite, woran das Basrelief entdeckt worden ist, nicht als der Haupt-Eingang des Tempels betrachtet werden, wie es von Neuern geschehen.

Im July 1812 entdeckte man beym Ausgraben am Eingange der Kirche zu St. Denis einen steinernen Sarg von sechs Fuß Länge. Hr. Brial, welcher ehemals Ordensgeistlicher zu St. Denis war, und große Kenntnisse in den Alterthümern Frankreichs hat, begab sich gleich nach St. Denis, um diesen Fund zu untersuchen; er fand aber keine Inschrift an dem Sarge. Man hatte einige Knochen darin gefunden, aber beym Herausnehmen durcheinander geworfen. In einer deshalb vorgelesenen Abhandlung setzt Hr. Brial seine Meinung auseinander, daß dieser Sarg wol der Sarg Pipins, Vaters Karls des Großen, seyn könne, weil Suger sagt: Pipin hätte sich vor der Kirche zu St. Denis begraben lassen, und zwar auf dem Bauche, wegen der Sünden seines Vaters; hätte man aus der Lage der Knochen erkennen können, ob der Leichnam wäre umgekehrt gewesen, so wäre Hrn. Brials Meinung bewiesen. Zugleich forschte Hr Brial über die Sünden Karl Martel's nach, welche seinen Sohn veranlassten, sich vor der Kirche begraben zu lassen. Vermuthlich meinte Pipin damit das Einziehen der geistlichen Güter, welches Karl Martel nie verziehen wurde, und welches sein Sohn unablässig wieder gut zu machen strebte. Da jener Sarg völlig vergessen war, so ist er der Wuth der Gräber-Zerstörer während der Revolution entgangen. Sobald als der Minister des Innern von diesem Funde Nachricht bekam, ließ er selbst Hrn. Brial ersuchen, Nachforschungen darüber anzustellen.

Hr. von Humboldt las im Institute eine Schrift über die inländischen Völker America's, über ihre Sprachen und ihre Fortschritte zur Versittlichung vor. Da diese Schrift zu Hrn. von Humboldts großem Werke über America gehört, und auch zum Theil schon bekannt ist, so braucht hier nichts weiter darüber gesagt zu werden.

Eben so verhält es sich mit Hrn. v. Sacy's Schrift über die Samaritaner, die unlängst gedruckt werden ist.

Die Russen haben dieses Jahr im Institute eine litterarische Fehde veranlasst. In einer für die Stadt Paris verfertigten Inschrift, zu den Fastes de l'empereur Napoléon gehörig, hatte Hr. Petit Radel das Wort Roxolani für Russen gebraucht. Dieses Wort wurde aber bestritten. Hr. Daunou unternahm es zu beweisen, daß der Name Russen keinesweges von dem Worte Roxolani abstamme. Dagegen wurde die Abkunft der Russen von demselben und die Identität beyder Namen von Hrn. Petit Radel sehr gelehrt vertheidigt. Hr. Daunou meint, man müsse erst beweisen, daß die Roxolani rothhaarig gewesen wären, wie es von den alten Russen behauptet wird; auch sey keine Aehnlichkeit zwischen Völkern, wovon das Eine vom baltischen Meer herkam, und das Andre die Ufer des Pontus Euxinus bewohnte. Hr. Petit Radel behauptet aber seine Meinung, und führt einige Beyspiele von Schriftstellern an, die Roxolani für Russen gesagt haben, unter andern in den Morosini'schen Annalen des Krieges der Venetianer in Morea. In einer andern Abhandlung sucht Hr. Petit Radel zu beweisen, daß die Roxolani, die Rhos des Mittelalters und die Russen dasselbe Land bewohnt haben. Dieser Satz ist in sechs Abhandlungen weitläufig ausgeführt.

Obschon das Institut neue Schriften von Mitgliedern in seinen Sitzungen nicht anzuhören pflegt, so hat es doch zu Gunsten des Hrn. Brun Neergard eine Ausnahme gemacht, und dessen Abhandlung über die Dienstbarkeit und die Freylassung des dänischen Bauern sich vorlesen lassen. Dieselbe ist nun gedruckt.

Der Senator Gregoire hat eine Abhandlung über den Einfluß des Christenthums auf die Abschaffung der Sklaverey vorgelesen, und seine Untersuchungen über die Dienstbotenklasse beendigt. Unter andern theilt Hr. Gregoire einen Vorschlag zur Errichtung einer Gesellschaft zu Gunsten der Dienstboten mit.

Von Hrn. Dupont de Nemours hat das Institut eine Schrift über die moralische Freyheit, und eine andre über die alte italienische und französische Orthographie angehört.

Der Graf de la Borde hat die Aufmerksamkeit der Mitglieder durch eine Schrift über die Zeiten des Ritterwesens und die Sitten des Mittelalters angezogen.

Zuletzt hat Hr. Raynouard seine Nachsuchungen über den Ursprung und die Bildung der romanisch-provenzalischen Sprache mitgetheilt, als ein Bruchstück der Einleitung zu seinem französischen Wörterbuche, womit er sich seit einiger Zeit beschäftigt.

Nro. 175.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 23. Julius, 1813.

Neue Lande, neues Leben,
Frische Fluren, frisches Herz!

v. Chezy.

Umrisse aus Italien.
1795.
1.
Novi.

Es waren so gewaltige Regenströme vom Himmel gestürzt, daß man schon im Wirthshause zu Voghera wegen der gefährlichen Scrivia uns äußerst besorgt machte. Dieser Fluß, der oft in wenigen Stunden wüthend und verheerend überschwillt, verschlang, noch im vergangenen Jahre, eine Reisegesellschaft mit Pferden und Wagen. Bald begegneten uns auch viele Leute, die sämmtlich darin übereinstimmten, daß die Scrivia in diesem Augenblicke schlechterdings keine Durchfahrt gestatte, und daß der Tollkühne, welcher auf ein solches Beginnen, trotz der augenscheinlichen Gefahr, dennoch starrköpfig zu beharren gemeint sey, muthwillig und freventlich das Leben in die Schanze schlage.

Unsre kecken Phaetone liessen durch solche Reden sich nicht aus dem Gleise drängen, sondern behaupteten wohlgemuth, daß wir sicher auf einen Prahm rechnen dürften, der bey plötzlichen Ueberschwemmungen immer pünktlich herbeyzueilen pflege. Zwey Miglien jenseits Tortona, erblickten wir die Scrivia:

. . . . Lapides adesos
Stirpesque raptas . . . .
Volventem . . . non sine montium
Clamore vicinaeque silvae.

Hor.

Der verheißne Prahm hatte wirklich sich schon eingestellt. Er glich aber mehr einem abgedankten und vermorschten Wrack, als einem rüstigen und widerhaltenden Fahrzeuge. Ihm einen schwer bepackten Reisewagen anvertrauen, war allerdings ein gefährliches Hazardspiel. Indessen es galt; wir thaten also das Unsrige, und überliessen das Weitere den hülfreichen Göttern.

Um der Nässe des durchregneten Bodens willen war die hohe Gebieterinn unsrer kleinen Karavane, gefahrverachtend wie immer, anfänglich fest entschlossen, im Wagen über den, von Minute zu Minute furchtbarer aufbrausenden, Fluß zu setzen.

Man beschwor sie, bey ihrem Leben einem solchen Beginnen zu entsagen, und nicht nur die Berline, sondern auch die Chaisen, so erleichtert als möglich, überschiffen zu lassen. Die dringende Lebhaftigkeit unsres Tons hatte den gehofften Erfolg. Die Fürstinn verließ nicht nur selber den Wagen, sondern befahl auch den Hinterkoffer davon loszuschrauben. Mir war, als hätte dieser Augenblick über die Rettung eines Menschenlebens entschieden. Daß mein ahnendes Gefühl hierin mich keineswegs betrogen hatte, davon führte die nächste Viertelstunde den unzweydeutigsten Beweis. Die Pferde wurden abgeschirrt. Man schickte sich an, den großen Wagen in den Prahm zu schieben, ging aber dabey so verkehrt und gedankenlos zu Werke, daß er umschlug, und ohne die bedeutende Verminderung seines Gewichts unvermeidlich ein Raub der empörten Fluth hätte werden müssen. Indeß ward er,

wiewol mit strenger Noth, noch glücklich durch die vereinten Kräfte der Fährmänner und einiger Hirten, deren Rinderherden in der Nähe weideten, geborgen. Der ganze gefahrvolle Transport war das Resultat einer höchst langweiligen Stunde. Auf diese Weise wurde das Leben aus einem äußerst bedenklichen Handel gezogen. Denn die Gewässer stiegen sichtlich höher, und am nächsten Tage würde schwerlich der Prahm, wegen Ermanglung einer Anfuhrt, sein Geschäft noch haben fortsetzen können.

Gegen Sonnenuntergang empfing uns die schön gebaute Stadt Novi, umringt von den herrlichsten Bäumen und heitersten Landhäusern. Nordwärts ist Novi der erste, den Reisenden freundlich ansprechende, Ort im Gebiete der weiland meerbeherrschenden Republik Genua.

Die Wohnungen der adelichen Geschlechter zeichnen sich durch kolossale al Fresco gemahlte Wappenschilder, die meistens oberhalb des Haupteinganges angebracht sind, vor den Wohnungen der Bürgerlichen aus.

Das Wappen des alt-genuesischen Stammes Cambiasi frappirte mich seiner Originalität wegen: zwey Hunde, die mit den Vorderpfoten eine lothrecht gestellte Leiter in der Schwebe halten. Das offenbar Sinnbildliche dieser Vorstellung lässt eine rechte artige Deutung zu.

Der erste Cambiasi, der sich durch ausgezeichnete Kriegs- oder Friedensthaten des Adelsbriefs werth machte, erstieg die Leiter der Ehre bis zur höchsten Sprosse, weil Freundestreue sie mit fester Beharrlichkeit vor dem Umschlagen bewahrte.

2.

Voltaggio.

Ueber Novi brach, während unsrer dortigen Einkehr, eins der furchtbarsten Gewitter aus, die vielleicht seit Jahrhunderten Himmel und Erde zum Erzittern brachten. Der Luftkreis war ununterbrochene Gluth und immerwährendes Krachen. Siebenmal fiel der Wetterstral auf Kirchen und Häuser, jedoch ohne zu zünden. Hätte Shakespear den König Lear in einen solchen Kampf der Elemente hinausgestoßen, gewiß er hätte, zu seinem Heil, früher das Leben, als den Verstand verloren.

Ueber die Blitzableiter, womit unter Deutschlands Hauptstädten Stuttgart und Mannheim zur Ehre Franklins und der Aufklärung am stärksten bewaffnet sind, kam es, von den Ebenen der Lombardie bis zur Meerenge von Messina, nur noch selten, und immer ohne den beabsichtigten Erfolg, zur Sprache. Die Geschichte des fruchtlosen, zu Siena in dieser Hinsicht gewagten, Versuchs hat Lichtenbergs lucianischer Satyr, den Wahrheit und Vernunft sehr weit über die angestammte Waldnatur hinaus veredelten, gewissenhaft für die Nachwelt aufbewahrt.

Durch wolkenbruch-ähnlichen Regen war der Fluß Lemo, welcher uns unterhalb der Festung Gavi zum Durchfuhrten erwartete, wie der Bericht eines nach Novi zurückkehrenden Kouriers lautete, so mächtig angeschwollen, daß wir die Abfahrt erst gegen Mittag unternehmen konnten. Nach der gewohnten Regel verläuft sich das Wasser dieses wetterlaunigen Flusses eben so schnell wieder, als es anwächst.

Etwa zwey Miglien von Novi gelangten wir auf einen Hügel von welchem unsern überraschten Blicken die Alpen sich in ihrer weitesten Ausdehnung darstellten. Hier wurde mir zum ersten Male der große Anblick des Mont-Rosa, vor dem der Montblanc, dieser höchste Berg-Koloß unsrer Halbkugel, nur zwanzig Toisen Höhe voraus hat.

Am Ufer des Lemo waren sogleich wenigstens zwanzig Kerle mit zigeunerfarbigen Banditen-Gesichtern bey der Hand, die mit aufdringender Unverschämtheit sich erboten, neben dem Wagen herzuwaten, welcher, nach ihrem Dafürhalten, auf keine Weise der unaufhaltsam fortreißenden Gewalt des Flusses widerstehen könne, wenn er nicht von ihnen aus Leibeskräften gestützt würde. Ihr Antrag ward von so heftigen Geberden des pochenden Ungestüms begleitet, als wenn es die Behauptung eines uralten Privilegiums auf Leben und Tod gegolten hätte. Der Frage, wo sie denn eigentlich ihre vierzig Hände allzumal anzulegen gedächten, folgte die Antwort, daß sie einander ablösen müßten.

Indem wir umsonst bemüht waren, dem überlästigen Gesindel begreiflich zu machen, daß vier Hände zum Wagenhalten vollkommen hinreichend wären, wusste einer von den Lakaien plötzlich Rath. Er hatte den gesunden Einfall, ein Paar Pistolen hervorzuziehn und die Ladestöcke einige Mal darin auf- und abspielen zu lassen. Dies Manöver schlug besser an, als unsre Vernunftgründe, und wir verschafften uns endlich Luft. Nur zwey dieser Sanskülotten, also gerade so viele, als wir deren bedurften, eskortirten uns durch die Furth. Der Fluß war aber schon wieder so tief gefallen, daß ihnen das Wasser nur an einer einzigen Stelle, wo die Strömung am stärksten war, bis an den Gürtel reichte, und wir folglich ihres Beystandes kaum bedurft hätten.

So werden in Italien unablässig dem unkundigen Fremdlinge Dienstleistungen, als absolut nothwendig, aufgedrungen, deren er eben so leicht entrathen kann, wie der Vogel des Aërostaten. Noch Tages zuvor hatte die schwarzbraune Gaunerbande von einem deutschen Kaufmann gegen zwey Louisd'or erpresst.

Die elende Nachtherberge im Dorfe Voltaggio verdanken wir einem zerbrochenen Rade. Meine Kammer empfängt ihre Beleuchtung durch ein auf's Gerathewohl gebrochenes Mauerloch, das weder viereckig noch rund ist, und vor welchem ein Stück Segeltuch als Gardine flattert. Das Bett streitet mit dem zu Voghera um den Preis

der Unwirthbarkeit, und rühmlich trägt es ihn davon: denn statt der Pferds-Haare dort stopfte man hier die Matratze mit Hobelspähnen aus.

Auf die mürrische Anfrage, wie vielerley Insekten-Arten dieser verpestete Kerkerwinkel, außer den unerträglichen Mosliten, noch weiter hege, gab mir der skoptische Gastwirth, der die mancherley Schattirungen meiner Mißlaune mit einer Art von boshaftem Wohlbehagen zu beobachten schien, ganz unbefangen und kalt, wie man von einer Sache redet, die sich von selbst verstehe, indem er noch das Abzählen an den Fingern mit in sein mimisches Interesse zog, folgenden höchst untröstlichen Bescheid: Pulci, pedocchi, cimici e scorpioni.

Jacob Mitchell,
blind, stumm und taub geboren.

(Fortsetzung.)

Mehr als ein Jahr nachher hatte ein kleiner Knabe seines Alters, der in seinem väterlichen Hause diente und sein Gespiele war, den nämlichen Anfall, und musste deßhalb auch lange Zeit sitzend zubringen.

Der junge Mitchell bemerkte, daß sein Kamerad länger als gewöhnlich in dieser Stellung bleibe, betastete ihn mit aller Aufmerksamkeit, und bemerkte, in dem er die Bandage, die derselbe an seinem Fuße hatte, berührte, was die Ursache sey, die ihn bewog, so lange auf dem Stuhle sitzen zu bleiben. Er ging nun sogleich in eine Dachkammer, wo Meubles aufbewahrt wurden, unter denen er den kleinen Schemel aufsuchte, der ihm einst zur Stütze gedient hatte; hierauf brachte er ihn in die Küche, und setzte den kranken Fuß seines Freundes ganz sanft darauf hin. *)

Er schien einst durch die Berührung ein Pferd zu erkennen, das seine Mutter wenige Wochen zuvor verkauft hatte; der Reuter stieg davon ab, einzig um seine Einsicht auf die Probe zu stellen. Mitchell ergreift das Pferd sogleich, führt es in seinen Stall, nimmt ihm Sattel und Zaum ab, steckt ihm Heu vor, und begibt sich, nach dem er den Stall abgeschlossen, und den Schlüssel eingesteckt hatte, wiederum hinweg.

Er kennt genau den Gebrauch der gewöhnlichern Haus-Geräthe; und es ist für ihn immer ein großes Vergnügen, seine Kenntnisse in dieser Hinsicht zu erweitern. Er besucht besonders gern die Werkstätten der Wagner und anderer Handwerksleute, hauptsächlich in der Absicht, den Gebrauch ihrer Instrumente, und ihre Arbeiten genauer kennen zu lernen.

Oft unterstützte er die Arbeiter in der Meierey in ihren Verrichtungen, vorzüglich im Reinigen der Ställe. Er suchte oft die schadhaften Mauern des Meier-Hauses auszubessern, und versuchte es sogar, kleine Häuschen von Rasen zu bauen, an denen er Oeffnungen anbrachte, die den Fenstern ähnlich sind.

Man versuchte mehrere Mittel, ihn Körbe machen zu lernen; aber es schien ihm an der nöthigen Ausdauer zu fehlen, um seine Arbeit zu vollenden. Er schien auch eine Idee von Mein und Dein zu haben, indem er gewisse Dinge als ihm angehörig schätzte und aufbewahrte, andere aber, von denen er wusste, daß sie gewöhnlich von Andern gebraucht werden, gar nicht benutzte.

Wenn man ihm auf eine sanfte Weise zu erkennen gibt, daß er gefehlt habe, so bezeugt er Reue; im Gegentheil aber, wenn man ihn etwas rauh behandelt, geräth er leicht in Wuth. Er befindet sich nicht ganz wohl, wenn er von seiner Familie getrennt ist; und im Anfang zeigte er sich bekümmert, wenn man ihn von denjenigen Personen trennte, die ihn gewöhnlich umgeben.

Im Jahr 1808 führte ihn sein Vater nach London, um ihn von einem Chirurgen behandeln zu lassen. Man durchstach ihm in beyden Ohren das Trommelhäutchen, ohne irgend einen merklichen Erfolg. Man operirte ihm auf dem linken Auge den Staar, so gut es sich bey seinem heftigen Widerstand thun ließ, aber auch ohne allen Erfolg.

Im Jahr 1810 wurde er von neuem nach London gebracht, wo Hr. Wardop, der seinen Kopf in eine Maschine brachte, so daß er ganz unbeweglich bleiben musste, ihm die nämliche Operation auf dem linken Auge machte, und zwar mit einem Erfolg, der alle Hoffnungen übertraf; sein Gesicht wurde um Vieles verbessert, und die Veränderung, die an seinem Auge vorging, lässt noch einen befriedigendern Erfolg erwarten.

Im Juni 1811 verlor dieser Unglückliche seinen zärtlichen und achtungswürdigen Vater, seinen Führer und seine Stütze. Die Gefühle, die in ihm der Tod und das Leichenbegängniß erregten, werden von verschiedenen Personen verschiedenartig erzählt. Einige seiner Verwandten lassen ihn seinen Verlust tief fühlen. Aber nach den Aussagen seiner Schwester und des Hrn. Gordon erregte das Neue der Umstände, die er wahrnahm, nur seine Aufmerksamkeit, seine Neugierde und sein Erstaunen; nicht aber die ihm oben verliehenen Gefühle, die eine genauere Kenntniß des Natur-Wechsels voraussetzen würden, dem sein Vater unterlag. Es ist leicht möglich, daß der Ausdruck seiner Empfindungen die damals Anwesenden in Irrthum geführt hat.

Früher hatte es ihm Vergnügen verschafft, ein todtes

---

*) Einen ähnlichen Zug erzählt Hr. Irwine. Mitchell's Schwester kam von einem Ausgange nach Haus. Als sie in das Zimmer trat, bemerkte Mitchell (wahrscheinlich durch den Geruch) daß sie feuchte Schuhe anhabe. Er näherte sich ihr, um sich davon zu versichern, und litt nicht, daß sie sich niedersetzte, ohne dieselben zu wechseln.

Huhn in seinen Schoß zu legen, das ihn, wenn er es von da auf den Boden fallen ließ, sehr lachen machte. Aber der Leichnam seines Vaters war der erste todte menschliche Körper, den er zu berühren Gelegenheit hatte; auch erregte derselbe bey ihm großes Erstaunen und Ekel. Er betastete den Leichnam noch im Sarge, und nachdem er am Abend dem Leichenbegängniß gefolgt war, schlug er auf die Stelle, wo sein Vater war begraben worden, mit den Händen hin.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, July.

Das Theater an der Wien hat einige neue und einige alte Stücke zum Vorschein gebracht, die nach Beschaffenheit des darauf verwendeten Pupes mehr oder minder gefallen. Zu den Erstern gehört Klingemanns dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen: Deutsche Treue. Der Stoff ist aus der vaterländischen Geschichte genommen, und bezieht sich auf den Streit Friedrichs und Ludwigs um die Kaiserkrone. Die Bearbeitung ist gelungen im wahren Geiste des Drama's, die Charakterzeichnung scharf und fest, die Sprache korrekt und würdevoll, zuweilen jedoch sentenzenartig, und die Verbindung der Scenen mit Einsicht geschehen. Die Darstellung entsprach dem Gegenstande. Die Haupt-Rollen befanden sich in den Händen des Hrn. Grüner, (Friedrich von Oestreich), und Ochsenheimer, (Ludwig der Bayer.) Sie wurden im Ganzen sehr brav gegeben. Letzterer vorzüglich bewährte sich in der Darstellung als tiefdenkender Künstler, der jede Schattirung der Empfindung aufzufassen und auszudrücken weiß. Ersterer spielte gelassener und sprach richtiger als sonst. Es ist auch endlich Zeit, daß dieser Künstler nicht blos durch ein kraftvolles Organ und ein vortheilhaftes Aeußere zu wirken sucht, sondern auch die häufigen Fehler der Deklamation und die gewaltigen Helden-Aktionen ablegt, die ihn bisher zum Gegenstand eines allgemeinen Tadels machten. Wer für Andeutungen einer gesunden Kritik nicht empfänglich ist, bleibt stets im Hintergrunde. Auch die übrigen Rollen wurden mit Auszeichnung gegeben. Ganz vorzüglich boben Hr. Rüger, (Rudolph), und Hr. Demmer, der Jüngere, (Prinz Stephan), die ihrigen ꝛc.

Zum ersten Mal erschien auch das bekannte Schauspiel in vier Aufzügen: Die Folgen einer einzigen Lüge, von Spieß, dessen vollendete Darstellung den Beweis lieferte, daß das Personale des Theaters an der Wien nicht blos zu Spektakel- und hochtragischen, sondern auch zu Konversations-Stücken wohl zu verwenden ist. Wir besitzen in dieser Hinsicht an Hrn. Rüger ein überaus brauchbares Mitglied. Er gab den Kaufmann Leser mit einer seltnen Richtigkeit und Bestimmtheit, und trug im Verein mit seiner Frau, (Mad. Müller), ganz eigentlich zu der guten Aufnahme dieses Schauspiels bey. Er ist noch sehr jung und berechtigt daher zu den größten Erwartungen. — Von den Damen verdienen Wilhelmine und Sophie, (Dlle. Karoline Teimer und Mad. Gottdank), wegen Richtigkeit des Sprechens und Konsequenz des Spiels rühmliche Erwähnung. Neben Hrn. Rüger zeichnete sich Silnig, (Hr. Demmer), durch schöne Anordnung des Karakters, und dessen Bedienter, (Hr. Gottdank), durch richtige Auffassung und Durchführung des seinigen aus; Letzteres ist um so lobenswerther, als Gottdank eigentlich der Oper angehört, und das ursprünglich prosaische Spiel außer seinem Wirkungskreise zu liegen scheint.

Mit einer neuen Ausstattung sahen wir die Opern Don Juan, mit Musik von Mozart, und Raul Blaubart. In Beyden gab Hr. Forti, ein unlängst engagirtes Mitglied, die Haupt-Rolle. Er hat eine kräftige, volle Stimme und eine gute Gesangmethode; allein es mangelt ihm an Leichtigkeit, Rundung und Zweckmäßigkeit der Bewegung, überhaupt aber an Anstand und Haltung. Sein Dialekt ist lokal, der Vortrag seiner Prosa eckig und unangenehm ins Ohr tönend. Er befindet sich mit Hrn. Wild, dem Tenoristen, in gleichem Falle. Sehr gern hört man Beyde singen, allein schon in den ersten Zeilen des Dialogs erkennt man den Mangel einer gehörigen Ausbildung. Es ist ein großer Verlust für die Kunst, wenn die von der Natur mit einer schönen Stimme ausgestatteten Personen bereits die höchste Stufe erklimmt zu haben wähnen, und im Selbstgefühl ihrer Vortrefflichkeit Alles verschmähen, was sie erst zu wahren Künstlern bilden kann. Als Don Juan erscheint Hr. Forti mittelmäßig, und das fühlen wir um so stärker, da Hr. Ehlers uns mehrmals das Muster der Darstellung geliefert hat; als Blaubart ist er in Rücksicht des Spiels kaum zu kritisiren. Sehr schön soll Hr. Meyer, dieser um unsre Oper sehr verdiente Veteran, ehemals die Rolle gegeben haben. Mad. Grünbaum, geborne Müller, vom Prager Theater, gab die Marie, als Gastrolle. Wir sahen sie als Prinzessinn von Navarra, als Julia in der Vestalin und als Amazilli in Ferdinand Cortez. Sie besitzt eine schöne, reine, umfassende Stimme, zum Theil aber veraltete Gesang-Manieren und ein sehr fehlerhaftes Spiel. Sie spricht nicht einmal dialektfrey. Vorzüglichen Tadel verdient ihr Gang, bey dem der Körper sich auf die linke Hüfte stützt, und ihre Aktion, die in einem immerwährenden Ausstrecken der Arme ohne Wahl und Zweck besteht. Unendlich weit steht sie hierin der Dlle. Buchwieser, der einzigen wahren Prinzessinn von Navarra, — nach. Die Dekorationen dieser beyden Opern sind recht schön, die von Don Juan aber ist nicht überall zweckmäßig. Ueberhaupt hat man diese letztere Oper wiederum so beschnitten und zugestutzt, daß man in Gefahr ist, ihren ursprünglichen Werth zu verkennen.

Auch die berüchtigten Schwestern von Prag, Singspiel in zwey Aufzügen, bearbeitet von dem bekannten Parodien-Fabrikanten, Joachim Perinet, bey unsrer Leopoldstädter Bühne, mit Musik von Müller, hat man der Vergessenheit wieder entzogen. Niemand weiß aber, ob es zum Nutzen der Kasse oder deshalb geschehen ist, weil Hr. Häser die Arie im zweyten Akt auf eine ganz besondre Weise durch Anwendung der Falset-Töne vorzutragen weiß. Wir gestehen, sie auf diese Art nie gehört zu haben. Es dahin zu bringen, muß ein eignes Studium kosten. Den übrigen Unsinn des Singspiels läßt man sich der Arie wegen gefallen. Die Kasse befindet sich wohl dabey, und so ist der ökonomische Vortheil mit dem Kunstgenuß verbunden. Welches die Haupttendenz der Theater-Verwaltung seyn mag, wollen wir dahin gestellt seyn lassen. Den Schneider Weywey gab Hr. Baumann vom Hoftheater als Gast. Er ist ein Spaßmacher, der bey weitem unsern Komiker Hasenhut nicht erreicht.

Seit der Zeit, als die Richtigkeit der Deklamation in einigen unsrer Flugschriften zur Sprache gekommen ist, und man unter Andern auch dem Schauspieler Grüner, welcher im Deklamiren einstmals Unterricht ertheilte, bewiesen hat, daß er fehlerhaft spreche, verlegt man sich mit einem solchen Eifer auf dieses Studium, daß auch einer unsrer Kaffeewirthe, (Kaffeesieder), an einem bestimmten Wochentage Schiller'sche Gedichte seinen Gästen verdeklamirt. Er wird recht lebhaft applaudirt. Vielleicht folgen Mehrere seinem Beyspiele.

(Der Beschluß folgt.)

Nro. 176.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 24. Julius, 1813.

Ihrer Geweihten Kreis umschwebt der Scherze
Chor und süßer, als Hebens Nectarschale
Ist dein Rosenbecher, o Freude, deinen
Glücklichen Kindern.

v. Köpken.

Scene aus dem kleinen Lustspiel: Die Talent-Probe. *)

Von F. W. Gubitz.

Waller. Minna, (als Student Mundus.)

Minna (kommt keck herein und singt nach dem Landesvater.)

Immer schweben,
Muß das Leben,
Bis man sich von hinnen trollt.
Frische Laune macht zum Gotte;
Bey der trägen Grillenrotte
Kommt man in des Teufels Sold.
(sieht Waller.)

Guten Morgen, alter unbekannter Herr! Wollen Sie Demoiselle Waller auch ein Bischen die Cour machen?

Waller. Nein, deshalb bin ich wahrhaftig nicht hier.

Minna. Wären auch auf Irrwegen, denn (auf sich weisend) hier wohnen auch Leute!

Waller. Sie sind also hier, um die Cour zu machen?

Minna. Ja, man versuchts, hat man eben nichts Besseres zu thun. Und wenn man auch einmal das Collegium darüber versäumt!

*) Zu dem Lustspiele, der Beruf, hatte ich einige Scenen geschrieben, weil man es wünschte, und eben deshalb schrieb ich mehrere, bis ich am Ende das Ganze umstaltete, ihm eine neue verstärkte Intrigue gab, und Alles bis auf den Titel umschuf. So ist es nun völlig mein Eigenthum, worauf ich eben nicht großen Werth lege, und die Kleinigkeit erscheint im Druck (Berlin, in der neuen Societäts-Verlags-Buchhandlung) eben so, wie sie jetzt auf der Berliner Bühne gegeben wird. Gz.

Waller. Kennen Sie das Sprichwort nicht: Ordnung ist das halbe Leben?

Minna. Kann seyn! Unordnung aber ist die andere Hälfte! So ein Collegium kann man nachholen; was man aber bey Damen versäumt, holt kein Gott nach.

Waller. Sie scheinen ein arger Freund der Damen.

Minna. Wäre die Welt nur voll trockener Gelehrten, aufgeschwemmter Stadtpolitiker, bramarbasirender Militärs, wuchernder Kaufleute, naseweiser Studenten et caetera, mit einem Wort, gäb's keine Weiber, man merkte es im ersten Augenblicke, daß die Welt ein großes Tollhaus ist; so aber kommt man nur nach und nach dahinter.

Waller. Wie so?

Minna. Man wird durch ein hübsches Gesicht mit toll; man liebt, und das ist eine reizende, Alles vergessen machende Tollheit.

Waller. Eine schöne Erklärung der Liebe! Aber mit dem „man liebt" ist's doch nicht abgethan, man muß auch geliebt werden.

Minna. Ich bin und bleibe ein Sausewind, und damit gelingt's. Die Weiber lieben frisch weg, der erste Eindruck thut Alles: der, den man lieben lernen muß, kommt bey Ihnen zu kurz.

Waller. Sie haben für Ihre Jugend viel Erfahrung.

Minna. Die feurigen Augen der Damen haben mein Herz zu einem Treibhause gemacht, da ist manches schnell aufgeblüht.

Waller. Wird auch schnell wieder abblühen.

Minna. Kann seyn! Dann treibt man in den Hafen, nimmt sich eine Frau, obgleich Paulus in der ersten Epistel an die Corinther, Cap. 7, Vers 38, sagt: Welcher heirathet, thut wohl; welcher nicht heirathet, thut besser. Ich wollte, wir verheiratheten wie die Neu-Griechen: da kriegt das Brautpaar bey der Hochzeit unsanfte Püffe, damit es sich an dergleichen gewöhnt.

Waller. So lustige Burschen müssen gar nicht heirathen, sie beugen sich hernach in der Regel unter den Pantoffel.

Minna. Nein, so viel Egoismus werd' ich nicht haben.

Waller. Egoismus?

Minna. Ist es nicht Egoismus, wenn man sich vor seiner Frau, id est: vor seiner eignen Rippe beugt?

Waller. Sie sind ein Spaßvogel. Aber sagen Sie: Was studiren Sie denn eigentlich?

Minna. Alles, vorzüglich aber die Rechte!

Waller. Wenn Sie Alles studiren, werden Sie denn auch die tiefern Gründe der Rechtsgelehrsamkeit durchschauen?

Minna. Gründe? Die braucht man ja nicht immer! Wenn die Gerechtigkeit immer nach Gründen ginge, gäbe man ihr kein Schwert in die Hand. Aber wir stehen hier, mit Respekt zu sagen, wie die Narren. Da ist Wein, kommen Sie her, wir wollen unsere Bekanntschaft machen.

Waller. Na, mir ist's recht! Wenn man sich nichts nimmt, kann man hier ohnehin verhungern.

(Minna hat eingeschenkt, sie stoßen an.)

Minna. Ich heiße Mandus, bin ein lustiger Student, und ein Mensch, der thut, als wüßte er viel. Wenn ich aber Alles wüßte, was ich nicht weiß, ich gäbe gleich Alles darum, was ich weiß. Nun kennen Sie mich ganz. Wer sind Sie denn?

Waller. Ich bin der Vater von Minna Waller.

Minna. Ey, der Teufel! Da haben Sie wol die Güte, und stellen mich Ihrer Tochter vor?

Waller. Haben Sie denn nicht ihre persönliche Bekanntschaft?

Minna. Nein! Ich bin eben zum ersten Male hier. Ihre Tochter hat neulich einen Studenten gespielt. —

Waller. Was? Studenten spielt meine Tochter auch?

Minna. Nun ja! Heute wieder. Da wollt' ich ihr nur einige gute Lehren geben, wie sie die burschikose blühende Lustigkeit besser darstellen soll.

Waller. Na, das werden Sie ihr wol beybringen.

Minna. Nun weiß ich aber doch erst wer, nicht was Sie sind.

Waller. Ich bin ein Kaufmann.

Minna. O weh! dazu paß' ich nicht. Nie verkaufen, immer kaufen, und dann verschenken, das ist so meine Art.

Waller. Da können Sie vom Gelde kommen.

Minna. Das merkt mein Papa. Er schreibt mir oft: er habe viel Mühe, sein ererbtes Vermögen in dieser Zeit zusammen zu halten. Meinen Erben will ich die Mühe sparen. Alles müßte gemeinschaftlich seyn. Ich lobe den seligen heiligen Columban in Irrland, der bestrafte das Wörtchen mein immer mit sechs Geißelhieben. Du lieber Gott, was würd' er in dieser gefährlichen Zeit zu thun haben!

Waller. Bey dem Gemeinschaftlichen würden Sie am Ende selbst wenig behalten.

Minna. Wenn ich meinen fröhlichen Sinn, also mich selbst, rette, sagt' ich am Ende wie der flüchtende griechische Stoiker, Stilpon; als man ihn fragte: ob er bey dem Aufruhr im Vaterlande nichts einbüßte, antwortete er: Den Göttern sey Dank, nein! Nur meine Frau, meine Kinder und meine Güter hab' ich verloren; Alles, was mir eigenthümlich angehört, hab' ich noch!

Waller. Das ist mir zu stark!

Minna. Aber hören Sie, nun weiß ich immer noch nicht, was Sie eben hier treiben?

Waller. Ich kam gestern aus Amerika. —

Minna. Sie sind in Amerika gewesen? Sapperment, warum haben Sie mich denn nicht mitgenommen?

Waller. Was wollten Sie denn dort?

Minna. Das weiß ich jetzt nicht, aber unterwegs wär' es mir gewiß eingefallen.

Waller. So würden Sie aber Ihre Studien unterbrechen?

Minna. Dann hätt' ich mir eine Anweisung auf Glück gegeben. Wer wenig gelernt hat, läßt sich protegiren, und fährt gut; wer viel gelernt hat, will sich nicht protegiren lassen, und fährt schlecht! Ich schrieb das meinem Vater, will aber was lernen; wenn's mir dann unglücklich geht, bin ich nicht Schuld, ich hab's gesagt! In Amerika wär' ich aber doch gern gewesen.

Waller. Aber Ihr Vaterland hätten Sie doch nicht gern verlassen?

Minna. Mich umfangen Götterbande!
Wo es gute Menschen giebt,
Wo man lacht und wo man liebt,
Bin ich stets im Vaterlande.
Himmel hier und Himmel da;
Ubi bene, ibi patria!

Waller. Sie sind ein drolliger Mensch!

Minna. Der Ernst ist die Rinde der Weisheit! sagt ein indischer Philosoph, und ich setze hinzu: der Scherz ist der Kern. Doch jetzt will ich hören, ob mein Professor heute was Kluges sagt; wenn nicht, komm ich gleich zurück, und Sie müssen mir von Amerika erzählen, oder ich bringe Ihnen heute Abend ein Pereat. Wol-

len Sie aber mich einmal besuchen, da schräg über, so finden Sie eine Flasche Rheinwein und ein redliches Herz. Gott befohlen! (ab.)

Jacob Mitchell, blind, stumm und taub geboren.

(Beschluß.)

Als der Schneider kam, um ihm ein Trauerkleid anzumessen, führte er ihn in das Zimmer, wo sein Vater gestorben war; er hängte seinen Kopf und seinen Hals rücklings, zeigte auf das Bett hin, und führte ihn dann auf den Gottes-Acker an die Stelle hin, wo der begraben lag, dessen Schicksal er ihm beschreiben wollte. Vor Kurzem war er selbst sehr krank, und das Bett, wo man ihn zuerst hinlegte, war gerade dies, worauf sein Vater gestorben war; weßwegen er auch keinen Augenblick darauf liegen bleiben wollte, und sich sehr zufrieden und gehorsam bewies, als man ihn in ein anderes Bett gebracht hatte.

Kurz nach dem Tode seines Vaters bemerkte er, daß seine Mutter sich nicht wohl befinde, und das Bett hüte, worüber er Thränen vergoß.

Drey Monate nach dem Tode seines Vaters kam ein Geistlicher Sonntags Abends in das Haus; der junge Mensch wies auf die Bibel seines Vaters hin, und gab der ganzen Familie ein Zeichen, niederzuknien.

Seine Schwester erfand einige Mittel zur gegenseitigen Mittheilung zwischen ihm und denjenigen, die ihn umgeben, Mittel der Mittheilung, die ihm die Natur so sehr versagt hat. Durch verschiedene Arten des Berührens giebt sie ihm ihre Zufriedenheit oder ihr Mißvergnügen zu erkennen; besonders gelangt sie zu diesem Zweck, indem sie seinen Kopf berührt. Sie giebt ihren Berührungen verschiedene Stufen von Stärke, und verschiedene Formen; und das Kind scheint den Sinn ihrer jedesmaligen Andeutung schnell zu fassen. Will sie ihm ihr vollkommenes Wohlgefallen beweisen, so schlägt sie ihm ganz leicht, zu verschiedenen Malen, und mit einer Liebe ausdrückenden Eile an den Kopf, den Rücken, oder die Hände.

Das nämliche Zeichen, doch bedächtlicher gegeben, beweist nur ihre Billigung ohne Lob; und um ihr Mißfallen auszudrücken, ist es genug, jedes Zeichen der Billigung zu unterlassen, und ihn sanft zurückzuweisen; diese Zeichen verfehlen nie ihren Endzweck. So erfand sie auch nach und nach eine Sprache durch den Gefühls-Sinn; nicht allein für einige der gewöhnlichsten Mittheilungen, sondern auch um das Kind mit gewissen Gesetzen der Moral und der Sittlichkeit bekannt zu machen. Um ihm noch andre Erkenntnisse zu geben, die ihm fehlen, gebraucht sie eine andre Zeichen-Sprache, mittelst der sie ihm Ideen beybringt, die nicht in den einfachen natürlichen Zeichen liegen. Zu einer Zeit, wo seine Mutter abwesend, und er darüber sehr in Unruhe war, beruhigte ihn seine Schwester folgender Maßen: sie legte ihm den Kopf so oft auf sein Kissen, als er noch Nächte zubringen mußte, bis seine Mutter zurückkehrte.

Bey einer andern Gelegenheit gab man ihm zu verstehen, daß er noch zwey Tage warten müsse, bis er ein neues Kleid bekomme, indem man ihm zweymal die Augen schloß, und zweymal den Kopf neigte. Die Art, wie er seine Ideen andern mittheilt, ist ausgezeichnet einfach. Einst drückte ihm Hr. Gordon das Auge; das Kind streckte seinen Arm aus gegen die Ferne hin, gleichsam um anzuzeigen, daß dieses Drücken ihn an die Operation erinnere, die man in dem entferntesten Orte, den er besuchte, an ihm vollzogen habe. Wenn er etwas zu essen wünscht, deutet er auf den Ort hin, wo die Nahrungsmittel verwahrt werden. Will er seinen Freunden zeigen, daß er zum Schuhmacher gehen will, so ahmt er die Bewegungen der Schuhmacher nach.

Obgleich man ihm aber auf keine andre Weise irgend eine Erkenntniß beybringen kann, als durch Berührung eines Theils seines Körpers, so hat er doch nie dieses Verfahren bey Andern gebraucht, um ihnen seine Gedanken mitzutheilen. Nun möchte zwar hieraus nicht gefolgert werden dürfen, daß er seine Zeichen auf das Gesichts-Organ Anderer berechne; inzwischen muß er doch auf irgend eine Art in Erfahrung gebracht haben, daß andre Menschen ein anderes Mittel haben, seine Zeichen zu verstehen, als nur allein das des Befühlens; ein Mittel, von dem er sich ohne Zweifel kein Idee machen kann, indem er selbst dessen beraubt ist.

Er scheint keine Kenntniß von Wesen zu haben, die über den Menschen erhaben sind; weßwegen ihm auch alle religiöse Gefühle fremd sind, die einen der Haupt-Charakter-Züge der menschlichen Vernunft auszumachen scheinen.

Noch einiges zur Charakteristik der heutigen Aegyptier, nach Savarest.

Wenn ein Aegyptier seinen Shawl der ganzen Länge nach um den Kopf gewickelt, und unter dem Kinne gebunden trägt, so daß die Enden desselben hinten über die Schultern herabfallen, so ist dies ein Zeichen von Trauer und tiefer Betrübniß.

■

Den Schnurrbart lassen sich die jungen Aegyptier wachsen, und schneiden ihn einzig ab, wenn etwa ein Schaden an den Lippen sie dazu nöthigt. Der Bart hingegen wird bis zur Zeit der Verheirathung abgenommen. Von da an läßt man ihn wachsen; doch tragen auch

alte Hagestolze und die Scheiks von allen Altern, wenn gleich unverheirathet, lange Bärte.

*

Etwas, das die Aegyptier durchaus nicht können, und worüber sie große Verwunderung bezeugen, wenn sie es von Europäern thun sehen, ist das Pfeifen mit den Lippen.

*

Muselmänner, Juden und Christen pflegen gegenseitig, doch einzig, um sich Gesundheit oder für ihre Weiber Fruchtbarkeit zu erbitten, die Heiligen derjenigen Religionen anzurufen, zu welchen sie sich nicht bekennen.

*

Wenn es einem Aegyptier daran gelegen ist, irgend eine wichtige Thatsache, von der er vermuthen kann, daß sie bezweifelt werde, glauben zu machen, so schwört er bey dem Leben, der Seele oder dem Gedächtnisse seiner verstorbenen Aeltern.

*

Die für die Feyer der Hochzeiten bey den Muselmännern bestimmte Zeit geht von dem allgemeinen Losungs-Zeichen für alle Festivitäten, dem Steigen des Nils, an bis in den Monat Ramaddan, der für alle mahomedanische Sekten Carneval und Fasten zugleich ist.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, July.

(Beschluß.)

Im Theater nächst der Burg, welches seit dem 1. July vier Wochen Ferien hat, erfolgte gegen Ende des vorigen Monats die Vorstellung eines Lustspiels in Versen nach dem Französischen von Castelli. Es heißt: Lully und Quinault, und ist eine schlecht gerathene Bearbeitung der Oper gleichen Namens, mit Musik von Nicolo Isouard. Aus Opern Lustspiele zu machen, ist ärger, als aus Lustspielen eine Oper, und wer dazu so wenig Gewandtheit, wie Hr. Castelli, hat, sollte sich gar nicht damit befassen. Man kann unsre Uebersetzer, von denen Joseph R. von Seyfried und Castelli die fruchtbarsten sind, immer todte Dichter nennen, denn etwas Selbstgeschaffenes geht aus ihnen nicht hervor. Und doch üben sie gleichsam das Monopol des Uebersetzens aus. Ersterer übersetzt die erwähnte Oper nunmehr für das Theater an der Wien, und wir hoffen uns durch die Musik und die Anlage der Handlung zu entschädigen, wenn auch die Bearbeitung Manches zu wünschen übrig lassen dürfte.

Professor Bayer, Virtuose auf der Flöte und Mitglied des Orchesters an der Wien, hat ein neues Instrument erfunden, worauf er sich nächstens hören lassen wird. Er hat nämlich die mit neun Klappen versehene Flöte etwa um ein Drittel verlängert, und noch acht Klappen hinzugefügt, durch deren Benutzung er den Mittelton zwischen Flöte und dem englischen Horn hervorbringt. Es geht bis ins tiefe G, drey Töne tiefer als auf der Flöte, und von derselben verschieden bis ins obere D. Es befinden sich solchergestalt an dem Instrumente siebenzehn Klappen, welche alle Finger der Hände, selbst die Daumen beschäftigen. Es hängt vom Virtuosen ab, ob er die neuen Töne in der Komposition allein hören lassen oder, mit Uebergehung der dahin wirkenden Klappen, mit der Flöte wechseln will. Man kann daher das Instrument als eine Flöte und zugleich als eine neue Erfindung betrachten. Hr. Professor Bayer nennt es Paneilon, (πανειλον, Gesamt-Flöte) und wird die nähere Beschaffenheit mit dem Fundamente selbst bekannt machen. Die Töne sind angenehm und kräftig, und in der Harmonie muß die Wirkung sehr überraschend seyn. Er hat es nach seiner Angabe vom Instrumentenmacher Koch hieselbst bauen lassen.

Die Haupt-Redaktion der Wiener allgemeinen Litteratur-Zeitung hat jetzt Hr. Hartmann, der Mitgehülfe des Privat-Sekretairs Sr. Excellenz des Ministers v. Metternich, Pilat, Redakteur des österreichischen Beobachters, übernommen. Er ist uns durch literarische Werke noch nicht bekannt.

Charade.

An einem schönen Sommertage
Ging Doris in den Birkenhain,
Und leis' entquoll der Brust die Klage,
Wo mag mein schlanker Lukas seyn?
Sie fand ihn, denkt euch ihre Wonne!
Sanft schlafend, lässig ausgestreckt
An meinem Ganzen, daß die Sonne
Nicht ihn, den holden Schläfer, weckt.
Doch kaum bückt sie sich zu ihm nieder,
Und haucht mein Erstes süß ihm zu,
So öffnen sich die Augenlieder
Des Heißgeliebten auch im Nu.
Als nun von seinem Arm umschlungen,
Ihr Mund auf seiner Stirne brennt,
Spricht sie, von Liebe sanft durchdrungen,
Was euch mein Zweit' und Drittes nennt.
Durchs Vierte schielt ein Faun mit Neide,
Wenn Amoretten, leicht und schön,
Als Lauscher der geheimen Freude
Auf seinen Zweigen schalkhaft stehn.

C. D. Schläfte.

Auflösung des algebraischen Räthsels in Nro. 170.

Die Anzahl der auf den Markt geschickten Tauben beträgt 18; die der wirklich verkauften 16 weil zwey davon flogen.

Die quadratische Gleichung, welche dabey aufzulösen ist, heißt:

$$xx - 2x = 288.$$

Die Auflösung gibt $x = 18$. Ganz regelmäßig wird man durch Aufstellung von zwey geom. Proportionen zu der erwähnten Gleichung geführt. Diese heißen:

$$\text{I.)} \quad x : 1 = 576 : \frac{576}{x}$$

$$\text{II.)} \quad x-2 : 1 = 576 : \frac{576}{x-2}$$

wo 576 die Zahl der zu erlösenden Haupt-Summe in Kreuzern bedeutet (= 9 fl. 36 kr.);

Das 4te Glied in I.) aber den Betrag für eine Taube, wenn keine davon geflogen wären, nämlich 32 kr.

Das 4te Glied in II.) dagegen den wirklichen Erlös für eine, (den Draufschlag eingerechnet) = 36 kr.

Der Erzählung gemäß ist nothwendig

$$\frac{576}{x} + 4 = \frac{576}{x-2}$$

und daraus folgt die angeführte quadratische Gleichung.

Wer deren ordnungsmäßige Behandlung umgeht, muß die Zahl (x) durch empirisches Tappen finden. S.

Nro. 177.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 26. Julius, 1813.

Du heiliges und weites Meer,
Wie ist dein Anblick mir so hehr!
F. L. Graf zu Stollberg.

Umrisse aus Italien.
1795.
3.
Genua.

Die freundliche Hoffnung, das Meer zuerst von den Höhen des apenninischen Bergpasses Bocchetta zu erblicken, zerschlug sich in regenschwangere Nebel, die uns bis zur Ankunft in Campomorone dicht umwickelt hielten. In diesem, durch seine Fruchtbaumfülle bemerkenswerthen, Flecken aber empfing uns der heiterste Sonnenschein.

Nach der vortägigen magern und unschmackhaften Abendkost war in einer Laube von hohen Lorbern, deren Füße zarte Mirten sich anschmiegten, das reinlich und wohl zubereitete Mittagsessen doppelt willkommen.

An die Stelle der in Italien Tag für Tag wiederkehrenden gebratenen, gesottnen, frikassirten oder gebacknen Hühner, traten hier schon, als Verkündiger der Meeresnähe, Butten oder Schollen, eine der abenteuerlichsten Fischformen, und in der bekannten Schöpfung das einzige Beyspiel von Thieren, die beyde Augen auf einer Seite des Kopfes tragen.

Bey Campomorone beginnt nun, zur Freude des durch radbrechende Wege und gefahrvolle Flußfuhrten hart geprüften Reisenden, die neue Prachtstraße, welche man mehrern patriotischen Mitgliedern des Geschlechts Cambiasi verdankt. Sie führt, längs dem Flusse Polcevera, durch ein entzückendes Thal, an schönen, von Cypressen und Pinien umschatteten Landhäusern vorüber, bis zur Brücke von Cornigliano, hinter welcher plötzlich, in der günstigsten Beleuchtung, das unermeßliche Meer vor uns aufglänzte.

Den hinreißenden Zauber dieser großen Scene zu vollenden, erschien bald nun, mit ihren zahllosen Kirchen und Palästen, über dem prächtigen Hafen an sanfter Berglehne amphitheatralisch emporsteigend, leicht angeflogen vom bläulichen Dufte der Ferne, Genua, die Stolze, in so erhabener Majestät, als wäre sie die Königinn aller Meere, und als hätte London selbst schon längst unter ihrem Zepter sich beugen müssen.

Die Lage von Genua entfaltet eins der prachtvollsten und reichsten Gemählde des Erdbodens, keiner Wortschilderung zugänglich, nur höchstens der Magie des Pinsels erreichbar, und für mich, so wie für jeden andern, dem der Anblick des Panoramas von Konstantinopel noch ungewährt blieb, schlechterdings ohne Vergleichungspunkt.

Der zierlich schlanke, gegen vierhundert Stufen hohe Pharus, macht auf seinem senkrecht abgeschnittnen Felsenborde einen eben so mahlerischen als romantischen Effekt.

Unser Einzug geschah durch die zwey, der allgemein angenommenen Meinung nach, schönsten Straßen der Welt, Strada nuova und Strada Balbi, die, wenn auch nicht immer aus den geschmackvollsten, doch gewiß aus den prunkendsten Palästen bestehen, die den Blick des Reisenden, von Petersburg bis Neapel, blenden und überraschen können.

Der Gasthof, den man in Pavia uns dringend und angelegentlich empfohlen hatte, that unsern Wünschen und Erwartungen vollkommene Genüge, die sehnsuchtsvoll gehoffte Meeraussicht allein abgerechnet. Anstatt, wie wir uns in der Phantasie die Sache angeordnet hatten, sich über den Hafen hinweg, auf der unendlichen Wogenfläche bis zu Korsika's blauen Gebirgen hinzudehnen, tauchte diese aus dem dritten Stockwerk in einen Hofraum hinunter, wo nur das Einfangen der Hühner, über welche das Todesloos geworfen war, die kerkermäßige Scene zuweilen auf Augenblicke belebte.

Es war schon einer der Lieblingswünsche meines Knabenalters, hart am Gestade des Meeres, auf schroffem Felsenufer, in einer alten Ritterburg, wie Göthe's König von Thule, zu hausen, um des begeisternden Vollgenusses der ewigwechselnden Erscheinungen recht nach Herzenswunsche froh zu werden, welche die ungeheure Wasserwüste, als der launenhafteste Proteus, zu allen Tagszeiten darbietet.

Die erste Ausfahrt ging nach dem Pharus, wo man uns aber mit dem Bedeuten zurückwies, daß bey gegenwärtigen Zeitläufen allen und jeden Fremden, wären sie auch Prinzen oder Grafen, kraft eines allerhöchsten Dekrets, das Hinaufsteigen verweigert bleiben müsse. Mehr als entschädigt für solches Fehlschlagen wurden wir, nach dem einstimmigen Urtheile mehrerer Einheimischen, auf der obersten Gallerie der Kuppel von S. Maria di Carignano, einer der berühmtesten Kirchen Genua's, aufgeführt nach den Rissen des Bildhauers Püget. Das Auge beherrscht von hieraus die ganze Stadt samt ihren Umgebungen, den Hafen und die herrlichen Küstenpartien von Savona bis Monacco. Die Insel Korsika schnitt sich nur in mattem Umrisse gegen den Horizont ab, und erschien wie ein bläulicher Wolkenstreif.

Zu den Hauptsehenswürdigkeiten der Kirche gehört eine geschätzte Bildsäule von Püget, die den heil. Sebastian, an einen Baumstamm gefesselt, vorstellt. Unter den Gemählden wird ein heiliger Franziskus von Guercino besonders ausgezeichnet, der, nach dem Urtheile mancher Kunstkenner, zu den gelungensten Werken dieses Meisters gehört. Das übrigens groß gedachte und kräftig ausgeführte Bild verliert indeß offenbar durch die verfehlten Licht- und Schattenpartien, indem jene viel zu matt und effektlos, diese viel zu schwarz und verworren erscheinen.

Vor dem Portale der Kirche betraten wir die merkwürdige Brücke, welche zwey Hügel von beträchtlicher Höhe mit einander in Verbindung setzt. Sie besteht aus vier mächtigen Bogen, die neunzig Fuß über die darunter erbauten Häuser erhaben sind. Die Kirche sowol, als die Brücke verdankt Genua dem Patriotismus und den Reichthümern der Familie Sauli.

Auffallend für uns Fremdlinge war das National-Kostum der Genueserinnen, denen wir in den Straßen und auf den Promenaden begegneten. Sie hüllen den Kopf in ein großes Mousselin-Tuch, das, in reichen Faltenwürfen herabwallend, auch nach Art eines Shawls zusammen geschlagen wird. Dieser mahlerische Schleier, genannt Mezzaro, der jeden Alterthumskenner sogleich an die jungfräulichen Priesterinnen der Vesta erinnert, kleidet, besonders bey zierlichem und schlankem Wuchse, recht artig, und erhöht, wie bey den Frauen des Orients, dadurch, daß er nur ahnen und errathen läßt, auf jede Weise das Interesse der durch die Grazie der Sittlichkeit immer wohl und günstig berathnen weiblichen Gestalt.

Im Garten des weitläufigen Pallastes Doria, unter welchem die Meereswogen brandend gegen schroffe Felsklippen zerstieben, erhebt sich auf dem Springbrunnen die Kolossal-Statue des großen Andreas Doria, als Neptun den Götterwagen regierend. Noch besitzen wir keine, den erlauchten Helden würdig darstellende, Biographie. Viel hat Schiller für ihn als dramatischer Dichter gethan; aber er verdient auch in den Jahrbüchern der Geschichte durch einen Johannes Müller verewigt zu werden.

Vom Theatergeschmacke der Genueser werden wir, im Allgemeinen, kein vortheilhaftes Urtheil in die Heimath mitnehmen. Die niedrigsten Farcen, wogegen die burlesken Kasperlladen Wien's zu pathetischen Heldenspielen werden, sind an der Tagesordnung. Gerade die albernsten und unwitzigsten Skurrilitäten Harlekins, Brighellas und Pantalons beklatschten die Zuschauer mit so einstimmigem und wüthendem Affekt, daß die erzürnte Thalia durch muthwillige Dämonen zwey Wandleuchter in's Orchester auf die große Baßgeige schleudern ließ, damit solch ein rasender Unfug, wenigstens für diesmal, nicht weiter um sich greifen sollte. Ueberdem verhängte noch unser Unstern, daß wir gerade auf eine Possenreißerey vom allerplattesten Schlage treffen mussten, worin Harlekin seines theatralischen Charakters, den Carlin als Darsteller, und Florian als Dichter wieder zu Ehren brachten, indem sie solchem eine bestimmte veredelte Musterform anschufen, völlig uneingedenk oder unkundig, in verfänglichen und groben, größtentheils improvisirten, Zuchtlosigkeiten den Matador spielte. Nie hörte ich einem Brockmann, Schröder und Iffland enthusiastischer applaudiren, wie diesem verächtlichen erzgemeinen Pickelhering. Der Dialekt von Bergamo verdoppelte das Widrige seiner pöbelhaften, aller Decenz Hohn sprechenden, Narrentheiden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lucas Cranachs Stammbuch.

Diese merkwürdige Seltenheit, die sich so schön bis auf unsre Zeit erhalten hat, muß als eines der wichtigsten Denkmale des sechszehnten Jahrhunderts angesehen werden, und es ist sonderbar, daß seit dem Jahre 1543, worin die meisten Porträts vollendet sind, so wenig davon bekannt wurde. Im vorigen Jahrhunderte besaß es der Rath Lämmermann in Anspach, aus dessen Verlassenschaft der Königl. Preuß. Staatskanzler, Freyherr von Hardenberg, es erkaufte, und im November 1797 seinem Könige sandte. Dieser, den Werth der Reliquie erkennend, vertraute die Originale dem bekannten Kunstfreunde Chr. von Mechel, um davon eine derselben würdige Ausgabe zu veranstalten, welches jetzt geschehen ist.

Das Original zählt neun auf Pergament in Wasserfarben oder Miniaturart mit großem Fleiße gemahlte Bildnisse von Personen, die sich um die Reformation verdient machten, in stehenden Figuren neun Zoll hoch, und hat als Titelblatt und zehntes besonders schön ausgeführtes Gemälde (in der Reihe Nr. 1) den Heiland, der mit der Rechten den Segen ertheilt, in der Linken eine Weltkugel hält. Dann folgen die neun Porträts, im Kostüme jener Zeit. Nämlich:

Nr. 2) Churfürst Friedrich III., zu Sachsen, der Weise genannt, verehrt als eifriger Beförderer der Wissenschaften, als Stifter der Universität zu Wittenberg, und als Luthers Freund und Beschützer.

Nr. 3) Sein Nachfolger, Churfürst Johann Friedrich, genannt der Großmüthige, eine Stütze der Reformation.

Nr. 4) Herzog Hans Ernst zu Sachsen-Koburg, Bruder des vorgenannten Fürsten. — Dann folgen fünf der bedeutendsten Theologen ihrer Zeit, zuerst:

Nr. 5) Doktor Martin Luther, im Jahre 1543 in seinem 60sten Jahre, also 3 Jahr vor seinem 1546 erfolgten Absterben gemahlt, und zwar mit so viel Ausdruck und Wahrheit, als in irgend einem andern der zahlreichen Porträts von Cranach's Meisterhand.

Nr. 6) Doktor Philipp Melanchton.

Nr. 7) Doktor Justus Jonas.

Nr. 8) Doktor Johannes Bugenhagen Pomeranus.

Diese vier Porträts sind sämmtlich vom Jahre 1543, und von den trefflichen Männern, nebst Anfügung geistreicher biblischer Sprüche, mit ihrem Namen unterschrieben. Dies hat wahrscheinlich zu der alten, nicht ganz passenden Benennung eines Stammbuchs Anlaß gegeben; indessen beweisen diese Unterschriften die Werthschätzung der Abbildungen von den Personen selbst, und ihre Freundschaft und Liebe zu Cranach. Noch folgen:

Nr. 9) Georg Spalatinus, Churfürstlicher Geheimer Rath und Sächsischer Historiograph, und zuletzt:

Nr. 10) Das Bildniß des Malers Lucas Cranach, so wie er auf dem großen Altarblatt in der Hauptkirche zu Weimar, mit Luther und Melanchton unter dem Kreuze Christi stehend, sich selbst malte.

Diese zehen Abbildungen sind von geachteten Künstlern vervielfältigt, nämlich: Der Heiland im Holzschnitt und durchaus mit den Farben des Originals abgedruckt von F. W. Gubitz *); die andern neun aber von Bolt, Berger und Bollinger nur für den schwarzen Abdruck in Kupferstichmanier. Doch kann man diese Abdrücke auf braun Papier bekommen, mit dem Pinsel auf den Lichtstellen weiß aufgehöht, und, wenn man die Kosten nicht scheut, auch gemalt auf den Kupferstich. Der Heiland ist natürlich bey allen Ausgaben gleich, da hier das Bild mit bestimmtem Geiste wiedergegeben ist.

Diesen Bildnissen folgen zwey merkwürdige Dokumente, als Fac simile in Steindruckmanier genau nachgeahmt. Zuerst der Sicherheitsbrief oder Salvus conductus Lutheri, nebst dem Einberufungsschreiben vom 6 März 1520, um auf dem Reichstage zu Worms zu erscheinen. Beyde sind von Kaiser Karl V., und von dem Reichskanzler Churfürsten von Maynz unterschrieben. Die ächten Originale befinden sich in der öffentlichen Bibliothek zu Königsberg in Preußen. — Zuletzt folgen auf einem besondern Blatte, in treuer Nachahmung, die Unterschriften der vier Theologen unter ihre Porträts, und ein Autographum Lutheri, halb Latein, halb Deutsch, eine Erklärung des zehnten Psalms, gezogen aus seinem Gebetbuch, und im Besitz des Hofraths von Mechel.

Das Ganze besteht also aus den zehen Abbildungen, den zwey Dokumenten, den Autographis und dem nöthigen Texte, in welchem die biographischen Nachrichten enthalten sind. Es wird ausgegeben, so bald friedlichere Zeiten eine solche Kunsterscheinung und eine Versendung möglich machen, wozu die Exemplare bereit liegen.

Die biblischen Sprüche und Sentenzen, mit welchen mehrere der in diesem Stammbuch abgebildeten Personen ihre Porträts eigenhändig unterschrieben, sind folgende:

Unter Luthers Porträt, deutsch, aus Psalm 55 V. 23. „Wirf dein Anliegen auf den Herrn, der wird dich versorgen, und wird den Gerechten nicht ewiglich in Unruh lassen. Arbeiten sollen wir, aber Gott sorgen lassen, unsre Sorge ist doch nichts; derweil hätten wir viel Gutes gethan, das durch Sorge verhindert wird.“ Marthinus Luther. D.

Melanchton schrieb griechisch den 13ten Vers im 2ten Kapitel der Epistel an die Philipper, welcher nach Luthers Uebersetzung also lautet: „Denn Gott ist

*) Es ist der zweyte Versuch in dieser, in der Holzschneidekunst und überhaupt neuen Manier, der über alle Erwartung befriedigt. Zu dem Drucke, der auch die Goldaufhöhungen giebt, sind sieben Platten nöthig.

es, der in euch wirket, Beydes das Wollen und das Vollbringen nach seinem Wohlgefallen." Philippus Melanhton 1543. (So ohne c hat er sich hier unterschrieben.)

Die Sprüche von Justus Jonas, lateinisch geschrieben, lauten: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns seyn. Römer Kap. 2. V. 31. Der Herr ist nahe Allen, die ihn anrufen. Er thut was die Gottesfürchtigen begehren, und hilft ihnen. Psalm 144. V. 18. Justus Jonas D. 1543.

Joh. Bugenhagen gab lateinisch die Verse 14, 15 und 16 aus der zweyten Epistel an die Corinther. „Aber Gott sey gedankt, der uns allezeit Sieg giebt in Christo, und offenbart den Geruch seiner Erkenntniß durch uns an allen Orten. Denn wir sind ein guter Geruch Christi, Beydes unter denen, die selig werden, und unter denen, die verloren gehen. Diesen ein Geruch des Todes zum Tode, jenen aber ein Geruch des Lebens zum Leben. Und wer ist hiezu tüchtig?" Johannes Bugenhagius Pomeranus D. 1543.

Herzog Hans Ernst zu Sachsen unterschrieb in Zügen seinen Namen, und dabey: „Ich traw Gott. 1546."

So wird dies Werk den Kunstfreunden eine schätzbare Erscheinung durch ältere und neuere Kunst, ein Denkmal für diese und den Geist der Reformatoren, und bedarf in seiner Wichtigkeit weiter keiner Empfehlung.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, den 22. July 1813.

Auch wir hatten das Vergnügen, die rühmlich bekannte Harfenspielerinn, Theresia Demar, zu hören. Diese geschickte junge, bescheidne, immerheit're, im Umgang liebenswürdige, Künstlerinn, ein Zögling des Kaiserlichen Konservatorium zu Paris, genoß besonders den Unterricht des berühmten Gretry, und erwarb sich eine solche Virtuosität auf der Harfe, daß Sie schon im neunten Jahre von der Gesellschaft der Musikfreunde in Paris eine Preis-Medaille und einen Lorberkranz erhielt, und jetzt Kammer-Virtuosinn der Kaiserinn von Frankreich ist. — Sie gab am 15. July ein großes Vokal- und Instrumental-Konzert, und erntete den Beyfall der gedrängten Versammlung, welche das früher in großen Städten Ihr ertheilte Lob „ausnehmender Fertigkeit, so wie größter Deutlichkeit, Rundung und Delikatesse aller Figuren und Passagen bis zu den feinsten Manieren" anerkannte und bestättigte. Von Kennern aufgefordert, gewährte sie uns durch ein zweytes Konzert noch einen schönen Abend. Ihr Konzert-Rosaque, und die glücklichen Variationen auf dem vortrefflichen Instrumente verdienen Auszeichnung. Ihr Gesang ist angenehm. Ihr Vortrag einer französischen und deutschen Romanze gefiel. Sie wurde von Mitgliedern des Königlichen Hoftheaters und Orchesters mit auserwählten Musik-Stücken unterstützt. Hr. Krebs sang ein Duett mit Mlle. Mayer, (die bedeutend im Gesange fortschreitet), und eine der schönsten Arien von Zingarelli, Kunst, süßen Wohllaut und Zartgefühl vereinend. Mad. Müller trug eine Arie von Paer sehr gut, und Hr. Riesam ein neues vom Hrn. Musik-Direktor Müller komponirtes Violin-Konzert als Meister vor. Ungemein wirkte das Symphonie-Konzert für Flaute und Klarinet. von Danzi, durch den leichten und gemüthlichansprechenden Vortrag der HH. Krüger und Reinhardt, und nicht minder die Polonaise von Oginzky für Harfe und Horn, ausgeführt von Mlle. Demar und Hrn. Schwegler. Auch die Ouvertüren von Paer und Vogel wurden mit einer erfreulichen Vollkommenheit gegeben. — Hr. Griesinger hatte die Gefälligkeit, uns in einer Baß-Arie von Paer einen seltnen Genuß zu gewähren. —

Berlin, am 18. Juny.

Am 8. Juny starb der allgemein verehrte Ober-Burgermeister v. Gerlach im 56sten Alters-Jahre. Er stand früher in Königlichen Diensten, zuletzt als Präsident der Kurmärkischen Regierung, fand sich im Jahr 1809 bewogen, bey der veränderten Verfassung der Landesbehörden, seine Entlassung zu wünschen, und erhielt sie mit dem großen rothen Adlerorden, als Zeichen fortwährender Königlicher Gnade. Bald darauf wurde er durch einstimmige Wahl der Stadtverordneten zum Chef der städtischen Verfassung erwählt, und zeigte hier, wie immer, Einsicht und Kraft. Er wurde am 10. Juny mit großen Feyerlichkeiten beerdigt.

Neuerdings erst ist es bekannt geworden, daß am 21. Febr., bey dem mißlungenen Angriff der Kosacken auf Berlin, der als Dichter bekannte Freiherr Alexander v. Blomberg geblieben ist. Er war russischer Hauptmann und Adjutant des Generals Tettenborn, und leitete auf dessen Befehl den Angriff bey dem Bernauer Thor. Als ein Kosacken-Offizier zurückkommend berichtete: die Franzosen wären dort zu stark, drang Blomberg an der Spitze eines Kosacken-Detaschements gegen das Thor; kaum war er hineingesprengt, so fiel er, von mehrern Kugeln getroffen. Ein Trauerspiel von ihm, Conradin von Schwaben, wird gedruckt, und ein andres: Woldemar, hat er vollendet hinterlassen.

Hr. v. Kotzebue ist wieder nach Rußland zurückgereist, nachdem er sein Russisch-Deutsches Volksblatt mit dem ersten Vierteljahre schloß. Dies schnelle Ende war und ist das beste von der ganzen Sache, bey welcher der Herausgeber sein Talent verleugnete, und keinen andern Zweck zu haben schien, als auf die schnellste Weise von der augenblicklichen Gemüthsstimmung einen Geld-Tribut zu erheben. — Für das Theater in Reval hat Hr. von Kotzebue ein Paar Personen von den Anfängern bey unsrer Bühne engagirt, und sein neues theatralisches Werk, der Schutzgeist, wird einstudirt. Es hat einen ziemlich langen Prolog und fünf Akte, und ist reich an Wundern.

Auf der Bühne gab es mancherley Neuigkeiten. Am 1sten July: Gesangsucht, Oper nach dem Französischen, mit Musik von Champein. Das Sujet ist sehr Französisch. Hergebrachter Weise knüpft sich das Ganze an eine Sucht; verlaute pfiffige Diener werden das Fatum der unbehülflichen Herrschaft; dabey ist natürlich von Vielseitigkeit oder Tiefe der Karaktere nicht die Rede. Die Musik ist sehr mittelmäßig, und das seichte Werkchen hielt sich nur durch gute Darstellung. — Am 2ten July kam nach vieljähriger Ruhe das alte Lustspiel: Nicht mehr als sechs Schüsseln, von Großmann, wieder zur Darstellung. Es bleibt ein Werk voll deutscher Tiefe, wenn man auch die teutsche Breite dabey nicht vermißt. Die trefflich gehaltenen Karaktere sind nur dem verbraucht, der nicht bedenkt, daß er hier die Originale findet von dem, was später sich wiederholte; der Adelstick, der, wie man sagt, nicht mehr existiren soll, reizt denn auch wol die Satyre nicht mehr so, als sonst; dennoch wurde es mit Vergnügen aufgenommen. Ich wollte, daß alle Fürsten so gradschauende Diener hätten, als Hofrath Reinhold ist, Diener, die keine Regel des Augenblicks, nur ewige Gesetze kennen, die nicht dem schreienden Haß oder sonst einem Modegefühl nachgeben, nur dem, was mit Vernunft und Rechtlichkeit im Einklange ist. Die Darstellung war eine lobenswerthe.

Nro. 178.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 27. Julius, 1813.

Selig, selig sey dein Leben,
Selig dein Hinüberschweben
Zu verwandter Geister Chor!
v. Matthisson.

Berquin's Krankheit.

Eine in der philotechnischen Gesellschaft in Paris vorgelesene Erzählung des Hrn. Bouilly.

Berquin, der bekannte Kinderfreund, wohnte in Paris neben dem Hotel d'Uzez in der Montmartrestraße. Dort versammelte er stets eine Menge Kinder um sich, und brachte ihnen unter dem Gewande der gefälligsten Erzählungen die reinste Sittenlehre bey. Man sah ihn oft in seinem Garten mit ihnen spielen, und sich in alle ihre Wünsche fügen. Dafür hingen aber auch die Kinder mit einer Zärtlichkeit an ihm, die für Fremde etwas Rührendes hatte. Man weiß schon, welches Aufsehen damals der Kinderfreund erregte, den er heftweise monatlich herausgab; wie begierig dieses Werk, welches damals das einzige in seiner Art war, von der Jugend gelesen wurde, und mit welcher Ungeduld dieselbe stets der Erscheinung eines neuen Heftes entgegen sahe. Die Mütter nahmen an dieser Wißbegierde ihrer Kinder den lebhaftesten Antheil, und liebten innigst den Mann, welcher der Jugend so manche Freude machte, und sie auf eine so sanfte, liebenswürdige Art ihre Lebenspflichten lehrte.

Berquin erfüllte selbst mit der zärtlichsten Sorgfalt seine Kindespflichten. Er hatte eine bejahrte Mutter, die zu Bordeaux geblieben war, und sich bisher nicht hatte entschließen können, den dringenden Bitten ihres Sohnes Gehör zu geben, und ihre Geburtsstätte mit dem Aufenthalte von Paris zu vertauschen. Endlich gab sie aber nach, und machte Anstalt zu ihrer Abreise. Der gute Berquin war entzückt über ihren Entschuß, und ließ für sie eine Wohnung einrichten, die gerade so aussah, wie jene seiner Mutter in Bordeaux. Ein Lehnsessel, chinesische Porzelangefäße, ein elfenbeinernes Kruzifix auf einem sammtnen Grunde, Vorhänge von beblumten Stoffen, kurz, Alles, was seine Mutter zu Bordeaux um sich zu sehen gewohnt war, sollte sie auch hier finden. Allein gerade an dem Tage, als die alte Frau ihre Reise antreten sollte, wurde sie krank, und starb einige Tage nachher. Ihr Sohn, anstatt sie ankommen zu sehen, erhielt die schreckliche Nachricht ihres Todes. Ein empfindlicher Schlag für sein kindliches Herz! Er vermochte der Wirkung desselben nicht zu widerstehen, und wurde kalt gegen alle Vergnügen des Lebens. Er spielte nicht mehr mit den Kindern; seine monatlichen Unterhaltungen mit ihnen wurden unterbrochen; er entzog sich aller Gesellschaft, wurde immer trauriger, und fiel zuletzt in eine schwere Krankheit.

Nun verbreitete sich eine große Furcht unter den Kindern der Gegend, wo Berquin wohnte. Sie kamen hausenweise herbeygeeilt, erkundigten sich ängstlich nach seinem Befinden, und stellten sich wie Schildwachen um sein Haus, um alles Lärmende abzuwehren; auch streuten sie Stroh umher, damit das Gerassel der Wagen ihren kranken Freund nicht beunruhigen möchte. Dessessarts, der bekannte Kinderarzt, behandelte Berquin, und wandte alle seine Wissenschaft an, um diesen Edeln zu retten. Lange blieb sein Zustand zweifelhaft. Endlich, nach einer sehr wirksamen Arzney, bemerkte Dessessarts schärfer

Blick das bevorstehende Brechen der Krankheit, und rief voll Freude aus: „Er ist gerettet!“ Dieser Ausruf kam bis zu den Kindern, die ängstlich auf des Arztes Ausspruch harrten; in dem ganzen Hause erscholl das freudige: „Er ist gerettet!“ und auch außer dem Hause wiederholte das fröhliche Kindergeschrey: „Er ist gerettet!“

Der Arzt fand hier zuträglich, man solle dem Kranken sanfte und angenehme Empfindungen beyzubringen suchen, und rieth daher, öfters Blumen in seinem Zimmer herumzustellen, und auch manchmal Musik ertönen zu lassen. Kaum hatten dies die Kinder vernommen, so eilten sie, ihres kranken Freundes Gehör und Geruch zu ergetzen. Gern reichten sie ihr Geld der Blumenhändlerinn in der Nähe hin, daß sie ihnen ja wohlduftende Blumen gäbe. Der erste beste Spielmann, der vorbey ging, wurde angehalten, und musste unter Berquins Fenster spielen. Ihr Eifer ging so weit, daß sie sogar einst drey Orgeldreher auf Einmal herbeyführten, und sie zusammen spielen liessen. Natürlich entstand dadurch ein so verwirrtes Geräusch, daß dem Kranken dadurch eher hätte geschadet als geholfen werden können. Als Berquin es vernahm, konnte er sich des Lächelns nicht enthalten, und dies war das erste Lächeln seit seiner Krankheit.

Aber weit mehr Freude verursachte ihm die sorgliche Gefälligkeit der drey Töchter des Hrn. von Uzez. Da ihr Garten an Berquin's seinen stieß, so liessen sie in dem Gebüsch desselben mehrere sanfte Instrumente verbergen und sangen mit Begleitung derselben äußerst schöne Melodien. Am ersten Tage hörte Berquin mit Entzücken die drey Mädchenstimmen, und die sanfte Musik, welche sie begleitete, und glaubte, ein Zufall verschaffe ihm dies Vergnügen. Allein am folgenden Tag um die nämliche Zeit ertönte eben dieses reizende Konzert, und so auch an den folgenden Tagen. Er horchte etwas aufmerksamer auf die Lieder, die gesungen wurden, und erkannte zu seiner Verwunderung seine eigenen Idyllen, besonders aber seine schöne Idylle der zwey Kinder, die den Gott Pan um die Genesung ihres Vaters anflehen. Diese angenehme Ueberraschung wirkte auf den Kranken so wohl, daß seine Genesung merklich dadurch befördert ward. Dessessart hatte nun bald die Freude, ihn ganz der Jugend wiederzugeben.

Berquin fing wieder an, sie um sich her zu versammeln, und sich in ihre Spiele zu mischen. Als er ganz genesen war, führte ihn eines Tages Dessessart zu dem Hrn. von Uzez. Gleich beym Eintritt in den Saal erblickte Berquin die holden Mädchen, deren himmlischer Gesang ihn so entzückt hatte. Er dankte ihnen mit gerührter Stimme dafür. O was hätten wir nicht für den Kinderfreund gethan, wenn's in unsrer Macht gewesen wäre, erwiederten die Mädchen mit Wärme. Edle Kinder! rief Berquin aus; ach, könnte ich euch eben so viel Freude machen, als ihr mir gemacht habt! Von nun an soll nicht allein die Kindheit, sondern auch die erwachsenere Jugend der Verwurf meiner Schriften seyn.

Berquin schrieb darauf seinen Jugendfreund und sein Familienbuch, worin er die allgemeine Naturlehre sehr schön auseinandersetzt. Noch lange genoß er das Vergnügen, die Großen und Kleinen zu belustigen, und mit Wonne erinnerte er sich stets des holden Gesanges der drey Schwestern.

D.

Lebrün an Freron. *)

Damit er die Schönheit der Ode fasst,
Zerlegt vorerst sie der Kunstfantast
In klare Prose wieder;
Allein nie reiß' ich einen Palast,
Ihn zu bewundern, nieder.

Hg.

Sanlecs Meinung.

Noch im funfzigsten Jahr
Herzen erobern wollen,
Ist die schwerste der Rollen;
Schwerer vielleicht sogar,
Als im zwanzigsten Jahr
Trotz des Herzens Gefühlen
Doch die Grausame spielen.

Hg.

Des blinden Sophus Klage und Trost.

Ich, ein beklagenswürdig blindes Wesen,
Kann Schiller, Goethe, Klopstock nimmer lesen;
Allein ich wünsche nicht mehr zu genesen:
Sonst müsst' ich ja die neuen Filipp Zesen,
Der — Isten — Aner — Iner Hypothesen,
Legenden und Romane von Agnesen,
Und Mystiker und Bänkelsänger lesen.

Hg.

Umrisse aus Italien.

1795.

3.

Genua.

(Fortsetzung.)

In der Gemählde-Galerie des Pallastes Marcellino Durazzo leuchten, wie Sterne der ersten Größe: Magdalena zu des Heilands Füßen, von Paul Veronese, das vorzüglichste Bild, so Genua aufzuweisen hat; Olint und Sophronia auf dem Scheiterhaufen, von Girdano; Maria mit dem Kinde und der heiligen Katharina, von van Dyk; Christus am Kreuz und Maria, von Carlo Dolce, und Maria, Johannes und Elisabeth, von Andrea del Sarto. Unter den wenigen antiken Sculp-

---

*) Freron, auch Voltaire, hatte die lächerliche Manier, Verse, die er beurtheilen wollte, zuvor in Prose umzusetzen.

turwerke n dieser Kunstsammlung gebührt einer vortrefflichen Büste des Vitellius unstreitig der höchste Preis.

Von der Terrasse, wo Citronen- und Orangen-Baumgruppen den reizendsten Feen-Garten bilden, kostet es nur einen leichten Sprung, um bey drückender Sommerglut mit Nereiden und Tritonen in kühlen Korallenwäldern Versteck zu spielen.

Kaiser Joseph der Zweyte sagte zum Besitzer dieses prächtigen Palastes: Monsieur, vous êtes beaucoup mieux logé que moi.

Die Zufriedenheit des Kaisers mit dem Hospital sprach sich laut und bestimmt aus, und dieser Monarch verstand sich vortrefflich auf Institute der Wohlthätigkeit und Menschenliebe. Auch ward Genua's berühmte Kranken-Anstalt, wegen ihrer musterhaften Einrichtung, in mehrern Reise-Berichten schon glänzend ausgezeichnet. Der liebenswürdige Enthusiasmus der Humanität, mit welchem Dupaty über einen so edlen Zweig der Staatswohlfahrt sich erklärt, gereicht dieses wackern Mannes reinem Sinn und gefühlvollem Herzen nicht weniger, als dem Gegenstande zur Ehre, der das gerechte Lob veranlasste.

Bey der Aufnahme der Kranken in die preiswerthe Stiftung kommen, wie das heiligste Gesetz der Menschlichkeit es gebietet, Vaterland und Religionsparthey nicht in Betrachtung. Ein erkrankter Hülfloser bedarf Obdach, Lagerstätte, Kost, Arzney und Pflege, heißt es blos, und sogleich thun sich ihm die Pforten des wohlthätigen Asyls gastfreundlich auf. Man hegt ihn und wartet sein mit so treuer Sorgfalt und frommer Gewissenhaftigkeit, daß er sich unter dem Dache des Vater- oder Freundeshauses nicht in mildern und thätigern Händen befinden könnte.

Haben ärztliche Gutachten des armen Geretteten vollkommene Wiederherstellung ganz außer Zweifel gesetzt, empfängt jeder Gast aus der Fremde noch einen hinreichenden Zehrpfenning mit auf den Weg in die Heimath.

Die Kranken liegen wie zu Lyon, in der ähnlichen, nur architektonisch prachtvollern Anstalt, in eisernen Bettstellen. Die geräumigen Säle sind in einem so großen und reichen Styl dekorirt, daß man sich einbilden könnte, königliche Thron- und Audienzhallen wären im Kriegsdrange zu Lazarethen umgewandelt worden, wie denn das Palästen, Kirchen und Klöstern gar nicht selten widerfährt.

Daß in den Sälen die Luft so wenig als möglich von kohlengesäuertem Gas geschwängert werde, dafür sorgen zweckmäßig in der obern Region vertheilte Durchzüge. Auch durch Essigräuchern, in bestimmten Pausen, befördert man das Zuströmen des Oxygen's, als der uranfänglichen Gesundheits- und Lebensluft, gar trefflich und heilsam. Die Zahl der Kranken beläuft sich in diesem Augenblick auf Tausend, aber das Lokale des Ganzen ward, mit vorsehender Nächsten- und Vaterlandsliebe, wenigstens für anderthalbtausend solcher, zum Siechbette verurtheilten, Kinder des Mangels und Mißgeschicks berechnet und ausgestattet.

Die ehrwürdige Domkirche, gothischen Stils, reich und verschwenderisch von außen mit Marmor bekleidet, überrascht und blendet jedes Auge, dem eine solche, in kolossale Masse geordnete, Fülle dieses edeln Kunstmaterials noch nicht vorkam. Hier bewahrt eine Kapelle die Asche Johannes des Täufers, zu welcher die Genueser, bey Pest, Hungersnoth, Krieg und andern Drangsalen, eben so gläubig und vertrauungsvoll ihre Zuflucht nehmen, wie die Neapolitaner, wenn der Vesuv ihnen Untergang und Verderben droht, zum kristallisirten Blute des heiligen Januarius, das aber bey feyerlichen Anlässen, durch die Erwärmung von frommer Priesterhand, die ursprüngliche Flüssigkeit, allem Volk ein günstiges Gnadenzeichen, fast jedesmal wieder annimmt.

Durch überladene Pracht frappirt, bey'm ersten Anschauen, vor allen übrigen Kirchen von Genua, die Kirche l'Annunziata. Doch bald ergibt sich's, daß der Genius des Alterthums den Baumeister, bey seiner Geburt, nach Ramlers Ausdrucke, nicht mit einweihendem Lächeln anblickte, und so wird auf der Stelle der momentane Zauber des ersten Eindrucks gelöst. Vergeblich forscht man, bey dem erdrückenden Uebermaß von Marmer und Vergoldung, nach richtigen Proportionen und einfachen Ornamenten. Unter den Gemählden vermochte keins unsern Blick festzuhalten, welcher durch die Galerie Marcellino Durazzo schon um Vieles geübter und schärfer, aber auch um Vieles verwöhnter und eigensinniger geworden war. Mit Unrecht verabsäumt ward es, bey der flüchtigen Würdigung dieses trefflichen Bilderschatzes von einem vielgeschätzten Greisenkopfe von Rembrant Kunde zu geben, der auch schon aus der Ursache nicht übergangen werden durfte, weil Italien von keinem der berühmtern Meister weniger Werke besitzt, als von diesem.

Einer mit vollem Rechte gepriesenen Umsicht wegen besuchten wir die hoch über die Stadt aufragende Villa des Grafen Hippolito Durazzo, der zu den gebildetsten Männern und achtungswerthesten Patrioten gehört, welche der alten Republik Genua jemals Ehre machten. Er gilt für einen eben so gewandten Staatsmann, als vielseitigen Gelehrten. Das ruhmvolle Zeugniß gewinnt noch durch den Umstand an Unverdächtigkeit, daß es von Mitbürgern und Regierungs-Kollegen des Belobten ausging. Dieser wahre Weise widmet, mit Rousseau's Enthusiasmus für diese physiologisch-poetische Wissenschaft, einen großen Theil seiner Nebenstunden der Botanik. Sein Garten enthält gegen zweytausend Arten merkwürdiger und seltener Gewächse, unter andern aus dem zahlreichen Geschlechte der Mesembryanthenum, aller Wahrscheinlichkeit nach eine der vollständigsten Sammlungen, welche diesseits der Wendekreise zusammengebracht wurden, die erotischen Gärten von Paris, Kew und Schönbrunn keineswegs ausgeschlossen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juny.

Am 4ten Juny erfreute uns die Oper: Röschen und Colas. Weil die Mutter Anne nicht besetzt werden konnte,

hatte dies Werkchen vielleicht zwanzig Jahre geruht; jetzt gab sie Hr. Wurm, was nicht auffällt, wenn man weiß, daß, zur Zeit der Erscheinung Schröder in Hamburg diese Rolle oft gegeben hat. Die einfache Handlung und besonders die Musik erfreut, sie entbehrt alle Künstlichkeit, um sicherer zu gefallen. Die Darstellung gehörte, besonders im Gesange, zu den mittelmäßigen; wir wissen jetzt die Natürlichkeit schlecht zu finden. — Am 11. Juny gab man leider! zum ersten Mal: Besser spät gefreit, als niemals, Lustspiel, (nicht einmal Posse!) in vier Aufzügen, vom Verfasser des Vetter Kuckuk. In der hiesigen Spener'schen Zeitung steht von mir, der ich auf mehrere Wünsche die Beurtheilungen für jenes Blatt übernommen habe, Folgendes darüber: Dem ersten Akte sollen die Diminutivchen, besonders ein Eselchen, durchhelfen, aber troz diesem Gönnerchen bleibt er ein Krüppelchen, welches man aus Jammerchen hinter dem Gardinchen lassen könnte. Der zweyte Akt stützt sich wieder auf etwas Thierisches: die Unsitte, von Damen geübt, die man, nach solcher Frechheit nicht einmal spät freyen möchte. Der dritte Akt quält sich lustig zu werden durch Weinen, er bleibt aber zum Weinen. Der vierte Akt ist über alle Gränze langweilig, doch aber der beste, weil er die wenigsten Gemeinheiten hat. Sollte ich beweisen, müßt' ich die Gemeinheiten aufzählen, und wenn dies durchaus wider Aller Wunsch seyn muß, so hebt sich die Pflicht des Beweisens diesmal von selbst zum Vortheil des ungenannten Verfassers, dem das Vergessen Wohlthat ist. — Scheine ich hier hart, so entgegne ich: man kann nicht härter seyn, als die Zumuthung, solch ein Werk sollte uns gefallen. Insofern der Beurtheiler für das Publikum Anwald des Geschmacks und der Vernunft seyn soll, üb' ich hier Recht und Pflicht furchtlos wider die Beleidigung des Gefühls, und würde mich schämen, wenn ich es nicht thäte. Ist man zu Besserm nicht fähig, lasse man das Schreiben; wenn dann auch dies eine Produkt auf Schauspielern und Hörern schon sehr lastete, so kann man wenigstens ausrufen: Besser spät befreyt, als niemals! — Höchlichst entrüstet über diese freylich etwas kecke, aber leider wahre und nothwendige, Ansicht gab der Verfasser eine zornsprühende Erklärung, bey der ich über einige Ehrentitel quittiren musste; leider passirte aber das Ding nicht die Censur, und nun forderte er mich öffentlich heraus, mit ihm zu gleicher Zeit ein Lustspiel zu schreiben. Ich habe die Ausforderung angenommen, und so ist die theatralische Welt in Gefahr, um eines erbärmlichen Lustspiels willen nächstens noch zwey schlechte Lustspiele zu empfangen, obwol ich mich möglichst aufbieten will. — Am 15ten Juny hörten wir ein neues Thema mit Variationen für das ganze Orchester, gesezt vom Königlichen Musik-Direktor Seidel. Die Musikliebenden, deren Zahl hier, bey der ansprechenden Verwebung bekannter Melodien, größer ist, als bey der tiefer liegenden Musik, wurden sehr erfreut, die Solospieler konnten sich wacker zeigen, und das Ganze erhielt den Beyfall, welchen eine lobenswerthe Abwechselung im geistigen Genusse verdient. — Am 16ten Juny wurden drey ältere zum Theil auf die Begebenheiten des Tages anspielende Stücke gegeben, weil der Prinz Wilhelm, Bruder des Königs und die Generale v. Bülow und Czernitscheff nach ihrer Wiederkunft zum ersten Mal das Theater besuchten. — Am 17ten Juny ward zum ersten Mal gegeben: Die Wegelagerer, Oper mit Musik von Paer. Der Plan kann in jedem Räuber-Roman nachgesehen werden. Daß die Räuber Groß- und Edelmuth verschwenden, versteht sich von selbst, denn je mehr diese erhabenen Tugenden aus der Civilisation entweichen, um so angelegentlicher hat sich unsre Romantik beeifert, sie in Räuberherzen zu deponiren mit der Verkehrtheit, die unser Zeitalter karakterisirt, die gerade alles Schlechte heilig preißt, und das Gute ohne Elegie versinken läßt. Die Bearbeitung ist opernhaft, d. h. etwas albern, die Musik aber gehört zu Paer's Meisterwerken, und ist fast in allen Einzelheiten ausgezeichnet. — Im Italienischen ist diese Oper unter dem Titel: Gli Fuorusciti (die Vertriebenen), bekannt, und besser möchte es seyn, sie auch im Deutschen so zu nennen.

Seit einiger Zeit sind, bey dem verschiedenen Abführen hier und dorthin, viele Verbrecher entsprungen, die ihr Unwesen verschiedentlich treiben. Unsre Polizey hat indessen die nothwendigen Anstalten zur Wiederhaft gemacht.

Paris, 23. July.

Eine Deputation vom Kaiserlichen Institute hat dem Leichenbegängnisse ihres Mitgliedes, Hrn. Cailhava, der zu Sceaux, neben Paris, gestorben ist, beygewohnt. An seinem Grabe hielt Hr. Picard, Vice-Präsident der Klasse, folgende Rede: „Meine Herren! Mit welcher schrecklichen Schnelle folgen die Schläge des Todes aufeinander! Seitdem derjenige, welcher noch den Vorsiz über sie hat, durch ihre Beystimmung zu dieser Stelle erhoben ward, sind zwey aus unsrer Mitte zu Grabe gegangen. Warum muß in diesem Augenblicke die Ausübung seiner großen Magistrats-Verrichtungen ihn abhalten, dem Gedächtnisse des Mitbruders, den wir zu Grabe geleiten, den Tribut seines Schmerzes darzureichen? Wenn der öffentliche Ausdruck ihres Bedauerns, meine Herren! Jemand anvertraut ist, der wenig Geläufigkeit dazu besizt, so glaube ich doch nicht weniger den Verlust, der ihn verursacht, in seiner ganzen Ausdehnung zu empfinden. Hr. Cailhava war zu einer Zeit, wo die Komödie durch einen kalten Schöngeist verunstaltet war, geschickt in der Kunst, wofür ich mehr Zuneigung als Talent gezeigt habe. Er hatte das Verdienst und den Muth, Werke schreiben zu wollen im Geschmack der ersten Stücke Molière's. Molière war der Vorwurf seiner beständigen Verehrung. Eins seiner Werke enthielt die Untersuchungen über die Lustspiele dieses großen Meisters, und muß man nicht auch seine Abhandlung über die dramatische Kunst als Studien über Molière ansehen, da das Lustspiel und Molière zwey für immer unzertrennliche Dinge, oder gleichsam eins und dasselbe sind? In seinen Theaterstücken ist Hr. Cailhava nie von den Grundsäzen seiner vortrefflichen Lehre gewichen. Kurz, in der Theorie und in der Ausübung hat er sich eine ehrenvolle Stelle unter den Wiederherstellern des Lustspiels in Frankreich erworben. Seine Lustspiele und besonders seine Abhandlungen, (es sey mir erlaubt, es zu sagen), sind für mich eine überflüssige und reine Quelle des Unterrichts gewesen. Mir gefällt der Gedanke, daß sein Schatten dieses Zeugniß meiner Dankbarkeit nicht verschmähen wird. Hr. Cailhava beschränkte sich nicht darauf, in seinen Schriften die Resultate seiner Erfahrung zu verbreiten; er fand auch Vergnügen daran, sie in seinen Unterhaltungen häufig anzubringen. Die jungen Leute, deren Freund er war, fanden immer an ihm einen aufgeklärten Rathgeber für ihre Werke, einen sanften Tröster in ihren Unfällen, und einen redlichen Lobsprecher bey ihren glücklichen Erfolgen. In seinem reifen Alter fehlte es Hrn. Cailhava weder an allgemeiner Achtung, noch an Glücksmitteln; seinem Alter wurde weder Sorgfalt noch Linderung versagt; er verdankte Beydes einer zärtlichen Tochter, die sich ganz seiner Pflege geweiht hatte. Ihr einziges Erbtheil ist sein Ruf; laßt uns hoffen, daß dieses Erbtheil nicht unfruchtbar für sie seyn werde! Schon haben die Wohlthaten des Kaisers die lezten Tage unsers Mitbruders geehrt; wir müssen hoffen, daß die Macht und die Güte auch einen Blick auf die getreue Antigone werfen werden, welche die lezten Tage ihres Vaters versüßte." u. s. w.

Nro. 179.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 28. Julius, 1813.

Wer gar nichts glaubt, glaubt allzuwenig.
Wer Alles glaubt, glaubt allzuviel.

v. Logau.

Die Todesfälle.

Herr von Wils hatte so eben den Glauben einer Versammlung mit Geschichten, von denen er Augenzeuge gewesen seyn wollte, dergestalt in Anspruch genommen, daß mehrere Anwesende ihre Zweifel laut werden liessen. Der Erzähler hielt sich dadurch für beleidigt, und verfocht die Wahrheit seiner Vorträge um so eifriger, da der Major Johnson auf seine Seite trat. Ueber Letzteres wunderte man sich nicht wenig, weil der Major den Ruf einer vorzüglichen Einsicht und Wahrheitsliebe mit Recht behauptete. Man staunte vollends, als er endlich sich also vernehmen ließ:

In der That, ich muß dem Unwillen des Hrn. von Wils Recht geben, da wirklich oft nichts unwahrscheinlicher aussieht, als die Wahrheit. Meine eigene Erfahrung kann hier zum Belege dienen. Als ich noch zu Jena studirte, fuhr ich einmal mit einem guten Bekannten, dem Baron Zitterling, nach Weimar, um das Theater zu besuchen, wo eben die Jungfrau von Orleans aufgeführt wurde. Mad. Wolf hatte die Hauptrolle, und spielte sie so vortrefflich, daß ich einigemal ganz laut darüber in Bewunderung ausbrach. Das ärgerte denn den Baron, dessen besondere Neigung zu einer andern Schauspielerinn das Uebergewicht der allgemein Geschätzten nicht anerkennen wollte. Wir geriethen in Streit. Wir suchten den benachbarten Park auf. Vom Vollmond begünstigt, fing das Duell an, und ich schoß den Baron todt. —

Aber, begann einer aus der Versammlung, wo kamen Ihnen denn sogleich die Schießgewehre her? —

Jetzt keine Unterbrechung, wenn ich bitten darf, sagte der Major nicht ohne Unwillen. Lassen Sie mich ausreden. Am Ende wird sich Alles von selbst finden. — Ich schoß also, wie schon erzählt, den Baron Zitterling todt. Der Umstand nöthigte mich denn um so mehr, nicht nur Weimar, sondern ganz Sachsen schleunigst zu verlassen, da die Zitterlinge bekanntlich eine sehr alte Familie sind.

Eine alte Familie? fragte einer.

Ja wohl! — Doch wenn ich ausreden soll, so verbitte ich mir die Unterbrechungen ein für allemal, da der Schluß gewiß jede Lücke in der Geschichte völlig ausfüllen wird.

Befremdet über diese an die offenbare Unhöflichkeit streifende Aeußerung sah die Gesellschaft einander an, doch der Major schien nichts davon zu bemerken, und wendete sich von jetzt mit seiner Erzählung einzig an den Hrn. von Wils.

Ich eilte zurück nach Jena, packte in der größten Eile zusammen, und reisete mit Postpferden in die österreichischen Staaten. Kaum angekommen zu Wien, begab ich mich in den damals eben erst Mode gewordenen Apollosaal. Aber mein Erstaunen über die gute Ausführung der seltsamen Idee, welche der neuen Anstalt zum Grunde lag, war noch nicht zum Worte gekommen, als ein junger Mann sich durch die zahlreiche Versammlung recht unartig durcharbeitete, und, halb außer Athem, mich also anredete:

Um Vergebung, sind Sie nicht Hr. Johnson?

Zu dienen.

Haben Sie nicht zu Weimar den Baron Zitterling im Duell erschossen?

Aufzuwarten!

Der Baron Zitterling ist mein Bruder gewesen; ich denke seinen Tod zu rächen, und ersuche Sie, morgen früh um 4 Uhr sich im Prater mit Pistolen einzufinden.

Schön, sagte ich, ritt am andern Morgen dahin, fand meinen Gegner am Eingange, und folgte ihm in eine etwas abgelegene Allee. Wir nahmen die Pistolen zur Hand, und ich schoß ihn todt.

Es war mir allerdings sehr empfindlich, dieses Vorfalls halber das schöne Wien so bald verlassen zu müssen. Allein meine Sicherheit verlangte es. Um jedoch ähnlichen Störungen möglichst auszuweichen, dachte ich diesmal sogleich auf eine weitere Reise, durchflog einen Theil Italiens, und gönnte mir erst in Rom einige Ruhe. Eines Tages, wie ich hier bewundernd vor der Kaskade von Tivoli stehe, klopft mir plötzlich ein junger Mann auf die Schulter, und fragt:

Um Vergebung, sind Sie nicht Hr. Johnson?

Zu dienen.

Haben Sie nicht zwey Barone Zitterling, einen zu Weimar, den andern zu Wien, im Duell erschossen?

Aufzuwarten!

Die Barone Zitterling sind meine Brüder gewesen; ich denke ihren Tod zu rächen, und ersuche Sie, sich dort in der Nähe mit mir zu schiessen.

Schön! sagte ich, und folgte ihm. Wir nahmen die Pistolen zur Hand, und ich schoß ihn todt.

Ich reisete hierauf nach Paris. Allein wie ich hier am zweyten Tage das Museum besuche, gesellt sich auch schon ein junger Mann zu mir, und fragt:

Um Vergebung, sind Sie nicht Hr. Johnson?

Zu dienen.

Haben Sie nicht drey Barone Zitterling, einen zu Weimar, einen zu Wien, und einen zu Rom, im Duell erschossen?

Aufzuwarten!

Die Barone Zitterling sind meine Brüder gewesen; ich denke ihren Tod zu rächen, und ersuche Sie, sich diesen Nachmittag Schlag 3 Uhr am Ende des Bois de Boulogne mit Pistolen einzufinden.

Schön! sagte ich, und ritt Nachmittags dahin. Mein Gegner war schon da; wir nahmen die Pistolen zur Hand, und ich schoß ihn todt.

Da mir nichts daran liegen konnte, noch mehr Zitterlinge nach der andern Welt hinüber zu schicken, so beschloß ich, in der Hoffnung, in meiner Heimath vor den Verwandten der bereits Umgekommenen völlig sicher zu seyn, das feste Land gänzlich zu verlassen, begab mich darüber nach Calais, schiffte mich dort ein, und kam glücklich in Dover an. Es schien auch in der That, als ob die Verwandtschaft, oder wenigstens ihre Kenntniß von meinen Differenzen mit der Familie, nicht bis London reiche, denn ich lebte hier einige Zeit von den Zitterlingen völlig unangefochten. Einmal jedoch, als mich eben auf Lloyds Kaffehause eine Partie Schach beschäftigt, blickte ich von ungefähr in die Höhe, und werde so irre durch einen jungen Mann gegenüber, der seine starren Augen nicht von mir verwendet, daß ich einen falschen Zug thue, worüber meine ganze, vortreflich stehende, Partie in Gefahr gerieth.

Mein Herr, sage ich aufspringend, was starren Sie mich so unaufhörlich an?

Um Vergebung, fragte er, sind Sie nicht Hr. Johnson?

Zu dienen.

Haben Sie nicht vier Barone Zitterling, einen zu Weimar, einen zu Wien, einen zu Rom, und einen zu Paris, im Duell erschossen?

Aufzuwarten!

Die Barone Zitterling sind meine Brüder gewesen; ich denke ihren Tod zu rächen. Kommen Sie in's Freye hinaus, um sich mit mir zu schießen.

Schön! sage ich. Nur ist meine Schachpartie noch nicht zu Ende. Lassen Sie uns darum diese Bagatelle sogleich hier abthun.

Er war's zufrieden. Ich gehe mit ihm in ein entferntes Zimmer, nehme die Pistole zur Hand wie er, und —

Und schiessen ihn todt? fiel, als der Major hier nießte, Hr. von Nils sogleich lächelnd ein.

Nein, verzeihen Sie, antwortete er, der hat mich todtgeschossen. —

Umrisse aus Italien.

1795.

3.

Genua.

(Beschluß.)

Das Kupferstichkabinet des Grafen verdient hauptsächlich die Aufmerksamkeit aller Künstler und Kunstfreunde, in Betreff des ungewöhnlichen Reichthums an Blättern, die, wegen ihrer Seltenheit, gar keinen Preis mehr haben. So hat es Edelinks Meisterstücke vollzählig aufzuweisen. Das nämliche gilt von Hogarth's Werken, welche, meines Wissens, in Deutschland nur Lichtenberg ganz komplet besaß. Vor einigen Jahren wurde diese Galerie origineller, genialer, dichterischer, humoristischer, strafender und bessernder Lebensscenen, die noch kein Britte so scharfsinnig und geistvoll erläuterte, wie der witzige Verfasser des Timorus, von ihm der akademischen Bibliothek zu Göttingen überlassen.

Der kleinen, aber auserlesenen Büchersammlung des reizenden Landhauses, wo nichts auf leeren Prunk und Schein, Alles auf soliden Gebrauch und Nutzen deutet, widmete der geschmackvolle Besitzer einen artig dekorirten Sallon, dessen Glasthüren sich nach der Garten- und Meerseite öffnen. Nach den vielen hervorblickenden Papierstreifen zu urtheilen, gehören die Bücher geschichtlichen, politischen, naturwissenschaftlichen und belletristischen Inhalts zu den gelesensten, in diesem stillheitern, zu Studium, Reflexion und Selbstprüfung so freundlich einladenden Museum.

Hallers und Geßners Gedichte in dieser wohlgewählten Handbibliothek zu erblicken, war uns Deutschen eben so angenehm als unerwartet. In Italien, wo man von lebenden Sprachen im Allgemeinen selten mehr als die Muttersprache versteht, kann es mit Recht ein Phänomen heißen, auf deutsche Bücher zu treffen, die durch Zeichen und Randstriche den sichern Beweis führen, daß ihr Besitzer sie wirklich las. Wenn hier zu Lande, wo Reisende weder mit der französischen, noch englischen, am allerwenigsten aber mit der deutschen Sprache durchkommen, ein junger Principe oder Marchese nur einige Pariser Artigkeiten und Konversationsphrasen seinem Abbé papageienhaft nachplaudern lernte, so wird er schon ein hochkultivirter und schönwissenschaftlicher Kavalier genannt. Mancher Leser von Sade's Denkwürdigkeiten aus Petrarka's Leben wird bey dieser Gelegenheit sich des Umstandes vielleicht wieder erinnern, daß im Zeitalter vom unsterblichen Sänger der schönen Laura zu Avignon die wenigen Damen, welche des Lesens und Schreibens nicht ganz unkundig waren, gelehrte Damen genannt wurden.

Graf Hippolito Durazzo verwaltet wichtige Staatsämter, und muß folglich den größten Theil des Tages im Rauch und Getümmel von Genua zubringen. Nach vollzognem Berufswerk eilt er in die Arme der Natur und der Musen, und die Einsamkeit und Stille seines Tuskulum wird ihm durch hundert kontrastirende Vergleichungspunkte, welche die zunächst liegenden Scenen und Situationen darbieten, um so wichtiger und beglückender. Die aufgehende Sonne findet ihn gewöhnlich schon mitten unter seinen Blumen, über die er in des verständigen Gärtners Gesellschaft, welcher in Schönbrunn den Lehrlingskurs machte, wie ein Feldherr über wohlorganisirte Truppen sorgfältige Musterung hält. Die Sonne steigt höher, und nun begibt er sich, mit erneuter Kraft, wieder auf den, seiner weisen und wachsamen Thätigkeit vom dankbaren Vaterland angewiesenen, Ehrenposten.

Mit vollem Rechte wäre die geistige und sittliche Charakteristik dieses hochherzigen, humanen, patriotischen, tiefgelehrten, naturvertrauten und kunstliebenden Mannes, allen kräftig und hoffnungsreich sich entwickelnden Jünglingen als Norm und Modell unablässig zu empfehlen, oder vielmehr als goldener Spiegel täglich vorzuhalten! Doch solche gute Mittel zu gutem Zwecke muß unsern aufblühenden Zeitgenossen leider verweigert bleiben, caret quia vate sacro.

Der heiterste Sonnenuntergang vollendete den heitersten Tag. Ruhig wallend leuchtete das Meer in dunkelrothem Feuer. Fischer-Barken ruderten längs der Küste. Schiffe schwebten am Saume des Horizontes wie zweifelhafte Luftbilder. Die bis zum Hafen sanft hinabstufende Stadt hüllte sich in dichtere Dunstschleyer. Klösterliche Bergglocken aus der Ferne unterbrachen das feyerliche Schweigen der Nähe, wo nur leise Westhauche in den blühenden Orangenwipfeln muthwillig ihr Spiel trieben. Der brennende Purpur, worin die gegen Osten hinstreichende Bergkette getaucht war, begann allmählich zu erbleichen. Schwärmende Glühkäfer woben, in einem dunkeln Lorber-Boskete, hüpfenden Lichtflammen ähnlich, ihre wundersamen Tänze. Im Hintergrunde des unermeßlichen Land- und Seegemähldes erschienen dem geschärften Auge der Phantasie die Palmenwälder von Afrika, sanft gewiegt von ewig unwinterlichen Lüften.

Ach! daß auch diesem Götterabende unerbittlich die Nacht, wie auf den Fittigen des Windes zu enteilen, gebieten mußte! So werden sie alle, rasch und unaufhaltbar, dahinstürmen unter Italiens freundlichem Himmel, die kärglich uns zugezählten Tage, und, ehe wir's noch wähnen, erblicken wir die Alpen wieder im Süden. Doch gebühren auch, nach dem Rückzug unter die nordischen Tannen, dem wohlgewogenem Genius fromme Dankopfer, der uns dazu hülfreich war, mit bittersüßem Erinnern, in trüben Schnee- und Nebeltagen ausrufen zu können: Auch ich war in Arkadien. v. Matthisson.

Einwurf.

„Mein Epigramm auf dich sey leichte Speise?“ —
Traun!
Du kannst es doch in Jahren nicht verdau'n.

Hg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 14. July.

Wir haben hier eine tropische Regenzeit, und wenn darauf ein tropischer Frühling mit all seinen Blüthen und Früchten folgte, so möchte das noch hingehen; aber dazu ist wenig Hoffnung. Wir sind froh, wenn Gerste und Korn die schönen Hoffnungen erfüllen, welche die Felder uns geben, und verzichten auf Bananen und Pataten und Zuckerrohr. Die Leute geben dem heil. Medardus die Schuld, der am 8. Juny sein Fest hält; wenn es da regnete, heißt es, so regnet es 40 Tage. Das Sprüchwort hat dies Jahr eingetroffen; der heilige Mann wollte vielleicht eine Lehre geben, daß man sein Wort halten müsse. Wie immer, die Regenzeit und der Waffenstillstand werden beynahe an einem Tage zu Ende gehen, und die Leute freuen sich darauf, weil sie dann wieder ihre Landpartien machen, und in den Zeitungen Neues lesen werden. So egoistisch sind wir Menschen!

Doch glauben Sie deswegen nicht, daß man hier an Herstellung des Friedens verzweifelt. Man hat Käufe von Kolonial-Produkten, im December zu liefern, um einen Sol unter dem gegenwärtigen Preise abgeschlossen, und das beweist, daß man hofft, der Friede werde sie bis dahin fallen machen. — In Ermanglung blutiger Händel beschäftigt man sich mit unblutigen, mit Prozessen, und daran fehlt es unter einer so großen Bevölkerung nicht. Hier haben Sie einige, die am meisten zu lachen gaben; denn da die Prozesse alle öffentlich verhandelt werden, so sieht man sie als eine Abart der Schauspiele an, und die Gerichtssäle haben ihre Habitués und ihr Publikum, so gut wie die Theater.

Mlle. B., eine Dame von gutem Rufe, schön, ziemlich vermögend und unabhängig, war auf dem Punkte, sich mit einem gewissen N., der blos Husaren-Lieutenant seyn will, im Grunde aber Unter-Lieferant ist, und sich mit Helme-Lieferungen großes Geld machte, zu verheirathen. Ein Freund hinterbringt ihr, daß N. bereits seit 12 Jahren eine Bekanntschaft habe, die sich ihrer Verbindung immer entgegensetzen würde. Das Verhältniß erkältet sich; — Vorwürfe folgen auf Vorwürfe, und N., der sich der Gefahr ausgesetzt sieht, es mit der alten und neuen Bekanntschaft zugleich zu verderben, entschließt sich endlich, mit Letzterer zu brechen. Das Verfahren war um so weniger delikat, als N. die Dame bereits verleitet hatte, 46,000 Fr. in Staatspapieren zu veräußern, um ihr Haus auf einen Fuß zu setzen, der seinem Reichthume, wie er wünschte, entspräche; auch hatte er ihr bereits sein Porträt und eine Pièce de mariage, (Heiraths-Contrakt) als Pfänder seiner ernstlichen Absichten eingehändigt.

So standen die Sachen am 9. May, als die Dame sich erinnerte, Hrn. N. den Auftrag gegeben zu haben, 10,420 Fr., den Betrag von zwey Ternen, die sie vor kurzer Zeit in der Lotterie nach einander gezogen hatte, in Empfang zu nehmen. N. behauptete, die Hälfte davon gehöre ihm; die Dame sagte, daß sie den Einsatz ganz von ihrem Gelde gemacht habe. So viel ist richtig, daß N. sie zu der ersten Terne veranlaßte, indem er behauptete, sie müsse mit ihrer glücklichen Physiognomie auch im Spiele vom Glücke begünstigt werden. Um die Sache in's Reine zu bringen, forderte die Dame den Läugner vor den Friedensrichter. Auf dem Wege dahin begegnen sie sich; ein lebhafter Wortwechsel entsteht; die Leidenschaft getäuschter Liebe mischt sich in's Spiel, und Hr. N. behauptet, ein Paar unsanfte Maulschellen empfangen zu haben. Die Dame sah ihren kostbaren Schleier von Hrn. N. zerrissen. Beyde Theile brachten ihre Klage an; das Polizey-Gericht erkannte aber nur über jene des Hrn. N., und verurtheilte Mlle. B. zu dem Ersatz der Gerichtskosten, zu 16 Fr. Strafgeld, und zur Unterdrückung ihres Plaidoyers, worin sie freylich Hrn. N. etwas derb durchgenommen hatte. Sie gestand darin ganz offenherzig, daß die Aussicht, einen reichen Mann zu bekommen, sie über seinen Geistesmangel habe hinwegsehen machen, indem seine Unterhaltung den finanziellen Zirkel nie überschritten, und seine ganze wissenschaftliche Bildung sich auf den Cours der Staatspapiere, auf Procento-Rechnung und Agiotage beschränkt hätte.

Beyde Theile erschienen selbst bey den Verhandlungen. N. rechtfertigte ganz das Urtheil, das seine Gegnerinn über ihn gefällt hatte. Seine Hauptabsicht ging dahin, dieselbe als eine gefällige Sylphide zu schildern, und um diese Meinung zu begründen, ließ er die Briefe vorlesen, die sie ihm geschrieben hatte. Allein diese Niedrigkeit brachte gerade die entgegengesetzte Wirkung hervor, und man lachte laut, als er erklärte, daß, wenn sie etwa schwanger seyn sollte, er ganz zuverlässig nicht der Vater des Kindes sey. Sie hingegen machte durch ihre ruhige Haltung und ihren schönen Wuchs den vortheilhaftesten Eindruck, und man wollte aus ihrem Gesichte es herauslesen, daß man mit einer solchen Physiognomie nothwendig Ternen ziehen müsse. Auch sollen mehrere Personen sie gebeten haben, Nummern für sie zu ziehen. Am auffallendsten betrug sich bey den Verhandlungen eine ältliche schwarze Dame, die jede Anklage mit lautem Beyfalle bekräftigte, und als endlich das Urtheil gegen Mlle. B. gesprochen wurde, ihre Zufriedenheit durch Händeklatschen zu erkennen gab. —

Hier haben Sie ein Paar Prozesse, wo es nicht so sentimental zuging. Ein Haarkünstler verklagt eine Dame wegen Nicht-Zahlung der Rechnung, die er ihr macht, und die sich auf 2762 Franken beläuft. Geliefert wurden: 17 Perrücken, 5 Cache-folies, 15 Toupets, 11 Paar Locken à la Ninon, 3860 Papilloten, ꝛc. Den stärksten Artikel bildet ein vom Perruquier eigens für die Dame erfundenes Caloriser, gemeinhin Brenn-Eisen genannt. Der Mann der Dame hat ausgerechnet, daß ihm um diesen Preis jeder tire-bouchon (Ringel-Locke) seiner Frau auf 5 Fr. 35 C. zu stehen käme, und will von keiner Bezahlung wissen. Man ist begierig, wie das Gericht diesen verwirrten Handel aus einander rütteln wird.

Eine bekannte Kartenschlägerinn vom Boulevard St. Denis hatte, wie jener Astrolog, das Unglück, sich mehr mit Deutung des fremden als des eigenen Schicksals zu beschäftigen; sonst hätte sie gewiß das Jahr Gefängniß vermieden, zu dem sie wegen einer kleinen Mystification eines reichen Land-Eigenthümers verurtheilt wurde. Der gute Mann stand in der festen Meinung, in seinem Garten liege ein Schatz vergraben; — nun handelte es sich darum, den Ort zu finden. Er wandte sich in seiner Verlegenheit an unsre Dame, die ihn versicherte, daß die Karten ihm allerdings die Hebung eines Schatzes verkündeten; daß der Schatz selbst aber von zwey bösen Genien verborgen gehalten würde. Um sie zu beschwichtigen, habe sie nöthig: 3 Centimes, 3 Sols, 3 Decimes, 3 Viertel-, 3 halbe Franken, 3 Franken, 3 Fünf-Franken-, 3 Zwanzigfranken- und 3 Vierzigfranken-Stücke, doch müßten die Münzen entweder vom Jahre 7 oder 9, oder 11 seyn. Die Münzen wurden geliefert und die Geister entwichen, aber ohne den Ort, wo der Schatz liegen sollte, zu entdecken. Neue Verlegenheit! Sie mußten wieder beschworen werden, und, um sie zu gewinnen, wurden Münzen von altem Gepräge in gleich aufsteigender Linie vom Denier bis zum Doppel-Louis, von jeder Gattung drey Stücke und von ungleicher Jahrszahl, gefordert. Die Geister erklärten, daß sie den Ort des Schatzes nicht eher entdecken würden, als bis der gute Mann Etwas Unreines, was er an seinem Körper habe, entfernt hätte. Der Mann glaubte, es wäre mit einigen Bädern in seinem Mühlbache abgethan; aber die weise Frau verständigte ihn, daß hier nicht von einer physischen, sondern von einer symbolischen Reinigung die Rede sey, und daß er ihr zu diesem Ende von allen reinen und unreinen Thieren seines Meierhofes ein Paar übersenden müsse. Der Mann erfüllte auch diese Bedingniß, aber das Unreine wollte nicht weichen; — da entwich dem Manne die Geduld, und er verklagte die Boulevards-Medea wegen Escroquerie. Vergebens, daß ihr Advokat hier keine Escroquerie, sondern nur eine gute, nicht zu theuer bezahlte Lehre, der Einfalt gegeben, erblicken wollte. Die weise Frau mußte ins Gefängniß wandern, und das empfangene Geld ersetzen. Es ist Schade, daß die Sache vor einem profanen Gerichte anhängig gemacht wurde; hätte der gute Mann sich an Stillings Jünger gewendet, sie hätten ihm, durch Mittheilung der Gabe des Glaubens zu seinem Schatze, und somit der weisen Frau wieder zu Ehren verholfen.

Beylage: Uebersicht der neuesten Literatur Nro. 16.

Nro. 180.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 29. Julius, 1813.

Glorreich hebt sich der Marmor empor zum ewigen Denkmal,
Und zur Bewunderung spricht laut die erhabenste Kunst;
Aber die tiefsten Gefühle der Brust, Lieb' athmende Sehnsucht
Weckt ein melodisches Lied, das die Begeisterung schuf.
v. Brinckmann.

Ueber öffentliche Denkmäler, und von einem Denkmal für Wieland.

Zu den edlen Zügen in der Natur des denkenden Menschen gehört der Trieb, das Andenken großer Männer und großer Begebenheiten, oder auch solcher Wesen und Ereignisse, die unserm Herzen theuer waren, durch irgend ein sichtbares Merkmal der Achtung, Aufmerksamkeit oder Erkenntlichkeit, bleibend zu ehren, oder dasselbe, wenn der Gegenstand blos denkwürdig ist, wenigstens zu verlängern. Indem wir diesem innern Rufe folgen, fühlen wir uns selbst größer und besser. Ein sittlich-geistiges Wonnegefühl durchdringt unser Innerstes bey dem Gedanken, daß wir auf solche Weise nicht blos die Zeitverwandten, sondern selbst späte Nachkommen in die Gemeinschaft der Achtung, der Erkenntlichkeit, oder der Aufmerksamkeit ziehen, welche wir dem Verdienst, der Großthat, dem denkwürdigen Ereigniß öffentlich widmen.

Weit über jedem physischen Lebensgenuß steht, nach der Empfindung des Denkers, dieser geistige. Nicht allein veredelt fühlen wir uns durch ihn: das Bewußtseyn unserer Empfänglichkeit dafür erzeugt jenen hohen Sinn, der, durchaus verschieden von eitlem, wol gar dummen, Stolz, uns mit regem Dankgefühl belebt für den Vorzug, der uns verliehen ward, nicht blos vor niedern Thierwesen, sondern selbst vor denjenigen unserer eigenen Art, in welchen Stumpfsinn und Gedankenlosigkeit vorherrschen, oder die, nicht ohne hellere Einsicht, sich auszeichnen durch einen gewissen Hang zur Niederträchtigkeit. Während die meisten materiellen Genüsse, bey physischer Empfänglichkeit, um bloßen Geldpreis zu haben sind, ist es jener geistige nur allein um den Preis des inwohnenden Edelsinnes. Auch mahnt ein sehr richtiges Gefühl uns unwillkürlich, daß wir durch Sinnengenuß, selbst durch untadelhaften, zunächst doch nur unsrer Thierheit fröhnen; dagegen wir durch jeden ächt geistigen Genuß uns über unser irdisches Daseyn, folglich über uns selbst, erhaben fühlen.

Doch, auch der geistige Genuß, welchen öffentliche Denkmäler gewähren, ist von sehr verschiedener Art. Den allermindesten darf man ohne Zweifel denjenigen zuerkennen, welche Thieren, Hofnarren und komischen Auftritten bisweilen gesetzt wurden. Man vermißt hier den ächten Genuß, und empfängt wol gar einen widrigen Eindruck, wenn das Ganze als Entweihung der ehrbaren Sitte, öffentliche Monumente zu setzen, vielleicht sogar als etwas Unedles oder Lächerliches erscheint; ein Fall, der häufiger ist, als wol die Urheber solcher Abarten von Denkmälern wähnen. Immer sollte man diese wenigstens in solche Verhältnisse bringen, wodurch sogleich in die Augen fällt, daß sie nicht zu der ehrwürdigen Klasse öffentlicher Denkmäler gehören, sondern ihnen mehr nicht als die Bestimmung eines Privat-Merkzeichens, oder eines scherzhaften Einfalles gegeben sey. Friedrichs II. Denksteine für seine Lieblingshunde, in dem Garten von Sanssouci, hätten als solche selbst in der Größe einer ägyptischen Pyramide doch höchstens nur in so fern einiges Interesse, als sie die Empfindung eines großen Königs bey dem Anden-

ken an die Treue bezeichnen, welche ihm von seinen Hunden erwiesen ward. Der geistreiche und gemüthvolle General-Lieutenant und Staatsminister von Schlieffen setzte, auf seinem Landgut bey Kassel, seinem Halbhundert in einer Stunde erschlagener Affen einen Denkstein, welcher den Grund dieser abgenöthigten Niederlage — den Kampf Aller für Einen, und Einer für Alle, gegen einen wüthenden Hund — und die frohe Erinnerung des Gutsherrn an diese mehrfach interessante Affen-Kolonie ausdruckt. Als anspruchlosem, ländlichem Erinnerungs-Merkmal einer Guts-Merkwürdigkeit, an einer abgelegenen Stelle, gebührt diesem Stein billig eine Nachsicht, und selbst eine Art von Aufmerksamkeit, welche ihm an jedem öffentlichen Ort, z. B. der Landstraße, oder auf einem offenen Platz des Dorfes, auf keine Weise zukommen würde.

Schon der Ausdruck „Monument" (monet mentem) sollte warnen vor dem Mißbrauch, der hier so leicht möglich, und um so verzeihlicher ist, weil er nicht kann begangen werden, ohne sich an dem sittlichen Geschmack und an der Mit- und Nachwelt zu versündigen. Ein unlängst verstorbener Fürst der edelsten Art wagte es nicht, ein für sein verstorbenes Lieblings-Hündchen von Meisterhand schon entworfenes Denkmal ausführen zu lassen, weil sein Zartgefühl ihn erinnerte, daß ein hehrer und ein geringfügiger Gegenstand zu einander nicht passen. Posselt, der seinen Freunden und der Welt durch ein feindliches Geschick zu früh Entrissene, hatte für dieses Denkmal, auf Verlangen, eine Inschrift entworfen, die für einen so kleinen Gegenstand als Muster gelten kann, da sie ihm ein moralisches Interesse abgewinnt, das nur allein ihn, wo möglich, gegen das Belächeln schützen konnte. *)

Will man die wahren, achtbarn öffentlichen Denkmäler in Hinsicht auf den Genuß ordnen, welchen sie gewähren, so finden sie, wie sehr sie auch in die Sinne fallen mögen, ihre Stelle doch nur in der untern Reihe diejenigen, welche denkwürdige Unglücksfälle bezeichnen, z. B. Seuchen, Ueberschwemmung, Brandschaden, Lebensgefahr, unverschuldete widernatürliche Todesarten u. dgl. Solche Denkmäler können zunächst Mitleid und andere fromme Empfindungen wecken, auch zuweilen zu Muth und Ausdauer im Unglück ermuntern, oder als Warnungszeichen dienen gegen Unvorsichtigkeit, wodurch ähnliches Unglück herbeygeführt, oder ihm vorzubauen versäumt wird. Von solcher Art ist zu London das von den Britten eigentlich sogenannte Monument, zum Andenken an den großen Brand, der dort im J. 1666 innerhalb drey Tagen 13,200 Häuser verzehrte, und an die schnelle Wiedererbauung derselben, die schöner, regelmäßiger, kostbarer und dauerhafter, als vorhin, zum Erstaunen von ganz Europa, in den nächstfolgenden zwey bis drey Jahren Statt hatte, von welchen das erste sogar noch durch eine andere große Calamität, eine grausam wüthende Pest, sich auszeichnete. Aus einem Fußgestell von 40 Fuß Höhe und 21 im Gevierte, erhebt sich eine runde Säule, aus ungeheuern weissen Steinblöcken von Portland, 202 Fuß hoch, mit einem Durchmesser von 15 Fuß, inwendig mit einer Wendeltreppe von schwarzem Marmor und eisernem Geländer, welche zu einem Balcon auf der äußersten Höhe der Säule geleitet. Auf der Nord- und Südseite des Fußgestelles verkündigen zwey Denkschriften die Bestürzung der Bewohner des in Asche gelegten Londons, und seine schnelle prächtige, an das Wundersame gränzende, Wiedererbauung. Dieses kühne Werk der Baukunst steht durch seine auffallende Größe in einigem Verhältniß zu den Ereignissen, welche es andeutet, besonders zu dem zweyten, an welchem recht augenscheinlich wahrzunehmen ist, welchen Triumph eine geistreiche, kraftvolle und reiche Nation über ein großes Unglück zu erringen vermag, wenn sie mit sich selbst einig ist.

Etwas höher, von der Seite des geistigen Genusses, den sie gewähren, betrachtet, stehen in der Regel diejenigen Denkmäler, welche auf angenehme oder nützliche Begebenheiten hindeuten. Die häufigsten dieser Art sind die Dank- und Sieges-Monumente. Die ältesten waren sehr einfach, mehrentheils aufgethürmte Felsenstücke. Nach und nach verdrängte der Kunstfleiß, womit manche Monumente ausgestattet wurden, den Geschmack an diesen rohen Massen; ja es gelang auf diese Weise dem Künstler bisweilen, durch die Schönheit seiner Arbeit sich selbst mehr zu verherrlichen, als den Gegenstand, dessen Andenken zu feyern sein Werk bestimmt war. Vorzüglich Athen und Rom in der ältern, Paris in der neuern Zeit, liefern Beyspiele. Besonders war Athen so fruchtbar an historischen Monumenten, daß, wohin man sich auch wendete, man, nach Cicero's Ausdruck, auf der Geschichte einherschritt. Eines der größten Monumente dieser Art

*) Nur in dieser Hinsicht, und als einem Posthumum des edlen und geistreichen Mannes, mag dieser Inschrift (von 1803) hier eine Stelle vergönnt seyn.

„Denkmal,
der Treue gewidmet,
deckt dieser Stein
die Asche Vinterle's
des guten frohsinnigen kleinen Geschöpfes,
das jeden Augenblick seines kurzen Daseyns
mit nimmer müder Freundlichkeit
nur seinem Herrn lebte.
Ein helleuchtend Gestirn:
glänzt Orion's Hund
hoch am Olympus:
Er,
der an Treue keinem wich,
schläft hier
in der Erde finsterm Schoß,
unberühmt,
doch nicht unbedauert."

in der neuern Zeit wollte das ehemalige Vollziehungs-Direktorium von Frankreich zum Andenken der Gründung und siegreichen Vertheidigung der französischen Republik errichten lassen, auf dem Château Trompette bey Bordeaux. Es fehlte nur augenblicklich an den Millionen, welche zur Ausführung erfordert wurden, nicht an trefflichen Entwürfen geschickter Künstler, die öffentlich, unter dem Versprechen der ansehnlichsten Belohnung, hiezu waren eingeladen worden. Zu dieser Klasse von neuern Denkmälern der größten Art gehören auch die Dank-Monumente, welche Napoleon (1806) auf dem Platze der ehemaligen Magdalenen-Kirche zu Paris, und unlängst auf dem Berge Cenis zu errichten befohlen hat. Auf das erste sollen acht, auf das andere fünf und zwanzig Millionen Franken verwendet werden.

Die höchste Stufe, in Absicht auf den geistigen Genuß, gebührt, nach meinem Urtheil, dem Ehrendenkmal, welches einem Menschen gesetzt wird zu dankbarer Anerkennung seiner Verdienste um die Menschheit, um den Staat, um die Nation, um seine Mitbürger. Der Stifter, und Jeder, der hier mit ihm sympathisirt, erhebt sich da zu dem Geiste des großen, des edeln Mannes. Während des ernsten Nachdenkens, in welchen ihn die Betrachtung des großen bildlichen Gegenstandes versetzt, entzündet sich unwillkürlich in ihm ein heiliges Feuer, wie durch einen Funken aus dem Geiste des Gefeyerten. Er fühlt sich veredelt durch die Huldigung, welche er diesem bringt, und ermuntert, wo nicht es ihm gleich zu thun, doch ihn nachzuahmen. Seinem Herzen wird wohl in der Verehrung, in dem Dankgefühl, wozu es entflammt. Von dieser Art ist, unter vielen andern, der Marmor, worauf Homers Apotheose von Archelaus aus Priene dargestellt ist, dieses Kreuz der Ausleger; von ihr ist Trajans Säule; ist zu St. Petersburg das Monument Peters des Großen, dem ein Felsenstück von drey Millionen Pfund zum Fußgestell dient, auf welchem der rastlos zu seiner Bestimmung emporstrebende Monarch hinanreitet; ist so manches Mausoleum, von den ägyptischen Pyramiden und Obelisken, von der Pyramide des Cajus Cestius in Rom, bis zu den Grabmälern in der Kirche der Westminster-Abtey, und denjenigen unsers Kepplers, Gellerts und Klopstocks.

Viel kommt darauf an, nicht nur Wem ein solches Denkmal gesetzt wird, sondern auch von Wem. Friedrichs des Großen Monument für die Landgräfinn von Hessen, in dem Park von Darmstadt, mit der einfachen, so viel sagenden Inschrift: Femina sexu, animo vir, ist groß in jener zweyfachen Hinsicht, so klein auch sein geometrischer Maßstab ist. Auch das Denkmal, welches Friedrich dem Marquis d'Argens in Frankreich errichten ließ, spricht auf dieselbe Art zweyfach zu jedem Mann von Geist und Gefühl.

Bey einem Denkmal muß ein schickliches Verhältniß sich zeigen, zwischen dem Ehrenden und dem Geehrten; außerdem kann es, wenigstens in einer Beziehung, als eine Lächerlichkeit erscheinen. Wollte ein zweyter Etatsrath von Schafkopf, Mitglied des Pinselordens, einem großen Mann ein Ehrendenkmal setzen, so wäre es offenbar eher ein Denkmal seiner eignen Kleinheit, als der Größe des Gefeyerten, und nur jene Kleinheit, womit der Edle von Schafkopf den großen Mann anbündelt, wäre, etwa den Kunstwerth des Denkmals abgerechnet, das eigentlich Hervorstechende. Ganz unangemessen dem wechselseitigen Verhältniß war auch das Grabmal, welches der römische Senat dem Pallas, einem Freygelassenen Tibers, in eigenem Namen setzen ließ, um dem Kaiser zu schmeicheln.

Dagegen zeigt sich überall kein Mißverhältniß, wenn ein Fürst von ächter Seelengröße einem seiner Unterthanen vom niedrigsten Stande ein Denkmal setzt, dessen Verdienst um landwirthschaftliches oder bürgerliches Gewerbe zu ehren. Beyde werden hier durch das Denkmal geehrt; ja es kann sogar zweifelhaft scheinen, wer von ihnen am meisten. Großherzog Karl Friedrich von Baden ließ einem Bauer, der sich durch Austrocknung eines großen Sumpf- oder Dammfeldes um seine Mitbürger sehr verdient gemacht hatte, und einem andern Land- und Handelsmann, der in dem Murgthal durch Landbau, Gewerbfleiß und Handel ein Wohlthäter seiner Gegend geworden war, an den Landstraßen Denkmäler, steinerne Obelisken, errichten, mit Inschriften, welche den Dank des Fürsten gegen diese Wohlthäter seines Landes öffentlich aussprechen. Ohne Ehrfurcht und Rührung wird nie ein Mann von Geist und Gefühl diese Monumente des Fürsten und des Landmannes erblicken.

Umgekehrt, kann auch der Geringste dem Größten ein Denkmal setzen, das dessen würdig ist, wenn nur die Handlung nicht den Kreis des wechselseitigen Verhältnisses überschreitet, und der Anlaß edel und denkwürdig ist. Von dieser Seite betrachtet wird Niemand das einfache Monument tadelhaft finden, welches Joseph II. in Mähren von Landleuten auf demselben Acker gesetzt ward, wo der Kaiser mit eigener Hand den Pflug regiert hatte.

Das abgeschmackteste Ehrendenkmal unter Allen ist endlich dasjenige, welches sich Jemand unterfängt seiner eigenen werthen Person lobpreisend zu setzen. Es erinnert an Licinus, den Bartscherer des Kaisers Augustus, der sich selbst ein Grabmal errichten ließ, das an Pracht den Grabmälern der vornehmsten und reichsten Römer nicht nachstand. Mit Recht ward seine Eitelkeit von Varro durch ein beißendes Spottgedicht gegeißelt.

(Der Beschluß folgt.)

Nachlese.

Desmarais schrieb ein Buch unter dem Titel: Delices d'esprit. Die Kritiker behaupten, es habe nur einen Fehler: Statt Delices müsse Delires gelesen werden.

Ein Gesandter der ottomannischen Pforte glaubte dem Papste Leo X. mit der Anrede zu schmeicheln: „Großstärke der Christenheit!“

Als ein Advokat für eine Partie, welcher der erste Präsident nicht geneigt war, zu feurig sprach, rief dieser: La Cour vous ordonne de conclûre. „Hé bien,“ antwortete Jener, je conclûs qu'elle m'entende!

Ein erschöpfter Armer sah einen Betrunkenen in einem Chausseegraben liegen, und Viele demselben als einem Kranken zu Hülfe zu eilen. „Ach,“ begann er zu seufzen; „wenn ich die Hälfte seiner Krankheit hätte, befänden wir uns Beyde wohl.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 14. July.

(Beschluß.)

Wie fein oft Krebse sind! Man sollte nicht denken. Da krochen neulich einige Dutzende aus dem Korb der einen Poissarde heraus, und in den Korb der andern hinein. So erklärte es wenigstens die, in deren Korb sie gekrochen waren; die Andre aber, die vermuthlich Reimarus Buch von den Trieben der Thiere nicht gelesen hatte, klagte sie platterdings des Diebstals an.

Eine wichtige Angelegenheit erheischt die Aufmerksamkeit der Richter; die Menge der Zeugen imponirt allen Anwesenden. Es betrifft nichts weniger, als welche von zwey Gevatterinnen, Wäscherinnen ihres Standes, die andre zuerst bemaulschellt habe. Jede führt nicht weniger als eilf Zeugen hinter sich her, und alle Vierundzwanzig reden zugleich, und als die Zeugen endlich schwören sollten, heben sie die linke Hand auf. Des Gelächters wird kein Ende; die Richter sehen sich genöthigt, nach dem Gesichte zu urtheilen, und verdammten die unglücklichere Physiognomie zu den Kosten des Prozesses, die wegen des hohen Preises der Citationen, (zu 40 Sols jede), immer beträchtlich sind.

Doch genug von Prozessen, und genug Ausbeute von einer einzigen Sitzung, der ich beywohnte. Als ich durch die schöne Halle ging, aus welcher Eingänge zu den verschiedenen Tribunalen führen, nahte sich ein Clerc und fragte hastig: Avez-vous une cause à plaider? Avez-vous déjà votre homme? Je vous en donnerai un qui est fameux — er wollte noch länger reden, aber ich entwischte ihm, denkend an Horazens: Rapit in jus; clamor utrinque, undique concursus.

Das Reich der Mode hat eben so bizarre Bürger, als das Reich der Themis, aber sie sind dem Auge gefälliger, als die einförmigen, schwarzen Talare der Advokaten, mit den sparsamen gepuderten Haaren, die darauf herumflattern, und denen ein umgestürzter Mörser, (daher président à mortier), zum Deckel dient. An unsern Merveilleuses sieht man sein blaues Wunder. Alles ist blau; die Schuhe, die Strümpfe, die seidne Douillette, der hohe Hut in Form der phrygischen Mütze trojanischer Helden, sogar das Schnupftuch ist blau. Doch ist das nur der Stadt-Anzug der Damen, um sich gegen die feuchte Witterung zu verwahren. Für den Salon werden die Phrygierinnen zu Chineserinnen. Die Douillette reicht nur mehr auf die halben Schenkel, und endigt sich in lange Zipfel, an denen Eicheln hangen; der Saum selbst ist mit Dressen von Posamentir-Arbeit besetzt; der Obertheil des Körpers ist mit einem in ähnliche Zipfel auslaufenden Juste-au-Corps, das die Stelle des Spencers vertritt, bedeckt. Das Ganze hat das Ansehen einer vollständigen Garnitur von Vorhängen, die man aufzuziehen versucht wird.

Eine andre Revolution hat sich im Schmucke der Damen ereignet; man sieht keine Ringe, keine Ohrringe mehr, keine Armbänder, keine Halsgeschmeide; nur eine einzige einfache Kette läuft um den Hals und verliert sich in dem Busen. Sie ziehen sie heraus, vorausgesezt, daß Sie einiges Recht dazu haben, und siehe da! Ringe und Ohrringe, Halsgeschmeide und Armbänder hängen in einem schweren Bündel daran. — Ein Journalist äußerte die Vermuthung, wir könnten es wol noch erleben, daß die Damen von ihren Kleidern einen ähnlichen Bündel machen, und über den Rücken hängen.

Unsre süßen Herren bilden zu den blauen Anemonen die lieblichste grüne Folie. Alles ist grün an ihnen; das Kleid bouteillengrün, das Gilet apfelgrün, der Pantalon tangaragrün, die Strümpfe haben grüne Streifen; auch ihr Gesicht ist oft gelbgrün, man weiß nicht, ob von Natur oder vom Wiederscheine der grünen Bedeckung. Wenn man diese grünen Herren unter den Bäumen des Boulevards sich rege bewegen sieht, so möchte man sie aus der Ferne für Laubfrösche halten, die der lange Regen ausheckte.

Doch müssen Sie nicht glauben, daß diese Mode stark befolgt sey; im Gegentheile, sie gilt nur für eine Ketzerey in der Religion der Mode, und lächelnd sieht die größere Hälfte der Männer vom Ton auf die grünen Sektirer. Aber die Lächelnden sind auch ganz anders gekleidet. Sie haben enge kurze Beinkleider, kurze gemslederne Kamaschen, kurze Zöpfchen, kurze Stäbchen; nur die dreyeckigen Hüte sind lang gespizt. Mit einem solchen Anzuge ists wol erlaubt, Andre lächerlich zu finden.

In zwey neue Spektackel sich zu drängen, gehört ebenfalls zum Tone. Das eine ist: Gargantua-Rabelais in den Variétés; das andre: Madame Croque-Mitaine, (die Schreckensfrau der Kinder), im Faydeau. Nachdem beynahe alle berühmte Männer der vaterländischen Geschichte über die Bühne wandern mussten, kommt die Reihe an die Heroen der einheimischen Fabelwelt.

Mit den Instituts-Kandidaten ist eine große Umwandlung vorgegangen. Vorher war des Treibens und Werbens kein Ende; aber da Campenon, Verfasser einer neuen Bearbeitung des so oft bearbeiteten verlornen Sohnes, an Delille's Stelle ins Institut kam, will sich kein Kandidat mehr um den durch Cailhavas Tod erledigten Platz bewerben. Doch soll sich dieser Tage ein Uebersetzer von Longinus Abhandlung über das Erhabene darum gemeldet haben. Seitdem der würdige Baour-Lormian, Verfasser der Tragödien, Omasis und Mahomet II., des Lustspiels, les trois Mots, der Opern, das befreyte Jerusalem und Ossian der Atlantide, der Poésies galliques, im Geschmacke Ossians, und der geistreichen Veillées poetiques et morales, nur eine Stimme erhielt, regnet es Satyren auf die Instituts-Wahlen der zweyten Klasse, (welche die académie française ersezt), worunter die reputations à la fourchette die beißendste seyn soll, aber nur im Manuscript herumgeht. Man behauptet, die alten Glieder der Akademie hielten wöchentliche Dejeuneurs, und dabey würden die erledigten Plätze den Kandidaten zuerkannt, die in der Wahl der Weine und Gerichte den meisten Geschmack zeigten. Auch nehme man darauf Rücksicht, daß der neueste Kandidat immer das Verdienst des Vorletzten erst bemerkbar mache. Auf Baour's Unstern machte Lefevre das Epigramm:

Le public, l'institut, sont d'accord cette fois:
Pour toi, dans tout Paris, il n'etait qu'une voix!

Nro. 182.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 31. Julius, 1813.

Viel thut das Glück, mehr thut die Mode;
Das Publikum hat seine Lieblinge,
Und Jeder seine Periode.

v. Köpken.

Die Büchermärkte in der Türkey.

(Aus dem 2ten Theile von Edw. Clark's Reisen. London 1812.)

Es ist sonderbar, daß unter allen gelehrten Reisenden, welche die Merkwürdigkeiten von Konstantinopel beschrieben haben, kein Einziger bisher von dem Handschriften-Markte geredet hat: es würde jedoch schwer halten, einen der Aufmerksamkeit würdigern Gegenstand aufzufinden. Der Bazar der Buchhändler enthält zwar nicht alle von d'Herbelot angeführten Werke; es gibt aber kaum einen morgenländischen Verfasser, dessen Schriften man daselbst nicht bekommen könnte, wenn man sie fodert; Alles, was dort zum Verkauf ausgeboten wird, ist Manuscript. Die Anzahl der Läden auf diesem Markte und anderswo beläuft sich auf hundert, wovon jeder ungefähr 500 Bände enthält, so daß täglich in Konstantinopel nicht weniger als 50000 arabische, persische und türkische Handschriften zum Verkaufe ausgeboten werden. Eine meiner ersten Sorgen war, mir einen Katalog von den Büchern zu verschaffen, welche im türkischen Reiche am meisten nachgesucht werden, mit dem Verzeichniß ihrer Preise. Die Ursachen, warum Gelehrte, die von europäischen Akademien nach dem Oriente geschickt wurden, oft so vergeblich nach Handschriften forschten, sind leicht zu erklären. Diese Leute haben gewöhnlich ihren Aufenthalt in Pera, von wo man sich nach Konstantinopel überschiffen lässt. Mit dieser Ueberfahrt vergeht viele Zeit, und gewöhnlich reicht der Tag ans Ende, wenn der Gelehrte anlangt. Dann pflegt er auch in Begleitung eines Janitscharen zu erscheinen. Wenn die Verkäufer der Handschriften, welche gewöhnlich Emirs, und zuweilen Derwische sind, den Ungläubigen in dieser Begleitung erblicken, so halten sie oft seine Ankunft bey den Büchern ihrer Religion und ihrer Gesetze für eine unverschämte oder gar gotteslästernde Neugierde, und wollen nicht allein nicht verkaufen, sondern weigern sich auch, auszupacken. Die beste Art ist: man sucht die Bücher, die man zu haben wünscht, aus einem Kataloge aus, und lässt sie durch einen Derwisch kaufen, oder man geht ganz allein, wofern man keinen Dollmetscher nöthig hat. So hatte ich keine Beschwerlichkeiten, diejenigen Werke zu kaufen, wozu ich Lust hatte. Nur die Handschrift der arabischen Nächte, oder wie man es nennt, das Alf Lila o Lila ist nicht leicht zu bekommen, und zwar aus dem Grunde, weil sie gewöhnlich bestellt, und nach dem Geschmacke der bestellenden Person abgeschrieben wird; daher ist auch eine Handschrift von der andern verschieden, und es gibt nicht zwey, welche dieselben Erzählungen enthalten. Ich konnte dieses Werk nicht in Konstantinopel erhalten, gelangte aber hernach in Groß-Cairo zu einer prächtigen Abschrift desselben. Es enthält 172 Mährchen, welche in tausend und eine Nacht abgetheilt sind. Hr. von Hammer, welcher mich nach Egypten begleitete, hat die Güte gehabt, die Titel aller Mährchen zu übersetzen. Leider aber ist diese Handschrift im Schiffe so beschädigt worden, daß ich sie nicht einmal habe wieder abschreiben lassen können, obschon ich sie zu dem Endzwecke wieder nach Konstantinopel schickte.

Erst im zweyten Winter meines Aufenthalts in Pera

gelang es mir, vermittelst eines Derwisches meiner Bekanntschaft mir einen Katalog von einem der vorzüglichsten Handschriftenläden zu verschaffen. Der Eigenthümer desselben war ein Emir, und ein Mann von großen Kenntnissen in der morgenländischen Literatur. Ich habe mehrere Handschriften von ihm gekauft, die sich jetzt in der Bodleianischen Bibliothek in Oxford befinden. *) So oft ich mich an diesen Mann wandte, um Dichter- oder Geschicht-Werke zu haben, war er stets willig, mir zu liefern, was ich verlangte; berührte ich aber zufällig einen Koran, oder einen andern Band von den bey den Türken heiligen Schriften, so ward unser Handel für den Tag gleich abgebrochen. Es gibt ähnliche Handschriften-Märkte in allen türkischen Städten, besonders zu Aleppo und zu Cairo. Manche Werke, die zu Cairo gemein sind, finden sich nicht zu Konstantinopel. Die Beys haben mehr Geschmack für Literatur als die Türken, und die Weiber, die in den egyptischen Harem's eingeschlossen leben, bringen viele ihrer einsamen Stunden damit zu, daß sie die Personen anhören, welche zu ihrem Zeitvertreibe vorlesen.

Auch das Aufsuchen der griechischen Handschriften ist nicht so fruchtlos, als manche es sich einbilden. Durch das Verwenden eines einsichtsvollen griechischen Priesters hatte ich Gelegenheit, eine große Menge von Bänden, die von der Prinzeninsel, oder aus den Privatbibliotheken der zu Phanar wohnenden griechischen Fürsten kamen, zu untersuchen. Freylich hatten manche darunter gar keinen Werth; andre, die merkwürdiger waren, wollten die Eigenthümer nicht verkaufen. Geld ist es nicht, was diese Leute brauchen. Sie haben oft lieber, daß man ihnen für ihre Handschriften gute gedruckte Ausgaben von griechischen Klassikern, besonders von Rednern gibt. Der Prinz Alexander Vano Handzerli hatte eine prächtige Sammlung von griechischen Handschriften, und unterhielt lange einen Briefwechsel mit mir, nach meiner Rückkunft in England. Ich sandte ihm von Paris aus die Original-Ausgabe der französischen Encyklopädie; es gibt, dünkt mich, eine ziemlich günstige Meinung von dem Geschmacke von Leuten, die in der Lage der griechischen Familie in Konstantinopel leben, daß sie durch solche Werke ernstlich suchen ihre Unterrichtsquellen zu vermehren. Mehrere griechische Handschriften, welche dieser Fürst besaß, befinden sich jetzt in der Bodleianischen Bibliothek, unter andern eine vortreffliche Abschrift der 4 Evangelien aus dem 10ten oder 11ten Jahrhunderte, die ganz auf Velinpapier mit denselben schönen Buchstaben geschrieben ist.

Ueber die Griechen des Phanar bemerkte Hr. Robert Walpole in seiner handschriftlichen Reisebeschreibung Folgendes: Unter den in Phanar, das ist im nördlichen Theile von Konstantinopel neben der See, lebenden griechischen Familien gibt es sechs, die sich vor den andern auszeichnen; ihre Namen sind: Ipsilandi, Moroozi, Callimachi, Soozo, Handzerli und Maurocordato. Diese machen Ansprüche auf die Hospodarstellen in der Moldau und Wallachey, oder bekleiden sie wirklich. Im Jahre 1806 kamen die Fürsten Ipsilandi und Moroozi, welche Hospodars waren, in den Verdacht eines Einverständnisses mit den Russen, und wurden abgesetzt; durch Vermittlung des französischen Gesandten kamen Soozo und Callimachi an ihre Stellen; Moroozi kehrte nach seiner Absetzung nach Konstantinopel zurück; allein Ipsilandi ging nach Rußland, und zog dadurch die Rache der Pforte auf seine Familie. Sein 74jähriger Vater, welcher viermal Fürst von der Wallachey gewesen war, wurde am 25 Januar 1807, eben als ich in Konstantinopel war, enthauptet. Die einzigen Personen im türkischen Reiche, welche noch im Stande sind, das Studium der alten Literatur zu befördern, und die Griechen anzufeuern, um sich aus der Barbarey zu ziehen, worin sie versunken leben, sind die adelichen Griechen von Phanar. Allein anstatt ihren Einfluß auf die Regierung dazu anzuwenden, die Bildung ihrer Landsleute zu befördern, sind sie nur mit politischen Intriguen, und mit ihrer Gewinn- und Herrschsucht beschäftigt. Ihr ganzes Streben geht dahin, Hospodars von der Moldau und der Wallachey, oder Patriarchen, oder Dollmetscher bey der Pforte zu werden. Mit Ausnahme eines Wörterbuches der neugriechischen Sprache, welches unter dem Schutze eines von der Familie Maurocordato unternommen worden, und eines Φροντιστηριον oder einer Schule, deren Kosten einer von der Familie Moroozi bestreitet, ist Alles, was bisher zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse unter den Griechen geschehen ist, von den in Venedig, Triest und Wien lebenden, edeldenkenden griechischen Kaufleuten hergekommen. Ein Unternehmen, welches hätte sehr nützlich werden können, wenn es nicht durch politische Dazwischenkunft wäre gestört worden, war die Uebersetzung von Anacharsis Reisen ins Neugriechische, mit eigenen Karten. Es war blos angefangen. Der Grieche, welchen man dazu gebrauchte, wurde von der Pforte umgebracht; ein anderer Grieche, von Janina, Namens Sakellaris, hat, wie ich glaube, das Ganze übersetzt. Werke dieser Art können weit größern Nutzen stiften unter der Menge lesender und arbeitsamer Griechen, als z. B. die Uebersetzung von Virgils Aeneide in griechischen Hexametern, welche ich in Konstantinopel sah, und die ein griechischer Bischof, Bulgari, der sich in Rußland aufhielt, herausgegeben hatte.

Die Griechen von Phanar sind mit den Schriftstellern des alten Griechenlands sehr vertraut, und kennen auch

*) Unter andern brachte der Verfasser nach England Scheikabbeddin's Geschichte der Regierung Nouradin's und Salaheddin's; diese Handschrift befindet sich nun zu Oxford.

viele neuere Sprachen Europa's. Sogar unter den Bedienten, und in der untern Klasse zu Phanar herrscht eine Sucht, in der Unterredung alt-griechische Worte und Redensarten anzuwenden. Der gelehrte Coray muntert durch seine Schriften und sein Beyspiel seine Landsleute zum Studium ihrer alten Sprache auf, und die griechischen Kaufleute, welche Gelegenheit hatten, die verschiedenen Städte des Kontinents zu besuchen, kehren mit nützlichen Kenntnissen wieder zu ihren Landsleuten zurück, und dadurch verbreitet sich manches Nützliche unter ihren Bekannten. D.

Proben aus Hafis Divan.

4.

Komm' ich noch einmal in's Leben,
Geh' ich in die Schenke wieder,
Will alsdann nichts anders thun, als
Trunkene bedienen wieder.
Dreymal fröhlich ist die Stunde,
Wo mit thränenvollen Augen
Ich zur Schenke gehen werde,
Wasser auszugießen wieder.
Herr mein Gott! es haben diese
Leute nicht die kleinste Kenntniß;
Meine Edelsteine will ich
Andern Käufern bieten wieder.
Wenn mein Freund von dannen gehet,
Alter Bande sich erinnernd;
Gott behüt' mich, daß ich sollte
Andre Freunde suchen wieder.
Wenn des blauen Himmels Kreislauf
Mich ein wenig hier beängstigt,
Werd' in einem andern Zeitlauf
Meinen Freund ich finden wieder.
Mein verborgenes Geheimniß
Ist die Fabel aller Leute;
Mit der Pfeife, mit der Trommel
Geht es auf den Marktplatz wieder.
Mein Gemüth sucht längstens Ruhe,
Wenn nur jenes Schelmenauge,
Jene losen Sternenlocken
Schon vorüber wären wieder.
Alle Augenblicke klag' ich
Ueber Leiden; denn der Himmel
Zielt auf mich mit jeder Stunde,
Daß er mich verwunde wieder.
„Du, Hafis, bist nicht vereinzelt;
„Viele sind in dieser Wüste,
„Viele sind zu Grund gegangen;"
Sag' ich zu mir selber wieder.

Nachlese.

Ein Abbé, der vor'm König in der Predigt stockte, nahm schnellbesonnen das Concept aus der Tasche, und fand sich bald zurecht. „Sire," sprach er nach dem Gottesdienste zu seinem erhabenen Zuhörer; „Mein Gedächtniß spielte mir einen Possen, aber ich ihm wieder."

*

NN. schrieb einen lobenden, aber mißlungnen Aufsatz über Goethe, als Menschen und Dichter, und bat Hrn. F. um sein Urtheil. Dieser schrieb ihm amphibolisch zurück: „Ich las Ihren Aufsatz über Goethe, und fand ihn ganz, wie er ist."

*

Als das Dauphiné der Krone Frankreich zufiel, baten die Deputirten dieser Provinz, daß man ihren Richtern befehlen möchte, künftig nicht mehr nach der Billigkeit zu entscheiden. — Nicht so übel.

*

Ein Brief an einen Kriegs-Commissär war überschrieben: A Monsieur N., Conseiller du Roi dans aucun de ses Conseils et Commissaire pacifique des guerres.

*

Was ist Alchimie? — Eine keusche Metze, die Jeden anlockt, und Niemand erhört; eine Kunst ohne Kunst, von welcher der Anfang Wissen, die Mitte Lug, das Ende Betteln ist. G.

Korrespondenz-Nachrichten.

Tübingen.

Den 2. July verlor unsre Universität einen ihrer geschätztesten und achtungswürdigsten Lehrer durch den Tod M. Valentin Friedrich Baur's, ordentlichen Professors der Theologie, vierten Frühpredigers und Mitglieds des Königlichen Ehegerichts. Er war geboren den 29. Juny 1757. Er hatte sich zwanzig Jahre hindurch als Diaconus die allgemeine Achtung und Liebe der hiesigen Stadt erworben, und während dieser Zeit auch öfter theologische und pädagogische Vorlesungen mit vielem Beyfall gehalten, und ward im vorigen Jahre zum ordentlichen Professor der Theologie ernannt, wo ihm insbesondre das Fach der christlichen Glaubenslehre zu Theil wurde, in deren Vortrag ihn zum Bedauern aller seiner Zuhörer der Tod unterbrach. Neben gründlicher Gelehrsamkeit und strenger Gewissenhaftigkeit, die ihn, wie als Lehrer, so auch als Schriftsteller, auszeichneten, besaß er als Mensch seltne Bescheidenheit und Anspruchlosigkeit, und einen durchaus achtungswürdigen, liebevollen Karakter. Sein Andenken wurde gefeyert durch eine rührende, in der Kirche gesprochene, ungedruckte Rede von Diakonus Steudel, und durch ein akademisches Programm von Professor Conz, mit dem wol Alle, die den Verstorbenen kannten, in die Horazische Klage einstimmen:

Quis desiderio sit pudor aut modus
Tam cari capitis? —
Multis ille bonis flebilis occidit!

Aus der Schweiz.

Im May-Monat war die schweizerische gemeinnützige Gesellschaft zum vierten Mal vier Tage durch in Zürich aus allen Gegenden der Eidgenossenschaft zahlreich versammelt. Der Bericht ihrer Verhandlungen ist auch bereits schon (auf 148 Seiten in 8.) im Druck erschienen; er wird jedoch, gleich den drey frühern, nur an die Mitglieder ausgetheilt, und eignet sich daher für die literarische Kritik nicht. Aber Einiges, was auch auswärts wissenswerth gefunden werden möchte, will man davon ausheben. Der Stifter und fürdauernde Präsident der Gesellschaft, der Doktor und Archiater Hirzel, setzte sich in seiner Eröffnungsrede vor, mit Belegen gesichert und ausgerüstet, die Frage zu beantworten: „Was ward in unserm Vaterlande Gutes begonnen und geleistet?" Er reihet nämlich chronologisch alle Berichte und Notizen aneinander, welche ihm sein Briefwechsel das ganze Jahr durch in Beziehung auf die Vorwürfe der Gesellschaft lieferte. So entsteht, was die verehrungswürdige Fürstinn Pauline von Lippe-Detmold „eine freundliche olla potrida" nennt. „Wie gern," (schreibt sie dem Hrn. Hir-

zeO, „wie so sehr gern mögen Sie ihren Bericht zusammengetragen haben; er ist eine geistige Promenade im Junius; hier keimende, dort reifende Saaten, da schon Garben und labende Früchte, und überall ein schöner Gemeingeist, zu einem Zweck koncentrirter Wille, und Gedeihen.“ — Hinwieder und nicht minder aufmunternd schrieb ihm der edle Fürst Primas: „Die christliche Liebe beseelt solche Versammlungen; freundschaftliches Vertrauen ist ihre Blüthe; wohlthätige Werke ihre Früchte. Möchte doch solches Beyspiel allgemeiner befolgt werden! Der Heiland sprach: Da wo sich Mehrere vereinigen in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen. In Erfüllung gehen diese göttlichen Worte. Alle Tugenden des Gatten, des Vaters, des Bürgers, des Gottesverehrers gedeihen in solchen Verbindungen. Täglich werden solche Vereinigungen nöthiger, um der erkaltenden, ausschließenden, harten Selbstliebe entgegen zu streben.“

Eben jene menschenfreundliche Fürstinn theilte dem Verfasser Folgendes mit: „Sie verlangen nähere Auskunft über das Irrenhaus zu Brake. Hier einige Züge, bis Scherfs detaillirte Beschreibung abgedruckt erscheint. Am Ende eines bedeutenden, eine Viertelstunde von Lemgo gelegenen, Dorfs, war schon lange ein altes Schloß, sonst durch eine eigene Linie des Hauses Lippe-Brake bewohnt. Als die Tante des seligen Fürsten, eine Aebtissinn, vor neun Jahren starb, fiel es mit großen Gärten und Weiden meiner Disposition anheim. Im Garten wurde ein stattliches Gebäude errichtet, welches freundlich sich ausbreitet und, ganz nach des Arztes Vorschrift, frohe, reinliche, bequeme Wohnungen bietet. Im untern Stocke sind Speise- und Gesellschaftszimmer, die Wohnung der Oberaufseherinn, Küche u. s. f. Eine Treppe höher sind zwölf Gemächer für männliche Irren, vorn und hinten durch die Stuben ihrer Wärter eingeschlossen, und durch Wände und Galerien gesondert. Gleiche Einrichtung für eben so viel weibliche Kranke eine Treppe höher, nach gleicher Ordnung als in der eben beschriebenen Etage. Die Zimmer haben lachende Farben; die Gitter sind so bekleidet und angestrichen, daß man sie nicht erkennt; Wärmeröhren heizen die Gemächer; hoch über den Thüren beleuchtet eine von außen angebrachte Laterne die Gemächer vollkommen; keine Fessel, keine Territion, kein Schlag findet Statt. Die Genesenden kommen unter das gesunde Personal. Ein sorgsam verwahrter Garten mit Blumen, Früchten und Lauben ist der Spaziergang, Vormittags für das eine, Nachmittags für das andre Geschlecht, die sich nie begegnen, noch sich von Ferne sehen. Vierzig Schritte weiter in einem Wäldchen liegen verborgen die Tollkausen, wo hohe unerreichbare Fenster, Zwangstühle, Betten und Kleider eintreten, andre Wärter und Wärterinnen sind, und Alles vom Irrenhause geschieden ist. Ein drittes getrenntes Gebäude enthält von der einen Seite die Badeanstalt und die Todtenkammer; von der andern, welche einen getrennten Eingang hat, Waschhaus und Stallung mit Garten, Wiesen und Aeckern. Die Anstalt ist genügend dotirt, so wie ich ihr in der Hälfte der Revenuen der Sammtstadt Lippstadt reiches Einkommen gesichert habe. Rath Focke in Lemgo ist der Arzt; der Amts-Chirurg zu Brake der Wund-Arzt der Anstalt, ein invalider Offizier deren Inspektor, der aber, um gemeinschaftliche Wirthschaft zu hindern und ein um so viel besserer Kontrolleur zu seyn, nicht in der Anstalt, sondern mit seiner vom Institute ganz getrennten Familie in dem zwanzig Schritte nur fernen Schlosse wohnt. Im Irrenhause ist eine vierzig Jahre alte Predigers-Tochter Haushälterinn und Ober-Irrenmutter; ihre Reinlichkeit und Ordnung ist ganz vortrefflich. Das Institut steht unter der Regierung im Departement des unermüdeten Regierungsraths Wippermann, und erfreut sich der ärztlichen Aufsicht des Hofraths Scherf.“

„Mich beschäftigt noch eine Anstalt, (schreibt die Fürstinn ferner), und wenn ich noch friedliche Zeiten zu erleben so glücklich bin, werde ich sie auch wohl ausführen können. Bis jetzt ist es mir nicht zu erfahren gelungen, ob es dergleichen noch anderswo gibt, und doch dünkte sie mich so nöthig; ein Aufbewahrungs- und Trennungsort für Epileptische. Unter diesen gibt es höchst Unglückliche, und der Anblick ihres Uebels könnte es fortpflanzen; darum nehmen wir sie hier weder ins Waisen- noch Irrenhaus. In England hat man viele dieser Unglücklichen durch die Ausdünstung der Kühe geheilt, sie in den Ställen schlafen und leben lassen. Versuche im Kleinen hier gemacht, sind nicht ganz mißlungen. Ich möchte einen großen Kuhstall und Melkerey anlegen mit Schlaf-Stätten, und die unglücklichen Epileptischen hier vereinigen; sie würden die Kühe warten und melken, Butter und Käse machen, und bey den Kühen schlafen und seyn. Schreiben Sie mir doch, ob unter den Sennen- und Alpenhirten, die ungefähr so leben, es Beyspiele von Menschen gibt, die an Gichtern leiden! Ueberhaupt empfehle ich Ihrer freundschaftlichen Wärme für Menschenwohl diese nicht unwichtige Angelegenheit zu Nachfragen und Erkundigungen.“

Diese Erkundigungen wurden in verschiedenen Gegenden der Schweizer Alpen angestellt; aus den hier umständlich mitgetheilten Antworten erhellt inzwischen, daß die fallende Sucht, so wie andre konvulsivische Krankheiten, unter dem Hirtenvolk zwar nicht unbekannt sind, aber doch nur selten, an einigen Orten gar nicht vorkommen; daß hingegen von Heilung solcher Uebel durch den Aufenthalt in den Viehställen keine Beyspiele bekannt sind.

Unter den vielen gemeinnützigen oder wohlthätigen Vereinen der mehrern Schweizer-Kantone, von denen man hier Nachrichten liest, sollen nur ein Paar minder bekannte erwähnt werden. Der zweyte Jahres-Bericht der Gesellschaft für vaterländische Kultur in Aarau für 1812 gibt die Anzahl ihrer Mitglieder auf 130 an. Sie hielt wöchentlich eine Versammlung. Der Ertrag der Sammlerbüchse ward zur Unterstützung von Brandbeschädigten, Verunglückten und Arbeitschulen verwandt. Sie bearbeitet, in Klassen vertheilt, verschiedene Zweige: so ist eine staatswissenschaftliche, eine pädagogische, eine historische Klasse, die sich zugleich mit Sammlung älterer Dokumente, Denkmale, Münzen und Kunstwerke des Mittelalters befaßt, und sich besonders Mühe gibt, die Geschichte der Juden in der Schweiz zu vervollständigen; eine weitere Klasse behandelt das landwirthschaftliche Fach; für Gewerb und Wohlstand beschäftigt sich eine andre; eben so besorgt eine fernere die Ersparniß-Kasse für Kinder, Dienstboten, Handwerker u. s. f. — Die Armenverwaltung im Aargauischen Heilbade zu Baden sorgte im Jahr 1812 für 317 inländische und 44 ausländische arme Badende aus einer Einnahme von 710 Fr. aus dem Stiftungsfond, 1240 Fr. Kollekte der Badegäste und 285 Fr. von der Stadt Baden.

(Der Beschluß folgt.)

Charade.

Verderbend ihm entgegen schreiten,
Erblickt der Baum das erste Sylbenpaar;
Auch droht die dritte Sylb' ihm oft Gefahr,
Die schon seit ewig langen Zeiten
Der einen Zunft ein Aerger war.
Das Ganze war vielleicht im Wald ein stolzer Baum;
Jetzt steht's verachtet da in einem engen Raum.

Anton Niemeyer.

Auflösung der Charade in Nro. 176: Wachholderstrauch.

Beylage: Monats-Register vom Juli.

Inhalt.

Nro. 156. An den Lehlen, der mein gedenkt. Von J. R. Wyß. — Auszüge aus einem frauenzimmerlichen Wörterbuche. Von Radlof. I. — Fest der Englischen Gesandtschaft, gegeben von Nasr Dalla Can, erstem Minister am Hofe zu Schiras, im Jannar 1809. (Beschl.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Baden, bey Rastatt.

Nro. 157. Rückreise vom Kap der guten Hoffnung. 29. — Auszüge aus einem frauenzimmerlichen Wörterbuche. II. — Vorrede zum vierten Buch der Aeneide. Von Hg. — Korrespondenz-Nachrichten aus Zürich. (Beschl.)

Nro. 158. Uranus und Uranide, oder das erste Hochzeitlied der Schöpfung. Von Falk. — Rückreise vom Kap der guten Hoffnung. 30. — Korrespondenz-Nachrichten aus Wien. — Zwey Charaden. — Auflösung der Vexier-Charade und des Logogriphs in Nro. 152. — Beylage: Monats-Register vom Juni.

Nro. 159. Dunkel sind der Vergeltung Wege. — Frühlingslied. Altfranzösisches Rondel. Von Hg. — Züge aus dem Privatleben der heutigen Aegypter. 1. 2. 3. 4. 5. 6. — Korrespondenz-Nachrichten aus Stuttgart.

Nro. 160. Dunkel sind der Vergeltung Wege. (Forts.) — Rückreise vom Kap der guten Hoffnung. 31. — Züge aus dem Privatleben der heutigen Aegypter. 7. 8. 9. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro. 161. Ueber den Luxus. — Dunkel sind der Vergeltung Wege. (Beschl.) Von Lembert. — Der neueste Erdmesser; Schwank. Von Hg. — Korrespondenz-Nachrichten aus Wien. (Beschl.)

Nro. 162. Orlason. Von Hg. — Ueber den Luxus. (Forts.). — Korrespondenz-Nachrichten aus München; aus Münster.

Nro. 163. Ueber den Luxus. (Forts.) — Ein Paar Anekdoten zur Naturgeschichte des Hundes und des Fuchses. (Aus dem Werke über Jägerey und Fischerey, welches der brittische Pfarrer, Hr. Daniel, kürzlich zu London unter dem Titel: Rural Sports etc. herausgab.) — Le Brün über weibliche Dichter. — An Torva, die Sängerinn. (Beyde von Hg.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Neapel, 1813.

Nro. 164. Thomas Schweicker und Joseph Danhauser. Von J. K. Höck. — Ueber den Luxus. (Forts.) — Züge aus dem Privatleben der heutigen Aegypter. 10. 11. 12. — Korrespondenz-Nachrichten aus Neapel, 1813. (Forts.) — Charade. Von Graf. — Auflösung der Charaden in Nro. 156. — Beylage: Intelligenz-Blatt Nro. 10.

Nro. 165. Rosalie. Eine Skizze aus dem wirklichen Leben, die in einem Roman stehen könnte. Erstes Kapitel. — Rückreise vom Kap der guten Hoffnung. 32. — Toulouse. Von J. K. Höck. — Korrespondenz-Nachrichten aus der Schweiz.

Nro. 166. Rosalie. Zweytes Kapitel. — Abschied eines Menschenfeindes. Von Hg. — Ueber den Luxus. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus der Schweiz. (Beschl.)

Nro. 167. Die Nachtigall und die Lerche. Von G. — Rosalie. Drittes Kapitel. — Ueber den Luxus. (Beschl.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Neapel, 1813. (Forts.)

Nro. 168. Rosalie. Viertes Kapitel. — An Theoda. Von Hg. — Zwey Urtheile über die Kunst des Mahlers. Von J. K. Höck. — Nachlese. Von G. — Korrespondenz-Nachrichten aus Wien; aus Paris.

Nro. 169. Herkules und Hebe. Von Cz. — Rosalie. Fünftes Kapitel. — Korrespondenz-Nachrichten. Aus dem Briefe eines Reisenden. — Aus Paris.

Nro. 170. Rosalie. Fünftes Kapitel. (Beschl.) Von E. Graß. — Rückreise vom Kap der guten Hoffnung. 33. — Korrespondenz-Nachrichten aus Neapel, 1813. (Beschluß.) — Die Tauben-Verkäuferinn und die Rechnerinn. Von G. — Auflösung der Charade in Nro. 162. — Beylage: Uebersicht der neuesten Literatur Nro. 15.

Nro. 171. Proben aus Hafis Divan. 1. — Thurm-Uhren und Thurm-Thermometer. Von Poppe. — Gefühle und Meinungen. Von Emilie. — Korrespondenz-Nachrichten aus Wien. (Beschluß.)

Nro. 172. Glück und Unglück. Allegorie. Von Hg. — Rückreise vom Kap der guten Hoffnung. 34. — Noch zwey Beyspiele von Bienen im Kriege. Von Bi — Nachlese. Von S. — Censorin. Von Pfeffel. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro. 173. Zur Sittenkunde der Völker. Von Prof. Kayser. — Proben aus Hafis Divan. 2. — Rückreise vom Kap der guten Hoffnung. (Beschl.) 35. Von F. B. Rieß. — Anekdoten. — Beytrag zur Charakteristik der Vögel. Von W . . . . — Zeitung aus dem Orcus. Von Hg. — Korrespondenz-Nachrichten aus Halle. An Madame Schütz bey ihrem Abschiede von Reval am 7. May 1812. von Kotzebue. Stanzen an Madame Schütz, von A. W. Schlegel. An Madame Schütz, nach ihrer ersten pantomimischen Darstellung in Stockholm, 31. Okt. 1812, von Brinckmann.

Nro. 174. Jacob Mitchell, blind, stumm und taub geboren. — Auszüge aus einem frauenzimmerlichen Wörterbuche. III. — An die Bescheidenheit. Von Hg. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. (Beschl.)

Nro. 175. Umrisse aus Italien. 1795. 1. Novi. 2. Voltaggio. — Jacob Mitchell, blind, stumm und taub geboren. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Wien.

Nro. 176. Scene aus dem kleinen Lustspiel: Die Talent-Probe. Von F. W. Gubitz. — Jacob Mitchell, blind, stumm und taub geboren. (Beschl.) — Noch einiges zur Charakteristik der heutigen Aegyptier, nach Savaresi. — Korrespondenz-Nachrichten aus Wien. (Beschl.) — Charade. Von C. D. Schläfte. — Auflösung des algebraischen Räthsels in Nro. 170.

Nro. 177. Umrisse aus Italien. 1795. 3. Genua. — Lucas Cranachs Stammbuch. — Korrespondenz-Nachrichten aus Stuttgart; aus Berlin.

Nro. 178. Berquin's Krankheit. Eine in der philotechnischen Gesellschaft in Paris vorgelesene Erzählung des Hrn. Bouilly. Von D. — Lebrün an Freron. — Sanlecs Meinung. — Des blinden Sophus Klage und Trost. (Alle drey von Hg.) — Umrisse aus Italien. 1795. 3. Genua. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin; aus Paris.

Nro. 179. Die Todesfälle. — Umrisse aus Italien. 1795. 3. Genua. (Beschl.) Von v. Matthisson. — Einwurf. Von Hg. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. — Beylage: Uebersicht der neuesten Literatur Nro. 16.

Nro. 180. Ueber öffentliche Denkmäler, und von einem Denkmal für Wieland. — Nachlese. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. (Beschl.)

Nro. 181. Proben aus Hafis Divan. 3. — Ueber öffentliche Denkmäler, und von einem Denkmal für Wieland. (Beschl.) Von Klüber. (Mit einer Kupfer-Beylage.) — Das Krebsfest. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro. 182. Die Bücher-Märkte in der Türkey. — Proben aus Hafis Divan. 4. — Nachlese. — Korrespondenz-Nachrichten aus der Schweiz. — Charade. Von Anton Niemeyer. — Auflösung der Charade in Nro. 176. — Beylage: Monats-Register vom Julius.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Siebenter Jahrgang.

1813.

August.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollona
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen.

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Grosbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltnen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Mahlerei, Bildhauerei, Baukunst, Gartenkunst, ꝛc. Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemählde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beyträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen, ꝛc.

V. Kleine Reise-Beschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen, Räthsel. Charaden und dergl.

VIII. Vier und zwanzig besondere Beylagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Von Zeit zu Zeit werden Beylagen von Zeichnungen, Kupferstichen, musikalischen Kompositionen, ꝛc. gegeben. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, so wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

Man verbindet sich nur auf ein halbes Jahr für den Preis von 8 fl., oder 4 Rthl. 8 Gr. Sächsisch, wofür man auf jedem Postamt und in jeder Buchhandlung Exemplare erhalten kann. Die Haupt-Spedition hat das Königliche Ober-Postamt in Stuttgart übernommen, das solche Verabredungen getroffen hat, daß das Morgenblatt auch in Ulm, Augsburg, München, Schafhausen, so wie in Heidelberg, Mannheim und Frankfurt am Main ꝛc. für den besagten Preis von 8 fl. der halbe Jahrgang zu haben ist,

Die HH. Korrespondenten belieben Ihre Briefe zu addressiren an die Redaktion des Morgenblatts in Stuttgart, und wem Leipzig näher liegt, beliebe beyzusetzen: Bey Hrn. Buchhändler Kummer in Leipzig abzugeben.

Nro. 183.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 2. August, 1813.

Frisch, den Knochenflachs getrillt,
Fein, wie Sommerfädchen!

Voß.

Der Flachs.

Wohl hat Sommer sich zum Kranze
Manche zarte Blüth' gewoben,
Aber, Flachs, dich, mild'ste Pflanze!
Muß ich doch vor allen loben.

Blauen Himmel ausgestreuet
Hast du über dunkle Auen,
Deine milde Schönheit freuet
Die gleichzart geschaffne Frauen.

Weiches Grün den Stengel zieret,
Blüthe trägt des Himmels Helle,
Leis vom Westhauch angerühret
Wogt sie sanft in blauer Welle.

Ist die Blüthe dir entfallen
Zieht man dich aus dunkler Erden,
Darfst nicht mehr im Westhauch wallen,
Mußt durch Feu'r zu Silber werden.

Und die Hand geschäft'ger Frauen
Rühret dich unter muntern Scherzen,
Klar wie Mondschein anzuschauen
Bist du theuer ihrem Herzen.

In dem blanken Mädchenzimmer,
Leis berühret von zartem Munde,
Schön verklärt von Sternenschimmer,
Wird dir manche liebe Stunde.

Nächtlich in des Landmanns Hütte,
Wo ein flammend Holz die Kerze,
In viel muntrer Mägdlein Mitte,
Bist du bey Gesang und Scherze.

Draußen brausen Sturm, Gespenster; —
Wandrer wird der Sorg' entladen,
Sieht er hinter hellem Fenster
Heimisch deinen gold'nen Faden.

Zarten Leib in dich gekleidet
Tritt das Mägdlein zum Altare,
Liegst ein segnend Kreuz gebreitet
Schimmernd über dunkler Bahre.

Bist des Säuglings erste Hülle,
Spielest lind um seine Glieder, —
Bleich in dich gehüllt und stille
Kehrt der Mensch zur Erde wieder.

Welzheim.

Justinus Kerner.

Reise von Paris nach Nizza.

I.

So wie man die Barrière von Paris hinter sich hat, sieht man links die Straße nach Choisy, und weiterhin rechts die nach Orleans. Bey der ersten Post, bey Villejuif, endigt das Weichbild der Hauptstadt. Hier hat man zwischen der Schloßterrasse und der Meridian-Pyramide einen vortrefflichen Standpunkt, um die ganze ungeheure Masse von Paris noch einmal zu übersehen. Man kann die einzelnen Gegenstände sehr gut erkennen, indem der Weg mit den Thurmspitzen der Notre-Dame einerley Höhe haben soll.

Von Villejuif führt eine, drey Lieuen lange, unabsehbare Allee nach Fromenteau, der zweyten Post. Auch hier

hat man eine schöne Aussicht auf die reiche, herrlich angebaute Ebene, durch die sich die Seine hinzieht. Bey Juvisy bewunderten wir ein wahrhaft römisches Werk. Es ist der Theil der Straße, der über das Flüßchen Orge führt. Zwey Hügel sind hier durch zwey Brücken verbunden, wovon eine über der andern befindlich ist. Die unterste, mit sieben Bogen, dient zur Befestigung des Terrains; die oberste, mit einem einzigen Bogen, ist die eigentliche Chaussee. So erreichten wir Essone, wo unter mehrern Fabriken besonders die Kaiserliche Pulvermühle und die Didotsche Papiermühle bemerkenswerth sind. Jene liegt links, diese rechts am Wege nach Fontainebleau. Das sogenannte Königspulver, die feinste Sorte, wird jetzt nicht mehr fabricirt, weil gar zu häufig Unglück dabey entstand. Wenn nämlich die Masse fertig war, wurde sie vor dem Körnen noch einmal zwischen zwey ungeheuern Mühlsteinen zerrieben, und dadurch vollkommen concentrirt. Jetzt wird diese Maschine blos zur Schwefelpulverisation gebraucht. Die Didot'sche Papiermühle steht in eben so großem als verdientem Rufe; auch schreitet Didot in seiner Kunst unaufhörlich fort.

Von Essone bis Fontainebleau sind noch zwey Posten, nämlich Ponthiery und Chailly. Links sieht man das Schloß St. Assise, dessen Park sich bis an die Seine erstreckt; rechts das Schloß Villeroi, in dessen Nähe ein guter Porcellan-Thon, auch eine schöne Abart vom Cnicus oleraceus gefunden wird. Zwischen Villeroi und Essone liegt das kleine Gut Villoison, das der Geburtsort des berühmten Hellenisten, d'Ansse de Villoison ist. Fontainebleau imponirt ziemlich; das schönste aber ist der große herrliche Forst, der vier und dreißig tausend Morgen im Umfange haben soll. Der Anblick des Ganzen gewährt viel Abwechslung. Hier schwärzliche, verwitterte Felsenmassen, mit Moos und Flechten bedeckt; dort ungeheure Sandsteinblöcke, chaotisch über einander gehäuft; bald Haide, bald das schönste Laub- und Nadelholz; hier Alles öd' und wüste, dort Alles voll Leben und üppiger Fruchtbarkeit. So fuhren wir ungefähr eine Lieue lang in diesem prächtigen Walde fort, und kamen endlich über Moret, Foßart und Pont-sur-Yonne, in Sens an.

Hier interessirten uns besonders die Wasseruhren-Fabrik eines Hrn. Hunot, und die englische Leimfabrik eines Hrn. Cherchedieu. Jene Wasseruhren sind nichts als runde zinnerne Büchsen, die zwischen zwey Stäben laufen, worauf die Stunden bezeichnet sind. Im Innern der Büchse befinden sich sieben Abtheilungen, wovon jede ein kleines Loch im Boden hat. Das Wasser wird in die oberste gegossen, und tropft so allmählich in die unterste hinab. Dadurch senkt sich natürlich die Büchse immer tiefer, und der Stand derselben zeigt die Stunde an. Diese Wasseruhren sollen vor mehrern hundert Jahren in Sens erfunden worden seyn, und werden auch jetzt noch in ziemlicher Menge fabricirt. Sie pflegen meistens nach Rußland, Spanien und Amerika zu gehen. Je nach der Größe wird eine mit drey bis sechs Livres bezahlt. Das Geheimniß besteht in der Wassermasse für jede Uhr. In der Leimfabrik machte uns der gefällige Hr. Cherchedieu mit dem ganzen Verfahren bekannt. Es ist wirklich interessant zu sehen, durch wie viel Operationen man den reinen trocknen Leim erhält. Das völlig ausgezogene Residuum giebt noch einen sehr hitzigen Dünger ab, der besonders beym Hanfbau mit vielem Erfolge gebraucht wird. Auch ist es ein sehr gutes Mittel gegen den Crioceris vitis Lin., dessen Larven dem Weinstocke so viel Schaden thun.

Die Umgebungen von Sens sind recht angenehm, besonders auf der einen Seite nach der sogenannten Motte du Ciar zu, welches ein Hügel mit den Ruinen einer alten Festung ist. Hier sieht man eine Menge herrlicher Gemüsegärten, Courtils genannt, die mit Erlen umgeben, und durch unzählich kleine Kanäle bewässert sind. Sie liefern so viel Gemüse, daß ein bedeutender Handel damit getrieben werden kann. Sämmtliche hiesige Gartengewächse zeichnen sich auch durch ihre Größe aus; besonders ist dies mit dem Knoblauch der Fall. Der Wein von Sens galt zwar zu den Zeiten Heinrichs IV. für einen der besten von Frankreich, steht aber den übrigen Burgunder-Gewächsen gewaltig nach.

Von Sens kamen wir durch mehrere kleine Ortschaften nach Joigny. Der Weg war zwar nicht überall gut, die Landschaft aber immer sehr angenehm. Dieses Städtchen bietet, außer einer Kreidefabrik und einer artigen Promenade an der Yonne, wenig Merkwürdiges dar. Dann ging es nach Auxerre, das höchst anmuthig liegt. Hier tranken wir von dem sogenannten Migrenne-Wein, ein ganz vortreffliches Gewächs. Es findet sich nur auf den ehemaligen bischöflichen Bergen, woraus man schon allein auf die Güte desselben schließen kann. Die folgende Tagereise führte uns bis Avalon, während uns die Yonne mit ihren lachenden Uferlandschaften immer zur Seite blieb. In Avalon selbst fanden wir artige Promenaden und viel Lebhaftigkeit. Auch soll der Handel mit Weizen, Holz und Wein viel Vortheil bringen, indem Avalon der Stapelplatz dafür ist. Nicht weit von der Stadt findet man ein angenehmes Thal, durch welches der Cousin fließt. Es erinnert im Kleinen an eine romantische Schweizerlandschaft.

Epigramme von J. R. Wyß.

1. Verwunderung.

Alles entflieht von erfreulichem Leben zurück in die Bücher:
Religion und Kunst, Tugend und Wahrheit und Recht.
Traun nur Wunder, daß Gott uns Himmel und Erde geschaffen,
Daß er nicht Bücher allein, Bücher und Leser erschuf!

2. Belohnung.

Treulos wähnt' ich den Freund; ach! tausend Thränen des Schmerzes
Hab' ich vergossen um ihn. Siehe, da kommt er zurück!
Weinend umarm' ich den Guten mit tausend Thränen der Freude.
Thränen um Thränen! und doch fühl' ich so schön mich belohnt.

3. An einen Schauspieldichter.

Trefflicher Meister, wie du mahlt keiner die Menschen so wahr uns!
Alle sind wundergetreu — Pinsel und Tröpse, wie du.

4. Die Lilien.

Blumen bedeuten! — und schön, die blendende Lilie, grüßend,
Nennet ihr Unschuld sie, rein wie sie glänzet im Licht!
Aber so fassen wir dort die hochrothflammende Schwester *)
Recht auch fürder als Schuld, glühenderröthende Schuld.

5. An einen Verliebten.

Tröste dich, süßer Narciß! ist gleich dir entrissen dein Mädchen,
Bleibt, was in ihm du geliebt, doch dir, dein niedliches Ich.

Noch einiges zur Charakteristik der heutigen Aegyptier, nach Savaresi.

Die heutigen Aegyptier haben in ihren Sitten und Gewohnheiten Manches mit den alten Persern und übrigen Asiaten gemein. So z. B. die Weichlichkeit und Kostbarkeit der Kleidung bey beyden Geschlechtern, sodann bey dem weiblichen Geschlechte die Gewohnheit, vom Kopfe bis zu den Füßen verhüllt einher zu gehen, und durchaus keinen Theil ihres Körpers sehen zu lassen; ferner die Polster, Teppiche, die ungeheure Eifersucht bey den Männern u. s. w.; was vermuthen läßt, daß manches in ihrer jetzigen Lebensart asiatischen Ursprungs seyn möchte.

*

Den Europäer befremdet es sehr, wenn er junge Knaben aus allen Ständen sich ernsthaft, kaltblütig, und mit einer gewissen Wichtigkeit mit einander besprechen sieht. Sie folgen hierin dem Beyspiele ihrer Väter, die fast immer traurig, dabey indolent, verschlossen, und in Apathie versunken sind, und über dieser Stimmung geht die jugendliche Lebhaftigkeit frühzeitig verloren.

*

Die fettesten Aegyptier findet man unter Kopten und den sogenannten morgenländischen Christen. Sie sind auch unter allen die nachlässigsten, und von einer Feigheit ohne Gleichen.

*) Die Feuerlilie.

*

Die Professionisten und Künstler wissen ihre Zehen mit eben so großer Geschicklichkeit zu gebrauchen, als die Finger; auch bedienen sie sich derselben zu verschiedenen Arbeiten, wie z. B. zum Drechseln, u. s. w.

*

Auf der Straße von Kairo nach Stalevé trifft man fast alle Stunden auf ein Santon, oder das Grabmahl eines Scheiks, mit einem Wasserbehälter, der den Reisenden zur Erquickung dient. Dergleichen fromme Stiftungen sind sehr nützlich, und rufen über die Scheiks und ihre Nachkommen zahlreiche Segnungen herbey. Ehemahls fand man das Gleiche auf allen Straßen Aegyptens.

*

Sehr mahlerisch ist das Kostüm der Araber von Tor, einer an der östlichen Küste des rothen Meeres, unweit Suez, gelegenen Landschaft. Dasselbe besteht aus einer Kleidung von Schaffellen, die ein Stück blaues Tuch um die Hüften zusammen hält.

*

Selten wird die Physionomie eines Aegyptiers verrathen, was in seinem Innern vorgehe, oder was für Leidenschaften sein Gemüth in Bewegung setzen. Er mag in Traurigkeit versenkt oder von Freude trunken seyn, oder heulen wie ein Rasender; es mögen Haß, Eifersucht, Zorn oder Rache an seinem Herzen nagen, er mag durch die Hand eines Mächtigern mißhandelt, gedemüthigt, bestraft, oder durch den Cowas der Polizey öffentlich ausgeprügelt werden, so werden sein Gesicht und die Farbe und Züge desselben immer die nämlichen bleiben, und seine Empfindungen sich durch kein sichtbares Zeichen verrathen.

*

Die Saïs, eine Art Sclaven, die vor den Pferden herlaufen, tragen an dem kleinen und dem Gold-Finger silberne Ringe, die so geformt sind, daß sie jene Finger ganz bedecken, und Ueberfuttern gleichen. Diese Mode wird auch von Leuten aus dem Volke nachgeahmt.

*

Eine Klasse von Leuten, die wegen ihrer Redlichkeit und gewissenhaften Genauigkeit in der Ausübung alles dessen, was ihres Amtes ist, in einem vorzüglichen guten Rufen stehen, sind die Wäger und Wechsler (Sérat). Diese werden, zumal von den Kaufleuten, gar sehr gerühmt. Vermöge der unter obrigkeitlicher Autorität mit ihrem Amte verbundenen Einkünfte können sie, ohne sich etwas Unerlaubtes zu Schulden kommen zu lassen, einen ungeheuer großen Gewinn machen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Gastein, 16. July 1813.

Mein Lieber! Befreyt von der unangenehmen Last der Geschäfte meines Berufs und aller damit verbundenen Plackereyen genieße ich seit dem 5. d. M. der freyesten Muse in den pittoresk-

ten Umgebungen der Bäder Gasteins. Schwerlich hätte ich meine Ferien zu einem interessantern Unternehmen, als zu einer Reise in diese Gegenden benützen können. Denn Alles, was die Natur Großes und Interessantes besitzt, gewährt mir hier täglichen, ja stündlichen Genuß. Wasserfälle, die sich in breiten Massen über thurmhohe Felsen stürzen, Berge mit ewigem Schnee und Eis bedeckt, ruhige Alpen, freundliche Thäler, Bergwerke und heiße Quellen; alles dieses und mehreres Andre, was sich besser fühlen, als mit Worten bezeichnen lässt, liegt unmittelbar vor meinen Augen in meinen nächsten Umgebungen.

Ich hatte München am 1. dieses Monats mit meinem Kollegen verlassen. Tags zuvor hatte ein fürchterlicher Orkan in ganz Bayern gewüthet, aber mit leichtem Sinne liessen wir die Spuren desselben, wie die Gedanken an unsre pedantischen Verhältnisse zurück, und das günstigste Wetter erhöhte den Genuß der göttlichen Freyheit, der wir uns jetzt volle vier Wochen überlassen durften. Schon eine Station hinter München spricht die Gegend den mahlerischen Karakter des Vorgebirgs-Landes aus, der auch Dir aus deinen frühern Verhältnissen noch in Erinnerung seyn wird. Im Vordergrunde sanfte Hügel mit wenigen Feldern, aber desto üppigern Wiesen und Matten bedeckt. Hölzerne Häuser mit flachen Schindeldächern, gegen die Wuth der Stürme mit Steinen beschwert. Jedes Eigenthum arrondirt und mit Zäunen gesondert. Zur Rechten eine ungeheure Felsenkette, die wie graue Gewitterwolken am Horizonte aufzusteigen scheinen. Dieß war der erste Vorgeschmack des unterhaltenden Genusses, welchen uns unsre Reise gewährte. Schon um zwey Uhr hatten wir Wasserburg erreicht. Die Lage dieses Orts ist sonderbar. Er wird nicht früher bemerkt, bis man über seinen Dächern zu stehen scheint. Auf dem hohen Rücken eines Gebirges wird der Weg plötzlich von einem tiefen und engen Thale durchschnitten. Vergebens sucht man nach einer Brücke, um von einem Gipfel des Berges zu dem andern zu gelangen. Nur die Schluchten des Thales und die steilen Felsen-Abhänge sind ersichtlich. Endlich gelangt man durch eine Art von Veste, die zum Sitze des Landgerichts und Rent-Amts geschaffen wurde, an einen senkrecht steilen Abhang, unter welchem Wasserburg wie auf einer Halb-Insel gelegen ist, die der reißende Inn um einen Felsen herum gebildet hat. Das Städtchen selbst ist freundlich gebaut, und hat durch seine italienischen Dächer viele Aehnlichkeit mit Passau und den übrigen Städten an den Ausgängen der norischen Alpen.

Am folgenden Tage gelangten wir nach Juvavia. Erst hier erreicht man den Fuß jener ungeheuern Gebirgskette, die sich von den Gränzen Frankreichs bis an die Gränzen von Ungarn, durch die Schweiz, Tirol, Salzburg und Illyrien erstreckt. Früher scheint man ihr immer zur Seite zu fahren, ohne sie erreichen zu können. Das ebene Land von Salzburg ist äußerst reizend. Es gleicht einem natürlichen englischen Garten, dessen Hintergrund von jenen imponirenden Felsenmassen begränzt ist, an welchen nun bereits der eigentliche Schnee von den kahlen Felsenwänden deutlicher unterschieden werden kann, die wir in unsern Gegenden ebenfalls für Schneegebirge zu halten gewohnt sind. Salzburg selbst kann seiner niedern Lage wegen auf eine Stunde Wegs nicht gesehen werden. Da hingegen, wo ehemals das römische Juvavia stund, liegt jetzt die Festung auf einem hohen Felsen, von welchem das herrliche Land wie von einem Amphitheater übersehen werden kann. Es bedarf keiner Bemerkung, daß wir jede Minute benutzten, um uns von einem andern Standpunkte umzusehen. Aber auch die Stadt selbst ist nicht ohne Merkwürdigkeiten. Das Grabmal des berühmten Theophrastus Parazelsus wird kein Reisender unbesucht lassen, dem der Erfinder der verwünschten merkurialischen Potenzen im Gedächtnisse schwebt. Das steinerne Thor, mehrere hundert Schritte lang durch einen Felsen gehauen, mit der Aufschrift für seine Erbauer: Te saxa loquuntur, gewährt einen Staunen erregenden Anblick. Mehrere öffentliche Gebäude, das Schloß Mirabell, die Residenz, einige Kirchen rc. sind in einem edlen Styl erbaut, und Marmor von der schönsten Art ist überall in allen Straßen, selbst an den elendesten Garten-Mauern, verschwendet. Lustschlösser und englische Gärten gibt es um Salzburg herum in großer Menge. Die bedeutendsten darunter sind Kleßheim, ein königliches Jagdschloß mit Anlagen im größern Style; Aign mit einem herrlichen dem Fürsten von Schwarzenberg gehörigen englischen Garten; Hellabrunn mit mannichfaltigen Wasserwerken rc. Salzburg ist gleichsam das Thor, welches den Eingang in die eigentlichen Gebirge bildet. Von hier an scheint man die ungeheuersten Felsen übersteigen zu müssen, um in das Innere jener geheimnißvollen Massen zu gelangen, zu welchen das Auge vergeblich nach einem Eingange sucht. Aber die Täuschung verschwindet, je weiter man kommt. Breite fruchtbare Thäler ziehen durch diese furchtbarn Felsenwände nach mannichfaltigen Richtungen hin und, einige wenige Stellen ausgenommen, reist man hier auf ebenern Wegen als in dem flachen Lande.

Der erste Anhaltpunkt ist Hallein, ein freundlich gelegenes Städtchen mit ergiebigern Salzbergwerken, als der Bedarf erfordert. Wir befuhren dieselben in Knappentracht, und hatten mitten im Berge das seltne Vergnügen, 160 Lachter unter der Erde eine Wasserfahrt in einem hübschen Kahne bey dem Schein unzählicher Lichter auf einem See von Sohle zu halten, der 80 Schuh in der Länge und 60 in der Breite misst. Die nächste Station hinter Hallein ist Golling, ein Ort, den man noch ohne Schwierigkeiten auf ebenem Wege erreicht, und in dessen Umgebungen drey sehenswerthe Merkwürdigkeiten liegen. Die erste davon, ein prächtiger Wasserfall, ist eine halbe Stunde von der Straße entfernt. Eine Wassermasse, so breit als unsre vaterländische Vilz, stürzt sich mit schrecklichem Gebrause über einen thurmhohen Felsen in ein romantisch wildes Thal herab. In der Mitte des Falles bildet ein Felsen einen großen Bogen, durch den sich das schäumende Gewässer, wie bey einem Thor, herausdrängt, und mit verdoppelter Gewalt in die unterste Tiefe des Thales ergießt. In einer kleinen Entfernung von Golling, hart an der Straße nach Lueg, liegen die sogenannten Oefen — oder Oeffnungen auf der Oberfläche eines Felsen-Gebirgs, durch welche man in große natürliche Gewölbe hinabschaut, in deren untersten Tiefen der Salzach-Fluß wie in einem unterirdischen Kanale sich fortwälzt. Endlich erscheint der Paß Lueg. Die Felsenwände stoßen so nahe zusammen, daß der Salzach-Fluß die ganze Oeffnung der engen Schlucht einnimmt. Von Menschenhänden musste daher ein Weg um die Wendung des Berges in die Felsenwand eingehauen werden. Aber die Breite desselben gestattet nur einem einzigen Wagen den Zugang. Zur Linken steigt eine schroffe Felsenwand empor, zur Rechten blickt man in einen schauerlichen Abgrund, in dessen Tiefe der Salzach-Fluß rauscht. Ueber dem Wege war ein fester Thurm angebracht. Die ganze Befestigung wurde im letzten Kriege demolirt, und man sieht nur noch die Spuren davon in kleinen Gemäuern und in den Resten der Zugbrücke, durch welche der Weg gänzlich abgeschnitten werden konnte. Lueg bildet den Eingang zu einem schönen romantischen Thale, in dessen Hintergrund das Schloß und Städtchen Werfen auf einer beträchtlichen Anhöhe liegt. Der Weg dahin mag Vielen gefährlich erscheinen, denn er besteht blos aus einer hölzernen Brücke, die sich eine halbe Stunde lang an einer Felsenwand hinzieht, und von der man auf der andern Seite in einen Abgrund hinabsieht, in welchem die Salzach über unzähliche Felsenstücke fortrauscht.

(Der Beschluß folgt.)

Nro. 184.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 3. August, 1813.

Ach, ohne Liebe bleibt im größten Glücke
Das Herz ein leerer Raum.

Karschin.

Juan und Isabelle.
Eine portugiesische Novelle.
(Frey, nach Bergier.)

In Villanova, einer Stadt im Königreich Algarvien, lebten seit langen Jahren zwey angesehene Familien in enger Freundschaft. Nie war diese Freundschaft inniger als zwischen Don Pedro Oliviero Almaro und Don Francisco Fernando de Ribera, den Häuptern dieser Familien. Letzterer, ein Mann von Ehrgeiz und Unternehmungsgeist, hatte eine Gattinn verloren, die er zärtlich liebte, und die ihm einen einzigen Sohn als Pfand ihrer Liebe hinterlassen hatte. Für diesen zu sorgen, und ihm eine glänzende Zukunft zu sichern, war sein heißester Wunsch, seine eifrigste Beschäftigung. Er erhielt von dem Hofe eine bedeutende Stelle in Brasilien, durch welche er hoffte seine Wünsche in Erfüllung gehen zu sehen. So gern er seinen Sohn mit sich genommen hätte, so sah er doch ein, daß dieser noch in einem zu zarten Alter war, als daß er ihn den Gefahren und Mühseligkeiten einer so weiten Reise hätte aussetzen können. Er musste sich also entschließen, sich von dem geliebten Kinde zu trennen, und es in den Händen seines Freundes Pedro zurück zu lassen.

Don Pedro wusste, wie theuer das ihm anvertraute Pfand seinem Freunde war, und versäumte daher nichts, den übernommenen Verpflichtungen nachzukommen, und den Pflegesohn mit Vaterliebe zu behandeln. Auch war der Knabe seiner Sorgfalt und Liebe werth, und bald hatte die Freundschaft, die er für den Vater hegte, an der Sorge für ihn weniger Antheil, als die Liebe zu dem Sohne. Juan war erst zehn Jahre alt, aber man brauchte ihn nur zu sehen, um ihn liebzugewinnen. Anmuth der Gestalt und des Wesens, und ein lebhafter, reger Geist zeichnete ihn vor allen andern Kindern aus; doch gab es noch eines, welches eben diese Eigenschaften besaß, Isabellen, die Tochter Pedro's, so daß man nicht wusste, welchem von Beyden man den Vorzug geben sollte. Die Frauen urtheilten zu Gunsten Juans, die Männer zu Gunsten Isabellens, aber Beyde kamen darin überein, daß diese die liebenswürdigsten Kinder von der Welt wären.

Juan wurde mit Isabellen erzogen. Sie waren fast von gleichem Alter; ein Umstand, der bey ihren übrigen gleichen Eigenschaften eine Sympathie unter ihnen entstehen ließ, welche bald einen andern Namen annahm. Die Liebe ist ein Kind, und spielt oft gern mit Kindern. Ja, von dem Alter der Unschuld begünstigt, breitet sie ihre Herrschaft hin und wieder aus, und die Leidenschaft, die sie einflößt, ist um so heftiger, da sie in dem Boden der Offenherzigkeit und des Vertrauens Wurzel schlägt. Die beyden Kinder fühlten für einander, was in spätern Jahren die ganze Welt für sie gefühlt hätte. Waren sie getrennt, so gab es keine Freude, keinen Zeitvertreib für sie; waren sie bey einander, so wurde Alles dazu. Nie waren Neigungen einander so ähnlich, nie ließ sich die Liebe so fühlen, ehe sie sich zu erkennen gab. Aber die

Gefühle, die sie eingeflößt hatte, waren zu lebendig, als daß sie sich nicht hätte bald entdecken sollen. Durch einen Zufall lernten die Kinder sie erkennen.

Isabellens Gouvernantinn war eine Freundinn von alten Geschichten und Ritterbüchern, die sie aber sorgfältig vor den Augen der Kinder verbarg. Juan war einst mit Isabellen in ihrem Zimmer allein, fand ein Buch, öffnete es, und las den Titel. Dieser erregte Isabellens Neugierde, und sie bat Juan, ihr einige Seiten vorzulesen. Juan war bereit, und fiel zufällig auf ein Geständniß zweyer Liebenden. Isabelle fand die Gefühle der Geliebten den ihrigen so ähnlich, daß sie erröthete, und in süßes Nachdenken versank. Juan, der die nämliche Aehnlichkeit zwischen seiner und des Liebhabers Gefühlen fand, hörte auf zu lesen, und sagte nach einer Weile ganz unbefangen: Isabelle, je mehr ich sinne, desto mehr muß ich glauben, daß ich Dich liebe. Seitdem ich Dich kenne, habe ich das Alles tausend Mal empfunden, was ich so eben vorgelesen habe; ja ich habe es noch viel lebhafter gefühlt, aber ich konnte es nicht so beschreiben. — Juan, erwiederte Isabelle in lieblichem Erröthen, ich mache die nämliche Bemerkung, und zweifle gar nicht, daß das, was ich für Dich fühle, Liebe ist. Ich habe tausend Mal das Entzücken, die Furcht, die Freude und die Unruhe empfunden, die in dem Buche beschrieben wird; allein wenn das wahr ist, was man von der Liebe sagt, so thue ich Unrecht, wenn ich Dich liebe. Doch ich kann nicht glauben, daß sich das Unrecht hinter eine so angenehme Gestalt verstecken kann, und es wird mir auf jeden Fall recht schwer werden, es nicht zu begehen. Die Gouvernantinn machte diesem Gespräch für den Augenblick ein Ende; es wurde aber bald wieder angeknüpft, und die Folge davon war, daß sie einsahen, daß sie sich liebten und ewig lieben würden, sich aber zugleich vornahmen, künftig auf ihrer Huth zu seyn, und ihre Liebe sorgfältig vor jedem Blicke zu verbergen.

So vergingen einige Jahre in dem Genusse eines Glücks, dessen ganzen Werth sie nicht kannten, weil sie es von Kindheit an ungestört genossen hatten; aber der Himmel schwärzte sich endlich über ihrem Haupte, und erschreckte sie um so mehr, da sie ihn immer heiter und wolkenlos gesehen hatten.

Isabelle war jetzt etwas über vierzehn Jahr alt, und bezauberte durch ihre Schönheit Alles. Ein Jüngling von sehr angesehener Familie bewarb sich um ihre Hand, und ihre Eltern glaubten einwilligen zu müssen. Don Pedro gab seiner Gattinn, Donna Maria, den Auftrag, seine Tochter von dieser Bewerbung zu benachrichtigen, und ihre Gesinnungen zu erforschen. Diese ging mit Isabellen allein in den Garten, und nachdem sie ihr die Vortheile einer solchen Verbindung weitläufig hergezählt hatte, sagte sie ihr, daß ihre Folgsamkeit und der Gehorsam, den sie bis jetzt immer bewiesen, sie keinen Augenblick zweifeln liesse, daß sie eine Verbindung eingehen würde, die so vortheilhaft wäre, und die ihre Eltern so sehr wünschten. Isabelle, die so etwas nicht von fern geahnt hatte, wurde auf das Höchste überrascht, und blieb ganz stumm. Ihre Mutter drang auf eine Erklärung — ein Strom von Thränen war die Antwort. Donna Maria wusste, wie zärtlich ihre Tochter an ihr hing, und hielt diese Thränen für eine Folge der Trauer über die bevorstehende Trennung von ihr. Sie umarmte sie, und suchte sie zu trösten; auch verließ sie sie bald, ohne für diesmal weiter in sie zu dringen; aber bald entdeckte sie ihren Irrthum. Als sie nämlich zu Don Pedro kam, um ihn mit dem Erfolg ihrer Unterredung mit Isabellen bekannt zu machen, fand sie Juan zu seinen Füßen in Thränen liegen. Dieser hatte zufällig von der Bewerbung des jungen Mannes gehört, und den Vater seiner Geliebten auf den Knieen gebeten und beschworen, diese Verbindung nicht einzugehen, weil sie sein Tod seyn würde. „Ich fühle, was ich Euch verdanke, und was ich Euch schuldig bin! Ich liebe Euch so heiß, daß, wenn ich zwischen Euch und meinem Vater wählen müsste, ich nicht wüsste, wem mein Herz den Vorzug geben sollte; aber ich müsste Euch für meinen Mörder halten, wenn Ihr mir Isabellen nähmt. Ich lebe nur für sie, und will nicht leben, wenn ich sie verliere. Nehmet sie mir nicht, ich beschwöre Euch bey der Liebe, die Ihr immer für mich und für eure Tochter hattet! Ich will es Euch nicht verheimlichen, daß sie mich eben so heiß liebt, wie ich sie liebe, und daß unsre Herzen so in einander verwachsen sind, daß ein Streich Beyde vernichtet. O macht die nicht unglücklich, die Euch so nahe durch Bande des Bluts und der Liebe angehen!" — Als er Donna Maria eintreten sah, sprang er auf, warf sich auch zu ihren Füßen, und wiederholte mit heissen Thränen die nämliche Bitte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reise von Paris nach Nizza.

II.

Da wir den Plan hatten, über Dijon nach Lyon zu gehen, so schlugen wir von Avalon den Weg nach Senur ein. Hier gab es wenig zu bemerken; überdies regnete es äußerst stark. Senur selbst liegt auf einem steilen Granitfelsen, hat aber nicht das beste Ansehen. Desto mehr interessirte uns Montbard, bekanntlich Büffons Familiengut und ehemaliger Aufenthalt. Unser erster Gang war auf das Schloß in der Hauptstraße, das aber im Grunde nur einem großen Bürgerhause gleicht. Ein alter ehrlicher Mann, Namens La Pierre, ist der Castellan davon. Zuerst begaben wir uns in den Garten, der auf den Ruinen des alten Gebäudes angelegt ist, wo-

bey die Mauern zu Terrassen benutzt worden sind. Wir zählten dreyzehn dieser Terrassen, alle sehr pittoresk mit Bäumen bepflanzt. Ganz oben befindet sich ein alter achteckiger Thurm, der an 140 Fuß über die Stadt erhaben ist. Hier stellte Büffon seine bekannten Beobachtungen über den Wind an.

Der gute La Pierre, der drey und vierzig Jahre lang Büffons Gärtner gewesen war, zeigte uns noch alle Lieblingsplätze seines unvergeßlichen Herrn. Unter diese gehörte vor allen Dingen sein gewöhnliches Arbeit-Kabinet, ein kleines viereckiges Gebäude, das am Rande einer Terrasse liegt, und eine sehr weite, reizende Aussicht hat. Hier arbeitete Büffon den größten Theil des Jahres von Tagesanbruch bis zwey Uhr Nachmittags, und zwar immer bey Licht. Ein alter Lehnstuhl, ein Paar andere alte Stühle, ein schwarzer hölzerner Tisch, und ein gemeines nußbaumenes Schreibpult machten die ganzen Meubles dieses Kabinets aus. An den Wänden hingen einige Thierzeichnungen, und ein Porträt von Newton, dem Büffon immer gegenüber saß. Jetzt war indessen Alles leer, da all jene Meubles u. s. w. eine Beute der Jacobiner geworden waren, deren es auch in Montbard gab. Ein zweytes Arbeit-Kabinet hatte Büffon in einem andern Pavillon, der sogenannten Tour de St. Louis. Hier hielt er sich aber nur in den heißesten Monaten auf, weil es die übrigen zu kühl darin war. Es ist ein hohes kapellenartiges Gewölbe, dessen Wände grün angestrichen sind. Wir besahen hierauf noch die Kirche u. s. w., und kehrten endlich spät in unser Wirthshaus, (à l'écu de France), zurück. Der Wirth war ein Herr Gautier, Büffons ehmaliger Koch. Seine sehr angenehme Frau hatte von Jugend auf in Büffons Hause gelebt, und theilte uns eine Menge interessanter Details über diesen großen Schriftsteller mit. Am folgenden Morgen setzten wir unsere Reise nach Dijon fort.

Die zwey ersten Posten läuft der Weg unaufhörlich auf und ab. Die Rebenpflanzungen sind selten; die Felder dicht mit Kieseln besäet; hier und da ragen ungeheure Felsenblöcke hervor. Zwischen den Dörfern Chanceaux und St. Soigne entspringt die Seine bey Evergeveaux. Wir passirten sie in der Nähe von Chanceaux auf einer kleinen steinernen Brücke, worunter sie als ein schlechtes Bächelchen fließt. Weiterhin kamen wir durch Val de Suzon, ein anmuthig gelegenes Dörfchen. In dem Bache werden vortreffliche Forellen gefangen, die in der Nachbarschaft in großem Rufe stehen. Jetzt folgte eine pittoreske Gebirgsgegend mit herrlichen Eichen und Tannen bedeckt. Endlich fuhren wir bey Talant, dem ehemaligen Wohnsitze der alten Herzoge von Burgund, vorbey, und kamen glücklich in Dijon an.

Dijon gehört unter die schönsten französischen Städte vom zweyten Rang. Die Alleen auf den Wällen, der Cours, die Arquebuse und der Park bieten sehr angenehme Spaziergänge dar. Die Arquebuse ist ein artiger englischer Garten, der zu dem ehemaligen Schützenhause gehört. Man findet viel schöne Gesträuche und Blumen darin. Der Park, eine kleine halbe Stunde von der Stadt, besteht zwar nur aus regelmäßigen Alleen, wird aber dennoch sehr stark besucht. Er ward nämlich während der Revolution von der Stadt gekauft, und zu einer öffentlichen Promenade bestimmt. Die reine Luft und die schönen Aussichten auf die Landschaft machen diesen Park sehr angenehm. — Ungefähr eine halbe Lieue unterhalb Dijon, bekamen wir rechts in Südwesten die Cote d'Or, jenes wahrhaft goldne Weingebirg, zu Gesicht und fuhren nun längs desselben bis nach Beaune fort.

Jeder Punkt liefert ein, bald mehr, bald weniger berühmtes Gewächs. Zuerst sieht man die Berge Chenoue und Marcenay, die keineswegs zu verachten sind; dann die von Chambertin, (besonders von den Engländern gesucht), ferner die von Brochon, wo ein vortrefflicher ordinärer Tischwein wächst; endlich die von Marey und Chamballe; die ebenfalls im Rufe stehen. Die meiste Aufmerksamkeit aber verdient der unter dem Namen Clos-de-Vougeot berühmte Berg. Er führt den Namen von der benachbarten Vouge, hat vierhundert Morgen im Umfange, und gehört jetzt den Pariser Banquiers, Tourton und Ravel. Diese Herren lassen sich die Verbesserung desselben sehr angelegen seyn, haben aber auch einen beständigen Vorrath von 500,000 Bouteillen in ihren Kellern, und setzen jährlich sehr beträchtliche Quantitäten ab. Der Clos-de-Vougeot wird nur in Flaschen zu einem Laubthaler das Stück verkauft, und hält sich höchstens bis in's zwölfte Jahr.

Ein fast eben so gutes, wenn auch weniger berühmtes, Gewächs ist das von Vosnes, ziemlich nahe dabey. Ganz seines großen Rufes würdig ist auch der Vin de Nuits. Er wächst auf der sogenannten Cote Nuit-Tonne, d. h. auf dem Hügel, an dessen Fuße das Städtchen Nuits erbaut ist. Alles athmet hier Thätigkeit, Wohlstand und Fröhlichkeit. Der reichste und berühmteste Weinhändler zu Nuits ist Mr. Maret. Man findet auch alle Gewächse von der Cote d'Or bey ihm. Streng genommen, hört diese eigentlich bey Nuits und Vosnes auf; doch stehen die Gewächse der übrigen Berge bis nach Beaune hinunter, z. B. Romané, St. George u. s. w. immer im Rufe.

Beaune liegt für den Handel äußerst vortheilhaft; auch kündigt wirklich das Aeußere im Ganzen ziemlich viel Wohlstand an. Für das Vergnügen der Einwohner ist durch eine Menge schöner Spaziergänge, durch ein artiges Vauxhall, und durch ein großes Ballhaus gesorgt. Indessen stehen die guten Beaunois doch keineswegs in dem Rufe, sehr geistreich zu seyn. Ihre Nachbarn, und besonders ihre Erbfeinde, die Einwohner von Dijon, geben ihnen

sogar angeborne Dummheit Schuld. Schon die Luft von Beaune — heißt es gewöhnlich — macht stupid, und nun folgt eine lange Reihe von Schildbürgerstreichen, einer immer alberner als der andere. Ich weiß nicht, was ich davon halten soll, aber gewiß bleibt, daß man an den Einwohnern eben nicht viel Geistreiches bemerkt. Indessen hat Beaune doch einige vortreffliche Köpfe, unter andern den berühmten Geometer und Physiker, **Monge**, hervorgebracht.

Nachlese.

„Muth, Freunde!“ rief ein Feldherr seinen Truppen vor der Schlacht zu: „Den Sieg erfochten! Der König bezahlt uns das ganze Jahr für einen **einzigen** Tag, wie heute!“

*

A. wurde angeklagt: er hätte den B. eines Diebstahls beschuldigt. „Ich nannte Hrn. B. keinen **Dieb**,“ antwortete dem Richter A., „sondern ich sagte nur und behaupt' es noch: wenn Hr. B. meine verlorne Geldbörse mir nicht hätte suchen helfen, so würd' ich sie wieder gefunden haben.“

*

Friedrich David Stendern gab im J. 1665 eine wunderbare Sammlung **lateinischer** (und 1667 deutscher) **Anagramme** heraus, z. B. **Antichristus**, instat hircus; **Diabolus** — Abi, dolus; **Emanuel**, levamen, jam lumen; **Adulator**, laudator; **Testamentum**, mutat mentes. Billig drechselte daher ein **Höpfner**, am Schlusse des Buches, aus dem Namen **Stenderus** per Anagr. Destruens.

*

Als **Ripermont** in einer Galerie den Moses mit langem Bart, den Gesetztafeln, und Exod. XX untenan erblickte, rief er staunend: „Herr **Exod** ist ein schöner **Greis für zwanzig Jahre**!“

*

Ein reisender Italiener sagte zu seinem Rosse, das öfter stolperte: Diavolo te releri! Ein frommer Pilger belehrte ihn: Er sollte lieber wünschen, daß Gott dem Thier aufhelfe!“ „Das lass' ich wol bleiben,“ antwortete Jener; „da fänl' es ganz zu Boden; denn es heißt in der Schrift: In nomine domini omne genu flectatur!“

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 22. July.

Um drey Dinge geht es hier streng her; sie heißen **Pottasche**, **Faria** und **Kant**. Die **Erste** darf gegenwärtig bey keiner Arzney fehlen; ein Arzt, der nicht Pottasche verschriebe, würde gar nicht als Arzt anerkannt. Die Apotheker lassen Ladungen von Pottasche kommen, und ihre Töpfe werden alle geleert, um die Wunder-Asche aufzunehmen.

Faria, den Sie nicht mit dem berühmten **Farina** von Cölln verwechseln müssen, ist der Name eines Geistlichen aus Goa in Ostindien, portugiesischer Herkunft; er wohnt an der Barrière de Clichy, und hat die Gabe zu magnetisiren. Der Zulauf ist ungeheuer. Er bringt die Kranken, die ihn besuchen, mit Somnambulen in Berührung, und Letztere **sehen** dann auf Befragen den Sitz der Krankheit, und schlagen Heilmittel vor. Kranke werden geheilt, wenn die Heilung möglich war. Starke Personen erliegen der Macht des Magnetisirens, schlummern ein, fühlen Lähmung in den magnetischen Theilen u. s. w. Oft widerstehen Schwächliche dem Magnetism. Gewöhnlich sieht **Faria** es den Leuten an den Augendeckeln an, ob sie für Magnetism empfänglich sind oder nicht. Das Factum besteht, aber Niemand wagt sich an eine Erklärung. Dr. **Pariset** (N.) hat jüngst Eine im Journal de l'Empire angefangen, aber in vier langen Artikeln noch nicht vollendet. Dr. **Deleuzes** hat ein schönes Buch darüber geschrieben, der ehrwürdige **Püysegür** ein noch schöneres, aber man weiß deswegen nicht mehr davon. Dr. **Gall** hat erklärt, daß seine Wissenschaft keinen Dreyer werth wäre, wenn am Magnetism etwas Wahres ist. Wie immer; die Leute gehen und fahren indeß zu **Faria**, sollte es auch nur seyn, um zu sehen, wie ein **Ideolog** aussieht, als welchen unsre Journale Hrn. **Faria** dem Publikum vorgeführt haben.

Kant endlich, den **Villers** und **Vanderburg** emsig empfohlen haben, kommt gewaltig in Schwung. Ein Professor der Universität hat eine Uebersetzung seiner sämtlichen Werke angekündigt, und wird mit der Logik bereits anfangen. Wenn **Kant** aufstünde, so könnte er doch einmal auch **den Kant studiren**, den französischen nämlich. Es geht den Franzosen mit der deutschen Philosophie, wie den Deutschen mit den französischen Moden; wenn sie bey ihnen anfangen, sind sie in der Hauptstadt bereits abgelegt. Was in Hinsicht **Kants** ausgemacht scheint, ist, daß man ihn für keinen Ideologen hält, denn sonst würde man ihn schwerlich übersetzen. Es scheint, man wolle seit einiger Zeit jenes Wort **Ideolog** als Gegensatz des **Philosophen** in Umlauf bringen, um dem Worte **Philosoph** das Ehrwürdige seiner Bedeutung nicht zu rauben; diese humane Absicht verdient nicht übersehen zu werden.

Das genannte Kleeblatt ist indessen nur für Leute von Ton und Erziehung da; das gemeine Volk findet Pottasche — Faria und Kant in **einer** Person vereinigt, in Monsieur **Guérittout**, berühmten Pépiniériste-herboriste, rue Duras wohnhaft. Für alle Kranke hat er ein Kraut, und wie man behauptet, nur **ein** Kraut, das **Gnadenkraut**, (la gratiola). Aber die Art, wie er es gibt, und wie er den **Glauben** daran zu erwecken weiß! — Und ist der Glaube nicht ein metaphysischer Magnetism? —

Eine traurige Geschichte hat sich auf einem Landgute in der Gegend von Paris ereignet. Ein Ex-Marquis aus Flandern hat mit Hülfe eines Verwandten seine Frau gezwungen, den Giftbecher zu trinken. Man kennt noch nicht die nähern Umstände im Publikum; nur so viel weiß man, daß die Frau glücklicher, als die Marquise de **Gange**, ihren Mördern entkam. Letztere fiel ein Opfer der Habsucht ihres Mannes und Schwagers.

Einer in unsern Journalen enthaltenen Anekdote zu Folge wäre der junge Mann, der sich am 3. Juny 1791 im Park von Ermenonville, der Pappel-Insel gegenüber, erschoß, ein Sohn **Rousseau's** gewesen. Der Besitzer des Parkes hat jenem Unbekannten einen dreyeckigen Grabstein mit folgender Inschrift setzen lassen:

4. Juin 1791.

Hélas! pauvre inconnu, si tu tins de l'amour
Un obscure naissance et ta noble figure,
Devais-tu dans ces lieux outrager la nature
Comme un autre Werther, en t'y privant du jour?

Das heutige Journal de l'Empire versichert aber, daß jene angeblich authentische Anekdote weiter nichts, als ein Auszug aus dem in Berlin erschienenen Romane, **J. J. Rousseau's Sohn**, von **Saul Ascher**, wäre, und man daher der Lösung der Frage, wer jener Unbekannte gewesen, um keinen Schritt näher gerückt sey.

Nro. 185.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 4. August, 1813.

Kein Wunder, wenn wir stets gequält und elend sind:
Ist nicht das Glück ein Weib? Ist Amor nicht ein Kind?

Cronegk.

Juan und Isabelle.

(Fortsetzung.)

Die Eltern sahen einander schweigend an. Ob sie gleich über die Verheimlichung dieser Neigung aufgebracht waren, so konnten sie doch nicht umhin, die Liebenden zu entschuldigen, und die elterliche Liebe sprach für Beyde günstig. Don Pedro entließ Juan sehr gütig, und nicht ohne Hoffnung auf die Erfüllung seiner Bitte. Er überlegte die Sache näher, schrieb dann an Don Francesco, und schlug ihm eine Verbindung vor, welche das Band der Freundschaft zwischen ihren Familien noch enger knüpfen würde. Während man die Antwort erwartete, ließ Donna Maria den Liebenden nicht mehr die Freyheit, sich allein zu sehen und zu sprechen, sondern erlaubte ihnen nur, in ihrer Gegenwart beysammen zu seyn. So hart dieser Zwang auch für Beyde war, so linderte doch die Hoffnung ihre Qual. Nach drey Monaten kam endlich die ersehnte Antwort. Don Francesco schrieb seinem Freunde, daß er sich sehr über seinen Vorschlag freue, daß er gern in eine Verbindung willige, die schon längst auch sein Wunsch gewesen wäre, daß er aber die Hochzeit bis zu seiner Rückkehr, welche bald erfolgen würde, da seine Geschäfte in Kurzem abgethan wären, aufgeschoben wünsche.

Man kann sich das Entzücken der Liebenden denken. Ihre Hoffnungen wurden nun nicht mehr von ängstlichen Besorgnissen getrübt; sie erhielten die Freyheit wieder, sich zu sehen, und sich den Entzückungen ihres Herzens zu überlassen, und ihr Glück wurde nur von ihrer Ungeduld, sich an dem Ziele zu sehen, gestört, die von Tage zu Tage größer wurde, gleich den Flüssen, welche, jemehr sie sich dem Ende ihres Laufes nähern, immer breiter und reissender werden. Endlich kam Don Francesco an, und die Anstalten zum Hochzeitfest wurden getroffen. Die Liebenden glaubten sich nun an dem ersehnten Ziele, und waren nie weiter von ihm entfernt.

Während der Vorbereitungen zu dem Tage, der sie auf ewig vereinigen sollte, starb ein alter reicher Verwandter Don Francesco's, und da er keine Kinder hinterließ, so war dieser der alleinige Erbe ungeheurer Reichthümer. Ehrgeiz und Habsucht sind immer die größten Feinde der Liebe gewesen, und diese wird nicht eher ganz unumschränkt herrschen können, als bis diese Feinde auf immer von der Erde vertrieben sind. Der ganz unerwartete Besitz so unermeßlicher Schätze erfüllte Don Francesco auf einmal mit hochfliegenden Planen in Hinsicht seines Sohnes. Das Vermögen und das Ansehen Don Pedros, und eine Verbindung mit ihm erschien ihm in einem solchen Mißverhältnisse zu seinem Reichthum und den Aussichten, zu welchen er durch diesen berechtigt wurde, daß er, uneingedenk der Verbindlichkeiten, die er ihm für die Erziehung seines Sohnes schuldig war, und ohne Rücksicht auf sein gegebnes Wort und die Liebe Juans, sich der Verbindung mit Isabellen plötzlich widersetzte. Er ging noch weiter. Er kannte die ganze Stärke der Leidenschaft Juans und Isabellens,

und fürchtete, daß sie alle seine Absichten vereiteln möchte; deswegen suchte er sie zu trennen, damit sie nach und nach einander vergäßen. Er erfuhr, daß ein Schiff so eben nach Brasilien abgehen wollte, ließ sich seines Sohnes bemächtigen, ihn auf das Schiff bringen, und schickte ihn auf diesem zu einem Verwandten, den er in Brasilien als Aufseher über einige Besitzungen zurückgelassen hatte. Ich will die Verzweiflung der unglücklichen Getrennten nicht schildern — so etwas lässt sich nicht beschreiben.

Als sich das Gerücht dieses Vorfalls in der Provinz verbreitete, eilten eine Menge Jünglinge herbey, und suchten Juans Platz in Isabellens Herzen einzunehmen. Eine neue Qual für sie, denn ihre Eltern drangen in sie, einen der Freyer zu wählen. Allein sie widerstand so fest, daß sie am Ende aufhörten, sie mit Anträgen zu quälen, und anfingen, sie ihrem Schmerz ruhig zu überlassen. Wie klein auch dieses Glück war, so fand es das Schicksal doch noch zu groß für ein Herz, das die schwersten Proben bestehen sollte, und es führte den härtesten Streich, den es ihr beybringen konnte, unbarmherzig auf das leidende Mädchen. Isabelle erfuhr nämlich, daß Don Juan in einem Gefecht gegen die Eingebornen sich von seiner Hitze zu viel hätte fortreißen lassen, und daß er in seiner Verzweiflung geblieben wäre. Da seine Familie Trauer anlegte, und in allen Kirchen in Villanova Messen für seine Seele lesen ließ, so konnte sie keinen Augenblick an der Wahrheit dieser Nachricht zweifeln. Das Uebermaß des Schmerzes nahm ihr anfangs alle Besinnung, und hätte ihr beynahe das Leben geraubt. Als sie sich endlich von ihm erholt hatte, und sah, daß sie in dieser Welt nichts mehr zu hoffen hätte, so beschloß sie, ihr zu entsagen, und ihr übriges Leben in der Stille und der Einsamkeit eines Klosters hinzubringen.

Sie entdeckte ihren Eltern ihr Vorhaben. Anfangs versuchten diese, sie von der Ausführung desselben abzubringen; da sie aber durchaus darauf bestand, so willigten sie endlich ein, daß sie sich in ein Kloster zu Lissabon begäbe, in welchem eine Verwandte Donna Maria's Priorinn war. Aber oft führt gerade ein Weg, den man einschlägt, um etwas zu vermeiden, zu dem, was man vermeiden will. Isabelle zog sich in ein Kloster zurück, um die Welt zu fliehen, sich den Zudringlichkeiten ihrer Verwandten zu entziehen, welche sie täglich mit Heirathsvorschlägen quälten, und sich ihrem Schmerz ganz überlassen zu können, aber sie sollte hier noch größere Hindernisse ihrer Absichten finden, als zu Hause bey ihren Eltern. Ein junges vornehmes Mädchen befand sich nämlich in diesem Kloster, und wurde bald mit Isabelle bekannt. Ihre zärtliche, wohlwollende Theilnahme gewann bald das Herz der Unglücklichen, und die Freundschaft schlang ihr zartes Band eng um beyde Mädchen. Donna Cäcilia hatte einen Bruder, Namens Don Gusman de Loredas, der sie oft besuchte, und sie mit vieler Wärme von ihrer neuen Freundinn reden hörte. Er wurde begierig, sie zu sehen, und bat Cäcilien, sie doch bey seinem nächsten Besuch mit in das Sprachzimmer zu bringen. Isabelle weigerte sich Anfangs lange, doch gab sie endlich den dringenden Bitten ihrer Freundinn nach. Gusman sah sie, und wurde entzückt — er verließ sie, die heißeste Liebe im Herzen. Er kam am folgenden Tage wieder, aber Isabelle glaubte schon zu weit gegangen zu seyn, und wollte ihn durchaus nicht sehen. Seine Leidenschaft wuchs. Cäcilie verdoppelte ihre Bitten, und Isabelle ging bey dem nächsten Besuch Gusmans wieder mit in das Sprachzimmer. Gusmans Liebe stieg auf den höchsten Gipfel. Er hatte keinen Wunsch, als den, Isabellen zu besitzen, und wollte kein Mittel, ihn zu erreichen, unversucht lassen. Er eilte nach Villanova, bat ihre Eltern um ihre Einwilligung zu der Verbindung mit ihrer Tochter, und fand bey ihnen nicht die geringste Schwierigkeit. Er wandte sich an seine Familie, eine der angesehensten im Königreiche, und da auch diese eingewilligt hatte, an den Gegenstand seiner Wünsche selbst; aber hier war Alles vergebens. Endlich gelang der Freundschaft, was der Liebe nicht gelingen wollte. Isabelle hatte allen Bitten, Vorstellungen und Thränen Gusmans widerstanden, aber sie widerstand nicht den zärtlichen Bitten Cäcillens, welche die ganze Beredsamkeit der Freundschaft aufbot, um Isabellen zu bewegen, ihren Bruder glücklich zu machen. Isabelle gab nach, und Don Pedro, den Kränklichkeit verhinderte, nach Lissabon zu gehen, bat Gusman, die Hochzeit in Villanova zu feyern. Donna Maria sollte sogleich nach Lissabon reisen, und seine Tochter abholen, allein Gusman, dem dies ein zu langer Aufschub schien, bat eine Tante, dies Geschäft zu übernehmen. Isabelle reiste mit ihr und Don Gusman, begleitet von dem jungen Adel der Gegend, welcher Zeuge des Festes seyn sollte, ab, und kam glücklich in Villanova an. Gusman wollte seine Freude auf alle Art an den Tag legen, und gab täglich während den Vorbereitungen zur Hochzeit die glänzendsten Feste. Tänze, Turniere, Ringstechen und andre Kampfspiele wechselten mit einander ab. Villanova ist zu Spielen dieser Art sehr gelegen. Es liegt in einem Amphitheater, auf einer sanften Anhöhe. Das Meer bespült auf der niedrigsten Seite seine Mauern, breitet seine glänzende unendliche Fläche vor ihnen aus, und bildet ein großes Bassin, das lachende Wiesen, und mit Oel- und Orangenbäumen bekränzte Küsten umringen. Auf einer andern Seite der Stadt erstreckt sich eine große Ebene weit hin, längs der sich eine Terrasse mit Bäumen bepflanzt hinzieht, welche an Pedro's Gärten stößt. Auf dieser Ebene wurden die Spiele gefeyert. Isabelle saß mit den andern Damen auf einem erhabnen, von schattenden

Bäumen umkränzten Platze, und erhöhte durch ihre Gegenwart und den Glanz ihrer Schönheit die Feyer der fröhlichen Tage.

Eines Tages schlug Don Gusman ein Lanzenstechen vor, in welchem der Sieger als Preis ein Schwert, und einen mit Steinen reich besetzten Dolch aus den Händen der schönen Braut empfangen sollte. Der ganze Adel der Provinz wurde dazu eingeladen, und Gusman, der sich in allen Arten von Kampfspielen auszeichnete, zweifelte nicht, daß er den Preis erringen würde.

Der festgesetzte Tag erschien. Schon hatte Gusman, der den Kampf eröffnet hatte, die beyden ersten Ritter aus dem Sattel gehoben, und auf den Boden geworfen, als er von einem dritten Kämpfer überwunden wurde. Ein junger unbekannter Mann in einfacher Rüstung, aber von edler schlanker Gestalt, war sein Sieger. Es war Don Juan, der Todtgeglaubte. Er war zwar mit zwey Freunden in der Schlacht schwer verwundet, gefangen worden, doch war es ihm gelungen, den Feinden zu entkommen, indem man auf ihn als einen schwer Verwundeten weniger Acht gab. Sein einziger Wunsch war, nach Portugal zurückzukehren, und deswegen ließ er durch einen Freund das Gerücht seines Todes verbreiten. Er hielt sich lange bey diesem Freunde verborgen, segelte dann auf einem holländischen Schiffe, welches Neger nach Brasilien gebracht hatte, ab, und kam glücklich unbekannt in Villanova an. Aber welcher Donnerschlag für ihn, und welcher Lohn für seine Leiden, seine Treue! Das Erste, was er hört und sieht, sind die Feste zur Feyer der Hochzeit Isabellens! Die gewaltsamsten, abenteuerlichsten Plane, die ein verzweifelnder Liebhaber ersinnen kann, entspannen sich in seiner Seele; aber ehe er etwas unternahm, wollte er sich von den Gesinnungen Isabellens gegen ihn unterrichten, und mischte sich deswegen unter die Kämpfenden, indem er hoffte, da Gelegenheit zu finden, sich ihr zu nähern. Es geschah. Er siegte noch über zwey andre Ritter, und da Beyde heftig verwundet waren, wagte Keiner mehr, sich mit ihm zu messen, und der Preis wurde ihm einstimmig zuerkannt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Muth.

Sicher gestützt auf den waltenden Trieb, der von innen gebietet,
Rettet, umdräut von Gefahr, freudig sein Leben das Thier.
Ob von Klippe zu Klipp' Abgründe sich fürchterlich aufthun,
Wagt den gelingenden Sprung dennoch die Gemse beherzt,
Denn sie schaut nur auf's rettende Ziel, nicht zur Rechten, zur Linken,
Wo zerschellender Tod gähnt von den Tiefen herauf.
Aber mit klügelnder Scheu der Mensch, vor der Stirn der Gefahr oft,
Weil er sie zögernd misst, wird er zertrümmert von ihr.
Drum ungesäumt um das Große gewagt! Tollkühne nur wagen
Um das Kleine; den Kranz schlinget dem Wager der Sieg.

— E.

Züge aus dem Leben.

Als sich in Berlin eine ächt-christliche Gesellschaft bildete, und alle Juden, selbst die Getauften, ausschloß, musste man natürlich die Bemerkung machen: daß bey dieser ächt-christlichen Gesellschaft Christus selbst nicht hätte Mitglied werden können.

Ein Kaufmann, der nahe dem Strome in S . . . . . wohnte, war angeschuldigt, die Accise betrogen zu haben, und sein Haus umzog sich mit Aufpassern. Er merkte es, und ließ eines Abends spät mit großer Heimlichkeit Säcke und Fässer von einem Kahne nach seinem Hause bringen. Schnell war Alles versiegelt und der Kaufmann verhaftet. Bey der Untersuchung fand sich aber, daß Säcke und Fässer nur Steine enthielten; dennoch verurtheilte der Magistrat ihn zu einer Geldbuße, weil er sich unterstanden habe, sich mit dem Magistrate einen Spaß zu machen. Des Kaufmanns Anwald hintertrieb aber das Strafegeben in zweyter Instanz durch den Satz: „Es sey im Land-Rechte nirgends das Verbot zu finden, daß man sich keinen Spaß machen dürfe.“

Der verstorbene Professor Moritz hat ein Trauerspiel geschrieben, benannt: Die fürchterlichen Folgen des Märker Dialekts, wozu er folgenden Plan wählte: ein junger Mann liebt brünstig eine junge Maid, und hält um sie an bey dem Vater, mit den Worten: „O könnt' ich Ihnen doch meinen Vater nennen!“ Dieser aber will einen Menschen nicht zum Schwiegersohne, der ihn nicht einmal seinen Vater nennen kann, und bleibt unerbittlich. Darüber ersticht sich das Mädchen, der junge Mann erhängt sich, und das Trauerspiel ist fertig.

Als in Berlin in kurzer Zeit eine Menge von Konzerten zum Besten der Armen gegeben, und Musiker und Sänger dadurch sehr geplagt wurden, sagte der alte Bassist Fischer: „Na, Gott sey's geklagt! Wenn das Ding so fortgeht, so requiriren sie zuletzt unsere Lungen zu Armensuppen.“

Der längst verstorbene Doctor und Professor Sammt in Leipzig las etwa in den Jahren 1760 und weiter ein Kollegium über Naturrecht, welches ziemlichen Ruf

hatte: Der jüngere Professor C. — begann ein ähnliches Kollegium, rieth aber seinem eigenen Bruder, bey Sammt zu hören. Dieser, der mit dem neuen Vorleser im Unfrieden lebte, war höchlich verwundert, als er den Namen einschrieb, und fragte den jungen Mann, wie er zu ihm käme, da doch sein Bruder selbst über Naturrecht läse?

„Mein Bruder, wurde entgegnet, sagte mir, daß ich es bey Ihnen, einem Manne von ausgezeichneter Erfahrung, besser hören könnte.“

„Daran,“ sagte Sammt, „erkenn' ich den vernünftigen Mann. Aber das können Sie ihrem Bruder wieder sagen: nach mir liest auf Erden das Naturrecht Keiner besser als er!“

*

Eine Schauspielerinn, Demoiselle — —, welche die Welt insgeheim mit zwey Bürgern beschenkt hatte, sprach immer im Accusativ, und ein Witzling äußerte darüber: Sie hütet sich vor dem dritten Fall.

*

Ein Minister der Vergnügungen ließ eine Oper aufführen, deren erbärmliche Musik von einem Edelmanne war, und durchaus schön seyn sollte, ob auch das Orchester vor Lachen kaum seine Pflicht üben konnte. Darüber erzürnt, sagte der Minister: die Oper ist gut, ich hab' es aus glaubwürdigem Munde; der Generalbaß soll nichts taugen, es soll aber sogleich ein neuer gemacht werden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 20. Juny.

(Ecksteins-Bemerkungen.)

Man hat Merciers berüchtigtem Tableau von Paris vorgeworfen, es sey composé dans la rue et écrit sur les bornes; dasselbe kann man mehr oder weniger von den meisten Korrespondenz-Artikeln sagen. Warum nicht in unserm aufrichtigen Zeitalter die Dinge bey ihrem wahren Namen nennen, und allen flüchtigen Bemerkungen über Hauptstädte unter obigem Titel ein literarisches Daseyn geben? Vielleicht wird auf diese Art ihre Gattung in die Aesthetik eingeführt.

Die erste Bemerkung, wenn man auf die Gasse tritt, ist die übers Wetter; — es regnet hier noch immer, obschon Medards vierzigtägige Quarantaine zu Ende ist. Unglücklicherweise mengte sich ein andrer Heiliger mit ins Spiel. Gervasius, der zwar seinen Festtag, (den 19. Juny), mit Protasius theilen muß, aber nichts um so weniger ein Wettermacher wie Medardus ist. Also noch eilf Tage Regen. Warum es dieses Jahr so viel regne, dieses Problem hat schon ein Mitarbeiter des Journal de Paris zu lösen gesucht.

Unter den neuen Portraiten zeichnet sich das Ihrer Majestät der Kaiserinn, von Micou, nach Isabeys Zeichnung gestochen, vortheilhaft aus. Die Zeichnung datirt von Laxemburg 1810.

Der Elephant macht einige Male die Woche die Honneurs im alten Tivoli; sein Portrait paradirt auf den Anschlagzetteln. Er hat den majestätischen Namen Baba erhalten. Auch den Park von St. Cloud hat er besucht, und dort mit Franconis Hirschen die Ehre getheilt, dem Hofe vorgestellt zu werden. Die Hirsche zogen einen Wagen, in dem Franconi, der gewaltige Thierbändiger, saß. — Der Luftbändiger Degen will nun neuerdings fliegen, und ohne Ballon, aber nur in einem Theater.

Ein Papierfabrikant Braniah hat Cylinder erfunden, welche die gewöhnlichen Papierformen oder Rahmen ersetzen, und den Vortheil haben, daß man damit Papier ohne Ende machen kann. Der Moniteur spricht viel Gutes von diesen Cylindern.

Auf dem Boulevard St. Denis verkauft man Papier somnifère, von Rouen. Ich glaubte anfangs, es wären Journale oder Fastenpredigten oder Hof-Ceremonien-Berichte; allein es sind Papier-Tapeten mit einem Firniß überstrichen, der die Eigenschaft hat, alle schlafstörende Insekten abzuhalten.

Der Perrücken-Prozeß ist noch nicht entschieden, so begierig Alles darauf ist. Die Dame hat, um ihren Gegner zu verderben, ihn auch der Escroquerie beschuldigt, indem er sie anfangs überredete, sich die Haare abschneiden zu lassen, sodann ihr Pomaden gab, um sie wieder wachsen zu machen, und ihr endlich, als dies zu lange herging, ihre eignen Haare als Perrücke verkaufte. Der Perruquier findet aber, daß alle diese Vorwürfe bey den Haaren hergezogen seyen.

Ein böhmischer Tonkünstler, Hr. Reicha, kündigt so eben einen traité de mélodie musicale abstraction faite de ses rapports avec l'harmonie, suivi d'un supplement sur l'art d'accompagner la mélodie par l'harmonie, lorsque la première doit être prédominante, le tout appuyé sur des Exemples tirés des plus célèbres mélodistes. Das Werk wird eine wichtige Lücke in der musikalischen Literatur ausfüllen, denn bisher ist über diesen Gegenstand so gut wie nichts erschienen. Eine Theorie der Melodie ist bis auf unsre Tage ein Räthsel, nicht nur für das Publikum, sondern selbst für die Künstler geblieben. Sie wird selbst für den Dichter von Interesse seyn, wegen der Verwandschaft der Melodie und des Rhythmus. Das Buch bildet einen Band in Quart mit einem Band Platten in Folio. Der Subscriptions-Preis ist 20 Franken und 25 postfrey. Wer Subscribenten sammelt, erhält 3 Fr. auf jedes Exemplar und das 13te frey. Man adressirt die Briefe portofrey an den Verfasser, Hrn. Antoine Reicha, Rue St. honoré Nro. 333.

Unsre Restaurateurs zerbrechen sich die Köpfe, um es einander in ihren Anschlagzetteln zuvorzuthun. Au fin gourmet — au gourmet de Lucullus — Nouvel établissement, établissement unique dans son genre — Ouverture u. s. w. liest man mit großen Lettern auf roth, blau, gelbem Papier. Man speist schon um 18 Sols und frühstückt um 15, und ist dabey auf Silber bedient. Das ist hier eine ganz eigne Wirthschaft um einen Restaurateur. Sie borgen ihr Silber, ihr Tischzeug, gegen leichte Zinsen, und eröffnen so ohne große Auslagen ein Etablissement nach dem andern; und wenn sie zehn Mal zu Grunde gegangen sind, so kündigen sie noch immer irgendwo Ouverture an. Man hat um 13 Sols zwey Schüsseln nach Wahl, Brot, 1 Caraffe Wein und ein Gläschen Branntwein, und um 18 eine Schüssel mehr und Desert.

Außer Hrn. Charbonnières, Verfasser (nicht Uebersetzer) eines Gedichtes über das Erhabene, haben sich bis jetzt nur einige Glieder der 1sten, 3ten und 4ten Klasse um Cailhavas Platz in der zweyten Klasse gemeldet; man schreyt Zeter über diese Neuerung. Das gestrige Journal de l'Empire enthält einen ätzenden Artikel über die Diners und Dejeuners, wobey die Stimmen für die Kandidaten gesammelt werden, und wirft den Gliedern einer berühmten Schmaus-Verbrüderung und literarischen Lotterie, die bey den freres provenceaux sich versammelt, vor, über feindlichen Planen zur Invasion der ganzen französischen Akademie zu brüten. Diese Herren, heißt es, haben bereits neun ihrer Glieder, folglich neun Stimmen in der 2ten Klasse, wo die Majorität gewöhnlich zwölf, höchstens vierzehn ist, (die vierzig Glieder der Akademie bilden nämlich gewöhnlich vier oder fünf Parteyen), und es fehlen ihnen also drey oder fünf Stimmen noch, um sicher zu seyn, daß künftig Keiner, als ein Ihriger, in die 2te Klasse des Instituts komme.

Nro. 186.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 5. August, 1813.

Getreue Liebe kann nicht wanken;
Sie liegt zu Anker jederzeit,
Hat ihre Sinnen und Gedanken
Gegründet auf Zufriedenheit.

Opitz.

Juan und Isabelle.

(Fortsetzung.)

Mit welchen Gefühlen ahnte Juan sich an der Hand seines glücklichen Nebenbuhlers Isabellen, um aus ihrer Hand den Preis des Sieges zu empfangen! Und wie klopfte Isabellen das Herz, welche Gedanken und Gefühle drängten sich in ihr, als der Geliebte auf sie zukam! Sie hatte ihn an einer kleinen goldnen Kette erkannt, die sie ihm einst geschenkt hatte, und die er immer um den Hals zu tragen pflegte, und war glücklich genug gewesen, Herrinn ihrer Bestürzung und Freude zu werden, und sich nicht zu verrathen. Juan beugte ehrerbietig ein Knie vor ihr, ohne ein Wort zu sagen. Isabelle redete ihn mit unsichrer Stimme so an: Sennor, hier ist das Schwert und der Dolch, der Preis Eurer Tapferkeit. Man glaubte, beyde würden einigen Werth mehr erhalten, wenn ich sie Euch gäbe, aber ich glaube das kaum. Ich weiß nur so viel, daß ich es gern sähe, und daß ich wünsche, es möchte nur auf mich ankommen, den ganzen Preis hinzuzufügen, den Ihr verdient.

Don Juan, von hundert widerstreitenden Gefühlen bestürmt, konnte eine ganze Weile nichts erwiedern; doch faßte er sich zuletzt, und sprach: Zweifelt nicht, Sennora, daß der schon an sich herrliche Preis durch Eure Hand einen unschätzbaren Werth erhält. Wie glücklich wäre ich, wenn mir alle Preise, die ich mit größerm Recht verdient habe, eben so treu gereicht würden!

Isabelle fürchtete, er möchte etwas sagen, was ihn verrathen könnte, und unterbrach ihn daher schnell mit den Worten: Sennor, werdet ihr uns Euch nicht zu erkennen geben? und werdet Ihr den tapfern Rittern, die Ihr besiegt habt, die Genugthuung versagen, ihnen den Namen ihres Siegers zu nennen, um durch diesen berühmten Namen die Kränkung, besiegt zu seyn, wenigstens in Etwas zu lindern? Vielleicht wollt Ihr aus besondern Gründen nicht erfüllen, um was wir Euch bitten, allein es gibt hier verschwiegene Leute, denen Ihr Euer Geheimniß sicher anvertrauen könnt, und ich selbst würde Euch, wenn Ihr mich Eures Vertrauens würdigtet, heilige Verschwiegenheit geloben.

Don Gusman und Alle, die es hörten, klatschten Beyfall, und drangen in den Unbekannten, die allgemeine Neugier zu befriedigen. Juan fand hier die erwünschte Gelegenheit, doch weigerte er sich anfangs zum Schein, und sagte dann: Sennora, wenn ich weiter nichts zu thun hätte, als Euch meinen Namen zu nennen, so würde es mir ein Leichtes seyn, Euch zu gehorchen; aber ich kann mich nur zu erkennen geben, wenn ich Euch mein ganzes Leben erzähle, und da dieses eine Kette von unaufhörlichen Leiden ist, so würde Euch meine Erzählung, wenn sie Euch nicht interessirt, sehr langweilen, und wenn sie Euch interessirt, Euch sehr betrüben. Ich würde es für ein Verbrechen halten, so schöne glückliche Tage, wie die Eurigen, durch Langeweile oder Trauer zu trüben; doch wenn Ihr es mir befehlt, so wird es mir wiederum sehr schwer werden, Euch nicht zu gehorchen. Ich muß Euch

aber doch in Hinsicht einiger Begebenheiten um die Verschwiegenheit bitten, zu welcher Ihr Euch gütig verpflichtet habt. — Isabelle versprach es, und nun entfernten sich Gusman und die Uebrigen, und liessen die beyden Liebenden allein.

Als Isabelle überzeugt war, daß niemand sie belauschen konnte, sagte sie: Don Juan — denn mein Herz hat Euch nicht einen Augenblick verkannt — glaubt nicht, daß ich zuerst das Wort nehme, um Euern Vorwürfen durch die Gründe zu entgehen, die ich zu meiner Vertheidigung anführen könnte. Sie genügen mir selbst nicht, und ich bin zu aufrichtig, als daß ich mich ihrer bedienen möchte. Doch kann ich nicht umhin, Euch zu sagen, daß, wenn das Herz allein eine Untreue begehen kann; ich unschuldig bin, weil das meinige, ungeachtet der Nachricht von Eurem Tode, und des Zustandes, in welchem Ihr mich seht, Euch nur immer allein gehört hat. Doch sehe ich ein, daß ich einen Fehler begangen habe, der um so unverzeihlicher ist, da ich überzeugt seyn musste, daß nichts in der Welt Euch zu einem ähnlichen hätte verleiten können. Aber wenn die bitterste Reue, und der tiefste Schmerz Verzeihung gewinnen können, so darf ich Euch darum bitten, und Ihr werdet sie mir nicht versagen.

Sie hatte bis jetzt nicht gewagt, ihn anzusehen, bey den letzten Worten aber schlug sie die thränenschweren Augen gegen ihn auf. Es bedurfte dieses Blickes nicht, um ihn zu entwaffnen. Er warf sich zu ihren Füßen, und rief aus: nein, meine theure Isabelle, du bist nicht schuldig, und ich habe nie an deiner Treue gezweifelt. Ich weiß, daß die Liebe, die uns von unsrer Kindheit an aneinander gefesselt hat, ein Theil unsers Selbst geworden ist, und nur mit unserm Leben aufhören kann. Höre also auf, dir einen Schritt vorzuwerfen, der nur unserm feindseligen Geschick zuzuschreiben ist. Da es unsre Herzen nicht trennen konnte, so hat es Alles angewendet, unsre Körper zu trennen.

Es soll ihm nicht gelingen, erwiederte Isabelle, wenn du mir beystimmst! Bis jetzt hat es sich der elterlichen Gewalt bedient, um uns zu verfolgen. Wir müssen uns also dieser Tyranney entziehen, und wenn du mich so liebst, daß du dich über den Zorn und die Reichthümer deines Vaters wegsetzest, so werde ich, ohne einen Augenblick zu wanken, den Zorn meiner Eltern und das äußerliche Glück, das meiner durch eine Verbindung mit Gusman wartet, für nichts achten. Wir werden in uns alle Schätze der Erde besitzen. Bestimme einen Ort, an welchen wir uns begeben können, und finde dich morgen Nacht um zwey Uhr an der Gartenthür mit einem segelfertigen Schiffe ein. Ich bin bereit, dich überall, wohin du mich führst, zu begleiten. Dies ist der Plan, den ich seit dem Augenblicke entwarf, in welchem ich dich erkannte. Vielleicht scheint er dir für ein Mädchen meines Alters zu kühn, aber es geschieht für dich, und was fürchte ich da?

Dieser Entschluß Isabellens brachte Juan vor Entzücken ganz außer sich. Wie fern auch Verzweiflung und Hoffnung, Freude und Schmerz sich seyn mögen, so gibt es doch keinen so schnellen Uebergang als diesen für Liebende — ein Augenblick führt sie oft von einem zu dem andern. Don Juan vergaß in diesem Moment alle seine Leiden, und hielt sein Glück für ganz sicher, da es nur von Isabellen abhing, aber er täuschte sich bitter. Die Liebe hat in der einen Hand alle Freuden, in der andern alle Leiden der Sterblichen, und theilt sie gewöhnlich in gleichem Maße aus. Don Juan und Isabelle waren sechs Jahre ganz glücklich gewesen, sie sollten eben so lange unglücklich seyn, ehe der Tag anbrach, der allen ihren Leiden ein Ende machte.

Nachdem sie ihre Herzen gegen einander ergossen, und Alles wegen ihrer Flucht verabredet hatten, begaben sie sich zu der Gesellschaft, von der sie ungeduldig erwartet wurden, zurück. Isabelle sagte zu Gusman: Ich habe höchst wunderbare Dinge gehört, die ganz mit unsrer Meinung über den Ritter übereinstimmen; allein ich bitte Euch, vor drey Tagen nicht in mich zu dringen. Dies ist die Bedingung des Ritters, zu welcher er, wie Ihr erfahren werdet, gute Gründe hat. — Don Juan entfernte sich hierauf bald, und begab sich nach Lagos, was nur drey Stunden entfernt war, um daselbst ein Schiff zu miethen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einige Worte über den Zufall. *)

So gerecht zwar die Forderung ist, daß man denken soll, ehe man spricht, so ungerecht wäre es, zu verlangen, man solle nie einen Begriff aussprechen, ohne auch seine Definition in Petto zu haben. Es würde augenblicklich hiedurch ein Stillschweigen entstehen, gegen welches das der Carthäuser Klöster noch ein Lärmen scheinen könnte.

Man bedenke nur, wie wir überhaupt zu Begriffen gelangen. Von Kindheit an hören wir das Wort gebraucht, um im Zusammenhange mit andern eine lebendige Welt von Dingen und Beziehungen zu bezeichnen. Unser weicher, alles noch ineinander fließend schauender, Sinn vermag anfänglich blos dunkel zu ahnen, welche Dinge, welche Beziehungen dem oder jenem Worte gehören; aber dadurch, daß das eine Wort immer ungefähr für den nämlichen Gegenstand gebraucht wird, rundet sich

---

*) Von dem Verfasser obigen Aufsatzes wird nächstens eine kleine Schrift, — enthaltend Ansichten über Leben, Erziehung, Geschichte, Kunst, Wissenschaft und Religion, unter dem Titel: „Aus dem Tagebuch eines nach Wahrheit Ringenden," im Druck erscheinen.

für die wachsende Fassungskraft die Sphäre eines Begriffs mehr und mehr ab.

Eine tausendfache Wiederholung ist's, die in dem bildsamen Geist endlich einen Begriff um den andern aus einem nebelichten kometen-artigen Wesen zu einem festern Kern ausbildet.

Mit körperlichen Dingen und ihren handgreiflichsten Beziehungen kommt die Seele früh in's Klare, und Jedermann kennt die Freude, mit denen schon unmündige Kinder ihre Umgebungen benennen, und stets wieder erkennen. Nicht so aber bey allen tiefer liegenden Beziehungen. Ungebildete kommen häufig in den Fall, dieselben unrichtig zu bezeichnen; die Gebildeten fühlen, daß sie rücksichtlich ihrer Begriffe noch täglich und stündlich in jenem Abrundungs-Prozeß begriffen sind, und selbst der Philosoph kann nicht läugnen, daß jede neue Erfahrung seine Theorieen bereichere, und daß er somit an jedem Tage seinen Definitionen etwas zulebe.

Der Begriff „Zufall" gehört hauptsächlich unter diejenigen, die bey den meisten noch nicht fertig, sondern erst im Werden sind, so daß wol Jeder in vorkommenden Fällen instinktmäßig ausspricht, ob er ein Ereigniß für Zufall halte, oder nicht, ohne jedoch den ganzen Umfang dieses Begriffs beschreiben zu können. Gegen das feste Grenzenziehen jeder Sacherklärung verschwört sich der unendliche Gegenstand und die vieldeutige Sprache.

Folgende kleine Untersuchung möge also mit billiger Nachsicht gelesen werden.

* *

Wenn Jemand mehrmals nach einander mit einem Würfel 6 Augen wirft, so werden wir aufmerksam, ob sich dies auf die Construction des Würfels gründe. Ist Letzteres der Fall, so ist auch für uns die Sache abgethan, wir zählen sie unter die durch mechanische Gesetze hervorgebrachten Erscheinungen.

Finden wir aber den Würfel gerecht, und auch sonst keine Taschenspielerey obwaltend, so nennen wir den Vorgang einen Zufall, und setzen ihn in Gedanken allen bezweckten, oder durch physische Gesetze nach ihrem gewohnten Wirken herbeygeführten, Erfolgen entgegen.

Denn, wenn ein Ereigniß durch irgend einen Willen gewollt ist, wenn es zu einer organischen, oder sonst von Gesetzen bestimmten, Sphäre einen auf deren Natur sich gründenden Bezug hat, so heißen wir es nie zufällig; es liegt ein zweck-, oder eine gesetz- und ordnungsmäßig wirkende Naturkraft zum Grunde.

Ein Mensch wirft nach einem Ziel, ein reifer Apfel fällt, ein Blitz zündet, 2c.

Gehört aber nicht jedes Ereigniß in der Welt zu irgend einer Sphäre, sey es zu der eines Willens, oder einer gesetzmäßig wirkenden Natur? Wo bleibt sonach der Zufall? Auf einem gewissen Standpunkt kann freylich nicht vom Zufall die Rede seyn: das All ist das Allnothwendige; jedes Sandkorn liegt vermöge der nothwendigen Gesetze des Seyns da, wo es liegt. Das Sonnenstäubchen fliegt nicht minder gesetzmäßig, als sich der Weltkörper auf seiner Bahn fortwälzt.

Aber unsere Sprache, ja unser ganzes Wesen ist nicht dazu geeignet, auf diesem mehr hohen als erhabenen Standpunkt zu bleiben.

Der Christ kann als solcher auch nicht wol einen Zufall anerkennen. Er sieht bey jedem Ereigniß auf die Beziehungen, die es zu der Christengemeinde oder zu einem einzelnen Gliede derselben hat. Er findet in seiner Welt nichts, das nicht das Schicksal des Vereins oder des Individuums auf die oder jene Weise berührte, und so ist er gewohnt, bey jeder Erscheinung an das Walten der Vorsehung, an Leitung, Schickung, Verhängniß zu denken, — alle casuistische Fragen aber, als außerhalb der Sphäre des ächten Christenthums liegend, geradezu von der Hand zu weisen.

(Der Beschluß folgt.)

Noch Einiges zur Charakteristik der heutigen Aegyptier, nach Savaresi.

*

Die Nägel können sich die Aegyptier nicht selbst abschneiden. Ein Barbier muß ihnen diesen Dienst leisten; er bedient sich dazu eines alten Rasir-Messers, oder einer schlechten Schere.

*

Die Aegyptierinnen von Stande und Rang glauben ihre Schönheit zu erhöhen und der Natur nachzuhelfen, wenn sie ihre Augenbrauen verschmälern; das thun sie auch wirklich vermittelst eines Barbiermessers, und tragen dieselben nicht breiter, als ein Bindfaden.

*

Auf seine Polster gelagert findet der Muselmann eben so großes Vergnügen daran, seine Füße durch die Finger gehen zu lassen, als seinen Bart zu streicheln. Die erstere dieser beyden Gewohnheiten wird, außer, wenn man sich unter Verwandten und guten Freunden befindet, für unschicklich gehalten; die letztere hingegen ist sehr alten Ursprungs, und wird im ganzen Oriente sowol öffentlich als in Privat-Gesellschaften ausgeübt.

*

Die Kullé, von den Franzosen Bardac genannt, sind kleine, aus Nil-Thon verfertigte und an der Sonne gehärtete Trinkgefäße, von verschiedenen Formen. In diesen Gefäßen erhält sich, wenn sie an einen Luftzug, oder in den Schatten gestellt werden, das Wasser in der heißesten Jahrszeit sehr frisch; auch vergessen die Aegyptier, als große Liebhaber von Wohlgerüchen, nicht, die-

selben, ehe man sie mit Wasser füllt, mit Mastix, der aus Griechenland in großer Menge gezogen wird, zu parfümiren.

*

Die Aegyptischen Barbiere sind vielleicht die besten in der Welt. Sie rasiren Kinn und Kopf auf's Vortrefflichste. Dafür muß man sich aber auch in ihre Manieren fügen. Den Kopf drehen sie einem auf alle Seiten und auch den Leib nöthigen sie zu allerley Verdrehungen, bis er in der Stellung ist, in welcher sie ihn haben wollen. Das Alles ist nicht nach dem Geschmacke der Europäer.

*

Die Muselmänner führen keinerley Art von Tauf- oder Todten-Büchern, und wissen daher auch nie mit Genauigkeit anzugeben, wie alt sie selbst, oder wann ihre Verwandte und Freunde gestorben sind; darum bekümmern sie sich aber auch im geringsten nicht. Hingegen pflegen sie, was bey ihrer sonstigen Gleichgültigkeit wirklich befremden muß, die Geburt ihrer Raçenpferde und besonders ihrer Stuten durch eine schriftliche Akte zu dokumentiren. Diese Akte ist dazu bestimmt, das Alter des Thieres, auf den Fall, daß es verkauft werden sollte, zu beurkunden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris.

Ein interessantes Werk ist zur Rechtfertigung der Tempelherrn unter dem Titel: Monumens historiques relatifs à la condamnation des Chevaliers du Temple et à l'abolition de leur ordre, par Mr. Raynouard, membre de l'institut etc. erschienen. Die Unschuld dieses Ordens ist durch die unwidersprechlichsten Beweise dargethan. Besonders merkwürdig ist ein Brief des Papstes Clemens V. an Philipp den Schönen. Jener hatte nach vierjähriger Verfolgung der Tempelherrn endlich ein Concilium in Vienne zusammenberufen, das über die Schuld oder Unschuld des Tempelherren-Ordens entscheiden sollte. Die ganze Christenheit wartete mit dem lebhaftesten Interesse auf den Ausspruch. Eine große Anzahl der verwiesenen Ritter irrte als Flüchtlinge in den Gebirgen nahe bey Lyon umher. Diese faßten den muthvollen Entschluß, eine Deputation nach Vienne zu senden, um die Sache der Tugend und des Unglücks zu vertheidigen. Troz der noch rauchenden Scheiterhaufen, der täglichen Verfolgungen und des noch nicht besänftigten Hasses, womit dieser Orden von seinen Feinden noch immer bedroht wurde, unternahmen es neun Tempelherren, sich vor das Concilium zu stellen, um ihre und ihrer Ordensbrüder Unschuld darzuthun. Sie erschienen vor den Vätern des Conciliums in dem Augenblick, als der Bericht über den Orden vorgelesen wurde. Sie erklärten den Zweck ihrer Sendung mit Würde und Freymüthigkeit als Bevollmächtigte von 1500 bis 2000 Rittern; sie hatten sich unter dem Schuz der öffentlichen Treue und auf die besondre und in der ganzen Christenheit bekannt gemachte Erlaubniß des Papstes eingefunden. Die große Untersuchung sollte beginnen, und konnte jezt erst vor sich gehen, da die Richter die Beklagten nun anhören und die Beschuldigungen gegen die Vertheidigung erwägen und aburtheln konnten. — Was that der Papst? Er ließ diese edelmüthigen Ritter verhaften, in Ketten werfen, und nahm gegen die Verzweiflung der Proscribirten gehörige Maßregeln, wie aus seinem Brief an Philipp den Schönen, vom 11. Nov. 1311, erhellt:

„Um Ew. Königl. Hoheit von allen Ereignissen zu belehren, welche in der Angelegenheit der Tempelherren Statt fanden, muß ich Ihnen Folgendes anzeigen: In der Sitzung, wo die gegen den Orden der Tempelherren getroffnen Untersuchungen den Prälaten und andern Geistlichen, die wir zu diesem Concilium berufen hatten, vorgelesen wurde, erschienen während unsrer Abwesenheit sieben Ritter dieses Ordens, denen in der folgenden Sitzung noch zwey folgten, und die sich zur Vertheidigung ihres Ordens anboten; sie versicherten, daß 1500 bis 2000 Ritter, die in Lyon und in den Umgebungen wohnten, mit ihnen wegen dieser Vertheidigung einverstanden seyen. Ob sich gleich diese neun Tempelherren freywillig stellten, so haben wir doch befohlen, sie zu verhaften, und wir behalten sie im Gefängniß. Ueberdies haben wir für nothwendig gehalten, besondre Vorsichtsmaßregeln wegen unsrer Sicherheit zu nehmen, und wir zeigen Ew. K. Hoheit diesen Vorfall an, damit Sie nach Ihrer klugen Vorsicht vernehmen, was zur Bewahrung Ihrer Person zuträglich seyn möchte.“

Den 23. July.

Die Leute zu Ermenonville haben immer dafür gehalten, der junge Unbekannte, der sich auf Rousseau's Grab erschoß, sey sein Sohn gewesen. In dem Brief, den man bey ihm fand, und der an den Eigenthümer des Parkes von Ermenonville gerichtet war, unterschrieb er sich folgender Maßen: J. S. I. L. R. S. R*******. Man vermuthet, daß die ersten Zeichen die nämlichen waren, wie diejenigen, welche Rousseau auf den, seinem Sohne ins Findelhaus mitgegebenen, Zettel schrieb. Die sieben Sterne hinter dem Buchstaben R. bezeichnen wol die Buchstaben des Wortes Rousseau. Uebrigens läßt sich aus dem ziemlich langen Brief gar nicht erkennen, daß dieser Unbekannte Rousseau's Sohn war. Er fängt so an: Mein Herr! Es ist mir unmöglich, Ihnen ganz den Grund meines Todes zu sagen. Ich kenne ihn nicht, und bin in einem allzuheftigen Zustande, als daß ich kurz seyn und das Nachdenken ertragen könnte. Ich bitte Sie also im Namen desjenigen, was Ihrem Herzen am Theuersten ist, lassen Sie mich unter irgend einem dichten Gebüsche in einem von ihren prächtigen Gärten begraben. Hüten Sie sich zu glauben, als ob ein Diebstahl, eine Räuberey mich zu diesem Verbrechen führte, solche Handlungen wurden stets von meinem Herzen verabscheut, und vereinigten sich nie mit meinen Grundsätzen. . . . . Ich bin von einer unbekannten Familie, ich weiß nichts, ich ward nichts als betrogen und verrathen von allen Seiten. Seit langer Zeit bin ich ein Menschenhasser geworden; ich war wie ein Narr, der gegen das menschliche Geschlecht zürnt; dennoch hörte ich nicht auf, im Grunde des Herzens gut zu seyn, und die Vorschriften der Ehrlichkeit und des Anstandes zu beobachten; ich wage sogar mit erhabener Stimme zu sagen, daß ich mich unter den Menschen stets nach dem Rathe der Ehre betragen habe. Ich gehörte zu keinem Lande; alle Nationen waren mir gleichgültig; ich irrte wie ein wahrer Cosmopolit auf dieser Erde umher. Ueberall, wo ich die schöne Natur, Wälder, Hügel, schöne Wiesen sah, war ich zu Hause, zwischen meinen Freunden. — Sie werden mich vielleicht fragen, zu welcher Religion ich mich bekannte. Ich achte den Zweck aller, allein auf eine von der andrer Menschen verschiedene Art u. s. w. — — Zwey Tage nach dieser Begebenheit kamen zwey junge Frauenzimmer nach Ermenonville, und begaben sich zu dem Todten. Die Jüngste schien sehr bewegt, und küßte mit Inbrunst die Hand des Todten, indeß die Andre ihm einige Haare abschnitt. Darauf begaben sie sich wieder hinweg, ohne daß man erfuhr, wer diese Frauenzimmer wären. Vermuthlich war die Jüngste die Geliebte des Unbekannten. Dies ist Alles, was man von dieser Begebenheit, die schon wieder anfing in Vergessenheit zu kommen, bis jezt weiß. Schwerlich wird sich auch mehr darüber erfahren lassen.

Nro. 187.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 6. August, 1813.

— — — — Es traf mit glücklichem Pfeil mich
Eros, wofern mir nicht mit strengem Sinne die Jungfrau
Gegenliebe vielleicht, die bangerflehte, verweigert.

A. v. Hellwig, geb. v. Imhof.

Juan und Isabelle.

(Fortsetzung.)

Man kann sich denken, mit welcher Sehnsucht und mit welchen Gefühlen die Liebenden dem Anbruch der folgenden Nacht entgegen sahen. Sie brach endlich an. Isabelle wusste sich der Aufmerksamkeit ihrer Mutter zu entziehen, und schlich um die bestimmte Stunde nach der Gartenthür. Kaum hatte sie einige Minuten gewartet, als sie durch das Dunkel ein Schiff der Thür gegenüber bemerkte. Sie zweifelte nicht, daß sich Don Juan auf ihm befinde — ihre Sehnsucht ließ ihr nicht Zeit, ihn zu erwarten — sie ging ihm bis an die Küste entgegen. Als sie daselbst angekommen war, stiegen zwey Männer aus dem Schiffe, und kamen auf sie zu. Wie groß war ihr Erstaunen, als sie statt des Geliebten zwey Unbekannte sah! Sie wollte fliehen, — es war zu spät. Die Männer hatten sich ihrer bemächtigt, und schleppten sie, trotz ihres Geschreyes, ihrer Bitten und Thränen, in das Schiff, das sogleich in See stach. Don Juan, den ein widriger Wind aufgehalten hatte, kam einige Augenblicke darauf an. Er stieg ans Land, und fand die Gartenthür offen, aber die nicht, die er suchte. Er wartete in peinlicher Ungeduld die ganze Nacht hindurch, und erst als der Tag anbrach, kehrte er, um nicht entdeckt zu werden, nach Lages zurück, indem er glaubte, daß Isabelle wahrscheinlich durch die Wachsamkeit der sie umgebenden wäre verhindert werden, ihren Plan in dieser Nacht auszuführen, und daß sie ihn auf die folgende verschoben hätte. Aber er täuschte sich nicht lange mit diesem Glauben. Schon am folgenden Tage erfuhr er, daß Isabelle verschwunden wäre, so wie auch Don Gusman mit zwey von seinen Leuten, ohne daß man vermuthen könnte, wohin sie sich begeben hätten.

Es ist unmöglich, Don Juans Gefühle zu schildern. So bald er die schreckliche Nachricht hörte, reiste er eilend ab, um Gusman zu finden, und ihm Isabelle zu entreißen, oder das Leben zu verlieren. Andrer Seits schickte Don Pedro, welcher glaubte, Gusman habe seine Tochter entführt, nach allen Gegenden bewaffnete Leute gegen ihn aus. Glücklicherweise verfehlte ihn Don Juan, aber er wurde noch an demselben Tage von Pedros Leuten eingeholt und angehalten, und Donna Maria, die sich zu den Füßen des Königs geworfen hatte, wirkte einen Befehl aus, ihm unverzüglich den Prozeß zu machen, wenn er nicht sagte, wo Isabelle wäre, und er sie nicht auf der Stelle heirathe, um ihre Ehre ihr wieder zu geben. Gusman hatte oft wunderliche Einfälle, und der Hof, die Stadt, ja selbst seine eigne Familie, hielten ihn einer Entführung fähig. Vergebens stellte er vor, daß er ja auf dem Punkte gestanden hätte, sich mit Isabellen zu vermählen, und daß es ihm also gar nicht hätte einfallen können, sie zu entführen. Seine Entfernung von Villanova, die ihn verdächtig machte, wäre ein ganz unschuldiger Umstand, da sie blos durch die Versicherung einer seiner Bedienten veranlasst worden, der Unbekannte, der neulich den Preis

davon getragen, wäre ein natürlicher Bruder von ihm, der vor zwey Jahren entflohen wäre, nachdem er aus dem Hause seines Vaters bedeutende Schätze an Edelsteinen mitgenommen. Er hätte sich also sogleich auf den Weg gemacht, um ihn zu verfolgen und festzunehmen. Aber alle diese Vorstellungen wurden für erdichtet erklärt, und der König, der ein strenges Beyspiel geben wollte, um solchen Gewaltthätigkeiten für die Zukunft Einhalt zu thun, wollte das gesprochne Urtheil eben vollziehen lassen, als die Nachricht ankam, Isabelle sey gefunden, und auf dem Rückwege nach Villanova begriffen. Dies ging nämlich so zu.

Don Juan war auf seinem Wege, Isabellen immer vergebens suchend, nach Cadix gekommen, und hatte daselbst von einem Corsaren aus Sale, der dort gefangen saß, erfahren, daß ein Landsmann von ihm, Namens Ali Achmet, vor einigen Monaten auf der Küste von Portugal ein Mädchen geraubt, und nach Sale geführt habe. Die Beschreibung, die er von ihr machte, und die Zeit der Entführung, trafen so genau mit der Entführung Isabellens überein, daß Juan keinen Augenblick zweifelte, die Entführte sey Isabelle. Aber wie sie befreyen? Mit Gewalt war nichts auszurichten; alle Plane, die sein Muth entwarf, waren nicht auszuführen, und sie für ein Lösegeld zu befreyen, war eben so schwierig, wie jedes andre Mittel. Er durfte sich seines Vaters wegen keinem seiner Verwandten entdecken, und hatte auch von ihnen keine Unterstützung in diesem Plane zu hoffen. Der Einzige, der allenfalls helfen konnte, war Don Gabriel, mit dem er aus Brasilien gekommen war. Dieser war Herr seines Vermögens, und hatte ihm schon das zu seiner Rückkehr nöthige Geld gegeben. An diesen wendete er sich unverzüglich, und erhielt von ihm nicht nur alles Geld, was er vorräthig hatte, und auch noch so viel, als er in der Eil bey seinen Bekannten hatte auftreiben können, sondern Gabriel begleitete ihn sogar selbst auf seiner Reise.

Nachdem sie sich an das Gouvernement in Sale gewendet, und von diesem einen Paß und Sicherheit für ihre Person bekommen hatten, schifften sie sich ein, und kamen glücklich in Sale an. Gleich nach ihrer Ankunft begab sich Gabriel zu dem Gouverneur, um sich ihm zu empfehlen, Juan aber flog zu Ali Achmet. Er erfuhr von ihm, daß er, wie wir schon wissen, Isabellen geraubt, daß sie die ganze Zeit sehr traurig gewesen, und immer Don Juan gerufen, daß er sie mit aller möglichen Sorgfalt behandelt, weil er immer gehofft hätte, ein ansehnliches Lösegeld für sie zu bekommen; da sich aber Niemand gefunden, der den verlangten Preis habe für sie geben wollen, so habe er beschlossen, sie dem Kaiser von Marokko zu schicken, und Isabelle habe endlich heute nach einigen Schwierigkeiten eingewilligt.

Namenloses Entsetzen bemächtigte sich Don Juans. Isabelle auf dem Punkt nach Marokko geführt zu werden, und ihre Einwilligung dazu! Man kann die Liebe von der Eifersucht nicht trennen, von dieser entsetzlichsten aller Leidenschaften — aber Juans Argwohn machte bald andern Gefühlen Platz. Er trat mit dem Corsaren in das Zimmer, in welchem Isabelle sich befand. Sie lag auf einer Strohmatte, Todesblässe bedeckte ihr Gesicht, und ihre Blicke irrten starr und unstät umher. Als sie Don Juan erblickte, stieß sie einen lauten Schrey aus, stützte sich dann auf einen Arm, und sagte: Juan, der Himmel hat uns vor meinem Tode noch vereinigen wollen, aber er hat diese Gunst verbittert wie alle frühere. Er hat sie uns nur erzeigt, um uns noch unglücklicher zu machen, dich durch den traurigen Anblick meines Zustandes, mich dadurch, daß er dich mir in die Ketten geschlagen zeigt, von welchen der Tod mich bald erlösen wird!

(Der Beschluß folgt.)

Einige Worte über den Zufall.

(Beschluß.)

Ein gerechter Würfel falle vielmal nacheinander auf 6 Augen, ein Schütz treffe mit verbundenen Augen das Centrum, es gewinne Jemand mit einer lebhaft geträumten Nummer das große Loos, es geschehe in der Neujahrsnacht mit dem Glockenschlage Zwölf ein Donnerstreich, so schreiben wir diese Zusammentreffungen dem Zufall zu, und abstrahiren hiebey augenscheinlich von der oberwähnten philosophischen und religiösen Ansicht, indem wir sonst diese Ereignisse für absolut nothwendig, oder für Schickung und Verhängniß ansehen müßten.

Was ist wol das Gemeinschaftliche an ihnen?

Zwey Sphären berühren sich, es entsteht eine Wirkung, die durch ihre Bedeutsamkeit in uns den Gedanken veranlaßt, es finde ein der letztern proportionirter, Verkehr zwischen jenen Sphären statt. Eine genauere Betrachtung zeigt uns aber, daß diese Sphären sich heterogen und rücksichtlich ihrer Causal-Beziehungen ganz eigenthümlich seyen. Nun wird uns die Erscheinung, die zuerst blos unsere Aufmerksamkeit erregte, erst auffallend, und, als ein gleichsam ohne Wurzel aufgeschossenes Gewächs, denkwürdig.

Je richtiger die Würfel gemacht sind, desto mehr haben sie, so zu sagen, Hang, mit allen Augen zu wechseln.

Dadurch, daß dem Schützen die Augen verbunden wurden, hat sich die Sphäre seiner Willkür von der des richtigen Scheibentreffens entfremden müssen.

Was gehen die im Traum erschienenen Nummern, und das rollende Lottorad einander an? Was der mathe-

matisch feste Zeitabschnitt der Neujahrs-Mitternacht, und die ewig hin und her wogende Elektrizität der Luft?

Diese ihrer Natur nach in keinem Wechselverkehr stehenden Sphären haben sich aber flüchtig berührt, und durch das Vorspiegeln eines Causalbezugs unser genaueres Anschauen rege gemacht, welches dann das Verneinen dieses Bezugs, oder den Begriff: „Zufall“ ausspricht.

Natur und Leben sind voll von zufälligen Erscheinungen, die aber meistens, ohne uns als Zufälle zu erscheinen, vorübergehen.

Je mehr aber die sich berührenden Sphären durch Eigenthümlichkeit contrastiren, je unbedeutender die Aeußerung der aktiven Sphäre in Bezug auf sie selbst ist, je bedeutender dagegen für die passive, — je vielfacher die Möglichkeit bey der erstern war, statt des eingetretenen Bedeutenden, auch etwas Gleichgültigeres zu erzeugen, desto denkwürdiger ist der Zufall. Z. B. wenn ein Ziegel vom Dach den würdigsten Mann im Staat tödtet, wenn der Blitz gerade an dem Tage in den Pulverthurm schlägt, an welchem der Blitzableiter ausgebessert wird, ꝛc. Der Contrast der zusammen treffenden Umstände bewirkt auch leicht das Lächerliche; z. B. wenn eine Gesellschaft im Speissaale mit frohem Verlangen auf eine Lieblingsspeise wartet, mit welcher dann der Bediente zur Thür herein fällt.

Einige Bemerkungen über das Reich des Zufalls im Allgemeinen mögen hier noch Platz finden. Da eigentlich bey Einrichtung der Welt auf den Zufall nicht gerechnet ist, so spielt er in ihr immer nur eine untergeordnete Rolle. Die vorurtheilsfreye Anschauung des Weltganges lehrt auch, daß alle nach großen Gesetzen sich evolvirenden Sphären ihre Laufbahn vollbringen, ohne daß ihnen der Zufall viel anhaben kann. Nationen, Anstalten, Individuen gleichen im Zustand ihres Wachsens den Bienen, welche den günstigen Stoff zu Honig und Wachs verarbeiten, das in ihren Stock eindringende Widrige aber überspinnen und so unschädlich machen. Die Zeit des Degenerirens ist's eigentlich, die dem Zufall die Thore öffnet.

Niemand will gern sein Gutes, seine Güter dem Zufalle danken; wer findet nicht lieber, daß er seine Lage, sein Amt, sein Weib ꝛc. mit Freyheit gewählt habe, oder wenigstens durch eine gewisse Nothwendigkeit, die aus dem Verhältniß seiner Eigenthümlichkeit zur Weltumgebung hervorging, zu ihnen geführt wurde?

Dennoch ist alles Mittelmäßige in dem Urtheil einig, daß das Große ohne günstige Zufälle so hoch nicht gestiegen wäre. Aber damit ist eigentlich nichts gesagt. Denn wo soll dieses Gewinnen durch den Zufall begonnen haben? Als die ersten Fasern zu dem herrlichen Keim sich zusammen webten? Oder wie dieser das ihm angemessene Erdreich fand? Oder als der junge Stamm seine Wipfel in ein homogenes Element hinausstreckte? Das Selbst und die Welt stehen sich eigentlich bey jeder Unternehmung, bey jedem Lebensgewinn, gleich und gleich gegenüber, und es gibt für keinen ein Glück, der es nicht zu benutzen versteht. Wollte man sagen, der oder jener große Held, Staatsmann, Künstler ꝛc. wäre, unter andern Umständen geboren, nur ein großer Schuster oder Tischler geworden, so heißt dies schon Alles zugeben, denn es ist ja eigentlich nicht zufällig, unter welchen Umständen man geboren wird.

Was hindert uns, die Sache umzuwenden, und statt ungünstigerer Verhältnisse noch günstigere anzunehmen, und dann, da jede Kraft ein beständiges Verlangen hat, im reinstmöglichen Element sich umzuthun, — zu behaupten, das Große hätte solchergestalt noch unendlich viel größer werden können. Man gestehe also, daß man schon groß seyn muß, um Zufälle zum Größerwerden benutzen zu können; man leihe den Dingen nur keine phantastische Größe, so wird man auch nicht nöthig haben, was bey ihnen durch nothwendige Gesetze geschah, zum Theil wieder dem Zufalle zuzuschreiben.

F. L. B.

Epigramme.

Prophezeihung.

Wenn Wahrheit sich mit Zeitungschreibern,
Verschwiegenheit sich mit den Weibern
Vereinen wird, zu jener Frist
Erscheint gewiß der Antichrist.

Das Testament.

N. machte spät und in der Stille
Sein Testament, und starb. „Ey schaut!“
Erging das Zeugniß früh und laut:
„Sein letzter war sein bester Wille.“

Goldmayer.

Nachlese.

Unter des unvergeßlichen frommen Reinhard wohlgetroffnes Bild paßten wol ganz die von Santeul auf den Bischof von Grenoble, Camus, gedichteten zwey Zeilen:

Non alios vellet pietas tibi sumere vultus,
Ipsaque religio non alio ore loqui.

*

Eine häßliche Dame mißtraute im Gedräng einem Gaskogner. „Madame,“ sprach er, „Ihre Börse läuft bey mir so wenig Gefahr, als mein Herz bey Ihnen.“

*

Wie glücklich wären wir, rief ein strenger Moralist, wenn es weder Männer noch Frauen gäbe!

*

„Halte mich auf der Reise frey,“ sagte ein armer Kapuziner zu einem reichen Jesuiten; „wir sind ja Brü-

der." — „Ganz richtig," antwortete dieser; „allein unsre Börsen sind keine Schwestern."

Ein Neidischer wünschte: „sterbend die Sonne, wie sein Licht, ausblasen zu können."

Um in unserm Jahrhundert angebetet zu werden, hat der Teufel seinen Namen verändert: er heißt nun Interesse.

Ein Gascogner sagte zu einem bescheid'nen Weisen: „Wenn ich Ihren Verstand besäße, hätte ich mehr Verstand als Sie, weil mirs nicht an Muth fehlte, mich seiner zu bedienen." G.

Korrespondenz-Nachrichten.

Gastein, 16. July 1813.

(Beschluß.)

Hinter Werfen läßt eine neuangelegte Straße einen gefährlichen Berg vermeiden, und man erreicht ohne Schwierigkeiten den Ort Lend, wo sich ein Hochofen für Silber, Bley und Kupfer und neben demselben ein prächtiger Wasserfall befindet. Nun aber ist die ordentliche Straße geendet. Der Postenlauf hört auf, und die Natur scheint die innersten Geheimnisse der Gebirge durch unübersteigliche Hindernisse verrammelt zu haben. Doch der Unternehmungs-Geist des Menschen kennt keine Gränzen. Ein ungeheurer Berg muß erstiegen werden; man gelangt auf seinen Scheitel, aber nicht um das Ziel zu erreichen, sondern um neue Schwierigkeiten zu entdecken. Denn von dem Scheitel aus erheben sich neue ganz unersteigliche Gebirge, und um die Felsenwände herum mag höchstens die Gemse einen Fußsteig finden. Abermals mußte daher statt des Weges eine hölzerne Brücke an die Felsenwände angehängt werden. Ihre Länge beträgt ¼ Stunden. Zum Ausweichen ist kein Raum, und der unter ihr liegende Abgrund, in welchem der wilde Gasteinfluß rauscht, ist thurmtief. Dieser gefährliche Weg wird die Klamm genannt; er bildet den eigentlichen Eingang zu dem langen und weiten Thale, in dessen Hintergrund das Bad Gastein gelegen ist, welches wir nach einer fünftägigen Reise gesund und glücklich erreichten. Die Lage dieses Bades ist romantisch wild. Drey Seiten desselben sind von ungeheuern Bergen umschlossen; nur die nördliche Seite öffnet sich zu einer Aussicht in ein freundliches zwey Stunden langes Thal. Die Gebirge sind zur Hälfte mit Wald bewachsen. Ihr oberster Gipfel besteht aus Felsen oder Schnee und Eislagern. Seit meinem gegenwärtigen Aufenthalt, (ich schreibe dies im Monat Julius), hat es schon mehr als sechs Mal auf den Bergen geschneit, die meinem Fenster gegenüber liegen. Nichts desto weniger herrscht im Thale eine ungeheure Hitze, so bald sich die Sonne blicken läßt. Dies geschieht aber in der gegenwärtigen Jahrszeit leider so selten, daß immer vier bis sechs Regen- oder Schneetage auf zwey Sonnentage gerechnet werden müssen. Quellen für das Bad sind so viele vorhanden, daß mehrere davon zu keiner Benutzung verwendet werden. Die Wärme des Wassers beträgt 34 Grade. Es ist so hell, daß man den kleinsten Gegenstand auf dem Boden des Bassins erkennen kann. Seine Heilkraft ist in manchen Krankheiten bewundernswürdig. Viele, die mit zwey Krücken kamen, verließen das Bad auf freyen Füßen, und Mancher, der den schlangenbestabten Gott in seinen Knochen, oder das Gift der Liebesgöttinn in seinen Adern fühlte, soll gereinigt die Quelle verlassen haben. Meistens sind es daher auch Krüppel, die auf Krücken oder an krummen Stäben hinken, die den Ankommenden beym Aussteigen begegnen, und man scheint sich auf den ersten Anblick mehr in ein Spital als in ein fröhliches Bad versetzt zu sehen. Doch fehlt es auch nicht an Gesunden, die den Ort blos aus Neugierde, oder — um Andre und sich selbst zu unterhalten, besuchen.

Der größte Theil der Badegäste besteht aus Bayern, Oesterreichern und Illyriern. Bey den letztern Beyden dreht sich die Unterhaltung um — Wien, bey den Erstern um — München, und somit kann von einem Tone, der außer dem stummen Kartenspiele herrscht, eigentlich nichts gesagt werden. Bey schönem Wetter werden von den Gesunden verschiedene Partien auf die benachbarten Berge, nach schönen Thälern, oder in die Gold- und Silber-Bergwerke nach Bökstein gemacht. Einige dieser Partien sind sehr gefährlich, aber der Genuß, den sie bereiten, entschädigt für Mühseligkeiten und Gefahren, und wem das Bergsteigen zu beschwerlich wird, der kann sich der sichern Saumrosse bedienen. Für die Beherbergung der Bade-Gäste sind, außer einem sehr artigen königlichen Schlosse, drey Wirthshäuser mit Bade-Anstalten für die Gebildeten, und noch mehrere Bäder für die ärmere Volksklasse vorhanden. Niemand badet auf seinem Zimmer. Man besucht allgemein die Kommunbäder, wovon jedes 20 bis 24 Personen fassen kann. Herren und Damen, Jünglinge und Mädchen, Greise und Matronen, Brunetten und Blondinen, Spröde und Gefällige, Kranke und Gesunde, Alles sitzt in bunter Vermischung untereinander in dem erwärmenden, stärkenden Wasser. Für die Dezenz ist hinreichend gesorgt. Während des Bades wird disputirt, gesungen, vorgelesen, deklamirt, gefrühstückt ꝛc. — kurz Jeder thut, was ihm beliebt; nur ist jede verwegene Berührung, (versteht sich, wenn sie entdeckt wird), bey Relegationsstrafe verboten.

Dicht neben dem Schlosse befindet sich ein majestätischer Wasserfall, der von dem Gasteinfluß gebildet wird. Seine ganze Höhe wird nicht viel weniger betragen, als ein mittelmäßiger Kirchenthurm, und sein Sturz über und durch die ungeheuern Felsenmassen verursacht ein solches Getöse, daß viele Fremde in den ersten Tagen ihrer Ankunft des Schlafes beraubt werden. Die Brücke, die über denselben zum Schlosse führt, steht in einem immerwährenden feinen Regen, den der Schaum des Falls verursacht, und der, von der Sonne beschienen, einen dreyfachen Regenbogen bildet. Wasserfälle von einer geringern Masse, aber doppelt und dreyfach größerer Höhe, und von den mannichfaltigsten Gestaltungen, als Schleyer, Kaskaden, Fächer, Staubmessen, ꝛc. gibt es in diesen Gebirgen noch so viele, daß sie kaum die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Uebrigens befindet man sich hier am Urgebirge, welches mit seinen Granit- und Gneisfelsen von der sogenannten Sündfluth nicht bedeckt worden zu seyn scheint. Die größte Höhe desselben befindet sich auf dem Tauren, der Gränze zwischen Bayern und Illyrien, an dessen nördliche Seite die Nordsee, so wie an die südliche Seite das mittelländische Meer die übrigen Gebirge nach und nach angeschwemmt zu haben scheint. Dieses Urgebirg erstreckt sich der Breite nach vom Tauren bis an die Klamm, und dieser Strich bildet daher die erste, älteste und höchste Abdachung. Von Klamm bis Lueg kommt die zweyte, jüngere und niedrigere Formation. Endlich von Lueg bis Salzburg entstanden die letzten und niedrigsten Berge, die daher auch größtentheils aus jungen Kalk- und Marmorgebirgen oder coagulirten Kieseln bestehen. Auf der andern Seite des Tauren, gegen Süden zu, werden die nämlichen Abdachungen bemerkt; nur daß diese vom mittelländischen Meer, so wie jene von der Nordsee, nach und nach angeschwemmt worden seyn müssen. —

K.

Nro. 188.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 7. August, 1813.

Die Neigung gibt den Freund.

v. Schiller.

Proben aus Hafis Divan.

3.

O du hochgebaute Schöne,
Mit dem Wuchse der Cypresse,
Mit dem Wangenschmelz der Rose,
Mein erstorb'nes Herz hast du zwar
Mir durch eine List entwendet.
Aber nun bey Gott! behalt' es!
Seit ich sah dein Zauberauge
Ist Geduld von mir entflohen.
Wenn du deines Lockenhaares
Hyacinthen ringsum streuest,
Hat der Moschus keinen Werth mehr.
Schäme dich, die Untreu selber
Laut in ein System zu bringen.
Sey getreu, mein Schelmengötze.
Nur zuweilen, nur ein wenig
Schmeichle mir mit einem Kusse,
Daß gesegnet sey dein Leben.
Sieh' Hafis erstaunt und siehet:
Imer bleibet er dein Diener
Ohne Gold und ohne Silber.

Meinem Freunde von Beulwitz.

Baden, im Julius, 1813.

Ein heiterer Abend goß seine Strahlen über Badens herrliche Gefilde, und mit erhabener Majestät, wie sie nur der unsichtbare höchste Geist seinen Welten ertheilen kann, sank Titan hinter die blauen Ränder der Vogesengebirge, und sein Purpurgewand vergoldete durch Abglanz die Forsten meines lieblichen Tempe, und die Stelle, wo ich mit den Meinigen weilte. Solche Augenblicke sprechen, gleich erfreulichen Lichtpunkten, mein inneres Gefühl an; unser Planet schwindet mit seinen Herrlichkeiten und seinen Leiden in ein winziges Stäubchen, und nur das Jenseits trägt den Geist in die Unendlichkeit hinüber. — Mit Resignation sehe ich in solchen glücklichen Momenten auf das Bischen materielle Daseyn und seine hohen und niedern Standpunkte herab; ich gedenke der Vergangenheit, und der zerbrechlichen Gegenwart nach würdigem Maß, und trage blos im Herzen die Ueberzeugung: Daß ein Unerreichbarer über Allem waltet! Darf ich dann nur noch der Liebe und der treuen Biederkeit meine Hand zum ewigen Bunde darreichen — O, dieses genügt meinen bescheidenen Wünschen, gründet mein diesseitiges Glück! Und willst Du in diesem Sinne dies kleine Lied friedlicher Gefühle eines beseligenden Abends von mir annehmen? — dann sey es Dir mit deutscher Treue gewidmet

von

Keßler.

Seelenruhe.

Hold umfängt mich meine Welt
Bey des Zwielichts Grauen,
Und das hehre Himmelszelt
Läßt im Schmuck sich schauen!
Alles neigt zur Ruhe sich;
Selbst der Purpur schwindet
Dort in Westen feyerlich,
Weil sich Luna kündet.

Nur in jenem Fichtenwald
Girret noch ein Täubchen,
Wie wenn's spräche: „Kommst du bald,
Mein verirrtes Weibchen?"
Ach, die Arme kommt nicht mehr!
Als im Hain sie ruhte,
Schritt ein Nimrod wild einher,
Und — sie lag im Blute.

Horch! der Unke gräuser Sang
Trauert drob im Weiher;
Wie verhallt ihr Lied so bang
In des Abends Feyer!
Muß dann Alles so vergehn,
Selbst der Sanftmuth Bilder?
Still! blick zu des Himmels Höh'n,
Auf der Gottheit Schilder.

Sag, wer läßt im Blumenthal
Einen Waldstrom rauschen? —
Kannst du jener Sterne Zahl
Mit der Erde tauschen? —
Winken dir, auf dein Geheiß,
Wohl des Daseyns Freuden? —
Nicht? — So sag' der Gottheit Preis,
Selbst für Noth und Leiden!

Freue deiner Lebensbahn
Dich, wo Blumen sprossen!
Wenn sich dann auch Sorgen nah'n,
Jene sind genossen.
Himmelstrahl in reiner Brust,
Gibt dem Daseyn Frieden;
Auf! genieße seine Lust,
Seinen Schmerz hienieden.

Ist dein Tagwerk treu vollbracht,
Nimmt dich Muter Erde
Auf in ihren Schos; die Nacht
Ruft ein neues: Werde!
Nichts geht unter in der Zeit!
Nein, ein dauernd Leben
Muß zur fernen Ewigkeit
Unsern Geist erheben.

Hoheit, Erdengröße sinkt,
Wenn Kronion winket;
Was am Born der Erde trinkt,
Alles steigt und sinket!
Rom und Troja's Glanz zerfiel
Scheidend nach einander;
Es umschleicht der Parzen Spiel
Hirt und — Alexander. —

Tugend! Nur dein Reich besteht
Ueber unserm Sterne!
Freundschaftssaat wird ausgesä't
Bis zur fernsten Ferne!
Was den Keim der Gottheit hat
Aus des Himmels Höhen,
Kann, wie eine edle That,
Nimmer untergehen.

Major Keßler.

Juan und Isabelle.

(Beschluß.)

Don Juan hatte bis jetzt viele Leiden ertragen, aber dieser Anblick war das Härteste von allen, und die letzte Anstrengung des Schicksals, ihn ganz niederzuschmettern. Er stürzte auf die Knie, ergriff Isabellens Hand, benetzte sie mit Thränen und rief aus: Freue dich, Isabelle! Ich bin kein Sklave, wie du glaubst; ich komme, dich zu befreyen!

Bey diesen Worten ergoß sich ein sanfter Strahl der Freude über das blasse Gesicht; sie lehnte ihr Haupt an seine Schulter und sagte: so hat mein Tod einen Schmerz weniger, aber er ist dennoch gewiß. Die Rettung, die du bringst, kommt zu spät! — Als sie dies sprach, stieß der Corsar einen schrecklichen Schrey aus, und griff hastig nach einer kleinen Büchse, die neben Isabelle lag. Er pflegte sie immer voll Gift bey sich zu tragen, wenn er auf Raub ausfuhr, um sich der Sklaverey zu entziehen, falls er einmal das Unglück hätte, gefangen zu werden. Isabelle sah sein Entsetzen, zeigte auf die Büchse und sagte heiter: nur, nachdem ich mich ihrer versichert hatte, willigte ich ein, nach Marokko zu gehen. Dann wandte sie sich an Don Juan und sagte ihm: so lange ich hoffen konnte, dir die Treue, die ich dir gelobt, in aller ihrer Reinheit halten zu können, habe ich alle Leiden meiner Sklaverey standhaft ertragen, aber als ich erfuhr, daß ich die Zahl der elenden Sklavinnen eines Barbaren vermehren sollte, glaubte ich, mich dieser Schande durch das Gift, welches ich in dieser Büchse wußte, entziehen zu müssen. Ich bin glücklich, daß ich dich noch sterbend meiner Treue versichern, und in deinen Armen meinen letzten Seufzer aushauchen kann! daß ich hoffen darf, daß eine mir so theure Hand mir die Augen zudrücken, und für die unglücklichen Reste eines Opfers der Liebe Sorge tragen wird!

Don Juan lag niedergeschmettert eine Zeitlang bewußtlos auf dem Boden. Dann sprang er auf: Es ist vorbey! Das Schicksal soll uns nicht trennen! Der Tod soll uns vor seinen Verfolgungen retten! — Er zog einen Dolch, um sich zu durchbohren, aber der Corsar hielt seinen Arm zurück und sagte ihm, daß, da er eben erfahren, daß Isabelle das Gift erst heute genommen, nichts zu fürchten wäre, indem es noch nicht hätte wirken können, und er ein sicheres Gegengift besäße. Er zog sogleich eine andere Büchse hervor, und ließ Isabellen das Gegengift nehmen, welches auch nach einigen schmerzhaften Anstrengungen seine Wirkung that.

Juan taumelte vor Entzücken, als er Isabellen außer Gefahr sah. Er umarmte den Corsaren, küßte ihm die Hände, warf sich vor ihm auf die Kniee, und hätte

ihm in seinem Entzücken eine Krone gegeben, hätte er eine zu verschenken gehabt.

Die Freude über das Wiedersehen des Geliebten wirkte auf Isabellen so vortheilhaft, daß sich nach drey Tagen ihre Kräfte wieder einfanden, und die Farbe der Gesundheit wieder anfing ihre Wangen zu röthen. Es kam nun nur noch auf das Lösegeld an, allein dies war ein sehr schwieriger Punkt. Der Corsar sah nämlich, wie unendlich Don Juan Isabellen liebte, und setzte daher einen so hohen Preis auf sie, daß alles Geld, was Gabriel mitgebracht hatte, nur einen kleinen Theil desselben betrug. Juan bat und flehte — Umsonst! Er machte sich durch einen heiligen Eid verbindlich, den Rest der Summe nach seiner Ankunft in Portugal zu bezahlen — Vergebens. Endlich als er sah, daß alle Vorstellungen fruchtlos waren, erbot er sich, an Isabellens Stelle als Pfand für das noch übrige Lösegeld da zu bleiben, und da der Corsar hierin hinlängliche Sicherheit zu finden glaubte, so willigte er ein; allein Isabelle wollte es nicht zugeben. Juan sollte wol bleiben, aber sie mit ihm. Sie konnte sich nicht entschließen, ihn zu verlassen, denn sie fürchtete, ein neuer Unfall möchte sie von einander trennen; doch gab sie endlich Don Juans dringenden Bitten nach, nahm unter heißen Thränen Abschied, schiffte sich mit Don Gabriel ein, und kam in Villanova an, als man eben Gusman für seine vermeinte Entführung bestrafen wollte. Ihre erste Sorge war, Don Francesko von der Gefangenschaft seines Sohnes zu benachrichtigen, aber dieser lag gerade an einer schweren Krankheit bewußtlos nieder. Sie wendete sich hierauf an seine Verwandten, allein diese hatten zu viel Interesse, seine Rückkehr zu verhindern, als daß sie etwas für sie hätten thun sollen. Dieser Don Gabriel, der Einzige, der ihm wohl wollte, hatte sich erschöpft und konnte aus seinen Mitteln allein die verlangte Summe nicht aufbringen; so blieb Isabellen nichts übrig, als ihren Vater zu bitten, sich des Unglücklichen anzunehmen; allein dieser wollte für ihn nicht thun, was seine eignen Anverwandten verweigerten, und so schlug ihr auch dieses letzte Mittel fehl. Sie konnte für ihren Geliebten nichts thun, als seufzen und weinen, und beschloß schon, heimlich zu ihm zurückzureisen, als mit einem Male die Liebe, die die Ihrigen nie verläßt, ihn ihr ohne ein anderes Lösegeld, als die Seufzer und Thränen, die Beyden die lange Trennung gekostet hatte, zurückgab.

Die Frau des Corsaren war Zeuge der Liebe und des Abschieds der Liebenden gewesen, und war von ihrem Unglück innig gerührt worden, hatte aber nicht gewagt, bey ihrem rauhen, habsüchtigen Mann ein bittendes Wort für sie einzulegen. Als sie aber sah, wie sehnsüchtig Juan der Stunde der Befreyung entgegen harrte, wie ein Tag nach dem andern in getäuschter Hoffnung dahin schlich, und wie er anfing, alle Hoffnung aufzugeben, und tausend schreckliche Vermuthungen seine Seele bestürmten, so beschloß sie, sich seiner zu erbarmen und wo möglich seinen Leiden ein Ende zu machen. Als ihr Mann auf einige Tage verreist war, ließ sie dem Gefangenen durch einen vertrauten Sklaven heimlich eine Strickleiter übersenden, und ihm die Nachricht überbringen, daß ein Schiff nach Portugal abzusegeln bereit sey. Juan drückte die Leiter dankend an das Herz und segnete die Hand, die ihm das Werkzeug seiner Rettung gesandt hatte. Er entkam glücklich in der Nacht seinem Kerker, gelangte auf einem Nachen, den er am Ufer fand, an das Schiff, ward von dem Kapitän aufgenommen und flog nun seinem Vaterlande zu. Er erreichte ohne Gefahr die Küste, und eilte auf den Flügeln der Liebe nach Villanova.

Don Francesko erkannte ihn bey dem ersten Anblick, und die Freude, den einzigen Sohn wiederzusehen, den er lange als todt beweint hatte, und ihn seiner Liebe werther, als je, wiederzufinden, war wirksamer als alle Arzeneyen der Aerzte, und brachte auf ein Mal die Stimme des Ehrgeizes, die ihn so lange von seines Sohnes Herzen getrennt hatte, zum Schweigen. Don Pedro, der seine Tochter herzlich liebte, vergaß um ihretwillen die Beleidigung, die ihm Francesko zugefügt, und beyde Freunde beschlossen, ihre Versöhnung durch die Verbindung ihrer Kinder zu besiegeln.

Aber noch war ein Hinderniß zu überwinden. Don Gusman, der auf die Nachricht von Isabellens Zurückkunft sogleich auf freyen Fuß gesetzt wurde, war zu seiner Geliebten geeilt und verlangte die Erfüllung des gegebenen Versprechens. Als aber Don Juan zurückkehrte und er Zeuge des Entzückens und der Liebe der beyden Vereinten war, beschloß er, seine Leidenschaft großmüthig zu besiegen, gab seine Rechte an Isabellen auf, und bat Don Pedro selbst, das Hochzeitfest nicht länger aufzuschieben.

Don Juan und Isabelle wurden feyerlich zur Kirche geführt, und empfingen unter dem lauten Jubel des Volks den priesterlichen Segen. Die Liebe schüttete ihre schönsten Freuden über sie aus, und alle Leiden, die sie zu bestehen, alle Hindernisse, die sie zu überwinden gehabt, und alle Thränen, die sie geweint hatten, erschienen ihnen wie ein kurzer schwerer Traum, nachdem sie zu einem heitern Morgen erwacht waren.

Anton Niemeyer.

Kleine Fragen.

1.

Pascal warf die Frage auf: Wer glücklicher sey, ein König, dem alle Nächte träumt, er sey ein Bauer? oder ein Bauer, dem alle Nächte träumt, er sey ein König?

2.

Verdient die Zeile Racine's in grammatischer Hinsicht Tadel?

La Mort est le seul Dieu que je dois implorer.

3.

Kann ein Kunstkenner beurtheilen, ob ein Gemählde dem Original gleiche, ohne dieses gesehen zu haben?

4.

Ist es besser, zwischen zwey Freunden, oder zwischen zwey Feinden Schiedsrichter seyn? G.

Kabulisterey.

Du zweifelst, Leopold, noch einen Augenblick,
Ob Doctor Hulderich das Recht verdrehen kann? —
Leih' ihm aus Freundschaft Gold — Er zahlt es nie zurück,
Und klagt am Ende dich als seinen Schuldner an.
Hg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 27. July.

Der chinesischen Moden ist man noch nicht überdrüssig geworden; so heißt eine sehr hohe neue Mütze — chinesische Pyramide. Auf die Ridicules der Frauenzimmer sind die Gibecières gefolgt, worin die Frauenzimmer ein Schnupftuch, ein Fernglas, ein Flacon und ein Schreibtäfelchen trugen. Nun ist man aber viel weiter gegangen, denn man macht Kästchen von Citronenholz mit stählernen Verzierungen, worin heilsame Salze, Wohlgerüche, Elixiere, ein Löffel, ein Glas, ein Feuerherdchen u. s. w. liegen. Dieser kleine Medizin-Kasten wird mit grünem Tafft überzogen und überall mit hingetragen. — Das Journal de Paris hat kürzlich einige sehr witzige Aufsätze über die Anschlagzettel gegeben. Der Verfasser redet darin so ernsthaft, als er nur kann, über den Nutzen, den man aus dem Studium der Anschlagzettel ziehen kann. „Es scheint mir bewiesen," sagt er unter andern, „daß die Anschlagzettel weit mehr als die Journale dazu beytragen, gewisse Schriftsteller berühmt zu machen. So rächt sich Hr. D — n, Verfasser der Sottisiana, durch einen großen Zettel über das Stillschweigen der Recensenten. An allen Straßen-Ecken steht mit großen Buchstaben sein Name über unsre Köpfe geschrieben, neben demjenigen des Hrn. Laffecteur, einzigen Besitzers des antisyphilitischen Mittels und des Hrn Thilorier, welcher die wahre Ursache des Kometenschweifes entdeckt hat. Unter dem Entdecker des Kometenschweifs streichen in zahllosen Scharen die Ankündigungen von Mittagessen für 20, 24 und 30 Sous. Wenn man nun den Hunger an der Thür läßt, so findet man, daß es mit allen darin enthaltenen glänzenden Versprechen seine Richtigkeit hat. Die vielen Anschlagzettel der Traiteurs, welche sich aus einem schlechten Speise Restaurateurs nennen, haben die HH. Durocheau und Jean Louis Farina gezwungen, ihre Anschlagzettel einen Schuh höher anzukleben. Es gehört wol ein Homer dazu, um den Krieg zu besingen, den diese beyden edlen Nebenbuhler schon länger mit einander führen, als der Krieg von Troja gedauert hat. „Ich verkaufe keine schöne Worte, sagt Hr. Durocheau auf seinem Zettel, „allein das Wasser, das ich ankündige, ist vortrefflich, besser als alle andre, und dieser Vorzug ist von dem Institut chemique impérial, (wo mag dieses wol seyn?) anerkannt worden. Andre mögen suchen, Ehrentitel zu erzwingen, und sich erlauben, Waffen zu führen, wozu sie nicht berechtigt sind." Dies ist auf Hrn. Farina gerichtet, der seinen Anschlagzettel mit drey Schilden ziert. Er gibt, sagt dieser, Entdeckungen, die durch ihre alten Wirkungen so köstlich geworden sind, daß sie keiner neuen Untersuchungen bedürfen, unter dem trügenden Vorwande, als hätte er sie vervollkommnet, und als wolle man den Ort ihres Daseyns berichtigen. Der ganze Zettel des Hrn. Farina ist in diesem ehrwürdigen Style; indessen möchte ich doch nicht zwischen diesen beyden Nebenbuhlern entscheiden, sondern ich bewundre nur ihre Zettel und ihre Gewässer. Auch das eau des carmes hat noch zu Zeiten seinen Lobsprecher auf den Mauern. Unter dieser Erfindung der guten Karmeliter prangt eine stattliche Ankündigung des Perrückenmachers Tohogue, welcher die Dankbarkeit des ganzen Vaterlandes für den wichtigen Dienst in Beschlag nimmt, den er demselben durch die Vervollkommnung seiner perruque cintrée geleistet hat. Darf ich die Anzeige der Mad. Saint Ginet übergehen, welche auf dem Zettel verspricht, mit Hülfe ihrer Demoisellen die grauen Haare sacht' auszuraufen? Alle Arten des Styles lassen sich auf den Anschlag-Zetteln studiren; nicht weit von der ehrwürdigen Schreibart des Hrn. Farina, läßt sich Hr. Desmarets, Zahnarzt, patentirter Erfinder des nécessaire buccal im erhabenen Style hören. Er fängt mit dem Lobe der Zähne an, beweist, daß dieselben sehr nützlich sind, sagt, daß diese kleine Knochen, wenn sie recht weiß, glänzend und wohl geordnet sind, eine gute Wirkung thun, und schließt mit der Bemerkung, daß der Mund der wahre Sitz der Grazien ist. Dieser bündige Aufsatz ist mit Rahmen und Glas versehen am Greve-Platz, wo der Künstler seine Wohnung hat. Aus andern Anschlag ctteln erlerne ich, daß die verwünschte Aufklärung noch kein gewonnen Spiel hat. Besonders beweisen mir dies die Ankündigungen von der Kunst, die Karten zu legen, von dem Egyptier oder Kunst-Träume zu erklären u. s. w. Diese schönen Werke werden uns noch lange Zeit von den Verheerungen der Vernunft bewahren; denn zwischen der Vernunft und der Kunst, die Karten zu legen, befindet sich ein Zwischenraum von tausend Jahren.

In einem hiesigen medicinischen Journal steht die Geschichte einer merkwürdigen Krankheit. Ein hiesiger sehr geschickter Mahler, dessen Vermögens-Umstände in üblem Bestande waren, verfiel in eine tiefe Schwermuth, worauf zuletzt eine gänzliche Verrücktheit, wie auch Taubheit und Blindheit folgten. Der Arzt Dubuisson bekam ihn zu behandeln, und brachte es dahin, daß er ihm das Gesicht und Gehör wieder gab. Allein der Wahnsinn dauerte immer fort, und der Kranke blieb in seinem Stumpfsinn. Endlich fiel der Arzt darauf, man könne ihn durch die Anwesenheit seiner Mutter zerstreuen. — Diese wohnt in der Schweiz, man ließ sie kommen; bey ihrem Anblick ereignete sich bey dem Kranken eine plötzliche Umänderung. Von Stund' an wurde er wieder gesund, und ist es seitdem geblieben.

Charade.

Mon premier est egal en tout à mon second:
Sans chercher on ne peut trouver ni l'un, ni l'autre.
Si, devenant amant, je devenais le vôtre,
De mon tout partagé j'aimerais bien le nom.

Räthsel.

Ich bin ein Nichts, das Etwas ist,
Ein Etwas, das nicht existirt,
Ein unsichtbarer Gegenstand,
Doch als ein sichtbarer behandelt,
Beginnend, endend überall,
Ein Wesen, doch nicht ausgedehnt,
Die letzte, feinste Gränzbestimmung,
Ein Unding, das man sieht, ein Räthsel,
Kein Räthsel, Geometer, euch.

Auflösung der Charade in Nro. 182: Sägebock.

Beylage: Intelligenz-Blatt Nro. 11.

Nro. 189.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 9. August, 1813.

Ja, wunderschön ist Gottes Erde doch
Mit ihren Bergen, See'n und Blumenhügeln,
Und oft ergreift der Knabenwunsch mich noch,
Zu schweben drüber hin mit Adlersflügeln!

A. Schreiber.

Reise von Paris nach Nizza.

III.

Am folgenden Tage kamen wir zuerst bey den berühmten Weinhügeln Pomard, Volney und Menesault vorbey. Letztre liefern einen vortreflichen weissen Wein, der sich ohne Gefahr mit allen rothen Sorten vermischen läßt. Ueber Nolay ging es nun weiter nach Autun, das am Abhange eines steilen Hügels liegt, und ost- und südwärts von hohen Bergen umgeben ist. Von hier machten wir einen Abstecher nach der großen Glas- und Schmelzhütte, le Creusot, ungefähr sieben Stunden davon. Da wir an den Direktor Hrn. Chapet empfohlen waren, wurden wir von ihm selbst herumgeführt. Der Sand wird von Fontainebleau hieher gebracht, was im Durchschnitt zwey Sous das Pfund zu kosten pflegt. Der Mennig kommt von Paris; jährlich ungefähr 100,000 Pfund. Sehr viel wird besonders zum Krystalle gebraucht. Die Potasche kommt aus Amerika; man kann sie wohlfeiler als die Lothringische beziehen. Der Ofen ist von konischer Form, und aus großen Kacheln zusammengesetzt. Diese Kacheln sind aus einer Masse fabrizirt, die man durch die Pulverisation kleinerer erhielt. Jeder Ofen ist mit mehrern Oeffnungen zum Einsetzen der Schmelztiegel versehen; jeder Schmelztiegel faßt ungefähr 700 Pfund. Die tägliche Hüttenarbeit ist in zwey Pensa, jedes von fünfthalb Stunden, abgetheilt. Zwischen beyden wird eine Stunde ausgeruht. Die Arbeiter werden monatlich, die besten mit 200 Fr., die geringern mit 150 Fr. bezahlt. Kein Meister hat indessen unter 100 Fr., und kein Glaser über 80 Fr.; Jungen erhalten 12, 15 und 20 Fr., je nachdem sie brauchbar sind. Die Hütte liefert sehr geschmackvolle Arbeiten, und hat eine Niederlage zu Paris in der Straße Bondy.

Aus der Glashütte begaben wir uns in die Schmelzhütte, die unter der Direktion des treflichen Rouillac steht. Ihm verdankt die Hütte mehrere vorzügliche Maschinen, wodurch die Arbeit sehr erleichtert wird. Dahin gehört vorzüglich der große cylindrische Blasbalg, oder die englische Windmaschine, die mit unglaublicher Gewalt auf die großen Schmelzöfen wirkt. Das Eisenerz kommt theils aus Couches, in der Nähe der Hütte, theils aus Autre, in der ehemaligen Franche-Comté. Die Hütte liefert unter andern auch viel eiserne Schiffskanonen, wovon die Regierung das Pfund mit sechs Sous bezahlt. Diese Kanonen werden auf Eisenbahnen mit großer Leichtigkeit in die Bohrwerkstatt gebracht. Hochöfen sind fünf vorhanden, und fast alle Maschinen werden durch Dampfmaschinen in Bewegung gesetzt. Die Hüttenarbeiter wohnen theils in großen, langen, kasernenähnlichen Gebäuden, theils in einzelnen, abgesonderten Häusern, die mit kleinen Gärten umgeben und zuweilen ihr Eigenthum sind. Eine Kirche, oder Kapelle ist nicht vorhanden; die Einwohner müssen also nach dem benachbarten Dorfe Montcenis gehen. Da sie nun natürlich auch dort die Schenke besuchen, so büßt Creusot freylich nicht wenig von seiner Circulationsmasse ein.

Durch schöne Gebirgsgegenden, und mehrere wohlhabende Dörfer setzten wir nun unsere Reise nach Chalons fort. Diese Stadt liegt in einer schönen fruchtbarn Ebene an der Saone, und an der Mündung des Kanales du Centre, der jenen Strom mit der Loire verbindet. Der Handel ist daher äußerst lebhaft, und wird es künftig noch mehr seyn. — Da die Fahrt auf der Saone sehr angenehm ist, so beschlossen wir zu Wasser nach Macon zu gehen. Dies geschah mit dem gewöhnlichen Postschiffe, oder der Diligence d'eau, wie man hier sagt. Zu Beobachtungen fanden wir indessen nur wenig Gelegenheit. Blos die Lage von Tournus ist eigentlich pittoresk; Schade nur, daß es dem Städtchen an Quayen fehlt. Wir begegneten mehrern mit Wein und Getreide beladnen Schiffen, die alle nach Chalons gingen, das für diese Produkte der Stapelplatz ist. Macon zieht sich an einem Hügel hinab, und hat ein sehr finsteres, schmuziges Ansehen. Doch nehme ich den Saonequay aus, der mit schönen Häusern besetzt ist, und einen höchstangenehmen Eindruck macht. Der Handel mit Landweinen ist ein Hauptnahrungszweig dieser Stadt. Sie sind als gesunde und wohlfeile Tischweine sehr gesucht. Auch die hiesigen Confituren, besonders das Quittenbrot, sind berühmt. Wir lernten hier ein Mittel gegen den Hagelschlag kennen, das fast nie fehlen soll. Wenn man nämlich sieht, daß sich Hagelwolken zu bilden anfangen, so feuert man mehrmals starke Böller los, und zerstreut sie auf diese Art.

Hinter Macon werden die Ufer der Saone weit romantischer, wir wählten also abermals die Wasserfahrt vollends nach Lyon. Das rechte Ufer besonders gewährt sehr reizende Ansichten, und zeigt die herrlichste Baumvegetation. Wir kamen mehrere Dörfer vorbey, assen in einem derselben, Riotier genannt, zu Mittag, passirten dann Trevour, das höchst pittoresk und anmuthig liegt, und fuhren endlich immer näher auf Lyon zu. Die letzte Station heißt Neuville, ein großer nahrhafter Flecken, zwey Stunden davon. Wir begegneten mehrern kleinen Flotten, die stromauswärts gingen. Sie bestanden gewöhnlich aus einem oder mehrern großen Schiffen, woran zehn bis zwölf kleinere befestigt waren. So wurden sie mit vierzehn bis sechszehn Pferden stromaufwärts gebracht. Die Ladungen dieser Flotten pflegen in Wein, in Seife, Bausteinen u. s. w., zu bestehen. Bald wird nun das Bett der Saone etwas enger, und das linke Ufer ist mit den herrlichsten Landhäusern und Pflanzungen bedeckt. Noch näher bey der Stadt sahen wir die liebliche romantische Insel St. Barbe, und kamen endlich glücklich am Saonequay an.

Lyon ist eine höchstinteressante, im Allgemeinen jedoch nichts weniger als schöne Stadt. Nur die Rhonequartiere, besonders aber die Rhonequays, zeichnen sich durch Anlage und Bauart aus. Von diesen Quays hat man entzückende Aussichten auf die romantische Landschaft; sie sind daher auch ein besuchter Abendspaziergang. Man hat angefangen, Bäume darauf zu pflanzen; doch scheinen die heftigen Rhonewinde dem Fortkommen derselben sehr hinderlich zu seyn. Das neue Viertel, am Zusammenflusse der Rhone und Saone, erregt Bewunderung. Bis jetzt sind an 200 Toisen Terrain gewonnen worden; es ist aber zu zweifeln, ob das Ganze jemals ausgeführt werden wird. Freylich war es das einzige Mittel zur Vergrößerung der überall mit Bergen und Strömen umgebenen Stadt. Aber, als man vor einigen vierzig Jahren den Anfang damit machte, hatte Lyon eine ganz andere Bevölkerung. Unterdessen ist dieser Terrain mit schönen Pappelalleen bepflanzt, und unter dem Namen Allées de Perrache bekannt.

Die Umgebungen von Lyon sind sehr angenehm, besonders im Süden der Stadt, längs dem rechten Rhoneufer hinauf. Die Monate September und Oktober sollen hier die angenehmsten seyn, indem die Winter gewöhnlich sehr rauh, die Sommer sehr heiß zu seyn pflegen. Die Fabriken von Lyon haben sich sehr erholt, doch nur verhältnißmäßig gegen ihren gänzlichen Verfall während der Revolution. Die Lage dieser Stadt zum Handel ist einzig in ihrer Art; sie liegt im Mittelpunkte der Communikationen von der Schweiz, Italien, Spanien und Deutschland. Als Manufakturstadt, die es immer vorzüglich bedarf, hat Lyon eine Menge Kranken- und Armen-Anstalten, deren Einrichtung aber nicht immer die zweckmäßigste scheint. Auch fehlt es nicht an literarischen Hülfsmitteln, wiewohl der merkantilische Geist natürlich der herrschende ist. Das Rhonewasser wird ausschließend zum Trinken gebraucht; das Saonewasser ist zu schleimig und ungesund. Zum Färben aber soll es vortreflich seyn. Der Hügel von Fourvieres mit seiner Terrasse ist der beste Standpunkt, um das Ganze bis an die Alpen hin wie in einem Panorama zu übersehen.

An die Liebe.

Liebe, höchstes Erdengut!
O warum sind Herzenleiden
Das Gefolge deiner Freuden? —
Wer in deinen Armen ruht,
Wird zuletzt voll Kälte scheiden,
Oder, treulos seinen Eiden,
Frevelnd sich am Wechsel weiden.
Dich vermeid' ich, höchstes Gut,
Um das Uebel zu vermeiden.

Hg.

Der Kaufmann und der Dieb.

Was kostet hier, in Wien, so viel von diesen Tressen,
Als ich von einem Ohr zum andern brauchen mag?
Zehn Gulden, sagt ihr? Topp! hier sind sie, lasst uns messen.
Hier ist mein linkes Ohr, mein rechtes ist — in Prag.

Pfeffel.

Nachlese.

Im J. 1783 erschienen „les quatre Saisons de l'Année sous le Climat de Paris, Poëme d'un seul vers; se trouve gratis à Paris dans le Porte-Feuille d'un gentilhomme fantassin. Der erste und zugleich letzte Gesang hieß:

De la Pluie et du Vent, du Vent, ou de la Pluie.
(Wind und Regen, Regen, oder Wind.)

*

Von einem Buch in Quart, welches im J. 1690 ohne Meldung des Ortes erschien, ist blos der Titel merkwürdig: „Mulier bonus."

*

Ein italienischer Prediger redete sein kleines Auditorium treffend an: Pochissimi Signori! G.

Ueber französische schöne Literatur nach französischen Schriftstellern.

Paris, 31 July, 1813.

Es ist wirklich bemerkenswerth, daß Grimm's Korrespondenz so sehr bey den Franzosen Beyfall findet, ungeachtet er ihnen so ziemlich die Nativität stellt. Freylich kommt Alles auf die Art an, wie man etwas vorträgt, und Grimm, das lebendigste Widerspiel seines Namens, war so harmlos, daß er selbst die zu Freunden behielt, die seine Kritik traf. Aber auch er, im Widerspiele, warf nie Groll auf Jene, die ihn hart beurtheilten, wie Rousseau, ꝛc. Ein neuer, aber noch immer gemäßigter Gegner, Hr. S. R., auditeur au conseil d'état, steht gegen ihn in einem der letzten Hefte des Mercure de France auf, der, im Vorbeygehen gesagt, jetzt dadurch sich bemerkbar machen will, daß er Rechts und Links Hiebe austheilt, und jüngsthin auf den würdigen Verfasser der Voyage dans les 4 Iles de l'Afrique *), einen hämischen Ausfall machte.

Jener Recensent Grimm's nimmt großes Aergerniß an folgender Stelle der Korrespondenz: (I. Th. S. 39—57.)

„Ich bin mehr als je überzeugt, daß die wahre Tragödie, die nämlich, so nicht in Frankreich besteht, nur in Prose geschrieben werden kann, und sich nie mit der Sprache des stolzierenden, abgerundeten, wortreichen Alexandriners vertragen wird. Man kann diesem Verse unmöglich weniger Schwulst, mehr Stärke und Einfachheit geben, als Laharpe in Melanie that; und doch ist es jener Vers, der alle Wirkung lähmt und den Dichter hindert, mir die Seele zu entführen, und das Gemüth zu zerreißen. In der That, wie konnte er's auch, da die ceremoniöse Sprache jenes Verses ihm nie erlaubt, den Pfarrer Herr Pfarrer zu nennen, sondern un pasteur dont la sollicitude, (Melanie) .... Ich behaupte, daß alle gute französische Stücke nicht der dramatischen, sondern der epischen Gattung angehören; daß diese beyden Gattungen wesentlich von einander abweichen, und daß, da die Franzosen nicht wie die Griechen, Lateiner und Neu-Italiener, eine dramatische Versart haben, ihre Tragödien in Prose schreiben, oder Verzicht darauf thun müssen, je eigentliche zu haben...." „Dido spricht auf der französischen Bühne, wie in der Epopee Virgils — —"

„Soll man deswegen Voltaire und Racine in's Feuer werfen? — Im Gegentheile, bewundern und ewig lesen; aber man muß nicht glauben, daß die Vorstellung ihrer Tragödie sich zu der hohen Täuschung erheben, oder so gewaltigen Eindruck hervorbringen könne, als jene des Sophokles oder Euripides bewirkten. Das Kinderspiel wird immer durch irgend einen Zipfel hervorgucken...."

„Wie weit sind wir noch auf der Bahn des Genius zurück; und wir haben die Einfalt zu glauben, daß Alles gethan sey! Unser Ruhm wird vergehen, wenn anders diese Kinder-Generationen je von Männer-Geschlechtern ersetzt werden!...."

Der Recensent dieser Stelle citirt mehrere Beyspiele aus den besten französischen Tragikern, um zu beweisen, daß auch der Alexandriner der Kürze und Erhabenheit fähig sey; so die Stelle aus der Phaedra:

Ils ne se verront plus.
— Ils s'aimeront toujours.

Aus Iphigenie in Aulis:

Verra-t-on à l'Autel votre auguste famille?
Vous détournés les yeux — —
Vous y serés ma fille.

Aus den Horaziern:

Que vouliés vous, qu'il fit contre trois?
— Qu'il mourut.

Den schönen Dialog aus dem Cid:

A moi, Comte, deux mots, etc.

Aus allem dem zieht er den Schluß: „daß die französischen Tragiker und selbst Racine nicht immer so ceremonieux waren, als Grimm behauptet. Was hätte Grimm erst zu ces dons, attributs de l'aisance gesagt, womit in der modernen Tragödie Henry IV., des guten Königs poule au pot umschrieben wird. — Endlich bemerkt Recensent, „daß Terentius und Plautus und Seneka's Verse ebenfalls standirt wurden, und folglich dem Ohr so fühlbar seyn mußten, als der Alexandriner; und daß dies noch mehr der Fall bey den harmoniösen griechischen Versen gewesen seyn dürfte." — Er hätte sich alle die Mühe ersparen können, wenn er, was vielleicht keinem Franzosen gegeben ist, mit der Natur der Jamben und übrigen alten Versmaße sich vertraut gemacht hätte.

Allein was Grimm über französische Tragiker im Allgemeinen sagt, wird von Geoffroy wöchentlich in seinem Feuilleton in Hinsicht Voltaire's, und zum Theil auch Racine's wiederholt. Obgleich Geoffroy bey seinen Kritiken über Voltaire nur von blindem Haß gegen den Patriarchen der philosophischen Secten, wie er ihn nennt, geleitet werden soll, so muß man doch die außerordentliche Richtigkeit bewundern, mit der er das Schielende in seinen Charakter-Zeichnungen heraushebt. Geoffroy und Grimm, ohne von einander Kenntniß gehabt zu haben, (denn Geoffroy schrieb, ehe Grimm's Korrespondenz gedruckt wurde), sind einstimmig darüber, daß Euripides und Sophokles unendlich über Voltaire erhaben seyen, daß z. B. Mahomeds Charakter gänzlich verfehlt sey, und daß die Spitzfindigkeiten, in die er und seine rohen Araber sich einlassen, eben so sehr gegen die Nationalität, als gegen die Natur schwärmeri-

*) Bory St. Vincent, Stabs-Officier in der französischen Armee.

scher Eroberer verstoßen. Der Recensent im Mercure nimmt gar zu naiv an, als wenn Grimm blos unnatürlich fände, „daß die rohen Araber in einer so harmonischen, eleganten Sprache, als die französische ist, sich ausdrücken," — Mag ihm der Kunstgriff hingehen! Aber er protestirt zugleich gegen die allgemeine Behauptung, daß Voltaire's Mahomet das Meisterstück der französischen Bühne sey. Man wird vielleicht glauben, er sey zur Erkenntniß der Fehler des Stücks gebracht? — Gefehlt; die wahre Ursache, die freylich Recensent nicht sagt, ist die, daß Voltaire in seinem Mahomet einen andern berühmten Sektenstifter habe schildern wollen; daher ist es nun toll, Mahomet zu verschreyen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, July.

Der Hof-Schauspieler Koberwein und dessen Gattinn haben während der Ferienzeit des Theaters nächst der Burg im Theater an der Wien einige Gast-Rollen gegeben. Ob ökonomische Verhältnisse oder Eifer für Kunstausübung ein solches Herübertreten veranlassen? darf immer unerörtert bleiben, da es an sich Gelegenheit zur Vergleichung darbietet, und dadurch vortheilhaft auf die Ansicht und Beurtheilung der Kunst wirkt. Fremde Künstler abgerechnet, die bey ihrer hiesigen Anwesenheit gewöhnlich abwechselnd in den K. K. Hof-Theatern und im privilegirten Theater an der Wien spielen, erscheint zwar mitunter ein Hof-Schauspieler auch im Theater an der Wien, allein von dem Personale des Letztern wird ein gleiches Recht in den Hof-Theatern meines Wissens nicht ausgeübt. Es scheint mithin auch hier eine Absonderung, gleichsam in Rücksicht des Ranges, Statt zu finden, die vielleicht mehr in zufälligen Umständen, als in dem Wesen der Kunst gegründet ist. Das Auftreten des Koberwein'schen Ehepaars, als Abällino und Wilhelm Tell, Johanna d'Arc und Rosamund hat das Haus gefüllt und der Kasse Vortheil gebracht. Nach der ökonomischen Verfassung des Theaters an der Wien, deren Leitung der Vize-Direktor Treitschke besorgt, ist der Zweck erreicht, und es allenfalls nur der Kritik vorbehalten, über die Darstellung selbst Andeutungen zu geben. In dieser Hinsicht ist es aber früherhin und auch gegenwärtig zu bedauern, daß selten ein Blatt mit Freymüthigkeit zu Werke geht, sondern stete Rücksichten den Beurtheiler bestimmen, den Mantel nach dem Winde zu halten. Die eigentliche Theater-Zeitung um Existenz und Subsistenz besorgt, sucht die Mittel dazu in einem Strom ewiger Lobreden und im Anrühmen von Vortrefflichkeiten, die dem Auge des ruhigen Beobachters in der Regel verborgen bleiben; der Sammler liefert flache Notizen, und hat noch niemals sein Talent, eine gründliche Recension zu schreiben, beurkundet; die Thalia endlich war, so lange sich die Redaktion in den Händen der Theater-Ueberseper Castelli und Seyfried, (Dichter genannt), be[illegible]d, mehr ein Direktions- als kritisches Blatt. Nur in der [illegible]en Zeit, als solche Hr. Bernard übernahm, ging sie ernst und rücksichtslos ihren Weg, und deckte Fehler und Erbärmlichkeiten auf, wo Andre nur Hohes und Erhabenes gefunden hatten. Besser fundirt, als ehemals, und unabhängig von allen ungünstig einwirkenden Ereignissen wird sie nunmehr auch in der Folge unter der Benennung: Dramaturgischer Beobachter, fortgesetzt werden, und man sieht ihrer baldigen Erscheinung erwartungsvoll entgegen. — Es ist auffallend, daß Hr. und Mad. Koberwein zu ihren Darstellungen Rollen wählten, die nicht mehr dem Fache, welches sie bekleiden, angehören, und die mit mehr und weniger Glück auch von andern Personen bereits versucht sind. Als Abällino dem Hrn. Grüner, der im Besitz dieser Rolle ist, gleich zu kommen, dürfte immer etwas schwerer seyn, da die Rauhheit des Karakters, wie der des Kaspar Thorringer, gleichsam aus der Individualität herausgeht, und mit demselben ein robuster Körperbau harmonirt; allein ihn als Flodoardo und Wilhelm Tell zu übertreffen, ist überaus leicht. Hr. Grüner wird tausend unglückliche Versuche machen, bevor er sich den Umgangeton, hauptsächlich den der feinern Welt, dem außerdem schon sein rauhes, unbiegsames Organ widerstrebt, eigen macht, und auf die Geschmeidigkeit eines Hofmanns durchaus verzichten müssen, da er an Kraft-Aeußerungen gewöhnt ist, und so läßt sichs wohl ermessen, daß Hr. Koberwein als Flodoardo weit über ihn stand. Die Rolle des Wilhelm Tell ist so dankbar, daß sie selbst von mittelmäßigen Künstlern nicht ohne Erfolg gegeben werden kann. Ein Ideal der Darstellung haben wir noch nicht gesehen, und wir können die wiederholte Aeußerung des Wunsches, daß Hr. Eßlair bey seiner Anwesenheit sich derselben unterzogen haben möchte, nicht zurückhalten. Freylich ist die Bearbeitung desselben für unsre Bühne, von Grüner, nur höchstens erträglich, allein wahre Künstler haben schon oft dem Dichter oder Skribler aufgeholfen, und durch die Produktion einen Glanz über das Werk verbreitet, das eine unberufene Hand entweihte. Mad. Koberwein gab die Rosamunde einigermaßen gut, die Johanna sehr schlecht. Kraftmangel des Körpers und der Stimme mögen die Haupt-Hindernisse seyn. Ihr erster falscher Ausruf: „Mein ist der Helm, und mein gehört er zu" vernichtete sogleich den Zauber der Begeisterung, und warf uns unsanft genug in das prosaisch-provinziale Leben. Sie hob sich nicht wieder, denn einige gelungene Stellen können unmöglich entschädigen. Ueberhaupt haben wir bey der Vorstellung der Jungfrau nie begreifen können, weshalb Johanna, die an ihren Schäferstab gelehnt, ohne Theilnahme bis zur erwähnten Stelle: „Mein ist der Helm," unter der Eiche steht, da keine stehende Stellung zum Nachdenken geeignet ist. Der in Gedanken versunkene Mensch kann das Gewicht seines Körpers nicht ertragen, er fühlt sich niedergedrückt, und sucht nicht allein einen Ruhepunkt, sondern stützt auch seinen Kopf auf die Hand, oder faßt mit der Hand nach dem Kopfe. Das muß schon Engel in seiner Mimik bemerkt haben; auch liegts in der Natur der Sache. Wenn Johanna auf einer Rasenbank unter der Eiche ruhte, allmählich aufmerksamer würde, sich aufrichtete, näher träte und den Helm ergriffe, so wäre der Gang der Empfindung oder die Handlung fortschreitend und Jeder übersähe das Ganze 2c.; dem ist jetzt nicht so. Sie steht, den Stab in der Rechten, als wäre sie hingestellt, und man begreift nicht, wie Thibaut und dessen Umgebungen so wenig Notiz von ihr nehmen, und dennoch so viel von ihr sprechen können. Ganz unrichtig setzte Mad. Koberwein den Helm, beym ersten Ausruf, auf. Mag sie ihn immer als ein Unterpfand der Sendung betrachten, aber aufsetzen kann sie ihn nur erst bey der Stelle:

„Der Retter naht, er rüstet sich zum Kampf"

und wir halten daher die Andeutung Schiller's, daß dieses bey Bertraud's Worten:

„Es steht die bange Stadt, gewärtig jede Stunde,
Daß es mit Donnerskrachen sich entzünde"

geschehen soll, für zu frühzeitig, da der Antrieb, den Helm aufzusetzen, hier nur mittelbar erfolgt, bey der Stelle aber: Er rüstet sich zum Kampf, eine unmittelbare Folge der Begeisterung, ein offenbares Zeichen der Rüstung selbst ist 2c. Der Beyfall, mit dem die Darstellungen größtentheils aufgenommen wurden, ist auf Rechnung der sonstigen Verdienste der Darstellenden zu setzen.

(Der Beschluß folgt.)

Nro. 190.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 10. August, 1813.

Wer blos des Lügens, sich zum Nutzen,
Zum Schaden Keinem, hat gepflogen,
Was meinst du, Freund, von einem Solchen? —
„Ich meine doch: Er hat gelogen."
v. Logau.

Allwin, die Wittwe und der Nachbar.

Frey, nach einem englischen Volksliede.

Dumpf scholls vom Kirchenthurm herab,
Laut weint' Allwin um seine Braut Adele.
Der Pastor betete für ihre Seele;
Die Hülle ward versenkt in's Grab.
„Mein Alles mir dahin!
„Oh!" rief Allwin;
„Ich sterbe mit Vergnügen." —
Der Nachbar stund dabey,
Und sprach: Ei, ei!
Das heiß' ich wacker lügen.

Heim kehrt der Zug. Allwin, allein,
Ging auf dem Kirchhof sinnend hin und wieder.
Und weilt', und blickte bitterweinend nieder
Auf seiner Freunde Leichenstein.
„Ihr Lieben, schon dahin!
„Oh!" rief Allwin;
„Ich folg' euch mit Vergnügen."
Der Nachbar stund dabey,
Und rief: Ei, ei!
Das heiß' ich wacker lügen.

Jetzt las er: „Dieses Monument
Ließ Pächter Johns getreue Wittwe bauen,
Sie, nun die Unglückseligste der Frauen,
Die keinen Erdentrost mehr kennt."
„O Treue! rief Allwin;
„Ich eile hin:
„Wir sterben mit Vernügen."
Der Nachbar stund dabey,
Und rief: Ei, ei!
Das heiß' ich wacker lügen.

Der zwey Verlassnen Schmerz war süß,
Doch wunderkurz, weil zum Verlobungsfeste
Allwin des Leichenmahles Ueberreste
In Eile zubereiten ließ.
„O Seelenharmonie!"
Rief Er und Sie.
„Nur tödt' uns nicht, Vergnügen!"
Der Nachbar saß dabey,
Und sprach: Ei, ei!
Das heiß' ich wacker lügen.

Nun möchte Sie dem Eheherrn
Von Herzen auch ein Monument errichten,
Und Er geleitete nach Ehepflichten
Sie zu der letzten Klause gern.
Doch Jedes riefe dort
Das alte Wort:
„Ich sterbe mit Vergnügen."
Der Nachbar schlich' herbey,
Und sprach': Ei, ei!
Das heiß' ich wacker lügen. Hg.

Epigramme.

Der Alchimist.

Mit Alchimie befasst sich Matz,
Und hat durch sie schon einen Schatz
Von so und soviel tausend Gulden
Zwar nicht an Golde, doch an Schulden.

Zueignung.

O du, so lange Trost und Licht
Und Faden mir im Labyrinthe,
Dir widm' ich dieses Sinngedicht,
Du liebe, gute, schwarze — Dinte!
Goldmayer.

Reise von Paris nach Nizza.

IV.

Die Wasserfahrt hatte uns so wohl gefallen, daß wir beschlossen, auch auf diese Art nach Avignon zu gehen. Unsere erste Tagreise bot indessen wenig Merkwürdiges dar. Wir kamen bey vielen Schlössern, Landhäusern und Dörfern vorbey, und nahmen unser Nachtlager zu Loire, einem Dörfchen am rechten Ufer des Stroms. Am folgenden Morgen setzten wir nach Vienne hinüber, und widmeten dieser Stadt einen halben Tag. Sie ist zwischen einem Bergrücken und der Rhone eingezwängt, und sieht im Innern sehr alt und finster aus. Alterthumsforscher finden hier römische Monumente, besonders Inschriften, im Ueberfluß. Die Umgebungen sind angenehm, und bringen Wein, Getreide und Gemüse in Menge hervor. Gleich hinter Vienne öffnen sich die Berge, und bilden ein enges finsteres Thal, durch welches die Gère fließt, die auch im härtesten Winter nicht gefriert. Hier befinden sich eine Menge Fabriken mit ihrem Zubehör, deren Maschinen alle die Gère treibt.

Nachmittags ging es nun wieder zu Schiffe, und zwischen herrlichen Uferansichten bis Condrieux hinab. Vorher bemerkten wir noch Ampuis, das auf einer kleinen Landzunge liegt. Dieser ganze Distrikt zeichnet sich durch die größte Fruchtbarkeit aus. Schon der Ertrag der Melonen und des Steinobstes soll zur Bezahlung der Abgaben hinlänglich seyn. Ueber dieser Landzunge erhebt sich ein Hügel, der die Nord- und Westwinde abhält, und ein trefflliches Gewächs erzeugt. In der Nähe von Ampuis wird auch die vorzügliche Kastaniensorte gebaut, die unter dem Namen: „Marrons de Lyon" in den Handel kommt. Condrieux selbst liegt etwas landeinwärts, der Hafen aber ist sehr bequem. Das ganze Städtchen ist von Rhoneschiffern, Weinhändlern und Weingärtnern bewohnt. Der Transport und der Absatz aller unter dem Namen Vins de la Côte du Rhone, de Côte-Rotie, d'Ampuis, de Condrieux u. s. w. bekannten Weine macht den Hauptnahrungszweig aus. Zu unserm Erstaunen bezahlten wir die Flasche vom besten alten Condrieux hier auf der Stelle nur mit zwanzig Sous, was uns bey der Güte dieses feurigen Gewächses sehr wohlfeil vorkam. Der Fuß der Rebenhügel ist mit Weizen- und Gemüsefeldern bedeckt. Jene werden mit Hornspänen gedüngt, und zeichnen sich durch große Fruchtbarkeit aus.

Am dritten Tage ging es St. Vallier vorbey, zuerst bis Tournon, wo ein sehr gutes Erziehungs-Institut befindlich ist. Geschäfte halber setzten wir Nachmittags auf das linke Ufer nach Tain hinüber, das Tournon gerade gegenüber liegt. Hinter dieser Stadt erhebt sich der berühmte Rebenhügel, wo der Hermitage-Wein wächst. Den Fremden wird aber meistens ein anderes röthliches Gewächs dafür verkauft. Wir mussten wider unsern Willen hier übernachten, und brachen daher am folgenden Morgen so früh als möglich auf. Durch herrliche Gegenden und immer den Mont-Ventoux vor uns, kamen wir nun, nach einer dreystündigen Fahrt, zu Valence an. Diese Stadt zieht sich längs der Rhone an einem Hügel hinab, hat eine herrliche Ebene vor sich, verräth einigen Wohlstand, und ist der Sitz einer Präfektur. Die ganze Gegend ist auf's Lieblichste bepflanzt und mit unzähligen Kanälen durchschnitten, so, daß man lebhaft an das spanische Valencia erinnert wird. Am andern oder rechten Ufer der Rhone liegt St. Peray, dessen Weinberge in großem Rufe stehen. Man geht auf einer Fähre hinüber, die den ganzen Tag in Bewegung ist. Von Valence kamen wir in ungefähr einer Stunde nach dem Dörfchen Ancone, das recht angenehm liegt, und auch ein gutes Wirthshaus hat. Wir zogen aber vor, in dem nur eine halbe Stunde davon entfernten Montelimart zu übernachten, und begaben uns zu Fuße dahin.

Montelimart ist ein angenehm gelegenes, gut gebautes Städtchen, wo viele angesehene protestantische Familien wohnhaft sind. Die ganze Gegend bildet ein kleines Thal, das auf der einen Seite von der Rhone, auf der andern von hohen Bergen begränzt wird. Das Klima ist daher so auffallend mild, daß man schon hier Orangen-Bäume im Freyen sieht. Auch mehrere schöne südliche Pflanzen beweisen die Wärme dieses Thals. Ueberall fanden wir die Landschaft romantisch, wenigstens voll reizender Abwechslung. Und welche üppige Vegetation, und welche Fruchtbarkeit! Hierzu tragen besonders zwey kleine Flüsse, der Roubion und der Jabron, bey, die sich unter den Mauern der Stadt vereinigen, und mit herrlichen Wiesen und Baumpflanzungen eingefasst sind. Der Hauptnahrungszweig von Montelimart ist der Seidenbau, wie denn auch mehrere Seidenfabriken daselbst befindlich sind. Unsere fünfte Tagereise war sehr interessant; die Ufer der Rhone wurden äußerst pittoresk. Wir passirten Viviers u. s. w., und gingen unter dem Pont St. Esprit durch. Mit geübten Schiffleuten ist keine Gefahr dabey. Die Hauptsache ist, daß der Steuermann schon in der Entfernung seine Maßregeln nimmt. Diese herrliche Brücke ruht auf sechs und zwanzig Bogen, ist aber ziemlich schmal. Kaum können zwey Wagen darauf neben einander passiren. Man muß aber bedenken, daß es zur Zeit der Erbauung (1265 — 1309) noch keine Kutschen u. dgl. gab, daß Herren und Damen zu Pferde reisten, und der Waarentransport auf Mauleseln geschah.

Die herrlichen Gegenden dauerten fort, wir sahen Orange und Courthezon; endlich zeigte sich Avignon mit seinen hohen zackigen Mauern, seinen unzähligen Thürmen und seiner Felsenburg. Jetzt passirten wir die

große Rhone-Insel und stiegen an dem getümmelvollen Quay aus.

Das Innere von Avignon entspricht der Erwartung durchaus nicht. Die meisten Gassen sind eng und winkelig, die meisten Häuser nur von mittelmäßigem Ansehen. Doch findet man auch ein Paar breite Straßen, und einige sehr schöne Gebäude in italienischem Geschmack. Das Klima ist im Sommer sehr heiß, im Winter sehr kalt, und überhaupt sehr veränderlich. Die Hitze steigt zuweilen bis 25°, die Kälte bis 12°. Die Temperatur verändert sich bisweilen in wenig Stunden um 10 — 12 Grad. Wohlfeil ist es hier keineswegs, weil man fast alle Bedürfnisse aus den benachbarten Departements ziehen muß. Indessen ist die Bilanz zum Vortheil von Avignon, da es mit seinen Produkten und Fabrikaten bezahlt. Unter jene gehören Trüffeln, Krepp, Wachs, Honig, Safran, Klee u. s. w.; unter diese Tafft, baumwollene Zeuge, Grünspan, Scheidewasser und Lavendelgeist. Avignon ist eine der wenigen Städte, deren Industrie seit der Revolution zugenommen hat. Vorher lebte Alles von der päpstlichen Regierung; jetzt zwingt die Noth zur Thätigkeit. Während unsers hiesigen Aufenthalts hatten wir auch Gelegenheit, auf ein Paar Stunden nach Villeneuve am rechten Ufer der Rhone hinüberzugehen. Es ist ein kleines lebhaftes Städtchen, das seine Hauptnahrung von dieser Flußpassage hat. Wenn der Mistrel weht, und der mächtige Strom in Aufruhr ist, findet oft mehrere Tage lang keine Ueberfahrt Statt. Man kann sich nichts heftigeres denken, als diesen aus dem Rhonethale hervorstürzenden Nordostwind. Gleichwol ist er eine Wohlthat für diese Gegenden, weil er die Feuchtigkeit verzehrt. Avignon hat sehr schöne Spaziergänge an der Rhone, und scheint überhaupt in steigendem Wohlseyn zu seyn. Die hiesigen Jüdinnen zeichnen sich durch große Schönheit aus. Aber auch die Physiognomien der übrigen Weiber haben eine gewisse italienische Form. Ehedem wurden in den hiesigen Kirchen auch viel schöne Gemählde u. s. w. gezeigt; aber Alles ist jetzt verschwunden, nur wenige ausgenommen, die in dem Museum befindlich sind. Vor der Revolution war Avignon der Sitz des Nachdrucks, mit offenbarer Begünstigung dieses Gewerbs. Seit der Vereinigung mit Frankreich hat dies freylich etwas nachgelassen. Im Stillen indessen wird doch noch immer sehr viel nachgedruckt. Daher die wohlfeilen Preise, wofür man die besten Werke in den hiesigen Buchhandlungen kaufen kann.

Anekdote aus Peter Justinians Geschichte von Venedig.

Tiepolos Fahnenträger.

Die merkwürdige Verschwörung Bajamonte Tiepolos gegen die Republik Venedig zeichnet sich besonders durch den merkwürdigen minderbekannten Umstand aus, daß auch hier, wie bey der des bekannten Genuesers Fiesko, ein zufälliges Ereigniß Vieles zur ungünstigen Entwicklung des Wagestücks für die Verschwörer beytrug. Es war die Nacht auf den 15. Jun. 1310 von den Verschwörern zur Ausführung festgesetzt. Der Himmel wüthete mit Stürmen, Donner, Blitz und Hagel, als wollte er das Vorspiel zu den empörenden Scenen des kommenden Tages geben.

Aber die That war beschlossen! Tiepolo stürzte sich mit Anbruch des Tages von drey Seiten mit wehenden Fahnen auf den Platz des heil. Marcus; aber hier traf er den Doge mit dem ganzen Senat bewaffnet, und bereit, für das Vaterland zu sterben.

Der Platz ward zum Schlachtfeld, der Kampf hartnäckig und blutig. Endlich wurde das Heer der Empörer in die Engpässe der Marzerie *) zurückgedrängt.

Tiepolo sah, daß an diesem Momente Alles hänge, und feuerte daher seine Anhänger durch lautes Zurufen an! In diesem entscheidenden Augenblicke war es, daß eine gemeine Frau, voll Begierde den Tumult zu sehen, sich an's Fenster stürzte, und in der Hast einen steinernen Krug, der gerade vor demselben stand, hinabwarf, welcher den Fahnenträger Tiepolos auf den Rücken traf. Der Unglückliche stürzte vom Pferd, wurde von den Feinden getödtet, und die bereits schwankende Schlacht ging mit dem Falle Tiepolos, Marco's und Benedikto's Quirini völlig verloren.

Der dankbare Senat setzte der Frau und ihren Nachkommen für dies zufällige Verdienst auf ewige Zeiten eine Belohnung aus.

Pr. Fr.

*) Die Marzerie ist ein Theil der an den Markusplaz angränzenden Straßen, in denen meist Kaufmannsbuden zu sehen sind.

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, July 1813.

Unsre Stadt war in den letzten Monaten der Mittelpunkt mancher interessanten Erscheinungen, die mehr oder weniger mit den großen Ereignissen unsrer Zeit in Verbindung standen, und unsern Tagesgesprächen, die bis dahin gewöhnlich nur Nahrung aus den öffentlichen Blättern zogen, eine lebendige Quelle gewährten. Gleich zu Anfang, als das Kriegsgetümmel sich der Elbe näherte, und dann diesen Fluß überschritt, kamen Flüchtlinge aus Sachsen, viele edle Familien und Individuen, in unsern friedlichen Gefilden eine Zuflucht gegen die Drangsale der Heimath zu suchen. Dann wanderte plötzlich der Königlich Sächsische Hof von der Donau her hier ein, und mit ihm ein Gefolge von hohen und subalternen Offiziers von allen Waffen in glänzenden Uniformen, wie wir zu sehen hier nicht gewohnt sind. Promenaden und Schauspiele waren nun wie durch einen Zauberschlag mit neuen Gestalten angefüllt, und die Blicke der Logen ruhten jetzt mehr auf dem Parterre, als auf der Bühne. Der Sächsische Hof lebte eingezogen auf der Burg.

teilen sah man ihn öffentlich erscheinen, und das nur auf irgend einem Fleck der schönen Umgebungen, womit die Natur uns so reichlich ausgestattet hat. Zu gleicher Zeit war auch die Großfürstinn Katharina Pawlowna, verwittwete Prinzessinn von Oldenburg, hier eingetroffen, die in mehr als einer Hinsicht die Blicke auf sich zog. Diese Fürstinn verbindet mit den Vorzügen der äußern Gestalt das liebenswürdigste Betragen und einen hohen Geist, und gewann bald die Ehrfurcht aller derer, die sich ihr zu nahen das Glück hatten. Sie nahm all unsre Institute, alles Sehenswerthe, was Kunst und Natur hier darbieten, in Augenschein. Ueberall zeigte sie sich als eine Dame von seltnen Kenntnissen, gebildetem Geiste und reger Wißbegierde.

Plötzlich änderten sich diese Erscheinungen; die Schlacht von Lützen rief die Sachsen in ihre Heimath zurück, und aus den preußischen Provinzen kamen nach und nach eine Menge Flüchtlinge herein, die zuletzt in einem solchen Maße zunahmen, daß unsre Stadt für eine Weile, im wirklichen Sinne des Worts, damit überfüllt ward. Seit der ersten Emigration der Franzosen mag man wol nirgend ein solches Schauspiel gesehen haben. Theils vertrieb sie die Furcht vor den heranrückenden Franzosen, mehr aber noch die Anordnung des Landsturms, dem man sich entziehen wollte. Die Ansicht der Tagsereinisse ward denen, die den reinen Quellen nicht ganz nahe waren, durch diese vielen Fremden nicht klarer. Es fanden sich unter ihnen Leute von den verschiedensten Gesinnungen, Erwartungen, Wünschen und Hoffnungen, und die Momente der Zeit mussten sich oft, jeder Thatsache zum Trotz, nach diesen gestalten. Es gab keinen, wirklich oder vermeintlich bedeutenden, Namen, der nicht zu jeder Stunde des Tags als Autorität für irgend ein Gerücht angeführt ward. Das letzte Getümmel dauerte nicht lange; theils wurden die Flüchtlinge durch die übermäßige Theurung unsrer Wirthshäuser, zu denen sie, da hier die Privat-Logis nicht gewöhnlich sind, Zuflucht nehmen mussten, verscheucht, theils kehrten sie bey dem Waffenstillstande schnell wieder nach ihren ehemaligen Wohnplätzen zurück. Jetzt bietet Prag die angenehmsten Erwartungen dar. Die Bevollmächtigten zum Kongreß sind eingetroffen. Die Nähe unsers vielgeliebten Kaisers, der das zwey Meilen von hier gelegene Schloß von Brandeis bewohnt, und des Hauptquartiers des die Armee in Böhmen kommandirenden Fürsten von Schwarzenberg, so wie der in den umliegenden Gegenden kantonnirenden Truppen, unterhält die nun schon gewohnte außerordentliche Bewegung und Lebhaftigkeit in dieser ohnehin stark bevölkerten Stadt.

Unser Theater bot mittlerweile keine besondre Erscheinungen dar. Die Oper ist, wie bereits berichtet, für diesen Sommer nicht im Gange, und das Publikum sieht mit Ungeduld der neuen Schöpfung entgegen. Mit dem Personal des Schauspiels ging keine bedeutende Veränderung vor. Es hat an Hrn. Schmelka, der zu Ostern abging, einen braven Komiker verloren, der zwar mitunter dem gebildeten Theile der Zuschauer durch Trivialitäten lästig ward, im Ganzen aber doch manche Rolle belebte, die jetzt, da er durch Niemand ersetzt ward, schleppend dargestellt wird. Einige Gäste besuchten uns, wahrscheinlich um engagirt zu werden, sie gefielen aber nicht, z. B. Hr. Ströbel vom Weimar'schen Theater; er brachte Haltung und Manieren der hohen Tragödie, die er sich dort angewöhnt haben mochte, in unsre Conversationsstücke über, und erschien steif; dabey ist sein Organ keineswegs angenehm; sonst ist ihm Talent in der Deklamation nicht abzusprechen. Dann erschien ein Hr. Kattfuß, wahrscheinlich von irgend einer herumstreifenden Truppe; er fiel aber bey den ersten Rollen durch, und dies rettete uns vor einem Don Carlos nach seiner Manier, womit wir bedroht waren. Referent erinnert sich auf großen Bühnen nie so etwas Widriges, als diesen jungen Menschen, gesehen zu haben. Dann producirte sich Hr. Fiedler. Er hat ein leichtes, natürliches Spiel, und einen reinen Dialekt. Es ward ihm verdienter Beyfall zu Theil; und er wäre wahrscheinlich engagirt worden, wenn nicht um dieselbe Zeit Hr. Polawsky wieder zu uns zurückgekehrt wäre. Dieser brave Künstler ward voriges Jahr mit all den Vortheilen eines Hofschauspielers nach Wien berufen; es scheint ihm aber dort nicht gefallen zu haben, theils weil sein Rollenfach schon von Andern besetzt war, theils wol aber auch, weil er gewohnt war, sich hier in allen seinen Bewegungen und Manieren applaudirt zu sehen, wovon denn doch einige dort näher geprüft werden möchten. — Hr. Polawsky verdient ohne Widerrede zu den bessern deutschen Künstlern gezählt zu werden; er ist stets Meister seiner Rolle, wenn es darauf ankommt, sich dem Erguß oder vielmehr Ausbruch der innern Gefühle zu überlassen; aber er vernachlässigt oft die kleinen Nuanzen in Haltung der Charaktere, die den wahren Künstler bezeichnen. Hr. Brand vom Rigaer Theater, der seit Ostern zu den Mitgliedern unsrer Bühne gehört, ist einige Mal in den Rollen karrikirter Franzosen, Riccaut in Minna von Barnhelm und in der Heirath durch den Reichsanzeiger, aufgetreten, wozu er Talent hat; sonst aber scheint er hier noch nichts einstudirt zu haben. Seine Frau spielte in dem letztern Stücke die Preciöse, und erhielt Beyfall. Uebrigens bleibt es auf der hiesigen Bühne noch immer bey den Stücken des alten Repertoires, von denen einige, wenn sie durchgängig gut besetzt sind, wirklich meisterhaft dargestellt werden; ein Lob, in das auch viele der uns besuchenden Fremden, welche die ersten Bühnen Deutschlands kennen, einstimmen. Es versteht sich dies nur von den Conversationsstücken und sogenannten Familien-Gemählden, denn zur Tragödie versteigen wir uns selten, und thun wohl daran. Von Neuigkeiten erinnert sich Referent nur Welf von Trubenstein, von Klingemann, ein Spätling aus der tobenden Ritter- und Gespenster-Epoche, und die Soldaten von Arresto, gesehen zu haben. Bey dem Letztern war auf dem Anschlagzettel bemerkt: noch Manuscript, es hätte aber zugleich eingeschaltet werden sollen: wol nur aus Mangel eines Verlegers. Es ist dasselbe Stück, welches den Verfasser, nebst der Fortsetzung desselben: Der feindliche Sohn, vor etwa zehn Jahren in den lächerlichen Streit mit mehrern kritischen Blättern, besonders dem Freymüthigen, verwickelte.

Eine wunderliche Erscheinung auf unsrer Bühne war die des Dr. Wötzel, bekannt durch die Erscheinung seiner Frau nach ihrem Tode. Er hat jetzt eine zweyte Frau, und mit dieser reist er umher, sogenannte dramatische Deklamationen zu geben. Beyde haben keinen Beruf zu dieser ohnehin mißlichen Kunst. Hier fielen sie gänzlich durch. Mad. Wötzel spielte zugleich die Frau im häuslichen Zwist, von Kotzebue; allein zur Schauspielerinn ist sie weder durch Gestalt noch Kunst geeignet.

Die Emigration aus dem Preußischen hat uns auch den Dichter, Hrn. Robert und den Hrn. v. Woltmann zugeführt. Der Erstere wird seine Tochter Jephtas und die Macht der Verhältnisse hier aufführen lassen, und der Letztere, wie es heißt, an einer Geschichte Böhmens arbeiten. Auch will er hier noch mehr Materialien zu seiner Geschichte des dreißigjährigen Krieges sammeln, woran es in diesem Lande, das den ersten Anlaß zu demselben gab, und wo er so oft wüthete, nicht fehlen kann. Eine Idee zur Geschichte Böhmens von ihm erscheint im nächsten Heft des Kronos. Dieses Journal liefert fortdauernd interessante Aufsätze und eine fortlaufende Geschichte der Zeit.

Nro. 191.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 11. August, 1813.

Selten kommt ein Titus; die Vitelle,
Die Tibere und die Attila
Und die Lückenbüsser ihrer Stelle
Stehen dort in langen Reihen da.

Seume.

Züge aus dem Leben Djezzars, Bascha's von Acre.

Ein Bruchstück aus Clarkes Reisen (2ter Th. London 1812.)

Wir benutzten die Abreise der (engl.) Fregatte Romulus von Abukir nach Acre, im Juli 1801, um das gelobte Land zu besuchen, und mit dem wirklich außerordentlichen Manne, Djezzar, Tyrannen von Acre, dem Herodes unsrer Zeiten, Bekanntschaft zu machen. Die Geringschätzung, die er gegen die ottomannische Pforte bezeigt, und seine Grausamkeiten haben ihn zum Schrecken aller umliegenden Völker gemacht. Das alte Mährchen vom Blaubart scheint in ihm zur Wirklichkeit geworden zu seyn. Selbst die unabhängigsten Zünfte der Araber verhalten sich stille in dem gelobten Lande, wenn er zu Felde zieht. Sein Name Djezzar bedeutet Mezger, wie er sich selbst erklärt. Er war sein eigener Minister, Kanzler, Schatzmeister und Sekretär, ja sogar oft sein Koch und sein Gärtner, manchmal auch wohl Richter und Henker zugleich. Leute, die zuweilen einige von diesen Verrichtungen übernommen, haben ihre Nachlässigkeiten und Unvorsichtigkeiten mit dem Verluste eines oder mehrerer Glieder büßen müssen. Man sieht sie verstümmelt in seinen Gemächern, einige ohne Nasen, andre mit einem Arm, mit einem Ohre oder mit einem Auge. Er nennt sie selbst markirte Leute. Ein Jude, welcher uns bey ihm einführte, war sein Geheimschreiber gewesen, und hatte wegen einer Untreue ein Auge und ein Ohr eingebüßt. In den Straßen von Acre sieht man täglich solche mißhandelte Unglückliche.

Sollte Djezzar's Geschichte je geschrieben werden, so wird sie ganz einem Romane gleichen. Sein wahrer Name war Achmed. Er war aus Bosnien gebürtig. Daher sprach er auch das Sclavonische besser als irgend eine andre Sprache. Es ist unmöglich, hier alle seine Abenteuer aufzuzählen. In einer frühern Periode seines Lebens verkaufte er sich selbst an einen Sklavenhändler in Konstantinopel, und ward von Ali-Bey in Egypten angekauft. Vom gemeinen Mamelucken-Sklaven schwang er sich nun zum Posten eines Gouverneurs von Cairo empor. In dieser Würde zeichnete er sich durch seine strenge Gerechtigkeit aus, und ahmte oft den Kalifen in den morgenländischen Erzählungen nach, welche sich verkleidet unter ihre Unterthanen mischten, und die Meinungen des Volks über ihre Thaten und die Wahl ihrer Höflinge und Beamten anhörten. Dies hat uns Djezzar selbst erzählt. Hernach ward er Bascha von Seide; zur Zeit unsrer Ankunft war er auch Herr von Damascus, Berytus, Tyr und Acre. In letztere Stadt hatte er den Sitz seiner Regierung verlegt, und war durch den Besitz dieses Hafens beynahe Meister von ganz Syrien; denn da die meiste Zufuhr über Acre kommt, so kann man durch Sperrung des Hafens das ganze Land fast aushungern.

Ins Innere seines Harems kam Niemand als er selbst.

Volney*) sagt, er habe im Jahre 1784 achtzehn weisse Weiber gehabt. Eigentlich kannte man aber die Zahl seiner Weiber nicht. Abends ging er in den Harem und verschloß drey starke Thüren hinter sich; wer bey Nacht ins Serail kam, musste seinen Frevel mit dem Leben büßen. Man sagt, Djezzar habe einst, als er von einer Pilgerschaft nach Mekka zurückkam, sieben von seinen Frauen mit eigner Hand umgebracht, weil sie während seiner Abwesenheit mit einigen Janitscharen Umgang gepflogen hatten. Vermittelst einer Rolle schob man des Mittags die Speisen in den Harem, ohne daß ein Weib sichtbar wurde. Er hatte zuweilen Sklavinnen zum Geschenk bekommen. Waren diese einmal in seinem Harem aufgenommen, so kamen sie nie wieder heraus, und kein Mensch erfuhr, was aus ihnen ward. Wenn eine von ihnen krank ward, so brachte er einen Arzt vor das Loch in der Mauer des Harems. Die Kranke musste ihren Arm dadurch strecken, damit der Arzt den Puls befühlen könnte; dabey hielt aber der Bascha die Hand des Arztes. Die Art und die Zeit ihres Todes blieb stets ein Geheimniß.

Djezzar war 60 Jahre alt, als wir ihm vorgestellt wurden. Er war stolz auf seine große Kraft, und zeigte im Gespräche oft seinen nervigen Arm. Zuweilen sprang er auch von seinem Sitze auf, um seine Gelenkigkeit zu zeigen.

Wir wurden in einen einsamen Theil seines Palastes geführt, bis zur Thür eines kleinen Zimmers; dies war Djezzar's Wohnung. Der Jude ging erst hinein, um uns anzumelden; dann wurden wir hineingelassen. Er saß in diesem kleinen Zimmer, worin außer einem groben irdenen Gefäße zum Abkühlen der Getränke gar keine Meubles waren, auf einer Matte, und zeichnete mit einem seiner Ingenieurs Plane von Festungswerken auf den Boden. Ohne auf uns Acht zu geben, fuhr er in seiner Unterredung fort. Schon Volney spricht davon, daß Djezzar alle Verschönerungen von Acre selbst zu Papier brachte, und nach seiner Leitung ausführen ließ. Er hatte eine athletische Gestalt, und sein weisser Bart bedeckte seine ganze Brust. Seine Kleidung war die eines gemeinen Arabers, einfach aber rein; sie bestand aus einem weissen Kamelot über einem baumwollnen langen Rocke; auch sein Turban war weiß, aber ohne die geringste Verzierung. Nur in seinem Gürtel trug er einen mit Diamanten besetzten Dolch. Er sagte aber selbst, er müsste ihn als Ehrenzeichen seiner Gouverneurwürde tragen, und könnte ihn nicht ablegen. Als er mit seinem Ingenieur fertig war, mussten wir uns auf die Ecke des Divans setzen; Signor Bertocino, sein Drogman, kniete ihm zur Seite, und nun war er bereit, das Gesuch unsrer Offiziere anzuhören, Vieh für die englische Flotte zu Abukir gegen Zahlung geliefert zu bekommen.

Das Gespräch fing damit an, daß der Bascha die englischen Offiziere bat, künftig, wenn sie in die Bucht von Acre einliefen, nur eine Kanone zu lösen, vielmehr zum Zeichen ihrer Ankunft, als zum Gruße. „Es ist kein guter Grund vorhanden, sagte er, zu solch einer Verschwendung von Pulver bey Zeremonien zwischen Freunden.“ „Außerdem, setzte er hinzu, bin ich zu alt, um an Zeremonien Vergnügen zu finden; von 43 Baschas mit 3 Schweifen, die jetzt in der Türkey leben, bin ich der älteste. Meine Beschäftigungen sind aber auch, wie Sie sehen, sehr ernsthafte.“ Hiermit zog er eine Schere hervor, und fing an, allerley Figuren in Papier auszuschneiden. Dies war seine gewöhnliche Beschäftigung, wenn Fremde zu ihm kamen. Die ausgeschnitzten Bilder steckte er hernach ins Getäfel, brachte sie auch wohl seinen Weibern im Harem mit. „Ich will, sagte er, Jeden von Ihnen mit guten Beweisen von des alten Djezzar's Redlichkeit fortschicken. Hier, sagte er zu Kapitän Culverhouse, indem er ihm eine papierne Kanone überreichte, hier haben Sie ein Symbol ihres Gewerbes.“ Und da ich dem Kapitän den Sinn dieser sonderbaren Anrede erklärte, wandte er sich auch an mich mit einer papiernen Blume; dies wäre, sagte er, eine Versinnlichung einer stumpfen Rede. So oft als wir versuchten, das Gespräch auf den Zweck unsrer Sendung zu leiten, so that er, als ob er mit jenen Kleinigkeiten ernstlich beschäftigt wäre, und drückte sich in allegorischen Floskeln aus, deren moralischen Sinn wir aber nicht einsahen. Sein ganzes Gespräch war in Parabeln, Sprüchwörtern, Sentenzen und orientalischen Apologen. Eins seiner Mährchen dauerte beynahe eine Stunde; es war darin die Rede von einem Manne, welcher in Frieden einen kleinen Garten anzubauen gedachte, ohne jedesmal, wenn er eine Tulpe versetzen wollte, den Herrn des Landhauses um Rath zu fragen. Vielleicht wollte er dadurch auf seine Verhältnisse mit dem türkischen Kaiser anspielen. Gewiß lag in dieser scheinbaren Frivolität viele List, und tiefe Politik. Obschon er nur mit seiner Schere und seinem Papiere beschäftigt war, so entging ihm doch keins unsrer Worte, und er passte genau auf, ob in dem Vorbringen unsres Gesuches nichts Dringendes läge. Es schien ihm daran zu liegen, uns auf seine einfache Lebensart aufmerksam zu machen. „Wenn ich nur, sagte er, in der andern Welt Wasser und Brot finde, so habe ich keine Ursache, mich zu beklagen, weil ich es alle meine Tage lang so gewohnt bin; allein diejenigen, welche es in diesem Leben vollauf gehabt haben, werden dereinst übel zurecht kommen.“ Wir sprachen von dem Lager seiner Kavallerie neben der Stadt, und von den großen Zurüstungen, die er gegen die Drusen, und die rebellischen Araber zu machen schien. „Es geziemt

*) Volney's Reisen in Egypten und Syrien. 2ter Theil.

antwortete er, einem weisen Mann nicht, seinen Feind zu mißachten, welche Gestalt er auch immer annehmen mag. Wäre es auch nur eine Ameise, so ist doch keine Ursache vorhanden, warum es ihr erlaubt seyn sollte, auf unser Gesicht zu kriechen, während wir schlafen." — Wir fanden, daß wir eine zarte Saite berührt hatten. Er hielt dafür, daß jene Unruhen in seinen Staaten durch Sir Sidney Smith wären erregt worden, um ihn von der Möglichkeit abzuhalten, den Franzosen beyzustehen. Er war sehr bewegt, als das Gespräch auf diesen Gegenstand fiel. „Ich aß, sagte er, Brot und Salz mit diesem Manne; wir waren zusammen wie geschworne Freunde. Er that hier was ihm gefiel; er befreyte alle meine Gefangene, wovon manche in meiner Schuld waren, und mir nie ein Para bezahlt haben. Welches Wort habe ich gegen ihn gebrochen? Welche Versprechen habe ich nicht erfüllt? Welches Ansuchen habe ich ihm abgeschlagen? Ich wünschte auf seiner Seite die Franzosen zu bekämpfen; allein er hat Sorge getragen, daß ich zu Hause bleiben mußte, um gegen mein eigen Volk zu fechten. Habe ich eine solche Behandlung verdient?" Als er etwas besänftigt war, wagten wir, ihm vorzustellen, daß er seinen und Sir Sidney's Feinden Gehör gegeben habe, daß Niemand ihm getreuer anhinge, als dieser, und daß der letzte Auftrag, den wir von ihm bekommen hätten, ehe wir die Flotte verließen, ein Andenken für Pascha Djezzar gewesen wäre. Zum Beweise dieser Aussage legte ich ihm das Geschenk vor, welches Sir Sidney mir anvertraut hatte. Es war ein kleines niedliches Teleskop mit silbernen Auszügen. Er sah es aber mit Geringschätzung an, und sagte, es habe ein zu glänzendes Ansehen für ihn. Zugleich griff er nach einem alten Schiffsglas, das in einem grauen Leder über seinem Kopf hing, und setzte hinzu: „Geringere Instrumente dienen zu meinem Zwecke; zudem können Sie Sir Sidney sagen, daß Djezzar, so alt er auch ist, selten der Hülfe eines Glases bedürfe, um zu sehen, was um ihn vorgeht."

Hr. Palmer, Professor der arabischen Sprache auf der Universität zu Cambridge, welcher seit Djezzar's Tode zu Acre gewesen ist, hat in dem Palast desselben von seinem ehemaligen Sekretär vernommen, daß Djezzar lange damit umging, Sir Sidney umbringen zu lassen. Es ist wirklich erstaunenswerth, daß es nicht geschehen ist. Da wir sahen, daß der Pascha über diesen Gegenstand nicht von seiner Meinung abzubringen war, so lenkten wir das Gespräch auf die Ursache unsers Besuches, und wünschten eine Lieferung von Vieh zum Unterhalt der brittischen Flotte. Er versprach ein hundert Stück Rindvieh zu liefern, aber unter der Bedingung, daß man ihn nicht in Geld dafür bezahlen sollte. Das einzige, was er in der Folge dafür verlangte, daß er den Engländern zweymal Lebensmittel geliefert hatte, war einiges Feldgeschütz oder etwas Munition. Man sagt aber, es wäre ihm nie etwas dergleichen zugeschickt worden.

Er sagte, es würde einige Zeit vergehen, ehe man das verlangte Rindvieh zusammentreiben könnte. Wir überredeten deshalb den Kapitän Culverhouse, die Zwischenzeit dazu anzuwenden, mit uns das gelobte Land zu durchreisen. Als Djezzar unser Vorhaben erfuhr, versprach er uns zu dieser Reise Pferde aus seinen eigenen Ställen, und eine Eskorte von seiner Leibgarde; auch gab er seinem Drogman, dem Signor Bertocino, Befehl, uns auf dieser Wanderung zu begleiten, und uns allen möglichen Beystand zu leisten.

Von der Habsucht dieses Mannes hat schon der Baron von Tott in seinen Memoires gesprochen. Es hing von ihm ab, ob die Produkte seines Landes sollten ausgeführt werden oder nicht. Wenn's ihm nicht gefiel, blieb Alles im Lande. Was für Folgen dies für die Einwohner hatte, war ihm völlig gleichgültig. Depping.

Ueber französische schöne Literatur nach französischen Schriftstellern.

(Beschluß.)

Aber nicht allein Geoffroy, auch im Moniteur erhob sich neulich ein Gegner gegen die französische Dramaturgie, nur mit dem Unterschiede, daß Letzterer auf die Quellen des Uebels hindeutet, die Geoffroy, wohlwissend, warum, mit Stillschweigen übergeht. Sie liegen eben so im Genius der französischen Sprache, als in der Sklaverey unter dramatischen Regeln, denen die Franzosen nicht entsagen wollen, weil sie sonst gerade das als unnöthig, oder wenigstens als zufällig an ihren Tragikern ansehen müßten, was sie bisher als das vorzüglichste Verdienst derselben priesen. Aeußerst merkwürdig ist die Behauptung des Recensenten im Moniteur: „daß Aristoteles die drey Einheiten gar nicht als dramatische Grundregeln aufstelle; es sey der Abbé d'Aubignac gewesen, der sie auf Richelieu's Befehl nach Aristoteles ausgebrütet, und dabey den Grundtext verfälscht habe; dem Abbé sey diese Arbeit aufgetragen worden, weil es sich um Aufstellung eines Systemes handelte, wornach man Corneille verdammen konnte. Corneille, von seinen Freunden gewarnet, sey aber der Cabale dadurch zuvorgekommen, daß er der Erste d'Aubignac's Systeme dem Scheine nach gehuldigt, und seine Stücke verdammt habe!"

Wenn diese Bemerkung richtig ist, so wirft sie ein sonderbares Licht auf die französische Dramaturgie und ihre sklavischen Verehrer. Warum spricht doch der Recensent im Mercure de France nichts dagegen? Warum sagt er z. B. nichts von Dussaults (Y.) letztdiniger Behauptung im Journal de l'Empire: „daß die Franzosen keine Uebersetzung der Alten haben, und auch nie eine bekommen würden?" Da hätte er Gelegenheit genug gefunden, literarische Ketzer und Abtrünnige zu bekämpfen, und den Deutschen verzeihen können, wenn sie über französische Literatur eben so wie Aufgeklärte unter seinen Landsleuten urtheilen.

Doch ich kann nicht umhin, Ihnen eine Probe vom Style des Recensenten im Mercure mitzutheilen, die um so köstlicher ist, als der neueste Ton in der literarischen Conversation der höhern Zirkel selten zur Kenntniß des Publikums gelangt. Vorläufig ist zu bemerken, daß er nie sagt: Voltaire, Grimm, Metastasio, sondern Mr. de Voltaire, Mr. le Baron, l'abbé Metastasio, etc. Wiegt das nicht Racine's Seigneurs auf?

Hier die Schlußstelle seines Aufsatzes:

... „Des races d'enfans attendent une race d'hommes! Quelle pitié, Messieurs! Passés moi ce terme; et Vous nous donnés cela pour de la critique! Et Vous renverriés Corneille, Racine et Voltaire à l'école comme des écoliers qui promettont! Et Vous dites que la France attend ses Tragiques! Vous parlés de monumens à élever à la gloire du théâtre et Vous ne voyés pas resplendir autour de Vous ces édifices de Jaspe et de Porphyre, où l'or et la gemme sont incrustés avec

un art si merveilleux! Ah, si la litterature avoit ses misanthropes, quels assauts de mauvaise humeur n'auriés vous pas à soutenir. Mais les Emportemens d'Alceste ne conviennent point dans des matières après tout frivoles. En morale les opinions ne sont indifférentes; elles le sont en litterature. Que ces Messieurs se donnent donc carrière! Qu'ils s'égayent de tout leur coeur à nos dépens! Ils font également notre joie, je les en avertis! Rien n'est plus légitime que ce petit échange de divertissemens. (Glauben Sie nicht, Moliere's Precieuses sprächen?) Quant à moi Messieurs, (les redacteurs du Mercure), je m'y serai livré aujourd'hui sans scrupule, si vous ne trouvés pas ma lettre trop longue. Elle me le parait beaucoup trop. Je me hâte donc de la terminer etc. Recevés, je Vous prie, Messieurs, l'assurance de ma parfaite considération, et toutes mes excuses, soit que Vous preniés la peine d'inserer ma petite sortie dans votre journal, soit que Vous ayés seulement celle de la lire.

Das ist wol Urbanität; aber man muß gestehen, daß sie, tant soit peu cérémonieuse sey.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, July 1813.

(Beschluß.)

Das Ballet-Chor im Hof-Theater nächst dem Kärntherthor ist aufgelöset, indessen bleibt Duport noch hier, und wird im Theater an der Wien einige Ballette von seiner Erfindung geben. Die Direktion hat ihm vorläufig zwölf Vorstellungen bewilligt, und zahlt ihm angeblich für jede der sechs ersten achthundert Gulden W. W., und von jeder der übrigen den dritten Theil der Einnahme nach Abzug aller Kosten. Sehr wahrscheinlich hat er sich noch eine freye Einnahme vorbehalten. Da das Eintrittsgeld um das alterum tantum erhöht wird, so kann sich Duport in sechs Wochen immer acht- bis zehntausend Gulden zusammen tanzen, und er befindet sich wohl dabey, denn schwerlich wird ihm an einem andern Orte, am wenigsten in Paris, wo er Vestris und Gardel nachsteht, eine gleiche Belohnung und Ehre werden. Das erste Ballet wird Aschenbrödel seyn. Man interessirt sich sehr dafür, und diejenigen, welche behaupten, daß bey uns curiositas generis communis sey, haben gar nicht Unrecht. Die Befriedigung der Neugierde abgerechnet, wird dabey nichts gewonnen. Das Auftreten Duports ist und bleibt eine ephemere Erscheinung, bey welcher dieselben Entrechats und Pirouettes wiederkehren, und man nur die Beweglichkeit oder das à plomb des Tänzers, allenfalls auch sein Kompositionstalent, bewundern kann. Uebrigens steht er isolirt da, und das zu bleiben scheint selbst sein Wunsch zu seyn, da er, wie oft bemerkt ist, mit andern ausgezeichneten Tänzern sich zusammenzustellen vermeidet. Der bekannte Solotänzer Rainoldi ist mit seiner Gattinn beym Theater in der Leopoldstadt engagirt. Darüber darf man sich nicht wundern, denn wenn diese Bühne gleich sich beynahe ausschliessilich mit lokalen Lustspielen, Parodien und Zauber-Opern beschäftigt, so erhält sie sich doch, der guten Administration wegen, in einer gewissen Celebrität, und man sieht zuweilen auf derselben sehr brave Künstler erscheinen.

Bey allem Druck der Zeiten werden die öffentlichen Vergnügungsorte doch immer überaus zahlreich besucht; vorzüglich der Prater, wenn bey heiterer Witterung etwa ein Feuerwerk gegeben wird. Dies ist ganz eigentlich die Sache des Kaiserlich Königlichen privilegirten Kunst- und Lustfeuerwerkers, Kaspar Stuwer, dessen Einladungen so original als wortreich sind. Will er z. B. eine Rose vorstellen, so erzählt er zum voraus, daß die Rose das Sinnbild der Schönheit und Tugend sey, sie das prächtige Sinnbild, Schönheit und Tugend gepaart vorstelle, was allgemeine Sitte wäre, dem geliebten Gegenstande Rosen zu streuen, und er daher ebenfalls den Schönen Wiens als Zeichen der Dankbarkeit in einer Fronte eine Rose zum Opfer bringe, die sich prächtig entfaltet, und wenn sie sich in ihrer Schönheit und Pracht gezeigt haben wird, verschwindet etc. — Dergleichen Tiraden füllen einen Bogen; das Publikum strömt zu, sieht die prächtige Rose wie eine Seifenblase verschwinden, und hält sich durch die Schlußkanonade entschädigt. Und doch existirt vielleicht nichts Unnützeres als Feuerwerke und Luftfahrten, insofern man bey Letztern weiter keinen Zweck hat, als sich in die Luft zu erheben.

Hr. Franz Anton Steiner in Wien hat seine Musikschule seit dem Anfange dieses Monats bedeutend erweitert. Es wird in derselben nicht allein Unterricht ertheilt im Singen aller vier Vokalschlüssel, im Fortepiano, Guitarre, Violine und Viola, Violoncellos und Contrebaß, Organos und Generalbaß, sondern auch nunmehr in der Flöte, Oboe, Klarinett, Fagott, Waldhorn, Trompete, englisch Horn, Bassethorn und Tschakan. Zöglinge, welche Fleiß und Fähigkeiten zeigen, erhalten annoch täglichen Unterricht in der französischen Sprache, im Zeichnen und Tanzen, und sollen in der Folge auch Italienisch und Fechten lernen. Da der Unternehmer zugleich Direktor der Singknaben des Theaters an der Wien ist, und arme Knaben unentgeldlich aufnimmt, so läßt sich von dieser Anstalt bey einiger Ausdehnung, selbst in theatralischer Hinsicht, recht viel erwarten.

In unserm privilegirten Intelligenzblatt benachrichtigt Hr. Joseph de Saurimont das Publikum, daß er, in Folge der von kunstverständigen Personen vorgenommenen mehrern Versuchen von der hochlöblich K. K. Stadthauptmannschaft die Bewilligung erhalten habe, eine Fabrik zu errichten, um nach einer von ihm ganz neu entdeckten Methode das Tuch vom Livreetuch bis zur allerfeinsten Qualität vollkommen wasserdicht zuzubereiten. Nach all den vielfältigen Versuchen, die angestellt worden sind, bewährt es sich vollkommen, daß nur die Oberfläche eines solchen zubereiteten Tuches durch das Wasser naß werden kann, und daß diese naßgemachte Oberfläche auch auf der Stelle wieder trocken wird. Das auf diese Weise zubereitete Tuch ist für Mäntel, Ueberröcke und andre dem Regen ausgesetzte Kleidungsstücke oder Gegenstände besonders vortheilhaft; es hindert auch die Ausdünstung des Körpers nicht im Geringsten, verliert eben so wenig weder an der Farbe, noch an der Qualität, und erleidet nicht den mindesten Flecken. Um es zu reinigen, braucht man es nur mit der Bürste zu kehren, ohne es zu klopfen, weil durch die Zubereitung alle Poren des Tuches geschlossen werden, und so das Eindringen des Staubes eben so sehr als jenes des Wassers gehindert wird. Es hat die nämlichen Eigenschaften als der englische Drappe; doch ist dieser wegen der Dicke schwer zu tragen, während das hier zubereitete Tuch immer durch seine natürliche Leichtigkeit gleich bequem zu tragen ist. — Der Preis für die Elle ist 36 Kreuzer.

Durch ein Dekret der K. K. niederösterreichischen Landes-Regierung, vom 23. July, wird, der allerhöchsten Willensmeynung Sr. Majestät gemäß, demjenigen, welcher die Erfindung, befrachtete Schiffe ohne Anwendung von Zugvieh stromaufwärts zu führen, machen, und die Ausführbarkeit praktisch darstellen würde, ein derselben angemessenes ausschliessendes Privilegium zugesichert.

Beylage: Uebersicht der neuesten Literatur Nro. 17.

Nro. 192.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 12. August, 1813.

Lieb' und Freundschaft wandeln unter guten
Frommen Menschen tröstend auf und ab,
Treten weinend an ein Blumengrab,
Wo die Brust versank, an der sie ruhten.

Tiedge.

Proben aus Hafis Divan.

6.

Der verlorene Jusuf
Kommt nach Kanaan, gräme dich nicht.
Aus der Zelle des Grams
Wird ein Rosenbeet, gräme dich nicht.
Dieses traurige Herz
Wird beruhiget, gräme dich nicht.
Diesem störrigen Kopf
Wird Vernunft zu Theil, gräme dich nicht.
Kehr't der Frühling des Lebens
Zu des Wiesengrüns Brautbeet zurück,
Wird die Nachtigall auch
Rosenzelte bau'n, gräme dich nicht.
Wenn der kreisende Himmel
Ein Paar Tage nach Lust dir nicht thut,
Denke, kreisender Lauf
Fodert Ungleichheit, gräme dich nicht.
Du verzweifle nicht, wenn du
Das Geheimniß des Himmels nicht weißt.
Denn es hüllet ein Schleyer
Viel Geheimnisse, gräme dich nicht.
Wenn der Strom des Verderbens
Der Erwartung Gebäude zerstört,
Bleibt im Wirbel der Fluth
Nuh dein Steuermann, gräme dich nicht.
Zwar der Weg ist gefährlich,
Und von ferne das Ziel nicht zu spähn,
Doch bestehet kein Weg,
Der nicht endiget, gräme dich nicht.
Willst du Wüsten durchwandern,
Voll Begierde die Kaaba zu seh'n,
Wenn die Distel dich sticht,
Oder Dornenbusch, gräme dich nicht.
Meine Lage, die Trennung
Vom Geliebten, des Neiders Bemüh'n,
Alles, alles durchschaut
Gott, der Welten lenkt, gräme dich nicht.
Und so lange bey finstrer
Nacht im Wirbel der Armuth Hafis
Die Gebote vollzieht,
Und den Koran liest, gräme dich nicht.

Auszug aus dem Tagebuch eines Missionärs, vom Oktober 1807 bis zum Januar 1808, auf Befehl der afrikanischen Missionärs-Gesellschaft bekannt gemacht.

15. Oktob. Ich verließ Sierra-Leona, und segelte auf einem Schiffe der Colonie nach Riopongas.

18. Oktob. Gegen 10 Uhr langten wir bey dem Eingebornen Fantinami an, der mit allen seinen Leuten uns sehr gastfreundlich aufnahm.

20. Oktob. Auf meine Frage, ob hier kein Stück Landes zu verkaufen stehe, um eine Niederlassung für uns anzulegen, antwortete Fantinami, daß zwar die Oberhäupter dieser Gegend kein Land verkaufen; wenn jedoch ein Weisser, um sich anzusiedeln, hieher komme, so könne er nach Belieben einen Platz zu seiner Niederlassung auswählen, müsse denn aber auf einen bestimmten Tag alle Oberhäupter der benachbarten Städte und Dörfer zu sich einladen, einen Bock schlachten, unter sie vertheilen, und überdies jedem von ihnen eine Portion Pulver nebst etwas Rhum und Tabak schenken. Die Kosten für alle diese Ar-

tikel mögen sich etwa auf 90 Piaster belaufen. Die Einwohner nennen dies Fest Dantika. Hat der Weisse diese Formalität beobachtet, und seine Gebühren entrichtet, so überlassen ihm die Oberhäupter den Besitz des gewählten Grundstücks, er kann damit schalten, wie, und so lange da bleiben, als er will. Beliebt es ihm in der Folge wieder von dannen zu ziehen, so hat er sogar das Recht, sein auf jenen Boden gebautes Haus zu verkaufen.

Ich erkundigte mich bey Fantinami weiter, ob ich nicht jetzt gleich die Dantika für mich und meine Missions-Brüder entrichten könnte; oder ob sie Jeder von uns absonderlich abzustatten habe. Er antwortete mir, daß, wenn ich dieselbe sogleich jetzt bezahlen wolle, das Stück Landes zwar mein persönliches Eigenthum werden solle; daß dann aber meine Brüder bey ihrer Ankunft noch ein Mal die gleichen Gebühren abzustatten hätten. Er rathe mir daher, ihre Ankunft abzuwarten, indem dann die Dantika von Allen zusammen, mit den gleichen Unkosten, wie jetzt von mir allein, entrichtet werden könne.

31. Oktob. Heute stattete ich bey dem, in diesem Kantone herrschenden, Mongepacke einen Besuch ab. Er lebt etwa zwey Meilen von hier, tief im Walde, wie ein Einsiedler. Sein Haus ist klein, aber im Innern reinlich. Fantinami musste mir als Dollmetscher dienen. Ich erklärte mich gegen Mongepacke, daß ich und vermuthlich noch drey andre Personen sich in seinem Lande niederzulassen wünschten, in der Absicht, nicht zwar mit Sclaven, sondern mit selbst beliebigen Artikeln einen Tauschhandel zu treiben, und aus dessen Ertrage zu leben. Ich setzte hinzu, einer unsrer Hauptzwecke sey, die Sprache der Suso's zu erlernen, um mit der Zeit die Kinder der Eingebornen in den Künsten der Europäer unterrichten zu können. Mongepacke schien mit diesen Aeußerungen zufrieden, und versicherte mich, daß wir in seinem Lande unangefochten würden leben können. Die meisten Einwohner finden es indeß lächerlich, daß wir die Suso-Sprache zu erlernen, und die Kinder auf englische Weise groß zu ziehen gedenken, und einigen kommt dies höchst seltsam, ja sogar unbegreiflich vor. Doch fehlt es hinwieder auch nicht an solchen, die es einsehen, was für Vortheile dies ihren Kindern bringen werde, und die darum über unsre Ankunft Freude bezeugen.

Die Weiber sind hier zu Lande nicht zur Arbeit gezogen; unter hunderten ist kaum eine zu finden, die nähen kann. Diese Beschäftigung bleibt in der Regel den Männern überlassen. Letzthin sagte mir Fantinami, er wünschte, daß wir auch Frauen mit uns bringen möchten, deren gutes Beyspiel wohl nicht ermangeln würde, heilsam auf die Afrikanerinnen zu wirken. Das fand ich auch so, und bemerkte ihm einzig, daß es eben nicht gerathen seyn dürfte, eher Europäerinnen in diesen Welttheil einzuführen, als bis wir Männer uns unsrer eignen Sicherheit vergewissert hätten.

Von den hiesigen Sclavenhändlern haben viele ihre ins Land gebrachten Kapitalien wieder verschleudert; wirklich sterben sie meist verschuldet, und hinterlassen nichts, als minderjährige uneheliche Kinder, denen es an Mitteln fehlt, sich eine bessere Erziehung, als die der Eingebornen vom gewöhnlichen Schlage, zu verschaffen.

14. Nov. Heute hat Fantinami ein Opfer gebracht, und dabey einen sehr hohen Grad von Aberglauben gezeigt. Um das Opfer zu bewerkstelligen, nahm er zwey Ziegenhörner, legte sie in eine zinnerne Schüssel, warf sich dann vor der Schüssel auf die Knie nieder, und murmelte, die Hände auf die Hörner gelegt, etwas zwischen den Zähnen. Ich war kurz vorher aus dem Gemache gegangen, und während der Zeremonie wieder eingetreten. Auf die Frage, was er da mache, gab er zur Antwort, er bete und opfre für einen seiner Leute, der einige Meilen von hier krank liege.

10. Dec. Fünf von Fantinami's Leuten begaben sich zu dem Seema. Der Seema ist eine Art Sekte, an deren Spitze sich die Oberhäupter des Landes befinden. Gewöhnlich, doch nicht regelmäßig alle Jahre, läßt eines der Häupter der Sekte im Oktober einige junge Leute zusammen kommen, und gibt ihnen mehrere Tage hindurch Feste, an denen getanzt und gesprungen wird; auch theilt er Reis, und nicht selten Fleisch von einem auf diesen Anlaß geschlachteten Ochsen unter sie aus. Während dieser Festtage unternehmen die jungen Leute bisweilen Excursionen in ihre Dörfer, tanzen und jubeln daselbst, und machen Proselyten die Menge. Dies Jahr sollen sich aus diesem einzigen Distrikte mehr als zweyhundert junge Leute zu dem Seema begeben haben.

Was eigentlich das Wesen des Seema ausmache, weiß, außer den Eingeweihten, Niemand. Man glaubt, einer der Hauptgebräuche dabey bestehe darin, daß man einige Gerichte von außerordentlicher Art essen müsse; jedoch ist auch dies bloße Vermuthung. Sobald der Seema beysammen ist, werden die Kandidaten von ihren Chefs in die Wälder geführt. Dies findet mehrere Tage hindurch Statt. Drey Monate müssen sie daselbst zubringen; ihren Aeltern oder Meistern steht es zwar frey, ihnen Speise zukommen zu lassen; doch darf diese ihnen einzig von den Eingeweihten gereicht werden, indem ihnen die Gemeinschaft mit allen andern Menschen untersagt ist. Werden sie während ihres Aufenthaltes im Lande einer Weibsperson ansichtig, so tödten sie dieselbe auf der Stelle. Fällt ihnen eine Mannsperson in die Hände, so wird sie, wofern sie sich nicht für eine starke Summe loskaufen will, grausam mißhandelt. Nach Verfluß von drey Monaten gehen die Kandidaten wieder aus dem Holze hervor, und reisen von einem Dorfe zum andern. Auf diesen Zügen

sind sie gehalten, mit ihren Trommeln auf den Straßen einen großen Lärm zu machen, damit Jeder, der auch des Wegs wandelt, sich bey Zeiten zurückziehen könne. Nähern sie sich einem Dorfe, so müssen sie es wieder so machen, damit die Einwohner sich vor ihrer Ankunft in ihren Häusern verbergen können; sie selbst dürfen in kein Haus hinein gehen. Wer, zumal vom weiblichen Geschlechte, ihrer auf der Straße oder in Dörfern gewahr wird, einzig die Mitglieder des Seema ausgenommen, kann darauf zählen, mißhandelt zu werden. Den Weissen dürfen sie kein Leid zufügen, und sie selbst entschuldigen diese Letztern damit, daß sie nicht verpflichtet seyen, die Gebräuche des Landes zu kennen. Kurz vor dem Eintreten der Regenzeit löst sich der Seema auf, und Jeder kehrt in seine Heimath zurück; wer zur Secte gehört, darf dann noch einige Wochen lang mit keiner Frauensperson reden, und nicht viel essen; auch ist er gehalten, öftere Waschungen vorzunehmen.

Fantinami erzählte mir, sein Meister, bey dem er zwanzig Jahre gedient habe, habe einmal einen vormals in den Seema eingeweihten Sklaven gekauft, und ihm auf der Stelle die Freyheit anerboten, wenn er ihm die Geheimnisse des Bundes enthüllen und sagen wolle, was er in dem Walde gemacht habe; der Sklave aber sey, seiner großen Liebe zur Freyheit ungeachtet, nicht dahin zu bringen gewesen, die Sache an seinen Herrn zu verrathen. Dieser habe ihn endlich einschiffen lassen, wie wenn er ihn zu Markte führen wollte, und ihm dann die frühern Verheißungen nochmals wiederholt; allein der Sklave, seinem Geheimnisse getreu, habe sich lieber in ein fremdes Land verkaufen lassen, als an seiner Secte zum Verräther werden wollen.

Eines der vornehmsten Oberhäupter des Seema ist Mongepacke. Er und die übrigen Dorfoberhäupter tragen zur Verbreitung dieser verderblichen Secte nicht wenig bey.

Auch die Weiber haben unter sich eine Art von Seema, der aber weniger streng ist, als derjenige der Männer. Wer in denselben eintreten will, muß sich einer gewissen Operation unterwerfen, die von einer der Aeltesten vorgenommen wird, und sich dann eine Zeitlang ganz allein, und ohne daß eine Mannsperson ihr nahe kommen darf, in einem Wald, oder in der Wiese aufhalten, wo jene Operation vor sich gegangen ist. Dieser Seema findet nur etwa alle fünf oder sechs Jahre Statt. Da viele Einwohner in der Ueberzeugung stehen, eine Frau, die in diesen Mysterien eingeweiht sey, könne ihrem Manne nie untreu werden, so ermangeln die Männer selten, sich in dieser Hinsicht den Wünschen ihrer Weiber zu fügen.

25. April. Man hat hier einen Kolingi gefeyert, wozu gewöhnlich mehrere Personen aus den benachbarten Städten und Dörfern eingeladen werden. Der Kolingi ist eine Art von Fest, welches einem Verstorbenen zu Ehren von seinen nächsten Verwandten gegeben wird. Man bereitet auf dasselbe eine große Menge Gingiore, (eine Art Wein, der aus den Wurzeln gezogen wird), nebst Palm- und Honigwein. Alle diese Getränke werden in solchem Uebermaße unter die Gäste vertheilt, daß sie sich oft schrecklich berauschen. Für Erwachsene feyert man gewöhnlich drey Kolingi, für Kinder aber keines.

H.

Anekdote aus Peter Justinians Geschichte von Venedig.

Das Kreuz in dem Horne der venetianischen Dogen.

Die Herzogliche Krone der venetianischen Dogen (corno ducale) war mit vier und zwanzig großen birnenförmigen orientalischen Perlen, einem Diamant auf der Spitze, einem großen Rubin von besonderer Schönheit und röthlicher Farbe in der Mitte, einem aus fünf Smaragden bestehenden Kreuze, und andern drey und zwanzig großen und kleinen Smaragden und zwölf Balassen besetzt. *)

Einen seltsamen Grund aber soll nach der Geschichte die Aufnahme des Kreuzes in diese Krone haben.

Der Doge Delfino hatte nämlich Lorenzo Celso, der gerade damals als Admiral gegen die Genueser zur See war, zum Nachfolger. Eine falsche Nachricht von einer gewonnenen Seeschlacht, die ein Genueser überbracht hatte, bewog den Senat im Freudentaumel, den vermeinten Sieger, Lorenzo Celso, zum Herzog zu wählen.

Er ward feyerlich nach Venedig eingeholt, und trat als Doge auf. Wollte der noch lebende Vater den neuen Herzog, seinen Sohn, öffentlich begrüßen und sehen, so mußte er, kraft der Majestät des Staatsoberhauptes, mit entblößtem Haupte vor dem Sohne erscheinen. Der Stolz kam hier mit den Wünschen des Vaterherzens in Streit. Der Vater wollte nicht.

Der Sohn aber half sich mit der List, ein kleines goldenes Kreuz an die herzogliche Krone zu heften, um, wie der Geschichtschreiber sagt, Jedem, der seinen Vater mit entblößtem Haupte an seiner Seite sah, zu zeigen, der Vater erzeige diese Ehrfurcht nicht dem Sohne, sondern dem — Kreuze! **)

Pr. Fr.

*) Majers Beschreibung von Venedig, I. Th. S. 161.

**) A fin, che andando publicamente il padre à testa scoperta dal figliuolo posto in quella grandezza, paresse ad ogn' uno, che egli facesse riverenza alla croce, e non al figliuolo. L. c. L. IV. p. 129.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris.

Die Truppe des Théâtre français hat ungeachtet der Abwesenheit eines Theiles derselben dennoch täglich eine gute Einnahme. Besonders ist es bey der Aufführung: Figaro's Hochzeit, stets sehr voll. Die italienische Oper gibt seit Kurzem mit vielem Beyfall: Sex Marc Antonio, Musik von Cimarosa. — Auf dem Brunet'schen Theater hat der große Riese Gargantua, der ganze Braten und Wein-Flaschen verschlingt, eben nicht die beste Aufnahme gefunden, und kann auch nur Kinder belustigen. Einem andern neuen Stücke an demselben Theater, das Schloß If genannt, ist es nicht viel besser gegangen: Die Handlung geht darin im Schloß If, einem Staatsgefängnisse, nicht weit von Marseille, vor. Die Rolle eines provenzalischen Seemanns, Namens Troistours, hat etwas Lustiges. Besonders hat folgendes Lied gefallen, das er singt:

Cette vie est une galère,
Où chacun, la rame à la main,
Cherche en dépit du vent contraire
À faire gaîment son chemin.
Par les orages,
Par les naufrages,
On est sans cesse arrêté,
Balloté.
On s'en console,
Quand pour boussole
Franc voyageur,
On a choisi l'honneur.
Moi, dans ma modeste croisière,
J'ai pour cargaison la santé,
Pour gouvernail j'ai la gaîté;
Et vogue la galère!

Ueber das Kaiserliche Institut wird noch Manches geschrieben, gescherzt und gerathen. Im Journal de l'Empire wird die Frage aufgeworfen, ob es denn unumgänglich nöthig sey, daß dies Institut nur unter den bewerbenden Kandidaten ein neues Mitglied suche, und ob es nicht eben so vernünftig wäre, auch auf diejenigen, die sich nicht darstellten, Rücksichten zu nehmen, ja sogar nicht einmal zu fordern, daß der Kandidat ein Buch geschrieben habe, um sich darstellen zu können, wie es bisher geschehen ist. Es könne ja oft Jemand, der nur einige Seiten geschrieben habe, weit mehr Talente besitzen, als Einer, der mit einem dicken Buche sich anmelde. — In einem andern Blatte wird gerathen, die alte Mahler-Akademie wieder herzustellen, indem jetzt ein geschickter Künstler lange Jahre warten könne, ehe ein Platz im Kaiserlichen Institut offen würde. Dadurch würde auch der Kunsteifer sehr befördert werden. — Ein andrer Journalist sagt, es bewerbe sich diesmal um die durch den Tod des Hrn. Cailhava erledigte Stelle nur ein Kandidat; das Institut werde also wol genöthigt seyn, selbst en corps den Gelehrten einen Besuch abzustatten, und sie zu ersuchen, zu ihnen ins Institut zu kommen, anstatt daß gewöhnlich die Kandidaten den Mitgliedern des Instituts einen Besuch abstatten.

Auch unter das Personale der großen Oper ist ein Zankapfel geworfen worden. Es thut sich seit einiger Zeit eine Tänzerinn, Namens Mlle. Gosselin, hervor; ihre Gelenkigkeit ist so außerordentlich groß, daß man glauben sollte, sie sey, wie Geoffroy sagt, desossée, das heißt, ohne Knochen. Diese Tänzerinn ist aber bis jetzt nicht genug hervorgehoben worden. Daher hat einer ihrer Anhänger, von einem allzugroßen Eifer getrieben, neulich im Journal de l'Empire abdrucken lassen: Mlle. Gosselin übertreffe alle seyenden und gewesenen Tänzerinnen; sie sey unvergleichlich, und werde bald in einem neuen Ballete die Hauptrolle spielen zum Trotze aller ihrer Nebenbuhlerinnen. Diese für die übrigen Tänzerinnen so beleidigenden Ausdrücke sind mit Recht in mehrern Zeitungen angegriffen worden. Selbst Geoffroy hat dagegen geeifert und zu beweisen gesucht, daß Mlle. Gosselin zwar gut tanze, aber deßwegen doch noch nicht die erste Tänzerinn von der Welt genannt zu werden verdiente; der Verfasser jenes Aufsatzes sey vermuthlich noch zu jung, als daß er die gewesenen Tänzerinnen könne gekannt haben.

Heute hielt die Freymaurer-Loge zum großen Sphinx eine feyerliche Sitzung nach einem allgemeinen Gastmahle. Hr. Thory las darin einen sehr interessanten Aufsatz über die Archive dieser Loge vor. Unter andern gab er darin Nachricht von dem Zuwachs, welchen diese Archive seit einiger Zeit durch die Freygebigkeit einiger Maurer bekommen. Hr. Redouté hat denselben eine merkwürdige Rolle von Papyrus, die er aus Egypten mitgebracht hat, geschenkt. Die Kaiserl. Bibliothek hätte dieselbe gern an sich zu bringen gesucht, wegen der Schrift, welche diese Rolle enthält; allein Hr. Redouté hat sie lieber den Freymaurern vermachen wollen. Mit der Entzifferung der Schrift soll jetzt ein gelehrter Orientalist in Paris beschäftigt seyn. Ferner hat die Loge von einem deutschen Mitgliede aus dem Sachsen-Weimarschen Hause, welcher sich in Paris aufhält, ein sehr seltnes Werk über die Freymaurer bekommen, wovon nur noch sehr wenige Exemplare vorhanden sind, weil die andern auf Befehl eines Kaisers in Vorzeiten zernichtet wurden.

Nicht weit von Paris hat man vor Kurzem beym Ausgraben einen kleinen Kasten mit alten vergoldeten Ringen und andern Alterthümern gefunden. Der Eigenthümer hat dieselbe dem Alterthum-Kabinet an der Kaiserlichen Bibliothek geschenkt, wo sie vom 1. August an sollen aufgestellt werden. — Der deutsche Tonkünstler Reichard, welcher sich hier befindet, und Hr. Fayolle, wollen zusammen eine vollständige Abhandlung über die musikalischen Kompositionen herausgeben. Das Programm davon ist schon heraus.

Von Miß Edgeworths neuem Romane Vivian, der zu den Lebens-Scenen gehört, welche die Verfasserinn nach und nach herausgibt, ist eine französische Uebersetzung erschienen. Hr. Graf de la Borde hat die 32ste Lieferung seiner pittoresken Reise in Spanien erscheinen lassen, wie auch eine neue Lieferung von der Sammlung von Gärten, die er mit dem Mahler Bourgeois herausgibt. Zu der pittoresken Reise nach Oesterreich, woran der Graf seit drey Jahren arbeitet, sind die meisten Kupfer fertig; alle, die Referent gesehen hat, sind in schwarzer Manier. Diese leichte Art wird jetzt häufig zu Kupferwerken gebraucht, da der eigentliche Kupferstich heutzutage allzu kostbar wird. Hr. v. Choiseul Gouffier, welcher etwas Vollständiges und Befriedigendes für Künstler liefern will, läßt aber die Kupferstiche zu der Fortsetzung seiner Reise in Griechenland ganz ausarbeiten. — Kurz nach der Revolution hat ihn der Buchhändler Tilliard, er möge eine neue Ausgabe des ersten Bandes seiner Reise veranstalten, weil manche Exemplare in den Unruhen wären verloren gegangen. Hr. v. Choiseul ließ es sich gefallen, und besorgte daher zuförderst eine neue Ausbesserung der Kupferstiche. Er verwandte 15,000 Franken darauf. Als sie fertig waren, fiel ihm aber bey, daß durch die neue Ausgabe sein Werk allzugemein werden würde; er verhinderte daher das Drucken, und wollte lieber die angewandten 15,000 Franken verloren geben. Man hört jetzt mit Bedauern, daß diese Kupferplatten jetzt selten ausgeschliffen oder planirt werden, wodurch sie also für die Kunst verloren gehen.

Nro. 193.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 13. August, 1813.

Mensch! Lobe Gott im Lenz, und wenn der Sommer dich
Mit Laubgewölben deckt,
Und wenn der Herbst auf Traubenhügeln lacht
Und wenn der Winter zürnt.

Thomsen.

Die vier Jahrszeiten in Aegypten.

Nach Dr. Larrey. *)

Da das Austreten des Nils auf den Boden von Aegypten einen sehr bedeutenden Einfluß hat, und in dieser Rücksicht große Veränderungen hervorbringt, so mag sich das konstitutionelle Jahr von dieser Epoche datiren. Sie fällt, im Durchschnitte gerechnet, ungefähr auf den zwanzigsten August. Von diesem Augenblicke an bis zur Herbst-Tag und Nacht-Gleiche steigt das Wasser ununterbrochen, und das ganze überschwemmte Aegypten gleicht dann einem Meere, aus welchem viele Städte und Dörfer als eben so viele Inseln empor steigen, deren Einwohner ihre Verbindung mit einander blos vermittelst der Schiffahrt unterhalten können. Gegen Ende Septembers fangen die Gewässer an, zu fallen, und so wie der Schlamm, den der Nil auf die sandigen Ebenen hinschwemmt, zum Vorschein kommt, besäet man das Erdreich mit Klee, Gerste und Korn, und fährt damit fort, so wie die Fluth sich immer weiter zurückzieht. Diese erste, etwa drey Monate dauernde Jahrszeit könnte man die feuchte nennen; sie ist als der Winter des Landes zu betrachten, und die während derselben blasenden Westwinde vermehren noch die Feuchtigkeit und die oft beschwerliche und schädliche Frischheit einer Atmosphäre, die des Abends, und mehr des Morgens, mit dichtem Nebel bedeckt ist. Um diese Zeit zeigen sich Augen- und Catharral-Beschwerden, Durchfälle und Frieselfieber.

Die zweyte der ägyptischen Jahrszeiten beginnt mit der Annäherung der Winter-Sonnenwende, etwa um die Mitte Decembers, und dauert bis zum ersten März, welches die Zeit der Ernte ist. Gleich im Anfange dieser Jahrszeit dreht sich der Wind von Westen nach Osten, und behält mit wenigen Abweichungen diese Richtung bis zum März. Wegen der den Tag über sehr starken Hitze, die sich mit derjenigen vergleichen läßt, welche in Europa im Junius verspürt wird, kann man, der äußerst kalten Nächte ungeachtet, diese Jahrszeit als den Frühling von Aegypten betrachten. In diesen Monaten treiben und wachsen alle Pflanzen am stärksten, und die ganze vom Nilstrom durchfurchete Ebne, die zur Sommerszeit ein Bild nackter Dürre und Erstorbenheit darstellt, bekleidet sich mit dem schönsten und üppigsten Grün. Die Natur, neubelebt durch den Fruchtbarkeit ausgießenden Fluß, scheint sich zu verjüngen, und Vögel und Thiere leben der Liebe. Diese Jahrszeit, die man im eigentlichen Sinne die befruchtende nennen könnte, ist sehr gesund; nur hat man sich vor dem Nachtfroste in Acht zu nehmen.

Die dritte Jahrszeit, deren Dauer sich vom ersten März bis zu Ende des Maimonats erstreckt, ist für die Gesundheit der Einwohner, zumal der Fremden, die gefährlichste. In den ersten Tagen dieser Jahrszeit werden die in den letzten Tagen des Frühlings begonnenen Ernten beendigt. Die während des Frühjahrs herrschenden

*) Ober-Chirurgus der K. K. Garde, bekannt als Verfasser des Werks: Mémoires de Chirurgie militaire etc.

Ostwinde gehen in Westwinde über, die anfänglich nur schwach wehen, aber je länger je stärker werden, um dann ebenfalls nach und nach wieder abzunehmen. Etwa funfzig Tage lang blasen diese Winde sehr heftig und heiß, gewöhnlich drey bis vier Stunden nach einander, und sind um so brennender, als sie die, ganz Aegypten im Westen einfassenden, unermesslichen Wüsten durchfluthen. Außer dieser verderblichen Eigenschaft führen diese Winde noch eine Menge fauler Ausdünstungen mit sich, welche von allerley thierischen und vegetabilischen Substanzen ausgehen, über welche in den, durch das Zurücktreten der Nil-Fluthen entstandenen, Seen und in den, von der Ueberschwemmung erreichten, Kirchhöfen die Hitze eine schnelle Verwesung herbeyführt. Dies veranlasst nicht selten pestartige Krankheiten. Von den ungeheuern Verheerungen, welche die Pest, nach der großen Ueberschwemmung von 1801, in dieser Jahrszeit unter den Einwohnern von Cairo und Ober-Aegypten anrichtete, sind die Franzosen selbst Augenzeugen gewesen. Es gibt kaum ein lebendiges Wesen, das in diesen Tagen seine Gesundheit nicht mehr oder weniger angegriffen fühlte; auch ist bey der Behandlung der Krankheiten eine um desto größere Sorgfalt nöthig, da die meisten derselben ihrem Charakter ungetreu zu werden pflegen.

Die vierte Jahrszeit beginnt vor Tag- und Nacht-Gleiche oder ungefähr mitten im Junius, und reicht bis zum Austreten des Nils. Der Wind geht nach einigem Wechsel in einen fortdaurenden, nicht sehr kalten, und einen sehr regelmäßigen Gang beobachtenden Nordwind über, der mit der Sonne auf und unter geht, allmählich zunimmt und, wenn die Sonne zu sinken anfängt, sehr heftig wird. Auf seinem Wege über das mittelländische Meer nimmt dieser Wind die wässerigen Dünste desselben mit sich fort nach Aethiopien, wo sie sich zusammenhäufen und verdichten, um sich dann, zur Zeit der Sommer-Sonnenwende, in Strömen von Regen auf die Gebirge von Abyssinien herabzustürzen. Daher das allmähliche, in periodischer Regelmäßigkeit sich erneuernde, Steigen des Nils. Während dieser Jahrszeit herrscht den Tag über eine sehr große, aber keineswegs beschwerliche Hitze; die Nächte hingegen sind sehr frisch, aber nicht feucht. Von Krankheiten ist keine Spur vorhanden; es sind die reinsten und gesundesten Tage des ganzen Jahres.

Auf Wilmo's frühen Tod.

Scilicet omne sacrum mors importuna profanat.
Ovid.

Die Blüthe soll des Sturmes Beute seyn?
Umsonst erneuen wir Frag' und Beschwerde.
Jetzt Schillers Wort auf Wilmo's Leichenstein:
Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!

H 8.

An Wilmo's Vater.

O bändige Dein Vaterherz! —
Die Zeit besiegt zuletzt den Schmerz,
Doch früher — Resignation.
Fort lebt in Deiner Brust Dein Sohn.

H 8.

Brief des römischen Gelehrten Francesco Cancellieri an Hrn. A. L. Millin, gedruckt in Rom (1812) bey Francesco Bourlié.

(Der Verfasser dieser kleinen Schrift gehört zu denjenigen schätzbaren Menschen, die ihr Leben in eigennutzloser Mühe gleichsam begraben, und dabey keinen süßern Lohn kennen, als in der verdienten Theilnahme ihrer Zeitgenossen, und zumal ihrer Freunde, jezuweilen auszuruhen. Niemand hat und hatte in Rom mehr Freunde als Cancellieri, aber auch Niemand war es werther, geschätzt und geliebt zu werden. In seinen gelehrten Forschungen der Welt entzogen, war er ihr in seinem Herzen immer nahe; und ob er gleich die Sechzige zählt, so verließ ihn doch nie jene Heiterkeit, die nur solchen Personen eigen ist, die in tiefer Gutmüthigkeit eine immerwährende Jugend bewahren.

Der ausführliche Titel der kleinen Schrift, von der die Rede ist und deren Inhalt aus dem Titel selbst erhellt, heißt: Lettera filosofico-morale di Francesco Cancellieri sopra la voce sparsa dell' improvisa sua morte. Die Nachricht von dem Tode dieses Mannes hatte sich so plötzlich verbreitet, daß es eine längere Zeit brauchte, bis die Stimme seiner Freunde und noch mehr seine eigene Erscheinung das Gerücht widerlegte.

Auf diese Erscheinung nach seinem Tode bezieht sich das gelehrte Schreiben, in welchem Cancellieri, mit philosophischem Lächeln, in einer großen Reihe ähnlicher Fälle, sich selbst auftreten läßt, und gleichsam Blumen auf sein künftiges Grab streut.

Der Brief, von dem der nachstehende Auszug Einiges mittheilen soll, ist an den bekannten französischen Gelehrten, Hrn. Millin, gerichtet, dessen Freundschaft Cancellieri in Paris erlangt hatte, und in Rom erneuerte, als Hr. Millin im vorigen Jahre auf seiner noch fortdauernden gelehrten Reise durch Italien auch nach Rom kam. — Von den sämtlichen Werken Cancellieri's, dessen wesentlichste Kenntnisse die Geschichte des Mittelalters betreffen, findet sich ein ausführliches Verzeichniß in Millin's Magasin Encyclopédique. Sept. 1809. p. 298.)

Auszug aus dem Briefe. — Der Verfasser erzählt kürzlich zuerst den Vorfall, wie er, ohne selbst noch von dem Gerücht seines Todes unterrichtet zu seyn, von Freunden und zahllosen Bekannten als ein Wiedererstandener begrüßt worden sey.

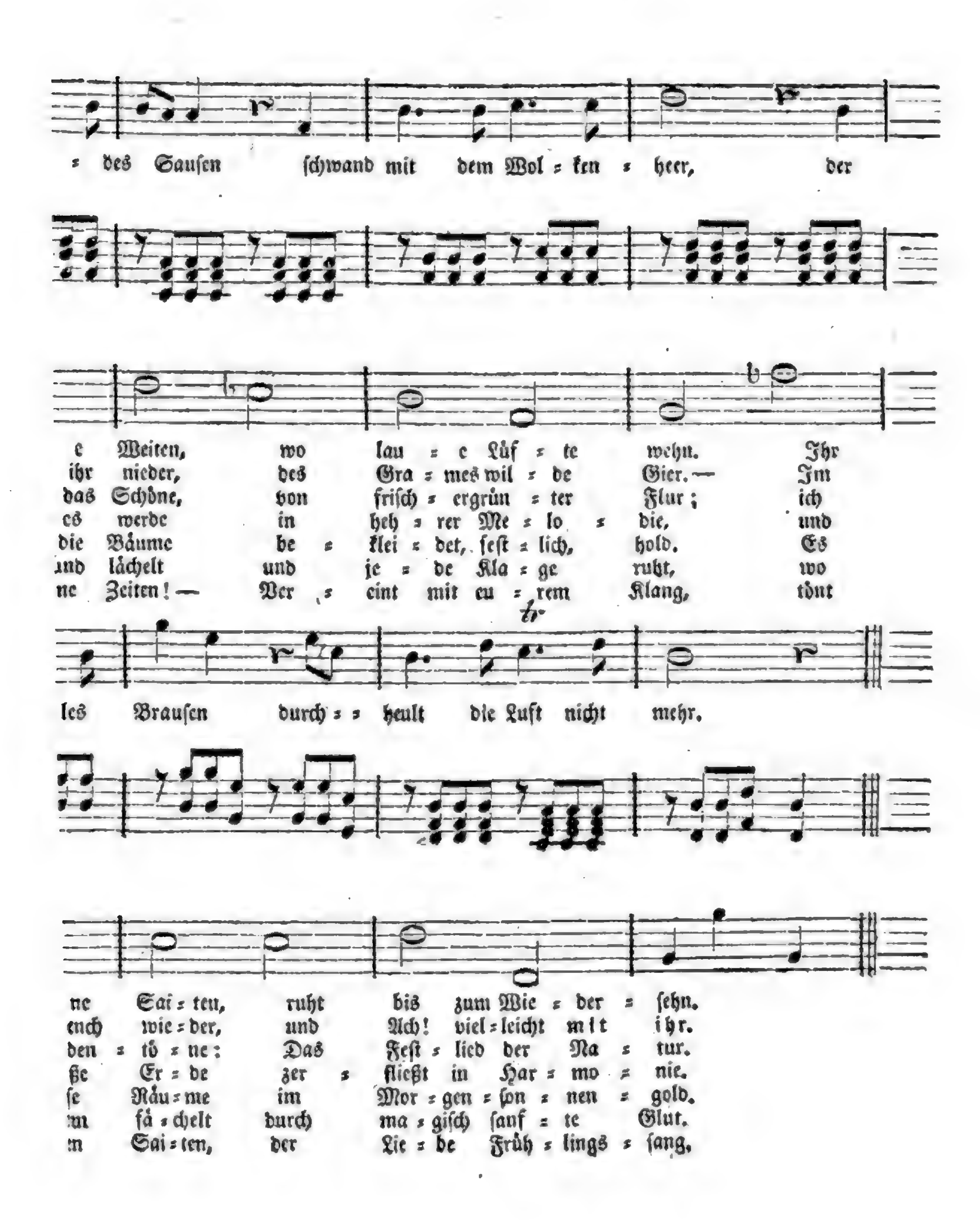
Andante.

Mit schim = me
Ihr rieft in
Mich faßt ei
Mit ei = ne
Durch grü = ne
Drum fort au
Noch e i = n

hol = de Früh =
sang ich mei =
aus in's jun =
aus Ge = bü =
ro = rens Licht =
ei = ne fro =
seh ich und

aus in frei =
Kum = mer warfst
Au = ge strahlt
tönt ein neu =
Bräu = te stehn
al = les lebt
mein! O schö =

a = her, gold' =
Herbst seh ich
ah = ne Freu =
Die = se gro =
schwim = men die =
Göt = ter = O = d
dann, ihr gold = n



= des Sausen schwand mit dem Wol = ken = heer, der
e Weiten, wo lau = e Lüf = te wehn. Ihr
ihr nieder, des Gra = mes wil = de Gier.— Im
das Schöne, von frisch = ergrün = ter Flur; ich
es werde in heh = rer Me = lo = die, und
die Bäume be = klei = det, fest = lich, hold. Es
und lächelt und je = de Kla = ge ruht, wo
ne Zeiten! — Ver = eint mit eu = rem Klang, tönt
tr
les Brausen durch = = heult die Luft nicht mehr.
ne Sai = ten, ruht bis zum Wie = der = sehn.
euch wie = der, und Ach! viel = leicht mit ihr.
den = tö = ne: Das Fest = lied der Na = tur.
ße Er = de zer = fließt in Har = mo = nie.
se Räu = me im Mor = gen = son = nen = gold.
m fä = chelt durch ma = gisch sanf = te Glut.
m Sai = ten, der Lie = be Früh = lings = sang,

„Ich war aus meiner Wohnung gegangen, ohne von dem, was sich über mein Nichtmehrvorhandenseyn verbreitet hatte, etwas zu wissen, als ich bey jedem Schritte von Bekannten aufgehalten, von Freunden freundschaftlichst umarmt wurde, während Andere voll theilnehmender Verwunderung ihr Erstaunen ausdruckten, mich gesund und wohlbehalten (sano e salvo) noch unter den Lebenden wandeln zu sehen. Unter diesen Freudenbezeugungen konnte mir nichts Glücklicheres wiederfahren, als dem Manne zu begegnen, (Hrn. Millin), dessen im Jahr 1805 in Paris erlangte persönliche Bekanntschaft und Freundschaft mir um Vieles das Leben werther gemacht hatte.“

Er verweilt hierauf bey den möglichen Ursachen, die jenes Gerücht hervorbringen mochten. „Schwerlich konnte es der Neid oder eine gewisse Eifersucht thun. Wer sollte auch rivalisiren mit einem Sechzigjährigen, der mit dem blühenden und Blüthe fordernden Reiche der Galanterie so wenig als mit dem Ehrgeiz und Eigennutz zu thun hat; der, um dem Verlassenwerden zuvorzukommen, sich selbst zum Einsiedler machte, und seit vielen Jahren in allgemeiner Scheidung von der Gesellschaftswelt lebt, eingeschlossen in den vier Mauern seiner Zelle, ohne viel größere Bequemlichkeit als diejenige, welche Diogenes in seiner Tonne besaß, einzig beschränkt auf ein ununterbrochnes Studium, das seine Glückseligkeit ausmacht? — Schwerlich hätte auch Jemand Ursache gehabt, gleich dem Caracalla nach dem Tode des Geta mich von der Erde wegzuschaffen, um mich im Himmel zu vergöttern mit jenem Ausruf: Sit divus, dum non sit vivus.“ —

„Wahrscheinlicher veranlassten nie geheilte Fußwunden, die mich von Zeit zu Zeit, seit zwanzig Jahren, leiden machten, jene Vermuthung. — Dem sey nun aber wie ihm wolle, genug, ich habe bey diesem Anlaß erfahren, daß ich nicht mit dem Scipio zu klagen hätte: „Die Menschen können wol sagen, wie viel Ziegen oder Schafe, aber nie, wie viele Freunde sie haben.““

Bey dieser Gelegenheit erörtert Cancellieri mit Dank und Bescheidenheit sein Verhältniß zu seiner Vaterstadt. „Seit meiner Jugend war es mein liebstes Geschäft, die alten und neuern Denkwürdigkeiten dieser meiner unsterblichen Vaterstadt, so viel an mir war, in helleres Licht zu setzen. Gelang mir's nicht, mir den Ruhm eines Mannes von ausgezeichneter Kraft (valent-uomo) zu erwerben, so thu' ich gern darauf Verzicht, wenn ich als Ehrenmann (galant-uomo) der Liebe meiner Mitbürger werth war; man kann von Niemand fordern, daß er gelehrt sey, Allen aber liegt es ob, sich des guten Namens zu befleißigen. — Weniger lag mir an literarischem Kriegsruhm, als am Frieden; daher vermied ich die umgekehrte Seite der Schaumünzen! — und so glaub' ich, daß mein vermeinter Tod einzig einem falschen absichtlosen Gerüchte zuzuschreiben gewesen sey, wie das schon Vielen begegnet ist.“

Unter merkwürdigen Beyspielen von Todtgeglaubten erwähnt er (aus Benedicti Pistoriensis historia quaedam amatoria) die Geschichte einer gewissen Franciska Rossi, die 1348 an der Pest gestorben war, und von ihrem Gemahl, welchen Schmerz der Sehnsucht, noch nach der Beysetzung, zu ihrem Grabe trieb, in's Leben zurückgeführt wurde. — Andre Beyspiele sind aus der ältern und neuern Geschichte entlehnt. Hier findet sich aus Lochners Singularia quaedam Mecklenb. L. III. p. 6. eine Grabschrift, welche der Sternseher, Tielemann Stella, in der Hauptkirche zu Schwerin setzen ließ, nachdem während einer Reise, die er mit Herzog Albert I. nach Holland machte, seine Frau, in Folge einer falschen Nachricht von dem Tode ihres Gemahls, das Opfer ihres Grams geworden war. Die Worte des Steins sind folgende: D. O. M. Helenae Rotromundiae, conjugi suae dulcissimae, ad perpetuum integri et sinceri amoris honorem et memoriam, Tielemannus Stella, Sigenensis, maritus infelix moerensque, pietatis ergo, posuit. Vixit an. MDLXI, XIV Kal. Nov. hora V. matutina, moerore animi consumpta, quod maritum suum carissimum, quum is honesta de causa in Belgium avocatus ibidem diutius detineretur, mortuum falso rumore credidisset. —

Eine andre Grabschrift, ebenfalls deutschem Boden entlehnt, wird aus dem Panegyrikus Lukas Bacmeisters, auf den Tod des Lukas Lossius, Rectors in Lüneburg, angeführt, der im J. 1566 für todt ausgegeben wurde, aber erst 1582 im 74sten Jahr seines Alters starb.

Lossius in studiis transegit tempora vitae
Luneburga tuae gloria, lausque scholae.
Dignus erat meliore loco; sed ad astra receptus,
Cumque Deo vivens, nunc meliore loco est.

(Der Beschluß folgt.)

Nachlese.

Ein italienischer Prediger rief, als er auf Christi Kreuzigung kam, schön mit Virgil aus:

In me, adsum qui feci, in me convertite ferrum,
O Rutuli, mea fraus omnis, nihil iste nec ausus
Nec potuit.

Nach Voß Uebersetzung:

Mir, mir! (Thäter bin ich!) zu mir gewandt mit dem Eisen,
Rutuler! Mein ist der ganze Betrug. Nichts konnte ja Der noch
Wagen noch thun.

*

Als Büffon den Styl des Montesquieu tadelte, rief Marquis von S..t: Montesquieu hat nur den Styl des Genius, und Sie, Büffon, haben den Genius des Styls.

*

Als Cardinal **Mazarin** erfuhr, daß nach der Meinung der Astrologen der neue Komet seinen Tod ankünde, sagte er: Der Komet erweist mir zu viele Ehre.

Kurz und schön ist die Aufschrift unter der Statue eines Helden zu Pferde:

Summum opus artis equus, gloria martis eques.

Ein Franzose nannte **Blanchard** den **Voltaire** der Luftschiffkunst.

Rivermont fragte, welcher König das Meer habe einsalzen lassen, und äußerte Bangigkeit, wenn einmal des Winters das Feuer gefröre.

Als von Unbestechbarkeit die Rede war, sagte **Terrason**: „Ich stehe für mich bis — bis auf — eine Million.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

Es ist der Akademie zu Dijon ein wichtiger Bericht über die neue Papiermaschine des Hrn. **Leistenschneider** erstattet worden. Schon **Didot** hatte in Frankreich, nach dem Beyspiel der Engländer, angefangen, das Papier, vermittelst einer Mechanik, zu verfertigen. Sein Versuch ließ aber noch viel zu wünschen übrig. Hr. **Leistenschneider** hat denselben vervollkommnet, und nunmehr läßt sich hoffen, daß das Papier künftig mit Hülfe seiner Maschine wird verfertigt werden können. Der Vortheil derselben ist augenscheinlich. Es werden dadurch in jeder Fabrik mehrere Arbeiter erspart, und dann wird das Papier auch viel gleichförmiger. Bey dieser Gelegenheit bemerkt die zur Untersuchung der Maschine ernannte Kommission, daß in gewissen Provinzen ein Unfug herrscht, den die Regierung noch nicht hat abschaffen können, und dem die Erfindung vermuthlich abhelfen wird. Die Arbeiter in den Papier-Fabriken haben nämlich geheime Verbindungen; sie unterstützen sich einander, zwingen die Fabrikanten, ihnen so viel Lohn und solche Kost zu geben, ihre Kinder und keine Fremdlinge in die Fabrik aufzunehmen und dergleichen. Da die Arbeiter etwas selten zu finden sind, so wird es ihnen leicht, diese Art von Herrschaft ungestört auszuüben. Zu dieser Seltenheit trägt außer andern Umständen auch dieses bey, daß die Arbeiter in Papier-Fabriken früh ihr Handwerk niederlegen müssen, vermuthlich, weil das stete Untertauchen mit den Händen im Wasser ihre Arme steif macht und beynahe lähmt. Die Maschine des Hrn. **Leistenschneider** kostet höchstens 1800 Franken. Diese Ausgabe wird bald durch die Ersparniß an Arbeitlohn bestritten. — Der Bericht der Kommission ist gedruckt zu haben, und steht auch im Moniteur.

Gegen die Erfindung der uranographischen Maschine von einem Müller im Vogesischen Gebirge schreibt ein Uhrmacher in einer hiesigen Zeitung: Es sey nicht möglich, daß ein ungelehrter Mann solch eine Maschine ohne alle Hülfsmittel habe erfinden können, und daß dieselbe schon längst von geschickten Künstlern auf eine ähnliche Art sey verfertigt worden. In Paris werde er also wenig Ehre damit einlegen. Zum Glück hat ihm die Regierung die Reisekosten vergütet.

Das Kaiserliche Institut und die Tänzerinn **Gosselin** sind jetzt der Vorwurf der Streitigkeiten in den Zeitungen und der Gespräche in den Sälen. Ersteres ist sehr verlegen wegen der Wahl eines Kandidaten an die Stelle des Hrn. **Sailhava**. Ein Uebersetzer des **Homers**, Hr. **Aignan**, hat sich darum gemeldet; allein man hat ihm in einer Zeitung bewiesen, daß er über tausend Verse aus einer ältern Uebersetzung abgeschrieben hat. Auch ein Schulmeister hielt um diese Stelle an, worüber das Journal de Paris folgende Bemerkung macht: Wir [illegible]n, daß der Kandidat sehr gut die Ruthe führt, er wäre deßhalb für das Institut eine wichtige Person, und könnte gegen einige seiner Mitbrüder zuweilen sein Amt ausüben. — Mlle. **Gosselin** hat einen hitzigen Vertheidiger im Journal de l'Empire, und wird darin über alle vergangene und lebende Tänzerinnen erhoben. Allein **Geoffroy** und die andern Journalisten sind gar nicht dieser Meinung; erst vor einigen Tagen standen in diesem Journal vier Spalten zu ihrem Lobe; allein unten in seinem Feuilleton setzte sie **Geoffroy** in vier andern Spalten ziemlich herunter, so daß an vier Spalten pro und vier Spalten contra in demselben Blatte sind, und nachdem man die acht Spalten gelesen hatte, wußte man gar nicht, mit wem man es halten sollte. — Im Journal de Paris ist neulich berechnet worden, daß das Journal de l'Empire 7237 Mal gegen **Voltaire** zu Felde gezogen ist.

Aus der Geschichte jener unbekannten Prinzessinn, welche die Kaiserinn **Katharina II.** in Livorno erziehen ließ, und die nachher verschwand, hat Hr. **Eusèbe Salverte** ein Trauerspiel gemacht, unter dem Titel: **Phédosie**, welches aber nicht gegeben, sondern blos gedruckt worden ist. — Zu den literarischen Neuigkeiten dieser Woche gehört die Sammlung von Hrn. v. **Boufflers** Werken, wie auch die Fortsetzung der neuen Ausgabe von **Laharpe's** Cours de litterature; dann ein italienisches Werk des Abt **Cancellieri** über die sieben verhängnißvollen Gegenstände des alten Roms, mit Bemerkungen über die geheimnißvollen Zahlen 3 und 7 bey den Alten. — Auch wird im Italienischen die Uebersetzung von **Buffons** Naturgeschichte fortgesetzt. — Von der Uebersetzung des deutschen Romans, **Agathocles**, von Car. v. **Pichler**, ist eine zweyte Auflage erschienen. — Neben dem Palais royal wird ein sehr hübscher Zwerg gezeigt. — Der Feuerwerker **Ruggieri**, welcher dieses Jahr die Unternehmung von **Tivolis** Lustgarten hat, benutzt die ersten trocknen Tage, welche wir diesen Sommer hier haben, um ein Feuerwerk von seiner Erfindung zu geben, welches die Geschichte **Ixion's** vorstellt.

Von dem Elephanten **Baba** wird nicht viel mehr gesprochen; nur erscheinen noch Kupferstiche, die ihn darstellen mit den vorzüglichsten Kunststücken, die er machte. — Es befindet sich in Paris ein Wasserträger, welcher stets reimt und dichtet; zuweilen reimt er zwanzig bis vierzig Verse aus dem Stegreife. Freylich sind sie ziemlich wässerig, wie es sich von einem Wasserträger erwarten läßt; indessen sind doch einige darunter nicht übel; und für einen Menschen dieser Klasse ist es doch immer merkwürdig. — Ein andrer Wundermann hieselbst ist ein gewisser Spanier, Namens **Cueto**, der ganze Seiten voll Zahlen herzusagen weiß, wenn er sie nur ein Mal gesehen hat. In den Schauspiel-Sälen sagt er gleich, wie viele Menschen beysammen sind, wie viel ein Abend der Kasse eingebracht hat. Er braucht nur einige Sekunden lang ein Maß Erbsen oder Bohnen anzusehen, um gleich die Zahl derselben zu bestimmen. Ehemals wäre dieser Rechenmeister ziemlich Gefahr gelaufen, als Zauberer behandelt zu werden.

D.

Musik-Beylage.

Lied, komponiert von Schneider in Berlin.

Nro. 194.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 14. August, 1813.

Sonder Ursach sollen wir niemals zücken unsre Degen.
Sonder Ehre sollen wir ihn darauf nicht niederlegen.

v. Logau.

Ein Dialog.

Von Weisser.

Ernst.

Unbesonnener Freund! Du hast ein Bild nach dem Leben entworfen, in welchem Nullus das seinige erkennt, und nun zittere vor seiner Rache!

Philo.

Zittern vor dem Nullus? Du willst sagen, ich soll über ihn lachen. Oder wenn du im Ernst verlangst, daß ich zittere: so lache ich noch mehr über dich, als über ihn.

Ernst.

Das Lachen ist oft das Schlimmste, was man thun kann, und ich fürchte, der Leichtsinn, mit welchem du deine Feinde verachtest, wird dich noch theuer zu stehen kommen.

Philo.

Wer sind denn meine Feinde, wenn ich bitten darf? Sind es die Ritter der Tafelrunde, unbezwinglichen Angedenkens? Ist ein Achill, ein Hector, ein Alexander, ein Cäsar, oder gar Herkules in eigener Halbgötter-Person unter ihnen?

Ernst.

Einer Herkulesnatur darf sich freylich keiner dieser Armseligen rühmen. Aber Herkulesse, oder nicht, es sind einmal deine Feinde, und man muß keinen Feind verachten.

Philo.

Um Verzeihung! Man muß Jeden verachten, der verächtlich ist, und am meisten die Leute, die gleich denjenigen, die du meine Feinde nennst, die Achtung gegen sich selbst aus den Augen setzen.

Ernst.

Es mag seyn, wenn nur nicht gerade diese sich selbst nicht achtende, und also auch nicht auf fremde Achtung Anspruch machende Menschenklasse zugleich die gefährlichste wäre.

Philo.

Aber der Unsinn ist doch nicht mächtiger, als die gesunde Vernunft? Wer, als ein Tropf, kann vor einem Tropf zittern, und braucht man ein Löwe zu seyn, um den Grimm des Hasen lächerlich zu finden? Ich bin keine Eiche, mein Freund. Aber der Wind aus einem so jämmerlichen Blasebalg, als dieser Nullus ist, wird mich wahrlich nicht aus meiner Wurzel reißen.

Ernst.

Du hast schon einmal erfahren, wozu diese Menschen fähig sind.

Philo.

Recht. Ich habe erfahren, daß sie fähig sind, Pasquille zu machen, auf Gründe mit Schimpfwörtern zu antworten, und gegen einen Guß von Lauge auf ihr sündiges Haupt sich mit einer Hand voll Koth zu wehren. Aber du, mein Freund, wirst doch ihre Pöbelhaftigkeiten und Nichtswürdigkeiten, durch die sie sich selbst mit Schande bedecken, nicht für Triumphe halten, die sie über mich davon tragen? Oder wäre die Ehre noch ein Gut, wenn es in der Gewalt der Ehrlosigkeit stände, sie ihrem Besitzer zu rauben?

Ernst.

O, was das Betragen dieser Hohenpriester der Göttinn, die man die Pöbelhafte nennt, gegen dich betrifft: so kann man es unmöglich mehr verabscheuen, als ich. Aber wenn ihnen die allgemeine Verachtung gewiß ist, warum solltest du sie dieser nicht stillschweigend überlassen?

Philo.

Wo habe ich denn noch ein Wort gegen sie verloren? Was kann ich dafür, daß dieser Nullus, der bey seinem Verfahren gegen mich Pflichten, von welchen die Rohheit selbst sich nicht entbindet, mit Füßen trat, und meine Gefälligkeit und mein Wohlwollen durch den höchsten Grad der Ungeschliffenheit und der Niederträchtigkeit, und durch eine Bosheit vergalt, die man kaum dem schwärzesten aller gefallenen Engel zutrauen sollte, was, sage ich, kann ich dafür, daß dieser Mensch, so oft ich von Falschheit, Unverschämtheit, Unwissenheit, Unverstand und Bauernstolz, und von der Katzennatur spreche, sich einbildet, ich meine seine Falschheit, seine Unverschämtheit, seine Unwissenheit, seinen Unverstand, seinen Bauernstolz, und seine Katzennatur? Ist es meine Schuld, oder die Folge seines bösen Gewissens, daß er das glühende Eisen in meiner Hand für ein Schandzeichen hält, das ich ihm wohlverdientermaßen auf die Stirn brennen will? —

Ernst.

Der Mensch ist freylich ein ungeheurer Thor, daß er Satyren, die eben so gut auf Diesen und Jenen, oder auf ein bloßes Geschöpf der Einbildung, als auf ihn gemacht seyn können, sich mit einer Begierde zueignet, mit welcher kaum ein Bettler nach ausgeworfenen Goldstücken haschen könnte. Indessen, wie ich dir sage, er findet sich abermal durch eines deiner Strafgedichte getroffen!

Philo.

Wirklich? Aber wie heißt denn der goldene Spiegel, der ihm, wie einem Basilisk, durch den Anblick seiner eigenen Gestalt den Garaus zu machen droht?

Ernst.

Deine Schilderung eines Pflastertreters ist es, von welcher er glaubt, sie hätte gar nicht entstehen können, wenn die Welt mit keinem Nullus gesegnet wäre.

Philo.

Ich freue mich, daß meine Briefe auch ohne Adresse nicht fehl gehen. Aber woher weißt du denn, daß Nullus mir und sich die Gerechtigkeit widerfahren läßt, sich zum Original des von meinem Pinsel geschaffenen Bilds eines Taugenichts aufzuwerfen? Er hat doch wohl nicht auf dem Markt ausgerufen: Der Pflastertreter, ihr Leute, den Philo zur Schau ausstellte, bin ich?

Ernst.

Allerdings macht er jedem andern Pflastertreter seinen Antheil an der Satyre streitig, und schwört ihrem Urheber bittere Rache.

Philo.

Ich zittere — noch immer nicht. Aber weißt du nicht, mein Freund, worin die bittere Rache des armen Pflastertreters denn eigentlich bestehen soll?

Ernst.

Ich weiß es freylich. Aber ich fürchte, du fürchtest dich noch weniger, wenn ich dir sage, was du von ihm zu fürchten hast. Er will dich nicht mit der Herkules-Keule, sondern mit dem Bengel eines Packknechts todtschlagen, oder ohne Metapher, Grobheiten sind es, wie er öffentlich sagt, mit welchen er gegen dich ins Feld zu rücken gedenkt.

Philo.

Vortrefflich! Wenn an dem Menschen auch sonst keine gute Eigenschaft zu rühmen ist, so kann man ihm doch nicht absprechen, daß er weiß, worin er allein seinen Mann zu stellen vermag, und nicht erst auf den Zuruf eines Apelles zu warten braucht, um die goldene Regel: Ne sutor ultra crepidam! zu befolgen. Aber was meinst du, mein guter Ernst, was wird das Publikum, oder wenigstens der bessere Theil desselben, zu diesen Nullus-Grobheiten und Nullus-Nullitäten sagen?

Ernst.

Ohne Zweifel nicht viel, worauf der Urheber stolz zu seyn Ursache hätte. Ich habe wenigstens noch nie gesehen, daß es einem Kothschleuderer die Stirn mit einem Eichenkranz umwand.

Philo.

Die frühern Grobheiten des Menschen gegen mich waren eine Saat, von welcher der Ausstreuer nichts als Verachtung erntete, und wir kennen also die Frucht bereits, die er sich von den spätern zu versprechen hat. Aber du, mein Freund, triebst doch wohl deinen Scherz mit mir, als du mich vor der Rache eines Menschen zittern hießest, der nichtswürdig genug ist, von sich selbst das offene Zeugniß abzulegen, er habe keine andere Waffen, als — Grobheiten?

Ernst.

Ich läugne es nicht, daß es mir mit dem Zittern um so weniger Ernst war, da ich weiß, daß ganz andre Leute, als dieser Nullus, und ganz andere, als Fischweiber- und Bootsknechts-Waffen, den Muth eines Mannes nicht zu beugen vermögen, der nie in die Schranken tritt, als um die Tugend gegen das Laster, die Vernunft gegen die Unvernunft, und das Rechte, Wahre und Schöne gegen Aberwitz und Wahnsinn, gegen Parteywuth, Bosheit, Unwissenheit und Dummheit zu vertheidigen.

Philo.

Laß dich umarmen, redlichster der Freunde, für die Gerechtigkeit, die du nicht mir, sondern Allem, was der

Menschheit von jeher heilig war, und ewig heilig seyn wird, widerfahren lässest! In dem rühmlichen Kampf für dieses Heilige kann man nur Ehre gewinnen, und nicht Ehre verlieren, und dein Freund darf in dem nämlichen Grade des Beyfalls der Weisen und Rechtschaffenen gewiß seyn, in welchem allen und jeden Pasquille und pasquillantische Recensionen ausbrütenden, mit Fischweiber-Zungen redenden, Gott und Welt verunglimpfenden, und sich selbst beschimpfenden Sudlern und Wochenblättlern die gerechteste und angemessenste Strafe, nämlich die öffentliche Verachtung, auf dem Fuße nachfolgt.

Ernst.

Dein Muth, mein Freund, ist deiner Sache würdig, und Minerva möge dich, wenn du wider Verhoffen ihrer Hülfe bedarfst, mit ihrem Schild bedecken! Aber nun genug von dem Schooßkind und auserwählten Sohn der Verächtlichkeit, genug, sage ich, von diesem Nullus, genug und abermal genug von ihm! Lassen wir ihn, da er doch unter anderm von jeher auch öfters den Ort zu verändern, und die Rolle des wandernden Weltbürgers zu spielen beliebte, seine Laufbahn damit endigen, daß er — auf den Blocksberg zum Herrn Urian reist.

Brief des römischen Gelehrten Francesco Cancellieri an Hrn. A. L. Millin, gedruckt in Rom (1812) bey Francesco Bourlié.

(Beschluß.)

Nachdem Cancellieri in mannigfaltigen Citaten seine weitläufige gelehrte Belesenheit gezeigt hat, geht er mit der Kindlichkeit eines alten guten Mannes zu einigen moralischen Betrachtungen über, betreffend die Nichtigkeit des Lebens, oder die Furcht vor dem Tode, und schweift dabey auf seine Weise im weiten Felde seiner literarischen Erinnerungen umher. Hier nur Einiges davon:

„Die Alten zeigten oft Unerschrockenheit des Todes, ja sie pflegten wol mit Bildern des Todes sich zur Freude zu ermuntern. Die Römer hatten nicht ungewöhnlich bey ihren Mahlen Teller, auf welchen Todtengebeine abgebildet waren. So stellten sie — wie bey den egyptischen Gelagen der Reichen, — nach Herodot — Aehnliches statt hatte, — silberne Skelette auf die wohlbesetzten Tische, um zu sagen: „Heut' freue dich, denn morgen bist auch du nicht mehr." — Unter den neuern sinnbildlichen Zeichen hat die Erfindung der Maske, so wie des bey Maskeraden gewöhnlichen, das Gesicht verhüllenden Tuchs oder Flors, in Form eines Mantels, (bautta), ursprünglich dieselbe Bestimmung gehabt. Noch jetzo erhält sich in Perugia der Gebrauch, ausgezeichnetes Confekt oder köstliches Backwerk in der Form von Todtenknochen zu verfertigen." —

Wie geflissentlich aber auch auf der andern Seite — die innere Furcht vor dem Tode dennoch nicht verläugnend — die Alten der gehässigen Idee des Todes auszuweichen bemüht waren, davon zeugen die vielen bildlichen Umschreibungen desselben — „Grenze des Lebens, Schlaf, stille Nacht, Uebergang nach Elysium u. s. w., so wie die vielen hierher gehörigen artistischen Embleme, flatternde Schmetterlinge, trauernde Amorinen, entlaubte Bäume, Aepfel unter grünende Cypressen verstreut" u. s. w. Mehrere Beyspiele werden angeführt, wo si quid accidisset, oder acciderit, gebraucht wird, statt: wenn der Tod ihn treffen sollte. Um dem Wort Defunctus auszuweichen, sagt Celsus nuper Themison etc. Niemand aber fürchtete den Tod mehr als Ludwig XI., der nach Bayle u. a. bey schwerer Strafe allen Rednern, so wie seinen Hofleuten verboten hatte, in seiner Gegenwart vom Tode zu reden.

In dem Schluß seines Schreibens bittet mit zarter Bitte der Verf. Hrn. Millin, auch wenn derjenige, der den Ruhm des verdienstvollsten Lebens sich gewonnen, den Tod nicht zu fürchten habe, doch seines theuren Lebens zu schonen, weil, wie Plinius sich ausdrückt, das Mangeln solcher Menschen, die Unsterbliches wirkten, immer zu frühzeitig ist, immer die bittersten Schmerzen erregt. —

In einer Anmerkung liest man ein interessantes, vollständiges Verzeichniß von Millin's mannigfaltigen Schriften. Auch Bertuchs biographischer Nachricht von Hrn. Millin in den geographischen Ephemeriden, Weimar 1811, S. 111, wird erwähnt. —

Ungeachtet übrigens in dieser kleinen Schrift, wie in manchen andern des Cancellieri, nicht eben eine strenge Ideenfolge herrscht, so zeugen doch alle von seinem eisernen Fleiß, von seiner unermeßlichen Belesenheit und Genauigkeit in Allem, was er citirt, so wie überall, wo seine Persönlichkeit durchblickt, seine Gutmüthigkeit und seine innigste Verehrung der Verdienste Anderer, wie seine unaustilgbare Liebe für die Wissenschaften unverkennbar sind. —

Hoffentlich wird Niemand den Augenblick bereuen, den er der Bekanntschaft eines schätzbaren, außer Rom, vielleicht kaum in der literarischen Welt bekannten Mannes, schenkte, wenn auch nur bey Anlaß einer seiner unbedeutendsten, jedoch ihn selbst charakterisirenden Schriften. — Dem Schreiben an Hrn. Millin sind die Worte angehängt: cui hic ludus noster non placet, ne legerit; antequam legerit, obliviscatur, aut non oblitus, ignoscat.

C. G.

Anmerkung zu dem Auszug aus dem Briefe Cancellieri's über seinen vermeintlichen Tod.

Die kleine Schrift wurde eigentlich durch einen Scherz veranlaßt, indem der Verfasser in einer Gesellschaft von

Freunden gesagt hatte: es liesse sich über den ihm begegneten Vorfall eine Abhandlung schreiben, der es nicht an Interesse fehlen dürfte. Er erhielt von einem angesehenen Manne die Aufforderung dazu, und in 24 Stunden war der erste Entwurf abgefasst. Hiermit entschuldigt Cancellieri, was er selbst als mangelhaft in der flüchtigen Arbeit erkennt, die gleichwol mit Beyfall aufgenommen worden, und mit Weglassung der Citatur von du Mersan (Magas. Encyclop. Mai 1812. S. 117.) in's Französische übersetzt worden ist. — Zu seinen vorletzten und wichtigern Werken gehören: Dissertazioni epistolari, biografiche sopra Cristoforo Colombo, und il mercato, lago dell' aqua Vergine e Palazzo Panfiliano nel circolo Agonale (Platz Navona) con un appendice di 32 documenti ed un trattato Sopra gli obelischi. Roma 1811, mit 19 K. in 4. bey Franz. Bourlié. Pr. 16 Paul. — Ein Brief des Hrn. M. Pouyard an Millin, sur les travaux de Msr. Cancellieri, im Magasin Encyclopédique. Paris 1809. Sept., S. 105, gibt ein ausführliches Verzeichniß selbst über die noch ungedruckten Schriften Cancellieri's.

In seiner einsamen Abgeschiedenheit erwirbt sich dieser Mann ein großes Verdienst um die gelehrte Welt, indem er, mittelst seiner vielen Lokalkenntniß von Rom, für Hrn. Millin die vollständigste Sammlung von allen in Rom verhandenen Inschriften aus heidnischer und älterer christlicher Zeit, mit der ausgezeichnetsten Genauigkeit und Sorgfalt verfertigen läßt, so wie auch die vielen, von Hrn. Millin angeordneten Zeichnungen von merkwürdigen Denkmälern aller Art, — welche ebenfalls Hrn. Millin's reiche Porteseuilles zieren werden, unter Cancellieri's Leitung stehen. — Man sieht unter den bereits fertigen Blättern Hunderte von Grabsteinen, die eine durchaus neue Uebersicht des geistlichen Kostüme, — herauf aus den ältesten christlichen Zeiten gewähren. Eine andre Folge von Zeichnungen betrifft Alles, was auf Kostüme der alten Theater sich bezieht. Eine dritte enthält einen Schatz von architektonischen Denkmälern aus den ältesten und mittlern christlichen Zeiten, die in den vielen Kirchen Roms ungekannt oder unbeachtet verstreut sind.

Nimmt man hierzu, daß Hr. Millin in Neapel sich die Erlaubniß des Königs ausgewirkt hat, (auf seine Kosten) das ganze Kabinet der Alterthümer aus Pästum, Herkulanum, Pompeji u. s. w. in den Studien vollständigst abzeichnen zu lassen, so mag man in Vergleichung mit den übrigen zahllosen Sammlungen aller Art, die gedachter Gelehrte in Neapel, Kalabrien and Apulien gemacht hat, und ununterbrochen (gegenwärtig in Apulien) fortsetzt, allerdings nicht übertrieben finden, was Cancellieri von Hrn. Millin zu sagen pflegt: porta tutta Italia in Parigi, er nimmt die sämtlichen Alterthumsschätze Italiens mit sich nach Paris.

Ein andres literarisches Verdienst, das Cancellieri sich erworben hat, ist, daß er, als ein Andenken seinem Freunde Visconti, in einem großen Folio-Band das geordnetste Verzeichniß von Visconti's ansehnlicher und merkwürdiger Büchersammlung gemacht hat. Mit unermüdetem Fleiß brachte er diese große Arbeit in vier Wochen zu Stande.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 6. July.

Am 3. July hielt die Akademie der Wissenschaften ihre, zu Leibnitzens Gedächtnißfeyer gestiftete öffentliche Sitzung. Hr. Professor Erman, (Sekretär), eröffnete sie mit einer Rede über den Sinn, die Bedeutsamkeit und den Zweck dieser Oeffentlichkeit. Hr. Professor Tralles, (Sekretär der mathematischen Klasse), hielt eine Lobrede auf den ehemaligen Direkter de la Grange; Hr. Professor Schleiermacher las eine Abhandlung über die verschiedenen Methoden des Uebersetzens; Hr. Staatsrath Uhden über Iphigenia in Aulis nach alten Werken der bildenden Kunst.

Am 20. Juny feyerte die Gemeine der hiesigen Sophienstadt das hundertjährige Jubiläum ihrer Kirche. Nächst dem religiösen Feste ward auch die Dankbarkeit geübt. Auf Veranstaltung des Direktors der Kunst-Akademie, Hrn. Frisch, war das Bild der Stifterinn der Königinn Louise Sophie, (dritte Gemahlinn Friedrich des Ersten), dem Altar gegenüber aufgestellt und mit Blumenkränzen umgeben, so wie auch die ganze Kirche damit reich verziert war. Nach den priesterlichen Reden ward eine Musik, Text vom Prediger, Hrn. Agricola, Komposition von Hrn. G. A. Schneider aufgeführt. Ein Mitglied der Gemeine, der Bildhauer, Hr. Gast, überreichte am Altare ein vortreffliches Krucifix von Balthasar *), aus Elfenbein geschnitzt, der Kirche zum Geschenk, und die Armen wurden mit Liebe bedacht.

Ein katholischer Geistlicher, der erst kurze Zeit hieher berufen ist, empfing für Ertheilung des Abendmahls von einer alten Dame, Mad. G . . . . . ein ansehnliches Geschenk, und als das Testament eröffnet wurde, ist er — Universal-Erbe eines sehr bedeutenden Vermögens. Die Dame hatte ihn in den letzten Zügen zum ersten Mal gesehen; so führt der Himmel die Seinen wunderbar.

*) Balthasar Permosers, gewöhnlich nach seinem Tauf-Namen blos Balthasar genannt, war zu Cammern in Bayern 1650 geboren, widmete sich früh der Bildhauerkunst, und bildete sich in Italien, besonders bey langjähriger Beschäftigung in Florenz, noch mehr aus. Endlich kehrte er nach Deutschland zurück, besuchte Wien, Dresden u. s. w. auch Berlin im Jahre 1704, und hinterließ überall Zeugnisse seines Talents. Für den König Friedrich I. bildete er hier einen pfeilschießenden Cupido und einen Herkules aus Marmor. Beyde sind im kleinen Verhältniß, aber hier, bey Statuen und Basreliefs in Marmor und Elfenbein, hatte er die meiste Stärke und vollendete Zartheit. Seine Arbeiten sind nicht zahlreich, weil er sich selbst selten genügte und Vieles wieder vernichtete. Der Künstler starb im Jahr 1732.

Räthsel.

Ich bin der Oberherr der Welt,
Der Geister Schmuck, der Herzen Hülle,
Protektor der Verstellungskunst,
Weis' ohne Studium, groß ohne Thaten,
Mild ohne Güte, grausam ohne Strenge,
Der Schwäche Vater und der Höflichkeit,
Durch Trügen schön, verächtlich ohne Schminke,
Ein Auswurf der Natur, ein Meisterstück
Der Kunst, mit Einem Wort, ich bin — — .

G.

Logogriph.

Vom Ganzen wird Euch zugeschnitten,
Was ephemeren Werth nur leiht;
Doch hebt, bey tadellosen Sitten,
Euch Geist und Herzenswürdigkeit.
Drey Zeichen weg, so wirds bestritten,
Und Euch die Ehre heimlich abgeschnitten. G.

Auflösung der Charade und des Räthsels in Nro. 186:
Chercher. Der mathematische Punkt.

Nro. 195.

Morgenblatt

für gebildete Stände.

Montag, 16. August, 1813.

Man spricht vergebens viel, um zu versagen;
Der andre hört von Allem nur das Nein.

v. Goethe.

An den Liebesgott.

Für meine Liebesglut, die verzehrende,
Räch', o Kupido, mich an Aurelia,
Der Undankvollen, doch Geliebten,
Sonnigen Blicks und umeisten Herzens!

Ha, senk' in Ihren Busen mein flammend Herz,
In meinen Busen Ihr unerbittliches,
Daß liebekrank sie das Entsetzen
Fühle, die Martern des Nichtgeliebtseyns!

Hg.

Weinlied.

Ist das Leben Seifenblase,
Wie Poet und Redner sagen,
Wein dazugemischt, und länger
Wird sie bunte Farben tragen.

Ist das Leben eine Blume,
Wie Poet und Redner sagen,
Stets mit Wein sie neu begossen,
Und sie muß dir baß behagen.

Ist das Leben eine Reise,
Wie Poet und Redner sagen,
Netze nur mit Wein die Räder,
Und im Fluge rollt der Wagen.

Ist das Leben ein Theater,
Wie Poet und Redner sagen,
Trinke Wein, in deiner Rolle
Musterlich hervorzuragen.

Hg.

Die Coptischen Klöster im Thale Natroun, nach der Schilderung des Generals Andreossy.

In dem von mehreren, zum Theil ziemlich großen und durch Sandbänke von einander getrennten, Seen bewässerten Thale Natroun, welches ein dreyßig Meilen langer, oben ganz flacher, einer Wüste gleichender Bergrücken, dem kaum ein Pflanze entkeimt, und der nur äußerst selten von einem lebendigen Geschöpfe betreten wird, vom Nil-Strome abtrennt, befinden sich mehrere schon im vierten Jahrhundert gestiftete, vermuthlich aber seither zu verschiedenen Malen wieder erneuerte Coptische Klöster. Drey dieser Ordenshäuser haben die Gestalt eines länglichen Vierecks, und sind mit gut aufgeführten und wohl unterhaltenen Mauern umgeben, an deren oberm Theile sich etwa vier Fuß breite Trottoirs hinziehen. Ueber diesen Trottoirs sind theils in der Mauer selbst, theils so, daß sie einen Vorsprung bilden, Schießscharten angebracht, durch welche hindurch die Mönche, da ihnen der Gebrauch der Feuergewehre in ihrer Ordensregel untersagt ist, mit Steinen gegen die Araber sich zu vertheidigen suchen. Jedes dieser Klöster hat nur einen einzigen, kaum vier Fuß hohen, und drittbalb Fuß breiten Eingang. Das sogenannte Kloster der Syrer ist im Besitze des Wunderbaumes von Sankt Ephrem. Von diesem sagt die Tradition, es seyen in den ersten Zeiten des mönchischen Eifers die Klostergeistlichen bey dem heil. Ephrem mit Klagen darüber eingekommen, daß das Erdreich in ihren Sandwüsten nichts hervorbringe.

Der Heilige, um sie auf die Probe zu setzen, und ihren Eifer noch mehr anzufachen, habe hierauf einem seiner Proseliten befohlen, seinen Stock in den Sand zu pflanzen, mit Bedeuten, daß derselbe zu einem Baume erwachsen werde. Mit widerstrebendem Herzen soll der junge Mönch gehorcht, der Baum aber durch ein Wunder Wurzeln und Aeste getrieben, und sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Wahr ist es, daß in dem Kloster noch gegenwärtig ein sechs und zwanzig Fuß hoher, und zwölf Fuß im Umkreise habender Baum steht, welcher der Baum von Sankt Ephrem, oder des Gehorsams, genannt wird. Es ist ein Indischer Tamarindenbaum, und die Syrischen Mönche glauben die einzigen zu seyn, die einen solchen besitzen.

Die Zellen der Mönche sind kleine Schlupfwinkel, in welche das Tageslicht einzig durch den etwa vier Fuß hohen Eingang hinein dringt, und in denen, außer einem Wasserkruge, einem Gefäße zur Abkühlung des Wassers, Quleh genannt, und einer Matte nichts weiter von Geräthschaften zu finden ist. Ueberall herrscht Unordnung, und eine ans Ekelhafte gränzende Unreinlichkeit. Das Einzige, was sauber gehalten wird, sind die mit sehr grobgemalten Bildern verzierten Kapellen und Kirchen. Da die Armuth den Mönchen nicht gestattet, für die Ausschmückung ihrer Kirchen großen Aufwand zu machen, so behalfen sie sich mit Nachmachen; so findet man z. B. statt silberner Lampen bey ihnen Lampen von Straußeneyern u. s. w.

Die meisten dieser Ordensgeistlichen sind entweder einäugig oder blind, und haben ein trauriges, unruhiges und verstörtes Aussehen. Sie leben von einigen Einkünften, und vornehmlich von Almosen. Ihre Nahrung besteht in Bohnen und Linsen, die mit Oehl zugerichtet werden. Ihre Zahl beläuft sich dermalen im Kloster von El Baramous auf neun, im Syrischen Kloster auf achtzehn, in demjenigen von Anba-Bubay auf zwölf, und in einem vierten auf zwanzig Mönche; mit neuen Ankömmlingen versieht sie alle der Patriarch von Kairo.

Worin die Lebensfreuden und Genüsse dieser frommen Cönobiten bestehen mögen, ist unbekannt. Wir konnten, so erzählt der General Andreossy, nicht das Mindeste bemerken, was hätte vermuthen lassen, daß sie sich mit der Cultur ihres Geistes oder mit irgend einer Handarbeit beschäftigen. Ihre Bücher sind lauter ascetische, auf Pergament oder Baumwollenpapier, theils in arabischer, theils in koptischer Sprache geschriebene Manuscripte. Die Koptischen sind am Rande mit einer arabischen Uebersetzung versehen; einige dieser Letztern, die etwa sechshundert Jahre alt seyn mögen, haben wir mit nach Frankreich gebracht

Gegen die Araber üben die Mönche, nothgedrungen, die Pflicht der Gastfreundschaft aus; dabey müssen sie beständig auf ihrer Hut seyn, und wenn sie von einem Hospitium zum andern reisen, so geschieht dies immer nur des Nachts. Die Araber auf ihren Streifzügen ermangeln nicht, in den Klöstern einzukehren, daselbst zu essen und ihre Pferde zu füttern.

Bey dem Zustande von Furcht und Unterdrückung, in welchem die Klosterbewohner des Thales von Natroun leben, hegen sie einen entschiedenen Widerwillen und Haß gegen Jedermann, welcher der herrschenden Religion mit Eifer zugethan ist, und die Macht der Vorurtheile ist hier so groß, daß die Verschiedenheit der Religion, und sogar der Sekten, nicht blos Christen und Mahomedaner, sondern unter diesen Letztern selbst diejenigen zu geschwornen Feinden macht, die rücksichtlich auf einzelne Lehrsätze von ungleichem Glauben sind. Voll frommen Eifers fragte man den Verfasser dieser Nachrichten in diesen heiligen Ruhestätten, wenn man jetzt einmal alle Muselmänner umbringen werde?...

Gleichwol ereignet sich zuweilen, daß Eigennutz und Aberglaube die abgesagtesten Feinde zusammen bringt. So sendet etwa ein Muselmann aus einer benachbarten Provinz, der ein Taubenhaus zu errichten gedenkt, einen Expressen mit dem üblichen Geschenke in die Klöster der Wüste. Die guten Väter nehmen die Gabe an, und senden hinwieder an den Geber einen mystischen Zeddel zurück, der, in das Taubenhaus eingelegt, dem allgemeinen Glauben zufolge, den Flor und die Bevölkerung der neuen Colonie soll befördern helfen.

Vezins und Regnier.*)

Unter den empörenden Gräueln der Bartholomäus-Nacht und der weitern Mordscenen, die ihr folgten, ereignete sich doch (1572) eine merkwürdige That, deren Erwähnung geschickt seyn dürfte, das Abscheuliche, was die Erinnerung an die erste mit sich führt, wenigstens auf Augenblicke auszulöschen.

Es lebten in der Provinz Quercy zwey gleich tapfere Edelleute. Der Eine, mit Namen Vezins, Lieutenant des Marquis von Villars, vereinigte mit dieser Tapferkeit einen Charakter von Rauhheit, der ihn vielen Menschen verhaßt machte. Der Andere, Namens Regnier, hatte weit mehr Sanftes und Gefälliges an sich. Diese beyden Edelleute haßten sich tödtlich, und ihre gemeinschaftlichen Freunde hatten eben so, wie ihre Nachbarn, Alles angewendet, um sie wieder zu versöhnen, aber ganz ohne Erfolg. Während des ganzen Tumultes jener Schreckensscene dachte Regnier lange schon an nichts als an seinen Tod, und bereitete sich, so viel er konnte, darauf; mit Eins sieht er Eines Schlags seine Thür ein-

*) Nach de Thou (histoire universelle T. IV. à la Haye 1740.) p. 394, 95.

brechen, und Bezins, der vom König den Befehl erhalten hatte, sich nach Cahors zu begeben, trat herein, den Degen in der Hand, hinter ihm zwey Soldaten. Regnier, nun ganz seines Todes gewiß, warf sich zur Erde nieder, und flehte die Barmherzigkeit Gottes an. De Bezins, mit einer fürchterlichen Stimme, befiehlt ihm, aufzustehen, ihm zu folgen, und ein Pferd zu besteigen, das auf der Straße seiner wartete. Der Andere, gehorchend, ohne zu wissen, wohin man ihn führen würde, verläßt die Stadt mit seinem Feinde, dem er sein Wort hatte geben müssen, ihm zu folgen. So führte ihn dieser bis nach Guyenne, ohne sich irgendwo aufzuhalten, und ohne ein einziges Wort auf dem ganzen langen Wege mit ihm zu sprechen.

Er befahl blos seinen Leuten, Sorge für ihn zu tragen, und ihm in den Gasthöfen alles Nöthige reichen zu lassen. So kommen sie endlich in Quercy und auf dem Schlosse Regniers an. Hier erst erklärte sich de Bezins gegen Regnier folgendergestalt.

„Es würde blos, wie Ihr seht, von mir abgehangen haben, die Gelegenheit, die ich schon lange her suche, zu benutzen. Aber ich hätte mich schämen müssen, auf eine solche Art mich an einem so tapfern Manne, wie Ihr seyd, zu rächen. Ich will, daß die Gefahr gleich sey für die Beendigung unsers Streits. Darum habe ich Euch das Leben gerettet, und seyd fest überzeugt, daß Ihr mich immer eben so geneigt finden werdet, unsere Ehrensache auf eine Art beyzulegen, wie es unter Edelleuten sich ziemt, als Ihr mich thätig gefunden habt, Euch von einem unvermeidlichen Tode zu befreyen.“ Regnier antwortete ihm:

„Nichts, o mein theurer Bezins, weder Willen, noch Stärke, noch Muth habe ich jetzt mehr gegen Euch. Eure Wohlthat hat mir Alles genommen. Alles Feuer meines Hasses ist erloschen durch Euren Edelmuth, der durch alle Jahrhunderte leben, und nie aus meinem Andenken wird vertilgt werden können. Ihr habt mich genöthigt, Euch zu folgen, und Ihr führtet mich bis hieher in mein Haus, ohne daß mir etwas Uebels begegnete. Von nun an werde ich Euch mit der freyesten Bereitwilligkeit überall hinfolgen, wohin Ihr nur wollet, und seyd versichert, daß ich keinen Augenblick anstehen werde, das Leben, das ich Euch schuldig bin, und das Bischen Tapferkeit, das Ihr mir zuerkennt, für Euren Dienst zu verwenden. Ich werde selbst einen Vortheil ziehen aus dem allgemeinen Unglück, das so viele Bürger verschlungen hat. Es ist der: Von der Größe der Wohlthat, die Ihr mir erwiesen habt, innig gerührt, werde ich jede Anstrengung aufbieten, daß meine Anhänglichkeit an Euch von nun an eben so aufrichtig und eben so lebendig sich offenbare, als mein Haß zuvor unversöhnbar.“ Nach diesen Worten warf er sich ihm an den Hals. De Bezins, immer noch etwas Rauhes und Finsteres in seiner Miene behaltend, antwortete: „Das ist Eure Sache, ob Ihr wollt, daß ich Euer Freund sey, oder Euer Feind. Ich habe Euch das Leben nur gerettet, um Euch in den Stand zu setzen, diese Wahl zu treffen.“

Und ohne die Antwort zu erwarten, gab er seinem Pferde die Sporen und eilte davon, ohne das Pferd, auf dem Regnier hergeritten war, mitzunehmen. Dieser ermangelte nicht, es ihm zurückzusenden; aber Bezins wollte es nicht wieder annehmen.

Dieser nämliche Bezins vertheidigte einige Jahre nachher mit vieler Tapferkeit die Stadt Cahors, als der König von Navarra sie belagerte, und ward auf der Bresche getödtet. Man war fest überzeugt, nicht nur unter den gemeinen Soldaten, sondern auch unter den Befehlshabern des Belagerungsheeres, daß, ohne den Tod dieses Kommandanten, die Stadt nicht würde eingenommen worden seyn. Regnier war weit glücklicher bey der Belagerung von Villemar an der Târe, und er war es auch, der Veranlassung zu einem großen Siege gab, den man einige Zeit nachher erfocht. — n —

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 1. August.

(Eckstein-Bemerkungen.)

Ein Hr. Thilorier kündigt an den Straßenecken seine découverte de la véritable cause de la queue des comètes um drey Franken, und ein Hr. Margot, aëronaute du Tivoli, Ballons de société en baudruche (Goldschläger-Blättchen), um sechs Franken an. Letzterer warnt das Publikum, sich nicht von den Versprechungen eines Quidam täuschen zu lassen, der ähnliche Ballons, mit brennbarer Luft gefüllt, verheiße, allein nur elende Montgolfieres von Papier zur Welt bringe, die er kümmerlich mit Rauch von Strohfeuer fülle. Ueberdies wohne der Quidam in einem Grenier, (Bodenkammer), Hr. Margot aber im dritten Stockwerk über dem Entresol.

Resultats de la licence! ruft hier eine Mauerschrift mit großen Lettern aus, und man erschrickt, bis man weiter liest, daß nur von einer Handlungs-Lyzenz die Rede sey, die Grund-Stoffe der Nankins einzuführen, wodurch es möglich wird, Nankins, das Stück zu acht Franken, zu liefern. Ein Grand Succès in schuhhohen Buchstaben zieht dort die Augen so lange auf sich, bis man findet, was in kleiner Schrift folgt: Des moyens de fixer les faux toupets etc. Biais, Costumier des cours impériales, ist auf 100 Schritte auf einem großen Bogen leserlich, aber erst in der Nähe gewahrt man, daß in kleiner Schrift darauf folgt: des tribunaux et de l'Université. — Die Frauen N. N., Mutter und Tochter, bieten milder, denn die Parzen, ihre Dienste den Damen an, die ihre weißen oder grauen Haare in schwarze verwandeln möchten. Hier haben Sie das Interessanteste aus der Literatur der Straßen-Ecken.

•

Der Kläger in dem berüchtigten Haar-Prozesse, von dem neulich die Rede war, ist der berühmte Haarkünstler Caron; die Beklagte, seine ehemalige Geliebte. Er ging so weit, daß er ihre vertrauten Briefe den Advokaten zeigte. Diese Art

Rache, die den Abstand zwischen uns und den rohen Zeitgenossen des Ritteralters beweist, scheint fast Mode werden zu wollen. Wahrhaft verdienstvolle Menschen sind immer Schätzer der Frauen; nur die vom Ruhme Andrer leben, zeigen sich übermüthig.

Unsre Damenhüte steigen so sehr in die Höhe, daß man bereits auf den Boulevards die Baum-Allee höher schneiden muß, um ihnen freyen Durchgang zu verschaffen. Das schöne Wetter, das wir seit letztem Mondes-Viertel haben, lockt alle unsre Schönen mit ihren Robes à la Vallière und Capottes à la Vénitienne ins Freie. Alles freut sich darüber, man sieht es als eine National-Glückseligkeit an. Nie standen die Erndten schöner; aber sie brauchen zehn Tage Wärme, um auszutrocknen. Aus der Provence schreibt man, daß es daselbst den ganzen Sommer über nicht regnete.

Stecher (Lorgnetten) zu tragen, bezeichnet die Bewohner des Marais; die Chaussée d'Antin bedient sich nur der Augengläser oder eines doppelten Lorgnons. Die Backenbärte verschwinden täglich mehr, die ganze Welt will unbärtig seyn.

Unsre Modistinnen haben, wie alle Kunstgenossen, ihren eignen Jargon. Je nachdem eine Kunde kommt, bezeichnen sie die Gattung Artikel, die sie ihrem Bedürfnisse angemessen glauben, mit fin, moyen oder trois. Das erste Kunstwort bezeichnet Artikel für Damen von Stande, das zweyte jene für Wechslersfrauen und Kategorie, das dritte Artikel für die Marais-Bewohner und die Provinz.

Man hat zwar nie von chinesischen Pyramiden etwas gehört, allein hier sieht man Abbildungen davon in den Laden der Modehändlerinnen. Es sind ungeheure hohe Hauben mit fünf bis sechs Reihen Bänder; jede Reihe ist mit einer Schleife versehen. Wenn man Glöckchen an jede Schleife hinge, so würden sie richtiger mit den chinesischen Glocken-Thürmchen verglichen werden können.

Ein Elegant hatte jüngst das Glück, eine Mode ganz allein für sich zu besitzen. Er hatte sich bey Leboeuf heimlich — Manschetten machen lassen, und erschien damit in großer Gesellschaft, stolz auf seinen Einfall.

Der Mercure étranger spricht von einem neuen spanischen Werke mit großem Lobe. Es führt den Titel: Del comercio de los Romanos des de la primera guerra de Cartago, hasta Constantino el Magno, por Don Antonio Z. de Malcorra y Azanza, secretario en la classe de artes y officios de la real sociedad economica de Valladolid, 1r Band in 4.

Die Fragen, die sich der Verfasser aufwirft, und derer Lösung das Resultat seiner Untersuchungen seyn soll, sind folgende:

„„Die gefürchteten, reichen und mächtigen Römer, haben sie auch den blühendsten und reichsten Handel getrieben?““

„„Ist das selbstständigste, bestgegründete Reich jenes der Macht oder jenes des Kunstfleißes?““

„„Sind die größten Reichthümer bleibend in einem Staate, dessen Handel eine schlechte Richtung hat?““

Der Verfasser beobachtet nun den Gang des Handels bey den Römern nach drey Epochen; „die erste von Roms Gründung bis zum ersten punischen Krieg zeigt die Römer arm und kriegerisch, ohne Kenntniß vom Handel und ohne Neigung dazu.“

„In der zweyten, vom ersten punischen Kriege bis zur Schlacht von Aktium, verschmähen die Römer den Handel; stolz auf ihr Waffenglück, denken sie blos darauf von allen Nationen sich zu bereichern.“

„In der dritten, von der Schlacht von Aktium bis auf Constantin, den sogenannten Großen, sieht man die Römer, Sklaven und verdorben, einen leidenden Handel treiben und aufs Neue in Armuth und Barbarey versinken.“

„Aus Dunkelheit und Schwäche waren sie zu großer Macht und Krieges-Herrlichkeit hinaufgestiegen; aber sie verdankten ihre Reichthümer blos der Gewalt, und verloren sie durch Verschwendung und Weichlichkeit.“

So bestätigt sich bey Nationen, wie bey Einzelnen, daß nur die Reichthümer haften, die nach und nach und durch Arbeit errungen worden, und daß all die plötzlich und ohne Mühe überkommenen Glücksgüter eben so schnell verloren gehen, als sie erworben wurden. W.

Die Mémoires de la princesse Caroline par Th. Asho, traduits sur la quatrième édition anglaise, welche hier anfangs viel Aufsehen machten, haben das verdiente Schicksal eines elenden Pamphlets gehabt; sie sind in Vergessenheit gerathen. Zwar suchte man das Publikum eine Zeitlang in dem Wahne zu erhalten, als wären diese Memoires ächt, doch auch dieses Mittel war vergebens; die Plattheit des Machwerkes war zu schreyend. Daß dieses Produkt in England gedruckt wurde, ist ein Beweis des abscheulichen Mißbrauches, welcher dort von der Preßfreyheit gemacht wird; daß hier eine Uebersetzung davon erschienen, zeugt von wenig Delikatesse und feinem Takte.

Von der Correspondence de Grimm, Diderot etc. etc. wird in Kurzem eine dritte Lieferung erscheinen, welche die ersten Jahre dieser an einige deutsche Prinzen gerichteten interessanten literarischen Korrespondenz enthält.

Nächsten Winter werden wir auch mit zwey Bänden noch ungedruckter Briefe der Mad. Sévigné überrascht werden, welche sich bisher in den Händen einer Mad. Guitaut befanden.

Lichtensteins interessante Reise durch das südliche Afrika ist zwar ins Englische und Holländische übersetzt, aber eine französische Uebersetzung ist noch nicht davon erschienen; die hiesigen Blätter geben nach der englischen Uebersetzung Auszüge daraus.

Kürzlich sind hier Anecdotes anglaises et américaines. Années 1776 à 1783, 2 Vols 8. erschienen, mit dem Motto: Sublatis commerciis, et rupto foedere generis humani, sic maria bello, quasi tempestate, praecluserunt. Florus. Terra autem in manibus nostris! — Virgil. Hieraus kann man schon den Geist ihrer historisch politischen Tendenz abnehmen.

Von dem Érémite de la Chaussé d'Antin par Mr. Jouy ist ein dritter Band erschienen; man findet, daß er hier schon anfängt, etwas schwach zu werden. Hr. Fay, Administrateur des Theaters von Marseille, hat neuerdings einen Plan d'une organisation générale de tous les Théâtres de l'Empire herausgegeben. Jedermann weiß aber, wie schwer und mühselig das Theatervölkchen zu dirigiren ist; des Hrn. Fay gute Vorschläge werden daher auch wol nur fromme Wünsche bleiben.

Von dem beliebten Schriftsteller, Ducray Duménil, ist ein neuer Roman: La fontaine Sainte Catherine, 4 Vol. 8. erschienen. S.

Druck-Berichtigungen.

Morgenblatt Nro. 156 d. J. S. 622, Sp. 1, Mitte, lese man Gefallsucht, statt Gestaltsucht; unten: den „zwerglichen Inhalt“, st. zwecklichen; „das größeste Stück betrug: capito,“ st. i capito. Sp. 2, „grüßen sie versuchlich“, statt ersuchlich. „Auch die Holländer überteutschten — — de slange seyde (sagte) — —. ende de Vrouwe seyde,“ st. „überdeutscheln — — seyde —, seyde.“ — Nr. 157, S. 627, „Je mehr wir an die Großen — — verlieren“ statt an den Großen. Sp. 2, „Honig- und Flitterwöchen nebst ierley Wöchnerinnen; statt — — Flitterwochen. S. 628, „der Liebesheystaat“, Leibes ꝛc. — Nr. 174, S. 694, Sp. 2, „und alt: — Gesell“, statt „und Alt-Gesell.“ S. 695, Sp. 1, „der Sturmer,“ statt Sturme.

Nro. 196.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 17. August, 1813.

Bittre Pillen, wenn schon heilsam,
Brauchen einen Ueberzug.

Kuh.

Reminiszenzen aus dem Abruzzo.

I.

Wenig von Auswärtigen gekannt ist diese neapolitanische Provinz, die einst von den alten Samniten bewohnt wurde. In der neuesten Zeit ist das Reisen in diesem Berglande, das nicht mit Unrecht die Schweiz Italiens genannt wird, mehr als jemals schwierig. Dies mag diesen, obgleich nur flüchtig hingeworfenen, Erinnerungen von einer vor wenigen Jahren gemachten Herbstreise durch jene Gegenden zur Entschuldigung dienen, und ihnen einiges Interesse bey dem Leser verschaffen. *)

Sankt Germano.

Die erste Tagreise, die von Neapel zu dem Fuß der Abruzzer Berge führt, geht bis zu dem Städtchen Sankt Germano. — Man verläßt, etwa eine Stunde weit unter Kapua die große römische Straße, und gelangt auf einem bequemen, heitern, an Abwechslung reichen Wege zu dem genannten Ort. Immer größer entwickelt sich die Ansicht der selbst bis zu dem hohen Sommer mit Schnee bedeckten Gipfel, die auf mehrern Stellen der Landstraße von Molo de Gaeta bis Kapua so imponirend über die niedrigern Berglager der Apenninnenkette blicken. In reizendem Kontrast stehen die ernsten hohen Massen mit den freundlichen, von vielen Pappeln beschatteten, Wiesengründen der Terra di Lavoro. Da und dort ragen kleine Orte am Fuß des hohen Gebirgs, romantisch gelegen, über die Ebne hervor. Bäche schlängeln sich, ländliche Osterieen unterbrechen den einsamen Weg. Häufige Reste aus einer sehr alten Zeit verrathen ein in der alten Zeit sehr bewohnt gewesenes Land.

Wie man eine große Heerstraße verlassen hat, gewinnt Alles, bis auf die Erscheinung des Kindes, das der Mutter nachläuft, ein naturvolleres Ansehen. Der nahende Winter hatte der ganzen Gegend ein idyllisches Leben verschafft. Zahllose Herden waren von den Bergen herabgekommen. Die Zampugna oder der Dudelsack tönte überall. Ziegen, Schafe und Schweine weideten oder lagerten beyeinander, und zwar durcheinander gemischt.

Bey einem Wirthshause, St. Felice genannt, machte der neapolitanische Vetturin Halt. Ein Pfarrer (Curato) aus dem Orte Ponte-Corvo, ein Genneser von Geburt, ließ sich mit uns Angekommenen in ein Gespräch ein, während einige Karrenführer, die aus den Bergen gekommen waren, und dort ebenfalls rasteten, mit einer, hauptsächlich den Bergbewohnern eignen, kindischen Neugier zu wissen wünschten: wer wir wären? wie viel wir wohl bezahlten? u. s. w. Sie wandten sich mit heimlichem Geflüster an den Pfarrer. Da aber dieser merkte, daß wir die an ihn gemachten Fragen gehört, schlug er, mit drolligen Gesichtsverzerrungen, ein lautes Gelächter auf, mit diesen Worten: Intelligo! — Siamo nell' istessa nave.

*) Der Verfasser dieser Erinnerungen hat sie um so lieber bekannt machen wollen, da sie als Maßstab dazu dienen können, was man etwa in seiner sizilischen Reise erwarten kann, oder was man nicht in ihr erwarten durfte.

C. G.

(Wir befinden uns im gleichen Schiff.) Wahrscheinlich sollte dies sagen: Wir kennen unsre Leute.

Während dessen kam ein andrer Landmann, ebenfalls ein Reisender, herbey, und zog einen Brief hervor, damit wir ihn lesen möchten. Es war die Abschrift eines Briefes, den die Madonna irgendwo einem Kinde von sieben Jahren übergeben haben sollte, und es hieß darin: Die Welt werde am Ende des künftigen Jahrhunderts durch ein starkes Erdbeben untergehen. Zuletzt kommen Ermahnungen und Verhaltungsregeln, wie viele und welche Gebete man zu sprechen habe u. s. w. Der Genuese sagte laut: Sono tutte cose bone! — halbleise aber zu uns: Der Brief könne füglich zerrissen werden.

Etliche Miglien weit vor St. Germano übersieht man die große Ebne, auf der das neapolitanische Lager, dessen Mannschaft dem General Championet nach Rom entgegen ging, einen prachtvollen Anblick gewährt haben soll. Es waren der Angabe nach über 70,000 Mann dort beysammen.

Ueber St. Germano erhebt sich die uralte Benediktiner Abtey Monte-Cassino, und über ihr der steile Monte-Cairo, von dem man beyde Meere, das mittelländische und adriatische, sehen soll.

Bey Sonnenuntergang hat diese von Bergen eingeschlossene Gegend zauberische Spiele des Lichts und der Dufttöne. Die der römischen Campagna gegen Ferentino und weiterhin Palestrina zu führende Ebne war von goldnem Schimmer übergossen, während die Klosterhöhe das untenliegende St. Germano in violettem Schattenton wie begrub.

St. Germano hat nicht die beste Luft, aber eine reizende Lage. Nirgends sieht man reichere und reizendere mit Pappeln bedeckte Wiesengründe. Mahlerisch windet sich ein ansehnlicher Bach durch diese Fluren, die hin und wieder von Hügeln und Wohnungen gefällig unterbrochen werden. — Was dieser Gegend noch größeres Interesse gibt, sind die um St. Germano zerstreuten Reste aus der Römerzeit. Darunter ist eine in ihrer wesentlichen Form erhaltene Ruine eines Amphitheaters, und ein kolossales antikes Begräbnißgewölbe. Die größesten Steine des Letztern haben etwa 1½ Klafter Länge. Man hat daraus eine Kapelle gemacht.

In St. Germano bekommt man, zumal an Markttagen, gleichsam eine ganze Musterkarte von allerley Trachten der Abruzzesen und Abruzzerinnen zu sehen. Von allen Seiten kommen diese Bergleute mit Korn und andern Lebensmitteln herab. Man nennt die Weiber hier gleich bedeutend mit dem Wort Ciuciare-Paquiano. Sie haben kein schönes, aber ein gutes gesundes und, gegen andres neapolitanisches Volk gehalten, unverdorbnes Aussehen. Die Männer sind stark, rüstig, kraftvoll, ohne das Abschreckende der Kalabresen zu haben.

Die Unsicherheit der Straßen soll von jeher nicht sowol von den Einwohnern der Gegend oder ihren Nachbarn, als vielmehr von fremden Flüchtigen, die zumal aus Apulien und Kalabrien über die Berge streife, hergekommen seyn.

Das Ehepaar in der Residenz.

Ein kleines Duodrama in Wortspielen.

Baroninn. Sie verdienen eine solche Frau gar nicht, wie ich bin.

Baron. Das weiß Gott!

Sie. Hätte ich das ahnen können, als Sie liebebettelnd zu meinen Füßen lagen, daß mir der strenge Herr Gemahl auch nicht die kleinste Freyheit erlauben würde —

Er. Ach! Die nehmen Sie sich leider, mein Engel!

Sie. Gehen Sie mit Ihren Schmeichelworten, in Ihrem Munde sind Sie mir unausstehlich —

Er. Man hat ja auch gefallne Engel, mein Schatz!

Sie. Ihr Schatz möchte ich seyn, ha ha ha!

Er. Nu, nu, es gibt ja auch verwünschte Schätze.

Sie. Ich habe Sie schon lange verwünscht.

Er. Mein Gott, da bin ich ja recht zu beklagen. Wäre ich der Graf — nun, wie heißt er denn? —

Sie. Stellen Sie sich doch, als wenn Sie nicht seinen Namen wüßten.

Er. Ich dachte an den Namen, den er Ihnen macht.

Sie. Das sind Sachen, die Sie nicht kümmern. Nun, was soll es mit Graf Albrecht?

Er. Dieser Herr, dessen Sporen tagtäglich in meinem Hause klirren —

Sie. Je nun, er rechnet sich zur Familie.

Er. Ich glaube gern, daß er Sie vermehren möchte. Doch in meinen Augen ist sie leider schon zu stark. —

Sie. O ja, denn das Haupt ist zu schwach.

Er. Bis jetzt hat es zu Allem genickt.

Sie. Vor Alter.

Er. Nehmen Sie sich in Acht, wenn es zu schütteln anfängt. —

Sie. Nun ja, dann zittert es.

Er. Vor Ihrem Grafen? —

Sie. Vor Schwäche.

Er. Wer kommt da auf das Haus zu?

Sie. (An das Fenster gehend.) Mein Gott, es ist der Graf! —

Er. Was fehlt Ihnen denn? Sie zittern ja!

Sie. Ach Himmel! Wo ist mein Rouge? —

Er. Ach ja! Das Rouge fehlt Ihnen. Welch unglückseliges Geschick! —

Sie. Ihr Geschick, mein Herr, ist, kein Geschick zu haben; sonst würden Sie —

Er. Ihm entgegen gehen? — Kommen Sie, Madame, geben Sie mir Ihren Arm. Sie sehen verzweifelt

schmachtend aus; der gefallne Engel wird gefallen. Kommen Sie nur!

Sie. Um Alles in der Welt nicht. — In diesem Anzuge —

Er. Sind Sie einzig.

Sie. Sie wollen mich aufzieh'n. Dieser Anzug —

Er. Wird ihn anzieh'n.

Sie. Gehen Sie ihm entgegen. Sagen Sie, ich sey nicht zu Hause.

Er. Sie wären — nun, à la française — Sie wären nicht bey sich.

Sie. Sie wollen beißend seyn, und sind nur beißig. Gehen Sie.

Er. Er hat Sie am Fenster gesehen.

Sie. Nun, so werd' ich wol — Mein Gott, ich kann mich nicht so vor ihm sehen lassen, ich muß mich verläugnen. —

Er. Das thun Sie, Madame. Sagen Sie ihm: mein Graf, ich bin nicht zu Hause; dann üben Sie doch einmal in Ihrem Leben Selbstverläugnung aus.

S.

Der Einsiedler am Berge Gebel Abou-Chegez, oder am Berge der Ungewitter. *)

Um von den Ruinen von Ombos nach Edfou zu gelangen, segelten wir den Nil hinauf. Es war fünf Uhr Nachmittags und das Wetter den Tag über sehr heiter gewesen. Plötzlich überzog sich der Himmel mit Wolken, und ein heftiger, Sandwirbel und Staubsäulen vor sich her treibender, Ostwind prellte auf ein Mal mit großem Ungestüm an unsere Segel an. Wir fühlten Alle den Athem gehemmt, und verspürten eine brennende Hitze, derjenigen gleich, die man an der Mündung eines Schmelz-Ofens empfindet. Von dem Piloten oder Rays war zwar der Windstoß von Weitem bemerkt worden; allein die Matrosen hatten nicht mehr Zeit, den Segel einzuziehen; er riß von oben bis unten entzwey, und das Fahrzeug stand im Begriffe, umzuschlagen. Die Wellen glichen den Wogen des Meeres und gingen bis auf drey Fuß hoch. Fürchterlich rollte der Donner daher, und wiederhallte von einem Berge zum andern. Vom rothen Meere her blitzte es, und die Atmosphäre war von einer rothen, mit schwarzen Flecken versetzten Feuerfarbe; Steuermann und Matrosen überliessen sich der Verzweiflung, und erhoben ein schreckliches Geschrey. Alle Anstrengungen, um sich auf dem Strome zu erhalten, waren vergeblich, und der Sturm trieb unser Fahrzeug an den Fuß des weit in den Nil ein vorspringendes Vorgebirge bildenden Berges, Gebel Abou-chegez. Wir waren in dieser Art von Hafen nicht so bald angelangt, als wir auch anfingen, den zwar pittoresken, aber gräulichen Fleck der Erde, auf den der Sturm uns verschlagen hatte, genauer zu untersuchen. In der ganzen Gegend fand sich nicht mehr als ein einziger Baum; es war ein Daum *), dessen Aeste sich in vier Gabeln vertheilten. Der Felsen war gegen den Fluß zu senkrecht abgeschnitten, und nicht ohne Erstaunen bemerkten wir, daß der Fuß desselben von einem Eremiten bewohnt sey. Dieser Mann, ein Greis von achtzig Jahren, war schwarz von Gesichte und trug einen weissen Bart. Schon seit dreißig Jahren wohnte er in dieser Abgeschiedenheit in einer Hütte von Strohmatten. Er hatte Mühe, unsre Fragen zu verstehen. Vor Schwächlichkeit und mehr noch vor Schrecken war er beynahe ganz ohne Empfindung; doch bat er einen von uns, ihm ein irdenes Gefäß, die einzige in seiner Hütte vorhandene Geräthschaft, mit Wasser zu füllen. Auf die Frage, wie alt er sey, gab er zur Antwort: das weiß Gott! Bey Sonnenuntergang verrichtete er mit Gewissenhaftigkeit sein Gebet. Fast ein jedes in dieser Gegend entstehendes Ungewitter jagt auch etwa ein Schiff der Hütte des Einsiedlers und diesem dadurch ein Almosen, etwas Dourah **), oder einige Datteln zu. Wer in diesem Manne einen Weisen suchen wollte, der, zurückgezogen von der Welt, ein contemplatives Leben führte, der würde ohne Zweifel irre gehen. Dem, der mit den Sitten des Landes näher bekannt ist, erscheint er blos als ein Mensch, der, um alle Mühe des Denkens und Handelns von sich abzuladen, einen Ort gesucht hat, wo nichts ihn hindert, sich für den Rest seiner Tage an jene Geschäft- und Gedankenlosigkeit hinzugeben, welche die größte Glückseligkeit dieses Volkes ausmacht. Und die Europäer, die, von keiner Noth getrieben, durch tausend Gefahren hindurch hieher kamen, unter den Augen des Eremiten die Spitzen des ihn beherbergenden Felsen zerbrachen, von den wilden Pflanzen, die er zur Feuerung ausriß, eine Sammlung machten, und die unbewohnte Landschaft beschrieben und abzeichneten ... sind diese viel weiser als er?

*) Die Verfasser der ebenfalls einen Theil jenes großen Werkes über Aegypten ausmachenden Beschreibung der Ruinen von Ombos und ihren Umgebungen, woraus dies Bruchstück genommen ist, sind die HH. Chabrol und Jomard. Dies Fragment ist wörtlich aus der Feder des erstern.

*) Eine Fächerpalmenart, auch Dum-Saïdi genannt.

**) Eine Art von großer Hirse, die in Aegypten häufig gebaut wird.

Nachlese.

A. Haben Sie Mitleiden mit einem Manne, der nicht gewohnt ist zu betteln!

B. Verschonen Sie einen Mann, der nicht gewohnt ist zu geben!

„Auch der verdienstvollste Mann würde sich gekränkt fühlen,“ schreibt Nicole, „wenn er Alles wüsste, was man von ihm denkt.“

*

Nach Corneille's Tode las man folgendes im Namen der Schauspieler gedruckte Wortspiel:

Puisque Corneille est mort qui nous donna du pain,
Faut vivre de Racine, ou bien mourir de faim.

*

Ich ward in ein furchtbares Gefängniß abgeführt, erzählte Gaskogner Sinval, und ich erschrak so, daß mein weisser Castorhut plötzlich schwarz wurde.

*

Einer Gesellschaft wurde die Frage vorgelegt, wessen Schicksal trauriger wäre, eines Blinden bey apizischer Tafel, oder eines Sehenden bey Wasser und Brot. Ein Abbé, der lange darüber nachdachte, rief endlich: „Ich will doch lieber gut essen und trinken, als nichts sehen.“

G.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin.

Von Kunst und Literatur weiß ich leider Nichts zu sagen, und muß also gleich wieder zu dem Theater, dem lezten, aber neuerdings sehr gemißbrauchten und verfallenen Zuflucht-Ort der geistigen Bildung, flüchten. Am 23. Juny gab man zum ersten Mal: Die großen Kinder, Lustspiel in zwey Akten von Hrn. Müllner. Die Idee schon, wie ein Vater die großen Kinder fürchtet, wenn seine Entschließungen jugendlich werden, hat anziehende Wahrheit, und sie ist hier zarter aufgelöst, als sie sich anfangs gibt. — Graf Albert reist nach dem Tode der Gattinn, sich zu erholen; fern von der Heimath, in schwerer Krankheit wird Manon, (die Thümmelsche) ihm Pflegerinn und unentbehrlich. Er beschließt, sich mit ihr zu vermählen; der Abstand der Geburt ist schon überwunden, und er fürchtet nur noch die großen Kinder. Diese, Friz und Lina, haben sich ähnlich verliebt, und so vergleichen sich bald genug die Empfindungen. — Die Intrigue hat sich zwar von Maske für Maske und von des Verfassers früherm Lustspiel: Die Vertrauten, Manches angewöhnt, doch gibts auch neue Wendungen, und der zweyte Akt ist voll Lieblichkeiten. Der Graf und Manon sind als Charaktere am sichersten ausgeführt. Friz, dessen besprochener übermüthiger Wiz etwas kleinmüthig ist, schließt sich blos dem Naiven an, wie Manon und Lina, und daher sind die Kontraste nicht so ergiebig, als sie seyn konnten. Die Verse sind oft ein wenig hart konstruirt, im Ganzen aber merklich besser, als bey den frühern Stücken des Verfassers. Die Darstellung war vortrefflich. — Am 26. Juny erfreute uns zum ersten Mal: Das Frühstück der Junggesellen, Singspiel in einem Akt nach dem Französischen, Musik von Nicolo Isouard. — Hr. v. Werner und Hr. v. Zelten haben alles Geld verthan; der Erste ist gezwungen ein Frühstück zu geben, welches nun auf lustig listige Weise zum vornehmthuenden Anstand gebraucht wird. Der Plan ist arm an eigentlicher Handlung, aber reich an burschikosen Zügen, die rasch entstehen und schwinden, und also den höchsten Stempel der Lustigkeit in sich tragen. Ueberall ist französische Flachheit durch französische Lebendigkeit gehoben, die angenehm ist, weil sie in den Gränzen des Schicklichen bleibt. In der Raschheit, Alles mit wenigen Worten zu wenden und weiter zu führen, können wir von den Franzosen immer noch lernen, so wie diese es sonst konnten darin, daß wir selbst bey dem äußersten Scherze noch eine ernste, tiefere Seite aus dem Gemüthe darlegen. Jezt scheint es freylich nicht immer so; wir bewegen uns verzweifelnd in unreinen Possen, um am Ende selbst Posse zu werden, aber es wird besser, wenn nur Jeder, der einiges Talent hat, den ursprünglichen Charakter deutschen Wirkens wieder auffasst. — Die Musik von dem Komponisten des Aschenbrödel, Michel Angelo u. s. w. hat zwar keine Genialität, aber viel Liebliches; Einzelheiten sind vorzüglich. — Die Verse der Uebersetzung sind mittelmäßig; es ist indessen auch schwer, den französischen Versen deutsche anzupassen, weil die Französischen keinen bestimmten, höchstens scheinbaren, Rhythmus haben. Die Darstellung war eine gute; höchst ausgezeichnet gab Hr. Beschort den humoristischen v. Zelten. — Einstudirt wird: Ein Tag des Schicksals, Trauerspiel in fünf Akten von F. W. Gubiz. Die nöthige Musik liefert Hr. Kapellmeister Weber.

Aus der Schweiz.

In Liestal ward am 28. Juny ein neuer Kantonsspital für Unheilbare der Land-Distrikte des Kantons Basel feyerlich eingeweiht. Der Zug der Pfründner und Pfründnerinnen von den Repräsentanten der Regierung, den Geistlichen und Beamten angeführt, ging unter dem Gesange wechselnder Chöre zur Kirche, und dann, nach der Predigt und Absingung eigens verfertigter Cantaten, nach dem neuen Armenhause, wo der Präsident der Regierungs-Abordnung, Hr. Staatsrath Peter Ochs, die Weihe mit einer Anrede vollendete. Diese ist in Begleitung der Gesänge und Chöre im Druck erschienen. „Es erkläre,“ sagte der Redner, „der Anblick achtungswerther Armen, wie es möglich gewesen, daß vor Zeiten eine ganze Stadt die Armuth vergötterte, und ihr sogar Tempel und Altäre errichten ließ.“

Einen sonderbaren Vorfall, der sich vor ein Paar Wochen im Kanton Bern ereignete, erzählen die dortigen gemeinnützigen Nachrichten also: Ein genannter Mann von Thurnen begab sich von seiner Heimath auf den Weg nach dem Gurnigel, und schlug einen kürzern Waldpfad ein, auf dem er aber verirrte und in das Dickicht gerieth. Bald stieß er auf ein Paar Tannen, von denen die Rinde kürzlich abgeschält worden, welches ihn in dieser Abgeschiedenheit höchlich befremdete. Unmuthig über den, wie er wähnte, boshaften Waldfrevel trat er einige Schritte vor, und erblickte nun ein aus Zweigen und Farnkraut ziemlich sauber geflochtenes Hüttchen, das mit jener Rinde, nach Art der Hohlziegel, sorgfältig bedeckt war. Angst und Schrecken bemächtigte sich seiner, als er, zu dessen Oeffnung tretend, einen menschlichen Leichnam darin liegen sah. Sogleich wurden die Orts-Polizeybehörde und der Oberamtmann benachrichtigt, und bey der durch sie angeordneten Untersuchung fand man einen seit ungefähr einem Monat in Verwesung liegenden männlichen Körper in Kleidern, welche wenig Aussichten über den Stand ihres Besizers geben konnten. Doch lagen zwey sehr feine Hemden, wahrscheinlich von holländischer Leinwand, dabey. Das wichtigste Stück aber war eine Bibel, in welcher hinten einige weisse Blätter eingeheftet und zum Theil von dem Verstorbenen beschrieben waren. Er meldet darin den Tag seiner Abreise von Hause, (die Heimath wird aber nicht genannt), dann sagt er: er sey vom Geiste Gottes in die Wüste getrieben worden, zu beten und zu fasten. Er habe auf seiner Herreise schon sieben Tage gefastet, dann habe er wieder gegessen; hierauf habe er seit seiner Ansiedelung wieder zu fasten angefangen, und zwar so viele Tage. Nun wird jeder Tag mit einem Strich bezeichnet, und es befinden sich deren fünfe, nach deren Verlauf der Pilger vermuthlich gestorben ist.

Nro. 197.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 18. August, 1813.

Laß das Faß der Danaiden
Eitle Thoren rastlos füllen.
In des Busens Götterfrieden
Halte fest den frommen Willen.
Ernst Moritz Arndt.

Proben aus Hafis Divan.

7.

Eine rosige Wange vom Rosenbeete genügt mir,
Und der Wuchs der Cypress' von dieser Wiese genügt mir,
Ferne sey es von mir, mit Gleißnern mich zu besprechen.
Von dem Gewichte der Welt ein einziges Rotel genügt mir. *)
Edens Palast ward als Lohn für gute Gaben gegeben.
Ich bin arm, und trunken, des Wirthes Schenke genügt mir.
Sitz' an dem Ufer des Stroms, und sieh wie das Leben vorbeyfließt;
Dieses Zeichen vom Unbestand der Zeiten genügt mir.
Sieh' die Münze der Welt, und sieh' die grämliche Waare;
Wenn Euch dieser Kauf und Verkauf nicht genügt, er genügt mir.
Ha! der Freund ist bey mir, was ist nun andrer Besuch werth?
Denn das Glück der Gesellschaft von diesem Trauten genügt mir.
Schicke mich nicht von deinem Thore nach Eden hinüber;
Raum und Zeit ist genug, ein einziger Winkel genügt mir.
Klage nicht, Hafis, daß ungerecht die Theilung vor sich ging;
Deine Natur bey Versen, die fließen wie Wasser, genügt dir.

Reminiszenzen aus dem Abruzzo.

2.

Monte-Cassino.

Ehmals gehörte die Ausflucht nach Monte-Cassino zu den reizendsten Lustreisen, die Fremde von Neapel aus zu machen pflegten. Mit Empfehlungen versehen fand man bey den dortigen reichen Benediktinern eine glänzende Aufnahme. Der Ruf dieses alten Monasteriums ging durch alle Länder, und wirklich war Monte-Cassino ein einziger Ort. Welche Luft! welche Lage! welche Aussicht in die Berge! welche Hinuntersicht auf die Ebnen! und im Innern des Klosters, welch ein Schatz von Mannigfaltigkeiten! welcher Ueberfluß! — In Einem Gebäude schien eine ganze Stadt enthalten zu seyn. Und zu dem Allem die romantischste Abgeschiedenheit, und das Ehrwürdige von Denkmalen aus weit entlegenen Jahrhunderten.

Wie übertrieben und unrichtig auch viele der Angaben in der einen ganzen Oktavband ausmachenden Beschreibung von Monte-Cassino seyn mögen, so sieht man doch daraus, daß schwerlich irgend ein andres Kloster diesseits der Alpen sich diesem an die Seite stellen könnte. Die Urkunden von Monte-Cassino reichen bis ins 6te Jahrhundert hinauf. Rom erhielt von daher eine ansehnliche Reihe von Päpsten. Könige legten ihre Kronen nieder, und suchten den Frieden der geweihten Höhe.

Schon seit geraumer Zeit, zumal seit den Jahren der Revolution, war das ehmals so reiche Kloster in seinen Einkünften sehr gesunken. Bey jenem erwähnten Durchzug der neapolitanischen Truppen hatte es stark gelitten, und die dem Kloster aufgelegte neapolitanische Geldkontribution war auf 100,000 Dukaten angesetzt; es konnten aber nur 30,000 Dukaten aufgebracht werden. Bey allem

*) Rotel, ein arabisches Gewicht.

dem nährte das Kloster noch etwa 400 Menschen, Alles in Allem gerechnet.

Das große Klostergebäude ist im eigentlichen Sinn von Jahrhunderten errichtet worden. Aus Ehrfurcht vor dem Alterthum hat man den ältesten Eingang bewahrt, bestehend in einem schräghineinlaufenden Gewölbthor. Man liest daselbst folgende Inschrift:

Fornicem saxis asperum ac depressum tantae molis aditum angustum ne mireris, hospes. Augustum fecit Patriarchae Sanctitas. Venerare potius et sospes ingredere.

Von dem eigentlichen Umfang des Klosters erhält man erst eine Idee, wenn man über zwey übereinanderstehenden Bogengänge zu dem prachtvollern Theil des Gebäudes und zu einem mit Statuen *) und Nischen gezierten Hof gelangt, hinter welchem die Kirche liegt. Diese ist vom Fuß bis zum Gewölbe mit halbgeschliffenem bunten Marmor ausgelegt, und macht bey ihrem übrigen Reichthum an Verzierungen um so mehr überraschende Wirkung, da in der Hauptform des Ganzen Einfachheit und Größe sich aussprechen. Die mehrsten Gemählde sind von Luca Giordano. Eins der größten stellt den König Rachises vor, wie er die Krone niederlegt, um Benediktinermönch zu werden.

Das Archiv und die Bibliothek des Klosters enthalten seltne Schätze, zumal für die Geschichte. Bekanntlich sind, seit der Aufhebung aller Klöster im Neapolitanischen, dreißig der gelehrtesten Benediktiner angestellt worden, um das Wissenswürdigste aus den vorhandnen Urkunden und Manuscripten zu erforschen. — Unter Anderm glaubte man in einem von einem Mönch herrührenden Manuscript, aus welchem (es enthält die Beschreibung einer Vision) Dante den ersten Plan zu seiner Hölle genommen haben soll, eine große Merkwürdigkeit zu besitzen.

Die unter dem Namen Stanze di Benedetto bekannte Galerie enthielt einst Schätze von Kunstsachen, namentlich mehrere Kleinode Lorrains. Vieles von jener Sammlung wurde unter der Hand, zumal an Engländer, verkauft. Vieles ging durch Nachlässigkeit oder auch durch Unkenntniß des Werthes der Gemählde verloren; daher blieb von den vielen herrlichen in dem gedruckten Verzeichniß angegebnen Sachen fast nichts übrig. Nur Ein himmlisches Bild von Raphael, bekannt unter dem Namen Madonna del Velo, hatte sich noch wie durch ein Wunder erhalten. Unbeschreiblich ist's, mit welchem zarten Ausdruck freudiger Mutterliebe die heilige Jungfrau einen Schleyer über das auf einem Kissen schlafende Kind in die Höhe hebt. — Den Mönchen war die größte Merkwürdigkeit an diesem Bilde ein Floh, den Raphael aus irgend einer Ideenspielerey dem Kinde auf die Wange mahlte. Das Ganze war noch vortrefflich erhalten; nur dem Kinde hatte eine übelangebrachte Devotion geschadet, die man den Schaulustigen ehmals, und zwar so lange nicht verwehrte, bis die letzte Farbenhülle weggeküßt war, und die unten gelegenen, zum Durchschimmern bestimmten, Töne vorherrschten, die Harmonie des Uebrigen gestört. Ohne Zweifel ist dieses Bild in der Folge nach Neapel gebracht worden.

Um von dem Leben, das im Innern jenes Klosters Statt hatte, eine anschauliche Idee zu bekommen, hätte man wenigstens Wochen daselbst zubringen müssen. Bekanntlich mussten die Mönche aus adelichen Familien seyn, und sich durch Deponirung einer nambaften Summe einkaufen. Dann führten sie aber auch ein wahres Herrenleben. — Es herrschte freyeres Denken und selbst geselliger Lebensgenuß unter ihnen, aber es fehlte auch nicht an jenen, dem Mönchsgeist eignen, Verfolgungen, und die Größe, selbst des Abts von Monte-Cassino, war immer nur die, — wenigstens war es in den letzten Zeiten so — in einer Welt von Kleinlichkeiten und Erbärmlichkeiten Herr und Meister zu seyn, oder sich als solcher zu glauben.

Bey allem Ueberfluß, bey aller Bequemlichkeit, bey der freundschaftlichsten Aufnahme und wiederholten Aufforderungen, längere Zeit in jenem Kloster zu bleiben, war es mir dort doch nur halbwohl. Zu Excursionen war die abgeschiedene Lage unbequem, und bey der Menge von Mönchen, der Weitläufigkeit des Gebäudes, und der größern, oft lästigen Etiquette, die bey diesen geistlichen Herren Statt fand, konnte man ohne vielen Aufwand von Zeit zu nichts gelangen. Ich riß mich daher, mit dem Versprechen und Vorsatz, zu einer andern Zeit wieder zu kommen, von meinen dortigen Freunden los, und trat mit einem Vetturin, bey dem ich mich in St. Germano verdungen hatte, in der Nacht des 21. Septembers meine Weiterreise nach Arpino an.

Leonard Käser, oder das Opfer des Fanatismus.

Leonard Käser ward zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts zu Rab, einem Marktflecken in Baiern, geboren. Er widmete sich dem geistlichen Stande, und kam in der Folge als Vikar nach Weizenkirchen, wo er durch sieben Jahre sein Amt zur Zufriedenheit der Gemeinde versah. Allein sein Pfarrer, der Domherr Berger zu Passau, war mit ihm unzufrieden, denn ihre Begriffe von so Manchem wollten nicht mehr zusammen stimmen. Er verklagte ihn daher als einen Mann, der ketzerische Grundsätze verbreite. Käser wurde nun nach Passau berufen, dort durch drey Tage eingesperrt, und dann mit dem Auftrage entlassen: keine ketzerischen Grundsätze zu verbreiten. Er ging zwar wieder nach Weizenkirchen, be-

*) Alles, was von Bildhauerei im Kloster vorhanden war, war übrigens ohne Geschmack und Werth.

gab sich jedoch nach einem halben Jahre nach Wittenberg. Als ihm aber seine Brüder schrieben, daß sein Vater tödtlich krank darnieder liege, und er also, wenn er ihn noch ein Mal sehen wollte, mit seiner Abreise eilen sollte, da konnte ihn nichts mehr zurückhalten. Die kindliche Liebe siegte über alle Beschwerden und Gefahren, und er langte wirklich zwey Stunden vor seines Vaters Tode in dem elterlichen Hause an. Allein die lange, beschwerliche Reise hatte ihn so erschöpft, daß er selbst erkrankte, und mehrere Wochen hingingen, ehe er sich wieder erholen konnte.

Sein ehemaliger Pfarrer, der Domherr Berger zu Passau, hatte nicht so bald seine Ankunft erfahren, als er dieses dem Abte zu Suben meldete, der dann die Sache weiter berichtete, welches zur Folge hatte, daß von dem Fürstbischofe Ernst zu Passau das weltliche Gericht aufgefordert wurde, ihn auszuliefern. Käser ward also gefangen nach Scherding, und von da auf dem Wasser nach Passau geführt, wo er in der Bergfeste Oberhaus in einer Keuche voll Gestanks und Ungeziefers zu Verhaft gebracht wurde. Nach zehn Wochen wurde er endlich in Gegenwart des Domherrn, Predigers und Pfarrers bey Sanct Paul, D. Ramelsbach, der Doctoren und Domherren, Rasin und Fröschel, des Notars Gugel und Anderer, zum ersten Male verhört. Er vertheidigte sich nun, so gut er konnte, äußerte sein Befremden, daß man ihn, nachdem er sich aus seinem Vaterlande entfernt habe, und einzig und allein, seinen Vater noch ein Mal zu sehen, zurück gekommen sey, so mißhandeln könne, berief sich übrigens in Hinsicht seiner Grundsätze, weswegen er, wie er glaubte, nicht einmal zur Verantwortung zu ziehen wäre, auf die heilige Schrift und das unpartheyliche Urtheil einer unbefangenen Universität, dem er sich gern unterwerfen wollte. Ohne jedoch etwas Entscheidendes zu bestimmen, brachte man ihn wieder in seinen Kerker.

Käser wandte sich nun an die lutherischen Christen, machte sie mit allen Fragen, die man an ihn gestellt hatte, und mit seinen darauf gegebenen Antworten bekannt, und erbat sich Belehrung und Trost.

Sein Schicksal ging indessen seiner Mutter, seinen Brüdern und seinen Freunden nahe. Sie wandten sich an den Fürsten zu Passau, und flehten wehmüthigst, den Gefangenen besuchen zu dürfen, oder, wenn ihnen dieses nicht gestattet werden sollte, ihnen doch wenigstens dessen Vergehungen schriftlich mitzutheilen. Die Armen flehten jedoch zu tauben Ohren. Nun suchten sie Hülfe bey den Grafen von Schaumburg, von Schwarzenberg und Stahremberg, bey dem Markgrafen Kasimir, ja bey dem Churfürsten, Johann zu Sachsen, selbst. Alle nahmen sich mit Eifer des Unglücklichen an, schrieben an den Bischof, und baten ihn um Käsers Befreyung; allein ohne Erfolg, ja selbst ohne eine Antwort zu erhalten.

Das ebenfalls unbeantwortete Schreiben des Churfürsten von Sachsen lautete, wie folgt:

Hertzog Johannes zu Sachsen, Churfürst rc.

Vnser freundlich Dienst vnd was wir liebs vnd guts vermögen, allezeit zuvor, Ehrwürdiger Hochgeborner Fürst, freundlicher lieber Vetter, Wiewol sich bis anher wenig zugetragen, das wir ewere Lieb, als vnserm lieben Vettern zu schreiben vrsach gehabt, So begibt es sich doch itzt, das wir auff ansuchen, so von wegen Herr Lenharden Käsers, den E. L. als wir bericht werden, vmb des willen, als het er wider Kaiserliche Majestet vnsers aller gnedigsten Herrn Mandat, seiner Lere halben gehandelt, sollen gefenglich haben einziehen lassen, E. L. werde das von vns nicht vnfreundlich vermercken, Vnd so es mit dem armen gefangen Menschen die gestalt hette, das er nichts verhandelt, Sondern allein göttlicher Lere und dem heiligen Euangelio anhengig gewest, vnd solt derhalben mit gefengnis, oder in ander wege vnüberwunden ferner beschwert werden, so gereichte es vns zu sonderlichem vnfal vnd mitleiden, Vnd ist derhalben an E. L. vnser gar freundlich bit, die selb E. L. wöllen genanten Käser der beschwerung des gefengnis, damit er behafft, gnediglich erledigen, vnd ihn dieser vnser vorschrifft freundlich geniessen lassen, denn so er E. L. in ihren Gebieten nicht zu dulden oder zu leiden sein welt, wöllen wir vns versehen, er werde sich, so er aus dem gefengnis gelassen, gerne aus E. Lieb Gebieten vnd stifft thun, vnd sich an ander ort wenden, Sich auch in dem, so ihme vor Gott dem Allmechtigen gebüren wil, vnuerweislich halten vnd erzeigen, das haben wir E. L. nicht wissen zu bergen, vnd E. L. als vnsern Lieben V. widerumb willferige vnd freundliche Dienst zu erzeigen, sein wir freundlich geneigt, Datum Torgau Freitags nach dem Sontag Cantate, Anno Domini, 1527.

An den Bischoff
von Passaw.

Endlich wurde ein großes Verhör mit ihm angestellt, und blos Käsers Brüdern aus besonderer Gnade erlaubt, den Tag zuvor sich mit ihm zu unterreden. Doch diese Unterredung geschah in Gegenwart des berühmten Theologen von Ingolstadt, Doctor Eck, und des Abtes von Aldersbach. Auch ward wieder nur aus Gnade den Verwandten des Gefangenen ein Prokurator, Namens Meister Vincenz, zugegeben.

(Der Beschluß folgt.)

Oculist Taylor.

Tausend Blinden wußte mit Geschick
Taylor Licht und Sehkraft zu ertheilen.
Viere nur verstand er nicht zu heilen,
Plutus, Amorn, Themis und das Glück.

H 8.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris.

Eine Tänzerinn, ein Zwerg und der Müller aus Burgund, haben für acht Tage das Recht, Paris zu beschäftigen.

Gosselin oder Gardel ist das Feldgeschrey, welches das Publikum in zwey Parteyen theilt, wie einst Piccini und Gluck und wie unlängst Mlle. Mars und Mlle. Leverd vom Théâtre français. Das Journal de l'Empire ist für Mlle. Gosselin; Geoffroy in seinem Feuilleton für Mad. Gardel, und es ist ein ganz eigenes Schauspiel, ein literarisches Blatt mit sich selbst im Zweyspalt zu sehen. Das Publikum im Ganzen ist in seinen Liebschaften so unbeständig, wie die Individuen; es sind noch nicht drey Monate, und Mad. Gardel war noch das unerreichbare Ideal der Tanzkunst, eine Grazie, die, aus dem Olymp herabgestiegen, sich vermenschlicht hatte; — jetzt findet der Briefsteller im Journal, daß Zierlichkeit, Anstand und das vollendete Feine der Mad. Gardel nicht hinreichen, eine vollkommene Tänzerinn zu bilden, daß man noch Uebereinstimmung in den Bewegungen — Kopf, Hals, Schultern und Arme bedürfe; — daß besonders in jungen und naiven Rollen — — hier macht er eine lange Pause, und versichert: die französische Politesse hindre ihn, zu vollenden; er wolle aber seinen Gedanken auf Latein sagen: Solvo senescentem natura. —

Man muß gestehen, daß es die Politesse weit treiben hieße, so mitten im Ergusse innezuhalten, besonders nachdem man bereits Kopf, Hals, Arme und Schultern abgesprochen hat. Indessen ging Geoffroy mit Mlle. Gosselin nicht glimpflicher um; er nannte sie eine Affamée de rôles et d'appointemens, die gleich beym Eintritt das Tischtuch gedeckt finden will, um ihre Gierigkeit zu stillen. . . . *) Es ist gerade nicht der feinste Ton, der in unsern Journalen herrscht; er ist aber immer noch zierlicher, als jener der Episteln: obscurorum virorum.

Um den Frieden zu erhalten, trat Mad. Gardel, nachgiebiger als Mlle. Mars, einen Theil ihrer Rollen an ihre jüngere, gelenkigere, willkommnere Nebenbuhlerinn ab.

Der Zwerg scheint eine Person von Wichtigkeit zu seyn, denn ihm wurden vier Kolumnen im Journal de l'Empire gewidmet. Er hat nicht mehr als drey Schuh und einige Zoll, eine schöne Frau und mehrere Kinder. Er arbeitete vorher in einem Bureau, allein, seiner Kleinheit ungeachtet, fand er nicht länger Platz darin, und wurde abgedankt. Jetzt läßt er sich in der Rue Richelieu um Geld sehen. Die Taubstummen nahmen besondern Antheil an seinem Schicksale; gleiche Erduldung der Launen der guten Mutter Natur schien sie zu ihm hinzuziehen. Bey der Gelegenheit brachte man die Anekdote von Bebe, dem Zwergen des Königs Stanislaus von Polen, in Erinnerung, die beweist, daß man auch auf Kleinheit stolz seyn könne. An Stanislaus Hofe in Nancy erschien ein Zwerg um einige Zoll kleiner als Bebe; das Daseyn eines Nebenbuhlers verkümmerte schon des Letztern Geistesruhe, aber als Jener bey einem Zanke sich die Worte entfahren ließ: schweig, Riese! nahm Bebe sich den Schimpf so sehr zu Gemüthe, daß er aus Schmerz darüber am folgenden Tage starb.

Der Müller Gerandot von Laval, Departement des Voges, zeigt sein Welt-System in Paris den Neugierigen um zwey Franken, und die Journale versichern, daß man dabey gar viel lernen könnte. Nun aber vergessen die Herren, daß Gerandot, der, ohne je etwas über Astronomie gelesen zu haben, sein System blos dem Gesichte nach zusammensetzte, das ptolomäische System zu Markte bringt. Witzlinge setzen ihn schon auf die Kandidaten-Liste fürs Institut, und Einer ruft recht kläglich aus: „Was wird aus unsern Gelehrten werden, „wenn die Hausgenossen der Mühle (les habitués du moulin) den Weg nach der Akademie einschlagen?" —

Endlich kommen auch die Kandidaten um Cailhavas Platz in der Académie française, oder 2te Klasse des Instituts, heran, nachdem sie sich lange besonnen hatten. Aber außer Ginguené, der bereits Mitglied der dritten Klasse ist, Jouy, Verfasser der Tragödie: Tippo Saib und des Hermite de la Chaussée d'Antin und eines historischen Kartenspiels, wie die Gazette de France etwas boshaft hinzusetzte, und Michaud, Verfasser des Printemps d'un proscrit, der jüngst die Geschichte der Kreuzzüge nach Wilke's Werk bearbeitete, *) befindet sich kein einziger den Musen theurer Name darunter. ja Manche sind weiter nichts, als Verfasser obscurer Pamphlets, wie der Instituteur Bouvet. Baour de l'Ormian setzte sich noch nicht auf die Liste; der edle Trotz steht seinem Verdienste sehr wohl. Man schlug im Journal de l'Empire vor, die Akademie möchte das Verdienst selbst aufsuchen, um es der demüthigenden Stimmenwerberei zu überheben. Der Streit, ob ein Mitglied einer Instituts-Klasse noch das Recht habe, sich um einen Platz in der Akademie zu bewerben, dauert immer fort; man bemerkt mit Recht, daß: Mitglied des Instituts, gleichviel in welcher Klasse zu seyn, das eigentliche Ziel des Verdienstes seyn müsse, und daß es widersinnig sey, dasselbe Ziel zwey Mal erreichen zu wollen. Man beruft sich auf ähnliche Fälle der Vergangenheit, und führt unter Andern an, daß 1783 der Orientalist Anquetil den Duc de Choiseul Gouffier, seit 1779 Mitglied der Académie des belles lettres, bey dem Tribunal der Marechaux de France, wegen ähnlicher Ansprüche belangt habe. Choiseul gibt in seiner Berichtigung dieser Angabe die Belangung eines Gliedes der Akademie vor dem Gerichte der Armee und des höchsten Adels für ein von Grimm zur Belustigung ersonnenes Mährchen aus, gesteht aber übrigens, daß Anquetil sich sehr gegen die Vereinigung mehrerer Akademie-Plätze in einem Individuum erklärt, und sogar vorgeschlagen habe, alle Jene aus der Akademie des belles lettres auszuschließen, die einen Platz in der Académie française erhalten würden. Der Vorschlag sollte die Académie des belles lettres, bey deren öffentlichen Sitzungen sich nicht so viel glänzende Welt, wie bey jenen der Académie française einfanden, an ihrer mehrbesuchten, übermüthigen Nebenbuhlerinn rächen, allein er ging nicht durch; nur so viel wurde bewirkt, daß die Glieder der Académie des belles lettres ihr Recht auf die Veteranen-Pension, so die funfzehn Aeltesten erhielten, durch ihren Eintritt in eine andre Akademie verlieren sollten. In der That wurde Choiseul, wie früher Racine, Buffon, Fontenelle, d'Alembert und Andre, ohne Anstand, Glied von beyden Akademien. Man dürfte indessen diese Anhäufung von Instituts-Plätzen in einer Person nicht allein als nachtheilig für das Verdienst, das dadurch seiner Belohnung beraubt wird, sondern selbst als dem Interesse des National-Ruhms zuwiderlaufend ansehen, weil sie den Glauben erzeugt, als fehle es an verdienten Männern, die leeren Institutsplätze auszufüllen.

---

*) Mlle. Gosselin ist vier Jahre bey der Oper und hat nur 3000 Franken.

*) In dem neuesten Hefte des gelben Journals, wie hier das Journal de Litterature et des arts schlechtweg heißt, gibt sich Hr. Michaud viele Mühe, Hrn. Wilke als den Plagiar seines Werkes geltend zu machen.

W

Nro. 198.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 19. August, 1813.

Nur durch die dunkle Pforte
Geht man der Heimath zu.
v. Salis.

Das Vaterhaus.

Wie lange herrschest du, flammender Tag?
Der Wanderer kaum zu athmen vermag;
Er schleicht gebückt und müd' und matt;
Er ist wohl längst des Wanderns satt!

Er seufzt, und sehnt sich nach der Nacht;
„O wäre mein Tagwerk doch vollbracht!
Und fänd' ich wo ein friedlich Haus,
Zu ruhen von meinen Schmerzen aus!"

Der Wandrer ist ein Jüngerlein,
Und lieb und gütig der Meister sein;
Der hatte sich heimlich ihm zugesellt,
Und Herberg' ihm schon längst bestellt.

Und wie die Nacht herniedersinkt,
Ein dunkles Thor dem Jünger winkt.
Er tritt hinein .... „Nun schlaf nur süß
In deinem Schlummerparadies!"

Wir kennen es wohl! .... Es ist nur klein,
Ein schmucklos enges Kämmerlein;
Des Mondes Strahl, der Sonne Licht
Erhellen sein tiefes Dunkel nicht.

Mit Glanz und Duft das Frühlingskind
Den Schläfer lockt: „Wach auf, geschwind!"
Umsonst! er schläft so tief und schwer;
Ihn weckt selbst Donner und Sturm nicht mehr.

Es schwankt und wandelt sich um die Welt —
Sein Schlummerbett ist festgestellt!
Der Erde Schmerz, der Erde Lust
Bewegen nicht mehr seine Brust.

So ruht und schläft er wunderbar
Im tiefsten Frieden wohl manches Jahr,
Bis endlich der Meister ihn liebend weckt,
Und ihm die Arme entgegenstreckt.

Da wacht er auf, und der Riegel bricht; ....
Er schauet den Meister und grüßet das Licht.
Er wanderte — träumte; — der Traum ist aus,
Und freundlich empfängt ihn — das Vaterhaus.

E. von Göchhausen.

Reminiszenzen aus dem Abruzzo.

3.

Reise nach Arpino.

Wie viele Erfahrungen vom Reisen in Italien ein Fremder haben möge, mit den Vetturinen, zumal den neapolitanischen, wird er nicht fertig. — Gegen die geschehene Abmachung brach der Vetturin, bey dem ich mich verdungen hatte, gleich nach Mitternacht von St. Germano auf, und außer dem Unheimlichen, was das Reisen bey rauher Nachtluft in einem übel verwahrten Wagen hatte, verlor ich die Aussicht in die umliegende Gegend, namentlich bey Aquino. Man nennt unter den dort befindlichen Ruinen von Alterthümern ein wohlerhaltenes Stadtthor. Aquino war der Geburtsort des Kaisers Pescennius.

Das ganze Revier bis nach Arpino gleicht einem herrlichen Garten. Endlose Reihen von Ulmen sind mit Reben bedeckt. Eichen und Nußbäume erheben sich aus den Kornäckern. In den Vertiefungen schmiegen sich Pappeln aneinander; durch lange Laubketten verbunden. Die Inwohner sammelten Feigen, und ließen sich die Weintrauben schmecken, die an manchen Stellen tief in die Straße hinabhingen. In dem hohen Städtchen Arci wurde ein

Kirchenfest gefeyert. Der Dudelsak tönte, und heisere Trommeln schmetterten dazwischen.

Vor dem gedachten Ort war es, wo der Vetturin einer Gesellschaft begegnete, die nach Salerno gehen wollte. Er wurde des Handels einig, und ich musste es mir gefallen lassen, ihn auszubezahlen. Dagegen sollte ich, für seine Rechnung, mit Landleuten aus Arpino die Reise bis dahin zu Esel fortsetzen. Kaum war aber der Wagen fort, als diese Arpinesen erklärten: sie hätten mit jenem Vetturin nichts zu schaffen, und verlangten, besonders bezahlt zu werden. Ich ließ mir die Sache scheinbar wohl gefallen, verließ mich indessen auf meine Empfehlungen, und in der That begnügten sich meine Führer mit einer Kleinigkeit, als sie hörten, daß ich bey einer der ersten Familien des Orts abgesetzt zu werden verlangte.

Arpino, der Geburtsort Ciceros, ist jetzt ein unberühmter Ort, der gar nichts äußeres Anziehendes hat. Von allen Mauern ist nichts Bedeutendes übrig, obwol man die Stelle zeigt, wo das Haus des Cicero gestanden haben soll. In den Kirchen sieht man einige der bessern Gemählde des Kavaliers Arpino. — Der Ort nährt sich hauptsächlich von Weberey. Fast alle Einwohner sind Tuchfabrikanten, wiewol nur von Tüchern gemeiner Art. An Arbeitsamkeit soll es den Leuten nicht fehlen, aber sie weichen um keinen Schritt von dem alten hergebrachten Verfahren, und an einen Fortschritt in der Industrie ist nicht zu denken. Das gesellschaftliche Leben in diesem Städtchen und in ähnlichen Landorten ist ohne Reiz und ohne Vereinigungspunkt, zumal seit der Geist des politischen Widerspruchs selbst in die Familien Zwist gebracht hat.

Exkursion nach Isola.

Der kleine Ort Isola wird von zwey Armen eines wasserreichen Flusses eingeschlossen, welcher zwey Wasserfälle bildet, die vielleicht größern Ruf haben, als sie zu haben verdienen. Die ganze Gegend gleicht mehr einem Park, als einer unkünstlichen Landschaft. Fast alle Hügel von Arpino bis nach Isola sind mit Weinreben bedeckt.

Ich war in Isola an einen redlichen, aber erzdevoten Alten, Namens Spagnoli, empfohlen. Er hatte mich mit einer Art Herzlichkeit empfangen; doch hat das Herzliche in den südlichen Ländern selten das Wohlthuende, wie in nordischen Gegenden. Beym Abschiede sagte mir jener Alte: „Welchen schönen Muth habt Ihr, die Welt zu sehen. Ich bin alt; für mich sind alle Dinge eitel. Wir werden uns im Paradiese wieder sehen.“ Diese guten Worte verdunkelte der Beysatz: Ma gli Scismatici li non entrano. „Die Ketzer kommen aber dahin nicht.“ Dennoch fügte er sanftmüthig hinzu: „Verzeiht! Vorrei che ci rivedressimo! Ich wollte, daß wir uns wieder sähen!“

Sora.

Ein reizender Weg führt meistens durch Pappel-Alleen nach Sora. Bey dem Kirchlein St. Domenico vereinigen sich der Liris und Vibrenus. Man vermuthet, daß hier der eigentliche Ort sey, wo das Haus der Eltern des Cicero gestanden habe, und daß die Kirche selbst aus den Trümmern jenes Hauses erbaut worden sey. Cicero's eigne Worte sagen: Inter Lirum et Vibrenum natus sum.

Auf dem Wege nach Sora stieß ich auf einen Barnabiten. Dieser Orden stand, durch Unterricht, den er ertheilte, der Gesellschaft näher, als die andern Mönchsorden. Wir sprachen über das Klosterleben. Der junge Mann bemerkte sehr richtig: die Strenge der Observanz führe von selbst dahin, daß es den Novizen natürlich werde, sich der Idee ihres Standes zu ergeben. Er fügte hinzu: „Poi siamo presi da pulli.“ Man nimmt uns als junge Küchlein, d. i. in der frühen Jugend.

Sora hat eine angenehme Lage, mehrere stattliche Häuser, und etwa 7 bis 8000 Einwohner. (Bekanntlich ist dieser Ort ein Paar Jahre später von Insurgenten abgebrannt worden.) Es wird daselbst viel Gemüse, und, wie in der ganzen umliegenden Gegend, viel Wein gebaut. Die Fischerey in den Flüssen bringt eine namhafte Summe ein. In einiger Entfernung von dem Orte hatte der König Ferdinand IV. eine Papiermühle und eine Eisenschmiede anlegen lassen.

Ich lernte in Sora einen sehr gebildeten Mann kennen, Don Juliano Deci. Dieser war aus Liebe zu den schönen Wissenschaften sechzehn Jahre lang in Rom gewesen, hatte die Alten gelesen, und war in mehrern Künsten erfahren. Mit ihm kontrastirte mein Hauswirth, einer der Angesehenen des Orts, an den ich empfohlen war, und dessen größte und einzige Liebhaberey darin bestand, funfzehn oder zwanzig Uhren, die in seinem Zimmer hingen, in der größten Ordnung und in beständiger Bewegung zu erhalten. Dennoch hatte auch er eine Reise nach Rom gemacht, und zwar, um daselbst die Dispense zu erhalten, seine Nichte heirathen zu dürfen. Man verlangte von mir, sagte er, 800 Scudi. Mit Hängen und Würgen bekam ich meine Frau um 300 Scudi. Uebrigens that der Uhrenfreund keinem Menschen was zu Leide. Gegen seine Vincenza aber und ihre vielen Katzen, welches ihre Leidenschaft war, beobachtete er die größte Etikette, ja alle Aufmerksamkeiten eines jungen Liebhabers oder treuen Dieners. Daher sagte sie einst über Tisch, als eben von ihrer Heirath die Rede war: „Gott hat mir ein Glück gegeben, das ich nicht verdiene, meinen guten Gian Pietro.“ — In ihrem Gesicht lag bey diesen Worten der Ausdruck ungeheuchelter Demuth, und dem Uhrenfreund gingen die Augen über, zum wenigsten fuhr er mit den Fingern nach den Augenwimpern. Daß sie keine Kinder hatten, erräth man.

Leonard Käser,
oder das Opfer des Fanatismus.

(Beschluß.)

Vor Allem machte nun D. Eck alle Käsern schon vorgelegte Fragen und seine hierauf gegebenen Antworten bekannt. Allein da seine Verwandten, gemeine bürgerliche Leute, nichts davon verstanden, so baten sie, einen andern Tag zur Untersuchung der Sache zu bestimmen, dem Unglücklichen einen Vertreter mit sicherm Geleite zu gestatten, und ihm und ihnen Abschriften von den Artikeln zuzustellen, damit sie sich darüber bey gelehrten Leuten Rathes erholen könnten. Zugleich erboten sie sich, alle Kosten, die wegen der von ihnen erbetenen Verlängerung des Verhörs ergehen würden, zu vergüten. Allein ihre Bitten fanden kein Gehör. Schon den andern Morgen wurde Käser in die von dem Landvolke und vielen bewaffneten Bürgern auf dem Platze formirte Schranne, in Gesellschaft eines noch mit ihm zusammen gebundenen Geistlichen, geführt. Da saß nun Ernst als Richter, und neben ihm saßen die Weihbischöfe von Regensburg und Passau, der Abt von Aldersbach, die Pröbste von Suben, Osterhofen, Sanct Nicola und Sanct Salvator, Doctor Eck und Meister Anton, Dechant von Ingolstadt, die Doctoren und Domherren, Ludwig Fröschel, Thomas Ramelsbach, Johann Schönburger von Schönburg, und Doctor Hieronimus Weiting, Official, drey Notare, Erasmus Kolb, Niklas Hugenreiter und Wolfgang Krieger, der Kerker-Notar, Meister Hans Tebereisch, Meister Christoph Kirchbuler, Fiscal, u. A. Die Tragödie begann damit, daß der Bischof Käsern befragte: ob er widerrufen wollte? In diesem Falle sollte ihm Gnade zu Theile werden. Er könne und möge, antwortete sein Prokurator, nichts widerrufen, was in der Schrift gegründet, was hingegen nicht darin gegründet sey, wolle er widerrufen. Hierauf wurden von einem Notar Leo's Bulle, das Edikt von Worms, die Regensburger Satzung, und auch, daß Käser schon einmal, sich aller irrigen Lehren zu enthalten, gewarnt worden sey, öffentlich von einem Notar, jedoch in lateinischer Sprache, bekannt gemacht. Der Beklagte drang nun darauf, das Verlesene, der Umstehenden wegen, zu verdeutschen. Man that es jedoch nicht.

Käsers Prokurator brachte hierauf noch Einiges, das er für seinen Zweck dienlich zu seyn glaubte, vor, bat um eine Abschrift der Klage, und um Gestattung einer längern Frist, damit man sich in dieser Sache noch mit Andern berathen könnte. Vergebens. Vielmehr wurden jetzt Käsern alle jene Artikel in lateinischer Sprache vorgelesen, die man über seine Aeußerungen aufgesetzt hatte, und zugleich ward ihm befohlen, darauf zu antworten. Er that es, aber in deutscher Sprache, und erklärte auch den Gegenwärtigen den Hauptinhalt der Artikel. Umsonst brachte noch dessen Vortreter einige Erinnerungen vor; man schritt, ohne weiter auf ihn zu achten, zu dem Hauptacte. Zu diesem Ende fällte der Fürst-Bischof das Urtheil: Käser sollte entweiht, und dem weltlichen Gerichte übergeben werden. Wehmüthig suchte nun der Unglückliche seine strengen Richter zu bewegen, nicht also mit ihm zu verfahren. Auch sein Vertheidiger protestirte wider das gefällte Urtheil, brachte mehrere Gründe vor, und appellirte auf ein freyes Concilium. Umsonst. Die Unerbittlichen bestanden auf der Vollziehung des gefällten Urtheils.

Es wurden daher Käsern geweihte priesterliche Kleider angezogen, die ihm aber der Weihbischof sogleich wieder unter verschiedenen Ceremonien und Gebeten von dem Leibe riß. Hierauf beschor man ihn, kleidete ihn in einen Kittel, setzte ihm ein zerschnittenes Barret auf, und übergab ihn in dieser Verkleidung dem Stadtrichter. Zugleich sollte jedoch, nach dem Verlangen der Bischöfe von Passau und Regensburg, die Bitte gestellt werden, „daß man nicht mit ihm handle zu dem Blut,“ das ist, daß man ihn nicht tödte.

Er wurde also, ohne weitere Umstände, wieder gebunden auf die Festung gebracht, wo er länger als einen ganzen Monat gefangen saß. Endlich erschienen Reisige zu Fuß vor seiner Kerkerthür, banden ihn mit Ketten auf ein Pferd, und führten ihn durch die Stadt nach Scherding. Am Thore nahmen seine Freunde unter tausend Thränen von ihm Abschied. Zu Scherding sperrte man ihn in die Schergenstube. Dorthin brachten ihm seine Freunde die schreckliche Nachricht: daß man Willens sey, ihn lebendig zu verbrennen. „Eine andere Bothschaft wäre freylich besser,“ sagte er. Doch hatte er zur Zeit noch nicht die tröstende Hoffnung aufgegeben: daß man ihn wegen Meinungen nicht tödten werde.

Um ihn zu retten, hatten indessen seine Freunde Alles aufgeboten. Sie begaben sich nach München, und überreichten ein ihnen von dem Grafen von Schaumburg ausgefertigtes Empfehlungsschreiben dem Herzoge Wilhelm, dem Bruder des Bischofes Ernst zu Passau. Allein sie fanden kein Gehör, und der Landrichter zu Scherding erhielt den Auftrag, den Unglücklichen ohne weiters zu verbrennen.

Dieser traf sogleich alle Anstalten zur Hinrichtung. Schon den vierten Tag nach seiner Ankunft ward er dem Henker und seinen Knechten übergeben. Diese führten ihn nun hinaus aus der Stadt, setzten ihn am Ufer des Inns auf einen Wagen, und fuhren mit ihm durch einen Arm dieses Stromes auf eine gegenüber liegende Insel, die man zu seinem Leidensorte bestimmt hatte.

Mit heiterer Miene nahm er nun Abschied von seiner Mutter, von seinen Brüdern und übrigen Freunden, rief

laut zum Himmel um Verzeihung für seine Richter und Henker, und segnete die zahlreich versammelte Menge. Dem Landrichter ward die Zeit lange, und er gebot daher, mit der Hinrichtung zu eilen. Die Henker entkleideten nun Käsern schnell bis auf's Hemd. So legte er sich mit zu dem Himmel gekehrtem Antlitz in ein Grübchen des Scheiterhaufens nieder. Allein die wilden Henkersknechte banden ihn vorwärts der Länge nach auf das Holz, und zündeten es an. Einige Male entfuhr dem sanften Dulder ein lauter Schmerzensausruf. Die größte Zeit aber schwieg er, und endete unter namenlosen Qualen, ein Opfer blinder, harter Glaubenswuth.

Und so endeten damals Tausende! Empörend ist es, was man sich Alles in jenen rauhen Tagen gegen Andersdenkende erlaubte! Durach.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 7. August.

Das Namensfest des Kaisers wird dieses Jahr wie gewöhnlich gefeyert werden. Abends zuvor wird freyes Schauspiel in allen Theatern seyn; am Tage des Festes wird in der Kathedralkirche ein Te Deum gesungen, in den Champs elysés und auf der Seine allerhand Volks-Belustigungen gegeben, und Abends die Stadt erleuchtet werden. Als besondre Feyerlichkeit wird am Morgen dieses Tages die Grundlegung des Marktes St. Germain und noch zwey andrer Märkte Statt haben; der Minister des Innern wird den ersten Stein davon legen. Auch wird am Nachmittage ein aerostatischer Versuch auf dem Concorde-Platze gegeben werden, und zwar, wie man sagt, von Garnerin und Degen. Obschon Hr. Garnerin im vorigen Jahre, als Hr. Degen nach Paris kam, wüthend gegen denselben war, so hat die Zeit doch seinen Zorn abgekühlt, und sie werden Beyde, wie das Journal de l'Empire bemerkt, in der Luft Frieden machen. Ferner wird ein lediger Ballon aufgelassen werden, und um neun Uhr Abends wird man ein Feuerwerk auf dem Concorde-Platze geben. In dem Tuillerien-Garten werden schon Anstalten zur Erleuchtung gemacht. Gleich nach dem Feste wird die Kaiserinn vermuthlich sich nach Cherbourg begeben, und daselbst der Feyerlichkeit der Eröffnung der neuerbauten Rhede bewohnen.

Die regnerische Witterung hat viele Faulfieber diesen Sommer veranlaßt. Ein in seiner Art einziges Bad ist das hiesige bain oléagineux, oder Oelbad in dem Stadtviertel Chaillot. Es ist daselbst seit zehn Jahren eine Fabrik vorhanden, worin aus dem Abfall und Eingeweide der geschlachteten Ochsen Oel zubereitet wird. In dieser Fabrik nun hat man ein Bad angelegt, das für Gliederschmerzen, besonders für solche, die von alten Verwundungen herrühren, überaus heilsam seyn soll. Freylich gehört ein wenig Ueberwindung dazu, um sich in solch ein schmieriges Bad zu begeben. Allein was thut man nicht, der Gesundheit wegen. Für einen Gesunden ist nichts ekeliger, als jene Oelfabrik zu besuchen. Große Bütten stehen daselbst mit Eingeweiden und allem dem schmutzigen Abfalle der Thiere angefüllt; in ungeheuren Kesseln werden dieselben gekocht; der Gestank ist unleidlich, und manche Personen, welche das Verfahren des Oelbereitens angesehen haben, können mehrere Tage kein Fleisch essen, und nicht einmal auftragen sehen. Indessen leistet diese Fabrik großen Nutzen, und zum Brennen, wie auch zu andern Dingen, ist das darin verfertigte Oel sehr gut. Durch die Anlegung des Gesund-Bades erwirbt sie sich einen neuen Vortheil.

Ein medicinisches Journal erzählt folgende Geschichte, die sich neuerdings hier zugetragen hat. Eine Dame hatte eine ihrer Freundinnen erzählen hören, ein Vogel habe sie gebissen, und dadurch sey sie beynahe rasend geworden. Diese Erzählung wirkte so heftig auf die Dame, daß sie von Stund an verwirrt im Kopf wurde, sich selbst wie rasend anstellte, Jedermann beißen wollte, und nur mit vieler Mühe geheilt werden konnte. Ein neuer Beweis von der Macht der Einbildungskraft. Es wird noch etwas magnetisirt, besonders bey dem italiänischen Geistlichen, aber ohne das Zubehör, das Mesmer zum Magnetisiren brauchte. Seitdem die Zeitungen von diesem Manne gesprochen haben, sollen viele Damen an den Zeitung-Expeditionen um seine Adresse anfragen lassen. Neugierde ist ja seit Eva her ein Erbtheil des schönen Geschlechts.

Seit einiger Zeit sieht man in den Straßen von Paris Laden, die sonst sehr selten waren. Dies sind nämlich diejenigen, worin Necessaires oder kleine Kasten von schönem Holze verkauft werden. Dieser Artikel hat sich sehr emporgehoben, und beschäftigt, der Kriegsumstände ungeachtet, manche Arbeiter. Man macht Necessaires von allen Gattungen und für alle Stände; sie werden nach den Bedürfnissen der Käufer eingerichtet. So enthalten Einige Alles, was zur Damen-Toilette gehört; Andre sind fürs Aufbewahren von Kostbarkeiten oder von Reisesachen eingerichtet. Es gibt deren Einige, die bis tausend Franken kosten. Im Palais royal sieht man Laden, welche in dieser Gattung die schönsten Muster aufzuweisen haben. — Der Elephant Baba, an dem sich die Pariser satt gesehen haben, läßt sich nun zu Versailles sehen; allein seine Herrlichkeit hat ein Ende genommen. In Paris war er für die elegante Welt im cirque olympique und im Tivoli-Garten sichtbar; allein zu Versailles kann ihn das Volk für einige Sous besichtigen. — Die Bereuter Franconi ziehen mit ihren Pferden und Hirschen in den Landstädten herum. In Montauban läßt ein holländischer Künstler allerhand von ihm aus Glas verfertigte Sachen, als: Schiffe mit ihren Masten, Vögel und andre Thiere u. s. w. sehen. Alle Theile daran haben die ihnen gebührenden Farben. Was dieser Mann aus dem Glase machen kann, soll außerordentlich seyn. Oft sollen die Farben seiner Gläser so täuschend seyn, daß man die nachgeahmten Stücke für wahre halten möchte.

Das Kaiserliche Institut hat endlich an die Stelle des verstorbenen Callhava den Hrn. Michaud zum Mitgliede ernannt. Somit werden sich die Streitigkeiten, welche diese Wahl erregte, auch wol legen.

Der Baumeister Bellanger bearbeitet ein Werk über die metallene Kuppel der Mehlhalle, die er erbaut hat, und die jetzt zu den Merkwürdigkeiten der Stadt Paris gehört.

Es sind einige Exemplare von dem so eben in Mainz bey Kupferberg erschienenen Werke über St. Petersburg von Hrn. Dr. Müller angekommen. Ein interessanteres und angenehmeres Buch über diese merkwürdige Hauptstadt ist bisher noch nicht erschienen. Der Verfasser drückt sich überall mit Unpartheylichkeit aus, und schildert auf eine äußerst anziehende Art die Sitten aller Stände. Eine Menge witziger und treffender Bemerkungen geben diesen Schilderungen ein so gefälliges Ansehen, daß man das Buch wie einen Roman liest. Gewiß wird dasselbe in Deutschland und auch in Rußland mit Beyfall aufgenommen werden, obschon Manches darin steht, das den Russen wol etwas zu kühn und frey scheinen möchte. Der Verleger hat von diesem Werke auch eine französische Uebersetzung veranstaltet, die in vierzehn Tagen erscheinen soll. Der Verfasser befindet sich jetzt in Paris, wo er an einem Werke über das französische Recht arbeitet. D.

Nro. 199.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 20. August, 1813.

Ich wall auf Gottes Frühlingsflur
Und athme freye Luft.
Mein Herz ist froh, wie die Natur,
Und leicht, wie Morgenduft.

Sangerhausen.

Reminiszenzen aus dem Abruzzo.

4.

Val Roveto.

Eingefallnes Regenwetter und die Schwierigkeit, in den Berggegenden fortzukommen, bestimmten mich, um einen sehr theuern Preis, nämlich um 40 neapolitanische Carolin, ein Roß nebst einem Führer nach Avezzano am See Fucina (die Strecke beträgt eine Tagreise) zu miethen. Am Ende war ich auch hier angeführt, indem derjenige, mit dem ich den Kontrakt gemacht hatte, mich auf dem Wege, wo ich gezwungen war, mich den Umständen zu fügen, wenn ich mich nicht größern Unannehmlichkeiten aussetzen wollte, einem nach Avezzano zurückkehrenden Säumer übergab. Er schützte dabey vor, seine Rosse wären der Bergstraße nicht gewohnt u. s. w. Die Hauptsache aber war, daß er dem Säumer nur 12 Carolin oder einen Thaler bezahlte. Ich musste froh seyn, in der unheimlichen Wildniß in diesem Letztern einen ehrlichen Mann zu erkennen. Der wesentlichste Verlust für mich bestand darin, daß mir jetzt keine Wahl blieb, mich auf dem Wege aufzuhalten, da der Säumer, dessen andre Thiere schwer beladen waren, keine Zeit zu verlieren hatte. Mit dem Val Roveto hatte ich das eigentliche Abruzzo betreten.

Dieses Thal ist ein wahres Schweizerthal, ähnlich denjenigen, welche gegen die italienische Schweiz auslaufen. Auf seiner linken Seite thürmen sich, wie dort, himmelansteigende Felsen, und die Zwischenabsätze sind mit Gehölz bedeckt, nur mit dem Unterschied, daß diese Waldungen gar kein Nadelholz haben, sondern blos aus Eichen, Buchen oder andern Laubbäumen bestehen, und die Felsen mehr feste fortlaufende Massen bilden, als dort, wo sie häufig von Schluchten, nach der Schweizersprache Tobeln, unterbrochen werden.

Die Gegenüberseite hat durchaus den Charakter der sanft geschwungenen Apenninen, und ist von mehrern reizend gelegenen Städtchen bedeckt.

Durch das Thal windet sich in lebendigem Lauf, oft von kleinen Wasserfällen unterbrochen, aber nie einem wilden Gletscherwasser gleich, der Liris. Stille Quellen und freundliche Felsenbäche ergießen sich in den Thalfluß. Häufig fassen Kräuter und Kräutergewinde die sanftgekrümmten Ufer ein. Pappeln schwanken ihnen zur Seite, und Rebenlaub umschlingt die Pflanzungen niedriger Ulmen. — Besonders ausgezeichnet sind in diesem Thal die herrlichen alten Eichen und Nußbäume am Wege, die man schwerlich irgendwo in Italien in mahlerisch-grandiosen edeln Formen sieht. Am reichsten und lieblichsten ist die Gegend von St. Vincenzo, etwa drey Stunden von Sora. Dort übersieht man wenigstens fünf oder sechs Dörfer. Die Linien der nähern und entferntern Hügel greifen zauberisch in einander. Kleine Wiesen umgeben da und dort den Fluß, den Wasserfälle verschönern. Eichen, in Blätterfülle eingehüllt und breitgewölbte Kronen tragend, erheben sich in die Luft, wie laubumkränzte Säulen, unter einem grünen schattenden Dach. Die Größe dieser

Bäume gibt einen Maßstab zu der Höhe des Gebirges, auf welchem die Eichenwälder wie niedriges Gesträuch erscheinen.

Civitella (im Val Roveto.)

Das Verlangen, nach einem so genußreichen Tage, — an dem ich mich, auch schon des Berg-Elimas wegen, wie in eine andre Weltgegend versetzt fühlte, Menschen zu sehen und kennen zu lernen, machte, daß ich meinen Gefährten bat, trotz der Müdigkeit der Rosse, nicht in der Osteria di Murino zu bleiben, sondern bis nach Civitella zu gehen, wohin ich eine Empfehlung hatte. Der Eintritt in den engen höchstschmutzigen Ort ließ mich wenig Gutes erwarten, als unvermuthet ein stattlicher Mann vor mir stand, der das humaneste Ansehen hatte. Höchst erfreut erfuhr ich nun, daß eben er es wäre, an den ich empfohlen war. Er wurde der Capitano genannt, war die ausgezeichnetste Person in dem kleinen Ort, und vielleicht im ganzen Thale; sein Name Vincenzo Villa. —

Ein deutscheres Gesicht und deutschere Weise, als das Gesicht und die Weise dieses Mannes war, lassen sich schwerlich in Italien finden. Ohne den Empfehlungsbrief zu lesen, und ohne zu fragen: wer ich sey? hieß er mich willkommen, und führte mich, wie einen alten Bekannten in sein geräumiges Haus hinauf; zugleich hieß er den drey Rossen meines Gefährten, um die sich an einem andern Ort schwerlich Jemand, den es nicht unmittelbar anging, bekümmert haben würde, Stallraum und Futter geben.

Alles sein Thun gemahnte mich, — bis auf die Tabakspfeife, — an den wackern Oberförster K., den ich einst in Thüringen gekannt hatte. Nachdem wir eine Stunde lang in heiterm Gespräch beysammen gewesen waren, traten zwey schöne hochgewachsene Jünglinge in's Zimmer. Das sind meine Brüder, sagte Vinzenzo, aber es verrieth sich bald, daß es seine Söhne waren. Die kindliche Einfachheit dieser beyden jungen Menschen, bey hohem Ausdruck von Kraft und Lebensfülle, sprach es deutlich aus, wo und unter welchen Umständen der Mensch am besten gedeiht.

Hier ist das Wesentliche der Geschichte dieser glücklichen und merkwürdigen Menschenfamilie. Don Vinzenzo Villa, der noch vollkommen das Ansehn eines jungen Mannes besaß, hatte im ein und zwanzigsten Jahre geheirathet. Mit seiner ebenfalls noch jugendlich aussehenden Frau, über deren Tugenden, Sorgfalt für die Erziehung der Kinder und für das Hauswesen, er sich mit warmem Lobe ergoß, hatte er vier Töchter und vier Söhne. — Er war einer von den Wenigen, die bey dem Revolutionskrieg im Neapolitanischen ungefährdet davon kamen. Zwar wollten die Bauern durchaus ihn zu ihrem Anführer, aber er entschuldigte sich damit, daß er an kranken Füßen leide, erbot sich aber zu allen Leistungen, die man ihm auflegen könne. — Das gute Glück war ihm hold. Es geschah ihm nichts. Er erwarb sich den Beyfall Aller, und wurde nach jenem Krieg als Chef der Militiotten (oder Landsoldaten) für neun Dörfer ernannt. Der Minister Micheroux zeichnete ihn so sehr aus, daß er ihn zweymal besuchte. Don Vincenzo war der Wohlthäter seiner Gegend, und sorgte für die öffentliche Sicherheit. Sein Name war weit und breit bekannt, und über ihn nur Eine Stimme.

Glückliche Menschen sind überall eine Seltenheit; doppelt erfreulich ist ihre Erscheinung da, wo der Mensch der Natur nahe steht, denn da ist sein Glück weniger dem Schein unterworfen. Unvergesslich sind mir daher die folgenden Worte dieses Mannes geblieben.

Er sagte: „Ich habe mir nie ein anders Loos gewünscht, als das meinige war. Beobachtung des Lebens Andrer lehrte mich schätzen, was ich hatte, und es dankbar genießen. — Der Wein auf meinem Tische ist mein eignes Gewächs; das Brot, das ich esse, (wörtlich nach dem Italienischen) ist die Frucht meines Feldes. — Ich hatte immer zu leben und mitzutheilen. Ich lebte verborgen und fern vom Blitz. Mein Heimath-Thal war mir lieber als jede andre Gegend, denn es ist von guten Menschen bewohnt." In allen diesen Aeußerungen liegt etwas, das nicht nur der Regel nach, sondern durchgängig genommen, nicht im Charakter der Italiener liegt, nämlich das Leben gemüthlich und in irgend einer zartern Idee vom Leben zu genießen.

Während wir bey einem Nachtessen, das einfach, aber mit aller Sorgfalt, — die selbst in wohleingerichteten Haushaltungen in Italien selten angetroffen wird, — zubereitet war, uns unterhielten, herrschte in den untern Gemächern des Hauses laute Fröhlichkeit; ich lernte aber erst am folgenden Tage die übrigen zu dieser Familie gehörigen Personen kennen. Jene anfängliche Zurückgezogenheit der weiblichen Mitglieder dieses Hauses rührte nicht von einer gewissen Scheu her, die wohl sonst Menschen eigen zu seyn pflegt, die wenige Fremde sehen, denn alle waren offen und verständig: sondern war einzig und allein die Folge einer kindlichen, der ganzen Familie eigenen, schüchternen Bescheidenheit, die sich nur in Gegenden denken lässt, wo die Menschen überhaupt länger als anderswo natürlich und kindlich bleiben. —

Nach den Nachrichten, die ich in Civitella über das Val Roveto erhielt, hat es im Ganzen nur arme Bewohner. Der Ackerbau ist unbeträchtlich, noch geringer der Weinbau. Wegen Mangel an Weide gibt es wenig Rinderherden, desto mehr Ziegen, Schafe und Schweine; diese Letztern verschaffen den Einwohnern ihr beträchtlichstes Einkommen. — Der Winter ist hier nicht sehr streng,

weil das Val Roveto zwischen hohen Bergen, und nicht dem Nordwinde ausgesetzt liegt; doch ist er mit dem Winter in den tiefern Gegenden von Sora u. s. w. nicht zu vergleichen. Man sammelt im Herbst einiges Heu, zur Nahrung für die Thiere in der rauhern Jahrszeit; noch häufiger werden zu gleicher Absicht große angehäufte Bünde von Zweigen auf Laubbäumen an der Luft gedörrt. Das Thal wäre ganz dazu geeignet ein Räubernest zu seyn; zum Glück — so bemerkte Villa — ist es von Leuten bewohnt, die vor Vielen die Bessern heißen können.

Philo an die Hochstudirten.

Mich schmähen sie, weil es das Schicksal wollte,
Daß, Weisheit, mich zur Quelle deines Lichts
Nur eignes Forschen leiten sollte.
O des verächtlichen Gezüchts!
Wohl saßet ihr vor manches Lehrers Stuhle;
Doch zeigt mir den Gewinn des theuren Unterrichts!
Viel lernt' ich ohne hohe Schule,
Ihr auf der hohen Schule — Nichts.

Weisser.

An Sophien.

Von Herz und Geist, du Hochgelehrte,
Sprichst du, sie lobend, immerdar.
Viel Ehre für das lobenswerthe
Dir gänzlich unbekannte Paar!

Hs.

Kleine französische Denkwürdigkeiten.

Meist aus der großen Welt des XVIII. Jahrhunderts.

(In freyen Auszügen nach Levis.)

Der übrigens mehr als Literator, denn als Politiker berühmte Beaumarchais dürfte als einer der Hauptbeförderer des Amerikanischen Freyheitskrieges zu betrachten seyn. Er hatte in Holland nicht weniger als 60,000 Flinten zu einem sehr geringen Preise zusammen gekauft, und dieselben wieder an die Amerikanischen Agenten auf Kredit abgesetzt. Nun sah der schlaue Verfasser des Figaro wohl ein, daß, wenn die Amerikaner unterliegen sollten, mit ihrer Freyheit auch seine Anforderung verloren gehen müßte. Er suchte daher bey dem Minister von Maurepas, bey welchem er schon früher Zutritt gefunden hatte, und den er mit seinen witzigen Einfällen zu unterhalten wußte, den Krieg aus allen Kräften zu betreiben, und er war es eigentlich, der den alten, für geistreiche Köpfe eine Vorliebe habenden, Staatsmann dafür entschied, die Feindseligkeiten anzufangen.

•

Der Graf von Maurepas war mit einer reichen Ader guten und treffenden Witzes ausgestattet, die er, der seinem Amte anhängenden Gravität und Ernstlichkeit ungeachtet, bey gegebnem Anlasse ohne Rückhalt fließen ließ. Unter andern ließ sich einmal, kurz nachdem er in's Ministerium getreten war, ein Edelmann aus Gascogne, mit dem er während seiner Verbannung in einigen sehr entfernten Verhältnissen gestanden hatte, bey ihm zur Audienz melden. Der Gascogner wollte sich das Ansehen eines guten Bekannten des Ministers geben, kam auf diesen zu und fragte laut genug: dürfte ich Sie doch fragen, Herr Graf, was Sie mit jenem weissen Pferdchen angefangen haben, welches Sie vor zehn Jahren, als wir zusammen im Felde standen, zu reiten pflegten. Mein Herr, erwiederte der Minister, welcher gerade bemerkte, daß der Gascogner in einem gewendeten Kleide erschien, mit ernsthafter Miene: Ich habe es wenden und ihm neue Knöpfe aufsetzen lassen.

•

Der König, auf seinen öftern Spaziergängen über die unermesslichen Terrassen-Dächer von Versailles, pflegte sich, in Folge einer kindischen und über das Knaben-Alter hinaus beybehaltenen Liebhaberey, mit der Katzen-Jagd zu unterhalten, und erlegte einmal eine der Frau von Maurepas zugehörige, von ihr sehr hoch gehaltene Angola-Katze. Aus diesem Vorfall setzte Herr von Maurepas eine tragisch-komische, mit allerley lächerlichen Umständen ausgeschmückte Geschichte zusammen, die man ihn nur in kleinen, geschlossenen Cirkeln erzählen hörte.

•

„Mein Vater, — so äußert sich der Marschall von Richelieu über den Zustand der Unterwürfigkeit und Abhängigkeit, in welchem er selbst in seiner Jugend war gehalten worden — verlangte von mir und hielt auf das Strengste darauf, daß ich mich Sommer und Winter, alle Morgen, Schlag sieben Uhr unten an der kleinen Treppe der Hofkapelle einfinden müßte, blos um der Frau von Maintenon, die zu jener Stunde nach Saint-Cyr zu fahren pflegte, die Hand zu reichen. Dies kam mir um desto sonderbarer vor, als damals Niemand von uns bey Hofe etwas verlangte, und unsre Familie ohnehin schon mit Gnadenbezeugungen überhäuft war. Dafür waren dann die Abendunterhaltungen in jener Epoche desto mehr nach meinem Geschmacke. Gewöhnlich verbrachte ich einige Stunden bey der Frau von Maintenon, wo die Herzoginn von Burgund durch ihren geistreichen Witz und ihre liebenswürdige Naivetät einem ernsthaften und frommen Könige seine Langeweile verkürzte,“ u. s. w.

Von seiner ersten Gemahlinn erzählte der Marschall von Richelieu ganz erstaunliche Dinge. Bekanntlich hatte er eine entschiedene Abneigung gegen sie gefaßt: aus

was für Gründen, weiß man nicht eigentlich; aber so viel ist gewiß, daß er einzig darum in die Bastille gesetzt wurde, weil er so übel, oder vielmehr, weil er gar nicht mit ihr lebte. Dies ist das einzige Beyspiel, daß in Frankreich oder anderswo ein Staatsgefängniß zur Wiederherstellung des häuslichen Friedens hat dienen sollen; und es ist unbegreiflich, wie ein so großer Mann, als Ludwig XIV war, sich entschließen konnte, sein Ansehen zur Beseitigung eines solchen Zerwürfnisses zu verwenden. Uebrigens war Richelieu's Verhaft mit possierlichen Umständen begleitet. Wöchentlich ein Mal wurde die Frau von Richelieu zu ihrem Gemahl nach der Bastille gebracht, und der Gouverneur hatte Befehl, seinen Gefangenen nur in so fern etwas glimpflicher zu behandeln, als dessen Gemahlinn mit dem Empfange von Seite ihres Eheherrn zufrieden seyn würde. Indeß hatte diese erzwungene Aussöhnung nichts weniger, als erwünschte Folgen: denn der Marschall war nicht so bald wieder frey, als er, andrer Liebschaften wegen, seine Gemahlinn neuerdings im Stich ließ; und auch dieser ihre Aufführung blieb nicht weniger, als tadellos.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

Das gelbe Journal hat nun seinen Grimm, den zweyten, der aber den ersten nicht erreicht. Er macht hauptsächlich auf die Bevues der Journale Jagd, und da ist er freylich sicher, daß ihm der Stoff nicht ausgeht. So bemerkt er übers Journal de l'Empire, daß es immer mannigfaltiger werde, und seine medicinisch-chirurgischen Artikel mit theologischen abwechsle, wie man aus seiner ausführlichen Recension von Barbiers Werk über die sechzig französischen Uebersetzungen des Thomas à Kempis und aus dem Aufsatz über die Madonna d'Ancona abnehmen könne.

Hr. Barbier, Kaiserlicher Bibliothekar, gibt als Verfasser des Buches: De imitatione Christi, den Kanzler der Pariser Universität, Gerson, an, und macht den guten Thomas blos zu seinem Kopisten.

Der moderne Grimm hätte füglich auch bemerken können, daß man wöchentlich wenigstens ein Mal in erwähntem Journale einen Artikel über skandinavische Literatur, Mythologie oder Geschichte zu lesen bekommt.

In einer Provinzial-Stadt wurde unlängst die Menge in großes Entsetzen versetzt. Man exekutirte eine Verbrecherinn, und als ihr Kopf unter der Guillotine fiel, hörte man ihn noch drey Mal ganz vernehmlich: Ah mon Dieu! Mon Dieu! seufzen. Alles gerieth in Bewegung, bis endlich ein Mann sich als Bauchredner angab, der auf diese Art die Einladung zu seinen Vorstellungen habe machen wollen. Trotz dem, daß die Franzosen Scherz verstehen, wäre er beynahe vom Volke gesteinigt worden.

Die Kaffeetrinker haben gegenwärtig eine süße Beruhigung; sie sind sicher, daß der Zucker, dessen sie sich bedienen, Tafel-Zucker, und nicht Betterave-Zucker ist, dessen Vorräthe ausgegangen sind. Den Sommer über wird kein neuer verfertigt, weil die alten Rüben, sobald die Zeit des Keimens kommt, durchaus nicht mehr zur Gewinnung eines haltbarn Syrups tauglich sind.

Im Durchschnitte sind die Franzosen weniger gesellschaftlich gegen Fremde, besonders an öffentlichen Orten, als die Deutschen. Indeß ist dies nicht immer der Fall. Einige Deutsche traten neulich in einen Tanzsaal, wo eine Hochzeit gefeyert wurde. Es waren vier Männer auf ein Dutzend Damen da. Die Damen betrachteten die Ankömmlinge mit forschenden Blicken; endlich trat die Jüngste, ein artiges Mädchen von fünfzehn Jahren, zu ihnen, und lud sie ein, am Tanze Theil zu nehmen. Sie ließen sich nicht lange bitten, und erhielten bald auch das Unterscheidung-Zeichen der Hochzeitgäste: ein Stückchen von dem Strumpfband der Braut. Einige der jüngsten Mädchen haben eine Rose von Band-Enden an ihrem Busen befestigt, und machen davon das Nöthige zu erwähntem Gebrauche los. Es wäre ein interessantes Buch über den Ursprung der Heirath-Gebräuche der verschiedenen Völker zu schreiben. Der deutschen Braut wird ihr Kranz zerrissen, der französischen das Strumpfband zerschnitten; der Slave läßt über die seinige ein Glas kaltes Wasser gießen. Unter den niedrigen Ständen herrscht der kostspielige Gebrauch, daß die geladenen Hochzeitgäste dem Brautpaar am folgenden Tage eine Tafel geben. Dieser Umstand setzt Manche in Verlegenheit; sie erscheinen folglich nicht bey der Hochzeit, und so kommt es, daß bey vielen Hochzeiten, zu großem Verdrusse der Tänzerinnen, immer mehr Damen als Herren erscheinen.

Die Gibecière einer Dame von Ton enthielt sonst, außer dem Schnupftuche, nichts als eine doppelte Lorgnette, ein Riech-Fläschchen und eine Schreibtafel. Aber seitdem die Empfindsamkeit Ton und man nicht sicher ist, in irgend einem Salon durch die Macht der Augen einem Endymion Ohnmachten zuzuziehen, sind jene Gibecières von Citronenholz mit Stahl eingelegt, und viel reichhaltiger als gewöhnlich. Sie enthalten, außer verschiedenen Salzen, Wohlgerüchen und Elixieren, auch noch mehrere feine Instrumente von Stahl, und gleichen wahrhaftigen verjüngten Noth- und Rettungskästchen wie eine gute Polizey an öffentlichen Orten zum Behufe der Verunglückten niederlegt. Da jene Kästchen für zarte Damenhände zu beschwerlich zu tragen sind, so werden sie dem Kammerdiener oder dem dienstthabenden Cavaliere anvertraut, der sie sorgsam in einem Beutel von grünem Taft in Verwahrung bringt.

Man wird es kaum ahnen, wie viel Embarras in französischen Familien die erste Kommunion eines jungen Mädchens macht. Sechs Monate vorher wird sie wöchentlich ein Paar Mal vom Pfarrer katechisirt, und bringt in der Kirche drey bis vier Stunden zu; vierzehn Tage vorher wird ihr beynahe aller Umgang untersagt; kaum, daß sie mit ihren Gespielinnen ein Paar Worte sprechen darf. Ich hörte ein Mädchen, die in diesem Falle war, ihrer Freundinn zurufen: Ah! n'approche pas de moi, tu me feras commettre un peché! Die Aeltern haben ihrerseits Sorgen andrer Art. — Die Gratifikation des Geistlichen, die dem Grade des Eifers, den er anwendete, angemessen seyn soll, setzt sie in nicht geringe Verlegenheit. Das Wenigste, was ein minderer Bürger geben kann, ist eine Garnitüre kleinen Anzugs, (Strümpfe, Halskrausen ꝛc.), für den Geistlichen; Chocolade für seine femme de charge, und eine Wachskerze von 30 bis 36 Franken für die Kirche. Rechnet man hierzu noch, daß die Kommunikantinn ganz weiß angezogen seyn muß, so darf man die Ausgaben einer ersten Kommunion auf wenigstens 150 Franken schätzen.

Nro. 200.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 21. August, 1813.

„Gebt mir Eurydice, mein Leben und mein Glück!
„Ach, nehmt den Mann, wo nicht, gebt ihm sein Weib zurück!“

Weisse nach Pope.

Orpheus.

1.

Die beste Frau verschied, ihr Leute,
Dem Orpheus einst, dem besten Mann.
O glücklich, wer, weil er nicht freyte,
Auch nicht zum Wittwer werden kann!

2.

Stets, was auch Alt und Jung mir predigt,
Meid' ich der Ehe süßen Stand,
Beut nicht, der Sterblichkeit entledigt,
Mir eine Göttinn ihre Hand.

3.

Ihr Aerzte, helft für ihre Sünden
Den Männern immerhin vom Brod;
Nur sucht ein Kräutchen zu erfinden,
Ein Kräutchen für den Weibertod.

4.

Mit Ach und Weh, das nenn' ich lieben!
Füllt der Verlassene die Luft.
Mehr weint er, als der Frauen sieben
An ihrer braven Männer Gruft.

5.

Er läßt sich Bley und Pulver hohlen,
Und — o verzweifelter Entschluß! —
Er ladet wirklich die Pistolen,
Doch fürchtet keinen Werthers-Schuß.

6.

Wißt; reisen will er nur, und schauen,
Ob nicht, er glaubt es steif und fest,
Ob nicht das Muster aller Frauen
Sich in der Hölle finden läßt.

7.

Ein Dichter, der in unsern Tagen
Ein gleiches Mißgeschick erfuhr,
Gelobte gleichen Zug zu wagen;
Doch nach Paris gelangt' er nur.

8.

Hier lebte froh der Lebenssatte,
Und noch fiel auch zum Glück ihm bey,
Daß er zwar ein gebeugter Gatte,
Doch auch zugleich ein Autor sey.

9.

Drum mahlt' er rührend Fannys Ende
Und seinen Schmerz dem Publikum,
Und stöhnt', und schluchzt' und rang die Hände
Für Kummers Honorarium.

10.

Der mehrte durch die Druckerpresse
Die Wittwerthränen sich zum Heil,
Und bot zu Leipzig auf der Messe
Die neue seltne Waare feil.

11.

Doch Orpheus, seinem Schmerz getreuer,
Und Ritter, ächten Schlages, fand
Nach manchem schweren Abenteuer
Das ungelobte finstre Land.

12.

Ein Sänger und ein Leyerspieler
War er, wie kaum ich einer bin.
Die Kenner schwuren, nur ein Schüler
Sey selbst Apollo gegen ihn.

13.

Wenn er zum Preis der Damen spielte,
Entzückt' er diese nicht allein.
Fast mehr, als manche Schöne, fühlte
In ihrem Ohr der Edelstein.

14.

Sonst glaubte man, die Bäume wären
Für Harmonien taub und kalt;
Doch tanzte seiner Kunst zu Ehren,
O Wunder! jeder Strauch im Wald.

15.

Den ungeheuren Busen schwellen
Dem Elephanten Lied und Ton.
Bezaubert läßt das Reh sich fällen;
Der Spatz vergißt den Minnelohn.

16.

Die Flucht vergißt der schnelle Hase;
Den Nacken beut das Roß ihm dar.
Der Affe, horchend mit Extase,
Begehrt von ihm die Leyer gar.

17.

Der Bär verzog; der Panther weilte;
Die Böcke meckerten ihm nach.
Kein Wolf, der nicht vor Wonne heulte,
Kein Tieger, dem das Herz nicht brach.

18.

Mit scheuer Lust horcht dem Gesange
Der Hirsch, der sich am Quell erfrischt.
Der Löwe läßt den Raub; die Schlange
Preist seine Kunst — indem sie zischt.

19.

Der träge Dachs verläßt die Höhle;
Die Schnecke kriecht aus ihrem Haus.
Die überwundne Philomele
Ruft ihn als ihren Sieger aus.

20.

Das Katervolk miaut nicht länger;
Der Esel reckt das lange Ohr,
Und schreyt: Nie ging ein größrer Sänger
Aus Pestalozzi's Schul' hervor!

21.

Minervas weiser Vogel flattert
Ihm auf der Leyer goldnen Bord;
Und eine Schaar von Gänsen schnattert
Da Capo hier, da Capo dort.

22.

Kein Rabe krächzt; die Elstern stocken;
Der eitle Kuckuck huldigt still,
Und Thränen ohne Schuld entlocken
Läßt sich das falsche Krokodill.

23.

Kurz, Bestien auf Zweyn und Vieren
Erheben ihn, dem Neid zum Trotz.
Ihn preist, im Einklang mit den Thieren,
Der Marmor- und der Menschen-Klotz.

24.

Die Felsen — so allmächtig walten
Sieht man der Lieder Zauberey —
Die Felsen lassen sich nicht halten;
Die Berge schleppen sich herbey.

25.

Die Flüsse lauschen, statt zu fließen;
Die schnellen Ströme hemmt der Schall.
Kein Bächlein will sich mehr ergießen;
Gefesselt steht der Wasserfall.

26.

Die Winde wehren sich das Wehen;
Selbst Zephyr hält den Odem an.
Nicht Einer will die Segel blähen,
Und keiner dreht den Wetterhahn.

27.

Besänftigt ist der Grimm der Wellen;
Der Aufruhr schweigt im wilden Meer.
Man sieht den Sturm kein Schiff zerschellen;
Es wüthet in der Luft kein Heer.

28.

Jetzt rührt er vor des Orkus Thoren
Die Saiten stark, und kühn, und wahr.
Wie lauschte da, in Lust verloren,
Der Missethäter bleiche Schaar!

29.

Ihr Kenner, ja, ihr sollt es wissen,
Daß Orpheus in der Hölle fand,
Was eure Künstler oft vermissen,
Ein Publikum, das ihn verstand.

30.

Es schrie, daß ihm die Ohren gellten,
Bravissimo! der Erebus,
Und mäßig nur, o Wunder! bellten
Die Kritiker und Cerberus.

31.

Entzückt ruft Pluto: Jammerschade,
Daß hier zu Land kein Lorber grünt!
Doch zähle sonst auf meine Gnade,
Und sprich, womit ist dir gedient?

32.

Treibt deine Frau, o gieb mir Kunde!
Treibt dich Eurydice zu mir?
Quält sie dich in der Geisterstunde?
Ein Wort, und Ruhe schaff' ich dir!

33.

Gottlob, so spricht zum Schatten-König
Der Sänger, daß du hold mir bist!
Allein vergieb, du irrst nicht wenig,
Wenn Irren gleich nur menschlich ist.

34.

Als Poltergeist uns zu erschüttern,
Ist keiner Todten Zeitvertreib;
Denn Tag und Nacht vor ihr zu zittern,
Zwingt lebend schon den Mann das Weib.

35.

Doch ich, trotz aller Spötter Lauge,
Ertrug als Weiser meine Qual,
Und lehrend stand vor meinem Auge
Xantippe's duldender Gemahl.

36.

Stets herrschen wechselnd Wohl und Wehe;
Der Himmel ist nicht immer blau.
Es stürmt im Meer, und in der Ehe;
Es donnert Zeus, und — eine Frau.

37.

Ein schöner Mund mag immer keifen,
Küßt uns nur auch der schöne Mund.
Sticht doch ein Röschen, wenn wirs greifen,
Uns neckend auch den Finger wund.

38.

Gehorchten wir dem schönsten Triebe
Nur, wenn es die Vernunft nicht wehrt,
Ach! deine Pfeile, Gott der Liebe,
Längst hätte sie der Rost verzehrt.

39.

Drum, das vermessenste der Lieder,
O Pluto, du hörst es von mir.
Eurydice, sie gieb mir wieder!
So fleht — und wer? — ihr Mann zu dir.

40.

Im Orkus selbst sucht der Gekränkte,
Der Wittwer, sein entflohnes Glück.
Was Mancher gern der Hölle schenkte,
Kühn fordr' ich es von ihr zurück.

41.

So singt und klagt der Abenteurer,
Und Pluto traut kaum seinem Ohr.
Du bist, spricht er, ein großer Leyrer,
Doch bist du noch ein größrer Thor.

42.

Verdienst du Zorn? Verdienst du Klagen?
Belohn' ich, oder straf' ich dich?
Soll mein Erbarmen dir versagen,
Um was dein Wahnsinn bittet? Sprich!

43.

Doch ach! trotz eignen Widerstrebens,
Gebeut Erhörung mir die Pflicht.
Denn bitten, Freund, läßt sich vergebens
Um eine Frau die Hölle nicht.

44.

Drum folg' Eurydice dem Gatten!
Mein Urtheil spricht, die Huld ist groß,
Mein Urtheil spricht den bleichen Schatten
Vom schwarzen Todesbanne los.

45.

Das Licht, es soll ihr wieder lachen,
Hat gleich schon Lethe sie getränkt,
Und du, vergiß nicht kund zu machen,
Was Höllen-Großmuth dir geschenkt.

46.

So leit' ein guter Stern zum Ziele
Mit der Gefährtinn dich von hier!
Doch Freund, in meinen Grenzen spiele
Den Gaffer nicht, ich rath' es dir!

47.

Den süßen Hang lern' überwinden,
Und schaue nie nach ihr zurück!
Denn ach! ihr ewiges Verschwinden
Straft plötzlich den verwegnen Blick.

48.

Wohl grausam, darf man billig klagen,
Ist der Tyrann des Tartarus!
Das Donnerwort mit Angst und Zagen
Vernimmts der neue Tantalus.

49.

Doch nicht dem Gott, dem eignen Triebe
Gehorcht er nur; denn, wie ihr wißt,
Ein bloßes Nichts ist ja die Liebe,
Sobald sie keine Thorheit ist.

50.

Der Frevler, trunken von Entzücken,
Der Frevler sieht, o Gott des Lichts!
Er sieht sich um mit wilden Blicken;
Doch Himmel! was er sieht, ist — Nichts.

51.

Ach! schneller als ein Traum verschwindet
Sein Schattenglück ins Schattenreich.
Groß ist der Schmerz, den er empfindet,
Groß ist er, und umsonst zugleich.

52.

Verzweifelnd eilt er von der Stelle,
Und netzt mit Thränen manches Tuch;
Doch leider seine Flucht zur Hölle
Beschrieb er uns in keinem Buch.

53.

Ein Orpheus mit der Wunder-Leyer,
Ihr Schönen ach! fehlt unsrer Zeit.
Doch wessen ist die Schuld, als euer?
Ihr übertreibt die Frömmigkeit.

54.

Euch sammt und sonders, wie wir glauben,
Schließt nach dem Tod der Himmel ein,
Und diesem wieder euch zu rauben,
Wer könnte wohl so grausam seyn?

Weisser.

Anweisung zum Heirathen.

Bruchstück aus einem in Malayischer Sprache abgefaßten moralischen Gedichte. *)

Mein Sohn, wenn du ein Weib nehmen willst, so suche vier Eigenschaften, auf daß dein Hauswesen gedeihe, und deine Freunde gern zu dir kommen. Erstlich wähle eine Person von guter Geburt. Zweytens muß sie einige tausend Goldstücke besitzen. Fürs Dritte soll sie ein sanftes und gefälliges Aeußeres haben. Viertens muß sie von angenehmen Manieren und ihr Verstand gesund seyn. Ein Mädchen, dem eine diese vier Eigenschaften fehlte, würde sich für dich nicht schicken. Wenn du sie heirathetest, so würden sich deine Freunde von dir entfernen, und du würdest gezwungen seyn, allein zu bleiben, und das Maul hängen zu lassen, wie ein Gespenst.

*) Grammar of the Malayan Language. S. Mgbl. Nro. 145.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, August.

Der Liebling unsrer französischen Opern, Dlle. Buchwieser, gibt seit einiger Zeit auf dem National-Theater zu Pesth in Ungarn mit außergewöhnlichem Beyfall Gast-Rollen. Sie ist, nach unmittelbar eingegangenen Nachrichten, als Prinzessinn von Navarra, Chlorinde in Aschenbrödel, Aline, Susanne im Figaro, und Pauline in den vornehmen Wirthen, aufgetreten, nach jedem Akte hervorgerufen, und

nebenbey mit Blumen und Gedichten bestreut, kurz, so ist noch nie das Erscheinen irgend einer Sängerinn gefeyert worden. Sie verdient aber auch die beste Aufnahme, denn sie besitzt einen hohen Grad der Ausbildung, vereinigt Geschmack mit Genie, und weiß die Kunst dergestalt ins Leben überzutragen, daß ohne einen vorzüglichen Scharfblick die eigentliche prosaische Wahrheit sehr schwer von der Dichtung zu unterscheiden ist. Seit ihrer Abwesenheit ruhen bey uns die genannten Opern, und die Direktion des Theaters an der Wien sucht das Publikum durch die Oper: Raul Blaubart, in welcher Mad. Grünbaum, geborne Müller, von Prag, die Marie, Hr. Forti den Blaubart, und Hr. Wild den Ritter Vergy, schön singen, aber schlecht sprechen und noch schlechter siegen, durch Don Juan, worin Hr. Dirzka mit weit wenigerm Glück, als Hr. Häser, den Leporello, gab, und hauptsächlich durch das Ballet: Aschenbrödel, worin Hr. und Mad. Düport gegen eine unverhältnißmäßige Bezahlung einige Pas de deux machen, zu entschädigen. In dem von ihm darüber herausgegebenen Programm erklärt zwar Hr. Düport, daß er nur dem Wunsche der Direktion, wenn auch kein Ballet, wenigstens doch eine Vorstellung zu liefern, in welcher die Vorzüge der schönen Bühne an der Wien benutzt werden könnten, genügt habe, er sich indessen in der Verlegenheit eines armen Balletmeisters befände, der ein Ballet ohne Tänzer, wie ein Kapellmeister eine Oper ohne Sänger geben soll; allein damit ist dem Publikum nicht gedient. Das Schauspiel und die damit mehr oder minder verwandten Künste müssen weder als Mittel einer spekulativen Gewinnsucht, noch als bloßer Zeitvertreib behandelt werden; sie sind ein gemeinsames Gut des Volks, eine Angelegenheit der Staats-Verwaltung und ein Maßstab der allgemeinen Bildung. Daher fordert man von den diesfälligen Produkten, daß sie dem Zwecke der Kunst entsprechen, indem der Gewinn, den sie für Kunst und Leben geben, allein nur ihren Werth bestimmt. Dieser Gewinn ist, in Rücksicht auf jenes Ballet, überaus gering. Die Kunst hat höchstens einige Gruppen gewonnen, die sich überaus schön ausnehmen; alles Uebrige ist alt, verbraucht, vergriffen, selbst unverständlich. Zu den Mißgriffen gehört vorzüglich der Umstand, daß die Musik aus Aschenbrödel, Don Juan, Johann von Paris ꝛc. zusammengestoppelt, und die bekannte Troubadour-Romanze von Hrn. und Mad. Duport getanzt wird. Dazu eignet sie sich doch wahrlich so wenig, wie der Monolog Hamlets „Seyn oder Nichtseyn", weil sie durchaus aller Handlung entbehrt, und die feinen Beziehungen der Sprache, von einer zweckmäßigen Mimik unterstützt, sich nicht durch Tanzschritte und Pirouetten ausdrucken lassen. — Unverständlich wird die Handlung dadurch, daß der Stallmeister des Prinzen in einen Hofnarren verwandelt ist, der zwar die Stelle des Prinzen vertritt, sich aber ernstlich in Aschenbrödel verliebt und davon läuft, wie Ersterer in einem weissen Atlas-Kleide — der Prinz hat nämlich das Kleid eines Mannes aus seinem Gefolge angenommen — ihm sein Betragen verweiset. Wer das Programm gelesen hat, versteht das allenfalls; welche Idee bekommt aber Aschenbrödel vom Prinzen? ꝛc. Die Scenen-Reihe entspricht jener der Oper; nur das Turnier geht auf der Bühne vor. Wie? ist leicht zu begreifen. Kaum wird die Lanze eingelegt, so steigt der Ritter vom Pferde, und führt es davon. Weit zweckmäßiger hätte man dazu die äußerste Tiefe des Theaters benutzen können, und zur Ausführung des Turniers die Bach'sche Kunstreiter-Gesellschaft verwenden sollen. Die Eintritts-Preise der Logen und des Parterrs sind um das alterum tantum erhöht, und das zweyte Parterre mit dem ersten vereinigt. Was gewinnt dabey die Kunst, was das Leben?

Dem Ballet geht abermal eine Operette oder ein kleines Stück vorher. Vor wenigen Tagen wurde zum ersten Mal: Das Sonett, Lustspiel in einem Aufzuge, gegeben. Es gehört in die Klasse von Scherz und Ernst, Fehlgeschossen ꝛc., hat eine reine Sprache, gefällige Versifikation und artige Momente. Die junge Frau eines jungen Gatten, der selbst dichtet, will ihn mit einem Sonett überraschen, schreibt es, und schließt mit einigen Versen ihres Mannes. Sie verliert's, der Gatte findet es, glaubt, es sey für einen Liebhaber bestimmt, zankt, tadelt vorzüglich die Schlußverse als matt und schwülstig, wird unterrichtet und feyert die Versöhnungsscene. Die Darstellung von Hrn. Demmer, dem Jüngern, war recht brav; auch sprach und spielte Dlle. Caroline Teimar mit Beyfall. Scherz und Ernst wurde von Hrn. Grüner und Mad. Perinet dargestellt. Letztere gefiel; Ersterm geht aber die Modulation der Stimme ganz und gar ab; man erkennt ihn in jeder Verkleidung, und die Täuschung schwindet augenblicklich. Er befindet sich in dieser Rücksicht mit Hrn. Hasenhuth in einer gleichen Lage.

Die Hof-Opern-Bühne hat in der Mitte des vorigen Monats, die Prüfung, eine Oper in zwey Aufzügen, von F. R. Huber, die Musik von Kapellmeister Gyrowetz, geliefert. Der Text behandelt in mittelmäßiger Prosa und eben nicht ansprechender Poesie die Prüfung einiger Freunde und eines Mädchens im Unglück, und macht daher eine weitere Erörterung unnöthig. Die Musik hat, einige Momente abgerechnet, auch nicht viel Auszeichnendes. Wir zählen diese Oper zu der schlechtern Gattung, die bald vom Repertoir verschwindet.

Wie es mit denjenigen Opern, die um den ausgesetzten Preis von 100 Dukaten in Golde konkurriren, beschaffen ist? bleibt unbekannt. Man sollte doch das Resultat zur Kenntniß bringen; denn unter Vielen werden doch Einige seyn, die eine Auszeichnung verdienen. Oder wollen wir immer noch auf schlechte Uebersetzungen beschränkt bleiben?

Die Kaiserliche Bilder-Gallerie im Belvedere hat eine neue Einrichtung erhalten. Die Gemählde sind numerirt, und am Eingange der Zimmer nach den Nummern die Meister bemerkt. Dies erleichtert einigermaßen das Aufsuchen. Auch wird an einem neuen Katalog gearbeitet, der um so nothwendiger ist, als die Gemählde zum Theil anders geordnet sind.

Charaden.

1.

Schön Suschen, könntest Du so grausam seyn,
Und mir die beyden Letzten geben? —
Die Erste schlösse dann mein Leben,
Und schmählich sähest Du mich schweben.
Bedenke doch, wie zierlich, nett und fein
Das Ganze war, das ich Dir jüngst gegeben.

Carl Fr. Große.

2.

Das erste Sylben-Paar ruft bald zu frohen Stunden,
Bald füllt es uns mit herber Wehmuth Schmerz;
Bald gibt es drohender Gefahren laute Kunden,
Bald weihet es zur Andacht unser Herz.
Die Dritte, wenn sie Lieb' und Schmerz Dir nicht gegeben,
Durchzittert Seel' und Leib mit Bitterkeit.
Das Ganze mahnt uns oft und stark im Leben:
Unwiederbringlich schnell entflieht die Zeit. F. S.

Auflösung des Räthsels und der Charade in Nro. 194.
Der Schein. Schneider, Neider.

Beylage: Intelligenz-Blatt Nro. 12.

Nro. 201.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 23. August, 1813.

Einst wandeln glorreich alle Geister,
Ein Chor, vereint durch Liebesdrang,
Errung'ner höh'rer Stufen Meister,
Den ewigen Vollendungsgang.

Burk.

Ueber Laura von Sade.

Ich möchte die Verehrung, die wir für Menschen längst verflossner Zeit haben, das Interesse, das sie uns einflößten, fast mit der Lebhaftigkeit vergleichen, mit der Eindrücke früherer Jugend auch dem Greise gegenwärtig sind. Das Ganze stellt sich im Einzelnen dar. Viele von uns forschen mit Eifer, was vor vielen tausend Jahren geschah, haben sehr verworrene Begriffe über die Geschichten ihrer Vorfahren, und geben sich gar keine Mühe, das, was sie erlebten, im rechten Zusammenhange zu erfahren. Aus dieser Verworrenheit, diesem Dunkel, scheidet sich denn hier und da eine einzelne Gestalt, die bey ihren undeutlichen Umrissen einem Jeden die Freiheit gibt, sie mit seiner Phantasie auszuschmücken; die Menge stellt sie auf einen Altar, und ihr Werth wird endlich als Glaubenssache anerkannt. Wehe dem anders Gesinnten, der den Weihrauch verweigerte! er würde verfolgt. Der selbst denkende Geist widerstrebt solchem Glauben; da aber nicht Sucht zu entgöttern, sondern Gefühl seiner eignen Gottverwandtschaft ihn treibt, findet er zwar oft, daß der Vergötterte nur ein Mensch war, doch der Gott, der in ihm sich offenbarte, erscheint ihm bey jeder Untersuchung stets größer und größer. Laura von Sade ist eine der Gestalten, die wir oft nennen, und von der Wenige ein deutliches Bild haben; ich darf daher hoffen, daß man nicht ganz ohne Theilnahme die Züge zusammengestellt sehen wird, die ich von ihr sammelte. Der Nimbus, mit dem ihr Sänger sie umgab, hat um so mehr Göttliches, da er uns von ihren Erdenschicksalen gar nichts lehrte; nur errathen läßt er uns hier und da aus kleinen Zügen, was sie bezeichnen kann. Er besang nur ihre Schönheit und seine Liebe. Unser deutscher Dichter sagt:

Der Weisen Weisestes, der Milden Milde,
Der Starken Kraft, der Edeln Grazie,
Vermähltet ihr in Einem Bilde
Und stelltet es in eine Glorie. —

Das that auch Petrarca. Mir war das nicht genug; ich wünschte Laura kennen zu lernen, nicht wie Petrarca sie besang, sondern wie ihr Jahrhundert sie gebildet hat, da bleibt sie kein Ideal, aber indem ich sie uns näher rückte, muß ihr Dichter und sie an Interesse für uns zunehmen.

Das Zeitalter, in dem Laura gebohren ward, war das der Rückkehr aus der rohesten Barbarey des Glaubens, der Sitten, der Kenntnisse. Was damals in jeder Rücksicht zur Verbesserung des Zustandes gethan ward, war wirklich eine neue Schöpfung, und dieser Umstand muß uns den unbegränzten Enthusiasmus erklären, mit dem Petrarca's Dichtungen, so wie alle Bemühungen um Künste und Wissenschaften, damals aufgenommen wurden. Nach dem Zeugniß der Geschichte waren die europäischen Menschen damals in Sinnlichkeit und Unwissenheit versunken. In einer Zeit, wo Leben und Vermögen stets bedroht ist, muß schwelgender Genuß, oder starres Verachten beyder, entstehen. Wir sahen dieses mehrmals in der Geschichte; wir beobachten es täglich im Einzelnen. In jener Zeit zeigte es sich in der zügellosen Ausgelassen-

heit der Sitten, und in der schwärmerischen Klosterstrenge. So bald Momente von bürgerlicher Ruhe wieder eintraten, musste aber die ewige Gottähnlichkeit des Menschen wieder nach Gleichgewicht streben; bis er sich aber diesem nahte, musste dieser Geist auf sonderbare Abwege gerathen. So, denke ich, ward der rohen Kriegslust die rittermäßige Tapferkeit, der rohen Sinneslust die keusche Minne entgegengestellt. Wie viel leichter lebhafte Phantasie als innige Empfindung erweckt wird, sehen wir täglich, und daher erklär' ich mir, wie die Männer in dem Zeitalter Petrarca's sich zwischen Liebe und Sinnlichkeit abfanden. Die Dame ihrer Gedanken blieb von ihren gröbern Bedürfnissen ganz getrennt, weil sie, dieses mit einem andern weiblichen Geschöpfe zu befriedigen, gar nicht zur Schande achteten. Dieses Abfinden musste Verschrobenheit in die Empfindung, und Rohheit in den Genuß bringen. Es erklärt aber die ein ganzes Leben hindurch dauernde Leidenschaft der damaligen Liebenden, und ihr schmachtendes überfein ausgesonnenes Spiel. Sollten wir nicht ähnliche Erscheinungen aus unsrer Zeit uns eben so erklären können? Trennt nicht eine Klasse unglücklicher Menschen heutzutage auch ein Schweigen in den erhabensten, überirdischen Gefühlen von ihrem Lebenswandel so völlig, wie Petrarca's Zeitgenossen die Minne von der Wollust? Nur redlicher thaten diese, denn Laura war mit der Mutter von Petrarca's Bastarten nie eine und dieselbe Person.

Den wahren Charakter der Liebe konnte das Band, welches zwischen dem Ritter und der Dame seiner keuschen Minne geknüpft war, (und dieses ist der Charakter, der mir Petrarcas Verhältniß zu Laura auszusprechen scheint) nicht haben. Die Bibel, und Doktor Luther, und Goethes Bruder Martin sagen uns, was wahrer Liebe höchstes Ziel ist: — Mann und Weib werden. Das bleibt wahr, wie kraus mich auch hier manche Gesichter ansehen. Seliger als ein liebendes Brautpaar, heiliger als eine glückliche Gattinn, kennt die Schöpfung nichts, und — verzeihe mir Gott! — nichts der Schöpfer für seine Menschen. Wer denken kann, das sey um der Sinne willen, der schäme sich in sein armseliges Herz. Die phantastischen Verhältnisse jener Zeit, die mit der Ehe nichts zu thun hatten, waren die damals möglichen, nothwendigen und nützlichen. Um die Menschen aus ihrer Versunkenheit zu heben, bedurfte es einer hohen Spannung der Phantasie. Die Phantasie musste — wenn ich mich so ausdrucken kann — Herr der Sinnlichkeit werden, um der erwachenden Vernunft den Eingang zu verschaffen. Ich glaube die Missionarien und Erzieher können uns hiezu Belege geben. Der Wilde merkt auf die unbegreifliche Geschichte der Erlösung, indeß der Begriff der allbelebenden Liebe keinen Zugang zu seinem Kopfe findet; das Kind bedarf Parabeln und Geschichten, um seine Pflichten zu fassen; die Männer und Frauen von Laura's Zeitalter bedurften die Verschrobenheit der keuschen Minne, um das richtige Verhältniß zwischen beyden Geschlechtern, das durch Kriegswuth und Priesterausartung ganz verwildert war, wieder herzustellen.

So denke ich mir die sittlichen und moralischen Gründe, welche das Verkehr zwischen beyden Geschlechtern im vierzehnten Jahrhundert in Laura's Vaterlande bestimmten. Eine glühende Sinnlichkeit fand sich bey den Männern zwischen dem fast erlaubten Konkubinat, und der geistigen Verehrung „der Dame der Gedanken" ab. Wie sehr der Seelenadel des Einzelnen diesen, sonst schändlichen, Vertrag veredeln konnte, dem setze ich keine Schranken; daß es Einzelne gab, die nur keuscher Minne dienten, zweifle ich nicht, eben so wenig wie an den platonischen Freundschaften, die vor einigen zwanzig Jahren bey uns erzielt wurden. Wie wahr, und keusch, und innig Ritterminne und heilige Natur vereinigt gefunden ward, sagt uns unter andern — vielleicht am rührendsten, — das unschätzbare Gedicht vom Cid, wie Herder es für uns sammelte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reminiszenzen aus dem Abruzzo.

4.

Civitella im Val Roveto. (Beschluß.)

In den Waldungen gibt es Bären, Wölfe, wilde Schweine, und auf den Höhen der Berge wilde Ziegen, aber keine Gemsen. Die Bäche haben treffliche Forellen, jenen der Alpenbäche gleich.

Merkwürdig ist die Art, wie man im Val Roveto auf die Bären Jagd macht, die sich in den hohen Gebirgshöhlen aufhalten, bis sie der Hunger in die Thäler herabtreibt. Die Jäger beobachten nämlich die Spur des Thieres, und da es immer den gleichen Weg macht, so spannen sie an irgend einer Stelle, wo sie jeden Nebenausweg versperren können, einige scharfgeladene Gewehre. Der Hahn dieser Gewehre ist an Seilen befestigt, die das Thier unfehlbar betreten muß, und so tödtet es sich selbst. Solche Orte werden, um Schaden zu verhüten, angezeigt, mit der Warnung, ihnen nicht zu nahen. Man nennt sie: Siti banditi. —

Gebunden durch den Akkord mit dem Manne, der mich nach Avezzano zu bringen hatte, und freylich auch in der Hoffnung, im nächsten Frühjahre in die, mir so theuer gewordene, Gegend zurückzukehren, verließ ich am folgenden Morgen den edlen Vinzenzo und seine liebevolle Familie. Wir hatten für die nächste schöne Jahreszeit eine Bergwallfahrt abgeredet. Es pflegte nämlich diese ganze Familie — wie das auch in vielen Gegenden der Schweiz üblich ist — in jedem May oder Junius auf einen ho,

den Berg zu ziehen, wo sie ihre beträchtlichsten Besitzungen und ein eingerichtetes ländliches Wohnhaus hatte.

Wie ungern hab' ich diese Freunde verloren. Die bald darauf eingetretenen veränderten Zeitumstände, in Folge oder im Zusammenhange mit den Kriegsereignissen an der Donau — vereitelten mir den Plan, einen ganzen Sommer, hauptsächlich in mahlerischer Hinsicht, dem Val Roveto zu leben, und entzogen mich meinen angeknüpften Verbindungen mit Freunden und allen Nachrichten von ihnen. Nur ein Mal fand ich zufällig einen Fischer aus der römischen Gegend, der vom Meere in's Val Roveto Fische zum Verkauf getragen hatte. Als ich ihm den Namen Villa nannte, schlug er vor Freude die Hände zusammen und sagte: che brav' uomo! welch' ein rechtschaffner Mann!

Das Lob geringer Menschen pflegt, wo es sich absichtslos ausspricht, die unzweydeutigste Bürgschaft des Verdienstes zu seyn, hauptsächlich auch deswegen, weil der gemeine Menschenverstand die wahre Tugend vom bloßen Schein scharf unterscheidet. —

Nachlese.

Wie man sonst Todtenlisten am Ende des Jahres drucken läßt, so gab ein Beobachter in London folgendes Verzeichniß der Ehen im Jahr 1809 heraus:

Entlauf'ne Eheweiber — — — — —	1,132
Entlauf'ne Ehemänner — — — — —	2,348
Gesetzlich geschiedene Ehepaare — — —	4,175
In offnem Krieg Lebende — — — —	17,345
In heimlichem Streit Lebende — — —	13,279
Gleichgültig gegen einander — — —	55,246
Für glücklich Geachtete — — — —	3,175
Verhältnißmäßig Glückliche — — —	127
Wahr Glückliche — — — — —	13
Anzahl der Ehen — — —	96,840

In einem französischen Gedichte: Sainte Madelaine au désert de la Sainte Baume, in zwölf Gesängen, das fromm und erhaben klingen soll, aber in's Groteske fällt, fragt die Heilige z. B. den Wiederhall:

Que faut-il dire après d'une telle infidèle?

und dieser antwortet: Fi d'elle! Die Neugierige fragt ferner in ihrer einsamen Grotte:

— — — — Serai-je ici long tems?
Écoutez-moi, Rocher, et toi, mon Antre, entends!

Und Echo ruft: Trente ans!

Sarrasin sagt von der Lucretia: Schon der Gram allein hätte sie tödten sollen: Debuerat solo victa dolore mori. Der h. Augustinus wirft die Frage auf: Si adultera, cur laudata? si pudica, cur occisa? (Fehlte sie, warum sie loben? War sie keusch, warum sich tödten?)

Wer schmeichelte widriger, Plinius, der Jüngere, der vom Trajan sagt: „Die Römer wünschten zur Vollendung ihres Glückes nur, daß die Götter Nachahmer seiner Tugenden würden," oder jener französische Dichter, der von Ludwig XIV. sang:

Si Dieu n'étoit pas Dieu, nôtre Roi le seroit.

Ein Anagrammatist brachte aus dem Namen der Nichte Mazarin's, Martinocy, das Horoscop heraus: Mari Conty. Sie wurde später auch die Gemahlinn des Prinzen Conty.

Ein Sklave antwortete auf die Frage eines Vornehmen: Wirst du dich gut aufführen, wenn ich dich kaufe? — „Auch wenn du mich nicht kaufest."

Cotys, König von Thrazien, zertrümmerte zwey kostbare Kristallgefäße, aus Furcht, er möchte zu sehr zürnen, wenn sonst Jemand sie zerbräche.

Katharina von Medicis hörte, wie Soldaten sie mit Spott und Schimpf herabwürdigten. Der Kardinal von Lothringen wollte die Frevler gefangen nehmen und bestrafen lassen. „Nein!" sagte sie, „die Nachwelt soll erfahren, daß ein Weib, eine Italienerinn, eine Königinn, überdies in einer Person, ihrem Zorne zu gebieten wußte."

Germanicus ging oft verkleidet im Lager umher, um zu hören, was seine Krieger von ihm sprächen. Sie priesen unter einander seine großen Eigenschaften. Schön ist der Ausdruck des Tacitus: Fruebatur fama sua. (Er genoß seines Ruhms.)

G.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, 8. Aug. 1813.

Mein Lieber! An einem schönen Sommermorgen in schöner und heiterer Gesellschaft verließ ich die Bäder Gasteins. Jedem Plätzchen unsrer Freuden wurde noch ein Lebewohl zugerufen, und schon am zweyten Mittage hatten wir die Klamm, die Römerstraße bey St. Johann, Werfen, den Paß Lueg und Golling hinter uns, und waren in Hallein wieder angelangt, das in der Sprache des Volkes vielrichtiger Hall ausgesprochen zu werden pflegt. Höchst imponirend zeigen sich auf diesem Rückwege die Gebirge von Werfen. Gleich einer schroffen steilen Felsenwand scheinen sie von Osten her zwischen den übrigen bewachsenen Gebirgen hervorgeschoben zu seyn, um die Ausgänge der romantischen Thäler zu verschließen, die sich von Süden nach Norden hinziehen. Inzwischen müssen diese Gebirge und Thäler in der glänzenden Beleuchtung der Sonne gesehen werden, um das Bezaubernde ihrer Bilder zu empfinden. Ohne solche Beleuchtung verlieren alle diese Gegenstände,

ihrer bleibenden Kontraste ungeachtet, selbst diese Schneelager mitten in einer Sommer-Landschaft, diese kahlen und schroffen Felsenwände zwischen belaubten Bergen und gräuenden Matten, diese wechselnden Formen der Thäler, und diese mannigfaltigen Ansiedlungen auf den steilsten Höhen und in den tiefsten Abgründen, den mahlerischen Reiz, der ihnen nur vom Lichte der Sonne verliehen werden kann, und man hat, statt reizender Umgebungen nur schauderhaft aufgethürmte Massen und dunkle Schluchten vor sich.

Ich hatte beschlossen, meinen Rückweg nicht mehr über Salzburg, sondern über Berchtesgaden, Reichenhall, Traunstein, den Chiemsee und Rosenheim zu nehmen, weil diese Route nicht nur durch mannichfaltige Naturschönheiten, sondern auch durch viele technologische Merkwürdigkeiten ausgezeichnet seyn sollte. In Hallein verließ ich daher die gerade Straße und meine bisherige Begleitung, um mich westlich gegen Berchtesgaden zu wenden, auf dessen Gränze die, am hangenden Steine angebrachte, Inschrift: Pax intrantibus et inhabitantibus! — jedem Fremden eine freundliche Aufnahme verspricht. Berchtesgaden ist ein niedliches Ländchen, das, auf dem kleinen Raume von wenigen Quadratmeilen, alle Schönheiten und Merkwürdigkeiten größerer Gebirgs-Länder, gleichsam in verjüngtem Maßstabe, und in einem leicht zu überschauenden Kreise beysammen liegend, enthält. Es besitzt nur ein einziges Thal von einem etwas größern Umfang, in dessen Mitte der Markt Berchtesgaden gelegen ist. Einsam und isolirt von allen übrigen Bergen ragt im südwestlichen Hintergrunde der mächtige Wazmann mit seinem gespaltenen Gipfel und seinen Schnee gefüllten Schluchten 9000 Fuß über die Meeresfläche empor. Er bildet gleichsam den Wächter des ganzen Landes, und wie die Perrücke am Tafelberg, so ist bey ihm ein Wolken-Mäntelchen, das seine oberste Spitze umgibt, der sichere Vorbote einer Veränderung in der Atmosphäre. Der Markt ist ungefähr im Mittelpunkt des Thales an einem Berge gelegen. Aber viele seiner Häuser liegen einzeln auf den Terrassen des Berges und auf verschiedenen Höhen zerstreut. Diese Lage verschafft dem Thale und der Gegend das Ansehen jener theatralisch-morgenländischen Scenen, deren Niedlichkeit jeden Beschauer in den sogenannten Weihnachts-Krippen freundlich anzusprechen pflegt.

Der Kunst- und Gewerbsfleiß der Berchtesgadener ist allgemein bekannt. Ihre Produkte finden sich in der Niederlage eines gewissen Hrn. Wallner mit sinnreicher Auswahl auf eine belehrende und unterhaltende Weise zusammengestellt. Doch die bewunderungswürdigste Merkwürdigkeit sind die dortigen Salzbergwerke. Unerschöpfliche Lager von Steinsalz, noch reiner und ergiebiger, als zu Hallein, befinden sich in den Eingeweiden dieser Gebirge. Große Keller oder Kammern werden in diese Lager gegraben, um mit süßem Wasser angefüllt zu werden, das, nach einiger Zeit von dem aufgelösten Steinsalze zur Sohle gesättigt, auf die nahe gelegenen Pfannen geliefert wird. Diese Kammern sind von einer beträchtlichen Tiefe und weitem Umfang. Sie werden mit Pulver ausgesprengt, und jedem Reisenden wird eine Probe des Sprengens gegeben, um im Eingeweide der Erde jene fürchterlichen Explosionen zu vernehmen, deren Erschütterung den Berg zu zertrümmern droht, und womit kein Knall einer Kanone, ja nicht einmal der heftigste Schlag des Donners, verglichen werden kann.

Eine Stunde von Berchtesgaden gegen Süden liegt der Bartholomäus- oder Königs-See, berühmt durch die köstlichen Sälmlinge, (Salmo alp.), die er liefert, und durch die Hirsch- und Gemsen-Jagden, die auf und an ihm veranstaltet zu werden pflegen. Mitten zwischen hohen Gebirgen gelegen scheinen die Felsenwände von zwey Seiten senkrecht aus grünen Wasserfluthen empor zu steigen. Eine kleine, durch künstliche Anlagen verschönerte, Insel liegt am Eingang oder im Hafen des Sees, der von dem eigentlichen zwey Stunden langen See durch zwey gegeneinander vorspringende Gebirge abgesondert ist. In der Mitte vernimmt man ein fünffaches Echo, und dem jauchzenden Schiffer, der unten auf dem Spiegel des Wassers schwimmt, antworten unsichtbare fröhliche Sennerinnen auf den Höhen verborgener Alpen. Es war Kirchweihe in dem nahe gelegenen Bartholomä. Der ganze See war daher mit Nachen und Schiffen bedeckt, in denen ein muntres Völkchen mit ländlichen Instrumenten den schönen Tag im Schoße einer friedlichen Ruhe genoß.

Um den Wazmann herum, anfangs über ein steiles und hohes Gebirge, dann immer tiefer und tiefer, führt der Weg nach Reichenhall. Die höchsten Gebirge hat man bereits im Rücken. Kahle Felsenwände sind nicht mehr ersichtlich, und die abgerundeten Bergrücken sind mit lauter Nadel-Wäldern von einem schönern Wuchse bekleidet. Reichenhall ist von der südlichen, westlichen und nördlichen Seite mit Bergen umschlossen. Es liegt in einem breiten, angenehmen Thale, dessen östlicher Ausgang nach Salzburg führt. Es enthält in seinen Ringmauern und in seinen Umgebungen mancherley Merkwürdigkeiten. Billig werden die Salzwerke zuerst in Augenschein genommen. Aber es sind nicht mehr Minen von Steinsalz, wie in Hallein und Berchtesgaden, welche die reiche Ausbeute von Salz gewähren, sondern Salzquellen, mehr als zwanzig an der Zahl, die in den unterirdischen, mit Quadern wohl ausgemauerten, Gängen eines öffentlichen Brunnenhauses gefangen liegen. Eine höchst einfache Maschine, eine Kette mit Scheiben von Messing, zieht das Wasser dieser Quelle in hölzernen Röhren auf die Höhe des Brunnenhauses, um es von dort weiter auf die außerhalb der Stadt gelegenen Gradirhäuser zu verbreiten. Sehenswürdig sind die Letzten für Jeden, nicht nur wegen ihrer bedeutenden Größe, sondern auch wegen der sinnreichen Maschinen, wodurch die Sohle auf die Höhe geleitet, und an die verschiedenen Orte ihrer Bestimmung vertheilt zu werden pflegt. Nicht weit entfernt von ihnen liegt eine merkwürdige Schneide- oder Sägemühle, wo nicht nur mehrere Breter, ich glaube zwölf auf ein Mal, von einer Säge, sondern auch die runden Deckel und Böden der Salzfässer durch eine gleichfalls vom Wasser getriebene Säge in größerer Menge auf ein Mal geschnitten werden können. Ein Eisenhammer mit einem Zilinder-Gebläse, das vier Essen auf ein Mal versieht, wird im Vorbeygehen besucht, und auch der großen vom Wasser getriebenen Schere einige Aufmerksamkeit geschenkt, womit, unter Leitung eines einzigen Menschen, die eisernen Platten für die Salzpfannen zugeschnitten zu werden pflegen. Das Merkwürdigste von Allem sind aber die künstlichen Sohlen-Leitungen, die hier ihren Ursprung nehmen. Reichenhall lieferte so viel Sohle, daß der dortige Holzbestand zu ihrer Versiedung nicht mehr hinreichen wollte.

Schon unter Maximilian I. verfiel man daher auf den Gedanken, den Ueberfluß acht Stunden weiter über Berg und Thal in Röhren nach Traunstein zu leiten. Ein gemeiner Meister, Namens Reifenstuhl, wußte die Idee zu realisiren. Noch jetzt bezieht die Familie desselben eine Pension von 300 fl. für des Ahnherrn gelungenes Unternehmen, und noch jetzt zeigt man den Felsen, auf welchem der unternehmende Mann sein Wagestück zum letzten Mal überlegte, und sich Gott verlobte, wenn sein Werk gelingen sollte. Seine Einrichtungen bestanden bis auf die gegenwärtigen Zeiten, wo ihnen vor einigen Jahren eine noch größere Ausdehnung gegeben wurde. Die Sohle wird jetzt 10 bis 12 Stunden weiter bis nach Rosenheim geleitet, und an die Stelle der alten Maschinen sind nun neuere von Badenscher und vorzüglich Reichenbachischer Art und Kunst getreten.

(Die Fortsetzung folgt)

Nro. 202.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 24. August, 1813.

— — — — — Natur! —
Du gabst mir Schwingen hoher Begeisterung,
Gefühl des Wahren, Liebe des Schönen, du!
F. L. Gr. zu Stolberg.

Proben aus Hafis Divan.

8.

Beym Geliebten, o Ostwind, gehe vorbey,
Kunde bringe dem Liebenden,
Verweigre mir's nicht!
Lieblich blühst du, o Rose, dankbar dafür,
Einen Duft für die Nachtigall
Verweigre mir nicht.
Wie der Kandel sind deine Lippen mir süß,
Zucker spende dem Papagey,
Verweigre mir's nicht!
Dein Verehrer war ich, o wachsender Mond,
Einen Blick, nun du älter bist,
Verweigre mir nicht.
Erdengüter sind leicht, und niederen Werths;
Diese Kleinigkeit, Würdigen
Verweigre sie nicht.
Deine Tugenden führt zum Kafe *) das Lied,
Reisezehrung dem Liedermund
Verweigre du nicht.
Wer verherrlicht seyn will, höre dies Wort:
Gold und Silber ist Liederpreis,
Verweigert es nicht.
Gram und Schmerzen vergeh'n, und besser wird's einst.
Deine Thränen auf jenem Pfad
Verweig're sie nicht.

Ueber Laura von Sade.

(Fortsetzung.)

Laura, viel später als Cid's Ximene besungen, ward 1308 in Avignon, oder einem Flecken der umliegenden Gegend geboren. Ihr Vater war Audifret, oder Audibert von Noves, ein Mann, der in Noves, einem Städtchen, das zwey Stunden von Avignon liegt, in großem Ansehen stand. Sein Vater und Großvater bekleideten ansehnliche Aemter am Hofe des Grafen von Toulouse, und obschon der größte Theil ihrer Güter in Noves lag, besaßen sie dennoch in Avignon ein Haus, das sie häufig bewohnten. Diese Stadt rühmt sich also wahrscheinlich mit Recht, Laura's Geburtsort zu seyn. Audibert von Noves starb 1320, und hinterließ seiner Frau, Ermenstenda, drey Kinder: Johann, Laura und Margarethe. Er setzte Johann zum Erben ein, und vermachte Laura sechstausend Tournois à l'O rond, welches nach unserm Gelde ungefähr sechs und dreyßig tausend Gulden machen kann. Diese Summe wäre für ein reichsritterschaftliches Fräulein, in bessern Zeiten, eine ganz artige Aussteuer gewesen, mußte also damals, wo des Geldes so viel weniger war, eine sehr große Summe seyn. Auch wird Laura stets als eine sehr vornehme und prächtige Dame erwähnt. Das beweist auch ihre Aussteuer, von welcher gesagt wird, daß ihre Mutter, nebst dem genannten Kapital, ihr zwey Kleider, mit allem Zubehör, ein grünes und ein scharlachrothes, gegeben; eine silberne Krone von zwanzig Gold-Gulden an Werth, ein Bett, und Alles, was einer Braut von ihrem Stande gebührt. Das grüne Kleid spielt in Lauras Leben eine ansehnliche Rolle, es ist mir zugleich ein Beweis von der beschränkten Garderobe jener Zeit, und Lauras blühender

*) Der Berg Kaf, der die bewohnte Erde wie ein Ring umschließt.

Schönheit. Bekanntlich ist Grün in allen Schattirungen die mißkleidendste Farbe, nur die rosigste Röthe der Wangen, und Weiße der Haut widerstehen seiner Wirkung. Daß Laura diese Farbe trug, ihr Dichter sie stets darin besang, und die Mahler ihrer Zeit sie darin darstellen, beweist, daß ihre Schönheit darüber siegte. Simon von Siena, der sie mehr wie einmal mahlte, stellte sie in einem kleinen Gemählde, das er für Petrarca machte, in diesem grünen Kleide dar. In einem Fresco-Gemählde, welches sich noch 1764 in einem Säulengange der Kirche unsrer lieben Frau zu Doms befand, sah man sie in einem grünen Kleide zu den Füßen des heilgen Georg, wie er sie von dem Drachen befreyte; zu Siena zeigt man ein Bildniß der heiligen Jungfrau in eben der Kleidung mit zur Erde niedergeschlagnen Augen, ihrer gewöhnlichen Stellung. In einer andern Darstellung, die ganz den Kunstkarakter jenes Zeitalters trägt, stellte sie eben dieser Simon in der Kirche St. Maria Novella in Florenz dar; unter den Frauen, welche die Lüste dieser Welt vorstellen, sieht man Laura grün gekleidet mit einer kleinen Flamme, die ihr aus dem Busen geht. Ihr Kleid ist mit Blumen geziert. In dem Hause der von Sade in Avignon bewahrte man ein Oehlgemählde von ihr auf, in dem man wieder ihre sittsam niedergeschlagnen Augen erblickte; ihre Züge sind sanft, ihr Ausdruck fast zärtlich, sie hält eine Blume in ihrer Hand, aber auf diesem Bildniß trägt sie ein scharlachrothes Gewand. Außer der silbernen Krone, die zu Lauren's Aussteuer gehörte, beschreibt sie ihr Dichter oftmals mit anderm Kopfputz von Perlen und Granaten. Ich stelle mir vor, daß der goldne Kopfputz, welchen noch vor dreyßig Jahren die Frauen in Straßburg trugen, die Ueberreste dieser Tracht waren. Er bedeckte nur den Gipfel dieses Haarputzes, und wurde gar nicht unter dem Kinne befestigt, hatte also mit den Hauben nichts gemein. Allein das Haar wusste Laura wahrscheinlich reizender zu ordnen, als die Straßburgerinnen thaten; auch besingt Petrarca in den sinnreichsten Wendungen ihre wallenden goldenen Locken, und die natürlichen Blumen-Kränze, die das liebliche Weib hinein flocht. Daß sie das Haupt in einem Schleyer verhüllte, sagen uns seine Klagen; es muß aber mehr eine willkürliche Zierde, als von dem Zeitalter geboine Tracht gewesen seyn, sonst hätte ihn Laura nicht so geschickt gebraucht, oder bey Seite gelassen, und Petrarca hätte sie nicht so heftig darüber beschuldigt. Als einen Beweis von dem Ansehen ihrer Geburt und dem ehrenvollen Platz, den sie in der Gesellschaft einnahm, finden wir drey Sonette ihres Dichters, die den entzückenden Vorfall beschreiben, nach dem sie einen ihrer seidnen Handschuhe fallen ließ, den Petrarca zu behalten bestrebt war, ihre schönen Hände ihm aber kraftvoll entrissen. Die Gesetze verboten damals den bürgerlichen Ständen, Seide zu tragen. Da Petrarca in den drey Sonetten, zu denen ihn dieser wichtige Vorfall begeistert, immer nur ihrer Hand erwähnt, nicht ihres Arms, so vermuthe ich, daß ihn die damalige Kleidung verhüllte.

Vielleicht hätte ich der Gestalt Laura's, die immer als eine der bezauberndsten Schönheiten der Vergangenheit vor uns schwebt, früher als ihres Putzes erwähnen sollen. Ich wünschte sie aber ganz, wie sie in ihrem Jahrhundert seyn musste, darzustellen, und dazu gehört ohne Zweifel auch ihre Tracht. Laura's Bildnisse zeugen, nach dem Geständniß aller Augenzeugen, von keiner idealischen Schönheit; aber gerade dieses beweist, meines Erachtens, die Macht ihrer Liebenswürdigkeit, da Seele und Ausdruck, Sitte und Geberde, und mehr wie Alles ihre Stimme es war, welche ihr den Zauber verliehen. Ihre Schönheit war sogar flüchtiger, als die gütige Natur es oft erlaubt; denn schon in ihrem dreißigsten Jahr richtet Petrarca ein Sonett an einen Fremden, der ihrer welkenden Reize gegen ihn erwähnt hat, indem er zärtlich und edel ihre unverwelkliche Grazie ihnen entgegen stellt. Sie war groß und schön von Wuchs, ihre Züge waren fein und regelmäßig, die blendende Weisse ihrer Haut muß ihre Jugend überlebt haben, ihr Haar blond und schön gelockt, ihre Augen blau, Wimper und Brauen sehr dunkel, ihr Gang edel — aber vor Allen besingt Petrarca ihre Stimme! — Die Frauen erkennen nie genug, welche Himmelsgabe für sie die Stimme ist. Petrarca sang es, und Rousseau lehrte es uns; aber noch immer glauben die Frauen, die Macht der Stimme beschränke sich auf Singen und Deklamation. Es würde keine rührende Stimme mehr gehört werden, wäre sie nicht so gänzlich das Organ der Seele, daß, wo diese sich rein ausbildet, jene harmonisch wird, ja, daß in den einzelnen Momenten, wo Verklärung auch dem gemeinsten Menschen naht, seine Stimme Wohllaut gewinnt.

Daß in diesem schönen Körper eine schöne Seele wohnte, sagt uns Petrarca's enthusiastische Muse über zwanzig Jahre lang, und eine genauere Zusammenstellung dessen, was er von ihr sang, und die Geschichte von ihr sagt, macht uns dessen gewiß. In ihrem Verhältniß zu Petrarca blickt zwar ein Betragen hervor, daß wir Koketterie nennen müssen, ein Verscheuchen und Anziehen, das den Begriff inniger Liebe ganz ausschließt — allein zu Petrarca's Liebe zu Laura, wie ich sie mir dem Zeitgeist gemäß gedacht habe, passt nur dieses Betragen. Laura musste ihres Sängers Phantasie unaufhörlich regsam erhalten, denn in ihr allein durfte sie Herrscherinn seyn; mit seinem Herzen hatte sie nichts zu thun, denn die Liebe, der wir das Herz zum Tempel anzuweisen gewohnt sind, war in jener Zeit unter der Herrschaft der Sinne gebunden. Die Lebensart der damaligen Frauen muß mit den häuslichen Pflichten den Genuß gesellschaftlicher Freuden zu

verbinden gewusst haben, so wie es heutzutage würdige Frauen noch zu thun verstehen. Die Pflichten und die Freuden mochten aber von den unsern verschieden seyn. Laura stand mit Tagesanbruch auf, und saß mit fleißigen Händen an dem Fenster ihres Hauses. So besingt sie Petrarca — denn er besingt an ihr stets das einfach Weibliche, schildert sie stets so, daß ihr Bild Demuth, Einfalt, und reine Sittsamkeit darstellt. Der Gottesdienst wurde mit Fleiß besucht; Spaziergänge scheinen ein Hauptvergnügen der Frauen von Laura's Gesellschaft gewesen zu seyn; man muß sich auch im Freyen gelagert, unterredet, und mit sinnreichen Spielen ergetzt haben. Wir finden Laura's oft erwähnt, wie sie unter Bäumen ruht, wie sie Kränze windet, wie die Lüfte die Blüthen-Blätter auf ihr schönes Haupt tragen. Oft kann ich den häufigen Genuß der göttlichen Natur unter jenem Himmelsstrich nicht mit dem abscheulichen Sittenverderbniß vereinigen, das Petrarca selbst uns schildert.

Oft begegnete Petrarca seiner Geliebten auf Wiesen und Fluren, er besingt den Schleyer, der sie vor der Sonne schützt, die Blumen, die sie pflückte, er besingt eine Landpartie, wo Laura auf der Durance zu Wasser abfuhr, und mit zwölf Freundinnen auf einem Wagen zurückkehrte. Hier schildert er sie, wie sie bescheiden in einem Winkel des Wagens sitzt, und mit ihrem Gesange entzückt. Ob Männer diesen Landpartien beywohnten, bezeichnet nichts; Petrarca war von dieser gewiß ausgeschlossen, denn er eilte, dem Wagen durch die Straßen zu folgen. (Die Fortsetzung folgt).

Kleine französische Denkwürdigkeiten.

Meist aus der großen Welt des XVIII. Jahrhunderts.

Der Herzog von Guines, ein geistreicher und sehr gewandter Mann, war vor seiner Sendung nach England Gesandter am Preußischen Hofe gewesen. Bey der Königinn galt er sehr viel; was aber seiner Eigenliebe noch ungleich mehr schmeichelte, war die Gunst, in welcher er bey Friedrich dem Großen gestanden hatte. Dieser hatte ihn eines vertrauten Umgangs gewürdigt, und sich oft in seiner Gesellschaft in der Musik geübt. Beyde spielten die Flöte vortrefflich. Zu Versailles galt er für einen der liebenswürdigsten Höflinge, war reich an feinen Scherzen, treffendem Witze, und in der Kunst, mit größtem Ernste und der beharrlichsten Fassung zu persifliren, ein Meister. Oft unterhielt er zu Hofe die Prinzen mit allerley lustigen, auf seinen Reisen zusammen gerafften Geschichten, von denen aber die meisten nicht wieder erzählbar sind. So gut übrigens der Herzog von Guines das Lächerliche an Andern in's Licht zu setzen wusste, so hatte er doch auch selbst eine seltsame Grille. Er wollte der Natur zum Trotze dünnleibig scheinen, trug daher äußerst enge Kleider, und trieb diese Thorheit so weit, daß er zu jeder Kleidung mit zwey Paar Beinkleidern von ungleichem Schnitte versehen war. Bey der Toilette fragte ihn sein Kammerdiener jedes Mal ganz ernsthaft: werden der Herr Herzog sich heute setzen? Hatte dieser das nicht im Sinne, oder sah er voraus, auf den Füßen stehen bleiben zu müssen, so stieg er auf zwey Sessel und drängte sich, von der Höhe derselben, in die engern Beinkleider, die ihm zwey seiner Leute hinhalten mussten, hinunter.

*

Einer der sonderbarsten Menschen am Hofe Ludwigs XVI. war der Marquis von Conflans. Dieser machte nichts, wie andre Leute, sagte Alles anders, als man es zu sagen pflegt, und ward doch nie lächerlich. So war er z. B. der einzige Mann seines Zeitalters, der ungepuderte Haare trug, und zwar aus dem wahren Grunde, weil ihm der Kopf dampfte, was ihm unerträgliche Schmerzen verursachte. Er war groß und wohlgebaut. Seine Taille, Stimme und eine gewisse Festigkeit in seinem Wesen zeugten von Kraft und Entschlossenheit. Sein unternehmender Geist schien zum Befehlen geboren zu seyn. Ein ihm zur Gewohnheit gewordener Ton von Ueberlegenheit ärgerte Niemand. Er wusste sich gut auszudrucken, schritt geraden Weges zur Sache, und war unbefangen im Reden und Handeln. Seine Manieren waren edel und gesetzt, und seine Scherze darum desto pikanter; seine Sitten aber nichts weniger als tadellos. Er fröhnte dem damals in die unterste Volksklasse verwiesenen Laster der Trunkenheit, welches er sich in dem, übrigens für ihn sehr rühmlichen, Dienste unter den leichten Truppen angewöhnt hatte. Aber auch in seinen Ausschweifungen wollte er sich so wenig, als in irgend etwas Anderm, von Jemand übertroffen wissen. Man hätte ihn einen militärischen Lovelace nennen können. Bey einer Officiers-Mahlzeit, bey welcher sich nebst ihm auch ein alter Husaren-Officier befand, der sich eines beynahe eine Maß haltenden Glases bediente, ließ er sich einen Stiefel ausziehen, goß ihn voll Weins, und leerte ihn auf das Wohlseyn seines Mitzechers. Der Graf von Lautrec pflegte statt eines Hundes einen Wolf hinter sich gehen zu lassen; gleich kaufte Hr. von Conflans einen Tanzbären, der in Husarenkleidung und mit einem Teller in den Vorderpfoten förmlich hinter seinem Sessel paradiren musste. In allen Leibesübungen, die Stärke und Geschicklichkeit erfordern, war er ein Meister, ein guter Reiter und geschickter Jäger. Der König, selbst ein eifriger Jagdfreund, gewann den Grafen, an dessen freymüthigem Wesen seine Gutmüthigkeit auch ohnedem Freude fand, in hohem Grade lieb, und gab ihm vor allen Höflingen den Vorzug. Eines Tages war der König zu Rambouillet von der Hirschjagd, ohne das gejagte Thier, zurück gekommen:

Hr. von Conflans aber hatte, der übeln Witterung ungeachtet, mit einem Theile des Jagdbegleites den Hirsch noch weiter verfolgt, und präsentirte seinem Gebieter, als dieser eben Abendtafel hielt, den Fuß des erlegten Gewildes. Ludwig XVI., ganz entzückt, umarmte, was er selten zu thun pflegte, den Grafen, und ließ ihn zu Jedermanns Erstaunen neben sich an die Tafel sitzen. Ein andres Mal befand sich Hr. von Conflans, was öfter geschah, mit dem Könige im Wagen. Die Unterhaltung fiel auf das zügellose Benehmen der leichten Truppen, auf die Erpressungen, welche sich die Husaren, Officiere und Gemeinen erlaubten, und man fing an, den Grafen dieser Räubereyen wegen zu necken. Es ist wahr, antwortete dieser, ich habe so gut gebrandschatzt, als mancher Andre, aber seit dem ich 200,000 Livres jährlicher Einkünfte besitze, bin ich ein Ehrenmann geworden. Ueber dieser Aeußerung erröthete der König, und gerieth in sichtbare Verlegenheit darüber, daß ein Mann, den er mit so vorzüglicher Zuneigung beehrte, so lockere Grundsätze zu Tage lege; auch sprach er den ganzen Tag über kein Wort mehr mit ihm.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, 8. Aug. 1813.

(Beschluß.)

Es ist äußerst merkwürdig, diese Maschinen zu besehen, die auf dem ganzen Wege von Reichenhall bis Rosenheim vertheilt und in artigen Häuschen auf freyem Felde eingeschlossen sind. Da wo die Sohle an einen Berg gelangt, den sie mit ihrer natürlichen Hebekraft nicht mehr übersteigen konnte, muß sie mit diesen Maschinen gehoben werden. Also wurden von dem Gipfel eines solchen Berges alle süßen Wasser der umher liegenden Quellen und Bäche in Röhren herunter geleitet, um — jedoch ohne Rad — den einfachen Mechanismus der in einem Häuschen befindlichen Pumpen in Bewegung zu setzen, wodurch die Sohle den Berg hinauf gedrückt werden soll. So muß das süße Wasser dem sauren dazu dienen, um es auf die Höhen zu bringen, von welchen das Erstere so eben herabgekommen war, und so sieht man neben einander das Erstere in hölzernen Röhren herunter fallen, während das Letztere in schwarzen eisernen Röhren denselben Abhang hinauf getrieben wird. Was am meisten bey diesen schönen Maschinen überrascht, ist die Leichtigkeit, mit der sie sich bewegen, und die Ruhe und Stille, die um sie herum zu herrschen pflegt. Kein Strömen, keine Treibung, ja nicht einmal das Zischen eines Lüftchens wird gehört, und die ruhige Stille wird nur durch den abgemessenen Schlag einer Glocke unterbrochen, die dem nahen Brunnenmeister das Gehen oder Stehen der Maschine verkündet. Die Stangen, womit die Pumpen in Bewegung gesetzt werden, und wodurch so mächtige Wasser-Säulen über so große Berge getrieben werden sollen, sind nicht stärker als eine Pendul-Stange in manchem mäßigen Uhrenwerke. Nirgends bedurfte es eines Rades, und die ganze Maschine ist von einem Umfange, daß sie in eine große Kiste gepackt werden könnte. So seyen diese an einsamen Orten, in Wäldern und Feldern zerstreuten Maschinen, gleichsam sich selbst überlassen, ihre Arbeit mit einer Art von Selbstständigkeit ernst und ruhig fort, und still und geräuschlos verfolgt die künstliche Wasserleitung, bald am Tage liegend, bald unter der Erde begraben, ihren Weg zu allen Zeiten des Jahres.

Der Weg von Reichenhall nach Traunstein ist romantisch wild. Ein großer Theil desselben führt an einem Gebirgs-Rücken vorbey, und hat zur Linken wahrhaft schauerliche Abgründe. Doch nach einigen Stunden ändert sich die Scene. Die Gebirge scheinen zum letzten Mal den Weg verengen zu wollen, und man fährt, wie bey einem Thore heraus, in das sanfte liebliche Land der Hügel. Die schneidende Absonderung der Gebirge von dem vorliegenden niedrigen Lande ist besonders interessant. Sie wird der ganzen Länge nach an dieser Gebirgkette wahrgenommen, und gibt diesen Gebirgen in der Entfernung das Ansehen einer Mauer, die zu einer imponirenden Größe aus der Ebene emporsteigt.

Traunstein ist ein freundliches Städtchen. Die Salz-Sud-Werke bilden seine Merkwürdigkeiten. Auch wird schon Hopfen- und Kartoffelbau in dieser Gegend betrieben. Ein Beweis, daß man das Gebirgland im Rücken hat. Im hintern Lichte der Abendsonne erreichte ich den Chiemsee. Er gehört unstreitig unter die schönsten Seen in Bayern, nicht nur seiner beträchtlichen Größe und seiner runden Form wegen, sondern vorzüglich auch wegen der schönen Gebirgkette, die ihn im südlichen Hintergrunde begränzt, und die sich beym Schein der Abendsonne in einem majestätischen Lichte präsentirt. Auf der Frauen-Insel wollt ich übernachten. Bis die Anstalten zur Ueberfahrt getroffen waren, fing es bereits an dunkel zu werden, und zwey Gewitterwolken stiegen am Horizonte empor. Nichts destoweniger bestieg ich den Nachen. Die Ueberfahrt dauert zwey Stunden. Nach einer halben Stunde hatten sich die Gewitter-Wolken vereinigt, und beleuchteten mit unaufhörlichem Blitzen das Ziel unsrer Reise und die Ufer des Sees. Doch mein Schiffmann war ein sicherer Führer, mit schwarzem entschlossenem Blick, und die Gewitter waren nicht aus den Gebirgen gekommen, daher auch kein Sturm in ihrer Begleitung. Um neun Uhr erreichten wir glücklich das Gestade von Frauen-Chiemsee. Der See hat drey Inseln, die größte von beträchtlichem Umfang mit dem ehemaligen Herren-Kloster, die kleinere mit dem ehemaligen Frauen-Kloster, und die kleinste unbewohnt. Ihre Lage ist sehr reizend. Das Herren- und Frauen-Kloster liegen einander gerade gegenüber, jenes in stolzer Pracht, dieses in weiblicher Bescheidenheit. Die Sage, daß einst der Gott der Liebe einem beglückten Mönche den Weg zu dem Gegenstande seiner Sehnsucht bey nächtlicher Stille durch die Fluthen des Sees nach dem Kloster der Frauen gewiesen, verschönert wenigstens die Erinnerung an diese beyden Nachbars-Inseln. Auf der Herren-Insel befindet sich außer den Klostergebäuden keine Wohnung. Aber auf der Frauen-Insel stehen ungefähr vierzig Häuser, von verschiedenen Handwerkern bewohnt, die ihre Arbeit und ihren Unterhalt über See führen müssen.

Mit dem frühesten Morgen fuhr ich wieder nach dem festen Lande, und gegen Mittag hatte ich Rosenheim erreicht. Der Ort gehört blos unter die Märkte, aber er verdient seiner Mauern und Graben und seiner Bauart wegen unter die kleinern Städte gerechnet zu werden. Er liegt in einer reizenden Gegend am Inn, über welchen eine schöne Wiebeking'sche Brücke nicht nur den Wanderer, sondern auch die Sohle von Reichenhall auf ihrer letzten Reise-Station geleitet. Das Sudhaus, die Magazine und die Beamten-Wohnungen gewähren einen erfreulichen Anblick. Nicht so die dortigen Bade-Anstalten. Ihre Einrichtung lässt noch sehr Vieles zu wünschen übrig, obgleich die schwefelhaltige Quelle für viele Krankheiten vortrefflich wäre.

Rosenheim war das letzte Nachtquartier auf meiner Reise. Bey heiterm Morgen verließ ich seine Umgebungen, und zufrieden kehrte ich am Abende in meinen Wohnort zurück, wo das Geräusch der Waffen, die Töne kriegerischer Musiken und das rege Leben eines benachbarten Lagers mit der Ruhe meiner friedlich stillen Thäler seltsam kontrastirte. —

Nro. 203.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 25. August, 1813.

Nur Ein Gedanke wacht, dem Kleinmuth überlegen,
Stets in des Weisen Brust, und trotzt der Fluth entgegen:
„Nie von der Huldigung, die er der Tugend schwur,
„Zu lassen, nie zurück zu flieh'n von ihrer Spur.

G. L. Spalding.

Zwey Schreiben an Friedrich IX., König von Schweden. Von seinem ehemaligen Hofmeister Graf Tessin.

I.

Durch keinen Unglücksfall sich niederschlagen zu lassen ist eine Tugend, deren der Regent wie der Unterthan, der Reiche wie der Arme bedarf. Wem Gott diese Gabe verleiht, von dem kann man mit Recht sagen, daß er ihn mit einem Schilde versah, das ihn gegen jede Widerwärtigkeit deckt. Ich erinnere mich einer Fabel, die dazu dienen kann, diese Wahrheit ins Licht zu setzen, und darzuthun, wie thöricht diejenigen handeln, welche sich von der Verzweiflung hinreißen lassen.

Es war einmal ein reicher Gutsbesitzer, dessen Lebenstage in Freude und Wonne vorüberschwanden. Zevs beschloß eine Probe zu machen, wie dieser Glückliche sich im Unglück benehmen würde. Seine Viehherden starben, seine Ernten mißriethen, seine Freunde verliessen ihn und wurden seine Feinde; Niemand, nicht einmal seinen nächsten Verwandten, wagt' er sein Unglück zu klagen; Alles, was er unternahm, täuschte seine Erwartung; in wenig Monaten war er ein Bettler. Als er lange genug mit Kummer und Elend gerungen hatte, fluchte er den Göttern, anstatt sie um Hülfe und Rettung zu bitten. Kein Schimmer von Hoffnung erhellte seine Lebenstage; seine ganze Thätigkeit war erschöpft; lebensmüde wankt' er dem Grabe zu.

In tiefe Gedanken versunken saß er eines Tages am Ufer eines Flusses, als sich plötzlich ein Sturm erhob, und ein fürchterliches Gewitter herannahte. Im Dunkel der Wetterwolken ward er eine glänzende Kugel gewahr, die über seinem Haupte schwebte. Er fürchtete, sie werde ihn zerschmettern. In der Angst sprang der Unglückliche in den nahe vorüberströmenden Fluß, und ertrank.

Können Eure Königliche Hoheit errathen, was diese glänzende Kugel enthielt? Eine Menge Gold und Edelsteine, welche ungefähr zehen Schritte von dem Platze, wo der unglückliche Gutsbesitzer gesessen hatte, zur Erde sank.

Wie oft fehlt es dem Menschen an Entschlossenheit, die Entscheidung seines Schicksals ruhig zu erwarten!

Sire! Möge es Ihnen auf Ihrer künftigen Lebensbahn nie an Kraft fehlen, sich unter glücklichen Verhältnissen zu beschränken, und dem Unglück kühn die Stirn zu bieten! Sollte das Schicksal es fügen, daß Sie dem Letztern ausgesetzt wären, so bin ich im voraus überzeugt, daß Sie als Fürst Ihrer Würde gewiß nichts vergeben, und den Rath eines treuen Unterthanen zuverläßig nicht aus der Acht lassen werden. Wahre Seelengröße ist einem Regenten durchaus nöthig; verliert er den Muth, so ist Alles verloren. Unter glücklichen Umständen des Lebens sich freuen, kann Jeder; aber dem Unglück trotzen, dies vermag nur eine Heldenseele.

Ich habe die Ehre, u. s. w.

Den 19ten März 1751.

Tessin.

2.

Sire! Alte Leute hören gern von Dingen sprechen, die ihnen aus ihren frühern Lebensjahren bekannt sind. Nichts ist billiger, als daß man uns dieses Vergnügen gönnt; denn leider ist es nur zu oft der einzige Ersatz für die Unannehmlichkeiten des Greisenalters.

Mir diente diese Erfahrung zum Beweis, daß ich zusehends altere, oder vielmehr, daß ich nahe daran bin, zum Zweytenmale Kind zu werden. Ich höre gar zu gern Mährchen erzählen, und was gewährt wohl Kindern ein größeres Vergnügen, als Mährchen? Die Base meiner Frau Base hörte einmal von ihrer Frau Base erzählen, daß u. s. w. So werden Mährchen erfunden, vervollständigt, und bis an der Welt Ende fortgepflanzt. Nicht immer bekommen uns starke Speisen; mitunter bedürfen wir einiger leicht zu verdauenden Gerichte. Moral ist eine starke Seelenspeise; wird sie nicht gehörig gewürzt, so ist sie geschmacklos, und nicht zu genießen. —

Diese lange Vorrede dient mir zu einem abermaligen Beweis, daß ich ein alter Mann bin. Geschwätzigkeit folgt mir, wie ich merke, mit jedem Schritt. Ich breche ab, und beginne meine Erzählung vom Bauer und seinem Hunde. Ein wohlhabender Landmann hatte einen Haushund, der es mit dem Gesinde, und Allen, die im Hause zu thun hatten, gut meinte, desto furchtbarer aber den Dieben war. Seine Treue und Wachsamkeit waren in der umliegenden Gegend so bekannt, daß nach manchen vergeblichen Versuchen es kein Räuber mehr wagte, sich diesem furchtbarn Hauswächter zu nähern.

Eines Abends saß der Alte mit seiner Hausehre am warmgeheizten Ofen, und besprach sich mit ihr über häusliche Ersparnisse.

Liebe Frau, sprach er, unser großer Haushund verursacht doch mancherley unnöthige Ausgaben. Wir müssen ihn füttern; seine Ketten und Halsbänder kosten Geld; in der Kürze ist ein neues Hundehaus nöthig; so manches Bund Stroh wird zu seiner Streu verbraucht; so mancher Besen wird vergeblich abgenutzt, um sein Lager in reinlichem Zustande zu erhalten. Wozu diese Ausgaben? Seit mehrern Jahren hat sich bey uns kein Dieb weder hören noch sehen lassen.

Da hast du Recht, Männchen, sagte die Frau. Unsere Mägde haben mehr zu thun, als sich mit dieser unnützen Bestie zu beschäftigen. Mein Schoshündchen ist eben so wachsam, wie dieser große Haushund.

Dem zufolge wurde das Todesurtheil über den alten treuen Hector gefällt und vollzogen. Kaum war er verscharrt, siehe! da kam des Nachts eine Diebesbande, die das ganze Haus rein ausplünderte. Das Schoshündchen schlummerte sanft auf seinem Posten, und gab keinen Laut von sich. —

Diese Erzählung kann manchen Regenten belehren, wie er sich gegen alte treue Staatsdiener zu benehmen hat. Auf sie kann er sich jedesmal verlassen, wenn es darauf ankommt, Gefahren abzuwenden, die kein Günstling, aus Mangel an Erfahrung, gehörig zu beurtheilen vermag. Wie selten ist aber der Fall, daß die Volksherrscher den rechtlichen Mann, den wahren Patrioten, zu würdigen wissen? Bey Unglücksfällen, die dem Staate aus der Ferne drohen, bleiben sie ungerührt; nicht eher erwachen sie aus ihrem Todesschlummer, bis der Donner sie weckt. Zündet der Blitz, so erwirbt sich der, welcher den Brand dämpft, weit mehr Verdienst, als der Thürmer, welcher stürmt, wenn das Feuer bereits überhand genommen hat.

Vielleicht ist der Zeitpunkt nicht fern, wo Eure Königliche Hoheit den Inhalt dieser flüchtigen Zeilen mit Thatsachen belegen werden. Bis an das Ende meines Lebens habe ich die Ehre zu verharren u. s. w.

Den 21ten März 1751.

Tessin.

Ueber Laura von Sade.

(Fortsetzung.)

Die Zügellosigkeit der Sitten, die damals, besonders unter Clemens VI, in Avignon herrschte, macht es um so interessanter, daß Petrarca immer Laura's Sittsamkeit heraushebt. Daß der Begriff dieser Sittsamkeit sich nach Zeit und Sitten motivirt, wird aber auch hier sichtbar, denn es scheint, daß Laura, in dem Bewußtseyn, nicht gegen den Anstand zu fehlen, sich im Flusse an einem Orte badete, der den Vorübergehenden nicht verboten war. Petrarca macht eine sehr dichterische Beschreibung von einem Moment, wo er sie im Wasser überraschte. Laura's Sittsamkeit bleibt dabey ungefährdet, und die Art ihres Benehmens beweist, daß sie sich deren bewußt war. Eine vorzügliche Geistesbildung hat Laura wol gar nicht gehabt, sie scheint sich mit der Dichtkunst, welche viele Frauen ihrer Zeit beschäftigte, auch nicht befaßt zu haben; das lag auch nicht in dem lieben klaren Charakter. Laura war bezaubernd durch äußere Reize, sie bewegte sich ganz innerhalb des Kreises ihres Geschlechtes, aber sie war durch reine Weiblichkeit und den Charakter ihres Zeitalters dem Ruhme ganz zugänglich, Petrarca zum Liebhaber zu haben. Stelle ich sie mir so vor, so zeigt sie sich mir in der sanften, klaren, anziehenden Gestalt, die Petrarca's feurige Phantasie über zwanzig Jahre lang zu fesseln vermochte.

Laura heirathete 1325 Hugo von Sade von Avignon, aus einem angesehenen Patrizier-Geschlechte, aus welchem für Petrarca in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Geschichtschreiber entstand, und das, wenn mein Gedächtniß mich nicht trügt, noch nicht erloschen ist. Die Heirath war, wie es scheint, eine vernünftige Wahl der

Mutter, bey der Laura, den Sitten der Zeit und ihrem sanften Charakter gemäß, ohne Widerwillen gehorchte. Es mochte eine ganz alltägliche Ehe seyn, die Petrarca's Leidenschaft nicht störte, obschon in seinen Liedern hier und da des Gatten Eifersucht erwähnt wird. Bey den Sitten des Zeitalters könnte man sich den Verein häuslicher Ruhe mit so einem dichterischen Verhältnisse wol denken. Laura hatte im Verlauf ihrer Ehe neun Kinder, von denen eine Tochter, Emrenstenda, Nonne im Kloster des heiligen Lorenz zu Avignon ward; Audibert, einer ihrer Söhne, aber in das Kapitel unsrer lieben Frau zu Doms trat. Laura musste eine gute Hausfrau seyn, weil sie bey einem Vermögen, dessen Größe nie gerühmt wird, und bey neun Kindern, dennoch immer so viele adelige Pracht in ihrem Aufzuge bestritt; sie musste anspruchslos seyn, denn sie ward von ihrem Geschlechte geliebt; mehrere kleine Züge in Petrarca's Schriften beweisen, daß sie Freundinnen hatte; sie musste Würde und Selbstherrschaft haben, sonst wäre durch sie die phantastische Leidenschaft eines so sinnlichen Menschen, wie Petrarca, nicht so unauslöschlich gefesselt worden.

Diese Leidenschaft nahm den 6. April 1327, den Montag der Charwoche, ihren Anfang. Laura verrichtete, grün gekleidet, (zufällig erfuhren wir da, daß man in jenen frommen Zeiten in der Charwoche nicht schwarz gekleidet zur Kirche ging), und verschleiert bey Sonnen-Aufgang in der Nonnen-Kirche zur h. Clara, ihre Andacht, als Petrarca zum ersten Mal sie erblickte. Von diesem Augenblick an war sie die Liebe seiner Phantasie, ja auch seines Gefühls, in so fern Gefühl damals bey der Liebe thätig ward. Ich finde das, was wir deutsche Innigkeit nennen, und für das wir allein ein Wort haben, so wie sie sich in unserm Karakter wol am deutlichsten ausspricht, in keinen von Petrarca's Gedichten. Eine Zartheit der Auffassung und Darstellung, in der kein anderer Dichter sich mit ihm messen darf, eine quälende Unruhe, die sich in ewigen Klagen, eine leidenschaftliche Seligkeit, die in zart-sinnlichen Gedankenspielen sich entladet, füllen seine Lieder. Innigkeit, die sich selbst im Glück des geliebten Gegenstandes vergisst, findet sich niemals; ja, bey den ergreifendsten Veranlassungen, wo Laura an Krankheit danieder lag, und bey ihrem Tode selbst, sind seine Lieder kalt. Sie beschäftigen sich stets mit Geringfügigkeiten, die mit dem Wohl und Weh des geliebten Weibes nichts zu thun haben; Momente, wo ihr Seyn und Wesen seiner Phantasie ein liebliches Bild darstellen, regen ihn zum Dichten auf. Laura war Mutter, sie liebte ihre Kinder gewiß, sie weinte gewiß um sie, freute sich ihrer gewiß, aber keines seiner Lieder erwähnt einer Empfindung — stürmend oder mild, wie sie bey solchen Veranlassungen das Herz eines Liebenden erfüllen muß. Lange kannte und besang er Laura, ehe es ihm glückte, den Eintritt in ihr Haus zu erlangen, obschon die Sitte ihn damals den Männern nicht versagte. Wahrscheinlich scheuten die züchtige Laura und ihr Gatte einen Mann, der mit dem ausgelassnen päpstlichen Hofe im Verkehr stand, also als Mitschuldiger des durch ihn veranlassten Sittenverderbnisses in Avignon angesehen ward; vielleicht scheute ihn Hugo persönlich als einen schönen verbuhlten Mann; denn als schön, putz- und gefallsüchtig schildert er sich selbst, und seine Geschichtschreiber führen ihn selbst zum Beweise an. Vielleicht waren seine damals geknüpften unehrbarn Verbindungen, deren Früchte er oft in seinen Briefen erwähnt, auch nicht der Denkart einer alten Avignoner Patricier-Familie angemessen. Es scheint, Petrarca habe Laura einige Jahre besungen, ehe es ihm gelang, ihres Umgangs zu genießen. Er suchte sie bey allen öffentlichen Gelegenheiten auf, und die Politik ihres Betragens wird aus seinen ersten Liedern schon sichtbar. Ihr ganzes Bemühen ging dahin, seine Liebe durch einen äußerst künstlichen Wechsel von Huld und Strenge in steter Thätigkeit zu halten. Die Mittel, die sie brauchte, haben oft etwas Kindisches und doch Grelles, das wir wieder auf Rechnung des Zeitalters zu setzen genöthigt sind. Um Petrarca's Blicke zu vermeiden, bedeckte sie sich immer mit dem Schleyer, den sie aber erst, wenn sein Auge zu eifrig sie suchte, herab ließ. Bey Gelegenheiten, wo der Schleyer ihr fehlte, bedeckte sie ihre Augen mit der Hand. Als er einstmals, wie er oft gethan zu haben versichert, den Entschluß gefasst hatte, sie nicht mehr zu lieben, begegnete sie ihm auf der Straße, und redete ihn mit dem Vorwurf an: er sey bald müde geworden, sie zu lieben. Bey einer Liebe, die im Menschen lebenlang dauert, bewiesen so offenbare Kunstgriffe, daß die Phantasie allein den Aufwand dazu hergab. Wie Petrarca den Eintritt in ihr Haus erhielt, weiß ich nicht, auch nicht, ob er ihr früher, als er sie sprach, seine Lieder mittheilte. Laura legte ihm das unverbrüchliche Gebot auf, seiner Liebe nie gegen sie zu erwähnen, und strafte ihn einige Male durch Entziehung ihrer Gegenwart, wie er es übertrat. Das betraf aber wol nur die prosaischen Erklärungen, denn von einem Verbot, seine Lieder ihr zu weihen, finde ich nichts. Laura war überall, wo die Gesänge ihres Dichters gelesen wurden, als der Gegenstand seiner Huldigung bekannt. Alle Fremde, die nach Avignon kamen, besuchten sie, und begriffen oft nicht, wie das die Schönheit sey, die Petrarca begeistert hatte. Diese Verwunderung beweist immer, daß der Zweifler weder Dichter noch Liebender war. Die Freundinnen der Laura waren alle Vertraute und Beförderer ihres Verhältnisses zu ihrem Sänger, und dieser richtet selten an seine Freunde einen Brief oder ein Gedicht, in dem er seiner Liebe nicht erwähnt. Oft antworten sie ihm spottend, und behandeln sie, als sey sie nur ein Gerüst zu seiner poetischen Begeisterung gewesen. Eine von Laura's Freundinnen, der es vielleicht mit

der bloßen Vergötterung nicht gedient war, oder die ihre Rolle als Vertraute zu leer fand, bemühte sich in den spätern Jahren dieses Verhältnisses, Laura zu einem gefälligern Betragen gegen Petrarca zu vermögen; allein diese klare, stille Seele wich nie von dem Wege, den sie für den rechten erkannt hatte, ab. Einen Zug, der mir zeigt, wie öffentlich dieses Liebesverständniß behandelt ward, finde ich in der Schilderung eines Besuchs, den Laura mit ihren Freundinnen, und von Petrarca begleitet, in einem Garten von Avignon ablegte. Er gehörte einem liebenswürdigen Alten, von dem gesagt wird: er habe sein ganzes Leben der Liebe geheiligt; da ihn das Alter nun wider Willen zwang, ihr zu entsagen, beschäftigte er sich mit Blumenziehen. Da er sich bey dem Bilde der Liebe aller seiner seligen Empfindungen erinnerte, war er entzückt, Petrarca und Laura in seinem Garten zu sehen; er pflückte zwey seiner schönsten Rosen, gab sie den Beyden und rief begeistert: nein, man sah nie so ein Paar Liebende! — Mir däucht, dieser kleine Zug mahlt das Zeitalter und den Himmelsstrich, wo diese Menschen lebten. Es ist das Land, wo die Felder im Februar mit Hyacinthen bedeckt sind, es ist der Karakter, den der gute König Renatus hundert Jahre später so wehmüthig komisch in seiner Person wieder darzustellen suchte. Auch außer Avignon finden wir Spuren, daß die Künstler Petrarca und Laura vereinigt darstellten. Noch im letzt verflossnen Jahrhundert fand ein Florentiner in seinem Hause ein Basrelief von Marmor, zu dessen Meister sich Simon von Siena in der Unterschrift bekannte, und das die Brustbilder des unsterblichen Dichters und seiner Geliebten darstellt. Diese Publicität war in jenen Zeiten nichts Unehrbares. Mehrere Frauen, deren mit Achtung erwähnt wird, nannten ohne Scheu den Namen ihrer Geliebten.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz.

Die Bildung einer medicinischen Gesellschaft für die Kantone Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug war eine um so erfreulichere Erscheinung, als noch vor kurzer Zeit unter allen Polizey-Anstalten jene, welche sich auf die Heilkunde beziehen, dort die vernachlässigtsten waren, und nun von eben diesem Verein her auch jenem bisher so gut wie ganz unbeachtet gebliebnen Verwaltungszweige eine Morgenröthe aufgeht. Von seiner am 5. July Statt gefundenen dritten Jahres-Versammlung erhält man durch die gedruckte Eröffnungsrede des Präsidenten, (Luzern bey Meyer), einige umständlichere Nachrichten. Der wackere Hr. Doktor Wirz, praktischer Arzt zu Altorf im Kanton Uri, spricht darin mit vieler Wärme von dem, was — freylich nicht ohne gegen besondre Schwierigkeiten anzukämpfen — in jenen demokratischen Landschaften zu Vertilgung von schädlichen Vorurtheilen, Volksaberglauben und ihrer Säugamme, der Quacksalberey, in den neuesten Jahren geschehen ist und weiter geschehen soll. Er wendet sich dann aber bald an seine Amtsbrüder, um einen andern Feind, der, wie er sich ausdruckt, in ihrer Mitte vorhanden seyn möchte, mit jovialischer Laune anzugreifen. Es sind nämlich die Schwindeleyen einer nicht auf Erfahrung sich stützenden Theorie, die Schwärmereyen und die Mode-Thorheiten, welche seit einigen Jahrzehenden unter den Aerzten herrschen, gegen welche der Redner zu Felde zieht. Er bezeichnet sie freylich etwas uneigentlich mit dem Namen Hypothese, „die von allen Zeiten her Ursache war, daß die Arzney-Kunst sich nie zu einem, nur einigermaßen haltbaren Systeme bildete.“ Den Vater der Medizin läßt er in der Unterwelt über den Zustand der Kunst tiefe Seufzer ausstoßen, und sich unter andern aussprechen: „Ihr Aerzte seyd von dem segenvollen Pfade der Erfahrung abgewichen, den auch mein Schweiß durch eine so lange Reihe von Jahren bezeichnete. Vergebens waren alle meine Anstrengungen. Die Zergliederung des menschlichen Körpers war mir noch unbekannt; ich wusste noch nichts von der unmerklichen Ausdünstung; der Blutumlauf lag noch im Dunkeln, und die lymphatischen Gefässe waren für mich ein Räthsel; ich musste Alles vermissen, was ihr, meine Nachkömmlinge, auf dem weiten Felde aller Fächer der Arzneywissenschaft Nützliches und Brauchbares seither entdecktet, und doch bin ich allein auf dem schmalen Pfade der Erfahrung weiter fortgeschritten, als ihr alle mit euren Millionen von Sophismen. — Vom Magnetismus wandelt ihr zum Brownianismus, vom Brownianismus zum Galvanismus, vom Galvanismus zur Erregungstheorie der Elektricität, von dieser zur Naturphilosophie und von der Naturphilosophie endlich wiederum zu dem mit düstern Hypothesen umwölkten Lebens-Magnetismus, wo ihr vor dreyßig Jahren angefangen habt. Es ist nichts so abgeschmackt, was nicht einmal schon eure falsche Theorie, eure beständigen Zänkereyen und herrschenden Sophistereyen, eure Subtilitäten ohne Nutzen und eure philosophischen Verketzerungen ohne Ende in ein System gebracht haben. Schwärmerey und gelehrter Unsinn ist eure Aufklärung; das Bekannte wird dem Unbekannten, das Wahre dem Falschen, das Alte dem Neuen aufgeopfert, und mit tiefer Verachtung sehe ich auf das zahlreiche Schriftstellervolk Europens zurück.“

Wenn sich gleich aus dieser Stelle ziemlich deutlich ergibt, daß der Redner im Eifer für seine gute Sache etwas allzugeneigt seyn möchte, das Kind mit dem Bade auszuschütten; so wird man ihm doch immer gern zuhören, wenn er die selbst erfahrnen Thorheiten gleichsam Heerschau passiren läßt, und seine Erinnerungen davon mittheilt: „Als ich, (erzählt Hr. Wirz unter Andern), im Jahr 1783 in Besançon den medicinisch-chirurgischen Curs machte, predigte Mesmer in Deutschland seinen Magnetismus, der Alles heilen sollte. Hr. Professor Lange, ein ehrwürdiger Greis von 73 Jahren und ehemaliger Schüler des großen Sauvages, wollte nur nichts davon reden hören. Allez vous promener, Messieurs, sagte er uns oft, avec votre magnetisme; c'est une goguenarderie. Hr. Professor France mit seiner Präsidenten-Perruque rümpfte die Nase und schnupfte Taback. Der in ganz Frankreich wegen seiner theoretischen Kenntnisse sowol, als seiner glücklichen Ausübung so sehr berühmte Hr. Professor Rougnon, jener bewundernswürdige Wohlredner, (den man mit Recht den Stolz der Aerzte Frankreichs nennen konnte, und dessen Asche Jeder, der ihn hörte, eine heiße Zähre opfert), schalt ihn gar einen frechen Mann, (audax vir); zwey Jahre nachher wimmelte Alles in Frankreich von Magnetiseurs; der jetzt noch lebende, würdige Hr. Professor Lauth in Straßburg, (Lobstein war leider bey meinem Dortseyn schon todt), und der weise Herrmann schwiegen dazu stille; Spielmann, der Jüngere, zuckte, seiner Gewohnheit gemäß, die Achsel, und lächelte. Da ich aber im Jahr 1788 das Clinicum in Freyburg hörte, waren Starrawasnig, Meberer, Menzinger und alle Professoren ganz für den Magnetismus eingenommen; in der Gazette de Santé las ich endlich als praktischer Arzt im Leukerbade, daß man den Magnetismus in Paris zwar zu Grabe getragen, derselbe aber durch eines jener Wunder, das unsrer Conjectural-Modekunst eigen ist, wiederum in London auferstanden sey, wo er in kurzer Zeit den Geist aufgab, bis endlich auf seinem Grabhügel das System des Brownianismus sein Haupt hoch emporhob.“

Nro. 204.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 26. August, 1813.

Die Erinnerung ist das einzige Paradies, aus dem wir nicht getrieben werden können.

J. P. Fr. Richter.

Der Minstrel an seine Freunde.

Horcht bey der Leyer dumpfem Klange
Dem alten Minstrel Seraphin!
Ihr wählt gewiß mein Lied zum Sange,
Rührt nur mein Endwunsch euern Sinn:
Gedenkt mein, wenn ich nicht mehr bin!

Heil, daß Apoll mir Umgeirrten,
Daß Bacchus, Venus mir erschien!
Sie streuten Lorbern, Epheu, Myrten
Auf meine düst'ren Pfade hin.
Gedenkt mein, wenn ich nicht mehr bin!

Mir galt im Jugendschwung das Lesen
Der Troubadours für Hochgewinn.
Entzückt von ihrem Zauberwesen
Erneut' ich ihre Melodie'n.
Gedenkt mein, wenn ich nicht mehr bin!

Ich liebte mehr als eine Schöne;
Doch niemals konnt' ich treulos flieh'n.
Drum tadle Keiner mich, nur jene:
Ich liebte, bis ich lästig schien.
Gedenkt mein, wenn ich nicht mehr bin!

Wein spendeten zum Wiegenfeste
Mir Gönner oft und Gönnerinn;
Wohlweise lud ich keine Gäste
Und trank allein, doch langsam, ihn.
Gedenkt mein, wenn ich nicht mehr bin!

Mir hat zu gleichen Liebespenden
Die Casse Plutus nicht gelieh'n.
Sonst gäb' ich aus mit vollen Händen;
Doch Gutes that ich immerhin.
Gedenkt mein, wenn ich nicht mehr bin.

Ihr selbst, erfuhret ihr des Glückes
Wohlwollen oder Eigensinn,
Ihr Bälle launischen Geschickes
Sterbt alle mit dem Wunsch dahin:
Gedenkt mein, wenn ich nimmer bin!

Ich find' in Fama's Heiligthume
Ein Stellchen ohne viel Bemüh'n;
Doch Manche fröhnten ihrem Ruhme
Zu lang' und überlebten ihn.
Gedenkt mein, wenn ich nicht mehr bin!

Doch wehe mir! Wenn große Geister
Dem Neid' im Grabe nicht entflieh'n,
Was droht erst mir? Ich bin kein Meister,
Ihr Zoilusse, schlecht und kühn!
Vergeßt mein, wenn ich nicht mehr bin!

Hg.

Ueber Laura von Sade.

(Beschluß.)

Von Laura's Seite scheint mir das Verhältniß nicht ganz so herzlos, wie von Seite ihres Verehrers. Nach Petrarca's eignem Geständniß bemühte sie sich auf seine Sitten, seinen Geist, seine Beschäftigungen durch Beyfall und Ermahnung zu wirken. Oft klagt der ungeduldige Dichter den eifersüchtigen Gatten an, daß er ihn der Gelegenheit, Laura zu sehen, beraube; da er aber Laura's Loos nie bedauert, vermuthe ich, daß mehr ihre Klugheit, als ihres Gatten Verbot, sie von den Orten ihrer gewöhnlichen Zusammenkünfte zurückhielt.

Die Verbindung dieses berühmten Paares hat in der

Wirklichkeit wahrscheinlich die drey Perioden erlebt, welche zwischen edeln Menschen solche Verbindungen immer durchgehen. Die erste vergeht unter Sehnsucht, Wünschen und Hoffen, die zweyte unter Versuchen, sich zu befreyen, bey denen Trotz und Wehmuth abwechseln; in der dritten entkeimt zarte Freundschaft dem durch Leidenschaft gefurchten Boden des Herzens. Das Andenken der beyden ersten wirkt dann bey den Liebenden, wie das Andenken eines einzigen geliebten Kindes bey Gatten — sie wissen, das Theuerste treffen sie erst jenseits wieder an. Das Zeitalter, die Individualität, mußte diese Gefühle modificiren; allein, den allgemeinen Charakter mußten sie haben, denn er ist der von des Menschen Natur.

Da Laura bey ihrer zarten Schönheit so oft Mutter ward, verblühte sie früh, und vielleicht widerstand sie auch darum der furchtbaren Seuche nicht, die im Jahre 1348 Europa heimgesucht. Es verletzt die Phantasie grausam, sich Petrarca's Laura von scheuslichen Pestbeulen bedeckt zu denken. Der Beschreibung nach trug diese Seuche damals aber einen andern Charakter, als man uns gewöhnlich ihn darstellt. Laura ward den 3. April des eben erwähnten Jahres von ihr überfallen; sie brach allgemein mit Fieber und Blutauswurf aus. Die vielen tausend Opfer, die schon gefallen waren, belehrten sie gleich von dem unvermeidlichen Schicksal. Sie befriedigte ihren frommen Sinn mit der Erfüllung der Pflichten, die ihr Glaube ihr vorschrieb, machte darauf die nöthigen Verfügungen über ihr Vermögen, und erwartete dann ohne Unruhe den Schluß ihres stillen Lebens. Freunde und Verwandte versammelten sich um sie; Alles weinte und klagte, die Sterbende allein hatte Heiterkeit und Muth, und sanft löste der Tod die Bande, welche eine so ganz weibliche Seele mit dem schönsten Körper vereinigten. Sie starb den 6. April in der sechsten Stunde des Morgens; also an dem Jahrestag und in derselben Stunde, in welcher Petrarca ein und zwanzig Jahre vorher sie zum ersten Male sah.

Petrarca war damals zu Verona. Er versichert, in der Nacht ihres Todes einen Traum gehabt zu haben, der, so wie er ihn erzählt, keinen Anspruch hat, wahr zu seyn, der aber Dinge enthält, deren innere Wahrheit nicht zu verkennen ist. Laura schien ihm in dem Augenblick, wo ihre Seele von der irdischen Hülle befreyt ward, zu erscheinen; von einem langen Gespräche, das sie mit ihm hatte, das ganz in seinem Styl vorgetragen ist, setze ich folgende Zeilen zum Beweise her, daß Petrarca selbst meine Ansicht von Laura's Karakter unterstützt hat.

„Blos mit den Mitteln beschäftigt, zu gleicher Zeit deine Liebe und unsre Ehre zu erhalten, warf ich, so bald ich dich traurig und bekümmert sah, einen tröstlichen Blick auf dich. Wenn du mir mit der Verzweiflung zu kämpfen schienst, belebte Zärtlichkeit mein Auge, und ich sagte dir ein Paar Wörtchen, ich grüßte dich freundlich. Furcht und Schmerz schwebten auf meiner Stirn, und veränderten — du weißt es! — den Ton meiner Stimme. Sah ich dein Gesicht blaß, dein Auge in Thränen gebadet, sagte ich zu mir: er leidet, er stirbt, wenn ich nicht Mitleiden mit ihm habe; dann stand ich dir hülfreich bey, so weit es die Ehre erlaubte, und du faßtest wieder Muth. Zuweilen geberdetest du dich, wie ein unbändiges Roß, das die Sporen fühlt; ich sah, daß ich dich zurückhalten mußte, und gebrauchte das Gebiß. Das ist alle List, die ich bey dir angewendet habe: einen beständigen Wechsel von Strenge und Huld. Durch sie habe ich dich bis hieher geleitet, ohne daß meine Tugend den geringsten Flecken erhalten hat, und das ist, was mir jetzt so viele Freude macht.“

Petrarca's Gedichte an Laura, die in dreyhundert achtzehn Sonetten und acht und achtzig Canzonen bestehen, haben nun fast seit fünfhundert Jahren Bewunderer gefunden, Nachahmer gebildet, und Schwärmer für ihre Göttlichkeit begeistert. An die Klarheit und Würde der alten Welt, an die Innigkeit meiner Nation gewöhnt, fand ich immer im Innern meines Herzens ein Mißbehagen an seinen Liedern und seiner Liebe. Ich tadelte mich endlich, daß ich ihn nicht näher kennen zu lernen strebte, und trachtete darnach, so viel meine geringen Mittel es erlaubten. Das Persönliche in meinem Gefühle verschwand. Ehrfurchtsvoll erkenne ich nun, was Petrarca seinem Zeitalter war, und bewundere, wie der Geist der schönern Menschheit sich in ihm nach langem Schweigen zuerst wieder offenbarte. Liebevoll umfängt meine Phantasie das Bild der vergötterten Laura, wie es unter dem Druck jener nahen, verdorbenen Wirklichkeit mit milder Glorie vor mir aufsteigt, und hoffend blicke ich hinüber in das Land der Freyheit von dem Joche jedes Zeitalters der Erde, wo die Schwesterseele Laura's zu begrüßen jeder weiblichen Seele eine himmlische Freude verspricht.

Reise von Paris nach Nizza.

5.

Ungefähr zwey Lieues hinter Avignon müssen wir über die Durence gehen. Dieser reißende Strom pflegt häufig auszutreten; die ganze benachbarte Ebene ist daher mit Sand und Kieseln bedeckt. Durch abwechselnde Gegenden ging es nun weiter bis Lambesc, das in einer reizenden Ebene liegt, und ein recht artiges Städtchen ist. Die Weizenfelder, die Rebenpflanzungen sind mit unzähligen Olivenbäumen bedeckt. Man befindet sich in dem eigentlichen Oehllande von Frankreich. Bey den Schafheerden, die uns begegneten, fielen uns mehrere geschorne Hämmel wegen ihrer sonderbaren Verzierung auf. Dies waren zwey, vier, sechs, ja zwölf einzelne Wollenbüschel,

die man meistens in einer gewissen Ordnung stehen gelassen hatte, was recht artig aussah. Diese Auszeichnung wird aber nur den Lieblingen der Schäfer zu Theil. So erreichten wir Aix, das den Fremden sehr freundlich anspricht. Der Cours besonders mit seinen herrlichen Gebäuden macht einen höchst angenehmen Eindruck. Das Clima ist sehr heiß, und dennoch im Winter unverhältnißmäßig kalt. Es friert hier bey dem Mistral äußerst stark. So reich die Ebene angebaut ist, bietet sie gleichwol wenig Schatten dar. Nur einige Landhäuser erfreuen sich dieses Vorzugs. Unter diesen ist unstreitig Tholonet, das einem Herrn von Gallifet gehört, als das schönste anzusehen. Hier hat man eine herrliche, mit dichten Kastanienbäumen bepflanzte, Terrasse, an deren Seite auch schöne Wasserstücke befindlich sind. Da dieses Landhaus für die höhern Klassen der Einwohner nicht verschlossen ist, so findet man häufig Gesellschaft da. Besonders wird Sonntags auf jener Terrasse viel getanzt. Der Ton schien uns in Aix sehr gut zu seyn; die alte Urbanität hat sich hier besser erhalten, als irgendwo." Aber freylich ist diese Stadt jetzt sehr im Verfall. Der Verlust eines Parlaments, einer Universität, und eines zahlreichen begüterten Adels verschmerzt sich nicht so leicht. Der Oehlhandel, die Färbereyen, und einige Baumwollfabriken sind beynahe die einzigen Nahrungsquellen von Aix.

Am folgenden Morgen brachen wir nach Marseille auf. Die Gegend ist fruchtbar, aber schattenlos. Mit doppeltem Vergnügen verweilt man daher auf den herrlichen Alleen des Gutes Albertras. Der Weg hebt sich, man merkt an der Luft, daß man den Küsten näher kommt. Endlich erreicht man den höchsten Punkt, und hat eine unermeßliche Aussicht vor sich. Meer, Gebirge, Stadt und Landschaft, Alles in der herrlichsten Beleuchtung voll Glanz und Herrlichkeit. Die blauen Fluthen; die dunkeln Berge; die graue Häusermasse; die grünende Gegend mit Tausenden von Bastiden (Landhäusern) bedeckt; und dazwischen den Hafen mit seinem Mastenwalde; die Forts, die Inseln, die in Duft zerfließende Küste — ein unermeßlicher Horizont! So steigt man herab, sieht links und rechts Landhäuser mit Reben-, Oliven- und Mandelbaum-Pflanzungen, und fährt zuletzt, meistens zwischen Gartenmauern, durch eine weitläufige Vorstadt vollends nach Marseille hinein.

Nichts Regelmäßigeres, nichts Schöneres, als der untere Theil dieser Stadt, der sich um den Hafen herumzieht; nichts Häßlicheres, als der obere, der darüber liegt. Doch in beyden gleiches Getümmel, gleiche Lebhaftigkeit. Hier Handel, dort Industrie; hier Seeleben, dort städtisches Gewerb. Alles ist luxuriös in dieser Stadt; die provençalische Küche schien uns mit Recht berühmt. Mit Erstaunen vernahmen wir, daß es auch hier zuweilen sehr stark zu frieren pflegt. Dies ist selbst nach Anfang Februars der Fall, wenn der Mistral sehr anhaltend weht. Marseille hat alle Ressourcen einer großen Stadt, doch fühlt man, daß das Meer nicht offen ist. Wir besahen die Bibliothek, den botanischen Garten, das Observatorium u. s. w., überall wird das Möglichste gethan. Von der Plateforme der Sternwarte hat man eine gute Aussicht auf die Stadt; doch ist der Standpunkt auf dem Fort de Notre Dame vorzuziehen. Pittoreske Gegenden erwarte man nicht; das Ganze ist trefflich angebaut, aber Bäume sind eine Seltenheit. Die meisten Kastanien und Platanen findet man noch bey den obern Landhäusern, zur Eyguelades, wo ein Flüßchen zur Bewässerung dient. Unter diesen Landhäusern sollen mehrere mit herrlichen Baumterrassen und schattigen Parks umgeben seyn. — Die Quays, besonders auf der rechten Seite des Hafens, geben einen angenehmen Spaziergang ab. Noch besser aber gefiel es uns auf dem Cours, und in den Alleen de Meilhan. Letztere liegen am östlichen Ende der Stadt, und sind mit schönen Häusern eingefaßt. Hier sollen auch die gesundesten Wohnungen seyn. Von der Tourette, oder dem alten Walle, hat man eine schöne Aussicht über den ganzen Golf, und athmet die erfrischende Seeluft rein und unvermischt. Am Ende desselben befindet sich das Lazareth, von dem man einige Gebäude übersehen kann. Eine andre Promenade liegt hinter dem Fort St. Nicolas, auf der linken Seite des Hafens; allein die Bäume gedeihen nicht. Aus Allem scheint hervorzugehen, daß Marseille für einen Nordländer im Sommer unerträglich seyn muß. Allein hier kennt man unsere herrlichen Bäume nicht, und vermißt sie auch nicht. Sonst fehlt es in Marseille an keinem Lebensgenuß. Indessen ist es daselbst theuer zu leben, zumal, was Wohnung und Kleidung betrifft.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 14. Aug.

Im vorigen Monat hat die Fischerey des Hafens Dieppe 3,078,130 Franken eingetragen. Es waren 1232 Böte damit beschäftigt, auf welchen sich die gesammte Mannschaft bis auf 17,784 Mann belief. — Der große Markt zu Beaucaire im mittäglichen Frankreich ist nun beendigt. Es sind dieses Jahr weniger Waaren da gewesen, als das vorige; allein was mitgebracht worden war, ist doch meistens verkauft worden. An Tüchern von Carcassone und Bédarieux waren 16, bis 20,000 Stücke da. Die Seiden-Waaren sind fast gänzlich verkauft worden. Man schätzt ihr Gewicht zu 52, oder 53,000 Kilogrammen. Die Baumwolle war theurer, und der Reis wohlfeiler, als das vorige Jahr. Das schnelle Wachsen des Rhone-Flusses verhinderte einige Tage lang den Handel zwischen Beaucaire und Tarascon; daher kamen viele Waaren erst am Ende der Messe an. — Kolonial-Waaren gab es nur sehr wenig. — Ein gewisser Hr. Fay, Theater-Direktor zu Marseille, hat einen Plan zu einer neuen

Organisation aller Schauspiele des Reichs drucken lassen, welcher, wie so manche Plane, wol nur im Kopfe des Verfassers seine Ausführung haben wird. Indessen, wenn man demselben Glauben beymißt, so ist die Unordnung in den Theater-Direktionen aufs Höchste gestiegen; ja, wenn nicht bald Hand ans Werk gelegt wird, ruft Hr. Fay aus, so ist Alles verloren! Solch eine schreckliche Prophezeyung wird doch hoffentlich wol nicht in Erfüllung gehen, zumal da es keine Kleinigkeit ist, Hrn. Fay's Plan auszuführen, und uns dadurch gegen das bevorstehende Ungewitter zu schützen. Nichts scheint ihm erwünschter, als aus den Theatern eine Administration zu machen, etwa nach Art der Administration des droits réunis. Die Regierung soll alle Theater des Reichs auf ihre Rechnung übernehmen, einen General-Direktor, vier General-Administratoren, acht Inspekteurs-Controleurs, einen Administrationsrath u. s. w. ernennen, und dann in jeder Stadt oder jedem Arrondissement einen Privat-Direktor, einen Regisseur, einen Instrukteur, ja sogar eigene Theater-Bureaux halten. Von diesen sollen die Schauspieler besoldet werden; allein sie sollen von allen Besoldungen einen Theil zurückhalten, damit die Schauspieler für ihr Alter ein Ersparniß haben. Die Regierung soll ein wachsames Auge darauf haben, daß kein Schauspieler ohne gehörige Prüfung und ohne Beybringung eines Zeugnisses über seine gute Aufführung aufgenommen werde, auch daß alle schlechte Stücke von der Bühne entfernt bleiben u. s. w. Ein Journalist macht sich über diesen Plan ein wenig lustig. Er fragt, ob denn auch das Gesetz in Hinsicht der guten Aufführung auf die schon angenommenen Schauspieler und Schauspielerinnen sich erstrecken solle; in dem Falle liefe man Gefahr, einen schönen Theil des nun vorhandenen Personale zu verlieren. Auch hätte der Verfasser bestimmen sollen, wer denn über die Sitten der Schauspieler zu richten haben solle, ob etwa das Parterre, oder der Schauspiel-Direktor; der Verfasser hätte unter seinen vielen Administratoren noch den Prediger vergessen, welcher dem neuen Plane nach eine nothwendige Person sey; er, der Journalist, habe zwar immer eine Abneigung gefühlt, um in den geistlichen Stand zu treten; wenn jedoch Hr. Fay ihm die Stelle als Opernprediger in seiner Organisation verschaffen wollte, so sey er bereit, seine Abneigung zu überwinden, und die Sängerinnen und Tänzerinnen zu bekehren oder zum Guten zu ermuntern.

Hr. Geoffroy fährt noch immer fort, gegen diejenigen zu Felde zu ziehen, die ihn in seinem eigenen Journal wegen der Tänzerinn Gosselin angreifen, und dieselbe für die erste Tänzerinn von der Welt ausgeben wollen. Da aber fast Alle, die sich gegen diesen Kritiker messen, allzuschwache Waffen haben, so behauptet er hier, wie immerhin, das Schlachtfeld, und seine Gegner ziehen sich Einer nach dem Andern zurück. — Diese Woche hat die große Oper zum ersten Mal das längst angekündigte Stück: Medea und Jason, Musik von Fontanelli, gegeben. Der Text ist von Hrn. Millecent, welcher den Einfall gehabt hat, dem Stück eine gelehrte Abhandlung vorauszuschicken, worin er Medea als eine durch die Fabel verläumdete Person darstellt, und dieselbe von den Verbrechen, welche ihr die Geschichte zur Last legt, freyzusprechen sucht. Erst einen Monat hatte ein andrer Schriftsteller, Née de la Rochelle, denselben Vorsatz in einem mythologischen Romane, Médée betitelt, ausgeführt. Dies hat, der Bemerkung der hiesigen Journalisten zu Folge, nichts Auffallendes mehr, seitdem ein deutscher Schriftsteller den Versuch gemacht hat, die bitterböse Xantippe als ein unschuldiges sanftes Weib zu schildern, und ihre Ehre gegen alle streitbare Mannen zu verfechten. Genug, Medea erscheint in der neuen Oper als ein sehr gutes Weib. Ihr Mann Jason ist eben im Begriffe, die Tochter des Königs von Korinth zu heirathen, um seinen Vater zu retten, welcher in die Hände dieses Königs gefallen ist, als Medea erscheint, und dadurch Jason in nicht geringe Verlegenheit setzt. Der grausame König von Korinth will sie umbringen. Eine Priesterinn verschafft ihr aber einen Zufluchtsort in dem Tempel. Hier wird sie durch tanzende Gruppen gestört, welche die Hochzeit Jasons feyern. Ein Donnerschlag zerschmetterte aber den Ehe-Altar in diesem Tempel. Medea will sich anderswohin begeben, findet aber überall die tanzenden Gruppen. Nun erst bemächtigt die Verzweiflung sich ihrer; sie begibt sich mit ihren Kindern zwischen Felsen hinter der Bühne, und kommt mit blutigem Schwert wieder. Unterdessen hat Jason sich von dem Tyrannen von Korinth frey gemacht. Er sucht Medea und seine Kinder auf, erfährt aber von dieser, daß sie die Kinder umgebracht hat; Jason erschrickt, doch lange bleibt er nicht in seinem Schrecken. Venu's erscheint in einer Wolke, und verkündigt dem Ehepaar, daß Medea's rasche Mordthat nur ein Blendwerk gewesen ist, und daß die Kinder noch leben. Damit hört das Stück auf. Die Musik hat sehr schwach geschienen; an manchen Stellen ist sie ganz der Gluck'schen nachgeahmt. Das Publikum hat an diesem Stücke gar kein Wohlgefallen bezeugt; es wird also wol kein langes Bleiben auf der Bühne haben. Zum Glück hat die Oper dieses Mal keinen Aufwand an neuen Dekorationen und Kostümen gemacht. Da manche neue Stücke 30, bis 40,000 Franken kosten, so wäre es in der That unvernünftig gewesen, so ungeheure Summen an einem mittelmäßigen Stücke zu verschwenden.

Aus der Schweiz.

(Beschluß.)

Eine bey der diesjährigen Versammlung von der gemeinnützigen Gesellschaft eigens verordnete Kommission soll sich mit folgender Aufgabe beschäftigen: Welches sind die Mittel, dem Handel und der immer mehr sinkenden inländischen Industrie wieder aufzuhelfen, und durch welche Hülfsquelle könnte in landwirthschaftlicher Hinsicht nach den eignen Lokalitäts-Verhältnissen der schweizerischen Kantone der immer mehr um sich greifenden Verarmung gesteuert und neuer Wohlstand herbeygeführt werden? Ein besondres Programm dieser Kommission hebt einstweilen drey Gegenstände aus, die der gedoppelten allgemeinen Frage angehören, und wünscht darüber zum Behuf ihrer Arbeit genaue, locale und speciale Berichte sachkundiger Männer aus jedem Kanton. Es sind nämlich folgende drey: 1) Der Handel, (die Produkte der Viehzucht mit inbegriffen), in Bezug auf inländische Fabrikate und Industrie-Zweige. Wo und auf welche Weise dürfte der Hanf- und Flachsbau am Besten gedeihen und verarbeitet werden? Wo und wie könnten Wollentuch-Manufakturen, Gerbereyen u. s. f. am zweckmäßigsten angelegt werden? Welcher Nutzen wäre aus Holz-Fabrikation, aus Kräutersammlungen auf den Gebirgen, aus Pottaschverfertigung in entlegenen Hochgebirgswäldern, aus Acclimatisirung auswärtiger Pflanzen, aus dem Seidenbau, zu erhalten? — 2) Die Schafzucht. Man fordert hierüber aus den verschiedenen Theilen der Schweiz gründliche, aber concise Berichte. Man fragt: wo die Schafzucht mit dem besten Erfolg nach der eigenthümlichen Beschaffenheit jeder Gegend eingeführt werden könnte? — 3) Landes-Kultur überhaupt, und besonders Kultur noch ganz unangebauten Bodens, wie z. B. des gewonnenen Lindbodens u. s. w. Wie kann ein solcher Boden urbar gemacht und am vortheilhaftesten benutzt werden? — Bey dem diesjährigen Vereine wurden neunzehn neue als Gäste anwesende Mitglieder in die Gesellschaft aufgenommen.

Nro. 205.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 27. August, 1813.

Der Mann bedarf des Weibs, daß sie den wilden Trutz
Von seiner rauhen Seele schleife;
Das Weib bedarf des Manns, damit sein starker Schutz
Sie deck' und ihr Verstand durch seine Weisheit reife.
Alxinger.

Weibliches Geschlecht zu St. Petersburg, in seinen gesellschaftlichen Beziehungen.

Probestück aus der nächstens erscheinenden interessanten Schrift: „St. Petersburg. Ein Beytrag zur Geschichte unsrer Zeit, aus den Jahren 1810, 1811 und 1812, von Dr. Christian Müller. Mit einem illuminirten Kupfer von St. Petersburg. Mainz, bey Florian Kupferberg, 1813.“ Da Storchs panegyrisches Gemählde von St. Petersburg nun veraltet, sein Rußland unter Alexander I. mit dem 9ten Bande geschlossen ist, von Reimer's St. Petersburg von 1804 wenig Zeichnung der Sitten, der Nation und der Staats-Verwaltung enthält, die Bagatelles ou Promenades d'un desœuvré dans la Ville de St. Petersbourg 1811, lauter Licht und keinen Schatten, und Reinbeck in seinem Buche doch mehr Schatten als Licht zeigt, Hr. Müller hingegen hier die Resultate seiner Studien, Beobachtungen und guten Connexionen mit unterrichteten Staats-Beamten niederlegt, seine Ansichten über die russische Nation, das sittliche und gesellige Leben in Petersburg, und zumal über die Administration, in Briefen mittheilt, und (nach des Verfassers Zusicherung) ihr Verdienst strenge, geprüfte, unparteyische Wahrheit ist; so darf dies neue, gründliche, sine ira et studio und in gefälligem Styl geschriebene Werk nicht nur den Lesern, sondern auch den Leserinnen des Mgbl. mit Zuversicht empfohlen werden.

* * *

An Emma.

„J'emprunte au public la matière de mon ouvrage, c'est un portrait de lui, que j'ai fait d'après nature, et s'il se connoit quelques uns des défauts, que je touche, il doit s'en corriger.“ La Bruyere.

„Faites moi le tableau des femmes et j'y ajouterai celui des maris“ — ist ein Satz, der so lange seine Wahrheit und sein volles Interesse behalten wird, als das weibliche Geschlecht das erste gesellschaftliche Wickelband bleibt, das innig und freundlich das Gleiche und Ungleiche einander zu nähern und zu verknüpfen weiß; — das heißt mit andern Worten: so lange das weibliche Geschlecht unserm gesellschaftlichen Tone die Stimmung gibt.

Sie werden mir gestehen, liebe Emma, daß es keine ganz leichte Aufgabe ist, über die Bewohnerinnen einer großen Stadt von 300,000 Einwohnern etwas Wahres und generisch Durchgreifendes zu sagen, zumal über die Bewohnerinnen von St. Petersburg, welche sich durch Nationalität, Lebensart und Sitten so sehr ungleich sind. Ich würde es auch gewiß nicht wagen, darüber ein Wörtchen verlauten zu lassen, wenn Sie mich nicht neulich dazu aufgefordert hätten. Auch fühle ich selbst, welche ungeheure Lücke in der Reihe meiner obgleich ganz anspruchlosen Ansichten von St. Petersburg bleiben würde, wenn ein Wörtchen über das schöne Geschlecht und seine gesellschaftlichen Beziehungen fehlte.

In einem meiner spätern Briefe an Sie, liebe Emma, werde ich den Petersburgischen Damen in ihr häusliches Leben folgen, und sie da als nachahmungswerthe Beyspiele für alle ihre städtischen Mitschwestern im Auslande finden. Jetzt von dem, was sie für das gesellige Leben und seine Freuden leisten.

Die Erziehungsgeschichte des weiblichen Geschlechts liegt auch hier größtentheils zum Grunde, und durch sie

wird Alles erklärlich. Führen wir das Mädchen von Stand noch einmal in ihre Bildungsperiode zurück, und wir werden sie Alles treiben sehen, was sie für einen großen Zirkel angenehm machen kann; wir werden aber Vieles vermissen, was ihrem Gemüthe eine innige, wohlthuende Kultur gibt; wir werden sie gut Fortepiano spielen, singen und Französisch reden hören, wir werden ihren Anstand und ihre Grazie bey'm Tanz bewundern, aber wir werden sie größtentheils ohne tauglichen Unterricht in Geschichte und Länderkunde, ohne Uebung im Selbstdenken und Schreiben finden; wir werden die Deutsche bedauern, daß ihr Goethes, Schillers, Wielands, Lessings, Klopstocks, Vossens, Thümmels, Matthissons, Höltys, Schreibers Namen entweder so fremd sind, als Lopez de Vega fruchtbarn Andenkens, oder daß sie — wenn sie ja dies oder jenes von ihren Werken gelesen hat — von denselben spricht, wie von einem Cramerischen Roman; daß sie sagen kann: Wallenstein hat mich recht amüsirt, aber ich lese die ungereimten Verse nicht gern"; — oder, „Goethes Wahlverwandtschaften sind recht artig, aber die Stellen aus Ottiliens Tagebuche sollten weg seyn, sie ennuyiren"; — oder, „Schillers Glocke würde gewiß recht hübsch seyn, wenn das Gedicht nicht gar zu lang dauerte!" — oder, „Ifflands Jäger sind gar zu gemein" u. dgl. gotteslästerliche Redensarten mehr, die man von den mehrsten schönen Lippen hören kann. Versucht man es nun auch, so ein gediegenes deutsches Lied ihnen mit Verstand und Gefühl vorzulesen und zu zergliedern, sie auf schöne Wendungen, Gleichnisse und Ideen aufmerksam zu machen, sie für Erinnerungen an das Alterthum zu begeistern, so sieht man sie bald gleichgültig gähnen, und nach dem Fortepiano eilen, um einen Steibelt'schen Dreher, oder eine Arie aus Cendrillon zu spielen, meinend, das sey doch auch immer „einerley." Ist aber in den Lesebibliotheken von Bambam, Lesnowsky u. s. w. etwas neue, kurze Waare von den deutschen Büchermärkten angekommen, so ein Dutzend-Roman, oder so ein Budding von kleinen Geschichten, Anekdoten, politischen oder unpolitischen Witzeleyen u. s. w., so haben diese armen Herren, vor der Leselust der Damen, keine Ruhe im ersten Vierteljahre! So das Mädchen, das gebildete Mädchen aus deutschen Familien (deutsche Familien heißen in St. Petersburg alle, wo die deutsche Sprache und Lebensart die herrschende ist, also auch alle Kurischen, Liefländischen, Esthländischen Familien): was bleibt der Frau übrig, welche durch die vielerley häuslichen Beschäftigungen und Sorgen von jedem Gedanken an die Bildung ihres Geschmacks durch einige Studien und gehaltreiche Lektüre — welche ohnedies keinen Reiz für sie hat — abgehalten wird. Glücklich, wenn sie in den ersten Jahren ihrer Ehe Musik und Tanz nicht schon ganz aufgegeben hat! — Die Uebung im Französischen behält sie größtentheils immer, ohne sie jedoch, weder früher als Mädchen, noch später als Gattinn, zu etwas Anderm, als zum — Sprechen zu benutzen; Kenntniß der guten und gehaltreichen französischen Literatur ist ihr gleichfalls fremd. — Denken Sie sich nun, liebe Emma, einen Cirkel dieser Damen, und Sie werden in nichts gegen den Anstand und gegen den feinen Ton gefehlt sehen; Sie werden über die gewöhnlichen Wendepunkte der Konversation, über Wetter, Theater, Moden, Stadtanekdoten u. s. w., con amore sprechen hören, wenn auch die Urtheile über das Theater so schief ausfallen, als der Theatergeschmack des hiesigen deutschen Publikums größtentheils ungebildet und vernachlässigt ist; Sie werden recht schön tanzen sehen, auch einige niedliche französische oder deutsche Arien aus der neuesten Oper hören, deren Feyer eben an der Tagesordnung ist — aber mehr verlangen Sie nicht, warten Sie auf keinen erfreuenden Gemüths-Ausdruck, auf kein Lautwerden einer schönen, warmen Empfindung, sehnen Sie sich nach keinem Moment, wo der Gefühlssinn sich schön und frey entwickeln könnte — das Alles ist im Ganzen jedem Cirkel hier fremd, und aus dem Zustande der Kultur, welcher den St. Petersburgschen deutschen Damen eigen ist, wird es auch ganz begreiflich, warum selbst in ganz kleinen, traulichen Cirkeln, wo Konvenienz und Gesellschaftston nicht entgegenstehen, — das Warmwerden über Dinge der schönen Empfindung, das gegenseitige Geben und Nehmen, das freye Entwickeln der ungewöhnlichen Gedanken, eine sehr seltene Erscheinung ist. Wenn ich mich jener herrlichen Abende erinnere, liebe Emma, wo wir mit Eduard bey B., im Austausch unserer Gedanken und Gefühle, so manche herrliche, unvergeßliche Stunde zubrachten, wie da die Gemüther in Gedanken und Empfindungen sich gegenseitig emporhoben, wo der harmlose Witz und die rosenfarbige Laune um unsern traulichen Cirkel schwebten, wo der Geist immer eine gehaltreiche Nahrung bekam — ach, Emma, wenn ich an alles das denke, wenn ich überhaupt an den herrlichen Kranz unserer Frauen und Mädchen, an eine J. v. W. — Fr. v. G. — J. Sch. — Ch. W. — J. Th. — Ch. G. — A. B. — L. H. u. s. w., mich erinnere, wenn ich gerade unglücklicher Weise an diese denke, in einem Cirkel Petersburgerinnen, so läugne ich nicht, bisweilen einen kleinen Schauder durch meine Glieder zu empfinden. Sie begreifen, Emma, daß ich hier blos von der größern Menge, von der Regel spreche, die den Karakter der Gesellschaft bildet; es würde undankbar und höchst ungerecht seyn, hier keine Ausnahmen Statt finden zu lassen; auch ich habe hier Bekanntschaften mit Frauen gehabt, deren Gemüth so schön wie ihr Geist ausgebildet war, die Meisterinnen in Musik oder Mahlerey waren, die für jeden Cirkel gebildeter Frauen und Mädchen in

Deutschland eine Zierde gewesen seyn würden, Frauen, welche die Seele des engen aber gehaltreichen Kreises waren, der sich um sie gebildet hatte; — diesen und vorzüglich Ihnen, treffliche Beata, Dank und Verehrung von dem Fremdling, den sie gütig und mit Nachsicht bey sich aufnahmen! — Aber es sind Ausnahmen, große Ausnahmen, und diese bestätigen ja immer die Regel; sie selbst waren hoch genug über den Standpunkt der Gewöhnlichkeit erhaben, um einzusehen, daß der gesellige Ton der mehrsten deutschen Petersburgischen Damen dem Fremden früh ermüdend und eintönig erscheinen müsse. Wenn aber auch jene Mehrzahl der Regel für die wahre, gesellige Freude nicht viel leistet, und durch die Einseitigkeit ihrer Bildung die Räder der Konversation bald zum Stocken bringt, so hat sie doch auf der andern Seite das Gute, nicht zu stören und sich bescheiden zurückzuziehen, wenn ja einmal zwischen einzelnen Personen, länger als — für einen Augenblick, Dinge verhandelt werden, die gehaltreichere und innigere Kultur voraussetzen und verrathen. Sie reden dann nicht sans rime et sans raison zwischendrein, sondern ersparen durch Schweigen die Verlegenheit, Lachen oder Unwillen verbergen zu müssen.

Ein klimatisches und nationales Hinderniß, warum selbst bey aller möglichen Kultur des Geistes und Herzens die Petersburgerinnen für das Gesellige des Lebens nie etwas Bedeutendes seyn oder leisten können, warum selbst hieher gekommene Ausländerinnen nach wenigen Jahren gar nicht mehr das sind, was sie in ihrem Vaterlande waren, warum sie kalt, stumpf und eintönig werden, — ist zur Entschuldigung unserer hiesigen Damen nicht zu übersehen. Daß das Gemüth eines deutschen Mädchens, einer deutschen Frau leichter in Wohllaut erklingt, daß ihre Seele, wie eine Harmonika-Glocke, leichter in den Schwung kommt, wo sie alles Umgebende entzückt, das wird dem leicht begreiflich, der aus dem Auslande hieher kommt, und an sich selbst die traurigen Folgen einer ärmlichen, erstarrenden Natur, eines größtentheils grauen und trüben Himmels, eines acht- bis neunmonatlichen Eises, empfindet! — Wo soll bey den für äußere Eindrücke so empfänglichen weiblichen Gemüthern jene Jovialität des Lebens und der Empfindung, jener lebendige Funke schöner Genialität, dies schnelle Ergreifen und innige Festhalten des Schönen, herkommen, der unsere deutschen Mädchen, zumal die Südländerinnen, so liebenswürdig macht, wenn sie ihn nicht aus ihrem Himmel, aus ihrer Natur, und deren unendlichen Genüssen, aus der Milde des Klimas, und aus der Schönheit des Bodens, nehmen können, auf dem sie geboren sind? — Was hier die Liebe seyn muß — Emma, das werden Sie nun wohl ahnen; Sie werden das heitere, glühende Gotteskind, von dem Petrarca so schön und wahr sagt:

Ich habe nicht Frieden und doch nicht zu streiten,
Ich fürchte und hoffe, ich glüh' und bin Eis,
Ich flieg' in den Himmel und lieg auf der Erde,
Ich halte nichts fest und umfasse die Welt!

Sie werden jenen Feuergrad nicht hier suchen, welcher zwey Seelen in eine zu schmelzen, zu integriren vermag; — nicht Psyche und Amor, nein, die Himmlischen werden Sie nicht hier suchen, denn Sie würden sie nur in Stein finden. — Wir haben hier wohl auch eine Liebe — auch Lappländer und Koräken haben ja eine — aber was ist sie? — Sie ist ein mechanischer Akt in der Oekonomie der Natur, — sie ist eine arithmetische Aufgabe für Spekulationen, — sie ist ein herrliches Mittel, sich Konnexionen und Protektionen zu verschaffen, wenn man kein Verdienst hat, — kurz, sie ist auf gut sächsisch der Scharwenzel des politischen Lebens. — Nach jener innigen Begeisterung, nach jener sanften Schwärmerey, nach leichtem Auffassen des Schönen, welches das Glück unserer Liebe ausmacht, fragen Sie ja nicht hier, liebe Emma, Sie würden in der Regel große Augen sehen, und vielleicht im Rücken gar belächelt werden. Es kann seyn, daß seltene Naturen bisweilen auch hiervon eine Ausnahme machen, aber ich wenigstens habe in den zwey Jahren meines Aufenthaltes in St. Petersburg nur eine einzige gefunden. Kleine Nüancen, etwas mehr und weniger Empfindung, dies ändert den Hauptkarakter noch nicht. — Soll ich aber gerecht seyn, so muß ich gestehen, daß ich glaube, die Unbedeutenheit der Mehrzahl der hiesigen jungen Männer, ihr Mangel an guter Kultur, oder ihre Verbildung, ihre wissenschaftliche Armseligkeit, dies Alles ist, nächst den gebietenden Einflüssen der rauhen Natur und des Klimas, mehr daran Schuld, als das weibliche Geschlecht selbst, welches vielleicht noch einer künstlichen Erwärmung fähig wäre, wenn die Männer dazu beytragen könnten und wollten. Daß wir übrigens in St. Petersburg, trotz unserer 50° Br., von der Romantik der Liebe nicht ganz verlassen sind, daß bisweilen Scenen hier spielen, die unter dem kastilischen, valenzianischen und neapolitanischen Himmel einheimisch sind, das beweise Ihnen die Entführungsgeschichte von Fräulein R., welche sich vorigen Winter hier zutrug, und lange der einzige Gegenstand der Konversation war.

Die übrigen Ausländerinnen aus Frankreich, England, Italien, Polen u. s. w., leben größtentheils, mit wenigen Modifikationen, nach der Sitte ihres Landes, und der gesellige Ton in demselben ist hier auch der ihrige. Jedoch ist auch bey ihnen eine klimatische Beymischung von Abstumpfung und Indolenz nicht zu verkennen, die ihnen selbst fühlbar wird. Bey alledem findet man in ihren Cirkeln viel Vergnügen, Mannichfaltigkeit und Lebhaftigkeit der Unterhaltung. In der Französinn, der Italienerinn, der Polinn erlöscht nie der vaterländische Funke der lebhaften Empfindung ganz; immer thauet er das Eis und den Schnee auf, der sich um ihn aufhäuft, immer glüht er durch, aber zur Flamme wird er doch nie wieder, wenn er einmal von dem heimischen Boden und seinen Einflüssen abgerissen ist.

So weit von den deutschen Damen St. Petersburgs.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

Hr. Michaud, Verfasser der Histoire des Croisades,*) wurde an Cailhava's Platz von der zweyten Klasse des Instituts, die, wie die Pariser sagen, über das Particul und Supinum herrscht, gewählt. Er hatte auf 24 Stimmende bey der dritten Umstimmung 14 Stimmen; Hr. Ginguené, bereits Glied der dritten Klasse, hatte neun. Unsre Spötter wollen daraus auf die Güte der Dejeuners schließen, und schon vor der Wahl brachten sie eine Menge Epigramme in Umlauf; hier haben Sie einige nach dem Journal de Paris:

Connaissés vous juste au pied du Parnasse
Les Compagnons tenant le dejéuner?
Au docte corps vaque-t-il une place?
Chez eux il doit s'approvisionner.
Tout aussitôt va, vient, flatte, menace
Trotte-menu qui jamais ne se lasse
Pour un fauteil un jour s'acheminer.
Or, à leur gré se sentant dominer
l'Académie, en soeur humble et soumise,
Là sur les rangs sécrètement s'est mise
Pour être en corps admise au dejéuner.

Baour l'Ormian hat Wort gehalten; er setzte seinen Namen nicht auf die Kandidaten-Liste.

Den Streit, ob ein Glied einer Klasse des Instituts Mitglied einer andern Klasse werden könne, hat Abbé Sicard mit der ihm eignen lichtvollen Darstellung des Gegenstandes in einem Briefe, den er ins Journal de l'Empire einrückte, zu heben gesucht. Er bemerkt, daß die Académie française, welche durch die zweyte Klasse des Instituts ersetzt wurde, nicht Theil eines Körpers war, sondern einen eignen ausmachte, wie die Académie des Sciences, (jetzt erste Klasse), wie die Académie des inscriptions et belles lettres, (dritte Klasse), und wie die Académies de peinture, sculpture et architecture (in die vierte Klasse vereinigt), daß folglich vormals es ganz vernünftig war, Mitglied mehrerer Akademien werden zu wollen. Wenn man aber heut zu Tage zwey Mal Mitglied desselben Instituts werden wolle, so hieße das ein Talent um seine Belohnung bringen, und es könne durch nichts gerechtfertigt werden, denn die Begierde nach dem double traitement könne man doch bey den Bewerbungen eines Gelehrten, der bereits Mitglied einer Klasse sey, nicht als Beweggrund voraussetzen. Wenn die Römer an Gladiatoren ihre Lust fanden, so haben die Pariser die ihrige an litterarisch-artistischen Klopffechtereyen. Der Streit über die Tänzerinnen, Gardel und Gosselin, hat sogar den ernsthaften, gelehrten Dussault, der mit Y. im Journal de l'Empire unterzeichnet, auf den Kampfplatz gezogen. Geoffroy's Ausdrücke: Nappe mise — danseuse désossée, — fine fleure de rhétorique — malices confites au miel et au sucre, werden von ihm auf philologischer Wage gewogen, und als niedrig verworfen, wenn sie gleich richtig wären; Horaz und Lucrez, sagt er, könnten hierin nichts entscheiden, weil jede Sprache ihre eignen Regeln der Schicklichkeit habe. Doch entschuldigt er Geoffroy mit der Geringfügigkeit des Stoffes, den er behandelt, und der wol eine vertraulichere Schreibart zuliesse. — Geoffroy aber will das nicht Wort haben; er sieht die Entschuldigung für eine versteckte Bosheit, und Hrn. Y. als einen neuen Gegner an, und beklagt, daß Zwey gegen Einen zu fechten nicht ritterlich wäre. Y. pries das Loos eines Theater-Kritikers in Vergleich mit dem eines philologischen Kritikers; Geoffroy vergleicht sich mit Damocles unter dem Schwerte, trägt ihm seine Stelle an, und will sich in die Einsamkeit begeben. Das ist wol eben so ernstlich gemeint, wie die Drohung einer Mutter, fortzugehen, und ihre unartigen Kinder allein zu lassen; denn man weiß, daß sich Geoffroy zu wiederholten Malen als Theater-Vater angab, ob er gleich anfangs den Beruf zum Kirchen-Vater hatte. Uebrigens häuft Geoffroy die gastronomischen Redensarten zu großem Aerger des Puristen Y., indem er hinzu setzt, daß Uebersetzungen, (der Gegenstand der Kritiken Y.), une pâture fort sèche . . . . . un ordinaire assés maigre wären, und es Hrn. Y. nicht zu verdenken sey, wenn er, alleché par l'odeur, in ein Haus eile, wo von nappe mise, confitures etc. die Rede sey. Zwar mache er Grimace dazu, und goutire nicht die danseuse dessossée; und doch sey diese Tänzerinn plus délicate et plus tendre als irgend eine Uebersetzung eines alten Klassikers. So geht es fort bis ans Ende, wo er dem Y. den Rath gibt, zu seinen Uebersetzungen zurückzukehren; „faites de bons articles de litérature, mais ne faites point l'agréable, ruft er ihm doppelsinnig zu; „denn eure Phrasen könnten doch höchstens in einem Athenée applaudirt werden."

Y. nimmt das ernsthaft, und will nicht den Schein haben, als beneide er Geoffroy um seinen Platz als Theater-Kritiker. „Das sey Geoffroy's alte Schwachheit," sagt er, „zu glauben, daß man an seinen Platz wolle. Nein behalten Sie ihn, diesen Platz; und wenn Sie ihn nur an Einen „abgeben sollen, der würdig wäre, Ihr Nachfolger zu seyn, „so behalten Sie ihn ewig! . . . . . Weit sey es von mir, „in einem Athenée bewundert zu werden; lieber wollte ich es „in einer Küche seyn!"

Vermuthlich wird Geoffroy hierauf wieder antworten, und der Himmel weiß, wohin der Streit:

„Ob Skaramuz, ob Skapin besser tanze?"

zwey so ernsthafte Buchstaben als G. und Y. sind, führen kann; wenn nicht eine Göttinn sich zwischen sie wirft, wie zwischen Achill und Agamemnon bey dem Zanke über die goldlockige Briseis.

Zur Verständniß der gegenseitigen Erbitterung muß man den Umstand nicht vergessen, daß Geoffroy seit langer Zeit den Y. in Verdacht hat, sich an seinen Platz setzen zu wollen.

Y. hatte nicht Noth, sich einen neuen Gegner auf den Hals zu ziehen; er ist schon in einen sehr ernsthaften Streit verwickelt, worin er alle Literatoren zu Gegnern und keinen einzigen Sekundanten hat. Ich habe Ihnen bereits von seiner Behauptung der Unübersetzbarkeit der alten Klassiker gesprochen; er geht seitdem noch weiter, und behauptet, daß sie nicht nur unnütz, sondern selbst schädlich wären. Die Gegner geben das Erstere in Hinsicht der Linear-Uebersetzungen für Schüler zu; aber gute Uebersetzungen, meinen sie, gäben doch ein delassement plein de charmes pour l'esprit et la raison des gens du monde ab. — „Wenn es wahr ist," ruft Y. aus, „daß „die Weltleute ihre Unterhaltung in den Uebersetzungen der „Alten finden, so will ich verdammt seyn, (er sagt zwar nur: Je passe condamnation), „und ich wünsche unsern liebenswür„digen Ignoranten zu dem Vergnügen Glück, Horaz in den Uebersetzungen eines Decier oder Sanadon zu lesen!" Uebrigens ist dieser Streit der einzige, der mit Urbanität geführt wird, als worin Y. den Ton angibt. W.

*) Das letzte Heft der Annales des voyages gab die Recensten dieses Werks nach der Göttinger gelehrten Zeitung in einer gedrängten Uebersetzung, worin Alles das, was gegen den Verfasser seyn konnte, der Kürze wegen, ausgelassen wurde. Der zweyte Band von der Histoire des Croisades soll bald erscheinen; hierin wird Hr. Michaud auch wahrscheinlich sagen, welche gute Stütze er bey seiner Arbeit an den Werken eines Wilken, Hacken, Heeren und Anderer, gefunden hat. Im ersten Theil ist dieses wahrscheinlich aus Versehen unterlassen.

Nro. 206.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 28. August, 1813.

Was billig dir geschieht, das leide mit Geduld,
Und lerne Richter seyn selbst über deine Schuld!

Opitz.

Sinngedichte.

Von Weisser.

1.

Der Doppelt-Unglückliche.

Mein Weib vergeudete mein Gut,
Und ach! vertritt zugleich voll Wuth
Bey mir Megärens Stelle.
O Unglück, Jammer und Verdruß!
Ich bin der arme Lazarus,
Und bin doch in der Hölle.

2.

Der Gefühlvolle.

Den Schächer, der Pasquille schmiert,
Und kaum ein Herz im Busen spürt,
Den Stips, ich könnte fast ihn lieben,
Ihn, haltet's nicht für übertrieben!
Zu Thränen sah ich ihn gerührt.
Wovon denn, Freund? — Von Peitschenhieben.

3.

An die Schriftsteller.

Das Schreiben, ihr Schreiber, ich nenn's mit Vergunst
Das schlechteste Handwerk, die edelste Kunst.

4.

Der Witz.

Gerechten Haß hat allen Thoren
Die zürnende Natur geschworen.
Drum gab den Klugen sie der Seele schnellen Blitz,
Drum gab den Klugen sie den Witz.

5.

Reimreichs Krankheit.

Stets sehen wir, missest du Längen und Kürzen,
O Reimreich, betäubt dich vom Pegasus stürzen.
O wehe, wen Phöbus so schrecklich verflucht!
Bey dir ist das Dichten die fallende Sucht.

6.

An den Unbärtigen.

Die Kunst, so oft es uns beliebt,
Die Last des Barts uns abzunehmen,
Von Tausenden wird sie geübt.
Doch du, such', ohne dich zu schämen,
Den Künstler, der dir einen gibt.

7.

An den Verächtlichsten.

Freund, deines Ichs Betrachtung
Erfüllt mich mit Verachtung,
Und selber die Betrachtung
Vermeid' ich aus Verachtung.

8.

An den Scribler.

Afin, wie alle Welt mit Einem Munde spricht,
Zum Schreiben selber taugst du nicht.
Doch Freund, Apoll hat mir's vertraut,
Doch schreiben sollte man auf deine Haut.

9.

Das wahrste Wort.

Till kann, wie Freund und Feind bezeugen,
Nichts kann der Plauderer verschweigen.
Drum wahrer ist kein Wort, als wenn bey Eid und Pflicht,
Als wenn er hochbetheuernd spricht,
Er wisse Dies und Jenes nicht.

10.

Der Emporgekommene.

Von manchem Schritte der Waffenträger,
Kam Nitulus empor gleich einem Schornsteinfeger.
Er kroch, nicht ohne Müh' und Qual,
Durch manchen garstigen Kanal,
Und ward, damit sich Vor- und Nachbild völlig glichen,
Troß jenem schwarz von seinem Kriechen.

Weibliches Geschlecht zu St. Petersburg, in seinen gesellschaftlichen Beziehungen.

(Beschluß.)

Nun einen gewagten Sprung von ihnen herunter zu den russischen Damen des guten Mittelstandes, unter das Heer der Kollegienassessorinnen, Hofräthinnen, Kollegienräthinnen u. s. w., unter die Kohorte der Lieutenantinnen, Kapitäninnen, Majorinnen, kurz, in die ganze Klasse der russischen Damen, welche zwar über dem russischen Kaufmann und seinen Sitten schweben, jedoch nicht den geselligen Ton der großen und vornehmen russischen Familien erreichen. Es ist für eine Deutsche schwer, sich die bizarre Bildung des größten Theils dieser Klasse von Frauen und Mädchen vorzustellen, und sich von den Nüancen einen Begriff zu machen, welche die verschiedenen Formen der Erziehung, — in Stiften, in Pensionen, in ihren Familien hervorbringen, ohne jedoch den Hauptkarakter und Typus der Klasse ganz zu verläugnen oder übersehen zu lassen. — Bey dem Gemählde ist in der Regel Gemeinheit der düstere Grund, auf den verkünstelte Erziehung, Verhältnisse, Konnexionen, innere häusliche Oekonomie und Lebensart, die oft grellen, bunten Figuren mahlen. Ueberall ein Lack-Schein, der die ernsten, flüchtigen Ansichten des Bildes besticht, und auf etwas Besseres schließen lässt, der aber, bey fernerer Prüfung des Ganzen, in seinen einzelnen Theilen verschwindet, und dasselbe als eine Sudeley darstellt.

Erziehung muß auch hier vieles begreiflich und verzeihlich machen, aber Alles wird damit nicht erklärt. Der Hauptgrund ist wol die so niedere Stufe der Kultur und Humanität, auf welcher dermalen noch die Nation steht, ein Zurückseyn, welches unverkennbar auch auf den mittlern Stand einwirkt, und nur durch jenen Firniß der Edukation etwas versteckt wird.

Die Erziehung beschränkt sich auch hier größtentheils nur auf die bestechenden Künste, das andre ist Ostentation und leerer Schein. Französisch sprechen, etwas spielen und singen, hübsch tanzen, höchstens einige unverdaute Stellen aus französischen Autoren auswendig wissen — das ist der ganze Umfang der Erziehung eines Mädchens. Wie soll es auch anders seyn? — Bis zum Eintritt in die Pension oder in das Stift hat die Tochter das verbildende Beyspiel einer vielleicht noch ärmlicher erzogenen Mutter; sie sieht die Behandlung der russischen eignen oder gemietheten Domestiquen, sie sieht die Mutter in der Behandlung ihrer ökonomischen Geschäfte. Alles dieses wirkt mächtig auf das eindrucksfähige Kind; nun kommt es im sechsten oder siebenten Jahre in die Pension, oder in das Stift. Hier auf einmal ein hoher preziöser Ton, eine Menge fremdartiger Dinge sind zu lernen, viel Schein und wenig Wahrheit. Das Kind presst vielerley, und das Ungleichartigste, in seinem unreifen Kopfe zusammen, sein Herz aber bleibt ohne Kultur, es gefällt sich in der Bewunderung der Seinigen, wenn diese das Kind sehen, und bekommt eine große Idee von seinem Werthe. In diesem Tone geht es fort, bis das erwachsene Mädchen aus der Pension oder dem Stifte tritt, und in das elterliche Haus zurückkehrt. Nun widerfährt ihr ganz dasselbe, was sich mit einem Studenten zuträgt, der frisch von der Universität weg, wo ihm philosophische Systeme und Nichtsysteme den Kopf verwirrt und die Begriffe getrübt haben, ins Amt kommt; er findet da Alles „gemein, unidealisch, in abgedrosch'nen geistlosen Formeln, klein gedacht u. s. w." — Beyde wollen als Reformatoren auftreten, werden aber, wie billig, von Mutter und Vorgesetzten ab- und zur geziemenden Ruhe verwiesen. Das Mädchen geht also mit der Mutter in Küche und Keller, auf den Heumarkt, Fruchtmarkt und nach dem Gostinnoi-Dwor, wie der junge Herr ins Archiv, in die Versetzstube, oder ans Protokoll, wo er Wahrheit, aber keine Ideale notiren soll. — Darüber vergisst das Mädchen bald den Wust, der ihr in ihrem vorigen Erziehungs-Institute aufgedrungen worden ist; sie hat auch weder Laune noch Zeit, das oberflächlich Erlernte fortzusetzen, wohl aber die ekelhafte Schwachheit, überall mit dem Wenigen, was ihr davon im Kopfe geblieben, zu glänzen, mit- und abzusprechen, zu urtheilen, zu persifliren, und zu loben, französische Autoren kauderwelsch zu zitiren, kurz, sich lächerlich und abgeschmackt zu geberden. Dies imponirt nun natürlich ungemein den, außer den Handwerkskenntnissen, in der Regel sehr wenig gebildeten, jungen Russen; sie beten den jungen, schöngelarvten Götzen an, führen ihn unter irgend einem nützlichen Titel heim, und nun geht derselbe Kursus mit der jungen Tochter bald von Neuem an. Die Frau und Mutter vergisst bald unter der Menge häuslicher Sorgen und Geschäfte, denen sie sich musterhaft unterzieht, im Umgang mit dem höchstgemeinen Gesinde, alle Aesthetik, und versinkt in den Schmutz der Gewohnheit und des täglichen Umgangs; sie fühlt und hat keine geistige Hülfsquelle und keinen Ruf, sich aufrecht zu erhalten; sie lässt sich also, ihrem Berufe als Hausfrau getreu, immer gehen. Der Mann vermisst nichts an ihr, da ihm Bildung und Zartgefühl seiner Gattinn in der Regel zur Last seyn würden, und so sinken die Damen gesellschaftlich auf die Stufe der Gewöhnlichkeit herunter, wodurch sie von den deutschen und ausländischen Frauen so sehr weit entfernt, und jenen, bey genauer Prüfung, noch so ungleich sind.

Ganz anders ist es bey andern Vordersätzen, und aus den entgegengesetzten Gründen, bey den Familien der russischen Großen. Hier ist die höchste Stufe der gesellschaftlichen Kultur, der feinste Lebenssinn, ein ewiges Reiben des Witzes und des Verstandes, oft die vollendetste Be-

treibung der schönen Künste zu finden; die Häuser der N., Tsch., Str., G., B., A., W., Tsch., L., R., D. u. s. w., zeichnen sich darin auf das Vorzüglichste aus; zumal ist es Regel, daß da, wo eine der vornehmen Polinnen Hausfrau ist, der geläutertste, feinste und entzückendste gesellschaftliche Ton erfreut. Die Männer dieser Klasse wirken hierzu vortheilhaft mit ihren Damen zusammen, da ihnen eine sorgfältige Erziehung und längerer Aufenthalt im Auslande, die Abgezogenheit von allen häuslichen Sorgen und Geschäften, der Umgang mit lauter sehr gebildeten Menschen, die häufige Berührung mit dem Hofe und dem diplomatischen Korps u. s. w., wenn auch nicht viel wissenschaftliche Kultur (in deutschem Sinne), aber doch sehr viel allgemeine Bildung, Geschmack, Kunstsinn und Liebenswürdigkeit geben. — Der Gesellschaftston ist ganz französisch.

Auch der russische Große, wie die Großen beynahe aller europäischen Nationen, haben Freude daran, die Künste zu protegiren, und ihre Werke in ihren Palästen zu sammeln. Junge Künstler von entschiedenem Talente finden durch sie auch hier oft Brot und ehrenvolle Behandlung. Dieser Sinn ist auch den vornehmen russischen Damen eigen, die oft selbst irgend eine Kunst mit Fertigkeit üben. Romberg, Steibelt, Lafond, Philis Andrieux, le Blanc, und die tragische Mlle. Georges, so wie andere Ausgezeichnete, sind oft die Zierden der großen russischen Cirkel, und ihre schönen Talente werden geehrt, und wo es möglich ist, auch wahrhaft fürstlich belohnt. So ist es auch mit den zeichnenden plastischen Künsten. — Dieser edle artistische Sinn gibt jenen Zirkeln einen unerschöpflichen Gegenstand interessanter und lehrreicher Unterhaltung, wo sich manche gute und schöne Idee entwickelt, und das Gemüth nie von den bleiernen Fittigen der Langeweile gedrückt wird, und sich nach den Momenten sehnt, wo wenigstens ein physischer Genuß die Monotonie für einige Zeit unterbricht, oder das hohe Spiel die Aufmerksamkeit wieder fesselt und konzentrirt.

Ueber das Spiel, dem sich, zumal in den großen Cirkeln, freylich auch das zarte Geschlecht, mit großem Nachtheil für die Laune und den Beutel, hingibt; — über die St. Petersburgische Spielsucht, worüber schon Herr von Storch in seinem Gemählde von St. Petersburg spricht, können Sie, liebe Emma, wenn Sie, wie ich nicht vermuthen kann, der Gegenstand interessiren sollte, etwas in einem meiner Briefe an Eduard nachlesen.

Ich merke wohl jetzt am Ende dieses Briefs, daß ich mir bey den Damen von St. Petersburg (gern sagte ich bey dem schönen Geschlechte), mit meiner Wahrheitsliebe einen schlechten Dank verdienen werde; wenn sie je meine Offenherzigkeit erfahren könnten. Honny soit, qui mal y pense! — Sie kennen mich darauf, Emma, daß ich gern und überall das Gute und Schöne mit Wärme ergreife und preise; das habe ich auch hier gethan. Der Panegyrist eines ganzen Geschlechts zu seyn, ist eine Unmöglichkeit, oder das Unternehmen eines Thörichten.

Nun genug. Leben Sie wohl und froh, und denken Sie freundlich Ihres u. s. w.

Volksglaube.

Bey den Parsen, oder Feueranbetern in Indien, herrscht ein ganz eigener Gebrauch, der bey uns Deutschen wenig bekannt ist. Sobald einer von ihnen mit Tod abgeht, legt man ihn unter freyem Himmel auf ein Gerüst, damit er von Geyern und andern Raubvögeln verzehrt werde. Einer seiner Freunde oder Verwandten steckt ihm ein Stück Brot in den Mund, geht mit einem Brote unter dem Arm auf das nächste Dorf, und lockt durch vorgeworfene Brocken einen Hund bis an die Stätte, wo der Verstorbene der Verwesung ausgesetzt ist. Springt der Hund auf den Leichnam, und nimmt ihm das Brot aus dem Munde, so glauben die Parsen, er sey in das Paradies eingegangen.

Demea.

Heraus und Hinein.

Ein angesehener indischer Kaufmann ward eines Tages von dem Präsidenten der Englisch-ostindischen Kompagnie zu Surate zur Tafel geladen. Nebst andern unter dem dasigen Klima sehr seltenen Getränken wurden auch mehrere Bouteillen Englisch Ale aufgetragen. Als eine derselben geöffnet wurde, und der edle Gerstensaft mit Macht hervorsprudelte, fuhr der Indier mit sichtbarn Kennzeichen des Erstaunens zurück. Ein neben ihm sitzender Engländer befragte ihn um die Ursache. Der Indier erwiederte: „daß dies starke Getränke herausdringt, kann ich mir leicht erklären; wie aber bringt ihr's hinein?“

Demea.

Auf das Grab eines Geheimnißvollen.

Corill, der Erde hingegeben,
Setzt sein Incognito hier fort.
Er war in seinem ganzen Leben
Ein Räthsel, ohne Wort.

Pfeffel.

Ueber Nannys rothe Augen.

In deinen Augen, röthlich von Erhitzung,
Thront dennoch Cypripor, allein entstellt,
Nicht als der kleine Gott, der Pfeile schnellt,
Nein, als ein Präsident, der Sitzung
Im Scharlachmantel hält.

Hg.

Korrespondenz = Nachrichten.

Paris, August.

Nicht nur den Uebersetzern, auch den Geographen, macht man den Krieg. Unlängst gab sich Salgues die Mühe, die Bevölkerungs=Angaben verschiedener Geographen mit einander zu vergleichen, und brachte, (unter einer Menge andrer), folgende Resultate vor:

Geographien	Oporto	Amsterdam	Malta	Sizilien	Petersburg	Ispahan	Lima.
von Hassenfratz	4.000	93.000	70,000	111,000	500 000	300,000	160.000
— Maltebrun	40,000	200,000	75,000	1,213,163	260,000	300,000	bestimmts nicht.
— Boiste	70,000	——	160,000	110,000	218,000	50,000	60,000
— Pinkerton	30,000	217,000	150,000	1,655,556	270,000	50,000	52,627
— Bosgien	——	200,000	50,000	800,000	90,000	100,000	——
— Maltebrun in seinem Precis	.	.	.	.	.	200,000	

Man muß gestehen, daß die Belehrung der Jugend unter solchen Umständen nicht anders als gewinnen kann. Ein Theil dieser Varianten entsteht durch die Sorglosigkeit, mit welcher einige Geographen sich gegenseitig Angaben kopiren, die seit hundert Jahren im Curse sind; ein Theil aus der Genauigkeit Andrer, die von dem Grundsatze ausgehend, daß die Bevölkerung um so und soviel jährlich wachse, diesen Zuwachs mit der Zahl der Jahre, die seit der letzten Angabe verflossen sind, multipliciren, und so die Wahrheit gefunden zu haben glauben. Doch was kann man von stets eilfertigen Schriftstellern erwarten, wenn selbst das sonst so richtige und gehaltreiche Annuaire des Längen=Bureaus aus Unachtsamkeit unter den Sprachen, welche im französischen Reich, die illyrischen Provinzen mitbegriffen, gesprochen werden, die slavische und illyrische Sprache nicht mit aufführt, obschon mehr als eine Million Menschen daselbst keine andre Sprache reden.

Man nimmt jetzt beynahe keine Bäder in der eleganten Welt anders, als mit Sulfure de Potasse. Rechnet man, daß von den 160 Apothekern in Paris Jeder im Durchschnitt 10 Pf. Pottasche, (Viele setzen 30 bis 40 Pf. ab), monatlich verkauft, so steigt der Verbrauch dieses neuen Metalls innerhalb der Barrieren von Paris auf 1600 Pfund monatlich. Sonst verkaufte die stärkste Pharmacie kaum ein Pfund in zehn Jahren. Nach dem Bade reibt man sich die Haut mit kleinen Eyern, die den Namen, Bezoard d'Arabie, führen, und wovon drey für sechs Franken verkauft werden. Ganz recht, unsre erschlaffte, an alle Reize schon gewohnte, Maschine ist neuer Reizmittel höchst bedürftig, und die Aerzte, die dergleichen in Schwung bringen, (wie der Haus=Doktor, Hr. Alibert, die Pottasche), sind Wohlthäter der Menschheit. Doch will man behaupten, daß die Apotheker von diesen Wohlthaten den größten Vortheil ziehen, und sich die Erfindungen der Aerzte theuer bezahlen lassen. Gegenwärtig ist ein Prozeß wegen einer Apotheker=Rechnung anhängig, die auf 30,000 Franken steigt. Die Dame, für die sie gemacht wurde, starb, ungeachtet der theuern Arzneyen, nach einer sechsmonatlichen Krankheit, und die Erben, die geizigen Erben, weigern sich nun, ein so geringes Abfahrts=Geld zu bezahlen, das sie in den Besitz einer ansehnlichen Erbschaft setzte. Das Experiment könnte aber für den Apotheker, der sich mit dem Arzte einverstand, leicht schlecht ablaufen, wenn Letzterer, wie es heißt, den Kopf aus der Schlinge zieht, und erklärt, daß er von Nichts wisse. —

Der Magnetismus ist ebenfalls, wo nicht ein neues, doch ein erneutes Reizmittel, allein es scheint, daß es nie lange seine Wirksamkeit behalte. Welch ungeheuern Lärmen machte nicht Meßmer, und wie schnell wurde er nicht vergessen? Puysegur und Favia theilen sich gegenwärtig in Meßmers Reich. Puysegur hat eine Haushälterinn, die Somnambule ist, und die er mit den Kranken, die ihn um Rath fragen, in Berührung setzt, nachdem er Beyde vorläufig magnetisirte. Erstere gibt auf Befragen des Magnetiseurs den Sitz der Krankheit der Andern und die Heilmittel dafür an; allein man muß gestehen, daß sie stark nach der Küche riechen; gewöhnlich ist es kleingehackte Petersilie auf einer Butterschnitte, oder ein Eyerkuchen mit Zwiebel 2c. Indessen die Kranken genesen, und das bestätigt die tiefe Wahrheit, die in dem Spruche unsrer Väter liegt: Der Glaube wirkt Wunder; durch die Kraft der Einbildung nämlich, die bey hundert andern Anlässen so oft zerstörend auf unsre Organisation wirkt. Der Magnetism scheint allerdings in der thierischen Natur gegründet, denn die Schlange, die durch ihr starres Ansehen und durch ihre kreisförmigen Bewegungen mit dem Kopfe Hühner und Vögel in eine Art von Betäubung versetzt, in der sie ihr nicht mehr entfliehen können, setzt wol weiter nichts als die Kraft des Magnetismus ins Spiel, und Jene, die Even im Paradiese verführte, ist ganz zuverlässig ein verkappter Magnetiseur gewesen.

Maltebrun gibt im Journal de l'Empire Nachricht von der letzten Sitzung der 3ten Klasse des Instituts. Hr. Petit=Radel las unter andern eine Abhandlung über den Ursprung der Russen. Er leitet sie von den Roxolanen oder Roß ab, wie schon andre thaten. Allein er unterscheidet sich von seinen Vorgängern, indem er hinzufügt, daß die Norosbes, ein asiatisches Volk, dem Roß ganz ähnlich sey, wofern man Kopf und Schwanz weghaut. Dann näht er das Wort wieder zusammen, um die Noriker, ein illyrisches Volk, davon herzuleiten, das, wie die Russen, ein R in seinem Namen habe! Solche erzwungene Ableitungen erinnern an Voltaire's Scherz, als er behauptete, Yu stamme von Aven ab, mit der kleinen Veränderung des y in a und des u in ven. — Doch, sagt Hr. Maltebrun, dürfe man sich über Radels Behauptungen nicht länger verwundern, seitdem im Jahr der Gnade 1813, den 13. Febr., ein Glied des Instituts in voller Sitzung behauptet habe, daß Thubal, Japets Sohn und Noas Enkel, dem Flusse Tobol in Sibirien den Namen gegeben habe, den doch die Kosacken erst 1581 entdeckten und benannten. W.

Charade.

Wenn in junger Männer Kreise,
Unter Scherz die Zeit verstrich;
Glaubt' ich nach Verliebter Weise,
Emma sey das Erste nur für mich.
Und in Seligkeit versenkte
Meine ganze Seele sich,
Als sie mir das Zweyte schenkte,
Holderröthend züchtiglich.
Ach, da kam ein Herr gegangen;
Schmeichelnd schenkt' er überreich
Ihr das Ganze, stolz damit zu prangen —
Und vergessen war ich gleich.

Anton Niemeyer.

Auflösung der Charaden in Nro. 200: Strick=Körbchen. Glockenschlag.

Nro. 207.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 30. August, 1813.

Meine Sehnsucht strebt in fernes Land,
Und erquickte sich an Lieblingsreisen,
Wie der Hunger an gemahlten Speisen.
G. W. C. Starke.

Reise von Paris nach Nizza.

5.

(Beschluß.)

Von Marseille bis Toulon ist eine starke Tagereise; der Weg bietet viel Abwechslung dar. Zuerst hat man das kleine Vernnethal zu passiren, wo schöne Wiesen mit einigen Pappeln befindlich sind. Dann kommt man nach Cujes, wo die Capernpflanzungen anfangen, und endlich durch ein schreckliches Felsendefilé nach Ollioules, wo man die ersten Orangenbäume im Freyen sieht. Jetzt öffnet sich das schöne Thal von Toulon mit seinem lieblichen Grün, und seiner milden erfrischenden Luft. Man fährt neben unzähligen Landhäusern vorbey, deren Gärten voll südlicher Fruchtbäume sind. Hier und da wird man sogar einige Dattelpalmen gewahr. Vor der letzten Anhöhe hat man eine entzückende Aussicht auf Stadt, Rhede, Landschaft und Meer. Der neue Theil von Toulon in der Nähe des Hafens ist schön, der alte und obere zeigt nur wenig Häuser von einigem Ansehen. Das Clima ist sehr angenehm; hier friert es, die härtesten Winter ausgenommen, selten mehr. Die Sommerhitze wird durch die hohen Berge, die das Thal auf drey Seiten umgeben, allerdings vermehrt. Doch hat man Abends und Morgens den kühlenden Seewind, auch fließen eine Menge frische Bäche durch die Stadt. Die Lebensmittel sind vortrefflich, und man lebt hier verhältnißmäßig wohlfeil. Der Paradeplatz, die Wälle, die Quays geben angenehme Spaziergänge ab. Ersterer ist mit schönen Bäumen bepflanzt, und mit geschmackvollen Häusern eingefaßt. Die Hügel, die sich um die innre Rhede herumziehen, geben zu größern Excursionen Gelegenheit. Wer im Sommer hier leben will, muß dort leicht romantische Schattenplätzchen finden. Sehr angenehm besonders müssen die dortigen Landhäuser seyn. Einen großen Genuß gewährte uns auch der botanische Garten, der vor der Porte de France liegt. Wir fanden hier die seltensten Pflanzen aller vier Welttheile vereint. Unter den hiesigen Gewerben wurden uns auch einige Bierbrauereyen genannt. Es ist merkwürdig, wie sehr sich durch die Kriege in Deutschland das Biertrinken unter den Franzosen verbreitet hat. Noch will ich bemerken, daß unter die Ressourcen von Toulon auch ein Theater gehört, und daß man von dem Thurme der Hauptkirche das ganze herrliche Thal mit Hafen und Rhede übersehen kann. Von dem Arsenale schweig' ich, weil ich meine Vorgänger nicht wiederholen will.

An einem der schönsten Maimorgen schifften wir uns endlich nach Hyeres ein. Hart am Eingange des Hafens liegt das liebliche Dörfchen Seyne, wo eine Menge herrlicher Landhäuser sind. Die Rhede wird durch die Forts Balaguay und Vignettes vertheidigt, und ist mit herrlichen Ufern umringt. Der äußerste Punkt derselben ist das Cap Sepé; am Fuße desselben befindet sich das Lazareth. So wie wir in See waren, steuerten wir immer längs der grünenden Küste hin, wo eine herrliche Ansicht der andern folgt. Bald aber ward der Wind so heftig, daß weiter zu segeln unmöglich ward. Wir beschlossen daher zu lan-

den, und vollends zu Fuß nach Hyeres zu gehen. Unser Weg führte uns nun durch eine entzückende Landschaft, wo Alles mit Oliven- und Feigenbäumen, mit Reben-Gemüse- und Weizen-Feldern bedeckt war. Vor uns in der Ferne erhob sich der grüne waldige Berg, an dem sich Hyeres herabzieht, und um und neben uns blühten Akazien, Myrthen- und Oleander-Gebüsche, von tausend Nachtigallen belebt. So kamen wir in Hyeres, oder vielmehr in der Vorstadt von Hyeres an, die am Fuße des Berges liegt. Hier sind die besten Wirthshäuser, und andre neue Gebäude befindlich, wo für Fremde immer Wohnungen bereit sind. Schade nur, daß der Weg bey nassem Wetter so schmuzig, und besonders nach der Stadt hinauf kaum zu passiren ist. Die Stadt selbst hat ebenfalls ein sehr finsteres Ansehen, und bietet, außer einer schönen Terrasse bey der Kirche, keine Merkwürdigkeiten dar.

Aber es ist nicht das Todte, Architektonische, was man in Hyeres suchen muß. Die herrliche Landschaft ist es, die unwiderstehlich anzieht. Diese hohen waldigen Bergrücken; diese sanftverflächenden Hügel; diese reiche mit allen Schätzen der Natur bedeckte Ebene; diese unzähligen Spaziergänge; diese reine leben erquickende Luft, und endlich das hohe glänzende Meer mit seinen grünenden Inseln, wen entzückte dies nicht? Das Ganze kann man am besten von einem Thurme des ehemaligen Clarissenklosters übersehen. Eine andre herrliche Perspektive hat man von der Einsiedeley auf den Berg de Notre Dame de Hyeres, eine Lieue von der Stadt, am Meere. Ueberall findet der Landschaftmahler die lieblichsten Partien im Ueberfluß. Von den hiesigen Einwohnern wird viel Gutes gesagt. Wir besahen die beyden Gärten der Herrn Fille und Beauregard. Sie sind die einzigen, worin hier der Orangenbau im Großen getrieben wird. Die Ursache hievon ist, weil es den andern Eigenthümern an Wasser fehlt. Die einzige Quelle, die von den Bergen herunter kommt, wird kraft eines alten Privilegium von diesen Herren ein Viertheil des Jahres ausschließend benutzt. In Ansehung der Orangen selbst habe ich eine artige Bemerkung anzuführen. Frischgepflückte sind immer bitter, und wären sie noch so reif. Erst nach ein Paar Tagen bekommen sie den rechten Geschmack. In Hrn. Beauregards Garten befindet sich nur noch der weibliche Palmbaum; der männliche ist eingegangen, daher jener keine Früchte mehr trägt. Um Hyeres recht zu beurtheilen muß man noch nicht durch die Genüsse der großen Welt verwöhnt seyn. Wer davon durchaus bedarf, der komme nur in ähnlicher Gesellschaft dieher. Aber wem die Natur, ein milder Himmel, und Wissenschaft, und Kunst genügen können, der wird auch in diesem kleinen, einsamen und einfachen Landstädtchen glücklich seyn. Theuer fanden wir es eben nicht, und dennoch wurden wir sehr gut bedient.

Christmetten zu San-Salvador, in Brasilien.

Am Weihnacht-Abend, erzählt Le Gentil in der Beschreibung seiner Reise um die Welt, ließ uns der Vice-König einladen, der Christmette beyzuwohnen. Um acht Uhr fand ich mich in seinem Palast ein. Sämtliche Officiere der Garnison waren hier versammelt, und wir wurden stattlich tractirt. Um 10 Uhr gingen wir in die Kirche zu den Clarisserinnen. Hier wohnte ich einer Komödie, oder vielmehr einem Possenspiel, bey, das ich nie erwartet hätte. Zur Erklärung muß ich anführen, daß sich die portugiesischen Nonnen das ganze Jahr hindurch angelegen seyn lassen, eine Menge Schelmenstückchen und Schapperliedchen auswendig zu lernen, um in der Weihnachtsmette davon Gebrauch zu machen. Unsere Clarisserinnen saßen auf einer hohen überall offenen Tribune. Jede hatte ihr eigenes Instrument, diese eine Guitarre, jene eine Harfe, die dritte ein Tambourin u. s. w. Ihr Beichtvater stimmte den Psalm an: Venite, exultemus! (Kommt, und freuet euch des Herrn!) Kaum war er fertig, als die Nonnen sich hören liessen. Jede sang die Liedchen, welche sie mit so vieler Mühe auswendig gelernt hatte. Die Verschiedenheit dieser Gesänge, der Stimmen und der unharmonischen Instrumente verursachte ein Charivari, daß uns die Ohren gellten. Die Nonnen tanzten, sprangen, und machten ein Getöse, als wenn sie besessen wären.

Dies war nur das Vorspiel! Es erfolgte eine Pause; anstatt aber daß nunmehr die gewöhnlichen Vorlesungen gehalten werden sollten, erhob sich eine Nonne, setzte sich sehr gravitätisch in einen Lehnstuhl, und hielt eine lange Rede, in dem erbärmlichsten portugiesischen Dialekt, den ich je gehört habe. Diese Rede war nichts Anderes, als eine Satire auf die Liebesabenteuer der Officiere und Beamten am Hofe des Vicekönigs. Sie charakterisirte eine jede ihrer Liebhaberinnen, und schilderte ihre guten oder bösen Eigenschaften. Jetzt begann die zweyte Nachtmette. Der Beichtvater betete einige Psalmen in der Stille, die Nonnen aber gaben ein Intermezzo, das an Unsinn dem erstern ganz ähnlich war. In der dritten Nachtmette ereignete sich ein ganz eigener Auftritt. Der Schelm Amor wollte bey dieser Gelegenheit auch seine Rolle spielen. Es herrscht nämlich in Spanien und Portugal der Gebrauch, daß die jungen Herren den Nonnen die Cour machen. Sie nennen dies Inderotarse, (sich der Andacht entziehen). Nun hatte sich Don Henriquez Meneses, Neffe des Vicekönigs, in eines dieser Mädchen verliebt; diese Liebe schien ihm aber zu platonisch, und er suchte sich anderwärts zu entschädigen. Die Nonne ward hierüber eifersüchtig, wollte ihren Liebhaber zurecht weisen, und wählte zu Ausführung ihres Vorhabens die Christmette. Als die Gesänge, die Tänze und das ganze Spektakel zu Ende

war, machte sie ihrem Liebhaber Don Henrikquez die zärtlichsten Vorwürfe. Dies nahm der junge Herr im höchsten Grad übel, und verließ zornig und schmollend die Kirche. Das Nönnchen, im höchsten Grade aufgebracht, rief ihm nach: Geh', Elender, und erzähle deinen Beyschläferinnen, wie du meine Liebkosungen und meine zärtlichen Erinnerungen erwiedert hast.

So endigte sich diese Farçe, deren Beschreibung wörtlich wahr ist. Dewea.

Anekdote aus Peter Justinians Geschichte von Venedig.

Das Pferd des Alexius.

Alexius III. war von seinem Bruder zum Mitregenten des griechischen Kaiserthums erhoben worden; aber die schwarze, undankbare Seele blendete und tödtete ihren Bruder. Kein Mensch wagte es, dem Tyrannen die Wahrheit zu sagen, oder sie ihn fühlen zu lassen, außer sein — Pferd.

Das Thier, ein Araber, wie die Geschichte sagt, ließ ihn bald nach der That aufsitzen, ihn in seinen Palast zu tragen. Aber gleich als besäße es das Licht der Vernunft, und wahrhaft menschlichen Verstand, wie der Geschichtschreiber sagt *), schüttelte es den Tyrannen und Brudermörder so gewaltig, daß es ihm zuerst die mit Perlen besetzte Krone von dem Haupte, und dann das gekrönte Haupt nachwarf. Der Kaiser war eigensinnig, und bestieg das Pferd von Neuem, das Pferd aber war noch eigensinniger, und warf den Kaiser von Neuem ab. Gewiß viel Verstand von einem Pferde!

*) Come havesse il lume della ragione, e fosse capace di senso humano. L. II. p. 55.

Nachlese.

Als ein Jünkerlein seiner Bonne einen Schlag in's Gesicht gab, rief die gnädige Frau pedantisch: Eh bien, mon fils! Toujours de la main gauche! Vous êtes donc incorrigible.

•

Ein junger Dichter, voll Eitelkeit, rühmte sich eines neuen Trauerspiels, das die Schönheiten Corneille's ohne seine Fehler habe. — „Die Schönheiten," sagte Mad. de Sevigné, „wollen wir Ihnen nachlassen. Geben Sie uns nur seine Fehler!"

•

Fontenelle war sehr verstimmt. Warum? fragte ein Freund. „Je nun," antwortete der Philosoph: „ich habe einen Domestiken, der mich so übel bedient, als ob ich zwanzig hätte."

•

Carmeline, ein Zahnbrecher in Paris, der statt der alten Zähne sehr künstlich neue einzusetzen wußte, ließ sein Bild mit den Worten Virgils (L. VI. Aeneid. vom goldnen Zweig) ausdingen:

Uno avulso non deficit alter.

•

Als die Franzosen die veste Stadt Arras belagerten, liessen die Spanier über das Hauptthor setzen:

Quant les rats prendront les chats,
Les François prendront Arras.

Nach der Einnahme ließ Kardinal Richelieu in der letzten Zeile nur das p in prendront ausmerzen.

•

La Harpe wollt' im Geiste der Griechen und Römer dichten. Als er krank wurde, sprach Mlle. Arnoud: Er ist aussätzig, und das ist das Einzige, was er von den Alten hat.

•

Ludwig XVI. war eines Tags erstaunt, die Kirche ganz ungewöhnlich leer von Hofleuten zu finden. Er fragte den Major seiner Garden um den Grund. Sire, antwortete dieser, ich ließ umhersagen, daß Eure Maj. heute die Predigt nicht besuchen würden, damit Sie auch einmal erführen, wer allein Gottes wegen, und wer blos Ihretwegen kommt.

•

Ein frommer Seekapitän schalt auf Voltaire's Pucelle. Haben Sie das Gedicht gelesen? fragte Graf O. — „Nein!" — Sie müssen's lesen. — „Gott bewahre mich!" — Hören Sie wenigstens eine Stelle, um sich zu überzeugen, daß man es mit Unrecht so skandalös findet. — „Lassen Sie hören!" —

O mes amis, vivons en bons Chrétiens,
C'est le parti, croyez-moi, qu'il faut prendre.

Wie nun, Herr Kapitän? — „O, ich weiß wohl: Wenn Hr. von Voltaire will, so kann er Wunder thun."

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

Der tiefsinnige Genfer, Sismonde de Sismondi, wirft durch sein letztes Buch, (in vier Bänden), de la littérature du midi de l'Europe, neue Feuerbrände in den Gelehrten-Staat; denn in Frankreich kann man nicht sagen, Gelehrten-Republik, er ist aufs Wenigste eine Gelehrten-Aristokratie, wenn wir ihn nicht lieber eine Monarchie, im Sinne der römischen, nennen wollen, als vier Cäsarn dieselbe regierten. Corneille, Racine, Boileau und Bossuet sind die vier Cäsarn der französischen Literatur; was nicht in ihrem Codex steht, wird als apokryphisch verworfen. Gegen diese literarische Despotie erhebt sich nun Sismondi mit männlicher Stimme und sagt: „Andre große Männer haben in andern Sprachen sich erhoben, und ihren Literaturen „Glanz ertheilt; mit Kraft haben auch sie das Gemüth der

„wegt, und alle Springfedern der Dichtkunst und Beredsamkeit „ins Spiel gesezt. Lernen wir ihre Art kennen, und beur„theilen wir sie, nicht nach unsern Regeln, sondern nach de„nen, die jene Männer befolgten; unterscheiden wir einmal „zwischen menschlichem Geist und Nationalgeist. Er„heben wir uns zur Höhe, wo wir die Regeln, die aus dem „Wesen der Schönheit fließen und allen Sprachen gemein „sind, von jenen unterscheiden, die nach großen Mustern abge„zogen, von der Gewohnheit geheiligt, von dem Geiste ge„rechtfertigt wurden, und die nun ein gewisses Gefühl des „Schicklichen aufrecht hält. Allein diese Regeln können bey „andern Nationen durch andre Regeln ersezt werden, die auf „andern Gewohnheiten und Schicklichkeiten beruhen, durch andre „Muster geheiligt wurden, und ihre Rechtfertigung in einer „andern nicht weniger geistreichen Analyse finden!“ Diese Erklärung ist hinreichend, um alle Stimmen Zeter über den Keyer schreyen zu machen. Um einen Begriff von der Art, wie dieses Buch aufgenommen werden wird, zu erhalten, genügen folgende Ausrufungen des Recensenten in der Gazette de France: „Wenn „Hr. Sismondi englisches Bier oder flamändischen Cider dem „Burgunder- oder Bordeaux-Wein vorzieht, (auch hier ist die „gastronomische Tendenz sichtbar), — so sey er Herr darüber; ..... „wenn ihm eine Negerinn mit stumpfer Nase und platten Lip„pen besser als eine Französinn gefiele, so möge er sie wäh„len; . . . . . wenn Ihr unglücklich genug seyd, eine Laterna „magica den Schöpfungen unsers Racine's vorzuziehen, „so seht hinein, so lang es Euch gefällt, aber schreibt nicht „vier Bände, um zu beweisen, daß man Unrecht habe, daraus „nicht den Gegenstand seiner gewöhnlichen Unterhaltung zu „machen.“

Auch die Todtengräber-Scene in Hamlet ist dem Recensenten ein Gräuel, und an keine ruhige Prüfung zu denken, wo der leiseste Zweifel an literarischer Supremacie Verbrechen wird. Rec. bedenkt nicht, daß man alle seine Ausrufungen auch gegen die Partey, die er vertheidigt, anwenden könne. Und doch wird sie alles Sträubens ungeachtet da durchmüssen, wie selbst viele aufgeklärte Franzosen behaupten, oder sie möge lieber gleich ihre Literatur für geschlossen, ihre Sprache für todt erklären, und sich folglich mit den Römern nach Augusts Zeitalter in eine Parallele setzen!

Aus der Schweiz.

Der geist- und geschmackvolle Fortsetzer und Sammler des allgemeinen Künstler-Lexikons hat in einem Zürcherblatte die Todes-Anzeige des aus Winterthur gebürtigen Königl. Sächsischen Hofmahlers, Anton Graf, mit folgender gedrängter Charakter-Zeichnung des berühmten Bildnißmahlers begleitet: „In seiner Kunst kannte er keine andern Lehrer als die Natur, sein Genie, unermüdeten Fleiß und große Vorbilder, die ihn weniger zur Nachahmung als zur Nacheiferung reizten. Seiner Bildnisse, heller und dunkler Männer aus allen Ständen, finden sich (das Ausland nicht gerechnet), in Deutschland fast unzählige, von denen bald jedes den Stempel eines der ersten unter Alten und Neuen in seiner Gattung, trug. Nur seit ein Paar Decennien erhielt er an dem geschickten Graffi zu Dresden einen um so viel gefährlichern Nebenbuhler, als die undulirende Grazie dieses Leztern, demselben die Palme, zumal bey den Frauen, errang, die er alle schön, die Mütter noch jünger als die Töchter, und die Brüder fast noch zarter als die Schwestern mahlte. Gestochen nach ihm werden sich wol über 120 seiner Bildnisse, (die würdigsten, und am besten von Bause) finden. Sein biederer Personal-Charakter gehörte zu den geprüftesten.

Die Künstler-Gesellschaft in Zürich wird dem verdienten Mann in ihrer Galerie der schweizerischen Künstler ein würdiges Denkmal zu errichten nicht zögern.

Zu Bern starb am 22. Juli, sechs und achtzig Jahre alt, ein erfahrungreicher und glücklicher Arzt, Doctor Daniel Langhans, der sich vor länger als einem halben Jahrhundert durch seine Geheimmittel großen Ruf erwarb, und auch eine Zeitlang unter Ludwig XV. am französischen Hofe verweilte. Seine helvetischen Pillen und sein Gletscher-Spiritus, die er in eignen Schriften (1757 und 1758) für ungefähr alle Arten von Krankheiten zu empfehlen nicht verschmähte, machten ihn zunächst im Ausland berühmt, und trugen ihm damals viel Geld ein. Etwas später suchte er den erhaltenen Ruf durch populäre Schriften, die Nachahmungen der Tissot'schen waren, zu befestigen. So entstanden die Anweisungen, wie man sich im Nothfalle selbst von den gefährlichsten Krankheiten befreyen könne (1764); die Schrift von den Krankheiten des Hofes und der Weltleute (1770), und diejenige von den Lastern, welche sich an der Gesundheit des Menschen selbst rächen, (1773). Schon in seiner frühern Schrift: „Beschreibung verschiedener Merkwürdigkeiten des Simmenthals, eines Theils des Berner Gebiets“ (1753), wurden die angeblichen Heilkräfte des Gletscherwassers vor dem gemeinen Eis angepriesen, woraus dann etwas später die gouttes glaciales helvetiques entstunden, die mit marktschreierischer Gewandtheit und mit scientifischem Firniß, wie es damals Mode war, (ein Hr. Doctor Köchlin aus Zürich hat durch seine Anpreisung eines neuen Geheimmittels, die man in einer diesjährigen Beylage der Allgemeinen Zeitung findet, gezeigt, daß die Landsleute des Hrn. Langhans diese Kunst auch heutzutage noch verstehen), als eine Art Universalmittel der leichtgläubigen Krankenwelt verkündigt wurden. Der einsichtvolle und redliche Apotheker, Andreä in Hannover, der den Unfug auf einer Schweizerreise in der Nähe zu beobachten Gelegenheit hatte, nahm sich damals die Mühe, das Geheimniß der Gletscher-Arzney zu enthüllen. In seinen Briefen aus der Schweiz nach Hannover geschrieben, (S. 220 — 30), findet man die genaue chemische Analyse des Mittels und die Zusammenstellung und Vergleichung ihrer Resultate, mit den prahlerischen Anpreisungen des Wunderdoctors. „Wer nun,“ (so endigt sich die Andreäische Prüfung), von dem so hoch gerühmten Mittel Gebrauch zu machen, noch Zutrauen und das Geheimniß nachzuahmen noch Lust hat, der wird sich nicht betrügen, noch seinen Zweck verfehlen, wenn er 30 Gran Salmiak mit 8 Gran fixem Laugensalz in 80 Gran Wasser auflößt, und dann wohlverstopft aufbewahrt. Und dazu mag er dann, wenn er will, 6 Gran eines Extracts mischen, das seiner Absicht nicht widerspricht, und den Spiritus braun färbt. Ist das Mittel ihm aber so zu wohlfeil, so kann er, statt des gemeinen Wassers, Eiswasser dazu nehmen, und solches von einem Gletscher aus der Schweiz überkommen lassen, wodurch das Ding so wenig schlechter als besser werden wird. Uebrigens kann ich mich kaum enthalten, ein feyerliches Gelübde zu thun, mich durch den pompösen Titel irgend eines Arcani jemals zu der Untersuchung eines solchen wieder verleiten zu lassen. Dies Gegenwärtige ist nicht das Erste, wo meine Neugierde Edelgesteine und Gold, ich meine, wichtige Dinge, anzutreffen gehofft, aber an deren Statt nur Spreu und nichtigen Staub erhascht hat.“ — Hr. Doctor Langhans besaß übrigens, abgesehen von solchen Blößen, auch gründliche Kenntnisse, und er hat sich durch ein thatenreiches und in manchen Hinsichten wohlthätiges Leben, Verdienste und Achtung erworben. Seine Lebensgeschichte, von sachkundiger Hand mit Offenheit geschrieben, müßte ohne Zweifel eben so reichhaltig als lehrreich werden.

Beylage: Uebersicht der neuesten Literatur Nro. 18.

Nro. 208.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 31. August, 1813.

Zwar Hymens ernste Fessel bindet,
Wo Amor leicht und flatternd hüpft;
Doch für ein Herz, das schön empfindet,
Ist sie aus Blumen nur geknüpft.

Schiller.

Meta Klopstock an Giseke.

Hamburg, den 27. Dec. 1753.

Sie schmälen ja recht sehr mit mir, Herr Bruder, daß ich so selten schreibe. Ich könnte wol zur Entschuldigung anführen, daß Sie eben so viele Briefe von mir haben, als ich von Ihnen, das bezeugen unsre Nummern. Aber ich brauche keine Entschuldigung. Ich schreibe so oft, als ich kann. Und wenn ich nicht oft kann, das ist meine Schuld nicht. Erhielten Sie doch neulich zwey Mal in einer Woche Briefe von mir, (mehr kriegt nicht einmal Klopstock), und das kriegen Sie jetzt wieder. Gestern habe ich erst einen Brief an Sie weggeschickt, und heute fange ich einen wieder an; kann etwas schwesterlicher seyn? Bitten Sie mir also Ihren Ausdruck unschwesterlich ja wieder ab, oder ich werde einmal mit Fleiß nicht schreiben, wenn ich gleich Zeit habe. (Das habe ich in meinem Leben noch nicht gethan.) Aber wie das zugeht, daß Ihre Briefe so sehr lange unterweges sind, das begreife ich nicht. Ich habe vorgestern Ihren und einen aus Paris erhalten, und die waren von einerley Datum. Wenn ich auch für das schlechte Wetter abrechne, so müßte ein Brief von Trautenstein *) eher kommen, als einer von Paris. Das Wetter ist für mich und Klopstock auch arg. Wir müssen jetzt nach unsern Briefen zwey bis drey Posttage warten. Ist das für ein Paar so verliebte Leute nicht traurig? Sie werden Ihren Mann wol küssen, Hannchen, und denken: Gottlob, daß die Küsse keiner Posten bedürfen! Sie thun recht, daß Sie Ihr Glück erkennen. Das will ich auch thun, wenn ich meinen Mann erst habe. O wie will ich dann Feder und Dinte auf die Seite werfen! Wie will ich meine Hände nur zu lauter süßen Streicheleyen gebrauchen. Sind uns unsre Hände doch dazu nur gegeben! Und gar nicht, die Feder darin zu halten, die harte Feder! Nein, sie ist gar nicht für die zarten Hände unsers Geschlechts gemacht! Und darum braucht es sie auch so wenig.

Sie wollen sich also über Cramers Beruf nicht freuen? Und ich kann mich nicht betrüben, Herr Bruder, und so bleibt ein Jeder für sich. Hat Cramer Ihnen noch nicht geschrieben? Wissen Sie, was ich jetzt sehr heftig wünsche? (und Cramer hat mich auf diesen Wunsch gebracht), daß es möglich wäre, daß Klopstock und Cramer zu gleicher Zeit in Hamburg wären, und daß es möglich wäre, daß Cramer uns trauen könnte. Denken Sie einmal, Giseke, denken Sie, was dann unsre Trauung gewönne! — Und was sie jetzt bey M*** verliert! —

Ob ich den Ehekontrakt schon unterschrieben habe? Nein, das geschieht erst, wenn Klopstock kommt. Aber es ist fast eben so gut, denn ich habe doch schon in Alles gewilligt, und Klopstock kann dreist mehr fordern. Das pflegt

*) Zu Trautenstein, einem Braunschweigischen Dorfe, nicht weit von Blankenburg, war Giseke Prediger, ehe er als Oberhofprediger, an Cramers Stelle, nach Quedlinburg berufen wurde.

wol so zu gehen: wenn der Bräutigam erst weiß, daß die Braut so sehr in ihn verliebt ist, daß sie gar nicht von ihm ablassen kann; so fordert er Alles, was nur forderbar ist. Und der wäre ja auch ein Thor, der das nicht thäte, pflegt man bey dergleichen Gelegenheit zu sagen. Aber, ob ich auch Lust habe, ihn zu halten? O ja, meine kleine Frau Pastorinn!

Daß ich Ihnen zu dem neuen Jahre Alles wünsche, was nur einem edlen Herzen wünschbar ist, das versteht sich. O Giseken, welch ein Unterschied unter diesem Schluß des Jahrs und dem vorigen! Wie freue ich mich über Ihre Glückseligkeit! — Und wie hoffe ich ein Gleiches.

Die Hausfrauen in St. Petersburg.

(Fortsetzung.)

An Emma.

Ein ehrenwerther, schöner Name! — Hausfrauen! — welches deutsche Herz fühlt nicht mit mir den ganzen Sinn des kräftigen edeln Worts, bey dem Andenken an eine gute Mutter, Gattinn, Schwester u. s. w.? — Auch in St. Petersburg, und vorzugsweise hier ein Stand, der alle Achtung und Nachahmung verdient, und dessen man sich nicht schämt, wie so häufig da, wo das schöne Geschlecht so überaus klug ist, häusliches Glück und Wohlstand für allzubürgerlich, und der Schönheit widerstreitend, zu halten. Auch eins von den Zeichen der überglücklichen Zeit, in welche Natur und Vorsehung uns geworfen hat!

Die Häuslichkeit ist die glänzende Seite der hiesigen Damen, zumal der Russinnen, und derer, die aus den deutschen Provinzen Rußlands stammen, der Liefländerinnen, Esthländerinnen u. s. w.; sehr merklich weniger ist solche bey den Ausländerinnen zu finden.

Der Stand und Rang macht hier eigentlich keinen Unterschied; — die russischen Damen, abgerechnet die, welche auf eigentlich fürstlichem Fuße leben, und eine Art von Hofhaltung haben, verdienen ganz im Allgemeinen dies Lob. — Die Kollegienassessorinn, Majorinn, Räthinn, Kapitäninn, Hofräthinn, Kollegienräthinn, Etatsräthinn, Geheimräthinn, Obristinn, Generalinn, so wie die deutsche Handwerks- und russische Kaufmannsfrau u. s. w. — fühlt gleich lebhaft ihren Beruf als Hausfrau, ehrt ihn und erfüllt ihn bestens.

Sie weiß, daß den Domestiquen beym Einkauf der häuslichen Bedürfnisse nicht zu trauen ist, daß zumal die russischen Dienstboten, beynahe ohne alle Ausnahme, stehlen, und sich andre unerlaubte Vortheile erlauben, die im Laufe des ganzen Jahres einen bedeutenden Gegenstand ausmachen; sie weiß auch, daß die Domestiquen selten Kenntniß und guten Willen genug haben, um lange Wahl sich nicht verdrießen, und alles eloquenten Anpreisens der Russen ungeachtet sich nicht hintergehen zu lassen; deswegen macht sie meistens ihre Einkäufe selbst, welche ihr entweder in das Haus gebracht werden, oder welche sie auf den Märkten und bey den Buden selbst zu machen sich nicht schämt. Es ist ein erfreulicher Anblick, den ich täglich habe, auf dem Heumarkte, wo Heu, Gemüse, (im Winter) gefrornes Fleisch u. s. w., verkauft wird, elegante Equipagen mit vier Pferden und zwey Bedienten halten zu sehen, deren Besitzerinn ausgestiegen, und im Gespräch mit dem russischen Verkäufer beschäftigt ist, welches oft ziemlich lebhaft wird. Was hier erhandelt ist, wird auf einen kleinen Wagen oder Schlitten gepackt, und von einem der Bedienten nach Hause konvoyirt. Nun fährt die Dame an die Buden im Gostinnoi-Dwor, um Thee, Gewürze, Zucker, Kaffe u. s. w. einzukaufen. Sie handelt lang und genau, sie geht von einer Bude zur andern, bis sie glaubt, den Handel abschließen zu können; nun wird alles Erhandelte dieser Art, wenn die Quantität nicht gar zu groß ist, von dem Bedienten in den Wagen gepackt; die Dame setzt sich ein, und fährt nach Hause, oder etwa noch an die Miludinischen Buden, um Früchte, Oehle, gesalzene und eingemachte Näschereyen, Kaviar, geräucherte Aale, Bärenschinken u. s. w. zu kaufen. Hier dieselben genauen Sachkenntnisse, und dieselbe Sparsamkeit und Unermüdlichkeit im Handeln. Diese Einkäufe werden in der Regel nur Einmal in der Woche, an einem bestimmten Tage, gemacht. Es ist gewöhnlich Sonnabends früh zwischen 9 und 12 Uhr, wo man dies Gewühl von achtenswerthen Hausfrauen, mit ihren glänzenden Equipagen und Bedienten, auf den Straßen, in allen Buden, auf allen Märkten, am besten bemerken und beobachten kann. — Daß die Hausfrauen alle übrigen Einkäufe selbst machen, die mehr ins Fach der Eleganz und des Luxus, als der Haushaltung einschlagen, z. B. Kleider für die Bedienten, Möbeln, Dekorationen, das erwähne ich als nichts Besonderes.

Ihrer Thätigkeit und Vorsorge im Innern des Hauses ist nichts zu vergleichen. Welche gründliche und umfassende Kenntnisse des Hauswesens, welche Bekanntschaft mit einer Menge Ersparungsmitteln entdeckt man da bey einiger Prüfung; wie viel anständige Bestrebungen sieht man da, um in einer so geldarmen, dürftigen Zeit, Bedürfnisse des Luxus und Wohllebens entbehren oder surrogiren zu können!

Meine schönen und guten deutschen Landsmänninnen, und auch Sie, liebe Emma, begreifen aber nicht, wie viel es heißt, neben allen diesen häuslichen Sorgen und Geschäften, noch mit russischen Domestiquen umgeben zu seyn; dazu gehören Begriffe, die einer deutschen Hausfrau ewig fremd bleiben. Dies ist unstreitig das Schwerste und Unangenehmste in dem Leben einer guten Hausfrau. Um Ihnen, liebe Emma, hier klar zu werden, muß

ich wol eine kleine Episode über das russische Gesinde hier einschalten.

Es lässt sich wohl auf Gottes weiter Erde nichts Schlechteres und Elenderes denken, als das russische Miethgesinde, unter dem sich sehr seltne Ausnahmen der Mittelmäßigkeit befinden, welche bey uns schon zur gänzlichen Unerträglichkeit gezählt, und so überall verstoßen werden würden.

Hang zur Dieberey, Betrügerey u. s. w. und zur Völlerey, sind zwey der hervorstechendsten Züge auf der Schattenseite des russischen Volkskarakters. Sie verläugnen sich am wenigsten bey dem Gesinde, das beynahe immer zur untersten Volksklasse, zu den Leibeignen, gehört, und entweder in dem Dienste seines eigenen Herrn sich befindet, oder von diesem, mittelst eines Passes, auf längere oder kürzere Zeit abgelassen ist, um anderswo zu dienen, und dem Herrn von dem Miethgeld eine jährliche, bald größere, bald geringere Abgabe (Obrock) zu entrichten. — Im erstern Falle ist das Gesinde in der Regel etwas besser, weil es unter der unmittelbaren Züchtigung seines Herrn steht, die sehr fühlbar werden darf; im letztern Falle kennt dagegen dasselbe kein Maß für seine Unrechtlichkeit und Zügellosigkeit, weil dem Miethherrn keine eigenmächtige Züchtigung seines Gesindes, sondern nur eine polizeyliche Klage verstattet, und diese immer mit Weitläufigkeiten u. s. w., im glücklichsten Falle aber doch mit einigen Wegen und Kosten, verknüpft ist, wovor man sich gern so lange wie möglich hütet.

(Der Beschluß folgt.)

Echo und die Trompete.

„Warum denn, liebe Freundinn, sprach
Zur Echo wundernd die Trompete,
„Ahmst du den Dudelsack, die Flöte,
„Des Knaben Ruf und mein Geschmetter nach?
„Nur, wenn von Stürmen getragen,
„Kronions Donnerwagen
„Ob diesem Thale daher
„Rollt majestätisch und schwer,
„Daß Eichen sich niederbeugen,
„Vernimmt man deine Stimme nicht.“ —
Und Echo: Wenn der Große spricht,
So müssen Kleine schweigen.

Hg.

Kleine französische Denkwürdigkeiten.

Meist aus der großen Welt des XVIII. Jahrhunderts.

Ein in seinen öffentlichen Verwaltungen durch Rechtschaffenheit und Energie des Characters in gleichem Grade sich auszeichnender Mann war der erste Minister am spanischen und nacherige am französischen Hofe, der Graf von Aranda. Er besaß mehr Urtheilskraft als Geist, mehr Kopf, als Gewandtheit, aber durch seine unerschütterliche Festigkeit ersetzte er Alles, was ihm abging. In Staats- und Privat-Verhältnissen blieb er sich immer gleich, gravitätisch, aber nicht langsam, voll Würde, ohne Uebermuth, schwer auszuforschen, aber nicht geheimnißvoll. Der Flatterhaftigkeit der Franzosen war er eben so unzugänglich, als dem ausharrenden Sinne des Deutschen, und der Schlauheit der Italiener. Keiner von Allen vermochte den Zweck, auf welchen er hinarbeitete, seinen Augen zu entrücken; auch war er den ganzen Tag über nicht einen Augenblick unthätig. Seine Handlungen, so wie seine mündlichen Aeußerungen alle, bis auf die unbedeutendsten, waren des Repräsentanten einer großen Nation würdig, und seine Vorsicht trieb er so weit, daß Tag und Nacht ein bespannter Wagen für alle Vorfälle in seinem Hofe stehen musste. Er ist es, der unter allen erdenklichen Operationen die schwierigste, die Vertreibung der Jesuiten aus dem ganzen ungeheuern Umfange der spanischen Monarchie, bewerkstelligt hat. An einem und eben demselben Tage und zur gleichen Stunde wurden alle Jesuiter-Klöster geschlossen. Eine so weit aussehende Maßregel konnte unmöglich glücklich ausgeführt werden, wenn sie nicht völlig geheim blieb. Sie war aber um so schwerer zu verheimlichen, da die Jesuiten unter allen Klassen der menschlichen Gesellschaft Freunde und Kreaturen zählten. Wirklich ließ auch der Graf von Aranda seine diesfälligen Befehle nicht durch seine Bureaux ausfertigen, sondern er bediente sich zum Abschreiben seiner Depeschen mehr als drey Monate lang seiner vertrautesten Pagen, so daß durchaus Alles geheim blieb. Man fragte ihn einmal am französischen Hofe, wie er es denn auch angestellt habe, um ein so wichtiges Geheimniß zu bewahren. Vor Allem andern, antwortete er, habe ich nicht davon gesprochen; verstehen Sie? Diese zwey Worte, pflegte er an Alles, was er sagte, anzufügen, welche üble Gewohnheit manchmal Anlaß zu Spaß gab. Einmal saß er z. B. am Pharao-Tische neben der Prinzessinn von Lamballe; er hatte gewonnen; der Banquier aber, in der Meinung, er irre sich, wollte ihn nicht bezahlen. Mit castilianischem Stolze bestand der Gesandte auf seiner Forderung, und als er sah, daß der Banquier sich seinem Willen nicht fügen wollte, so ergriff er den großen, mitten auf dem Spieltische stehenden Leuchter, und sagte zu jenem: „Das ist ein Leuchter, verstehen Sie? und soll Ihnen an den Kopf geworfen werden, verstehen Sie?“ Der Banquier verstand ihn so gut, daß er sich davon machte, und nur mit Mühe wieder in den Saal zurückgebracht werden konnte. Die Energie seines Charakters bewies der Graf von Aranda unter Anderm auch dadurch, daß er sich durch ein einziges Wort des Scherzes aus dem Munde der Frau von Beauvan von seiner Sucht, ewig sein „Verstehen Sie“ aufzutischen, heilen ließ.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden.

(Der 10. August in Dresden.)

Seitdem Dresden das Hauptquartier des französischen Kaisers ist, herrscht hier eine Lebhaftigkeit sonder gleichen. Die Straßen und öffentlichen Plätze wimmeln beständig von glänzenden Militärs, und fast Aller Hände sind nur fürs Militär

beschäftigt, welches bedeutende Summen in Cirkulation setzt. Ungeheure Magazine werden aufgethürmt; Schanzen steigen so häufig als schnell, gleich Feenschlössern, aus der Erde hervor, und das Marschiren, Exerciren und Paradiren der prachtvollen Garden nimmt kein Ende. Rechnet man dazu die steten Durchmärsche von Ergänzungs-Truppen, die zahllosen Transporte von Munition und Provision, welche, übers Gebirge kommend, durch Dresden zur Armee nach den Lausitzen und Schlesien gehen, so kann man sich wol ein Bild von der jetzt hier herrschenden Lebhaftigkeit entwerfen, die auch sogar des Nachts nicht aufhört.

Die ohnedem stets menschenvollen Orte, wie die Neustädter Brücke, die beyden großen Märkte, die Schloß-, See-, Pirnaer- und Wilsdrufer-Gassen sind natürlich jetzt ganz besonders lebhaft, und machen Dresden zu einer Art von Paris und London en Miniature. Aber öde und menschenleer sind sie gegen die Zwinger-Allee in den Frühstunden der Cour und Parade. — Der Kaiser bewohnt bekanntlich den Pallast Marcolini in der Friedrichsstraße, nach welcher jene Allee führt. Da ist es denn in den genannten Stunden jetzt so übertrieben lebendig, daß man oft ohne die größte Gefahr durchaus nicht fort kann; denn der ewige Menschen-, Pferde- und Wagenstrom wird nicht selten an manchen Orten zum fürchterlichsten Strudel, aus welchem halbe Stunden lang keine Erlösung ist. Die Fälle sind nicht nur alltäglich, sondern fast allstündlich, daß in der Mitte der Allee eine dreyfache Reihe von Trainwagen levert, indeß an beyden schmalen, eigentlich nur Fußgängern bestimmten, Seiten ganze Züge von Staats-, Post-, Reise-, Fleischer-, Holz-, Bauer- und Gemüsewagen auf lichte Punkte harren, dem Trainwesen in der Mitte den Fahrweg abzugewinnen. Zu diesem ängstlich anzuschauenden Wagen-Labyrinthe kommt nun in der Regel auch noch das Reiten der Adjutanten, Generale und Marschälle, das Marschiren der Garden, das Fleischholen der Lager-Soldaten, welche täglich mit langen Stangen deshalb in die Stadt kommen, das ordinaire Gehen, Reiten und Fahren der Gewerbtreibenden, welche aus der Stadt nach der Friedrichsstadt, und so umgekehrt, täglich und stündlich in Bewegung sind, endlich sogar das Fahren der Leichen- und Trauerwagen, welche oft lange harren, oft aber auch, wenn sie einmal mit in den Wagenstrom gerathen, eben so langsam oder eben so schnell sich bewegen müssen, als dieser, welches bisweilen die lächerlichsten Kontraste gibt. Kurz, die Zwinger-Allee gehört jetzt in den Frühstunden zu den Orten, wo das arme Herz oft in die Klemme kommt, und den Leuten bange wird auf Erden.

Doch aller bisherige Glanz und alle geschilderte Lebhaftigkeit Dresdens verschwanden vor dem 10ten August, wo das Napoleonsfest gefeyert ward.

Bekanntlich fällt es auf den 15ten August. Weil aber politische Ursachen eine Veränderung des Kaiserlichen Hauptquartiers vermuthen liessen, ward die Feyer des genannten Festes auf den 10ten August verlegt.

Den Tag vorher wurden die Garden durch Westphalen in der Stadt abgelöst, weil Erstere den folgenden Tag große Parade halten, dann unter freyem Himmel speisen, und Abends Freudenfeuer geben sollten.

Seit mehrern Tagen schon hatten die Himmelsfenster die üppigsten Wasser-Ströme herabgelassen, und für Uniformen, Gastmäler unterm Himmelszelte, Illuminationen und Feuerwerke zeigten sich nicht eben die ersprießlichsten Aussichten. Doch gegen Abend schon, noch ehe die Kanonen von den Wällen das Fest des folgenden Tags verkündeten, fingen die Wolken an, sich zu zertheilen, und das schönste Wetter verherrlichte das glänzende Fest, welches früh um vier Uhr mit Kanonendonner und Glockengeläute begann.

Von fünf Uhr an dauerte nun das Marschiren der Garden zu Fuß und zu Pferde, der Artillerie, der Gensd'armerie, der Polen, Mamelucken ꝛc. bis gegen zehn Uhr ununterbrochen fort, denn mehr als 40.000 Mann sollten paradiren vor dem Kaiser. Die Meisten kamen mehrere Meilen weit her, von Königstein, Pirna, Stolpen, Meissen ꝛc. Alle marschirten ins große Ostra-Gehege.

Gegen acht Uhr begaben sich sämtliche Kourfähige von Militär- und Civil, die Erstern meist zu Pferde, die Letztern im Wagen, zur Gratulations-Kour nach dem Marcolini'schen Palaste. Der König fuhr dahin, begleitet von seinen Brüdern, den Prinzen Anton und Maximilian, und des Letztern beyden ältesten Prinzen.

Nach der Gratulation begab sich der König mit seiner Familie wieder zurück in den Prinz Maximilian'schen Sommerpallast, legte hier die Gala-Uniform ab, und kleidete sich nun als General seines Kürassier-Regiments. Die Prinzen, seine Brüder und Neffen thaten, als Regimenter-Chefs, ein Gleiches. Alle setzten sich zu Pferde, und holten den Kaiser aus dem Pallast Marcolini zur Revue ab.

Militärische Schauspiele dieser Art sind zu bekannt, als daß diese Revue einer Beschreibung bedürfte. An sich schon imponirend, vielleicht eine der glänzendsten, erhielt sie noch besonders Interesse durch das Lokale; denn das große Ostra-Gehege bildet eine einzige, von alten kolossalen Linden-Alleen durchschnittene, nördlich von dem Elbstrom begränzte, ungeheure Wiesenfläche, auf welcher bequem über 200.000 Mann Revue gehalten werden könnte. Den mahlerischen Hintergrund bilden die Hoflößnitzer mit Landhäusern besäten Weingebirge, an deren Fuß eine Menge Dörfer sich lehnen.

Höchst interessant war es, unter dem großen Getümmel von Menschen, Wagen und Pferden, auch Porte-Chaisen zu erblicken, aus welchen blessirte Offiziere an Krücken oder mit verbundnen Armen und Köpfen hervorgingen, um an diesem glänzenden Feste mit den Augen wenigstens Theil zu nehmen.

Nach der Revüe ritt der Fürst von Neufchatel, begleitet von allen Generalen und Stabs-Officieren, wie auch von den französischen Hof- und Civil-Beamten, nach seinem Quartier, dem ehemals Brühl'schen Palast auf der Augustus-Straße, zog dann, mit derselben Begleitung, feyerlich nach der katholischen Hof-Kirche, und nahm hier Platz vor dem Hochaltar, von welchem bis zum Hauptportal die Sächsische Garde eine Doppelreihe bildete.

Gegen zwey Uhr erschien der König, worauf sogleich der Ambrosianische Lobgesang unter dem Donner des Geschützes gesungen ward.

Gegen drey Uhr speiseten die Fußgarden in der Neustädter-Allee unter freyem Himmel, die Officiers ebendaselbst unter ausgespannten Segeltüchern.

Die Zubereitungen zu dieser großen öffentlichen Mahlzeit waren in der That interessant. Auf jedem Tritte und Schritte begegneten mir Gardisten, welche Tische, Bänke, Breter, Stühle oder Lebensmittel zusammen trugen. Auf der Neustädter Allee ward ein kolossaler Herd gebaut, und darauf wie in der besten Garküche, gekocht und gebraten. Hier sah man Servietten und Teller, dort Blumen und Kränze tragen. Hier baueten Gardisten ihre einfachen, dort bereitete man den Officiers glänzende Tafeln. Hier schrotete man Biertonnen und Schleiftannen, dort trug man bedächtig in den größten Flaschenkörben Weinbouteillen herbey. Hier schleppte man sich mit ungeheuern Lasten von Brot und kalter Küche für die Gehorchenden, dort trug man in Schüsseln, Sieben und Körben, Gesottnes, Gebratenes und Gebackenes für die Befehlenden.

(Der Beschluß folgt.)

Inhalt.

Nro. 183. Der Flachs. Von Justinus Kerner. — Reise von Paris nach Nizza. I. — Epigramme von J. N. Wyß. 1. Verwunderung. 2. Belohnung. 3. An einen Schauspieldichter. 4. Die Lilien. 5. An einen Verliebten. — Noch Einiges zur Charakteristik der heutigen Aegyptier, nach Savaresi. — Korrespondenz-Nachrichten aus Gastein.

Nro. 184. Juan und Isabelle. Eine portugiesische Novelle. — Reise von Paris nach Nizza. II. — Nachlese. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro. 185. Juan und Isabelle. (Forts.) — Muth. Von E. — Züge aus dem Leben. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro. 186. Juan und Isabelle. (Forts.) — Einige Worte über den Zufall. — Noch Einiges zur Charakteristik der heutigen Aegyptier, nach Savaresi. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro. 187. Juan und Isabelle. (Forts.) — Einige Worte über den Zufall. (Beschl.) Von F. L. B. — Epigramme. Prophezeihung. Das Testament. Von Goldmayer. — Nachlese. Von G. — Korrespondenz-Nachrichten aus Gastein. (Beschluß.) Von K.

Nro. 188. Proben aus Hafis Divan. 5. — Meinem Freunde von Beulwitz. Von Major Keßler. — Juan und Isabelle. (Beschl.) Von Anton Niemeyer. — Kleine Fragen. Von G. — Rabulisterey. Von Hg. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. — Charade. — Räthsel. — Auflösung der Charade in Nro. 182. — Beylage: Intelligenz-Blatt Nro. 11.

Nro. 189. Reise von Paris nach Nizza. III. — An die Liebe. Von Hg. — Der Kaufmann und der Dieb. Von Pfeffel. — Nachlese. Von G. — Ueber französische schöne Literatur nach französischen Schriftstellern. — Korrespondenz-Nachrichten aus Wien.

Nro. 190. Allwin, die Wittwe und der Nachbar. Frey, nach einem englischen Volksliede. Von Hg. — Epigramme. Der Alchimist. Zueignung. Von Goldmayer. — Reise von Paris nach Nizza. IV. — Anekdote aus Peter Justinians Geschichte von Venedig. Tiepolos Fahnenträger. Von Pr. Fr. — Korrespondenz-Nachrichten aus Prag.

Nro. 191. Züge aus dem Leben Djezzars, Paschas von Acre. Ein Bruchstück aus Clarkes Reisen (2ter Th. London 1812.) Von Depping. — Ueber französische schöne Litteratur nach französischen Schriftstellern. (Beschl.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Wien. (Beschl.) — Beylage: Uebersicht der neuesten Literatur Nro. 17.

Nro. 192. Proben aus Hafis Divan. 6. — Auszug aus dem Tagebuch eines Missionärs, vom Oktober 1807 bis zum Januar 1808, auf Befehl der afrikanischen Missionärs-Gesellschaft bekannt gemacht. Von H. — Anekdote aus Peter Justinians Geschichte von Venedig. Das Kreuz in dem Horne der venetianischen Dogen. Von Pr. Fr. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro. 193. Die vier Jahrszeiten in Aegypten. Nach Dr. Larrey. — Auf Wilmo's frühen Tod. — An Wilmo's Vater. (Beyde von Hg.) — Brief des römischen Gelehrten Francesco Cancellieri an Hrn. A. L. Millin, gedruckt in Rom (1812) bey Francesco Bourlié. — Nachlese. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. Von D. — Musik-Beylage: Lied, komponirt von Schneider in Berlin.

Nro. 194. Ein Dialog. Von Weisser. — Brief des römischen Gelehrten Francesco Cancellieri an Hrn. A. L. Millin, gedruckt in Rom (1812) bey Francesco Bourlié. (Beschl.) Von C. G. Anmerkung zu dem Auszug aus dem Briefe Cancellieri's über seinen vermeintlichen Tod. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin. — Räthsel. — Logogryph. — Auflösung der Charade und des Räthsels in Nro. 186.

Nro. 195. An den Liebesgott. — Weinlied. (Beyde von Hg.) — Die Coptischen Klöster im Thale Natroun, nach der Schilderung des Generals Andreossy. — Bezius und Regnier. Von — n — — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. Von S.

Nro. 196. Reminiscenzen aus dem Abruzzo. 1. Sankt Germano. — Das Ehepaar in der Residenz. Ein kleines Duodrama in Wortspielen. Von S. — Der Einsiedler am Berge Gebel Abou-Ehegez, oder am Berge der Ungewitter. — Nachlese. Von G. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin; aus der Schweiz.

Nro. 197. Proben aus Hafis Divan. 7. — Reminiscenzen aus dem Abruzzo. 2. Monte-Cassino. — Leonard Käser, oder das Opfer des Fanatismus. — Daniel Taylor. Von Hg. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro. 198. Das Vaterhaus. Von C. von Göchhausen. — Reminiscenzen aus dem Abruzzo. 3. Reise nach Arpino. Exkursion nach Isola. Sora. — Leonard Käser, oder das Opfer des Fanatismus. (Beschl.) Von Dierach. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro. 199. Reminiscenzen aus dem Abruzzo. 4. Val Roveto. Civitella (im Val Roveto.) — Philo an die Hochstudirten. Von Weisser. — An Sophien. Von Hg. — Kleine französische Denkwürdigkeiten. Meist aus der großen Welt des XVIII. Jahrhunderts. (In freyen Auszügen nach Levis.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro. 200. Orpheus. Von Weisser. — Anweisung zum Heirathen. (Bruchstück aus einem in Malayischer Sprache abgefaßten moralischen Gedichte. — Korrespondenz-Nachrichten aus Wien. — Zwey Charaden. — Auflösung des Räthsels und der Charade in Nro. 194. — Beylage: Intelligenz-Blatt Nro. 12.

Nro. 201. Ueber Laura von Sade. — Reminiscenzen aus dem Abruzzo. Civitella im Val Roveto. (Beschluß.) — Nachlese. Von G. — Korrespondenz-Nachrichten aus München.

Nro. 202. Proben aus Hafis Divan. — Ueber Laura von Sade. (Forts.) — Kleine französische Denkwürdigkeiten. Meist aus der großen Welt des XVIII. Jahrhunderts. — Korrespondenz-Nachrichten aus München. (Beschluß.)

Nro. 203. Zwey Schreiben an Friedrich IX., König von Schweden. Von seinem ehemaligen Hofmeister Graf Tessin. — Ueber Laura von Sade. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus der Schweiz.

Nro. 204. Der Minstrel an seine Freunde. Von Hg. — Ueber Laura von Sade. (Beschl.) — Reise von Paris nach Nizza. V. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris; aus der Schweiz. (Beschl.)

Nro. 205. Weibliches Geschlecht zu St. Petersburg, in seinen gesellschaftlichen Beziehungen. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro. 206. Sinngedichte. Von Weisser. 1. Der Doppelt-Unglückliche. 2. Der Gefühlvolle. 3. An die Schriftsteller. 4. Der Witz. 5. Reimreichs Krankheit. 6. An den Unbärtigen. 7. An den Verächtlichsten. 8. An den Scribler. 9. Das wahrste Wort. 10. Der Emporgekommene. — Weibliches Geschlecht zu St. Petersburg, in seinen gesellschaftlichen Beziehungen. (Beschl.) — Volksglaube. — Heraus und Hinein. (Beyde von Dewea.) — Auf das Grab eines Geheimnißvollen. Von Pfeffel. — Ueber Nannys rothe Augen. Von Hg. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. — Charade. Von Anton Niemeyer. — Auflösung der Charaden in Nro. 200.

Nro. 207. Reise von Paris nach Nizza. V. (Beschl.) — Christmetten zu San-Salvador, in Brasilien. Von Dewea. — Anekdote aus Peter Justinians Geschichte von Venedig. Das Pferd des Alexius. — Nachlese. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris; aus der Schweiz. Beylage: Uebersicht der neuesten Literatur Nro. 13.

Nro. 208. Meta Klopstock an Giseke. — Die Hausfrauen in St. Petersburg. (Forts.) — Echo und die Trompete. Von Hg. — Kleine französische Denkwürdigkeiten. Meist aus der großen Welt des XVIII. Jahrhunderts. — Korrespondenz-Nachrichten aus Dresden.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Siebenter Jahrgang.

1813.

September.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollona
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen.

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, rc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltnen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, rc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Mahlerei, Bildhauerei, Baukunst, Gartenkunst, rc. Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemählde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beyträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen, rc.

V. Kleine Reise-Beschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen, Räthsel. Charaden und dergl.

VIII. Vier und zwanzig besondere Beylagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Von Zeit zu Zeit werden Beylagen von Zeichnungen, Kupferstichen, musikalischen Kompositionen, rc. gegeben. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, so wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

Man verbindet sich nur auf ein halbes Jahr für den Preis von 8 fl., oder 4 Rthl. 8 Gr. Sächsisch, wofür man auf jedem Postamt und in jeder Buchhandlung Exemplare erhalten kann. Die Haupt-Spedition hat das Königliche Ober-Postamt in Stuttgart übernommen, das solche Verabredungen getroffen hat, daß das Morgenblatt auch in Ulm, Augsburg, München, Schafhausen, so wie in Heidelberg, Mannheim und Frankfurt am Main rc. für den besagten Preis von 8 fl. der halbe Jahrgang zu haben ist.

Die HH. Korrespondenten belieben Ihre Briefe zu addressiren an die Redaktion des Morgenblatts in Stuttgart, und wem Leipzig näher liegt, beliebe beyzusetzen: Bey Hrn. Buchhändler Kummer in Leipzig abzugeben.

Nro. 209.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 1. September, 1813.

Nur dem Fröhlichen blüht der Baum des Lebens;
Dem Unschuldigen rinnt der Born der Jugend
Auch noch im Alter.

Ernst Moritz Arndt.

Proben aus Hafis Divan.

9.

Steh' auf! Gieße mir fröhliches Naß in den goldenen Becher,
Ehe dein Schädel zum Staube den Staub gießt.
Unsere Wohnung zuletzt ist die schweigende Wohnung der Gräber;
Jetzt erhebe den Jubel zum Himmel!
Augen mit trübem Blick sind ferne vom Antlitz des Freundes;
Schau' ihn an mit der Reinheit des Spiegels.
Ich beschwöre dich, Wuchs der Cypresse, beym grünenden Wipfel!
Bin ich Staub, beschatte mein Grabmal!
Meinen Lippen, vom Pfeil der Schlangenlocken verwundet,
Leg Teriak aus dem heilenden Mund auf.
Alle Saaten der Erde vergehen, das weißt du seit langem;
Zünde die Welt mit dem Feuer des Weins an!
Thränen reinigen uns, indem die Lehrer uns sagen:
Sey erst rein, dann schaue den Reinen!
Herr! der selbstische Mönch, Er, welcher Gebrechen nur schauet,
Werde blind von dem Rauche der Seufzer!
Wie die Rose, Hafis! zerreiß die Kleider vor ihrem
Wohlgeruch, und verstreu' sie vor ihr hin!

Die Hausfrauen in St. Petersburg.

(Beschluß.)

Eine russische Köchinn, welche nicht jeden Vortheil, den sie sich durch Unterschlagen und Stehlen im Kleinen, oder durch Einverständniß mit den Fleisch-, Gemüse-, Fisch-Verkäufern machen kann, benutzt; welche, wenn auch noch so häßlich und alt, nicht ihren oft erscheinenden Liebhaber hat, der (gewöhnlich ein nachhaltiger Soldat) in der Regel nicht zu ihr, sondern zu den vollen Töpfen und beyseitegebrachten guten Bissen kommt, und, des vollen Magens wegen, vielleicht beyde Augen zudrückt; eine russische Köchinn, die nicht wenigstens einmal in der Woche, sich, auf der Herrschaft Gesundheit und Kosten, betrinkt, und in diesem Zustande gar nicht zu gebrauchen ist, oder Alles verdirbt — solch eine Köchinn wird unter die ökonomischen Pretiosa ersten Wassers von den hiesigen Damen gerechnet und sehr hoch gehalten. Diese Pretiosa sind aber so überaus selten, daß ich, in den anderthalb Jahren meines hiesigen Aufenthalts, und bey meiner sehr ausgebreiteten Familienbekanntschaft in St. Petersburg, nur von drey bis vier Stück habe reden hören. Für sie war man unglaublich aux petits soins, und übersah ihnen, ohne alle Bemerkung, eine Menge kleiner Unvorsichtigkeiten und Nachlässigkeiten, für welche in Deutschland jede Köchinn einen derben Verweis bekommen würde.

Daher ist das Bestreben, eine deutsche Köchinn zu haben, trotz ihrer hier unglaublichen Prätensionen, des sehr hohen Lohnes u. s. w., überall von allen Damen laut geäußert, und man hält es für einen großen, schätzenswerthen Besitz, so ein arrogantes, eingebildetes, herrisches Geschöpf — das deutsche Gesinde artet hier schnell aus, sein Uebergewicht und seine Vorzüge vor dem russischen lebhaft empfindend — im Haus zu haben, blos weil sie nicht so grob stiehlt, sich nicht betrinkt, und besser, bisweilen auch blos mehrerley, kocht u. s. w.; man bezahlt ihr dreymal mehr als einer Russinn, und läßt sich drey-

mal mehr von ihr gefallen. So ein stilles, bescheidenes, gutartiges und geschicktes Geschöpf, wie wir doch in Deutschland, zumal in den kleinern Städten, oft haben, würde hier eine unerhörte Erscheinung, und ein Gegenstand des größten Neides seyn.

Eben so ist es mit den männlichen Domestiquen, mit der Crapule von Bedienten, Kutschern, Vorreitern u. s. w., und wo möglich noch schlimmer, weil bey ihnen die Trinklust noch viel ärger und unbändiger ist, als bey dem weiblichen Geschlechte.

Ein russischer Bedienter, der sich die Woche nur einmal total besäuft, ist ein schätzenswerther Besitz, zumal wenn er seiner nationalen Lust erst am Abend nachhängen sollte; da rechnet man gern nicht seinen entbehrten Dienst, das Verderben seiner Kleider, den Lärmen im Hause, Prügeleyen und Zank mit andern Domestiquen u. s. w. Ich kenne mehrere Familien, wo die Bedienten regelmäßig an einem Tage in der Woche Geld zum Betrinken erhalten, damit sie sich nur nicht mehr, und gerade zu ungelegenen Zeiten besaufen, was jedoch immer einige Male des Monats geschieht. Daß diese Menschenart nun doch noch, neben ihrer Gemeinheit und Brutalität, äußerst fein und klug ist, wo es darauf ankommt, etwas auf die Seite zu bringen, die beste Herrschaft zu betrügen und zu übervortheilen, — das ist eine eben so häufige als traurige Bemerkung. Diese Leidenschaft ist mit nichts, als dem strengsten Stocke, im Zaume zu halten, und auch diese Instanz ist noch nicht hinreichend, wenn sich ihnen große Wahrscheinlichkeit zeigt, daß der Betrug oder Diebstahl unentdeckt bleiben, oder jemand anders leicht dabey in Verdacht kommen könne.

Sie begreifen daher, liebe Emma, daß es unumgänglich nothwendig ist, diese Menschen immer unter der strengsten Aufsicht zu haben, vor ihnen unausgesetzt Alles zu verschließen, und nie eine Thür offen, ein Schloß unverschlossen zu lassen. — Dazu kommt bey vielen männlichen Domestiquen noch eine unglaubliche Faulheit und Schlafsucht, oft selbst dann, wenn lang anhaltender Dienst, Nachtwachen, Strapazen u. s. w., nicht von ihnen gefordert werden.

Hr. Faber hat sich in seinem Panegyrikus von St. Petersburg und von Allem, was vaterländisch, d. h. was russisch ist, in seinen Bagatelles ein Vergnügen daraus gemacht, das Publikum mit dem Ideale eines Bedienten, mit seinem Feodotte, mehrere Seiten hindurch zu unterhalten. Wenn es unbescheiden seyn würde, Jemand, der die Achtung des Publikums genießt, in dem er lebt, einer unerhörten Uebertreibung zu zeihen, so ist es mir doch erlaubt zu bemerken, daß ich noch Niemand in St. Petersburg gefunden habe, der, ohne zu lächeln, die Schilderung dieses Wunder-Feodotte's gelesen, und ihn am Ende für etwas Anders, als eins von den vielen schönen Bagatellenbildern gehalten hätte, zu denen der unbefangene Ausländer — der freylich das Motto auf dem Titelblatte der Bagatellen in St. Petersburg nicht zu dem seinigen machen kann — die Originale umsonst sucht. Nach meiner eigenen zweyjährigen Erfahrung gibt es schwerlich einen russischen Domestiquen von solcher negativen Vortrefflichkeit, der so wenig den nationellen und Lieblings-Fehlern der Russen, dem Betruge und der Trunkenheit, nachhinge, als dieser. Ueber die positiven Fähigkeiten dieses Wunder-Feodotte's ist nicht zu streiten; Sie erinnern sich, Emma, daß ich selbst darüber in einem Briefe, über die Nationalität der Russen, an Eduard, denselben, wie billig, volle Gerechtigkeit habe wiederfahren lassen. — Hier war es blos meine Absicht, die vielen und einzigschlechten Seiten des russischen Gesindes zu schildern, um dadurch auf ein drittes Hauptverdienst der russischen Hausfrauen zurückzukommen, auf das Verdienst des Umgangs und der Beaufsichtigung dieses Gesindes. Welche grenzenlose Geduld, welche Ausdauer auf der einen, welche ununterbrochene Aufmerksamkeit, Strenge und Unbeugsamkeit auf der andern Seite, gehört nicht dazu, um mit dieser Menschenart durchzukommen! — Es wäre leicht, durch einiges Detail der häuslichen Verhältnisse zwischen Hausfrauen und Gesinde darzuthun, daß nirgends dieser verehrungswürdige Stand achtungswerther und zugleich schwerer sey, als hier; daß der Einfluß dieser Summe von häuslichen Geschäften, Sorgen, Beschwerden und Unannehmlichkeiten nothwendig die Untauglichkeit dieser guten Hausfrauen für das feinere, schönere, gesellige Leben bewirken müsse. Daß ich Ihnen alle diese Details erspare, liebe Emma, das danken Sie meinem eigenen Glauben an Ihren Werth als Hausfrau, die, nach dem Gesagten, besser als ich Laye, beurtheilen wird, daß die Hausfrauen von St. Petersburg aller Achtung würdig sind, und in der anspruchlosen Uebung ihrer häuslichen Tugenden den Kranz verdienen, den ihnen hier der vorurtheilslose Ausländer mit Freuden reicht.

Ich begrüße Sie, und Eduard, mit der Freundschaft und Liebe, mit der ich Ihnen immer angehören werde.
Ihr u. s. w.

Reise von Paris nach Nizza.

(Beschluß.)

6.

Um unsere Reise nach Nizza fortzusetzen, beschlossen wir erst bis St. Tropez zu Lande, und dann wieder zu Wasser zu gehen. Dies geschah der englischen Kaper wegen, die man im Kriege nur zu häufig im Bassin von Hyeres erscheinen sieht. So wie wir Hyeres verlassen, und einen Theil der schönbebauten Plaine durchschnitten hatten, fingen wir an die Bergkette hinaufzusteigen,

womit dieselbe eingefasst ist. Die Ansichten sind sehr pittoresk, die mineralogischen und botanischen Merkwürdigkeiten verdienen Aufmerksamkeit. Der Glimmer liegt hier und da fußhoch; die herrlichsten Eichenarten zeigen sich in südlicher Verkleinerung neben dem Erdbeerbaum. So reist man einen ganzen Tag, bis man endlich bey Cogolin wieder in die Ebene tritt, und längs des Golfes nach St. Tropez kommt. Dies Städtchen liegt in einer unfruchtbarn Gegend, hat aber eine sehr gesunde Luft. Nie drang die Pest bis dahin, ob gleich Alles in der Nachbarschaft angesteckt war. Die Hauptnahrungszweige der Einwohner sind der Schiffbau, der Handel mit Holz und Kork, das Stöpselschneiden und die Fischerey. Am Einträglichsten ist der Thonfischfang, ob er gleich freylich auch viel Kosten macht, da, außer den theuern Netzen, auch ein beträchtlicher Pacht an die Regierung dafür bezahlt werden muß. Der Thon wird in der Nähe frisch, bey größern Entfernungen gesalzen, oder marinirt verführt. In Kriegszeiten ist aber der Fang weit weniger ergiebig, weil das Kanonenfeuer wahrscheinlich die Fische von der Küste entfernt.

Wir nahmen jetzt eine Barke, und durchschnitten den Golf, der auf den Charten mit dem Namen Golfe de Grimaud bezeichnet ist. Hierzu ist nur eine Viertelstunde nöthig, während der Umfang zu Lande drey Lieuen beträgt. Jetzt ruderten wir um die Pointe des Yßamboes, und flogen mit einem vortrefflichen Winde längs des Golfes von Frejus fort. Doch da wir diese Stadt besehen wollten, beschlossen wir bey dem Flecken St. Raffau, (St. Raphael) dem eigentlichen Landungsplatze, vor Anker zu gehen. Der ehemalige so berühmte Hafen von Frejus ist nämlich schon seit Ende des achten Jahrhunderts versandet, und bildet jetzt eine große Ebene, über die man zu Lande dahin kommt. Alles in dieser Stadt verräth Armuth und Muthlosigkeit. Die giftigen Ausdünstungen der Hafenmoräste erzeugen bösartige Fieber, die besonders im Monat August sehr gefährlich sind. Der Handel mit Wein, mit Feigen und andern Produkten, der Sardellenfang, und die Verarbeitung des Gartenrohrs geben die Haupterwerbszweige ab. Das Gartenrohr (Arundo donax L.) wächst in den hiesigen Morästen in solcher Menge, daß man für 40 — 50,000 Livres jährlich deren erhält. Es wird zu Blumenstäben, zu Netzhölzern, zu Fischreußen, zu Jalousien, zu Dachschindeln, zu einer Menge größerer und kleinerer Geflechte, kurz, zu unzähligen Dingen verarbeitet. Aber gerade dieses nützliche Rohr ist auch die Ursache, warum man in der Nähe von Frejus noch so viele Moräste bestehen läßt. Schon waren nämlich in frühern Zeiten zwey Drittheile davon ausgetrocknet worden, als die Unternehmung in die Hände einer neuen Gesellschaft kam. Diese befindet sich besser dabey, das dort wachsende Rohr zu verkaufen, und so wüten die pestilenzialischen Fieber unaufhörlich fort. Frejus hat indessen ein großes antiquarisches Interesse, und wird daher noch immer von Fremden besucht. Wer sich vor dem hiesigen morastigen Wasser hütet, und seinen Wein entweder ganz pur, oder doch mit Quellenwasser aus der Nachbarschaft trinkt, der bleibt bey einem kurzen Aufenthalte gewiß von dem Fieber verschont.

Man erzählte uns so viel von den Merkwürdigkeiten des Berges l'Esterel, daß wir den Entschluß faßten, wieder ein Stück zu Lande zu gehen. In der That wurden wir durch die herrlichsten Ansichten belohnt, und fanden südliche Gebirgspflanzen im Ueberfluß. Nach einem Wege von vier Stunden kamen wir bey dem Wirthshause gleiches Namens an. Es liegt sehr mahlerisch mit Bäumen umgeben, und ist mit einem herrlichen Brunnen versehen. Nichts Angenehmeres als dieser Gebirgspaß. Rund umher die romantischsten Landpartien, und dann von Zeit zu Zeit das glänzende blaue Meer, und die cerinischen Inseln in magischem Sonnenschein. So stiegen wir endlich nach Cannes hinab, das sich sehr schön präsentirt. Am andern Ufer des Golfes liegt das Dorf Napoulo, das noch ungesunder als Frejus ist. „Selbst die Hühner" — sagt ein provençalisches Sprüchwort — „haben das Fieber daselbst." Die Einwohner ziehen viel Orangenbäume um der Blüten willen. Große Quantitäten davon pflegen in die Parfums-Fabriken nach Große und Nizza zu gehen. Durch liebliche Gegenden kamen wir nun vollends nach Antibes, das zwar nicht viel bedeuten will, aber einen sehr schönen Hafen hat, und seiner Fische wegen in großem Rufe steht. Um drey Uhr Nachmittags nahmen wir eine Barke, und um sechs Uhr langten wir in dem Hafen von Nizza an. Die Aussichten auf das herrliche Berg-Amphitheater und auf die grünenden Gestade waren bezaubernd schön.

Nizza liegt in einer höchstromantischen Landschaft am Fuße eines hohen Berges, des Montalban. Das Ganze bildet einen Triangel, und hat ungefähr eine Stunde im Umfang. Der obere oder ältere Theil ist häßlich. Enge winkelige Straßen, hohe finstere Häuser, und überall die ekelhafteste Unreinlichkeit. Das untere oder neuere Viertel hingegen ist ganz das Gegentheil. Hier sind die Straßen nach der Schnur gezogen, schön und breit, so wie die Häuser von sehr guter Architektur; auch herrscht hier ziemliche Reinlichkeit. Dieser ganze Theil zieht sich am Meere hin, das hier schöner als irgendwo erscheint. Noch befindet sich auf der Seite von Antibes am Paglion eine Art Vorstadt, die äußerst zierlich ist. Es sind zwey niedliche Häuserreihen, von denen jedes sein artiges Gärtchen hat. Das Ganze ist unter dem Namen Faubourg de la Croix bekannt, und vorzugsweise zu Fremdenwohnungen eingerichtet. Außer einer herrlichen Terrasse, die den Hafen beherrscht, hat man auch einen schönen mit Palmen bepflanzten Cours in der Stadt. Die herrlich-

sten Spaziergänge aber bietet die reizende Gegend dar. Es ist ein großer Garten mit Pflanzungen aller Art bedeckt: die üppigste Vegetation, die man sich denken kann. Auch Johannisbrotbäume und Aloen findet man hier. Auf den Anhöhen gibt es für den Zeichner vortreffliche Standpunkte, besonders auf der Terrasse des ehemaligen Klosters Cimiez, und bey einem Landhause, le Piol genannt. Hier sieht man, wie sich das herrliche Gebirgsamphitheater von Norden nach Süden senkt, und die reiche blühende Landschaft liebend mit seinen Armen umfasst.

Das Klima von Nizza ist vielleicht das Lieblichste von Europa, wären nur die Insektenschwärme nicht! Diese verleiden einem besonders den Sommer, der sonst, der Seewinde wegen, nichts weniger als glühend ist. Zum Glück sind aber die Gebirgsgegenden von dieser Plage frey. Mehrere Fremde pflegen daher den Winter in der Stadt, und die Sommermonate in den Gebirgen zuzubringen. Im Winter kann man sich nämlich durch Netze, durch Räucherungen u. dgl. noch immer vor jenen Quälgeistern schützen. Wenn noch kein Hauptorgan angegriffen ist, erholen sich die kränksten Personen in diesem herrlichen Klima äußerst schnell. Man hat die abgezehrtesten Hypochondristen u. s. w. in wenig Monaten auffallend zunehmen sehen. Sehr viel tragen auch die vortrefflichen Lebensmittel dazu bey. Das Rindfleisch, die Kapaunen, die welschen Hähne, das Wildpret, die Gemüse, die Früchte, der Wein, Alles ist gut und im Ueberfluß. Das Brot und das Wasser könnten etwas besser seyn. Schildkröten-Bouillons liefern die hiesigen Apotheker sehr gut, und in billigen Preisen. Ueberhaupt ist es nicht theuer in Nizza; nur muß man zu dingen verstehen. Die Einwohner sind ein sanftes, fröhliches Völkchen, doch ohne große Geisteskultur. Indessen findet man dennoch ein Theater, und einige Leih- und Privat-Bibliotheken, ja sogar auch eine Stadt-Bibliothek daselbst. Der Handel ist unbedeutend, die Industrie ebenfalls. Der Ackerbau und der Absatz der Landesprodukte machen die Haupterwerbszweige aus.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden.

(Beschluß.)

Die Offiziers speisten wenigstens an dreyßig, aufs Geschmackvollste verzierten, Tafeln, und zwar Hohe und Niedere, Französische und Sächsische, Dienende und Pensionirte, Dienstdüchtige und Invaliden in bunter Reihe. An jeder Tafel machten einige Offiziers mit weissen Binden um den Arm die Honneurs. Oben quer in diesem wandlosen Freuden-Saal stand unter Baldachin ein rothsammetner Stuhl für den Kaiser, welcher auch wirklich durch seine Gegenwart auf einige Zeit das Fest verherrlichte. Ihm weihte man natürlich den ersten Toast, wozu die Kanonen von den Wällen donnerten.

Von dem fröhlichen Gewimmel übrigens an den Tafeln der Gemeinen, von dem Gläserklang und Vivatgeschrey, von dem Singen und Springen und lieblichen Wesen, von den Illuminationen, welche bey hellem lichten Tage schon in so manchem Oberstübchen sich zeigten, kein Wort. Dergleichen versteht sich von selbst. Doch hat man von keinem Excesse gehört. Alles lief eben so friedlich als fröhlich ab. Interessant war es, daß die französischen Garden die sächsischen mitbewirtheten, und zum Theil sogar freundschaftlich bedienten. Auch hatten manche Gardisten ihre Wirths-Familien zur Tafel gezogen, welche dann wacker aufs Wohl des Kaisers mitsangen und tranken.

Aehnliche Mahlzeiten wurden auch in der Friedrichsstadt, aber in Bürgerhäusern, auf dem Link'schen Bade und in den französischen Lagern auf beyden Elb-Ufern, gehalten.

Große Mittags-Tafel gaben übrigens der Herzog von Bassano dem diplomatischen Korps; der Baron Bignon, französischer Gesandter in Warschau, den vornehmen Polen; der französische Minister am Dresdner Hofe, Baron Serra, den Chefs der sächsischen Landes-Behörden; der französische Minister und Staats-Sekretär, Graf Daru, den französischen Civil-Behörden, und der Divisions-General, Graf Friaul, der französischen und sächsischen Generalität; Graf Durosnel endlich, Kommandant der französischen Truppen in Sachsen, gab Ball und Souper von 160 Konverts.

Der Kaiser selbst speiste um acht Uhr mit der gesammten Königl. Familie auf dem Schlosse an der, nur in außerordentlichen Fällen üblichen, großen Ceremonien-Tafel, wobey der König die Gesundheit des Kaisers, der Kaiserinn und des Königs von Rom, unter dem Donner der Kanonen ausbrachte. Abends verherrlichten das Fest Illumination und Feuerwerk, welches Letztre auf der Elb-Brücke, auf der Elbe selbst, und vorzüglich auf dem jenseitigen Elb-Ufer von den französischen Garden abgebrannt wurde.

Das Waffenfeuer, wie die brennenden Obelisken, Namen und Sterne von Brillantfeuer, die Girandolen von Leucht-Kugeln und Raketen ꝛc. übergehen wir, als bekannt und oft gesehen. Aber einzig in seiner Art, und hier noch nie gesehen, war das Lust- und Kunstfeuer der Garden. Aufgestellt in ungeheuern Linien, hart am Elbspiegel von Neudorf bis oberhalb Neustadt, gab die untere Hälfte bis an den Japanischen Garten ein unaufhörliches Heckfeuer mit Schwärmern, die obere Hälfte zu beyden Seiten der Brücke bis an die Bär-Bastion ein ewiges Heckfeuer von Leuchtkugeln, während das Brillant-, Raketen- und Girandolfeuer der Brücke, das Wasserfeuer an der obern Schiffbrücke und die Kanonen auf den Wällen gleichsam die Haupt-Takte dieses wunderschönen, Bataillen ähnlichen, Schauspiels bildeten, das keiner Beschreibung fähig ist. Bey jeder der tausend und aber tausend Leuchtkugeln erblickte man auf Augenblicke die feuernden Garden am Ufer des Stroms, in welchen die flimmernden Lichtchen herabstürzten, beyde Schiffbrücken und die große Elb-Brücke voll Menschen, Wagen und Pferde, und im Hintergrunde die Neustadt, an deren Horizont in der Ferne die feurigen Spuren der Illumination in den französischen Lagern sich zeigten, welche die Dresdner Heide auf beyden Ufern der Priesnitz von der Radeberger bis zur Bautzner Straße durchschneiden.

Dergleichen festliche Tage, wo das Volksmeer unruhiger wogt, als gewöhnlich, und nicht selten über seine Ufer tritt, gehen selten ohne Unglück ab. So auch diesmal. Einige Menschen stürzten von der untern Schiffbrücke, von Wagen und Pferden gedrängt, ins Wasser; ein Schiffer, der es wagte, unter dem ewigen Flintenfeuer über die Elbe zu fahren, und ein andrer junger Mann, der den Feuernden zu nahe kam, wurden durch Schwärmer so verwundet, daß sie schwerlich mit dem Leben davonkommen werden. Eine Frau ward überfahren, ein Kind überritten. Allein eben so wahr als traurig ist es, daß die Erdulder solcher Unfälle durch Neugierde, Unvorsichtigkeit oder Keckheit meist selbst daran Schuld sind.

Nro. 210.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 2. September, 1813.

Groß kann man sich im Glück;
Erhaben nur im Unglück zeigen.
v. Schiller.

Zaleukus.

„Wer der Ehe Bande bricht,
„Soll hinfort geblendet leben. —
„Widerrufen kann ich's nicht,
„Das Gesetz, das ich gegeben.
„Vaterherz, du weicher Thon,
„Härte dich zum Marmelsteine:
„Ach, es wich mein eigner Sohn
„Aus Diana's keuschem Haine!

„Und ich selbst — o doppelt hart! —
„Muß ihm nahn als Urtheilsprecher!"
So Zaleukus; sieh, da ward
Vorgeführt der Ehebrecher.
Und das Volk, es wogt heran,
Neugier hält den Sinn gefangen,
Ob der Vater richten kann
Sonder väterlich Erbangen.

Und gestählt zum Heldengang,
Steigt er auf der Bühne Stufen,
Säumet nicht Minutenlang,
Ernst der Menge zuzurufen:
„Lokrier, heut prägt euch ein,
„Daß ich unparteylich richte:
„Er auch soll geschieden seyn
„Von der Augen süßem Lichte!"

Und der Erstgeborne tritt
Näher jetzt in blonden Locken,
Mit gesetztem Mannesschritt,
Und beginnt gar unerschrocken:
„Weil Zaleukus mich gezeugt,
„Soll er meiner drum nicht schonen!
„Sein Gesetz hab' ich gebeugt;
„Volle Strafe muß mir lohnen.

„Aber eh' ihr löscht den Glanz
„Dieser klaren, hellen Sonnen,
„Mich verstoßt ins Dunkel ganz,
„Gönnt die labendste der Wonnen:
„Zeigt nur einmal, einmal noch
„Mir die sanfte Vatermiene! —
„Mein Geliebter bleibt er doch!
„Spricht sie, winkend stille Sühne."

Jetzt, ach, wird Zaleukus weich,
Und der Vater lähmt den Richter.
„Jene Strafe mildr' ich euch:
„Eins nur eurer holden Lichter
„Sollt ihr missen!" — Sprach's, und kühn,
Daß an Vollkraft nichts verloren
Sein Gesetz, ha! sieht man ihn
Selbst ein Auge sich durchbohren.

Fr. Raßmann.

Reminiszenzen aus dem Abruzzo.

5.

Weg über Capistrello nach Avezzano.

An einem der schönsten Morgen, gleich den erquickenden Sommermorgen auf den hohen Alpen, trat ich nun meine Winterreise zum See Fucina an. Der Rückblick in die Gegend von Civitella machte es mir von neuem leid, daß ich dort nicht längere Zeit verweilte. — Civitella ist von sehr ansehnlichen Felsen und Gebirgsmassen gleichsam im Halbzirkel, den dieselbe Gebirgsseite bildet, eingeschlossen. Diese Massen sind von reichbewachsenen Baumhügeln wildwachsender Bäume umgürtet. Im tiefen Grund

fließt der von Capistrello kommende Bach, weiter unten Liris genannt. Am günstigsten scheint diese Gegend in der Abendbeleuchtung zu seyn, weil dann die großen Massen abgeschieden von allem kleinlichen Beywerk feyerlicher hervortreten.

Fast alle Bergthäler sind, wo sie gegen die Höhen auslaufen, nakt, und am wenigsten mahlerisch interessant. Dies gilt auch von dem letzten Theil des Val Roveto, doch finden sich noch sehr weit hinauf ansehnliche Eichen-, Nuß- und Kastanien-Bäume. Herden von Schafen und Ziegen, Landleute, die Kastanien braten, Buben auf den Nußbäumen, und eine Menge Weiber, die aus fruchtbarern Gegenden des Römischen kommen, und in schweren Körben auf den Köpfen Trauben und Feigen zum Verkauf in's Abruzzo trugen, belebten die Landschaft.

Ehe man nach Capistrello kommt, stößt man auf alte Mauern, an denen Opus Reticulatum zu sehen ist, und unweit davon, nur etliche Schritte tiefer, liegt die Ausflußstelle des großen Hauptkanals, durch welchen einst das Wasser aus dem See Fucina in den Liris geleitet wurde. Man kann von dieser, und zwar einzig von dieser Seite, in das innere des gedachten Emissairs hineindringen; es gehören aber Fackeln oder wenigstens Kerzen dazu.

Capistrello hat nur sehr wenige einzeln stehende arme Häuser. Die Bewohner dieser Hütten nähren sich hauptsächlich von dem See Fucina, der auch auf dieser Seite Lago di Capistrello, wie weiter unten bey Avezzano und Celano nach jenen Orten genannt wird. Am weitesten vom See selbst liegt Capistrello. Man braucht fast eine kleine Stunde vom Orte, bis man die langgedehnte Wasserfläche des Sees zu sehen bekommt.

Der See hat etwa 60 Miglien im Umfang, und macht, wenigstens von dieser Seite, geringen Eindruck, indem die umliegenden Berge keinen bestimmten Charakter von Größe tragen.

Ehe man zu den Hügeln kommt, wo sich diese weite Landschaft dem Auge öffnet, führt der Pfad durch eine geräumige baumleere Fläche. Hier war es, wo Kaiser Konradin geschlagen und gefangen wurde.

Avezzano. Emissair des Claudius.

Avezzano liegt in einer fruchtbarn Ebene, gleichsam in der Mitte eines sorgfältig angebauten Gartens. Die Entfernung des Orts vom See Fucina (hier Lago di Avezzano genannt) beträgt eine kleine Viertelstunde. In der Nachbarschaft sieht man das Dörfchen Alba, jetzt nur aus wenigen Häusern bestehend — zu den Zeiten der Römer war dieses Alba eine bedeutende Stadt. Weiterhin ist das Städtchen und Kastell Celano. Aus der Apenniner Kette betritt hier der Avellino vor, dessen Gipfel von Rom aus, hinter den Bergen von Tivoli und Subiako, sehr deutlich gesehen werden, zumal, wenn sie mit Schnee bedeckt sind.

Das Merkwürdigste in dieser Gegend sind die Ruinen eines der bewunderswürdigsten Werke des Alterthums, nämlich des Emissairs, der den See Fucina ableiten sollte, oder wirklich einmal abgeleitet hat.

Nur an Ort und Stelle kann man sich eine anschauliche Idee von dem Umfange, wie von den Schwierigkeiten dieses Unternehmens machen. Eine ausführliche Beschreibung dieses Emissairs findet man in Raphaelis Fabretti descriptio Emissarii Fucini, in seinem Buche de Columna Trajani Syntagma. Einen Auszug daraus liefert Antonio Antinori in seiner Raccolta di Memorie istoriche. —

Das Geschichtliche dieses großen Baues, an das man sich nothwendig zuerst erinnern muß, ist im Wesentlichen Folgendes:

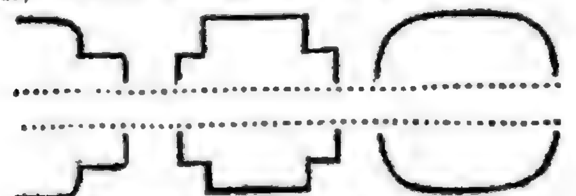
N e r o C l a u d i u s beschloß die Ausführung einer Idee, die schon Cäsar gehabt hatte, — den See abzuleiten, mehr aus Ruhmsucht, als um den Klagen der Marsen, die um den See wohnten, abzuhelfen.

Man war anfänglich Willens, das Wasser des Sees in die Tiber zu leiten; dieser Plan wurde aber aus mehreren Gründen verworfen, und dagegen festgesetzt, daß der Kanal gegen den Liris hinausgeführt werden sollte. Die Strecke, die durchgraben werden musste, betrug drey und eine halbe Miglien, und zwar hatte man einen ganzen Berg, dessen Felsenlager aus hartem mit Kieseln vermischten Traventinstein besteht, zu durchmeißeln. Nach dem S u e t o n arbeiteten eilf tausend Sklaven eilf Jahre lang an diesem Werke.

Der Anfang dazu wurde damit gemacht, daß man tiefe B r u n n e n (Pozzi) eröffnete, die bis zu der nivellirten Linie des Kanals hinabgingen. Nur mittelst dieser Oeffnungen, deren etwa zwey und zwanzig waren, konnten zu gleicher Zeit eine Menge Arbeiter in Thätigkeit gesetzt werden, aber immerhin musste ihre Anzahl beschränkt bleiben, wenn einer nicht den andern hindern sollte. — Daher fanden die Architekten es für nothwendig, außer den Brunnenöffnungen s c h r ä g h i n a b l a u f e n d e G ä n g e, die mit jenen Gemeinschaft hatten, durch den Felsen hauen zu lassen. Diese schrägen Gänge — sie heißen im Italienischen, nach der lateinischen Benennung, coniculi — hatten am Eingange eine in Verhältniß gegen ihre Breite beträchtliche Höhe, um vieles Licht auffassen zu können. — Die Pozzi hatten eilf, vierzehn, bis zwey und zwanzig Palmen Breite; die Coniculi neun Palmen Höhe und fünf Palmen Breite; der Hauptkanal bey'm Eingang siebzehn Palmen Höhe und zwölf Palmen Breite. Bey'm Ausfluß betrug seine Höhe über zwanzig Palmen.

Um die Gewalt des in den Kanal dringenden Wassers zu brechen, hatte man Wasserbehälter (receptacula) von verschiedener Form errichtet. Der erste glich einem ein-

gezackten Halbzirkel, der zweyte einem vieleckigen Quadrat, der dritte einem Oblong von ovaler Form.



Die letzte größte dieser Formen hieß die Piscina, und aus ihr hatte das Wasser muthmaßlich einen Fall von etwa vierzig Palmen in den Kanal hinab. Die größere oder geringere Höhe des Falles hing von der Höhe — d. i. dem Steigen oder Abnehmen — des Wassers in dem See ab. —

Bey der ersten Eröffnung der gedachten Schleusen, (über die schrecklich-tragische Scene des Sklavenkampfs, der auf Befehl des Claudius gehalten werden musste, und vielen Tausenden das Leben kostete — lese man die denkwürdige Schilderung des Tacitus), zeigte sich's, daß die Mauern am Eingang nicht stark genug gewesen waren. Die Fluth aus dem See zerbrach mit furchtbarem Getöse jene Schranken, welche die erste Wuth der großen Wasserlast hemmen sollten, und verursachte eine unerwartete Schreckensscene. Agrippina, die Gemahlinn des Claudius, machte dem ersten Minister Narcissus wegen übelangebrachter Oekonomie Vorwürfe. — Mit einem Wort, der erste Erfolg einer unermesslichen Arbeit war nicht glücklich, und dies musste für alle Theilnehmer an jenem Werk um so empfindlicher seyn, je größer die Erwartung davon gewesen war, die eine unermessliche Menschenmenge herbeygezogen hatte. —

Der Kanal wurde nachher vertieft, und das, was beschädigt oder fehlerhaft angelegt gewesen war, verbessert, so daß der Emissair noch unter dem Claudius ganz zu Stande kam. Sueton sagt: perfecit opera magna. — Unter der Regierung des Nero wurde das Werk — seines Vorgängers — wahrscheinlich aus Neid, vernachlässigt. Trajan, und nach ihm Adrian, liessen den Kanal wieder reinigen, was aus vielen gefundenen Inschriften erweislich ist.

So viel von der ältern Geschichte des Emissairs. — Gegenwärtig liegt die Mündung des Kanals fast eine Miglie weit im See, und so tief im Wasser, daß man gar nichts mehr davon sieht. Man schließt daraus, daß der See ehemals bey weitem nicht so weit ausgetreten gewesen sey, als es jetzo der Fall ist. *)

*) Bey Celano finden sich Ländereyen, die den wahrscheinlich alten Namen, (margines) Margini, führen. Unstreitbar lagen diese in beträchtlicher Höhe über dem See, gleichsam als der Rand des Kessels oder tiefern Bettes den der See ausfüllte. In jedem Fall ist zu den Zeiten des Kaisers Claudius der See viel niedriger gewesen.

Die mehrsten Brunnen-Oeffnungen sind durch die Zeit oder von den Landleuten selbst verschüttet, so daß man von den wenigsten eine Spur übrig sieht. Dasselbe gilt von den Coniculis und gewissermaßen von dem Hauptkanal selbst. Im Jahre 1781 konnte man noch zu mehrern Stellen des Hauptkanals trocknen Fußes gelangen; jetzt ist er in seinem ganzen obern Theil mit Wasser angefüllt, welches offenbar aus dem angeschwollnen See hineingedrungen ist. So trägt nun das Ganze die sichtbaren Zeichen eines von der Zeit gänzlich zerstörten Werkes.

Kleine französische Denkwürdigkeiten.

Meist aus der großen Welt des XVIII. Jahrhunderts.

Ludwig XIV. wurde in allen seinen Umgebungen mit dem höchsten Respekte, und einer einem eigentlichen Cultus ähnlichen Verehrung behandelt, und je näher man ihm kam, desto mehr schien die Ehrfurcht für seine Person zu steigen. Es hatten aber auch Natur und Glück in diesem Monarchen Alles, was den Menschen Achtung einflößen kann, vereinigt. Sein Aeußeres entsprach in jeder Rücksicht seinem erhabnen Range. Mit schönen Gesichtszügen, einem hohem Wuchse und dem edelsten Anstande verband er sowol aus Liebhaberey als aus Politik eine besondre Würde im Reden und in seinen Manieren; auch ging seine Güte nie in Vertraulichkeit über. Ein einziger Blick von ihm vermochte den unbesonnenen Witzling im Zaume zu halten, und wenn er auf diese oder jene, von den angesehensten Staatsmännern seines Hofes bey ihm eingelegte, Bitte einmal die eben so seltsame als lakonische Antwort gegeben hatte: Das ist ein Fall! so war dies mehr als genug, um auch den angelegensten Sollicitationen ein Ziel zu setzen. Jene spanische, von seiner Mutter angeerbte Gravität, von welcher die Königinn, seine Gemahlinn, selbst das vollkommenste Muster lieferte, wusste er durch eine gewisse, den Franzosen so zu sagen eigenthümliche, Grazie zu mildern. Von Natur ernsthaft, so ernsthaft, daß selbst die ältesten Höflinge sich nicht erinnerten, mehr als einen einzigen Scherz aus seinem Munde gehört zu haben *), liebte er gleichwol die Fröhlichkeit an Andern, klatschte Beyfall bey Moliere's Lustspielen, und lächelte über die witzigen Einfälle der Frau von Montespan. Im Ganzen genommen hat kaum jemals ein König seine Rolle besser gespielt. Er wollte an einem fort repräsentiren, und ließ selbst in seinem Anzuge und Aeußer'n nichts außer Acht, was auf jenen Zweck Bezug hatte. So ließ er sich z. B. von Niemand ohne seine große weite Perrücke sehen, gerade, als wenn er

Das beweiset auch das in den See versunkene alte Vasseria. Von dieser, so wie von einer andern alten, vom der See überschwemmten, Stadt sah man (nach der Versicherung von noch lebenden Personen), in einem sehr heißen Sommer, als das Wasser sehr niedrig stand, sichtbare Kennzeichen.

*) S. Morgenblatt Nro. 108.

besorgt hätte, daß der Anblick seines kahlen, runzligen und sein hervorrückendes Alter beurkundenden Hauptes ihm etwas von seinem Ansehen, worauf er so außerordentlich viel hielt, benehmen möchte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 19. Aug.

Vorigen Samstag hielt das Musik-Konservatorium eine öffentliche Prüfung. Auf der Violine zeigten mehrere Schüler eine außerordentliche Fertigkeit. Da das nämliche Konzert von Mehrern hintereinander gespielt wurde, so konnte das Publikum urtheilen, inwiefern die Entscheidungen des zur Prüfung ernannten Jury's richtig waren. Am meisten erstaunten die Zuhörer über einen neunjährigen Knaben, der ein Schüler des Hrn. Kreutzer ist, und schon ein großes musikalisches Talent besitzt. Er hatte mit einem jungen Menschen von 16 bis 18 Jahren zu kämpfen, und kam ihm gleich. Bey der Ausführung der Stücke, die er zu spielen hatte, begleitete ihn sein Lehrer. Einer der Schüler, welcher sich auf der Flöte hören ließ, bediente sich einer kristallnen Flöte. Wie es scheint, ist dieses Instrument nicht so hellklingend, als eine gewöhnliche Flöte, und kommt im Tone etwa der Harmonika nahe.

Am Sonntage wurde das Fest des Kaisers, der schon angekündigten Vorschrift gemäß, gefeyert. Des Morgens wurde der erste Stein zu den drey neuen Märkten gelegt. Auf einem dieser Märkte hatte man einige Tage zuvor beym Ausgraben eine deutsche Münze gefunden. Sie wurde dem Institute zur Untersuchung vorgelegt. Es fand sich aber, daß es nur ein Denkpfennig war. Auf der einen Seite stand: Ist min Scha.. noch trouw, und auf der andern: Bezwill nit Got sal trouwlon, welches gewiß heißen sollte: Ist mein Schaz noch treu, und: Zweifle nicht, Gott wird die Treue lohnen. Einerseits waren zwey ineinander verschlungene Hände, und andrerseits eine Jungfrau mit einer Krone in der Hand abgebildet. — Um Mittag wurde von einem aus sechzig Tonkünstlern bestehenden Orchester eine feyerliche Messe in der Metropolitan-Kirche in Gegenwart der Staatsbehörden aufgeführt. Sie war von einem Schüler Haydn's, Hrn. Neukomm, in Musik gesetzt worden, und hat allgemein gefallen. Auch das Domine salvum fac imperatorem, das am Ende der Messe gesungen wurde, war von ihm. Das Orchester dirigirte einer der ersten Violinspieler an der Oper, Hr. Chol. Auf der Seine wurde gegen vier Uhr mit blauen und rothen Böten ein Wasser-Rennen gegeben, und in den Champs elysées andre Volksspiele. Am Hofe war Abends Schauspiel; da dieses ziemlich spät endet, so konnte die Musik, worauf das Volk mit Ungeduld harrte, erst gegen halb zehn Uhr aufgeführt werden. Der Garten, das Schloß und die großen Gebäude, wie auch die meisten Häuser in der Stadt, waren erleuchtet. Erst um halb eilf Uhr wurde das Feuerwerk abgebrannt. Hr. Degen hatte die Erlaubniß bekommen, Nachmittags in einem Luftballon aufsteigen zu dürfen. Unter den Erleuchtungen hat man eine bemerkt, die von dem Hrn. Bordier-Marcet aus Genf herrührte, der bekanntlich die Argand'schen Lampen verbessert hat. Der Erfinder hatte um die Erlaubniß angehalten, auf dem Gegitter der elysäischen Felder die beyden Buchstaben N. und L., jeder zwölf Fuß hoch, mit seinen parabolischen Spiegeln illuminiren zu dürfen. Dies war ihm auch verstattet worden. Er hatte achtzig kleine Lampen dazu gebraucht; die beyden Buchstaben waren so glänzend, daß sie einen großen Stern hinter demselben verdunkelten, und sogar noch in einer Entfernung von einer Viertelstunde die schönste Wirkung thaten. — Am folgenden Tage wurden im großen Saale des Kaiserlichen Instituts die Preise von der Universität ausgetheilt für den diesjährigen Konkurs der vier Pariser Lyzeen. Da die Zahl der Schüler allzu groß ist, so hatten nur die Eltern derjenigen, welche sollten gekrönt werden, Einlaßzettel bekommen. Das Universitäts-Korps war, wie gewöhnlich in feyerlichem Ornate. Der Großmeister, Graf Fontanes, hielt eine Rede, worin er besonders von der Nothwendigkeit sprach, der Jugend monarchische Gewohnheiten, (des habitudes monarchiques), einzuflößen, und sie frühzeitig daran zu gewöhnen, die Alleinherrschaft als eine nothwendige Bedingung der Ruhe und Ordnung im Staate anzuerkennen. Ein Professor der Universität hielt eine lateinische Rede. Darauf wurde zur Vertheilung der Preise geschritten; bey Ablesung der Namen der Gekrönten wurde stets bemerkt, in welchem Lyzeum und in welcher Erziehungsanstalt oder Institution, (falls sie zu einer gehörten), sie unterrichtet wurden. Man beschäftigt sich mit der Errichtung einiger neuen Lyzeen in Paris; doch wird es im folgenden Schuljahr wol noch bey vier bleiben. Was die neue Universität noch zu wünschen übrig läßt, ist eine strenge Auswahl der Lehrer. Man beklagt sich darüber, daß nicht genug auf ihre Sittlichkeit gesehen wird; vielleicht wird darüber in der Folge ein wachsames Auge geführt werden. Erst seit einigen Jahren hat sich die Universität wieder erhoben. Sie kann also unmöglich schon ein ganz vollkommnes Ganzes bilden.

Es ist wieder eine neue Lieferung von Grimm's Korrespondenz erschienen, und zwar in acht Bänden, die zusammen 204 Bogen ausmachen. Durch die ungeheure Ausdehnung dieses Werkes ist die Neugierde des Publikum ziemlich gesättigt worden; indessen wird dasselbe noch mit Lust gelesen, zumal da in allen Bänden so manches Interessante steht. Aus diesen letzten Bänden, welche sich von 1753 bis 1769 erstrecken, erhellt, daß der berühmte Abbé Raynal diese Korrespondenz angefangen hat, und nachdem er drey Bände davon verfertigt hatte, dieselbe dem Baron von Grimm überließ, der sie dann mit Diderot und andern großen Schriftstellern fortsetzte. Andre merkwürdige literarische Produkte der letzten vierzehn Tage sind: Der erste Theil von Leblons Reisen nach den antillischen Inseln und dem südlichen Amerika, von 1767 bis 1802, 30 Bogen mit einer Karte und einem Kupfer. Diese Reisen sind nicht blos geographisch, sondern auch historisch, und enthalten zugleich die Erzählung der Begebenheiten, von welchen der Verfasser Augenzeuge war. Ferner die sechste Auflage von Rabaut's historischem Abriß der französischen Revolutionsgeschichte, und insbesondre der Assemblée constituante. Die zweyte Auflage von Carnots Betrachtungen über die Metaphysik der Infinitesimal-Rechnung. Die dritte von dem Gedicht: l'Art de diner en ville. Eine neue Schrift von Puységur über den Magnetismus, betitelt: Appel aux savans observateurs du 19 siècle; eine kurze Geschichte der noch vorhandenen Ritter-Orden in Europa, erste Lieferung, mit Kupfern; die sechste Auflage der französischen Aviceptologie oder Kunst, Vögel zu fangen, mit einer vollständigen Abhandlung über die Nachtigall. Der neunte Band von Merlins Universal-Repertorium der Rechtsgelehrsamkeit; die siebente Lieferung von Laurent's Musée Napoléon, und eine neue Anweisung der Stenographie, von Conen de Prépeans.

Die zweyte und dritte Aufführung der neuen großen Oper: Medea und Jason, ist viel ruhiger und für den Verfasser günstiger gewesen, als die erste. Die Musik hat weit mehr gefallen, und man hat einige sehr gute Stücke darin bemerkt. Bey der ersten Aufführung sollen manche Musici im Orchester mit Fleiß schlecht gespielt haben, weil die Musik nicht von einem Meister des Konservatoriums herrührte, und die meisten Tonkünstler in den Theater-Orchestern aus dieser Anstalt kommen.

D.

Nro. 211.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 3. September, 1813.

Ich bin, o Gott, kann ich in Hypothesen
Gleich nicht das große Räthsel lösen,
Ich bin ein Funke deiner Ewigkeit,
Und mein Gefühl mit Feuerschwingen
Kann auf zu deiner Größe dringen
In seines Werthes Trunkenheit.

Seume.

Wie James Beattie seinen Sohn auf den Begriff vom Daseyn Gottes führt.

Der Doktor James Beattie (geb. zu Laurencekirk in Schottland 1735, gestorben als Professor der Logik und Moralphilosophie an der hohen Schule zu Aberdeen 1803) hat sich durch eine Reihe populärer philosophischer Schriften, die alle eine höchstedle moralische Tendenz haben, auch außer seinem Vaterlande verdienten Ruhm erworben, und sein Name erhielt neben denen seiner berühmten Zeitgenossen und Landsleute, den Robertson, Hume, Ferguson, Reid, Smith, Stewart und Blair, eine ehrenvolle Stelle. Seine philosophischen Versuche über Gedächtniß und Einbildungskraft, über Träume, Wachen und Schlaf, über Dichtkunst und Tonkunst u. s. w., seine Theorie der Sprache, seine Grundlinien der Psychologie, und sein zum Theil gegen Locke und Hume gerichteter Versuch über die Natur und Unveränderlichkeit der Wahrheit, wurden in mehrere Sprachen übersetzt, und fanden auch in Deutschland eine gute Aufnahme. Die bescheidene Liebenswürdigkeit des Schriftstellers und Philosophen verläugnete sich in dem Menschen nicht. Beattie war ein vortrefflicher Bürger und Familienvater. Er besaß zwey Söhne voll der schönsten Hoffnungen; beyde starben in der Blüthe der Jugend; der ältere, welcher bereits dem Vater als Professor der Philosophie in Aberdeen beygeordnet war, 1790 im zwey und zwanzigsten, der andere 1796 im funfzehnten Jahr. Dieser gedoppelte Verlust hatte den zärtlichen Vater tief gebeugt; er zog sich überall von der Welt zurück, und druckte seinen unendlichen Schmerz in einem rührenden Abriß des Lebens und Charakters des ältern Sohnes aus, womit er einige seiner Jugendversuche (London, 1800) begleitete. Aus diesem Abrisse ist das nachfolgende Bruchstück entlehnt.

* * *

Seine Kindheit (erzählt der Doctor) zeichnete sich einzig durch Sanftmuth und ausnehmende Folgsamkeit aus; beyde blieben auch, die ganze leider allzukurze Lebensdauer hindurch, Grundlagen seines Charakters. Die ersten moralischen Grundsätze, die ich ihm einprägte, waren, keine Unwahrheit zu sagen und Geheimnisse treu zu bewahren; ich kann versichern, daß er Beyden auch nicht ein einziges Mal untreu ward.

Um ihm die ersten religiösen Begriffe mitzutheilen, wollte ich die Zeit abwarten, wo er dafür sattsam empfänglich und vorbereitet wäre. Ich sah nicht ein, daß es nothwendig seyn könne, das Gedächtniß meines Sohnes mit theologischen Lehrsätzen und Sprüchen zu beladen. Von aller Art Unterricht und Kenntnissen wollte ich ihm jeder Zeit nur so viel beybringen, als er zu begreifen vermochte. Mit großer Sehnsucht erwartete ich eine ungezwungen sich darbietende Gelegenheit, bey der sich versuchen liesse, in wie weit sein Verstand, mittelst leichter Handleitungen, zu dem großen Gedanken, dem Grundsatze, wovon alle Religion ausgeht, dem Daseyn Gottes, sich zu erheben vermöchte. Ich erzähle die nachfolgende Geschichte keineswegs als Beweis eines vorzüglichen Scharfsinns; denn ich bin vollkommen überzeugt, daß andere Kinder unter gleichen Umständen eben so gefühlt und gesprochen hätten; meine Absicht ist einzig, einen moralischen Versuch bekannt zu machen.

Er hatte sein sechstes Jahr angetreten, und fing an

fertig zu lesen; noch hatte ich ihm von dem Schöpfer seines Daseyns nie gesprochen; ich besorgte, seinen noch ungeübten Verstand zu verwirren, und ich hatte aus persönlicher Erfahrung gelernt, daß nichts größere Störung in die Entwicklung der Geisteskräfte zu bringen geeignet ist, als wenn Kinder gezwungen werden, Worte auswendig zu lernen, die sie nicht verstehen. Einst, während seiner Abwesenheit zeichnete ich auf ein kleines Gartenbeet, das ihm für sein Vergnügen überlassen war, den Namen James Beattie; in die hinlänglich tiefen Furchen des Namenszuges säete ich Kresse, und ebnete die Erde wieder gleichförmig. Zehn Tage waren vergangen, als er in schneller Eile auf mich zugelaufen kam; sein Gesicht drückte Verwunderung und Erstaunen aus. Er ergriff meine Hand und sprach: O kommen und schauen Sie! mein Name ist auf dem Gartenbeet grün gewachsen! — Ich lächelte, und schien der angeblichen Wundererscheinung keinen Glauben beyzumessen. Er bat und flehte. Seine Bitten waren ausnehmend schmeichelnd, und wurden mit einer Kraftfülle und einem Nachdruck vorgetragen, die ich bey dem sanften und stillen Knaben noch gar nicht wahrgenommen hatte. Ich ließ mich hinführen, und machte mich dabey noch immer ein wenig über seine Leichtgläubigkeit lustig. — Da sehen sie, rief er, James Beattie! — Aber wie ist das geschehen? setzte er sogleich mit lebhafter Ungeduld hinzu. Ich antwortete leichthin: Du hattest völlig recht, das sehe ich, aber etwas sehr Wunderbares ist die Sache eben nicht; der Zufall kann so was hervorbringen. Damit wandte ich mich von ihm ab, und ging nach einer andern Seite des Gartens. Aber er folgte mir, hielt mich am Rocke fest, und während er mich mit Augen anblickte, worin brennende Neugier, heftige Ungeduld, und einige Strahlen hellen Verstandes sich spiegelten, sagte er: Das hat der Zufall allein nicht gethan; es muß Jemand das vorbereitet, und eigens so geordnet haben. Es hatte demnach sein noch wenig geübter Verstand bereits ein Gefühl der abstrakten Verhältnisse von Wirkung und Ursache, von Gründung und Folge, von Zweck und Absicht; ich fühlte eine innerliche unaussprechliche Freude darüber. Du glaubst also nicht, erwiederte ich, daß der Zufall diese regelmäßige Stellung der Buchstaben deines Namens hervorbrachte? — Nein, antwortete er mit festem Tone, das glaube ich nicht. — Gut! aber sieh jetzt dich selbst an. Sieh deine Hand, deine Finger, deine Füße an; sind sie nicht eben so regelmäßig gebildet, und leisten sie dir nicht sehr große Dienste? — O gewiß! — Und wer hat dich auf die Welt gesetzt? Wer schuf dich so, wie du bist? That es der Zufall? — Nein, das ist nicht möglich; gewiß ward ich erschaffen. — Und von wem? — Das weiß ich nicht, antwortete er nach kurzem Stillschweigen. Diese Antwort merkte ich mir; sie weicht von derjenigen ab, welche Rousseau seinem fantastischen Zögling auf eine ganz ähnliche Frage in den Mund legt. — Betrachte aber jetzt, fuhr ich fort, den Himmel, die Erde, diese schöne Sonne; wenn der Zufall nicht einmal ein so kleinliches Ding, wie die regelmäßige Zusammenstellung etlicher Buchstaben ist, hervorbringen konnte, glaubst du dann wohl, er habe diese Welt geschaffen? — O das kann unmöglich seyn!

Jetzt hatte ich ihn auf den gewünschten Punkt gebracht. Ich sah, daß, ohne sich noch darüber deutlich ausdrucken zu können, seine Vernunft nicht nur den Begriff von Wirkung und Ursache, sondern auch den des Verhältnisses einer verständigen Ursache zu einer regelmäßigen Wirkung, gefasst hatte. Jetzt sprach ich ihm den Namen des unendlichen Wesens aus, welches ihn, die Welt und die ganze Natur schuf; ich erklärte ihm einige der großen Züge jener göttlichen Weisheit und höchsten Einsicht, wie sie überall in dem wundervollen Werke der Schöpfung zu Tage liegen; doch sprach ich stets nur mit nüchterner Mäßigung von den Wundern der Natur; ich hütete mich, die Schranken allgemeiner und einfacher Lehren, für die der kindliche Verstand empfänglich war, zu überschreiten; aber den Begriff und den Glauben an einen Schöpfer aller Dinge prägte ich seinem Geiste fest ein; dies allein war in meinen Wünschen gelegen; einen größern Dienst konnte ich ihm als Vater, als Mensch und als Bürger nicht leisten. Der Eindruck dieser Stunde haftete tief: sie blieb ihm unvergesslich, und mir selbst bleibt sie eine der Erinnerungen, die meinen Verlust am schmerzlichsten erneuern. O eitle Entwürfe und täuschende Hoffnungen des Vaters! Siccine separat amara mors! —

U.

Guido's Abschied.

Diesen Blick noch, Liebe,
Diesen Kuß! —
O wie gern ich bliebe!
Ach, vergib! — Ich muß!

Meine Pflicht ist heilig.
Weine nicht!
Monde schwinden eilig.
Hoffnung, Zuversicht!

Fürchtest du die Schönen
Und den Feind?
Diesem, so wie Jenen,
Trotzt dein erster Freund.

Schwert an meine Hüfte,
Tödte mich,
Wenn der Niegeprüfte
Je von Treue wich!

Amor wird mich schützen
In dem Kampf
Vor der Schwerter Blitzen,
Und im Pulverdampf.

Auf dem Busen trage
Ich dein Bild.
Wenn ich fecht' und wage,
Ist's mein Zauberschild.

Wenn auch Kund' erschölle,
Daß mein Blut
Für den Lorber quölle,
Liebchen, fasse Muth!

Schmücken ehrenvolle
Wunden mich,
Ist nicht meine Rolle
Zum Beneiden? Sprich!

Ja, kein Ach ist ziemlich;
Dich ermannt,
Fall' ich groß und rühmlich
Für das Vaterland.

Doch nach Siegstropäen
Lispelt Ruh,
Frieden, Wiedersehen
Mir dein Schutzgeist zu. Hg.

Reminiszenzen aus dem Abruzzo.

6.

Neuester Versuch zur Wiederherstellung des Emissairs in dem Jahre 1790 und 91.

Die häufigen und gerechten Klagen der Bewohner der tiefer gelegenen Gegenden um den See Fucina über den Verlust ihrer Güter, für welche sie gleichwol fortdauernd die darauf lastenden Abgaben zu entrichten hatten, bewogen einen gewissen Abbate Lolli, aus Avezzano, einen Plan zur Wiederherstellung des Kanals dem Könige vorzulegen. — Die Sache blieb aber ohne Erfolg, bis der englische Gesandte Hamilton, der eine Reise zum See Fucina gemacht, und Alles mit eignen Augen gesehen hatte, dem Hofe (Ferdinands IV.) diese Angelegenheit von Seiten des Nutzens und des Ruhmes vorstellte. Man ernannte wirklich zwey Ingenieure, Parisi und Carletti, um die Ausführbarkeit des Lolli'schen Planes zu untersuchen. Ersterer lehnte die Sache von sich ab; der Zweyte, ein stolzer und von Personen, die gegen die Sache waren, eingenommener Mann, widersprach nicht nur den in der Vorstellung gegebenen Nachrichten und gefällten Urtheilen, sondern nannte sogar das ganze Projekt „die Ausgeburt eines fanatischen Kopfs." —

Lolli vertheidigte sich mit guten Gründen, und eben durch Hamiltons Einfluß wurde die Sache wieder in Anregung gebracht. Zwey wackere und sachkundige Männer, Pollio und Roberti, erhielten den Auftrag, den Emissair auf's Neue in Augenschein zu nehmen. Der Bericht dieser Beyden, so wie in späterer Zeit des Architekten Stile, fiel günstig für das Projekt aus, und im Jahre 1790 wurde wirklich mit der Ausführung desselben der Anfang gemacht. Es waren in Allem etwa sechzig Arbeiter angestellt unter der Leitung des ebengedachten Roberti. Lolli war als Oberdirektor des ganzen Unternehmens mit einem monatlichen Gehalt von 20 neapolitanischen Ducati ernannt. Die Arbeit dauerte in Allem etwa zwey und zwanzig Monate, und es wurden 18000 Ducati (12 neapolitanische Karolin machen einen Thaler, 10 einen neapolitanischen Ducato) ausgegeben. In dieser Zeit und mit diesem Gelde hatte man zwey Brunnen-Oeffnungen und drey Coniculi gereinigt; außerdem ein Paar leichte Gebäude vor dem Zugang zu dem ersten der gedachten Seitengänge aufgeführt.

Vielfache Schwierigkeiten mussten überwunden werden, bis das Werk so weit in Gang gebracht worden war. Aus Mangel an Einsicht in die Sache, oder aus Neid oder Privatinteresse waren selbst solche Personen dagegen, denen zunächst hätte daran liegen müssen, sie zu betreiben. Zu den Gegnern gehörten auch die beyden angesehenen Häuser, Colonna und Cesarini in Rom, die an jenem See große Besitzungen haben, und ihr beträchtliches Einkommen, das ihnen die Verpachtung des Rechts, im See zu fischen, gewährte, (ein Recht, das sie dort ausschlußweise besitzen), geschmälert zu sehen glaubten, wenn der Kanal wirklich zu Stande käme. — In Neapel suchten Carletti und seine Anhänger ihre Opposition durchzusetzen, und einen andern Plan in Aufnahme zu bringen. Dieser bestand darin, daß man bey dem kleinen Ort Lukka — in der Gegend des Sees von Capristrello — gewisse Stellen, wo man einsaugende Röhren in dem Erdreich bemerken wollte, vertiefen sollte; aber alle gemachte Proben widerlegten das Unstatthafte jenes Vorschlages.

Ein Haupthinderniß des guten Fortgangs der Sache war endlich die Uneinigkeit selbst zwischen jenen Personen, die nicht nur die Ausführbarkeit der Sache vertheidigten, sondern sie nun auf die wirkliche Ausführung nach ihrem Gutachten zu leiten hatten. Pollio und Roberti wichen gleich Anfangs im Anschlag der Unkosten sehr von einander ab. Der Erste berechnete die Unkosten auf 10,000, der Andre auf 100,000 Ducati. Als endlich die Sache auf Königlichen Befehl angefangen worden, entspann sich ein neuer Streit zwischen Beyden, indem Lolli (der Abbate, der zuerst das Projekt in Anregung gebracht hatte), nicht mit Roberti's Anordnungen zufrieden war. Roberti zog sich nach Neapel zurück, und ein gewisser Stile trat an seine Stelle, um die Arbeiten fortzusetzen. Dieser wich aber von dem angefangenen Operations-Plan gänzlich ab, indem er die Reinigung der Pozzi für überflüssig hielt. — Die Kammer der Finanzen, welche diese Ausgabe vom ersten Augenblicke an ungern gesehen hatte, brachte es nun dahin, daß ein Sicilianer, der Cavaliere Perticelli, nach Avezzano gesandt wurde. Dieser hielt sich nur kurze Zeit daselbst auf, sah den Kanal gar nicht, kommunizirte aber viel mit den Gegnern dieses Projekts. Höchstwahrscheinlich lautete sein Revisions-Bericht, der nie bekannt geworden ist, sehr ungünstig für das Unternehmen. Hierzu kamen die Unruhen, in welche die öffentlichen Angelegenheiten durch die immer weiter sich ausdehnende französische Revolution verwickelt wurden. So hörten mit einem Male alle Arbeiten auf. — Ohne Zweifel wäre es selbst bey den günstigsten Zeitumständen nicht anders gegangen, weil ein solches Unternehmen nicht im Geiste der jetzigen Zeit, oder derjenigen Personen lag, durch die es hätte zu Stande gebracht werden müssen. —

Indessen ist der See von Jahr zu Jahr immer mehr angeschwollen. — Der Ort Ortucchio steht fast gänzlich unter Wasser, so, daß die Einwohner ihr Vieh in Kähnen auf die Weide führen müssen. — Nächst diesem hat Benedetto, das an die Stelle des alten Valeria getreten ist, viel gelitten. Von Trasacca und Lucca sind einige Ställe unter Wasser gesetzt. An Feldgütern, Weingärten und Obstbäumen hat Avezzano beträchtlich eingebüßt, indem der See von dieser Seite fast drey Viertel Miglien weit vorgedrungen ist. —

Die alte Bemerkung von einem acht Jahre lang dauerndem Abnehmen und eben so lange dauerndem Steigen

oder Anschwellen des Sees hat sich, wenigstens in neuern Zeiten, nicht erwahrt. Nur in einem sehr trocknen Jahre fand eine so auffallende Abnahme des Wasserquantums Statt, daß man die Mauern der Mündung des Emissairs sehen, und 2550 Palmen weit in den Emissair vordringen konnte.

Daß der See einen natürlichen unterirdischen Abfluß habe, scheint ohne Zweifel zu seyn. Bey Lucca existirt ein Schlund im See, der ehemals, als das Wasser niedriger stand, von Vielen gesehen worden ist, und la Pedugna genannt wurde. Ein großer Theil des Wassers aus dem See scheint sich in Quellen zu verlieren, die gegen Sora auslaufen. Aehnliche Quellen brechen auf der Seite gegen Rom über Subiako hervor, und höchst wahrscheinlich kam das einst so berühmte Wasser, aqua martia genannt, aus dem See Fucina. *)

*) Ueber den Emissair des Tiberius Claudius Drusus Nero findet sich manches Bemerkenswerthe in der historisch-philologischen Beschreibung der alten und neuen Städte und Kastelle, die am Liris und Vibrenus liegen. — Descrizzione storico-filologica delle antiche e moderne città e castelli esistenti a costo i fiumi Liri e Fibreno. Napoli, 1798. — Unter andern sucht der Verfasser jenes Werks, der Abbate Ferdinando Pistelli, zu beweisen, daß in der alten Zeit nicht mehr als höchstens dreytausend Arbeiter bey dem Kanal selbst angestellt seyn konnten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden.

Die französischen und westphälischen Lager bey Dresden im July und August 1813.

Es ist einst viel von der geschmackvollen Einrichtung des großen Lagers gesprochen und geschrieben worden, in welchem die französische Armee bey der Herrnhutischen Kolonie Zeyst, im Departement Utrecht, fast ein Jahr kampirte. Ebenbilder desselben, freylich in etwas verjüngtem Maßstabe, konnte man während der Dauer des Waffenstillstands in der Dresdner Gegend bemerken.

Vorm Freyberger Schlage stand ein westphälisches, vorm Liebdauer ein französisches Lager, und vorm schwarzen Thore, auf dem sogenannten Sande, zogen sich mehrere französische Lager, ungefähr eine halbe Stunde von der Stadt, von der Radeberger bis nach der Baugner Straße, zu beyden Seiten der Priesnitz mitten durch den Wald.

Das französische Lager vor dem Liebdauer Schlage hatte kein besondres Interesse, denn es war meist von Blessirten bewohnt, welche natürlich für Verschönerungen ihres Aufenthalts weder Muth noch Sinn haben konnten. Desto interessanter war das westphälische Lager am rechten Weisseritz-Ufer. Eher glaubte man Flora mit ihren Gespielinnen und Töchtern, als Mars mit seinen Söhnen hier suchen zu müssen; denn Garten reihte sich an Garten so niedlich, so einladend, daß man fast Lust bekam, auch zu kampiren.

Hier hatte man von Rasen eine Art Festung gebaut, auf deren kleinen Bastionen Töpfe mit Hortensien standen, dort einen Bezirk von kaum 12 bis 16 Quadrat-Ellen in Beete und Gänge verwandelt, geziert mit Blumen und durch Rechen in feiner Ordnung gehalten, gleich dem regelmäßigsten Garten — hier erhob sich eine Spitzsäule mit dem Namens-Chiffer: J. N. (Jerome Napoleon), dort ein Schneckenberg mit der Statue der Pallas — hier wandelte man unter Blumen-Portalen, dort sprudelte einem ein Springbrunnen entgegen, dessen Reservoir eine große Bütte auf einer Anhöhe von den betriebsamen Soldaten immer hinlänglich mit Wasser versorgt ward. — hier war das Zelt des Offiziers in die Mooshütte des Einsiedlers verwandelt, dort erhob sich vor dem Zelte des Kommandanten ein Belvedere von Wänden mit Moos, Blätter-Guirlanden und Tannzapfen belegt. — Ueberall erblickte man bald im Lande, bald in Töpfen, die schönsten Blumen und Gewächse, welche theils die Offiziere gekauft, theils die Soldaten von Mädchen und Soldatenfreunden zum Geschenk erhalten hatten. Kurz das Ganze gab ein liebliches Schauspiel, welches nicht im Mindesten durch irgend eine Art von Unreinlichkeit gestört ward.

Imponirender und im größern Styl waren die französischen Lager an der Priesnitz. Wenn man im westphälischen Lager nach Hollands Blumen-Gärten im verjüngten Maßstabe sich versetzt glaubte, so meinte man hier mitten im Dunkel des Waldes eine Indianisch-Herrnhutische Kolonie vor sich zu haben.

Statt Zelten, erblickte man in langen schnurgraden Linien große zeltförmige Hütten, zusammengefügt von schräg gegen einander stehenden Baumstämmen, verbunden durch Sand und Erde, und an den Eingangs- und Hinterseiten belegt mit Moos, Tannenzapfen, Strauchwerk oder Rasen. Zwischen jeder Hütte stand eine schlanke Kiefer oder Tanne. Andre, der Aeste beraubte, Bäume standen in gleichen Entfernungen vor der Fronte, geziert mit farbigen Wimpeln. Auch erhoben sich mehrere hohe Obelisken mit Inschriften, Namenszügen, Adlern 2c. Auf einem der höchsten ruhte das Brustbild Napoleons. Hinter den Hütten der Gemeinen führten bald Balostraden, bald kleine Alleen, bald Irrgänge mit moosiger Einfassung nach den Zelthütten der Offiziers, welche zum Theil sogar Vorhänge und Glasfenster hatten.

Ueberall erblickte man bald bunte Ballons, bald bunte papierne Laternen, bald irdene Näpfchen, bald Glaslampen und andre Spuren von Illumination, womit das Napoleons-Fest den 10. August auch in dieser waldigen Einsamkeit gefeyert ward, und hinter der Fronte lange Reihen von Tischen und Bänken, woran die Truppen an diesem Tage speisten.

Ein ziemlich großer Freyplatz hinter dem Lager, unfern einem der größten und schönsten Obelisken, war zum Markt-Platz bestimmt, wo die Bauern der nahen Dörfer Milch, Obst, Semmel und Viktualien aller Art feil boten; denn in den Linien selbst durfte Niemand hausiren gehen. Dies und andre Ungebührnisse verbot die Lager-Polizey durch öffentliche Anschläge in französischer und teutscher Sprache, welche man an mehrern Bäumen bemerkte. Auch fehlte es nicht an Hütten für Marketender und Restaurateurs, wo man die feinsten Genüsse sich verschaffen konnte.

Das Hauptquartier des Lager-Kommandanten befand sich in einem Landhause des Grafen Marcolini, auf einem der schönsten Punkte der ganzen Waldgegend, wo man den Elb-Spiegel, Dresden und einen großen Theil des herrlichen Elb-Thals von Königsstein bis Meissen übersehen konnte. An mehrern Orten stieß man bey einzelnen Feldposten auf leichte Punkte, wo die herrlichsten Aussichten dem Auge sich darboten. Eine der anziehendsten Partien aber war im Thal an der Priesnitz, deren Ufer stets wimmelte von Soldaten, welche Pferde zur Tränke führten, Kochwasser holten, Wäsche reinigten, sich badeten 2c.

Selten waren diese Waldlager leer von Besuchen aus der Residenz, welche mit französischer Artigkeit aufgenommen wurden. Man konnte aber auch in der That nicht leicht etwas Interessanteres sehen, als diese militärischen Kolonien, deren Anblick nur dann das Herz mit Schwermuth erfüllte, wenn man sich die Möglichkeit dachte, daß die jetzt so lebhaften Friedenshoffnungen wieder verschwinden sollten.

Beylage: Monats-Register vom August.

Nro. 212.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 4. September, 1813.

Getrost, ihr edeln Unterdrückten;
Wenn auch kein Stral der Hoffnung blinkt!
Der Tugend Opferkränze schmückten
Euch, eh' ihr am Altare sinkt.

v. Salis.

Der Unterdrücker und der Unterdrückte.

Don Esquivel, welcher einst — gleich viel in welchem Jahrhundert — Gouverneur zu Potosi war, detaschirte 200 Mann der dasigen Besatzung nach dem Königreiche Tueman, und gebot ihnen auf das Strengste, sich ihr Gepäck nicht, wie gewöhnlich, durch die Indianer nachtragen zu lassen. Um sich zu überzeugen, wie sein Befehl befolgt werde, verbarg er sich an einem abgelegnen Orte vor dem Thore, wo das Detaschement vorüber zog. Leider musste er hier wahrnehmen, daß man auf seine Ordre nicht die mindeste Rücksicht genommen hatte. Er ergrimmte, ließ aber dennoch den ganzen Trupp ruhig vorbey marschieren, bis auf das letzte Glied. Hier packte er einen jungen Mann, Namens Aguire, ließ ihn verhaften, und verurtheilte ihn nach einigen Tagen zu einer Strafe von 200 Ruthenstreichen, weil er ebenfalls zwey Indianer mit seinem Gepäck belastet hatte. Aguire ließ durch seine Freunde dem Gouverneur Esquivel vorstellen, er sey der Bruder eines angesehenen Plantagebesitzers, sey von guter Abkunft, und glaube die entehrende Stafe, welche man ihm zuerkannt habe, auf keinen Fall verdient zu haben. Als Mann von Ehre welle er sich lieber aufhängen lassen, als seine Schande überleben. Alles Bitten und Flehen war vergebens. Esquivel beharrte darauf, die dem Aguire zuerkannte Strafe müsse vollzogen werden. Je dringender die Bitten, desto hartnäckiger die Weigerung. Esquivel war ehedem ein rechtlicher Mann; als er aber zu höhern Würden gelangte, verhärtete sich sein Herz, und er ward ein Tyrann. Nach den demüthigsten Bitten und Vorstellungen brachten es endlich Aguire's Freunde so weit, daß Esquivel ihnen erklärte, er wolle die Vollziehung der Strafe acht Tage lang verschieben. Freudig eilten sie in das Gefängniß des unglücklichen Aguire, ihm diese Botschaft zu überbringen. Zu ihrem größten Erstaunen erblickten sie hier den Delinquenten mutternackt auf einem Esel sitzen, und hinter ihm den Scharfrichter, im Begriff, ihn durch die Stadt zu peitschen. Einstimmig riefen Aguire's Freunde: Lasst ihn absteigen! Lasst ihn absteigen! und zugleich zeigten sie die vom Gouverneur erhaltene Ordre vor. Kaum hatte der brave junge Mann sie vernommen, als er sich jeden Aufschub der ihm zuerkannten Strafe verbat. Voran! rief er; warum will man mich noch acht Tage länger quälen, wenn ich keine Schonung zu erwarten habe? Der Scharfrichter fing nun seine Operation an, trieb den Esel durch die Straßen, und peitschte den armen Aguire wie den schändlichsten Criminalverbrecher. Die Resignation, mit welcher er diese Mißhandlung ertrug, führte seine Freunde und Bekannten auf die Vermuthung, daß er sich auf eine fürchterliche Art rächen werde. Von aller Welt abgesondert nährte er seinen Gram, unempfänglich für alle Freuden des Lebens. Mehrere seiner Freunde suchten ihn zu bewegen, wieder in Militärdienste zu treten; er antwortete aber mit kummervoller Miene: Meine Schande kann nur das Grab bedecken!

In dieser traurigen Gemüthsstimmung, von aller Welt

abgesondert, verweilte Aguire zu Potosi, bis zu dem Zeitpunkte, wo der Gouverneur Esquivel von seinem Posten abgelöst wurde. Jetzt eilte er ihm auf dem Fuße nach, in der Absicht ihn zu ermorden. Esquivel, hiervon benachrichtigt, machte eine Reise von drey bis vierhundert Stunden, um seinem Verfolger zu entwischen. Er ging nach Los Reyes. Nach Verlauf von vierzehn Tagen hatte Aguire ihn daselbst eingeholt. Esquivel machte einen Seitensprung nach Quito, welches vierhundert Stunden von Los Reyes entfernt ist. Zwanzig Tage nachher fand Aguire sich daselbst ebenfalls ein. In voller Angst flüchtete Esquivel nach Cusco, fünfhundert Stunden von Quito. Auch bis dahin war er von Aguire verfolgt. Alle diese Reisen machte der unglückliche junge Mann zu Fuß, ohne Schuh und Strümpfe. Rieth ihm ein Freund, sich eines Pferdes zu bedienen, so erwiederte er: Ein gestäupter Verbrecher, wie ich, darf nicht reiten, und muß sich, so viel möglich, dem Anblick der Menschen entziehen.

Esquivel, ängstlich für sein Leben besorgt, blieb zu Cusco, miethete sich eine Wohnung auf der dasigen Hauptstraße, einem Kloster gegenüber, trug ein Panzerhemd unter seiner Kleidung, und ging nie aus, ohne mit Säbel und Dolch bewaffnet zu seyn, was in der damaligen Zeit für Männer seines Standes etwas ganz Ungewöhnliches war. Aguire verhielt sich ruhig, lauerte immer auf den Zeitpunkt, wo er seinen Todtfeind unbemerkt überraschen, und seine Rache in dessen Blute abkühlen könne. Eines Tages, da derselbe der Sieste pflegte, schlich er sich in seine Wohnung, fand ihn im sanften Schlummer auf einem Kanapee, und durchbohrte ihn kaltblütig an jeder Stelle, die das Panzerhemd nicht bedeckte, mit seinem Dolche. Nach vollbrachter That verlor er den Kopf. Anstatt sich in die gegenüberliegende Kirche zu flüchten, lief er wie ein Wahnsinniger durch die Straßen von Cusco, und schrie: Verbergt mich, ihr Bürger! Verbergt mich! Es versteht sich, daß er von der Polizey ergriffen, und wenige Tage nachher hingerichtet wurde.

Dewea.

Reminiscenzen aus dem Abruzzo.

(Beschluß.)

7.

Die Familie Minicucci.

Daß in dem Abruzzo der Geist alter Redlichkeit und Gastfreundlichkeit, vielleicht wie nirgends im übrigen Italien, sich wenigstens in einzelnen Familien erhalten habe, dies bekennt Jeder, der jene abgelegne Berggegenden, nur mit einigen Empfehlungen versehen, durchzog. Es sind nicht bloße Höflichkeitsformeln, die man dort einem Fremden entgegen bringt; es ist jene Gutmüthigkeit, die nur bey wahrhaftem Wohlwollen eines fortgeerbten humanen Sinnes Statt findet, die ihm die Hand reicht. — Der Eintritt in solche Familien gleicht dem Eintritt in eine alte Zeit, in welcher ungestörter, als es sonst in der Regel der Fall ist, sich ein eigenthümlicher Geist entwickeln, und sich von einer Generation auf die andre fortpflanzen konnte.

Als eine solche stille, treuherzige, ächt-gutmüthige Familie zeichnet sich in Avezzano die Familie des Minicucci — eine alte edle Familie aus. Alles in diesem Hause trug das Gepräge davon, daß die Laren und Penaten hier nicht verschwunden sind, und daß man in ihnen die Vorfahren ehrte, und die Tugenden derselben bewahrte. —

Wahrscheinlich gehörte ehemals diese Familie zu den ausgezeichnetsten des Landes. Dies schien uns das große Haus zu beweisen, von dem nun ein ganzer Flügel leer stand. In diesen Gemächern sah man — wie man das auch in vielen alten Wohnungen ausgezeichneter, oder ausgezeichnet gewesener Familien in der Schweiz findet — noch Alles, wie es vor funfzig oder hundert und mehr Jahren in diesen Wohnungen da war; die lange Reihe der Voreltern in Wandgemählden, Spiegel mit breitem vergoldetem Schnörkelwerk, schwere Eichentische, Gala-Zimmer mit seidnen gewirkten, oder gestickten Teppichen geschmückt u. s. w.

Das Schätzbare in jenem Hause war aber, daß sich zugleich jene Milde alter Einfaltsitte, welche die Dichtung oder Uebertragung so gern der Vorzeit beylegt, auf eine erfreuliche Weise erhalten hatte. In dem Umgang mit den Aeltern gab sich gehaltvoller Geist, den Jüngern war die Fröhlichkeit der Gutmüthigkeit eigen, eben weil sie in Natürlichkeit und unter der Leitung der Sitte aufgewachsen waren. Unter den Dienstboten sah Jeder noch dieselben Personen, die mit ihm aufgewachsen waren. Selbst die Thiere des Hauses schienen den Frieden und die alte Sitte hier zu kennen und zu theilen.

In den Tagesstunden ging jedes Mitglied des Hauses seinen bekannten Geschäften nach. Das Mittagsessen und noch mehr die Abendfeyerstunde, in der einem Zimmer gleichenden Küche — (eine allgemeine abruzzische Sitte), einigte den ganzen Familienkreis, und dann fanden sich auch Abbaten, Geistliche oder andre guten Freunde ein, zur heitern Gesprächs-Unterhaltung. Don Vinzenzo, der Vater dieser Familie, ein ehrwürdiger Greis, hatte eine für eine abgelegne Gegend ausgezeichnete Bibliothek, in welcher er viele Stunden seiner Muse lebte, und seinen Geist, der dann wieder auf die Seinigen wirkte, am Geiste der Alten nährte. — Es lässt sich vermuthen, daß ächte Religiosität in dieser Familie herrschte. Die Morgen- und Abendandacht hatte ihre gewissenhaft beobachtete.

Stunde, dennoch äußerte sich nirgends Bigotterie oder Intoleranz, und man sprach mit dem den Bergbewohnern vorzüglich eignen freyen Sinne, selbst über das Klosterleben und gegen die Erziehung in Klöstern.

Mit einer seltenen patriotischen Uneigennützigkeit hatte der alte Vinzenzo, während der ganzen Zeit, da an der Wiederherstellung des Emissairs gearbeitet wurde, sein Haus denjenigen geöffnet, die von der Regierung nach Avezzano gesandt wurden; er hatte vielen Verdruß und Undank bey jener Sache erfahren. Das Ganze scheiterte hauptsächlich an dem Privatinteresse des Pollio. — Wenn Minicucci sich jener Zeit und der Kabalen, die während jenes Unternehmens Statt fanden, erinnerte, pflegte er blos zu sagen: che cervelli! —

C. G.

Naivetät.

Ich schrieb ein Stück, das eurer Kasse frommt;
Doch lerne, Freund, statt mich zu kränken,
Auch deinen Vortheil mehr bedenken,
Und gib's nicht mehr, wenn Niemand kommt.

Hg.

Barbaras Wunsch.

Uns bessern? — Ach, wir zanken immer,
Mein Mann und ich, und lassen's nimmer.
Oft kommts zu Schlägerey'n im Haus.
Ich wollte, von uns Beyden schliefe
Längst Eines in des Grabes Tiefe!
Ich zöge dann auf's Land hinaus.

Hg.

Doctors Cetti zu Lauis (Lugano) Ode alla Patria.

Zu Lauis, im Kanton Tessin, hat ein Doctor Cetti, von dem die große Kenntniß der Sprachen des Orients und des Nordens gerühmt wird, und der auch bereits aus dem Deutschen und Russischen prosaische sowol als poetische Schriften in's Italienische übersetzte, eine patriotische Ode (Ode alla Patria) mit beygefügter französischer und deutscher Uebersetzung drucken lassen. Die Verherrlichung des Vaterlands ist sein Zweck. Ob diese solcher Dichter bedürfe, will man dahingestellt seyn lassen, dafür aber, als Probe der wunderbaren Kenntniß der Sprachen des Nordens, die dem Verfasser eigen ist, oder auch nur Spaßes halber — etliche Strophen der deutschen Uebersetzung getreu abschreiben:

— „Unter deinen erschrecklichen schneeigen Berggipfeln, o Helvetien, wird finster das Licht des Tages: es brausen die Pfeile und brüllen mit heftigem Getöse die Donner um dich herum. (Der Dichter sprach nämlich zuvor vom Kriege.) — Aber mit unbetrübter und schöner Stirn siehst du den feurigen Blitz unter dir, und du hörest sausen an deinen Füßen den schrecklichen Sturm. — Die riesenmäßigen Schatten von deinen Tell und Winkelried sorgen für dich wachend auf den hohen Gebirgen, und sie haben in ihrer Hand das vaterländische Schwert, und die klingenden gewissen Pfeile. — Der Hirt, auf der Bockpfeife seine Lieder singend, erzählet den Hainen seine glückselige Muse, und indessen geht seine Herde springend zu den gewöhnlichen Weiden. — Ganz fröhlich mit fleißiger Sorgfalt in den Eingeweiden der Berge und der Thäler bildet für dich die Künstlerinn Natur schönen Kristall. — Zur Adria, zum Ocean, zum Euxinischen Ponto, und zum Gallischen Meer, wälzen voll der Freude ihr Horn der Rodan, der Tessin, der Inn und der Rhein. — Und von ihrem lustigen Schall gerührt die Leute, die aus jenen annehmlichen und hellen Wassern trinken, dort, wo die freudigen Quellen entspringen, schauen sie betäubet." — Dies erschreckliche lustige Dichtstück, wovon man schauend betäubt wird, ist dem großen Rathe des Kantons Tessin zugeeignet.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, August.

Wir haben wenig Neues in Wien, auch ist der diesjährige Sommer den Unternehmungen zur Beförderung des Vergnügens nicht besonders günstig. Der Prater, dieser Sammelplatz der eleganten Welt sowol, als des bunten Gewühls des Bürgerstandes und Pöbels, scheint öfters gleichsam entvölkert, und selbst an heitern Tagen erblickt man nur eine mäßige Anzahl von Equipagen, welche sich auf der schönen Haupt-Allee durchkreuzen, und höchstens das am äußersten Ende derselben stehende Lusthaus zum Ziel ihrer Fahrt erwählen. Noch weniger besucht ist der Augarten und selbst die vom Hof-Traiteur Jahn veranstalteten Morgen-Konzerte können ihm kein größeres anziehendes Interesse gewähren. Das Zuströmen fremder Künstler hat aufgehört, und selbst die Theater liefern überaus sparsam neue Erscheinungen. Auffallend ists jedoch, daß die Schauspieler eines Theaters nunmehr die sich darbietende Gelegenheit benutzen, auf einem andern Gastrollen zu geben, wenn dieses auch in Rücksicht der Organisation und des Kunstwerths demjenigen, bey welchem sie sich befinden, nachsteht. Dies ist beyspielsweise mit dem Regisseur des Theaters an der Wien, Grüner, der Fall, welcher als Abällino, Graf von Savern, Karl Moor und Unbekannter in Menschenhaß und Reue ꝛc. die Leopoldstädter Bühne betrat, und dadurch fälschlich die Vermuthung begründete, als müsse die Kunst nach Brot gehen. Das Leopoldstädter Theater ist ein eigentliches National- oder Volks-Schauspiel, und unterscheidet sich von allen andern durch Darstellungen, deren Inhalt aus dem Treiben des bürgerlichen Lebens genommen ist, und welche die Neigungen, Leidenschaften, Sitten ꝛc. der untern Stände treu und lebhaft schildern. Daher die unzähligen lokalen Lustspiele, Travestien und Parodien, die unendlich anziehen, sobald man erst mit der Sprache des gemeinen Lebens bekannt ist, und das Haus gewöhnlich übervoll machen. Seit vielen Jahren ist das Niedrig-Komische hier ganz zu Hause, und man nennt es zuweilen noch das Kasperl, weil ehemals ein gewisser Johann La Roche unter diesem Namen den Lustig-

macher spielte. Selten kommen regelmäßige Schau-, Lust- und Trauerspiele vor, es wäre denn, daß sie zum Debüt eines fremden Schauspielers benutzt würden. Es ist daher auch leicht abzusehen, welche Wirkung das Austreten des Regisseur Grüner, der sich das Heldenfach durchaus angeeignet hat, verursachte. Er steht isolirt da, oder wird von seiner Höhe, indem er die Umgebungen heraufzieht, hinunter gezogen. Dem sollte sich ein Künstler von Ruf niemals aussetzen. Wie leicht schwindet nicht der Nimbus der Größe, und mit dem Nimbus ein durch Gewohnheit angenommener oder durch Lobpreisungen geschaffener Künstlerwerth. —

Düports Ballet, Aschenbrödel, wird ziemlich zahlreich besucht. Die Rolle des Hofnarren hat Hr. Rainoldi aus der Leopoldstadt, ehemals beym Ballet-Chor im Hofopern-Theater, übernommen. Er ist als Grotesk- und Solotänzer sehr beliebt; indessen liegt der mäßige Beyfall, der ihm zu Theil wird, wol nur in der Beschaffenheit seiner Rolle. Im Ganzen wird das Ballet kaum die Kosten ersetzen.

Ein Kabinet von Wachsfiguren, welche Hr. v. Dubsky hier verfertigt hat und besitzt, ist sehr merkwürdig. Die Figuren sind mit außerordentlichem Fleiße nach dem Leben gearbeitet, und bey dem Ausdruck der verschiednen Physionomien ist die Sammlung der Büsten von Messerschmidt benutzt. Eine Gruppe Spieler ist so täuschend, daß man sie für lebend hält, und nur die Sprache vermisst. Auch Se. Majestät der Kaiser von Oestreich ist überaus gut getroffen. Ein Gleiches gilt von dem verstorbenen Haydn, Doktor der Tonkunst, welcher mit dem ebenfalls verstorbenen Professor Kant an einem Tische sitzt. Das Kleid des Letztern gibt man für das dem berühmten Philosophen zugehörig gewesene aus. Es ist möglich; ich habe ihn oft in einem ähnlichen gesehen; allein ich vermisse die Aehnlichkeit der Gesichtszüge. Die mit diesem Kabinet vereinigte Camera obscura ist von Hof-Drechsler Kospini verfertigt, und präsentirt die Gegenstände sehr deutlich. —

Dlle. Krüger, K. K. Hof-Schauspielerinn und Tochter des Hof-Schauspielers Krüger in Wien, ist am 4. August in Pesth gestorben. Sie gab daselbst die Jungfrau von Orleans und die Afanasia als Gastrollen, vermehrte so die angeblich bereits Statt gehabte Halsentzündung und erlag einem hinzugetretenen Nervenfieber. Man betrauert mit Recht ihren Verlust, denn sie besaß im Fache der naiven und tragischen Liebhaberinnen und Heldinnen anerkannte Verdienste.

Aus der Schweiz.

Die neuen Armen-Anstalten in der Stadt Fryburg, die ihr Daseyn einigen edelmüthigen und menschenfreundlichen Privaten verdanken, gedeihen überaus wohl, wie man sich davon durch den ersten, mit seltner Umständlichkeit bekannt gemachten, Compte général de l'administration des pauvres de la ville de Fribourg en Suisse, (40 Seiten in 4.), überzeugen kann. Er umfasst eilf Monate vom 1. Juny 1812 bis zum 30. April 1813. Die hauptsächlichsten Einnahmen flossen aus den Kassen frommer Stiftungen, die der Armen-Kasse 11,571 Franken lieferten; die freywilligen Unterschriften und Beyträge von Einwohnern der Stadt Fryburg stiegen auf 9226; die Kirchen-Kollekten warfen 4125 Franken ab. Eine Auflage auf die Heirathen ertrug 384 Franken; Konzerte zum Besten der Armen ertrugen 357 Franken. Diese größern Einnahmen, nebst einigen kleinern, brachten die Totalsumme des Einnehmens auf 26,898. Das Verzeichniß der Beysteuernden besteht aus einer bloßen Reihenfolge von Nummern ohne Namen der Kontribuenten, und doch zeigt dasselbe sehr bedeutende Summen. An Natural-Lieferungen von Lebensmitteln gingen in verschiedenen Kornarten, Erdäpfeln, Fleisch u. s. w. für den Werth von beyläufig 25 Louisd'or ein. Hiezu kommen noch beträchtliche in das Kleidermagazin übersendete Geschenke und die Beyschüsse der Regierung, nebst mehreren Geschenken des Stadtraths, unter welchen hundert Klafter Holz und gelieferte Materialien für Reparationen besonders bemerkt zu werden verdienen. Die Namen der Bedürftigen mit genauer Angabe aller ihnen dargereichten Unterstützungen folgen in einem alphabetischen Register. Es stehen davon 811 Individuen auf der Armenliste, welche 302 Familien ausmachen. Neben diesen wurden noch 68 Personen momentan unterstützt, welche nicht auf der Armenliste stehen. An Wochengeldern wurde abgereicht die Summe von 3769 Franken; für Pensionen 1421 Franken; für Handwerksgeräth und Lehrgelder 873 Franken; für Kleidungsstücke 1676 Franken. Nebst dem wurden an Lebensmitteln ausgegeben: 9871 Brote von vier Pfund, 31,787 Portionen Suppe, 20,910 Spalten Holz, 822 Pfund Ochsenfleisch, 297 Pfund Kalbfleisch, 838 Maß Erdäpfel. Dazu kamen 128 Personen, die aus der Wohlthätigkeit-Anstalt mit Arbeit versehen wurden. Die Sorgfalt und Umständlichkeit, welche in dem gesammten Rechnungswesen und der Administration dieser Anstalt herrscht, muß dem Publikum, auf welches sich jene Rechnung zunächst bezieht, die angenehme Gewißheit geben, daß seine Opfer und Beyträge mit Sachkenntniß und möglichster Zweckmäßigkeit verwendet werden, welches die solideste Gewährleistung der Dauer jeder öffentlichen Anstalt ausmacht.

Räthsel.

1.

In meine Zelle lad' ich
Nach weggehob'ner Thür
Zur offnen Tafel Gäste
Durch meinen Herold mir,
Und Arme, Reiche, Thoren
Und Weise treibt Begier.
Sie werden ohne Rückhalt
Zu Parasiten hier,
Genießen aber wenig,
Und danken schön dafür.

G.

2.

Ach, meine feinste Bildung nicht,
Selbst nicht mein Purpurglanz besticht.
Um Sklavendienste zu gewähren,
Verbrennt man einen Theil von mir,
Bis ich zerschmelz' in heiße Zähren,
Brandmarkt mich dann, weh! und dafür
Muß mit dem Schilde meines Schergen
Ich sein Geheimstes noch verbergen.

G.

Charade.

Faible et nu, mon prémier et dévore et digère
Sujets et Rois, sages et foux.
J'aime mieux le second, que Vous,
Et vous savez combien vous m'êtes chère.
Aussi, malgré mon désir de vous plaire
Entre le tout et moi, sans que je sois jaloux,
C'est ce terrible tout, que votre coeur préfère.

G.

Auflösung der Charade in Nro. 206: Ohrring.

Nro. 213.

Morgenblatt

für gebildete Stände.

Montag, 6. September, 1813.

Göttinn Liebe! Will es mein Geschick,
Daß auch ich dir diene,
O so lächle mir mit holdem Blick!
Geuß in Liebchens Miene
Deine milde Flamme, daß sie mir
Sanft entgegenstrale,
Und ich dankbarliche Lieder dir
Jeden Tag bezahle.

J. M. Miller.

Der Taubstumme.

1.

Nach anhaltendem schlaffen und trüben Wetter konnte die schöne Welt der Lockung eines heitern Wintertages nicht widerstehen, so daß die Promenade eine Stunde vor der gewöhnlichen Zeit des Diners neben manchem Gebrechen fast die sämmtlichen Reize der Residenz zur Schau trug. Die langentbehrte frische, lebendige Luft wirkte belebend auf das bunte Ganze. Selbst die durch Stand und Gewohnheit Entferntesten schienen sich einander näher zu fühlen. Man grüßte mehr als sonst; man sprach eher mit einander, und schöne Augen, die von dem klaren Himmel verschönert umherleuchteten, waren eines erfreulichen Eindrucks noch sicherer als gewöhnlich.

Einer besondern Aufmerksamkeit der Damen ward unter andern recht sichtbar ein junger Mann gewürdigt, der mit dem lange verreist gewesenen Grafen Wallröden auf- und niederging. Sein Aeußeres verdiente es auch wirklich. Ein scharfer, heiterer Blick kündigte Geistesreichthum an, und sein Gesichtsschnitt war überhaupt, bey aller Regellosigkeit, äußerst fein und pikant, dazu durch einen wohlgebauten, kräftigen Körper hinlänglich unterstützt.

Unfehlbar würde die Neugier sich nicht enthalten haben, den Grafen auf die Seite zu rufen, und ihn unter dem Scheine irgend einer Wichtigkeit um den Mann zu befragen, wenn der sonst überaus joviale Wallröden diesmal nicht so gar ernst, und überhaupt das Verhältniß zwischen ihm und seinem Gesellschafter minder auffallend gewesen wäre. Allein letzteres war solches in hohem Grade. Ohne ein einziges Wort mit einander zu wechseln, ja ohne sich nur anzusehen, und irgend eine gemeinschaftliche Stimmung zu verrathen, gingen sie neben einander hin. Man schloß ziemlich allgemein auf eine Ehrensache, die sie auszumachen, und daß sie nur noch irgend eine Veranlassung hätten, solches für kurze Zeit aufzuschieben. Es könne durchaus nicht anders seyn, so behaupteten Einige, die sich, wie immer, auch diesmal auf ihren besondern Scharfsinn viel zu gut thaten. Daher fanden sie es auch recht sonderbar, daß die beyden Gegner einen so besuchten Platz für ihre hieher gar nicht passende Stimmung gewählt hatten.

2.

Es war aber doch anders gewesen, wie solches noch an demselben Tage heraus kam. Graf Wallröden erschien im Abendzirkel beym Baron Freyenthal, und stellte in dem jungen Manne einen Herrn von Münchenstein, seinen Neffen, vor, der das Unglück habe, ein Taubstummer zu seyn, und nur hergekommen sey, um vielleicht durch die Geschicklichkeit des Direktors am dasigen Taubstummeninstitute eine Milderung seines unglücklichen Zustandes zu erhalten.

Ein Taubstummer! Diese Ausrufung lief bald durch den ganzen Cirkel. Die Aufmerksamkeit auf den reizenden Mann wurde durch das Mitleid verstärkt. Besonders drängten sich die Damen um den Grafen Wallröden, der ihnen mehr über den Fremden sagen sollte. Die

Widersprüche, die sie hierauf von der Natur des Taubstummen vernahmen, erhöheten ihr Interesse an der neuen Erscheinung. Hr. von Münchenstein war in der ersten Jugend vernachlässigt, späterhin nicht einmal zu den gewöhnlichen Kenntnissen unterrichteter Taubstummen zu bringen gewesen, ungeachtet man sich viel Mühe mit ihm gegeben hatte. So wusste er weder zu schreiben noch auch zu lesen; ja er schien eine besondere Abneigung dagegen zu haben. Auf der andern Seite aber war er viel weiter gekommen, als die meisten Taubstummen. So hatte er eine solche Freyheit und Sicherheit in Gesellschaften, daß gewiß Niemand ihm sein Unglück ansehen konnte. Noch mehr: Ohne die Töne der Musik zu vernehmen, liebte er doch den Tanz mit Leidenschaft, und Graf Wallröden, der Alles dieses erzählte, konnte nicht beschreiben, mit welchem Glück er den Mangel seines Gehörs dabey durch das Gesicht zu ersetzen, und sobald nur eine gute Tänzerinn ihm zu Theil geworden, stets im Takte zu bleiben wisse. Ueberhaupt, fügte der Graf hinzu, leistet mein Neffe in allen denjenigen Künsten, worin der Körper eine vorzügliche Rolle spielt, als Fechten, Reiten, Voltigiren u. s. w. nicht wenig, und hat schon Manchen mit wunden Gliedern nach Hause geschickt, der ihm etwas in den Weg legte.

Einer der Anwesenden behauptete, daß Herr von Münchenstein noch einen Bruder haben müsse, dessen Bekanntschaft er in Frankreich gemacht, und der dem Taubstummen bis auf die dunkle Farbe des Haars, welches bey jenem blond gewesen sey, außerordentlich gleiche.

Allerdings hat er einen Zwillingsbruder! antwortete Wallröden. Es sind meine nächsten Verwandten, und, wenn nicht, wider allen Anschein, mein bekannter Prozeß unglücklich ausschlägt, die einzigen Erben dessen, was ich mein nenne.

Das Letztere war außerordentlich bedeutend. Graf Wallröden besaß mehrere äußerst ansehnliche Güter, die aber freylich, wenn der Prozeß, dessen er gedachte, einen übeln Ausfall für ihn genommen hätte, ihm gänzlich würden verloren gegangen seyn.

3.

Den ganzen folgenden Tag hatte der interessante Taubstumme sehr vielen Theil an dem Stoffe der Unterhaltung in der guten Gesellschaft. Da reitet er! hieß es, und man ergetzte sich an seiner Kraft und Haltung dabey.

Ein Ball in Freyenthals Hause war am dritten Tage sein völliger Triumph. So viel Grazie wollten die meisten Damen noch niemals gesehen haben. Der Taubstumme ward nun im eigentlichen Verstand Mode. Er flog aus einem Cirkel in den andern, und mehrere junge Frauen rühmten, daß, bey der unendlichen Geistestiefe seiner Augen, das beste Gespräch leicht zu entrathen sey.

Die männliche Welt fing bald an, das Wohlgefallen der weiblichen an dem jungen Manne für weniger uninteressirt zu halten, als es gehalten seyn wollte. Besonders schöpften einige Eheherren Verdacht, und die mehrere Male geäußerte Vermuthung des Graf Wallröden, daß sein Neffe auf Freyers-Füßen zu gehen scheine, war nicht hinreichend, diese Herren völlig zu beruhigen. Denn ihre Frauen sprachen gar zu laut und oft von der Göttlichkeit des Taubstummen, und des reingeistigen Genusses in seinem Anschauen, als daß sie nicht auf die Vermuthung von etwas weniger geistigen Neigungen hätten gerathen sollen.

Von allen denen, in deren Häusern Hr. von Münchenstein aus- und einging, war bald kein Einziger ohne Eifersucht auf ihn geblieben, den Baron Freyenthal ausgenommen, dessen Gattinn aber auch für ein vollkommenes Muster der Frauen zeither immer gegolten hatte. Allmählig jedoch fing auch Freyenthal an, etwas bedenklich zu werden, als der Taubstumme, mit sichtbarer Vernachlässigung der übrigen Damenwelt, alle Besuche blos für sein Haus aufzusparen schien. Der Baron begriff nicht, womit ein Taubstummer seine Tete-à-Tete einer Anstand und Sittlichkeit liebenden Frau erträglich machen könne, und als die Baronesse ihm auf diese Aeußerung sagte, daß eben des Taubstummen stille Genügsamkeit, die Aufmerksamkeit, mit der er ihr und ihren Beschäftigungen zusehe, das Wohlgefallen, das er an diesem harmlosen Müßiggange habe, es sey, was ihm Duldung in ihrem einsamen Zimmer erwerbe, so schien er sich zwar mit der Antwort zu begnügen, dachte aber dennoch darauf, sich wo möglich einmal selbst von der Art jener Tete-à-Tete zu überzeugen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kleine französische Denkwürdigkeiten.

Meist aus der großen Welt des XVIII. Jahrhunderts.

Unter den Aerzten zu Paris waren in der Epoche, von welcher hier die Rede ist, Tronchin, Bouvard, Lorry und Borden die berühmtesten. Tronchin hatte viele Geschicklichkeit, man möchte fast sagen, etwas Charlatanerie angewandt, um sich einen Namen zu machen. So war er z. B. darauf verfallen, einer jungen Dame, die Bewegung nöthig hatte, den Rath zu ertheilen, sie möchte mit eigner Hand ihr Zimmer abreiben. Dies Mittel schlug so gut an, daß eine Menge Pariser und Pariserinnen von gutem Tone anfingen, abzureiben. Zu einer andern Zeit sprach er der Suppe das Verdammungsurtheil. Einen wesentlichen Dienst aber hat er den Gelehrten, und überhaupt Allen, welche Berufs halber lange nach einander schreiben müssen, mit der Erfindung der noch jetzt von ihm benannten Tische geleistet, die nach Belieben erhöhet und niedriger gemacht werden können.

Bouvard besaß nicht weniger Geschicklichkeit, als seine drey genannten Kollegen. Seine witzigen Einfälle sind noch jetzt unvergessen. Bekanntermaßen wird zu Paris auch die Arzneykunst, wie alles Andre, von der Mode beherrscht. Nun gab es eine Zeit, wo die Rinde der Pyramidal-Ulme einen sehr hohen medicinischen Ruf erhalten hatte. Man bediente sich derselben zu Pulver, Decokten, Elixiren, ja selbst zu Bädern: sie galt als Heilmittel für Nerven, Brust, Magen, mit einem Worte, für eine eigentliche Panacée. Eben als es hiermit auf dem höchsten Punkt war, fragte eine Kranke ihren Arzt Bouvard, ob sie nicht von jener Rinde gebrauchen solle? Nehmen Sie nur davon, Madame, sagte er, aber gleich jetzt, da sie noch Kraft hat. Als der berühmte Professor Barthez von Montpellier zu Paris anlangte, erregte er in der großen Welt einen beynahe allgemeinen Enthusiasmus. Er war ein gelehrter und geistreicher Mann, aber mehr Theoretiker, als praktischer Arzt. Seinen glänzenden Ruf hatte er einzig einer an dem Grafen Perigord, damaligen Kommandanten in Languedoc, gemachten Kur zu verdanken. Nicht ohne Eifersucht bemerkte Bouvard das Steigen eines Ruhmes, der den seinigen zu verdunkeln drohte. Man fragte ihn, was er von dem neuen Ankömmling halte? Was ich, antwortete er mit seiner ernsthaften und boshaften Miene, von Hrn. Barthez halte, ist dies: es fehlt ihm nicht an Geist und Kenntnissen; er weiß von mancherley Dingen, selbst etwas von der Arzneykunst. Noch ein beißendes Wort soll er einst gegen einen ziemlich locker lebenden Kardinal (wie Andre glauben gegen den Abbé Terray) ausgestoßen haben. Dieser beklagte sich, er müsse leiden, wie ein Verdammter. Was, Monseigneur, jetzt schon? erwiederte Bouvard.

Lorry hatte einen ganz andern Charakter, einnehmende Manieren, und einen Witz, der Niemand schmerzte. Er besaß das Talent, seine Patienten zu trösten, und das Gemüth des Genesenden zu erheitern. Er trat mit ihnen über ihren Zustand ein, theilte, so zu sagen, ihre Leiden mit ihnen, und wusste dieselben mit solcher Genauigkeit zu schildern, daß es war, als sähe man ihn selbst leiden. Dies veranlasste einst die Gräfinn von E*, als sie ihn einer ihrer Freundinnen empfehlen wollte, zu sagen: der arme Lorry, er kennt alle unsre Uebel so ganz aus dem Grunde, daß man denken sollte, er wäre sogar schon selbst in die Wochen gekommen.

Bordeu's Schriften werden noch jetzt, der spätern Fortschritte in der Arzneywissenschaft ungeachtet, sehr geschätzt. Sein Tod glich beynahe einem Selbstmord. Er war aus den Bädern zurück gekommen, wo er sich von seinen heftigen, ihn seit geraumer Zeit plagenden, Kopfschmerzen hatte befreyen wollen. Bey allem Anscheine von Besserung war er weit davon entfernt, geheilt zu seyn; auch hatte er selbst Jemand, der sich nach seinem Befinden erkundigte, zur Antwort gegeben: ihr dürft euch gar nicht verwundern, wenn man euch in Kurzem die Nachricht bringen wird, daß Bordeu nicht krank, sondern todt sey. Dies erfolgte auch wirklich bald; er setzte sich ein Blasenpflaster in das Genick, und starb in der folgenden Nacht. Wenn er auch nicht, wie viele Leute glaubten, die Absicht hatte, sich das Leben zu nehmen, so konnte ihm doch wenigstens das Gefährliche jenes Heilmittels, in einem Zustand, wie der seinige, nicht unbekannt seyn. Ein wichtiges Werk, das er noch vollenden wollte, und häufige Besuche raubten ihm alle seine Zeit, so, daß er nicht mehr im Falle war, sich selbst nach einer weniger waglichen, aber ungleich längern Methode zu behandeln; daher er denn vorzog, Alles gegen Alles, sein Leben gegen seine Gesundheit auf das Spiel zu setzen.

Nicht aber zu den eigentlich großen, wol aber zu denjenigen Aerzten, die bey einem bedeutenden Theile der großen Welt ihres Zeitalters in besonderm Ansehen standen, gehört auch noch Dubreuil. Seines frühzeitigen Todes wegen war das Publikum nicht im Stande, den Umfang seiner Talente gehörig zu würdigen; und in den Jahrbüchern der Freundschaft ist sein Name berühmter, als in denen der Arzneywissenschaft. Seit mehrern Jahren lebte er zu St. Germain mit seinem Freunde Pemesja von Lyon, in einer innigen und eigentlich rührenden Harmonie der Seelen. Unversehens ward Dubreuil von einer Krankheit befallen, an der er starb. Er lag nicht sobald darnieder, als er das Gefährliche seines Zustandes einsah, und zu Pemesja sagte: Laß Jedermann sich entfernen, mein Freund, und bleibe du allein bey mir; meine Krankheit ist ansteckend. Pemesja verschloß sich mit seinem Lebensgefährten in das verhängnißvolle Zimmer, pflegte seiner, und starb selbst bald nach ihm.

Dieser Pemesja machte viel Aufwand. Jemand, der seine dürftigen Umstände kannte, verwunderte sich, woher er zu dem Allem das Geld nähme. Es ist wahr, antwortete er, ich selbst habe nicht viel; aber dafür ist Dubreuil reich.

Der Sittenspruch.

„Wer keine Krammetsvögel hat,
Speist Amseln, sagt Sankt Paul",
Sprach Pater Theobat,
Um die Begnügsamkeit den Bauern einzuschlegeln.
Wo steht der Spruch Sankt Pauls? fragt Joß der Aldermann.
Ists möglich, rief der Mönch, daß man noch fragen kann?
Im Buche von den Krammetsvögeln.

Pfeffel.

Der Schauspielerin — Bild.
Ihr Kupferstich war nie
So allgemein, wie sie. H8.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris.

Seit einigen Tagen ist ganz Paris mit einem Prozesse beschäftigt, der am Tribunale anhängig ist. Die Zeitungen sind damit angefüllt; so oft Sitzung ist, wird der Saal gestopft voll, erscheinen Vertheidigungsschriften pro und contra, die fast so dick sind, als Bücher. In den Kaffeehäusern, auf den Spaziergängen, in den Versammlungen, kurz überall ist von diesem Prozesse die Rede. Die beyden Parteyen sind zwey Spekulanten, Reynier und Michel, welche sich mit dem Handel der Staats-Aktien an der Börse abgaben, und wovon der Eine dem Andern für mehr als 100,000 Franken solcher Aktien abgekauft haben soll. Der Eine läugnet aber die Abschließung dieses Vertrags, und behauptet, die Schriften, welche der Andre vorzeigt, seyen falsch. Achtzig Zeugen sind in dieser Sache verhört worden, und mehrere beeidete Schreibmeister haben über die Aechtheit der vorgezeigten Schriften ihre Meinung sagen müssen. Eine Menge ausgezeichneter Advokaten gehen beyden Parteyen mit Rath und Hülfe zur Hand. In einer der letzten Gerichts-Sitzungen gaben einige Zuhörer Zeichen ihres Mißfallens bey Abhörung eines der Clienten; der Präsident warnte aber das Publikum zur Achtung für das Gericht, und gab den Häschern Befehl, sorgfältig auf die Ruhe und Ordnung im Saale zu wachen, und die Dawiderhandelnden gleich darauf zu verweisen. Man ist außerordentlich neugierig auf den Ausgang der Sache. In den Prozeßschriften behandeln beyde Parteyen einander so ziemlich als Spitzbuben, aber freylich als große, da immer von ungeheuern Summen die Rede ist; mit Kleinigkeiten gaben sich die beyden Spekulanten nicht ab; es musste stets mit ihnen in die Tausende gehen. In einer der Schriften findet sich ein Beweis von dem außerordentlichen Aufwande, welche dieselben machten: nämlich die Frau eines derselben schreibt auf einer Reise an Jemand in Paris, er soll ihr gewisse Kleider schicken, und da folgt ein Verzeichniß von kostbarn Anzügen, wie sie kaum eine Fürstinn hat, Röcke mit Gold gestickt von dem feinsten Zeuge, Diademe, Juwelen und dergleichen. — Ein andrer Prozeß, der ebenfalls hier viel Aufsehen erregt hat, ist der des Hrn. Texier, eines Kaufmanns und seiner Frau, einer gebohrnen Holländerinn, Namens Astorphius. Dieser Hr. Texier musste Schulden halber im Jahre 1801 Paris verlassen, begab sich nach Bordeaux, reiste nach Spanien und Portugal, begab sich dann nach den amerikanischen Kolonien, kam im Jahre 1811 oder 1812 wieder, und fand drey Kinder vor, von welchen seine Frau nur eines anerkannt hat. Der Mann will keins davon anerkennen. Somit ist ein doppelter Prozeß entstanden: der beyden Eheleute gegen einander, und der zwey Kinder gegen die Eheleute. Auch in dieser Sache sind mehrere Schriften erschienen; sie ist eben kein Beweis von guten Sitten. Leider tragen sich beynah' in allen großen Städten solche Geschichten zu.

Mit der Witterung sieht es noch immer zweifelhaft aus. Es ist diesen Sommer hindurch noch keine drey Tage hinter einander schön Wetter gewesen. Das viele Regnen hat eine Menge Fieber erzeugt. Vom 11. bis 20. July sind zweyhundert Kranke mehr als gewöhnlich in den Hospitälern aufgenommen worden.

Unter den Moden behalten die thurmartigen Hüte der Frauenzimmer mit hohen Blumen, und der chinesische Coeffur noch immer die Oberhand. Man hat diese Moden auf eine sehr komische Art in einer Karrikatur dargestellt, welche betitelt ist: La Chinoise de la Chaussée d'Antin.

(Aus englischen Blättern.)

Ich habe Ihnen noch zu berichten, was in Schottland, und zwar seit mehrer'n Jahren, zur Kenntniß des Landes in der Literatur geschehen ist. Der Esquire Chalmers hat ein großes historisches und topographisches Werk unter dem Titel Caledonia in vier Quartbänden unternommen. Der erste Theil, welcher im Jahre 1807 erschienen ist, enthält die alte Geschichte von Nordbritannien. Im zweyten Theile, vom Jahr 1810, folgt die Geschichte aller Shires oder Herrschaften von Schottland, mit tabellarischen Anzeigen der Volksmenge, Pfarren, ihrer Einkünfte und Patronen. Der dritte Band ist die Fortsetzung der im zweyten abgebrochenen Geschichte und Beschreibung. Der vierte Theil soll ein topographisches Wörterbuch von ganz Schottland enthalten, und diesem soll ein Ueberblick über die verschiednen in diesem Königreiche gangbarn Sprachen vorangehen. Jeder Band dieses großen Werkes kostet beynahe drey Pfund Sterling. Eine weit kürzere Beschreibung von Schottland findet sich in dem Werke: The gazetters of Scotland, wovon die zweyte Auflage erschienen ist, und welches als ein topographisches Handbuch von Schottland betrachtet werden kann. — Unter dem Titel: The peerage of Scotland, ist ein Prachtwerk über die Geschichte und Genealogie des Schottischen Adels erschienen. Es ist in zwey Foliobänden sauber gedruckt und mit den Wappen der adelichen Familien geziert. Dieses von dem Baronet Douglas angefangene Werk ist von dem Esquir Wood bis auf die jetzige Zeit fortgesetzt worden. — George Cook, Prediger zu Laurencekirk, hat die Geschichte der Reformation in Schottland in drey Oktavbänden geschrieben. — Von dem Advokaten, John Burnett, ist in einem Quartbande eine Abhandlung über verschiedne Zweige des schottischen Kriminalgesetzbuches erschienen. — Ein andrer Advokat, Joseph Bell, hat in einem Quartbande die zweyte Auflage seines Kommentars über die schottischen Gesetze und über die Grundsätze der Handels-Jurisprudenz in Hinsicht auf Bankerutte herausgegeben. Dieses Werk kostet 2 Pf. St. 12 Sch. Besonders aber hat sich das landwirthschaftliche Fach mancher guten neuen Werke zu erfreuen. — Des Garten-Anlegers Nicol's Villa Garden-Directory ist schon zwey Mal aufgelegt worden. — Hr. Mackenzie, Baronet, hat eine Abhandlung über die Krankheiten und die Behandlung der Schafe, mit Kupfern, herausgegeben. Eben dieser Gegenstand ist von James Hock, welcher sich auf dem Titelblatt: The Ettrick Shepherd, unterschreibt, in einem Werke behandelt worden, welches heißt: The Shepherds Guide. — Von ebendemselben Mackenzie haben wir eine ökonomische Uebersicht über die Grafschaften Roß und Cromarty erhalten; in diesem Werke kommen manche Winke über den Verfall der schottischen Fischereyen vor, und über die Mittel, denselben wieder aufzuhelfen. — Ein ähnliches Werk hat der Prediger Firdlater über die Grafschaft Pebles verfasst. Es ist mit einer Karte dieser Grafschaft und mit Kupfern versehen. — Eine gründliche Abhandlung über den Ursprung, die Eigenschaften und den Anbau der Moos-Erde hat Will Aiton herausgegeben. Es wird hierin sehr umständlich gezeigt, welchen Nutzen Landleute aus dem Moose ziehen können, und wie in den verschiedenen Gegenden Englands die Moosgründe können in fruchtbares Land umgeschaffen werden. Ueber das Torfmoos und die Benutzung desselben als Dünger ist eine besondre weitläufige Abhandlung vom Prediger Rennie erschienen. Auch das Pächter-Magazin, welches seit 1800 alle Vierteljahr erscheint, enthält stets treffliche Aufsätze über die Landwirthschaft, und theilt stets die Abbildung neu erfundener Maschinen und Geräthschaften mit. D.

Nro. 214.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Dienstag, 7. September, 1813.

Der Weis' ist frey, du magst ihn gleich mit Ketten schliessen.
— Ein Halbgott, der das Rad des Glückes tritt mit Füßen.

Opitz.

Proben aus Hafis Divan.

10.

Mein Glück hab' ich in dieser Stadt versucht,
Nun muß ich schnell mich aus dem Wirbel retten.
Ich seufzte, in den Finger biß ich mich,
Und legte meinem Körper Feuer unter.
Ich hörte gestern eine Nachtigall,
Die Rose neigte hin ihr Ohr vom Busche.
Sie sang: Sey frohen Muthes, denn der Mann
Von hartem Sinn verhört des Glückes Stimme.
Soll Hartes, Leichtes nicht zu Herz dir gehen,
Nimm Andrer Hartes, Leichtes nicht zu Herzen.
Wenn an den Himmel schlägt des Schicksals Fluth,
So wird der Weise sich doch nicht benetzen.
Hafis! Gäb's einen ewigen Genuß,
So hätte nicht Dschemschid den Thron verlassen.

Der Taubstumme,

(Fortsetzung.)

4.

Da Freyenthal nach den zeitherigen Erfahrungen darauf rechnen konnte, daß jeder Nachmittag, an dem er ausgeritten war, von Münchenstein zu einem Besuche in seinem Hause benutzt wurde, so ritt er einesmals grade um die gewöhnliche Zeit aus; doch statt wie sonst erst nach einigen Stunden zurückzukehren, kam er bald nachher ohne sein Pferd wieder, und gelangte durch eine Hinterthür, von Niemand im Hause bemerkt, auf sein Zimmer, welches von dem Wohnzimmer seiner Gemahlinn nur durch eine Tapetenwand gesondert war.

Wie er vermuthet hatte, so fand es sich auch. Ein Blick durch das Schlüsselloch sagte ihm, daß der Taubstumme bey ihr war, dessen Anwesenheit seine Aufmerksamkeit um so stärker erregen mußte, da er ihn zu den Füßen seiner Gemahlinn liegen, und diese in einem heftigen Zustande sah. Sie schien zweifelhaft, ob sie Leute rufen sollte. In dem Augenblicke aber, als ihre Bewegung nach der Thür verrieth, daß sie Münchensteins Leidenschaft mit dem ganzen Ernste des Anstands und der Tugend zurückweisen wollte, erhielt, seltsam genug, der Taubstumme auf ein Mal die Sprache. Er rief: Nein, gnädige Frau! In jede Schranke, welche Sie mir anweisen, will ich zurücktreten. Erlauben Sie nur zuvor, mich wegen der zeitherigen stummen Rolle zu entschuldigen.

Die Baronesse stand wie eingewurzelt. Aus meinen Augen, Unwürdiger! rief sie. Nichts als das Mitleid war es, was mich zum Ertragen Ihrer lästigen Besuche bewog, was mich veranlaßte, meinem Gemahl die Zudringlichkeit Ihrer Blicke und Ihres ganzen Wesens zu verheimlichen. Mit diesem Mitleid ist's zu Ende. Die tiefe Verworfenheit, welche sich hier der rührenden Maske des Unglücks bemächtigte, um desto sicherer zu wirken, gebietet mir, der Sache eine Publizität zu geben, welche das Zutrauen, so Sie hier und da genossen, mit Einem Male vernichten soll.

Nur Ein Wort, ein einziges Wort! rief Münchenstein, als sie durchaus in den Vorsaal wollte. Verbreiten Sie meinetwegen Alles, und wo Sie wollen. Gönnen Sie nur meinen Entschuldigungen zuvor ein geneigtes Gehör. Wenn mein Mund zeither ein Lügner

war, so konnte er es vor Ihnen doch nicht länger seyn. Meine Blicke, die nur zu offen und keck an seiner Statt gesprochen haben, sie sind von nun an ebenfalls zum strengsten Schweigen verurtheilt. Nur darum bitte ich, entlassen Sie mich nicht in Ihrem Zorne. —

Mit vieler Mühe gelang es Münchensteinen endlich, die Baronesse so weit zu besänftigen, daß sie seine Gegenwart noch ein wenig duldete. Doch legte sie ihm mit abgewandtem Gesichte auf, kurz zu seyn in dem, was er zu sagen für nöthig erachte.

5.

Von meinem Onkel, dem Grafen Wallröden, so fing Münchenstein an, von ihm können Sie ein andermal erfahren, wie beyspiellos mich das Geschlecht gemißhandelt hat, das ich in Ihnen wieder so hoch verehre. Auf einem seiner Güter, wo ich seit Kurzem lebe, fand er mich als völligen Menschenhasser, und begriff erst, nachdem er mich ausgehört hatte, die Möglichkeit, in meinen Jahren schon in einen so unerfreulichen Zustand gerathen zu können.

Sein ewig heitrer Humor hatte auch viel zu thun, ehe er mich nur ein wenig von meinen finstern Ideen zurückbrachte. Er sah indessen voraus, daß ich mit seiner Abreise in den alten Fehler verfallen würde; daher sagte er einmal Sonntags gegen Abend, wie wir dem Treiben der fröhlichen Landleute auf einem zugefrornen Teiche zusahen: Lieber Neffe, um auch wieder recht fröhlich, um mit Einem Worte von Grund aus geheilt zu werden, musst Du einen herzhaften Entschluß fassen. Siehst Du den Burschen dort, der vorhin einen so starken Fall auf dem Eise that. Er hat den Muth gehabt, die Schrittschuhe auf's Neue zu versuchen, und schwärmt jetzt muntrer als alle übrige auf dem Teiche mit ihnen herum. So musst Du's auch machen; Du musst heirathen!

Ich betrachtete den Onkel lange, um zu entdecken, ob er im Scherze vielleicht also rede. Er aber blieb diesmal völlig ernst, und fuhr fort: Ohne Spaß, es gilt im Leben oft, wie in der Medicin, daß das nämliche Mittel, welches die Krankheit hervorbringen kann, auch am sichersten zur Heilung dieser Krankheit angewendet wird. Kurz, um wieder auf die Dauer ein tüchtiger, lebensfroher Mensch zu werden, wie Jahre und Umstände Dir zu seyn erlauben, musst Du ein braves Weib nehmen.

Mein Achselzucken sagte ihm, daß ich verzweifelte, je ein solches zu finden, und daß meine unglücklichen Erfahrungen mir gegen das ganze Geschlecht ein unbezwingliches Mißtrauen eingeflößt hätten.

Vorurtheil, sagte er, das sich durch Prüfung am besten widerlegen lässt. Reise mit mir nach der Residenz, in der ich lebe. Dort wollen wir gemeinschaftlich prüfen, Fräulein und Frauen, und ich wette drauf, Du brauchst den Weg nicht allein hieher zurückzumachen.

Ich äußerte meine Zweifel an allen Frauen, doch er ließ nicht nach, sie zu bekämpfen. Unter andern führte er auch Sie zum Muster an, und war eben beym enthusiastischen Erzählen Ihrer häuslichen Einrichtung, als ein Taubstummer, ein Knabe von sehr vortheilhafter Gesichtsbildung, der in ein benachbartes Dorf gehörte, herbey kam, uns um eine Gabe anzuflehen.

Der Onkel, dem, weil er viel erlebt hat, immer interessante Beyspiele zu Gebote stehen, erzählte bey dieser Gelegenheit von dem Erfolge, mit welchem man neuerlich die Unglücklichen solcher Art für das Leben zu bearbeiten wisse. Er hatte auf seiner jetzigen Reise ein Taubstummeninstitut mit besucht, und rühmte mir den Nutzen desselben außerordentlich, versprach mir dabey, die Eltern dieses Taubstummen um ihn anzugehen, und ihn in jene Anstalt zu schicken; was auch seitdem wirklich geschehen ist. Indessen, so fuhr der Onkel fort, steht man sich oft im Lichten, wenn man sein Glück auf dem Wege der Bildung sucht; dabey erzählte er von einem andern Taubstummen, dessen er sich aus jungen Jahren erinnerte, und der bey gar nicht ausgezeichnetem Aeußern das größte Glück bey den Damen gerade dadurch gemacht habe, daß durchaus keine künstliche Verbesserung seines Zustandes Statt gefunden. Wo er hinkam, sagte der Onkel, hätte er Händedrücke, freundliche Augen u. s. w., blos darum angetroffen, weil sein Stummseyn der beste Bürge seiner Verschwiegenheit gewesen wäre. Nur heirathen hätte ihn, ungeachtet seiner leidlichen Vermögensumstände, Niemand gemocht, weil allerdings große Liebe dazu gehöre, sich einen Gatten gefallen zu lassen, der zur traulichen Mittheilung, (dem größten Reize der Ehe), so wenig fähig sey.

Nach dieser Rede schien mein Onkel nachdenklich zu werden, und sprang dann auf einmal so freudig in die Höhe, als ob er eben den Stein der Weisen gefunden hätte. Neffe, sagte er, jetzt weiß ich's, wie Du's anfangen musst, um glücklich zu werden. Nur die Hand darauf, daß Du meinen Rath auch gewiß befolgen willst. Du musst nothwendig mit mir nach der Residenz, wo ich wohne. Dort musst Du als Taubstummer auftreten, und so Fräulein und Frauen einer Prüfung unterwerfen. Daß Du manche Frau finden wirst, die Probe hält, bin ich überzeugt. Nur fragt es sich, ob es deren geben möchte, die, aus Liebe, den Entschluß fassen könnten, einen Taubstummen zu heirathen? —

So viel Einwendungen ich auch dem Onkel gegen einen so abenteuerlichen Plan machte, so umständlich ich ihm die Schwierigkeiten vorstellte, einen Charakter dieser Art zu behaupten, er blieb dabey, daß ich Welt und Besonnenheit genug besäße, um ihn vollkommen durchzuführen, und daß ich nur den Zweck immer vor Augen behalten dürfe, um der Sache nicht vor der Zeit müde zu werden. Mit Einem Worte, ich musste durchaus in seinen Plan eingehen.

Leider aber hatten wir uns Beyde gar sehr in der Ausführung verrechnet. Zwar darf ich mich nicht über Mangel an Damengunst beklagen. Auch habe ich in Ihnen, gnädige Frau, Ihr Geschlecht wieder auf's Höchste achten gelernt. Allein der unbefugt Prüfende ist, leider, selbst der Prüfung unterlegen. Die Liebe ist gekommen, ihn seinen Frevel büßen zu lassen. Leben Sie wohl, gnädige Frau, ich kehre sogleich in die Einsamkeit des Gutes zurück. Im gänzlichen Zweifel an weiblicher Beständigkeit, treffe ich das liebenswürdigste Bild dieser Tugend sowol als aller übrigen. Ich würde mich selbst verachten, wenn ich, bey Ihrer Gesinnung, Ihre Verhältnisse nicht zu ehren wüßte. Mit Recht verzweifle ich aber auch Ihres Gleichen wiederzufinden, und doch würde ich nun, da ich das Höchste gesehen, mit dem Geringern weder zufrieden seyn, noch solches zufrieden machen. Ich scheine sonach bestimmt zum einsamen Leben; denn wenn mich zuvor die Schwäche der Frauen dahin verwiesen hatte, so nöthigt mich nun die weibliche Vollkommenheit, in denselben beklagenswerthen Zustand zurückzutreten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Griechische Alterthümer.

Alle diejenigen, die sich für die griechischen Alterthümer interessiren, werden mit Vergnügen die Nachricht der neuen und wichtigen Entdeckung vernehmen, die erst kürzlich in dem Peloponnes gemacht wurde. Mehrere Künstler und Freunde des Alterthums von verschiedenen Nationen, aber durch die Liebe zu den Künsten vereinigt, erhielten die Erlaubniß, in dem Apollo-Tempel, der sich auf dem Berg Cotylius in Arcadien befindet, nachgraben zu dürfen. Ihre Unternehmung hatte seltenes Glück, sie fanden nämlich den vollkommenen Fries des innern Theils des Tempels. Er besteht in einem Haut-relief von Marmor, von 96 Fuß Länge, mit 100 Figuren von mehr wie 2 Fuß, die einzig nur durch den, bey der Zerstörung des Monuments erfolgten, Fall einigen Schaden erlitten haben. Das Sujet davon ist gedoppelt: eine Reihe von 53 Figuren stellt einen Kampf mit hellenischen Heroen vor; eine zweyte von 47 Figuren jenen der Centauren mit den Lapithen bey der Hochzeit des Pirithous. Man kann nicht genau bestimmen, wie viele Jahrhunderte diese kostbaren Ueberreste griechischer Bildhauerey unter mächtigen Fels-Blöcken vergraben lagen, die sie bedeckten und verbargen, und von denen man den innern Raum des Tempels befreyen musste. Doch Pausanias Lib. VIII., Cap. XLII. belehrt uns, daß der Baumeister Ictinus, welcher unter Perikles, zugleich mit Callicrates, das Pantheon zu Athen baute, auch Urheber dieses herrlichen Tempels gewesen sey, der nach jenem von Tegea für den vollkommensten im ganzen Peloponnes gehalten wurde; nun lebte Perikles im fünften Jahrhundert vor Christi Geburt, also mögen seit Erbauung dieses Monuments wol 2,300 Jahre verflossen seyn. Der Styl selbst dieses Werkes, so wie dessen Ausführung, lassen uns sicherer als jede historische Angabe auf das Jahrhundert der Vollkommenheit der Bildhauerey schließen: man kann sich nichts Edleres und Majestätischeres denken, als die Amazonen, nichts Imposanteres und zugleich doch Anmuthigeres, als diese Köpfe, und nichts Gelungneres und vollkommen Vollendeteres, als diese Draperien. Einige der Helden erinnern ganz lebhaft an die Colossen von Monte Cavallo zu Rom, und Andere an den Gladiator.

Man findet in den Eliacis des Pausanias (Lib. V. Cap. X., Olympia betreffend), folgende Beschreibung der von Alcamenes, einem Schüler des Phidias, verfertigten Bilder des Hinter-Frontons des Jupiter-Tempels, welche auch den Kampf der Centauren bey der Hochzeit des Pirithous vorstellen.

„Dieser Fürst (Pirithous) befindet sich in der Mitte; Eurytion entführt neben ihm die neuvermählte Gattinn Hippodamia, ungeachtet der Anstrengungen des Ceneus, der ihn davon abhalten will. Theseus richtet unter den Centauren mit seinem Beil eine große Niederlage an; von den Centauren, die seinen Hieben entgingen, will einer ein junges Mädchen rauben, ein Andrer einen schönen jungen Knaben.“ Diese Beschreibung, obgleich sie auf Olympia Bezug hat, kann ohne Mühe auf unser Fries in Phigallien bezogen werden. Theseus finden wir darauf unverkenntlich, er ist eine der schönsten Figuren. Das junge Mädchen und der schöne Knabe bilden mit den Centauren, von denen sie entführt werden, eine ausgezeichnete besondere Gruppe. Andere Centauren schleppen Weiber mit sich fort, von denen einige, um sich vor der Brutalität der Centauren zu bewahren, mit ihren Kindern auf dem Arm, entfliehen. Die Darstellung scheint sich in einer Gruppe von Weibern zu endigen, von denen eine die Kniee einer Statue der Cybele umschlingt, während eine andre, die Arme gen Himmel ausgestreckt, seine Hülfe anruft. Ein Centaur, den einer der Heroen von hinten zu Boden schlägt, entreißt dem zu den Füßen der Göttinn knieenden Weibe das Gewand. Zwey Figuren, (ohne Zweifel Gottheiten), die einen mit zwey Hirschen bespannten Wagen lenken, scheinen den Weibern zu Hülfe zu kommen.

Der Kampf der Amazonen bietet eben so mannigfaltige Stellungen dar: man erblickt sie im Gemenge theils zu Pferd, theils zu Fuß streitend; Sterbende, von den Armen ihrer Gefährtinnen unterstützt. Eine, die ihre Königinn zu seyn scheint, will eben einen jungen Menschen, der vor ihr liegt, tödten, während eine Andere sie um Schonung seines Lebens anfleht; verwundete Amazonen werden aus dem Kampfe geführt, hier bäumt sich ein Roß in die Höhe, dort stürzt eines nieder. Unter den

Heroen erblicken wir Theseus mit der Keule und der Löwenhaut; weiterhin Weiber und Männer, hinter großen Schildern kämpfend.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz.

Einen muntern Greisen von den Erfahrungen und Beobachtungen, von den Sorgen und Mühen, von den Leiden und Freuden seines geschäftvollen Lebens erzählen zu hören, gewährt jederzeit ein besondres Vergnügen, und wenn ein solcher, der sonst eben nicht der Schriftsteller-Zunft angehörte, gleichsam als ein Vermächtniß und zu einer letzten Besprechung mit den Zeitgenossen aus seinem Tagebuch, was er für gemeinnützlich und wissenswerth achtet, aushebt und öffentlich bekannt macht, wäre es eben so unbillig als unschicklich, über Einkleidung, Form und Schreibart, mit ihm habern oder die Forderungen strenger gelehrter Kritik gegen ihn geltend machen zu wollen. Wer ein halbes Jahrhundert menschenfreundlich und wohlthätig gewirkt hat, der hat unter allen Umständen auf achtungsvollen Empfang und Behandlung die gerechtesten Ansprüche. Eine kleine so eben ausgegebene Schrift des verdienstvollen siebenundsiebenzigjährigen Arztes, Johannes Martin in Glarus, veranlasst diese Bemerkung. Sie führt den Titel: „Etwas Gemeinnütziges, physisch-, medizinisch- und ökonomischen Inhalts, für meine Mitbürger, (Glarus, bey Freuler, 1813. 8.)“ und wird aus mehrern einzelnen Heften bestehen, von denen das vorliegende erste, neben der Geschichte eines durch den Verfasser zunächst näher bekannt gewordnen, mit hepatischer Luft und Luftsäure stark geschwängerten, Mineralwassers im Kanton Glarus, die Uebersicht des Inhalts aller nachfolgenden Hefte liefert.

Mitten in einem Lande, wo bis auf die neueste Zeit die medizinische Polizey ein ganz unbekanntes, und wo sie sogar jetzt noch ein ziemlich verödetes Feld ist, hatte Hr. Doktor Martin den Anlaß, eine Menge merkwürdiger Thatsachen zur Geschichte der medicinischen Gaukler- und Charlatanskünste zu sammeln. Er sieht sie mit Recht als Beyträge zur Kenntniß von Geist und Sitten der Völker und Länder an, und er will sie darum in einem eignen Hefte zusammenstellen. Einstweilen erzählt er zur Probe zwey merkwürdige kontrastirende Fälle aus der Praxis eines Vieharztes und Harndoktors in Toggenburg. — „Dieser beredete die Leute, er habe von den Kranken gar keine Berichte, weder mündliche noch schriftliche, nöthig, außer den Harn, woraus er völlig Alles, was und wo es dem Kranken fehle, und ob ihm zu helfen sey oder nicht, beym ersten Anblick pünktlich zu sagen verstehe; der sey kein Arzt, welcher dies nicht könne. Bisweilen pflegte er im Angesicht verschiedener, von mancherley Arten herzugelaufener, Krankenboten ein Harnglas in die Hand zu nehmen, und mit einer Kreide Jahr, Monat und Tag, an denen der Kranke sterben werde, über die Thür zu schreiben; mit solchen Weissagungen gingen die Boten erstaunt nach Hause und erzählten glaubig die Wunder, die sie gehört hatten, ohne daß hernach, weil sie einander ganz unbekannte Leute waren, Jemand wissen oder erfahren konnte, ob die Weissagung in Erfüllung gegangen sey. Inzwischen erschien einst ein starker Bauer bey dem Doktor, um ihm anzuzeigen: er sey derjenige, dessen Todestag er hier an seine Thür geschrieben habe, dem zu Folge er auch vor drey Jahren schon hätte sterben sollen. Der Doktor erwiederte hoch auflachend: da möge er Gott danken, daß dies anders gekommen. Aber ganz Verschiedenes von diesem kaltblütigen und unerschütterlichen Bauer sah ich bey einem Ehepaar meiner besten Freunde. Mann und Frau waren wackere, gebildete Leute, die oft, wenn ihnen ihre Taglöhner die Wunder von dem Toggenburger Doktor erzählten, verächtlich darüber lachten. Als sich inzwischen sein Ruhm täglich vergrößerte, und nun sogar eigene Boten des Sonntags nach dem Gottesdienst in den Kirchen sich auskündigen und die bestimmten Tage anzeigen ließen, an denen sie zu dem Doktor reisen und Aufträge an ihn übernehmen würden, worauf hin sie dann gewöhnlich bey vierzig Uringläsern zu tragen bekamen — als darüberhin bemeldte Taglöhner, immer mit neuen Beyspielen ausgerüstet, behaupteten: es könne ihr Prophet aus dem Harn allein jedem Menschen bestimmt sagen, wie lang er leben werde, und weil jene Eheleute bisweilen Unpäßlichkeiten erlitten, dabey aber aus guten Gründen das Leben in ihren glücklichen Verhältnissen lieb hatten, geriethen sie endlich halb im Scherz auf den Einfall, sie wollen doch auch einmal einem jener Taglöhner den Harn übergeben, damit er hingehe und horche, was der Doktor sage? Sie ertheilten ihm inzwischen gemessenen Befehl, er soll einerseits ihren Namen nicht nennen, und weil sie durchaus keine Arzney von dem Wundarzt verlangen, soll er vorgeben, sie könnten keine Arzney schlucken; hingegen möchte er gegen gute Bezahlung so genau wie möglich sagen, was er von ihren Umständen halte. Mit dieser Instruction und nachdem er gelobt hatte, auf Alles genau Acht zu geben, und nichts zu verschweigen, es möge gut oder bös seyn, ward der Bote entlassen. Er kam zurück, und hielt Wort; die Hauptsumme seines Berichtes war, daß Beyde, Herr und Frau, keines länger als noch anderthalb Jahre leben werden. Man stellte sich, als lache man über die Weissagung; aber eine treue Magd, die jetzt noch lebt, betheuerte mir oft, seit diesem Augenblicke hätte ihre Herrschaft allen Muth verloren, keine gesunde Stunde, und weder Schlaf, noch Eßlust mehr gehabt, welches auch andern Freunden des Hauses nicht unbekannt blieb. Es geschah dies im Sommer; den folgenden Frühling starb der Mann jähen Todes, und vier Wochen später die Frau an asthenischer Lungenentzündung. — Weiter will Hr. Dr. Martin die Pockengeschichte des Landes Glarus, und seine bey wol 3000 Impfungen gesammelten Erfahrungen mittheilen. Er hatte nämlich dort die Inoculation 1767 eingeführt, und sie mit der Vaccination vertauscht, sobald er diese kennen lernte. Ueber alle seine Impfungen hat er sorgfältig Protokolle geführt, und solche wesentlich auch durch die Zusicherung von 100 Laubthalern befördert, die er demjenigen auszahlen würde, der, von ihm geimpft, früher oder später wieder von den natürlichen Pocken befallen würde, mit dem Vorbehalt für die Kuhpocken, daß er dieselben nur denen garantirt, bey welchen er die Impf-Pocken am neunten Tage selbst sah und für ächt erklärte. Niemand hat bis dahin, um die hundert Laubthaler zu beziehen, sich gemeldet. Das Medicinal-Wesen überhaupt, die Armen-Steuern und Armen-Besorgung sollen andere Abschnitte der Schrift beschäftigen. „Eine Ursache, (sagt Hr. Martin bemerkenswerth genug) warum wir nicht stärkere Hülfsquellen in Steuer- und Armen-Gütern besitzen, liegt tief in unserer Verfassung, nämlich darin, daß wir von jeher gewohnt waren, alle öffentliche Ausgaben mit Steuern aus dem Privat-Vermögen zu bestreiten, die öffentlichen Einnahmen hingegen auf Reiche und Arme zu vertheilen, statt, daß wenn wir die großen Einkünfte, die unser Kanton von Civil- und Militär-Diensten hatte, zu frommen Stiftungen zusammen gelegt hätten, wir Millionen besitzen würden, und weder Steuern noch Bettler mehr unter uns vorhanden seyn könnten.“

Beylage: Uebersicht der neuesten Literatur Nro. 19.

Nro. 215.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 8. September, 1813.

— — — Wer sich bisher an ihrer Blöße stieß,
Der nahm die Wahrheit an, so bald sie Fabel hieß.

Lichtwer.

Vier kleine Fabeln.

1.

„Ich bin ein Stern. Seht voll Bewundrung her!“ —
Ein Funke rief's, erlosch, und war nicht mehr.

2.

Zevs Adler sprach zu Here's Pfauen;
Du prangst im Sonnenlicht vor mir.
Schön ist dein Fächer anzuschauen;
Nur fehlt ein Unterröckchen dir.

3.

Zum Baume sprach ein Nebenbaum:
„Du raubest mir und dir ja Raum.
„Aus meiner Näh' entferne dich:
„So bring' ich Frucht für dich und mich.“

4.

„O bringe nur mich armen Floh nicht um!
„Ein kleiner Stich ist kein Verbrechen.“
Du stirbst. — Klein war der Stich; allein warum?
Du konntest mich nicht schärfer stechen.

Hg.

Der Taubstumme.

(Fortsetzung.)

6.

Der Baron blieb nicht länger in seinem Hinterhalte. Er trat herein. Er ergriff mit der einen Hand seine Gattinn, mit der andern den redenden Taubstummen, welche sich Beyde durch seine Erscheinung versteinert fühlten. Freyenthal gestand, auf welche Weise er Zeuge von der ganzen Scene gewesen sey, und sagte dann zu dem Beschämten: Nein, mein Lieber. Ihre wackere Sinnesart verdient ein so glückliches Loos, als mir zu Theil geworden ist, und es wird Ihnen nicht fehlen.

Jetzt eben trat Graf Wallröden herein.

Sie sind mir ein trefflicher Freund! rief ihm der Baron entgegen. Bringen da einen Neffen in mein Haus, der sich stumm anstellen muß, um — — meine gute Frau zu verführen. —

Der Graf machte große Augen.

Ja, ja, es ist Alles am Tage! — Auf einen mißbilligenden Blick der Gattinn fügte er jedoch hinzu: So gar schlimm lief es indessen mit der Verführung hier nicht ab.

Der Graf vernahm das Uebrige, und — meinte, daß er Alles just so gewünscht habe. Er gratulirte seinem Neffen zu dem großen Schritte zur Vernunft, der mit einer langen Nase gar nicht zu theuer erkauft sey, und brachte bald durch seinen glücklichen Humor die Uebrigen gleichfalls in eine muntre Stimmung.

Lieber Neffe, sagte er endlich, allen möglichen Respekt vor der Baronesse, aber Du sollst hoffentlich auch noch ein Fräulein finden, das ihr an die Seite zu setzen ist. Zeither hast Du die übrigen guten Kinder, die es in der Stadt gibt, nur vor der Baronesse nicht gesehen. Nun, da Du weißt, daß von der nichts zu hoffen ist, nun wirst Du schon bessere Augen bekommen. —

Uebrigens bestand der Graf darauf, daß die Taubstummheit, die schon so vortrefflich gewirkt hatte, noch

beybehalten werde. Findest Du, sagte er, als Taubstummer ein Fräulein, das, bey gutem Verstande sich zum lebenslangen Bündniß mit Dir versteht, so hast Du das große Loos gezogen. Findest Du keines, nun so ist's immer noch Zeit von Deinen Erwartungen etwas nachzulassen, und Dich mit einem kleinern Gewinne zu begnügen.

Münchenstein ließ sich's endlich gefallen. Der Baron und seine Gattinn gaben ihr Wort, ihn durchaus nicht zu verrathen. Ja, die Letztre fügte hinzu, daß selbst ihre Schwester, deren Besuch sie in einigen Tagen erwarte, gewiß nicht das Mindeste davon erfahren solle.

7.

Sonderbar genug war diese Versicherung kaum gegeben, als auch, um ihren Verwandten, und sich die Freude der Ueberraschung zu verschaffen, diese Schwester schon wirklich eintraf. Täuschender konnte die Aehnlichkeit nicht seyn, als zwischen Fräulein Viktorinen und der Baronesse. Was Münchenstein von einem ihm ganz gleich gestalteten Zwillingsbruder nur gefabelt hatte, das fand sich hier in der That. Auch im ganzen Wesen glichen die beyden Schwestern einander dermaßen, daß der Graf, als er fortging, für gut fand, seinem Neffen die Zusage wegen der Stummheit aufs Neue recht nachdrücklich in's Andenken zu rufen.

Er hatte damit nichts Ueberflüssiges gethan; Münchensteins Bedürfniß, der Neuangekommenen die Wahrheit zu gestehen, wuchs mit jedem Augenblicke. Es war ihm äußerst drückend, das Mitleid des schönen Fräuleins, zumal vor Zeugen, zu vernehmen, ohne sich zu verrathen. Viktorine schien mit ihrer Schwester nur Eine Seele. Auch die Baronesse würde er nicht länger haben hintergehen können, und nun sollte er, obendrein vor den richtenden Augen der Letztern, den Betrug fortspielen, der ihm jetzt so widerwärtig war.

Er folgte der Baronesse, als diese Einmal in ein anderes Zimmer ging. Er äußerte, daß er das Versprechen, worauf ihm der Onkel noch beym Fortgehen wieder hingewiesen habe, unmöglich halten könne.

Das ist nicht gut! erwiederte die Baronesse. Zwar gestehe ich aufrichtig, daß ich an Ihrer Stelle den Launen, auch eines sehr verehrten Onkels, sogleich vom Anfange nicht so nachgiebig gewesen wäre. Was aber versprochen ist, muß dann auch gehalten werden, denn wie kann man auf das Wort dessen bauen, der eine Zusage, sey auch ihr Gegenstand von welcher Beschaffenheit er wolle, zu brechen sich erlaubt? Meine Schwester, fügte sie lächelnd hinzu, mag ebenfalls eine Zeitlang, wie ich ihr Mitleid unnütz ausgeben. Durch mich und meinen Gemahl soll sie gewiß kein Wort davon erfahren, eben weil wir uns auch dazu verbindlich gemacht haben.

So werde ich mich für diesmal entfernen müssen, sagte Münchenstein. Ein längeres Beysammenseyn würde mir unter diesen Umständen für heute unmöglich werden.

Das lasse ich gelten! sagte die Baronesse.

Darf ich übrigens darauf rechnen, gnädige Frau, daß Sie mir bey Ihrer Schwester das Wort reden werden?

Nein! erwiederte die Baronesse mit Strenge. Der heutige Nachmittag muß zuvor von Ihnen durch ein ganz würdiges Betragen in meinem Gedächtnisse verwischt seyn, ehe ich Ihre Partie wieder zu nehmen im Stande bin.

So viel aber lassen Sie mich doch hoffen, daß Sie nicht zu meinem Nachtheile sprechen werden?

Die Miene der Baronesse hierauf schien bejahend, doch schwebte ihr sichtbar noch eine Einschränkung auf der Zunge, die indessen unterdrückt werden mußte, da Fräulein Viktorine hereintrat, und sie zur Rede setzte, daß sie nicht nur sich selbst, sondern auch den reizenden Taubstummen ihrer Gesellschaft entzöge.

Nun wahrhaftig, sagte die Baronesse, von Reizen sehe ich auch keine Spur an dem Taubstummen.

Viktorine behauptete das Gegentheil, und verbarg überhaupt ihr Wohlgefallen an Münchenstein um so weniger, da sie vor seinen Ohren völlig sicher zu seyn glaubte.

Still, still! sagte ihre Schwester. Die Taubstummen hören oft mit den Augen. Er scheint ohnehin Theil an Dir zu nehmen. Am Ende zögest Du Dir einen Heirathsantrag zu, der doch zurückgewiesen werden müßte. Denn meine Schwester ist gewiß nicht so thöricht, um in Verbindung mit einem Unglücklichen dieser Art Kurzweil, geschweige Genugthuung, zu finden.

Das konnte Münchenstein nicht länger aushalten. Er ging in's Wohnzimmer zurück, und bat den Baron, daß er nur dem Eindrucke der so ungünstigen Reden seiner Gemahlinn auf Viktorinen ein wenig entgegenarbeiten möchte.

Darauf entfernte er sich, um Wallröden aufzusuchen. Vergebens war er in seiner Wohnung, und noch an einigen Orten gewesen, ehe er ihn fand. Er erzählte ihm von seiner Theilnahme an dem Fräulein. Er fügte hinzu, daß auch sie ihm nicht abgeneigt sey, und gründete auf Beydes die Bitte, ihn doch nun endlich von der übernommenen Taubstummen-Rolle zu dispensiren.

Aber so inständig er auch bat, der Onkel beharrte darauf, daß sie durchgeführt werden müsse, und sagte, daß er in seinem Leben nicht wieder gut würde, wenn er ihm diesmal seinen Plan vereitelte. Er entließ ihn auch nicht eher, als bis sein Neffe abermals die vorige Zusage erneuert hatte.

(Der Beschluß folgt.)

Griechische Alterthümer.

(Beschluß.)

Man ist noch nicht völlig zu Stande gekommen, alle Gemählde in ihre ursprüngliche Ordnung zu bringen: ich sage, Gemählde, denn der ganze Fries besteht aus 23 Tafeln, die man in solcher Unordnung auf dem Boden des Tempels fand, daß man aus ihrer Lage nicht mehr mit genügender Sicherheit auf ihre ursprüngliche und wirkliche Stelle schließen konnte.

Die Platten selbst können (2 oder 3 ausgenommen, die ganz zerbrochen sind), beynahe ohne bedeutendere Mängel, als den eines Gesichtes, eines Armes oder Beines, wieder zusammengesetzt werden; was gewiß viel Glück heißt, alle Fragmente so aufgefunden zu haben, indem überhaupt die Erhabenheit der Figuren ziemlich stark ist, so daß sie beynahe in Rund-Werk übergeht, und aus eben diesem Grunde der Zerschellung und Abnutzung viel mehr unterworfen ist, als ein andres gewöhnliches Bas-relief. Die Köpfe, die Arme und Beine jenes großen Theils der Figuren treten ganz aus dem Hintergrunde hervor; und wir glauben mit Recht, daß ein so vollkommen erhaltener Fries (der einzige, zu unsern Zeiten bekannte, dessen Ursprung so sicher angegeben werden kann), die Aufmerksamkeit aller Künstler und Antiquarien verdient. Die Länge dieses Frieses trifft genau mit dem Umfange des Gesimses der Cella des Tempels überein, welche sie unter dem Hypäther umgab. Das Gesims und der Fries ruhten auf jeder Seite auf 5 Pilastern jonischer Ordnung, und auf einer einzeln der Thür gegenüber stehenden Säule. Die Pilaster mit dem Gesimse mögen ungefähr 20 Fuß hoch seyn; die Cella ist eben so breit, bey einer Länge von 35 Fuß. Da der Fries in so geringer Höhe gesehen wurde, — und sehr gut durch die Oeffnung der Hypäthra beleuchtet war, so musste er des Tempels einzige vorzüglichste Zierde seyn.

Die Bildsäule Apollo's selbst muß an der Säule gestanden haben, die der Thür gegenüber steht. Pausanias erzählt, daß um die Zeit der Wiedervereinigung aller Arkadier in der neuen Stadt Megalopolis, die ihnen Epaminondas erbaute, die Bildsäule dieses Tempels, in Bronze gearbeitet und 12 Fuß hoch, in die neue Hauptstadt gebracht wurde. Nun fand man bey'm Aufgraben der Cella zwey Hände und zwey Füße von weißem Marmor, sehr schön gearbeitet, und einige große eiserne Zapfen, die dem Verhältnisse nach für sie zu passen schienen; da man aber sonst durchaus kein andres Fragment von dem Verhältnisse dieser Füße und Hände auffinden konnte, so kann man schließen, daß die Phigalier an die Stelle ihres Apollo in Bronze einen andern von Holz gesetzt hatten, dessen äußerste Theile jedoch aus Marmor bestanden seyn möchten, wie uns ältere Autoren davon Beyspiele anführen.

Die Eigenthümer haben sich entschlossen, diese Bildhauereyen in Marmor, für einige Jahre, in einem eigenen und wohl erleuchteten Locale unserer Stadt Zante aufzustellen, wo Se. Excellenz, der Hr. Major General Stirey, sie seiner Unterstützung versichert, wie er auch zur sichern Uebersetzung dieser Gegenstände aus Morea in unsere Insel eine Escorte von Soldaten bewilligte. Wir glauben zu diesem Berichte noch einiger Umstände erwähnen zu müssen, sowol in Rücksicht auf die Nachgrabungen selbst, als auch auf die pittoreske und interessante Lage des Tempels, dessen Ruinen unter die schönsten der Halb-Insel gezählt werden dürften.

Ueberhaupt darf in archäologischer Hinsicht kein, auch nicht der unbedeutendste, Umstand übergangen werden. Man fand nämlich in dem Tempel selbst und in seiner nächsten Umgebung, außer den schon angeführten Hauptgegenständen, einige Lanzen-Spitzen, und andere Ornamente in Bronze und Silber; ferner eine kleine Vase und eine kleine Statue Apollo's in Bronze, die jedoch im egyptischen Geschmacke ganz roh gearbeitet ist. Dann kleine kupferne Bein-Schienen, ganz von der Form derer, die man auf den etruscischen Vasen findet; gewiß war dies ein ex voto, denn der Gott hatte den Beynamen: Epicurius, oder der Hülfe leistende, weil ihm die Phigalier den Tempel auf diesem einsamen Berge zur Dankbarkeit errichtet hatten, daß er sie bey einer Pest unterstützte, die Arcadien um die nämliche Zeit verheerte, wie Athen, nämlich während des peloponnesischen Krieges. In einer Entfernung von vier Meilen von dem Tempel befinden sich noch gegen Westen, auf dem rechten Ufer der Neda die beträchtlichen Ruinen der Stadt Phigalina. Das Dorf Paulizza nimmt einen unbedeutenden Theil des ehemaligen Umfangs von Phigalina ein; vier Stunden unterhalb derselben hat die Neda ihren Ausfluß in das Meer. Der Tempel selbst ist in der Richtung von Norden gegen Mittag gebaut, und man genießt gegen Abend die herrliche Aussicht auf das jonische Meer und den Golf von Ciparissia. Gegen Süden sieht man den Berg Ithomes mit der Stadt Messenien. Im Osten ist der Berg Ceraunios und der Altar des Jupiter Lycäus. Im Süd-Osten erscheinen jenseits der tiefen Schlucht der Neda die Ruinen der Stadt Ira, des Taygetus rc.; den Blick begränzt das hohe Meer.

Von dem Tempel selbst stehen noch 36 dorische Säulen, von 19½ Fuß Höhe, von den 38, die das Peristyle bildeten; 6 stehen auf der Façade und 15 auf den Seiten; alle sind aus einem grauen Stein, der in dieser Gegend gegraben wird, und aus dem überhaupt das ganze Gebäude verfertigt ist, einen Theil der Decke und die jonischen Kapitäler ausgenommen, die aus Marmor sind. Sonderbar ist es, daß dieser Tempel Triglyphen hatte, und sechs gemeisselte Metopen auf jeder Seite über den Anten des

Eingangs, und über den zwey Säulen des Pronaos und des Opistodoms.

Die von diesen Metopen gefundene Fragmente sind von vollkommener Arbeit; aber die meisten davon bedeutend von der Zeit verstümmelt. Es sind tanzende Figuren, mit fliegenden, sehr schönen und reichen Draperien, ein Silen u. dgl. Unter jenen, welche auf der Leyer spielen, glaubt man den Apollo Musagetes zu erkennen.

Die beyden Frontons gegen Norden und Süden waren mit einem Viertel-Rund und Blumenwerk in Marmor bekränzt, denen oberhalb die 15 Seiten-Kolonnen, und längs den beyden Seiten Vorsprünge, zur Bindung der Dachplatten, mit innerer Blätter-Verzierung entsprachen, mit welchen noch andere zu oberst auf dem Dach übereinstimmten, die ebenfalls, gleich allen Dachplatten, von Marmor waren. Die letztern sind 2 Fuß breit, und im ersten Reihen 3½ Fuß lang. Diese Merkwürdigkeiten und andere interessante Details dieses Monuments werden neue Ansichten über die Architektur der Alten geben.

Wir wissen, daß die Künstler, die an der Nachgrabung Theil hatten, sorgfältig die geringsten Bruchstücke untersuchten; und wir vermuthen, daß sie dem Publikum die Früchte ihrer Bemühungen mittheilen werden. *)

*) Diese Ankündigung erschien zuerst als Beyblatt zu der Zeitung von Zante im September 1812. Die HH. C. R. Cockerell, John Foster, der Jüngere, G. Gropius, Ch. Baron von Haller, Jqs. Linck, und Ths. Legh, sind die sechs Mit-Unternehmer dieser Nachgrabungen und Mit-Eigenthümer dieses Frieses. Da selbiger seiner Natur nach nicht vertheilt werden kann, so ist der Verkauf davon an den Meistbietenden, von welcher Nation er auch seyn mag, beschlossen, und als letzter Zeitpunkt hiezu der erste May 1814 bestimmt worden, bis wo der Fries in Zante öffentlich ausgestellt bleibt. Kein Gebot unter sechzig tausend spanischen Piastern wird angenommen, und der Käufer muß sich auch verpflichten, sechs vollständige Gyps-Abdrücke davon zu liefern. Man wendet sich in dieser Angelegenheit an Hrn. G. Gropius zu Volo in Thessalien oder zu Athen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz.

Der Freyherr von Seckendorf bereist gegenwärtig die Schweiz. Er hat in St. Gallen in den ersten Tagen des Augusts drey öffentliche Vorträge mit ungemein großem Beyfalle gehalten. Sie beschränkten sich auf eine Vergleichung und Parallele der Schönheit und des Charakters der antiken und modernen Kunst, die der geistvolle Künstler durch Gebilde aus seinem unerschöpflichen Darstellungvermögen belegte. Die meisten Zuhörer, nur durch den Reiz ästhetischen Sinnenspiels nach dem Hörsaale gezogen, fanden sich überrascht, als ihnen auch der helle, unterrichtsvolle Vortrag Geschmack und Erfreuung abgewann. In den Gebilden des Hrn. von Seckendorf wechselten plastische Kunstwerke mit edlen pantomimischen Handlungen, alle im tiefsten Gemüthe ergriffen, unter zierlichen Formen dargestellt, und durch den Hauch des richtigsten und wärmsten Gefühles belebt. Man wird sich lange seiner Apollo-Gestalten erinnern, der Kato, Macbeth, Moses, Abraham, des Gebets am Oelberge, der Verklärung. . . . Welche Erhabenheit und welcher Ausdruck sprechen den Zuschauer aus diesen Gestalten an! Wie viel Wahrheit und wie viel Täuschung! welche Fülle von Schönheit, und wie mahlerische Ordnung bis auf den Faltenwurf! In den geschilderten Gemüthszuständen, was für scharfe, schneidende Nuancen und proteische Uebergänge! In den Pantominen, welche Beweglichkeit der Gesichtszüge, wie sprühende Leidenschaft — und in dem Zauber seiner Gruppen, welch eiskalter Marmor! Bey der besonnenen Ruhe, die in diesen Darstellungen herrscht, möchte man mit Schiller sagen:

Sein Herz weiß nichts von diesen Künsten.

Gleichzeitig mit der schweizerischen Musikgesellschaft waren in Bern der berühmte Pierre Rode, erster Violinist des Kaisers Napoleon, und Hr. Alexander Boucher, gewesener Musik-Direktor und erster Violinist Königs Karl des Fünften von Spanien, eingetroffen. Dieser gab daselbst am 14. August ein eigenes Konzert. — Hr. Rode reiste von Bern über Neufchatel und Lausanne nach Genf, und wollte später nach der östlichen Schweiz zurückkehren. Ueberall hofften die Kunstfreunde auf das entzückende Spiel des seltnen Künstlers.

In dem ansehnlichen Flecken Kerns, der dem Walde seinen Namen gibt, welcher beyde Theile des Kantons Unterwalden in Nid und Ob dem Kernwald sondert, ist am 4. August die vor vierzig Jahren neuerbaute, große und schöne Kirche bey hellem Tage abgebrannt. Der mit ganzen Bogen Weißblech bedeckte Thurm bedurfte einiger Verbesserungen. Die Arbeiter müssen die aus der dafür mitgenommenen Glutpfanne entfallnen Kohlen nicht in Acht genommen haben, und diese erzeugten den fürchterlichen Brand. Die Kirche war unlängst unter dem Ziegeldache noch mit einem dichten Nageldach von Schindeln versehen worden. Es scheint, daß diese doppelte Dachung die Flamme so lange in sich verschlossen habe, bis sie größtentheils davon ergriffen war. Denn kaum hatte man sie bemerkt, so stand auch bald das ganze Dach in vollem Feuer, dem inzwischen der Wind und die vorhergegangne große Hitze auch nicht wenig zu Statten kam. Das Sturmgeläute konnte nur wenige Minuten fortgesetzt werden. Man mußte den Thurm verlassen; doch rettete man noch, was in der Sakristey in Verwahrung lag und ohne Mühe aus der Kirche wegzunehmen war. Am nördlichen Ausgange des Fleckens, von hölzernen Gebäuden umringt, zündete die Kirche gleich anfangs zwey ihrer nächsten Gebäude. Die Verwirrung war allgemein; Jeder dachte nur auf Rettung des Seinen. Da erschien rasch und zahlreich Hülfe von Sarnen und rettete den Flecken. Fast alle Gebäude desselben sind von Holz und mit Schindeln gedeckt. Davon sind nach und nach 36, und einige darunter wiederholt vom Feuer ergriffen worden; selbst in bedeutender Ferne außer dem Flecken zündete die von brennenden Dachschindeln getragne Flamme. Allein sie ward überall erstickt. Mit der zunehmenden Noth hatte sich auch die Hülfe der Nachbarn von allen Seiten vermehrt, und die zweckmäßige Ordnung, welche man zu handhaben wußte, gestattete der verzehrenden Glut kein Opfer, als jenes der Kirche. Diese war von Anfang ohne Rettung verloren; auch das von ihr einzig übrige Gemäuer dürfte zum Theil noch eingerissen werden müssen. Von den Verzierungen bedauert man vorzüglich den Verlust eines grossen und schönen Gemäldes am Haupt-Altar. Alle sechs Glocken und die große Orgel sind zusammengeschmolzen. Vom Beinhause ward gerade so viel gerettet, daß man jetzt den Gottesdienst darin verrichten kann. Aber an andern Gebäuden ist, der häufigen Entzündungen ungeachtet, (vierzehn Firsten wurden durch den Einsturz des Kirchendaches mit einander zugleich entzündet), kein einziger Brandschaden von einiger Bedeutung erfolgt. Soviel kann treue Hülfe und gute Ordnung erzwingen, und solches Unheil eine einzige Sorglosigkeit erzeugen!

Nro. 216.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 9. September, 1813.

Der größte Sporn, der größte Lohn
Für jeden bessern Erdensohn,
Der Menschen Seligkeit, der Engel Glück ist — Liebe.
Alxinger.

Der Taubstumme.

(Beschluß.)

3.

Mit jedem Tage wuchs Münchensteins Neigung zu Viktorinen, deren Gemüth sich immer schöner entfaltete und aussprach. Graf Wallröden hatte auch bereits mit dem Baron von der Sache geredet; ja, er hatte sich schon zum völligen Etablissement des jungen Mannes erboten, wenn eine Verbindung mit ihm und dem Fräulein zu Stande käme.

Münchenstein glaubte keine Zeit verlieren zu dürfen mit seiner Bitte um Viktorinens Herz. Ein gewisser Kammerherr von Unstetten, ein sehr reicher Kavalier, der sie schon früher gekannt hatte, schien nach demselben Ziele alle Segel aufzuspannen, und wenn schon der Kammerherr Münchensteinen im Aeußern nachstand, so hatte er doch die Gabe des Sprechens voraus, und obendrein eine große Gewandtheit im Sprechen.

Münchenstein war daher auch bereits den Baron angegangen, Viktorinen auf seine Liebe vorzubereiten. Letztrer hatte es gethan, war damit nicht übel aufgenommen worden, und Münchenstein wollte nun nächstens durch einen Fußfall — da ihm als Taubstummen kein anderes Mittel zu Gebote stand — die Wahrheit von ihres Schwagers Vermuthung bestätigen.

Ehe aber unser Taubstummer noch Gelegenheit zu diesem Fußfalle fand, erschien einmal gegen Abend der Kammerherr, der vermuthlich des Fräuleins gütiges Auge für Münchenstein nicht ohne Eifersucht ansah, mit einer, diesen betreffenden, sehr unglücklichen Nachricht. Graf Wallröden sollte den schon erwähnten Prozeß, und mit ihm sein ganzes Vermögen verloren haben.

Unstetten setzte bedauernd hinzu, daß dieser Umstand, hauptsächlich auch des Taubstummen halber, welcher hierdurch alle Hülfsmittel zu einer anständigen Existenz einbüße, gar sehr zu beklagen sey.

Der anwesende Münchenstein fühlte sein Gesicht bey dieser Aeußerung glühen. Um den von einem Tauben nicht zu erwartenden Eindruck zu verbergen, wandte er sein Gesicht abwärts, und winkte, so bald sich's thun ließ, dem Baron in's Nebenzimmer, wohin er kurz nachher folgte.

Hier bat er diesen, der Nachricht des Kammerherrn ja keinen Glauben beyzumessen, da er gewiß wisse, daß seines Onkels Prozeß nicht anders als vortheilhaft für diesen ausfallen könne.

Der Baron sagte, daß er nach Allem, was er davon gehöret habe, keinen Anstand nehme, ihm beyzutreten. Doch gestand er zugleich, daß, wenn der Kammerherr die Wahrheit sage, er Viktorinen selbst von der Verbindung mit seinem neuen Freunde würde abgerathen haben, weil das Fräulein ein viel zu geringes Vermögen besitze, um ihre Bedürfnisse in der gewohnten Art davon bestreiten zu können.

Münchenstein mußte ihm recht geben, weil nach Allem, was er sah und gehört hatte, kein Amt, zu dessen

Uebernahme er sich ihretwegen wol leicht hätte entschliessen können, seine Umstände so verbessert haben würde, als eine Lebensart, wie Viktorine von Kindheit an gewohnt war, solches bedurfte. Uebrigens wiederholte er, daß es mit Unstettens Nachricht gar nichts zu bedeuten habe, that auch noch an dem nämlichen Abende, nachdem der Kammerherr fort war, seinen Fußfall, und ward von Viktorinen herauf an ihr Herz gezogen.

9.

Wider alles Erwarten kam jedoch am andern Morgen der Graf Wallröden selbst zu dem Baron, um diesem die Zeitung von dem unglücklichen Ausgange des Prozesses zu bestätigen.

Der Baron trat sogleich mit dem davon erstarrten Münchenstein in ein Seitenzimmer, umarmte ihn, und sagte: Der Umstand schmerzt mich außerordentlich um meinet- und Ihretwillen, aber Sie wissen meine Gesinnung. Es ist mir auch ein großer Stein dadurch vom Herzen, daß ich Ihnen bereits gestern die Erklärung gethan habe, die außerdem nun erfolgen müsste.

Graf Wallröden gesellte sich zu ihnen, und sagte, als er hörte, wovon die Rede sey, daß er dem Baron nicht Unrecht geben könne. Doch, glaube er, dem Fräulein stehe allein das entscheidende Wort dabey zu.

Der Baron sprach nicht dagegen.

Daß dieses Wort gegen mich ausfallen wird, ist vorauszusehen! sprach Münchenstein. Nur möchte ich bitten, daß nun wenigstens meine stumme Rolle aufhören dürfte, da sie doch keinen Zweck weiter haben kann.

Allein der Baron verbat sich dieses ernstlich. Er sagte, daß Münchenstein darunter nichts weiter suchen könne, als seinem Vorhaben, das er gestern selbst gebilligt habe, entgegen zu arbeiten.

So leben Sie wohl, antwortete Münchenstein, dem dicke Angsttropfen auf der Stirn standen.

Erwarte mich wenigstens zu Hause, rief ihm der Graf nach, ich werde mit Dir reisen.

10.

Wallröden und der Baron verfügten sich sodann wieder zu Viktorinen. So beredsam aber auch Letzterer war, um ihr die Verbindung mit Münchenstein auszureden, so verfehlte er doch dabey seinen Zweck. Sie behauptete, daß ihr Einkommen völlig ausreiche, um davon mit einem geliebten Manne leben zu können.

Der Graf hatte sich bis dahin jeder Aeußerung begeben. Nun aber drückte er ihr dankbar die Hand, und eilte sodann fort zu seinem Neffen mit dieser frohen Botschaft.

Münchenstein flog zu Viktorinens Füßen. Auch dann, wenn er des Onkels ausdrückliche Erlaubniß zum Sprechen nicht gehabt hätte, würde jetzt sein dankbares Herz die drückende Last der Stummheit gewaltsam weggewälzt haben.

Allein seine Worte machten einen sehr übeln Eindruck auf Viktorinen. Das schmerzhafte Gefühl, sich von einem geachteten Menschen hintergangen zu sehen, erfüllte sie mit Bitterkeit. Nur seine umständliche Auseinandersetzung, wie ungern es geschehen sey, welchem der zum Zeugen aufgerufene Baron nicht widersprechen konnte, brachte das Fräulein endlich dahin, ihm zu verzeihen.

Jetzt stellte sich der Onkel auch wieder ein, und beruhigte den sehr mißvergnügten Baron durch die Versicherung, daß sein Prozeß gewonnen sey, und er das Gegentheil nur darum habe verbreiten, und zuerst an Unstetten bringen lassen, weil er bey sich überzeugt gewesen, Viktorine werde auch unter diesen Umständen seinem Neffen ihre Hand nicht entziehen.

Nun aber, junger Herr, keinen Unglauben mehr an ein Geschlecht, dessen Güte wir undankbaren Männer alle Augenblicke verkennen und mißbrauchen. Keinen Unglauben mehr an weibliche Liebe und Treue! Du hast eine Hausfrau gefunden, die einem ganz angenehmen Taubstummen Gehör versagte; Du hast, was — mit Ihrer Erlaubniß, liebe Baronesse — beynahe noch mehr ist, ein Fräulein gefunden, das einen Taubstummen zum Gatten nicht verschmähte, das ihm auch dann noch ihre Hand geben wollte, als dieses Vorhaben mit andern gar bedeutenden Aufopferungen verknüpft war. Jetzt ist es an Dir, Neffe, so große Güte nach allen Kräften zu vergelten.

Das werde ich! rief der Glückliche, und der beste, kräftigste Wille glänzte dazu in seinem großen Auge.

Der blonde Münchenstein erhielt bald darauf mit Ablegung der braunen Perrücke, die er zeither getragen hatte, und mit Herstellung der natürlich lichten Farbe der ebenfalls dunkelgefärbt gewesenen Augenbraunen einen Reiz mehr als zuvor. Auch ließ er sich in Gesellschaft aus Discretion gegen manche Dame, die in ihrem Vertrauen etwas zu weit gegangen war, als den Bruder des abgereisten Taubstummen vorstellen. Allein nur zu bald kam der Betrug heraus, und eine ziemliche Anzahl artiger Frauen soll um Vieles leichter geathmet haben, als Münchenstein nach einer stillen Hochzeit mit Viktorinene auf das Gut seines Onkels gereist war.

Fr. Laun.

Fernando.

Durch eine wahre Anecdote in Nro. 137 des Journal de Paris veranlaßt.

Fernando lebte still' und wacker.
Einst ging er auf den Gottesacker.
Hoch strahlte noch der Sonne Licht.
Er sah die Gräber seiner Lieben:
„Ich bin allein zurückgeblieben,
„Bin lebensatt und sterbe nicht.“

„Wie kühlend weh'n des Windes Flügel
„Um diese halbversunknen Hügel,
„Um den bemoosten Leichenstein!
„Noch blühen rundum Rosensträuche.
„Freund Todtengräber! Meine Leiche
„Senkt später da, sonst nirgend, ein!“

Kein Denkmal! — Gern bin ich vergessen.
„Statt Thränenweiden und Cypressen
„Pflanzt neue Rosen auf mein Grab! —
„Wie lüstet's mich, emporzuschweben
„In's leidenlose Geisterleben,
„Wann endlich ruht mein Wanderstab?“

„Auf meiner Lieben Schlummerstätte,
„Ja, hier auf meinem Erdenbette
„Will ich vom weiten Gange ruh'n."
Er schwieg, er ließ die müden Glieder
Am vollsten Rosenbusche nieder,
Und dachte Frommes, Hohes nun. — —

Der Sonne letzte Flimmer sanken.
Seyd Ihr vertieft in Grabgedanken?
Schon dämmert's, Herr! Wir müssen geh'n.
Er hört nicht. — Eile! Weck' ihn, Knabe!
Er schläft auf seinem künft'gen Grabe,
Und träumt von süßem Wiederseh'n.

„Ach, Vater!" rief der Knabe kläglich:
„Blaß ist er, kalt und unbeweglich!" —
Wie? — Ja, der fromme Mann ist todt.
Das heißt den Himmel sanft erwerben.
O, könnt' ich, wie Fernando, sterben!
Ich werde thun, was er gebot.

Hg.

Schweizerische Musik-Gesellschaft.

(Aus dem Briefe eines in der Schweiz reisenden Deutschen.)

Bern, den 21. Aug. 1813.

Besser hättest Du wahrlich gethan, lieber Freund! wärest Du selber nach Bern zum großen Musikfeste gekommen, um es selbst mitzufeyern, als daß Du mir jetzt zumuthest, Dir eine vollständige Beschreibung dieses Festes zu machen. Ich bedaure Dich und mich deshalb; denn ein solch schönes Fest würdig zu beschreiben, ist fast noch schwerer, als ein solches anzuordnen; wenn ich Dir auch alle Namen der Feyernden, alle Freuden-Ausrufungen, alle Lampen und Inschriften, alle Instrumente, alle Stimmen und Töne herzählen könnte, so stellte dies trockne Register doch kein Fest vor. Alles, was ich thun kann und thun will, ist, ein Paar Seiten aus meinem Tagebuche abzuschreiben, Du magst Dir diese Skizzen selbst ausführen; aber bilde Dir ja nicht zu viel auf Deine Einbildungskraft ein! — Ganz erreichst Du die rechte Beleuchtung, die rechte Haltung im Festgemählde nie; warum bist Du nicht nach Bern gekommen, es geschieht Dir schon recht! —

Dienstags den 10. August kam ich in dieser freundlichen Schweizerstadt an, mußte mich durch die vollen Straßen fast drängen, denn von allen Seiten strömte die muntre Menge der Sänger und Hörer herbey. Mit jedem Schritte begegneten sich Bekannte und Freunde, und riefen sich ein herzliches: Willkommen in Bern! zu; dies war gleichsam die Einweihung des Festes. Ich selbst genoß dieses Glück im vollsten Maße, und segnete die Stunde, in der ich mich entschloß, nach diesem Feste zu wallen, um mich für's Leben zu stärken, und Muth zu fassen für die Zukunft.

Die Anordner des Festes (ein Comité aus einigen Mitgliedern der Musik-Gesellschaft von Bern zusammen gesetzt), hatten es unterdessen nicht so bequem; früh und spät waren sie seit Wochen eifrigst bemüht, das Nöthige vorzubereiten. Die sämtlichen Mitglieder der schweizerischen Musik-Gesellschaft versammelten sich früh Mittwochs den 11. Aug. zum ersten Male. Der ehrwürdige Höfflinger, aus Hochdorf, hielt als Präsident eine kraftvolle Rede, in welcher er des wohlthätigen Einflusses der Ton-Kunst auf das Gemüth der Menschen dankbar gedachte. Am Ende der Sitzung wurde Freiburg zum Versammlungs-Orte der Gesellschaft für das nächste Jahr bestimmt. Späterhin wurden Nägeli in Zürich zum Präsidenten, und der Sekretair Künlin in Freiburg zum Kapellmeister erwählt.

Nachmittags um drey Uhr war die einzige allgemeine Probe zur Hauptmusik im großen Münster. Diese Probe setzte selbst die kunsterfahrensten Beobachter in Erstaunen; sie bewies, wie auch das schwierigste Unternehmen ausführbar wird, wenn es dem Menschen Ernst ist um das Gute, wenn er es lebendig will. Denke Dir, daß die meisten Mitglieder dieses schönen Kunstvereins erst vor wenig Tagen, Viele erst vor wenig Stunden zum Theil aus den entferntesten Orten der Schweiz hier angekommen waren, und also vorher nur einzeln sich in den zugeschickten Gesang und Instrumental-Partieen üben konnten; dennoch flossen die Stimmen und Töne so harmonisch in ein vollständiges Ganzes zusammen, wie es kaum einer vielgeübten Kapelle nach unzähligen Proben gelingt. Ohne diesen frommen Eifer, ohne diese heilige Liebe zur Kunst, ohne diese Einigkeit, wovon alle Mitglieder beseelt und durchdrungen waren, konnte ein solches Wagestück wol nicht gelingen; alle Anstrengungen waren dann umsonst, und alle Hoffnungen vereitelt. Während des Ausruhens nach dem ersten Theile wurde das Orchester beleuchtet; ach! könnte ich Dir den Eindruck, den dieser Feuerschimmer auf mich machte, doch mittheilen! — Ueber den einzelnen Lichtflämmchen im Orchester schwebte, wie eine Glorie, ein hellleuchtender Feuerkranz; sein magischer Lichtstrom ergoß sich zunächst über den Chor der Sänger und Sängerinnen, die wie Engel dem Menschengeschlechte im dunkeln Thale tröstend sich nahten; von diesem Abglanze erhielten wir andächtige Zuhörer das nothdürftige Licht, um die Textworte nachlesen zu können. Nach der Probe drückte Jeder dem Andern beherzt die Hand, jeder Blick verkündigte die innere Ueberzeugung: es wird wohl gehen, wir sind ja einig! — Abends feyerte man diese erwünschte Vereinigung bey'm traulichen Mahle im Sommerleist. Vorher brannte der Aide-Major Hirzel von Zürich ein recht artiges Feuerwerk auf der kleinen Schanze ab, wobey sich sein Talent für diese Kunst sattsam bewährte; mehrere ganz neue Ideen wurden glücklich ausgeführt. Eine zauberische Wirkung brachte der Kampf des Monds-Lichts mit dem schnell auflodernden Feuerscheine hervor; auf der weit ausgedehnten Schaar der Zuschauer wechselte der Wiederschein jenes bleichen und dieses rothen Lichts in jedem Augenblicke ab; für den aufmerksamen Mahler gab es Studien die Fülle.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aachen, 30. August.

Die Kurzeit in Aachen ist dieses Jahr sehr brillant. Die Schauspiele, Konzerte, Bälle, Hazardspiele, die Hotels in der Stadt und die Lusthäuser rings umher sind mehr und reicher besetzt, als jemals. Fremde aus allen Gegenden, Franzosen, Deutsche, Holländer, Italiener und Schweizer findet man in den Bädern, auf Redouten und Spaziergängen in Menge. Die Bäder sind so angefüllt, daß man Mühe hat, unterzukommen. Mir gelang es noch eben, ein kleines Dach-Stübchen zu erhalten. Die Durchreise der Kaiserinn, die Ausstellung der Fabrikate des Ruhr-Departements, die Verschönerungen der Stadt, die fast eine ganz neue Physionomie erhalten hat, die prächtigen Wege, und besonders die angebrachten Bequemlichkeiten in den Bädern tragen viel dazu bey, den Zusammenfluß von Menschen zu vermehren.

In Aachen ist es jetzt an der Tagesordnung, von dem alten Atuatuca der Eburonen zu reden, welches Julius Cäsar in seinen Commentarien beschreibt, und wo eine ganze römi-

sche Legion niedergemacht wurde. Der Hr. Konsistorial-Präsident van Alpen in Stollberg hat in dem Mercure du Département de la Roer, welcher zu Cöln bey J. G. Schmitz herauskommt, eine Abhandlung einrücken lassen, worin er beweist, daß Gressenich, ein Dorf im Arrondissement von Aachen, das alte Atuatuca sey. Der Hr. Präfekt Ladoucette spricht davon in seiner Rede bey Gelegenheit der Preisvertheilung, und sagt: Gressenich, l'ancienne Atuatuca, dont on a publié récement une notice interessante. Dieser Beamte, der durch seinen Philocles als Schriftsteller bekannt ist, hatte den Hrn. van Alpen um Beyträge für den Mercure ersucht, und hierdurch erfolgte jene Abhandlung.

Allerdings musste es Aufsehen erregen, daß das alte Atuatuca, welches bisher nach Tongern verlegt war, jetzt nach Gressenich verlegt wurde. Mich bewog die Abhandlung, nähere Erkundigungen einzuziehen, und zwar bey dem Verfasser selbst. Ich ritt nach Stollberg und bat ihn, mich an Ort und Stelle zu führen, um mich durch den Augenschein von der Wahrheit der Behauptung zu überzeugen. Ich fand in Hrn. van Alpen einen sehr höflichen Mann, welcher mich freundlich aufnahm und mit mir nach Gressenich ritt.

Wir ritten von seinem Hause einen Berg hinan nach Südost. Auf der Höhe des Berges war eine treffliche Aussicht auf Aachen, welches man ganz übersehen konnte. Von hier ging es etwa eine halbe Stunde queer durch einen mit hohen Buchen dicht bewachsenen Wald, an dessen Ende Gressenich vor uns lag.

Ueberraschend ist der Anblick, dessen man hier genießt. Links nach Norden übersieht man, wie durch ein Perspektiv, die reichen Jülichschen Fluren. Ungeheure Getreidefelder dehnen sich in unabsehlicher Weite aus, die das schwerste und beste Korn tragen. Zahllose Thürme ragen überall hervor; Dörfer, mit Wäldern von Obstbäumen umgeben, und von wohlhabenden glücklichen Menschen bewohnt, schwimmen in dem Kornmeer. Ganze Gruppen von Häusern und Bauerschaften beleben die paradiesischen Gefilde. Erheiternd ist die blaue Ferne und der leichte Nebel, den die Sonne vergoldet. Wollüstig ruht das Auge auf den köstlichen Ebnen. Es ist eine himmlische Freude, diese Herrlichkeit zu genießen; es sind helle, freundliche Sonnenblicke in das Dunkel des Lebens.

Dort am Abhange der Gebirgskette, die das Ruhr-Departement an der westlichen Seite begränzt, und die lachenden Ebnen desselben gleichsam mit einer Schutzwehr umgibt, steht Gressenich. Auf der großen Straße vom Rhein nach Aachen sieht man die Gebirgskette links. Ein leichter Schleyer wallt um ihren Scheitel, der sich in den Wolken verliert. Dieses Gebirge bildet einen Theil der Ardennen, die sich von hier über Luxemburg bis jenseits der Maas erstrecken. Prächtig steigt der alte Ardennerwald von hier immer kühner und höher in die Wolken. An einigen Stellen ragt er bey 600 Fuß über der Meeresfläche hervor.

Nach der Ostseite gewährt dieses Gebirge, wie überhaupt die Gränzgebirge, die mahlerischsten Aussichten. Der größte Theil des Jülichschen und Cölnischen breitet sich vor dem staunenden Auge aus. Die Abhänge dieses Gebirges sind sanft und terrassenförmig, durchschnitten von unzähligen Thälern und Bächen, die über Klippen und Felsen sich in die Inde und Ruhr ergießen.

Rechts und links ist Gressenich mit hohen Bergspitzen umgeben, von welchen man eine Strecke von mehr als zwanzig Stunden deutlich übersehen kann. Ueppig ruht die reizende Natur im goldnen Sonnenglanze. Das bloße unbewaffnete Auge übersieht Städte, Dörfer, Schlösser und Meierhöfe in Menge.

Zur Linken nach Westen hat Gressenich eine kahle Bergspitze, deren erste Wölbung fleißig angebaut ist; aber je höher sie sich erhebt, desto geringer wird Fruchtbarkeit und Vegetation. Zur Rechten nach Osten hat es eine eben so hohe Bergspitze mit Schlagholz bewachsen, welches aber die Aussicht im Mindesten nicht beschränkt. Nach Süden thürmen sich die Berge immer höher, die Wälder werden dicker, die Thäler enger, die Heiden kälter, Felsen und Klippen und Abgründe immer schauerlicher. So ist Gressenich ringsherum von Bergen und Thälern, von Wäldern und Felsen eingeschlossen. Nach Norden ist es geschützt durch Sümpfe, Moräste und Flüsse.

Wie ist Ihnen, fragte mich Hr. van Alpen, als wir uns dem Boden von Gressenich näherten? Denken Sie, hier wandelten einst Cäsar, August und die großen Helden der Vorzeit. Gewiß haben hier Römer gelebt und gehandelt. Ihre Fußstapfen, ihre Werke sind unverkennbar. Ein Aufenthalt der Römer! Heiliger Name, wie große Ideen regt er an! Wie bedeutend und anziehend ist ein Ort, wo die kraftvollsten Geister lebten und webten; wo die Beherrscher der alten Welt ihre Gesetze und Künste hinpflanzten; wo die glänzendsten Punkte der kriegerischen, bürgerlichen, Gelehrten-, Kunst- und Religions-Geschichte anfangen. Aber hier ist mehr als Rom und römische Werke. Hier war der Sitz eines starken, tapfern Volkes, wo die Kunst des erfahrensten Feldherrn scheiterte, und der Sieger irre wurde an dem blutigen Gestirne, das seine Legionen leitete; wo eine ganze römische Legion mit einigen Cohorten fiel; wo 2000 deutsche Reiter fast das ganze Lager und den ganzen Reichthum der furchtbarn römischen Armee erobert hätten. Wie ist der Ort so öde, der sonst so volkreich war! Die Häuser, die Paläste, die Tempel, die Straßen, die Thore und öffentliche Plätze sind tief in die Erde gesunken. So gehen die Werke der Menschen zu Grunde! Aber die Natur hat ihre eigene Diplomatik. Sie, die freundliche, gute Natur bewahrt mit mütterlicher Sorgfalt die Reste des von der Oberfläche der Erde Verschwundenen in ihrem kühlen, sanften Schoß. Sehen Sie nur um sich! der Boden, worauf wir reiten, ist klassisch.

In der That fand ich auch das ganze Feld um Gressenich angefüllt mit römischen Ziegeln, Mauern, Gefäßen und Sarkophagen. Um Gressenich herum bildet sich ein Viereck, welches noch deutlich die Mauern einer Stadt enthält. Merkwürdig sind die Münzen, welche dort gefunden werden. Man hat deren über hundert Stück im Dorfe gesammelt, und findet noch täglich neue Alterthümer. Das Viereck, in welchem das Dorf steht, zeichnet sich deutlich aus. Die Früchte, welche auf diesem Strich wachsen, sind mager und welk. Wenn rings herum das Korn grünt und blüht, so ist es auf diesem Strich schon weiß. Ich fragte die Bauern, woher dieses komme! Sie antworteten, von den Mauern, welche darunter liegen. Nur vier Fuß Erde wäre über den Ruinen. Man habe sich alle Mühe gegeben, die alten Ruinen zu sprengen und wegzubringen, aber es sey unmöglich wegen der Härte des Kalks und der Steine. Man müsse sich also begnügen, Erde über dieselben zu fahren. Das Viereck erstreckt sich in einer langen geraden Reihe von der Höhe bis in die Tiefe des Inde-Thals. Es erregt eigne Empfindungen, wenn man auf diesen Ruinen steht. Der Pflug wühlt hier immer Alterthümer hervor, entweder Münzen oder Hausgötter oder Vasen. Ein Bauer fuhr neulich ein wenig neben dem Wege, es klang unter den Rädern hohl; er untersuchte und fand einen Keller, worin ein Sarkophag stand, ein Herkules und ein Altar. Ich sah einen Hausgott von Kupfer, ungefähr eine Hand hoch; ferner Steine mit den Inschriften: Et Genio Loci Masio V. S. M. L. etc. Mit einem Worte: ich fand die Behauptung ganz richtig, daß hier das alte Atuatuca gestanden habe, welches nach der Ausrottung der Eburonen ein Lagerplatz der Römer wurde, wo sie ihre Bley- und Eisenhütten hatten.

Blum.

Nro. 217.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 10. September, 1813.

Wer auf den Tisch
Frisch
Goldenen Saft
Schafft,
Ernte mein Lob
Drob!

Hg.

Aufruf bey der Flasche.

Auf, wers als Freund
Meint,
Schenke mir Wein
Ein!

Immer noch mehr
Her,
Rinnt noch im Faß
Naß!

Götter sind bloß
Groß,
Und nur so so
Froh.

Denn, wie ihr wißt,
Ist
Nektar doch kein
Wein.

Aber hier steht,
Seht,
Perlender Rhein-
Wein!

Drum, weil ihr dürst,
Schlürft
Euch in die Brust
Lust!

Quält euch Gesang-
Drang,
„Gläser erklingt!"
Singt!

Auf, wers als Freund
Meint,
Schenke mir Wein
Ein!

Wein ist, o Heil!
Feil.
Drum seyd dem Gold
Hold!

Mädchen, lohnt Den
Schön,
Der, wenn ihr winkt,
Trinkt!

Trunken sey Freund,
Feind,
Jüngling und Greis
Seys!

Dort trinkt ein Wicht
Nicht!
Drob wird mein Blut
Gluth!

Dort bleibt fürwahr
Gar
Einer beym Krug
Klug!

Duldet doch mir
Hier
Solch ein Gezücht
Nicht!

Auf, wers als Freund
Meint,
Schenke mir Wein
Ein!
Macht euch der Trank
Krank,
Lacht, und trinkt doch
Noch!
Schmäht nicht den Wein,
Nein!
Was er beschert,
Ehrt!
Scheut selbst die Gicht
Nicht!
Treibt mit dem Schmerz
Scherz!
Schmerzt dich der Kopf,
Tropf!
Bacchus neckt mich,
Sprich!
Drum — seys dem Neid
Leid! —
Liebt auch mich er
Sehr.
Auf, unverzagt
Wagt!
Trinkt euch voll Muth
Muth!
Auf, wers als Freund
Meint,
Schenke mir Wein
Ein!
Stets ist Moral
Kahl.
Dem, der sie lehrt,
Wehrt!
Sagt ihm, uns scheint,
Freund,
Recht thut, wer recht
Zecht!
Wasser lasst Wein
Seyn!
Dann trinkt das Meer
Leer!
Trink' auch als Mann
Dann,
Wenn dir der Tod
Droht!
Trolle nur dich,
Sprich,
Ist ja noch Wein
Mein!
Der sey dein Held,
Welt!
Der bis er sinkt,
Trinkt!
Auf, wers als Freund
Meint,
Schenke mir Wein
Ein!

Weisser.

Einige Züge zur Charakteristik des jetzigen Kronprinzen von Persien, Abbas Mirza. *)

Nach J. Morier.

1.

In kurzer Zeit verlor Abbas Mirza drey Kinder nach einander durch den Tod. Sein Vezir erschien vor ihm mit dem Ausdrucke des höchstens Schmerzens auf dem Gesichte. Der Prinz fragte ihn um die Ursache seiner Betrübniß, und als er nicht mit der Sprache heraus wollte, so redete er ihm zu, daß er sprechen solle, und fragte ihn, ob sich etwa ein Unglück für den Staat ereignet, ob die Russen gesiegt, oder neuerdings einen Theil des persischen Gebietes erobert hätten? Das nicht, antwortete der Minister, aber Eure Kinder sind krank! — Nun denn?...— Sehr krank.... Sind sie denn todt?... Der Vezier musste zuletzt antworten. Todt sind sie? rief jetzt der Prinz aus. Doch setzte er bald hernach hinzu: warum sollte ich mich vom Schmerze überwältigen lassen! Der Staat hat an ihnen nichts verloren. Wenn ich den Verlust dreyer meiner getreuen Diener, oder eben so vieler geschickter Offiziers zu beweinen hätte, so wäre das ein stärkerer Grund zur Betrübniß. Meine Kinder aber waren noch ganz minderjährig, und Gott weiß, ob sie, falls sie das männliche Alter erreicht hätten, jemals nützliche Diener ihres Landes geworden wären. **)

2.

Etwas, wodurch der Kronprinz von Persien sich in hohem Grade auszeichnet, ist die Einfachheit seiner Kleidung. Er trägt nie etwas Andres, als eine Casake von gewöhnlichem starkem Baumwollentuch, Kerbas genannt, und einen ganz einfärbigen Shawl, als Gürtel. Wenn etwa einer seiner Hofbeamten in einem reichgestickten Kleide oder in einer brocartenen Robe vor ihm erscheint,

---

*) Dieser Abbas Mirza, präsumtiver Erbe des persischen Thrones, ein älterer Bruder des in No. 155 dieser Blätter erwähnten Ali Mirza, Fürsten von Schiras, war 1809 bereits seit vier Jahren Gouverneur der Provinz Aderbigian, und residirte zu Tabriz. Er ist ein Fürst, dem in mehrern Rücksichten viel Gutes nachgeredet wird. Seitdem er Gouverneur von Aderbigian ist, hat er die Sicherheit der persischen Gränzen gegen die russischen Einfälle zu behaupten gewußt. Die nach Chardins Zeugnisse einst so schöne Stadt Tabriz war durch Erdbeben größten Theils in einen Schutthaufen verwandelt worden, so daß er bey seiner Ankunft nicht einmal ein Haus zum Logiren fand. Seither hat Jeder, der zum Hofe des Prinzen gehört, wieder ein neues Wohnhaus müssen aufbauen, und der Prinz selbst die Stadtmauern repariren und verschönern, mehrere Gebäude aufführen, und einen neuen Marktplatz anlegen lassen.

**) Ein solcher Stoicismus ist dem Charakter der Asiaten um so natürlicher, da diesen ihre Kinder, wenigstens bis zu einer gewissen Epoche, fremd bleiben, und daher auch die Bande älterlicher Liebe sich weniger eng knüpfen.

so sagt er zu ihm: „Wozu soll dieser schöne Anzug dienen? Warum kauft ihr statt so kostbarer Stoffe und solchen Flittertandes nicht lieber ein gutes Pferd, ein gutes Schwert, eine gute Flinte? Dies ist ein Anzug, der sich für Weiber, nicht aber für denjenigen ziemt, der Mann und Soldat seyn will.“ H.

Gedanken aus chinesischen Büchern.

Alle Tugenden, die sich ein Prinz erwirbt, sind Ungnaden für die Bösen.

*

Spott ist der Blitz der Verläumdung.

*

Reue ist der Frühling der Tugenden.

*

Zwey Herzen sind sich nahe, wenn kein Laster zwischen ihnen ist. G.

Schweizerische Musik-Gesellschaft.

(Fortsetzung.)

Hier will ich einige Worte über die nöthigen Vorkehrungen zur großen Musik einschalten. Zum Haupt-Anführer der Musik hatte die Gesellschaft den Direktor Tollmann aus Basel eingeladen; mit Freuden übernahm er dieses wichtige und äußerst schwierige Amt, und behauptete es mit dem rühmlichsten Eifer bis an's Ende. Die Chöre, bey welchen die Sopran- und Alt-Stimmen fast einzig und allein aus Berner Damen besetzt waren, hatte Professor Meisner, unterstützt von seiner Gattinn, dieser unermüdeten Beförderinn der guten Sache, der mit vollem Rechte ein öffentlicher Dank gebührt, mit großer Sorgfalt einstudirt; ein Gleiches hatte mit einer kleinern Anzahl von Sängerinnen der Musik-Direktor von Weber gethan, der auch bis zu Tollmanns Ankunft einige gemeinschaftliche Proben dirigirt hatte. Gleich verdient hatten sich die Mitglieder des Comités gemacht, in Verbindung mit dem Kapellmeister Fellenberg, zu allen nothwendigen Vorbereitungen des Musikfestes. Das Orchester im großen Münster und die gegenüber stehende Galerie für die obern Behörden des Kantons und der Stadt hatte der Architekt Haller mit möglichster Vorsicht, großer Zweckmäßigkeit und gutem Geschmack, auf Kosten des Stadtrathes, in kurzer Zeit aufgeführt.

Wenige Tage vorher war der berühmte Virtuos, Alexander Boucher, ehemaliger Musik-Direktor des ehemaligen Königs Karl IV. von Spanien, in Bern eingetroffen. Mit großer Gefälligkeit erbot er sich zu thätiger Mitwirkung, und gern vertraute man ihm die Leitung der ersten Violine.

Endlich brach der erste Feyertag an. Alles rüstete und schmückte sich zum Feste. Im Sommerleist waren die meisten Mitglieder der Gesellschaft zum Mittagsmahle bey einander, und brachten voll Zuversicht zu dem nahen Gelingen manche herzliche Gesundheit aus; Niemand zweifelte mehr an der glücklichen Ausführung des großen Werks. Um 3½ Uhr begann dasselbe: die große herrliche Münster-Kirche war mit festlich gekleideten Zuhörern ganz erfüllt, ein Jeder fühlte die Würde des Tages, keine Störung unterbrach und entweihte die feyerliche Stille, in der man den ersten Ton von Haydn's Symphonie erwartete. Der dumpfe Paukenwirbel zu Anfang that Wunder. Diese schöne Symphonie ward mit großer Kraft und ruhiger Haltung gegeben; Bouchers Violine waltete mächtig hervor und hielt das Ganze zusammen. Dieser Symphonie folgte das Oratorium von L. von Beethoven. Du weißt, ich bin kein Musikkenner; verlange also keine Beurtheilung dieses Kunstwerks von mir, nur so viel will ich Dir bekennen, daß die Stimme des Seraphs: So spricht Jehova: noch nicht erfüllt ist das heilige Geheimniß der Versöhnung; so lange bleibt das menschliche Geschlecht verworfen und beraubt des ewigen Lebens! mich mächtig ergriffen, und die Arie: „Preist des Erlösers Güte,“ mit dem herrlichen Chor, mich wahrhaft entzückt hat. Mein Nachbar flüsterte mir in's Ohr: wäre es nur nicht so ganz im Kirchenstyle und zu schwierig, um einer Gemeine zu gefallen; ich sage Dir aber, sie nahm sich in dieser großen Kirche recht gut aus, und von den Schwierigkeiten habe ich wenigstens nichts gespürt. Die Solopartieen sangen Mad. Egli aus Winterthur, Mad. Meisner aus Bern, Dr. Kopp aus Lucern, von Crousaz aus Lausanne, und Prof. Griepinkiel von Hofwyl. Das ganze Orchester bestand aus 278 spielenden und singenden Personen; das Sänger-Chor aus 144.

Nach einer Pause, während welcher man sich auf der schönen Platteforme erfrischte, folgte die zweyte Abtheilung. Diese begann mit der Cantate von Danzi, „der Preis Gottes.“ Ach! wie rein stieg der vereinigte Dank von den Lippen der Sänger empor! —

Dieses Werk ist voll Schönheiten, die auch der Laye fühlt und versteht; ich hätte bey dem Chorale: „Dir werde Dank und Preis gebracht!“ auf die Kniee fallen mögen und freudig einstimmen in den herzerhebenden Lobgesang. Dieser Eindruck wird ewig in meiner Seele bleiben. Jetzt folgte ein Trio und Chor aus dem Oratorio Debora und Sisara, von P. Guglielmi, welcher allgemein gefiel. Zuletzt aber ertönte das Credo und Gloria aus der dreystimmigen Messe von Cherubini, welches ihm wol von einem Cherub eingegeben wurde, sonst wäre es gewiß nicht so herrlich. Das nenne ich Deklamation in der Musik! — Jedes Wort gilt und wird zum Brillant; das bloße Wort: et resurrexit, verkündet eine ewige Seligkeit. Ach, ich kann es Dir nicht beschreiben, und die reichste Sprache ist viel zu arm dazu, wie schön und würdig dieses Gloria erklang; es war ein wahrhaftiger Triumph der Kunst, ein außerordentlicher Seelengenuß. Die Solopartieen wurden von Mad. von Seigneux, von Crousaz aus Lausanne, und Rädle aus Freiburg gesungen. So endigte diese hohe Feyer im ehrwürdigen Dome.

Auf der Platteforme kam ich von der Ueberfülle der Wonnetöne erst zur Besinnung, im Anblicke der wunderherrlichen Natur.

Ein Genuß drängte sich auf den andern, denn schon am selbigen Abende erwartete uns ein anderes großes Fest im Sommerleist.

Hier war ein großer Saal vom Architekt Weber in wenig Tagen erbaut worden; die vordere lange Seite wurde von freystehenden mit Kränzen umwundenen Säulen getragen, die Wände waren mit Laubguirlanden und Spiegeln festlich gezieret, das Ganze zweckmäßig beleuchtet; Alles lud zum fröhlichen Eintritt ein, an dem es auch nicht fehlte, denn die Menge der Gäste wogte nur langsam von einem Ende des Saales zum andern. Die Tanzenden konnten erst späterhin sich freyer bewegen. Nie gewahrte ich bey ähnlichen Festen mehr Ordnung und mehr Zufriedenheit, als hier; viele tausend Zuschauer erfüllten und umgaben den Garten, Jeder ergetzte sich bescheiden an dem bunten Gewühle und Festesglanze; die Wachen hatten nicht nöthig, die herbeyströmende Volksmasse ge-

waltsam zurück zu halten, Jeder erhielt die gute Ordnung selbst; der Garten war einfach und geschmackvoll erleuchtet; die Fenster des Speisesaals waren mit vier großen transparenten Gemählden verkleidet; das erste stellte die Stadt Bern vor, die der schweizerischen Musik-Gesellschaft dieses Fest darbot; das zweyte die Harmonie; das dritte die Erfindung des Gesangs und des Saitenspiels; im vierten erkannte der Schweizer das Glück des Friedens.

Dem Tanzsaal gegenüber war ein runder Platz, von Bäumen umgeben, zu einem offnen Tempel sehr glücklich gewählt worden; ein erleuchtetes Band umschloß die sämtlichen Wappenschilde der 19 Kantone; in ihm las man die Worte: „Willkommen in Bern von nah und fern! Ihr Schöpfer der lieblichen Töne, des Vaterlands fühlende Söhne und Töchter, voll Kunstsinn und Schöne! Willkommen in Bern! Harmonie der Herzen und Saiten möge durch Euch sich verbreiten! Von nah und fern, willkommen in Bern!" — Die Eingänge waren mit verschiedenen Emblemen der Künste verziert. Aus der Tiefe des Gartens erhob sich der Tempel Apolls, der mit dem Bundes-Tempel in heller Verbindung stand. Einen ausnehmend schönen Effekt machte die erleuchtete Fontaine in der Mitte des Gartens, dem Speisesaal gegenüber; diese Partie war dem Künstler vorzüglich gelungen, er hatte den Wiederschein in der halbrunden Wasserfläche wohlberechnet, und die schönen Baumgruppen trefflich benutzt. In dem kleinen Gehölze hinter dieser hellglänzenden Wasser- und Feuer-Quelle konnte man, von einzelnen leuchtenden Blumen geleitet, sich von dem Gedränge und Geräusche gleichsam erholen. Der kleine Schalk Amor lauschte hier im dichten Gebüsche, und zwey verwundete Täubchen wiegten sich auf den mystisch beleuchteten Zweigen. Gleich am ersten Baume blickte der Buchstabe V mir entgegen, bald fand ich ein E und R, und endlich hatte ich das ganze Vergißmein nicht zusammen buchstabirt. Darin erkannte ich den sinnigen und launigen Anordner dieses versteckten Genusses; auch dafür Dank! — Den Plan und die Ausführung dieser schönen Garten-Erleuchtung verdanken wir dem Mahler König und seinem Freunde Roschi. Das wunderschöne Fest wurde vom Himmel sichtlich begünstigt und verherrlicht; kein Wölkchen trübte die schön erleuchtete Sternendecke, und Luna blickte bescheiden auf den künstlichen Feuerschimmer und auf die fröhlichen Menschen herab. Erst mit der Morgenröthe endigte sich dieses im reinsten Sinne angeordnete und gefeyerte Fest.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 30. August.

In der Straße Petit-Champs sieht man eine neue prächtig gezierte Bude, worin sich ein Chokolat-Fabrikant niedergelassen hat, der über zwanzig Sorten von Chokolat ankündigt, und zwar für allerley Stände; Chokolat für Kranke, für Militärpersonen, und zuletzt eine eigne Sorte für die Pariser. Diese Sorte nennt er Diablotins parisiens. — Ein Zuckerbäcker hat einen großen Absatz von einer neuen Art von Zuckerwerk gehabt, welche den Elephanten Baba vorstellte, mit dem Amor als Cornac. Der wahre Elephant, welcher dem Zuckerbäcker zum Muster gedient hat, wird noch in den Landstädten gezeigt. Man sagt, die Bereiter Franconi, welche denselben hier sehen liessen, wollen nun auch einen Löwen abrichten, nachdem sie schon allerhand Thiere abgerichtet haben.

In vornehmen Haushaltungen verdrängt jetzt das Kristall das sonst so ausgezeichnete Porzellangeschirr. Suppennäpfe, Plateaux, Teller, Schüssel, Tassen, Alles wird von schönem Kristall aus der Mont-Cenis Fabrik verfertigt. Auch die Gläser zu den verschiedenen Weinsorten müssen von Kristall seyn. Alles von farbigem. Jedes Glas hat die Farbe des Weins, den man einschenken will. Unsre Voreltern, die mit ihrem schweren chinesischen Porzellan die größte Kostbarkeit von der Welt zu besitzen glaubten, würden über diesen neuen Gebrauch die Augen aufreißen. — Viele Personen sind von hier nach Cherbourg abgereist, um die Eröffnung der Rhede daselbst zu sehen. Es werden mehrere Feste in Gegenwart der Kaiserinn bey dieser Gelegenheit gegeben werden.

Die Akademie zu Rouen hat ihren diesjährigen Bericht drucken lassen. Er enthält manches Merkwürdige für die Literatur und die ökonomischen Wissenschaften. Die im vorigen Jahre aufgegebene Preisfrage: Welcher war der Einfluß des großen Corneille auf die französische Literatur? hat, dem Urtheile der Akademie zu Folge, ein junger Mensch von neunzehn Jahren, Namens Thorel de St. Martin, am Besten aufgelöst. Seine Abhandlung ist in dem Bericht abgedruckt. Sie ist aber vielmehr eine enthusiastische Lobrede auf Corneille, als eine wissenschaftliche Auseinandersetzung, wie man es auch schon aus dem Motto nach Voltaire abnehmen kann: Le génie de Corneille a tout créé. Unter den Aufmunterungs-Medaillen, welche die Gesellschaft ausgetheilt hat, sind folgende zu bemerken: Eine an den Fabrikanten Parfait Poulain wegen des Modells einer Maschine, womit ein einziger Arbeiter Leinwand von allerley Ausdehnung weben kann. — Eine an den Hrn. Destigny, Uhrmacher in Rouen, wegen Erfindung eines Mittels, der Verlängerung des Perpendikels in kleinen Tafel-Uhren vorzubeugen. Diese besteht in einem Instrument, welches den Perpendikel verkürzt, wenn ihn die Witterung verlängert. Er nennt sein Instrument Compensateur. Die Gesellschaft erklärt aber, daß sie noch keine Versuche mit demselben gemacht und sich vor der Hand mit der vielversprechenden Ankündigung des Erfinders begnügt hat.

Das Kaiserliche Institut hat die neulich gekrönte Preisschrift über die griechischen Kolonien so vortrefflich gefunden, daß es das Ministerium des Innern hat bitten lassen, zur Herausgabe dieses sehr beträchtlichen Werks die Kosten zu bestreiten. Dieses Werk ist bekanntlich von einem jungen Professer in Paris. — Ein Gelehrter in Padua hat dem Kaiserlichen Institut eine italienische Lobrede auf den verlängst verstorbenen Lagrange zugeschickt. — Es wird hieselbst eine neue vollständige Auflage von sämtlichen Werken Bossuet's veranstaltet, woran besonders die Geistlichkeit vielen Antheil nimmt. In jedem Departement ist ein Geistlicher ersucht worden, sich mit der Sammlung der Subscribenten und mit der Niederlage der Exemplarien zu befassen. — Von dem Roman der Frau von Genlis: Madlle. de la Vallière, ist schon die neunte Auflage erschienen. — Der Kupferstecher Schwartz aus Berlin, der hieselbst ansässig ist, gedenkt im Monat October eine pittoreske Reise durch die preußischen Staaten in zehn Folioheften herauszugeben. — Hrn. Leblond's neulich erschienene Reise nach Amerika enthält viele medizinische und naturhistorische Bemerkungen. Der Verfasser hat manche eigne Ideen. So z. B. meint er: die französische Regierung hätte ehemals darnach streben sollen, auf der Insel St. Lucie eine chinesische Kolonie zu stiften. Dadurch hätte man eine blühende Niederlage machen können, weil das Klima jener Insel mit dem chinesischen sehr übereinstimmt. Darin mag Hr. Leblond übrigens Recht haben, daß er behauptet, es wäre besser gewesen, Neger anzukaufen, und sie unter die Pflanzer der Inseln zu vertheilen, als Europäer dahin zu schleppen, wie es geschehen ist, und dieselben, trotz allem Ungemach, daselbst ansiedeln zu wollen.

Nro. 218.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 11. September, 1813.

O wie mich vor allem Bezirk des Erdreichs
Jener Ort anlacht! —

Voß nach Horaz.

Die Wasserwerke zu Hellebrunn.

Unter die größte Zierde Salzburgs gehören unstreitig die künstlichen Wasserwerke in den Gärten zu Hellebrunn (Hohenems), einem reizenden Lustorte, eine Stunde von der Hauptstadt Salzburg entfernt. Kein Reisender lässt sie unbesucht, und man wird wenige Tage des angenehmen Jahres zählen, wo nicht Fremde und Einheimische dahin wallen. Schon der Weg dahin ist sehr einladend. Eine gerade breite Straße, zu beyden Seiten mit Eichen, Buchen und Linden bepflanzt, deren hundertjährige Aeste oben in einander greifen, und so ein schattiges prachtvolles Perspektiv öffnen, leitet den frohen Waller aus den Mauern der Stadt in jenes Eden.

Schattig und kühl erstreckt ein Gang
Vom Thor sich bis an Hohenems Mauern.
Säuselnd nicken die Buchen. Trillernde Lerchen
Flattern im Wipfel. *)

Rechts und links hat man die reizendsten Aussichten über grüne, und bis zur höchsten Kuppel mit fleißiger Hand gebaute, oder auch über ewig beschneite Kalk- und Marmorgebirge, und wandelt zwischen blühenden, von ungezählten Schlössern, Landhäusern und Meiereien durchschnittenen Gefilden, wie in einem Garten Italiens, dahin. Am Ende des Weges wechseln die Linden, Buchen und Eichen mit Tannen, und man erblickt im Hintergrunde das zu Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts von einem besondern Freunde grotesker Gegenstände, dem Fürsterzbischofe Marx Sittig, erbaute stattliche Lustschloß Hellebrunn, das mit seinen Gärten und Hainen einen Bezirk von mehr als einer Stunde innerhalb einer Mauer umfasst.

Staunend und froh betritt der Freund
Dämmernder Vorzeit Hohenems Thore,
Wo Natur und die Kunst mit glücklicher Hand ein
Eden geschaffen.

Labende Kühlung nimmt ihn auf.
Der Quellen Rauschen, Lindengesäusel,
Dunkle Haine und Grotten, duftende Lauben
Bieten Erhohlung.

Liebenden Sinnes weilte einst
Marx Sittig am Forellenteich' gerne,
Sah der zärtlichen Mabon lächelndes Bild im
Spiegelnden Wasser.

Alle die Gänge mannichfach
Betrat ihr Fuß. Der Geist der Natur und
Liebe wölbte die Grotten, grub die Kanäle,
Pflanzte die Haine. *)

Der große, zum Theile nun in engländischer Manier angelegte, Lustgarten, dem Schlosse zur Linken, ist es, wohin man Fremde zuerst zu führen pflegt. Ein herrlicher Anblick! Blumenparterre, Kanäle und Fischteiche, Statuen, Irrgärten, Alleen und Tempel wetteifern, die Reize dieses thessalischen Tempe zu erhöhen. Am überraschendsten aber ist die bezaubernde Aussicht in der Mitte des Gartens, durch eine gerade Reihe Waldbäume, nach dem jenseits der Salzach liegenden, eine gute Viertelmeile von Hellebrunn entfernten, Schlosse Goldenstein.

*) Rhapsodien aus den norischen Alpen. Von R. R. Jos. Ernst von Koch-Sternfeld.

*) A. a. O.

Nun wendet man sich gewöhnlich rechts zu den in einer langen, dunkeln Allee verborgenen vielen Grotten und Wasserwerken, ähnlich denen in den Gärten von Versailles. Eine Wassergöttinn, Neptun, die Venus Idalia, der Brunnen des Merkurs, Minerva, Diana, wasserspeyende Wallfische und Meerpferde, Kaskaden und dergleichen, eröffnen von dieser Seite die Wasserkünste, jedoch noch immer ohne Gefahr, durchnässt zu werden, ein Plätzchen bey einem Monstrum aus dem sechzehnten Jahrhunderte ausgenommen. Aber nun betritt man die künstliche Götzengrotte, und man darf auf seiner Hut seyn. Denn während man einen Wasserstrahl, der eine vergoldete Krone von dem Haupte eines Löwen hoch empor hebt, bewundert, oder seinen Blick nach dem im Hintergrunde aufgestellten Apoll, oder den zwischen Felsen befindlichen Tritonen wendet, läuft man Gefahr, von innen, und wenn man nicht schnell genug heraus tritt, von außen tüchtig bespritzt zu werden. Man verlässt diese Grotte, und eine liebliche Musik ertönt. Ein Salzburgischer Künstler, Namens Egedacher, hat hier das große Hornwerk auf der Festung Hohensalzburg *) nachzuahmen gesucht. Zugleich erblickt man eine zahllose Menge kleiner hölzerner Puppen, welche sich alle, so wie das Orgelspiel, durch die Kraft des Wassers bewegen. Mühlen sind im Gange, Gebäude werden aufgeführt, Schildwachen beschreiten ihren Raum, zahllose Handwerker sind in voller Thätigkeit u. s. w.

Nun folgen die Steinbocks-, Venus- und andere Grotten mit mehrern, von dem Wasser bewegten, Spielereyen, die Göttinn Cynthia, Kaskaden u. s. w.

Jetzt verlässt man eben den großen Garten, und gelangt zu dem sogenannten Sternweiher, einem kühlen und ganz mit Wasserwerken angefüllten Platze hinter dem Schloßgebäude. Ueber mehrere Stufen stürzt hier spiegelhelles Wasser aus einem einem Sterne ähnlichen Teiche, der sich vor einer in der Mündung erbauten allenthalben offnen Grotte, mit Statuen, Geländern, Vasen u. s. w. verziert, ausbreitet, in tiefer liegende Teiche herab. Das Ganze gewährt einen sehr angenehmen, in den schwülen Sommertagen erquickenden, Aufenthalt. Man sieht allenthalben emporstrudelnde Quellen aus Teichen, und aus zierlichen marmornen Schalen, wasserspeyende Tritone u. s. w., beschattet von hohen Waldbäumen. Doch dieses ist es nicht, worauf man die Fremden aufmerksam zu machen pflegt. Man führt sie vielmehr gerades Weges in die unter dem Schlosse befindliche Neptunsgrotte. Wände und Decken sind hier mit Perlmutter, Seemuscheln, Gold und Marmor verziert. Aber diese Verzierungen verbergen viele tausend Spritzröhrchen. In dem Hintergrunde erhebt sich Neptun, umgeben von Wassernymphen, wasserspeyenden Meerpferden u. s. w. Hier lange zu verweilen, ist nicht sehr räthlich, denn plötzlich bricht ein tüchtiger Platzregen los, der beym westlichen Sonnenscheine einen Regenbogen bildet. Wehe dem, der diesen Wassergüssen nicht mehr entrinnen konnte! Kein trockner Faden haftet weiter an ihm. Rechts und links tritt man in niedrigere Grotten mit ähnlichen Verzierungen von Perlmutter, Muscheln, Mosaik, Spiegeln, Gold und Marmor, wechselnd mit schönen Fresco-Gemählden. Diese Grotten führen in künstliche, augenblicklichen Einsturz drohende, Tuff- und Backsteingewölbe von besonders schöner Arbeit, ähnlich denen in den berühmten Lustgärten zu Hohenheim. In einem dieser Gewölbe hört man ein anmuthiges Konzert von Vogelstimmen aller Art zwischen den Felsen und Gesträuchen, die sich rundumher reihen.

Man verlässt nun diese Seltenheiten, welche unter die vorzüglichern Kunstwerke dieses Gartens gerechnet werden, und wird, wenn man nicht vorsichtig genug ist, noch auf dem Rückwege, ja selbst im Freyen bis weit über die beyderseitigen Marmortreppen, bespritzt. Jetzt gelangt man, neben der Grotte des Orpheus, vor welchem ein schlafendes Mädchen liegt, das für ein Meisterwerk der Bildhauerkunst gehalten wird, auf einen sehr angenehmen Platz, von fischreichen Teichen, Kanälen und Grasparterren durchschnitten, über welchen hohe und schattige Bäume emporragen. Allenthalben sieht man hier wieder Statuen von Jünglingen, Zwergen, Sirenen, Tritonen, Flußgöttern und Hunden, Galerien und Gänge mit vielen allegorischen Steinbildern, Pyramiden u. dgl. verziert, und läuft zum letzten Male Gefahr, tüchtig durchnässt zu werden, wenn man leichtsinnig genug wäre, hier auf einem der um eine lange steinerne Tafel gereihten vielen gleichen Sitze auszuruhen. Denn ehe man sich's versieht, schießt aus jedem derselben ein armdicker Wasserstrom mannshoch empor, und zu gleicher Zeit verfolgt den Enteilenden ein Regen von allen Seiten. Auch ist dem Anerbieten des Brunnenmeisters, diese Wasser selbst springen zu lassen, nicht zu trauen; ein falscher Druck, und man ist selbst derb durchnässt.

Hinter dem Schlosse, dicht am Thiergarten, erhebt sich der Waldemsberg. Ein angenehmer von Buchen und Tannen beschatteter Hügel, an dessen Fuße sonst Herden von Rehen, Dambirschen, Gemsen und Steinböcken weideten. Seinen Gipfel ziert das, der nicht unglaublichen Sage nach, in Einem Monate, mithin, nach der Meinung des Volkes, mit Hülfe des Teufels erbaute, sogenannte Monat-Schlößchen. Von da aus und von einer etwas noch höhern Gegend übersieht man zahllose Naturschönheiten. Ausgebreitet liegen hier die Gärten und Wasserwerke von Hellebrunn, die Hauptstadt mit ihren stolzen Thürmen

*) Dieses ist eine ungeheure Orgel, welche Morgens und Abends einige sehr angenehme Stücke spielt, die weit in der Gegend herum gehört werden.

und Mauern, und tausend andre Schönheiten vor dem trunknen Blicke prachtvoll da. Weiter hinaus verliert sich das Auge ins Unendliche. Wer hier nicht in Entzücken geräth, für den ist eine Ewigkeit zu kurz, es zu suchen. Höher hinauf bewundert man ein in die Felsen gehauenes Theater, und gegen die Salzach zu steht das Schlößchen Belvedere auf einem Hügel, wo man, trunken von unbeschreiblicher Pracht, den Lauf dieses Stromes bis über Hallein hinauf und auch weit abwärts beherrscht.

Schöner erschien der Morgen mir,
Die Sonne sank mir herrlicher nieder,
Stand ich hoch auf des Berges schattigem Gipfel
Freyern Geistes.
Selige Stunden, dort verlebt,
Allein oft, oft im Kreise der Freunde,
Die Erinnerung ruft euch alle zurück in
Meine Entfernung! *)

Ein Abend in diesen Gefilden an der Seite edler und für Natur und Kunst gleich empfänglicher Freunde verlebt, gehört gewiß zu den seligsten des menschlichen Lebens.

Durach.

Schweizerische Musik-Gesellschaft.

(Beschluß.)

Am 13. August Mittags speisten die Mitglieder des Musikvereins abermals im Sommerleiste unter Gesang und frohen Ausrufungen miteinander. Nachmittags um 5½ Uhr fing das Konzert im Hôtel de Musique an, und dauerte fast bis 10 Uhr. „Da ward des Guten zu viel gethan,“ wirst Du sagen; mit nichten! Bedenke, daß Mancher an diesem eingesammelten Vorrath ein volles Jahr und darüber zehren soll. Der erste Theil bestand aus einer Symphonie von J. Hayd'n, aus einem Recitativ und Arie von Prate, gesungen von Mad. von Seigneux, aus einem Adagio und Variationen für die Flöte, von Fürstenau, gespielt vom Pfarrer Metzger aus Schafhausen, und aus einer Cavatine, von Farinelli, gesungen von Curchod d'Apples aus Vevay. Der zweyte Theil aus Variationen für Fortepiano und Orchester concertant, komponirt von Xaver Schnyder von Wartensee aus Lucern; eine Arie von Weigl, gesungen von Dr. Kopp aus Lucern; Violin-Konzert, von Fränzel, gespielt vom Musik-Direktor Tollmann aus Basel; Arie, vom Musik-Direktor Hildebrand in Winterthur komponirt, gesungen von Mad. Egli. Der dritte Theil aus einer Concertante für zwey Flöten, gespielt von Hrn. von Seigneux und Brelay aus Lausanne; und einem Duo aus der Oper: les Horaces et Curiaces, von Cimarosa, gesungen von Mad. Seigneux und von Crousaz.

Wir hörten an diesen beyden Tagen drey liebliche, volle und so regsam geübte weibliche Solo-Stimmen; Du möchtest wol gern wissen, welcher ich den Vorzug gebe, oder welche die schönste und gebildetste Stimme sey, — aber dies erwarte nicht von mir, mein Lieber! Du weißt ja, wie sehr ich das ewige Vergleichen hasse, wodurch man sich im schönsten Lebensgenusse oft so muthwillig stört; merke, was die Schrift sagt: „Einen andern Glanz hat die Sonne, einen andern der Mond, einen andern die Sterne, aber sie leuchten alle zur Ehre Gottes.“ Verlange also keine Vergleichung von mir, ich bin froh, daß ich sie alle Drey gehört habe, und möchte Keine von allen Dreyen missen.

Nach dem Konzert versammelten sich zu guter Letzt die sämtlichen Mitglieder der Musik-Gesellschaft im Sommerleist. Man hätte glauben sollen, daß die menschliche Kraft durch alle die unzähligen Geistes-Anstrengungen endlich erliegen würde, und keine Empfänglichkeit für gesellige Freude mehr vorhanden seyn könnte, aber gerade an diesem Abende war die allgemeine Stimmung am gemüthlichsten und herzlichsten; ein Jeder fühlte den Dank für das gegönnte Lebensglück, und überließ sich, mit voller Zuversicht auf die waltende Hand, die der Menschen Freuden und Schmerzen ordnet und leitet, dem reinen Ausströmen des frohen, dankbaren Herzens. Wie aus Einem Munde ertönte der allgemeine Dank der hohen Kantons-Regierung und dem wohllöblichen Stadtrathe: denn diese edlen Beförderer des Guten und Schönen begünstigten und unterstützten die Wünsche des Schweizerischen Musik-Vereins auf das Kräftigste. Dann wurden mehrere Lieder, in dieser festlichen Stimmung erzeugt, abgesungen und den Dichtern Häffliger, Ris und Fröhlich ein Lebehoch gebracht. Unaufhörlich erscholl der Schlußreim: „In Bern, in Bern, in Bern, in Bern, da weilten wir so gern!“ — Späterhin versammelte sich im Stillen ein munteres Chor aus Lucern, und führte im Geiste von Vater Hayd'n ein kleines Konzert mit Kinder-Instrumenten auf. Mit voller Herzlichkeit wurde dieser Scherz von der ganzen Versammlung aufgenommen. Jeder träumte sich gleichsam an die Wiege der Kunst und in die sorgenlose, selige Frühlingszeit des Lebens zurück. Es war ein glücklicher Gedanke, zur rechten Zeit. — Am frühen Morgen wurden von einigen Mitgliedern des so glücklichen Kunst-Vereins den drey Haupt-Sängerinnen zum Danke Serenaden, sage: Matutinaden gebracht. So verging allmählig die sanfte Mondesnacht unter frohem Gesange und Becherklange; Niemand sah nach der Uhr, ein Jeder fühlte sich glücklich und begrüßte die ersten Strahlen der Sonne als Vorboten eines wohlthätigen und dauerhaften Friedens.

So endigte sich ein Fest, in welchem sich die alte Schweizerische Biederkeit, das frohe Herz, der reine Sinn für Kunst, der Drang zur Gastfreyheit und hohe Ordnungs-Liebe klar und deutlich aussprachen. Wie glücklich preis' ich mich als Deutscher in diesem tröstlichen Asyle des Lebens. Du hast sehr unrecht gethan, nicht hieher zu kommen! — Gehab' Dich wohl! und versäume es nicht im künftigen Jahre — so Gott will! — um diese Zeit nach Freiburg zu kommen, um durch Haydn's Schöpfung Dich zum Leben auf's Neue berufen zu lassen.

S. M.

Anekdote.

Ein Fischweib fand, voll Schmerz und Harm,
Mit Einer Zunge sich zum Schmähen gar zu arm.
Drum hörte man die Unzufriedne schreyen:
Ihr Götter, möchtet ihr doch tausend mir verleihen!
Doch wahrlich, tausend Zungen, spricht,
Indem sie sich besinnt, die Alte, brauch' ich nicht;
Laßt nur den Ralph, ist Schachern doch sein Leben,
Die seinige mir für die meine geben!

Weisser.

*) A. a. O.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, August.

Bey Peter Ludwig Scheri allhier erscheint in drey Abtheilungen die ganze Sammlung aller Bildhauer-Arbeiten des Ritters Canova; ein großer Theil der Kupferplatten ist bereits fertig, und die übrigen nähern sich ihrer Vollendung.

Die erste Abtheilung enthält seine in Marmor verfertigten Statuen, Gruppen, Denkmäler, sorgfältig, unter der eigenen Aufsicht des Künstlers selbst, nach den Originalen gezeichnet, von den berühmtesten Meistern in Rom gestochen, und zwar nach einem größern Maßstab, als man bis jetzt zu sehen gewohnt war. Hievon sind bereits zu haben: Von den Statuen: Napoleon, gestochen von Ricciani; Venus, auf zwey Seiten, und Perseus, von Marchetty; Ajax und Hector, Beyde auf zwey Seiten, von Fontana, Bonato und Bertini; und Paris auf zwey Seiten, von Balestra und Testa. — Von den Gruppen: Amor und Psyche, die sich umarmen, von Fontana; Amor und Psyche stehend, und die Gutthätigkeit, von Marchetti; der wüthende Hercules, auf zwey Seiten, von Fola und Fontana; Theseus mit dem Centaur, auf zwey Seiten, von Bettellini. — Von den Denk- und Grabmälern: Jene der Königinn Christina und Joh. Falier's, von Bonato; Ideen zu jenem des Admirals Nelson und jenes des Volpato, von Fontana; jenes des Papsts Ganganelli, von Vitali; jenes des Grafen von Souza, Gesandten von Portugal, von Campanella, und jenes des Prinzen von Oranien, von Balestra. — Die zweyte Abtheilung begreift die Basreliefs, wovon die meisten nur modellirt worden sind, und symbolische Bilder und Erinnerungen auf Gräbern ꝛc. ꝛc., in Umrissen und mit leichten Schatten gestochen, ungefähr dreyßig an der Zahl; die Größe der Figuren beträgt einen halben Fuß. Davon sind fertig bis jetzt 25 Blätter, gestochen von Piroli, Fontana und Andern. — Die dritte Abtheilung enthält ganz neue und äußerst anmuthige Gegenstände; z. B. die Musen und die Dichter und Philosophen; verschiedene Spiele der Amoretten mit tanzenden Nymphen; den Markt des Amors ꝛc. ꝛc., Alles nach Handzeichnungen oder eigenen Entwürfen Canova's, und in der gleichen Größe, wie die Kupferstiche der Gemählde von Herculanum, gestochen. Von diesen ungemein lieblichen Kompositionen sind bereits 43 Blätter fertig.

Diese, allen Kunstliebhabern gewiß willkommene, Sammlung wird auf schönem Velinpapier sorgfältigst und geschmackvoll abgezogen, und der Preis jeder Abtheilung, die man auch einzeln haben kann, ist sehr billig, wie man es in dem Katalog bey Scheri, bey welchem man auch die Werke des berühmten Gmelin, Volpato und Andrer findet, sehen kann.

Aus der Schweiz.

Unter den vielen Reisenden, die, durch Stürme und Ungewitter aus ihren heimischen Gegenden verschlagen, zum Theil unter erborgten Namen gegenwärtig das glückliche Eiland der schweizerischen Eidgenoßschaft durchwandern, befindet sich ein Fremder, der von einem einzigen Gesellschafter, dem Baron von Linth, begleitet, unter dem Namen eines Grafen von Emst über München in St. Gallen eingetroffen war, und diesen Namen dann gegen den eines Hrn. von St. Leu vertauschte. In dem Kurorte Gaiß hatte der Graf sich auf die liebenswürdigste Weise der Gesellschaft angeschlossen, geliebt und verehrt und großmüthig gegen die Armen; aber die Molkenkur entsprach seinen Absichten nicht. Am Sonntag (15. Aug.) verfügte er sich von Gaiß nach Appenzell, um da die Messe anzuhören. Man war hier über die von ihm gewünschten Verhältnisse nicht hinlänglich unterrichtet; es empfingen ihn daher zwey Standeshäupter am Wagen und die Geistlichkeit an der Kirchenpforte. Bey seiner Annäherung ertönte militärische Musik, und beym Eintritt in die Kirche ein solenner Aufzug mit Trompeten und Pauken. Den ihm zubereiteten Betstuhl nahm der Hr. Graf nicht an, so wie ihm überhaupt der feyerliche Empfang unvermuthet kam. Er sah die in der Kirche aufgehängten Siegeszeichen der Appenzeller, und empfahl gute Besorgung dieser ehrwürdigen Denkmäler. Er hat seither die Reise nach der westlichen Schweiz begonnen.

Der Freyherr von Seckendorf hat seine Wanderung durch die Schweiz von St. Gallen nach Zürich fortgesetzt, und nun auch am letztern Ort seinen kleinen Doppelkurs von drey Abenden, (23. bis 25. August), vor einem Auditorium von nicht völlig einhundert Personen wiederholt. Manches Einzelne gewährte Vergnügen; das Ganze ist allzurhapsodisch, um befriedigen zu können. Die mimischen Vorstellungen stehen in keinem Zusammenhang mit den Vorträgen, denen sich hingegen allerdings einige plastische Darstellungen anschließen. Aber um diese Letztern ist es ein so mißliches Ding, und es reichen Wohlgestalt, gefällige Bildung und Kunst noch so gar nicht hin, um — Apollogestalten dem, der ihre Götterbilder je gesehen hat, auch nur einigermaßen genügend vor Augen zu bringen! Die Kunst-Vorträge waren insofern zusammenhängend, als sie in verschiedenen Parallelen der alten und neuen Kunst die Behauptung zu begründen bestimmt waren: die Kunst des Alterthums sey intensiv, die moderne Kunst extensiv größer. Die Entwicklung dieser Lehre ward hinwieder fragmentarisch gegeben, indem der Redner sie an die Widerlegung einzelner Sätze knüpft, welche er willkürlich aus mancherley ästhetischen Schriftstellern aufgriff und sie daneben auch so vortrug, wie es für einen leichten Sieg am bequemsten däuchte. So hat, um nur Eines zu erwähnen, Referent die schnöde Abfertigung von Winkelmanns idealem Schönen nicht ohne einiges Befremden angehört. Die mimische Kunst des Hrn. v. Seckendorf hat sich auch diesmal bewährt, überall nämlich, wo der Vorwurf der Darstellungen nicht ein Mißgriff genannt werden konnte; dies war aber wol bey der Verklärung Christi und bey ein Paar andern Stücken der Fall. Ein oder ein Paar Mal mag man solche mimische Künste gern sehen; länger ermüden sie. Denn sie sollen doch nur Dienerinnen einer höhern und umfassenden Kunst seyn. Taubstumme, ins Theater geführt, sehen Mimen vor sich, und ihr mangelhafter Genuß kann nur ein kleines Vergnügen gewähren. Es sind Studien, und mehr nicht, die der Deklamator, der Mimiker u. s. w. zur Schau tragen. Von der Theorie der Mimik kam ungemein Weniges zur Sprache.

Räthsel.

Mamachen, so berühmt und alt,
Verwandelt sich in mich;
Sie ändert Namen und Gestalt;
Doch bin ich Sie und ich.
Ich bleibe zwar nur kurze Zeit,
Doch Reiche sammeln mich,
Und wie mein Daseyn Nutzen beut,
Verschwinde langsam ich.
Ich schaffe deinem Gaumen Lust;
Bisweile lehr' ich dich;
Nur finde niemals in der Brust
Von deiner Schönen mich! G.

Auflösung der Räthsel in Nro. 212: Tabacksdose. Siegellack. Vertrag.

Nro. 219.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 13. September, 1813.

Jetzt nimm die Erinnrung! Ihr reiche die Hand!
Sie möge dich fürder begleiten!

Tiedge.

Neueste Nachrichten eines Reisenden über die Tscherkusen.

(Aus den Lettres écrites dans un voyage de Moscou au Caucase, pour servir de guide aux personnes qui se rendent aux eaux de ce pays, par le Dr. Kimmel, avec une vue et une carte topographique. Moscou. 1812.)

Sie wünschen einige Nachrichten über die Tscherkusen von mir zu erhalten, und ich gebe Ihnen, was ich habe; ich muß Ihnen aber zum Voraus sagen, daß Sie nur einzelne Notizen erwarten dürfen, weil ich nur so viel mittheilen will, als ich selbst sah, oder von glaubwürdigen Personen inne ward.

Die Gebirgskette des Kaukasus ist von mehreren kleinen Völkerschaften bewohnt, die, durch Abstammung, Sprache und Sitten von einander verschieden, sich jetzt alle zur mahomedanischen Religion bekennen; ich sage jetzt, denn vormals gab es auch Christen unter ihnen. Es sind Räubervölker, die häufig über die Gränzen kommen, und Vieh und Menschen wegzuführen suchen; werden die Letztern nicht losgekauft, so gebrauchen sie solche als Sclaven für Hausarbeiten. Aus der Kleidung und der mehr oder minder feinen Haut beurtheilen sie den Stand ihrer Gefangnen, und bestimmen darnach ihr Lösegeld.

Aller Versuche und Anstrengungen der Russen ungeachtet gelang es diesen Völkerschaften bis dahin, ihre Unabhängigkeit zu erhalten. Wenn jene in großer Anzahl vorrücken, und die Circassier Widerstand zu leisten für unthunlich halten, so ziehen sie sich auf die unzugänglichen Berge ihres Landes zurück, und besetzen die dahin führenden Engpässe. Mangel an Lebensmitteln zwingt die Russen bald wieder zum Rückzuge, und die Circassier folgen ihnen auf dem Fuße. Eine Zeit lang hatte man die Maßregel befolgt, gegen die wildesten jener Völker, die Tschetchinen, Repressalien zu üben, und die Kosacken zu gebrauchen, die bey ihnen plünderten und sengten. Aber man musste diesen kleinen Krieg wieder aufgeben, weil er dadurch höchst nachtheilig ward, daß die jenseits beynahe immer herrschende Pest in die diesseitigen Gegenden verpflanzt ward.

Ich komme jetzt auf die Tscherkusen, welche nahe bey Konstantinogorsk die große und kleine Kabarda bewohnen, und von denen selbst eine große Zahl diesseits der Linie, mithin auf russischem Boden, lebt, obgleich sie nicht als Unterthanen angesehen werden. Die Letztern, die man befreundete Tscherkusen nennt, haben zwar ihre alten Sitten beybehalten, sind aber dennoch einigen Beschränkungen unterworfen. Sie dürfen ohne Bewilligung der Regierung nicht jenseits der Linie ins feindliche Land übergehen. Eben so wenig dürfen sie, oder die nogaischen Tartaren, ohne Quarantaine ausgestanden zu haben, eine Stadt betreten. Oeffentlich dürfen sie weder rauben noch stehlen; hingegen stehen sie im Verdacht, öfters die Verräther und Kundschafter der Feinde zu seyn. Ihre Landsleute, welche die große und kleine Kabarda bewohnen, halten sich übrigens jetzt ziemlich ruhig, und stehen mit den Russen auf freundschaftlichem Fuße. Ich habe zu Konstantinogorsk zwey ihrer Fürsten gesehen, die sich in

russischen Diensten befinden; der eine hatte Oberst-Rang, und trug das St. Georgskreuz, der andre war Major.

Ihre Verfassung ist durchaus auf das Lehensystem gegründet. Es gibt unter ihnen drey Klassen von Staatsbürgern. Die Fürsten sind die Souveraine des Landes, und ihre Rechte erben sich vom Vater auf den Sohn fort; die Edelleute oder Ouzdénes (der Fürst kann einen Sklaven zum Edelmann machen; doch genießt ein solcher niemals die Achtung, deren ein alter Edelmann sich zu erfreuen hat. Nicht minder kann der Fürst, wenn er es gut findet, einen Edelmann seines Adels berauben); diese besitzen ererbte Leibeigene, die sie aber nicht verkaufen dürfen. Die Leibeigenen bilden die letzte Klasse; sie müssen für die Edelleute arbeiten, und ihren Viehstand besorgen. Der Adel muß für den Unterhalt der Fürsten Sorge tragen, und ihnen Pferde und Hornvieh liefern. Kommt die Gemahlinn eines Fürsten mit einem Sohne nieder, so wird er sofort einem Ouzdéne übergeben, der für seine Erziehung zu sorgen hat; der Vater sieht ihn eher nicht wieder, bis er seine ersten Waffen trägt. Kommt jene mit einer Tochter nieder, so wird diese gleichfalls einem Ouzdéne übergeben, und der Vater bekommt sie nicht eher wieder zu sehen, bis sie sich vermählen soll. Zieht ein Fürst in den Krieg, so müssen seine Vasallen ihm folgen; und um ihrer Treue für solche Zeiten versichert zu seyn, werden die Rechte des Adels von den Fürsten geschont. Sie sind, wie ich bereits bemerkte, Mahomedaner, mit geringer Ausnahme, aber nicht sehr genau in Erfüllung der Pflichten ihres Kultus. Ihre Priester lassen den Bart wachsen, und sind nach arabischer Sitte gekleidet; sie tragen einen rothen Turban und lange Röcke von gleicher Farbe. Sie genießen viele Achtung, und stellen bisweilen Wallfahrten nach Mecca an.

Die Weiber der Leibeigenen zeigen sich ohne Schleier; die Frauen der Fürsten und Edelleute hingegen leben verschlossen in ihren Häusern, welche man nur betreten darf, wenn man durch Jemand ihrer Bekannten eingeführt wird; dann aber sieht man sie ebenfalls unverschleiert. Ich habe keine ausgezeichnete Schönheiten unter ihnen gefunden, und Officiere, die sich geraume Zeit am Kaukasus aufhielten, versicherten mich, daß die circassischen Schönheiten überaus selten vorkommen. In Bezug auf die Verhältnisse beyder Geschlechter zu einander sind die Tscherkusen nicht so streng, wie die Tartaren und Türken. Männer und Weiber, auch unverheirathete, dürfen miteinander Umgang haben. Bey Heirathen hingegen wird die Trennungslinie der Stände scharf beobachtet. Eine Fürstinn darf nur allein einen Fürsten heirathen, und der Edelmann, welcher sich Verführung einer Fürstinn zu Schuld kommen ließe, müßte bey erster Gelegenheit sein Vergehen mit dem Leben büßen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Johann Anton Llorente's Einleitung zu seinen Annalen der spanischen Inquisition.

Annales de la Inquisicion de Espanna. Madrid 1812. Erster Band. *)

Obschon die Anzahl derjenigen, welche über die Inquisition geschrieben haben, sehr groß ist, so gibt es doch weder eine vollständige Geschichte der Spanischen, noch sind die Nachrichten gegründet, welche uns die Schriftsteller mittheilen. Einige gehörten zu der Inquisition selbst, und übergingen Alles, was dieser Anstalt zur Unehre gereichen konnte. Andere sprachen nach dem Berichte einiger Verfolgten, welche natürlich Alles übertrieben, und daher das heil. Gericht mit den schwärzesten Farben mahlten, die ihre Einbildungskraft nur immer erfinden konnte. Andere schrieben in fremden Ländern, ohne aus andern Quellen, als aus den eben genannten Erzählungen, oder aus dunkeln Sagen zu schöpfen.

Die Aufhebung dieses Tribunals durch ein Kaiserliches Dekret vom 4. December 1808 war der Zeitpunkt, wo man zuerst daran denken konnte, eine wahre Geschichte der spanischen Inquisition zu liefern. Während ihres Daseyns fehlte es immer an der Freyheit zu schreiben: Franzosen, Italiener, Deutsche, und andre Fremde hatten die zu diesem Behufe nöthigen Papiere nicht. Philipp von Limborch, die von ihm angeführten Schriftsteller, der Verfasser der Geschichte der Inquisition, der Verfasser einer andern ähnlichen, die 1810 zu Paris erschienen ist, und alle Andre **) haben keines von den handschriftlichen

*) Eine unparteyische und gründliche Geschichte der Inquisition von einem ehemaligen Mitgliede derselben ist eine so merkwürdige Erscheinung, daß unsre Leser es gewiß gern sehen werden, daß wir ihnen, durch die Uebersetzung der Einleitung, den Plan dieses bisher noch wenig bekannten Werkes hiermit vorlegen. Dg.

**) In diesem Jahre 1812 erschien in Madrid ein Werkchen, betitelt: Cornelia Bororquia, 2te Auflage. Der ungenannte Verfasser scheint Don Fr. Gutierrez, ein Priester und Ex-Mönch zu seyn, der sich aus Kastilien flüchtete, um nicht in's geheime Gefängniß der Inquisition zu Valladolid gesetzt zu werden, und sich nach Bayonne in Frankreich begab, wo er sich einige Zeit mit der Redaction der Zeitung unterhielt, welche daselbst vor unsrer Revolution in spanischer Sprache erschien. Dort gab er auch zum ersten Male seine Cornelia Bororquia heraus, eine unsinnige, unmoralische und skandalöse Geschichte, die blos dahin abzweckt, die spanische Inquisition verhaßt und verabscheuungswürdig zu machen. Dazu bedurfte er aber nur einer einfachen Darstellung der Thatsachen, nicht aber der Lügen, noch weniger der persönlichen Angriffe und der Beschuldigungen von ersonnenen Verbrechen. Hätte der Verfasser sich damit begnügt, sein Werk als

Werken gesehen, welche in dem Raths-Archiv der General-Inquisition zu Madrid lagen.

Ich habe viele davon gelesen, und außerdem noch manche andre, von welchen ich in einer besondern Abhandlung *) geredet habe. Der Zufall hat mich in den Stand gesetzt, zuerst vor allen andern eine, wo nicht vollständige, doch wenigstens zur Kenntniß der Hauptbegebenheiten hinlängliche, Geschichte der Inquisition zu schreiben. Ich würde es mir zum Vorwurf machen, wenn ich dem Publikum Thatsachen vorenthielte, die ein andrer Schriftsteller schwerlich würde aus der Dunkelheit haben ziehen und zusammen stellen können.

Dies hat mich bewogen, ein Werk zu unternehmen, das mir freylich wegen der Nothwendigkeit, so viele Handschriften zu sammeln und zu benutzen, mehr Mühe gekostet hat, als man glauben kann. Ich wünschte ein Livius, oder wenigstens ein Juan Mariane zu seyn, um diese Geschichte so zu schreiben, daß sie durch den Styl allen Lesern gefallen möge; allein, theils fehlt es mir an Talent dazu, theils läßt das Unzusammenhängende so mancher verschiedenen, von einander unabhängigen, Thatsachen nicht leicht einen fließenden Styl zu; ich habe daher auch die Form der Annalen gewählt, wodurch es mir erlaubt wird, die Begebenheiten blos chronologisch zu ordnen. Dies war mir um so lieber, da ich oft bey meinen Nachsuchungen neue Thatsachen einschieben musste. Der Materialien ist ein solcher Ueberfluß, daß ungeachtet ich deren viele gesammelt habe, dennoch manche zurück geblieben sind. Diese können aber immer noch zu diesen Annalen zugefügt werden. Vielleicht erscheint dann ein Gelehrter, der aus denselben eine philosophische Geschichte macht, welche die Menschen und die menschlichen Begriffe verbessert, und mit Beredsamkeit beweist, wie unnütz die Inquisition war, um Ketzereyen auszurotten, wie ungerecht, und wie sehr sie der Lehre des göttlichen Stifters des Christenthums, und den sanften Vorschriften seines Evangeliums entgegen handelte.

Nie ist in den Zeiten, die vor der Bekehrung des Kaisers Konstantins hergingen, von Verfolgungen, nie von Kriminal-Prozessen gegen Ketzer die Rede gewesen. Erst hernach fing das Uebel an, das wir seitdem bis zum Gipfel steigen sahen. Das Vermengen der Störer der öffentlichen Ruhe mit den Schismatikern und Ketzern bey den Donatisten gab den katholischen Bischöfen Gelegenheit, die Bekanntmachung von Strafgesetzen gegen die Bekenner ketzerischer Lehrer einzuführen, und als einmal diese Einrichtung getroffen war, machte man neue Gesetze bekannt, ohne den Ketzer, welcher die Gesellschaft störte, von dem Ketzer zu unterscheiden, der ruhig seinen Meinungen folgte, und seine Mitbürger bey den ihrigen ließ.

Kaiser Theodosius erlaubte die Anklagen, und dies war hinreichend, um in den folgenden Jahrhunderten der Lehre, man müsse die Ketzer mit zeitlichen Strafen verfolgen, mehr Eingang zu verschaffen, bis daß der Papst Innocenz III. die christliche Welt für dazu vorbereitet hielt, eine neue Anstalt zu empfangen, die Ketzer durch gewaltthätige Mittel auszurotten, dazu einige Priester des Gottes des Friedens, der Sanftmuth und der Liebe auserwählte, und ihnen blos die Pflicht auferlegte, Ketzer aufzusuchen und den Flammen zu übergeben. So weit geht ein unrechter Eifer.

Die ersten Inquisitoren gegen die Albigenser in Frankreich befolgten pünktlich das zu Rom erlassene Gesetz; nun breiteten die Päpste die neue Anstalt über Spanien, Italien, Deutschland und andre Gegenden aus, so daß es nicht leicht möglich ist, alle die Schlachtopfer der General-Inquisition im dreyzehnten und in den folgenden Jahrhunderten aufzuzählen. Dennoch war im funfzehnten Jahrhundert in Spanien die Inquisition noch unbedeutend. Die Castilische Krone hatte sie nicht in Ausübung gesetzt, und die Arragonische hatte nicht einmal ein eigenes Gericht dafür. Ein Dominikaner-Mönch führte in jeder Provinz den Titel Inquisitor, und behandelte nur von Zeit zu Zeit irgend einen Prozeß, um die Ausnahme vom Chor-Gebet und andre Rechte seines Amtes zu behalten.

(Der Beschluß folgt.)

Gedanken
aus chinesischen Büchern.

Wer zeh'n Meilen zu reisen hat, muß neun für die Hälfte rechnen.

*

Welches war das schönste Jahrhundert der Philosophie? Jenes, wo es noch keine Philosophen gab.

*

Der Geist mühe sich, wie er will, er kommt nie so weit, als das Herz.

*

Ihr habt nie mehr Geist nöthig, als wenn Ihr einen Thoren belehren wollt.

G.

---

einen Roman herauszugeben, so hätte ich mich enthalten können, dasselbe zu rügen, obschon es noch immer nicht verdient, von ehrbaren Leuten gelesen zu werden; allein er hat die Kühnheit gehabt, in seiner Vorrede zu sagen, es sey eine wahre Geschichte, und beruft sich auf Limborch und Andre. Dies hat mich bewogen, die Leser nicht im Irrthume zu lassen. Der Verfasser. — Das hier gerügte Werk ist auch in's Französische übersetzt worden. D. g.

*) Memoria historica sobre qual ha sido la opinion nacional de Espanna acerca de la Inquisicion.

Mein Wunsch.

Theoda's Herz bleibt ewig stumm.
Zum Echo wandl' es Amor um!
Wer ist dann glücklicher, als ich,
Der immer sagt: „Ich liebe dich.“ Hg.

Der Poet und die Gesellschaft.

O sprecht mich frey vom Stegreifliede,
Weil Ihr die Schwierigkeit erkennt! —
„Die Schwierigkeit ist dem Talent
„Die zehn'te Pieride. Hg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz.

Die am 11., 12. und 13. August in Bern versammelte schweizerische Musikgesellschaft feyerte ein Freuden-Fest, das durch die Fürsorge ihrer Central-Beamten, durch die Gastfreundschaft der Einwohner und die Theilnahme aller Stände zu einem allgemeinen Volksfeste der edelsten Art erhoben, und noch dazu von zahlreichen Gästen aus allen umliegenden Verner'schen und Waadtländischen Städten mitgefeyert wurde. — Wenn musikalische Meisterwerke eines Haydn, Beethoven und Cherubini, aufgeführt von einem Orchester von mehr als 200 Personen in einer der prächtigsten schweizerischen Kirchen vor einem Personal von wenigstens 2500 Zuhörern, tief erschütternde Rührung und heilige Begeisterung erweckten, so ward dagegen durch die mannichfaltigen individuellen Talente, die Tags darauf an auserwählten Conzertstücken ihre Treflichkeit und Reife bewährten, das beynahe mit 1,000 Zuhörern vollgefüllte Hotel de Musique in einen Tempel der Freude verwandelt, worinn der Beyfall, der den Damen Egli von Winterthur und Seigneux von Lausanne, und den HH. Brelaz, Crousaz und Seigneux von Lausanne, Curchod d'Apples von Vevay, Kopp und Schnyder von Luzern, Mezger von Schaffhausen und Tollmann von Basel, zu Theil wurde, selbst als ein Freudenjubel und als das lebendigste und lieblichste Echo der Wirkungen der Harmonie vielfach wiederhallte. Vollends ein doppelter Beyfall galt dem hoffnungsvollen jungen Schweizerkünstler, H. X. Schnyder von Wartensee, von Luzern, der in einer kunstreichen Concertante für Klavier und Orchester sich als Komponist und als Klavier-Virtuose gleich vortheilhaft auszeichnete; eben so ruhmwürdig that sich hervor der um die schweizerische Tonkunst vorzüglich verdiente Musik-Direktor Hildenbrand von Winterthur, in einer für Mad. Egli gesetzten Arie, worin die seltene Künstlerinn ihre außerordentlichen Talente sowol im Cantabile als in der ihr eignen Bravourkunst zum Erstaunen aller Zuhörer vollkommen zu entwickeln vermochte. — Von den außermusikalischen Vergnügungen verdient vorzüglich ausgehoben zu werden, was mit der schweizerischen Musikgesellschaft, als solcher, in geschmackvolle Beziehung gebracht ward; es betrifft die auf der am sogenannten Sommerleist (Gesellschaftshaus) befindlichen Promenade veranstaltete Illumination. Den Emblemen der Harmonie gegenüber, erblickte man in hellschimmernden Transparents die Wappen der neunzehn Kantone, Alles vom Grün der Hoffnung umkleidet, und auch Hoffnung nährend für das Gedeihen dieses schweizerischen Künstlervereins, der nunmehr auf diese erste glänzende Versammlung hin, seiner zweyten in der westlichen Schweiz, nach Fryburg für das kommende Jahr festgesetzten, um so freudiger entgegen sehen darf. — Zum neuen Vorsteher der Gesellschaft ward Hr. Nägeli von Zürich gewählt, als der Mann, welcher um Erhebung, Veredlung und Verbreitung der Tonkunst im Vaterlande das größte Verdienst hat. Der diesjährige Präsident, Hr. Decan Häflinger von Hochdorf im Kanton Luzern, hatte abermals ein Volkslied in Luzernischer Mundart der Gesellschaft zugeeignet. Man will davon die Eingangs- und Schlußstrophen mit einer Uebersetzung einrücken.

Es Schwytzer-Müsterli. (Ein Muster von Schweizer-Art.)

Nach der Melodie: Auf, auf, ihr Brüder und seyd stark ꝛc.

Wär will vom alte Schwyzergeist
Es läbigs Muster gseeh:
Dä luegi, wo me still und frey
Und unverzagt, und off und treu
Eis Sinns seig eister meeh.
Wo Keine-n-öppis Anders will,
As 's Wohl vom ganze Chor;
Wo Groß und Chly enand verstönd,
I keiner Noth enand verlöhnd
Und gern gäbnd noh und vor.
Wo'n Alls im glyche Tempo spillt,
Und Acht gibd uf e Takt,
Und Keine z'gmach und Keine z'gschwind,
Und Keine z'hart und Keine z'lind,
Alls spillt im glyche Gschmakk.

Uebersetzung.

Wer will vom alten Schweizergeist,
Ein lebendiges Muster sehen;
Der schaue, wo man still und frey,
Und unverzagt, und offen und treu,
Eines Sinnes sey immer mehr.
Wo Keiner etwas Andres will,
Denn das Wohl des ganzen Chors;
Wo Große und Kleine einander verstehen,
In keiner Noth einander verlassen,
Und gern geben nach und vor.
Wo Alles im gleichen Tempo spielt,
Und Acht giebt auf den Tact;
Und Keiner zu langsam, und Keiner zu schnell,
Und Keiner zu hart, und Keiner zu weich,
Alle spielen in harmonischem Einklang.

Die Schlußstrophen dann lauten also:

„Was? Muend die alte Schwyzer gar
No Musikante sy?“ —
Zum mindste händ si d'Harmony
Vo Härze g'liebt, und Alls e chly
Nohm Tempo grichtet y;
Händ uf der Wält nüüd Größers kkennt,
Als Einigkeit und Treu!
Durr das sind d'Schwyzer All verwandt
— Wie Harmony und Musikant —
All Schwyzer alt und neu.

Uebersetzung.

„Wie? Sollen die alten Schweizer gar
Noch Musikanten seyn?“ —
Zum mindesten haben sie die Harmonie
Von Herzen geliebt, und Alles ein wenig
Nach dem Tempo eingerichtet;
Sie haben auf der Welt nichts Größeres gekannt,
Als Einigkeit und Treu.
Dadurch sind die Schweizer Alle verwandt,
— Wie Harmonie und Musikanten —
Alle Schweizer, alte und neue.

Beylage: Uebersicht der neuesten Literatur Nro. 20.

Nro. 220.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 14. September, 1813.

Wer gibt mir Ruh,
Wer Trost für dich, o du,
Du Höllen-Eifersucht,
Auf dieser Welt? — Nur Tod! —
Herder.

Lord Randal.

Frey, nach einem altschottischen Liede.

„Sprich, wo bist du gewesen,
„Lord Randal, o mein Sohn?“ —
Ich ritt mit meinen Doggen
Um's Morgenlicht davon.
Ich jagte fern im Eichenwald.
O Mutter, macht mein Bett nur bald!
Mich that die Jagd ermüden.
Ich schliefe gern im Frieden.

„Wo bliebst du zum Mittagmahl?
„Lord Randal, o mein Sohn!“ —
Mein harrt', als seltnen Gastes,
Meine Treulieb lange schon;
Doch Treulieb schien mir heute kalt.
O Mutter, macht mein Bett nur bald!
Mich thät die Jagd ermüden.
Ich schliefe gern im Frieden.

„Was bot Sie zum Mittagmahl,
„Lord Randal, o mein Sohn?“ —
Ein Aal, gekocht in Brühe,
War des Beruf'nen Lohn.
Ein Aal, geschmacklos, schaal und kalt.
O Mutter, macht mein Bett nur bald!
Mich thät die Jagd ermüden.
Ich schliefe gern im Frieden.

„Wo blieben deine Doggen,
„Lord Randal, o mein Sohn?“ —
Sie krankten, schwollen, starben,
Der Himmel weiß wovon?
Spürhunde, risch und noch nicht alt! —
O Mutter, macht mein Bett nur bald!
Mich thät die Jagd ermüden.
Ich schliefe gern im Frieden.

„Mir bangt, du seyst vergiftet,
„Lord Randal, o mein Sohn!“ —
Ja, Mutter, ja, vergiftet!
Mir nagt's am Herzen schon,
Die Eifersucht, die List vergalt.
Ach, Mutter macht mein Bett nur bald,
Mich thät die Jagd ermüden.
Todt schlaf' ich dann im Frieden.

Moschusratze.

Eig'ne Vorliebe.

Ein Marmorblock gefällt mir überaus.
Nur, Künstler, schaffe kein Gebild daraus!

W. C. S.

An Furor.

Buchstäblichkeits-Uebersetzer!
Für Dich ist Jeder ein Ketzer,
Der geistig dolmetscht und frey.
Du schreist, umtappend im Nebel:
„Hinweg, unheiliger Pöbel!“
Und stehst unwissend ihm bey.

Philomusos.

Gnome.

Heimlich wisse den Grimm zu beugen
Durch verachtendes Stillschweigen. Hg.

Neueste Nachrichten eines Reisenden über die Tscherkusen.

(Fortsetzung.)

Eine hagere Gestalt gilt für besonders schön; darum gibt man jungen Mädchen nur wenige Nahrung, und vom zehnten Altersjahre an müssen sie eine Art ledernen Gür-

tel anlegen, der den Leib eng zusammenpreßt. Die Frauen tragen weite, die Mädchen hingegen enge Pantalons. Die Haare fallen gelockt über den Nacken, und werden durch ein Netz umschlungen. Nach ihrer ersten Niederkunft legen die Frauen ihr Mädchengewand ab, und bedecken von nun an den Kopf mit einem weißen, unter dem Kinn befestigten, Tuch. Wenn sie ausgehen, bedienen sie sich einer Art hoher Schuhe, um ihre Fußbekleidung rein zu halten.

Die Männer sind sehr schön. Ihr Wuchs ist schlank und etwas hager, ihre Gesichtsbildung zart und regelmäßig; sie haben große, lebhafte Augen, einen etwas unruhigen Blick, große Adlernasen, prächtige Zähne, und eine dunkelbraune Leibesfarbe. Den Kopf tragen sie zum Theil geschoren, und nur auf dem Scheitel lassen sie nach türkischer Sitte einen Büschel Haare wachsen. Den Bart scheren sie gleichfalls, und behalten davon nur einen überaus schmalen Backenbart, welcher einzig den Rand der Lippen deckt; gleichfalls tragen sie als Kopfbedeckung eine runde, melonenförmige und mit Tressen besetzte Mütze. Der Hals bleibt unbedeckt, eine Art Leibrock schließt sich genau an den Körper an, wird mit Häckchen fest gemacht, und ist bey Fürsten und Edelleuten mit Goldborten besetzt. Ueber der Brust haben diese Leibröcke auf jeder Seite kleine Säcke, worein die Patronen gesteckt werden. Ueber dem Leibrock wird bisweilen noch ein weiteres Kleid mit aufgeschlitzten Aermeln getragen. Bey Regen oder kühlem Winde legen sie über die gewohnte Kleidung noch die Bourca an, welche der gemeine Mann zu jeder Zeit trägt. Es ist dies ein Mantel aus einer Art grobem Tuche, den man anzieht, indem man den Korf durch eine oben darin befindliche Oeffnung steckt; es gehört dazu eine sehr spitze tüchene Mütze, die den Kapuzinermützen ähnlich ist. Sie führen diese Regenkleider auch bey'm schönsten Wetter mit sich, weil sie den Unbestand ihrer Witterung aus Erfahrung kennen. Sie tragen Pantalons und lederne Schuhe, welche die Füße zusammenpressen. Diese sind überaus klein, was wol vorzüglich daher kommen mag, weil sie die meiste Zeit zu Pferd zubringen, und, wenigstens Fürsten und Edelleute, beynahe gar nicht zu Fuß gehen.

Wenn diese Letztern auf kriegerische Unternehmungen ausgehen, oder sich in Galla zeigen wollen, so kleiden sie sich, ungefähr wie die alten französischen Ritter, mit Helm, Küraß, Panzerhemd u. s. w. Die Waffen, deren sie sich bedienen, sind Flinte, Pistole, Säbel, Dolch und Lanze; sie gebrauchen daneben auch Bogen und Pfeile. Die Flinten tragen sie in einem ledernen über dem Rücken hängenden Futteral, und den Säbel, in einem fest um den Leib anliegenden Gürtel. An eben diesen Gürtel befestigen sie Pistole und Dolch, diesen vorn und jene nach hinten. Ihre Waffen sind jederzeit kostbar und schön gearbeitet. Sie verkaufen solche nicht leicht, und es gehen dieselben demnach gewöhnlich durch mehrere Generationen vom Vater auf den Sohn über. Ein Tscherkuse, in seiner reichen Kleidung und Waffenrüstung, ist, was man Schönes und Edles von Kriegsleuten sehen kann.

Man wirft den Tscherkusen vor, daß sie falsch seyen, und sie sind es in der That gegen ihre Feinde; sonst bleiben sie ihrem Worte treu, und die Gesetze der Gastfreundschaft sind ihnen heilig. Wen ein Tscherkuse in sein Haus aufnimmt, der befindet sich vollkommen sicher, und hat jener sich verpflichtet, sein Kounak zu seyn, das will sagen, für ihn gut zu stehen, so darf man ihm überall ruhig folgen; er wird den unter seinem Schutz befindlichen Fremdling vertheidigen, und sich eher tödten, als jenen beleidigen lassen. Wie die Gastfreundschaft, so wird hinwieder auch die Blutrache von ihnen geübt, und der Haß der Väter erbt sich auf die Söhne über.

Was ihre Beschäftigungen anbetrifft, so kennen die Fürsten und Edelleute beynahe keine andere, als Krieg und Raub. Die Sorge für den Haushalt liegt den Frauen und Sklaven ob; auch die Besorgung des Viehstandes und der Pferde ist eine Sache der Sklaven; einzig über die Stutereyen führen die Fürsten einige Aufsicht. Die Tscherkusen sind ein Hirtenvolk, und sie geben sich nur wenig mit Feldbau ab. Dieser wird daher ebenfalls durch Sklaven besorgt; sie pflanzen Mais und Hirse. Sie bedienen sich großer Pflüge, die mit sechs bis acht Ochsen bespannt werden. Auch ihre Wagen, die Arbes heißen, sind mit Ochsen bespannt; jene bestehen lediglich in einer Achse, mit zwey großen Rädern; man befestigt etliche Stangen darauf, und gibt ihnen die Gestalt eines viereckigen Kastens; bisweilen werden auch Matten darüber gedeckt. Eisen braucht man keines dazu, und gewöhnlich schmieren sie auch die Räder nicht, wodurch diese denn sehr kreischend werden. Die Kalmucken und Tartaren, welche sich ähnlicher Wagen bedienen, pflegen zu sagen: ein ehrlicher Mann dürfe sich hören lassen, und habe nicht nöthig zu schmieren. Die circassischen Ochsen sind klein, aber sehr gewandt; ich sah sie, vor ihre Wagen gespannt, schnell und im Trabe laufen. Außer den Pferden und Ochsen unterhalten die Tscherkusen auch Ziegen, vorzüglich aber große Schafherden. Sie ziehen Truthähne, Hühner, Gänse und Enten. Ihre Bienenzucht ist bedeutend, und sie bedienen sich des Honigs für die Bereitung des Meths. Honig und Wachs sind beynebens ein ergiebiger Handelszweig für sie, und jener insbesondere wird um seiner vorzüglichen Güte willen sehr gesucht.

Städte besitzen die Tscherkusen nicht, sondern sie wohnen in Dörfern, welche Aoules heißen. Die Häuser sind in Reihen gebaut und bilden Straßen. Jene bestehen aus Baumzweigen, die inwendig und von außen mit Lehm gedeckt sind; auch das Dach wird aus Aesten gebaut, die

mit langem Gras gedeckt werden. Die Häuser haben die Form eines länglichen Vierecks, und bestehen aus zwey einzigen Zimmern, deren eines von der Hausfrau, das andere von den Sklaven bewohnt wird. Der Mann hält sich in einem besondern Haus auf, und man sieht ihn nicht leicht in Gesellschaft seiner Frau. Aus dem Zimmer der Letztern geht eine Thür nach der Straße, und eine zweyte auf die Hausflur. Tritt man durch jene ein, so sieht man zur Linken ein großes Kamin, und neben demselben eine Maueröffnung, die als Fenster dient. Dieser Oeffnung gegenüber befindet sich die zweyte Thür. Zwischen der Oeffnung und der Thür ist eine Art Divan: dieser dient als Ehrenplatz, und ist allein für die Hausfrau bestimmt. Hinter demselben werden die besten Geräthschaften aufbewahrt. Dem Kamin gegenüber befindet sich längs der Mauer ein kleiner erhöhter Platz, auf welchen Kissen für die Besuchenden liegen. Diese Zimmer haben keine Fußboden. (Der Beschluß folgt.)

Johann Anton Llorente's Einleitung zu seinen Annalen der spanischen Inquisition.

(Beschluß.)

Erst der König von Arragonien, Ferdinand, als er sich mit der Königinn von Kastilien, Isabella, vermählt hatte, fasste den Vorsatz, die Inquisition von Spanien fester und strenger zu begründen, als die alte; Letztre schaffte er ab, indem er beym Papst darauf ansuchte, er möge alle Inquisitoren, welche nicht vom Bruder Thomas de Torquemada, ersten Generalinquisitoren, ihre Bestellung bekommen hätten, ihres Amtes entledigen.

Dies geschah, und so entstand die neue Inquisition, welche allein der Zweck meines Werkes ist; denn die alte ist schon bekannt genug, und war auch beynahe in allen christlichen Staaten herrschend. Die wahre spanische Inquisition ist diejenige, welche von Ferdinand und Isabella im Jahre 1478 gestiftet wurde. Seit dem Jahre 1789, als ich Sekretär der Inquisition an diesem Hof wurde, habe ich angefangen, Urkunden für die Geschichte derselben zu sammeln. Dadurch war ich schon im Jahre 1797 in Stand gesetzt, über die Verfahrungsart des heil. Gerichtes *) zu schreiben; ein Werk, das mir im Jahre 1801 eine große Verfolgung zuzog. Ich bin bey dieser Arbeit so glücklich gewesen, die Unterstützung der Regierung, welche mir Prozeß und Bücher zu Handen kommen ließ, und mancher gelehrter Personen zu haben.

Vielleicht werden manche spanische Leser mit Mißvergnügen in diesen Annalen die Namen der Personen lesen, welche das Unglück hatten, von der Inquisition verfolgt zu werden. Meine Nation hält außerordentlich auf ihre Ehre, besonders in diesem Punkte, wegen der Meinungen, welche die Inquisitoren selbst seit der Einrichtung ihrer Anstalt zu verbreiten suchten. Allein meine Landsleute müssen bemerken, daß die Namen beynahe aller Schlachtopfer schon aus einer Menge gedruckter oder handschriftlicher Werke, aus Beschreibungen von Autos de Fe u. s. w., bekannt sind. Zweytens, daß die Gleichheit der Namen nicht die Familien schaden kann. Die Juden und Mauren, welche sich in Spanien taufen liessen, nahmen gewöhnlich die Namen ihrer Gevatter an. Daher kommt es, daß man so viele Juden mit Namen von großen adelichen Familien findet. Drittens, kann auch die Bestrafung eines von der Inquisition Beschuldigten seiner Nachkommenschaft nicht zur Schande gereichen, zumal, da die Beschuldigungen der Inquisition oft ganz ungegründet waren.

Uebrigens ist kein kräftiger Grund vorhanden, warum eine von Juden und Mauren abstammende Familie nicht eben so vielen Glanz erwerben könne, als eine von alten Christen (cristianos viejos) abstammende. Die Inquisition selbst verlangte von denjenigen, welche ins heil. Gericht aufgenommen zu werden wünschten, als Proben, nur die Geburt von vier Ahnen, und die Heirath von acht Ur-Ahnen zu kennen. Diese musste ich darthun, als ich 1789 mein Amt antrat; es gingen aber diese Proben nicht weiter als bis zum Jahre 1675. Wären aber dieselben hinreichend, um zu beweisen, daß ich nicht von Juden abstamme? Es ist also eben so unrecht, auf seinen christlichen Ursprung stolz zu seyn, als über einen jüdischen Ursprung sich zu grämen. Mehrere berühmte Familien von der ersten und zweyten Klasse des spanischen Adels, stammen von Juden ab, wie aus unsern Geschichten und Chroniken erhellt; eine sogar rühmte sich mit Recht dieses Ursprungs, nemlich, die des berühmten heil. Bischofs von Burgos, Paul (Pablo) de Santa Maria. Sie machte denselben beym Könige Philipp IV. geltend, als sie um etwas ansuchte, und ihr Gesuch ward ihr gewährt. Jetzt, da die Inquisition aufgehört hat, muß auch die Scham über die ehemalige Bestrafung eines Mitgliedes der Familie bey der Inquisition aufhören. Depping.

*) Orden de procesar del sant. Oficio.

Beyträge zur allgemeinen Geschichte.

Von K. A. Varnhagen von Ense.

Das Menschengeschlecht, von den Athemzügen der Natur wie von Sturmwinden erschüttert, floh schon in die Sicherheit künstlicher Einrichtungen, wo die starken Bewegungen zu sanftem Wehen sollten gemildert werden. Viel Werkzeuge sind erfunden, Begriffe geweckt, Kenntnisse gelernt, Sitten geübt worden; die Natur selbst drang unvermerkt, nur leise verändert, in alle Gebilde, und in Allem, was gegen sie geschieht, liegt sie als Witz verborgen, der den Menschen zum verwirrendsten Unheil dann plötzlich lebendig wird. Aber die Art, wie Menschen zusammen seyn sollen, ist noch nirgends erfunden,

und so geschah es, daß die Tage Europa's, von manchen Wettern durchschienen, unbewacht sich in die Nacht verloren, aus der folgende Bilder bey dem kleinen Lichte, das wir heimlich bewahrt haben, als Schattenspiel hervortreten. Wenn die Ueberschriften oft im Streite scheinen mit dem Inhalt, so ist zu bedenken, daß der arme Nordwind, der, in eine krumme Straße gestürzt, und gedrängt von nachfolgenden Lüften, sich nach der Wendung der Straße bequemen, und vielleicht wieder nach Norden herum blasen muß, doch immer Nordwind bleibt. Und so möget Ihr Euch denn gütig an den wunderlichen Sprüngen ergetzen, in denen Wahrheit und Lüge wetteifern, und genau so viel Verstand als Unsinn sich bemüht.

Vaterland.

Ganz im Kothe steckend rief ein fremder Soldat in Polen aus: „Die Thoren nennen das noch ein Vaterland!"

Patriotismus.

Man fragte den Conditor S.... in Halle, wie es denn hergegangen, als das Braunschweig-Oels'sche Corps hier durchzog; O, rief er aus, das war der glücklichste Tag für Halle; den ganzen Tag ist mein Laden nicht leer geworden! (Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Neapel, July.

Was man doch nicht Alles zu bedenken hat, bester Freund, wenn man eine Reise unternimmt, und besonders, wenn sie in ferne Länder gehen soll. Bey alledem übersieht man doch öfters die wesentlichsten Stücke. Ich würde einem Jeden, der auf eine solche Unternehmung seine Gedanken richtet, den Rath geben, in die Schale des Kontra einige starke Gewichte zu thun, wenn er auch wirklich keinen Grund dazu findet. Denn ohne dieses wird sein Ueberschlag sicher unrichtig seyn, und er hat alle üble Folgen zu erwarten, die ein unrichtiger Ueberschlag hervorbringen muß. Die Phantasie allein schon spielt uns beym Ueberschlagen manchen Spaß und Schabernack, wie ihn der Rübezahl oder ein andrer Berggeist nur immer den Bergleuten spielen kann. Wir wollen nach Italien reisen. Gleich ist sie fertig, uns unsern Weg aufs Trefflichste auszuschmücken. Wir erblicken nichts, als ewigen Frühling, nichts, als blühende Gärten und lachende Felder, nichts, als Denkmale einer unerreichten Größe, einer übermenschlichen Kraft. Was viele Meilen von einander liegt, das drängt sie in einer kaum spannenweiten Ausdehnung zusammen. So gibt sie uns ein Gemählde mit allen Lockungen eines nur geahnten Reizes geschmückt; aber wie viele Züge fehlen, welche die Wirklichkeit, und nicht selten auf eine zurückstoßende Weise, uns darbeut. Von den Wüsteneyen, die unser Auge in Ermüdung und unsre Gedanken in Leere versetzen, bringt die Phantasie auf ihrem Gemählde keinen Pinselstrich an; von den Sümpfen, die unsre Sinne zurückstoßen und unser Herz verstimmen, läßt sie in uns keine Ahnung zurück. *) Doch sind auch solche Unannehmlichkeiten weniger lästig, als es scheint, wenn man sie besonders heraushebt und darstellt. Ihr Eindruck ist vorübergehend, läßt nur selten scharfe Züge zurück, und wird bald durch das Schöne und Große verwischt. Doch gibt es andre unangenehme Eindrücke, die sich nicht so verwischen lassen, weil sie tiefer in die Seele gehen und zu oft erneuert werden, um je zur Vergessenheit übergeben zu können. Diese Eindrücke kommen vom Menschen selbst her. Jeder, der eine Gegend besucht, die von einer andern Nation bewohnt und von einer andern Natur belebt wird, muß erwarten, Meinungen zu hören und Empfindungen wahrzunehmen, die mit den seinigen nicht zusammen treffen; er muß sich darauf bereiten, ein Betragen zu finden, weit entfernt von dem, welches in seinem Vaterlande als Muster gilt. Vorzüglich wird dieses der deutsche Reisende fühlen, der seinen Weg nach dem herrlichen Italien hinlenkt; denn der Unterschied, der sich zwischen diesen beyden Nachbar-Nationen findet, wird vielleicht auf der ganzen Erde nicht an zwey Nationen wahrgenommen, die so nahe an einander wohnen.

*) Wer zu viel erwartet, findet sich immer betrogen. — — Ein Gemählde ohne Schatten wäre auch ohne Leben.

Anm. der Red.

Durchwandle erst die Ebnen Deutschlands; allenthalben findest Du Redlichkeit und Zutrauen, das schöne Erbtheil unsrer Nation. Du kommst endlich zu den Gebirgsketten, welche die ungeheure Scheidewand zwischen ihr und den Bewohnern Italiens bilden, und diese Scheidewand ist von Deutschen bewohnt, die zu dem deutschen Charakter noch die edlen Charakterzüge der Bergbewohner hinzufügen. Bey deutscher Redlichkeit und deutschem Zutrauen findest Du zugleich einen höhern Grad von Selbstvertrauen und Freyheitssinn; Beydes muß bey ihnen nicht wenig gewinnen, wenn sie sich mit ihren südlichen Nachbarn vergleichen. Auch findet man nicht leicht anderswo weniger Achtung für den Charakter der Italiener, als bey den Bewohnern der Alpen.

Die Alpen sind der Schutz Deutschlands. Sie lassen nicht die Dünste, welche der Gesundheit schädlich sind, aus einem Lande in das andere; sie lassen auch nicht hinüber, was den Geist oder den Charakter verderben könnte. Unübersteiglich ist die Wehre, die ihre Schneeberge bilden, und vielleicht gibt es keine Revolution im Menschengeschlechte, die Kraft genug hätte, ihre Gipfel zu übersteigen und italienische Sitten nach Deutschland zu pflanzen.

Erklimme mit Mühe die Felsengebirge, labe Dein Herz an der Größe der Natur und an der Redlichkeit und dem Edelmuth des Alpenbewohners. Mit Trauern wirst Du ihn verlassen. Steige herab von der Höhe; die Natur ist nicht mehr groß; aber sie zeigt sich im Po-Thale in einer üppigen Fülle und Kraft; nur mit Beklemmung gehst Du dem Menschen entgegen. Sie löst sich auch bald in ein bestimmteres, aber nicht angenehmeres, Gefühl auf. Der deutsche Charakter ist verschwunden. Vergebens sehnt sich Dein Gemüth nach einer Unterhaltung mit einer offenen Seele; kein Zutrauen nimmt Dich bey der Hand und führt Dich ein, als wärest Du ein Freund des Hauses oder ein Glied der Familie. Alles tritt von Dir zurück, und zum ersten Mal fühlst Du dich fremd in der Welt, und erfährst, was es heiße, allein stehen. *) Es ist Dir anfangs, als wärest Du von lauter Spionen umgeben, die Dir eine verrätherische Miene ablauern sollen; nach und nach findest Du dich mehr in Deine Lage, aber es vergeht eine lange Zeit, bis Dein Herz diese schwere Lektion ganz inne hat, bis es ganz und gar den deutschen Charakter im Umgang entbehren lernt. Auch späterhin erneuert sich die Sehnsucht darnach sehr oft, und wie kann es auch anders seyn, da man so oft dazu Veranlassung hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Mangel an Geselligkeit und Mittheilung ist sonst der Fehler des Italieners nicht. Mag hieran der Verfasser wol nicht selbst viele Schuld haben, da ihm vielleicht die Sprache nicht geläufig war, oder weil er, unbekannt mit den Sitten des Landes, sich nicht sogleich darein zu finden wußte? Ein gewöhnlicher Fall bey Reisenden, die zum ersten Mal Italien, wo so Vieles anders aussieht, betreten. Ueberhaupt braucht es schon einen hohen Grad von vorurtheilsfreyer Erfahrung, um die Bewohner eines andern Landes richtig zu beurtheilen. Was würden wir von einem Sinesen sagen, der uns einzig nach den Begriffen und Gebräuchen seines Landes beurtheilen wollte? Anm. der Red.

Nro. 221.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 15. September, 1813.

Sey mir ewig gefeyrt, herrliches Schöpfungsfest,
Jeden Morgen! Es hör' immer mein waches Ohr
Gottes Stimme, wenn ringsum
Schweigt, was irdische Worte sprach.

Baggesen.

Zoram oder über Natur und Naturgenuß.

Lenidor an Lysill.

Der Winter ist entflohn, und in verjüngter Blüte lacht uns die Erde wieder lieblich an. Kühle Bäche ergießen sich von frischbegrünten Hügeln in die blumenvollen Thäler; der Hayn und der heitre Himmel ertönt von Melodien, und des Lenzes Wohlgerüche erfüllen die mildere Luft, die schmeichelnd um die Blütenkronen der Fruchtbäume, wie um die Locken des jungfräulichen Nackens, spielt. Alles ladet zum Genuß und zur Freude ein. Ich habe mit meinen Freunden die Höhen erstiegen; ich habe mit ihnen die Gefilde durchwandert; überall haben wir der Freude Altäre gebaut, aber auch überall unsern Lysill vermißt.

Hast du allein die große Feyer nicht vernommen, womit die Natur jetzt das Fest ihrer scheinbarn Wiedergeburt begeht? Ist die lockende Stimme der Freude nicht zu deinem Ohre gedrungen, womit sie jetzt alle Wesen zum süßen Gefühl ihres Daseyns einladet?

Verschlossen in deiner heimischen Klause — umringt von deinen tiefsinnigen Weisen, die mit metaphysischer Spitzfindigkeit das Wesen der Empfindungen zergliedern wollen, ohne je ihren wohlthätigen Einfluß gefühlt zu haben, hast du ihre einladende Stimme überhört. Ach! Lysill, deine blühenden Wangen schicken sich noch nicht zu Zenos grauem Bart. Verlaß daher deinen Pult und die bestaubten traurigen Wände, zwischen welchen der Mißmuth gähnt, und die übertünchte Unzufriedenheit an ihrem wunden Herzen ihren eigenen Dolch schleift, und, wenn Pedanten oder Narren — wie soll ich sie nennen? — der Natur mit hochmüthiger Miene befehlen wollen, indem sie sich bemühen, jene Fühllosigkeit, worauf Tyrannen ihre menschenvernichtende Systeme bauen, mit dem prahlenden Schleier der Apathie zu verhüllen, so überlaß du dich ungestört ihrem beseligenden Einfluß! so sieh, höre, lerne und erstaune!

Wisse! Du bist nicht umsonst in eine Welt gesetzt, die an Pracht und Schönheit so reich ist! Dir sind nicht umsonst deine Sinne gegeben, um diese Schönheiten aufzufassen. Dein Erinnerungsvermögen solltest du aus dem Vorrath der Natur, diesem großen System aller in der Welt vorhandenen Dinge, mit einem Reichthum schöner Ideen, und deine Muse nach mühevollen Stunden mit aufmunternder Betrachtung ihrer Tochter, der Kunst, ausfüllen. Dadurch solltest du deine Vorstellungen veredeln, und die Magazine deines Gedächtnisses mit thatenmahnenden Bildern der Vergangenheit und schönen Hoffnungen der Zukunft bereichern; mit also erwärmter Einbildungkraft sollten jene großen Vorbilder dich zur Nachahmung reizen; so sollte das Gefühl eigener Kräfte sich mächtig in dir erheben; Bewunderung sollte dir nichts wie Aufruf eigener Vorstellungen seyn, und so solltest du zum großen und glücklichen Mann emporreifen.

Du staunst mich an, Lysill? Eine stumme Verwunderung verbreitet sich über dein Angesicht? Nicht wahr,

davon sagten dir deine tiefsinnigen Weisen nichts. Die Natur stand auch ihnen offen — so schön in ihrer Einfalt, und so erhaben über die gezwungene Kunst, die nur nach dem Maße getroffener Nachahmung gefällt — und doch, wären sie mit jenem Milzsüchtigen von Dan bis nach Bersaba gereist, auch sie hätten ausgerufen: „Welche Oede!“

Zoram, ein Name, der nicht zu Nationen gedrungen war, dessen Andenken aber gleich dem heiligen Feuer der Perser nur bey wenigen Edeln dankbar unterhalten wird; Zoram, dieser ehrwürdige Greis, der vor Kurzem, wie ein heiterer Sommertag unter den Rosen des Abends, entschlief; Zoram, der Sohn der Natur, und Priester der Wahrheit, sey dir Beyspiel und Lehre. Er hatte die Natur gefragt, und sie hatte ihm geantwortet; er hatte der Weltweisheit die große Kunst gelehrt, zu gefallen, und dem Vergnügen, weise zu seyn.

Noch als Knabe weckte ihn schon der Erstlingsstrahl des Morgens aus leichtem Schlafe. Mit kindlichem Sinn schmiegte sich die befreundete Natur — sie, die alle Sprachen, und zu allen Herzen redet — an seine bildsame Seele, und lehrte ihn spielend die Hieroglyphen ihrer bunten Blumenphilosophie. Die verschönernde Phantasie des reifern Jünglings bildete sich bald überall lehrende Symbole. Die Reize der Natur schienen ihm unsern schönen Ideen, Endzwecken und Handlungen zu gleichen; die rauhe Majestät jener Felsen schien ihm, wie das Andenken unserer Thaten, durch das graue Alterthum zu dauern. Melodisch flötete die Quelle durch die Schattenkühle des Hains; so hallt im Liede des Dichters die Stimme des Nachruhms um einsame Gräber; duftige Schleier verhüllten die Ferne; er sah der Nebelwolke Steigen, Sinken, Verschwinden; aus ihr lächelte ihm die Hoffnung bald erreichter froher Plane entgegen. Die Morgenröthe stieg empor; so steigt eine neue Wahrheit aus der Tiefe der Vernunft, und verspricht höheres Licht; prächtig neigt sich die Sonne am westlichen Himmel; so geht ein Held in seiner Glorie unter; am hellen Tage ungefähr glänzen Sterne aus tiefer Nacht; so gibt das Unglück dem unbemerkten Mann einen Schimmer — — ach! und dann dort der weite grenzenlose blaue Himmel, der heiter wie die Vorsehung auf den Edelmuth herabsieht — wie viele unberührte Saiten seines Herzens wurden da in Schwingung gesetzt, die dann im einsamen Dunkel der Nacht, unter der Sternendecke des Himmels, der ihn mahnte, an Tugenden wie jene wohlthätige Sonnen zu leuchten, zu Thaten reiften. Wenn seine Gespielen sich noch mit bunten Scherzen jagten, so stand er schon in der Tiefe des Hains, der Harmonie in seine Empfindungen rauschte, blickte, Flammen in Herz und Auge, gen Himmel, und ahnte eine herrlichere Zukunft. So erwachte durch den Genuß schöner Einfalt — und des Schönen Wahrheit ist Einfalt — ihm selbst unbewußt der Hang nach Größe.

Aber noch war ihm Vieles dunkel. Jedoch ein Herz, das wirken will, wird zu immer weiterm Fortschritt getrieben. Seine Wißbegierde war edel, und sein Symbol der Adler, welcher der Sonne entgegen fliegt. Er suchte seine Erkenntnisse zu vermehren, um sein Glück zu erhöhen. Vom Sichtbaren hub er an; bewaffnet mit der Aegide einer reinen Philosophie drang er vor; am Faden richtiger Schlüsse, von Erfahrung geleitet, ging er glücklich an den Gruben vorbey, worein Andre im blinden Zutrauen auf ihre endlichen Kräfte gefallen waren. Die Ueberzeugung, daß ihr Spielraum nur so weit ausgedehnt sey, als das Glück unsers gegenwärtigen Zustandes erfordre, sicherte ihn, die Sphären menschlicher Erkenntniß übersteigen zu wollen. Doch war seine Behutsamkeit anständig. Keine Dämmerung schreckte ihn ab; war es gleich nur Schein, so versprach er doch Licht; so wusste er doch, daß kein Schein so wenig von sich selbst da sey, wie die Wirkung ohne Ursache — daß er der Sache so nah, wie die Dämmerung dem kommenden Tage, liege. Von Erkenntnissen zu Erkenntnissen stieg er stufenweise empor. Welche Aussichten! welche Entdeckungen!

(Der Beschluß folgt.)

Neueste Nachrichten eines Reisenden über die Tscherkusen.

(Beschluß.)

Die Tscherkusen sind bey ihren Mahlzeiten sehr reinlich und überaus mäßig. Ihre Nahrung besteht in Hirsenbrot, Türkenkorn und Milchspeisen. Unter den Fleisch-Arten ist das Schaffleisch dasjenige, das sie am meisten lieben, und welches sie auch geräuchert essen. Ihre meisten Speisen sind mit Honig zubereitet. Um ihre Mahlzeiten einzunehmen, setzen sie sich auf den Boden, und jede Person empfängt einzeln, auf einem Tischchen, die für sie bestimmte Portion, welche sie mit den Fingern verzehrt. Ihr gewöhnlicher Trank ist Wasser; Wein und Branntwein trinken sie gar nicht; hingegen Koumisse, Bousa, Palebousa und Meth. Das erste dieser Getränke wird aus Stutenmilch, die zwey andern aus dem Hirsen, und das vierte durch Gährung aus Honig und Wasser bereitet. Welches der drey erstern einen europäischen Gaumen am wenigsten behage, möchte schwer zu bestimmen seyn; ihren Meth habe ich zwar nicht selbst gekostet, aber ich zweifle sehr, daß er so vorzüglich sey wie der russische.

Die Tscherkusen besitzen eine eigne Sprache, die mit der arabischen einigermaßen verwandt ist, welches dann auch der Abstammung, deren sie sich rühmen, zuzustimmen scheint; man trifft aber auch verschiedene Mundarten

bey ihnen an. Die Nogayschen Tartaren verstehen sie recht gut, während sie hingegen von denselben minder gut verstanden werden. Pallas erwähnt einer besondern Sprache, die nur den Fürsten und Edelleuten bekannt seyn soll; aber Officiere, welche sich seit zwanzig Jahren am Kaukasus aufhalten, versicherten mich, es beruhe dies auf einem Irrthum.

Ueberhaupt sind die Tscherkusen ein merkwürdiges und anziehendes Volk. Man muß ihre Freyheitsliebe und den tapfern Muth, den sie bey jeder Gelegenheit an den Tag legen, bewundern, wenn man gleich wünscht, ihre Kühnheit möchte minder ausschweifend seyn. Als regulirte Truppen gebraucht, wären sie zuverlässig eine sehr furchtbare Reiterey. Die Kanonen allein sind ihnen furchtbar; mit diesen kann man sie abtreiben, und eine mit Kanonen besetzte Linie wagen sie nicht anzugreifen.

Die Zahl dieses Volkes läßt sich schwerlich angeben. Gewiß ist, daß seit sieben Jahren die Bevölkerung des Kaukasus abnahm. Um diese Zeit fand sich die Pest bey ihnen ein. Sie ward durch Priester eingebracht, welche von Mecca zurückkamen, und seither hat sie ihre Verheerungen ununterbrochen fortgesetzt. Es werden von den Einwohnern keinerley Vorkehrungen gegen ihre Verbreitung getroffen; Aerzte, die guten Rath ertheilen könnten, sind keine vorhanden; sie würden aber auch kein Gehör finden, weil überall der Grundsatz herrscht: daß die Krankheiten von Gott herkommen, und daß es Sünde wäre, sich seinen Schickungen zu widersetzen. Mit den Wunden verhält es sich anders; diese zu heilen ist ihnen sehr angelegen; denn, sagen sie, weil die Verwundungen von Menschen herrühren, so dürfen sie auch durch Menschen geheilt werden. Sie verstehen sich darauf ziemlich gut, und wissen einfache Mittel mit Erfolg anzuwenden.

Sobald sich die Pest bey den Feinden auf einem der Linie allzunahe liegenden Punkt zeigt, so wird der Grenz-Kordon zu Hinderung jeder Mittheilung verstärkt; äußern sich hingegen Spuren davon bey den befreundeten Tscherkusen, die zum Theil russische Angehörige sind, so verfährt man anders. Man sendet nämlich einen Arzt mit Truppen hin. Dieser sondert die Gesunden von den Kranken ab; die Letztern werden an einen abgesonderten Ort außer das Dorf gebracht, ihre Effekten werden verbrannt und ihre Häuser geschlossen, nachdem man vorher starke mineralsäure Räucherungen darin vornahm, die man von Zeit zu Zeit wiederholt. Hierauf werden zwey Kordons gezogen; der eine um die Angesteckten, und der zweyte um das Dorf herum. Täglich untersucht der Arzt die Gesunden, um diejenigen abzusondern, bey denen die Krankheit sich noch weiter entwickelte. Die Aerzte, welche viel Pest-Kranke beobachtet haben, unterscheiden dieselben an einem gewissen ihnen eignen Blick, einen oder zwey Tage früher, als die Krankheit zum Ausbruche kommt.

Auch in diesen Gegenden hat glücklicher Weise die Erfahrung sich bestätigt, daß das furchtbare Pestübel sich nicht durch die Luft, sondern einzig durch Berührung der Pestkranken, oder ihrer mit dem Pestmiasma behafteten Effekten fortpflanzt; daher man sich einem Pestkranken furchtlos nähern darf, wenn man nur Sorge trägt, nichts zu berühren, was vorher von einem solchen könnte berührt worden seyn. Im Sommer zeigt sich die Krankheit jederzeit am gefährlichsten, und mit dem Anrücken des Winters nimmt sie von selbst ab.

Längs der ganzen Linie sind Quarantainen angelegt. Jedermann, ohne Unterschied, der von jenseits kommt, und wenn er auch nur ein Paar Stunden dort verweilt hätte, muß sich der Quarantaine unterwerfen; eben so das Vieh und die Waaren. Noch mehr; die befreundeten Tscherkusen und die Nogayschen Tartaren, die zunächst der Grenze wohnen, werden in keine Stadt eingelassen, ohne vorher Quarantaine gemacht zu haben. Die Dauer dieser Letztern wird durch ihren Wohnort bestimmt. Und so haben wir denn, obgleich die Pest nicht sehr fern von uns ist, dennoch davon mehr nicht zu fürchten, als andere, die einige tausend Wersten weiter entfernt liegen. Deßungeachtet wird man alle aus dem Kaukasischen Gouvernement herkommende Briefe durchstochen erhalten, weil, um Europa völlig sicher zu stellen, noch ein zweyter Quarantaine-Kordon auf der Grenze derselben gegen Alt-Rußland errichtet ist.

Beyträge zur allgemeinen Geschichte.

(Fortsetzung.)

Staatsumwälzungen.

In W... verspürte man im Jahr 1809 einen Erdstoß; der Tisch, woran der Vater mit seinem Sohne schrieb, wankte plötzlich, und rasch gab der Vater dem Kinde eine Ohrfeige, weil es an den Tisch gestoßen; doch dieses weinte, und betheuerte still gesessen zu seyn; endlich kamen Leute, und fragten, ob denn hier auch das Erdbeben verspürt worden?

Politik.

Dem Grafen Bathurst sagte ein Parlamentsglied: Heute ist die Nation zu Grunde gerichtet worden! — Das kann nicht seyn, antwortete der Graf, denn vor funfzig Jahren habe ich in der schönsten Rede, die ich je im Parlament gesprochen, bewiesen, daß es damals geschehen sey!

Vornehmheit.

Ein angesehener Kaufmann beklagte sich, daß ihn die Frau eines Ministers, den er in Geschäften oft besuche, nie grüße; aber setzte er hinzu, ich denke nur, bezahle mir, was mir dein Vater schuldig ist, und grüße mich nicht.

Privilegia.

Warum legt nur der Kukuk seine Eyer in das Nest der Grasmücke? fragte man einen Bauer; dieser sann

etwas nach, und sagte dann auffahrend: Es muß wohl eine alte Gerechtigkeit seyn.

Adel.

Ein Schweizer legte in Charlottenburg ein Wirthshaus an, und man hörte oft den thätigen Wirth mit dem Namen Louis aurufen. Ein Fremder fragte ihn, wie er denn eigentlich heiße? — „Ich will es Ihnen vertrauen, sagte er leise, ich heiße Herr von Hasli, und bin von vornehmem Geschlecht, aber ich lasse mich Louis nennen, weil es sich doch nicht schickt, daß man von Stand ist!“

Der dritte Stand.

Im Himmel werdet ihrs gut haben! sagte man zu einem Bauern, da braucht ihr gar nicht zu arbeiten! — Der Bauer sah ihn zweifelnd an, und sagte: „Dann wird sich auch wohl noch was finden, da werden wir müssen donnern helfen!“

Ein Bedienter aß auf der Reise, da grade Weinlese war, einige Trauben vom Stock; die Winzer liefen herzu, und einer schimpfte gewaltig, so daß die Herrschaft sogleich die Trauben bezahlte, und nur hinzusetzte: „Aber sag's der Herr nur mit Höflichkeit! — Ich weiß wohl, daß ich grob bin,“ erwiederte jener, „aber ich kann noch viel gröber seyn.“

Fürst.

Zwey Schweintreiber überlegten in ihrem Müßiggange, was sie wohl anfingen, wenn sie reich und vornehm würden. Ja, was thätest du, fragte der Eine, wenn du nun Fürst würdest? — Ich? versetzte der Andere nach einigem Nachdenken, ich triebe meine Schweine nur zu Pferde aus.

Ruhige Ansicht.

Sehn Sie, sagte ein munterer Mann zu einem jungen Offizier, als sie eben an einem Galgen, woran ein armer Sünder hing, vorbeyfuhren: wenn der erst eine halbe Stunde gehangen hat, hängt er mit jedem um die Wette. (Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dänemark.

Die dänische Nation und ihr Gouvernement bemühen sich eifrig, in ihrem Lande den Zustand der Erziehung und besonders der Armen zu verbessern. Die Nothwendigkeit, das Volk aufzuklären, und es dem Unglück und den Gefahren seiner Lage zu entreißen, wird allgemein gefühlt. Ein Journal Penia oder Blätter für das Schul-, Industrie-, Medizinal- und Armen-Wesen berichtet alljährlich über die getroffenen Mittel, jenen Zweck zu erreichen, und über den Erfolg. Hier eine Uebersicht des Wichtigsten.

I. Eine Freyschule für jüdische Knaben wurde gegründet, und Dänemark ist vielleicht dasjenige Land Europens, wo man für die Verbesserung des Schicksals dieser Nation am meisten that. Schon 1793 organisirte sich die Prämien-Gesellschaft für das Anbringen der Judenknaben bey Handwerkern und Künstlern. Bis 1808 hatte sie bereits 97 Prämien ausgetheilt, und die Juden waren bedeutend in nützlichen Künsten, Professionen ic. vorgeschritten. Im Jahr 1803 stifteten die HH. Linz und Calisch ein Institut, worin bis 1808 schon 116 Judenknaben für geringe Bezahlung genugsamen Unterricht erhielten. Im Jahr 1805 ward endlich die obenerwähnte Freyschule von einem aufgeklärten Israeliten, Hrn. Nathanson, gestiftet. Mit ihm vereinten sich 125 Personen, die zusammen einen jährlichen Beytrag von 1600 Thalern zusicherten. Auch die Judengemeine gab dazu noch jährlich 400 Thaler, die sie bisher für ihre Armen bestimmt hatte. Man nimmt Kinder von 5 bis 13 Jahren auf; sie erhalten freyen Unterricht in der Bibel, in Religion und Judenthum, in der hebräischen, deutschen und dänischen Sprache, im Rechnen, in der Geographie, Natur- und Landesgeschichte, und im Talmud. Man gibt ihnen acht Lehrstunden. Die Schule ist in fünf Klassen getheilt. Viermal des Jahres ist Examen. Bis 1808 hatte sie schon 84 Kinder. 51 konnten bey ihrem Eintritte nicht lesen, und bey der ersten Prüfung lasen und verstanden Alle das Dänische gut. Der Redakteur hofft, daß so die Juden ihren christlichen Mitbürgern allmählich gleich gemacht, und auch für jene die gymnastischen Uebungen eingeführt werden, (was auch geschah). Ein Fond von mehr als 30.000 Franken, und ein jährliches Einkommen von etwa 7.000 Franken sichern die Dauer dieser lobenswerthen Anstalt, die am 28. Jänner 1810, dem Geburtsfeste der Princessinn Caroline, feyerlich eingeweiht wurde.

II. Die Bürgerschule zu Kjöge im St. Seeland ist durch ein Königl. Rescript vom 5. August 1808 errichtet worden. Ihre Organisation ist trefflich.

III. Die Gesellschaft der Wohlthätigkeit in Norwegen, die eine Zeitschrift, Aurora, herausgibt, verbreitet Licht unter der Armenklasse und fördert den Kunstfleiß.

IV. Was die Gymnastik in Dänemark vom Jahr 1799 bis 1809 betrifft, so errichtete Professor Nachtegall im Jahr 1799 ein gymnastisches Privat-Institut, worin 25 Knaben, unter andern auch die Prinzen von Augustenburg und der Prinz Ferdinand von Dänemark, unterrichtet wurden. Im Jahr 1804 war die Zahl der Knaben schon auf 150 angewachsen. Im December 1809 bildete sich unter Nachtegalls Leitung die Gesellschaft (zur Ausbreitung) der Schwimmkunst, und im folgenden Sommer hatte der König zwanzig Preise für die besten Schwimmer ausgesetzt. Allmählig wurde die Gymnastik in allen dänischen Privat-Lehrinstituten eingeführt, und das Resultat einer Reise Nachtegalls (auf Königliche Kosten) war: „Kein Land könne sich mit Dänemark in der Gymnastik messen, Frankreich ausgenommen in Hinsicht auf Schwimm- und Fechtkunst.“ Wie weit man aber doch bey jener Schwimmkunstgesellschaft fortschritt, beweißt der Unteroffizier Hansen, der in voller Waffenrüstung 170 Ellen weit, alsdann entkleidet noch 118 Ellen in zwey Stunden, 50 Minuten, ohne auszuruhen, schwamm. Ein andrer Unteroffizier, J. Spenner, schwamm 1920 Ellen in drey Stunden, 50 Minuten, ohne alle Zwischenruhe.

V. M. J. Lund hat einen Fond von 400 Franken zum Anfang einer Bibliothek für die Lehrer der Armen bestimmt, und das Büreau der Armenpflegeanstalt eine Rente von 400 Franken zur Anschaffung guter Bücher angewiesen. Auch mehrere Buchhändler von Kopenhagen sandten von ihren Verlags-Artikeln unentgeldlich ein.

VI. Die Schule des Kunstfleißes, welche der Pfarrer Quale zu Lyster im Distrikte von Bergen in Norwegen stiftete, trug schon mächtig bey, den Kunstfleiß dieser Provinz zu verbessern, und regte, was vielleicht noch nützlicher ist, im Volke den Drang auf, sie von den Fortschritten belehren zu lassen, welchen die Künste und Handwerker in andern europäischen Ländern gemacht haben.

Nro. 222.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 16. September, 1813.

Schön und laut war deines Fittigs Tönen,
Leicht und stark dein Aufflug sonder Zwang.

Bürger.

Der italienische Dichter Casti.

Von Herrn Ginguené.

Jean Baptist Casti ward im Jahr 1721 geboren; er studirte im Seminar von Montefiascone, erhielt nachher eine Professur an dieser Lehranstalt, nebst einem Canonicat an der dortigen Kathedralkirche. Frühe äußerte sich seine Neigung zum Reisen. Er besuchte Frankreich, und kehrte nach Italien zurück. Der Fürst von Rosemberg, Gouverneur des Prinzen Leopold von Toscana, des nachherigen Großherzogs und Kaisers, dessen Bekanntschaft der Abbé Casti in Florenz gemacht hatte, lud ihn, als er nach Wien zurückgekehrt war, zu sich in diese Kaiserstadt ein, und stellte ihn Joseph II. vor. Dieser einsichtvolle Monarch erkannte den Werth des Dichters, und unterhielt sich gern mit ihm in vertrauten Gesprächen.

Casti benutzte an diesem Hofe jede Gelegenheit, die sich zum Besuche anderer Höfe darbot, indem er sich mehrern Gesandtschaften, doch immer ohne Amt und Titel, anschloß. So ward er der russischen Kaiserinn Katharina II. vorgestellt. Die Fürstinn fand an seinem Geiste nicht weniger Gefallen als Joseph, und sie zeichnete ihn auf eine schmeichelhafte Weise aus. Eben so besuchte er den Berliner und einige andre deutsche Höfe. Nach seiner Rückkunft in Wien verschaffte ihm sein Freund, der Fürst von Rosemberg, Direktor der Hofschauspiele, bey Metastasio's Tod, das Amt und den Namen eines Kaiserlichen Dichters (poëta cesareo).

Nach Josephs Tode, dem er durch persönliche Neigung zugethan war, verlangte er seinen Abschied, und wählte seinen Aufenthalt in Florenz, wo er einen großen Theil seiner Schriften verfertigte. Im Jahr 1798 kam er nach Paris. Seines hohen Alters ungeachtet besaß er die volle Kraft und Lebhaftigkeit seines Geistes noch ungeschwächt. Seine Munterkeit, seine schalkhafte Naivetät, seine Weltkenntniß, die Erfahrungen und Beobachtungen, welche er auf seinen Reisen zu sammeln Gelegenheit hatte, machten seine Unterhaltung überaus anziehend, und, was die Gattung seiner Gedichte freylich nicht anzudeuten schien, er war ein Mann von Grundsätzen und von geregelten Sitten; sein Charakter war eben so achtungswerth als liebenswürdig.

Bis in sein hohes Alter schrieb und arbeitete er unausgesetzt, und er ließ keinen Tag vorbeygehen, ohne entweder eine Novelle zu verfertigen, oder irgend einen Zusatz oder eine Verbesserung seines großen Gedichtes zu liefern; oft hat er dazu an einem Morgen zehn bis zwölf Oktaven gedichtet. Das Alter hatte sein Feuer und die Lebhaftigkeit seiner Phantasie so wenig gedämpft, daß er bisweilen, um ihre Hitze zu mäßigen, zu gleichsam mechanischen Hülfsmitteln seine Zuflucht zu nehmen genöthigt war. So hatte er zum Beyspiel auf dem Bette, worin er stets arbeitete, ein Kartenspiel liegen; merkte er nun, daß seine Einbildungskraft allzusehr erhitzt und überspannt ward, so fieng er allein und laut ein Spiel an, wobey er wie ein Kind über die guten Stiche, die er mit sich selbst

machte, hellauf lachte; dann kehrte er mit neuer Munterkeit zur Arbeit zurück.

Als er im Hornung 1803, bey großer Kälte und am späten Abend, von einem Gastmahle nach Hause kehrte, ward er gleichsam plötzlich von einer Krankheit befallen, die aller Kunst der Aerzte widerstund. Bey einem Alter von zweyundachtzig Jahren schien sein Tod immer noch unerwartet früh zu kommen. Der gelehrte italienische Arzt, Doktor Corana, hat an seinem Grabe mit vieler Wohlredenheit gesprochen; in der Decade philosophique findet sich ein Auszug dieser Rede.

Casti's Hauptwerke sind die Novellen und die redenden Thiere. Zwölf seiner Novellen wurden zuerst in Italien ohne Namen des Verfassers, ohne Druckort und Jahrzahl, sehr fehlerhaft gedruckt. Nachher erschienen sie mit mehr Sorgfalt und in einer schönen Ausgabe zu Paris, unter dem Titel: Novelle galanti dell' Ab. C. nuova edizione corretta e ricorelta, Londra (Paris), Molini, 1793, in 8. In den letzten Jahren seines Aufenthalts in Italien, und seit seiner Ankunft in Paris, hatte Casti diese Sammlung beträchtlich vermehrt. Die Zahl der Novellen war bey seinem Tod auf achtundvierzig angestiegen, die im Jahr darauf vollständig gedruckt erschienen: Novelle di Giamb. Casti in 3 Volumi, Paris, 1804. Einige derselben sind Gedichte von beträchtlichem Umfange: la Papessa, l'Origine di Roma und l'Apoteosi, die erste in drey, und die beyden andern in zwey Abtheilungen. Der Inhalt der meisten ist von zügelloser Ausgelassenheit nichts weniger als frey; aber ihre Schreibart ist höchst lebhaft, vortrefflich und originell.

In Paris beendigte er auch sein großes Gedicht, und besorgte dessen Herausgabe: Gli animali parlanti, poema epico diviso in XXVI canti di Giamb. Casti, Paris, 1802, 3 Vol. in 8. Man hat demselben drey Fabeln oder kleine Gedichte angehängt, die der Handlung des großen Gedichtes fremd sind, obgleich sie der Gattung angehören, und von dem gleichen Verfasser herrühren. Die redenden Thiere wurden seither in Italien wiederholt aufgelegt, und sie haben ihrem Verfasser eine Stelle unter den ersten Dichtern seiner Nation verschafft. Die Ausgelassenheit, welcher auch dieses Werk, obgleich nicht in dem Maße wie die Novellen, sich schuldig macht, ist streng sittlichen Gemüthern anstößig gewesen; hinwieder muß man aber auch gestehen, daß eine Nation, welche Boccazens Novellen unter ihre classischen Werke zählt, die Erzählungen Casti's mit guter Manier nicht allzustreng beurtheilen darf.

Kurz nach seiner Rückkehr aus Rußland hatte er ein satirisches Gedicht in zwölf Gesängen verfertigt, das sich mit Katharinens Hof beschäftigte, und Poema tartaro hieß. Die Handlung des Stücks ist nach Asien verlegt, und die Namen sind erdichtet. Rußland heißt Mogollia; St. Petersburg, Caracora; die Kaiserinn, Cattuna; der Czar Peter III., ihr Gemahl, Ottai; der Großfürst Paul, welcher später zur Regierung gelangte, Cajucco; der Günstling Orloff, Cuslucco; sein Bruder Alexis, Ataja; seine andern Brüder, Cas, Patuff und Taffer; der Günstling, Potemkin, Toto Toctabei u. s. w. Das Werk ist nicht überall so kurzweilig, wie sein Gegenstand und alle diese Zubehöre konnten erwarten lassen. Freylich kennt man dasselbe auch noch nicht ganz in der Gestalt, wie es aus der Feder des Verfassers geflossen ist; die drey in Italien davon veranstalteten Ausgaben, von denen die letzte im Jahr 1803 zu Mailand in 2 Duodezbändchen erschien, sind voll Fehler, und offenbar nach mangelhaften Abschriften verfertigt. Eine bessere findet sich unter den hinterlassnen Handschriften des Verfassers.

Noch weiter besitzt man von Casti eine kleine Sammlung lyrischer Poesien, oder anacreontischer Lieder, (rime anacreontiche), die sehr artige Stücke enthalten, und zwey Singspiele oder Drammi giocosi per musica, von einer höchst originellen und muntern Art. Das eine heißt: La Grota di Trofonio, und ist eine Spottschrift auf die eingebildeten Philosophen; das andere: Il Rè Teodoro in Venezia, ist aus einer Episode von Voltaire's Kandide entlehnt. Jenes kennt man in Frankreich wenig; das zweyte hingegen erhielt bey der Aufführung vielen Beyfall, wozu freylich Paesiello's schöne Musik wesentlich beytrug; doch ist auch der Text von nicht gemeiner Art. Die Veranlassung des Stücks verdient bemerkt zu werden. Joseph II. gab seinem Poeta caesareo den Stoff dazu, und die pikantesten Züge, als zum Beyspiel:

> Senza soldi e senza regno
> Brutto cosa è l'esser Rè;

und

> Che ne dici tu Taddeo?
> E un birbante, è un conte, è un Rè?
> Qual Berlich, qual Asmodeo
> Mi dirà cho diavol è?

waren diejenigen, welche dem Kaiser am meisten Vergnügen machten. Es ist noch ein andres lustiges Singspiel von Casti vorhanden, von welchem Cicero der Held, und dessen Gegenstand die Verschwörung des Catilina ist. Man sollte denken, es böte sich dabey nicht viel Stoff zum Scherzen dar; hat man sich indeß einmal über das Anstößige der Entweihung eines der ehrwürdigsten Namen hinweggesetzt, so wird man dann auch von Anfang bis zu Ende herzlich mitlachen. Die große Aria buffa in Cicero's Rolle ist die Verfertigung seiner berühmten Rede gegen den Verschwörer. Er denkt und versucht manchen Eingang für seine Rede, bis er endlich über das Quousque tandem in frohes Entzücken geräth, das

er nun, wie er sagt, im Senat improvisiren will, Alfine, alfin l'ho ritrovato, etc. Im versammelten Senat singen erst die Senatoren alle miteinander:

Or comminci l'orazione
Marco Tullio Cicerone.

Der Vortrag seiner Rede wird bey zwanzig Malen durch Vivats und Bravos unterbrochen; endlich endigen beyde, die Senatssitzung und das Stück, auf eine ächt komische Weise. Mehrere andre, noch ungedruckte, Arbeiten verschiedener Art sind einem treuen und würdigen Freunde des Verfassers in Paris nach seinem Tode anvertraut worden.

Zoram oder über Natur und Naturgenuß.

(Beschluß.)

Erst warf er seinen Blick auf sich selbst, dann auf die Dinge um sich her. Da sah er den Menschen nackend und hülfloser, wie das schwächste Geschöpf, das sich je den Händen der Bildnerinn Natur entwand, hervorgehen; er sah in seiner Seele eine Menge nie rastender Begierden keimen, welche die Bedürfnisse täglich mehren mußten; er fand, daß der Mensch ohne Umgang, ohne mitgetheilte Erfahrungen, ohne die Wirkungen einer Phantasie auf die andere, nur eine sehr geringe Anzahl von Begriffen zu sammeln im Stande sey; er bemerkte ferner, daß die Natur einer Region Schätze entzogen habe, welche die andere im Ueberfluß besitzen, und die doch den Bewohnern beyder gleich unentbehrlich seyen. Hieraus zog er den Schluß, daß Wohlthun und Dankbarkeit die Menschenliebe gründen sollten; daß, wo diese schwinden, Begier und Eigennutz an die Stelle jener liebenswürdigen Tugenden treten; daß Mangel und Nothdurft uns Liebe und Freundschaft gegen alle Menschen aufdringen müssen. So sollten wir alle durch wechselseitige Unterstützung Stärke geben und empfangen; so sollten selbst unsere Freuden ohne Mittheilung sich mindern, und aus vereinigtem Kummer willkommener Trost erwachsen; so sollte Mittheilung also jene verschönern und diesen lindern .... Er beobachtete, daß oft die Natur die physischen Uebel herbeyrufe, und er fand, daß sie dadurch unser übermüthiges Selbstvertrauen beugen, unsere Bedürfnisse von Neuem mehren, und uns Rebellen so wieder an ihr großes Gesetz binden wolle. Er lernte ferner hieraus, daß aus dem scheinbarn Uebel oft die Quelle des Segens entspringe, und daß die Natur eben so groß im Versagen, wie in der milden Ausspendung ihrer mannigfaltigen Güter sey. So vergaß er über den verlornen schönen Tag zu zürnen, der durch seine reinigenden Stürme das Leben vieler Tausende gerettet hatte. ... Er sah durch den Aufruf der physischen Uebel die Noth gebieten, die Trägheit verschwinden, den Scharfsinn erwachen und aus dem Schoße des Mangels die Künste hervorgehen; er sah nach der Mühe die Blume des Genusses blühen, und fand, daß die Natur in die Reihe von Beschwerden eine Menge von Freuden mit eingeflochten habe, die Jeder entbehren müsse, welcher sich der erstern nicht unterzog. ... Er betrachtete die mannichfaltigen oft stracks entgegen gesetzten Charaktere, aus deren Farbenspiel und Schattirungen denn doch das Gemählde der erhabensten Harmonie erwuchs. So bemerkte er, daß, wenn der Schwächere im stillen Genuß der Freude den Punkt fand, um welchen das süße Gefühl seines Daseyns seinen Cirkel beschrieb — wenn er, vom Anblick der niedern Blüthe gefesselt, im Thale seiner Heimath befriedigt zurückblieb, der Heros, immer rastlos und unbefriedigt, die Felsen des Hindernisses wie junges Laub vor sich wegriß, und kühn und unaufhaltsam nach dem Sonnengipfel der Ehre und des Nachruhms emporstrebte; so fand er, daß, wenn jener ordnete und genoß — wenn dieser zerstörte und durch Widerstreben und Reiben neue Kräfte der Natur in Bewegung setzte, beyde doch, dem Ganzen gleich unentbehrlich, an einem Ziele zusammenfließen. ... Er sah ferner aus scheinbarn Schwachheiten große Tugenden entsprießen, und fand endlich, daß alle Kräfte der Natur nur für den Menschen wirken, daß alle ihre Absichten sich in ihm concentriren.

Genauer verwandte er jetzt seine Untersuchungen auf die intuitive Welt. Da sah er in ihr nichts, als Bewegung und Materie; da sah er, daß die Macht der Natur nicht unbedingt sey, daß Alles in ihr bestimmtes Maß und Form habe, welches die Natur nicht überschreiten dürfe, ohne unter ihrer eigenen Last zu versinken. Er erkannte, daß sie im ewigen Wechsel herrsche, beständig Kräften Kräfte entgegen setze, und durch scheinbare Zerstörung baue. Denn nur da, wo Tod und Leben sich zu ihrer Erhaltung die Hand bieten, sagt ein großer Denker, steht sie zwischen Beyden in schöner Blüthe da. Mit bewaffnetem Auge lernte er einsehen, daß die Natur Alles, was sie erschuf und dem Schein nach noch erschafft, auf einmal schuf; er fand im ersten Keim schon die Entwickelung von Myriaden der Folgezeit: er fand, daß das dem Auge kaum sichtbare Samenkorn eine Welt gegen den Atom sey, und daß die Natur in ihrem ganzen unermeßlichen Gebiete überall nach ein und ebendenselben Gesetzen herrsche. Er ging noch weiter. „Alle Körper," sagte er, „sind vermöge ihrer Schwere mehr zur Ruhe wie zur Bewegung geneigt." Dann blickte er gen Himmel und fragte: „Wer hat jene unermeßlichen Körper in Schwung gesetzt? Wer erhält sie in der abgemeßnen Bahn nicht zu nah und zu fern der Sonne?" So lernte er da, wo die Klüglinge zweifeln, wo die schwache Seele nichts wie Tumult und Zerstörung ahnt, und der hochmüthige Zweifler Ordnung und Zufall verbinden will, das Daseyn, und aus der Einheit der Absicht in tausend Wirkungen die Einheit der Gottheit erkennen, und nun schwang sich froh seine Seele empor und jauchzte: ich bin unsterblich!

So entfaltete sich seinem Auge nach und nach ein Blatt aus dem großen Buche der Natur; so war sie nicht nur die Freundinn seines Herzens, die im Einklange mit seinen Gefühlen an des Geliebten Urne mit ihm trauerte, in stillen Mondnächten mit ihm nachsann, und an muntern Mayabenden mit ihm scherzte; so war sie auch die Pflegerinn seines Verstandes, die seine Seele mit himmlischen Bildern füllte, daß sie hinweg über die Nacht der Vorurtheile in die klarheitvollen Gefilde der Wahrheit frey hinaussah. Helden zeigt sie in der Hoheit ihrer edlen Uebereinstimmung das Abbild vergangener und gegenwärtiger Größe; der Weise erfand und entwickelte in ihr seine

Systeme; aus ihrer heiligen Fluth steigt die Phantasie des Dichters hervor, versinnlicht abstracte Begriffe, und vereinigt alle die einzelnen Züge, die nach langem Forschen der Weltweise erfand, zu einem reizenden Gemählde; und jeder schönen Seele ist sie das Vorbild allgegenwärtiger Tugend. So schweben, wie um die Liebesgöttinn die Grazien, ihr Genuß und weise Unterhaltung Hand in Hand zur Seite.

Zoram, dem Kinde, hatte die Natur aus den Blumen des Thales zugelispelt; zu dem Jüngling aus der feyerlichen Nacht der Haine von hohen Gebürgen herabgeredet, mit ihm als Mann aus dem Sternengewölbe des Himmels gesprochen; „auch über den Sternen,“ sagte er, wird sie walten, und auch dort werde ich sie im ewigen Annähern vom Hohen zum Höhern, in immer steigender Schönheit und Größe finden!“ Nun war ihm die Natur der große Tempel, den die Herrlichkeit der stets gegenwärtigen Gottheit füllt. Am ersten der Tage erbaute ihn Jehova sich selbst zum Heiligthume. Sein Boden ist die Erde; seine Decke der Himmel. Ueberall und zu allen Zeiten flammen Altäre. Vielfach sind seine Verehrungen; ewig die Feyer. Ach! und nur ein dankbarer Blick gen Himmel geworfen — nur eine dankbare Empfindung, durch keine Worte gewässert, ist Alles, was er zu seinem Dienste fordert. Erhaltet eure Sinne rein, um für das Schöne und Wahre empfänglich zu bleiben! Lebt tugendhaft! Nur dann könnt ihr segnende Blicke zum Himmel heben.

So lebte Zoram; so starb er. Er entwich wie der Abend der Ernte; darum mischte sich Jubel in die Thräne des Scheidens; auch war es ja süß, im Vaterland der Geister einen Bruder zu wissen. Jedoch, was er uns war, wird uns wol Keiner wieder; daher wird noch oft die dankbare Erinnerung über seinem Staube stehen, und sehnsuchtvoll nach den Sternen blicken; aber eben deshalb deckt auch kein prahlender Marmor seine Gebeine; mit mütterlicher Liebe hält sie die Natur in ihrem Schoße aufbewahrt; über sie wölbt sich der ganze Himmel zum Pantheon, und im Herzen der Menschheit steht sein Andenken.

Dir, Jüngling! sey sein Leben Muster und Lehre!

W. Beck.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 6. September.

Gestern ist die Kaiserinn von ihrer Reise nach Cherbourg zurückgekommen. Der Aussage aller Reisenden zu Folge bot das Eröffnen der Rhede in Anwesenheit so vieler tausend Menschen und eines Theils des Hofes ein außerordentlich prächtiges Schauspiel dar. Am Abend wurde der kleine Matrose mit passenden Zusätzen in Gegenwart der Kaiserinn aufgeführt.

Ohngeachtet der Wichtigkeit der politischen Begebenheiten ist Paris doch noch immer mit dem Prozesse zwischen Reynier und Michel beschäftigt. Bey allen Sitzungen des Gerichts findet sich eine Menge Zuhörer ein, und die Zeitungen statten täglich Bericht ab von dem, was am vorigen Tag dabey vorgefallen ist. Die Advokaten fangen nunmehr ihre mündlichen Vertheidigungen an; der General-Advokat Freteau hat vor einigen Tagen sechs Stunden hinter einander geredet.

Die Feste auf den Dörfern um Paris sind in diesem Jahre nicht sehr glänzend, weil die Witterung nicht günstig ist. Eben so geht es mit den Belustigungen im Tivoligarten; man hatte daselbst vor einigen Tagen eine Lustjagd (chasse aérienne), von einem dänischen Künstler, Namens Krous, angekündigt, allein das schlechte Wetter hat genöthigt, diese neue Lustbarkeit zu verschieben. Am Besten steht es noch mit den Theatern; wenigstens sind manche oft gedrängt voll. Ein kleines Stück auf dem Theater Variétés hat zum Zweck, die Sucht der Kaufleute, prächtige Aushängeschilder zu besitzen, lächerlich zu machen. Brunet spielt darin die Rolle eines drolligen Kaufmanns, Namens Babolin. — Die italienische Oper gab vorgestern die Nemici generosi von Cimarosa, und dabey die neue Cantate: Saulle all' antro della Pitonessa, von Marzocchi, berühmtem Tenorsänger, aufgeführt. — Der italienische Künstler Marescotti, von dem schon einige Kirchenmusik mit vielem Beyfall hier aufgeführt worden ist, hat einen dreyzehnjährigen Sohn, der auch schon gut komponirt, und schon eine vollständige Messe gemacht hat; dieselbe ist neulich bey einem Dorf-Fest zu S. Ouen, neben Paris, aufgeführt worden. — Die Schauspieler und Tonkünstler der grossen Oper haben dem Operndirektor und dramatischen Schriftsteller Picard am Ludwigstag, als seinem Namensfeste, ein grosses Gastmal gegeben. Der Opernsaal war eigens dazu eingerichtet worden. Zuerst wurde ein burleskes Trauerspiel aufgeführt; darauf folgte eine Farze, worin einige ausgezeichnete Schauspieler die Marionetten nachmachten; hernach kam ein Küchen-Ballet. Gegen die Nacht wurde das Gastmahl gegeben, wobey sich über achtzig prächtig geschmückte Damen befanden. Während dem Essen wurden dem Hrn. Picard zu Ehren mehrere Gedichte gesungen. Ein glänzender Ball beschloß das Fest. Man sagt, daß Hr. Picard an einem Roman arbeitet, der folgenden Winter erscheinen soll.

Die neueste Mode ist nicht mehr Gibecières statt der Ridicules zu tragen, sondern Balantines, vom griechischen Βαλαντιον, kleiner Sack. Sie sehen, daß die Modehändler auch Griechisch verstehen. Die Balantines sind länglich, und gleichen so ziemlich einem Weihrauchfasse. Der obere Theil ist gegittert, und lässt ein goldnes Etui, ein Flacon von Krystall, einen Fächer von Perlenmutter, ein Fernglas und andre Sachen durchscheinen. — Das Mode-Journal enthält die Beschreibung des Hauses eines der ersten Schuhmacher hieselbst. Man hatte mir, heißt es, seine Adresse gegeben. Ich will Ihnen weder das vergoldete Geländer der Treppe, noch den getigerten Stoff beschreiben, womit die Tritte bedeckt waren. Ich trat in den Saal; Spiegel, Kupferstiche mit goldnen Rahmen, Polster, Divans, alabasterne Vasen, zierten denselben. Ein junges schöngekleidetes Mädchen erkundigte sich nach der Ursache meines Besuches; ich machte ihr denselben kund. Sie klingelt und schiebt mir eine Gondole zu. Es erscheint ein Jockey. Man fragt nach Monsieur, sagte sie zu ihm. Der Jockey entfernt sich; ich warte zehn Minuten. Endlich kommt ein ernsthafter Mann im Schlafrocke und mit einer grossen Schreibtafel, die in Mahagonyholz eingefasst war, in der einen, und einen in Gold gefassten Griffel in der andern Hand. Es war der Schuster. Er legte die Schreibtafel auf die Erde und bat mich, meinen Fuß darauf zu setzen. Ich that es, und er zeichnete mit dem Griffel den Umriß desselben, befühlte den obern Theil des Fusses, und nannte dem Mädchen die Nummern 11,788 und 776; das Mädchen schrieb sie auf. Darauf ging ich fort. Tags darauf bekam ich ein Paar elegante Schuhe, die nur zwölf Franken kosteten. Die Absätze waren sehr hoch daran, allein die Sohle außerordentlich dünn. Kurz darauf ging ich wieder zu meinem vornehmen Schuster, und hatte folgende Unterredung mit ihm: Mein Herr, ich möchte gern ein Paar neue Schuhe haben. — Wie die letztern? — Nicht ganz so. — Wie, sollten sie etwa verfehlt worden seyn? — Nicht doch; allein ich möchte stärkere Sohlen haben. — Sie, mein Herr! Doch sey es! Ich will mich wohl dazu verstehen, Ihnen Schuhe zu machen, wie Sie sie verlangen, aber nur unter der Bedingung, daß Sie nicht sagen werden, daß dieselben aus meinem Magazinen kommen. Denn ich möchte nicht gern meinen guten Ruf verlieren!

Nro. 223.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 17. September, 1813.

Kein schimmernd Scheingut äfft den aufgeklärten Sinn.

Uz.

Proben aus Hafis Divan.

II.

O Herz, das gute Glück
Sey als Gefährte dir genug!
Der Hauch des Gartens von Schiras
Sey dir als Bot' genug.
Derwisch, entfern' dich nicht
Durch Reisen von des Liebchens Ort;
Die Metie in Gedanken sey,
Die Zelle dir genug!
Des Vaterlandes Lieb'
Und das Versprechen an den Freund
Sind, um dich zu entschuldigen,
Bey Reisenden genug.
Komm' auf den ersten Platz
Des Schenkesoffa's, trinke Wein!
Denn statt der Ehren und des Gold's
Dies zu gewinnen ist genug.
Und stürmt der Schmerz auf dich
Her aus des Herzens Hinterhalt,
So ist des Wirthes Hof für dich
Als Zufluchtsort genug.
Verlange nicht zu viel
Und mache selbst dir Alles leicht;
Denn eine Flasche voll mit Wein,
Ein Mond ist dir genug.
Der Himmel gibt den Zaum
Der Wünsche nur Unwissenden;
Du bist gelehrt und tugendhaft;
Der Sünden ists genug.
Für dich, Hafis, bedarf es wohl
Kein überflüssiges Gebet;
Des Abends und des Morgens ist
Dein Beten schon genug.
Verlasse dich ja nicht, Hafis,
Auf Gnaden Anderer; es ist
Für beyde Welten Gottes Gnad'
Und Schahes Gnad' genug.

Eine Standrede vor meinem Schreibepulte, auf welches Liane mir einen schönen Zweig gelegt hatte.

Was habe ich davon, daß ich so unverwendet diese Pflanze anschaue? — Sie gefällt mir, ich darf sie behalten, so lange ich will. Aber nährt und sättigt sie mich? läßt sie sich in Geld verwandeln? Keinesweges. Sie bietet mir keine Frucht, sie lockt mir keinen Käufer. Und doch ist sie mir in diesem Augenblicke werther, als Geld, und ihr Anschauen bietet mir eine Nahrung dar, die süßer ist, als die wohlschmeckendste Kost. Ich sättige mich an ihrer Schönheit. Was ich mit meinem Auge von ihr einsauge, das eigne ich mir im Geiste mit innigem Wohlgefallen an. Gewiß bildet sich mein Geist nach diesen schönen Formen. Gewiß bietet mir der Reichthum von Kraft, der sich in jedem Blättchen entwickelt hat, etwas Tröstliches an, was mich nicht darben lassen wird im Mangel, was mir die Wege zeigen wird, mir fortzuhelfen, da wo nur meine Kraftentwickelung mir helfen kann. Geld bedarf ich nicht in dieser seligen Minute. Hätte ich es vor mir liegen, ich würde es anschaun, ohne es zu nehmen, und der Anblick würde mich bey Weitem nicht so rühren, wie dieser wunderschöne Bau des herrlichen Ge-

wächses, womit die kindliche Liebe mich erfreuen und erheitern wollte. O du gutes Wesen, das im stillen Einverständnisse mit meinen Gefühlen diesen Zweig vom grünen Baume brach! brauchte ich Geld, du würdest es mir durch dein Bemühen so gern verschaffen, wie du ohne Mühe mir diese Freude schafst. Brauchte ich Geld, ich würde selbst in dieser Stunde etwas andres vornehmen, als mich mit dieser Pflanze in ruhiger Muße zu beschäftigen. Daß ich es nicht thun mag und nicht thun will, ist ja Beweis genug, daß ich es noch nicht so nöthig habe.

Wie kann der Mensch doch immer fragen, bey Allem, was er aus Liebe thut, was habe ich davon? Lust und Liebe sind der größte Gewinn von Allem, was wir haben. Sie bringen mehr ein, als die vergänglichen Schätze, die wir Andern hingeben müssen, wenn wir dafür etwas genießen wollen.

Dich, schöne Pflanze, darf ich genießen, ohne mich deiner zu berauben; selbst ohne beneidet zu werden darf ich mich an dir erfreuen und erquicken. Einen süßen Schlummer nach einem geschäftigen Tage bereitet mir dein Anschauen vor. Ich werde dein Bild mit in meinen Traum hinüber nehmen. Du wirst vor mir aufsprossen in ätherischen Blüthen, und deine Früchte, die ich schlafend kosten werde, sollen mir darthun, daß die Vorstellungen, die ich von dir abgezogen habe, wahre Geistesnahrung mir gewesen sind. Lebe wohl, du sinniges Geschöpf! Ich habe Freundschaft mit dir geschlossen, und dir einen Theil meiner innigen Zuneigung geschenkt. Hättest du eine Seele, sie würde sich zu der meinigen neigen, denn Niemand erkannte dich unter Allen, die mit dir zugleich leiten, so wie ich. Aber zum Gedanken bist du mir geworden durch deine trauliche Gegenwart, und im Gedanken wirst du fortleben, wenn auch alle deine Blätter einst in Staub verwandelt sind. Horstig.

Das rothe Wasser.

Ein afrikanisches Ordal. *)

Alle einzelne Wahrnehmungen über Natur, Geschichte, besonders aber Völkerkunde, führen am Ende auf eine wunderbare Gemeinschaft unter einander zurück, die mit ernstlich aufgehabenem Finger auf die hohe Einheit der ewigen unwandelbaren Gesetze der Natur deutet, die sich in unnennbarer Mannichfaltigkeit ausspricht, um dem Menschen verständlich zu werden, dessen Forschungsgeiste es hienieden aufgegeben ward, sich durch Vergleichung aller dieser Mannichfaltigkeiten zur Einheit allgemeiner Begriffe empor zu heben.

Alle diese Mannichfaltigkeiten der Natur und des Menschenlebens sind gleichsam ein einziger Lichtstrahl, in einem katoptrischen Spiegel gebrochen, um sich im Scharfsinn des Menschen, als dem allgemeinen Vereinigungs-Punkte, wieder zu sammeln.

Wundern wir uns daher nicht, wenn wir oft bey den entferntesten Völkern der Erde Sitten und Gebräuche finden, die, wegen ihrer Uebereinstimmung, bey'm ersten Anblick auf einen gemeinsamen Ursprung hinzudeuten scheinen, dessen Unmöglichkeit sich uns aber in demselben Nu eben so einleuchtend aufdringt.

Wie sehr musste es daher dem aufmerksamen, achtungswerthen Reisenden Winterbottom auffallen, auf der Goldküste, in Afrika, religiöse Volksgebräuche anzutreffen, die sonst nur bey unsern Vorfahren, den alten Deutschen, eingeführt waren — die Ordalien, oder sogenannten Gottesurtheile.

Kriminal-Sachen, erzählt er in seinen interessanten Nachrichten von der Sierra-Leona-Küste, werden vor einer allgemeinen Versammlung sämtlicher Häuptlinge untersucht, und gewöhnlich mit der Sklaverey bestraft; ein Umstand, welcher oft falsche Anklagen veranlasst, um so mehr, da die Gerichtsverhöre bey den Afrikanern von solcher Beschaffenheit sind, daß dadurch mancherley Absichten, welche auf die Befriedigung des Eigennutzes und auf Bedrückung Bezug haben, leicht erreicht werden können.

In allen Fällen, wo es auf Untersuchung eines peinlichen Verbrechens ankommt, muß sich der Beklagte, im Fall er das Verbrechen nicht eingesteht, zum Beweis seiner Unschuld einem gewissen Ordal unterwerfen, das, nach Beschaffenheit der Umstände, verschieden ist. *) Entweder muß der Angeklagte ein glühendes Eisen angreifen, oder den entblößten Arm in einen Kessel voll siedenden Oels stecken, und einen Schlangenkopf, einen Ring, oder sonst etwas, herausholen, das man zu dem Ende hinein gethan hat. Wenn er sich nun in einem dieser beyden Fälle verbrennt, so hält man dies für einen überzeugenden Beweis, daß er das Verbrechen wirklich begangen habe. Zuweilen fährt ihm der Priester drey Mal mit einem glü-

---

*) Denjenigen, welche noch nichts von den Ordalien unserer Urväter gehört haben, diene kürzlich zur Erklärung: es waren religiöse Gerichtsverhandlungen, durch welche man in den finstern Zeiten des Mittelalters Schuld oder Unschuld eines Angeklagten entscheiden ließ. Man stellte sich nämlich vor: Gott selbst spreche in solchen Fällen das Urtheil, und ließ daher die Angeklagten Handlungen verrichten, die einen wunderbaren Einfluß der Gottheit voraussetzten. Eine der gewöhnlichsten war, wo der Angeklagte barfuß über glühende Kohlen, einen glühenden Pflugschaar u. s. w. gehen musste, und wenn Spuren der Verletzung sich zeigten, als schuldig, wenn er aber unversehrt blieb, als unschuldig erkannt wurde, ꝛc.

*) Nicht Jedem, der eines Verbrechens wegen angeklagt wird, steht das Recht zu, sich auf dergleichen Ordalien zu berufen. Der Angeklagte muß einen mächtigen Fürsprecher haben, wenn ihm verstattet werden soll, zu dieser verzweifelten Alternative seine Zuflucht zu nehmen.

hend heißen kupfernen Armringe über die Zunge, und wenn ihm dies keinen Schaden zufügt, so glaubt man, daß seine Unschuld erwiesen sey.

Auf der Goldküste besteht das Ordal darin, daß der beschuldigte Verbrecher ein Stück Rinde von einem gewissen Baume kauen, und ein Gebet hersagen muß, worin er den Wunsch äußert, daß ihn der Genuß dieser Rinde tödten solle, wenn er nicht unschuldig sey.

In der Gegend von Sierra-Leona bedient man sich gewöhnlich, um bey dergleichen Gelegenheiten hinter die Wahrheit zu kommen, eines Tranks, der mit dem Bitter-Wasser, welches ehedem bey den Juden im Gebrauch war *), viel Aehnliches hat, und von den Afrikanern das rothe Wasser genannt wird. Wenn Jemand wegen Diebstahl oder Zauberey angeklagt wird, so sucht er, im Fall er unschuldig ist, die Anklage dadurch zu entkräften, daß er sich erbietet, das rothe Wasser zu trinken. Erst halten die alten Männer eine Versammlung, und lassen sich die Anklage nebst der Vertheidigung vortragen. Wenn sie nun den Ausspruch thun, daß die Sache durch eine öffentliche Probe der Unschuld entschieden werden müsse, so macht der Angeklagte eine benachbarte Stadt namhaft, wo er sich hinbegibt, und dem Häuptling seinen Wunsch eröffnet, daselbst das rothe Wasser zu trinken. Hierauf wird wieder eine allgemeine Berathschlagung gehalten, und überlegt, ob ihm diese Bitte zu gewähren sey; wird sie abgeschlagen, so muß er eine andere Stadt wählen. Ist es aber der Ortsobere zufrieden, so bleibt der Angeklagte in der Stadt, und verweilt daselbst, ohne sich jedoch vor fremden Personen sehen zu lassen, oft zwey bis drey Monate, ehe der Tag anberaumt wird, an welchem er seine Unschuld darthun soll. Sobald dieser bestimmt ist, lässt man dem Angeklagten sagen, er solle nach Verlauf von drey Tagen sich einfinden, und von seinen Freunden so viele mitbringen, als ihm beliebe.

Um das rothe Wasser zu bereiten, nimmt man die Rinde eines Baumes, und weicht sie in Wasser, welches dadurch die Eigenschaft erlangt, daß es als ein starkes Brechmittel, zuweilen aber als eine Purganz wirkt. Es gab Fälle, wo der, welcher es trank, auf der Stelle des Todes war. Dies führt natürlich auf die Vermuthung, daß zuweilen noch etwas anderes hineingethan wird, zumal da sich nicht absehen lässt, warum schwächliche Personen heftiger davon angegriffen werden sollten, als starke. Um jedoch allen Verdacht zu beseitigen, als wenn es hierbey nicht richtig zugehe, wird das rothe Wasser jederzeit mit aller möglichen Publicität, unter freyem Himmel und im Beyseyn einer ungeheuern Menge Menschen, zubereitet, die von allen Orten herzueilen, und worunter besonders viele Frauenspersonen sind, welche nie unterlassen, sich bey dergleichen Gelegenheiten in ihrem vollen Glanze zu zeigen.

(Der Beschluß folgt.)

*) 4. B. Mosis, 5 Kap.

Beyträge zur allgemeinen Geschichte.

(Fortsetzung.)

Finanzen.

Ein Ritter in Jütland, Namens Kalff, fiel von seinem Lehnsherrn mit zwey Burgen ab, und hielt sich zu dessen Feinden, die ihm dafür noch eine dritte Burg gaben. Mit diesen dreyen ergab er sich wieder in seines Herrn Gnade, der mit Lachen sagte: „Das Kalb sey als ein großer Ochs wieder gekommen.“

Abgaben.

Ein polnischer Jude verlor im Handel all sein Geld, und bald darauf durch den Tod seine Frau. In seiner Verzweiflung rief er aus: „Hätte nur Gott mir erst die Frau genommen, mit meinem Geld hätte ich dann leicht eine andere, reichere gekriegt; dann hätt' er ja nachher auch mein Geld nehmen können, so hätt' ich eine Frau gehabt mit Geld, und er auch.“

Fabriken.

Ein reicher Fabrikant prahlte: „Ich nähre über fünfhundert Menschen!“ — Im Gegentheil, gab ein Student zur Antwort, Sie werden von fünfhundert Menschen ernährt.

Industrie.

Ein junger Schriftsteller gab einem Verleger eine Sammlung vermischter Schriften, die bogenweise bezahlt wurden. Seine Gedichte bot er dem Manne umsonst an, aber als dieser nicht wollte, that er sie in das erstere Buch, und hier musste der arme Verleger bezahlen, was er umsonst nicht hatte annehmen wollen.

Luxus.

Wie! haben die nun auch Wagen und Pferde? — Es wird ein alter Fiaker seyn! — O nein, das ist eine eigene Kutsche. — Nun so sind doch die Pferde Ackervieh!

Polizey.

Man behauptete, wenn man über eine gewisse Brücke gehe, müsse man sich wenigstens ein Bein zum Pfand geben lassen.

Amtsverwaltung.

Wer da? schrie ein ankommender Student der Schildwache am Thor entgegen; diese präsentirte, und antwortete vernehmlich: Stadtsoldat!

Wohlthätigkeit.

Zwey Blinde bettelten. Einer ging vorüber, und sagte: theilt Euch!

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris.

Ein hiesiges Journal hat einen bisher ungedruckten Bericht bekannt gemacht, welchen der berühmte Chemiker Lavoisier am Tage vor seiner Hinrichtung unter der Guillotine während der Revolution an seinen Verwandten Devillers schrieb. Hier ist er: „Ich habe eine ziemlich lange, besonders glückliche, Laufbahn erhalten, und ich glaube, daß mein Andenken mit einigem Bedauern und vielleicht auch mit einigem Ruhme begleitet seyn wird. Was hätte ich mehr verlangen können? Die Begebenheiten, worein ich zufällig verwickelt worden bin, werden mich wahrscheinlich des Unangenehmen eines hohen Alters überheben. Ich werde ganz sterben; diesen Vortheil muß ich zu denjenigen rechnen, die ich genossen habe. Wenn ich einige unangenehme Gefühle habe, so geschieht es nur deßwegen, weil ich nicht alles das Gute gethan habe, das ich für meine Familie entwarf, daß ich von Allem beraubt bin, und weder ihr noch Ihnen irgend ein Pfand meiner Anhänglichkeit und Dankbarkeit hinterlassen kann. — Also ist es wahr, daß weder die Ausübung aller gesellschaftlichen Tugenden, noch die wichtigen dem Staate geleisteten Dienste, noch eine lange, zur Vervollkommnung der Künste und menschlichen Kenntnisse nützlich angewandte, Laufbahn hinreichen, um vor einem unglücklichen Ende zu bewahren und zu verhüten, daß wir wie Verbrecher sterben! — Ich schreibe Ihnen heute, weil es mir vielleicht morgen nicht mehr erlaubt seyn würde, es zu thun, und weil es ein großer Trost für mich ist, an Sie und an diejenigen zu denken, die mir in meinen letzten Augenblicken theuer sind. Vergessen Sie mich nicht bey den Personen, welche an mir Antheil nehmen; möge dieser Brief ihnen gemeinschaftlich seyn; wahrlich es ist der letzte, den ich Ihnen schreiben werde!"

Man hat zu Aix einige ungedruckte Briefe von Voltaire an den Marquis von Vauvenargues herausgegeben. In Paris druckt man eine Sammlung bisher unbekannter Briefe der berühmten Mad. de Sevigné. Vorige Woche sind eine Menge kleiner Schriften, aber kein einziges wichtiges neues Werk erschienen. Zu der ersten Gattung gehören: Mediciana, ou Recueil d'anecdotes Medico-Chirurgico-Pharmacopoles, und eine Satyre auf alle Pariser Dichter, von Soubina. — Im südlichen Frankreich wird eine Broschüre verkauft, worin auf den Herbst ein neuer großer Komet angekündigt wird. Dies soll aber einer Departements-Zeitung zu Folge ein Planet seyn.

Neapel, July.

(Fortsetzung.)

Im Anfange, ehe die Gewohnheit unsre Empfindung etwas stumpf gemacht hat, findet sich diese Veranlassung jedesmal, wenn man in einen Gasthof tritt; denn man fühlt zu sehr die Verschiedenheit zwischen dem Betragen des deutschen und des italienischen Gastwirthes. In Deutschland fordert man, was das augenblickliche Bedürfniß des Körpers oder die Gewohnheit des Genusses verlangt, überzeugt, daß die Speise gut ist, und unbekümmert um den Preis, weil man nicht leicht findet, daß zu viel gefordert wird. In Italien muß man für diese deutsche Sitte anfangs theuer bezahlen. Denn gewöhnlich sind die Speisen sehr mager und schlecht; *) und dafür läßt man sich das Doppelte und das Dreyfache sogar des Preises in Deutschland bezahlen. Indeß rühret dieses nicht von dem Mangel an Lebensmitteln her; es ist nun einmal die Gewohnheit des Italieners, viel zu fordern und zu nehmen, wenn man es ihm gibt. Hat man dieses einmal bemerkt, so ergreift man ein andres Mittel. Beym Eintritt in ein Gasthaus, besonders in einem kleinen Orte, muß man sich erst mit dem Wirth oder der Wirthinn in einen förmlichen Handel einlassen; muß Alles, was Zimmer, Speisen und andre Bedürfnisse und Bequemlichkeiten betrifft, bis auf einen Heller bestimmen; *) man muß sich nicht wundern, wenn man für diese Sachen zwey- bis dreymal soviel fordert, als in Deutschland. Hier läßt man mit sich handeln; man ist am Ende mit einer billigen Offerte zufrieden, und durch diesen Handel hat man noch den Vortheil gewonnen, daß Beyde, Wirth und Gast, mehr Zutrauen zu einander zeigen. Wer die Gewohnheiten Deutschlands mitbringt, weiß im Anfange nicht, wie er sich benehmen soll. Er hält es für eine Beleidigung, sich nach dem Preise solcher Dinge zu erkundigen; noch mehr, wenn er um ihren Preis handeln soll. Denn in Deutschland, weiß er, haben alle solche Sachen ihren bestimmten Werth, und wenn er darüber handeln würde, so könnte man es als ein Zeichen des Mißtrauens in die Ehrlichkeit des Gastwirths ansehen. Er glaubt anfangs es auch in Italien so zu finden; indeß hierin irrt er. Unterläßt er die angegebenen Maßregeln, entweder aus Scheu zu beleidigen, oder aus zu großer Delikatesse, wird er oft die Ausübung dieser Tugenden mit baarem Gelde hart erkaufen müssen.

Vorfälle der Art müssen nothwendiger Weise das Herz des Reisenden aufs Höchste wider den Charakter der Italiener einnehmen, und hieraus sind wahrscheinlich die Menge Charakter-Schilderungen geflossen, die ein so gehässiges Licht auf diese Nation werfen. Sie lassen in der Seele des Menschen Begriffe entstehen, die sich nachher allenthalben in den Beobachtungen, die man anstellt, einmischen, **) um so mehr, da man in der Folge nicht leicht Gelegenheit finden wird, sie auf eine nachdrückliche Art zu erschüttern. So wird denn eine Nation herabgesetzt, die zwar im Charakter keine Seite zeigt, die das Herz besonders anziehen könnte, ***) aber doch immer viele Eigenschaften besitzt, welche sie achtungswerth machen müssen.

Doch jede Gewohnheit hat ja in der Natur des Landes oder in den Einrichtungen des Staates seinen Grund; die eine läßt sich nie ändern und die andre oft nur schwer und nie ohne Gefahr. Wer es wagt den Charakter einer ganzen Nation und besonders ihre schlechte Seite darzustellen, sollte billiger Weise zugleich gehalten seyn, die Gründe dafür in ihrer Quelle aufzusuchen, und mit allen ihren Wirkungen darzustellen; auf diese Weise wird der Mensch sicher immer entschuldigt, vielleicht zuweilen sogar gerechtfertigt. — So etwas ist immer Gewinn.

(Der Beschluß folgt.)

*) Dieses ist in Italien gewiß nicht mehr der Fall, als anderswo; besonders in Ober-Italien speißt man sehr gut. Hierin, wie in Allem, hat aber jedes Land seinen eignen Geschmack; so z. B. findet der Italiener den ganz weichgekochten Reis widerlich und unschmackhaft, und den noch harten, kaum gekochten — allein kräftig und gut — und viele Reisende pflichten nach kurzer Gewohnheit dieser Meinung bey. — Anm. der Red.

*) Dieses war ehemals sehr nothwendig; an den großen Straßen und in rechten Gasthöfen aber, in Ober-Italien selbst auf Neben-Straßen, jetzt nicht mehr. Einzelne Fälle, wo ein habsüchtiger Gastgeber dem Reisenden Neuheit oder Unbekanntheit des Landes ansieht und davon Vortheil ziehen will, mögen freylich noch geschehen. Geschieht dieses aber in andern Ländern nie? Anm. der Red.

**) Vorgefaßte Begriffe lassen nie durch eine ganz klare Brille sehen, und nur zu oft, wie Montesquieu bemerkte, sagt Jedermann nach, was einmal gesagt worden ist — ohne zu fragen, ob seither die Umstände, welche diese oder jene Äußerung veranlaßten, sich nicht möchten verändert haben. Anm. der Red.

***) Der feurige Italiener haßt und liebt nie bald, — sein Mißtrauen hält ihn zwar von schnellen Freundschaften zurück; ist er aber einmal Freund, so ist er es auch ganz. Anm. der Red.

Nro. 224.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 18. September, 1813.

Genug, wenn Fehler sich mit großer Tugend decken;
Die Sonne zeugt das Licht, und hat doch selber Flecken.

v. Haller.

Noten zur Menschenkunde.

Von C. F. Pockels.

1.

Die sogenannte *Höflichkeit* ist als etwas *Formelles* und Schickliches eine vortreffliche Erfindung zum Verkehr mit Menschen und unter Menschen. Sie bringt Alles *leichter* und geschwinder zusammen, und schiebt die Menschen gleichsam wie durch ein Zaubermittel zu einander hin, — die sich nie gekannt hatten, auch wohl nicht kennen wollten. Da der Mensch so innig an Oberflächen und Außenseiten hängt, und diese seine eigentlichen Spielwerkzeuge sind; so ist die elektrische Wirksamkeit der Höflichkeit auf immer gesichert. Man will und mag den Menschen nicht anders, als so, und unter dieser anständigen Maske sehen, ob man gleich weiß oder vermuthet, daß *hinter* ihr Alles anders ist. Auf die Art gehen die meisten Menschen als verlappte Schauspieler mit einander durchs Leben, — und tragen und halten sich mit und durch einander, vermittelst eines gewissen äußerlichen *mimischen Etwas*, wobey der Kopf nichts denkt, und das Herz nichts empfindet. — Das gewöhnliche gesellige Leben, seine Taktik, bis zu den höhern Ständen hinauf, ist daher fast nichts anders, als eine Art von Marionettenspiel, wo der für den Gebildetsten gehalten wird, welcher *die Zeichen* der Veneration Andern auf die geschickteste Art vorzulügen versteht.

2.

Der denkende, der kräftige Mensch achtet vornehmlich in dem Charakter seines Geschlechts das, was *Anstrengung, Ueberwindung, Ausdauer* und *Entgegenstreben* erfordert; dagegen ihn die *automatisch* guten Leute nicht sehr anziehen. — Es gibt Menschen, denen ihre noch so hoch gepriesene Tugend fast gar nichts kostet. Sie können aus einer gewissen ihnen angebornen Gleichgültigkeit gegen Verführungen, aus einer glücklichen Indolenz ihres Naturells, aus einem *passiven* Feststehen nicht leicht fallen; aber man rechnet ihnen auch dieses Feststehen nicht hoch an. Sie vermeiden wohl schon darum unsittliche Versuche, weil sie Anstrengung verlangen, weil sie eine gewisse Schlauheit, ein Abwägen gegenseitiger Kräfte, eine Entschlossenheit erfordern, die das langsame Temperament nur zurückschrecken. Selbst die Frömmigkeit und Andacht, die es nur aus einer gewissen *Bequemlichkeit* des Gefühls, aus einem innern gläubigen Wohlbehagen ist, kann den Menschen nicht hoch angerechnet werden, weil sie in sich so wenig zu bekämpfen hatte, und sich durch keine *Siege* vergeistigen konnte.

3.

Man könnte sagen, daß sich der Mensch im *Kinde* als ein perfektibles Wesen zunächst durch *Spiele* auszusprechen anfange. Sobald das Kind seine Freyheit, folglich auch seine Kraft, empfindet; so beginnt es zu *spielen*, d. i., es gebraucht seine Freyheit in Verbindung mit seinem Kraftgefühl zu seiner Belustigung, und wiederholt diese Versuche aus Instinkt des Frohsinns, — der eigent-

lich noch ganz ungeschwächten Jovialität seines Geschlechts. Selbst ehe noch seine Sprachorgane laut werden, im ersten leisen Aufkeimen seiner Begriffe, ist schon der Spielsinn im Kinde lebendig erwacht, es verlangt durch seinen mimischen Ungestüm, daß man ihm die Zeit verkürzen solle, es fordert die Wärterinn auf, ihm irgend etwas vorzugaukeln, und sein Trotz wird oft augenblicklich und gleichsam magisch durch das Vorhalten eines Spielzeuges beschwichtigt, weil es durch diese neue Beschäftigung seiner Phantasie, als einer stärkern Einwirkung, von seinem vorherigen Eigenwillen abgezogen wird. — So beginnen wir unter den glücklichsten Momenten unsre irdische Laufbahn, indem sich unsre Wißbegier, die Entwickelungen unserer meisten Begriffe, und die sanften Gefühle des Lebens überhaupt unmittelbar an das Vergnügen heften. Eine Periode des freyen Lebensgenusses, die uns nachher wohl nie so wieder kommt, weil die älterwerdende Vernunft das schon mehr suchen muß, was die liebevolle Natur dem Kinde reich und frey darbietet.

4.

Die Natur hat den Menschen durch die Zeit und ihre wunderbare Folge ein dreyfaches Himmelreich aufgeschlossen. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sind für den denkenden Geist die freundlichsten Ideale. Der Gedanke: ich war, beseligt uns durch den stillen Genuß der vertraulichsten Erinnerungen, und selbst der überstandene Schmerz läßt in uns ein wohlthätiges Gefühl zurück, welches keiner Beschreibung fähig ist. Wir leben so gern in der zurückgelegten Ferne, weil wir darin auf den weitern Raum unsers Seyns, als ein uns heiliges Eigenthum, zurückblicken. Denn die Vergangenheit war unser, wie es die Gegenwart ist. — Sein Ich war ist der innigst Vertraute seines Ich bin. Zwey Arme, die mächtig umschlingen, und ihn nie entlassen, weil das Gegenwärtige augenblicklich wieder sein Vergangenes wird. Als Zeit erscheint ihm das Künftige freylich nur als ein glänzendes Dunstbild, ohne Realität und feste Bestimmung; aber da tritt die zärtliche Schwester der Zeit, die Hoffnung, vor ihn hin, und vollendet die Würde seines Glaubens an sich selbst durch sein Ich werde seyn, als das Unendliche seiner Personalität in der Zeit. Die Hoffnung ist nicht nur eine nie in ihm schlummernde Operation des Gemüths, sondern zugleich etwas Nothwendiges, was sich dem Denkvermögen, als eine Bedingung der Zeit, augenblicklich und siegreich andringt.

5.

Alle Aussöhnungen der Herzen, die mit Willkür geschehen, führen etwas sehr Beseligendes in und mit sich, zum Beweise, daß der Zustand des Grolls und der Erbitterung ein unnatürlicher widriger Zustand des Gemüths ist, der eben darum auch nicht lange zu dauern pflegt, wenn er nicht etwa durch die beleidigte Ehre, durch Zänkereyen über alte Gerechtigkeiten (wie z. B. zwischen manchen adelichen Häusern) permanent gemacht wird. Eine ganz eigene Erscheinung der wieder ausgesöhnten Herzen ist die, daß nach der Aussöhnung und durch ihren geheimen Zauber Alles, wie man zu sagen pflegt, auf einmal vergeben und vergessen ist, wie wir auch wirklich dies bey gutmüthigen Charakteren bemerken, welche die Rache nicht kennen. Dieser schnelle Uebergang in einen ganz entgegengesetzten Zustand hat etwas Aehnliches mit der Erscheinung bey Kindern, die nach der trotzigsten Erbitterung auf einmal wieder laut auflachen können. Die Aussöhnungen in der Liebe sind noch beseligender, und erhöhen nur noch diese zärtliche Leidenschaft, weil die Besorgniß, ein liebendes Herz zu verlieren, nur desto schmerzlicher ist, und der wiederhergestellte Einklang, und die neuen Zusicherungen des vollkommen gleichgestimmten Gefühls wohl unter allen Freuden der höchste Lebensgenuß genannt werden können.

Das rothe Wasser.

(Beschluß.)

Der Angeklagte muß sich auf einen drey Schuh hohen Stuhl setzen, die eine Hand in die Höhe halten, und die andere auf den Schenkel legen. Unten um den Sessel herum werden eine Menge Pisang-Blätter gestreuet. Rings um den Sessel wird ein Kreis gezogen, den Niemand betreten darf, als der Mann, welcher das rothe Wasser zubereitet. Die Rinde wird öffentlich zur Schau vorgelegt, um zu zeigen, daß sie ächt ist. Der Operateur wäscht sich zuvörderst die Hände, dann auch die Rinde, den Mörser und die Pistille, womit sie zu Pulver gestoßen wird; Alles in der Absicht, die Umstehenden zu überzeugen, daß er nichts Fremdartiges hineinthut. Wenn er nun die Rinde zu Pulver gestoßen hat, nimmt er so viel davon, als in eine Kürbisflasche geht, schüttet es in eine große kupferne Pfanne voll Wasser, und peitscht diese Masse mit einem Besen so lange durcheinander, bis sie wie Seife schäumt. Dies geschieht unter allerley Ceremonien, Gebeten u. s. w. Auch wird der Angeklagte mehrmals auf eine feyerliche Art ermahnt, das ihm angeschuldigte Verbrechen zu gestehen. Kurz vorher, ehe derselbe den Trank zu sich nimmt, muß er sich den Mund mit Wasser ausspülen und es ausspucken, damit man sieht, daß er weiter nichts im Munde hat. Hierauf gibt man ihm ein wenig Reis zu essen, das Einzige, was er in den letzten zwölf Stunden vor Anfang des Ordals genießen darf. Damit er weiter nichts zu essen bekommt, wird er während dieser Zeit von mehrern Personen bewacht, die genau darauf Acht geben und dafür verantwortlich seyn müssen. Nun sagt man ihm ein Gebet vor, welches er

nachsprechen muß, und worin er den Wunsch äußert, daß der Fluch auf ihn kommen möge, wenn er das angeschuldigte Verbrechen wirklich begangen habe, und ein falsches Bekenntniß ablege. Hierauf wird ihm das rothe Wasser gereicht, und zwar in einer Kürbisflasche, die ungefähr ein halb Nößel hält, und die er acht, zehn, auch zwölf Mal nach einander eben so geschwind austrinken muß, als sie wieder gefüllt werden kann. Gemeiniglich fängt nun der Trank an als Brechmittel zu wirken; dessen ungeachtet muß er aber so lange damit fortfahren, bis er den Reis von sich gibt, welches sich auf den um ihn liegenden Pisang-Blättern leicht wahrnehmen lässt. Wenn aber kein Brechen erfolgt, und der Trank als Purganz wirkt, so wird die angeklagte Person auf der Stelle für schuldig erkennt. Lässt sich vermuthen, daß dieselbe nicht Alles, was sie gegessen hat, von sich gegeben habe, so entlässt man sie zwar, jedoch mit dem Vorbehalte, sie nicht eher für unschuldig zu erklären, bis man mit voller Gewißheit überzeugt worden sey, daß der Trank bis zu der nämlichen Stunde des folgenden Tages noch nicht gewirkt habe. Erfolgt das Gegentheil, so wird sie für schuldig erkannt. Wenn das rothe Wasser blos als Purgiermittel wirkt, so nennt man dies das Verhunzen des rothen Wassers. Sechzehn damit angefüllte Kürbisflaschen sind die stärkste Portion, die der Inquisit zu sich nehmen kann, und wenn diese nicht wirken, so lässt man ihn weiter nicht davon trinken. Wenn das rothe Wasser weder Brechen noch Laxieren verursacht, so empfindet der Inquisit Schneiden im Eingeweide, und dies hält man für ein sicheres Kennzeichen, daß er das angeschuldigte Verbrechen begangen habe.

In diesem Falle sucht man ihm das Brechen dadurch zu erleichtern, daß man ihn ungesottene Eyer trinken lässt, damit die im rothen Wasser enthaltene Schärfe einigermaßen eingehüllt und gemildert werde. Es hat Fälle gegeben, wo die angeklagte Person, nachdem sie die vierte Flasche ausgeleert hatte, des Todes war. Wenn es zu lang dauert, ehe der Inquisit vomirt, so treten gewöhnlich seine Freunde näher hinzu, und machen ihm die bittersten Vorwürfe wegen des einen oder des andern unbedeutenden Vergehens, in der festen Ueberzeugung, daß das rothe Wasser unmöglich eine gute Wirkung thun könne, wenn nicht Alles, was der angeklagten Person allenfalls zum Nachtheil gereiche, an den Tag komme. Wird diese Procedur mit einer Frau vorgenommen, welche man der Zauberey oder eines andern Verbrechens, nur nicht des Ehebruchs, beschuldigt, so kann sie sich keine bessere Veranlassung wünschen, Jedermann zu überzeugen, daß sie jederzeit einen unsträflichen Wandel geführt habe; denn sie darf nur öffentlich erklären, daß sie sich nicht des geringsten Vergehens gegen die eheliche Treue bewusst sey, und im entgegengesetzten Fall darf sie nur den Fluch über sich aussprechen, so wird ihr auf's Wort geglaubt. Wenn der Angeklagte, nachdem er die hierzu erforderliche Erlaubniß erhalten hat, von seinem Dreyfuß herabsteigt, befiehlt man ihm, die Arme und Beine zu bewegen, um zu sehen, ob er nicht etwa den Gebrauch derselben verloren habe. Nun eilt er gerades Wegs nach Hause, und eine Menge Weiber und Kinder laufen unter großem Geschrey und Frohlocken hinter ihm her. Leute, die diese Probe glücklich überstanden haben, genießen nun weit mehr Achtung als zuvor, und werden allgemein verehrt. Sobald sie losgesprochen sind, legen sie, besonders die Frauenspersonen, ihren besten Schmuck an, besuchen alle ihre Freunde und Bekannte, und werden überall mit größter Achtung und vielen Freudensbezeugungen empfangen.

Wenn hingegen, wie es zum öftern geschieht, der Angeklagte auf der Stelle stirbt, oder wenn das rothe Wasser verhunzt wird, und der Inquisit zu alt ist, als daß man ihn verkaufen kann, so wird einer seiner Angehörigen als Sklave verhandelt; es müsste denn seyn, daß er einen andern Mann stellen könnte. Wenn sich hierzu keine schickliche Gelegenheit findet, so lässt man es zuweilen Jahre lang anstehen; und ich weiß mich zu erinnern, daß einst ein junger Mensch als Sklave verkauft wurde, weil seine Großmutter mehrere Jahre vor seiner Geburt das rothe Wasser verhunzt hatte. Dewea.

Korrespondenz-Nachrichten.

Neapel, July.

(Beschluß.)

Auf diese Art wird sich bey einiger Aufmerksamkeit auf die Lebensweise des Italieners bald der Schlüssel zu jenem Betragen gegen den Fremden finden lassen. Nach kurzem Aufenthalt in Italien wird man es als eine feste Regel festsetzen, daß der Italiener nicht von der Arbeit, sondern von der Sparsamkeit lebt. Unter einem so angenehmen und so schönen Himmel, wie der ist, der Italien deckt, findet man zu vielen Reiz und zu viele Gelegenheit zum Müßiggange, und dieser wird überdem noch begünstigt durch die mäßige Zahl der Bedürfnisse, deren Herbeyschaffung keine besondre Anstrengung erfordert, durch die Art des Ackerbaues, wo das Land ohne Arbeit den Mann ernährt. So wird also der Italiener von verschiedenen Seiten und auf mannichfaltige Art zum Müßiggange eingeladen; setzt man noch den Reiz hinzu, der in der Sache selbst liegt, so kann man sich nicht wundern, wenn der Müßiggang ein großes Uebergewicht erhält, und es mit seiner ganzen Kraft ausübt. Aber die Natur will doch auch befriedigt seyn, wenn auch schon ihre Forderungen nicht groß und nicht vielfältig sind. Ueberdem ist sie eine harte Mahnerinn, die sich mit leeren Worten nicht abtrösten lässt; unbefriedigt geht sie nicht weg. Der kluge Italiener hat das vorhergesehen und einen Weg ausfindig gemacht, wo er sie befriedigen kann, ohne seinem geliebten Müßiggange bedeutenden Abbruch zu thun. Dieser Weg ist die Sparsamkeit. Statt daß andre Nationen die Befriedigung der Natur sich sauer werden lassen, arbeitet er nur ein wenig, und hält mit dem Wenigen so Haus, daß es auf lange Zeit hinreicht. Hierauf ist auch in seinem Hauswesen Alles eingerichtet; ein Topf, eine Schüssel, ein Glas; denn wo viel ist, wird viel zerschlagen. Sogar in den Weinschenken trifft man selten mehr, als ein Glas an, und ist dieses besetzt, so ist man genöthigt, aus der Kumme zu trinken. Mit dem übrigen Hausgeräthe ist es eben so; Alles ist nur Ein Mal vorhanden, und auch nur die unentbehrlichen Stücke. Das Mobiliare in der Haushaltung eines Deutschen ist vier Mal mehr werth, als das eines Italieners bey Wirthschaften von gleichem Umfange und Größe. In gleichem Verhältniß stehen die Wirthschaften der Großen. — Eine zweyte Folge dieser Neigung, mehr durch Sparen, als durch Arbeiten sich zu ernähren, ist der unglaublich weit getriebene Detail-Handel in den großen und kleinen Städten Italiens. Wenn man es betrachtet, muß man gestehen, daß dieser Zweig der Industrie hier aufs Höchste getrieben ist. Jede Waare, besonders aber die nothwendigsten Lebens-

bedürfnisse, finden sich hier auf das Höchste vervielfältigt und auf verschiedene Art zubereitet, angeordnet und eingetheilt, damit die Käufer ja Gelegenheit haben, sich nach ihren Bedürfnissen beym Einkauf einzurichten und so viel zu sparen oder aufgehen zu lassen, als ihnen gut dünkt. Zugleich gibt es keine Lebensart, die den Italiener auf eine so angenehme Art ernährt, als der Detailhandel. Zwar ist der Gewinn, den er daraus ziehen kann, bey der Menge solcher Läden und Verkäufer nur gering, aber er fordert doch auch keine Anstrengung, und ist mehr als ein halber Müßiggang. Dabey behält er doch noch immer eine Aussicht, einmal etwas Bedeutendes zu erwerben. Wenigstens können Beyspiele der Art, die ihm zur Aufmunterung dienen, nicht selten seyn. Der Fremde muß daher auch gestehen, daß man nirgend auf der Erde eine solche ungeheure Menge Läden zum Verkauf von Lebensmitteln findet, als in Rom, und besonders in Neapel; aber auch andre Städte sind nach Verhältniß reich daran. In Neapel findet man ganze Straßen damit angefüllt, nicht nur die Läden an den Seiten, sondern auch auf dem Pflaster erblickt man die Lebensmittel ausgestellt ohne Ende und Zahl. Der Käufer, der hier einen solchen Spielraum für seine Wahl offen findet, will aber auch so wenig hingeben, als möglich, und soviel für sein Geld haben als er nur bekommen kann. Daher erfolgt denn ein weitläufiges Handeln und Dingen, und öfters verwendet man so viel Zeit darauf, daß man das Doppelte ohne Anstrengung in derselben hätte erwerben können. Der Verkäufer kennt auch schon das Verfahren der Käufer; er schlägt also viel vor; denn er weiß es wohl, daß er den Preis herabsetzen muß, wenn aus dem Handel was werden soll. Uebrigens rechnet er nie darauf, daß der nämliche Mann je wiederkommen wird, um zum zweiten Mal etwas zu kaufen. Die Menge der Verkäufer ist zu groß, als daß er mit einigem Grunde es annehmen könnte. Er schlägt also viel vor, und sucht zu erhalten, was er kann. Was anfangs nur aus Spekulation geschah, geschieht bald aus Gewohnheit. *) So wird der Italiener nach und nach an eine Lebensart gewöhnt, die ihn einen unerlaubten Gewinn als rechtmäßig ansehen läßt, oder richtiger, er ist gewöhnt viel mehr zu fordern, als die Sache werth ist, und der Fremde, der nicht mit seinem Betragen bekannt ist, muß natürlicher Weise dabey verlieren und übervortheilt werden. Der Fremde fühlt es wohl, was ihm geschehen ist, er kennt aber nicht den Grund, aus dem es herstammt, und ist daher gleich geneigt, dem Italiener eine Neigung zur Spitzbüberey und zum Betruge zuzuschreiben. Wer mit ihrer Lebensart und ihren Einrichtungen erst bekannt ist, der beurtheilt sie besser und behandelt sie richtiger; er weiß es, daß er im Gasthof nichts genießen darf, ohne vorher den Preis bestimmt zu wissen; und hält er sich fest an diese Regel, so wird er sich viele unangenehme Augenblicke und viel Aergerniß ersparen, und die Nation bey Weitem so übel nicht finden, als sie gewöhnlich vorgestellt wird.

Auch muß man noch bemerken, daß der Müßiggang bey den Bewohnern Italiens nicht mit so üblen Folgen verbunden ist, als wir ihn gewöhnlich in Deutschland und dem Norden Europas begleitet finden, wo wir gewohnt sind, ihn als die Quelle der gröbsten Laster und der schlechtesten Lebensart anzusehen. In Italien trägt er sogar dazu bey, die Mäßigkeit zu befördern; denn diese an den Italienern mit Recht gerühmte Eigenschaft hat seinen Grund in der Sparsamkeit, und diese, wie wir oben gesehen haben, fließt aus der Neigung zum geschäftslosen Leben. Doch ist es nicht weniger wahr, daß die Mäßigkeit beym Genusse geistiger Getränke zugleich auch aus dem Einfluß des Klima's hergeleitet werden muß. Die trübe Luft der nördlichen Gegenden ist ein starkes Reizmittel, sich solcher Getränke zu bedienen, und man fühlt sich wohl, wenn man durch sie im Innern erwärmt wird. Hier fällt der Reiz zum Genuß und das Vergnügen beym Genuß weg. Weiter ist dort der Rausch auch mit einer Masse phantasiereicher Bilder und angenehmer Gefühle, hier aber nur mit Schmerz und mit Mattigkeit verbunden. So treffen denn hier mehrere Umstände zusammen, die so gerühmte Mäßigkeit des Italieners zu bilden, und in der That könnte man ihn in diesem Punkte für ein Muster halten.

W.

*) Da dieser Gebrauch allgemein ist, und Jedermann ihn kennt, so hat er vielleicht minder schlimme Folgen, als in andern Ländern, wo man sich einbildet, daß das Ueberbieten der Waaren nicht gebräuchlich sey. Anm. der Red.

Viersylbige Charade.

Die Erste meiner Sylben hat vier Zeichen:
Walt' ich um dich, muß jeder Gram entweichen;
Hygea lächelt dir nach kranken Tagen,
Da misch' ich mich in deiner Freunde Fragen.
Dem Fürsten ist so wie dem Volk gerathen,
Walt' ich beglückend über seinen Staaten;
Nennt mich der Kenner, wenn er Künstler meistert,
Dann hat Apoll den Künstler doch begeistert;
Das leichte Herz der Seele stiller Friede,
Vergbitert mich im frohen Abendliede.
Mein Zweytes ist Bedürfniß für den Weisen,
Dem Alter, wie der Jugend anzupreisen;
Früh, wenn um Phöbus junge Horen tanzen,
Wirk' ich schon rege mit zum Ruhm des Ganzen,
Und spät, wenn er in dunkle Fluten sinket,
Und die Ermattung mir zur Ruhe winket,
Beleb ich noch mit Fleiß die niedern Stände,
Beschäft'ge bald den Kopf und bald die Hände;
Nichts wird gefördert ohne meine Kräfte;
Geschmack und Stand bestimmen mein Geschäfte.
Wie selig lebt, und ach! wie unbeneidet —
Von wem mich nichts in diesem Nacht-Thal scheidet.
Er eilet froh zum selbst erworbnen Mahle,
Die Freude beut ihm ihre Nektar-Schale,
Die Klugen haben mich zur Lust erkoren,
Für eine Plage halten mich nur Thoren,
Die fliehen mich, mich hassen flache Geister,
Und doch bin ich der größten Dinge Meister.
Ich tröste dich am Abend deines Lebens,
Denn meine Freunde leben nie vergebens —
Vereint bin ich ein Wort aus höhern Sphären;
Ich trockne sanft des Kummers bittre Zähren;
Wo sich mit Sorgen Angst und Noth begegnen,
Hör' ich mich oft mit tiefer Rührung segnen;
Ich öffne Ohr und Herz der Armen Flehen,
Und rette sie vom nahen Untergehen.
Hier danket mir der Greis gebückt am Stabe,
Dort jubelt mir der bleiche Waisenknabe,
Mir thaut der Wittwe stille Thräne nieder,
Durch mich erhebt ihr matter Blick sich wieder.
Ich träufle Balsam in der Menschheit Wunden,
Die Gottheit selbst hat sich mit mir verbunden.
Willst du noch näher meine Güte kennen,
Dann darf ich dir nur Hessens Fürstinn nennen.

Elise Sommer,
geborne Brandenburg.

Auflösung des Räthsels in Nro. 218: Eis.

Nro. 225.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 20. September, 1813.

— — O du, der Natur Wonnanblick,
Bleib ewig mir, du Einziges, was mir blieb!
K. Fr. Cramer.

Die Reise durch Servien und über Czerni-Georg. *)

Am 31. May 1808 passirten wir glücklich die Donau, welche die Wallachey von Servien trennt. Wer nur einigermaßen furchtsam wäre, den müßte die Art, wie die Servischen Schiffer über diesen eben so breiten als reißenden Strom fahren, eigentlich in Schrecken setzen. Zwey sehr lange und schmale Fahrzeuge sind an beyden Enden durch zwey starke querüber gelegte Breter mit einander verbunden. Zwischen diesen Planken wird ein leerer Raum gelassen, damit die Wellen freyes Spiel behalten. Die Pferde stellt man so, daß ihre Vorderfüße sich in dem einen, die Hinterfüße aber in dem andern Schiffe befinden. Bey der geringsten Bewegung dringt das Wasser ein, und an Bänken zum Sitzen fehlt es gänzlich. So wie wir die Donau passirt hatten, stiegen wir wieder zu Pferde, und sahen uns bald in den dichten Wald versetzt, der sich zwischen Negotin und Palange über vierzig Wersten weit ausbreitet.

Der Türkischen Marodeurs wegen war die Straße unsicher, daher wir uns von drey mit Pistolen, Flinten und Säbeln bewaffneten Panduren oder Soldaten von dem in der Wallachey stationirten Servischen Korps begleiten liessen. Wir brauchten acht volle Stunden, um dieses gefährliche Baum-Labyrinth zu durchreiten, und noch hatten wir kaum drey Viertheile des Irrganges zurückgelegt, als uns die Nacht überraschte, deren tiefes Dunkel einzig die Blitze eines fernen Ungewitters auf Augenblicke erhellten, indeß Regen und Hagel mit Ungestüm auf unsere Köpfe herabfiel. Da der Weg sich hin und wieder durch steil sich senkende Schluchten hindurchzog, wo keine Spur mehr von neuem getriebnem Pfade vorhanden war, so sahen wir uns genöthigt, uns dem Takte unserer Schritt für Schritt nach dem Wege tappenden Pferde zu überlassen. Erst gegen zwölf Uhr gelangten wir an den Ausgang des Waldes, und machten an dem Ufer der Donau Halt, um den übrigen Theil der Nacht in einer erdenen Hütte zuzubringen, die ein Servischer Posten von etwa funfzig Mann besetzt hielt. Mit der größten Gastfreundlichkeit überließ uns der Befehlshaber oder Bouloukbasche dieser Truppen seine armselige Lagerstätte. Schon hatten wir uns, so gut als es die Umstände gestatten wollten, zur Ruhe gelegt, und eben begann der langersehnte Schlummer unsere müden Augenlieder zu beschleichen, als sich der Regen neuerdings in verdoppelten Strömen und

*) Der Verfasser dieser Reisebemerkungen, Hr. Kollegien-Assessor Wantisch Kamensky, hatte den Auftrag erhalten, der Servischen Geistlichkeit das geweihte Oel zu überbringen, welches dieselbe von dem Russischen Clerus verlangt hatte. Seine im Jahr 1810 zu Moskau in Russischer Sprache erschienene Putchestwie is Moldavia, Wallachia i Serbia, d. h. Reise in die Moldau, Wallachey und Servien, gemacht im Jahre 1808, 1ter Bd., 192 S. 8. enthält mancherley interessante Notizen über die Städte Toula, Orel, Kourst, Charkow, Kiew, Jassy und Bucharest, besonders aber über Servien. Einige derselben liefert dieses Bruchstück.

mit so furchtbarem Andrange herabgoß, daß das Stroh-Dach unsers Schlosses keinen Schutz mehr gewährte. Dieser widrige Zufall gereichte jedoch in einer andern Beziehung zu unserm Besten, denn er rettete uns von einem durch einen unsrer Panduren unternommenen Diebstahle. Mit frecher Räuberhand war dieser bereits in unsre Hütte eingedrungen, und hatte einen meiner Reisegefährten, einen jungen Griechen, mit dem Dolche bedroht. Glücklicher Weise weckte der durch das zerrissene Dach eindringende Regen uns allerseits aus dem Schlummer auf, so, daß wir mit vereintem Geschrey den Boulouksascha zu Hülfe rufen konnten. Diesen kostete es zwar große Mühe, sich von seinem tiefen Schlaf' aufzuraffen: immerhin aber zog der Dieb, erschrocken über den Lärm, sich zurück, und wurde Tags darauf mit der verdienten Strafe belegt. — Mit der Morgenröthe brach unsere kleine Gesellschaft wieder auf, und setzte, da das die Donau hier einfassende Hügel- und Bergland keine andre Art zu reisen gestattet, ihren Marsch zu Pferde fort. Um zehn Uhr erreichten wir glücklich die Feldstation des berüchtigten Milenko Stoikowitsch, welcher die Insel Poritsch, einem Marktflecken gleichen Namens gegenüber, und unweit von dem Wassersturze von Tachtali, besetzt hält, und nach dem Czerni-Georg einer der bedeutendsten Partheygänger in Servien ist. Jetzt verliessen wir unsre Sättel, und wurden in einem Kahne nach der Insel übergesetzt. Die Residenz Milenko's, an den wir Briefe von dem General Isairew abzugeben hatten, ist ein ganz einfaches, zwey Stockwerk hohes, mit einem starken Zaune von in einander geschlungenen Bachweiden eingefasstes Haus, um das ringsum Kanonenkugeln in Form von Pyramiden aufgeschichtet sind.

Schon aus der Ferne tönte uns eine sehr lärmende Kriegsmusik in die Ohren. In dem Hofe trafen wir auf eine Gruppe Panduren, die zwar in keiner Ordnung stunden, aber ihre vollständige Uniform angethan hatten. Mitten unter ihnen befanden sich etwa sechs Weiber, die äußerst seltsam und buntscheckig gekleidet, und mit einer Menge türkischer Geldstücke geschmückt waren. Sie hielten sich alle bey den Händen, führten, ohne von der Stelle zu weichen, mit den Füßen eine zitternde Bewegung aus, und schlugen die Sporen, womit ihre Stiefeln versehen waren, im Takte zusammen. Ein ebenfalls sehr seltsam gekleideter Tänzer in Stiefeln und Sporen hielt mit der einen Hand eine der Tänzerinnen, während daß er mit der andern ein bloßes Schwert in der Luft schwenkte. Vor dieser Gruppe stand ein Pandur, der mit Allem, was seine Lungen vermochten, in einen Dudelsack blies. Was die Absicht dieses halb ländlichen und halb militärischen Festes und die Veranlassung dazu seyn mochte, konnten wir nicht inne werden.

Bald traten wir in Milenko's Haus ein. Er saß auf einem Balkon über Teppichen, mit, auf türkische Manier, übereinander geschlagenen Beinen. Seine Gesellschaft bestand aus drey servischen Befehlshabern, zwey griechischen Mönchen und noch einem Griechen in europäischer Kleidung, welcher den Dollmetsch und zugleich den Sekretär machte. Alle waren mit Tabakspfeifen versehen, und sahen aufmerksam dem Tanzspiele zu. Wir waren nicht so bald eingetreten, als auf ein von Milenko mit der Hand gegebenes Zeichen der Tanz aufhörte. Nun erhielt der Dollmetscher den Auftrag, unsere Depeschen zu lesen; während dessen wurden für mich und meine Reisegefährten Stühle herbeygeschafft. Bald darauf setzte einer der Panduren einen großen zwey Fuß hohen Trog vor uns hin, und ein Andrer überstellte denselben mit fünf Tellern mit klein gehacktem Rindfleische, Zwiebeln, süßen Kirschen, und weissem und schwarzem Brote. Das eigentlich gute Brot scheint in der Moldau und Wallachey so viel als unbekannt zu seyn; wenigstens haben wir auf unsrer Reise nie dergleichen erhalten können. Nicht weniger selten ist es in Servien, wo eine Art von Gebäcke aus grobgemahlenem Weizen, Mamalyga genannt, dasselbe ersetzen muß. Gern würden wir auf der Stelle unsern Hunger gestillt haben; vorerst aber mussten wir in einem großen Spülkessel von weissem Blech unsere Hände waschen, und sie dann an einer Serviette abtrocknen. Von Anfang bis zu Ende unserer bescheidenen Mahlzeit bediente man uns mit rothem vortrefflichem Landwein. Ueberhaupt sind die servischen Weine berühmt, und übertrafen auch die besten aus der Wallachey. Nach Tische mussten wir uns neuerdings waschen. Ehe wir noch von der Tafel aufgestanden waren, sahen wir Milenko's Gemahlinn, in Begleitung von zehn andern Frauen, durch den Saal gehen. Ungeachtet sie bereits die dreißig passirt haben mochte, so zog sie doch durch ihren hohen und herrlichen Wuchs, ihre Locken von glänzendem Schwarz, so wie auch durch ihre schönen und feurvollen Augen, die das Dunkelbraun ihres Teints noch erhöhten, unser Aller Aufmerksamkeit auf sich. Milenko selbst ist fünfunddreyßig Jahre alt, von großer und männlicher Statur, und alle seine Züge deuten auf Muth, Einsichten und Verschmitztheit. Als seine Frau durch den Saal passirte, ermangelten wir nicht, ihr durch Aufstehn unsere Ehrerbietung zu beweisen, worauf uns Milenko ihr vorstellen wollte; allein sie war so eilfertig, daß wir nicht einmal ihre Kleidung recht in Augenschein nehmen konnten; so viel ließ sich jedoch wahrnehmen, daß sie und ihre Gesellschaft-Damen türkische Pantalons und silberne Gürtel trugen, und über und über mit Schnüren und Kränzen von Dukaten und Piastern behangen waren; zumal an dem Anzuge der Frau vom Hause fanden sich diese seltsamen Zierrathen eigentlich verschwendet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lückenbüßer.

Von Weisser.

Damon.

Ums Himmelswillen, mein guter Philo, ich sah dich gestern mit dem Rundinator sprechen. Stifte doch ja keine Freundschaft mit dem Menschen, und hüte dich sogar vor der bloßen Bekanntschaft mit ihm!

Philo.

Ich danke dir für die Warnung. Aber was haben denn seine Freunde und Bekannte von dem Armseligen zu fürchten, der mir noch unbedeutender scheint, als er abgeschmackt ist? Steht er ihnen etwa gar nach dem Leben?

Damon.

Ich weiß es nicht.

Philo.

Verräth er sie?

Damon.

Ich weiß es nicht.

Philo.

Verleumdet er sie?

Damon.

Ich weiß es nicht.

Philo.

Stiftet er Hader zwischen ihnen?

Damon.

Ich weiß es nicht.

Philo.

Beklagt er sie?

Damon.

Ich weiß es nicht.

Philo.

Recensirt er sie?

Damon.

Ich weiß es nicht.

Philo.

Liest er ihnen seine Werke vor?

Damon.

Er wird schwerlich jemals auch nur ein elendes zu Stande bringen.

Philo.

Betrügt er sie um ihre Zeit?

Damon.

Ich weiß es nicht.

Philo.

Borgt er Geld von ihnen?

Damon.

Ich weiß es nicht.

Philo.

Ist er ihnen überhaupt durch Zudringlichkeit beschwerlich, durch Albernheit und Unwissenheit langweilig, durch Aufgeblasenheit, Anmaßung und Querköpfigkeit lächerlich, durch Gemeinheit und Rohheit ekelhaft, durch Niederträchtigkeit, Kriechen, Schmeicheln und Fuchsschwänzen verächtlich, und durch Schmähsucht, hämische Bosheit, tückisches Afterreden und pöbelhafte Grobheit verhaßt?

Damon.

Allerdings, mein guter Philo. Aber von diesen Kleinigkeiten ist gar die Rede nicht.

Philo.

Ich erstaune. Welche unerhörte Greuel verübt er denn sonst an ihnen?

Damon.

Er küßt sie.

Das Kameel und der Busch.

Ein hungriges Kameel naht' einem Busche sich;
Mit Lust begann's die Blätter zu verzehren,
Nicht ahnend, einer Schlange Ruh zu stören.
Sie fuhr empor und zischte fürchterlich.
Schnell zog bey'm ersten Seh'n und Hören
Das Höckerthier den langen Hals zurück,
Geschlagen von des Busches Zweigen.
„Fleuch, zürnte dieser, fleuch im Augenblick!
„Sonst lohne, deinen Uebermuth zu beugen,
„Ein schneller Tod das Wagestück!“ —
Und das Kameel, im Ton und Blick
Verachtung, sprach: „Ich gehe schon zurück.
„Doch wähne nicht, daß ich vor Dir erbange;
„Ich scheue nur den Biß der Schlange.“

* * *

Lernt, daß ein Wichtlein oft zu trotzen sich erkeckt,
Durch eines Großen Schutz gedeckt.

Hg.

Beyträge zur allgemeinen Geschichte.

(Fortsetzung.)

Schulden.

Ein junger Graf war in der Nothwendigkeit, viele Gläubiger mit Vertröstungen abfertigen zu müssen. Jedesmal aber, wenn einer wegging, sagte er sich zum Troste den homerischen Vers: Jener hofft's, doch mit nichten gewähret ihm solches Kronion.

Glück.

Ein reicher alter Jude hatte in einem Fiaker seinen Stock vergessen, der einen sehr kostbarn Knopf hatte; er besinnt sich auf die Nummer, findet den Wagen, steigt ein, und sein Stock zwar fehlt, aber ein Kästchen mit dem schönsten Schmuck liegt auf dem Sitze und niemals hat sich jemand dazu gemeldet.

Parvenüs.

Leute, die man gar nicht sehen kann wegen des Glückes, das vor ihnen steht.

Menschenkenntniß.

Chamfort war einer der größten Menschenkenner. Er sah einen Hund an einem Knochen nagen, und bezeugte

die größte Zufriedenheit, endlich einmal eine natürliche Regung zu sehn.

Religion.

Ein loses Dirnchen weinte bitterlich, daß sie deßhalb nicht zur Beichte gehen könne, weil sie das, was ihr der Beichtvater zur Buße auferlegen würde, nicht halten zu können überzeugt wäre.

Gewissen.

Eine Frau rieth ihrem Manne vom Trunke ab, er aber sagte, er schäme sich, den Krug vorbeygehn zu lassen; die Kameraden würden ihn verspotten. Gut, erwiederte sie, ich will zu rechter Zeit das Licht auslöschen, wenn der Krug an dich kommt, dann weiß keiner, ob du trinkst, oder nicht trinkst. Er war's zufrieden, trank aber doch in dem entscheidenden Augenblick. Die Frau machte ihm bittre Vorwürfe, und sagte, es sieht's ja Keiner! — Gott sieht's! antwortete er.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 26. Aug.

Seit langer Zeit beschäftigte kein Gegenstand die Aufmerksamkeit des Publikum so allgemein und so anhaltend, wie gegenwärtig der Prozeß der großen Wechselhäuser Michel und Reynier. *) Die Neuheit des Gegenstandes, die Ehre und Sicherheit des Kredits im Handel, der entschiedenste Widerspruch, der keine Beylegung unter den streitenden Theilen zuläßt, sondern nothwendig den Einen oder den Andern als Verbrecher darstellt; die Menge und der Stand der Zeugen, das Gewicht der Beschützer beyder Theile, der gute Ruf der Sachwalter der Angeklagten; der offne, oft nur zu ungestüme, Antheil, den Sachwalter und Geschworne, Zeitungen und Publikum laut und selbst vor Gericht am einen oder andern Theil nehmen, Alles vereinigt sich, eine Streitsache merkwürdig zu machen, die schon durch die unverholne Aufdeckung von Handlungsweisen und Persönlichkeiten, und durch kühn ausgeführte Schilderung bedeutender Menschen zu einem Spiegel der Zeitgenossen, und als solcher zu einem geschichtlichen Aktenstücke wird.

Es ist nicht ganz leicht eine so verwickelte Geschichte klar und zugleich unpartheyisch darzustellen, weil das Licht, was der eine Theil hinein bringen will, von dem andern für die Fackel der Verläumdung ausgeschrieen wird. Da es hier aber mehr um Verständlichkeit und Kürze, als um richterliche Genauigkeit zu thun ist, so müssen nothwendig die Angaben beider Parteyen parallel vorgeführt werden.

Hier ist die Geschichte: Michel und Reynier spekulirten in den Jahren 1804 — 1806 gemeinschaftlich. Ersterer auf das Fallen, Letzterer auf das Steigen der Bank-Aktionen und der Staats-Renten (des konsolidierten Drittels). Unter Andern schlossen sie, wie Reynier behauptet, am 20. Jan. 1806 einen Vertrag, dem zu Folge Michel dem Reynier 200,000 Franken Renten (4,000,000 Franken Kapital nach dem Nominalwerthe) verkaufte. „Die Renten sollten", so hieß es darin, „von Michel am 5. Okt. 1812 geliefert und von Reynier mit 2,560,000 Franken (zu 64 für 100) bezahlt werden. 400,000 Fr. wären auf Abschlag des Kaufschillings sogleich von Reynier dem Michel eingehändigt worden, unter der Bedingung, daß sie bis zur Verfallzeit des Kaufschillings mit 5% verzinset würden; endlich verpflichte sich Boissière, (Michels Buchhalter und Namensleiher), 120,000 Franken Renten, die er für Michel in Händen habe, bis zur Erfüllung des gegenwärtigen Vertrags aufzubewahren."

Die Renten standen bey Abschluß des Kaufes zu 60 für 100; Michel, auf das Sinken der Staatspapiere spekulirend, hoffte einen bedeutenden Gewinn zu machen, um so mehr, da er sie schon um 4% höher, als den damaligen Börsen-Preis, verkaufte; Reynier hingegen glaubte, Renten, die am 5. Okt. 1812 geliefert werden sollten, wohlfeil genug mit 64 einzukaufen. Der Erfolg entschied für Reynier; als er sich am 5. Okt. 1812 bey Michel wegen Erfüllung des Vertrags meldete, standen die Renten zu 80%. Michel verlor dem zu Folge 16 bey jedem Hundert, oder mit andern Worten: er sah sich in der Nothwendigkeit, eine Waare für 2,560,000 Fr. zu liefern, die 3,200,000 Fr. im Börsenpreise galt, und woran er 640,000 Fr. baar einbüßte. Zugleich sollte er das à compto von 400,000 Fr. und die Interessen davon, (beyläufig 140,000 Franken), sich vom Kaufschilling abziehen lassen; es handelte sich also für ihn um eine Summe von 1,180,000 Fr. Allein, weit entfernt, sie zu bezahlen, läugnet er „je einen solchen Kaufvertrag mit Reynier geschlossen zu haben; seine Unterschrift unter dem Vertrage beweise nichts: denn Boissière könne eine Carta bianca deren ihm Michel mehrere anvertraute, dazu verwendet haben, wenn man ja die Aussagen von vier Schriftverständigen, welche die Falschheit der Unterschriften behaupten, nicht gelten lassen wolle; er selbst habe einem der Zeugen bewiesen, wie leicht Handschriften durch Abzug (Calque) nachgemacht werden könnten; die 400,000 Franken, die Reynier daran gegeben zu haben behauptet, beträfen ein andres Geschäft, und würden betrüglicher Weise hieher gezogen; folglich fiele auch die Forderung der Zinse für diese Darangabe weg; ein solcher Kaufvertrag sey unerhört; auch habe Reynier nie, weder gegen ihn, noch gegen Andre, davon Erwähnung gemacht, so sehr ihm auch oft eigne Verlegenheit dazu hätte einrathen müssen; es finde sich davon weder in Michels Büchern, die nach der Aussage der Kunstverständigen sehr ordentlich gehalten wären, noch in denen von Reynier die geringste Spur; endlich sey das Wort: Rue coursselle, (Reynier's Adresse im Vertrage), unorthographisch geschrieben und mit der Feder überfahren, und in einer andern, von Reynier seitdem unterschlagenen, Abschrift des Vertrages sey Rue Cisalpine zu lesen gewesen, wo Reynier wohnte, als er den Vertrag schmiedete, vergessend, daß am 20. Jan. 1806 er in der Straße Courselle behaust war. Diesen Voraussetzungen zu Folge klage er den Reynier als Verfälscher der Papiere an, und da Boissière, (vormals Buchhalter bey Michel, und seit dem Januar 1811 auf eigne Rechnung handelnd), den Vertrag geschrieben habe, so wäre auch er in der Klage wegen Verfälschung eingeschlossen verstanden." *)

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Beyde sind hier als die vorzüglichsten Spekulanten in den Fonds und als Lieferanten für die Armee bekannt.

*) Boissière, der gleichsam als Gewährsmann im Vertrage erscheint, wurde gemeinschaftlich mit Michel zur Erfüllung desselben von Reynier aufgefordert. Aus diesem Grunde zauderte er anfangs, die Gültigkeit des Vertrages sogleich anzuerkennen. Allein, als ihn Michel in die Klage wegen Verfälschung einschloß, und, um consequent zu seyn, einschließen mußte, trat er entschieden auf Reyniers Seite, und erkannte seine Handschrift an. Jenes Zaudern wurde ihm vielfältig vorgeworfen.

Nro. 226.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 21. September, 1813.

Dennoch lieb' ich, wenn auch unerwiedert
Meine Lieb' in Thränen sich verweint.

Voß.

Adelma.

Bleich am Felsenhang
Starrt Adelma bang,
Aus Nacht zum erleuchtetem Gipfel;
Fühlt verwaist sich stehn,
Schaurig Herbstlaub wehn,
Und singt in die sausenden Wipfel:

Geister der Lüfte,
Strafet mir ihn!
Treulos verlassen
Hat mich Alwin.

Wünschen und Hoffen
Bleibet mir fern!
Birg dich in Wolken,
Einzelner Stern!

Siehst du im Schlosse
Prunkenden Schein?
Ihn, den Vermählten,
Nannt' ich einst mein!

Senke die Schwingen,
Rasender Nord!
Daß ich dem Jauchzen
Lausche von dort.

Hallet, ihr Felsen,
Grausam es nach,
Bis mir des Herzens
Fessel zerbrach!

Weh, von dem Jubel
Bebet die Kluft!
Möcht' er vertönen
Mir an der Gruft!

Immer lauter drang,
Als sie schmerzvoll rang,
Hernieder das festliche Schallen;
Wie die Nacht entflieht,
Wiederholt ihr Lied
Adelma und stirbt im Verhallen.

F. W. Gubitz.

Serenate.

An Isidora.

Aller Augen schlummern
Auf der weiten Erde,
Nur die Liebe wacht!
Ach, die Liebe kennet
Ruhe nicht, noch Schlummer!
Ihres Lebens Gluten
Flammen Tag und Nacht.

Flammen dort am Himmel,
Flammen hier im Herzen,
Wunderbar vereint.
Mag das Herz auch beben —
In der Sterne Schimmer
Wirst du froh erblicken,
Wie dir Trost erscheint.

Denn es läßt die Liebe
Nimmer ungetröstet
Lieb' in Leid vergeh'n.
Mild es zu versöhnen,
Naht sie jetzt im Liede,
Und des Himmels Friede
Steigt von Himmels Höh'n.

C. v. Göchhausen.

Die Reise durch Servien und über Czerni-Georg.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir die ungezwungenen Gefühle unserer Dankbarkeit gegen unsern freundlichen Gastwirth zu Tage gelegt, begaben wir uns nach den Schiffen, die schon zur Abreise bereit standen. Zwey Chefs der Servier und der Dollmetscher begleiteten uns dahin. Während der Ueberfahrt erzählten uns die Schiffleute, Milenko habe während unserm Mittagessen jedem von ihnen zehn Stockprügel zuzählen lassen, weil sie, seiner Ordre entgegen, erst nach uns an dem Ufer eingetroffen wären. So erstreckt sich die Wachsamkeit dieses servischen Generals selbst auf die geringfügigsten Kleinigkeiten.

Die Insel Poritsch ist nicht groß, und hat lauter hölzerne Häuser; um Milenko's Wohnung her sind viele Artillerie-Stücke aufgepflanzt. Unser Fahrzeug war von gleicher Gattung, wie das oben beschriebene. Wir hatten gegen einen sehr reißenden Strom zu kämpfen, und zwey Mann, die zu Fuße dem Lande nach gingen, mussten immerfort den Rudernden helfen, und vermittelst eines Seiles das Schiff anholen. Hier zieht sich der Fluß in Schlangenwindungen beynahe alle Augenblicke nach einer andern Richtung. Mehr als einmal drängt er sich zwischen ungeheuer hohe Mauern, von fast senkrecht abgeschnittenen Felsen, über welche kristallhelle Ströme in eilfertigen Fluthen herabstürzen, in ein so enges Bette zusammen, daß er dem Auge des Reisenden kaum mehr sichtbar bleibt. Diese wildromantischen Lagen stimmen das Gemüth zu düsterer Melancholie. Hoch hinauf über Wälder, und zwischen verwitterten Felsenmassen thronen Ruinen alter servischer Burgen, und trotzen der alleszerstörenden Zeit, die längst kein Recht mehr auf sie zu haben scheint. Die Hügelreihen des Bannats und von Temeswar kontrastiren sehr mit Serviens hohen Gebirgen. Beyde Donau-Ufer sind in diesen Gegenden von Distanz zu Distanz mit Militär-Posten besetzt. Auf der östreichischen Seite bestand die Gränzwache aus Bauern mit grünen Jacken, die mit Flinten und Patrontaschen versehen waren.

Wir brachten die Nacht auf dem Wasser zu; es blies ein heftiger Wind, und der Regen goß in Strömen herab, das Schiff füllte sich mit Wasser, welches man immer herauspumpte, und das jedes Mal wieder anwuchs. Kaum begann das erste Tageslicht die Gipfel der Berge zu erleuchten, so lichteten wir die Anker, um unsre Reise den Fluß hinauf fortzusetzen. — Durch erquickende Sonnenstrahlen war unser gesunkener Muth bald wieder belebt worden; das Wetter klärte sich ganz auf, und unsre ausgebreiteten Kleider fingen eben zu trocknen an, als wir mit einem Male in eine fürchterliche Gefahr geriethen, die, wenn nicht das glücklichste Ungefähr dazu gekommen wäre, nothwendig unserer Fahrt so wol als unserm Daseyn ein plötzliches Ende hätte machen müssen. Unversehens stürzte nämlich ein ungeheures Felsenstück hoch von einem Berge herab in das Bette des Flusses. Ein fürchterliches Getöse verkündete seine Ankunft. Weder Bäume noch Häuser, noch irgend etwas vermochte seinem Andrange zu widerstehen, und es schien den Fluß eigentlich verschütten zu wollen. Umsonst würden unsere Schiffer es versucht haben, durch eine schnelle Flucht dem ihnen drohenden Ungewitter zu entfliehen; dazu war die Zeit zu kurz. Zugleich mit ihnen mussten wir, den Blick auf die furchtbare Lawine geheftet, unser Schicksal erwarten. Doch die Hand der Vorsehung rettete uns. Die Masse traf im Herabstürzen seitwärts auf ein ebenes Stück Landes, wo sie zersplitterte, so daß außer einer beträchtlichen Menge Geschiebes eigentlich nichts in den Strom fiel. Unsere Bootsleute versicherten uns, es haben ähnliche Ereignisse schon manchen Schiffern und Reisenden auf der Donau das Leben gekostet.

Unsere Ueberfahrt von Poritsch nach Belgrad wurde nur zum Theil zu Wasser, und mehrere Stationen theils zu Pferde, theils in Wagen gemacht. Die beyden letztern Arten zu reisen sind hier zu Lande sehr unangenehm; zumal war der Postwagen eigentlich unerträglich. Er führte fünf Mann nebst ihrem Gepäcke, auch rückten wir fünfzig Werste weit sehr langsam vor. Es hätten sich zwar Sattelpferde finden lassen, allein wegen allzugroßer Müdigkeit konnten wir uns derselben nicht bedienen. Was wir hingegen nicht genug rühmen können, das ist die Gefälligkeit und Gastfreundlichkeit der Bouloukbaschas, welche bey jeder Poststation uns guten Wein, Zwiebeln, eingemachte Kirschen, gebackes Fleisch, und weichgesottene Eyer reichen liessen *). In der Stadt Semendria, vierzig Meilen von Belgrad, machten wir einige Augenblicke Halt. Diese Stadt, von den Serviern Smederew genannt, und vormals die Residenz der Könige von Servien, liegt an den Ufern der Jassowa, da, wo sich diese in die Donau ergießt, und ist mit einer alten Citadelle versehen.

Umsonst hofften wir, Belgrad vor Nacht zu erreichen; um Mitternacht waren wir noch fünf Werste davon entfernt. Um bey den Serviern, die bey der Lage, worein der Krieg sie versetzt, sehr mißtrauisch sind, keine Besorgniß zu erwarten, beschlossen wir, was auch unsre Führer uns anriethen, den übrigen Theil der Nacht im Freyen zuzubringen. Wir lagerten uns, in bester Ordnung, mitten auf einer großen Ebene. Jeder legte sein Gepäcke

*) Ubradowitsch in seiner in servischer Sprache geschriebenen Allgemeinen Erdbeschreibung (Venedig 1794) nennt Servien ein an Wäldern, Weiden, Ochsen, Kühen, Milch, Butter, Käse, Früchten, Honig und Wachs reiches Land.

unter den Kopf; einer der servischen Postillone musste die Pferde hüten, und obgleich diese Lagerstätte etwas hart war, so säumten unsre Augen gleichwol nicht, sich in einem wohlthuenden Schlummer zu schließen. Früh um 3 Uhr wurde wieder zu Pferde gestiegen, und um 4 Uhr langten wir in Belgrad an.

Mein Absteigquartier nahm ich in dem Hause des Staatsraths Rodophinikin, von dem ich mit außerordentlicher Gefälligkeit und Freundschaft aufgenommen wurde. Er verlangte, daß ich ihn in die Versammlung des Senats begleiten sollte. Bey unserm Eintritt in den Rathssaal, der wegen seines gewölbten Plafonds und der darin herrschenden Feuchtigkeit eher einem Keller gleich sah, stunden die sämmtlichen Senatoren von ihren Sitzen auf, und machten eine angemessne Verbeugung. Ich wurde ihnen in der Eigenschaft eines russischen Majors vorgestellt, welcher als ein Geschenk Seiner Majestät des Kaisers aller Reussen das zum Gebrauche der servischen Kirchen bestimmte heilige Oel überbringen sollte. Nun war es an mir, diesen Vätern des Vaterlandes meine Reverenz zu machen, und auf ihre Frage: Debro doschli, gospodin major? (Ist Ihre Reise glücklich von Statten gegangen, Hr. Major?) Jedem absonderlich zu antworten: Ohvala Bogu! (Ehre sey Gott! oder Gott sey gelobt!) welchen Ausruf sodann jeder von ihnen gravitätisch wiederholte. Nachdem diese Komplimente vorbey waren, nahm Jedermann Platz. Die Versammlung bestund aus fünf Mitgliedern, von denen einer, als Präsident, einen besondern Stuhl einnahm, indeß die Uebrigen, in einer Reihe, ihm gegenüber saßen. Alle diese Herren, und besonders der Präsident, zeichneten sich durch ein ernsthaftes oder vielmehr düsteres Wesen sowol, als durch Unreinlichkeit in ihrer Kleidung, aus. Mitten im Sale saßen an einem Tische zwey Griechen als Sekretärs, welche die Expeditionen mit der ihrer Nation eigenthümlichen Leichtigkeit machten. Diese Leute sind hier zu Lande um so unentbehrlicher, da keiner der Senatoren schreiben kann. Nach Verfluß einer halben Stunde verließ ich mit Hrn. Rodophinikin die Sitzung, und hatte dann das Vergnügen, mit diesem liebenswürdigen Manne zu Mittag zu speisen. Nach Tische lud er mich, um die Merkwürdigkeiten der Stadt und ihrer Umgebungen zu besehen, auf einen Spazziergang ein. Er selbst war nebst zwey sich bey ihm aufhaltenden Franzosen zu Pferde; mich aber, da ich zum Reiten zu müde war, führte sein Sekretär in einer Postchaise. Unweit von der Stadt an dem Ufer der Donau hatte Hr. Rodophinikin eine Mineral-Quelle entdeckt, die er mir zeigte. Sie sprudelt aus einem schwarzen Erdreiche hervor, hat kristallhelles Wasser und einen sehr entschiedenen Salpeter-Geschmack.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zwey Briefe von Schiller, an den K. W. Hrn. Hofschauspieler S — z.

1.

Weimar, den 20. Febr. 1804.

Ihr Brief, werthester Herr, rief mir das Andenken eines sehr angenehmen Abends zurück, den Sie uns in Weimar durch Ihre Kunstdarstellung schenkten, und ich ergreife diese Gelegenheit mit Vergnügen, Ihnen die Achtung zu versichern, die Sie mir eingeflößt haben.

Wilhelm Tell ist zwar fertig, und man schickt sich hier in Weimar, so wie auch in Berlin an, ihn einzustudieren, aber bestimmte Verhältnisse erlauben mir nicht, dieses Stück vor dem May an andre Bühnen zu geben. Und da es gegen das Ende des Jahrs ohnehin im Druck erscheint, so werden Sie solches wahrscheinlich in Breslau lieber gedruckt erwarten wollen, als einen Preis von 25 Dukaten dafür bezahlen, unter welchem ich es nicht hingebe. Auch muß ich noch bemerken, daß dieses Stück des zahlreichen Personals wegen, welches gegen 36 sprechende Rollen umfasst, manche Schwierigkeiten, und wegen des Kostüms, der vielfältigen und neuen Dekorationen rc., großen Aufwand mit sich führt.

Schreiben Sie, werthester Herr, die Offenheit, mit der ich Ihnen dieses Bedenken mittheile, der aufrichtigen Achtung zu, die ich für Sie fühle, und mit der ich die Ehre habe, mich zu nennen

Ihren ergebensten Diener,
Schiller.

2.

Weimar, den 24. März 1804.

Hiebey erhalten Sie das Manuscript des Wilhelm Tell, so wie wir das Stück hier in Weimar gaben. Wir haben mit 17 männlichen Schauspielern 30 männliche einzeln sprechende Rollen besetzt, ohne daß es nöthig gewesen wäre, die Hauptrollen zu dupliren. Jedes Theater muß sich hierin nach seinem Personale richten; es kann im Ganzen nichts darüber bestimmt werden. Ich merke in einem beyliegenden Blatt blos die Rollen an, welche durch denselben Schauspieler können gegeben werden.

Auf ein geschicktes Arrangement bey den großen Volksscenen kommt Vieles an, und dieses kann durch keine schriftliche Vorschrift mitgetheilt werden. Eben so wenig brauch' ich Ihnen vorzuschreiben, wie die Rolle des Tell zu nehmen ist. Die Rolle erklärt sich selbst; eine edle Simplicität, eine ruhige gehaltne Kraft ist der Charakter; mithin wenige, aber bedeutende Gesticulation, ein gelaßenes Spiel, Nachdruck ohne Heftigkeit, durchaus eine edle schlichte Manneswürde. Daß die Rollen des Melchthal, W. Fürst, Stauffacher, Attinghausen, Rudenz, der Bertha und Hedwig, in die besten Hände zu geben sind, brauch' ich nicht zu sagen; aber auch die kleinern Rollen, wie Ruodi der Fischer, Baumgarten, Rösselmann, Meding, Johannes von Oestreich, Gertrud und Armgart, sind sorgfältig auszutheilen, und besonders ist die Rolle des Knaben Walther zu empfehlen. Uebrigens verlasse ich mich bey der theatralischen Aenderung des Stücks vollkommen auf Ihre Einsicht und Erfahrung.

Vom Kostüme leg' ich einige Zeichnungen bey. Uebrigens gilt bey diesem Stücke ganz das Kostüme des Mittelalters, und das Eigenthümliche der alten Schweizer,

tracht ist besonders in den weiten Pumphosen; — die ganz gemeinen Landleute können zum Theil im Hemd, mit bunten Hosenträgern spielen, und viele Kleider erspart werden. Auf dem Kopf tragen Einige Barette, Andere schwarze oder bunte Hüte.

Johann von Oestreich ist in weisser Mönchskutte; darunter kann er ein kostbares Ritterkleid und einen mit Edelsteinen besetzten Gürtel tragen, welches nach seiner Erkennung kann gesehen werden. Stier von Uri ist auf einer Seite gelb, auf der andern schwarz, und führt ein großes Kuhhorn mit Silber beschlagen.

Im Rütli sind es die Schauspieler und nicht die Statisten, welche die Fackeln tragen und den vordern Ring bilden. Tell schießt nicht wirklich, sondern schnellt nur ab, denn der Pfeil kann in der Luft nicht gesehen werden.

Ich setze nichts hinzu, als daß ich das Stück Ihrer Sorgfalt bestens empfehle. Hochachtungsvoll

der Ihrige v. Sch.

Beylage.

Winkelried — und Johannes von Oestreich.
Itol Reding — und Kuoni, auch Stüßi.
Werni — und Meier von Sarnen, auch Wanderer im 4. A.
Frießhard — und Frohnvogt.
Leuthold — und Meister Steinmetz.
Rudolph Harras — und Ausrufer.
Sigrist und Rösselmann — auch Gesellen und Handlanger. —
Jenni und Seppi können durch Mädchen gespielt werden.

N. S. Vom Industrie-Komptoir sind mir die 25 Dukaten richtig bezahlt worden. — Sch.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz.

Wenn schon die vielberufenen Synodal-Konstitutionen des Bischofs von Fryburg, des P. Maximus Guisiau vom Kapuzinerorden, (deren auch das Morgenblatt im vorigen Jahre Erwähnung that), weniger der Literatur als der Kulturgeschichte angehörten, so ist das noch viel mehr mit einer kleinen moralisch-ascetischen Schrift der Fall, die im Geiste eben jener Synodal-Konstitution unter dem Titel: Reglement de Vie, utile à toute sorte de personnes. Par un P. du Collège de Fribourg en Suisse, kürzlich daselbst (90 S. in 12.) erschienen ist. Der sich mit großer Bescheidenheit als „un P. du Collège de Fribourg" ankündigende Verfasser ist wirklich ein Professor der Theologie am Gymnasium in Fryburg, Hr. Louis Gottofroy von Echallans, und man kann aus seiner Anweisung zu einem seligen Leben einigermaßen wenigstens den Unterricht beurtheilen, welchen die studierende Jugend in Fryburg erhält. Die Lebensregeln selbst sind, vermuthlich nach Maßgabe ihrer Wichtigkeit, unter acht Rubriken geordnet, deren die erste jene enthält, welche nie dürfen vergessen werden, die nachfolgenden aber diejenigen, welche allezeit, öfters, zu gewissen Zeiten, täglich, wöchentlich, monatlich und jährlich zu beobachten sind. Aus der ersten Rubrik mit der Aufschrift: Jamais, will man zwey Vorschriften wörtlich und wol auch am Besten unübersetzt ausheben. Sie lauten also: „N'allez aux spectacles, ni aux bals, ni aux danses, ni aux autres assemblées ou Dieu est offensé. Ce sont là les plaisirs du monde, aux-quels vous avez renoncé lors de votre baptême." — „Ne vous arrêtez seul à seul sans témoins, ou sans pouvoir être vû de quelqu'un avec des personnes de l'autre sexe. Sans cette précaution vous perdrez bientôt la chasteté." Wenn diese letztere Lebensregel traurige Erfahrungen von Seite desjenigen voraussetzt, der sie der Unschuld warnend ertheilt, so ist hinwieder die nachfolgende, aus der zweyten Rubrik, Toujours betitelt, für die religiöse Verketzerungssucht des Hrn. Professors ein unverwerfliches Zeugniß: „Trauet denen nicht, (sagt Hr. Gottofroy), welche Neuerungen in Sachen der Religion lieben und gutheißen; welche behaupten, alle Religionen seyen ehrwürdig; welche die Vorschriften und Anweisungen der Kirche verachten, die von ihr gebilligten Ceremonien und gottesdienstlichen Uebungen lächerlich machen, und hingegen Geschmack an weltlichen Vergnügungen und Freuden verbreiten helfen. Von welchem Stand und Rang diese auch sind, wie rechtschaffen sie übrigens auch seyn, (quelle que soit la probité dont ils font profession), und wie liebenswürdig sie euch vorkommen mögen; gebt ihnen kein Gehör und fliehet vor ihnen. Sie sind verdorbne und verkehrte Menschen, reißende Wölfe in Schafpelzen, und ihre Reden sind ein schleichendes Gift, das Ansteckung und Verderben um sich her verbreitet." Man kann denken, was eine solche Warnung vor Neuerern, welches Standes und Ranges und wie redliche Männer sie übrigens auch seyn mögen, für Anwendungen erhalten mag! — Auf die Lebensregeln folgt eine Anleitung zur Meditation oder den Selbstbetrachtungen, nach St. François de Sales; dann ein langes Verzeichniß der Indulgenzen oder Ablasse, die von verschiedenen Päpsten mit dem Hersagen gewisser Gebetsformeln verbunden wurden; es füllt dieses Verzeichniß vierzehn Seiten, und der Hr. Professor der Theologie empfiehlt sehr ernstlich: man soll in der Auswahl der Gebete sich vorzugsweise an diejenigen halten, mit denen solche Ablasse verbunden sind, wobey er auch nicht unterläßt zu bemerken, daß durch Hersagen der empfohlnen Gebete der Ablaß nach Belieben für den Beter oder für die armen Seelen im Fegfeuer Anwendung finden kann. Den Schluß macht eine Auswahl der vorzüglichsten Gebete selbst. Das merkwürdigste und zugleich auch das ausführlichste derselben ist die Anbetung der fünf Wunden des Erlösers. Ein Machwerk ausschweifender Mönchsphantasie und eine höchst unwürdige mystische Spielerey, wie man deren nur in den Schriften der zügellosesten Schwärmer antrifft. Da liest man unter andern: „Seigneur! nous vous supplions, de rectifier nos erreurs par la vertu de la plaie de votre pied gauche" — und weiter: „Seigneur! nous vous prions, de diriger nos pas et nos demarches dans la voie du salut par la vertu de la plaie de votre pied droit." Vollends aberwitzig sind die Bescherungen, welche der Hr. Professor den Wunden der Hände zugedacht hat. Man höre: „Je mets dans votre main droite mes parens, mes amis, mes bienfaiteurs et tous vos élus, afin que ni le démon, ni le monde, ni la chair ne puissent les ravir de votre main. Nous recommandons à la plaie de votre main gauche les pécheurs et nos ennemis, les méchans, les impies, les libertins de nos jours. Vermuthlich soll dieses unsinnige Gewäsch doch wol nur ein Commentar zu den Schafen und Böcken seyn. Am Ende heißt es, nach Abfertigung der fünf Wunden: Nous adorons aussi toutes les autres plaies, dont votre corps adorable et vos membres sacrés ont été meurtris, et nous vous supplions, de nous en appliquer tous les mérites! Dieses Büchlein ist mit einer (vom 2. Nov. 1809 datirten) Gutheißung versehen, worin solches allen Christen, und besonders den Angehörigen der Diöcese, als ein sicherer Leiter und ächter Wegweiser des Heils empfohlen wird. Gewiß darf die Zeitgeschichte solche Erscheinungen nicht unbeachtet lassen.

Nro. 227.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 22. September, 1813.

Ohne Liebe, ohne Sympathie, ohne Hoffnung auf eine rächende Unsterblichkeit würden wir untergehen auf diesem Ocean des Schreckens.

Claudius.

Die Reise durch Servien und über Czerni-Georg.

(Fortsetzung.)

Die Festung Belgrad, zwischen die Donau und Sawa eingezwängt, hat eine eben so schöne und vortheilhafte, als schwer zu bezwingende Lage. Sie besteht aus zwey Festungen, einer höhern und einer tiefer gelegenen. In dieser letztern befinden sich das Arsenal, ein großes steinernes Gebäude, und die Kasernen. Im Arsenale werden Lanzen, Gewehre und Patronen verfertigt, auch Glocken gegossen. Mit allen diesen Arbeiten werden die türkischen Gefangenen beschäftigt. Auch hat man, wiewol ohne Erfolg, versucht, Kanonen in diesem Arsenale zu gießen. Mehrere Stücke, die ich liegen sah, hatten nicht fertig gemacht werden können. In der obern Festung befindet sich das Haus des Pascha, welches ebenfalls steinern und zwey Stockwerke hoch ist. In einem der Säle desselben zeigt man mehrere den Türken abgenommene Fahnen, und ein großes Gemählde, auf welchem alle Czaren oder Oberhäupter von Servien abgebildet sind, in deren Reihenfolge auch Czerni-Georg figurirt. Er ist in dem Augenblicke vorgestellt, wo er einem vor seine Füße niedergeworfnen Türken den Kopf absäbelt. Die Erfindung und Ausführung dieses Gemähldes ist von einem Servier. — In diesem Theile der Festung sahen wir auch noch eine schöne, sehr hochgewölbte, aber nichts Bemerkenswerthes enthaltende Moschee. *)

Nahe bey dem Hause, wo gewöhnlich der Pascha residirt, ist in einem Thurm ein sehr tiefer Sodbrunnen, und in geringer Entfernung von diesem der Eingang einer unterirdischen Galerie zu sehen, die parallel mit der Sawe ausgehen soll, und in die man über dreyhundert Stufen hinabsteigt. Der großen Feuchtigkeit wegen hält es aber schwer, darin fortzukommen. *) Die Festung ist mit doppelten Thoren verschlossen, deren Flügel von massivem Eisen sind.

Nachdem wir die Festung besehen hatten, statteten wir bey dem Metropolitan Leon einen Besuch ab. Dieser liebenswürdige und bescheidene Prälat wohnt in einem unscheinbarn hölzernen Hause. Er beehrte uns mit einer langen und interessanten Unterhaltung. Von da begaben wir uns zu dem Kommandanten, Mladen Milanowicz, der eben von den Fatiguen, die ihm die Sitzung

*) Zufolge dem Berichte des Hadgi-Khassah in seinem in türkischer Sprache abgefassten Djihan Numa (Weltspiegel), hat Belgrad hundert Meschéen, zehn Bäder, eine Menge Khans oder Hallen, und zwey Bezestans (Märkte), nebst mehrern Gärten.

*) Von dieser unterirdischen Galerie meldet Blount, ein englischer Reisender aus dem siebenzehnten Jahrhundert, (A Voyage into the Levant etc., wovon die achte Ausgabe in London 1671 erschienen ist), Folgendes: In dem Schlosse zu Belgrad sah ich einen Thurm, der inwendig mit eisernen Haken und Spitzen ausgeschlagen ist. In diesen werden die Missethäter herabgestürzt, und finden einen mehr oder weniger geschwinden Tod, je nachdem sie schneller oder langsamer, auf diese oder jene Seite, herabfallen. Die Ueberreste dieser Unglücklichen werden von den bis an die Fundamente des Thurms eindringenden Fluthen der Donau weggespült.

des Senats, dessen Präsident er ist, verursacht hatte, wieder ausruhte. Man weckte ihn auf; er erschien, die Augen noch voll Schlaf, in einem rothen Nachtrock und Pantoffeln. Ein großer wohlgenährter Körper zeugt von dem an der Tafel dieses Mannes herrschenden Ueberflusse, und von den guten Tagen, die er sich zu verschaffen weiß. Er war kurz von Worten, gähnte oft, und trank in starken Portionen rothen servischen Wein. Noch am gleichen Abend beehrte er mich in Begleitung des Staats-Sekretärs und eines Panduren mit einem Gegenbesuche. Ich ging ihm entgegen und wurde angenehm überrascht, als ich ihn seinen silbernen, reich vergoldeten Säbel von türkischer Fabrik von der Hüfte losschnallen und mir überreichen sah, indeß mich der Sekretär, ein Grieche, der geläufig Russisch sprach, also anredete: Empfangen Sie diesen Säbel, als ein Andenken von Seiten des Servischen Senates, für die große Mühe, die Sie haben nehmen wollen, aus einem fernen Lande das zum Dienst der Servischen Kirchen bestimmte heilige Oehl zu uns herzubringen. Ungeachtet aller Bedenklichkeiten, die ich äußerte, ein so kostbares Geschenk anzunehmen, konnte ich am Ende doch nicht umhin, mich seinen wiederholten Zumuthungen zu fügen.

Sehr leid that es mir, den berühmten Czerni-Georg, auf dessen Unternehmungen in unsern Tagen die Aufmerksamkeit eines großen Theils von Europa gerichtet ist, nicht persönlich kennen zu lernen. Er befand sich gerade auf einem achtzig Wersten von Belgrad entfernten Landhause; und da ich anfänglich Lust bezeigte, ihm daselbst einen Besuch abzustatten, so mißriethen es mir meine Freunde, indem, wie sie sich äußerten, nichts, als ein roher, brutaler Mensch in ihm zu finden sey, von dem es äußerst schwer halte, nur ein vernünftiges Wort zu hören. Folgende diesen Mann betreffende Notizen rühren von Leuten her, die ihn aufs Genaueste kennen, und deren Wahrheitsliebe sich verbürgen läßt.

Czerni-Georg ist in der Nähe von Belgrad geboren. Von frühester Jugend an nährte er einen unversöhnlichen Haß gegen die Türken, welche damals sein unglückliches Vaterland unter einem eisernen Scepter darnieder drückten. Noch als Jüngling traf er einst einen Türken an, der ihn mit gebieterischer Miene aus dem Wege gehen hieß, wofern er nicht eine Kugel vor den Kopf haben wolle. Czerni-Georg kam ihm zuvor, streckte ihn todt zur Erde, und entfloh, um sich vor den gefährlichen Folgen dieser That sicher zu stellen, nach Siebenbürgen, wo er in Oestreichische Dienste trat, und bald eine Unter-Officiersstelle erhielt. Doch nicht lange, so verfolgte ihn ein neuer Unstern. Da ihn nämlich sein Hauptmann eines begangenen Fehlers wegen hatte bestrafen wollen, so tödtete er diesen, rettete sich eilends in sein Land zurück, und betrat daselbst eine neue, seinem Geschmacke angemessene Laufbahn, indem er Räuberhauptmann ward. *) Nun kampirte er in den undurchdringlichsten Wäldern, überfiel öfters die Türken, und fügte ihnen die blutigsten Niederlagen zu. In seiner Wuth gegen ein von ihm angefeindetes Volk schonte er weder Alter noch Geschlecht, und schlachtete Weiber, Kinder und Greise. Um Rache zu nehmen, verurtheilten hinwieder die Türken vier und zwanzig der vornehmsten Servier, darunter sogar einen Archimandriten, zum Tode, und zogen ein beträchtliches Korps zusammen, um die Bande des Czerni anzugreifen. Jetzt aber eilten die unterdrückten Servier von allen Seiten ihrem Rächer zu Hülfe. Czernis alter Vater allein, der bis dahin nie von seiner Seite gewichen war, wurde ihm abtrünnig, machte ihm über seine begangenen Grausamkeiten, über das vergossene Blut so vieler Unschuldigen, und die äußerste Gefahr, der er sein Vaterland auszusetzen im Begriffe stünde, die bittersten Vorwürfe, und drohte ihm, die ganze um ihn versammelte Truppe den Türken in die Hände zu liefern. Umsonst beschwor ihn Czerni, sein Betragen zu ändern; Jener verreiste, und schlug die Straße nach Belgrad ein. Czerni folgte ihm auf dem Fuße nach, machte noch einen letzten Versuch, um ihn zu Aenderung seiner Gesinnungen zu bringen, und als der Greis unbeweglich blieb, so tödtete er ihn durch einen Pistolenschuß.

Der Kampf gegen die erbitterten Türken war langwierig und hartnäckig. Für den Anführer einer nicht disciplinirten Truppe konnte es nicht anders, als sehr schwierig seyn, über eine Nation, die von den Europäern die militairische Taktik erlernt hatte, den Sieg zu behaupten. Doch ward es allmählich den Serviern zur Gewohnheit, ihre Feinde zu überwinden. Czerni-Georg, mit einem durch erhaltene unzählige Vortheile erhöheten Muthe, trat jetzt aus seinen unzugänglichen Wüsten hervor, unternahm die Belagerung von Belgrad, und zwang endlich durch seine tapfere Beharrlichkeit die türkische Besatzung, sich am 1. December 1806 zu ergeben. So schwang sich ein ganz einfacher Mensch, ohne Erziehung, zum Befreyer seines Vaterlandes und zum obersten Befehlshaber seiner Nation empor.

(Die Fortsetzung folgt.)

Clamora.

Gern klatscht' ich der Sängerinn immer:
Denn hört' ich zum Glücke sie nimmer. Hg.

---

*) Hierbey ist zu bemerken, daß es in Albanien und ganz Griechenland Haufen von Mißvergnügten gibt, die in den Wäldern, und mit den Türken in beständigem Kriege leben. Diese Leute nennen sich Räuber oder Diebe, (κλέπτας), greifen aber blos die Türken an, und werden von den griechischen Bauern als rächende Helden betrachtet, die man in denjenigen Dörfern, wo keine Muselmänner leben, mit Jubel aufnimmt.

Noten zur Menschenkunde.

6.

Der mühseligste und stockendste Unterhaltungs-Ton in geselligen Cirkeln ist — wenn man es darauf anlegt, sich einander in seynsollenden geistreichen Gesprächen herauszufordern, und in den Stunden, welche dem Geiste des Frohsinns gewidmet sind, mit den Ausstellungen von Vielwisserey zu kokettiren. Daß sich diese sogenannten geistreichen Partien hierbey gar bald selbst langweilen, ist sichtbar genug, und spricht sich vornehmlich in jener so bemerklichen egoistischen Aengstlichkeit aus, welche nur immer das letzte Wort haben will. Man sollte es doch lernen und wissen, daß der eigentliche liberale und bessere Unterhaltungston in der leichten und gemüthlichen Freyheit der Ideen, und ihren ungekünstelten Aeußerungen besteht, daß sich die Gedanken hierbey eigentlich nicht, wie in gelehrten Gesprächen, einander durchdringen, sondern nur gleichsam im Fluge sich berühren und ergreifen, und in dieser Berührung den ganzen geselligen Cirkel ansprechen sollen. Der glücklich gewählte Wechsel zwischen fröhlichem Ernst und ernster Fröhlichkeit, verbunden mit dem lachenden Scherz, ohne Neckerey und Persifflage, das treuherzige aber verständige Aufschließen der Gemüther für einander, das leise Eingreifen eines Jeden in die Saiten der Unterhaltung, als ob alle Anwesende aus Einem Geiste und Einem Herzen redeten, — dies sind, meiner Meinung nach, die bessern Elemente, worauf der bessere Ton der geselligen Unterhaltungen gegründet werden sollte.

7.

Die Unentschlossenheit ist etwas so Allgemeines in den menschlichen Gemüthern, — daß man beynahe glauben sollte, daß sie mit einer geheimen Wollust ihres Hin- und Herschwankens verbunden sey. Das Wollen und Nichtwollen in denselben Momenten, so wie das schnell auf einander folgende Ja und Nein lebhafter und mißtrauischer Leute scheint wenigstens dem Gemüthe Abwechslung und Beschäftigung in Menge zu geben, — und wir bemerken an solchen Leuten oft eine viel größere Thätigkeit, als bey denjenigen, die mit ihren Planen bald fertig werden. — Der Muth an sich selbst, und seine Verwandtinn, die Entschlossenheit, machen auch als Gemüthszustand den Menschen eigentlich nicht froh, sondern erquicken uns nur in dem, was sie ausrichten. Der Unentschlossene dagegen macht sich gar leicht das Kompliment, daß es doch viel klüglicher gewesen sey, die Sache noch aufzuschieben, und einen bessern Zeitpunkt abzuwarten. Diejenige Unentschlossenheit ist gewöhnlich die bedächtlichste und schwankendste, welche nur immer horcht und lauscht, was die Menschen zu ihren Handlungen sagen werden — und so finden wir oft die entschiedene Stärke eines Charakters mit den Symptomen einer ängstlichen Umsicht seltsam genug vereinigt.

Der Nachtwächter und der Wachhund.

Wächter.

Was liegst und knurrst du, Murrkopf! vor der Thür?

Hund.

Was gehst du, Alter, auf den Straßen hier?

Wächter.

Ich wache so allnächtlich für die Stadt.

Hund.

Für dieses Haus hier wach' ich früh und spat.

Wächter.

Du bellst ja nur.

Hund.

Du schreist.

Wächter.

Nach Amtsgebrauch.

Das Volk versteht mich doch.

Hund.

Mein Herr mich auch.

Wächter.

Ich rufe: Wahrt das Feuer und das Licht.

Hund.

Ich schütze meinen Herrn vor Diebsgezücht.

Wächter.

Durch dein Gebell?

Hund.

Mensch! prahle nicht so sehr
Mit deiner Sprache! Bellen nützt doch mehr.
Ich belle, eh' ein Dieb gestohlen hat,
Und wenn du lärmest, brennt's schon in der Stadt.

Rell.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 26. August.

(Fortsetzung.)

„Nicht nur jener Kaufvertrag sey falsch“, behauptete Michel ferner, sondern auch der Vergleich, den derselbe nach einem langen seit 1806 geführten Prozesse mit Reynier am 26. Febr. 1811 dahin abgeschlossen haben soll, daß er dem Reynier 95,500 Franken als Schadloshaltung für abredewidrigen Verkauf von Staats-Papieren, wodurch er ein Sinken derselben zu Reyniers Nachtheil bewirkt hätte, bezahlen wolle. Zwar habe Mad. Michel, als Bevollmächtigte ihres Mannes, auf diesen Vergleich 30,000 Fr. (am 21. Sept. 1811) baar bezahlt, und den Rest in guten Wechseln zu tilgen versprochen; allein er (Michel) setze sich der Erfüllung dieses Versprechens entgegen, und klage auch in Hinsicht dieses Vergleiches Reynier'n

als Verfälscher und Guille, der den Vertrag geschrieben habe, als seinen Mitschuldigen an." *) Soweit Michel.

Reynier antwortet darauf: „Der Kaufvertrag vom 20. Jänner 1806 habe seine Richtigkeit, indem er zum Beweise der Ausführung desselben vorzeige: 1) Einen Sorten-Zettel vom 21. desselben Monats, geschrieben von der Hand Boissière's, Michels damaligen Buchhalters, worin er den Empfang von 400.000 Franken bestätige, nämlich 213.500 Franken in Bank-Billeten und 192,000 Franken in Wechseln, zusammen 405.500 Franken. Von dem Ueberschusse zu 5.500 Franken wären dem Michel 2288 Franken 12 Centimen als Zinsen der nichtfälligen Wechsel zuerkannt worden, und 3211 Franken 88 Centimen habe Michel in einem Bon auf sich an Reynier zurückgestellt."

2) „Ein eigenhändiges Schreiben von Michel von demselben Tage, womit er den Sorten-Zettel und sein Bon von 3211 Franken 88 Centimen an Reynier schickte, und der ausdrücklich des Vertrags vom 20. erwähnt."

3) „Ein Schreiben von Boissière vom 21. Februar desselben Jahrs, worin er Reynier'n meldet, daß einer der Wechsel zu 60.000 Franken nicht bezahlt worden wäre."

4) „Derselbe Wechsel, den Reynier selbst eingelöst und, mit dem Acquit des Boissière und der Unterschrift Michel versehen, zurückerhalten habe."

„Zwar behaupte Michel, (fährt Reynier fort), sein Schreiben vom 21. Jänner und seine Unterschrift unter dem bezahlten Wechsel wären unterschoben, allein er wäre bey der gerichtlichen Vorzeigung dieser vier Beweisstücke so überrascht gewesen, daß er kein Wort vorbringen konnte, sondern, dem Rathe seines Advokaten Grappe zu Folge, seine Erklärung auf den andern Tag versprach" (eine unerhörte Nachsicht, ruft Reynier aus, daß man dem Ankläger einen Sachwalter vor Gericht beystehen lasse! Wie war es Micheln möglich, seine Erklärung auf den andern Tag zu verschieben, wenn er im Gewissen von der Gerechtigkeit seiner Sache und folglich von der Falschheit des Vertrags überzeugt ist!!!) „Am andern Tage habe nun Michel die schriftlichen Aussagen von vier Schreibverständigen (experts en ecriture) vorgebracht, welche behaupteten, der Brief vom 21. und die Unterschrift des Wechsels seyen nicht von Michels Hand. Allein die Aussagen glichen sich fast wörtlich, was den Verdacht errege, daß sie nach einem von Michel vorgelegtem Muster kopirt worden wären, und dieser Verdacht gewinne um so mehr Wahrscheinlichkeit, als Michel sich weigere, diese Schrift, die zur Grundlage ihrer Arbeit diente, vorzuzeigen. Uebrigens sey es etwas Erbärmliches um das Zeugniß der Schreibverständigen; denn, vor Gericht verhört, hätten sie sich widersprochen, und endlich gar, als man ihnen ächte Unterschriften Michels neben den zweifelhaften vorlegte, erklärt: Beyde seyen ähnlich und von einer Hand!! so daß einer derselben ausrief: Ce jour est un jour de deuil pour l'expertise! Hätten doch eben diese Schriftverständigen auch den Vergleich vom 26. Febr. 1811 für unterschoben erklärt, obgleich drey Andre, welche Mad. Michel zu Rathe gezogen, eh sie 30.000 Franken darauf als Abschlag bezahlte, die Aechtheit desselben erkannt hätten. Nichts sey unerlaubter, als Michels Versuch, das Gewissen eines Zeugen (befragt über die Bestimmung eines im Sorten-Zettel enthaltenen Wechsels) dadurch irre zu machen, daß er ihm an seiner eignen Schrift zeigte, wie leicht Handschriften mittelst eines Calcus nachzumachen wären, so daß dieser Zeuge damit endete zu erklären, daß er nichts mehr untersuchen und versichern wolle, indem er seine eigne Handschrift nicht mehr erkenne." Nichts sey abgeschmackter, als die Behauptung: Boissière habe sich einer Carta bianca zum Vertrage bedient; in diesem Falle würde man Micheln auf eine weniger verwickelte Art zu Reynier's Schuldner gemacht, und Boissière sich nicht für ihn verpflichtet haben."

„Michels Erklärung, daß der Sorten-Zettel, (Bordereau) der 405,500 Franken, so wie sein Bon, das er für den Ueberschuß von 3211 Fr. und 88 C. ausstellte, sich auf ein andres Geschäft bezogen, indem bey dem Datum: 21. Jänner, keine Jahrzahl stünde, werde durch das Zeugniß Boissière's, der sich sehr wohl der Epoche und Umstände erinnere, und durch Michels eigne Worte im Briefe vom 21. Jänner: J'ai reçu les 400,000 Fr. contenus dans notre traité du 20 courant, entkräftet."

„Michel behaupte, ein Kauf auf so lange Frist sey etwas Unerhörtes, da doch andre zu zwey Jahren auf der Börse bekannt wären; was könne in den Spekulationen eines Mannes befremden, der nur Außerordentliches unternähme?" „Wenn Reynier von den Vortheilen, die ihm dieser Vertrag darbot, in keiner der Verlegenheiten, in denen er sich seitdem befand, und nicht einmal bey seinem Unfall in der Handlungs-Krisis von 1809 Gebrauch gemacht habe, so sey dies natürlich gewesen, da der Vertrag eine Hülfsquelle war, die vom Wechsel des Schicksals abhing, und eben so gut gegen ihn ausschlagen konnte; allein es sey falsch, daß er, obgleich im Ganzen zurückhaltend darüber, nicht dennoch gegen mehrere bedeutende Personen schon 1809 Erwähnung davon machte, und selbst den Vertrag vorzeigte, (wie sie als Zeugen seitdem auch vor Gericht bestätigten). Daß in seinen Büchern keine Spur davon vorkomme, rühre daher, daß er keine halte, sondern seine Geschäfte baar abmache, und nur die Aktenstücke aufbewahre; wenn Michel darauf fuße, daß auch die seinigen nichts von diesem Vertrage enthielten, so könne erstlich Niemand seine Bücher zu einem Beweise für sich erheben, und sich selbst Rechtstitel schaffen; dann habe Michel, laut Boissière's Aussage, von jeher die Gewohnheit gehabt, zweyerley Bücher, ein geheimes für sich allein, und ein ostensibles durch seinen Buchhalter halten zu lassen; in letzteres habe er die Spekulationen nur dann eingetragen, wenn sie vollbracht waren, was hier der Fall erst am 5. Okt. 1812 gewesen wäre; möge er doch jenes vorzeigen! Was könne man von der gerühmten Richtigkeit von Michels Büchern halten, da Boissière (Michels Buchhalter) eingesteht, daß das Resultat großer Spekulationen oft nur mit Rentrée oder Sortie am Ende des Monats im Buche angemerkt wurde; da darin, wie Ebenderselbe darthut, für mehr als 4 Millionen Franken bloßen Buchstaben (bald B. bald M. bald L.) zu gut geschrieben stehen, und Michel — vor Gericht gedrängt, diese Gläubiger zu nennen, bekennt, daß unter allen diesen Buchstaben er allein zu verstehen sey!! Könne man einem solchen Verfahren einen andern Beweggrund, als den unterschieben: im Falle eines Bankrutts durch erdichtete Gläubiger die wahren zu verkürzen! Habe M. nicht im März 1800, vermuthlich aus ähnlichen Gründen, eine Schuldverschreibung von 1.500,000 Fr. zu Gunsten eines chimärischen Dritten in sein Buch eingetragen? Und solche Bücher nenne man ordentlich, wolle man als Beweise gelten lassen!" (Der Schurke hält immer in seinen Büchern Ordnung, weil er dadurch seine Gaunereyen bemänteln kann! rief Reynier vor Gericht aus, wurde aber durch Murren des Publikum unterbrochen.)

(Der Beschluß folgt.)

*) Guille, als er dies hörte, eilte er von Lyon nach Paris, und stellte sich, von seiner Unschuld überzeugt, freywillig ins Gefängniß, worin sich Reynier und Boissière befanden.

Nro. 228.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 23. September, 1813.

Im Sinngedicht sey Reim und Sprache rein;
Nur tausche nicht den Sinn für Worte!
Die Spitze glatt und scharf steh' an dem rechten Orte
Und dringe tief, doch niemals meuchelnd, ein.
v. Kyaw.

Sinngedichte.

Von Weisser.

1.
Die Geschminkte.

Um Den, und Den, und Den zu fangen,
Wie manche Lästerzunge spricht,
Schminkt sich die eitle Chloe nicht.
Sie mahlt die Scham sich auf die Wangen.

2.
Der Jude und sein Bekehrer.

Zu Ihrem Glauben mich bequemen?
Umsonst bemühen Sie, mein guter Pastor, sich.
Mit Sechs vom Hundert nähr' ich mich;
Warum sollt' ich nun Zwölfe nehmen?

3.
Das Bildniß.

Stax schreibt ein Buch, und gibt voran
Dem Publikum sein Bild zu sehen.
Mit welcher Wonne muß der Mann
An seinem eignen Pranger stehen!

4.
Die hinkende Braut.

Denkt, Nickel muß, konnt' es sich besser fügen?
Die hinkende Xantilla muß er freyn.
Die lahme Strafe holt, wer siehts nicht mit Vergnügen?
Dich, Laster! endlich ein.

5.
Die kluge Wahl.

Die reiche Betula freyt Mops. Lacht ihn nicht aus!
Ein goldnes Alter schafft er sich mit ihr ins Haus.

6.
Betrachtung eines Ehemanns.

Von Thoren' unsrer Gattung war
Doch Vater Adam offenbar
Der kleinste noch, bey meinem Leben!
Zwar plagt' ihn eine Frau, wie mich;
Doch nahm er sie nicht selber sich:
Dem Armen wurde sie gegeben.

7.
An einen Trauerspieldichter.

Bey deinem Trauerspiel, wie sehr beklag' ich dich!
Entzweyten Schlaf und Tod, die trauten Brüder, sich.
Denn wiss', um den erstaunten Blicken
Des Publikums die Wunder zu entrücken,
Die kühn der Knochenmann, der stets die Sense schwingt,
Zu seinem höchsten Ruhm im fünften Akt vollbringt,
Hat uns der träge Schlaf, dem Brüderchen zum Possen,
Beym ersten Akt bereits die Augen zugeschlossen.

8.
Der unglückliche Lügner.

Von einem Fürsten schwur jüngst Mendax ohne Scheu
Vor Groß und Klein, daß er gestorben sey.
Nach einer andern Post war ers auch wirklich; doch
Freund Mendax hatte fest geglaubt, er lebe noch.
Der arme Mann! Er hat gar drollig sich betrogen:
Die Wahrheit ward von ihm gelogen.

9.
Die schmerzhafte Armuth.

Der lockre Veit ist, traun! ein armer Mann;
Doch daß ers ist, läßt er sich wenig schmerzen;
Der Umstand nur geht ihm zu Herzen,
Daß ers nicht werden kann.

10.

Der Obscurant.

Um einst als Heiliger im Almanach zu prangen,
Nimmt die Vernunft der fromme Horst gefangen,
Und daß sie nie entwischt, trotz ihrem Freyheitssinn,
Dient seine Dummheit ihr zur Kerkermeisterinn.

Bibus Leibwein.

Mein Leibwein ist der Eilfer, ja!
Wenn ich darob auch untergehe,
Er gleicht dem Dolch der Arria;
Ich rufe noch: „Er thut nicht wehe.“
Hg.

An Taschendiebe.

Pythagoräer seyd ihr Diebe. Wir erfahren
Die Transmigration der Beutel und der Uhren.
Hg.

Merkwürdige Begebenheiten aus dem schweizerischen Kanton Appenzell um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts.

Gabriel Walser (geb. 1695, gest. 1776), Pfarrer zu Berneck im Rheinthal, Verfasser einer Schweizergeographie, eines Schweizeratlas und einer Chronik von Appenzell, erzählt in seinen ungedruckten Briefen an den Zürichschen Doktor und Chorherrn, Johann Geßner, folgende für Land und Zeitalter charakteristische Begebenheiten:

3. April 1748. Jenseits des Rheins hatte ein wüthender Hund eines Bauern Schwein gebissen, das auch alsobald wüthend worden, so daß der Bauer das Schwein schlachten musste; das Fleisch davon hat er in die Erde verscharrt, den Speck aber zu Wagenschmiere aufbehalten. Indessen nagten die Mäuse an dem Speck; die wurden auch wüthend, so daß sie die Katze im Haus angegriffen und gebissen. Die Katze ward auch wüthend, und biß die Tochter im Hause, welche auch wüthend wurde, und in der Raserey gestorben.

19. Merz 1749. Der Winter war außerordentlich gelinde, und hatte auch auf den höchsten Gebirgen wenig Schnee angelegt. Allein den 5. Februar fiel ein so außerordentlich großer Schnee, daß sich kein alter Mann dergleichen zu erinnern weiß, daher man wegen den Schneelauwinen sehr besorgt war. Diese Furcht war auch nicht ohne Grund, denn seither haben sich bey einem den 6. Febr. entstandenen warmen Südwind, im Engadin, im obern Bund, im Schallfick, Avers u. s. w. auf einmal so viele Schneelauwinen erzeuget, daß man mit Beschreibung derselben ein ganzes Buch anfüllen könnte, welche dann auch an Menschen und Vieh unbeschreiblichen Schaden gethan. Am meisten aber hat es betroffen das Dorf St. Giacomo im Tavetscherthal 2½ Stunden hinter Disentis gelegen. Allda rollte eine Schneelauwine Abends um 9 Uhr den Berg hinunter und warf neunzehn Häuser um. Den folgenden Tag wollte der Pfarrer des Orts, mit einiger Mannschaft theils die Todten hervorgraben, theils den noch Lebenden zu Hülfe kommen. Mitten in dieser Arbeit kommt eine frische ungebener große Erdlauwine daher, welche den Pfarrer mit seiner Mannschaft bedeckt, und auf die vierzig Häuser umwirft. Sechzig Personen wurden wieder herausgegraben, die erbärmlich zerquetscht waren; über hundert aber liegen noch unter dem Schnee begraben, sammt sechshundert Stück Vieh. Die Größe dieser Lauwine ist daraus offenbar, weil sie den großen Wald, so zwischen St. Giacomo und Tavetsch liegt, aus dem Grunde gerissen, und mit sich fort geschleppt.

Den 7. Febr. wurden zu Hoden Ems, zwey Stunden von hier, vier Personen justificirt. Dem ersten ward der Kopf abgeschlagen, der zweyte ward gehängt, ein Weibsbild ward auch gehängt, und der renommirte Chronikler, als der vierte, ward lebendig gerädert, und hernach geviertheilt, die vier Theile an die Landstraße aufgehängt, und der Kopf auf den Galgen ausgestellt. Seither machen die Scharfrichter so viel Wesens daraus, zwey von diesen Spitzbuben seyen hart gefroren gewesen. Es hat nämlich der erste noch eine Viertelstunde am Galgen gelebt, dem Chronikler aber hat man kein Bein abschlagen können, und er hat noch mit einem Strick müssen erdrosselt werden; als man ihm den Kopf abgeschnitten, hat er keinen Tropfen geblutet. Ich habe die Exekution in der Nähe gesehen, und Alles ist wahr, hat aber seine rationes physicas. Dem Gehängten hat der Scharfrichter den Strick nicht an den Hals, sondern unter den Kinnbacken gelegt, und so hätte er noch etliche Stunden leben können. Das Schaffot, worauf der Erzböswicht gerädert ward, war von lauter dünnen Bretern, die keinen Widerstand leisteten, um den Radstreich auszuhalten. Beym Viertheilen war der Körper schon erkaltet, daher konnte er nicht mehr bluten. Sehet! das ist jetzt die Hexerey, welche vorgegangen.

17. Jun. 1755. Neues weiß ich nichts, das meritirte Ewr. Excellenz zu berichten, als folgende Begebenheiten:

Zu Widnau, eine Stunde von hier, hatte eine Frau einen Knaben; der war bereits zehen Jahr stumm; seine Mutter glaubte, die Ursache wäre, weil sie in ihrer Schwangerschaft Fische gelüstet, solche aber nicht bekommen können; sie gab daher dem Knaben etliche Mal Fische; allein er blieb stumm. Letzthin sah der Knab ein Weib lebendige Fische feil tragen; er fiel mit großem Ungestüm darüber her, und hat einen lebendig gefressen. Die Mutter kauft diese Fische, und setzte sie dem Knaben vor, da hat er neun lebendige Fische nacheinander gegessen; als er nun dem zehnten auch den Kopf abbeißen wollte, und der Fisch sehr zappelte, sprach der Knabe: Thue recht, und kam ihm auf einmal die Rede.

Im Appenzellerland, in der Gemeinde Wald, konnte

eine Kuh ihr Kalb nicht werfen, daher musste man sie schlachten und öffnen. Man hat einen jungen Bären in ihr gefunden, der 160 Pfund gewogen, und gesund und frisch war; weil er aber um sich biß, schlug ihn der Bauer todt. Mithin verharre mit aller tiefen Veneration u. s. w.

Die Reise durch Servien und über Czerni-Georg.

(Fortsetzung.)

Während der Belagerung von Belgrad thaten sich die angesehensten Männer aus dem Adel und der Geistlichkeit zu Semendria in ein Comité zusammen, in der Absicht, unter dem Vorsitz des Erzbischofes von Servien die Regierung zu verwalten. Diese Versammlung constituirte sich nicht blos als erste Behörde in der Civil-Verwaltung, sondern es sollte ihr noch überdies die gesetzgebende Gewalt und das oberste Militair-Kommando zustehen. Czerni-Georg hatte nicht sobald Kunde hiervon erhalten, als er nach Semendria hineilte, die Beschlüsse der Comité für null und nichtig erklärte, und ein Dekret des Inhaltes erließ, daß, so lang als er, Czerni-Georg, am Leben seyn werde, keinem Menschen eine größere Gewalt zustehen solle, als er selbst besitze; daß er sich selbst genug sey, und keines fremden Rathes bedürfe. Nachdem er sich einmal in diesem Sinne erklärt hatte, beherrschte er den Senat und das Volk von Belgrad mit der Gewalt eines unumschränkten Fürsten, und übte einen Despotismus ohne Gleichen aus.

Hierzu ein einziges Belege: Nach dem Absterben eines reichen Kavaliers, der eine Schaar minderjähriger Kinder hinterlassen hatte, beschloß der Senat, sich des Vermögens des Verstorbenen zu bemächtigen. Der Russische Staats-Rath Rodophinikin kam aus Gefühlen der Menschlichkeit mit Vorstellungen gegen eine so empörende Maßregel ein, und als einer der Senatoren, der selbst zu Wien gewesen war, in der Sitzung behauptete, dort Augenzeuge von einem ähnlichen Ereignisse gewesen zu seyn, wo sich, ungeachtet des Vorhandenseyns eines minderjährigen Erbnes, ein Fremder der Verwaltung einer Verlassenschaft ganz nach Willkür bemächtigt habe, so kostete es dem Hrn. von Rodophinikin nicht wenig Mühe, es dem Senat begreiflich zu machen, daß jener Fremde ein gesetzlicher Vormund gewesen sey, der den Auftrag erhalten habe, das Vermögen des Erben blos während seiner Minderjährigkeit und zu seinem, des Mündels, Vortheile zu verwalten. Dabey wusste er die schändliche Ungerechtigkeit einer solchen Confiscation mit so lebhaften Farben zu schildern, daß endlich ein einmüthiger Beschluß zu Gunsten der Erben herauskam. Auf einmal aber erhielt der Senat durch ein Schreiben des Czerni-Georg, der sich damals auf seinem Landgute befand, Befehl, alle zu der quästionirlichen Verlassenschaft gehörigen Mühlen seinen Domänen einzuverleiben. Jetzt hatte die Verwendung des Hrn. von Rodophinikin ein Ende; der Servische Senat musste den Befehlen des Czerni blindlings gehorchen, und ermangelte nicht, sich dann auch noch des Ueberrestes der Erbschaft, zu eigenen Handen, zu bemächtigen.

Zum Beweise des tödtlichen Hasses, den Czerni-Georg gegen die Türken trug, mag sein Benehmen gegen den Pascha von Belgrad, bey der Belagerung dieser Festung, dienen. Dem Pascha war durch die Kapitulation ein freyer Abzug mit seinem ganzen Gefolge, ein ungehinderter Durchgang durch Servien, und eine Bedeckung von fünfhundert Panduren zugesagt, die ihn bis an die Grenzen begleiten und vor allen Beschimpfungen von Seite des Pöbels sicher stellen sollte. Auch hatte ihm Czerni die feyerlichste Zusicherung ertheilt, daß er bey seinem Durchzuge durch Servien nicht das Mindeste solle zu befürchten haben. Der Pascha verließ also die Stadt mit 260 seine Hofhaltung bildenden Individuen, die alle, mit Ausnahme von sechs Officieren und seiner eigenen Person, schon früher waren entwaffnet worden. Kaum waren sie einige Werste über Belgrad hinaus, als die Panduren mit einem Mal den Säbel zogen, und mit kaltem Blute die wehrlosen Schlachtopfer niederhieben. Der Pascha mit seinen sechs Officieren leistete einen heldenmüthigen Widerstand, und wusste sich durch die Meuchelmörder bis nach einer Höhle hindurchzuschlagen, wo er aber doch zuletzt, und erst nachdem zwölf Servier waren getödtet worden, mit seinen Begleitern den Tod fand. Damit nicht zufrieden, gab Czerni-Georg gleichen Tages auch noch Befehl zur Ermordung von vierzig Andern, noch in Belgrad zurückgebliebenen, Türken. Diese Unglücklichen retteten sich in ein Haus, wo sie sich mit dem Muthe der Verzweiflung so lange vertheidigten, bis das von den Serviern eingelegte Feuer über ihnen zusammenschlug. Ein Anführer der Servier fragte nun noch den Czerni, was man mit den Weibern der ermordeten Türken anzufangen habe? Man lasse sie Hunger sterben, antwortete Czerni. Glücklicher Weise waren nicht alle Servier so grausam gesinnt; Einer von ihnen machte den Vorschlag, jene Unglücklichen an die Oesterreicher zu verkaufen, was denn auch wirklich geschah.

Solche Züge von Grausamkeit kommen in Czernis Leben unzählige vor. Noch im Jahre 1807 ließ er einiger unbedeutenden Vergehungen wegen seinen eigenen Bruder aufknüpfen. Er ist übrigens ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, hohem und schönem Wuchse. Sein Gesicht ist länglich, zieht sich aber unten in die Breite. Er hat kleine tiefliegende Augen, einen braunen Teint, eine spitzige Nase, und trägt einen kleinen Schnurrbart. Seine Haare fallen in einem langen Geflechte über den Rücken herab; von vorne kämmt er sie zurück, wodurch seine Stirn eine

ungewöhnliche Höhe erhält. Seine Kleidung ist zwar sehr einfach, aber weder geschmackvoll noch reinlich; ein Paar Pistolen und ein Dolch, womit er jederzeit versehen ist, sind das Einzige, wodurch er sich von den übrigen Landleuten unterscheidet. Unter einem kalten und gefühllosen Aeußern verbirgt er einen Geist voll Feuer und Heftigkeit. Er bringt ganze Stunden hin, ohne eine Sylbe zu sprechen; doch ermangelt er nicht, so oft er ein Glas Branntwein trinken will, eine Gebetsformel daher zu murmeln. Er kann weder schreiben noch lesen, und seine persönliche, mit Glück gekrönte, Tapferkeit ist es einzig, der er seine Macht und Berühmtheit zu verdanken hat.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 14. Sept.

Vorigen Sonntag war ein prächtiger Herbsttag. Schon von Morgen früh an strömte eine Menge Menschen aus Paris, um dem Jahrmarkte zu St. Cloud beyzuwohnen. Der Weg dahin war mit Fußgängern, Reitern und Wagen aller Art bedeckt. Alle Miethkutschen und kleine Landwagen, Pots de Chambre genannt, die täglich zu Dutzenden nach St. Cloud fahren, waren an diesem Tage ganz vollgestopft; außerdem standen noch längs dem Boulevard eine Menge von Karren, die 12 bis 15 Personen enthalten konnten, und doch nur von zwey elenden Pferden gezogen wurden. Auch fuhren auf der Seine mehrere Galioten, die alle voll von Menschen waren, zum Jahrmarkt ab. Der Schloßgarten zu St. Cloud hatte sich, wie gewöhnlich, in einen Markt verwandelt. Auf beyden Seiten der großen Allee standen Kramladen, unter den Bäumen wurde getanzt und gespielt. In den Schenken war Alles theuer und schlecht, wie es bey dergleichen Festen zu geschehen pflegt. Man hoffte, die Springbrunnen und die Wasserfälle würden geöffnet werden. Dies war aber nicht der Fall. Gegen Abend fuhr die Kaiserinn mit ihrem Sohne in dem Garten spazieren. Erst in der Nacht hörten die Lustbarkeiten auf, und viele Leute kamen erst um Mitternacht wieder zurück. Künftigen Sonntag ist der letzte Tag des Jahrmarktes.

Im Tivoli-Garten gab man neulich ein extra ordinaires Fest, wobey eine Luftjagd von einem dänischen Mechanikus Statt hatte. Diese neue Lustbarkeit hatte aber nicht viele Menschen herbeygezogen. Uebrigens war dieselbe sehenswerth, nur fing sie Abends allzuspät an. Man sahe erst einen Hirsch durch die Luft fliegen; dann folgten Hunde, und zuletzt, aber viel später, der Jäger. Vermuthlich waren an alle diese Figuren Blasen gebunden. Der Verfertiger hatte seinen Namen und seinen Wohnplatz darauf geschrieben, damit man sie ihm wiederbringen möge, wenn man sie auf dem Lande irgendwo finden wird. — Mlle. Georges ist von Petersburg zurückgekommen, und wird vermuthlich bald wieder auf dem Théâtre français in den tragischen Rollen auftreten. Ein Journal erzählt, sie habe ihrer ehemaligen Nebenbuhlerinn und Feindinn, Mlle. du Chesnois, einen Besuch abgestattet, sich mit ihr aufrichtig versöhnt, und ihr vorgeschlagen, künftig mit einander in Frieden und Ruhe zu leben, und die Rollen hübsch zu theilen, anstatt sich darum zu zanken. Ein andres Journal will bemerkt haben, daß, seitdem Mlle. Georges wieder gekommen ist, Hr. Geoffroy, welcher ehemals ihr beschützender Ritter war, seinen lobenden Ton gegen ihre Nebenbuhlerinn merklich herabgestimmt hat, und es sieht den Zeitpunkt voraus, daß es sich gezwungen sehen wird, dieselbe, wie ehemals, auf Kosten der Mlle. Georges tüchtig herunterzumachen; hierin spricht sich aber wohl nur der böse Leumund aus.

In der Gelehrten-Republik herrscht ein wenig Friede; ausgenommen in dem medizinischen Korps, worin eine starke Fehde obwaltet. Die Heilkundigen zu Montpellier schreiben in ihrem medizinischen Journale gegen die Pariser Heilkundigen, und diese bleiben ihnen kein Wort schuldig. An der Spitze des Häufleins von Montpellier steht ein sehr hitziger Kopf, Namens Baumes, welcher besonders das medizinische Wörterbuch, das zu Paris erscheint, angreift, und darin lauter Fehler und Dummheiten erblickt. Selbst die ersten Aerzte von Paris bleiben von ihm nicht verschont. Erst neulich schrieb er in einem wüthenden Ausfalle gegen Pinel: Homme de la Salpêtrière! Je ne serai jamais, j'espère, ni ton commensal, ni ta victime! weil Pinel angedeutet hatte, Baumes habe den Verstand verloren, und müsse sich in ein Irrenhaus begeben.

Hr. Bruun Neergaard, ein dänischer Kammerherr, welcher seit langer Zeit in Paris seßhaft ist, hat im Institut einen Bericht verlesen über den Zustand der Heilkunde in Dänemark in den ältesten Zeiten, wie auch im Mittelalter. Aberglauben und einige Kenntniß in der Pflanzenkunde machten ehemals die ganze Heilkunst aus. Die Weiber, Schwestern und Geliebten begleiteten die Krieger in die Schlachten, und pflegten sie, wenn sie verwundet wurden. Das weibliche Geschlecht hatte einige mündliche Ueberlieferungen, die es geheim hielt, worüber Hr. Bruun Neergaard bemerkt: Chose bien étonnante! Braga's Gemahlinn brauchte zum Heilen den Saft eines Apfels, dessen Art man noch nicht hat entdecken können. Die Andern hatten Pflanzen, womit sie fast Wunder verrichteten, deren Gebrauch sie aber verheimlichten. Sonst aber herrschte der größte Aberglaube und die dummsten Vorurtheile. Man trank warmes Wolfsblut gegen Steinschmerzen; Bärenblut sollte die verlornen Kräfte wieder ersetzen. Um einer Frau die Niederkunft zu erleichtern, zwang man sie, ein kleines Stück von dem Hemde der Frau Birthe aus dem Schädel eines Heiden zu verschlingen. Erst spät gelang es der Wissenschaft, die dicke Finsterniß aus der dänischen Heilkunde zu verscheuchen. — Ein Wundarzt zu Var, Hr. Champion, hat einen merkwürdigen Bericht über die Geschichte des tollen Wolfes aufgesetzt, welcher im vorigen Jahre so schreckliche Verheerungen in jener Stadt angerichtet hat. Man sieht daraus, daß bey einigen Leidenden die Einbildungskraft allein Alles gethan hat, daß bey Andern hingegen die Meinung vorherrschte, der Wolf sey nicht toll gewesen, weil er durch das Wasser geschwommen war, und kleine Hunde gefressen hatte. Jene wurden jedoch toll, und zwar auf eine schreckliche Art. Hr. Champion brauchte ätzende Mittel, um die Wunden auszuputzen; er hat sie aber nicht zulänglich gefunden, und ist nunmehr der Meinung, daß das Ausbrennen der Wunden mit einem glühenden Eisen das beste Mittel ist, dem Fortschreiten der Krankheit zuvorzukommen. Ein Gehülfe des Wundarztes, welchem etwas Geifer von einem Tollen auf den Finger gefallen war, bildete sich ein, er müsse auch toll werden; er ätzte sich die berührte Stelle am Finger mit dem Höllenstein; einige Tage darauf wurde er schlimmer, raste und verfiel zuletzt in Verrückung; nur lange und schwierige Reisen haben ihn wieder herstellen können. Eine Dame, welche in der Nacht jener traurigen Begebenheit, mit Hülfe des Hrn. Champion, niederkam, und der er gesagt hatte, er habe sich bey dem Verbinden der Gebissenen den Finger verwundet, meinte, nun müsse auch sie toll werden, und wurde verrückt; eben so ging es ihrer Kammerjungfer; bey Beyden bedurfte es vieles Reisens und Zerstreuens, um sie wieder herzustellen. D.

Nro. 229.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 24. September, 1813.

Einen Edeln hat der Tod
Unserm Kreis entrissen! —
Lasst uns seinem Angedenken
Jährlich einen Abend schenken,
Bis wir sterben müssen.

J. M. Miller.

Den Manen eines edeln Jünglings.

Von einigen Freunden.

Da liegst du ernst und abgeschlossen
Von allen Lebensfreuden nun,
Von kalter Blässe übergossen,
Und alle deine Kräfte ruh'n.

Da liegst du, mit der Blumenhülle
Die Leichenhülle überstreut,
— Um dich ein heil'ger Kreis der Stille —
Die Todeswund' in deiner Seit'.

Es rühren nicht der Freundschaft Laute,
Ach unsre Klagen, bang und schwer,
Noch wecket dich die dir Vertraute,
Der Töne süße Kunst, jetzt mehr.

Ein nächtlichschleichendes Verhängniß
Hat in der Blüthe frischer Kraft
Mit rascher furchtbarer Bedrängniß
Die schönsten Hoffnungen entrafft.

Ein ungeheurer Schlag, zertrümmert
Hat er in Einem Augenblick,
Was schon so herrlich aufgeschimmert,
Der Gegenwart und Zukunft Glück.

Was auch in diesen grausen Tagen
Das Schicksal, unerbittlich schwer,
So Blüth' als Frucht hat oft erschlagen,
Nie fiel und traf ein Schlag, wie der.

O nicht nur um die Schlachtenhügel,
Wo seine Ernte fey'rt der Tod,
Auch um das Sichre rauscht der Flügel
Der jähen unentrinnbarn Noth.

Doch nicht an diesem Todesbilde,
Am Bilde, wie du schön gelebt,
An deiner edeln Sitte Milde,
An Allem, was du früh erstrebt;

Wie du ein Freund des Wahren, Schönen
Und Guten in der Blüthezeit,
Mit ihren Blüthen dich zu krönen,
Treu ihrem Dienste dich geweiht,

Und niedertretend das Gemeine,
Dich bildend deinem Vaterland
Und heilgem Rechte, fremd dem Scheine,
Zum Edlern dich mit Kraft gewandt.

An diesen lieblichen Gestalten,
Fest in die seinige vereint,
Lasst uns, o Freunde, muthig halten
Und segnen den geschiednen Freund;

So haben wir ihn nicht verloren,
Und das entflohne Leben lebt,
Das selber aus des Todes Thoren
Verklärter nur sich jetzt erhebt.

In diesem Lichte bleib' uns nahe,
Im Geiste so mit uns vereint,
Und warmen Herzensdank empfahe
Für deine Freundschaft, theurer Freund!

— z.

Gnome.

Unser, ach! dem Tode nahes Leben,
Dessen letzte Stunde wir nicht wissen,
Ist so, wie das Netz der Spinneweben,
Mühlich ausgesponnen, flugs zerrissen.

Hg.

Noten zur Menschenkunde.

8.

Man findet Menschen genug, die einen unerschütterlichen Frohsinn in allen Lagen ihres Lebens behalten; aber es sind selten starke Charaktere und große Gemüther. Da ihre Freuden gemeiniglich sinnlicher Natur sind, so werden die Forderungen ihres Herzens und Geistes nicht sehr bedeutend, noch angelegentlich. Man könnte sie die genügsamen Jovialen nennen. Die Stürme des Lebens berühren sie nicht, und da der sinnliche Mensch auch gemeiniglich das sorglose Kind der Hoffnung ist, so lebt er in seinen Luftschlössern oft viel glücklicher, als tausend Andre bey ihren Realitäten. — Leute jener Art besitzen gemeiniglich, wenn man es so nennen will, noch die Begünstigung der Natur, daß sie nicht leicht beleidigt werden, oder Beleidigungen gar bald wieder vergessen, — und dadurch sind diese Fröhlichen schon des größten Theils der unangenehmen Stunden überhoben, welche den Eiteln und Ehrgeizigen verfolgen. Diese sind immer die weniger Glücklichen, wenn vom Lebensgenuß die Rede ist, weil ihre Ansprüche überall, und auch oft ins Blinde hinein, sich geltend machen wollen.

9.

Es gibt einen Ehrgeiz, der nicht beleidigt werden kann, weil er mit sich selbst zu innig beschäftigt ist, und sich in seine eitle Beschauung zu tief verloren hat, als daß er besonders auf die Urtheile Anderer achten sollte. Man könnte dies eigentlich den wahren blinden Ehrgeiz nennen, weil er sich selbst über die Meinungen Anderer weit erhaben glaubt, — obgleich eben dieser hohe Grad des Egoismus sehr selten von vorzüglichen Geistesanlagen, sondern gemeiniglich von einer großen Mittelmäßigkeit begleitet wird. Wirklich gibt diesen Leuten ihre eingebildete Wichtigkeit auch eine solche Ruhe, daß sie über ihren Werth durch nichts erschüttert werden, und das Einzige, worüber sie sich allenfalls beklagen, ist — daß man von ihrem Diensteifer und ihrem Einflusse nicht genugsam Gebrauch macht. Es sind die glücklichsten Selbstler unter der Sonne, und die unschädlichsten zugleich, weil sich ihre Ehre auf eine Menge von Kleinigkeiten erstreckt, worin man sie eben dieser Kleinfügigkeit wegen nicht leicht stört. Da ihre Handlungen auch nicht sehr in das Menschenleben eingreifen, so äußert sich ihr liebes Ich auch mehr in einem gewissen Widersprechen und Raisonniren, welches sie aber auch leicht wieder zurücknehmen, wenn sie kräftige Menschen finden, die anderer Meinung sind. Ihr Herz ist in der Regel offen und bieder, sie verunglimpfen Andere nicht, tragen nicht nach, und sind in der Freundschaft treu und warm. Man kann es ihnen verzeihen, daß sie ihr beliebtes Vergrößerungsglas fast nie aus der Hand legen.

10.

Der berühmte Hofschauspieler Lange in Wien erzählt in seiner Selbstbiographie 1808 einen sonderbaren Zug, seinen Schwager, den unsterblichen Mozart, betreffend, welcher psychologisch merkwürdig ist. — „Nie, sagt er, war Mozart weniger in seinen Gesprächen und Handlungen als ein großer Mann zu erkennen, als wenn er grade mit einem wichtigen musikalischen Werke beschäftigt war. Dann sprach er nicht nur verwirrt durch einander, sondern machte auch mit unter Späße einer Art, die man an ihm nicht gewohnt war. Ja! er vernachlässigte sich sogar absichtlich in seinem Betragen. Dabey schien er doch über nichts zu brüten und zu denken. — Entweder verbarg er vorsätzlich seine innere Anstrengung unter äußerer Frivolität, oder er gefiel sich darin, die göttlichen Ideen seiner Musik mit den Einfällen platter Alltäglichkeit in scharfen Kontrast zu bringen, und durch eine Art von Selbstironie sich zu ergetzen." — Mich dünkt, daß die Erklärung dieses Phänomens noch näher liegt. Wenn das Gemüth mit irgend einer großen Leidenschaft, oder einer Reihe lebendiger Gedanken beschäftigt ist, so entbindet es sich in solchen Augenblicken gar leicht von den kleinlichen Convenienzen des Lebens, und tritt nachlässig in einer gewissen jugendlichen Natürlichkeit auf, die dann wohl, wenn die Erziehung, wie bey den meisten Künstlern mangelhaft gewesen ist, ein wenig zu natürlich werden kann. Große Anstrengungen der Seele nähern sich sogar selbst schon einer Art von Manie oder der Begeisterung, wobey sich das Gemüth gehen läßt, sich vergißt, und sich im jovialen Gefühl seiner Kraft und ihres Gelingens ungewöhnliche Aeußerungen erlaubt. Der übermüthige fesselfreye Frohsinn flößte unserm Mozart die Scherze ein, von welchem oben die Rede war.

Die Reise durch Servien, und über Czerni-Georg.

(Beschluß.)

Czerni-Georg hat zwey Söhne und vier Töchter, von denen eine einen Servier von hohem Range geheirathet hat. Sein ältester Sohn, Alexis, ist (1808) zehn Jahre alt, bey dem Hrn. von Rodophinikin angestellt, und legt sich mit großem Eifer auf die Erlernung der russischen Sprache. Die Leichtigkeit seiner Fassungskraft ist eben so bewundernswürdig, als seine körperliche Behendigkeit. Sein größtes Vergnügen ist, Vögel im Fluge mit Steinen zu tödten; vielleicht daß er auch in Kurzem, nach dem Beyspiele seines Vaters, statt der Vögel die Türken bekriegen wird.

Ein Mal im Jahre überläßt Czerni sich ausschließlich dem Vergnügen der Jagd. Drey bis vierhundert Panduren begleiten ihn, und der ganze aus Wölfen, Füchsen,

wilden Tigern und Hirschen bestehende Jagdertrag wird öffentlich für seine Rechnung an die Meistbietenden versteigert.

Czerni's eigentlicher Name ist Georg Petrowitsch. Den Uebernamen Czerni, oder der Schwarze, hat er nicht so fast seinem schwärzlichen Teint, als der Erbitterung seiner Mutter zu danken, die ihm denselben beylegte, nachdem der oben erzählte Vatermord sie zur Wittwe gemacht hatte.

Belgrad mit seinen beträchtlichen Vorstädten liegt in einer schönen und fruchtbarn Gegend, am Zusammenflusse der Donau und Sawe; aber das Innere der Stadt ist ein furchtbares Bild der Verheerungen des Krieges. Ein großer Theil der Häuser liegt in Ruinen und Asche; selten ist eine ganze Glasscheibe zu sehen; die meisten sind mit Papier zusammengeklebt; an vielen Häusern gibt es gar keine Fenster. Die Minarets oder sehr hohen Thurmspitzen der zahlreichen Moscheen verschaffen der Stadt von Weitem ein prächtiges Aussehen. Nur noch in einem einzigen dieser Gebäude haben die Türken die Freyheit, ihren Gottesdienst zu halten, die übrigen alle stehen entweder leer, oder sind in Schwein- und Viehställe verwandelt. Die Türken, deren es in Belgrad, in der Stadt sowol als in den Vorstädten, noch viele gibt, leben in einem kläglichen Zustande der Unterdrückung. Sie werden zu öffentlichen Arbeiten gebraucht, und ihr Elend spricht sich auf ihren entstellten Gesichtszügen laut aus.

Was den Fremden, der die Straßen von Belgrad durchwandert, eigentlich in Schrecken setzt, ist die ungeheure Menge von Schlangen und Eidechsen, welche dieselben verpesten. Die Zahl der Einwohner beläuft sich etwa auf dreißigtausend. Um die Stadt herum geht ein Wall mit vielen Batterien. Alle Stadtthore werden streng bewacht.

Die Servier verabscheuen in gleichem Grade die Türken, die Byzantinischen Griechen, die Ungarn und Deutschen, welche nach einander ihr Land beherrscht haben. Der Staatsrath Rodophinikin thut alles Mögliche, um das Zutrauen dieses mißtrauischen Volks zu gewinnen. In seinem Garten sah ich eine Tafel zum Frühstücken, die er absichtlich hat verfertigen lassen, um dadurch den Serviern zu schmeicheln. Dieser Tisch ist nämlich eine große, auf vier türkischen Leichensteinen ruhende, Steinplatte; die Steine sind von den Gräbern eines Derwischen, eines Janitscharen und zweyer reicher Muselmänner genommen, und in Form eines Turbans ausgehauen. Von den Serviern wird diese Tafel nicht anders als mit Enthusiasmus betrachtet.

Wir verliessen Belgrad am 5. Juni, und schifften uns in der Gesellschaft des Boulukbascha, Gregor Guzin, und einiger Panduren, wieder auf der Donau ein. Bey'm Herabfahren auf dem Strome hatten unsre Schiffer immerfort genug zu thun, um zu verhindern, daß das Fahrzeug nicht an einen der Felsen, welche die Mitte des Flußbettes anfüllen, hingeschleudert wurde. Ganz nahe, wie wir uns an den Ufern halten mussten, war auch das Anschlagen der Wellen an den Nachen desto heftiger. Die Panduren stimmten Servische Kriegsgesänge an; die Sonne neigte sich zum Untergange; wir warfen Anker, und mitten unter den unruhigen Fluthen wurden unsre erschöpften Kräfte durch einen ruhigen Schlummer wieder hergestellt. Als wir jedoch mit Anbruch des Tages unsere Fahrt wieder beginnen sollten, fühlte ich mich durch das beständige Schwanken des Schiffes in einen solchen Zustand von Unbehaglichkeit versetzt, daß ich mich entschloß, bey dem, dem Milenko zugehörigen, Dorfe Klitchevaz an's Land zu steigen, und den übrigen Theil des Weges in einem einspännigen Wagen zu machen. Noch am gleichen Abend erreichte ich das fünf und zwanzig Werste entfernte Städtchen Golubezy, wo ich mein Nachtquartier aufschlug. Am folgenden Morgen bestieg ich neuerdings eine Barke, die mich bis nach der Insel Poritsch brachte, wo ich gerade um Mittagszeit anlangte. Milenko empfing mich mit seiner schon erprobten Gastfreundlichkeit, und führte mich selbst wieder an's Ufer, wo er drey Panduren befahl, mich durch den oben beschriebenen dichten Wald zu begleiten. Ich war genöthigt, diesen Weg einzuschlagen, weil mehrere Donau-Inseln auf der Seite von Orsova von den Türken besetzt waren. Nicht ohne angenehme Empfindungen verließ ich Serviens düstere Wälder, wilde Schluchten und felsige Inseln, und lebte gleichsam neu auf, als ich wieder in die lachenden Ebenen der Wallachey eintrat.

* * *

Zum Schlusse noch einige allgemeine Bemerkungen über Servien.

Der Servier besitzt viele persönliche Tapferkeit, einen ausharrenden Sinn, und einen eigentlich kriegerischen Geist, aber seine natürlichen Anlagen sind ganz und gar unausgebildet. Voll der kleinlichsten Bigoterie beobachtet er seine Fasten so streng, daß ihn Niemand wird vermögen können, in einem Zeitpunkte, wo es die Kirche untersagt, einen Bissen Fleisch zu sich zu nehmen. — Das schöne Geschlecht habe ich überhaupt nichts weniger als schön gefunden. Auch macht der braune Teint und der schwarze Haarwuchs der Servierinnen auf die Männer einen so wenig gefälligen Eindruck, daß die begütertesten unter diesen letztern türkische Beyschläferinnen zu unterhalten pflegen. Zu Belgrad sind mir mehrere sehr schöne Türkinnen von dieser Klasse zu Gesichte gekommen. Der Landbauer ist in Servien besser daran, als in der Wallachey und Moldau, und genießt einer gewissen Freyheit und Ruhe. Der Reisende findet auf allen Stationen Milch, frische Eyer und junge Hühner im Ueberflusse. Das Fleisch der wilden Zie-

gen ist von vortrefflichem Geschmacke; es wird in kleine Stücke zerhackt, oder auch an hölzerne Bratspieße gesteckt und auf Kohlen gebraten.

In den Servischen Dörfern sah ich nirgends eine christliche Kirche; selbst zu Belgrad traf ich auf eine einzige ganz gewöhnliche von Holz.

Nicht ohne Verwunderung hörte ich in den Dörfern die Schöppen mit dem hochtönenden Namen Knaisen, was in russischer Sprache so viel sagen will, als Prinz, betiteln. Die Türken haben, wie man behaupten will, diese Sitte eingeführt, um die vormaligen Beherrscher Serviens verächtlich zu machen. Die Servier sind stolz darauf, eines Ursprungs mit den Russen zu seyn; auch nannten sie mich beständig Bratico, d. h. Bruder. Die Servische Sprache hat mit der Russischen auffallende Aehnlichkeit. Czerni-Georgs Sohn, Alexis, beschenkte mich zum Zeichen seiner Freundschaft mit einer kleinen Sammlung servischer Lieder. In einem derselben heißt es unter andern: „Schon drohte das furchtbare Gestirn im Orient uns den Untergang, als horchend auf unsre Klagen der siegreiche Alexander ihm befahl, stille zu stehn. Er sandte Rodophinikin, uns zu beglücken! Möge er lange unter uns leben zu Serviens Heil!“

H. H.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg.

Endlich, verehrter Freund, fand ich wieder Zeit, mich gewohnter Weise mit Ihnen zu unterhalten, und treu zu berichten, was die Geschichte des Tages in meiner Umgebung Interessantes darbietet. Von dem nur will ich reden, was das Gebiet der Wissenschaft und Kunst, was das gesellige Leben betrifft.

In der Literatur ist durchaus bey uns nichts Neues herausgekommen; denn einige Pamphlets, die vor mehrern Wochen hier erschienen sind, kann ich dahin nicht rechnen, da solche theils aufgelesene Brocken aus den Schriften von Genz und Andern enthielten, theils literarische Cadaver waren. Die neue Ausgabe von Gerstenbergs Schriften, die uns in Hammerichs Verlage angekündigt wurde, wird jetzt einen günstigen Moment der Erscheinung abwarten.

Das hiesige Stadt-Theater, unter der Direktion des Hrn. Herzfeld, ist im angestrengten Kampfe gegen die Zeitumstände und die Unergiebigkeit der Sommer-Monate begriffen. Der Etat ist durch den vorläufigen Abgang mehrerer Mitglieder, die jetzt auf Kunstreisen sind, freylich sehr verringert; doch bieten die hier gebliebenen Mitglieder immer noch einen schätzbarn Kunst-Verein dar; dennoch scheint es keinem Zweifel unterworfen, daß die Direktion dieses Sommer-Halb-Jahr einen beträchtlichen Verlust erleiden wird. Mad. Becker, eine unsrer ersten Sängerinnen, hat ihren Weg nach Dänemarks Hauptstadt genommen. Hr. und Mad. Gley geben in den bedeutendern Städten Holsteins Melodramen und kleinere Vorstellungen, zum Theil von der Komposition des Hrn. Gley. Hr. und Mad. Schröder, (sie sind unsre vorzüglichsten mimischen Künstler), sind ebenfalls im Begriff, eine Kunstreise anzutreten. An Dlle. Wreden, welche früher bey der Berliner Bühne angestellt war, hat das hiesige Theater eine gute Acquisition gemacht, um so mehr, da sie auch für die Oper mehr als brauchbar ist. Ihr Organ ist äusserst gefällig, und ihre Figur sehr vortheilhaft. Sie hat nach dem Abgange der Mad. Schröder bereits die Rollen der Emma (in Kotzebue's Kreuzfahrer) und der Aline (in der Oper gleiches Namens) übernommen, und beyde mit recht erwünschtem Erfolge. Schade, daß ihre Deklamation im Ganzen so fehlerhaft ist, und sie besonders mit der Accentuation durchaus nicht auf dem Reinen ist. Hier ist ernsthaftes Studium ihr dringend zu empfehlen. Auch des Besitzes des Hrn. Bonhakk, (früher bey dem Nürnberger Theater), hat die hiesige Bühne sich sehr zu erfreuen. Wir hatten eine geraume Zeit einen Tenoristen, dem nichts fehlte als — Tenorstimme; um so wohlthätiger wirkte Hrn. Bonhakk's schöne Stimme auf uns, als derselbe zum ersten Mal vor mehrern Wochen im unterbrochnen Opferfest auftrat. Sein männlich schöner Gesang wird von einem sehr vortheilhaften Aeußern und einem recht lebendigen Spiele unterstützt.

Auch ein Hr. Macco ist hier engagirt; ein mimisch-musikalisch-pantomimisches Genie! — Hr. Macco debutirte hier mit einem Matelot-Solo, den er in den Zwischen-Akten eines Schauspiels tanzte; dann ließ er in einem Konzerte sich auf dem Klarinet hören; sodann spielte er den Kammerjunker in den sechs Schüsseln, und endlich zeigte er sich als Balletmeister, indem er mehrere kleine Ballete von seiner Komposition recht artig für die hiesige Bühne arrangirte. Sein Verdienst als Musiker ist nicht ausgezeichnet, als Schauspieler ist er mittelmäßig, als Tänzer und Pantomimist recht sehr brav. Mit einem Wort, der Mann ist ein für jede Bühne sehr vortheilhaft zu benutzendes Subjekt.

Es ist in der letzten Zeit sehr wenig Neues auf das Repertoir gekommen. Vor einigen Tagen sahen wir zum ersten Mal: Joseph in Egypten mit Mehül's herrlicher Musik. Diese Vorstellung zeichnete sich in jeder Hinsicht sehr aus, und war, was Dekoration und Garderobe betrifft, mit vieler Pracht begleitet.

Auch das kleinere Theater auf dem Valentinskampe, über dessen Entstehung ich Ihnen Einiges in meinen frühern Berichten schrieb, besteht noch immer.

In dem benachbarten Altona, (welches in den stürmischen Tagen des Junius den Hamburgern ein erwünschtes Asyl darbot), besteht ein Theater unter einer anonymen Direktion. Dlle. Busse vom Stettiner und Hr. Arresto vom Petersburger Theater geben dort mit Beyfall mehrere Gastrollen.

So eben erfahre ich, daß auch Mad. Schröder, (deren ich oben erwähnte), mehrere Gastrollen auf der Altonaer Bühne giebt. Schon sind von ihr dargestellt: Die Gräfinn Orsina, (Emilia Galotti), Johanna d'Arc, Medea, Elfride, (in den Trauerspielen gleiches Namens), Margarethe (in den Hagestolzen), wo nur die beyden letzten Akte gegeben wurden (sic!). Ihre Darstellungen wurden dem Vernehmen nach mit Beyfall gekrönt. Auch ihr Mann hat einige Rollen gegeben und ihre Kinder haben sich im Tanze gezeigt und viel Anlage verrathen.

Mad. Hendel-Schütz hat sich nebst ihrem Manne ebenfalls einige Tage in Altona aufgehalten, und daselbst im Franke'schen Saale mimische Darstellungen gegeben.

Noch kann ich Ihnen am Schlusse dieses Berichts von einer erfreulichen Erscheinung im Fache der Literatur Kunde geben, nämlich von der eben fertig gewordenen zweyten Auflage der „kleinen deutschen Sprachlehre für Töchter- und Bürgerschulen, von Hude.“ Pastor in Lübeck, (in Kommission bey Niemann daselbst), welche der eindringlichsten Empfehlung werth ist.

Guido.

Nro. 230.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 25. September, 1813.

Nicht ganz zum Glück, nicht ganz bestimmt zum Leiden
Ist uns die Welt; Bekümmerniß und Freuden
Besuchen wechselnd unsern Pilgergang.

L. A. Unzer.

Die Stadt St. Jago de Leon und das Thal von Caracas. *)

St. Jago de Leon, die Hauptstadt der Provinz Caracas (oder Venezuela), am caraibischen Meere, liegt unter dem 66° 46′ westlicher Länge vom Meridiane der Insel Ferro, und unter dem 10° 30′ nördlicher Breite, ungefähr zweytausend Fuß über das Meer. Das Thal, in welches die Stadt hinein gebaut ist, hat sieben Meilen in der Länge, und ist eine bis zwey Meilen breit. Gegen Westen zieht es sich allmählich zusammen, und schließt sich zuletzt völlig durch einige Anhöhen. Auf der Nordseite bilden die Berge, welche das Thal begränzen, und von dem Meere abtrennen, eine sehr hohe Gebirgskette. Eines der Hörner dieser Bergreihe, die Silla genannt, erhebt sich 8400 Fuß über das Meer. Am Fuße dieses Berges liegt die Stadt. Ein nicht sehr bedeutendes, das Thal durchströmendes Wasser führt den Namen eines Flusses, und heißt Guayra. In der Nähe der Stadt kann man diesen Fluß, ausgenommen zur Regenszeit, überall durchwaten. Ein andrer Bach liefert das Wasser zu den öffentlichen Brunnen, und hat durch die Straßen der Stadt so viel Fall, daß es ein Leichtes ist, diese rein zu erhalten. Alle Gassen laufen parallel, und durchschneiden einander unter rechten Winkeln. Wenn es regnet, so ist jede derselben ein Waldstrom. Von den vielen Plätzen der Stadt ist ein einziger, nämlich der, wo der Gemüse-, Früchte- und Fisch-Markt gehalten wird, bemerkenswerth. Eine Seite desselben nimmt die Kathedrale, eine zweyte das Collegium ein; auf einer dritten stoßen die Gefängnisse daran, und mitten an der Nordseite steht der vornehmste Brunnen der Stadt. Auf diesem Marktplatze findet sich Alles, was das Land, einige Meilen in der Runde herum, hervorbringt, d. h. Erzeugnisse der ungleichsten Klima's, der heißen, wie der gemäßigten Zone, Pisangs, Sapadillos und Ananas neben Birnen und Aepfeln, und Fische aus den Tropenländern neben Erdäpfeln und Wegerich, zum Verkaufe ausgesetzt.

Die Bevölkerung von St. Jago de Leon wird auf mehr denn 40,000 Seelen geschätzt. Bey Weitem der größte Theil der Einwohner ist von gemischter Raçe; nur wenige sind Eingeborne, und kaum ein Drittheil der ganzen Bevölkerung Weiße. Fast alle Handwerke befinden sich in den Händen Farbiger, die sich frey gemacht haben. Sie sind im Ganzen nicht ungeschickt, aber nachlässig, und gegen Alles im höchsten Grade gleichgültig, versprechen, ohne jemals halten zu wollen, und wenn man ihnen deshalb Vorwürfe macht, so achten sie nicht im Mindesten darauf.

Die einzige öffentliche Erziehunganstalt ist das Kollegium *). Hier werden die Reichen alle erzogen. Die Erziehung geht seit zweyhundert Jahren ihren gleichen Schlendrian fort; man lernt etwas Latein, den Katechismus,

*) Sketch of the present State etc. d. i. Ueber den gegenwärtigen Zustand der Stadt und des Thales Caracas, von Robert Semple. London, 1812.

*) Der Verf. spricht vom Jahr 1811.

und die Lebensgeschichte der Heiligen. Unter den jungen Leuten macht der Unglaube große Fortschritte, und es lässt sich kaum berechnen, wozu dieser Hang am Ende noch führen werde.

Die Kasernen liegen oberhalb der Stadt auf der Nord-west-Seite; sie sind geräumig, bequem, und können wenigstens 2000 Mann fassen. Von diesem Standpunkte aus genießt man einer sehr weiten Aussicht über den ganzen Thalgrund. Kein Theil der Provinz Venezuela ist von den Eingebornen mit solcher Hartnäckigkeit gegen die spanischen Abenteurer vertheidigt worden, wie das Thal von Caracas, und wirklich brachten es jene durch die bedeutende Anzahl ihrer Stämme, durch ihr gutes Einverständniß, und ihre Tapferkeit so weit, daß die Spanier es eine Zeit lang nicht wagen durften, ihre Angriffe auf diesen Theil des Landes zu erneuern. Da sich indeß durch die äußerste Fruchtbarkeit des Landes die Gierigkeit der Fremdlinge fortdauernd gereizt fand, so wagten sie von der Insel Margaretha aus bald wieder neue Versuche. Endlich zogen sie beträchtlichere Streitkräfte zusammen, erbeuteten, als Stützpunkt ihrer Unternehmungen, die Stadt Valentia, und griffen dann die Thäler von Aragoa, und die Gebirge von San-Pedro an. Nach mehrern blutigen Treffen, in welchen Feuergewehr und Kriegszucht den Spaniern die Oberhand verschafften, wurden die unglücklichen Indianer zerstreut, und aus dem Thale von Caracas vertrieben. Jetzt erbauten die Spanier das Dorf San Francisco, und gründeten im Jahr 1567 die Stadt Caracas. Allein zehn Jahre später brach der Krieg mit den Eingebornen neuerdings aus, und diese leisteten einen langwierigen, jedoch vergeblichen Widerstand. Als ihr Anführer zeichnete sich der Cazike Guaycaipuro durch seine Energie und seine Stratageme gegen die Spanier ganz vorzüglich aus. Er war es, auf dessen Befehl alle Wälder verbrannt wurden, und noch jetzt wird sein Name von seinen Landsleuten mit Enthusiasmus und Ehrfurcht ausgesprochen. Eine geraume Zeit war Coro die Hauptstadt der Provinz; endlich aber erhielt Caracas, seiner vom Meere entfernten Lage ungeachtet, wegen entschiedener Vorzüge des Bodens und Klimas, den Vorzug. Im Jahr 1636 wurde das Erzbisthum Venezuela, von der sandigen Küste von Coro weg in den herrlichen Thalgrund von Caracas versetzt. Schon einige Jahre früher hatte der Erzbischof seine Residenz an den letzten Ort hin transportirt, und das Kapitel säumte nicht, seinem Beyspiele zu folgen. Umsonst, daß die Einwohner von Coro gegen die Entfernung ihres Seelenhirten protestirten; auch von dem spanischen Hofe ward im Jahr 1693 die Versetzung des Erzbisthums genehmigt. Dies Ereigniß ließ in den Herzen der Bürger von Coro gegen die von Caracas einen unauslöschlichen Haß zurück, der bis auf den heutigen Tag fortdauert, und leicht noch ein Zunder zu blutigen Scenen werden dürfte

Die hohe Lage des Thales von Caracas, und die Reinheit der Luft, die man daselbst einathmet, hat auf die physische und moralische Beschaffenheit der Einwohner einen merklichen Einfluß. So wie sich in frühern Zeiten die diesen Thalgrund bewohnenden Eingebornen von allen übrigen Stämmen des Landes unterschieden, eben so unterscheiden sich die jetzigen Einwohner von denjenigen aller übrigen Städte der Provinz durch ihre Lebhaftigkeit, Thätigkeit und verständigen Sinn; so lange indeß die Erziehung so übel bestellt ist, und unwissende Priester die Gemüther beherrschen, gewähren ihnen solche natürliche Vorzüge keinen bedeutenden Vortheil. Das in dem spanischen Charakter liegende Ehrgefühl ist hier zu Lande selten zu finden. Häufig versteckt sich ein falsches Gemüth unter der Maske der Höflichkeit, welche letztere indeß auch nichts weniger als allgemein ist; denn nicht selten werden ausgezeichnete Grobheit und Falschheit beysammen gefunden. Uebrigens ist der spanische Charakter bey dem weiblichen Geschlechte zu Caracas unverfälschter anzutreffen, als bey dem männlichen. Auch hier, wie in Spanien, besteht die Hauptbeschäftigung der Weiber darin, daß sie die Messe besuchen. Dabey sind sie schwarz gekleidet, tragen Mantillen über dem Kopf, und einen Fächer, der in beständiger Bewegung ist. Jeder Dame folgt ein Sclave mit einem kleinen Teppiche, zum Niederknien während den Andachtsübungen. Dieser Teppich ist ein Privilegium der weißen Frauen, und nur darum setzen diese auch eine gewisse Wichtigkeit darein, sich denselben, als im Triumphe, nachtragen zu lassen. Man geht damit um, dieses Unterscheidungzeichen abzuschaffen. Noch ganz neulich wurde durch einen Regierungbeschluß den Frauen aus einer gewissen Familie Farbiger das Unterscheidungzeichen des Teppichs zugestanden. Dies erweckte unter den Weißen von Caracas große Unzufriedenheit, und unter den Farbigen eben so große Hoffnung einer baldigen Abschaffung jenes Privilegiums.

Die Frauenzimmer zu Caracas sind größtentheils schön, lebhaft, angenehm und von sanftem leutseligem Charakter. Durch die Künste der Toilette und die Grazie ihrer Bewegungen wissen sie ihre Reize noch mehr zu erhöhen, und was ihnen allenfalls in den Augen eines Engländers wegen ihres häuslichen Benehmens zum Vorwurfe gereichen könnte, ist nichts anders, als was man auch den Spanierinnen in Europa zur Last legt.

Caracas hat einen großen, aber übel dekorirten Schauspielsaal. Er wird selten voll. Die Schauspieler sind Professionisten aus der Stadt, die sich den Tag über mit ihrer Arbeit beschäftigen, und dann am Abend die Bühne besteigen. Dem zufolge kann man leicht denken, daß die Zuschauer ihre Forderungen nicht sehr hoch werden span-

nen dürfen. Manchmal werden auf der Bühne patriotische Lieder gesungen. Ist man mit den Schauspielern zufrieden, so wirft man ihnen auf das Theater Geldstücke zu. Hierbey verfährt man nicht selten mit solcher Freygebigkeit und solchem Eifer, daß sich der Held, den es gilt, bücken muß, um den Hagelregen von Piastern nicht an den Kopf zu kriegen. Die übrigen Vergnügungen bestehen in Karten, Billard und Musik. Dieser letztern Kunst, welche erst seit fünf und zwanzig Jahren getrieben wird, haben die Einwohner viel Geschmack abgewonnen, und große Fortschritte darin gemacht, so, daß dieselbe in keiner Stadt der vereinigten Staaten zu einem so hohen Grade von Vollkommenheit gediehen ist. Zu diesen Fortschritten hat die herrschende Religion wol auch mit dazu beygetragen. Täglich wird bey dem Gottesdienste Musik gemacht, und manchmal selbst eine lustige Melodie in der Kirche gehört. Den bedeutendsten Theil der öffentlichen Unterhaltungen machen die Kirchenfeste und religiösen Gebräuche aus, und während daß Billard und Karten nur eine kleine Anzahl von Menschen beschäftigen, so gewähren die in Prozession herumgetragenen vergoldeten Heiligenbilder, die mit kostbaren Geräthschaften verzierten Kirchen, das Glockengeläute, der Donner der Kanonen und die Illuminationen zusammen ein Schauspiel, das Jedermann entzückt, und selbst das Interesse des Negers in Anspruch nimmt, der erst am Abend vorher von der afrikanischen Küste zu Caracas angelangt ist. H.

Die neue deutsche Sprache.

Ein Traum.

An einem schwülen Nachmittage dieses Sommers war ich über einem neuen Buch eingeschlafen, das, wie ich glaube, eine wissenschaftliche Erdbeschreibung seyn sollte. Da ich mich gern mit dem Erdball und seinen Bewohnern, so armselig sie auch sind, abgebe, so trieb ich mich noch im Schlafe mit demjenigen, was ich gelesen hatte, herum, und sah anfangs nichts als Erdkugeln, Berge, Thäler, weisse und schwarze Menschen vor meinen Augen hüpfen; allein nach und nach kam mehr Ordnung und Ruhe in meine Gedanken. Die Berge, Thäler, Wiesen und Flüsse setzten sich; angenehmes Gefilde breitete sich vor mir aus, und allerhand Menschen, oder vielmehr Schatten gingen darin spazieren. Dies muß die Unterwelt seyn, dacht' ich, und Alles, was ich sah, bestätigte diese Meinung; freylich sah ich viele Leute umherwandeln, die noch im Leben waren; allein mit einem Traume wird es, wie Jeder weiß, nie so genau genommen. Uebrigens beschäftigte sich Jedermann in der Unterwelt, wie auf Erden. Unter andern erblickte ich in der Ferne ein Gebäude, wo mehrere Kinder aus- und eingingen; vermuthlich ist dies eine Schule, sagte ich, und auch hierin betrog mich meine Vermuthung nicht. Ich ging darauf zu; vor mir spazierten zwey ehrwürdige Männer mit Allonge-Perrücken. Da sie sich zuweilen bey ihren Namen ansprachen, so erfuhr ich, daß es Gottsched und Hübner wären. Als sie bey der Schule ankamen, blieben sie stehen, und guckten durch ein offenes Fenster in die Stube hinein. Hier wird vermuthlich Geographie gelehrt, denn ich sehe einen Globum und Landcharten, sagte Hübner: wollen wir nicht ein wenig zuhören, Herr Professor Philosophiæ? Herzlich gern, Herr Hübnerus, antwortete Gottsched, ich glaube noch dazu, daß der Vortrag auf Deutsch gegeben wird. Sie horchten also am Fenster, und ich folgte ihrem Beyspiele. Wir vernahmen deutlich folgende Worte des Lehrers: „Den frühern Helleren war ihr Delfi der Nebel der Erdscheibe: so wie der denkende Geist nach Einheit strebt, so eint sich auch in der Außenwelt die ebene Kreisfläche zur runden Kugel, und so wie sich in der innern Anschauung alle unsre Kenntniß abgerundet schließt, so schließen sich auch, durch die Kugelgestalt der Erde, die vorher getrennten Theile äußerlich aneinander. Bey einer ruhenden Kugel ist kein fester Stich und kein fester Strich begründet; allein durch das Schwunggetriebe entsteht ein fester Strich.“ — Herr Decemvir des großen Fürsten-Kollegiums! sagte Hübner zu seinem Gefährten, dies muß doch wol keine Geographia seyn. Auch haben wir uns wol in der Sprache geirrt, Herr Geographus, versetzte Gottsched. Dies ist kein Deutsch; indessen vernehme ich doch einige Wörter, die mir nicht unbekannt sind. Sollte denn etwa aus der deutschen Sprache eine neue gebildet worden seyn? Ist denn die Leipziger deutsche Gesellschaft nicht mehr? Oder sollte etwa dieser Gelehrte zur Pegnizer Schäfer-Gesellschaft, oder zur Rosen-, Näglichen- und Lilgen-Zunft gehören? Sonderbar, murmelte Hübner, in meinen temporibus discourirte man so nicht. Allein Herr Decemvir, wenn's beliebt, lasst uns weiter hören, vielleicht erfahren wir doch einmal, wo der Discours hinaus will. Nun hörten wir den Lehrer weiter sprechen. „Ich will euch, meine Kinder, heute weder von dem Gleicher, noch von der Polheit, weder vom Kopfstiche, noch vom Fußstiche — es ist ein anatomischer Cursus, sagte Hübner leise zu seinem Gefährten — weder von der Meßtheilung, noch von den Blutfeuern, weder von den Strichwinden, noch von den fernscheinigen, unfernscheinigen, spiegelscheinigen Gestalten, weder von der Ostweste, noch von der Westweste unterhalten; denn das sind Dinge, die handgreiflicher sind als die Sonne, und die ihr Kinder schon von Geburt an kennet.“ — Bey diesen Worten schlug Gottsched die Hände zusammen, und Hübner machte große Augen. — Allein, fuhr der Lehrer fort, ich will euch einige merkwürdige Länder kennen lehren: als Wolchinsilland, Ostseehalbelland,

Anahuakland, Ostbrumaputerland, Fratland, Dschihonland, Alpenhalbeiland, und das Land der Germoni, Balkanhalbeiland. — Gott im Himmel, rief Gottsched zornig, Balkanhalbeiland! o der Barbar! Balkanhalbeiland! schrie auch Hübner, und lief davon. Gottsched folgte ihm auf den Fersen. Beyde rannten zum Pluto und klagten ihm, dort in jenen Gefilden werde eine Sprache und eine Wissenschaft gelehrt, die weder deutsch noch geographisch sey. Pluto wollte sie beruhigen und stellt ihnen vor, er liesse die Herren in der Unterwelt machen, was sie wollten, wenn sie nur nicht die öffentliche Ruhe störten; allein das half nichts. Sie bestürmten ihn mit Bitten, doch ja nicht die gute deutsche Sprache und die edle Geographie verderben zu lassen. Endlich hielt Pluto öffentliches Gericht, und verhörte den Lehrer und die beyden Vertheidiger des alten Herkommens. Nach eingezogenem Berichte fragte er den Lehrer: aber wem lehrt ihr denn solche Neuerungen? Je nun, wem anders als den Blinden! — Den Blinden? rief Pluto, ja, wenn das ist, so mag es hingehen, allein Gottsched und Hübner sollen künftig Acht darauf haben, daß keinem Sehenden so etwas zu Gesichte oder zu Ohren kommt, und damit gut. Gottsched und Hübner wollten gegen dieses sanfte Urtheil Einwendungen machen: — „Wie wird man sich im Auslande über die Deutschen lustig machen, rief Gottsched, wenn man erfahren wird, daß sie Griechenland in Balkanhalbeiland umgeschaffen haben! Welch irokesisches Wort kann wol diesem gleichen?“ — aber in eben dem Augenblicke stürzte eine Menge von Schülern hinzu, und machten ein so fürchterliches Geschrey, indem sie unaufhörlich, Anahuakland! Ostseehalbeiland! Balkanhalbeiland! riefen, daß ich plötzlich aufwachte, wieder zur Besinnung kam, und mich erinnerte, alle diese Worte erst vor einer halben Stunde gelesen zu haben. D**.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 14. Sept.

Im vorigen Jahre hatte die Hundswuth einen etwas allzueifrigen Menschenfreund, Hrn. Alexander Roger, veranlasst, beym gesetzgebenden Korps ein Memoire gegen die Hunde einzureichen. Diese Schrift ist nun unter dem sonderbaren Titel: Les chiens, les chats, la vaccine, erschienen. Der Verfasser will, man soll alle Hunde und Katzen tödten, weil man kein Mittel gegen die Tollheit ausfindig machen könne; nur unter schweren Bedingungen soll man ihr Leben schonen; man soll ihnen nämlich Maulkörbe anlegen, eine schwere Taxe für sie bezahlen, und ihre Namen und Geschlechter gerichtlich aufnehmen lassen. Ein Recensent im Journal de Paris hat dagegen eine sehr spaßhafte Vertheidigung der Hunde und Katzen geschrieben. Er stellt darin den Nutzen jener Thiere auf, die Wachsamkeit und die Treue der Hunde, das Mäusefangen der Katzen; dann wendet er sich an das schöne Geschlecht, und bittet es, sich mit ihm zu vereinigen, und mit seinen mächtigen Waffen, den Thränen, für die Erhaltung jener Thiere zu kämpfen. Es gilt hier nicht mehr, ruft er aus, eure Männer und Kinder, nein, es gilt eure Hunde und Katzen, das heißt, dasjenige, was euch am liebsten und werthesten auf der Welt ist. Ich verlange von dem Thierfeinde, der auf ihre Ausrottung dringt, keine andre Strafe, als daß überall, wo er hingeht, die Hunde hinter ihm herbellen und die Katzen um ihn miauen!

Hr. Raymond, welcher schon Mehreres über die Musik geschrieben hat, hat kürzlich eine kleine Schrift über die physikalische und mathematische Grundlage der Tonkunst herausgegeben. — Ein sehr reicher Engländer, Hr. Edgerton, der zu seinem Vergnügen in Frankreich und Italien herumreist, hat kürzlich bey Didot auf seine Kosten ein merkwürdiges Werk drucken lassen, welches aber nicht in den Buchhandel kommen wird. Es enthält eine Sammlung bisher unbekannter Anekdoten, Lebenszüge und Briefe merkwürdiger Personen aus der neuern Geschichte. Man findet darin unter andern mehrere Briefe der Königinn Elisabeth, und einen Brief des französischen Königs, Karls IX, über die schreckliche Bartholomäus-Nacht.

Bey der historischen Klasse des Kaiserlichen Instituts wird noch der gelehrte Streit fortgeführt über die Roxolanen und Russen. Hr. Petit Radel behauptet, die Roxolanen seyen ein großes Volk gewesen, das einen großen Theil des jetzigen Rußlands inne gehabt habe, und die Russen seyen die Abkömmlinge derselben. Dagegen beweist Hr. Daunou aus vielen Stellen der alten Schriftsteller, daß die Roxolanen nur eine kleine Völkerschaft gewesen sind, und daß mithin im lateinischen Lapidarstyl die Russen keineswegs Roxolanen genannt werden dürfen, da sie mit denselben nichts gemein haben, als einige Buchstaben ihrer Benennungen. D.

Charaden.

1.

Wißt, daß ich ohne Hand und Arm und Fuß,
Klein, ohne Kraft, mich zu bewegen,
Mit offnem Kopfe nach Vermögen
Doch immer thätig wirken muß
Zu eurem Dienst in beyden Hemisphären.
Ich zeige, was ich kann und doch nicht weiß,
Allüberall, an Kind und Greis,
In Häuseen, selbst an Hochaltären.
Bewaffnet wider mich, braucht man zum Sklaven mich.
Komm' ich zu Geld, so freu'n die Damen sich.

S.

2.

Mit thauigen Rosen bekränzt,
Umsäuselt von duftenden Westen,
Entsteiget des Aethers Palästen
Mein Erstes, von purpurnen Strömen umglänzt:
Es scheucht aus Palast und aus Hütte
Die Ruhe mit freundlichem Strahl,
Und bringet, theils Frohsinn, theils Qual,
Dem Schicksal gleich, in der Sterblichen Mitte.
Mein Letztes, die Zierde des Hains,
Belohnet den Helden und Dichter;
Doch traun, mir weit süßer und schlichter,
Umwallt es den Becher voll purpurnen Weins!
Mein Ganzes, dem Ersten geweihet,
Hat oft dir, wenn finsterer Gram,
Den Sinn zu umnebeln dir, kam,
Voll lachenden Muthes die Nebel zerstreuet.

Karl Reh.

Auflösung der viersylbigen Charade in Nro. 224.
Wohlthätigkeit.

Nro. 231.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 27. September, 1813.

Irr und trauriges Tritts wanken wir unsern Weg
Durch das Leben hinab, bis sich die Liebe naht,
Eine Fülle der Freuden
In die steigende Schale geußt.

Hölty.

Das Wunder der Liebe.

Eine wahre Begebenheit aus dem amerikanischen Kriege.

Ludwig W.. verließ seine deutsche Heimath, um für England Amerika, das freye Amerika, bekriegen zu helfen. Mit Schmerz sah er zurück in sein Vaterland, das in einer Wolke verschwand; mit Schmerz sah er das freye Land, wohin er zog, aus einer Wolke sich seinen Blicken enthüllen. Aber das harte Schicksal gebot. Er musste gehorchen.

Ludwig drang mit dem Heere seiner Landsleute in die unermesslichen Wälder Amerikas ein, den versteckten Feind aufzusuchen. Ein Jahr schon hatte der blutige Krieg gewährt, und Ludwig hatte sich durch Wachsamkeit und Tapferkeit ausgezeichnet. Ihm, dem Sohn eines Offiziers, so jung er war, vertraute man jetzt den Vorposten mit funfzig Deutschen, und eben so viel Wilden.

Er drang durch Wald und Sumpf vorwärts den Weg, den ihm die Wilden bezeichneten, und so stand er mit der hervorbrechenden Morgenröthe in einem dunkeln Thale voll von Eichen, Gewürzbäumen, mit Schlingpflanzen durchflochten, nahe vor den Wachtfeuern der Feinde, deren Rauch die Wilden leitete.

Die Wilden geboten Stille, und Alles schlich leise die Höhen hinan, wo der Feind lag. Es war nichts als eine Partie feindlicher Wilden, die weit vom Heere entfernt hier ruhten. Mit einem gräßlichen Geschrey wurden sie überfallen, und von den Streitärten der Wilden im Schlafe niedergemacht. Ludwig gebot mit furchtbarm Geschrey, dem Morden ein Ende zu machen. Die Grausamen verstanden ihn nicht. Er stürzte auf einen Wilden ein, der eben seine Streitaxt erhoben hatte, einen Feind zu tödten, der wehrlos am Boden lag. Er hob den Wilden auf, er beschützte ihn mit seinem Degen gegen die Mordwuth seiner Feinde, und so rettete er sein Leben.

Der Wilde sah ihm mit weit offenem Auge starr ins Gesicht, ergriff dann seine Hand, drückte sie heftig an seine nakte Brust, und sagte kalt, wie es dem Wilden geziemt, einige Worte, die Ludwig nicht verstand, die ihm ein Eingeborner erklärte. Er sagte ihm: Komm unter meine Rinde. Nie soll dir Fleisch im Kessel fehlen! Nie soll dir mein Feuer verlöschen! Nie die Bärenhaut fehlen zur Ruhe! Mein Athem ist dein, du hast ihn mir erhalten. Mein Arm, mein Bogen, mein Kanot ist dein! Ich bin dein! *) Manhingon ist dein!

Von diesem Augenblicke an verließ Mauhingon seinen Retter nicht mehr. Er brachte ihm die süßesten Wurzeln, die schönsten Früchte, die erquickendsten Beeren. Er bewachte seinen Schlaf; aber immer mit ernsten Blicken. Warum so finster? fragte Ludwig englisch.

Weil ich dir nicht vergolten habe, antwortete noch finsterer Maubingon.

Sie drangen vor, die Wildniß um den Weg zu erkundschaften. Da strahlte einen Morgen des Wilden Auge vor Freude. Er steckte des Kriegers Zierrath, die Federn, in sein Haar, band um die Arme die Bänder von glän-

*) Manhingon heißt Wolf.

zenden Knochen, und mahlte mit rother Erde die Kennzeichen seines Stammes ins Gesicht und auf die Brust.

Warum so freundlich, Mauhingon, fragte Ludwig.

Ich vergelte dir heute, sagte er leise ihm zuflüsternd. Ludwig verstand ihn nicht.

Aber am Abend waren sie umringt von Wilden. Alles griff zu den Waffen. Vergebens. Der Feind war zu zahlreich. Der Tod wüthete, und die blutige Rache. Mauhingon rief seinen Landsleuten einige Worte zu, und diese Worte retteten Ludwigen unter den erhobenen Beilen.

Ludwig feyerte das Fest des Sieges mit ihnen.

Bin ich frey? fragte Ludwig in der Nacht seinen Retter.

Frey, wie der Adler auf unersteiglichen Felsen.

So führe mich zu dem Heer meiner Landsleute.

Hier seufzte Mauhingon tief. Wohne unter meiner Birken-Hütte!

Führe mich zu meinen Freunden!

Ich will für dich jagen. Sättige dich aus meinem Kessel.

Zu meinen Freunden führe mich!

Fasse meine Hände im Dunkel. Sie sind dein. Aber der große Geist hat deinen Freunden den Athem und den Weg genommen. Die Amerikaner haben sie in den Wäldern vertilgt. Hundert Tagereisen bist du von deinen Freunden entfernt. Aber ich will dich führen. Folge mir. Der Anführer seines Stammes gab ihm Muschelschnüre zur Sicherheit, und der Deutsche und der Wilde gingen durch die dunkle Nacht den Weg nach Westen.

Da die Sonne hinter ihnen aufging, und den dunkeln Wald mit goldnem Lichte füllte, blieb Ludwig stehen, und sagte nach Osten zeigend: dort sind meine Freunde! Mauhingon, du betrügst mich. Der Wilde mit der flammenden Röthe der zürnenden Treue, und mit einer großmüthig wilden Rührung reichte dem Weißen die Streitaxt, und beugte die Stirn dem Schlage entgegen: Triff die Stirn, Weißer, aber traue mir.

Ludwig reichte seinem Führer die Hand, und da er in des Wilden erhobnem Auge eine Thräne sah, die einzige vielleicht in seinem Leben, faßte er ihn an seine Brust. Der Wilde bedeutete ihn über den Weg, der um die Feinde in großen Umwegen wegführte. Sie gingen weiter.

Mit besorgter Vorsicht führte Mauhingon seinen Retter durch die Pflanzungen der Weißen, und durch die Wigwams der Wilden, die auf ihrem Wege lagen, fast immer in wohlriechenden Wäldern von Cornelbäumen von Bach zu Bach. Wenn Ludwig im sichern, schwarzen Schatten eines verschlossenen Thals ruhte, so war Mauhingon auf der Jagd, oder er hohlte aus den Dörfern seines Stammes Wassermelonen und Baumfrüchte. So führte er ihn mitten durch die versammelte Jugend Georgiens immer weiter dem Gebirge zu, das Kentuky von dem Vorderlande scheidet.

Aber auf der höchsten Höhe stand er mit Ludwig still, und sagte freundlich, den künftigen Weg mit der Hand um das Gebirge bezeichnend: Hier bist du sicher, hieher hat der Sturm die Blutwellen des Kriegs nicht getrieben. Sie gingen von Berg zu Berg durch einsame Wälder, über reißende Bäche hinab in die schöne Niederung.

Von dem letzten hohen Hügel sahen sie hinab in die Ebene, in das Eden der neuen Welt. Grünbekränzte Hügel, um die helle Bäche ihr Silber wegrieselten, und Wiesen, auf denen in froher Sicherheit Herden weideten. Hier Wälder am hellen Spiegel kleiner vielgestalteter Seen; dort ein seltenes Feld Mais; und aus dem dunkeln Grün der schwarzen Eichen stieg eine hohe Rauchsäule in die reine Luft, und verrieth den einsamen Bewohner der Ebene.

Mauhingon führte seinen Freund tief in das Geröhricht am Sumpf, dort seiner Wiederkunft zu harren. Dann stieg er vorsichtig in die Ebene hinab, zu spähen, ob hier nicht Feinde seines Retters wären. Ludwig folgte dem schleichenden Schlangengange seines Schützers mit wünschenden Blicken. Unglücklicher! dachte er: denn aus einem Gebüsch hervorschimmern sah er einen bewaffneten Wilden. Ludwig sah an den Farben der Brust den Stamm, den Mauhingon am meisten scheute.

Er wollte hinab, seinem Freunde zu Hülfe. Da blitzte die Flamme aus dem Gebüsche, und sein Freund — ach! — getroffen vom tödlichen Bley, bedeckt die Wunde mit der Hand, sieht zurück nach dem Hügel, wo er seinen Freund gelassen, ruft den Namen, den er ihm gegeben, schwankt und fällt.

Unbekümmert um den versteckten listigen Feind fliegt Ludwig von dem Hügel hinab in die Ebene zu Mauhingon. Er kniet neben den Verwundeten. Der reichte ihm die Hand, und sagte ruhig: Ich kann dir nicht Wort halten. Ich gehe ins ferne Land. Aber dort wohnt ein Weißer. Ich fürchte, Feinde sind hier. Sey vorsichtig! Leb wohl!

Er starb in seinen Armen. Alles wurde still um den Todten und um den Trauernden. Die untergehende Sonne warf ihren Strahl auf sein Grab, das dichtes Gebüsch umgab. Ludwig legte sein erblasstes Haupt zum Schlummer auf das Grab nieder, entschlossen mit dem Morgen die ferne Hütte zu suchen. Er entschlummerte in tiefem Kummer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dichterinn Ernestine.

Du, Schicksal, konntest Ihr der Augen Licht,
Doch Zartgefühl und steten Frohsinn nicht,
Die Leyer nicht und nicht Gesänge rauben.
Der Blinden Werth verkennen nur — die Tauben.

H g.

Vesuv.

Auf jenem Berg, wo klein das Welttheater,
Der höchste Thurm dir eine Nadel scheint,
Wo sich am heißen immeroff'nen Krater
Gefahr und Schreck am furchtbarsten vereint,
Auf jenem Berg, aus dessen weitem Bauche
Dich Ungewitter dumpf ermahnen: Flieh!
Auf jenem Berg, der Säulen oft von Rauche,
Oft Steine, Glut und Lava spie,
Auf jenem Berge — war ich nie.

H g.

Collectaneen.

1.

Philipp von Macedonien äußerte, daß er jeden Platz für einnehmbar halte, durch dessen Thore noch ein mit Gold beladner Esel kommen könne. Dieser Gedanke ist wenigstens richtiger, als die Ansicht des Mufti von Jerusalem, welcher die Sicherheit dieser Stadt, gegen jede feindliche Besetzung, von 70,000 Propheten erwartete, die jenseits des todten Meeres stånden, bereit, bey dem ersten Anschein einer Gefahr zum Schutz und zur Vertheidigung herbeyzueilen. (S. Wittmanns Reisen nach der Türkey, 2c.)

2.

Unter den Römischen Kaisern hat die Geschichte keinen höher geehrt, als den T. Aelius Hadrianus Antoninus Pius, durch den Ausspruch: „Fast unter allen Herrschern hat er allein, ohne Bürger- und feindliches Blut zu vergießen, gelebt.“ Wie erscheint dem menschlichen Kaiser gegenüber Vitellius auf dem Schlachtfeld von Bedriacum: „Er wendete seine Blicke nicht, schauderte auch nicht vor so vielen tausend unbegrabnen Bürgern.“

3.

Bey den gebildeten Völkern Europa's ist die Fahne der Vereinigungs-Punkt der Tapfern; ihre Rettung gibt den höchsten Ruhm: bey den Türkischen Truppen vertreten ihre Stelle Küchengeräthe, zwey große Kupferkessel vor der Fronte eines jeden Regiments, wozu noch ein Schaum- und großer Kochlöffel und eine Art Hellebarde gehörig sind. Diese Heiligthümer müssen vor Allem gerettet werden. Bey einer solchen Auszeichnung so geringfügiger Dinge kann man sich nicht verwundern, wenn das Amt des Koches vom Janitscharen-Korps, welcher zugleich die Ehre hat, diesem die Stockprügel zuzutheilen, eine große Würde ist. Wer sie bekleidet, zeichnet sich auch durch seine Kleidung aus, welche als höchst sprechend auch sonst anempfohlen werden möchte; er trägt nämlich ein langes Kleid von dickem dunkelgefärbtem Leder, das mit Schüsseln behangen und mit Zierrathen von Metall beschlagen ist.

4.

Auch in Kleinigkeiten drückt sich der menschliche Charakter oft scharf aus. Wie tragt ihr Euch? fragt der Franzose; wie stehen Sie? der Spanier; habt ihr Reis gegessen? die niedere Volks-Klasse in einigen Provinzen von Sina u. s. f. Der Deutsche ermangelt nicht, selbst jetzt noch schriftlich und mündlich seinen ergebensten Diener, ich habe die Ehre, mich zu empfehlen, 2c. reichlich zu spenden. Wer aber, bemerkte schon der edle Kant, in Beziehung auf diesen Uebelstand, wer sich im Staube krümmt, wie ein Wurm, darf nicht klagen, wenn er hinterher zertreten wird.

Augsburg. Kayser, Prof.

Einige gelehrte Nachrichten aus Italien.

Die Accademia Napoleone in Lucca hat den 18. May d. J. folgende Preisschriften gekrönt, nämlich im Fach der schönen Wissenschaften eine Abhandlung von dem gelehrten Hrn. Cesare Lucchesini, Mitglied der Akademie, worin er mit seltner Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Geschmack bestimmt hat, welche Fortschritte die Erläuterungen der Sprachen, besonders der italienischen, durch die Bemühungen italienischer Gelehrten selbst im achtzehnten Jahrhundert gemacht hat. Die Abhandlung des Hrn. Francesco Anselmo Prato, Arzt in Mailand, ist für die Medicin sehr bedeutend, weil er die Veränderungen, welche die Brownischen Systeme und die vom Gegenreiz (controstimolo) in die Medicin gebracht haben, welcher Schaden oder Nutzen daraus erwachsen ist, und unter welchen Verhältnissen beyde Systeme in der Praktik mit einander vereinigt werden können, deutlich und befriedigend auseinander gesetzt hat.

2) Unter den vielen Schriften, die zur Erlangung des von Sr. Majestät festgesetzten jährlichen Preises von 500 Napoleoni der Accademia della Crusca eingesandt wurden, haben solchen folgende getheilt erhalten, als: 1) Opere di Cajo Cornelio Tacito volgarizzate dal Sig. Valeriani. 2) La Versione con Epigrafe de' Sermoni o Satire di Orazio Libri due, e dell' Epistola di Orazio a' Pisoni sopra l'arte poetica, wovon der Uebersetzer der berühmte Pater Pagnini, Professor der lateinischen und griechischen Sprache auf der Universität zu Pisa ist. 3) Le Corone, Favola Boschereccia, von einem gewissen Hrn. Grilli in Bologna. Alle diese Schriften werden nächstens gedruckt herauskommen. Auch hat die Accademia della Crusca durch die strenge Beurtheilung der vielen eingesandten Schriften den Verdacht der Vorliebe und Parteylichkeit von sich abgelehnt, deren sie im vorigen Jahre bey Anerkennung des Preises an jene des Hrn. Micali, Rosini und Niccolini nicht ohne Unrecht von den Gelehrten im Königreiche Italien beschuldigt wurde, und wogegen viel Bedeutendes und Beißendes geschrieben worden ist.

3) Vor einiger Zeit sind Lamberti Osservazioni sopra alcune Lezioni dell' Iliade Milano Stamp. Reale 1813, die 10 Franken kosten, herausgekommen, in welchen 24 Stellen sehr weitläufig und gelehrt behandelt werden. Nur bezieht sich die Untersuchung auf Interpunction; ich glaube, die Kritik hätte noch etwas Wichtigeres zu thun gefunden!

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 26. Aug.

(Fortsetzung.)

„Das Wort Coursselle im Vertrage betreffend. (fährt Reynier fort), was Michels großes Steckenpferd sey, um die Falschheit des Vertrags zu erweisen: so erkläre Brisière, daß die Ueberladung mit Dinte schon seit Ausfertigung der Schrift bestehen könne, wie er es denn auch nicht anders wisse. Michel behaupte zwar: „„in einer von Reynier an eine dritte Person ausgestellten, seitdem vernichteten, Abschrift, sey Reynier's Adresse: Rue Cisalpine angegeben gewesen; dies Wort sey vermuthlich auch im Originale gestanden, ehe man daraus Rue Coursselle gemacht habe;““ allein erstlich erinnere sich Niemand, das Wort Cisalpine in der Abschrift gesehen zu haben; zweytens fordre man alle Schriftkenner auf, zu sagen, ob es möglich sey, die Punkte auf den beyden i i so zu verbergen, daß man es nicht merke, noch eine Auskratzung gewahre. Allein er, (Reynier), behaupte, die Ueberladung des Worts im Original sey anfänglich nicht so stark gewesen, aber Michel habe den (wirklich seitdem entlassenen) Greffier-Commis gewonnen, daß er ihm das Original von der Gerichtstafel (Greffe), wo es niedergelegt war, zum beliebigen Gebrauche nach Hause brachte!! Daher seyen Michels Bemerkungen über den Vertrag so weitläufig und in so kunstmäßigen Ausdrücken abgefaßt, was nicht möglich gewesen wäre, wenn Michel den Vertrag blos in Gegenwart des Richters geprüft und Noten darüber genommen hätte!“

In Hinsicht des Vergleiches vom 26. Februar 1811 bemerkt Reynier: „Michel habe ihn seitdem erst als falsch angefochten, als er überzeugt wurde, daß die darin enthaltne, in der That vage Klausel: „„wie er kraft Bezahlung der 95,000 Franken Schadloshaltung aller weitern Verbindlichkeiten gegen Reynier los und ledig seyn solle,““ vernünftiger Weise nur auf den Gegenstand des Vergleichs bezogen werden könne; allein Urkunden und Zeugen-Aussagen wären über diesen Vergleich so zahlreich und so bestimmt, daß Michel dagegen nicht aufkommen werde.“ (Bisher wurden über den Vergleich die Zeugen noch nicht vernommen, und Guille, der Schreiber desselben, der bey jeder Sitzung gegenwärtig ist, verzehrt sich vor Ungeduld. Er bezeichnete seinen Eintritt in den Gerichts-Saal mit der Bitte, man möchte ihm Micheln gegenübersetzen; „weil Michel behaupte, er kenne ihn nicht, so möchte er ihn ja recht in die Augen fassen.“) W.

Aus der Schweiz.

Die Akademie in Lausanne hat kürzlich neue Statuten und reglementarische Ordnungen erhalten, welche, von dem akademischen Rathe entworfen, die Sanction der Regierung unterm 23. Febr. empfingen, und mit dem 1. Nov. d. J. in Vollziehung gesetzt werden sollen. Sie sind in 355 Artikeln verfaßt und vor einigen Wochen im Druck erschienen. Die natürliche Lage, die politischen Verhältnisse und eine Menge günstiger Umstände scheinen sich in der Stadt Lausanne zu vereinen, um dort einer Anstalt für gelehrte und höhere Bildung Gedeihen zu bringen. Zunächst dem schönsten aller Schweizer Seen in der reizendsten Gegend gelegen, auf der Gränze, wo deutsche, französische und italienische Kultur und Sprache einander begegnen, sollte hier, wenn irgendwo, dächte man, durch eine weise und liberale Regierung begünstigt und geleitet, eine höhere wissenschaftliche Anstalt zu Glanz und Ansehen gelangen müssen. Wie hinwieder die Zeitumstände eine solche theils befördern, theils überaus wünschenswerth machen müssen, leuchtet ohnedies von selbst ein. Bis dahin strebten inzwischen die fertigen Anlagen einem höhern Ziele nur wenig entgegen; die Akademie blieb großentheils ein Gymnasium für den eignen und nothwendigen Bedarf des Landes, und nur zuweilen zeichneten sich einzelne Lehrer dermaßen aus, daß ihre Hör-Säle die Ausländer an sich zogen. Die Gründe hievon zu entwickeln, ist hier der Ort nicht; die veränderten politischen Verhältnisse der Landschaft Waadt, welche seit einem Jahrzehend eine selbstständige Regierung besitzt, müssen manche der früher bestandenen Hindernisse entfernt haben, und eine wohlverstandene Staatswirthschaft sollte wol am allerwenigsten Bedenken tragen, die erforderlichen Vorschüsse zu machen, die sich, auch staatswirthschaftlich betrachtet, durch Sicherheit und Ertrag gleichmäßig empfehlen dürften.

Manches ist wirklich in den neuesten Zeiten nun auch schon geschehen, das eine bessere Zukunft verheißt, und die revidirte Organisation der Akademie von Lausanne verdient Aufmerksamkeit. Man will darum hier eine gedrängte Uebersicht derselben liefern. — Von vierzehn Professoren, welche bey der Akademie angestellt sind, gehören drey der Sprachkunde und Literatur, einer der Philosophie, drey den Naturwissenschaften, zwey der Heilkunde, zwey der Rechtskunde und drey der Theologie an. Die Lehrstellen der Literatur theilen die lateinische, griechische und französische Sprache unter sich, und es muß freylich in mehrfacher Hinsicht die Hintansetzung und Nichtachtung der deutschen Literatur und Sprache nicht wenig auffallen. Der Professor der lateinischen Literatur soll gleichzeitig drey Kurse vortragen; römische Literargeschichte und Alterthümer in zwey Stunden wöchentlich, den eigentlich philologischen Kurs oder die Lesung und Erklärung der klassischen Prosaiker und Dichter in sechs, und die römische Eloquenz in einer Stunde. Der Professor der griechischen Sprache und Literatur hat gleichzeitig drey Kurse zu ertheilen; einen ersten und zweyten, leichtern und schweren, für die Auslegung der griechischen Prosaisten und Dichter, und einen dritten der philologischen Exegese des neuen Testaments, alle drey zu zwey Stunden wöchentlich. Der Professor der französischen Literatur gibt gleichzeitig zwey Kurse; einen elementarischen Lehr-Kurs, worin die Regeln der verschiedenen Stylarten entwickelt und mit eignen Uebungen verbunden werden, und einen historisch-kritischen, welcher die Geschichte der französischen Literatur, die Kritik der wichtigsten Werke jedes Faches und ihre Würdigung theils für sich betrachtet, theils in Vergleichung mit den analogen Werken der alten und der ausländischen Literatur verfaßt, beyde zu drey Stunden wöchentlich; der letztere Kurs dauert zwey Jahre. Dem Professor der Philosophie liegen drey Kurse zu geben ob; die Logik zu drey Stunden, dann in zwey Jahren abwechselnd die Metaphysik und die Moral-Philosophie, gleichfalls zu drey Stunden, und endlich die kritische Geschichte der ältern und neuern Philosophie. Von den drey Professoren der Naturwissenschaften hat der Professor der Mathematik vorerst drey Stunden wöchentlich, je zu zwey Jahren abwechselnd, einen vollständigen Elementar-Kurs der Geometrie und einen Kurs der Algebra vorzutragen, hernach alljährlich zu drey Stunden wöchentlich, die Lehre der rechtlinigen Trigonometrie und der Kegelschnitte, womit abwechselnd von drey zu drey Jahren Anwendung der Algebra auf die Geometrie, Vorträge über Gegenstände der mathematischen Physik und Sternkunde verbunden werden. Der Professor der Physik hat alljährlich einen vollständigen Kurs der theoretischen und Experimental-Physik sechs Stunden wöchentlich zu ertheilen. Dem Professor der Chymie liegt ob, alljährlich einen Kurs der Chymie, mit Versuchen begleitet, und einen zweyten der Mineralogie, jeden zu drey Stunden, zu ertheilen; der letztre soll mit der Anwendung dieser Wissenschaft auf die Geologie beschlossen werden; von zwey zu zwey Jahren trägt er weiterhin eine Uebersicht der pharmaceutischen Chymie zwey Monate durch, während drey Stunden vor. (Der Beschluß folgt.)

Nro. 232.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 28. September, 1813.

Die Freude mag ein Thor verschieben,
Der keiner Freude würdig ist;
Wir aber wollen uns mit einer Hoheit lieben,
Die Alles, außer Gott, vergißt!
Klamer Schmidt.

Das Wunder der Liebe.

(Fortsetzung.)

Am andern Morgen weckte ihn das Gebrüll der Herden. Er schaute hinaus durch die Zweige des Gebüsches dem Eichenwalde zu, der das Haus verbarg. Da trat aus dem Schatten der Eichen eine weibliche Gestalt. An dem leichten Gange, an der schlanken Gestalt erkannte er in der Ferne schon: es war ein Mädchen. Aber da sie, näher gekommen, den großen Strohhut in die Höhe schlug, um den Spötter zu sehen, der auf einem Baume die Stimmen der Vögel nachahmte, da erstaunte Ludwig vor diesem Gesichte voll unschuldiger jugendlicher Reitze. Sie stieg einen Hügel hinan, stand da, hielt die Hand über die Augen, als schaute sie nach Jemand.

Er hatte Zeit, sie zu betrachten. Sie war eine Weisse, das sah er an dem goldblonden Haar, das in natürlichen, reichen Locken um die Schulter und den Nacken schwamm. Sie war gekleidet, fast als eine Wilde, in weisse glänzende Leinwand, die von der schönen Gestalt nicht einen Reiz verhüllte. Sie kam noch näher dem Gebüsch, das ihn verbarg, als wüßte sie seine Gegenwart und seine Noth.

Anmuth strahlte von dem lieblichen Gesicht, und Sanftmuth aus dem blauen Auge.

O sey du meine Retterinn! lispelte er leise ihr zu, und faltete die Hände. Hervor zu treten, durfte er nicht wagen. Sein Anblick konnte sie verscheuchen. Aber sie kam, als ob ein Engel sie leitete, von einem blühenden Gebüsch zum andern, ihm näher, bis sie zwanzig Schritte von ihm sich niedersetzte, nachdem sie ein Paar Male mit einer wohlklingenden Stimme den Namen eines Sklaven oder einer Sklavinn gerufen hatte.

Der gesellige Spötter folgte ihr von Gebüsch zu Gebüsch mit dem bunten Gesange; aber welch ein hohes, frohes, himmlisches Zauberentzücken floß in Ludwig's Seele, als das Mädchen in der Sprache des geliebten Vaterlandes auf einmal laut rief: Komm, lustiger Spötter! Meinen Gesang lernst du doch nicht! Dann sang sie in einer rührenden Melodie, die aber von ihrer frohen Stimme heiterer wurde:

Ich klage dir in diesem fremden Lande,
In dieser stillen Wälder Einsamkeit,
Entfernt von meiner Muttererde schönem Strande
Des stillen Herzens tiefes Leid.
Denn hier ist meiner Jugend Sonne nicht;
Darum mein Herz in seinem Leid zerbricht.

Euch kenn' ich nicht, Euch Wolken, Mond und Sterne!
Des Windes Stimme dringt nicht in mein Herz;
Dort glänzt mein Stern in jener grauen Ferne,
Hier wohnet nur der Scheidestunde Schmerz;
Hier strahlt mir Armen ewig, ewig nicht
Der frohen Jugend schönes Zauberlicht.

So sang sie lächelnd, zum schönen Vogel emporsehend, der schwieg, als verzweifelte er, die Zauberstimme des Mädchens zu erreichen. Aber Ludwig stürzte aus dem Gebüsch hervor mit ausgebreiteten Armen, und rief mit den Tönen des Entzückens und des höchsten Schmerzens: O mir, mir strahlt hier der Jugend schönes Zauberlicht! Und mit diesen Worten sank er auf dem halben Wege auf

die Kniee, denn das Mädchen war aufgesprungen im schnellen Schrecken, um zu entfliehen.

Da er kniete, blieb sie stehen, den Jüngling betrachtend, und unruhige Blicke zurückwerfend nach ihrem Rückwege.

Ich bin Ihr Landsmann, rief Ludwig sanft; ein Deutscher, ein Unglücklicher, der ohne Ihre Hülfe hier verschmachten muß!

Das hörte sie, und sie flog, die Wangen von Eifer der Menschlichkeit glühend, heran. Plötzlich stand sie, und fragte: Du bist Soldat? denn Deutsche, sagt mein Vater — Ach, meine Mutter! Warum lebst du nicht mehr? Warum hörst du die Sprache deines lieben Vaterlandes nicht in den schönen Tönen dieses Mannes!

O komm du, sagte sie nach einem Augenblick Schweigen: Verschmachten sollst du nicht, ob du gleichwohl — Gehörst du zu unsern Feinden? fragte sie zweifelnd wieder, und ihn unruhig betrachtend.

Ich war Soldat, edles Mädchen; aber ich bin es nicht mehr. Sie scheinen unruhig?

Deinetwillen. Aber sey du ruhig. Hier ist meines Versprechens Unterpfand. Sie reichte ihm die Hand. Er drückte sie an seine Brust. Sie ließ sie ruhig auf seinem Herzen liegen, und fuhr freundlich unruhig fort: Mein Vater hasst unsere Feinde, die Feinde unserer unschuldigen Freyheit; aber du bist der Landsmann meiner Mutter, und bist du — hier warf sie ein frohlockendes Auge voll Theilnahme auf ihn — wie sie: so — o deutscher Mann, sie liebte Euch unendlich, und ich bin ihre Tochter.

Dein Gesang —

War meiner Mutter Gesang. Ich führte sie vor ihrem Tode noch Einmal ins Freye. Ich musste ihren Sitz nach Westen wenden. Sie sang — ach nie vergess' ich ihr schönes Vaterland — sie sang mit blassen Lippen den Gesang, und ihr Herz brach unter den schönen Tönen. Seitdem nenne ich Deutschland mein Vaterland, und jeden Deutschen — sie reichte ihm herzlich beyde Hände, und Thränen drangen in ihre Augen — meinen Freund. O du weißt nicht, was ich meiner Mutter danke!

Hier küsste Ludwig des Mädchens Hand; da aber erröthete sie, und sie schlug beschämt und süß das schöne Auge zu Boden. Eine Pause entstand, die Ludwig mit den Worten unterbrach; und Ihr Vater?

Recht, mein Vater. Sie führte ihn redend in das Gebüsch, wo seines Freundes Grab war. Sie fuhr zurück vor dem Grabe, und Ludwig erzählte ihr seine Begebenheit und seines Freundes Treue bis zum Tode.

Bis zum Tode treu, o das sind wir Alle hier. In einer edlern Empfindung erhob sie jetzt das blaue Auge zu ihm empor. Auch ich werde dir treu seyn bis zum Tode! Da pochte in schöner Unschuld die jugendliche stolze Brust zu dem bedeutenden Versprechen.

Aber mein Vater, hob sie zum Drittenmale lächelnd an. Er ist Euer Feind. Er muß es seyn, denk' ich; denn er ist ein Mann. Zwar sollte ich es auch seyn; aber ich kann es nicht — Sie legte die versichernde Hand auf den Marmorbusen, und sagte seufzend hinzu: Nein, ich kann es nicht, seit ich dich gesehen. Auch ist sein Bruder hier, den Eure Kugeln bey Bunkershill verwundet haben. Der hasst Euch! Euch desto mehr, weil er von Eurem Blute stammt. Nein, ich kann dich nicht hassen, deutscher Mann, nein. Ich sende dir meiner Mutter Magd. Sie soll dich dorthin führen in eine kleine Birkenhütte, die mein Vater nie besucht, nie Jemand, als ich und sie. Bleibe hier, ich will dir Nahrung senden. O deutscher Mann, rief sie, und sah ihn noch Einmal aufmerksam an: Ich bin ja so glücklich, so glücklich!

Sie hüpfte davon, über die Wiese weg, dem Eichenwalde zu.

Ludwig setzte sich träumend auf das Grab seines Freundes; aber die Quelle der Thränen floß jetzt nur sanft in seinem Herzen, unter einem leisen Entzücken, wie ein Bach unter schönen Blumen verschleiert. Er neigte trauernd sein Haupt auf das Grab, und er hob es rasch, und mit süssem Herzensschlag' empor. Er hörte Tritte. Es war ein Vogel, der empor flog aus dem Gebüsch.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einige Züge zur Charakteristik des jetzigen Kronprinzen von Persien, Abbas Mirza.

3.

Abbas Mirza ist ein großer Liebhaber vom Militär. Er nimmt in eigener Person über seine Truppen *), Mann für Mann, die Inspektion ein, visitirt ihre Montur und Armatur, ihre Pferde und ihr Feldgeräthe. Was er als probhältig erfindet, das lässt er gelten; was ihm hingegen als schlecht vorkommt, wird ohne Gnade abgeschafft. Zur Zeit der Anwesenheit der Englischen Gesandtschaft in Tabriz hatte der Gouverneur **) dieser Stadt eben zweyhundert Feuergewehre in seinem Hause liegen, die sich

*) Die gesammte Kriegsmacht des Prinzen besteht aus 40.000 Mann, nämlich 22.000 Mann Kavallerie, und 18.000 Mann Infanterie, worunter 6000 nach europäischer Manier disciplinirt sind. Diese Mannschaft muß von den Dörfern in einem gewissen festgesetzten Verhältnisse gestellt werden; hingegen erhalten die Soldaten Sold, Nahrung und Kleidung von dem Prinzen. Jeder wirklich Angeworbene hat seinen Suppleanten, der ebenfalls gut exercirt und bereit seyn muß, bey unvorgesehenen Ereignissen oder Sterbefällen sogleich einzutreten. Zur Zeit des Aufenthaltes der Brittischen Gesandtschaft zu Tabriz war die Reiterey größtentheils in verschiedenen Distrikten auf der Weide zerstreut, und in der Stadt selbst befanden sich nicht mehr als 3000 Mann in Garnison.

**) Aus dessen Munde dem Verfasser diese Details sind mitgetheilt worden.

der Prinz geweigert hatte, anzunehmen, und die einen Theil einer von Téhéran an ihn abgelassenen Sendung von zweytausend Stücken ausmachten. Der Prinz hatte mit eigner Hand die Läufe aller dieser Flinten untersucht und die Schloßbleche probirt. Uebrigens soll er gegen seine Truppen sehr freygebig seyn, und große Geldsummen unter sie austheilen. Auch im Jagen ist Abbas Mirza ein Meister, und mit den Pferden weiß er vortreflich umzugehen. Er ist im Stande, vermittelst einer mit einer einzigen Kugel geladenen Flinte in vollem Galoppe einen Hirsch zu erlegen; eben so schießt er mit dem Bogen einen Vogel im Fluge herunter. In seiner Person finden sich jene drey Eigenschaften, die Xenophon den alten Persern zuschreibt: ein Pferd zu regieren, mit dem Bogen zu schießen, um die Wahrheit zu sprechen, vereinigt. *)

Während der kurzen Zeit seiner Verwaltung hat der Prinz den Zustand der Provinz Aderbigian bereits nahmhaft verbessert. Besonders angelegen ist ihm die Verbesserung des Kriegswesens in seinen Staaten. **) In Jahresfrist hat er die Persische Artillerie der Russischen an Güte gleich gemacht ***), und in eben dieser Zeit seine Infanterie so von Grund aus exerciren gelehrt, daß gegenwärtig die Russischen Soldaten, nach ihrem eigenen Geständnisse, in dieser Hinsicht den Persern nicht mehr überlegen sind. Mehrere französische und russische Werke über militärische Taktik und Fortifikations-Theorie sind auf seinen Befehl in die persische Sprache übersetzt worden. Ueberhaupt läßt er es an nichts fehlen, was zu Verbreitung solcher Kenntnisse geeignet ist. Auch soll er der einzige Perser seyn, der eine vollständige Sammlung von Land-Charten und Abbildungen aller Instrumente und Waffen besitzt, deren sich die Europäer im Kriege bedienen.

4.

Wenn der Prinz Jemand eine besondere Gunstbezeugung erweisen will, so lässt er ihm kund thun, daß er sich auf irgend einen bestimmten Tag zu ihm eingeladen habe, und ihn besuchen werde. Da der Fürst seinen ganzen Hofstaat mit sich bringt, so kommen solche Besuche dem, der sie erhält, sehr theuer zu stehen. So verfügte er sich, während des Aufenthalts der Englischen Gesandtschaft zu Tabriz, einmal in den Garten des Hadji Can Mahomed, der diese Ehre mit zweytausend Tomans *) bezahlen mußte. So wie der Prinz den Fuß auf die Erde setzt, werden überall, wo er hingeht, Shawls und Goldstoffe vor ihm auf dem Boden ausgebreitet. Dies macht einen Theil der Ceremonie aus, die man Pai-endaz heißt.

*) Sonst sollen die Perser meist nur auf die beyden erstern dieser drey Eigenschaften Anspruch machen. Das Pferd wird bey ihnen besonders hochgeachtet, und in die Kunst zu reiten setzen sie eine gewisse Art von Nationalstolz. Wirklich sitzen sie, und zwar auf den unbequemsten Sätteln von der Welt, sehr fest zu Pferde, sprengen beherzt über alle Arten von Boden hinweg, drängen sich zwischen Felsen und Gebüschen hindurch, setzen über die gefährlichsten Passagen, und lassen sich durch kein örtliches Hinderniß in ihrem Marsche unterbrechen. Dies ist aber auch Alles. Von vernünftiger Leitung, Behandlung und Schonung der Pferde wissen sie nichts. Einst äußerte Hr. Morier gegen einige Perser einen bescheidenen Zweifel, ob nicht die Türken besser beritten seyn möchten, als die Perser? Das hätte beynahe einen ernsthaften Streit veranlasst. Auch erklären die Perser ungescheut und mit lächerlichem Eifer, daß zwar wohl der Europäischen Infanterie vor der übrigen der Vorzug gebühren möge; was aber die Reiterey betreffe, so sey die ihrige unwiderstehlich und in der Welt komme ihr keine gleich. Im Ganzen bietet die Persische Nation für die Bildung eines Kriegsheers ein ganz vortreffliches Materiale dar, und der Perser besitzt alle für diesen Stand erforderlichen Eigenschaften. Er ist thätig, abgehärtet zur Arbeit, gleichgültig gegen sein Leben, ein leidenschaftlicher Bewunderer des Muthes, und das höchste Ziel, nach welchem er strebt, ist der Titel eines Tapfern.

**) Diese Nachrichten verdankt Hr. Morier dem Mirza Bosurk, ersten Minister des Kronprinzen, einem der einsichtsvollsten Männer Persiens.

***) Zu Tabriz sollen bessere Kanonen verfertigt werden, als zu Ispahan. Auch hat man dort eine Art tragbarer Artillerie erfunden, die leicht genug ist, um im Kavallerie-Schritt auf Maulthieren auf die Berge und durch die schwierigsten Pässe hindurch transportirt zu werden.

*) Ein Toman beträgt ungefähr 46 französische Livres.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz.

(Beschluß.)

Die beyden Professoren der Arzneykunde theilen sich in die Fächer ihrer Wissenschaft also, daß der Professor der Anatomie und Chirurgie abwechselnd, im einen Jahr Anthropologie, d. i. Zergliederungskunst und Physiologie, daneben Gesundheitslehre und populäre Arzneykunst mit vorzüglicher Hinsicht auf epidemische Krankheiten und Hülfleistung in plötzlichen Gefahren, im andern Jahre hingegen Chirurgie und gerichtliche Arzneykunst vorträgt; der Professor der Pathologie und Therapie hinwieder lehrt abwechselnd im einen Jahr allgemeine Krankheit- und Heilkunde, und im andern besondre Therapie und Materia medica; jedes Jahr trägt er beynebens zwey Monate hindurch Botanik vor; beyde Professoren widmen ihren Vorträgen wöchentlich sechs Stunden. Von den Professoren der Rechtskunde ertheilt der Professor des Naturrechts in drey Stunden Unterricht über das Naturrecht, und dieser Kurs dauert zwey Jahre; daneben liest er abwechselnd drey Stunden, das eine Jahr über das bürgerliche, das andre über das peinliche gerichtliche Verfahren; der Professor des bürgerlichen Rechtes erklärt sechs Stunden wöchentlich, abwechselnd, in dem einen Jahr römisches Recht und im andern die Civilgesetze des Kantons. Die drey Lehrstellen der Theologie endlich sind die des Professors der biblischen Exegese, der theoretischen und der praktischen Theologie. Dem erstern liegt ein dreyjähriger Kurs des Hebräischen zu zwey Stunden wöchentlich ob; ferner die Erklärung der jüdischen Alterthümer mit Inbegriff der Darstellung der politischen, bürgerlichen und religiösen Verfassung der Israeliten; dieser Kurs dauert wöchentlich eine Stunde während zwey Jahren, und endlich die eigentliche Exegese des neuen und alten Testaments zu drey Stunden wöchentlich. Der Professor der theoretischen Gottesgelahrtheit soll auseinander folgend sechs Stunden wöchentlich, drey Jahre

Dogmatik, ein Jahr Moral-Theologie und ein Jahr Kirchen-Geschichte vortragen. Dem Professor der praktischen Theologie liegt ein dreyfacher gleichzeitiger Kurs, der Katechetik, der Homiletik und der Pastoralpflichten, ob.

Die Professoren werden von der Regierung (dem kleinen Rathe des Kantons), auf vorhergegangene Konkursprüfungen und das Gutachten des akademischen Rathes hin gewählt. Einberufene Ausländer, welche sich als Schriftsteller bereits rühmlich bekannt gemacht haben, können von den Prüfungen dispensirt werden. Die Konkurs-Prüfungen bestehen in Ausarbeitung eines aufgegebnen Thema, in öffentlicher Disputation oder Vertheidigung dieser Arbeit, in einer fernern bey geschlossener Thür vorgenommenen Beantwortung einer durch das Loos bestimmten Aufgabe oder Frage, und endlich in einer unvorbereiteten Unterrichtsstunde.

Die Zuhörer theilen sich in regelmäßige Studierende und in freywillige Zuhörer (Etudians et Externes.) Für die Erstern sind die Studien-Einrichtungen und die Reihenfolge der von ihnen jedes Jahr zu besuchenden Vorlesungen umständlich und genau vorgeschrieben. Für sie sind hinwieder auch die jährlichen Prüfungen verpflichtend; sie hören die Vorlesungen unentgeldlich an, während die freywilligen Zuhörer Honorarien bezahlen.

Die akademische Disciplin zeichnet sich durch die Einrichtung eines **Senats der Studierenden** aus, unter dessen achtzehn Mitgliedern sich ein Consul als Präsident, ein Quästor, Prätor, Orator, Ober- und Unter-Bibliothekar, Sekretär und eilf Censoren befinden. Sie werden jährlich theils durch die General-Versammlung der Studierenden gewählt, theils vervollständigen sie sich selbst, und halten Fleiß- und Sitten-Aufsicht mit einer bestimmten Straf-Kompetenz. Die Oberaufsicht kommt dem akademischen Rathe zu. Diesem liegt hinwieder die jährliche **Censur der Professoren**, (le grabeau des professeurs), ob; das Stillschweigen über diese soll von allen Mitgliedern beobachtet werden; das geheime Protokoll, welches ihre Resultate enthält, bleibt in der Hand des Präsidenten, welcher ein Mitglied der Regierung ist; aber der Auszug desjenigen, was jedes Mitglied betrifft, wird diesem zugestellt; die Censur selbst besteht in den Bemerkungen, welche, in Abwesenheit des betreffenden Professors, der seinen Abtritt nimmt, von jedem Mitglied des akademischen Raths über dessen Pflichttreue gemacht, und in den Discussionen, welche dadurch veranlaßt werden. — In umständlichen Abschnitten werden endlich das Reglement der akademischen Bibliothek, die Pflichtvorschriften des Ober- und Unterbibliothekars, jene des Professors der Physik als Aufsehers der Instrumentensammlung, und diejenige des Professors der Chymie und Mineralogie, dem die Naturaliensammlung und das chemische Laboratorium übergeben sind, aufgestellt.

Paris, 12. Sept.

Sie erhielten letzthin die vorzüglichsten Punkte aus **Michels** Klage gegen **Reynier** und **Boissière**, und aus der Vertheidigung der Angeklagten. Alle die verschiedenen Anführungen wurden vor dem Criminalgerichte (cour d'assises) von Zeugen bestätigt, von Zeugen widerlegt, und als die Zeugen-Verhöre zu Ende waren, nahmen die Vertheidiger der Parteyen das Wort und mahlten in ihren Reden die Umstände weiter aus, auf die sie ihre Anklage oder Vertheidigung gründeten. **Tripier**, der Advokat des Anklägers, nahm zuerst das Wort; nach ihm trat der General-Advokat auf, unterstützte die Anklage, stellte aber Kläger und Beklagte gleichermaßen als gewinnsüchtige, wortbrüchige Spekulateurs vor, und erinnerte die Jury in dieser Lage der Sachen von den Personen zu abstrahiren, und blos die Sache des gefährdeten Kredits und öffentlichen Zutrauens zu vertheidigen. Nach ihm sprachen abwechselnd die Vertheidiger der Angeklagten. Natürlich mußten sie bekannte Dinge wiederholen; wir können sie daher übergehen; allein drey bis vier neue Incidenz-Punkte, die sich während der Debatten ergaben, verdienen eine Erwähnung. Hier sind sie:

Michels Bücher wurden verifizirt, und der Verifikateur **Bourdeille** erklärte nach 17tägiger Prüfung vor Gericht: „sie in bester Ordnung gefunden zu haben." Da erhob sich **Boissière**, näherte sich dem Tische, worauf sie lagen, und wies darin die Beweise noch von folgenden Aussagen:

1) „Michel habe doppelte Bücher, selbst sein großes Haupt-Buch sey doppelt. Im Jahr 1806 lieh er der Comp. des vivres 12 Millionen Franken in Renten, Bank-Aktien und Bons auf Steuer-Einnehmer. Die Comp. trat ihm dagegen eine Forderung an Spanien von 45 Millionen Reales de veillon, (zu vier Realen den Franken), ab. **Michel** machte deßhalb 1808 und 1809 mehrere Reisen nach Spanien, und negocirte unter dem Beystand seiner Frau so glücklich, daß er 3 bis 4 Millionen in Abschlagszahlungen erhielt, den Rest aber der spanischen Regierung zu 12 pr. C. lieh. Von allem dem machen seine Bücher bis Ende 1810, wo man die erste Abschlags-Zahlung von 1,200,000 Fr. eingetragen findet, keine Erwähnung; seinem Bruder, der dabey für vier Millionen interessirt ist, und den HH. **Vanlerberghe** u. **Ouvrard**, (andere Interessenten), habe er geantwortet: „Ich habe nichts geendigt, nichts erhalten; seht meine Bücher nach!" — **Michel** erwiederte dagegen: „er gestehe wol die erhaltenen Interessen, allein seine übrigen Uebereinkommnisse mit Hrn. **Spinoza**, Ministre Contador Sr. katholischen Majestät, gingen die Compagnie nichts an, weil er noch immer seine Titres gegen sie unverändert in Händen habe." — „Das ist eben," rief **Boissière**, „ein Beweis eurer Unredlichkeit, daß Ihr die Titres behieltet, ungeachtet ihr darüber Verträge schlosset!" **Ouvrard** nahm sogleich gerichtlichen Akt von dieser Erklärung, die ihm, wie er sagte, zum ersten Male Licht über drey Millionen gäbe, um die ihn **Michel** bisher verkürzt habe.

Sodann zeigte 2) **Boissière** eine andre Epoche in den Büchern, wo **Michel** sein Stamm-Kapital, was zu neun Millionen war, nur zu fünfen angab, indem er hineinsetzte, daß er vier von den HH. V. und M. erborgt habe. „Das wäre eine Schuld gewesen, erdichtet, um im Fall eines Bankrutts seine Gläubiger um so viel zu verkürzen; der Beweis sey, daß diese vier Millionen ein Jahr später unter **Michels** eignem Vermögen aufgeführt stehen." (Als ehemaligem Buchhalter **Michels** wurde es dem **Boissière** leicht, das Alles in den Büchern nachzuweisen).

„Habt Ihr nicht," fuhr **Boissière** 3) fort, „zu der und der Epoche durch Notariatsakt beym Notaire **Postel** 1,500,000 Franken aufgenommen?"

Michel wich aus, stotterte; endlich gestand er: „Vom öffentlichen Schatze wegen 12 Millionen verfolgt, habe er Hrn. **Postel** um einen Mann gebeten, der als Darleiher jener Summe angesehen werden könnte; er hätte sich müssen in **Verfassung setzen**, (mettre en mesure), der Akt sey einregistrirt, und in den Büchern sey Entrée und Sortie des Darlehens angemerkt."

„Ganz Recht," rief **Boissière**'s Advokat, „denn ohne diese Vorsicht hätte eure List nichts genützt, aber das Darlehen wurde nicht erfüllt, und der Akt ist ein wahres Falsum, weil der Notair darin behauptet, **die Summe aufzählen gesehen zu haben**. — Könnte man so gehaltene Bücher für richtig erklären oder ihnen Beweiskraft zugestehen?"

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 233.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 29. September, 1813.

Schwarze Loose bewahrt und weisse die Urne des Schicksals.
Fürchte nicht thörig das Loos, welches die Gottheit dir wirft!
Zweymal unglücklich bist du, wenn du das Künftige fürchtest:
Denn du leidest, was da, leidest, was ferne noch ist.
L. L. Pfest.

Der arme Klaus.

Auf und ab, ab und auf,
Immer in rascherm Lauf
Bat ich um Dintenkauf:
Aber wer achtet drauf?

Ha! Wie der Sturmwind tost!
Ueberall Nacht und Frost!
Aermliche Bettelkost!
Mangel und keinen Trost!

Oeffnet denn Niemand mir
Liebevoll seine Thür?
Sind denn nicht Brüder wir?
Ach, ich erfriere schier!

Zwar in des Reichen Haus
Schallt es von Saus und Braus,
Aber mir armen Klaus
Hallt nur ein: „Fort! Hinaus!"

Hunger und Frost und Schmach
Tödten mich allgemach.
Nimmt mich kein Winzer, ach!
Unter sein Hüttendach?

Keine Barmherzigkeit?
Keine? — So sterb' ich heut.
Niemand ach! weit und breit
Trägt um mich Knaben Leid.

Sterben ist schauervoll.
Wenn ich erfrieren soll,
Böse Stadt, lebe wohl!
Erde, nimm deinen Zoll!

Himmel, der Lohn verheißt,
Und, wer sich gut beweist,
Keinem die Thür verschleußt,
Oeffne dich meinem Geist!

Hg.

Das Wunder der Liebe.

(Fortsetzung.)

Jetzt sah er aus dem Eichenwalde eine Frau hervorkommen, schwer beladen. Sie ging vorsichtig durch Nebenwege dem Grab-Gebüsch zu. Ist das ihre Botinn? fragte Ludwig, und sie trat ins Gebüsch mit verlangenden Blicken, den jungen Landsmann zu sehen. Hier sendet, sagte sie keuchend — Ja, unterbrach sie sich, vor Freude aufschreiend: es ist ein deutsches Gesicht! Ach Landsmann, hier sendet — aber sie vollendete nie. Sie fiel über ihn her mit Fragen nach dem Orte seiner Geburt, nach seinem Namen, nach ihrer eigenen Sippschaft in Deutschland. Sie dankte Gott tausendmal, daß er endlich ihr Einmal einen Landsmann gesendet hatte. Sie weinte, sie war außer sich.

Ludwig erfuhr denn von ihr die Begebenheit ihrer Herrschaft. Der Vater stammte aus deutschem Blut, war aber in Amerika geboren. Er lernte in Deutschland seine Frau kennen. Sie folgte ihm aus Liebe in die neue Welt, aber nie konnte sie ihr Vaterland vergessen, obgleich ihr Mann Alles that, sein Haus in ein deutsches zu verwandeln. Sie gebar eine Tochter. Die Mutter redete mit Betty nichts als deutsch. Ein Vorrath deut-

scher Bücher, den der Mann nach und nach anschaffte, befestigte diese Sprache in der Familie. Doch starb die Mutter an ihrer sehnsüchtigen Liebe, die sie dem Herzen ihrer Tochter mitgetheilt hatte.

Und jetzt nun, setzte sie hinzu, da Betty in den Jahren ist, wo das Herz erwacht, kommst du daher — O verzeihen Sie — man nennt hier Alles Du — O nein, Gott führte dich zu uns, oder ein Engel, zu uns, zu Betty. O sage, sage, liebster Landsmann, hat sie dir nicht gefallen? Ist sie nicht schön, wie ein Engel? O ich will dir von ihr erzählen, und du —

Konnt' ichs nicht denken, gute Sophie, daß du hier plaudern würdest, sagte Betty eintretend, der Vater hat schon oft nach dir gefragt. Geh sogleich, sonst verräthst du sein Hierseyn. Iß, erquicke dich, deutscher Mann! Am Abend soll sie dich zur Hütte bringen, wo du sicher bist. Ich gehe mit dir, Sophie!

Sie gingen Beyde; aber Betty kehrte nach ein Paar Minuten zurück, und fragte lächelnd nach seinem Namen. Er nannte ihn. Sie sah ihn lange und immer froher an, und wiederholte den Namen Ludwig im unbewussten freundlichen Spiel noch einige Male. Sie musste endlich gehen. Doch kam sie noch einmal zurück, um dem jungen Freunde zu sagen, daß es hier im Gebüsche Klapperschlangen geben könnte. Sie sah suchend im Gebüsch umher, beschützend um ihn hingehend. Sophie wird schelten, sagte sie lächelnd ihm die Hand noch einmal zum Abschiede bietend; aber das musste ich dir doch sagen.

Dem lieben Mädchen fielen auf dem Rückwege noch hundert Dinge ein, die sie dem Fremden zu sagen hätte. Aber sie scheuete Sophiens Vorwürfe, und ging zögernd und freundlich, von des Jünglings schönen Blicken, von seinen hellbraunen Locken plaudernd, weiter.

Träumend saß Ludwig auf dem Grabe, mitten zwischen den Flaschen-Kürbissen von altem Cyder, und dem Korbe voll Brot, Fleisch und Früchten, ohne seinen Hunger zu stillen, denn das Alles schien ihm ein nichtiger Traum. Hier in dieser wilden Einöde der liebliche goldlockige Engel? Er sah erschreckt umher, um sich von seinem Wachen zu überzeugen. Da war das Grab seines treuen Freundes, da standen die Geschenke des Mädchens, die ihm Treue zum Tode zugesagt hatte. Er kostete den Cyder-Wein, er kostete das Brot, das er seit Monaten nicht geschmeckt hatte. O Manhingon, rief er klagend: Dich nahm mir das Geschick. O Betty, Betty, hat mir das Geschick dich, dich gegeben?

An dieser Frage blieb sein Geist hängen, und das liebreizende Mädchen stand vor den Augen seiner Seele mit einem liebenden Lächeln. Und wäre es wahr, sagte er, die Hand vor die Augen legend, um das schöne Bild des Mädchens im Dunkeln fester zu halten, wäre es wahr, was die Alte in unschuldiger Einfalt sagte; hätte ein Engel mich hieher geführt, hätte Gott meine Schritte durch die lange Einöde hieher geleitet? O Betty, ich wollte mich nach keinem andern Vaterlande sehnen. Die Liebe baut das Vaterland! und wenn sie mich liebte — Er senkte sein Haupt zum schönsten Traume seines Lebens auf das Grab.

Und im Dunkel des stillen Abends wurden die Träume noch schöner, und das hoffende Entzücken noch leiser, noch geistiger. Da kam spät Sophie. Sie störte ihn, leise erzählend, daß Betty ihn hätte zu der Hütte führen wollen. Aber sie konnte sich doch von ihrem Oheim nicht trennen, dessen Wunde ihre weiche Hand zu verbinden gewohnt war. Sie lässt dich tausendmal grüßen.

Sie kamen in der Hütte an. Sie lag in dem dunkeln Schatten von Magnolien und Wachs-Myrthen verborgen, und um die Hütte her lief eine Befestigung von Adams-Nadeln. Die Alte zeigte dem Jüngling bey dem sanften Lichte von tausend Laternenträgern, die um die Hütte herflogen, das Lager mit langem Hangmoos gepolstert. Sie legte noch eine Flasche mit erquickender Hickoris-Milch und Brot zum Frühstück ab, sagte leise: O du, unser Freund, träume von Betty! und dann ging sie.

Ludwig legte sich auf das Lager, und am Morgen weckten ihn die lockenden Töne der wilden Truthühner in den Bäumen. Da trat er vor die Hütte, und sah hinaus in ein Paradies, auf die grüne Sawanne. Der Morgenwind führte ihm den Wohlgeruch der weißen Hackenblumen zu, und der Magnolienblüthen. Da ging die Sonne über dem fernen See auf, und ein großer Zug von rothen Flamingos zog leise durch die heitre Luft, wie brennende Rosenwölkchen. Da erhoben tausend Singvögel ihr Stimmen, und die Herden erhoben sich aus der fetten Trift, und machten die Ebene lebendig. Das lange Baummoos wehte in frischem Morgenwinde im Lichte der aufgehenden Sonne wie Siegesfahnen. Kaum sah Ludwig es, denn er rechnete nach, von welcher Seite Betty wohl kommen müsste, wenn sie käme. Er schaute hinaus, hierhin und dorthin, und sann, woher er gestern mit der Alten gekommen war.

Da berührte ihn etwas sanft von hinten, und Betty stand neben ihm. Ich habe von dir geträumt, sagte sie freudig, und hier im Lande bedeuten Träume die Wahrheit, bey Euch in Deutschland nicht. Er konnte sie nur betrachten, denn sie war ihm durch ihre heutige Kleidung fremd geworden. Zum Erstenmale hatte sich Betty mit allem Schmuck einer Wilden geputzt, und lächelnd, und mit bedeutendem Augenwinken hatte die Alte ihr geholfen. Das blonde Haar war in Flechten gewunden, und hing hinten herab in bunte Bänder geknüpft bis auf die Hüften. Auf dem Scheitel stand ein hoher Wald von weißen Federn. Bunte Leinwand umschloß eng den Oberarm und den Leib. Um den Hals schlang sich eine silberne Kette,

deren Enden auf der unbedeckten Brust ruhten. Ein kurzer Rock ging nur bis an die Waden, und ihre Füße bedeckten rothe Stiefeln mit bunten Stacheln vom Stachelschweine geziert. Muschelschnüre umfingen die marmornen, runden Arme.

Sieh, sagte sie lächelnd, da er sie betrachtete, aber doch das Auge verschämt niederschlagend: wir verstehen uns hier auch zu schmücken, wie deine Landsmänninnen. Welche Kleidung gefällt dir besser? die heutige.

Er betrachtete sie mit brennenden Blicken, die weißen alabasternen glänzenden Schultern, die jugendlich blühende Brust, die nackten, ach zum Umfangen der Liebe runden Arme. Geben Sie mir — gib mir, Betty; o du, und ewig du! gib mir, Betty, dein schönes Lockenhaupt von gestern zurück!

O wenn ich dir darin besser gefalle, gern, gern, Freund! Hilf mir schnell die Flechten auflösen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kleinigkeiten.

Bey der in der schönen Literatur jetzt herrschenden Vorliebe für Büchertitel, die von Blumennamen entlehnt sind, ist es mir aufgefallen, daß noch Niemand geistliche Lieder, welche in ältern Zeiten als musikalisches Seelenparadies, evangelischer Nachklang, gekreuzigte Liebesflammen u. s. w. hervortraten, unter dem Aushängeschilde: Jehova-Blümchen, hat erscheinen lassen. Oder ist dieser Zweig der Lieder-Poesie jetzt überhaupt vertrocknet?

*

Fräulein Mathilde wiegte ihr schwarzschnauziges Möpschen auf dem Schoße, und las in Duschens Heldengedicht: Der Schoßhund. „Die kleine Bestie macht mir das Buch erst recht interessant." sagte sie.

*

„Die Zesianer waren doch abgeschmackte Gecken. Daß sie die Natur Zeugemutter, das Echo Thalmund nannten, möchte noch allenfalls hingehen; aber, statt Schornstein — Dachnase, statt Prediger — Kanzelschläger u. s. w. zu sagen, das war in der That zu grell!" — Freund! rechte doch nicht mehr mit den längst verstäubten Zesianern. Hat nicht erst neuerlich ein berühmter Dichter den Kölnischen Dom einen Shakespearschen König Lear von Stein genannt?

*

Da die Franzosen keinen eignen Ausdruck für jenes liebliche Wort, wodurch wir Deutschen das Eden des Lebens bezeichnen — für Kindlichkeit haben; so wollen wir sie um ihr Embonpoint und ähnliche Wörter, die wir nicht so treffend geben können, keinesweges beneiden.

*

Einem in der deutschen Sprache ziemlich bewanderten Franzosen, der, nach Villers leuchtendem Vorbild, es nicht unter seiner Würde achtet, sich mit unsrer poetischen Literatur näher zu befreunden, las ich unter andern den ewigen Juden von Schubart vor: ein Stück, das man wol eine poetische Bravour-Arie nennen dürfte. Gegen den Schluß des Gedichts, noch ehe der arme Abasver endlich zur Ruhe gelangt, hielt ich etwas ein, und starrte meinem Mann in's Auge. „Mon Dieu!" rief er ganz exaltirt aus, „quel trépas, quel purgatoire, quel enfer en vivant!"

Fr. Raßmann.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 12. Sept.

(Fortsetzung.)

Michels Advokat, Trippier, gestand alle die (im vorigen Stücke bemerkten) Punkte ein, entschuldigte sich aber auf folgende Art:

1) „Micheln habe man Abschlagszahlungen versprochen; allein zugleich habe der Contador erklärt: er sey ohne Fonds, um sie zu realisiren. — Wenn Michel als dritte Person von demselben verschiedene Wechsel erhalten, so sey dieses nur in Hinsicht seiner Person geschehen, und da der Contador ihm die Titres in Händen ließ, auch der Vertrag mit demselben ihm das Geheimniß anbefahl, so war Michel nicht verpflichtet, davon in seinen Büchern zu Gunsten der Comp. Erwähnung zu machen; dennoch habe er es Ende 1810 gethan. Was den Vorwurf der geheimen Bücher betrifft, so habe sie Niemand gesehen ꝛc."

2) „Wenn Michel sein Stammkapital zu fünf statt neun Millionen in seinem Buche angab, so geschah das zu einer Epoche, wo er Niemand etwas schuldig war; bey einem Bankrutte hätte ihm dieses Manövre wenig genutzt, weil man in denselben Büchern gefunden hätte, daß Michels Stamm-Vermögen zur Zeit der Trennung von seinem Bruder zu neun Millionen eingetragen war!"

3) Michel habe allerdings einen Namensträger für ein Darleihen von 1,500,000 Franken vom Notair Postel begehrt und erhalten, allein da ihn zu jener Epoche der Schatz zu zwölf Millionen anging, die er nicht schuldig war, so glaubte er, ohne die Ehre und Delikatesse zu verletzen, durch einen Dritten Inscription auf seine Güter für obige Summe nehmen zu können, um sich wenigstens diese Hülfsquelle aufzusparen!!"

Die folgenden Tage brachte der Advokat Guille's einen neuen Beweis von der Unrichtigkeit von Michels Büchern vor; der Negoziant Labbé habe vormals von Michel einen Brief erhalten, der den Empfang von 20,000 Stück blaues Tuchs anzeigte; das Postscriptum erwähnte weitere 10,000 Stück weisses Tuchs. Als es zur Zahlung kam, weigerte Michel das weisse Tuch zu zahlen, weil er das Pscr. nicht unterzeichnet habe. Man klagte — Michel berief sich auf seine Bücher, die davon keine Erwähnung machten — allein der Negoziant erhielt vom Kriegs-Ministerium ein Zeugniß, daß dem Michel die 10,000 Stück weisses Tuchs richtig bezahlt worden wären; Michel war demnach verpflichtet, sie dem Negozianten auszuzahlen!!!

Der dritte Streitpunkt drohte wichtiger zu werden; es war, wie Michels Partey sagte, un coup de jarnac (ein Dolchstich von hinten), den man dem Angeklagten bereitete. Es erschien nämlich den 7. Sept., als bereits die Playdoyers der verschiedenen Advokaten, (die wechselweise sprachen), geendet waren, ein gewisser Hamilton, der behauptete, „einer seiner Freunde, (den er durchaus nicht nennen wollte), habe vor 10 oder 12 Monaten dem Guille zwey Bogen gestempelt Papier von 1806, (was ganz außer Curs gesetzt ist), verschafft." — Natürlich wollte man aus diesem Umstande den Schluß ziehen: Guille habe dasselbe dem Reynier zum Vertrage von 1806 mitgetheilt. Der Präsident fragte Guille, ob er bey keinem Notaire einen Vertrag geschlossen? — Guille: „Ja, bey Delamarre, einen Miethvertrag." — Man ließ den Clerc dieses Notairs rufen, und es fand sich, daß er eben der Freund Hamiltons sey, dessen Name man nicht aus ihm heraus bringen konnte!! — Das Manövre war

seyn, denn Guille, je weniger er sich schuldig wußte, mußte auf die Frage des Präsidenten um so eher in die Falle gehen. Bey diesem letzten Angriff zeigte die Michel'sche Partey all die Tollkühnheit der Verzweiflung, die fühlt, daß sie nunmehr einen Streich zu führen habe. Aeußerst interessant waren die Debatten über dieses Incidens, das der Advokat-General „einen Fingerzeig der Versehung, der Schuld auf die Spur zu kommen" nannte!! Allein es ist zu weitläufig, sie anzuführen; also kann nur die Art, wie der Angriff vereitelt wurde, hier Platz finden. Boissière erklärte zuerst, daß Hamiltons Schwiegervater Buchhalter bey Michel war, folglich sey der Zeuge verdächtig. Reynier fragte: „wie denn eilf Zeugen vor zwey oder drey Jahren den Vertrag hätten sehen können, wenn er erst vor Einem Jahr geschmiedet worden wäre?" — Guille längnete mit ruhiger Würde, je solches Papier erhalten oder nöthig gehabt zu haben; auch sey er vor einem Jahr (den 7. Sept.) nicht in Paris gewesen; man läßt den Maitre d'Hôtel holen, bey dem Guille wohnte; ein Dintenfleck befindet sich auf dem Artikel, der Guille's Abreise betrifft. Der Präsident wollte entziffern, daß Guille im Sept. 1812 noch in Paris war; allein der Maitre d'Hôtel kam mit neuen Büchern und einem Auszug aus den Poſtregiſtern, woraus erhellte, daß Guille am 1. Sept. 1812 von Paris abreiste. Folglich fiel dadurch die Angabe des Cleres, daß er dem Guille die Stempel im September oder October 1812 oder vielleicht auch einen Monat später geliefert habe, weg. Diese neue Anklage entkräftete auch der Umstand, daß am andern Tage drey Zeugen von Gewicht aussagten: „Hamilton habe nach geendigter Sitzung mit seinem Freunde, (dem Clerc) und mit Bourdeille, (dem Verifikateur, von Michels Büchern) heimlich gesprochen, und sie hätten sich gegenseitig ihre Zufriedenheit über ihr Benehmen bezeigt." Hamilton läugnete. Reynier's Advokat fragte, „warum denn der Ankläger so spät mit dieser mörderischen treulosen Anschuldigung aufträte, wo die Debatten sich ihrem Ende näherten — wo die Zeit, neue Zeugen zur Rechtfertigung abzuhören, zu kurz und der Ausspruch der Jury im Anzuge sey? „Er zeigte dann, abwechselnd mit Guille's Advokaten, die Unwahrscheinlichkeit der Thatsache, hervorgehend aus der ganz unbegreiflichen Freundschaft des Cleres, für einen ihm Unbekannten, (Guille) Stempel aufzutreiben, (denn der Clerc suchte sie erst bey einem Dritten), auf deren Auslieferung Strafe steht, weil man sie nur in verbrecherischer Absicht verlangen kann? Und wie habe der Dritte zu einem so gefährlichen Geschäfte sich herbeylassen können? Er empfahl der Jury die drey Punkte wohl zu erwägen: „Die Wichtigkeit der Anklage; den Zeitpunkt, wo man sie vorbringe; die Unmöglichkeit, sich zu vertheidigen."

An demselben Tage, wo Hamilton mit seiner Aussage auftrat, hatte in den Zwischenräumen, wo man die Ankunft einiger nöthiger Zeugen erwartete, ein neues Incidens Statt. Ein Huissier erklärte, gehört zu haben, daß Lesage Dubazay, (derselbe Commis du Greffier, der dem Michel die auf dem Greffe deponirten Original-Akten zum Gebrauche mitgetheilt, und sein öfters Speisen bey Michel damit, daß auch der Advokat-General hingekommen wäre, entschuldigt haben soll, und der endlich vom Greffe weggejagt wurde), dem Hrn. Brard, Schriftverständigen, 10,000 Franken angeboten habe, wenn er zu Michels Gunsten Zeugniß geben wolle. Ueber diese neue Erklärung brach das Auditorium, schon durch die spät vorgebrachte Aussage Hamilton's aufgebracht, in lauten Unwillen gegen Michel aus; — vergebens legte sich der Präsident ins Mittel; — er war genöthigt, von seiner Gewalt Gebrauch zu machen, und den Saal durch die Gensd'armes räumen zu machen. Bald wurde er durch ein neues Publikum gefüllt, das sich aber ruhiger betrug. — Obige Aussage ward durch mehrere Zeugen, (und von Brard selbst) bestätigt, aus welchem hervorgeht, daß Lesage wirklich Versuche auf Brard's Ehrlichkeit gemacht habe. — Nachdem alle diese Incidenzien abgethan, vollendeten die Advokaten ihre Plaidoyers. Tripier sprach für Michel mit mehr Sophistik und Dialektik, als wahrer Beredsamkeit, (er hatte sich die öffentliche Mißgunst dadurch zugezogen, daß er bey einem frühern Prozesse gegen Michel die Moralität desselben in das schmählichste Licht gestellt); Couture mit rednerischem Feuer und Derbheit für Guille; Blake mit scharfer Logik für Boissière; Gairal mit sanfter Würde für Reynier. Reynier hatte überdies noch vier Vertheidiger: Calyrade, (ein Mann von unerschütterlicher Rechtlichkeit), Dezèse, (Ludwigs XVI. Vertheidiger, der aus seiner bloßen Namens-Unterschrift sich eine außerordentliche Rente gemacht hat, weil er nur Klagschriften unterzeichnet, die ihm gerecht scheinen); Falconnet und Clavier; Alle Männer, durch ihre Einsichten und Redlichkeit des besten Rufes genießend. Gairal erschöpfte Alles, was sich zu Gunsten Reynier's sagen ließ. „Reynier, anfänglich Militär, sey blos durch Bekanntschaft mit mehrern Wechsel-Agenten auf die Börse gezogen worden — voll Vertrauen auf des Kaisers Glück, habe er immer auf das Steigen der Aktien und Renten spekulirt; blos Anfang! July 1809 als die Papiere nicht, wie er hoffte, stiegen, kam er in den Fall, mehrere Wechsel-Agenten, die mit ihm in Verbindung standen, in seine unglückliche Spekulation hineinzuziehen. Er wollte am 5. July 1809 mit ihnen rechnen, wurde aber durch Polizey-Maßregel verhaftet, und konnte folglich seine Operationen nicht fortsetzen. Allein er habe keinen eigentlichen Bankrutt gemacht, weil keine Effekten von ihm auf dem Platze kursirten; daher sey er auch nicht ausgepfändet worden, und besitze noch Alles, was er damals besaß. Von den Wechsel-Agenten, die mit ihm in seinen Sturz gezogen wurden, seyen die einen bezahlt, die andern hätten Hoffnung dazu, sobald ihre Prozesse vom Wechselgericht entschieden wären; selbst der am meisten litt, der Agent Delatte, lasse dem edeln Benehmen des Reynier volle Gerechtigkeit widerfahren. — Auch sey Reynier auf eine glänzende Art gerechtfertigt worden; der Polizey-Minister habe über ihn einen Bericht an den Kaiser erstattet, Se. Majestät hätten die Sache untersucht, Reynier's Betragen sey untadelhaft erklärt, und seine Freylassung angeordnet worden. — Mit Vortheil benutzte er den Umstand, daß Reynier den Vergleich von 1806 im vorigen Jahr an Mad. Michel gegen eine Obligation von ihrer Hand auslieferte; wie, ruft er aus: der Verfälscher überliefert das Falsum seinem Gegner, damit er es ja recht untersuchen könne? Gibt es einen größern Beweis von Reynier's Unschuld, und würde ihm Mad. Michel so freundschaftliche Briefe geschrieben, und ihn selbst zu Tische gebeten haben, wenn sie den Vergleich für falsch gehalten hätte? Sodann geht der Vertheidiger auf des Angeklagten persönlichen Charakter über; auf sein allgemein anerkanntes Ehrgefühl, seine Liebe zu seinen Kindern, seine tiefe Anhänglichkeit an seinen Vater," der auf die Nachricht von Reynier's Verhaftung weit her kam, von seinem Sohn selbst die Wahrheit über die entsetzliche Anklage wegen Verfälschung zu vernehmen. Der Kummer entriß ihn dem Leben im Verlaufe der Unterhandlungen. Dieser Schlag traf schwer Reynier's Gemüth — seine verweinten Augen, seine abgehärmten Gesichtszüge verriethen den innern Schmerz, von einem Vater in einer solchen Lage für die Ewigkeit zu scheiden — da war es, wo ihm der Entschluß entschlüpfte, seinem Leben ein Ende zu machen, ein Entschluß, von dem ihn nur die Bemerkung ablenkte: sein Gegner könnte ihn der Furcht vor der Schande, der Wirkung der Gewissensbisse zuschreiben." — — W.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 234.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 30. September, 1813.

Hört! Sie verknüpfen mit dem schärfsten Blick,
Die Linie des Schönen nie zu fehlen,
Das leiseste Gefühl im Prüfen und im Wählen,
Und mit der Kunst, durch rhytmische Musik
Sich in die Herzen einzustehlen,
Die Leichtigkeit, der Grazien letzte Gunst.

Wieland.

Ueber Improvisatoren.

Von Matthisson.

Nach der berühmten Korilla, welche die Lorberkrönung des Kapitols wieder zu Ehren brachte, war Signora Bandettini die genlereichste und korrekteste Dichterinn aus dem Stegreife, so jemals unter dem schönen Himmel des gesangfrohen Italiens aufblühte. Alles, was in den letzten zwey Decennien des vorigen Jahrhunderts zu Rom auf Kultur und Menschenliebe nur irgend Ansprüche zu haben glaubte, oder doch wenigstens den Schein davon unter die Leute gebracht wissen wollte, drängte sich in vollen Scharen zu den Akademien dieser beliebten Improvisatrice.

Einer solchen Akademie war der Verfasser so glücklich im Jahre 1796 beyzuwohnen. Vor zahlreicher und glänzender Versammlung erschien, auf einer geschmackvoll dekorirten Estrade, die Dichterinn im Lorberkranze und mit mahlerisch ergossnem Haar, wie Raphael's Göttinn der Poesie, und jenes von den Gestirnen herabwehende Numine afflatur offenbarte sich mit überirdischem Ausdruck in ihren begeisterten Blicken. Ein solcher Moment muß es gewesen seyn, wo das Bildniß der Bandettini vom Genius ihrer Freundinn Angelika aufgefasst wurde. Mit bezaubernder Wahrheit auf Leinwand übergetragen, hat es dem Werkzimmer der großen Seelenmahlerinn lange zur interressanten Zierde gedient.

Das Thema, einem Loostopf entgriffen, dessen Untersuchung dem Einheimischen wie dem Fremden unverweigert blieb, war diesmal ein Klagegesang um die vor Troja gefallnen Helden. Der hohe Gegenstand wurde mit eben so viel poetischer Würde, als musikalischer Vollendung durchgeführt. Nie vielleicht benutzte man, in artistischer Hinsicht, Homers Iliade mit feinerem Takte, als in diesen hinreißenden Stanzen, welche die Sängerinn, nach einer wiederkehrenden Melodie, begleitet vom Pianoforte, mit dem gefühlvollsten Affekte vortrug. Hektors Tod war der bewunderten Virtuosinn schönster Triumph. In dem Augenblicke stand sie als das rührendste Urbild einer Andromache vor uns da, und viele Thränen der tiefsten Empfindung wurden ihr beneidenswerther Lohn. Man fühlte den schmerzlich-erhabenen Eindruck des herandrohenden Umsturzes von Troja's heiliger Feste sich ahnungsvoll durch alle Nerven bewegen.

Die Improvisatoren des zweyten Ranges versammeln ihre Zuhörer unter freyem Himmel, mehrentheils auf Hauptplätzen, mit Beywirkung einer lustigen Person, welche die Vorübergehenden durch allerley Grimassen und Schwänke zum Verweilen einladet, und am Schlusse vom Deklamatorium mit Hut oder Teller die Runde macht. Diese Volksdichter, mehrentheils Recitatoren, selten Sänger, verhalten sich zu den Korillen und Bandettini ungefähr wie das bürgerliche Drama zur heroischen Tragödie. Allgemein widerfährt ihnen die Gerechtigkeit, daß sie mit bewundernswürdiger Gewandtheit, und wie auf einem Beine schwebend, die schwierigsten Aufgaben zu

lösen wissen. So ward einem solchen Improvisatore auf der Piazza Narona, der den Verfasser, wie durch magische Gewalt, mit in seinen Kreis gebannt hatte, die Geschichte der Seidenweberey als Thema zu Theil. Wenn doch in des Mannes heitrer und offner Physiognomie auch nur ein einziger Zug von Verlegenheit sichtbar geworden wäre! Kaum eine Minute lang überließ er sich einem flüchtigen Nachsinnen, und nun begann er, mit himmelwärts blickendem Auge, dessen irres Feuer ihm völlig das Ansehen eines Inspirirten gab, nach einer feyerlichen Anrufung der blauäugigen Schutzgöttinn der weiblichen Künste, den wundervollen Roman des Seidenwurms zu erzählen. Sein edler und lebendiger Ausdruck schwebte fast ununterbrochen mit sicherm und gehaltnem Fluge vorüber. Der Preis des Webstuhls und seines Erfinders machte den Beschluß. Das Ganze ward vom ersten bis zum letzten Verse in den regelmäßigsten und wohlklingendsten Oktaven vorgetragen.

Die Begeisterungen des recitirenden Improvisatore strömen in reicher Fülle wie aus unversiegbarer Urne, und der beflügelte Lauf seiner Deklamation endet gewöhnlich mit der, bis zum Schlußfalle gesteigerten, Raschheit des labyrinthischen Eiertanzes, von welchem Goethe in Meisters Lehrjahren die lebendigste Schilderung lieferte. Gerade das Gegentheil erzählte dem Verfasser einst Volney, der bekannte Reisende durch Syrien und Aegypten, von den Stegereifsdichtern in den Kaffehäusern zu Kairo. Diese deklamiren mit hochtrabender Schwerfälligkeit in vollkommen gleichgemessnem Tempo, und gestatten den Ideen alle nur erdenkliche Muße, sich mit Gemächlichkeit aneinander zu fügen.

Das Wunder der Liebe.

(Fortsetzung.)

Da löste Ludwig mit zitternder Hand die Ketten des schönen Haares auf, und um sein Herz wanden sich unzerreißliche Ketten des Verlangens, der Liebe. Seine Hand berührte die weißen Schultern, den schönen Nacken, den runden Hals. Sie lächelte nur froh und unschuldig bey dem Spiel ihrer Hände. Sie wollte ihm nur gefallen.

Da lockte sie ihr blondes Haar um die Stirn, um die Schläfe, um die Schultern, und sagte: Ich glaubte, wie du, es sey so schöner, und so freut's mich. Und da sie fertig war, trat sie vor ihn, und fragte anmuthig scherzend: Nun so denn?

Diese Halsketten, sagte er zitternd und leise, diese Armbänder noch.

Hilf mir sie lösen! sagte sie eifrig. Auch meine Mutter liebte sie gar nicht, und so gebe ich sie gern weg. Hilf mir geschwind! Löse das Halsband, ich löse das Armband.

Er löste die Kette von dem Halse, und — er fühlte sich auf ewig gefangen.

Und nun so? nicht wahr? sagte sie.

So? o gütiger Himmel! so? so? wie soll ich sagen? wie? O Betty, o reizende Betty! O zu reizende Betty! Er breitete die Arme aus, sein Herz pochte doch, sein Blut brannte. Jetzt hätte er sie an sein Herz gedrückt im wilden Triebe der Begierde. Aber sein Herz war rein. Er sagte sanft: Obgleich eine Jungfrau verhüllt noch schöner ist.

Verhüllt? so gehen sie im Vorderlande. Die wilden Mädchen hier kleiden sich so. Sie hohlte den Mantel; den sie abgelegt hatte, und stand vor ihm verhüllt, nicht unschuldiger als vorher.

Schon bereuete er halb, was er gesagt hatte.

Aber laß uns von etwas Besserm reden. Schon gestern wollte ich dich fragen, und heute muß ich dich noch eher fragen: Bist du mein Blutsverwandter, von meiner Mutter her?

Wie denn so, meine Betty?

Das Blut kennt sich, das Blut liebt sich! sagt der Wilde. Denn seit ich gestern dich sah, wallte mein Herz auf in Vertrauen — du warst ein Fremder — in Mitleid, du warst unser Feind. Ich erkannte dich sogleich an dem Kleide. In Liebe wallte es auf, und in recht warmer Liebe, sage ich dir. Das Blut spricht im Herzen, sagt der Wilde. Und mir spricht's im Herzen für dich.

O gebe der Himmel, Betty, daß mein Herz in deinem Herzen spricht, rief er, und er faßte ihre Hand, und drückte sie an seine heißen Lippen.

Bist du nicht mein Blutsverwandter? Meine Mutter hieß Walsdorf aus Niedersachsen, eines Predigers Tochter. Dann könnt' ich dich mit zu meinem Vater, zu meinem Oheim nehmen, denn streiten wirst du ja nicht mehr gegen Bettys Verwandte?

O auf die Knie wollte ich mich vor deinem Vater werfen, und sagen: Laß mich hier wohnen, wo Betty wohnt. Ihr Herz schlägt in meinem Herzen, mein Athem kommt aus ihrem Herzen. Mein Leben wohnt in ihrer Brust.

O rief sie, und ihre Augen funkelten in raschfließenden Thränen: O sagst du die Wahrheit? Ueber der Weissen Lippen fließt die Lüge, sagt der Wilde. Ihr Herz ist falsch, wie das Herz eines Baums, dessen Mark verwelkt ist, und der noch blüht. O du nicht, du nicht, Ludwig!

Ich nicht, meine Betty. Dein Blutsverwandter bin ich nicht. Aber seit ich dich sah, jetzt spricht mein Herz: O möchte sie mir mehr seyn als meine Verwandte, mehr als meine Schwester. Hier warf er die Arme um ihre Schultern, und drückte seinen Mund auf ihre Lippen, und rief: Möchte sie mein andres Ich seyn, die

Seele meines Lebens, das Licht meiner Tage, die Hoffnung meines Glücks!

Betty hob den Arm, und von ihrer Schulter fiel der hüllende Mantel. Sie schlang ihn um seinen Nacken, und drückte ihn an ihr Herz. Aber in schöner Ruhe sagte sie: was meinst du mit den schönen Worten? was ist das, dein andres Ich, das Licht deines Lebens, wenn du nicht deine Frau darunter verstehst?

Und versteh' ich Frau, Weib, Geliebte darunter?

Sie faßte lächelnd seine Hand, und drückte sie an die Brust, die heftiger empor wallte. Wenn du nicht der Verwandte meiner Mutter bist, so ist dieser Wunsch vergeblich. Mein Vater wird nie einwilligen. Nie! nie! Das weiß ich, das weiß ich gewiß, und jetzt — setzte sie mit trüben Augen hinzu: Jetzt erst schmerzts mich.

So darf ich dich nicht wieder sehen, Betty, so habe ich dich zu viel gesehen! So laß mich gehn!

Gehn? gehn, Deutscher? gehn? du? Nein, Fremdling, mein Herz spricht nicht in deinem Herzen, denn du kannst mich verlassen. O so seyd ihr Weissen aus der alten Welt! Euer Glück steht immer im Morgen, in der Zukunft, und Euer Wunsch in Gestern. O sieh auf, Ludwig, sieh freundlich auf! Ich habe schöne Tage gelebt, aber der schönste ist heute; und die Vergangenheit ist der Rauch, den die Luft verschlingt. Meine Mutter, ach! starb an dieser Habsucht der Menschen in dem Lande im Osten. Du liebst mich, sagst du. O, so liebe mich denn! Und sey glücklich! die Zukunft? wo ist die? Sie wird vielleicht gar nicht kommen. Sey heute glücklich, Heute wird morgen schon weit von uns seyn! Ich liebe dich, wie ich nie einen Menschen geliebt habe, nicht meine Eltern, nicht Einen. Aber deine Frau kann ich nicht werden, das weiß ich gewiß. O das, gewiß!

Und morgen, oder in einem Monate, oder in einem Jahre wirst du mich vergessen haben, denn das vergangene Glück, sagst du selbst, ist Rauch, den die Luft verschlingt.

Sie öffnete die Lippen schon, um Ja zu sagen, dann aber sah sie ihn bedenklich an, und aus den großen Augen rollten Thränen. Nein! nein! Vergessen werde ich dich nicht! Nein, Fremdling aus der alten Welt, ich würde, gingst du, wie meine Mutter, mich nach dir sehnen, weinen, träumen und sterben, das fühle ich jetzt an meinem Schmerz, der tief in meiner Seele brennt. Aber, da du das weißt, so wolltest du mich dennoch verlassen? O du liebst mich nicht. Ach, nein, nur hier wissen wir, glaube ich, was Liebe ist. Wirst du nicht doch glücklich seyn können, auch wenn ich deine Frau nicht bin. Werde ich nicht jeden Morgen, ehe die Sonne dich besucht, hier an deiner Hütte seyn, und dich wecken? Werde ich dir nicht jeden Tag deine Nahrung bringen? Eyder für dich mit diesen Händen bereiten, und die Hickori-Milch? Werde ich nicht dir die schönsten Früchte pflücken? die schönste Milch meiner Herden dir bringen? Werde ich nicht dir deine Kleider verfertigen, deine Wäsche freudig bleichen? Wirst du denn nicht, wenn du müde bist von Reden, in meinem Schoße einschlummern, oder in meinen Armen, auf meiner Brust ruhend? Wirst du nicht mit meinen Locken spielen, wie ich mit deinen, und trennt uns die Nothwendigkeit, werde ich denn nicht von dir träumen? O wie glücklich konntest du seyn, wenn ich — wie wars? wie heißt das schöne Wort, das wie Rauch in der Luft verschlungen ist? — wenn ich die Hoffnung deines Glücks wäre? Doch damit eben meinst du wohl wieder die ferne Zukunft, die wie die Schlingpflanze unsrer Wälder deinen Weg verhindert, und dein Glück? Und die Vergangenheit in deinem Vaterlande hängt auch wohl noch schwer an deinem Herzen, wie stechende Kletten, und das Klebekraut an den Füßen des Wanderers.

Und bey diesen Worten legte sie das Haupt des Jünglings an ihre Brust mit der Unschuld reinem, süßem Gefühl, wie die Mutter den Säugling an die fromme Mutterbrust drückt.

Der Europäer war doch schon lange genug in der neuen Welt gewesen, um die hohe Unschuld der Jungfrauen in diesem Theil von Amerika zu kennen, die nicht die verfeinerte, verführende, sondern nur die Schuld kennen und hassen. Aber die vertrauliche Lage an Bettys offner Brust entzündete alle Flammen der Begierden und der Liebe in seinem Wesen; doch Bettys Unschuld, und die Furcht, sie zu beleidigen, und Ludwigs eigener Edelmuth, das Vertrauen der Unschuld und der Liebe nicht zu einem Verbrechen zu mißbrauchen, ein Mädchen zu verderben, das ihn edelmüthig aufnahm, einen Vater zu entehren, dessen höchster Schatz die Ehre der Tochter war, das Alles vermehrte die Glut seiner Liebe, aber verlöschte die lodernde Flamme seiner Begierde. Er richtete sich empor, er sah freundlich in Bettys unschuldiges Auge.

Betty, sagte er: Du hast Recht. Wir wollen glücklich seyn, und an die Zukunft nicht denken.

Da lächelte Betty; aber die Stimme der Alten rief sie. Sie erstaunte, daß die Sonne schon so hoch stand. Sie schlang noch ein Mal die Arme um den Geliebten, und dahin flog sie, wie das gescheuchte Reh über die Wiese, und verschwand unter den Magnolien.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 12. Sept.

(Fortsetzung.)

Reynier war die Zeit der öffentlichen Debatten über immer in Trauer gekleidet — jetzt, als seines Vaters erwähnt wurde, stürzte ein Strom von Thränen aus seinen Augen, die er mit seinem Tuche verhüllte. Die Zuseher müssen wohl gefühlt haben, daß er nicht der Decenz ein leeres Opfer bringe, denn sie stimmten in seine Thränen ein, wenn man nach den Tüchern urtheilen darf, die, eine feyerliche Pause über, in Bewegung waren. Ueberhaupt hat sich selten ein Angeklagter der öffentlichen Gunst in so hohem Grade zu erfreuen gehabt, wie Reynier; selbst die Wechsel-Agenten, die durch ihn gelitten hatten, und seine von ihm geschiedene, seitdem wieder verheirathete, Frau, die ihm wesentliche Dienste durch ihr Zeugniß leistete, waren ihm günstig gestimmt. — Michel hingegen wurde gleich anfangs verhöhnt, als er auf seine Ehrlichkeit und sein Gewissen schwören wollte, und späterhin öffnete er nie den Mund, ohne ausgezischt zu werden, machte keine Bewegung, ohne sich von hundert Augen verfolgt

zu sehen. Beynahe in jeder Sitzung musste der Präsident die Ausbrüche des öffentlichen Unwillens zurecht weisen, und einmal sogar, wie wir gesehen haben, die Sitzung unterbrechen und den Saal leer machen. Ja, an jenem stürmischen Tage, (7. Sept.), bezeigte ein Greis mit weissen Haaren, eine ehemalige Magistratsperson, ihm seine Indignation, (als er ihn mit Hamilton reden sah), so laut, und rechtfertigte sich darüber mit solch jugendlicher Hitze, daß ihn der Präsident durch einen Huissier zur Thür hinausführen ließ. (Dieser Mann trat am folgenden Tage unter den drey Zeugen über Hamiltons Verständniß mit dem Clerc und Bourdeille auf).

Reynier löste am Ende seinen Advokaten ab, und nahm selbst das Wort mit großer Wärme und Beredsamkeit und mit edlem Anstand. Er sprach sechs Stunden lang. Außer dem, was sein Sachwalter schon angeführt, und dies weiter entwickelt, brachte er auch einige neue Ansichten vor; er zeigte, daß der Kauf der 200,000 Franken Renten allerdings in Michels Interesse so gut, wie in dem seinen lag, denn der Vorschuß von 400,000 Franken, den Reynier ihm 1806 machte, konnte ihm nach dem hohen Interessenfuß die sieben Jahre über bis 800,000 Franken abwerfen; folglich war Michel vor Schaden gedeckt; endlich konnten ja die Renten so gut unter 64 (dem bedungenen Kaufschilling) herabsinken, als sie darüber stiegen — daß Reynier zur Zeit des Kaufes wirklich 400,000 Franken baar hatte, bewies er durch Zeugnisse des öffentlichen Schatzes und der Bank. — Wenn er seinen Titre zur Zeit seiner Katastrophe von 1809 nicht verkaufte, so habe er aus Gründen gehandelt; da ein eventueller Kauf eine große Ungewißheit mit sich führt, so hätte er nur mit großem Schaden verkaufen, folglich seinem Gläubiger nur eine geringe Entschädigung darbieten können, während er sich, durch Beybehaltung desselben, die Hoffnung erhielt, die Renten auf 95 steigen zu sehen, wie sie bereits nach dem Tilsiter Frieden wirklich gestanden.

„Der Advokat meines Gegners,“ (sagte Reynier), „sucht seinen Klienten mit Ungeschicklichkeit und Unwissenheit zu entschuldigen, wodurch seine Redlichkeit sich hätte niederführen lassen; — Michel sey weder ungeschickt, noch unwissend; wenn er nicht verstehen wolle, so verstehe er freylich nicht; wenn er nicht wissen wolle, so wisse er freylich nicht. Allein er ist aus einer Hütte bey Toulose ohne einen Kreuzer Geld heraus gegangen, und ist Besitzer von 29 Millionen geworden. Wenn er sie nicht seiner Geschicklichkeit verdankt, so frage ich, welcher Kombination verdankt er sie denn?“ — Hierauf dankte er in rührenden Ausdrücken für die allgemeine Theilnahme, die er nicht seiner Person, sondern der Wahrheit und seiner guten Sache zuschriebe.

Als Reynier geendet hatte, fragte der Präsident, (den 8. Sept. um 11 Uhr Nachts), ob noch Jemand etwas vorzubringen habe, und auf die verneinende Antwort, trug er noch einmal alle vorzüglichen Punkte der Anklage und Vertheidigung mit großer Unparteylichkeit vor, obgleich ein Journal bemerkt haben will, daß das defensive System — positus in statera inventus erat minus habens. Sodann erinnerte er die Jury an ihre große Pflicht, und erklärte die Verhandlung für geschlossen.

Es war drey Uhr Nachts. Die Jury schlossen sich ein, und berathschlagten über folgende drey Reihen von Fragen:

1) Ist Reynier der Verfälschung in Privatschrift in dem Vergleiche vom 26. Februar 1811 schuldig?

2) Ist Guille gleicher Verfälschung in demselben Vergleiche schuldig?

3) Sind Reynier und Boissière der Verfälschung in dem Kaufvertrage vom 20. Jänner 1806 und in allen darauf Bezug habenden Schriften schuldig?

Den 9. Sept. um 9½ des Morgens wurde die Sitzung wieder eröffnet, (die meisten Zuhörer hatten die Nacht im Gerichtshofe zugebracht). Der Präsident begann mit einer Aufforderung „den Ausspruch der Jury, der noch ein Geheimniß sey, mit Ruhe und Anstand zu vernehmen; alle Maßregeln seyen genommen, um diejenigen, die sich ein Zeichen des Beyfalls oder des Mißfallens entschlüpfen lassen würden, zu verhaften.“ — Gensd'armes standen in jeder Ecke.

Endlich erschienen die Jury, und der Erste derselben, Hr. Aube, ein Mann von hoher, einnehmender Gestalt, las mit männlichem Tone: Sur mon honneur et ma conscience, devant Dieu et devant les hommes, la déclaration du Jury est, à la majorité sur la première série: „Non, P. St. Prix Reynier n'est point coupable du crime de faux en écriture privée.“ Sur la seconde: „Non, Claude Fleury Guille n'est point coupable du crime de faux en écriture privée.“ Sur la troisième: „Non, P. S. Prix Reynier et Denis Aubin Boissière ne sont pas coupables de faux en écriture privée.“ — Der stille Jubel, die Seufzer und Thränen von der Freude ausgepreßt, die Umarmungen lassen sich nicht schildern. Nicht die Angeklagten, das Publikum schien den Prozeß gewonnen zu haben, und gewiß wäre der öffentliche Kredit höchst gefährdet worden, wenn durch ein entgegengesetztes Urtheil den Beschuldigungen wegen Verfälschung die Thür wäre geöffnet worden. W.

(Die Fortsetzung folgt.)

Von Zeit zu Zeit ereignen sich Diebsstreiche, deren sich ein Cartouche nicht zu schämen hätte. Folgende Geschichte ist zwar schon vor einem Jahr vorgefallen, allein dies schadet ihrem Interesse nichts. Ein Dieb, als Schlosser gekleidet, steigt bey hellem Tage über eine Leiter in das erste Stockwerk eines Hauses; die Bewohner des Stockwerks waren nicht zu Hause, aber zu ebener Erde wohnten Leute. Um diese irre zu führen, hatte sich sein Helfer in einen ordentlichen Mann verkleidet, der ihm laut zurief: „was er denn da mache?“ — „Ich muß die Thür von innen öffnen,“ schrie er von der Leiter herab, „weil man die Schlüssel inwendig hat stecken lassen, und ich sie folglich mit meinen Dietrichen, (rossignols), von außen nicht öffnen kann.“ Bald kam er mit einem Schlüssel in der Hand, und die Taschen voll gestohlner Sachen wieder durchs Fenster zurück, und entfernte sich ruhig mit seiner Leiter. Allein da er die gestohlnen Sachen in Umlauf setzte, so kam man ihm bald auf die Spur.

Doch genug von dieser Kehrseite des Menschengeschlechtes, an dem sich nur ein Hobbes weiden sollte, und die doch sonderbar genug, die beyden Hälften des Publikum in allen Ländern eben so sehr anzieht, als Politik- oder Moden-Berichte. Ich weiß nicht, ob die Vergleichung ganz richtig ist, aber ich bedarf eines Uebergangs, um auf die Moden zu kommen, und da mir keine bessere beyfällt, so mag diese immerhin stehen bleiben.

Einige ältliche Damen haben den Fond ihrer Hüte mit einer Art Montgolfiere von Dünntuch eingefangen, die ihnen ganz abscheulich läßt. Reizender läßt das kleine Schäferhütchen einiger jungen Schönen von Ton, das, um es kurz zu schildern, ganz den Hütchen gleicht, so die französischen Mahler und Kupferstecher von Anno 70 allen ihren Schönen gaben. Allein die hohen Hüte sind zu allgemein beliebt, und stehen zu allgemein gut, als daß man ihren Sturz so bald befürchten könnte. Die Art, wie die Pariser Modistinnen ihre neuen Erfindungen in die Welt schleudern, verdient wol näher bekannt zu werden. Sie wählen einige galante, aber nicht im Publikum kursirende, Schönen, machen ihnen mit denselben ein Geschenk, und bitten sie, im Theater und auf den Promenaden damit zu erscheinen. W.

Inhalt.

Nro. 209. Proben aus Hafis Divan. 9. — Die Hausfrauen in St. Petersburg. (Beschl.) — Reise von Paris nach Nizza. (Beschl.) VI. — Korrespondenz-Nachrichten aus Dresden. (Beschl.)

Nro. 210. Jalentus. Von Fr. Raßmann. — Reminiscenzen aus dem Abruzzo. 5. Weg über Capistrello nach Avezzano. Avezzano. Emissair des Claudius. — Kleine französische Denkwürdigkeiten. Meist aus der großen Welt des XVIII. Jahrhunderts. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. Von D.

Nro. 211. Wie James Beattie seinen Sohn auf den Begriff vom Daseyn Gottes führt. Von U. — Guido's Abschied. Von Hg. — Reminiscenzen aus dem Abruzzo. 6. Neuester Versuch zur Wiederherstellung des Emissairs in dem Jahre 1790 und 91. — Korrespondenz-Nachrichten aus Dresden. Die französischen und westphälischen Lager bey Dresden im July und August 1813. — Beylage: Monats-Register vom August.

Nro. 212. Der Unterdrücker und der Unterdrückte. Von Dewea. — Reminiscenzen aus dem Abruzzo. (Beschl.) 7. Die Familie Minicucci. Von C. G. — Naivetät. — Barbaras Wunsch. (Beyde von Hg.) — Doktors Cetti zu Lauis (Lugano) Ode alla Patria. — Korrespondenz-Nachrichten aus Wien; aus der Schweiz. — Zwey Räthsel. — Charade. — Auflösung der Charade in Nro. 206.

Nro. 213. Der Taubstumme — Kleine französische Denkwürdigkeiten. Meist aus der großen Welt des XVIII. Jahrhunderts. — Der Sittenspruch. Von Pfeffel. — Der Schauspielerinn-Bild. Von Hg. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro. 214. Proben aus Hafis Divan. 10. — Der Taubstumme. (Forts.) — Griechische Alterthümer. — Korrespondenz-Nachrichten aus der Schweiz. — Beylage: Uebersicht der neuesten Literatur Nro. 19.

Nro. 215. Vier kleine Fabeln. Von Hg. — Der Taubstumme. (Forts.) — Griechische Alterthümer. (Beschl.) — Korrespondenz-Nachrichten aus der Schweiz.

Nro. 216. Der Taubstumme. (Beschl.). Von Fr. Laun. — Fernando. Durch eine wahre Anecdote in Nro. 137 des Journal de Paris veranlaßt. Von Hg. — Schweizerische Musik-Gesellschaft. (Aus dem Briefe eines in der Schweiz reisenden Deutschen.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Aarau. Von Blum.

Nro. 217. Aufruf bey der Rache. Von Weisser. — Einige Züge zur Charakteristik des jetzigen Kronprinzen von Persien, Abbas Mirza. Nach J. Morier. Von H. — Gedanken aus chinesischen Büchern. Von G. — Schweizerische Musik-Gesellschaft. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro. 218. Die Wasserwerke zu Hellebrunn. Von Durach. — Schweizerische Musik-Gesellschaft. (Beschl.) Von S. N. — Anekdote. Von Weisser. — Korrespondenz-Nachrichten aus Rom; aus der Schweiz. — Räthsel. — Auflösung der Räthsel in Nro. 212.

Nro. 219. Neueste Nachrichten eines Reisenden über die Tscherkusen. (Aus den Lettres écrites dans un voyage de Moscou au Caucase, pour servir de guide aux personnes qui se rendent aux eaux de ce pays, par le Dr. Kimmel, avec une vue et une carte topographique. Moscou. 1812.) — Johann Anton Llorente's Einleitung zu seinen Annalen der spanischen Inquisition. Annales de la Inquisicion de Espanna. Madrid 1812. Erster Band. — Gedanken aus chinesischen Büchern. Von G. — Mein Wunsch. — Der Poet und die Gesellschaft. (Beyde von Hg.) — Korrespondenz-Nachrichten aus der Schweiz. — Beylage: Uebersicht der neuesten Literatur Nro. 20.

Nro. 220. Lord Randal. Frey nach einem altschottischen Liede. Von Moschusratze. — Eig'ne Vorliebe. Von W. C. G. — An Furor. Von Philomusos. — Gnome. Von Hg. — Neueste Nachrichten eines Reisenden über die Tscherkusen. (Forts.) — Johann Anton Llorente's Einleitung zu seinen Annalen der spanischen Inquisition. (Beschl.) Von Depping. — Beyträge zur allgemeinen Geschichte. Von K. A. Varnhagen von Ense. Vaterland. Patriotismus. — Korrespondenz-Nachrichten aus Neapel.

Nro. 221. Zoram oder über Natur und Naturgenuß. — Neueste Nachrichten eines Reisenden über die Tscherkusen. (Beschl.) — Beyträge zur allgemeinen Geschichte. (Forts.) Staatsumwälzungen. Politik. Vornehmheit. Privilegia. Adel. Der dritte Stand. Fürst. Ruhige Ansicht. — Korrespondenz-Nachrichten aus Dänemark.

Nro. 222. Der italienische Dichter Casti. Von Hrn. Ginguené. — Zoram oder über Natur und Naturgenuß. (Beschl.) Von W. Beck. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro. 223. Proben aus Hafis Divan. II. — Eine Standrede vor meinem Schreibepulte, auf welches Liane mir einen schönen Zweig gelegt hatte. Von Horstig. — Das rothe Wasser. Ein afrikanisches Ordal. — Beyträge zur allgemeinen Geschichte. (Forts.) Finanzen. Abgaben. Fabriken. Industrie. Luxus. Polizey. Amts-Verwaltung. Wohlthätigkeit. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris; aus Neapel. (Forts.)

Nro. 224. Noten zur Menschenkunde. Von C. F. Pockels. 1. 2. 3. 4. 5. — Das rothe Wasser. (Beschl.) Von Dewea. — Korrespondenz-Nachrichten aus Neapel. (Beschl.) Von W. — Viersylbige Charade. Von Elise Sommer, gebohrne Brandenburg. — Auflösung des Räthsels in Nro. 218.

Nro. 225. Die Reise durch Servien und über Czerni-Georg. — Lückenbüßer. Von Weisser. — Das Kameel und der Busch. Von Hg. — Beyträge zur allgemeinen Geschichte. (Forts.) Schulden. Glück. Parvenüs. Menschenkenntniß. Religion. Gewissen. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro. 226. Adelma. Von F. W. Gubitz. — Serenate. An Isidora. Von C. v. Göchhausen. — Die Reise durch Servien und über Czerni-Georg. (Forts.) — Zwey Briefe von Schiller, an den K. W. Hrn. Hofschauspieler S — z. — Korrespondenz-Nachrichten aus der Schweiz.

Nro. 227. Die Reise durch Servien und über Czerni-Georg. (Forts.) — Clamora. Von Hg. — Noten zur Menschenkunde 6. 7. — Der Nachtwächter und der Wachhund. Von Reil. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. (Forts.)

Nro. 228. Sinngedichte. Von Weisser. 1. Die Geschminkte. 2. Der Jude und sein Bekehrer. 3. Das Bildniß. 4. Die hinkende Braut. 5. Die kluge Wahl. 6. Betrachtung eines Ehemanns. 7. An einen Trauerspieldichter. 8. Der unglückliche Lügner. 9. Die schmerzhafte Armuth. 10. Der Obscurant. — Bibus Leitwein. — An Taschendiebe. (Beyde von Hg.) — Merkwürdige Begebenheiten aus dem schweizerischen Kanton Appenzell um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. — Die Reise durch Servien und über Czerni-Georg. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro. 229. Den Manen eines edlen Jünglings. Von einigen Freunden. Von — z. — Gnome. Von Hg. — Noten zur Menschenkunde. 8. 9. 10. — Die Reise durch Servien und über Czerni-Georg. (Beschl.) Von H. H. — Korrespondenz-Nachrichten aus Hamburg. Von Guide.

Nro. 230. Die Stadt St. Jago de Leon und das Thal von Caracas. Von H. — Die neue deutsche Sprache. Ein Traum. Von D**. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. — Zwey Charaden. — Auflösung der viersylbigen Charade in Nro. 224.

Nro. 231. Das Wunder der Liebe. Eine wahre Begebenheit aus dem amerikanischen Kriege. — Dichterinn Ernestine. — Vesuv. (Beyde von Hg.) — Collectaneen. Von Kayser, Prof. — Einige gelehrte Nachrichten aus Italien. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. (Forts.) — Aus der Schweiz.

Nro. 232. Das Wunder der Liebe. (Forts.) — Einige Züge zur Charakteristik des jezigen Kronprinzen von Persien, Abbas Mirza. 3. — Korrespondenz-Nachrichten aus der Schweiz. (Beschl.) — Aus Paris.

Nro. 233. Der arme Klaus. Von Hg. — Das Wunder der Liebe. (Forts.) — Kleinigkeiten. Von Fr. Raßmann. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. (Forts.)

Nro. 234. Ueber Improvisatoren. Von Matthisson. — Das Wunder der Liebe. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. (Forts.)

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Siebenter Jahrgang.

1813.

October.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollona
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen.

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Grosbritannien, ec. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltnen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ec. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Mahlerei, Bildhauerei, Baukunst, Gartenkunst, ec. Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemählde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beyträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen, ec.

V. Kleine Reise-Beschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen, Räthsel. Charaden und dergl.

VIII. Vier und zwanzig besondere Beylagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Von Zeit zu Zeit werden Beylagen von Zeichnungen, Kupferstichen, musikalischen Kompositionen, ec. gegeben. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, so wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

Man verbindet sich nur auf ein halbes Jahr für den Preis von 8 fl., oder 4 Rthl. 8 Gr. Sächsisch, wofür man auf jedem Postamt und in jeder Buchhandlung Exemplare erhalten kann. Die Haupt-Spedition hat das Königliche Ober-Postamt in Stuttgart übernommen, das solche Verabredungen getroffen hat, daß das Morgenblatt auch in Ulm, Augsburg, München, Schafhausen, so wie in Heidelberg, Mannheim und Frankfurt am Main ec. für den besagten Preis von 8 fl. der halbe Jahrgang zu haben ist.

Die HH. Korrespondenten belieben Ihre Briefe zu addressiren an die Redaktion des Morgenblatts in Stuttgart, und wem Leipzig näher liegt, beliebe beyzusetzen: Bey Hrn. Buchhändler Kummer in Leipzig abzugeben.

Nro. 235.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 1. Oktober, 1813.

Keine Stunde laß entflieh'n;
Flüchtig ist die Zeit!
Gleim.

Laurent Bournot, Buchdrucker in Langres.

(Aus einer neuen Reisebeschreibung durch Frankreich. *)

Man hatte mir von einem merkwürdigen erfinderischen Manne gesprochen, welcher in Langres Buchdrucker und Buchhändler ist: er heißt Laurent Bournot. Ich suchte ihn auf, und hatte Ursache, mich seiner Bekanntschaft zu erfreuen. Hr. L. Bournot ist von Eifer beseelt, seinem Vaterlande Ehre zu machen, und demselben seine eigene warme Liebe zu dem Guten und Schönen mitzutheilen. Wäre die Dankbarkeit, die man ihm für seine Bemühungen und den guten Erfolg derselben schuldig ist, eben so groß als sein Verdienst, so könnte er sich glücklich schätzen; aber er wird nicht allein von seinen Mitbürgern mit Undank belohnt, sondern man behandelt ihn noch dazu wie einen Thoren und Verwegenen, weil seine Absichten die ihrigen weit übertreffen. Da seine Geschichte ganz Frankreich interessiren muß, so will ich mit wenigen Worten die Arbeiten dieses merkwürdigen Mannes hier auseinandersetzen: das Publikum mag hernach zwischen Hrn. L. Bournot und den Einwohnern von Langres entscheiden.

Er führte mich zuerst in seine Druckerey. Man weiß, wie die Druckereyen in Landstädten beschaffen zu seyn pflegen. Aber Hr. L. Bournot arbeitet wie die ersten Buchdrucker von Paris, und was noch mehr ist, er selbst schneidet und gießt die Lettern. Es gibt Muster von ihm, die den schönsten Schriften aus der Didot'schen Druckerey gleich kommen. Für ihn war es aber nicht genug, einer der ersten Schriftgießer und Drucker von Frankreich zu seyn: er wollte auch einer der ersten Papiermacher werden. Bekanntlich verfertigen die Engländer Papier von einem sehr großen Formate. Hr. L. Bournot, um es ihnen zuvorzuthun, faßte den kühnen Entwurf, 9 Fuß lange und 7 Fuß breite Blätter zu machen. Diejenigen, denen er sein Vorhaben im Vertrauen mittheilte, glaubten, er habe den Verstand verloren, und sagten ihm voraus, es würde nichts daraus werden, aber all ihr Zureden diente nur dazu, seinen Eifer zu vermehren. Da er keine Papierfabrik hatte, so fehlte es ihm an allen Werkzeugen; er mußte sie erst machen. Nach diesen vorläufigen Arbeiten, die schon hinlänglich gewesen wären, gewöhnliche Menschen abzuschrecken, begab sich Hr. L. Bournot an die Ausführung seines Vorhabens. Er war bald mit dem Papierbrey und einer Form fertig, die so groß war, als das Papier seyn sollte; allein bey den ersten Versuchen scheiterte er an einer unvermeidlichen Klippe: so oft er nämlich jene riesenhafte Form umkehren wollte, floß der Brey auseinander.

Hr. L. Bournot vergaß Essen und Trinken, bis daß er auf ein Mittel fiel, dem Zerfließen des Papierbreyes bey'm Umkehren der Form vorzubeugen. Dies fand er endlich in einer stillen Nacht, nachdem er einige Tage darüber nachgedacht hatte. Ich kann nicht sagen, worin seine

*) Voyage de Paris à Neufchatel en Suisse, fait dans l'automne de 1812, par G. B. Depping. Paris 1813.

Erfindung besteht, denn er macht ein Geheimniß daraus. Kaum brach der Tag an, so lief er zu seiner Druckerey und legte Hand an's Werk. Archimedes, als er das specifische Gewicht der Metalle in dem Bade auffand, war nicht froher, als Hr. L. Bournot, da das bey'm ersten Versuche 9 Fuß lange und 7 Fuß breite Blatt sich vor seinen Augen danieder legte.

Damit war aber sein Ehrgeiz noch nicht befriedigt. Er beschloß nun auch das Werk zu krönen, und jenes ungeheure Blatt auf einmal zu bedrucken. Seit Erfindung der Buchdruckerkunst hatte man noch nie so etwas versucht. Es gab nun neue Hindernisse, und neue Einwendungen von Seiten derjenigen, mit denen der Erfinder von seinem Entschlusse sprach: allein nichts vermochte, es ihm auszureden, und das Drucken gelang wie das Verfertigen des Papieres. Hr. L. Bournot druckte einen Abriß der Geschichte der Stadt Langres darauf, worin dieser ehrliche Langreser Alles hineinsetzte, was seiner Vaterstadt Ehre machen konnte.

Nun ließ er seine Arbeit sehen. Ganz Langres war in Verwunderung darüber; aber zugleich mischte sich der Neid in das Erstaunen. — Um diese Zeit hatte zu Paris die Ausstellung der französischen Kunstprodukte statt. Da alle Departemente ihre Kunsterzeugnisse dahin abschickten, so fuhr auch das Blatt des Hrn. L. Bournot mit den schönen Messern der Langreser Messerschmiede nach der Hauptstadt ab, und wurde unter dem Portiken des Invaliden-Platzes ausgestellt. In Paris erregte dasselbe eben so viel Erstaunen, als zu Langres; aber nach der Gewohnheit der Pariser vergaß man am folgenden Tage, was man am gestrigen bewundert hatte; diejenigen, welche sich mit den Künsten beschäftigen, liessen zwar dem Erfinder Gerechtigkeit widerfahren, fühlten aber nicht genug den Nutzen, den Hr. L. Bournot's Erfindung in der Verfertigung der Papier-Tapeten, der Land-Charten, der Ausmessungs-Plane u. s. w. hervorbringen könnte; Niemand zog Vortheil daraus, und der Erfinder wurde nur mit eiteln Lobsprüchen belohnt.

Anstatt aber darüber den Muth zu verlieren, sann er von Neuem darauf, dem Gewerbfleiße zu Langres eine bessere Richtung zu geben. Er sagte bey sich selbst: jene Stadt ist wegen ihrer Messerfabriken berühmt; laßt uns Frankreich zeigen, daß sie die besten Arbeiten liefern könnte, wenn sie wollte. Er zog genaue Erkundigungen über die Verfertigung der Damascener-Klingen ein, und überredete einen Messerschmidt seiner Stadt, mit ihm einen vollkommenen Damascener-Säbel zu verfertigen, 32 gute Eisen-Drähte wurden zusammen gedrehet, geschmiedet und dann gestählet. Ein Künstler aus Langres, der in Paris wohnt, machte dann einige Zeichnungen, die auf die Siege des Kaisers Bezug hatten, und Hr. L. Bournot, der auch sehr gut zeichnet, ließ dieselben auf beyden Seiten der Säbelklingen geschickt austragen: die Scheide und der Handgriff wurden eben so schön wie die Klinge; Alles wurde von Langresern gemacht.

Mit diesem schönen Muster begab sich Hr. L. Bournot nach Troyes, wo der Kaiser eben erwartet wurde. Der Präfekt des Aube-Departements war entzückt darüber, daß er einen so nützlichen Mann vorstellen konnte, und erleichterte ihm die Mittel, sich Sr. Kaiserl. Majestät zu nähern. Er bekam die Erlaubniß, seine Meisterstücke dem Kaiser zu überreichen. Abends gab die Stadt Troyes den Erlauchten Personen, die sich daselbst aufhielten, einen Ball. Man zeigte dabey den schönen Säbel vor. Am folgenden Morgen fragte der Kaiser nach Hrn. L. Bournot; unglücklicher Weise wußte man seine Wohnung nicht. Nach der Abreise des Hofes übergab man ihm 20 Napoleonsd'or. Er hatte aber die so sehnlich gewünschte Gelegenheit verloren, mit dem Landesherrn über die Mittel zu sprechen, wie dem Gewerbfleiße zu Langres emporzuhelfen sey.

Nichts konnte den Muth dieses für die Ehre seines Vaterlandes ganz unermüdeten Mannes niederschlagen. Er ging in seinen Erfindungen weiter, wollte auch die Schiffbaukunst verbessern, und fiel auf den Gedanken, an den Schiffen eine Nachahmung von den Landfestungen anzubringen. Nachdem er seine Gedanken gehörig hatte reifen lassen, setzte er sie schriftlich auf, und reiste nach Paris, in der Hoffnung, es würde ihm vergönnt werden, sie dem See-Minister vorzubringen. Er begehrte nun eine Audienz; der Minister hielt es für zuträglich, ihn zuvörderst zu einem der General-Inspektoren des Seewesens zu schicken. Diesem ließ aber Hr. L. Bournot nicht alle seine Entwürfe sehen, weil er fürchtete, ein Andrer möchte sich seine Erfindung zueignen, und er erklärte ihm nur einen Theil seines Planes.

Daher schien derselbe dem Inspektor unzulänglich und unausführbar, und wurde, seinem Berichte zu Folge, verworfen.

Der Verfasser kehrte nach Langres zurück, und übernahm wieder seine Druckerey, ohne daß er aufhörte, seinen Mitbürgern nützlich zu seyn. Die Hauptkirche der Stadt Langres besitzt ein großes hölzernes Bild, das ein Meisterstück des Bildhauers le Gentil ist. Es stellt Christus am Kreuze vor. Aus Alter und Vernachlässigung war dasselbe von Würmern zerfressen worden. Hr. L. Bournot sorgte dafür, daß es wieder hergestellt würde, und daß man darnach eine Form machte, worin man nunmehr so viele Abgüsse verfertigen kann, als man will; gewiß können sich Kirchen keinen bessern Zierrath verschaffen, als eine Kopie dieses schönen Bildes. — Er wollte auch zu Langres eine Schule der schönen Künste anlegen, und versprach, unentgeldlich darin zu unterweisen; das Nemliche versprach auf sein Zureden Hr. Bertrand, ein sehr geschickter Bildhauer zu Langres, von dem man in der

Hauptkirche eine schöne Bildsäule des heil. Mammerts steht; allein ein Zeichenmeister, der voraus sah, daß sein geringes Talent durch dasjenige dieser beyden Meister würde verdunkelt werden, fand Mittel, die Ausführung jenes Vorhabens zu hintertreiben. Hr. L. Bournot beharrte deßungeachtet darauf, seiner Vaterstadt behülflich zu seyn. Er legte in seinem Hause eine Zeichenschule für arme Kinder an, und er genießt nunmehr die Wonne, Kindern, die ohne ihn vermuthlich stets im Elende geblieben seyn würden, einen ehrvollen Stand zu verschaffen. Ich habe gehört, wie die Mutter eines dieser Kinder dem Hrn. L. Bournot Segenswünsche dafür ertheilte, daß er ihren Sohn in Stand gesetzt hatte, den Unterhalt für eine ganze Familie zu verdienen. Solche Lobsprüche müssen, meinem Dünken nach, ihn leicht über die Spöttereyen seiner Mitbürger trösten.

Die Welt urtheilt nur nach den Resultaten, welche die Unternehmungen auf die Glücksumstände des Unternehmers gehabt haben. Wenn Hr. L. Bournot Reichthümer zusammengehäuft hätte, so würde man gewiß nicht ermangeln, sein Genie zu bewundern; da aber seine vielen Versuche sein Vermögen verzehrt haben, so meint man, es sey nicht der Mühe werth gewesen, dieselben anzustellen. Er hat selbst die Nothwendigkeit eingesehen, sich mit nichts Anderm, als mit seinem Gewerbe mehr zu beschäftigen; indessen scheint er geboren zum Erfinden, wie Lafontaine zum Fabeln machen; und von Zeit zu Zeit vervollkommnet er noch ein Werkzeug, oder irgend eine nützliche Maschine. Er zeigte mir ein Werkzeug, das er kürzlich erfunden hatte. Es soll den Buchbindern zum Beschneiden der Bücher dienen; sie können in der That weit schneller und leichter arbeiten, als mit dem zusammengesetzten Werkzeuge, dessen sie sich zu bedienen pflegen. Jenes ist außerordentlich einfach, und verursacht mithin nur wenig Kosten.

Das Wunder der Liebe.

(Fortsetzung.)

Am andern Morgen brachte ihm die Alte ein Blatt Papier von Betty, sie hatte es mühsam geschrieben. Ludwig las mit Entzücken, mit tiefer Rührung:

„Höre, Geliebter, höre die Stimme deiner Betty. Da ich einmal in Gegenwart des alten weisen Natschem schrieb, da staunte er. Er betrachtete die kleinen Züge. Er sah sie zum ersten Male. Haben die schwarzen Züge Gedanken? sagte er. Ich erklärte es ihm. Du kannst also dieser weißen Rinde deine Gedanken mitgeben. Er erstaunte noch mehr. O Ludwig, wie würde er jetzt erstaunen, da ich in diesem Papier nicht nur meine Gedanken mitgebe, sondern meine ganze Seele voll Liebe, die schönsten Empfindungen meines Lebens. Die Thränen, die aus meinen Augen rollen, gebe ich ihm mit, die zitternden Schläge meines Herzens. Ach, wie würde er erstaunen? denn ich gebe diesem Blatte für dich den Trost für dein bekümmertes Herz mit, Thränen der Freude für deine Augen, meine Liebe gebe ich ihm mit, das Bild deiner treuen Geliebten, deine Geliebte selbst, eine Welt voll Freude. Denn, mein Ludwig, ich liebe dich! mein Herz schlägt in deinem, meine Seele denkt in deiner. Sey glücklich, ich liebe dich. Nun hast du meine Stimme gehört, und du bist geheilt. Morgen höre meine Stimme aufs Neue, und sey glücklich. Das fiel mir ein, wie ich dachte, möglich zu machen, was nicht möglich ist, dich zu sehen. Der Wille kann Alles, sagt der Wilde, und hat nicht Hand, nicht Auge, nicht Fuß, nicht Leben. Nein, Ludwig, die Liebe kann Alles, und so sey glücklich!

Ich musste lächeln, da meine Mutter mich schreiben lehrte. Wozu soll mir, was ich nie brauchen werde? Jetzt wendete ich die Augen voll Freudenthränen hinaus gegen ihr Grab, und sagte: „Mutter, wie dank' ich dir!“

Ludwig, die Liebe hat die Buchstaben erfunden, und ein Engel half der Liebe. O jetzt weiß ich, warum meine Mutter das Schreiben etwas Heiliges nannte. O Ludwig, die Liebe thut noch mehr Wunder: der vorüberziehende Nachtwind trägt mir deine Seufzer zu; der Wasserfall im See ruft mit deiner Stimme meinen Namen. Denke ich an dich, und wenn dächte ich nicht an dich? so öffnet sich meine Hand, deine zu drücken. Ich höre deinen Athem säuseln, ich fühle deine heißen Küsse auf meinen Lippen. Ich fühle dein Herz an meiner Brust schlagen. O sind wir denn nicht glücklich? Sind wir denn nicht die zwey Flügel, die den schönsten Vogel der Natur, den Flamingo, der aufgehendenden Sonne entgegen tragen? Sind wir nicht wie die beyden Augen, von denen nicht eins allein Thränen vergießt, oder froh blickt? Kannst du unglücklich seyn, wenn ich mit Entzücken an dich denke?“

O bleibe noch einen Augenblick, rief Ludwig, und riß ein Blatt aus seinem Taschenbuche. Er schrieb mit Bley:

„Ich bin glücklich, meine Betty; denn ich drückte die Züge deiner Hand, deine Liebe auf mein Herz. Ja, Betty, wir sind die beyden Augen, die zugleich Freudenthränen vergießen. Denn ich stand diese Nacht an dem Gitter deines Fensters, während du schriebst. Eure Hunde kennen mich, deine Sklaven kennen mich auch. Sieh, so ging ich um Mitternacht zu Eurem Hause. Eure Hunde schmeichelten rings um mich her. Da trat ich an das Fenstergitter. Du saßest da und schriebst. Ich sah deine Augen Thränen vergießen. Sie schreibt an mich, dacht' ich entzückt. Die Stille hielt an der Thür des Krankenzimmers Wache, das Schweigen am Bett deines Oheims; aber dennoch hörte ich die Worte, die du mir schriebst;

dennoch hörte ich die jubilirenden Töne deiner Liebe, und den Triumphgesang unsers Glücks. Ja, Betty, ich bin glücklich, Betty, keine unmännliche Klage komme wieder über meine Lippe. Ja, ich kniee, ich kniee heute unter die Magnolie, die unsern nächtlichen Freudenplatz beschattet, und rufe dem Himmel zu: Glücklicher hast du keinen Sterblichen gemacht, als mich! Ja, schon tausendmal habe ich heute gesagt, was dein weiser Natschem sagt: Wann ist Morgen? Heute bist du mein! heute! Morgen ist nicht!

Sieh, heute noch will ich eine Birkenrinde an meine Hütte schlagen, mit den Worten: Hier waren zwey Herzen glücklich ohne Hoffnung. Uns hat nur der Gram in Ein Grab gestürzt; dann schreibe eine mitleidige Hand darunter. Sie waren treu bis zum Tode!

Ich sehe dich diese Nacht wieder, und morgen Nacht, und jede, die herauf kommt, bis die letzte unsere Herzen trennt und zerbricht. Ja, ich bin glücklich!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Auszüge aus Briefen von Janina und Athen.

Janina, 11. Febr. 1813.

Ich bin seit dem 14. Junius 1812 von Athen abwesend. Drey Monde verweilt' ich im Peloponnes. Dann reist' ich über einige Inseln. Ich war so glücklich, unter dem Schlosse oder der alten Burg von Ulysses in Ithaka sehr merkwürdige Sachen in Gräbern zu finden, besonders ein Paar schöne Hals-Ketten, einen Gürtel, Finger- und Ohrringe, Alles von Gold, und von der schönsten Arbeit, Einiges mit Rubinsteinen verziert; ferner fünf schöne Gefässe von Silber, und ein Paar Hausgötter von gebrannter Erde, Gefässe von Bronze, und drey Spiegel von gleichem Metalle. Wem unsre in Aegina aufgefundnen Statuen zugekommen sind, weiß ich noch nicht. Kaiser Napoleon hat uns ein Gebot von 160,000 Franken durch seinen Minister thun lassen. Sollte Niemand bis zum letzten November mehr bieten, so bleibt die Sammlung doch nah', und ich bin weit zufriedner, als wenn die Engelländer sie käuflich an sich gebracht hätten.

Muktar Pascha empfing mich mit vieler Auszeichnung, ja, recht freundschaftlich, auf Empfehlung seines Vaters, Ali Pascha, der uns sehr höflich in Prevesa aufnahm. Muktar Pascha veranstaltete gestern eine große Jagd mit hundert Reitern, eben so viel Hunden und zwölf Falken. Sie dauerte vom Frühroth bis zwey Stunden nach Sonnenuntergang. Nun folgte das Nachtessen. Vater und Sohn tranken Wasser. Uns liessen sie Wein reichen. Freund, Sie würden gelacht haben, uns auf Polstern mit in einander geschlungenen Füßen zu sehen, während sowol der Pascha als wir mit den Fingern ohne Messer und Gabel miteinander ohne Teller aus Einer Schüssel assen. Er hat große Freude, daß er mit uns ohne Dollmetscher sprechen kann, und redet von Allem klug und angenehm. Wir erhielten ein offnes Schreiben von ihm, worin er allen seinen Unterthanen befiehlt, uns, wo wir durchreisen, Logis, Pferde und alles sonst Nöthige zu geben. Ein Tartar geleitet mich bis Athen.

Athen, 7. Merz 1813.

Wir fanden die Basreliefs von Figalia. Die Statuen von Aegina sind an des Kronprinzen von Bayern K. H. verkauft, weil wir Verkäufer, wenn sie nach Frankreich gewandert wären, das Risiko des Transports hätten auf uns nehmen müssen. Ich habe als Besitzer des vierten Theils der Aeginer Statuen 2500 holländische Zechinen und die Gipsgüsse, und, als Besitzer des sechsten Theils jener Basreliefs, zehntausend spanische Thaler samt den Gipsabgüssen bekommen.

L.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 17. Sept.

(Fortsetzung.)

Als ich meinen letzten Brief eilfertig abschloß, hatte ich nicht mehr Zeit, Ihnen zu melden, daß in derselben Sitzung, (9. Sept.), wo die Angeklagten, Reynier, Boissière und Guille, losgesprochen wurden, ihre Sachwalter sogleich die Klage um Schaden-Ersatz anbrachten, und überdies es dem Tribunale anheimstellten, über Micheln die Strafen auszusprechen, welche die Gesetze gegen Verläumder verhängen. — Erstere Beyde verlangten Jeder 600.000 Franken; Guille 300.000 Franken. Tripier, Michels Advokat, machte seine Einwendungen, der General-Advokat seine Bemerkungen, und der Gerichtshof zog sich zurück, um darüber zu berathschlagen. Eine Stunde darnach trat er wieder ein, und der Präsident las folgenden Beschluß vor:

„Der Gerichtshof, in Erwägung, daß man zwischen einer verläumderischen Anklage und zwischen einer solchen, die bloß nicht hinreichend bewiesen wurde, unterscheiden muß, und daß eine lossprechende Erklärung der Jury nach einer bloßen Mehrheit der Stimmen nicht hinreichend beweise, daß die Anklage verläumderisch war;"

„In Erwägung, daß die Erklärung der Jury von keinem Einfluß auf die Meinung des Gerichtshofes, ob Schaden-Ersatz gebühre, seyn könne;"

„In Erwägung, daß nach dem 359sten Artikel der Criminal-Instruktion ein losgesprochner Angeklagter, der seinen Ankläger kannte, mit keiner Forderung um Schadloshaltung nach gefälltem Urtheil mehr gehört werden kann;"

„Verwirft die Beschwerde der Angeklagten wegen Verläumdung und ihr Gesuch um Schadloshaltung;"

„Verurtheilt nichts destoweniger und zwar bey Leibesstrafe Micheln zum Kosten-Ersatz gegen den Staat und die Angeklagten, und befiehlt, daß der Vergleich vom 26. Febr. 1811 und der Kaufvertrag vom 20. Jänner 1806, nebst allen darauf Bezug habenden Schriften den Angeklagten zurückgestellt werden sollen."

Damit schienen die Angeklagten nicht zufrieden. Reynier und Guille wurden sogleich in Freyheit gesetzt, Boissière 24 Stunden später, weil ein Gläubiger gegen ihn einen Verhaftsbefehl bewirkt hatte, den Boissière aber durch Bezahlung der Forderung hob. Die Angeklagten werden nun ihre Rechte gegen Micheln vor dem Handelsgerichte geltend machen.

So endigte sich ein Prozeß, der auf immer in den Annalen des Gerichtshofes und in denen der Lage des Handels am Anfang des 19ten Jahrhunderts gleich merkwürdig bleiben wird. Das Publikum fragt sich freylich, wie es komme, daß bey einem absoluten Widerspruche nicht die eine oder die andre Parley nothwendig als Betrüger erklärt wurde. —

(Die Fortsetzung folgt.) W.

Nro. 236.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 2. Oktober, 1813.

Die Unschuld tragen gute Götter,
Verleih'n der Schwachheit Heldenmuth.

Tiedge.

Das Bundu.

Bey den Timmaniern, einer Völkerschaft auf der Sierra-Leona-Küste, existirt ein Inquisitions-Gericht, Bundu genannt, vor welches aber nur Frauenpersonen citirt werden können. Ein altes Weib, das unter der Benennung: die Bundufrau, bekannt ist, führt ausschließlich die Aufsicht darüber, und weder Ehegatten noch Väter tragen Bedenken, derselben ihre Weiber und Töchter anzuvertrauen. Die Ursache, warum sie in's Bundu gestellt werden, ist diese, daß man ein vollständiges Bekenntniß aller und jeder Vergehungen von ihnen zu erpressen sucht, die sie entweder selbst begangen haben, oder ihnen von andern bekannt sind. Wenn sie vor diesem Tribunal erscheinen, werden sie mit weissem Thon bestrichen, damit sie recht gräßlich aussehen sollen; auch droht man ihnen mit Verwünschungen, im Fall sie das von ihnen verlangte Bekenntniß nicht ablegen würden. Da sie in dem Wahn stehen, daß ein schneller Tod sie übereilen werde, wofern sie nicht ihre Vergehungen der Länge nach an den Tag bringen, so thun sie gern Alles, was das alte Weib von ihnen begehrt, und dieses macht den wesentlichen Inhalt ihrer Erklärung dem Volke bekannt, welches sich in der Stadt, wo das Bundu gehalten wird, versammelt hat. Wenn der Bundufrau das Geständniß einer oder der andern Person genügt, so wird dieselbe ohne weitere Umstände aus dem Bundu entlassen, und man nimmt von ihrem frühern Lebenswandel gar keine Notiz; es müsste denn seyn, daß sie der Zauberey wegen verdächtig wäre, welches Verbrechen jederzeit mit der Sklaverey bestraft wird. Jene hingegen, welche diese nämliche Person als Mitschuldige ihres Verbrechens angibt, muß entweder das rothe Wasser *) trinken, oder sich gefallen lassen, daß sie als Sklavinn verkauft wird, oder, für ihre Ranzion zwey, auch wol mehrere Sklavinnen gibt. Wenn eine der gedachten Frauenpersonen Muth genug hat, das verlangte Bekenntniß entweder ganz von sich abzulehnen, oder wenigstens nicht Alles frey heraus zu gestehen, so ist sicher darauf zu rechnen, daß sie eines plötzlichen Todes stirbt, wahrscheinlich an Gift. Wenn hingegen die Bundufrau mit den abgelegten Bekenntnissen nicht zufrieden ist, so nöthigt sie die Frauenpersonen sich zu setzen, zerreibt einige Blätter, thut sie in Wasser, und gibt ihnen dieses zu trinken. Empfinden sie hierauf Magenschmerzen, oder Schneiden im Eingeweide, welches meistens der Fall ist, so nimmt man als bekannt an, daß sie ein schweres Verbrechen verhehlt haben. Sobald dies die Bundufrau bemerkt, fängt sie an, allerley Gaukeleyen zu machen, als ob sie hierdurch zu entdecken vermöge, worin es besteht. Wenn sie nun glaubt, daß es Zeit sey, so beschuldigt sie eine nach der andern, bald dieses, bald jenes Verbrechens, welches sie ebenfalls begangen haben könnte. Gestehen Sie es, so werden sie als Sklavinnen verkauft; bleiben sie aber bey der Aussage, daß sie von keinem Verbrechen wüssten, so ergreift die Bundufrau solche Maßregeln, vermöge deren sie mit Ge-

*) S. Nro. 120 des Morgenblatts.

wißheit versichert seyn kann, daß sie die nächstfolgende Nacht, oder den andern Tag, nicht überleben werden.

Man kann sich leicht vorstellen, daß dieses Inquisitions-Gericht den Chefs der Ortschaften die schicklichste Gelegenheit darbietet, ihre Habsucht zu befriedigen und ihre Unterthanen auf mancherley Art zu bedrücken. Sie lassen sich daher auch die Mühe nicht verdrießen, sie, so lange dasselbe dauert, bey guter Laune zu erhalten, und allerley Lustbarkeiten zu veranstalten, wodurch die Schrecknisse, welche es sonst verbreiten würde, gemildert werden. Die große Trommel ertönt, sowol bey Tag als bey Nacht, in Einem fort, und das Singen und Tanzen wird nur so lange unterbrochen, als man Zeit zum Schlafe bedarf. Hierzu kommt nun noch der Umstand, daß die Angeklagten gemeiniglich so ganz unbedingt an die Gegenwart der Grigris (Zaubermittel) glauben, welche die Bundufrau am Halse trägt, daß, wenn eine oder die andere, aus Furcht vor denselben, sich schuldig bekennt, die übrigen sammt und sonders hieraus den Schluß machen, sie müsse doch allerdings eine strafbare Hexe seyn, die ihr Schicksal in jeder Rücksicht verdiene. Sie selbst verhalten sich indeß, in vollem Bewußtseyn ihrer Unschuld, ganz ruhig, und vermuthen nichts weniger, als daß endlich auch die Reihe an sie kommen werde. Wenn eine oder die andere ihrer Gespielinnen eines plötzlichen Todes stirbt, so hört deswegen das Tanzen und Musiciren keinen Augenblick auf; und wenn die vorgeblichen Verbrecherinnen zur Sklaverey verurtheilt werden, so ist die Freude desto größer, da man sodann eine gewisse Quantität Rum unter das Volk vertheilt. Folgende Anekdote kann dazu beytragen, die Geheimnisse des Bundu in's Licht zu setzen.

Im Jahre 1799 rettete sich eine junge Frauenperson, die ebenfalls vor das Bundu gefordert und zur Sklaverey verurtheilt worden war, durch die Flucht, und kam nach Freetown, der Hauptstadt auf der Sierra-Leona-Küste. Sie erzählte, als sie nach dem Genuß des obenerwähnten Tranks über Magenschmerzen geklagt habe, sey sie von der Bundufrau beschuldigt worden, als hätte sie den Pa-Bunky, einen vor vier Jahren verstorbenen Häuptling, durch Zauberey um's Leben gebracht, dann seinen Leichnam wieder ausgegraben und ihn verzehrt. Das arme Mädchen, welches nur zu gut wusste, was für ein Schicksal denen, die das angeschuldigte Verbrechen läugnen, bevorstehe, folglich befürchtete, entweder als Sklavinn verkauft zu werden, oder eines plötzlichen Todes zu sterben, gestand, was man verlangte. Zu Freetown hingegen versicherte sie, sie sey unschuldig; Pa-Bunky's Blut lebe nicht in ihrem Körper, und sie habe sich blos aus Furcht vor dem Bundu bewogen gefunden, sich für schuldig zu erklären. Da sie sich, als sie ihr Geständniß ablegte, in andern Umständen befand, so konnte man sie bey ihrer Entlassung aus dem Bundu nicht sogleich zum Verkauf ausbieten; als sie aber aus den Wochen war, und mit jedem Tage befürchten musste, daß man sie nach der Insel Bance, als der nächstliegenden Sklaven-Faktorey, schicken werde, so ergriff sie die erste beste Gelegenheit, sich in die englische Kolonie zu flüchten. Ihre Aussage wurde von einer andern Frau, die mit ihr zugleich entflohen war, bis auf den kleinsten Umstand bestätigt, mit dem Zusatze, es wären von dem nämlichen Bundu seit der Zeit, wo es seinen Anfang genommen habe, nicht weniger als hundert Frauenpersonen zur Sklaverey verurtheilt und verkauft worden. Beyde waren jedoch so sehr verblendet, daß es ihnen gar nicht einfiel, als wenn bey dem Verfahren des Bundu je Betrug oder Bosheit zum Grunde liegen könne. Im Gegentheil sagte die arme Frau, ob sie gleich von keinem Verbrechen wusste, weiter nichts, als die Grigris (bösen Geister) wären schlimm, und sie wünsche schleunigst, das rothe Wasser zu trinken, welches sie gewiß von aller Schuld befreyen würde.

Dewea.

Das Wunder der Liebe.

(Fortsetzung.)

Betty erhielt das Papier, und ihr Herz zog eine neue Seligkeit. Die Nacht brachte wieder eine neue; denn leise öffnete sie das Gitter, und sie wechselten die Hände und Lippen, bis die Morgenröthe ihn vertrieb.

Da kehrte des Oheims Gesundheit zurück, und einen Morgen weckten Ludwig die heißen Lippen des Mädchens aus den sel'gen Träumen. O, welch ein Wiedersehen. Sie trat mit ihm hinaus an die Hütte, und las mit steigender Freude die Worte: Hier waren zwey Herzen glücklich ohne Hoffnung!

Da sank sie zum ersten Mal überwältigt von gewaltiger Liebe, und von gewaltigem Schmerz an seine Brust, und sagte leise, mit tiefem Schluchzen: Treu bis zum Tode, Ludwig!

Treu, bis zum Tode! rief er, sie umfassend, und bitter gegen den Himmel blickend! O Betty, sagte er denn leise: Dein Vater liebt dich, dein Oheim: Hast du denn gar keine Hoffnung?

Sie schüttelte langsam das Haupt, zeigte auf die Worte auf der Birkenrinde. Ist Treue bis zum Tode Hoffnung? fragte sie dann.

Hoffnung nicht, sagte er leise: aber doch sey treu bis ins Grab. Du kannst deinen Vater nicht verlassen?

Sie schüttelte noch langsamer, und mit Ernst das Haupt.

Wir waren glücklicher ohne Hoffnung, sagte er, und sie setzte sanft hinzu: Bis zum Tode treu!

Es war, als wäre eine finstere Ahnung in ihre Seele gesunken. Der Strom unserer Freude ist schwarz, sagte sie, wie das Wasser, das unter schwarzen Fichten fließt.

Sie gingen Beyde Hand in Hand zu dem Gebüsch, das Mauhingons Grab beschattete. Sie setzten sich Beyde auf das Grab, und Beyde sagten zugleich: Er war treu bis zum Tode!

Sie drückten, da sie gehen wollten, noch schmerzlich die Lippen zusammen, und die Herzen. Ihre Hände wollten sich nicht fahren lassen. Sie betrachteten sich ahnend. Sie verliessen sich seufzend. Ludwig blieb bis zum Abend auf dem Grabe seines Freundes, dann ging er langsam zurück zu seiner Hütte. Finstere Träume quälten seinen Schlaf.

Am andern Morgen erwachte er, und harrte auf Betty. Sie kam nicht. Nicht Sophie. Er hatte Lebensmittel, und Beyde waren ja wohl schon nicht gekommen. Seine Schwermuth wurde noch finsterer. Er brachte den Tag einsam zu. Am andern Morgen hörte er an der Thür ein Geräusch. Voll Freude sprang er auf.

Es war Bettys treuer Wasserhund, Namens True. Ludwig stürzte hinaus, Betty entgegen, aber sie war nicht da. Das treue Thier sprang freudig an ihm empor, und schien ihn fortziehen zu wollen.

Ludwig folgte dem Hunde. Er ging den Weg nach Bettys Wohnhause. Ludwig stand, sich besinnend. Aber er sah auf einmal einen schwarzen gewaltigen Rauch aus den Eichen emporsteigen, welche das Wohnhaus umgaben. Da eilte er, von Gebüsch zu Gebüsch, in den Eichenwald. Er sah das Haus halb niedergebrannt, und nicht einen Menschen.

Schreyend stürzte er hinzu, und füllte mit dem Namen Betty die Gegend. Alles stumm. Er lief zu der Sklaven Wohnung, die weiter entfernt stand. Sie war bis auf den Grund niedergebrannt, und die Leichname der drey Sklaven lagen da verwundet, ermordet.

Weh! rief er, und sank auf den Leichnam des einen, erblassend, ohnmächtig. Er richtete sich empor, und rannte verzweifelnd von Gebüsch zu Gebüsch, immer den Namen Betty auf den vertrockneten Lippen. Vergebens. Das Echo spottete seiner mit dem Namen Betty.

Der Hund lief von Zeit zu Zeit einen Weg, der zu einer Pflanzung führte, die etwa zehn Stunden von hier lag. Zwey Pferde näherten sich auf sein Geschrey. Es waren Pferde, die Bettys Vater gehörten. In dieser Gegend konnten sie nicht mehr seyn, das zeigte die Ruhe des Hundes. Schnell sattelte Ludwig die beyden Pferde, belud eines davon mit Lebensmitteln, nahm eine doppelte Büchse, Pulver und Bley, wechselte seine Kleidung mit einer von Bettys Vater, und folgte schnell dem Hunde, der bellend voran lief. O Treu! Treu! so heißt True deutsch: sey mein Retter! rief er, und er trieb seine Pferde an.

Am Abend näherte er sich der Pflanzung. Er hielt. Die Hunde bellten, bis ein Sklave kam, der die Hunde beruhigte. Er ritt vor das Wohnhaus. Der Bewohner schüttelte ihm die Hand, und bat ihn abzusteigen.

Mit einer unendlichen Angst fragte er: Wissen Sie nichts von Herrn Mayer, Ihrem Nachbar? Er wiederhohlte die Frage englisch. Nichts, antwortete der Mann. Sein Haus ist niedergebrannt, seine Sklaven ermordet, und er, und seine Tochter Betty.

Guter Gott! Ist die Gefahr so nahe? Engländer oder Royalisten sind die Mörder. Steigen Sie ab.

Der Pflanzer sandte sogleich Boten nach allen umliegenden Kolonisten-Höfen. Niemand wusste etwas. So waren drey Tage hingelaufen, Tage des Entsetzens für Ludwig. Er war beständig zu Pferde, und durchstreifte mit seinem Hunde die Wälder, um eine Spur zu entdecken. Vergebens!

Er ritt zurück in Gesellschaft einiger Umwohnenden zu Bettys Wohnung. Man fand auch da keine Spur. Man rieth auf Engländer, von denen Niemand etwas wusste, auf die Wilden, die ruhig in der Nachbarschaft jagten. Niemand wusste etwas, außer ein Wilder sagte aus, daß ein kleiner feindlicher Stamm vor einigen Tagen sich durch die Wälder geschlichen hätte, um Pferde und Ochsen zu stehlen. Aber das war die Gegend nicht, wo Betty wohnte.

Ludwig, der sich für einen Verwandten von Bettys Familie ausgab, und dem man glaubte, weil er alle ihre Familiengeheimnisse, alle Namen der Familienglieder kannte, blieb den ganzen Sommer in der Gegend. Er zog von einer Pflanzung zur andern; aber jede Spur war verschwunden, selbst der lügende Ruf blieb stumm.

Und wäre dieses das Geschäft meines Lebens, in diesem Kreise zu reiten, so will ich hier sterben, rief er. Er blieb. (Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 17. Sept.

(Fortsetzung.)

Michel ist nichts desto weniger ein verlorner Mensch, und von seinem Vermögen wird ihm wenig übrig bleiben. Die Prozeßkosten samt den Geschenken, die er machte, mögen ihm leicht 5 bis 600,000 Franken kosten. Reynier's Forderung beträgt 1,180.000 Franken, ohne die Interessen dieser Summe seit 5. Okt. 1812, wo sie fällig war, in Anschlag zu bringen. Vanlerberghe und Ouvrard werden ihre drey Millionen, die ihnen aus der Abtretung der 45.000.000 Realen noch zu gut kommen, in Anspruch nehmen. Die Regierung hat, wie man versichert, auf acht Millionen konsolidirtes Drittel, Micheln zuständig, für so lange Beschlag gelegt, bis alle Geschäfte, die Michel mit der Regierung machte, nochmal gehörig untersucht sind.

Boissière kann nun nicht mehr sein Zeugniß gegen Micheln versagen, da er bereits einmal gegen ihn aufgetreten ist. In seinem gedruckten Memoire deckt er schändliche Sachen von Micheln auf; er behauptet: Michel habe eine Lieferung, die er zur Zeit der Republik ans Kriegsministerium für Mandaten machte, sich in baarem Gelde bezahlen lassen, sey aber in der Folge, noch glimpflich genug, blos genöthigt werden, den Ueberschuß herauszugeben; für eine andre Lieferung von 460.000 Franken wußte sich Michel über zwey Millionen bezahlt zu machen, und Boissière erbietet sich, es dem Kriegsministerium zu beweisen. —

Einmal zog Michel 530.000 Franken baar für einen Transport, der ihm höchstens 8.000 Franken kosten mochte. (Alles das wird nun vermuthlich untersucht werden). Ein andermal lieferte Michel Reis; während der Beamte hinaus-

ging, machte sich Michel über den Frachtzettel, setzte ein Paar Nullen hinzu rc., wurde aber entdeckt, und bat den Beamten fußfällig, er möchte ihm verzeihen. Wenn Michel irgend Jemand Gelder lieh, so stipulirte er erstlich immer den Preis der Renten und Aktien, die er ihnen lieh, etwas höher, als sie wirklich standen, und der Schuldner, der Geld brauchte, musste sich das wohl gefallen lassen. Allein damit begnügte Michel sich gewöhnlich nicht; da er vierzehn Tage oder drey Wochen Termin sich ausbedung, so verkaufte er zwey oder drey Tage vor dem Lieferungs-Termin eine ungeheure Menge Aktien und Renten, und bewirkte dadurch ein künstliches Fallen, das ihn in den Stand setzte, ungleich wohlfeiler einzukaufen, als er zu liefern versprochen hatte. Seine Contrahenten mussten dabey doppelt verlieren, erstlich, weil sie nicht den bedungenen Werth erhielten, und dann, weil sie gewöhnlich, baaren Gelds bedürfend, neuerdings verkaufen, folglich die Staatspapiere noch mehr fallen machen mussten.

Hatte Michel auf das Sinken der Staatspapiere spekulirt, und sie stiegen, so warf er das ganze Geschäft den Mäklern, die ihm dabey zur Hand giengen, auf den Hals, denen er daher auch aus Vorsicht nie eine geschriebene Vollmacht zum Geschäfte gegeben. So machte er Mehrere falliren, unter andern Fould. Für bloßes Escompto ließ er sich ungeheuer bezahlen; einmal, (wie Boissière sagt), 658 Franken für 20,000 Franken, die er doch denselben Tag durch seine Verbindungen beym Tresor einzukassiren wußte; ein ander Mal 1425 Franken für 50,000 Franken, die er ebenfalls denselben Tag eintrieb. So bringt man es freylich schnell zu Millionen!

Um Micheln ganz kennen zu lernen, muß man auch in sein Privatleben hineingehen. Michel kam, (nach Boissière), zu la Bastide, im Departement de l'Arriège, von armen Eltern zur Welt, und erhielt auch nicht die geringste Erziehung. Boissière's Vater fand ihn in Bordeaux im Gasthause, wo er abstieg, und der Zufall fügte, daß sie Beyde zusammen nach Paris reisten, (1793). Hier war Michel an einen Schuhmacher in der Vorstadt Honoré adressirt, bey dem er einige Zeit die Gastfreundschaft genoß.

Boissière's Vater verlor ihn dann auf einmal aus den Augen. Damals ward der reiche Petit-Val mit seiner Familie in Vitri, bey Paris, ermordet; Weiber, Kinder, Dienstboten, Alles fällt durch der Mörder Hand in einer Nacht. Alle Baarschaft und Effekten wurden geraubt. Noch sind die Thäter nicht entdeckt. Zu derselben Zeit trat Michel auf der Börse als Kapitalist auf. Es gingen allerley Gerüchte, und Michel konnte mit Agrippina im Britannicus sagen: Il mourut. Mille bruits en courent à ma honte. Kurz Michel ging nach Bordeaux, associirte sich da mit seinem ältern Bruder, und schoß 750,000 Franken in die Kasse — er, der kurz vorher Nichts hatte. Bald darauf kamen sie mit ihrem Fond nach Paris, und nahmen den jungen Boissière zu sich. Aber nicht lange vertrugen sich die Brüder. Sie trennten sich und rechneten; in sechs Jahren war ihr Kapital auf zwanzig Millionen angewachsen!!! — Michel, der Jüngere, bot seinem Bruder statt der ihm gebührenden zehn Millionen, eine Leibrente von 600,000 Franken an. — Eine Leibrente von meinem Bruder!! rief Michel, der Aeltere; und was er hinzusetzte, bezeugte seine Furcht vor seinem Bruder. Um seinen Bruder zur Theilung zu bewegen, nahm er heimlich sein Portefeuille und deponirte es. Die Trennung hatte Statt. — Einst wurde bey Micheln die Kasse bestohlen. Nachsuchungen im ganzen Haus; beym Portier findet man 18,000 Franken. Woher das Geld? fragte ihn Michel vor Gericht. . . . „Zwingt mich nicht, es zu sagen — es wird euch gereuen.“. . . . Michel bestand darauf, und erfuhr nach langem Nöthigen: „Pr. M. machte eurer Frau mehrere späte Besuche, und gab mir für jede Thüröffnung 500 Franken.“ — — Michel wollte, (nach Boissière), oft sich verheirathen, aber man wies ihn allenthalben ab. So schlecht war von jeher sein Ruf! — Ja es durfte nur, (sagt Boissière), das Cabriolet eines Mannes öfter vor Michels Thür halten, um jenen in der öffentlichen Meinung verlieren zu machen. Da lernte er 1803 seine jetzige Frau bey Mad. Recamier kennen, die sich ihrer, um sie in die Welt einzuführen, angenommen hatte. Mad. Michel, eine geborne Bernard, von la Bresse bey Lyon, war schön und gut, und anfangs sehr unglücklich mit Micheln. Mehrere von Boissière bekannt gemachte Briefe der Mad. Michel beweisen es. Endlich fügte sie sich in ihres Mannes Charakter, und ging ihm bey seinen Unternehmungen mit Rath und That an die Hand. So folgte sie ihm auch nach Spanien — wo sie sich durch Boissière folgende Artikel nachschicken ließ, wie aus einem von Boissière bekannt gemachten Briefe erhellt, der auch zum Aktenstücke der Sitten der Zeit wird:

„Nehmen Sie aus meinen beyden Kleiderschränken — ein Kleid von weissem Flor mit Silber durchsäet, Spitzen und Gürtel von gleichem Stoffe; — ein kurzes Kleid von Tull, Corset und Unterkleid von Atlas — ein Kleid von Atlas à l'espagnole mit Pauschen von Rosa — ein Kleid von weissem Flor, mit einem blossen Taffetband besetzt; — ein andres von strohfarben Flor; ein andres von Lilas Flor; — ein andres von Rosa-Moor; — zwey andre kurze, das eine von Atlas mit Gold gestickt, das andre mit Streifen von goldbesäten Bändern, und was Sie sonst noch von meinen Herbstkleidern frisch finden; — holen Sie bey Levacher einen Stoff von weissem Moor, das Kleid will ich mir hier machen lassen — kaufen Sie mir vier oder sechs Reihen mittlere Zahlperlen, so schön Sie sie finden — auch sechs Paar Schuhe von weissem Taffet — packen Sie Alles incognito ein rc.“ W.

(Die Beschluß folgt.)

Räthsel.

1.

Im Schoß der Natur bin ich geboren;
In Gluten erhalt' ich neue Gestalt.
Verbrecher, Klöster, unheilbare Thoren
Und Schätze sind in meiner Gewalt;
Doch muß ich den Willen des Herrn vollbringen.
Zwar geistlos und immer träge bin ich;
Doch lass' ich der Federn unzählige springen,
Und Tausende setzen Vertraun in mich.
Ich regle Minuten und Stunden nur leise.
Mein Anblick stillt des Eroberers Wuth.
Nur ich genüg' im Ideenkreise.
Selbst das Verwickeltste mach' ich gut.
Sogar dies Räthsel ist ohne Sinn,
Wenn ich zuvor nicht gefunden bin. Hg.

2.

Ihr seht mich leicht und könnt schnell meine Kraft verspüren.
Mich geb' ich ohne Maß, Gewicht und Zahl;
Doch nun und nimmer werd' ich an Substanz verlieren.
Vergeudend bleib' ich ganz, so, wie das erste Mal.
Komm' ich in meiner Pracht, so blend' ich euch nicht wenig;
Doch seyd ihr Alle mein benöthigt und erfreut.
Viel mangelt ohne mich dem Unterthan und König.
Auch dien' ich aller Welt beynah zu gleicher Zeit. G.

Auflösung des Räthsels und der Charade in Nro. 230.
Nadel. Morgenblatt.

Nro. 237.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 4. Oktober, 1813.

Süßer Wehmuth Gefährtinn, Erinnrung! —
Rasch entfleucht der Gegenwart Freude;
Du, sinnende Trösterinn, weilst.

v. Salis.

Abschied vom Sommmer.

An Frau von H.

Pallazznola, den 8. Oct. 1808.

Vorüber floh mit seinen schönern Tagen
Der frohe Sommer. Albas Höh'n umzieht
Des Herbstes Grau, und aus den ernstern Lagen
Der alten Laven tönt kein freundlich Lied.

Beglückte mich ein Traum? So möcht' ich fragen.
Ist Alles Traum, was unser Auge sieht?
Was eben noch als Leben mir geblüht,
Gleicht schon entfloh'ner Vorzeit Sagen.

Nur etwas blieb mir im Gemüth,
Das leiserathmend ich beachte,
Wie fernes sanftes Harmonieenspiel,
Es ist ein heilig Nachgefühl
Von Etwas, das mich glücklich machte.

Dies Etwas sey mir ahnend nur bekannt;
Mir selber will ich es nicht nennen.
Nicht Alles, was wir hell erkennen,
Ist darum besser uns bekannt;
Und schöner wacht ein frommes Schweigen,
Wo Himmlisches uns hat beglückt.
Wer tiefen Schatz ergräbt, geht ohne Zeugen,
Und lautlos wird der Fund emporgerückt.

So wall' ich einsam nun an Albas hohem See,
Und wenn die goldgefärbten Blätter fallen,
Seh' ich noch offne Zauberhallen,
Wo Kindheitsroth mir dämmerte,
Und der Erinn'rung schön're Bilder wallen
Zu jedem Pfad, wo Freundschaft mich umgab,
Wie aus der Geisterwelt herab.

Kein Lied darf jetzt zu dir hinübertönen,
O Muse! deren Stimme tief
Aus meiner Brust bey goldnen Fabelscenen
Des goldnen Lebens Töne rief.
Den Bäumen nur, die immer grünen,
Dem Blau, das tief den Himmel schmückt,
Sagt Dankgefühl: Mir ist erschienen,
Was auch verschwunden mich beglückt.

C. Graß.

Das Wunder der Liebe.

(Fortsetzung.)

Ludwig hörte von einer unglücklichen Familie, die sich aus den Händen der Engländer gerettet hätte in's Alleghenny-Gebirge. Er flog dahin. Er hörte unbestimmte Nachrichten, die ihn weiter lockten, und so fiel er endlich einem Posten Amerikaner in die Hände, die ihn ins Hauptquartier führten.

Ludwig erzählte einfach die Begebenheit, die ihn ins Hinterland gebracht hatte. Aber er war ein Engländer, man sendete ihn zu Washingtons Armee.

Mit Thränen des erbitterten Grimmes und der einfachsten Aufrichtigkeit, daß er eine unglückliche Familie eines Amerikaners aufsuche, auf deren Wiederfinden sein Leben ruhe, bat er den edeln General, ihm die Freyheit wieder zu geben. Er gab dem General sein Ehrenwort, daß er nicht gegen einen Amerikaner die Waffen führen werde. Der General antwortete ihm kurz, aber sanft: Ich bedaure Sie, junger Mann; aber das Vaterland gebeut:

Sie müssen das Land der Freyheit verlassen. Morgen geht ein Parlamentair-Boot nach Jamaika. Sie gehen mit. Leben Sie wohl!

Ludwig schwur in wilder Verzweiflung, sein Leben zu lassen, aber nicht das Land, wo Betty noch leben könnte. Sein Geschick hatte viele Menschen interessirt. Am Abend besuchte ihn ein junger Officier. Es war Betty's Verlobter; der brachte ihm die entsetzliche Nachricht, daß es ein Jagdhaufen unmenschlicher Wilden gewesen war, der Mayers Haus verbrannt, und die Sklaven ermordet hatte.

O Gott! und die Uebrigen? fragte er zitternd.

Meine beyden Oheime, und meine — Verlobte sind ein Paar Meilen davon die blutigen Todesopfer der betrunkenen Wilden geworden. Ein Knabe Will hat sie sterben sehen. Er hat sich gerettet, und hat meinem dritten Oheim diese traurige Nachricht gebracht. Er gab ihm den Brief, der die Erzählung von dem Tode Aller ausführlich enthielt.

Beyde Hände auf die Kniee gestützt, das aschenbleiche Gesicht auf die Brust gesenkt, saß Ludwig erschlafft da, ohne Thränen, ohne Schmerz. Ein kalter Tod, ein eiskaltes Entsetzen hatte sein Herz umgeben. Er hörte nicht, da ihm Betty's Verwandter Geld anbot und Empfehlungsbriefe. Er taumelte nur von einem Stuhl auf den andern, und sagte nichts als: Es ist ja nun gut!

Am andern Morgen kam ein Adjutant, der ihn zu Schiffe bringen sollte. Er ließ sich ruhig führen, wie ein Opferthier. Haben Sie noch Abschied zu nehmen? fragte er ihn. Er sah groß auf, fiel mit einer wilden Zärtlichkeit dem Officier um den Hals, und sagte: Den hab ich ja genommen am Grabe der treuen Liebe! O heute! heute! Wann ist Morgen? O Prophetinn! Er sagte das so in die Luft hin, als ob er mit Geistern redete, die er sehe. Sein Auge stand so starr, rollte dann so wild, als ob das Entsetzen es aus seiner Höhle reißen wollte. Sein Haar starrte gräßlich empor.

Sanft führte ihn der Officier; er folgte willig, aber wie ein Trunkener mit abgerissenen Schritten, an den Strand. Der Adjutant schrieb noch einen Brief an einen Verwandten in Jamaika, dem er den Unglücklichen empfahl. Er bat Ludwigen, den Brief zu besorgen. Ludwig verstand ihn kaum; doch versprach er es. Der Schiffer versprach dem Officier, den jungen Mann zu Hrn. Schropp zu führen. Das Schiff segelte ab, und Thränen folgten ihm.

Ludwig, stumm auf dem Verdeck sitzend, sah in die Wellen und seufzte, und so erreichten sie Jamaika. Der Schiffer ging zu Hrn. Schropp, gab den Brief ab, erzählte Ludwigs Begebenheit, und die einfache Erzählung nahm das ganze Haus für den Unglücklichen ein, der bald kommen sollte.

Arabella, Schropps Nichte, eine junge Kreolinn, hatte die Erzählung des Schiffers gehört. Sie stand lange da, ohne ein Wort dazu zu sagen. Dann sagte sie zu ihrer Lieblingssklavinn gewendet, ernst und melancholisch: Aus Liebe! Hörst du, aus Liebe! Sie sah dem Unglücklichen voll Verlangen entgegen, den die Liebe — deren mächtigste Flamme aber reiner, als unter den Mädchen der Insel, in ihrer Seele brannte, — den diese Liebe so trostlos gemacht hatte. Sie las den kleinen Brief, den der Adjutant ihr geschrieben hatte, und worin er ihrem Troste den Unglücklichen empfahl. Die Leidenschaft, die sie für die Einzige eines schönen, eines starken Herzens halten, Arabella, schrieb er, diese reine, diese himmlische Liebe, die Sie Allen einflößen, hat den unglücklichen Jüngling beglückt, und dann zerstört. Seyn Sie seine Freundinn, seine Vormünderinn; denn er ist ganz hülflos geworden.

Das las sie, und ihr Busen hob sich vor Mitleiden, vor Theilnahme, in dem Entschlusse, des Fremden theure Beschützerinn zu werden. In ihrer Seele brannten die heftigen Leidenschaften in einer regen Flamme ihres Stammes. Sie war die schönste Kreolinn der Insel; stolz wie eine Kreolinn hatte sie doch alle Anmuth und Zartheit der sanftesten ihres Geschlechts behalten. Voll Verachtung gegen die Konvenienz des Lebens, gegen die Beschränkung der Sitte und des Anstandes, war sie doch jungfräulich geblieben. Sie suchte vergebens auf der Insel nach einer Liebe, von der ihr schöner Geist voll war. Ihr Herz voll gewaltiger Liebe, voll des Flammen-Blutes ihres Stammes, verachtete dennoch die Wollust. Ihre Seele war rein, wie ein begierdenloser Engel; nur in ihren Adern flammte das Blut ihrer Geburt aus doppeltem Stamme.

Sie lebte bey ihrem Oheim, aber fast unabhängig. Sie besorgte ihr Vermögen selbst, mit der Ordnung eines Mannes, und mit der sanften Güte der Jungfrau und eines fühlenden Herzens. Die Sklaven ihrer Pflanzungen beteten sie an, und ehrten sie wie ein höheres Wesen. Die Geissel trieb die Schwarzen nicht, sondern die Liebe, zu ihrer jungen Gebieterinn.

Das war sie, die sich zur Freundinn Ludwigs erbot. Ich zittre, sagte sie der Sklavinn, ihn zu sehen; denn ich werde ihn lieben, ist seine Liebe treu. Das fühle ich, und ich müßte ihn verachten, liebte er mich wieder. Die Sklavinn lächelte, was sie immer that, wenn sie Arabellen nicht verstand.

Da kam er, geführt von dem Schiffer, eine edle Gestalt, obgleich gebückt; ein blasses Gesicht, und doch so schön. Ein dunkelblaues Auge, in Thränen erloschen, und dennoch voll geheimer Flamme; auf dem Munde lag ein sanftes, bitteres Lächeln, als belächelte er das Leben.

Sie ging ihm rasch entgegen. Sie faßte seine Hand, sie sagte mit der eindringenden Stimme des Mitleidens: Die Freundschaft eines fühlenden Herzens empfängt Sie unter diesem Dache. Sie haben das Glück verloren, Sie sollen die Freundschaft wieder finden.

Da sah er auf, und sah sie an, aber sogleich sank sein Haupt wieder auf seine Brust. Sie wiederhohlte, was sie gesagt hatte, noch eindringender. Er sagte leise: Ich kann nur undankbar seyn! Er ließ sich von ihr in das Haus führen, in sein Zimmer, was die schönste Aussicht auf das Meer und auf den Hafen hatte.

Er stand am Fenster, und schaute hinaus. Die Aussicht ist entzückend, sagte sie. Sie sagte es noch Einmal. Zitternd antwortete er: Ich sah nach — nach — nach etwas jenseits des Lebens. O verzeihen Sie mir, verzeihen Sie mir. Dann, setzte er sanft schluchzend hinzu: Wüßten Sie, was ich verlor, wie ich es verlor. Er zog Bettys Brief hervor, und hielt ihn vor das Auge, aber ohne zu lesen, und legte ihn dann vorsichtig wieder in sein Taschenbuch. Er hatte Arabellen vergessen. Wann ist Morgen? hob er wieder in sanfter Phantasie an. Ach, die Grausamen! Ich hätte doch ihr Grab finden können, Betty, dein Grab, um bey dir zu sterben! Alles, Alles ist grausam, du allein warst gütig, du allein!

Betty war schön wie ein Engel, hob Arabelle sanft an: Sie war treu wie ein Engel. Das Geschick ist grausam! grausam der Tod, der sie dem Liebenden nahm.

Schnell richtete er sich empor, und sah sie an. Du kanntest — nein! Sie kannten Betty?

So schreibt mir ein Verwandter, der sie kannte. Wie lernten Sie sie kennen?

O hätte ich sie nie erblickt! rief er. Dann setzte er in wilder Heftigkeit hinzu: Nein, Betty, Betty, verzeih! Nein, verzeih! Denn wie war ich glücklich! Ich bete dich an! Ich segne den Tag, da ich dich zuerst sah. Er versank wieder in sich. (Die Fortsetzung folgt.)

Einige gelehrte Nachrichten aus Italien.

(Beschluß.)

4) Mustoridi, ein sehr gelehrter Grieche in Mailand, hat erfahren, daß Herr Orelli, protestantischer Prediger in Bergamo, über die Isokratische Antidosis gearbeitet habe. Er ließ ihm den Antrag machen, Orelli's Noten mit den seinigen, deren er nun zu schreiben gedenkt, nachdem er in der Vorrede seines Werks darauf Verzicht geleistet hatte, gemeinschaftlich drucken zu lassen. Hr. Orelli musste es ablehnen, da der Druck seiner Ausgabe schon angefangen war. Man ist begierig zu vernehmen, was weiter daraus entstehen wird.

5) Merkwürdig ist der Versuch des Cavaliers Mancini in Florenz, die Ilias in ottava rima zu übersetzen. Ein gewisser Angelo Zenoni, ehemals Professor in Modena, der mit dem nämlichen Projekte umgeht, wird sich verwundern, wenn er hört, Mancini sey ihm zuvor gekommen.

6) Bey Rosini in Pisa ist erschienen: Viaggio sentimentale di Yorick lungo la Francia e l'Italia, traduzione di Didimo Chierico (Ugo Foscolo.) Diese Uebersetzung drückt so viel, als der Genius der italienischen Sprache es erlaubt, das schwere Original treu aus, ist geschmackvoll, und übertrifft jene von Leoni in Mailand. Von diesem Didimo Chierico sind verschiedene Manuscripte vorhanden; das eine ungefähr 30 Bogen stark, betitelt: Didymi Clerici prophetae minimi, liber unicus, ist, wie das Giornale Enciclopedico in Florenz Nro. 53 Maggio 1813 meldet, schon unter der Presse. Ein anderes von größerm Umfange ist in griechischer Sprache und hat den Titel: *Διδυμυ κληρικ˜ απομνημονευματιον βιβλια πέντε*, d. h. Didymi Clerici libri memoriales quinque; dies wird nächstens mit einer italienischen Uebersetzung, die ein in der griechischen Sprache sehr erfahrner Gelehrter veranstaltet, und wo die Leser Nachrichten über das Leben des Autors (Dr. Foscoli, wie aus der in der Uebersetzung angehängten Nachricht über Didimo Chierico erhellt), finden und erfahren werden, aus was für Ursachen er in Sprachen schrieb, die sehr Wenigen bekannt sind.

7) Arminio, Tragedia. Edizione quinta. S'aggiungono tre discorsi riguardanti, il primo la Recitazione Scenica e una riforma del Teatro, il secondo l'Arminio e la poesia tragica, il terzo due lettere di Voltaire su la Meropa del Maffei. Verona dalla Stamperia Mainardi 1812.

Von den drey Abhandlungen des berühmten Poeten Pindemonte ist hauptsächlich die erste sehr merkwürdig. — Die theatralische Deklamation in Italien ist noch immer sehr fehlerhaft — so wie auch in vielen Stücken die französische — diese soll nicht nachgeahmt werden. Was der Autor über die Verbesserung der italienischen Bühne schreibt, sollte von allen Regierungen in Italien beherzigt und befolgt werden.

8) La Grotta Platonica Poemetto d'Angelo Mazza, Parmigiano, Parma pel Carmignani 1812. Dieses kleine, sehr geistreiche Gedicht, ist dem Schatten des unsterblichen Cesarotti gewidmet. Es ist nebst der Zueignungs-Epistel, die dem Werkchen vorangeht, des Sängers von Cona und nicht minder des berühmten Poeten Mazza ganz würdig.

9) Il Manuale d'Epitteto, tradotto da Lazzaro Papi colla Tavola di Cebete da Cesare Lucchesini. Lucca dalla Tipografia di Francesco Bertini. Die Namen der berühmten Uebersetzer bedürfen hier des Lobes nicht, indem der erste, Hr. Papi, durch viele bedeutende Schriften und hauptsächlich durch seine schöne italienische Uebersetzung des verlornen Paradieses von Milton in der gelehrten Welt rühmlich bekannt ist. Hr. Cesare Lucchesini hat mit der richtigen Uebersetzung des Cebes seinen Ruhm vermehrt, den er sich durch jene vortreffliche von Pindar erworben hat.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 17. Sept.

(Beschluß.)

Sehr übel kommt in Boissières Memoire auch der Ex-Advokat Selves weg, derselbe, der sich durch seinen Mort aux procés und seine Abus de la procédure als ein fürchterlicher Gegner der Chikane gezeigt hatte. Michel, sagt Boissière, hatte vor ihm einen gewissen Rivière, ehemaligen Korsaren-Kapitain, einen äußerst heftigen Mann, zum Buchhalter. Rivière machte verschiedene Forderungen an Michel, die dieser sich nicht mit gleichem Eifer zu erfüllen bestrebte. — Rivière drohte ihm, in Gegenwart von Boissière, der dazumal zu Micheln kam, gewisse Geheimnisse von einer gewissen Natur aufzudecken, sprach auch von Ordonnances d'une valeur équivoque — Michel zog den Ungestümen in ein andres Zimmer, aus dem er ganz verklärt hervorging. Allein von Zeit zu Zeit erneuerte er seine Forderungen, und Michel schwur, sich seiner zu entledigen. Rivière deponirte die Anzeige dieser Drohung bey einem Polizey-Kommissär. Einige Tage darnach ward Rivière wirklich angefallen und verwundet, und der Mörder, ein Soldat, verhaftet. Die Brüder Michel wurden ebenfalls verhaftet; aber nach einem Monat kamen sie los. — Rivière nahm seine Anklage zurück, und wurde darüber bey Gericht vom Publikum verhöhnt. Ein dritter Cato, vom Himmel gefallen, um der Magistratur Lehren zu geben, (Hr. Selves), leistete dabey den Micheln ungeheure Dienste. — Rivière lebt

nun bey Bordeaux im Wohlstand, und der Soldat, von seinem Korps gejagt, etablirte sich in seiner Heimath als Weinwirth. Zu derselben Zeit wurden in Michels Büchern unter die Rubrik Verlust 120.000 Franken eingetragen, ohne den Gegenstand anzuzeigen. Ein ander Mal hatten die Michel einen Prozeß mit einem gewissen Bosset; sie übertrugen ihre Ansprüche an Selves, allein dieser quälte seine Cessionärs und seinen Gegner mit endlosen Prozessen so sehr, daß Michel dem Bosset die streitigen Tratten einhändigte. Nun fiel Selves über die Michels her, verlangte von ihnen die streitige Summe (140.000 Franken und Kosten), und mahlte die Michels ganz schwarz in seinem Memoire. „Die Michels," sagte er, „hätten ihm einen jährlichen Gehalt von 12.000 Fr. versprochen, und mehr verlange er auch nicht; was die Michels behaupteten, daß er von ihnen 150.000 Franken für unnöthige Prozesse sich habe bezahlen machen, sey falsch; wäre es aber auch wahr, und wäre die Summe auch doppelt, so habe er sie redlich und rechtmäßig verdient." — Kurz die Michels liessen sich in Furcht jagen, behaupteten, Bosset habe dem jüngern Michel die Tratten mit Gewalt entrissen; Bosset musste sie zurückstellen, und fiel neuerdings unter Selves Zähne, der auch damit endigte, daß er den armen Bosset expropriiren, und sich und seiner Schwester, (einer Ex-Nonne, die das Gelübde der Armuth abgelegt hatte), ein Gut um 100.000 Franken zuschlagen ließ, was 300.000 Franken werth war. — Selves hat gegen diese Behauptungen ein langes, langes Memoire herausgegeben; da ich es nicht bey der Hand habe, so wollen wir auch Boissière's Angaben auf sich beruhen lassen. Gewiß ist, daß wenn Selves nur den Schatten des Rechts für sich hat, er dem Boissière einen tüchtigen Prozeß anhängen wird, und da könnte es ihm gar leicht einfallen, den Korrespondenten und Setzer und Drucker des Morgenblatts mit hineinzuziehen, wenn wir uns im Geringsten gegen ihn verfänglich machen.

Man kann den Bericht über diesen merkwürdigen Prozeß nicht besser schließen, als mit folgender Stelle aus der Rede, die der General-Advokat am 3. Sept., nach Anhörung der Klagschrift Michels, hielt, worin er die vorzüglichsten Punkte der Klage nochmal aufnahm, und sich im Exordio über die Verrichtungen seines öffentlichen Amtes ausbreitete, so bey den Alten unbekannt war. Diese Stelle wird daher auch in dieser Hinsicht den Lesern nicht unwillkommen seyn.

„Wenn die bürgerliche Gesellschaft, (sagte der G. A. Hr. Freteau), sich in jedem Falle über eine Einrichtung, (die der Stelle eines General-Advokaten), welche den Zweck hat, der Klage ihre ganze Stärke zu erhalten, indem sie ihr nur erlaubt, sich auf rechtmäßige Mittel zu stützen, freuen muß, um wie viel mehr muß sie sich nicht dazu Glück wünschen, wenn es sich um ein Verbrechen handelt, dessen Straflosigkeit die Grundlage des bürgerlichen Zustandes erschüttern würde! Ja, das Verbrechen ist so abscheulich, daß sein bloßer Name den Angeklagten alle Theilnahme entziehen würde, wenn nicht die zweifelhafte Redlichkeit des Anklägers, sein verlegener Gang und die krummen Wege, die er einschlägt, alles Zutrauen in die Klage und alle Theilnahme dem Kläger vernichteten; wenn nicht derselbe Mann, der sich für ein Opfer des Betrugs ausgibt, und über Treulosigkeit schreit, nicht gerade solche Waffen gegen seine Gegner angewendet hätte, deren sich Betrug und Treulosigkeit bedienen, wenn er nicht, die Gerechtigkeit um Schutz anrufend, sich ihr gleichsam nur genähert hätte, um sie von ihrem hellen Pfade abzuwenden, und in die finstern Schleichwege hinter sich hineinzuziehen, wo er selbst die Gewohnheit zu wandeln hat. Dieser Mann ist nur zu glücklich, daß das Organ des Gesetzes (der G. A.), abstrahirend von seinem Betragen, in ihm blos den Menschen beschützt, und seine Klage gegen die Mißgunst in Schutz nimmt, die sich der Kläger zugezogen hat. — Schwer wird unser Amt in einem solchen Falle. — Doch die Schwächen des Klägers werden in euren Augen nicht den Rechten der Gesellschaft Eintrag thun, die allemal verletzt ist, so oft eines ihrer Glieder, wer es auch sey, über Beeinträchtigung Klage erheben kann."

„Aber auch die Angeklagten können sich dieser Mißgunst, die der Ankläger zu verdienen scheint, nicht überheben."

„Stünde ein Recht, die Moralität seines Gegners anzugreifen, jenem kühnen Spekulateur zu, der, eines eingebildeten Kredits sich rühmend, das Zutrauen so vieler Wechsel-Agenten erwarb, und sie dann mit in seinen Sturz verwickelte? Dessen weittreffendes Unglück Jene in Elend und in Verzweiflung stürzte, die ihr Loos an den Ausgang seiner verwegenen Unternehmung geknüpft hatten; der öffentlich seinen instruirenden Richter geschmäht, und hier im Heiligthum der Gesetze seine unbescheidnen Deklamationen zu erneuern gewagt?"

„Könnte Jener auf Wohlwollen Anspruch machen, welcher der Gerechtigkeit noch nicht anders, als durch seine innige Verbindung mit dem Manne, der so eben bezeichnet wurde, bekannt ist?"

„Oder sollte Jener auf Gunst rechnen können, der dem fürchterlichen Dilemme nicht entgehen kann, entweder dem Urheber so vieler Schändlichkeiten und Verbrechen, als er in seinem Memoire aufdeckt, sich verkauft zu haben, folglich sein Vertrauter, oft sein Helfer gewesen zu seyn; oder niedrig und verläumderisch den Mann verrathen und ehrlos gemacht zu haben, dessen Zögling er war, dessen Freund zu seyn er fünfzehn Jahre lang sich geehrt fand?"

„Nein, wohin immer Ihr die Blicke wenden mögt, nirgends können sie mit Sicherheit verweilen. Verlasset dann diesen Tummelplatz des niedrigen Eigennutzes; erhebt euch zu höhern Ansichten; seht nur die verletzten Treue und Glauben, denen man ihre Rechte wiedergeben, — seht nur die bestürzte Gesellschaft, in der man das Zutrauen wieder herstellen — seht nur das beleidigte Gesetz, dem man sein altes Ansehen wieder verschaffen muß. Von dieser Höhe aus abwärts auf den Rechtshandel sehend, werden eure Blicke leichter das Gewölke, das ihn noch umhüllt, durchdringen, die Wahrheit entdecken, und sie strahlend der Gerechtigkeit bezeichnen, die sie erwartet."

Doch genug von diesem Prozesse, der beynahe zur Parteysache des Publikum wurde.

Oudard, der Schriftverständige, der, wie ich Ihnen meldete, die erlittene Schmach der Expertise beweinte, ist am 11. Sept. gestorben, — vermuthlich aus Kränkung.

Man verkauft einen Kupferstich, worauf man Micheln, Reyniere, Boissière und Mad. d'Aremberg, Reynier's geschiedene Frau, vor Gericht steht. Michels Portrait wird noch besonders au trait verkauft. Es hat eine gemeine Physiognomie, und keine Lippen, der Mund ist hart und scharf geschlossen.

Es ist wol hier auch der Ort, den Unterschied zwischen einem Marché ferme und einem Marché à prime zu erklären, den man, da diese Art Handel mit Staatspapieren überhaupt neu ist, in keinem Wörterbuche findet. Wenn man Staats-Papiere kauft oder verkauft, und dieselben wirklich einhändigt, so ist dies ein Marché ferme. Wenn man hingegen die Papiere nicht ausliefert, sondern blos den Unterschied des Curses zwischen dem Tage, wo der Kauf geschlossen, und jenem, wo die Papiere ausgeliefert werden sollen, ausgleichet, so ist dies ein Marché à prime, weil man dabey dem Besitzer solcher Papiere eine Prämie von 10 bis 15 Sols per Hundert auszahlt, damit er den verlangten Betrag Aktien und Renten zur Grundlage und gleichsam zum Unterpfande des erdichteten Kaufes oder Verkaufes anweise und in Bereitschaft halte. W.

Nro. 238.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 5. Oktober, 1813.

Seht, mit solchen Huldigungen
Lohnt die theuern Opferungen
Des gerechten Sängers Herz.

Bürger.

Des Troubadours Heimkehr.*)

Ein junger Troubadour,
Hold dem Thourney und Sange,
Sinnt auf der Heimfahrt Gange
Still von dem Liebchen nur;
Der Dank für Liederlust
Von seidner Schärp' ihm pranget,
Und Schwert und Harfe hanget
Kreuzweis' ob seiner Brust.

Und wie die Straß' er wallt,
Sieht er nach ihm sich wenden,
Den Rosenkranz in Händen,
Die holdeste Gestalt.
Er kennt die Pilgrinn nicht;
Des Faltenmantels Hülle
Birgt ihrer Anmuth Fülle,
Ein Strohhut ihr Gesicht.

„O Sänger süß und zart,
Kehrst du mit steter Treue,
Ein Lied dem Mädchen weihe,
Das betend deiner harrt.“
— „So helf dir Christ der Herr,
Verzeih', o Pilgrinn süße,
Eh' ich mein Liebchen grüße,
Eh' sing' ich nimmermehr.“ —

„Treulieb! Du kennst es nicht?
Sagt sie mit holden Grüßen.
„Mich an dein Herz zu schliessen,
Thu' auf der Augen Licht!
Ich ließ der Mutter Haus,
Zu fleh'n für dich um Segen;
Dem Gnadenbild entgegen,
Zog ich zur Betfahrt aus.“

O süßer Glücksfund!
O Seligkeit! Zur Stelle
Sehn sie dort die Kapelle.
Des grauen Klausners Mund
Fromm ihre Liebe weiht:
„Jetzt geht vereint entgegen
Der Heil'gen, und ihr Segen
Mit euch in Ewigkeit!“

E.

*) Nach dem Französischen, in der Versart des Originals. Die liebliche Komposition, die man von diesem hat, und die Schwierigkeit der Arbeit selbst bestimmte den Verf. zu diesem Versuche.

Das Wunder der Liebe.

(Fortsetzung.)

Arabella hatte den Schlüssel zu seinem Vertrauen gefunden, es war der Name Betty. Nannte sie ihn, so belebte ein Strahl von Freude sein Auge, so öffnete sich die Brust mit einem schweren Seufzer. Ja, endlich erzählte er ihr, wie er Betty kennen gelernt. Zwar nicht im Zusammenhang erzählte er, sondern wie seine irre Phantasie von einer Begebenheit auf die andre sprang. Aber sie ließ sich nach und nach die Begebenheiten ausfüllen. Sie wusste nun Alles. Da zeigte er ihr auch endlich Betty's Brief, das schöne Andenken ihrer Liebe und ihres Geistes.

Arabella las ihn mit Thränen. Aber nun lenkte sie seine wilde Verzweiflung mit Betty's Worten, sie hatte sein Vertrauen. Sie konnte ihn trösten. Arabel-

lens Gesellschaft war die einzige Freude, die bis in sein Herz drang.

Doch Arabella erheiterte ihn, das edle Mädchen, nicht sich. Ach warum, warum, sagte sie zu sich in der einsamen Nacht, wenn sie ihn voll des ewigen, süßen Traumes unter einem Baume sitzen sah: Warum sah er mich nicht früher! Er hätte mich geliebt. Ich wäre glücklich gewesen, wie sie. Er hätte den Namen Arabella mit diesen beneidenswerthen Seufzern genannt. O dieses Herzens Sehnsucht hätte er gestillt, diese Leere meiner Seele hätte er mit Einem Blicke seiner Augen gefüllt. Er ist der einzige Mann, dessen Herz zu lieben versteht. O werde ich ein Herz finden, wie seines, das liebt ohne Hoffnung, das glücklich ist, ohne Hoffnung?

So sagte sie einsam zu sich. So sagte sie zu ihrer Sklavinn. Sie gestand nach ein Paar Monaten ihrem Oheim, daß sie den Fremden mit unendlicher Gewalt liebte.

Ich bedaure dich, Arabella, wenn es dein Ernst ist. Vergebliche Wünsche, weißt du —

Ich wünsche nicht, daß er mich liebt. Ich wünsche nichts, Oheim, gar nichts.

Du wünschest nichts, gar nichts —

Nichts, als daß ich ihn kennen gelernt hätte, ehe er Betty sah. Jetzt will ich ihn trösten, mit ihm klagen.

Sie hielt Wort. Sie drückte die flammende Liebe in den Grund ihres Herzens, und war nur seine Freundinn, die in seinem Herzen das Andenken an Betty lebendig erhielt, und so gewann die Großmüthige, was sich von seinem treuen, zerrissenen Herzen gewinnen ließ, sein Vertrauen, seine Freundschaft, und das Geständniß, daß sie seinen ewigen Schmerz sanfter mache.

Sie machte aus ihrem eigenen Herzen ein großmüthiges Opfer, um ihn sanft zu täuschen mit dem Schein der Vergangenheit. Sie gab ihm seine Betty wieder, so gut sichs thun ließ. Sie ließ sich von ihm die Hütte genau beschreiben, worin er gewohnt hatte, mit allem Geräth, und auf ihrer liebsten Pflanzung, wo sie sich oft aufhielt, ließ sie von Rinde eine ähnliche Hütte erbauen in den Schatten von Magnolien. Sie schaffte dasselbe Geräth an. Sie ließ eine Tafel mit den Worten: Hier waren zwey Herzen glücklich ohne Hoffnung, über die Thür hängen.

Da stand sie und betrachtete die schöne Täuschung für ihren Freund. Sie las die Worte, und sie rief: O wer weiß, wer weiß denn, ob nicht einst diese Worte meine und seine Empfindung ausdrücken. Ohne Hoffnung er, ohne Hoffnung ich! Und können wir denn nicht glücklich seyn? Ich liebe ihn! Und wird sein Gram sanfter, bin ich dann nicht glücklich? Ja, hier, hier sollen diese Worte Wahrheit werden, wie sie es dort in Kentuky waren.

Sie führte Ludwigen an die Hütte. Er schlug die Augen empor. Er sah die Hütte, er sah die Birkenrinde mit den Worten. Sein Auge funkelte, er öffnete hastig die Thür, er sah die Sitze, das Lager, den Sitz, auf dem Betty immer gesessen.

Thränenströme rollten aus seinen Augen, er warf sich vor Betty's Sitze nieder, er benetzte ihn mit Thränen, er küßte ihn. Er war außer sich vor Entzücken, und Arabella stand neben ihm, von ihm vergessen, mit ihrem Schmerz im zerrissenen Busen.

Nach einer langen Pause sprang er endlich auf, und rief: O Arabella, hier, hier lassen Sie mein Leben endigen. Hier, hier, wo mich Betty's Geist umrauscht, wo der Geist meines unendlichen Glücks mir doch in Träumen erscheinen wird. O wenn ich erwache, zwischen Schlaf und Wachen, werde ich doch einen Augenblick glauben, ich wohne noch dort; einen Augenblick lang werde ich nach ihrer Stimme horchen, die mich ruft.

Dazu eben, sagte Arabella, mit einem schmerzhaften Lächeln, habe ich es machen lassen. Sie ging, sie ließ ihn mit seiner sanften Täuschung allein. Aber, war es die Liebe oder die Freundschaft, die Arabellen begeisterte? Wer weiß es? Sie selbst wusste es nicht — Sie hatte sich tausend Mal Betty's Gestalt, ihr Haar, ihre Kleidung, die Worte beschreiben lassen, womit sie ihn erwartete, wenn sie kam. Arabella saß mit ihren Sklavinnen ganze Nächte, und arbeitete an dem Anzuge einer Wilden, wie ihn Betty trug. Sie hatte ihn. Sie zog ihn einen Morgen, ehe die Sonne aufging, an. Sie ging erst schnell, dann aber zögernd und immer zögernder den Weg nach Ludwigs Hütte. Sie stand noch einen Augenblick, ob sie ihm erscheinen sollte. Aber da sah sie ihn in der blassen Schönheit auf seinem Lager liegen. Ihr Herz pochte stark, und sie vergaß alle Bedenklichkeiten unter einer schönen Hoffnung, die in ihrem Busen empor wallte. Sie schlich in die Hütte, und rief mit verstellter Stimme: Ludwig, Schläfer, deine Betty kommt früher als die Sonne.

Er schlug die Augen auf, und sah Betty, seine Betty, in ihrer Kleidung, ganz in ihrer Kleidung vor sich stehen. Er stürzte auf, er stürzte in ihre Arme, an die schöne Brust, die sich hier noch stolzer, noch blühender ihm entgegen hob, mit dem Geschrey: Betty! Er erkannte Arabella. Ach, die Täuschung that ihm so wohl, so wohl, daß er sie nicht loslassen wollte. O du bist's, Betty! sagte er lächelnd: Meine zweyte Betty! Er hatte ihre Hände gefaßt. Es war zum ersten Male, daß er Arabellen aufmerksam betrachtete. Betty war schön gewesen, wie die sanfte Rose, die verborgen blüht. Hier stand vor ihm die hohe, stolze, brennende, duftende Flammenblume, deren majestätische Schönheit er so oft dort bewundert hatte.

Zum ersten Male warf er seinen Blick in die schwarzen, funkelnden großen Augen Arabellens, über die

der schwarze Bogen der Braunen um die edle Stirn sich hinwölbte. Um den Mund lächelte die Liebe, und das Verlangen, die Wange war in den Purpur der Liebe getaucht. Die edle stolze Gestalt stand sanft gebeugt vor ihm, um die schöne Täuschung zu vermehren. Betty's Kleidung enthüllte die jugendlichen, voll aufgeblühten Reize des schönen Körpers. Er sah zum ersten Male, wie schön, wie bezaubernd schön seine Freundinn war.

Wars das bewegte Herz, oder nur die Dankbarkeit? Wer weiß es? Er wußte es selbst nicht. Aber er setzte die Täuschung fort. O meine Betty, rief er, und druckte ihre Hand an seinen Mund: Welch ein Zaubergeist gibt dich mir wieder?

Die Freundschaft, rief Arabella, überwältigt von der Lebendigkeit der Täuschung, und von zu schnellem Gefühl der getäuschten Liebe, und hob ihre Arme, um ihn an das pochende Herz zu drücken. Sie standen Beyde schweigend und sich selbst nicht errathend da. Aber Betty war es nicht, das fühlte er zuerst. Ach, Liebe war es nicht, das fühlte Arabella nachher. Sie wendeten Beyde den Blick, er trauernd, sie beschämt, von einander. Doch war die Täuschung zu schön für ihn. Hier Betty's Hütte, dort Betty's Kleidung. Arabella, sagte er: o freundlicher, schöner Geist, der du aus dem Grabe mir das Leben so freundlich hervorzauberst! Wie glücklich war ich Unglücklicher immer. Ich fand einen Freund, er starb für mich. Ich fand eine Geliebte, sie verschwand in's Grab. Ich fand eine Freundinn wieder, und —

Sie stirbt um dich! Diese Worte riß die Liebe, die Gewalt der Empfindung aus ihrem Herzen, aus ihren Lippen, wider ihren Willen. Ja, sie stirbt um dich! rief sie nun noch einmal freywillig, denn sie war zu stolz, ihre Worte falsch zu deuten. Sie stirbt um dich! Du bist der Glücklichste und der Unglücklichste aller Männer.

Seine Phantasie war durch den Reiz des Mädchens, durch das Andenken an Betty viel zu bewegt, als daß er Arabellens Worte verstanden hätte. Versteh' ich Sie, Arabella? sagte er: die Bewegung, worin Sie sind —

Du verstehst mich, ja, Ludwig, du verstehst nun das Herz des unglücklichen Mädchens, das dich liebte, ehe sie dich sah, das dich liebte, da sie dich erblickte. Ja, du verstehst mein Herz, mein Freund! Es ist dir kein Geheimniß mehr, daß ich dich mit der ganzen Stärke eines edlen Herzens liebe; aber du wirst mich nicht mißverstehen, edler Mensch! Ich liebe dich; aber ich bitte nicht um deine Liebe. Ich wünsche sie nicht einmal. Laß mir den stolzen Reichthum, den ich von dir habe, dein Vertrauen, deine Freundschaft, und — hier senkte sich ihr Blick zu Boden, und ihre Stimme bebte — und ich werde glücklich seyn. Lies die Worte über der Thür, sie schließen noch ein Herz ein, meins. Hier — sie legte die Hand an den weißen Busen, der in der unbeschreiblichen Empfindung hoch empor wallte, — hier schlägt mein Herz glücklich, ohne Hoffnung! Glücklich, ja, Ludwig, glücklich, wenn du nie dieses Augenblicks wieder erwähnst, in dem eine zu schöne Täuschung dich einen Augenblick lang froh machte, und meinem auch getäuschten Herzen das Geständniß meiner reinen und edlen Empfindung entriß. Versprich mir das, mein einziger, mein theuerster Freund!

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Neapel, 30. Aug.

Während ich in Messina war, gab uns ein Maltheser Freund mit jeder Post umständliche Berichte über den Anfang und die Verbreitung der Pest, so wie über Anstalten, welche getroffen wurden, derselben entgegen zu arbeiten, so, daß ich nun mit Zuverlässigkeit den Ursprung der Krankheit angeben kann, und mit der Ueberzeugung, daß von Seiten der Engländer alles Mögliche geleistet worden, was derselben hätte Einhalt thun können. Erst nach meiner Ankunft in Messina erkannte ich die große Gefahr, welche ich gelaufen, und von welcher ich es nicht wagte, vor meinem Austritt aus der Quarantaine zu sprechen, aus Furcht, man möchte mich zurückschicken.

Zu Anfang Aprils langte ein Schiff mit Flachs und andern egyptischen Produkten von Alexandrien an, wohin schon einige Monate zuvor die Pest von Constantinopel oder Smyrna aus war hergebracht worden. Den folgenden Tag empfing ich mit dieser Gelegenheit Briefe von meinem Korrespondenten daselbst, und zugleich erfuhr man, daß während der Reise dieses Schiffes zwey Matrosen und der aktive Kapitän an der Pest gestorben seyen; daß die übrige Equipage in das Lazareth gebracht würde, und die Regierung berathschlagte, was mit Schiff und Ladung vorgenommen werden sollte. Beyde sollten verbrannt werden; allein nach mehrern Tagen wurde beschlossen, dasselbe unter Begleitung einer Kriegsbrigg, mit neuer Mannschaft versehen, zurückzusenden, welches auch erfolgte. Die Zeit durch, während welcher das Schiff in Malta war, lag dasselbe in einem Arm des weitläufigen Havens des Lazareths ganz allein, und auf mehr als Flintenschußweite von andern Schiffen entfernt, der Wache von zwey Mann, (Maltheseru von der Sanität), in einem Boote anvertraut. Diese, entweder aus eignem Antrieb, oder von ihrem Landsmann, dem Flaggen-Kapitän, dazu aufgefordert, stiegen des Nachts in die Kajüte, nahmen nächst dem Gelde einige Stück Leinewand und etwas gesponnenen Flachs heraus, und verkauften dies in La Valetta. Der Diebstahl ward erst in Alexandrien bey Ausladung des zurückgesandten Schiffs entdeckt, und war der Regierung unbekannt geblieben, obgleich dieselbe 1,000 Thaler Prämie ausgeboten hatte, um zu erfahren, mit welcher Gelegenheit die Krankheit nach Malta gekommen sey. Die diebischen Wächter sollen alle mit ihrer Familie von der Pest dahingerafft worden seyn.

Die ersten Todesfälle ereigneten sich aber den 16. April in der Familie eines Schuhflickers, der von oben erwähnten Artikeln gekauft hatte. Nach der Tochter starb die Mutter, dann erkrankte der Mann, der zu den Verwandten gebracht wurde. Die englischen Aerzte erkannten die Pest; die Nachricht davon kam aber erst den 14. May nach Messina mit einer sizilianischen Kriegsbrigg, von einem englischen Offizier kommandirt, welcher so gewissenlos war, nebst seiner Equipage ans Land zu steigen, und dann erst das Felleisen abzugeben. Man nöthigte ihn aber sogleich wieder an Bord zu gehen und abzusegeln. Nach allen Gesetzen verdiente er den Tod.

Unwissend waren zuvor schon Viele von Malta nach Sizilien gekommen, und darunter auch ich selbst, der ich mich den 17. April Abends einschiffte, und alle Tage zuvor mehrmals hart vor des Schusters Wohnung oder Loch vorbeystreifte, so wie die meisten Kaufleute, welche nach der Börse gingen. Auf derselben Seite wohnte, ungefähr 100 Schritte davon, mein Gastherr. Sobald der Bericht nach Sizilien kam, daß das oben erwähnte Schiff mit der Pest in Malta angelangt, wurden die Malteser Schiffe unter Quarantaine gelegt. Mein Patron, der Herr eines kleinen Ruderschiffes, suchte ihr dadurch zu entgehen, daß er an irgend einem kleinen Orte ans

Land stieg. — Wir wurden zwey Mal abgewiesen, und zuletzt bey Jaci durch Zufall ans Ufer gelassen, von wo aus ich meinen Weg zu Pferde nach Messina fortsetzte. Der Patron, der den nächsten Tag ankam, musste einer vierzehntägigen Quarantaine unterliegen. Mehrere Tage lang blieb ich zu Hause, besorgend von einem Augenblick zum andern abgeholt und an Bord oder ins Lazareth geführt zu werden.

Die Messineser haben auch nicht Unrecht, auf ihrer Hut zu seyn; es sind noch Mehrere daselbst, die sich der Pest vom Jahr 1743 erinnern. Dieselbe raffte ⅓ der Einwohner weg. An einem einzigen Tage starben 10,000 Menschen, weil sich das Volk in Haufen gesammelt hatte, um der Mutter Gottes zu danken, indem es schien, als habe die Krankheit nachgelassen. — Die ganze Küste von Sizilien ist durch die Einwohner selbst streng bewacht; nur bey Sirakus werden von Malta kommende Schiffe zugelassen, um sich mit Lebensmitteln zu versehen. Der plötzliche Todesfall einer Person allarmirt so sehr, daß ich nicht wagen durfte, mich nur auf wenige Stunden von Messina zu entfernen, aus Furcht, daß ein solcher Vorfall mir den Rückweg abschnitte. Es ist auffallend, daß Sizilien unangesteckt geblieben ist. Diese Insel kann nur insofern davon befreyt bleiben, als die Krankheit in Malta bald aufhört. Im Juny war die Sterblichkeit von etwa 30 Personen. Anfangs August kam ein Bekannter von mir von Messina ins Lazareth zu Reggio, welcher mir sagte, daß das Uebel sich verdoppelt hätte. Da er die gedruckten Berichte nicht selbst gesehen hatte, so nahm ich den Bericht als nicht ganz zuverlässig an, sondern setzte mir vor, hier bey der Sanitäts-Deputation nachzuforschen, wo ich denn eben die gedruckten Malteser Blätter im Original unter Augen gehabt. Ich bedaure den Bericht des besagten Bekannten darin bekräftigt zu sehen; er geht bis zum 6. August, und erklärt, daß die Zahl der an der Pest vom 1. bis 31. July Gestorbenen sich auf 1595 belief. Am 15. July fielen 65. Als die spätern Anzeigen — nämlich bis auf den 6. August — abgingen, war die Sterblichkeit noch von 50 bis 60. Die Pestkranke sind meistens Eingeborne von der niedern Klasse. Mir scheinen die, La Valetta zunächst liegenden, Dörfer im Verhältniß zu der Hauptstadt mehr als diese angesteckt zu seyn. Die See- und Landmacht und die Kriegsgefangenen waren noch von der Pest frey, mit Ausnahme eines Bataillons von Rolls Regiment; einige Soldaten davon waren gestorben. Wahrscheinlich versah dieses den Dienst im Innern der Stadt. Bey der größten Hitze, so wie bey der größten Kälte läßt die Krankheit nach und verschwindet; wir haben aber bis jetzt nur wenige warme Tage gehabt, und genießen nun wieder ungewöhnlich kühles Wetter. So lange die Krankheit nicht in Malta ausgerottet ist, steht Italien so sehr wie Sizilien in Gefahr davon angesteckt zu werden. Auf der Küste von Apulien soll ein starker Schleichhandel getrieben werden. Sowol daselbst als in Calabrien ist die Küste zu sehr entvölkert, als daß man gegen Anlanden hinlänglich auf seiner Hut seyn könnte; besonders da sich die Feinde immer noch der Spionen bedienen, die sie ans Land setzen. Auch bestehen keine guten Anstalten gegen die mit Bewilligung ankommenden Passagiere. Um die Ansteckung nicht nahe kommen zu lassen, hat die neapolitanische Regierung ein Lazareth in Reggio angeordnet, das aber dem Endzweck nicht entspricht und dem Unglücklichen, der dahin kommt, ein wahres Fegefeuer ist. Ich hätte Stoff ein ganzes Heft zu schreiben, um den Empfang am Ufer, den Aufenthalt im Lazareth, die innere und äußere Bewachung desselben zu schildern. Der diesseitige General hat in seiner Antwort die Weisung beygefügt, daß man blos die für die Quarantaine nöthigen Kleidungsstücke mit sich bringen dürfe. Es war somit ungewiß, in wie viel diese bestehen sollen, und ob man nicht genöthigt seyn würde, sie am Ende gar zu verbrennen, und sich dafür in Reggio zu kleiden. Viele entschlossen sich daher, das Meiste ihrer Kleidung in Messina um eine Kleinigkeit zu veräußern. Der Verlust für die rückkehrenden Emigrirten war groß; seit einigen Wochen ist ihnen aber bewilligt, ihre Effekten, Betten und Hausgeräthe mit eindegriffen, herüber zu bringen. Die vier Stunden weite Entfernung legte ich in einer zurück. Bey Anblick des Parlamentärs liefen Militärpersonen von mehrern Farben, Polizey-, Civil-, Sanitäts- und Douanen-Herden, nebst ihren Anführern, an dem Landungsorte zusammen. Man nöthigte uns, daselbst Alles auszupacken und zu lüften; und wir wurden nach einem nahen außerhalb der Stadt liegenden Kloster gebracht, das zum Theil im Schutte liegt, und nur fünf bewohnbare Zellen hatte, die schon mit 30 Personen vollgepfropft waren. Mir und meiner Gesellschaft wurde gleicher Erde ein gewölbtes Magazin angewiesen, wo die Pfaffen ehemals ihre Vorräthe aufbewahrten, voll Schutt — ein Aufenthalt für Ratzen und Mäuse. Meine Gesellschaft von 8 Personen ward durch einen Transport auf 20 vermehrt, ein Bett lag hart am andern; das Local hatte das Ansehen eines Galeeren-Hospitals. Der bessern Luft wegen schlug ich mein Bett unter einem Bogengang auf, wo wir den Tag über kochten und hauseten. Wir waren ungefähr 150 Personen in vier Abtheilungen; ein Gemisch von jedem Stand und Alter, von Ex-Prinzen und Markgrafen bis auf Bettler, doch meistens aus sizilianischen Diensten entlassene Militärs mit Weibern, Kebsweibern, Dienstboten, Kindern rc. Auch wenn kein Streit und keine Raufereyen vorgefallen wären, so würde das Geschrey einer so lärmenden Nation, wie der neapolitanischen, hinreichend gewesen seyn, einen ruhigen Mann zu betäuben. Tag und Nacht hatte ich keine Ruh — die äußern Wächter räucherten die Briefe bis zum Verbrennen und empfingen das Geld durch den Essig, so lange die Deputirten gegenwärtig waren, schliefen aber sonst Mittags und Nachts so wohl, wie die Wächter im Innern, aus hungrigen Handwerkern bestehend. Auch sonst hatten die Contumaggisten, die über einen Monat da zugebracht hatten, mit den frisch Angekommenen häufige Gemeinschaft.

Welche bessere Einrichtung in der Folge auch getroffen werden mag, so wird doch keine hinreichen, die Pest von Calabrien zu entfernen, wenn sie nach Sizilien käme. Durch Bestechung würde sie durchdringen, und ohne diese kann sie auch ein Vogel über die nur eine halbe Stunde breite Meerenge herüberbringen. Zweckloser Formalitäten wegen musste ich vierzig Tage in jenem Fegefeuer harren, welche wenigstens noch um die Hälfte vermehrt worden seyn würden, wenn Einer aus unsrer Gesellschaft gestorben wäre, was zu befürchten war, weil wir fieberkranke Kinder hatten. Aus einer andern Gesellschaft starb wirklich ein Säugling; die Aerzte beguckten es durch ein Fernglas, wobey noch eine andre Menge ähnlicher Farcen vorfiel. Es waren ganze und halbe Narren unter uns, und sogar Räuberhauptleute, wobey einer eine Menge Privatgrausamkeiten begangen hatte, und bey Ausgang der Quarantaine gefesselt nach dem Lager gebracht wurde, wo man ihn vermuthlich erschießen wird. Wahrscheinlich hatte er geglaubt, der General-Pardon werde ihn schützen. Die Sizilianer und Engländer haben Alle entlassen, welche um ihren Abschied angesucht. Sie finden hier wieder Anstellung. Es sind viele alte Militärs, die wenig Pulver gerochen haben, und besser einen Fleisch- als Bombenkessel anzufüllen wissen. Ein Theil davon mag zum Anhang der Königinn gehört haben, die bekanntlich sich entfernt hat, und nun in Ungarn seyn soll.

Beylage: Monats-Register vom September.

Nro. 239.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 6. Oktober, 1813.

— Ach, strahlt auf lichter Höhe mir kein Kranz
So stürze mich nur schnell hinab, o Liebe,
Damit mein Leben herber Qualen frey,
Mein Tod Vergessenheit der Liebe sey!

Meyer.

Das Wunder der Liebe.

(Fortsetzung.)

Er reichte ihr die Hand zum Versprechen, und auf's Neue getäuscht von ihrer Kleidung, und von ihrer — Schönheit, sagte er: Ich verspreche es dir, meine zweyte Betty, meine theure Arabella!

Sie setzte sich zu ihm; das stolze Herz war nun beruhigt; aber die edle Arabella sah nach einigen Minuten wohl, daß ihre Kleidung eine Lockung war, statt einer freundlichen Täuschung. Sie verließ ihn, und trug die Kleidung nie wieder, ob wohl Ludwig es herzlich zu wünschen schien.

Aber das Geständniß ihrer Liebe hatte etwas Fremdes zwischen ihre Herzen gelegt. Er redete weniger mehr von Betty, aber er war mehr allein, um an Betty zu denken. Er war aufmerksamer als vorher gegen Arabellen; aber es war die geruchlose Blume, die ohne Sonne, nur durch die Kunst, gezogen ist.

Da durchbrach die großmüthige Seele Arabellens das Gehäge, das die Bedenklichkeit um ihre Herzen herzog. Sie ging einen Morgen in seine Hütte. Warst du je mißtrauisch gegen Betty, Ludwig? fragte sie. Dann: war Betty gegen dich je mißtrauisch? Nicht? Nun denn, so beseele Betty's himmlisches Vertrauen mein Herz und deins, Ludwig! Ich liebe dich; es wäre besser, du wüßtest es nicht. Denn seitdem habe ich dein Vertrauen, und mein einziges Glück verloren. Ich liebe dich, ich werde dich ewig lieben. Aber ich liebe dich ja, weil du deiner Betty so treu bist. Ich kann glücklich seyn, wenn ich in deiner Gesellschaft lebe; ich bin glücklich, wenn du mein Freund bist. Ich bin glücklich, glaube mir, wie du es warst, wie Betty es war, und ihr waret ohne Hoffnung, wie ich. Sey mein Bruder, laß mich deine Schwester seyn! Erheitert dich meine Freundschaft nicht, Ludwig? erheitert mich dein Vertrauen nicht? Heute sind wir glücklich, wenn wir unschuldig dem Zuge unserer Herzen folgen. Und Morgen? O sie hat Recht, deine geliebte Prophetinn. Wann ist Morgen? Ich liebe dich ja nur, um dich zu beglücken. Sey mein Bruder, und ich bin ja wahrhaftig glücklich!

Er sah sie zweifelnd an; aber sie redete so ruhig, so sanft. Sie setzte ihm das Glück, das sie genießen könnten, so mit fester Ruhe auseinander, daß sie alle seine Zweifel überwand. Er gestand ihr, daß er nicht mehr glücklich gewesen wäre, seit er mit ihr nicht mehr von seiner theuren Betty hätte reden können.

Von dieser Stunde an, weil Beyde wahr gewesen, weil edle Herzen Alles entdeckt, und nichts verheelt hatten, kehrte die Ruhe in ihre Herzen zurück, nicht das Glück. Eine Ruhe, wie sie Himmlische beseligt, lag in ihrem Herzen, und ihre Augen standen voll Thränen.

Da starb Arabellens Oheim. Sie hatte immer vorher gewünscht, in England zu leben, wo sie schon ein Paar Jahre gelebt hatte. Der niedre Kaufmannsgeist der Insel war ihr zuwider. Ludwig hatte den Wunsch, auch sein Vaterland, seinen Vater wieder zu sehen. Sie be-

schlossen Beyde nach Deutschland zu gehen. Arabella hatte von ihm seine Muttersprache reden lernen. Arabella brachte ihm kein Opfer, daß sie England aufgab. Sie verkaufte ihre Pflanzungen, gab ihren Sklaven die Freyheit und ein kleines Eigenthum. Der Tag ihrer Abreise war bestimmt.

Noch Einmal gingen Beyde, um Abschied von der Hütte zu nehmen, die er allein liebte. Er ging allein, nachsinnend, daß er nun die Welt verlassen musste, die ihn beglückt hatte; sie, ihn nicht zu stören, hinter ihm. Auf Einmal mit einem gräßlichen Geschrey stürzte sie vor ihn hin in den Weg, und um ihren Arm wand sich ringend eine fürchterliche Klapperschlange. Das Ungeheuer lag auf dem Wege, den Ludwig ging. Er sah sie nicht, sein Auge starrte in die Luft. Die Schlange wand sich in ihre tödtlichen Kreise zusammen, erhob das Haupt zum Sprunge, und gerade in diesem Augenblick erblickte Arabella das furchtbare Thier, und ergriff mitten in der Schlange Sprunge glücklich ihren Hals dicht hinter dem Kopfe.

Arabella fiel vor Schrecken; aber sie hielt die Schlange fest, die jetzt sich um den Arm schlang.

Ludwig wollte sie los machen. Arabella schrie: Nein! tödte sie! tödte sie!

Ein Sklave stürzte herbey, und die Schlange starb in Arabellens Hand unter des Sklaven Messer. Sie schleuderte die Schlange von sich, und nun todtenbleich, zitternd, warf sie sich an Ludwigs Brust, der erstarrt da stand, und sagte zärtlich: Treu bis zum Tode, Geliebter! Sieh, da rinnt mein Blut. Mich traf sie, dich habe ich gerettet.

Alles sammelte sich um Arabellen her, und Alle schauderte es, denn das Blut rann von ihrer Hand.

Ludwig sank zu ihren Füßen. Sie sagte, die blutige Hand von ihm abwendend: Sieh, sieh, Ludwig, das gütige Geschick hat den verwirrten Knoten deiner und meiner Liebe, gütig, freundlich, ach, wie freundlich! gelöst! Meine Liebe konnte dich nur betrüben; jetzt hat sie dein Leben gerettet, und mein, mein gramvolles Leben geendet.

Ihre Sklavinn lag zu ihren Füßen, sie fasste schreiend die Hand ihrer Gebieterinn, um das Blut auszusaugen. Da zog sie einen Dorn aus der Wunde, und mit lautem Jubelgeschrey rief sie: Sie lebt! es ist ein Dorn! es ist nicht die Schlange! Sie hatte Recht. Im Fallen hatte Arabella einen Dorn in ihre Hand gerennt! Die Wunde schwoll nicht. Nach einer Stunde glaubten sie Alle, daß Arabella gerettet war.

Ludwig lag zu den Füßen seiner Retterinn. O wärst du gestorben, Arabella! so, rief er, so war ich verloren. Denn, o schon lange liebte ich dich ja. O falle doch an dieses Herz, o sage mir noch einmal, daß du mich liebst, Arabella!

Thränen drangen aus seinen Augen, seine Stimme bebte, sein Busen schlug. Da schlang Arabella die Arme um ihn, und drückte ihre Lippen auf seinen Mund, und gestand mit dem frohesten Erröthen ihre Liebe, die er lange kannte.

Ach, heiße Dankbarkeit, und noch heißere Wünsche täuschten sie Beyde. Er hatte Betty noch nicht vergessen. Er liebte sie noch immer. Arabella sah den schönen Kampf in seinem Herzen, den er mit vergeblicher Kunst verbergen wollte. Sie schwieg, aber sie setzte ihre Verbindung mit ihm bis zu ihrer Einrichtung in Deutschland aus. Aber eine süße Hoffnung lag doch in der Tiefe ihrer Seele. Und wenn er auch seine Betty noch liebte, konnte sie ihn nicht um desto mehr beglücken? Machte der Besitz des geliebten Mannes sie nicht glücklich? So dachte sie, so rechnete sie mit edler, frommer, hingebender Seele. Sie waren ja glücklich.

Da kamen sie in Deutschland an. Das Erste, was Ludwig hörte, war der Tod seines Vaters, und der Verkauf des kleinen Gütchens, auf dem Ludwig in den Armen edler Eltern erzogen war, und das er sehr liebte. Das ging ihm nahe. Er musste in die Residenz, um seinen Abschied auszuwirken, und zu erweisen, daß er seine Fahnen nicht verlassen hatte. Arabella schlug es ab, mitzugehen, um das Aufsehen zu vermeiden. Sie hatte die freundliche Absicht, indeß das Gut um jeden Preis zurückzukaufen.

Da Ludwig abgereist war, fuhr Arabella sogleich nach dem Gute, das in der Nähe lag, und von einer Witwe besessen war. Sie kam an, sie ließ den Wagen ins Wirthshaus fahren, fragte nach den Umständen der Witwe, die hier in stiller Einsamkeit, und für ihren Garten, der ein kleines Wäldchen war, lebte.

Man zeigte Arabellen einen nähern Weg durch den Garten nach dem Wohnhause der Witwe. Arabella ging. Sie trat mit einem frohen, heitern Herzen in den Garten, in dem Ludwig als Kind gespielt hatte. Bäume und Gebüsch wurden dichter und dunkler, und auf einmal stockte zitternd der Fuß Arabellens, denn sie stand vor einer Birkenhütte, ähnlich Ludwig's Hütte. Sie hob das Auge, und sie las auf Rinde die Worte: Hier waren zwey Herzen glücklich ohne Hoffnung. Und tiefer darunter stand: Sie waren treu bis zum Tode!

Sie warf den erlöschten Blick in die Hütte; dieselbe Einrichtung, dasselbe Geräth, als in Ludwigs Hütte. Arabella stürzte zurück in den Eingang des Waldes. Sie setzte sich zitternd auf eine Bank, und sann der Zauberey nach. Hat Ludwig etwa — fragte sie sich. Aber nein! rief sie, und ihr Herz erstarrte: Nein! Erst gestern ist er abgereist.

Da trat ein Arbeiter daher. Arabella nahm allen

Muth zusammen, und fragte: Wie heißt denn die Herrschaft des Gartens?

Madame Mayer.

Also verheirathet?

Nein, Witwe, eine blutjunge Witwe, schön wie ein Bild, und sie hört nicht auf, um ihren Mann zu trauern, daß es ein Jammer ist. Sie ist über Meer hieher gekommen. Man meint, sie wäre die Witwe eines deutschen Officiers, der in Amerika geblieben ist.

Jedes Wort trieb ein zweyschneidiges Schwert in Arabellens erstarrende Seele. Der Mann ging. Arabella verließ den Garten, und ging eine Stunde lang ins Feld, sich zu erhohlen. Es war Betty. Das war ihr gewiß. Sie hatte ihr Leben gerettet. Sie war dem geliebten Ludwig nach Deutschland gefolgt, um ihn aufzusuchen. Sie hatte seinen Tod gehört; denn die Nachricht war in der ganzen Gegend verbreitet, daß Ludwig auf seiner Rückreise nach Europa vor Gram gestorben sey um ein Mädchen, das er in seiner Gefangenschaft geliebt und das von den Wilden ermordet sey.

Aber gerechter Himmel! rief Arabella jetzt, die gefaltenen Hände gen Himmel hebend: Und ich kann noch zögern, ferner noch rechnen, noch hoffen? Guter Gott, habe ich mich denn selbst verloren?

(Die Fortsetzung folgt.)

Abfertigung.

Der Epigrammatist bestreitet
Die Laster und den Unverstand;
Doch wer's persönlich deutet,
Der ist ein Pasquillant.

Hg.

Vormals und Jetzt.

Bezaubernd habt in meiner Jugend Lenze
Ihr süßen Träume mich umkreist.
Mein Blut war Glut. Ich wagte dreist.
Mich lohnten Küss' und Myrtenkränze.
Mein Herz verführte meinen Geist.

Entflohen sind nun Liebe, Scherz und Lachen.
Vernunft, die strenge, hält Gericht,
Und Langeweil' ist hohe Pflicht.
Zu frühes trauriges Erwachen! —
Du gleichest meinen Träumen nicht!

Hg.

Zwey französische Kriminal-Geschichten.

Wie es heißt, wird gegenwärtig das Kriminal-Gericht zu Paris den Prozeß der Frau vornehmen, die ihr Gemahl und ihre Tante zwangen, Gift zu nehmen. Hier, was davon im Publikum herumläuft.

Herr N. N., ein Altadelicher von berühmter Familie, wanderte zur Zeit der Revolution aus. Eine Dame von seiner Bekanntschaft, die wir die Tante nennen wollen, verwaltete unterdessen sein Vermögen, schickte ihm Gelder, und bewirkte endlich auch seine Ausstreichung von der Emigranten-Liste. N. kam zurück, ließ sich in Villeneuve le Roi bey Paris nieder, und glaubte der Tante seine Dankbarkeit dadurch zu beweisen, daß er ihre Nichte heirathete. Das war nicht der Plan der Tante; sie wollte selbst seine Frau werden. Indessen verstellte sie sich eine Zeitlang; allein die Eintracht unter den drey Personen dauerte nicht lange, und wurde endlich durch die heftigsten Ausbrüche der Eifersucht zwischen den beyden Damen vollkommen zerstört. In dieser Lage der Dinge kam die junge Frau vor beyläufig sechs Monaten nach Paris, und theilte ihren Freunden daselbst folgendes schreckliche Geheimniß mit: „Sie habe eines Abends, als sie bereits im Bette lag, zwey vermummte Menschen in ihr Schlafzimmer treten gesehen, die über sie herfielen, sie zwischen die Matratzen ihres Bettes legten, und in dieser Lage zwangen, einen Becher auszutrinken, worin sie Gift enthalten glaubte. Sodann verknebelten sie den Mund, und entfernten sich. Indessen konnte das nicht so leise vor sich gehen, daß nicht ein Dienstbote hinaufgekommen, sie nach langem Suchen zwischen den Matratzen hervorgeholt und von ihren Banden befreyt hätte. Mit diesem Dienstboten eilte sie sogleich in's Freye, und da sie Gift empfangen zu haben glaubte, so war ihr erster Gang zum Wundarzt des Ortes, der ihr Gegengift gab. Von da verfügte sie sich sogleich nach Paris, und klagte ihren Mann und die Tante als Mörder an. Indessen soll sie, vermuthlich auf den Rath ihrer Freunde, diese Klage zurückgenommen, und eine andre gegen ihre Kammerfrau angestellt haben, als welche ebenfalls in ihren Mann verliebt sey, und die ein kleines Mädchen im Hause, die sich zufälliger Weise im Hofe befand, in einer der vermummten Personen zu erkennen glaubte. Man ist auf die Entwicklung dieser Geschichte äußerst begierig. Das Merkwürdigste dabey ist, daß Hr. N. N., in den Tante, Nichte und Kammermädchen verliebt seyn sollen, als ganz ausnehmend häßlich geschildert wird.

Eine Kriminal-Geschichte lustigerer Art wurde unlängst verhandelt. Ein Dieb erstieg die Fenster eines reichen Hagestolzen in der Vorstadt St. Germain. Als er in's Zimmer trat, hört er auf dem Kanapee etwas rauschen und zusammenkollern. Er richtet seine Blendlaterne dahin, und — — erkennt seine Frau, die dem Herrn einen Nachtbesuch zu machen gekommen war, und seine Nachhausekunft abwartete. Das beyderseitige Erstaunen war nicht gering — Indessen endete der Mann damit, daß er bald unter Drohen, sie zu erstechen, wenn sie nicht reinen Mund hielte, bald unter Vorspiegelungen ihres künftigen Wohlstandes, wenn er durchkäme, alles Gold und Silber, was er finden konnte, zusammenraffte und damit

fortging. Der Herr kommt nach Hause — findet die Bescherung, und hört eine künstliche Erzählung der Dame nicht ohne Vermuthen an, daß sie mit dem Diebe einverstanden seyn müsste. Er lässt sie verhaften — aber nichts bewegt sie, ihren Mann zu verrathen; sie bleibt dabey, den Dieb nicht zu kennen. Schon wurde ihr ein hartes Urtheil bereitet, als das Gewissen des Mannes erwachte, und er sich selbst als den Thäter angab. Die Frau wurde freygelassen, und der Mann dürfte wol in Hinsicht der großmüthigen Selbstangabe ein milderes Gericht erhalten. Man wäre nie auf ihn verfallen, da er ein ganz ordentliches Haus führte.

Nachlese.

Der berühmte Philosoph Isaak Newton sagte: „Ich finde in der heiligen Schrift mehr Kennzeichen der Authenticität, als in jeder andern Profangeschichte." (S. die Apologie des Christenthums vom Bischof von Landaff, 5te Ausgabe, S. 84.)

*

Ein Fremder gab einem venetianischen Edelmann einen Backenstreich und erbot sich, den Degen in der Hand ihm Genugthuung zu geben; doch Jener antwortete kalt: O! Quà non usemo (O! Das ist hier nicht gebräuchlich).

*

Paul, noch als Großfürst, sagte von einem Aufruhr in Genf: C'est une tempête dans une verre d'eau.

S.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, September.

In der Kirche zum heiligen Carl Borromäus an der rechten Seitenwand der mittlern großen Kapelle, neben dem Altar der Himmelfahrt Mariä, erhebt sich Collins Denkmal. Es reicht genau bis an ein, unter einem Bogen befindliches, Basrelief der Kirche.

Die Hauptmasse besteht aus inländischem grauen polirten Granit, von einer überaus schönen dunkeln und gleichen Farbe.

Ueber dem Sockel und einem Rustique ist zwischen zwey Fascien die Hauptverzierung ein Haut-relief von weissem Marmor, in einer ebenfalls mit solchem Steine ausgetäfelten Vertiefung, angebracht. Hier ist an einem Eichenstamme die nicht mehr tönende Lyra des verblichenen Dichters mit ihren goldenen Saiten aufgehangen. Unter ihr liegen die Rollen, die seine Werke bezeichnen. Der Genius der Dichtkunst bedeckt sie mit seinem Lorber und weihet sie hierdurch zu unvergänglichem Ruhme, indem er das Sinnbild der Ewigkeit, den Schlangenreif, nachdenkend betrachtet. Ihm gegenüber sitzt mit abgewandtem Angesichte der Genius des Todes. Trauernd berührt er mit seinem Cypressenzweige die Dichtungen des Unvergeßlichen, und hemmt ihren Lauf, durch den vor ihm liegenden, auf einer Rolle geschriebenen, Schluß des waltenden Schicksals gezwungen. Die Fackel des Todes ist seiner Hand entsunken. Die Rolle enthält die Worte:

GEB. DEN XXVI. DEC.
MDCCLXXI.
GEST. DEN XXVIII. JVL.
MDCCCXI.

Auf dem mittlern Granitstücke, ober dem Haupt-Relief, ist die einfache, im erhobenen römischen Quadrat-Alphabet, von im Feuer vergoldeten Bronze verfertigte Inschrift:

DEM. VATERLAENDISCHEN. DICHTER.
HEINRICH. COLLIN
MDCCCXIII.

angebracht, gekrönt von dem Symbol vollendeter deutscher Bürgertugend, dem Eichenkranze, der ebenfalls von Bronze ist, und das Bildniß des Dichters, von weissem Marmor, im Drey-Viertel-Profil, en Basrelief, umfängt.

Das Hauptgesimse enthält, nebst sieben Rosetten vorne und einer zu jeder Seite, auch einen Karniß, und einen Viertelrundstab, mit Verzierungen von Bronze.

Der Fronton endlich, welchen die eben genannten Verzierungen schmücken, schließt eine Urne von weissem Marmor ein, und bildet in Verbindung mit den zuvor zergliederten Bestandtheilen ein — durch seine edle, einfache, jedoch imponirende Form, so wie durch die schönsten Verhältnisse — vollendetes Ganzes.

Den Entwurf zu diesem Denkmal verdanken wir dem Direktor der K. K. Gemählde-Gallerie, Hrn. Heinrich Füger, welcher hierdurch einen neuen Zweig in den Kranz seiner hohen Verdienste geflochten hat.

Die Ausführung desselben wurde drey Künstlern anvertraut, nämlich: dem Hrn. Johann Sautner, Bildhauer und akademischem Mitgliede; — Anton Klement, Steinmetz und Polirer; — und Johann Pacholik, Verzierungs-Bildhauer. Das allgemeine Lob, welches dem herrlichen Werke zu Theil wird, spricht zugleich das Verdienst dieser drey wackern Männer aus.

Nachdem alle Theile des Monumentes ihre gehörige Vollendung erreicht hatten, wurde der Grundstein hierzu durch den K. K. ersten Obersthofmeister, Fürsten Ferdinand zu Trauttmansdorff, am 12. August d. J. in der Carlskirche gelegt, und zu gleicher Zeit an der Rückseite des Grundsteins eine Tafel von Erz befestigt, welche die Namen der Beförderer des Unternehmens, und der Künstler, die es vollführten, enthält. Eine Schrift, welche diesen Vorgang aufgenommen, und von dem Herrn Fürsten und den anwesenden Zeugen unterzeichnet wurde, ist im Archiv der Kirche hinterlegt worden.

Den 1. Sept. endlich, als den zur feyerlichen Enthüllung des Denkmals bestimmten Tag vereinigte sich eine sehr ansehnliche Versammlung in der schönen Carlskirche. Alles strömte der Kapelle zu, trauernd über den so frühen Verlust des als Staatsmann, Dichter und Mensch gleich achtungswerthen und unvergeßlichen Verblichenen, und innig erfreut, daß solche Verdienste auch im Tode noch erkannt und gewürdigt, und dankbar der Nachwelt überliefert werden. Herr Johann Natter, Kommandeur des Ritterordens der Kreuzherren, hielt, als Vorsteher der Kirche, das Seelen-Amt. Mozart's berühmte Musik erhöhte die bedeutungsvolle Feyer, und wurde unter der Leitung des K. K. ersten Hof-Kapellmeisters, Hrn. Anton Salieri, durch eine gewählte Gesellschaft von Sängern und Tonkünstlern, mit Liebe und Kraft aufgeführt. Der Hoch-Altar und eine Tomba waren reich beleuchtet und mit dem Wappen Collin's geziert. Auch die religiöse Feyer entsprach ganz der Würde des Gegenstandes und seiner Theilnehmer. Alles schied mit inniger Zufriedenheit über das vollkommene Gelingen dieses Unternehmens und mit dem lebhaften Wunsche: daß die Verdienste jedes ausgezeichneten Mitbürgers auf gleiche Art anerkannt werden möchten!

Hr. Graf Moriz v. Dietrichstein ist im Begriffe, den Beförderern dieses vaterländischen Werkes eine historische Nachricht über die Gründung desselben, dann eine Abbildung und Beschreibung des Monumentes, und eine Uebersicht der sämtlichen eingegangenen Beyträge und ihrer Verwendung mitzutheilen.

Nro. 240.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 7. Oktober, 1813.

Nie mit schwerem Schwung
Wägt Begeisterung
Brausend ihr Gefieder;
Leise schwebend, kaum geseh'n,
Säuselt sie aus lichten Höh'n
Schwankenklang hernieder.
Voß.

Abendgemählde.

Vom achtzehnjährigen Sohne des Ackermanns Schneider in Rammelsbach (Remigius-Bach) bey Kusel. *)

Sanft beglüht vom Abendscheine
Liegt die Flur in süßer Ruh',
Und die Nachtigall im Haine
Singt ihr Abendlied mir zu;
In den Blumen an dem Teiche
Wehet Zephyrs Hauch gelind,
In dem grünen Erlgesträuche
Spielt der Frühlings-Abendwind.

Eben hallt das Betgeläute
Aus dem nahen Dorf hervor,
Und des Thals beblümte Breite
Birgt ein düstrer Nebelflor;
Seht, der Landmann eilt zufrieden
Seiner niedern Hütte zu;
Dem von Tages-Arbeit Müden
Bürgt die Heimath sich're Ruh!

Jetzt erlischt die Abendröthe
Und des Spatroths letzter Strahl;
Schon ertönt die Hirtenflöte
Unten im gekühlten Thal,
Und die ganz enthüllten Sterne
Spiegeln sich im Silberbach;
Lieblich, her aus dunkler Ferne,
Tönt der trauten Wachtel Schlag.

Dorten blinkt der Mond so milde
Durch's Gebüsch, mit blassem Strahl,
Und von seinem sanften Bilde
Glänzt der Quell im Blumenthal;
Wald und Wiesen liegen stille,
Sanft gekühlt vom Abendthau;
Einsam hört man nur die Grille
Zirpen noch auf düstrer Au.

Staunend dieser Wonnescene
Lieg' ich hier auf zartem Moos,
Weihe jede Freudenthräne,
Die mein Aug gerührt vergoß,
Dem, der hier mir Arbeitsmüden
Segnend diese Wonne gab,
Und des Himmels süßen Frieden
Strömen hieß auf mich herab.

*) Durch eine geübtere Hand sind blos einige Härten weggefeilt worden.

Das Wunder der Liebe.

(Fortsetzung.)

Sie ging rasch, und in einem stolzen Schritte nach dem Garten zurück, nach der Hütte. Da saß jetzt vor der Hütte — ach, gewiß Betty! — ein junges schönes Mädchen, ein wenig blaß, aber schön wie ein Engel, in schwarzer Trauerkleidung, bis an das Kinn keusch und witwenhaft verhüllt. Sie stand auf, da sie die Fremde sah, und mit einem Lächeln, das die Natur in einen Frühling hätte verwandeln können, und im leichten Gange ging sie ihr entgegen, und bot ihr die Hand.

Laß mich diese Hand erst an mein Herz drücken, sagte Arabella freundlich, und in der Seele erhellt von die-

ser Freundlichkeit Betty's, an dieses Herz, das einer fremden Kraft jetzt zum Schlagen bedarf. Aber schnell, schnell, du Engel, du seliger Engel des Himmels! Erst nimm meine Liebe mit diesem Kusse, laß einen Augenblick dein gebrochenes Herz an diesem schlagen! Die Witwe stand befremdet von der Zärtlichkeit der Fremden. Sie kennen mich?

Ja, wenn du Betty heißt, woran ich nicht zweifle; wenn du in Kentuky wohntest, nicht weit von dem Ufer des Telugo.

O um Gottes Barmherzigkeit willen! rief Betty, ihre Arme ausstreckend: Wissen Sie vielleicht, ob — doch — setzte sie hinzu: Woher kennen Sie mich?

An der Inschrift über dieser Hütte. Denn sie schrieb Ludwig, da er deinen Brief erhalten.

Sie kannten ihn? O du kanntest ihn? Du sahst ihn? — Sie legte beyde Hände auf das Herz: Er ist todt?

Todt? das muß ich bezweifeln, Betty! bezweifeln, wahrlich. Er hielt dich für todt. Das war sein Gram. Freylich, der Gram ist mächtig, denn er liebte dich unendlich. Ich reiste mit ihm nach Europa.

Auf dem Schiffe aber — o Gott! o Gott, was werde ich hören?

Auf eben dem Schiffe, Betty, warst du sein stilles, theures Andenken. Erst seit einigen Tagen, da ich ihn sprach —

Da lag Betty zu Arabellens Füßen, mit des Entzückens höchster Flamme, mit der Liebe göttlicher Freude. Sprachst? Du sprachst ihn? Wo? o wo? rede? denn die Freude erstickt meinen Athem. Wo?

Da hob Arabella Betty empor, und an ihre Brust voll großer, stolzer, bitterer Empfindung. Kannst du mich hören?

Betty konnte nicht, denn sie sank ohnmächtig an der Nebenbuhlerin zerrissenes Herz. Arabella trug sie in die Hütte. Ach, sagte sie, da sie Betty ohne Farbe, ohne Leben da liegen sah: würde ich mich freuen, wenn das Leben diese Brust verlassen hätte? Nein, guter Gott! nein! Aber schwer ist es, seine Seligkeit einer Andern geben, und — arm zu seyn. Nimm sie, meine Seligkeit, Betty, nimm sie und sey glücklich!

Betty schlug das Auge auf, und Arabella erzählte, wie Ludwig seine Geliebte ein Jahr lang gesucht in den Wildnissen des Hinterlandes, wie er gefangen zur Armee gebracht, nach Jamaika eingeschifft, und in ihres Oheims Hause aufgenommen war. Mein Oheim starb, setzte sie hinzu: Er war so gütig, mein Beschützer auf meiner Reise nach Europa zu seyn, nachdem er durch die Nachricht von Betty's Verlobtem über den gewissen Tod Betty's alle Hoffnung von ihrem Leben aufgegeben.

Und er weiß, daß ich lebe? Er sendet dich? Er kommt nicht selbst?

Er weiß nicht, daß du lebst, Betty. Er sendet mich nicht. Sie erzählte ihr, daß sie ohne sein Wissen ihm sein väterliches Gut hätte kaufen wollen, um ihm für seinen Schutz auf der Reise zu danken.

Ich reise nun zurück, ich sage deinem Freunde, daß du lebst. Er kommt —

Betty sprang auf, ihm entgegen zu laufen. Arabella hielt sie mit der Frage: Wie wurdest du gerettet?

Eilig erzählte sie, daß in einer schrecklichen Nacht ein Haufen Wilder ihr Haus überfallen, ihre Sklaven gemordet, ihr Haus angezündet, sie, ihren Vater, ihren Oheim, ihre Sophie weggeführt hätten. Den dritten Tag starb mein Oheim an seinen Wunden. Die Wilden schleppten uns nach Süden durch lauter Umwege. Nach vierzig Tagen stießen wir auf einen Posten der Spanier, die uns befreyeten. O wie glücklich, wie unglücklich war ich! Aber ich hatte von den Wilden erfahren, daß Ludwig nicht ermordet war. Er lebte, ich war glücklich. Wir zogen jetzt von einem spanischen Posten zum andern. Ich führte bald meinen Vater, bald meine treue Sophie. Ich sprach ihnen Muth ein, ich erheiterte sie, ich konnte meinem Vater seine Sorge für meine Kindheit vergelten. So kamen wir endlich nach einem Jahre ans Meer. Mein Vater erhielt hier Wechsel. Wir schifften uns ein, und kamen in unser Vaterland zurück. Ach, mein Vater war ein ganz anderer Mann geworden. Er hatte gesehen, was eine Tochter für ihn konnte. Ich entdeckte ihm meine Liebe, und er billigte sie, besonders, da er von meinem Verlobten, einem meiner Verwandten, hörte, mit welcher Gefahr Ludwig uns ein Jahr gesucht hatte.

Alles, was wir erfahren konnten, war, er sey in sein Vaterland zurückgegangen. Amerika wollte mein Vater nicht verlassen. Er sah mich an, zärtlich an. Ich habe noch Tage zu leben, Betty, die seyen mein!

Ich blieb bey ihm. Er starb! Ich flog mit meiner Sophie nach Deutschland. Ich komme hier an. Ich höre, er ist todt. Ach, diese schreckliche Minute! Wie konnte ich sie überleben! da kaufte ich das Gut, wo er geboren war, wo er gelebt hatte, baute diese Hütte, und — treu bis zum Tode!

Treu bis zum Tode! rief Arabella: und nun so belohnt!

Betty wollte mit Arabellen. Arabella bat sie, ihn hier zu erwarten. Ich muß ihn vorbereiten auf die Nachricht deines Lebens. Die unendliche Freude könnte ihn tödten.

Arabella blieb noch einen Tag bey Betty, und sie erkannte den hohen Werth dieser einfachen sanften Seele. Sie reisete dann wieder zurück. Ihr Entschluß war schnell gefaßt. Sie sendete an Betty die Hälfte ihres großen Vermögens in einem Paket mit der Aufschrift: An Ludwig. Dann sendete sie zu dem Busen-

freund Ludwigs, Ronde, einen jungen edeln Mann, den das Glück verfolgt hatte.

Ludwig traf ihn in Hamburg; da Ludwig sein Vaterland wieder begrüßte, begrüßte ihn auch sogleich die Freundschaft. Er reiste mit Ludwig und Arabellen in Ludwigs Vaterland zurück. Sein freyer Sinn stand in die weite Welt. Arabella hatte sein Herz erkannt und eine feurige Achtung, die er gegen das edle Mädchen von dem Augenblicke, da er sie zuerst sah, fühlte.

Ronde kam zu Arabellen. Sie erzählte Ronden Ludwigs Begebenheit, und Betty's Daseyn. Sie sehen, Ronde, meine Verbindung mit Ihrem Freunde muß gelöst werden, und sie ist gelöst. Ich sehe ihn nicht wieder. Wollen Sie mich nach England zu meinen Verwandten begleiten? Ronde sann, sann, er sah nichts anders. Aber, sagte er: Erst muß ich Ihnen sagen, Arabella, daß ich Sie liebe.

Ich scheue die Liebe eines edlen Mannes nicht, Ronde, denn ich bin frey.

Sie waren in fünf Minuten entschlossen. Arabella schrieb folgenden Brief an Ludwig:

„Ich verlasse dich, Ludwig, und auf immer. Auf immer? auf ewig? Nein, das lasse mich nicht denken! Wir sehen uns wieder, wenn ich heiter an das Herz sinken kann, was so glücklich zu seyn verdient, und so glücklich ist. Die Freundinn geht von dem Freunde. Sie hinterläßt ihm ein Andenken, eine Haarlocke, ein Band, ein Paar Papiere; ach, sie hinterläßt ihm mehr als das, ihr ganzes Herz. Ich befehle dir, das sichtbare Andenken mit der Adresse: An Ludwig, ohne je ein Wort darüber zu sagen, anzunehmen.“

„Ich bitte dich, Ludwig, ich bitte dich bey dem Andenken unserer Liebe, denn auch dies ist Liebe! — ich bitte dich, nie einem Menschen zu vertrauen, daß ich dich liebte, daß du mich liebtest, daß ich deine Verlobte war.“

„Ich habe dich gebeten, in Jamaika mein Beschützer auf meiner Reise nach Europa zu seyn. Du bist es gewesen, und ich bin nun unterwegs auf meiner Reise nach England, die nicht um eine Stunde aufzuschieben war. So und nicht anders sollst du jedem Menschen sagen, wer es auch sey. Versprich mirs, Jedem, wer's auch seyn mag.“

„Ich gehe ab, ohne dich noch zu sehen. Es ist Liebe, Ludwig, und mit der Liebe laß uns nicht rechten.“

„Die Zukunft? Wann ist Morgen? Nein; das frage ich nicht, Ludwig. Deine Prophetinn hatte doch Unrecht. Morgen kommt, wie heute. Und ein großer, heiliger Morgen, der aus der Ewigkeit hervorbricht, kommt über uns alle. Aber auch der kleine Morgen, mit seiner frohen, kleinen Morgenröthe, wird auch kommen. Er ist gekommen, mein Herz schlägt in einer schweren Freude. Welches Entzücken wäre nicht schwer? O Freund, Schmerz und Freude sind die beyden Flügel, auf denen der Mensch, wie der Adler, der Sonne entgegen fliegt.“

„Verstehst du mich? Du wirst mich verstehen, Ludwig. Willst du aber deine geliebte Arabella noch einmal sehen, so nimm Postpferde, und eile auf das Gut deines Vaters von hinten in das Bosket. In deinem reinen Entzücken, was dann über deine Seele fällt, wirst du deine Arabelle sehen.“

„Leb' wohl!“

Ludwig erhielt den Brief, las, las wieder, verstand nichts, lächelte; aber doch nahm er Postpferde, und flog dem Gute seines Vaters zu. Er ging von hinten in's Bosket. Er stieß auf seine Hütte im Walde. Lächelnd sagte er: o wie gut ist sie! Er öffnete leise die Thür, und — und — da saß, lebend, o himmlische Güte! — lebend, Betty. Sie war es. Er wollte aufschreyen, und die Stimme fehlte seiner Brust. Ein lauter Seufzer verkündigte endlich dem Mädchen seine Gegenwart.

Sie sah auf, sie stürzte schreiend in seine erstarrten Arme, an seine ängstlich schlagende Brust. Worte fehlen diesem Schauspiel. Sie hatten sich wieder, die treuen Seelen. Ihre Küsse, die liebe bekannte Stimme der Geliebten, die zärtlichen alten Benennungen, geben ihm das Leben, die Wärme, das Besinnen wieder. Dann umschlossen die zitternden Arme erst die Geliebte, da erst rief er triumphirend: Betty! meine Betty! und die Vergangenheit zerfloß wie ein Rauch in der Luft, und die Zukunft war nicht.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, 1. October.

Das Musae inter arma silent hat auf das Leben und Weben unsrer trefflichen Künstler keinen Einfluß.

Danneckers Arbeiten entzücken schon unter dem Meissel. Wir behalten uns, so bald Eine oder die Andere vollendet seyn wird, eine umständliche Beschreibung bevor.

Hetsch lieferte mehrere Familiengruppen, welche den Meister beurkunden, und vorzüglich eine historische Scene, nach dem alten trefflichen Dichter Lescheus, die gewaltsame Wegnahme des Astyanax, der im Gradgewölbe seines Vaters Hector verborgen war, aus Andromaches Armen durch Neoptolem, Achilles Sohn, und einen alten Krieger. Achill, in einen Mantel gehüllt, erwartet das Schlachtopfer in der Ferne. L'Eclüse behandelte zwar den nämlichen Stoff, aber mit wenigerm Glück und Geschmack. Je länger man vor dem Gemählde weilt, destomehr zieht es an.

Müller, der Vater, beschäftigt sich gegenwärtig mit dem Stich nach einem Gemählde von Leonardo da Vinci, welches die heilige Catharina mit zwey Engeln vorstellt. Diese Arbeit hatte der berühmte Künstler schon vor drey Jahren angefangen, als er vom Hofe zu Kassel den Auftrag erhielt, das in reichem Ornat gezeichnete Brustbild des Königs von Westphalen in Kupfer zu stechen. Um nun jene früher begonnene Arbeit nicht bey Seite legen zu müssen, theilte er den Stich dieses Bildnisses mit seinem Sohne, welchem er die Bearbeitung des Kupfers überließ. Die Platte kam im letztern Frühjahre zur Vollendung. Das Blatt der heiligen Catharina hat ganz das Format des heiligen Johannes von seinem Sohne, und soll zum Gegenstücke zu jenem allgemein verbreiteten Blatte bestimmt seyn. Noch vor jenem kann ein kleineres nach einem italienischen Blatte gestochenes Blatt erscheinen.

das er schon vor mehrern Jahren angefangen hatte, aber wegen andrer ihm aufgetragner Arbeiten zu vollenden bisher verhindert wurde. Es stellt eine Mutter vor, die in einem Buche liest, während sie von ihrem vor ihr stehenden Kind umarmt wird.

Müller, der Sohn, arbeitet gegenwärtig an einem grossen Blatte, nach dem herrlichen Gemählde Raphaels, aus der Dresdner Galerie. Es stellt die Erscheinung der heiligen Jungfrau vor, und wird vor einem Jahre wol schwerlich vollendet werden. Neuer Beyfall wartet sein.

Wächter hat den Arion, welchen ein Delphin ans Ufer trägt, vollendet, und Einiges an seinem grossen, still aber kräftig wirkenden, Gemählde, Hiob, umgearbeitet. Auch ist er mit verschiedenen, eine freudige Erwartung rechtfertigenden, Kompositionen beschäftigt.

Seele hat die herumreisenden Ceyloneser in einer schönen Gruppe, täuschend getroffen, dargestellt, und arbeitet auf Befehl des Königs an einem Tableau von bedeutendem Umfange, welches vom grossen Festjagen bey Bebenhausen einen bezaubernden Ueberblick gibt. Es sind gegen 500 Figuren darauf. Eine kleine Jagdscene von ihm steht als Vignette vor der neuen v. Matthisson'schen Schrift, das Dianenfest bey Bebenhausen. Auch ist Ihm die Darstellung einiger interessanten Kriegsscenen erst kürzlich höhern Orts aufgetragen worden.

Von Miller, dem Hof- und Landschaftmahler, hat unser König unlängst zwey Gemählde, das alte Uracher Schloß und den dortigen Wasserfall im Brühl, erkauft. Auch hat er die Teufelsbrücke, und die Pantenbrücke im Kanton Glarus vollendet. Jene ist wol schwerlich je mit grösserer Wahrheit gegeben worden. Man muß sie sich nicht hoch in der Luft schwebend denken, wie sie in unrichtigen Zeichnungen zu sehen ist, sondern sie verbindet zwey durch den Fluß getrennte Berge mit einander, und liegt mit der schmalen Landstraße gleich, die, an einer senkrechten Felsenwand gehauen, mit einer niedrigen Mauer eingefasst ist, damit es Reisenden nicht schwindle. Unter ihr stürzt die Reus über ungeheure Felsenmassen mit schauriger Gewalt sich in eine tiefe Kluft. Auf ihrer Mitte fühlt der Wanderer sich durch den ewigen Wasserstaub, der aus der Tiefe heraussteigt, wie auf Wolken getragen. Der ungeheure breite Abgrund, über welchen der große Brückenbogen geschlagen worden, ist das Merkwürdigste. Die Natur ist einfach und groß. Anders ist die schon von den Römern gebaute Pantenbrücke. Ein schmales Bergwasser drängt sich durch Felsen, über welchen die Brücke ruht. Noch arbeitet Miller am latiarischen Bundesfest auf dem Mons Albanus, jezt Monte Cavo. Der feyerliche Opferzug und die ganze herrliche Umgegend imponiren sehr.

Abel ist nun mit der 47sten Section der rühmlich bekannten Bohnenberger'schen Charte beschäftigt.

Duttenhofer'n danken wir ein gelungenes Blatt, die Ansicht des prächtigen Doms zu Köln.

Unter so mancherley Versuchen bildlicher Darstellung, die, ungeachtet der Schwierigkeit in Bearbeitung und Ausführung der Materie, zu den gelungenen zu zählen sind, verdient gewiß auch eine erst fertig gewordene Stickerey von Hrn. Bernhard, als ein Produkt vaterländischen Kunstfleißes, rühmliche Erwähnung. Das Ganze, nach der Komposition und Zeichnung eines jungen talentvollen Künstlers, des Hrn. Stein, ist als Ueberzug zu einem Theetische von gewöhnlichem Umfange bestimmt. Ein Chinese ruht auf Decken hingestreckt im Schatten eines ihm zur Rechten stehenden Postaments, auf welchem ein Tiegel in Vasenform mit hellauflodernden Feuer steht. Dieses flammt ganz im Vordergrunde, so, daß dieser Gegenstand Eines der vier Elemente, das Feuer, vorzustellen scheint; welchem die übrigen drey seiner Zeit wol nachgeliefert werden. Der Chinese nimmt von einem Mädchen in chinesischem Kostüm den ihm dargebrachten dampfenden Thee mit Wohlbehaglichkeit an, während er sein Pfeifchen raucht. Ein Knabe bläst das Feuer in der Theemaschine voll Emsigkeit an, um den Thee im Kessel warm zu erhalten. Tiefer im Hintergrunde blickt ein Knabe hinter einer am Pavillon angebrachten Gardine drollig mit jovialer Miene hervor. Zwar sind Umgebung und noch einiges Gebüsch auch von Seide gestickt; doch ist Alles so gehaltvoll, daß es nicht nur dekorirt, sondern auch den vordern Figuren vermöge der leichten Darstellung nicht Eintrag thut.

Die zierliche vollendete Ausführung und die Harmonie der Farben, adeln diese Stickerey zu einem Gemählde; der Glanz der Seide gibt den Farben noch ein erhöhtes Feuer, und so wird der Total-Eindruck für das Auge nur desto angenehmer. Jedermann, besonders das schöne Geschlecht, kennt die Schwierigkeiten bey Unternehmungen dieser Art überhaupt, und insbesondre in der Stickerey. Wer könnte also dem rastlosen Fleiß und ausharrendem Eifer des Künstlers, der trotz aller für die Kunst jezt ungünstigen Zeitumstände mehr als ein Jahr dieser gelungenen Arbeit weihte, seine Bewunderung versagen?

Diese Stickerey ist Sr. Majestät dem König, dem Freund und Beschützer der schönen Künste, bestimmt. —

Von den seit einigen Monaten auf dem Königlichen Hof-Theater gegebenen neuen Opern haben Major Palmer, von Cannabich, die Scythen, von Simon Mayr, der Taucher, von Bürde, komponirt von unserm genialen Kapellmeister Kreuzer, und Merope, nach Gotter bearbeitet, von Hiemer, verdienten Beyfall erhalten. Das Singspiel, die drey vornehmen Gastwirthe, von Hiemer, dem Französischen nachgebildet, ergezte. Die Lustspiele, Mittel und Wege und die Standesproben, von Babo, wirkten minder, als seine frühern bekannten Stücke. Parteywuth, von Ziegler, bot mehrere Scenen von Effekt dar. Im komischen Fache gefielen die Vertrauten, von Müllner, und welche ist die Braut? von Johanna Weissenthurn, vorzüglich aber der Prozeß, oder die Folgen einer Maskerade, aus dem Französischen von Sophia v. Baur, ein gelungenes Lustspiel, das man bey jeder Wiederholung gern sehen wird.

Hr. Schwarz, der edle Väter, gutmüthige, polternde, auch komische Alte, so wie den Essighändler, den Nathan u. s.w. trefflich darzustellen wußte, ist einem Ruf an das Wiener Hoftheater gefolgt. — Hier neu angestellte Mitglieder sind die HH. Brock und Schiele, (die in ihren Debüt-Rollen das Publikum zu befriedigen suchten), und für die Opern der schon rühmlich bekannte Hr. Häser. Eine vortheilhafte Acquisition, wie jedes Debüt hinlänglich kund that. Er sang und spielte ganz kontrastirende Rollen, wie z. B. den Inka von Peru und den Notar in der Müllerinn, den Herzog in der Camilla und den Leporello in Don Juan rc. gleich gut. Auch Hr. Lembert, ein routinirter Schauspieler und Verfasser von mehrern gefälligen Lustspielen, ist auf das Neue engagirt worden. Er hat wieder ein Lustspiel, die Falle, vollendet, und arbeitet an einem ernsten Schauspiele, dessen Stoff aus Wieland's Balsora gewählt ist. — Hr. Miedke erntete unlängst als König Lear den warmen Dank des Publikum. Doch der Raum erlaubt nicht, ins Einzelne zu geben. Genug, daß sowol Theaterpersonal, als Orchester von neuem lebendigen Eifer beseelt sind, und uns, wenn diese Glut, wie wir hoffen und wünschen, nicht erlöscht, die angenehmsten Winterabende prophezeyen.

Beylage: Intelligenz-Blatt Nro. 13.

Nro. 241.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 8. Oktober, 1813.

— — Viele Dinge sinds,
Die wir mit Heftigkeit ergreifen sollen;
Doch andre können nur durch Mäßigung
Und durch Entbehren unser eigen werden.
So, sagt man, sey die Tugend, sey die Liebe,
Die ihr verwandt ist.

v. Goethe.

Das Wunder der Liebe.

(Beschluß.)

Ludwig hielt sie nur fest an dem seligen Herzen, dessen Schlag die Freude jetzt erstickte, jetzt vermehrte.

Und du weißt nicht? Und sie, das Mädchen aus Jamaika, hat dir nicht gesagt?

Welch Mädchen? Was redest du, Betty? Wer soll mir gesagt haben?

Betty erzählte, von seinen Liebkosungen, von ihren, tausendmal unterbrochen, Arabellens Besuch. Er begriff endlich. Er verstand Arabellens Brief. Der Abend war da, ehe sie dachten. Die Nacht ging hin unter ihren Erzählungen. Die Morgensonne fand Betty noch auf seinen Knieen sitzend. Die Liebe hatte ihnen das unendliche Leben der Götter gegeben. Endlich fand er sich ganz wieder, die treue Sophie, seines Vaters Haus, das Zimmer, worin er geboren war, was Betty bewohnte. Und sah er Betty nach einer kleinen Abwesenheit wieder, so wurde Alles wieder ein Traum, ein Zauberland, in dem er lebte.

Er gebrauchte ganzer Tage, Alles zu glauben, Alles zu begreifen. Und immer fragte er Betty wieder, und Arabella? Ja, sie hat dir deine Sachen gesendet, Ludwig.

Er fand ihr Andenken, und ehrte den edeln Willen. Er bekam einen Brief aus Hamburg von Ronde, mit zwey Worten darunter von Arabellen, ein einfacher herzlicher Abschied, erst eine Stunde vor ihrer Einschiffung, und — wie hätte es anders seyn sollen, dachte er, doch unruhig über das Weh ihres schönen Herzens.

Da reichte Betty ihm vor dem Altare ihre treue Hand, und das hohe Glück ihres Lebens, wie es das Geschick wenigen Sterblichen verleiht, blieb verborgen in den Gränzen ihres Gartens, und in dem Kreise des Dorfes, deren wohlthätige Schutzgeister sie Beyde wurden. Sie lebten wie in den Sawannen des schönen Landes, jenseits des Aleghenni's Gebirgs. Man wusste in der Welt nichts von ihnen, als daß der junge Officier aus Amerika eine junge Amerikanerin mitgebracht hatte, die, so wenig war sie gebildet, die er der Welt nicht zeigen dürfe. Sie wurden vergessen. Sie dachten nicht daran.

Da führte mein Weg mich durch das Dorf, wo Ludwig wohnte. Ein furchtbares Gewitter hielt mich hier vierundzwanzig Stunden auf, denn die Fluth hatte eine Brücke abgerissen, über die ich musste. Ich hatte Ludwig als Knabe gekannt. Ich hatte gehört, was die Welt von ihm sagte. Ich ging zu ihm. Ich begegnete einer jungen Frau im Garten, die mir mit einer rührenden Freundlichkeit die Hand bot, da ich den Namen Ludwig nannte.

Ihr Gespräch während des Ganges in dem Garten zu ihrem Mann entzückte mich. Es kam aus einer schönen Seele voll Eifer, voll reiner Empfindung. Ich sah ihn, er erkannte mich sogleich. Er fiel an meine Brust; das Glück, die Ruhe strahlte von seinem schönen Angesicht. Er erzählte mir sogleich, ohne daß ich ihn darum bat, die Be-

gebenheit, die ihm Betty gegeben hätte. Sie brachte mir ihre Tochter, ein Mädchen von zehn Jahren, schön und holdselig wie ein Engel, die Freude ihrer Eltern.

Die Liebe der Eltern war noch zarter, noch geistiger geworden. Er redete nur mit funkelnden Augen von Betty, und Betty eben so von ihm. Mir vertraute er seine kleine Unruhe um Arabella, die nie geschrieben hatte. Aber, gewiß, sie ist glücklich, setzte er mit zusammengeschlagenen Händen hinzu: Denn ihr Herz war rein und groß. Betty wußte von ihr nichts.

Ich blieb acht Tage lang bey ihm, und bey mir entstand der Wunsch, eine Reise nach dem Hinterlande in Amerika zu machen; aber die Welt hat nur — eine Betty, denk' ich. Ich schied aus seinen, aus Betty's, aus der zehnjährigen Arabelle Armen, aus der alten Sophie Segnungen, mit Thränen, die ich nie wieder so schmerzlich, so süß weinen werde.

Nach acht Jahren kam ich wieder in die Gegend. Ich flog nach seinem Dorfe; da ich durch das Wäldchen ging, wo die Hütte mit der Inschrift steht, hob ich meine Blicke andächtig — das Wort ist nicht zu stark für meine Empfindung — zum Himmel betend empor, und sagte: O laß mich die Treue, guter Himmel, noch so treu, und eben so glücklich wieder finden!

Ich fand sie eben so treu ihrer ersten Liebe, und noch glücklicher wieder, denn ihre Tochter, die jetzt das Bild ihrer Mutter war, da sie zum erstenmal Ludwig sah, Arabella, war Braut eines jungen Mannes von ihrem Alter.

Ich sprach den jungen Mann, denn er kam alle Tage. Er war kein Deutscher, das hörte man an dem fremden Accent, womit er unsere Sprache redete, obwol er sie recht gut redete. Auch hatte er nicht sagen wollen, wer er, welches sein Vaterland war. Er war mit Arabellen fast eben so bekannt geworden, als Ludwig mit Betty. Aber ich, wie Ludwig, hätte ihm meine Tochter auf sein edles Gesicht hin gegeben, auf sein Gesicht, voll Muth, voll Begeisterung, auf das weiche Gefühl hin, das in jedem seiner Worte sprach.

Sein Hochzeittag mit Arabellen war ausgesetzt bis auf die Ankunft seiner Eltern, die er, wie er sagte, täglich erwartete. Und sie kamen wirklich. Der junge Mensch kündigte in einem Billet Arabellen den Besuch seiner Eltern auf den heutigen Tag an. Wir harrten Alle mit einer frohen Ungeduld, denn was der junge Mensch von seinen Eltern erzählte, entfernte jeden Zweifel.

Wir saßen in der Hütte. Arabella allein war davon gehüpft, dem Geliebten entgegen. Da kamen sie. Eine edle stolze Frau, fast so schön als Betty, aber eine Königinn; Betty blieb nichts als ein sanfter Engel —

Ludwig sprang auf, mit einem Freudengeschrey stürzte er der Fremden entgegen, und in ihre Arme, denn es war Arabella, die edle Arabella, jetzt Ronden's glückliches, liebendes Weib.

Arabella erfuhr durch ihren Mann, daß Ludwig eine Tochter hatte. Sie hatte von Jugend auf ihrem Sohne von Ludwig, von seiner Tochter erzählt. In allen Mährchen, die sie dem Kinde erzählte, war die Tochter Ludwigs die Hauptperson. Alle Balladen, die sie ihm vorsang, hatten die kleine schöne Arabella zum Inhalt. Sie hatte ihrem Sohne Ludwigs und Bettys romantische Begebenheiten oft erzählt. Sie füllte sein junges Herz mit Sehnsucht, mit Verlangen, mit Liebe nach dem Mädchen. Er war sechszehn Jahre, da entdeckte ihm die Mutter, daß sie wünschte, er möchte des Mädchens Liebe und Hand gewinnen. Der Sohn versprach seiner Mutter, nicht einen Schritt zu thun ohne ihr Wissen, und sie sendete ihn nach Deutschland.

Er schlich so lange um das Wäldchen her, bis er Arabellen sah, und sein Herz füllte sich mit Liebe. Er sprach sie, und die Liebe wurde Bewunderung. Seiner Mutter Mährchen hatten nicht zu viel gesagt, die Balladen nicht zu viel gesungen. Arabella wußte nicht, was sie dazu sagen sollte, wenn Robert ihr erzählte, daß er sie in der Kindheit schon in seinen schönsten Träumen gesehen hätte, unter den Bäumen, welche die Birkenhütte beschatteten. Sie wußte nicht, was sie glauben sollte, da er ihr aus ihren Eltern Leben Dinge erzählte, die nur ihre Eltern, und kaum sie wußte.

Sie führte ihn zum ersten Male in die Hütte, mit zitternder Hand, mit erröthenden Wangen. In dieser Hütte, sagte er sanft und begeistert, gestand deine Mutter deinem Vater zum ersten Mal ihre Liebe. Er liebte sie nicht mehr, als ich dich.

Sie verschweigen Ihren Namen, sagte sie bestürzt.

Weil ich muß. Dein Vater verbarg sogar seiner geliebten Betty Eltern sein Daseyn, und Betty liebte ihn doch.

O Robert, ich soll meine Eltern nicht fragen, sagen Sie? Ich soll ihnen verbergen, daß Sie —

Verbarg doch Betty ihrem Vater und Oheim auch, daß sie den fremden Jüngling, daß sie den Feind sogar liebte.

So sprach er oft, bis Arabella ihm ihre Liebe in der Hütte der treuen Liebe gestand, denn zum zweyten Male war die Hütte das Asyl der Liebe geworden. Da aber ging der Jüngling mit Arabellen, die — ach! wie glücklich nur war, zu ihren Eltern, und gestand ihnen seine und Arabellens Liebe. Er berief sich auf die Ankunft seiner Eltern, und sie waren gekommen.

Die Freude war unendlich, und wuchs noch immer, da Ludwig in der Begeisterung des Glücks, in der Vergessenheit seiner Trunkenheit, das Geheimniß von Arabellens Liebe zu ihm und von ihrer Großmuth gestand. Diese

Hand, er küßte Arabellens Hand, rettete mein Leben, und gab sich dem gewissen Tode hin.

Arabella lächelte freundlich, und ohne alle Unruhe, denn sie liebte ihren edeln Mann von ganzem Herzen. In der Birkenhütte wurde das junge Paar eingesegnet.

Ronde kaufte ein zweytes Gut in dem Dorfe. Obwohl von einem breiten Wege geschieden, machen sie nur eine Familie aus. Oft wissen die Eltern nicht, in welchem Hause Robert und die junge Frau leben. Ach, wenn ich mich erheitern will unter den Unfällen des harten Lebens, so denke ich an die kleine Birkenhütte, und wird's mir zu schwer, das Leben mit seinen zehntausend Seufzern, so mache ich eine kleine Reise zu der Hütte, die noch immer, auch heute noch, der Tempel der dreyfach treuen and glücklichen Liebe ist, und vergesse unter ihrem leichten Dache Alles, und rufe voll Vertrauen auf Gott: O wir können ja dennoch glücklich seyn; denn die ewige Liebe gibt uns ihr schönes Bild: die Liebe!

August Lafontaine.

Reminiscenz eines Löwen.

Im sechszehnten Jahrhundert brach einst in Neapel die Pest aus. Der englische Konsul, Sir Davis, welcher daselbst residirte, flüchtete nach Florenz. Da er hier keine Geschäfte zu besorgen hatte, suchte er sich dadurch zu zerstreuen, daß er die Merkwürdigkeiten dieser Stadt, welche sich damals im blühendsten Zustande befand, in Augenschein nahm. Eines Tages kam er auf den Einfall, sich die Behälter zeigen zu lassen, worin die Löwen des Großherzogs aufbewahrt wurden. Der Wärter führte ihn von einem zum andern, und wusste Mancherley von ihren guten oder bösen Eigenschaften zu erzählen. Am letzten Behälter sprach er: dies ist die grimmigste Bestie, die ich je unter meiner Aufsicht gehabt habe. Seit drey Jahren hat es mir, ungeachtet der besten Pflege und aller erdenklichen Mühe, durchaus nicht gelingen wollen, diesen Löwen zu zähmen. — Der Konsul trat näher an das Gitter. — Kaum hatte der Löwe ihn erblickt, als er mit allen Kennzeichen der Freude herbeysprang, sich auf die Hinterpfoten setzte, und dem Konsul die Hand leckte, die er ihm durch das Gatter darreichte.

Der Wärter erschrack, nahm den Konsul bey'm Arm, und zog ihn zurück. Um Gotteswillen, machen Sie sich nicht unglücklich, lieber Herr! sprach er: ich habe Ihnen ja schon gesagt, daß dieses grimmige Thier durchaus keinen Spaß versteht! — Thut nichts, erwiederte der Konsul, mache nur die Thür auf! Dieser Löwe gefällt mir. Zitternd und bebend genügte der Wärter dem Ansuchen. Kaum war der Konsul in den Behälter getreten, als der Löwe ihm seine Pranken auf die Schultern legte, ihm das Angesicht leckte, um ihn herumsprang, und kurzweilte wie ein junger Hund. Der Konsul ließ es seiner Seits auch nicht an Liebkosungen ermangeln, und so schieden Beyde als die besten Freunde.

In wenig Stunden hatte sich die Sage von diesem Vorfall durch ganz Florenz verbreitet. Es fehlte wenig, so hätten die Einwohner den Konsul Davis, ob er gleich ein Erzketzer war, als einen Heiligen verehrt. Des andern Tages ließ ihn der Großherzog zur Tafel einladen, und besprach sich mit ihm über die Wahrheit der Sache. Der Konsul bat ihn, an dem Löwenbehälter sich einzufinden, und es erfolgte dieselbe Scene, wie am vorhergehenden Tage. Wie geht aber dies zu? fragte der Großherzog. Eurer Durchlaucht, erwiederte der Konsul, kann ich weiter keinen Aufschluß darüber geben, als diesen: Ein Schiffskapitän, der aus der Levante kam, schenkte mir einst einen Löwen, der noch ganz klein war. Ich erzog ihn, und er ward zahm; als er aber heran wuchs, und nicht mehr ohne Gefahr im Hause herumlaufen konnte, ließ ich ihm in meinem Hofe einen Behälter bauen, wo er so lange eingesperrt blieb, bis ich ihn einem oder dem andern Freunde vorführte. Als er etwa fünf Jahre alt war, beschädigte er, aus Muthwillen, verschiedene Personen. Ich wollte ihn todt schießen lassen, aber einer meiner Freunde, der mit mir speiste, bat mich, ihm denselben zu überlassen. — Und wie nennt sich Ihr Freund? fragte der Großherzog. Der Konsul machte ihn namhaft. — Es ist derselbe, versetzte der Großherzog, von welchem ich diesen Löwen gekauft habe.

Dewea.

Das gelöste Problem.

Frey, nach Swift.

Apollo, des Witzes Gott und des Lichts,
Begeistern konnt' er, doch schreiben nichts,
Konnt', ohne lang chemisch es einzufädeln,
Metalle mit Einem Blick veredeln,
Arkane brüten im Erdenbauch,
Die Kräuter mengen nach Hexenbrauch,
Und plötzlich mirakulose Kuren
Bewirken durch Universaltincturen.
Er schien kaum siebenzehn Jährchen alt,
Ein loser Page, sehr wohlgestalt,
In neuer Perrücke von Sonnenstralen,
Wo selbstgeflochtene Lorbern prahlen.
Rund war im superlunarischen Reich
Als Petitmaitre ihm Niemand gleich.
Kein Junker, trotz der Künstler Bemühen,
Trotz hunderttausend Pfund Revenüen,
Besteuert' er auch sein Völklein schwer,
Fuhr jemals in solchem Wagen daher,
Mit silbernen Speichen, laut Naso's Taxe,
Und golden der Räder Kreis und die Achse;
Doch wurden vom Jupiter, den ihr kennt,
Vier Hengste nur ihm, statt sechs, vergönnt.

Wer ist nun schöner, reicher, gelehrter,
Zehntausend Herzen zu fangen werther? —
Und doch, wie Keinen der göttlichen Herrn,
Verfolgt' ihn der widrigste Liebesstern.

Drey stattliche Gründe will ich errathen,
Warum die Mädchen so unhold thaten.
Allstündlich umgab ihn der Musen Chor;
Doch blieben sie Jungfrau nach, wie vor.
Ein zweytes Gebrechen ist das Singen:
Nie konnt' es Apollo zum Basse bringen;
Er trillert nach Farinelli's Art.
Zuletzt ein Fehl, der notorisch ward:
Gott hin, Gott her — ihm mangelt ein Bart.

H. 3.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Sept.

Noch immer ist Alles à la Chinoise gekleidet, und man sieht nicht ab, warum es nicht auch so bleiben soll. Die Kleider der Damen sind sehr kurz, unten rund abgeschnitten und enge, um die Mitte weit, so daß sie von ferne wandelnden Fässern ähnlich sehen. Dazu kommt ein hoher Hut mit einer so hohen Marguerite, daß der Kopfputz mehr als ein Drittel der ganzen Person-Höhe beträgt. Diese wandelnden Blumentöpfe haben so aufgeblühte Blumen, so aufgeblühte, daß sie mit Sehnsucht die Hand erwarten, die sie pflücken will.

Dem neuesten Geschmack zu Folge sind die Möbeln einer eleganten Dame von weissem Atlas mit einer Bordure von Goldblättern, so auch die Vorhänge. Das kann nicht dauern, wird man sagen. O, es dauert immer so lange, als die Liebe dessen, der damit seine Huldigung darbrachte.

Unter die Modefarben gehört gegenwärtig die Farbe d'araignée méditant un crime. Da Sie wohl an jedem Fenster beobachten können, welche Gesichtsfarbe eine Spinne auf der Fliegenjagd annimmt, so brauche ich Ihnen darüber weiter Nichts zu sagen.

Einige Engländer in französischer Gefangenschaft, überdrüssig vermuthlich, daß sie nicht ihre hölzernen Lieblings-Pferde, die Schiffe, besteigen können, haben sich eines auf Rädern erbaut, ihm Masten, Segel und Steuerruder gegeben, und behelfen sich mit diesem See-Surrogat, wie wir uns mit Runkelrüben-Zucker.

Ein witziger Schlossermeister hat vor seinem Fenster einen Vogelbauer; die Oeffnung der Mauer, wodurch die Vögel aus dem Zimmer in den Bauer sich begeben, hat er überschrieben: Passage de Degen. — Derselbe Meister ist Verfasser eines Vaudevilles.

Die Nothwendigkeit ist in allen Dingen, auch in der Philosophie, der beste Meister. Nicht alle Damen finden gerade das, was sie bedürfen, und die trösten sich mit der neuen Maxime: l'Amour altère le Caractère. Die Mehrzahl meint aber noch immer, daß un peu d'amour und un Troubadour die nöthigsten Dinge nach dem täglichen Brote wären, und ihr Beyspiel zeigt, daß ihr Charakter dadurch ganz und gar nicht alterirt, ja erst recht geläuhet würde.

Der Zulauf zu den Ehren-Garden geht wirklich über alle Vorstellung; fast jedes Departement stellt mehr als ihm zugeschrieben wurde. Die ganze Stadt zerbrach sich neulich den Kopf über den Entschluß eines jungen Mannes, eine Lieutenantsstelle in jener Garde zu nehmen, ungeachtet er 500.000 Franken Renten, einen prächtigen Landsitz und eine schöne Frau hat. — „Aber er hat ja eine schöne Frau! — Manchen Leuten muß man auch Alles zwey Mal sagen!"

Seit langer Zeit erschien nichts Witziges im Karrikatur-Fache. Endlich brach ein Liebhaber die lange Dürre mit vier recht artigen Blättern: l'Original — le jour de barbe — le diner du politique und Mr. Poudreux. Freunde dieser Art Darstellungen werden sich befriedigt finden.

Die Zeit der Mirlitons ist wieder da. Es sind kleine Pfeifen von Rohr, eine Art Chalumeaux, womit sich die Besucher des St. Clouds-Festes beschenken, um damit die Länge des Heimwegs und manches Andre zu verpfeifen. Die Ausländer aber müssen ein recht unmusikalisches Gehör haben, weil sie sich immer die Ohren dabey zuhalten. Vermuthlich stammen diese Mirlitons noch aus den süßen Zeiten von 60 bis 90 her, wo Alles Schäfer und Schäferin war.

W.

Nürnberg, 28. Sept.

Unser Theater, welches diesen Sommer seiner Auflösung nahe war, erhebt allmählich durch das unermüdete Bestreben des Direktors, Hrn. Reuter, sein Haupt wieder empor. Den Verlust, den es durch den Abgang mehrerer der vorzüglichsten Mitglieder, und besonders durch die heimliche Entweichung der Mad. Guhr, erlitten hatte, wurde wieder durch neuere eben so talentvolle Schauspieler, und besonders an die Stelle der Letztern durch Mad. Müller, zu unsrer Zufriedenheit ergänzt. Wir sind Hrn. Direktor Reuter um so mehr Dank schuldig, als es wirklich schwer fällt, bey jetzigen Umständen hier eine stehende Bühne nur auf eine mittelmäßige Art zu behaupten. — Außer einigen fremden Künstlern wurden wir besonders diesen Sommer durch die Anwesenheit der Mad. Gervais, (vom Carlsruher Hoftheater), der Familie Kobler, so wie des Hrn. Döbelin, (vom Stuttgarter Hoftheater), entzückt, welcher Letztere sich zu unserm großen Vergnügen noch auf etliche Tage hier befindet. Er wußte sich als Franz Bertram im Bruderzwist, als der ältere Klingsberg, als Langsalm im Wirrwarr, als Barthel im Fest der Winzer und besonders als Grundmann im Magnetismus, so wie in mehrern andern Rollen allgemeinen Beyfall und bleibende Erinnerung zu verschaffen.

Zu unserm Vergnügen besteht jetzt hier außer der National-Bühne auch seit einiger Zeit ein Liebhaber-Theater, welches, so klein und beschränkt es auch noch ist, doch durch die unermüdete Thätigkeit und die — bey dergleichen Gesellschaften so seltene — Einigkeit der Mitglieder eine sehr angenehme Unterhaltung sowol für die Theilnehmer, als auch für die Zuschauer gewährt. Den Liebhabern des Schönen muß dieses um so willkommner seyn, als sich unsre Stadt schon seit einigen Jahren nicht mehr des Vorzugs erfreut, ein ähnliches zu besitzen; wir sind daher dem Unternehmer desselben, Hrn. Meichelt, in jeder Hinsicht für seinen unermüdeten Eifer und seine immer rege Thätigkeit, um das Theater immer mehr und mehr zu vervollkommnen, vielen Dank schuldig, und es wäre blos zu wünschen, daß er sich in Verbindung mit den übrigen Theilnehmern angelegen seyn liesse, für ein grösseres Local zu sorgen, damit die Zuschauer des lästigen Gedrängs, welches bey jeder Vorstellung Statt hat, überhoben wären. Das gegenwärtig spielende Personal zählt vorzüglich einige äußerst gute Subjekte, welche manche öffentliche Bühne aufzuweisen sich vergeblich bemüht. — Die Vorstellungen werden alle vierzehn Tage am Montage gegeben.

Vergangenen Sonntag erfreute uns auch Hr. Baur jun., der nämliche, dessen optisches und mechanisches Kunst-Kabinet vor etlichen Jahren sowol hier, als auch auswärts ungetheilten Beyfall einerntete — mit einer aerostatischen Belustigung, welche wegen dem schönen, heitern Wetter zur allgemeinen Zufriedenheit ausfiel.

F.........r.

Nro. 242.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 9. Oktober, 1813.

Ihr müsst gebessert seyn, ihr müsst die Geißel fühlen.

Michaelis.

Sinngedichte.

Von Weisser.

1.

Peters Verwünschung.

O Weib, zum Teufel wünsch' ich dich!
Doch halt! Gott woll' es mir verzeihen!
Den schlimmen Wunsch muß ich bereuen:
Der arme Teufel jammert mich.

2.

Dichterzweck.

Nicht in den Tempel des Ruhms will Bardus reimend gelangen,
Oeffnet sein treffliches Werk eine Garküch' ihm nur.

3.

Das Geisteskind.

Mein Kind, mein einziges, spricht Thrax, und legt, der Thor!
Sein kaum geschriebnes Werk uns vor.
Er hat der Rechte, traun! mehr als er selber glaubt:
Ein Kindermord ist ihm erlaubt.

4.

An einen Erzbösewicht.

Den Tod ich dir gewünscht? Verleumdung, Freund, ist dies;
Solch einen Wunsch würd' ich mir nie vergeben;
Nein, hings von mir nur ab, behieltest du gewiß
Dereinst am Galgen selbst das Leben.

5.

Beym Tod unsers Arzts.

Schnell hat Lupin, der Arzt, sich dieser Welt empfohlen.
Der müde Tod wünscht sich ein wenig zu erhohlen.

6.

Der Stern.

Ihr scherzet! Rolf, der Phantast, ein Stern am dichterischen Himmel?
Treffliches Fernrohr, im Ernst, dem die Entdeckung ihr dankt!

7.

Der unvernehmliche Prediger.

Zwey Stunden murmelte der Pastor Stumm uns vor;
Doch leider! ihn vernahm kein Ohr;
Drum schlichen wir uns auch, Der früher, Jener später,
Davon, und Gott wirds uns verzeihn;
Denn leichter ists hier, wahrlich, Thäter,
Als Hörer seines Worts zu seyn.

8.

Die ungleichen Dichter.

Wenn Dichter Hyacinth der Welt
Die Werke seines Geists zu ängstlich vorenthält,
Giebt uns dafür Lupin, mehr Räuber, als Poet,
Mit jeder Meß' ein Alphabet.
Die Beyden, wahrlich, lenkt ein ganz verschiedner Trieb:
Nicht drucken lässt der Erste, was er schrieb;
Der Zweyte schrieb — für Spötter welch ein Fest! —
Er schrieb nicht, was er drucken lässt.

9.

Thraso.

Daß ja kein Witzling Thraso's lache!
Zwar hält er in der Schlacht nicht Stand;
Doch hält ers mit der guten Sache,
Und zittert für das Vaterland.

10.
Beym Grabe des Bibulus.

Freund Bibulus liegt hier verscharrt!
Mir, der ich christlich fühl' und denke,
Mir scheint des Armen Loos zu hart:
Denn ach! das Grab ist keine Schenke.

Patrick Henry.

Der Gouverneur von Virginien, Patrick Henry, war einer der beredtsten und ausgezeichnetsten Vertheidiger der Rechte seines Vaterlandes gegen die brittische Uebermacht und Gewalt. Als Mitglied der Versammlung von Virginien im J. 1765 machte er ihr den Antrag verschiedener Beschlüsse, welche von seinem Freyheitsgeiste zeugten, und eine gute Aufnahme fanden. Die ersten Beschlüsse gegen die Stempelacte befanden sich darunter. Die General-Versammlung sollte zu Folge eines dieser Beschlüsse das ausschließliche Recht besitzen, in den Kolonien Steuern auszuschreiben; die Debatten hierüber wurden so hitzig, daß Henry (insofern man dem Zeugniß des Hrn. St. Edman Glauben beymißt), im Eifer gegen die willkürlichen Maßregeln Großbritanniens ausrief: „Cäsar fand einen Brutus, Karl I. einen Cromwell, und Georg III. . . .;" hier ward der Redner unterbrochen und zur Ordnung gerufen.

Im J. 1774 ward Henry Deputirter des Staates von Virginien zum ersten Congreß, und noch im nämlichen Jahre Mitglied des Ausschusses, welcher die Adresse an den König abfasste. Als im May 1775 Lord Dunmore einen Theil des im Magazin von Williamburg vorräthigen Pulvers einschiffen ließ, rief Henry die Frey-Kompagnien der Grafschaften Hannover und König Wilhelm zusammen, und führte sie nach Williamsburg, um entweder Bezahlung oder Rückgabe des eingeschifften Pulvers zu erhalten. Dieses geschah auch, und der Königliche Obereinnehmer stellte ihm eine Zahlungs-Anweisung für den Werth des Geforderten aus. Der Gouverneur traf aber alsdann ungesäumt Sicherheit-Anstalten für seinen Pallast, und erklärte durch ein Proklama alle diejenigen, welche an jener Forderung Theil genommen hatten, für Aufrührer. Dieser Schritt veranlasste verschiedene Versammlungen der Einwohner, worin Henry's Benehmen gebilligt, und der Entschluß, ihn zu unterstützen, ausgesprochen ward. Im J. 1775 war er nicht wieder als Deputirter zum Congresse gewählt worden, weil seine Gegenwart und seine Dienste zu Hause nothwendiger erachtet wurden. Im J. 1776 hingegen, nach Lord Dunmore's Entfernung, ward Henry zum Gouverneur ernannt; er blieb mehrere Jahre an dieser Stelle, und arbeitete mit vielem Eifer für die Sache der amerikanischen Unabhängigkeit. Als er zu Anfang 1778 einen anonymen Brief erhielt, der das gute Einverständniß zwischen ihm und dem Oberbefehlshaber zu stören versuchte, übersandte er denselben an Washington, um einer Seits ihn von seiner Freundschaft zu überzeugen, und andrer Seits ihn zu warnen, daß er auf seiner Hut seyn möchte.

Im J. 1778 ward Henry mit einigen andern der angesehensten Staatsmänner Virginiens zum Mitgliede des Conventes ernannt, welcher mit der Prüfung der Verfassung der vereinten Staaten beauftragt war; er verwandte bey dieser Gelegenheit seinen ganzen Einfluß, um die angetragnen Aenderungen zu hintertreiben. Er hielt nämlich dafür, jede Veränderung könne der Freyheit nur gefährlich seyn; der alte Bundesverein habe Amerika während seiner Kriege geschützt und seine Unabhängigkeit gesichert; es bedürfe derselbe auch nur höchstens einiger Zusätze und Verbesserungen. Durch die angetragne neue Verfassung ginge, glaubte er, die Souverainetät der Staaten zu Grunde, und mit ihr verschwänden auch alle Rechte und Privilegien des Volkes. Den Mangel einer Bill der Rechte hielt er für ein wesentliches Gebrechen derselben; die Verfassung aber in Hoffnung künftiger Verbesserungen annehmen, hieße sich der Tyranney unterwerfen, in der Hoffnung, sich künftig davon wieder frey zu machen. Er schlug demnächst eine Bill der Rechte und andere Verbesserungen vor, und verlangte, dieselben möchten, noch ehe die Ratifikation der vorgeschlagnen Regierungsform Statt fände, den übrigen Staaten mitgetheilt werden; aber seine Meinung unterlag. Die von Pendleton, Randolph, Madison und Marshall vorgetragnen Gründe siegten über Henry's Beredsamkeit; die Verfassung ward zwar nur mit einer schwachen Mehrheit angenommen, zugleich jedoch wurden Henry's Bill der Rechte und die andern von ihm gewünschten Verbesserungen den übrigen Staaten mitgetheilt; einige davon sind nachher der Bundesverfassung einverleibt worden, mit welcher sich denn auch Henry später aussöhnte; sey es um dieses letztern Umstandes willen, oder weil die Erfahrung seine Ueberzeugungen änderte.

Als im J. 1795 Randolph die Staats-Sekretärstelle niederlegte, ward Henry durch Washington zu dessen Nachfolger ernannt; aber seine geschwächte Gesundheit erlaubte ihm nicht, dem ehrenvollen Rufe zu folgen. Im November 1796 ward er nochmals Gouverneur von Virginien; er legte jedoch auch diese Stelle bald wieder nieder. Zu Anfang des Jahrs 1799 wollte der Präsident Adams ihn mit den Herren Ellsworth und Murray nach Frankreich senden; in seiner Antwort an den Staats-Sekretär entschuldigte er die Nichtannahme des Rufes mit seinem hohen Alter und seiner geschwächten Gesundheit; der Gouverneur Davie von Nord-Karolina ward nun statt seiner ernannt. Kurz darauf und

noch im gleichen Jahre, starb er zu Redhill, in der Grafschaft Charlotte.

Henry war ein Mann von ausgezeichneten Talenten, ein warmer und eifriger Freund der Freyheit; er besaß eine sehr überzeugende Beredsamkeit. Die Virginier waren stolz auf ihn; sie nannten ihn den Redner der Natur. Sein Aeußeres und seine Manieren waren wie die eines einfachen Pächters; gleich einfach begann und eröffnete er auch seine Reden; aber im Laufe derselben entwickelte sich das Feuer seiner Beredsamkeit überraschend, und stempelte ihn gewissermaßen zum Propheten; mit überwiegender Kraft bemächtigte er sich gleichzeitig des Verstandes und der Gemüther seiner Zuhörer, und riß alle zur Bewunderung hin.

Als Privatmann war er durch häusliche und liebenswürdige Tugenden nicht minder ausgezeichnet, als in seiner öffentlichen Laufbahn. Der Sklavenhandel war ihm im höchsten Grade verhasst. In einem darüber im J. 1773 geschriebnen Brief drückt er sich unter andern also aus: „Sollte man sich nicht wundern, daß es in einer Zeit, wo die Rechte der Menschheit auf's Feyerlichste anerkannt und angerufen werden, und besonders in einem Lande, das als die Wiege der Freyheit betrachtet werden kann, Menschen gibt, welche sich zu der wohlthätigsten und menschenfreundlichsten aller Religionen bekennen, und dennoch zugleich einem Grundsatze huldigen, der aller Menschlichkeit eben so sehr entgegengesetzt ist, als er dem Evangelium widerstreitet und die Freyheit zerstört. Leider besitze ich auch selbst gekaufte Sklaven; die bestehenden Verhältnisse haben mich hingerissen, aber ich kann und will mich deshalb nicht rechtfertigen; ich hoffe, die Zeit wird kommen, wo wir der abscheulichen Sitte vollends entsagen. Was wir jetzt thun können, besteht darin, mitzuwirken, daß diese Zeit so bald möglich eintreffe; möge es noch bey unsern Lebzeiten geschehen, und mögen wir das Mitleid mit dem unglücklichen Schicksal unserer Sklaven und den Abscheu vor aller Sklaverey an unsere Nachkommen übertragen!"

Die öffentlichen Blätter verbanden mit der Anzeige von Henry's Tod die ehrenvollsten Zeugnisse der Liebe und Achtung seiner Mitbürger. Es zeichnet sich unter denselben ein Aufsatz aus, der mit den Worten begann: „Klage, Virginien! klage, du hast deinen Beschützer verloren!"

Der Zusammengeschrumpfte.

Doktor Spon, bekannt durch seine Reisen in Italien, Dalmatien, Griechenland u. s. w. erwähnt in seiner lehrreichen Reisebeschreibung einer sonderbaren Krankheit. Er bezieht sich dieserhalb auf den offiziellen Bericht eines verpflichteten Stadt-Chirurgen zu Sedan, Namens Banda. Treu übersetzt, lautet dieser Bericht, wie folgt:

Den 25. Januar 1651, sagt Banda, verstarb allhier Peter Siga, Bürger und Einwohner zu Sedan. Seit zwey Jahren war er nicht mehr im Stande, sich in aufrechter Stellung zu erhalten. Früher verspürte er heftige Schmerzen an der einen Ferse, die in kurzer Zeit das Knie ergriffen, und sich endlich bis an die Schenkel und Hüften erstreckten. Nach manchen vergeblichen Versuchen, ihm Erleichterung zu verschaffen, war er genöthigt, an Krücken zu gehen. So schleppte er sich ein ganzes Jahr hindurch mühsam von einer Stelle zur andern. Endlich konnte er nicht mehr gehen, und nun war er genöthigt, sich auf das Bett zu legen, von welchem er nie wieder aufstand. Die Knochen an seinen Füßen, Schenkeln und Hüften, wurden so weich, daß sie jede Gestalt annahmen. Man konnte sie biegen, wie man wollte, rund, dreyeckig, viereckig, sie blieben, wie man sie legte. Endlich zogen sich die Sennen bis an ihre Anfänge zurück, weil sie nicht mehr an die gänzlich destruirten Knochen sich anschließen konnten. In seinen frühern Jahren war der Patient ein starker wohlbeleibter Mann; jetzt schrumpfte er zusammen, wie ein Kind von vier Jahren. Seine Brust war so spitzig, wie die eines abgezehrten Vogels. Eine Serviette war zureichend, seinen ganzen Körper zu bedecken. Zu Anfang seiner Krankheit empfand er heftige Schmerzen; in den letzten Jahren seines Lebens waren sie erträglich; er aß mit großem Appetit bis zwey Tage vor seinem Hinscheiden. Dewea.

Nachlese.

Wie alt sind Sie? ward ein Irländer gefragt. „Sechsundzwanzig Jahre," sprach er, „wiewohl ich im Grunde siebenundzwanzig alt seyn sollte; denn meine Mutter hat ein Jahr vor meiner Geburt eine fausse couche gemacht."

*

Der schottische Arzt Rogertson bezeichnete Necker's Krankheit im Jahr 1786 als une ambition rentrée.

*

Ein Hr. Grimm übersetzt Blood-Hound, was Spürhund heißt, komisch in Bluthund. Vermuthlich würd' er in Gray Friars (Kapuziner) graue Freyer wittern.

*

Der Kanzler d'Aguesseau, ein Mann von hohem Geist und vorzüglichen Kenntnissen, war sehr unentschlossen. Von seinem Sohne galt das Umgekehrte. Einst sagte dieser zu jenem: Mein Vater, Sie wissen Alles, und entscheiden doch über nichts. „Mein Sohn," antwortete der Kanzler; „du weißt nichts und entscheidest doch über Alles!" S.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 20. Sept.

Der Vizekönig von Italien hat der Kaiserin einen prächtigen Dreyfuß von vergoldetem Silber zugeschickt, der nach einem antiken, zu Herculanum aufgefundenen, gemacht worden ist. Er kommt aus der Königlichen Goldschmiede-Fabrik zu Fontana, neben Mailand, und übertrifft den antiken weit in Hinsicht der Arbeit. Er ruht auf einem Lapis Lazuli. Drey Sphinxe machen die drey Füße aus; sie tragen eine prächtige Schale, deren Inneres mit einem Medaillon, und rings umher mit Medaillen geziert ist. Die Gebrüder Manfredini, welche die Aufsicht über die Königliche Fabrik zu Fontana haben, erwerben sich durch dieses Meisterstück der

Goldschmiedekunst ein groses Verdienst. Man hat es in das Gemach der Kaiserinn zu St. Cloud aufgestellt.

Zu den Erforderniſsen der neuesten Mode gehört ein Lorgnon oder Fernglas aus dem Palais-royal; es ist sehr leicht und elegant; junge Herren und Damen vom guten Tone sind Alle damit versehen, obschon es beynahe zwey Louisd'or kostet. Der Morgen-Anzug oder die Chenille eines Petit-Maitre besteht fast ganz aus Seide, theils grober, theils feiner, nämlich einer Mütze von roher Seide, einem seidenen Halstuch, einer Weste mit Aermeln von bourre de soie, einer Hose mit Strümpfen von eben dem Stoffe und dazu Chaussons ebenfalls von bourre de soie. Man hat auch angefangen, einen indischen gestreiften Stoff, der aus Seide und Baumwolle besteht, und Sirsakas heißt, in Frankreich nachzumachen. Sie sollen gut gerathen, und vor den indischen den Vorzug haben, daß sie glänzen.

Eine große Umwälzung geht, der Versicherung des Moden-Journals zu Folge, in den Boudoirs der eleganten Damen vor. An die Stelle der Figuren aus Porzellain-Biskuit von der Sevres-Fabrik erscheinen die Büsten alter Philosophen; an die Stelle der künstlichen Blumen in Rahmen, der alabasternen Vasen und der vergoldeten Porzellaingefäße, kommen Muster von Mineralien, Versteinerungen und Muscheln. Landkarten verhüllen die Leda's und die Psyche's. Ein Buch mit weissem Papiere hat auf dem Tische das alte Souvenir verdrängt, und das Kanape hat einen ernsthaften Namen bekommen. Es heißt nunmehr Divan, wie der Staatsrath des türkischen Kaisers. Ist dies nicht ein hübscher Anfang zur Bekehrung der leichtsinnigen Pariserinnen? Doch, da die Mode sich über Alles erstreckt, so könnte diese Veränderung auch wohl nur eine bloße Laune von ihr seyn, auf die bald wieder eine ganz verschiedene folgt! Uebrigens schreitet der Aufwand immer fort, und wird sogar in den Läden der Apotheker sichtbar. Vormals waren es Boutiken, jezt sind es Laboratorien, und anstatt des Titels: Apotheker steht mit goldnen Buchstaben: Pharmacien davor. Das Wort Apotheker ist beynahe zur Geringschätzung geworden. Die weissen Töpfe mit blauen Aufschriften, und papiernen Deckeln, die gemeinen Gläser, die Schubladen von Eichenholz und die blechernen Büchsen sind verschwunden. Dagegen zieren porphirne Urnen, Vasen von vergoldetem Porzellain, Flacons von geschnittenem Kristall, Kästchen von Citronenholz und Casseletten von vergoldetem Silber die schönen Läden; anstatt der starken oft widrigen Gerüche, bemerkt man nur einen angenehmen Duft, und anstatt der Provisoren von der traurigen Gestalt laboriren elegante Petits-Maitres und rühren unter dem Absingen eines Liedes aus Jean de Paris die Elixire um.

Das schöne, dieses Jahr so seltne, Wetter lockte gestern wieder eine Menge Menschen nach St. Cloud, um dem vorlezten Sonntage des Jahrmarktes beyzuwohnen. Im Tivoligarten wurde zum zweyten Mal eine Luftjagd gegeben. Die erste hatte zu einem sonderbaren Auflauf bey Meaux Anlaß gegeben. Eine von den Luft-Figuren, das wilde Schwein nämlich, war in einem Gebüsche neben Meaux niedergefallen, und da sie noch etwas Brennluft enthielt, so bewegte sie sich hin und her. Ein Bauer, der sie sah, lief eiligst zum nächsten Dorfe und verkündigte, im Gesträuche habe er ein ungeheures wildes Thier gesehen, das schrecklich sey. Gleich liesen eine Menge Bauern zusammen mit Flinten und Mistgabeln. Als man beym Gesträuche ankam, und sich etwas darin bewegen sah, fiel Alles darüber her, und das arme Thier fiel unter tausen Schüßen und Stichen — luftleer nieder. Erst dann erkannte man staunend, was es war.

Eins der besten Theaterstücke, welche seit Anfang dieses Monats gegeben worden sind, ist die komische Oper: Valentin, oder der romaneske Bauer, in drey Aufzügen, Text von Picard, Musik von Berton. Der Inhalt desselben ist ziemlich mager. Ein origineller Bauer wird von seinem Gutsherrn auf das Schloß geführt, um daselbst als Muster zu einem Gemählde von van Dyck zu dienen, das der Herr mahlen läßt. Der Bauer, der sich auf einmal in die schöne Welt versezt sieht, glaubt, es stehe ihm ein glänzendes Schicksal bevor, und fängt an, eine Rolle nach Art der Grosen zu spielen. Er wird endlich aber von dem Gutsherrn aus seinem Traume gerissen. Auf diesen Grund hat der geschickte Theater-Dichter Picard ein sehr lustiges Stück gebaut, worin er, wie in allen seinen Stücken, eine grosse Kenntniß der Welt verräth. — Die berühmte Sängerinn Festa hat die italienische Oper verlassen; sie hat in den Zeitungen bekannt gemacht, es geschehe, weil ihr der Theater-Direktor, Hr. Paer, eine Rolle habe aufdringen wollen, die keine Prima-Donna-Rolle sey. Dagegen hat die Theater-Administration bekannt machen lassen, Hr. Paer habe gar keine Schuld; Mad. Festa sey eine eigensinnige Frau, man habe schon an ihre Stelle eine berühmte Virtuosinn engagirt u. s. w. Wer recht hat, weiß man nicht; daß aber die italienische Oper eine große Sängerinn verliert, ist unbezweifelt, und wird von allen Musikliebhabern sehr bedauert.

Nach einem neulich erschienenen Werke des Hrn. Martine, über die Theatermusik ist dieselbe jezt in Frankreich sehr im Verfall. Gretry, Monsigny, Dalayrac und einige andre Kompouisten haben die glänzendste Epoche der französischen Theatermusik beschlossen. Die Neuern, als: Cherubini, Mehul, Catel, Lesueur u. s. w. haben sich zwar als treffliche Tonkünstler bewiesen, aber bey Allen scheint doch ein allgemeiner Fehler vorzuherrschen, daß sie allzusehr der Harmonie huldigen, und den Gesang mit allzugroßem Geräusch von Instrumenten begleiten. Bey dieser Gelegenheit muß bemerkt werden, daß die Franzosen diesen Fehler auch unserm Mozart vorwerfen, und man muß gestehen, daß er ihn zuweilen verdient hat. D.

Räthsel.

1.

Ich, nur Gebein und Haut, in Städten allenthalben
Des Sommers thätig, komme mit den Schwalben
Die lange Winterzeit zu langer Ruh.
Ab werf' ich meine Haut zuweilen, wie die Schlangen.
Ich küß', o Schöne, dich auf Mund und Wangen,
Selbst auf den Busen, und du gibst es zu.
Ein Nerv hält meinen schlanken Leib zusammen;
Mich trennest, ohne mich zu trennen, mühlos du.
Flugs in der Stille mildr' ich deine Flammen
In Gegenwart neidloser Cicisbeen.
Du kannst mit mir verstohlen Alles sehn,
Und öfter muß verwegner Liebe Sklaven
In deinem Namen ich belohnen oder strafen. Hg.

12.

Der weder sizt, noch liegt, noch steht,
Ruht hier, so lang der Wind nicht weht. G.

Logogriph.

Er ist den Welschen, Galliern und Britten,
Sehr oft ihr Dollmetsch, glücklich nachgeschritten,
Er, dessen Lieder wir noch gerne lesen.
Kommt er hinweg, so ists das höchste Wesen. G.

Auflösung der Räthsel in Nro. 236. Schlüssel. Lichtflamme.

Nro. 243.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 11. Oktober, 1813.

Entleg'nes Holz, wo kaum ein scheuer Vogel klagt,
Scheu vor dem größern Thier, dem Menschen, scheu vor'm Wetter,
Er findet Ruh und Schutz im Schatten deiner Blätter:
Gewähr' auch mir die Ruh, die mir die Welt versagt!

v. Creuz.

Waldleben.

(Aus einer noch ungedruckten größern Dichtung.)

Sey willkommen, Wandersmann,
In des Waldes Einsamkeit!
Was ein armes Leben freut,
Hier man einzig finden kann.

An der Quelle ruht das Reh,
Drossel über freyen Sang;
Waldesnacht mach' dir nicht bang,
Grün thut keinem Auge weh.

Bach und Thau gibt kühlen Schein,
Blume blühet ungepflückt,
Tief in Klüften, nie erblickt,
Schlummert Gold und Edelstein.

Eile nicht zu Stadt und Thal!
Eine Mühle treibt der Quell:
Drossel, so gesungen hell,
Sitzt im Bauer stumm und kahl.

Aus der Erde stillem Schoß
Reißen sie den Edelstein;
Wie ein Auge giebt er Schein,
Das von Thränen überfloß.

Armer, armer Wandersmann!
Weil' o weil' in Waldesnacht!
Draußen Mond und Sonne wacht,
Sieht dich jeder fragend an.

Aber hier in Waldesschoß
Gehst du einsam mit dem Quell,
Siehet dich kein Auge hell,
Als der Thau auf Blum' und Moos.

Justinus Kerner.

Landschaftmahler M. Verstappen aus Antwerpen.

Neuestes Bild von ihm, eine italienische Frühlingsgegend vorstellend.

Rom, im April 1813.

I.

Kunstwerke, die einen bestimmten Charakter tragen, durch welchen sie mit Recht auf den Namen von Kunstwerken Anspruch machen können, sind als kunstgeschichtliche Denkmale zu betrachten, denen jeder unbefangene Beachter artistischer Verdienste den ihnen gebührenden Rang zuzugestehen schuldig ist. Dem ächten Künstler liegt freylich zunächst an dem innern Gehalt und Werth seines Werks, da dieses ihn und jedes Urtheil des Augenblicks überleben soll; aber das Urtheil seiner Zeitgenossen kann ihm nicht gleichgültig seyn, dafern es nur gerecht, das heißt, dafern es von deutlichen Begriffen ausgeht, bey welchen die allgemeinen Forderungen der Kunst mit der Würdigung des einzelnen Kunstprodukts in gehöriger Beziehung auf einander stehen. Nur ein solches Urtheil dient ihm zur Aufmunterung und zur Vervollkommnung in seiner Kunst; nur ein solches befördert seinen bleibendern Ruhm oder Nachruhm. Jede andre Schätzung artet leicht in übertriebnes Lob oder in willkürlichen Tadel aus.

Verstappens Arbeiten gehörten schon seit mehrern Jahren zu den gesuchtesten. Man ist aber in der Beurtheilung seiner Arbeiten nicht immer mit Unpartheylichkeit

zu Werk gegangen. Viele lobten unbedingt, und eben so Viele tadelten mit einer Strenge, die zur Ungerechtigkeit führte. Eine genauere Auseinandersetzung des Verdienstes dieses Künstlers scheint daher, wo von einer seiner ausgezeichnetern, neuesten Arbeiten die Rede ist, nicht an unrechtem Ort zu stehen.

Auch abgesehen von dem großen allgemeinen Beyfall, den Verstappens Gemählde fanden, wiewol ein solcher Beyfall immerhin ein günstiges Vorurtheil erweckt, — läßt es sich behaupten: daß seine Arbeiten zu den ausgezeichnetern der neuern Landschaftkunst gehören. Er war unermüdet, die Natur in ihren Effekten, wie im Detail des Einzelnen nachzuahmen, und nie verließ er den Weg des Studiums der Natur. Es kam ihm das zu Statten, daß er die Kunst des Mahlens, und das viele Praktische, das sie fordert, schon besaß, ehe er nach Italien kam. Deßwegen gelang es ihm in kürzerer Zeit, als es sonst in der Regel geschieht, die hiesige Natur in ihrer Freundlichkeit darzustellen, während häufig das richtigste Empfinden an den Klippen des Mechanischen bey der Darstellung scheitert. — In seinen Himmeln herrscht Reinheit und Klarheit. Sein Grün ist saftig, seine Schatten sind durchsichtig. Er mahlt die Spiele des fallenden, den glänzenden Schein des ruhenden Wassers mit Erfolg. Er stellt das Sonnenlicht leuchtend dar; er darf sich nicht scheuen, die Tinten einer hellen Mondnacht für zauberische Effektstücke zu mischen. Dabey sind seine Figuren als Staffage gefällig-natürlich, und er hat das ausgezeichnete Verdienst, seine Bilder als Ganzes zu fassen, nichts zu vernachlässigen, nichts mit Aengstlichkeit zu behandeln. Man kann sagen, daß Verstappen kein Bild mahlte, das nicht irgend etwas Annehmliches hatte, das zur allgemeinen Empfindung sprach.

Dies rührte daher, daß er von jeher seine Darstellungen aus der Natur nahm, daß er seine Bilder mit Liebe empfand, und daß er sein Empfinden — wie auch, zumal in seinen frühern Gemählden italienischer Natur noch Vieles vermisst werden konnte, mit Leichtigkeit auszudrücken wusste. Selbst sein unablässiger Fleiß kommt hiebey in Anschlag. Kein römischer Landschaftmahler hat in wenigen Jahren mehr Arbeiten, die sogleich Liebhaber fanden, vollendet, als er.

Vielleicht wird man dagegen sagen: „Es wäre besser, er mahlte nur Weniges, aber dasselbe vortrefflich," (wiewol Verstappens Bilder so ausgeführt sind, daß sie in dieser Hinsicht nichts zu wünschen übrig lassen.) Noch Andre werden sagen: „Man sieht in allen seinen Bildern die niederländische Palette," oder: „Seine Kompositionen haben nichts edles Großes," oder gar: „Er hat keine Idee von Komposition." — Solche und ähnliche Urtheile erregen schon durch ihre Ungemessenheit und das Absprechende darin einigen Zweifel gegen diese Art zu urtheilen, und am Ende läuft es doch darauf hinaus, daß selbst der Unbefangenste nicht mehr sagt, als: „Ich sehe die Natur anders," wobey immer wieder die Frage bleibt: „Ob dieses Andersehen Andre befriedige?"

Billig im Urtheil zu seyn, ist in der Künstlerwelt eben so selten, als es im gesellschaftlichen Leben selten zu seyn pflegt. Unter dem Vorwand, der höchsten Forderung der Kunst nichts vergeben zu dürfen, ist man ungerecht gegen das wirkliche Verdienst. Es wäre aber zu wünschen, daß man zuerst diesem Gerechtigkeit widerfahren liesse, und dann sagte: „Was man vermisst, was man anders wünscht, was das Höhere wäre."

Mit Billigkeit kann man von keinem Künstler mehr verlangen — denn nur den Wenigsten dürfte es vergönnt seyn, den Ersten in ihrem Kunstfach sich an die Seite zu stellen — daß in seinen Bildern Eigenthümlichkeit herrsche, und daß dieses Eigenthümliche einen bestimmten Werth habe. —

Wer nicht blos einzelne Gemählde von Verstappen gesehen hat — was vielleicht bey den Mehrsten der Fall ist, die über ihn aburtheilen; — wer Alle oder die Mehrzahl derselben sah, wird eingestehen: daß ein idyllisches Auffassen ländlicher Natur in einfach gefälligen Ansichten oder Effekten, nach der Natur beobachtet und gemahlt — das eigenthümliche Verdienst seiner Arbeiten sey. — Er schafft Weniges aus freyer Idee, aber er gibt auf eine erfreuende, anspruchlose, veredelnde Weise wieder, was ihm die Wirklichkeit zeigte. — Es mag seyn, daß sich immer einige Manier in seine Behandlungsart einmische, aber diese Manier ist ihm eigen, und man vermisst in ihr den Naturcharakter nicht, wenn dieser auch noch auf andre und vollkommnere Weise dargestellt werden mag. Nicht mit Unrecht konnte man von vielen, besonders seiner frühern, Bilder sagen, daß sie nicht genug zarte italienische Farbenbrechung hatten, daß man, zumal in den Vordergründen, zu viel von dem in's Braune und Gelbe spielenden Kolorit der niederländischen Landschaftmahler sah. Dagegen aber wird Niemand läugnen, daß in seinen Arbeiten eine vollendete Ton-Harmonie herrscht, und so wie kein Künstler in allen seinen Werken gleich ist, so muß auch Verstappen nur aus der Mehrzahl seiner gelungnern Arbeiten beurtheilt werden.

Zur Kunde der Kolonie auf Sierra-Leona und ihrer nächsten Umgebungen.

(Aus englischen Blättern.)

Auszug aus einem Briefe von Sierra-Leona.

Den 10. April 1809.

Kürzlich begab sich der Gouverneur der Kolonie in Begleitung der Mitglieder des Raths, einer Anzahl Milizen und vieler Landeseinwohner nach dem Ufer des, wegen

der vielen in dessen Nähe lebenden wilden Schweine, sogenannten Schweinflusses, um zu einer, unter dem Namen Kingston in Afrika zu erbauenden, Stadt den Grundstein zu legen.

Der zu dieser Stadt angewiesene Platz, bis zu welchem bereits eine Landstraße angelegt ist, liegt, etwa fünf Meilen von dem Hauptorte, in den zu letzterm gehörigen Ländereyen, und scheint in mehr als einer Hinsicht sehr wohl gewählt. Nicht nur ist in der Runde umher der Grund und Boden von vortrefflicher Beschaffenheit, sondern es ist auch ein Ueberfluß an Wasser vorhanden, und der ganze Platz bildet einen Winkel an der Mündung der zwey beträchtlichsten Flüsse der Kolonie, zu dem wol schwerlich ein Feind sollte vordringen können, ohne sich bedeutendem Verluste auszusetzen.

Eine große Anzahl von Afrikanern, meist von dem Stamme der Bambéra, die man zu Anlegung jener Landstraße gebraucht hatte, und die sich am Fuße des Berges Leicester, ungefähr auf der Hälfte des Weges zwischen der alten und neuen Stadt, Häuser gebaut, und ihre Herden daselbst zusammen gezogen hatten, sind von der Gesellschaft durch alle ihr zu Gebote stehenden Mittel ermuntert worden, an besagtem Orte eine beständige Niederlassung anzulegen, die nun wirklich nach ihrer Lage den Namen Leicester erhalten hat.

Auf dieses hin haben mehrere vormalige Kolonisten, denen es natürlicher Weise damit gedient seyn muß, durch einen tiefer in's Land hinein liegenden Posten ihre eingenommenen Besitzungen beschützt zu sehen, ihre seit dem im Jahr 1802 von Seite der Eingebornen erfolgten Angriffe großentheils verlassenen Pachthöfe wieder bezogen, und angefangen, dieselben von Neuem zu bearbeiten.

Am 5. April sind die im ganzen Umfange der Kolonie verkauften Afrikaner im Namen des Königs in der Meinung reklamirt worden, daß in Folge der Abschaffungs-Akte des Sklavenhandels, gleich nach Ankunft des Richters, von der Vice-Admiralität, gegen die Verkäufer ein Kriminal-Prozeß eingeleitet werde.

Von Gorréa meldet man, daß es dem dortigen Feldscherer Haddle gelungen sey, zwey Dromedare, ein weibliches und ein männliches, nebst einem jungen, anzukaufen: alle drey soll die Kolonie mit ehester Gelegenheit erhalten. Wenn auch in den bekannten Bezirken der Kolonie diese Art von Hausthieren nicht gerade die nützlichste seyn sollte, so muß sie es wenigstens im Verfolge werden, und zum Behufe des Handels und der Entdeckungen im Innern mit Vortheil gebraucht werden können. Gerade jetzt denkt man darauf, den Ochsen als Lastthier in die Kolonie einzuführen. Es ist auch nicht zu zweifeln, daß er nicht in denjenigen Bezirken, wo das Dromedar sich etwa nicht sollte einführen lassen, ähnliche Dienste, obwol weniger im Großen, werde leisten können. Schon gegenwärtig bedient man sich der Ochsen bey den öffentlichen Arbeiten mit dem besten Erfolge. Aus Gorréa und andern benachbarten Gegenden sind auch Pferde in Menge eingeführt worden.

Vor wenigen Wochen sind die Einwohner einiger Distrikte in der Nähe der Kolonie, aufgebracht über die theuern Preise der europäischen Waaren, auf den Gedanken gerathen, alle ihre Häfen zu sperren. Zu dem Ende hinhaben sie eine große Flottille von zehn Canots auslaufen und der Leoparden-Insel gegenüber stationiren lassen. Die Schiffsmannschaft hatte den Befehl, alle Fahrzeuge, die es versuchen würden, die Sperrung zu eludiren, wegzunehmen. Der Afrikanische Admiral ließ sich durch übertriebenen Eifer verleiten, noch über die ihm ertheilte Ordre hinaus zu schreiten. Er bemächtigte sich eines einem Kolonisten zugehörigen Fahrzeuges, und schickte den Eigenthümer, nachdem er ihn vorher sehr übel behandelt hatte, mit dem Befehle nach Hause zurück, es daselbst kund werden zu lassen, der Admiral sey gekommen, um alle und jede Schiffe, mit Ausnahme der dem Gouverneur zustehenden, anzuhalten: diese letztern wolle er, auf das Ehrenwort des Gouverneurs, daß sie sein Eigenthum seyen, passiren lassen.

Mit dem Cadetten-Institute zu Sierra-Leona geht es bedeutend vorwärts. Man hat im Sinne, junge Eingeborne zu erziehen, und sodann als Officiers bey der afrikanischen Armee anzustellen. Einer der Lehrer, die nach England waren geschickt worden, hat jetzt eine Stelle bey dieser Anstalt angenommen. Die Cadetten sollen die Uniform der Milizen, auch Commis-Brot, wie die Soldaten, erhalten; und allererst im Lesen und Schreiben, späterhin aber in der Mathematik, der arabischen Sprache, und der englischen Literatur unterrichtet, vor Allem aber an Gehorsam und Disciplin gewöhnt werden. Eine der Kasernen des Forts Thornton ist ausschließlich zum Gebrauche für die Cadetten überlassen, und neben dem bereits erwähnten Lehrer noch ein Sergeant von dem Corps Royal-Africain an die Spitze der Anstalt gestellt worden.

Zwey Stücke schweren Geschützes stehen bereits auf ihren im Lande verfertigten Laffeten. Auch die Straßen hat man gehörig in Ordnung gebracht, und bald wird sich die Kolonie der bis jetzt entbehrten Bequemlichkeit des Fuhrwerks zu erfreuen haben. Der Hafen von Sierra-Leona, der manchmal Ausbesserung nöthig hatte, beschäftigt gerade jetzt eine Menge Hände, und man glaubt, er werde nach Vollendung der Arbeit vier Mal mehr Schiffe als bisher fassen können. —

Gnome.

Sey der Mode nie beflissen
Ob der Nachbarn Klatscherey.
Frage dich! — Nur dein Gewissen
Spricht dich schuldig oder frey.

Hg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Kassel.

Auf Verlangen des Grafen Gottorp wurde die herrliche Oper: Euphrosine, von Mehul, gegeben. Diese Wahl gewährte einen günstigen Schluß auf seinen Geschmack in Hinsicht auf die von großen hochgedachten Sätzen reiche Musik. Die Rollenbesetzung war sehr gut ausgefallen, und selten dürfte man wol auf einem Theater mehr passendes Aeußeres mit Pracht und Eleganz der Kleidung vereint finden. Das Orchester war in der sehr schweren und verwickelten Begleitung so einstimmig, daß ihr hoher Gehalt dem Kenner recht ergeplich erklang. Mlle. Lobe hat wenig gute und reine Stimme, ist aber treffliche Schauspielerinn, welches in dieser Rolle vielbedeutend ist. Der Anstand dieser edeln Gestalt, die vielsprechende Mimik ihrer Züge erfreuten und erschreckten zugleich, besonders in dem furchtbar schönen Duette: Gardes vous de la jalousie, dessen Intonation für beyde Theile schwer ist, besonders bey dem erschütternden Affekt, den der sonderbare Gedankengang ausdrückt. — Wären die Quartette und Quintette von Mozarts Don Juan nicht, jeder Kenner der Musik, und selbst Komponisten müßten wol dies für das Größte anerkennen, was jemals komponirt ward, denn bis zur Erschöpfung wird die Spannung des Zuhörers gebracht, bis zuletzt bey dem tobenden Ineinandergreifen der Instrumente der feyerliche Schluß kommt, und es unbegreiflich bleibt, wie die beyden Singenden mit dem leidenschaftlichsten Vortrag noch ferner auf der Bühne stehen können, und nicht eher der menschlichen Natur erliegend dahinsinken.

Der 15. August, der dieses Jahr mehr noch, wie sonst, der holden Friedenshoffnungen wegen, erwartet wurde, fand, obgleich er sie nicht realisirte, viele Festlichkeiten bey seinem Empfange bereit. Lever war zu Napoleonshöhe, Messe in der Kirche zu Kassel, und Revue, Mittags Diner für die HH. Diplomaten, und Abends Theater am Hofe en grand costume, wo der Staatsrath und viele Damen eingeladen waren. Die neu komponirte Oper von Hrn. Blangini, la princesse de Caschemire, wurde zum ersten Mal gegeben. Die Geschichte der Intrigue war etwa die der Turandot, von Schiller, so daß man sie darnach bearbeitet vermuthen konnte. Viele anmuthige Ballette und neue Dekorationen vermehrten den Glanz der Vorstellungen. In einer prachtvollen Gondel fuhr die Prinzessinn über das im fernen Hintergrunde sichtbare Meer. So auch prangte eine schöne Aussicht der Stadt Caschemire. Die Musik hatte manches Angenehme, aber nichts Großes; wie denn die Kompositionen dieses lieblichen Kompositeurs mehr Werth in kleinen Stücken haben, als im Opern-Styl. Lieblichkeit ist ja auch nur die Zierde des stillern Lebens, und verliert sich oft im Gedränge der großen Welt. Die Rollen waren durchaus auch nicht glücklich besetzt, denn an die Stelle der geübten Sängerinn, Mad. Delys, war, wegen Krankheit derselben, Mlle. Clara getreten, die, trotz ihrem besten Willen, doch nie eine gute, noch weniger eine große Sängerinn wird. Mlle. Lobe, als Prinzessinn, gefiel nicht allgemein, ob zwar die stolzen herrischen Rollen ihr sonst wohl gelingen. Hr. Derubelle, der verkleidete Prinz, der die stolze Schöne besiegt, sang sehr angenehm. —

Die Messe schloß sich dicht an dieses Fest. Handel und Wandel ging, ungeachtet der kriegerischen Zeit, gut vorüber. Das deutsche Publikum hatte die Freude, sich an deutschem Schauspiel zu ergetzen, das seiner Neuheit wegen, trotz seiner Erbärmlichkeit, jubelnd empfangen wurde. Eine Gesellschaft ganz unbekannter Schauspieler hatte die Erlaubniß, viele Vorstellungen zu geben. Alle fielen so schlecht aus, daß dem gebildeten Deutschen vor dem französischen Publikum um den Ruf des guten Geschmacks seiner Mitbürger bange ward, den indessen das lange Entbehren dieses vaterländischen Vergnügens wohl entschuldigte. — Clara von Hoheneichen war das erste Stück, welches diesmal ungewöhnlich viel Zuschauer anzog. Adelungens Freund, Hr. Elsner, war ziemlich erträglich, die andern Alle wahre Karrikaturen, die nichtsdestoweniger von Parterre und Galerie beklatscht wurden. Zum Siegesfest wurden als Frey-Schauspiel die Kreuzfahrer gleichfalls mit Jubel gegeben. Einen andern Abend sah man Fridolin und mehrere Kotzebue'sche Stücke. Der König selbst beehrte das deutsche Theater, wenn nicht mit seinem Beyfalle, doch mit seiner Gegenwart. Endlich hat die schöne Gesellschaft uns verlassen, und den Abschied von allen gebildeten Deutschen gern erhalten. Man spricht aber von Errichtung eines kleinen deutschen Theaters.

Eine Freude vollkommnerer Art ward aber dem Publikum in der Anhörung des herrlichen Gesangs der ersten Sängerinn aus Hamburg, Mad. Gley. Nachdem sie in einem Hof-Konzerte Beyfall geerntet hatte, gab sie mit ihrer Familie einige recht genußreiche Vorstellungen auf der Bühne. Das erste Mal trat sie als Andromeda auf. Trotz den Hindernissen ihrer Lage, (sie ist der Entbindung nahe), war man doch erfreut, eine schöne mit Grazie gezierte Gestalt zu sehen. Nicht minder übertraf jede Erwartung ihr Gesang, der von unbegreiflichem Fleiß zeugte, dem Fertigkeit und Stärke, Kunst und Gewalt über ihre Stimme waren gleich zu bewundern. In letzterer vermißte der gefühlvolle Zuhörer etwas mehr Milde, denn einige schneidende Töne hinderten den zärtern Ausdruck, so wie die Macht, mit der sie ihre Töne gleichsam durcheinander schleuderte. Das Publikum war aber ganz bezaubert, und beklatschte die treffliche Sängerinn. Viel seltne Verdienste muß ihr auch Jeder lassen, besonders bey der Vielseitigkeit, welche sie in den andern Stücken zeigte, denn, nachdem sie wol sechs Bravour-Arien von verschiedenen Meistern gesungen hatte, und durch diese, so wie durch das Angreifende ihrer Rolle in der Andromeda, Erlaubniß hatte, ermüdet zu seyn, trat sie in drey andern Rollen denselben Abend in dem kleinen Stück: die Probe, auf, das recht artig durch unzählige eingelegte Arien, Canzonetten und Duetten zur Oper gemacht war. Hr. Gley, ihr Gatte, unterstützte sie durch gewandtes Spiel recht gut. Sein Gesang war zwar minder gut, verdarb aber doch nichts; alles Vorgetragene war sehr zweckmäßig auf seine Geschicklichkeiten berechnet, und durch ihre Kunst geleitet und unterstützt. Noch zwey Vorstellungen folgten diesen Abend, wo jedesmal die Logen doppelt sich füllten. Die alten Liebschaften, von Kotzebue, waren durch die eingelegten Singstücke wieder zur Oper umgeändert. Mlle. Gollmann trat darin mit einer lieblichen Stimme auf, von der sich viel hoffen läßt. Auch Mad. Gley wurde mit Gewalt hervorgerufen, und erschien erst nach langem Rufen, um den Lohn ihrer Kunst zu ernten. Bey der letzten Vorstellung wurden die beyden Stücke auf Befehl des Königs wiederholt. Er wohnte der Vorstellung bey. Viel Beyfall krönte wieder den kunstfertigen Gesang, und dem wiederholten Beyfall folgte ein für Mad. Gley sehr vortheilhaftes Engagement als Mitglied der Königl. Hof-Kapelle. Sie bekommt achtzehntausend Franken und freye Garderobe; geht erst nach Mannheim, um das Wochenbett zu halten, und kehrt als Hof-Sängerinn zurück. Auch werden mit dieser Hülfe oft deutsche Intermezzos gegeben werden, wo alsdann nur zu wünschen ist, daß diese brave Sängerinn ihrer Stimme minder Gewalt anthun möge, um das unangenehme Herbe und Schneidende zu vermeiden, das dem kunstmäßigsten Gesang seinen Werth benimmt, und jeden zarten Ausdruck ausschließt.

Nro. 244.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 12. Oktober, 1813.

Immer ruhig, immer heiter,
Geht sich's leichter durch die Welt.
Morgens wandr' ich wieder weiter,
Bleibe nur, wo mir's gefällt.

Gries.

Reise von Paris nach Bombay. *)

Erstes Kapitel.

Ich verließ Paris am 27. Mai 1802, um mit der Diligence nach Lyon zu gehn. Der Platz kostete mich drey Louisd'or, indessen fand ich keineswegs die erwartete Bequemlichkeit, denn die besten Plätze waren bereits von zwey Herren und einer Dame besetzt. Diese sprachen so wenig englisch, als ich französisch, und waren überhaupt die widerwärtigsten und grobhäutigsten Menschen von der Welt. Wenn ich sie zum Beyspiel bat, für einige Zeit die Plätze mit mir zu tauschen, so schlugen sie mir's nicht nur ab, sondern lachten mir auch obendrein in das Gesicht. Eben so nahmen sie jeden Abend immer von den besten Betten Besitz, während ich als Ausländer, der kein Französisch sprach, immer das schlechteste erhielt. So ging es zwey Tage lang, bis endlich eine Italienerinn, die den Cabrioletplatz hatte, meiner sich anzunehmen anfing. Sie gab mir nemlich durch Zeichen zu verstehen, ich sollte den Wirthen nur drohen, in der Diligence zu bleiben, und ihnen die Zahlung zu verweigern, so würden sie schon gefälliger seyn. Ich befolgte diesen Rath sofort denselben Abend, und spürte auch wirklich die besten Wirkungen davon.

Am fünften Tage Abends hatten wir endlich zu meiner großen Freude das langersehnte Lyon erreicht. Ich stieg in dem Hotel de Milan ab, und hörte nicht ohne Verwunderung, daß dies gerade neben dem Hause lag, worin mein alter Bekannter, der berühmte General Martin de Lucknow, war geboren worden. Da Lyon wegen seinen Färbereyen berühmt ist, so beschloß ich mit meinem Turban einen Versuch zu machen, und erhielt ihn wirklich für achtzehn Sous so schön purpurroth zurück, daß er die Farbe mehrere Monate hielt, und sie endlich nur durch die stärkste Sonne verlor. In London hatte ich jedesmal vier Schillinge (5 Liv.) für dieses Auffärben bezahlen müssen, und dennoch blieb die Farbe, trotz der schwachen Sonne, kaum zehn, zwölf Tage frisch. Auch den Lyoner Kirschen muß ich großes Lob ertheilen; es sind die größten und besten, die mir jemals vorgekommen sind. Leider gibt es aber in Lyon so viele Fliegen, Mücken, und anderes Ungeziefer, daß man sich des Nachts nur durch florne Bettumhänge davor schützen kann.

Nachdem ich mich drey Tage zu Lyon aufgehalten hatte, beschloß ich mit der Wasserdiligence (Coche d'eau) vollends nach Marseille zu gehen, und bezahlte einen Louisd'or für den Platz. Diese Wasserdiligencen sind sehr große Fahrzeuge, und gleichen so ziemlich den bengalischen Budgerows. Die Reisenden müssen sich aber meistens auf dem Verdeck halten, weil der Raum mit Waaren angefüllt ist. Wir waren unser fünfundzwanzig Passagiere, theils Mannspersonen, theils Frauenzimmer, zusammen, mußten aber gewaltig von der Hitze ausstehen. Einige suchten zwischen den Waarenballen Schutz, Andre streckten sich auf den Boden, und breiteten Decken über sich,

*) Voyage de Mirza Abú Taleb Khan etc. Vol. II. 61. ff.

noch Andre machten sich eine Art Sonnendach. Ich selbst, der ich an die Hitze von Indien gewöhnt, und überdem mit einem Sonnenschirm versehen war, machte mir anfangs nur wenig daraus; allein der Himmel war so klar, und die Sonne schien so senkrecht auf uns herab, daß mir schon am ersten Tage die ganze Haut von dem Gesichte abgeschält ward. Ich musste davon nicht wenig Schmerzen leiden, und wünschte mich oft in eine Diligence zurück. Zum Glück war der Strom sehr schnell, und der Wind sehr günstig; wir förderten demnach unsere Reise außerordentlich.

Am zweyten Tage gegen Mittag passirten wir den Pont du St. Esprit, der einundzwanzig große und acht kleine Bogen hat. Die erstern sind sämmtlich sehr breit, allein der mittelste ist der größte, der mir jemals vorgekommen ist. Ich glaube sogar, daß es in ganz England keine so prächtige Brücke gibt; auch wird die Rhone nun breiter und schneller, als die Themse bey London ist, und die hohen mit Rebhügeln bedeckten Ufer gewähren einen sehr schönen Anblick. Ich will hier einmal für allemal bemerken, daß wir jeden Mittag zum Essen anhielten; eben so daß wir jeden Abend vor Anker gingen, und die Nacht in einem der Wirthshäuser zubrachten, deren es hier in Menge gibt.

Unter den Passagieren, die sich auf der Barke befanden, war auch ein Mr. B. aus Marseille, ein sehr liebenswürdiger junger Mann. Er sprach sehr fertig englisch, und nahm sich, nachdem wir Bekanntschaft gemacht hatten, meiner sehr thätig an. Ihm verdanke ich es, daß ich überall ein gutes Bett bekam, und von den Wirthen nicht wie bisher übertheuert ward. Es war mir daher sehr schmerzhaft, als er bey unserer Ankunft zu Avignon daselbst zurückbleiben musste, und ich kaum Abschied von ihm zu nehmen im Stande war. Weil nämlich die Rhone nicht ganz bis nach Marseille geht, mussten wir hier das Schiff verlassen, und uns nach andern Gelegenheiten zum Fortkommen umsehen. Ich wählte die Diligence, wo glücklicherweise gerade noch ein Platz übrig war.

Es mochte gegen 11 Uhr vor Mitternacht seyn, als die Diligence an unserm Wirthshause vorfuhr, und der Conducteur mich einsteigen hieß. Ich fand noch drey Mannspersonen darin, die aber sehr bald einzuschlafen anfingen, so daß es diese Nacht zu keiner nähern Bekanntschaft zwischen uns kam. Als der Tag anbrach, fand ich, daß es drey Franzosen waren, die aber ganz und gar nicht honett aussahen. Der eine war ein kleiner, gewaltig runzliger Mann, der ganz gebückt da saß. Sie wollten mit mir zu sprechen anfangen; da ich sie aber nicht verstand, so gab ich ihnen kaum eine Antwort.

Um 8 Uhr stieg noch ein junges Frauenzimmer mit sehr schönen Augen, und langen schwarzen Haaren ein. Sie war in Egypten von christlichen Eltern geboren, sprach aber dennoch das Arabische mit vieler Fertigkeit. Kaum war sie einige Minuten in dem Wagen, als der kleine schmutzige Graukopf sich allerhand Freyheiten mit ihr zu nehmen anfing. Die andern folgten seinem Beyspiele, und gaben mir durch Zeichen zu verstehen, dasselbe zu thun. Das junge Mädchen stieß sie aber herzhaft zurück, und schimpfte sie dabey arabisch nach Noten aus, was sie sehr zu belustigen schien. Ich schlug mich endlich ins Mittel, räumte dem armen Kinde meinen Eckplatz ein, und sah mit Vergnügen, daß sie stark genug war, dem alten unverschämten Graubarte, der ihr gegenüber saß, die Spitze zu bieten. Nachmittags bey guter Zeit langten wir in Marseille an.

Ich hatte mich zu Paris mit einem Empfehlungsbriefe an einen der vornehmsten dasigen Kaufleute versehen. Es war dies Hr. S., von Geburt ein Schweizer, ein ganz vortrefflicher Mann. Er nahm mich aufs Freundlichste auf, verschaffte mir eine artige Wohnung in seiner Nachbarschaft, und bot mir einmal für allemal seine Tafel an. Sehr viel Freundschaft bewies mir auch Hr. B., der einige Tage nach mir von Avignon ankam. Er führte mich bey allen seinen vornehmen Verwandten auf, und überhäufte mich mit Gefälligkeiten aller Art. Eben so gütige Aufnahme fand ich in der amerikanischen Societät, und wäre beynahe überredet worden, über Amerika nach Ostindien zurückzugehen. Sehr viel Gefälligkeiten erwies mir endlich auch die junge Egypterinn, der ich den Tag nach unserer Ankunft wieder auf der Straße begegnete, und die sehr dankbar gegen mich zu seyn schien. So brachte ich an vierzehn Tage sehr vergnügt zu Marseille zu, bis ich endlich aus Mangel direkter Schiffsgelegenheit nach Constantinopel veranlasst ward, mich auf einer französischen Polacre nach Genua einzuschiffen, wofür ich dem Kapitän drey Louisd'or bezahlte. Ich versah mich selbst mit Provisionen.

Landschaftmahler M. Verstappen aus Antwerpen.

2.

Wir wenden uns nun zu den wesentlichsten Gegenständen seiner Darstellungen. Er wählte sie hauptsächlich aus den Landgegenden um Rom, und aus Gegenden der sabinischen Gebirge. Selten oder nie mahlte er blos Prospekte, sondern belebte Landschaftstudien.

Zwey Bilder, die General Miollis kaufte, stellten, das Eine: ein Stück der Allee, die gegen den Ort Kastell Gandolfo führt, mit einem Theile des Albaner Sees und der römischen Ebene vor, mit einigen wandelnden Figuren. Das Gegenstück zeigt, zwischen majestätischen Eichen und schlanken Ulmen, die Kirche Madonna di Galora hinter L'Ariccia, belebt von Andächtigen, die im Kostüm der Männer und Weiber dieser Gegend in ge-

drängter Menge aus der Kirche kommen. Im nähern Grund treibt ein Hirt seine Herde hin, bald im glänzenden Sonnenlicht, bald unter dem Spiel von Blätterschatten. —

Eine Ansicht des Sees Bolsena hatte durch treffende Darstellung einer Gewitterluft, die den See beschattet, so daß nur hin und wieder einige Küsten oder kleine Inseln beleuchtet erscheinen, ein lebendiges Interesse. Im Vorgrunde weidet im Schatten des lieblichsten Helldunkels eine verstreute Ziegenherde, während, wo das glänzendste Licht hinstreift, Frauen in festlichem Gewand zu einer, unter Bäumen halbversteckten, Kirche gehen. Der Wind, der eine weitarmige Eiche bewegt, schnellt die Kopftücher der Frauen empor, und zeigt so auf ungesuchte Weise die wandelnden Figuren im Kampfe der Anstrengung. Dieses Bild war für den Kavalier Focco in Neapel.

Ein großes Bild stellte eine Ansicht der Gebirge von Cori und Sermoneta mit einer Hirschjagd vor, die über einen klaren, von üppigen Pflanzen und Kräutern umgebenen Bach setzt, und einem nahen Eichenwald zueilt. — Dieses Bild, das im Jahre 1810 in der Pariser Ausstellung ausgesetzt war, verschaffte dem Künstler die Ehrenmedaille, die den Bildnern, die den Preis erhielten, zuerkannt wird. — Diese Medaille, 25 Dukaten schwer, hat auf der einen Seite das Bild und den Namen des Kaisers, auf der andern den Namen des Künstlers mit der Jahreszahl der Ausstellung. —

Eine Ansicht von dem Kloster de' Reformati am Albanersee zeigt die große, zur Seite des Klosters stehende Eiche, umgeben von der via crucis, im Hintergrund den Monte Cavo. Figuren, wie man sie dort ehmals häufig sah, nämlich ein Pater Guardian, dem eine Frau, die ihre kleine Tochter an der Hand führt, die Hand küßt, und ein mit beladenem Roß zurückkehrender Laienbruder, beleben die lieblich beschattete Stelle vor dem Eingang in die Kirche. — Dieses, wie das vorige Bild, waren für Hrn. Portales in Neuchatel.

In eben jener Gegend verfertigte Verstappen eine große Landschaft, — eine Aussicht unter zwey großen Eichen, — über den Albanersee gegen Pallazzuola und dem Monte Cavo mit allen Wiederscheinen und Farbenbrechungen des Morgens. Im Vorgrund sitzt ein Pater Superior in Conversation mit elegant gekleideten Albanerinnen bey einem Frühstück, während ein andrer Mönch, abseits im Schatten wandelnd, in einem Buche liest, und ein Laien-Bruder ein Roß aus der Tiefe herauf führt. Dies Bild, das die Verschiedenheit einiger Mönchs-Charaktere sehr treffend in den Physiognomien ausdrückt, und viel praktisches Verdienst hatte, wurde auf der Pariser Ausstellung für die Kaiserinn von Frankreich gekauft. —

Mehrere kleinere Gemählde mit Kapellen, Madonnenbildern in poetischer Einsamkeit, oder an mahlerischen Felsenwegen, gaben getreue religiöse Scenen wieder, die man in solchen Gegenden sieht. Ein solches Bild kaufte der König von Neapel auf der römischen Ausstellung. — Solcher Bilder, verschiedenen Inhalts, hat Verstappen in großer Anzahl verfertigt. Nicht alle sind von gleichem Werth, doch in keinem wird irgend etwas Anziehendes, Naives, und das, einem gemüthreichen Landschaftmahler gleichsam angeborne Gefühl für das Reizende, gefällig Wirkende vermißt; alle haben eine heitre, ungequälte Ausführung.

Nachlese.

Chevalier Robinson, groß und schwachköpfig, drang einst in den Lord Chesterfield, einige Verse auf ihn zu machen, und dieser schrieb sogleich die Zeilen nieder:

Unlike my subject now shall be my song:
It shall be witty and it sha'n't be long.

Freund, dir ungleich werde mein Gesang:
Witzig und nicht lang.

*

Die Hoffahrt, schreibt Frau von Stael, hat so viel Höhe und so wenig Basis, daß sie leicht umzustürzen ist.

*

Als man Hrn. Whitfield vorwarf, daß er bekannte weltliche Arien in Kirchengesänge verwob, rief er: „Wollt Ihr denn, daß der Teufel allein im Besitze schöner Arien seyn solle?“

*

Als die Chevalière d'Eon nach Frankreich reiste, um sich an die Spitze einer Legion zu stellen, fragte sie Hr. von Gouvernet: „Ob es eine Legion von Poissarden wäre?“

*

Als einmal der Himmel des Bettes auf Hrn. von Calonne fiel, und er beynah erstickte, riefen einige Witzlinge: C'etoit un lit de justice, und Andre: Juste ciel!

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 27. Sept.

In der Büchsenmacherkunst zeichnet sich Hr. Pauly immer mehr und mehr aus. Ein junger Mensch von gutem Ton muß mit einer Pauly'schen Flinte versehen seyn. Auch wird in seinem Garten Unterweisung im Schießen gegeben, wobey sich ebenfalls viele junge Leute einfinden. Da hier von Erfindungen die Rede ist, so dürfen auch die gefärbten Papillotten nicht vergessen werden, die bey dem Opern-Coeffeur Alexandre zu haben sind. Es gibt dort blonde, schwarze, braune, röthlichte und sogar graue Papillotten, daher bemerkt auch das Moden Journal: l'Art de la papillotte est poussé à un point étonnant. Il a fait son chemin à l'ombre; c'est l'art du bonnet de nuit. Im großen Modenreiche wird nichts übergangen; sogar auf die Strumpfbänder hat die holde leichtsinnige Göttinn neulich ihren wankelmüthigen Blick geworfen, und eine Verbesserung darin befohlen. Anstatt des Sprichwor-

tes: mich drückt der Schuh, hätte man auch wol sagen können, mich drückt das Strumpfband; zwar hatte man seit Kurzem elastische Strumpfbänder; allein auch mit diesen waren die Pariser Sybariten nicht zufrieden. Es mussten also andre erfunden werden. Dies ist geschehen: die neuen sind inwendig von Plüsch, sonst haben sie vor den alten keinen Vorzug; allein schon das Neue gibt ihnen ein Recht auf eine günstige Aufnahme.

Der Prozeß zwischen Reynier und Michel wird bald vor ein höheres Gericht gebracht werden, und wieder Stoff zu neuen Unterhaltungen geben; vor der Hand ist kein Hauptgespräch an der Tagesordnung. — Man hat einige neue Stücke gegeben; sie haben aber keinen Fureur erregt, wie es in der Modensprache heißt. Das vorzüglichste ist: J. J. Rousseau zu Ermenonville, das bey der ersten Aufführung stark ausgepfiffen, hernach aber weit günstiger aufgenommen wurde, und nun viele Zuschauer hat; ein beliebter Schauspieler, Namens Martelli, spielt darin die Rolle Rousseau's.

Der bekannte Komponist Gretry war schon seit langer Zeit kränklich, und lebte eingezogen auf seinem Landgut zu Montmorency, wo er Rousseau's ehemalige Wohnung besaß. Er ist daselbst vorigen Donnerstag gestorben. Eine Deputation vom Kaiserl. Institut holte daselbst seinen Leichnam ab, begleitete denselben nach seiner Wohnung in Paris in der Straße, die nach ihm Rue de Gretry benannt worden ist, und gestern wurde derselbe auf dem Leichenacker des Père la Chaise, neben Delille's Grabe, beerdigt. Eine Menge von Leichenwagen folgte dem Zuge, der sich zuerst nach der St. Roch's Kirche begab. Dort wurde ein Seelen-Amt abgesungen und ein Todtenmarsch von Gossec aufgeführt. Die Schauspielerinnen der beyden Opern wohnten alle dieser Feyerlichkeit in Trauer-Kleidern bey. Gretry hatte eine Seelen-Messe komponirt, die aber erst nach einiger Zeit wird aufgeführt werden. Auf die Partitur hatte er mit eigner Hand geschrieben: Seelen-Messe, die bey meiner Beerdigung aufgeführt werden soll; angefangen im Jahr 1775 und beendigt im Jahre 1813. Die Orchester der großen, der komischen und der italienischen Oper haben sich vereinigt, um die Musik in der Kirche aufzuführen. Das Leichenbegängniß war ziemlich stattlich. Auch ist zu bedauern, daß sein und Delille's Leichnam nicht in den Grüften der Genovefen-Kirche hat beygesetzt werden können. Vor der komischen Oper hielt der Zug still; einer der Schauspieler, Hr. Gavaudan, hielt eine Leichenrede, die er aber wegen seiner starken Rührung oft unterbrechen musste. Die Vorder-Seite des Schauspielhauses war mit schwarzem Tuch behangen. Vor der großen Oper hielt der Zug ebenfalls still. Picard, als Opern-Direktor, hielt ebenfalls eine Leichenrede, und legte einen Lorberkranz auf den Sarg. Auch die große Oper war schwarz behangen, und Weingeist brannte in mehrern Cassoletten. Am Grabe hielten Mehul und Bouilly eine Rede, und unter Begleitung der Trauermusik wurde der Sarg in die Gruft gesenkt. Abends wurde in der komischen Oper hinter dem Vorhange mit einer sehr sanften Musik Gretry's schöner Chor aus Zemire und Azor: Ah laissez-moi le pleurer, aufgeführt. Das Publikum bezeigte sein inniges Gefallen darüber, und verlangte für morgen eine Aufführung von Zemire und Azor und noch einige Stücke von Gretry's Kompositionen. Beyde Stücke werden in Trauerkleidern aufgeführt werden.

Um Gretry's Stelle im Kaiserl. Institut bewirbt sich der ehrwürdige Monsigny, Cherubini und Berton.

Andreas Ernst Modestus Gretry war den 11. Febr. 1741 zu Lüttich geboren. Seine Jugendjahre hat er selbst in seinen Versuchen über die Musik geschildert. Er erzählt unter Anderm darin, wie schwer es ihm fiel, einen guten Text zu seiner ersten Komposition in Paris zu bekommen. Marmontel lieferte ihm endlich einen, le Huron. Die Musik, die Gretry dazu komponirte, erwarb allgemeinen Beyfall. Dies bewog ihn, in Frankreich zu bleiben; seitdem gab er im Verlauf von zwey Jahren: Lucile, le Tableau parlant, Sylvain, les Deux Avares, l'amitié à l'épreuve, Zémire et Azor, und l'ami de la maison, die in Deutschland meistens so bekannt sind, als in Frankreich. Bewundernswerth bleibt es immer, wie ein Tonkünstler in einem so kurzen Zeitlauf hat so viele Opern komponiren können, wovon dem keine der andern gleicht. Sein Genie musste unerschöpflich seyn; denn in keinem seiner Stücke findet sich irgend eine Wiederholung. Er kannte nicht viele Musikalien andrer Komponisten, und er sagte zuweilen: die fremden Ideen thäten der Originalität Schaden. Binnen 30 Jahren verfertigte er 45 Opern, und das Alter hatte sein musikalisches Genie so wenig geschwächt, daß er noch im vorigen Jahre zur Umänderung drey neuer Arien in der Oper: Elisca, welche das Theater Feydeau wieder aufführen wollte, all sein jugendliches Feuer wieder fand. Gute Musik wirkte so stark auf ihn, daß er sich in seinen letzten Lebensjahren enthalten musste, dieselbe anzuhören. Bey einer Aufführung des Deserteurs wurde er so gerührt, daß er mitten im Stück die Loge verlassen musste. Zuweilen, wenn er der Aufführung einer Oper beywohnte, gab er auf den Text und die Situationen acht, und komponirte im Kopf die Musik dazu. Seinen Schülern gab er einige Verse zu komponiren, die er aufs Gerathewohl nahm, die aber irgend ein Gefühl oder eine Situation ausdrückten. Diese mussten sie dann den Umständen gemäß in der Musik darstellen, und wenn es ihnen nicht gerieth, setzte er die Verse selbst in Musik, und zeigte ihnen durch sein Beyspiel, wie sie den Text gebrauchen mussten. Solche Unterweisungen griffen ihn gewöhnlich sehr an; er sagte aber, andre könnte er nicht geben. Gretry hatte einen sehr feinen Takt, und erkannte gleich die Fehler in einer Komposition; aber er wusste sein Urtheil zu verbergen, und konnte Niemand kränken. Daher hatte er auch keine Feinde. Der Beyfall, den andre Tonkünstler erhielten, konnte niemals Neid in ihm erregen. Er lobte sie selbst aufrichtig, und flößte ihnen Muth ein, wenn sie desselben bedurften. Gretry war das Muster der Familien-Väter. Seine Verwandten fanden stets eine Stütze an ihm, und sein Haus war ihr allgemeiner Zufluchtsort. Das Vermögen, das er sich durch seine Talente erworben hatte, war für sie Alle. Er hatte das Unglück gehabt, alle seine drey Töchter früh durch den Tod zu verlieren. Aber ihm blieb eine geliebte Gattin, mit der er außerordentlich glücklich war. Sie starb erst vor sechs Jahren. Von dieser Zeit an wurde der von Natur melancholische Gretry trauriger, und lachte nie mehr. Wenn man ihm von seinem großen Rufe sprach, antwortete er seufzend: Ach, diejenige, für welche ich die Ehre zu erwerben wünschte, ist dahin; nun ist mir Alles gleichgültig. Er hatte seine Neffen und Nichten verheirathet, und stand ihnen immer bey. Eine seiner Nichten, Jenny Gretry, blieb bis zu seinen letzten Augenblicken bey ihm. Gretry hat in seinen Versuchen über die Musik manche nützliche Anweisungen für den Tonkünstler niedergeschrieben; allein bis jetzt haben sie noch keinen zweyten Gretry hervorgebracht, und mit ihm geht die schönste Zierde der alten französischen Schule unter. Noch bleiben zwey berühmte Männer der alten Schule übrig: Gossec und Monsigny; Beyde sind beynahe achtzigjährige Greise; allein sie haben aufgehört zu komponiren, und erfreuen sich nur noch in der Stille ihres Ruhms.

D.

Nro. 245.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Mittwoch, 13. Oktober, 1813.

Die Ruh in deiner Brust hängt nicht am äußern Frieden.

Sucro.

Der Quaker Marcus Schwaner.

Verachtung aller positiven Religion, sogar Zweifel an der Existenz eines höhern Wesens, hindern jetzt in manchen Staaten, wie bekannt, nicht im Mindesten, im Staate sich zu possessioniren, zu heirathen, und Kinder zu zeugen, zu testiren, und zu erben, Aemter und Würden, Freunde und Beschützer zu erwerben. — Welcher Kontrast zu der Vorzeit des 17ten Jahrhunderts, wo man einen armen Gelehrten des Landes verwies, weil er nicht steif und fest glaubte, was die Kirche glaubte. —

Marcus Schwaner, der Sohn eines armen Baretmachers zu Zittau, geboren 1639, legte auf dasigem Gymnasium einen guten Grund in den Wissenschaften, bezog auch die Universität Leipzig, wo er aber, aus Mangel an Unterstützung, nur ein Jahr aushalten konnte, und lebte dann in Hamburg und Holland von Kinderunterricht. In Holland, wo er auch einige Zeit als Schreiber beym kaiserlichen Residenten von Plettenberg, diente, gerieth er in Gesellschaft von Quakern, deren Grundsätze ihn so anzogen, daß er sich 1663, also im 24sten Jahre, öffentlich dazu bekannte, ja sogar späterhin in England der Substitut eines quakerischen Schulmeisters ward.

Sehnsucht nach Heimath und Erbtheil — denn sein Vater war gestorben — veranlaßten ihn im 36sten Jahre zur Rückreise nach Zittau, wo ihm aber das Gerücht von seinem Irrglauben so böses Spiel gemacht hatte, daß seine leibliche Mutter sogar sich weigerte, das väterliche Erbtheil ihm zu geben, so lange er nicht zurückkehre in den Schoß der ächt evangelisch-lutherischen Kirche.

Allein religiöse Ueberzeugung ging Schwanern über allen irdischen Vortheil. Er sagte Nein! zu den für ihn so harten Bedingungen der Mutter, bey welcher wieder der Kirchenglaube hoch stand über der Liebe zum Sohne.

Da Privatvorstellungen nichts über Letztern vermochten, zeigte sie seine ketzerische Halsstarrigkeit sogar der geistlichen Behörde an, welche wieder, als auch ihre Bemühungen nichts fruchteten, es für Gewissenssache hielt, der weltlichen Obrigkeit die Hiobspost zu melden: Ein — horribile dictu! — Quaker athme innerhalb der Stadtmauern von Zittau.

Der Rath aber wußte sich wieder nicht anders zu helfen, als durch gerichtliche Anfrage beym Leipziger Schöppenstuhle, welcher denn endlich den, für seine Zeit freylich hochweisen, Ausspruch that: Schwanern sogleich zu verhaften, über Artikel zu vernehmen, und mit Zuziehung fremder Theologen Bekehrungs-Colloquia mit ihm anzustellen.

So erhielt denn der arme Schwaner, statt väterlichen Erbtheils, vaterstädtischen Arrest, die vornehmste Geistlichkeit aber zu Budissin, Görlitz, Löbau und Zittau von dem gewissensstrengen Rathe die Einladung, im Gefängnisse mit Schwanern ein Reli-

gionsgespräch zu halten, welches man wörtlich in Carpzovs histor. Schauplatz der Stadt Zittau abgedruckt findet. Es ist in der That des Nachlesens nicht unwerth, und zeigt den Beklagten oft klüger, als Kläger, Untersucher und Richter.

So viel Beredsamkeit, Wissenschaft und Kunst aber auch die geistlichen Herren anwandten, den Irrenden zurückzuführen auf die Straße, die, nach ihrem theologischen Wegweiser, hieß die richtige, blieb Schwaner doch unerschütterlich bey seinen Ueberzeugungen — und so ward er denn, nach abermals eingeholtem Spruch der Leipziger Fakultät (oder vielmehr Infirmität), als Ketzer zur Landesverweisung verdammt — aus folgenden Gründen mit folgenden Worten:

„Weil Marcus Schwaner dasjenige, was in den Schriften der Propheten und Apostel enthalten, nicht vor Gottes geoffenbartes Wort, weniger vor eine Richtschnur in Glaubenssachen achte, auch nicht glaube, daß derjenige wahre lebendige Gott aus drey unterschiednen selbstständigen Personen bestehe; ingleichen, daß die heilige Taufe zur Seligkeit nöthig sey und, die kleinen Kinder zu taufen, weniger; daß durch den Gebrauch des heiligen Abendmahls der Glaube gestört werde; so wird mehr gemeldetem Marco Schwanern, als einem verdammten Ketzer, diese Lande gänzlich zu räumen und zu meiden ernstlich auferlegt. Es hat auch derselbe sich aller seiner Güter und Vermögens, ingleichen künftiger Erbschaftsfälle verlustig gemacht." Durch Anschlag an den Thoren, und Abkündigung von den Kanzeln, machte man dies Urtheil der Gemeine bekannt, welcher zugleich alle Gemeinschaft mit ihm verboten ward. Vor Vollziehung des Urtheils aber fragte man Schwanern nochmals: Ob er wohl zurückzutreten und seine Irrthümer, als solche, zu erkennen bereit sey? Allein der entschlossne Mann gab zur Antwort ein entschlossnes Nein mit dem Zusatze: „Luther hat noch viel Irrthümer gelassen — er sah nicht so weit als wir. — Alle Dinge haben ihre Zeit — ich kann nicht weichen."

Als man ihm hierauf sein unabänderliches Schicksal ankündigte, sagte er kalt: Er habe es nicht verdient — setzte dann den Hut auf, und ging, unter Begleitung des Gerichtsdieners, zu seiner verblendeten Mutter, welche ihn noch denselben Abend, den 22. August 1676, fortschaffte.

Von Vaterstadt und Vaterland auf ewig verbannt, setzte Schwaner seinen Stab wieder nach England, wo er wahrscheinlich auch gestorben ist.

Man muß herzlich den guten Schwaner bedauern, daß das Schicksal seine Lebensnummer um 150 Jahre zu zeitig aus dem großen Lotterierade der Natur zog — Jetzt sollte er leben, und er würde Glaubensbrüder auf jedem Tritte und Schritte finden — Keine Fakultät würde Notiz von ihm nehmen, noch viel weniger ihn verdammen — und väterliches Erbe, Vaterstadt und Vaterland würde Niemand, seines Glaubens wegen, ihm rauben.

Richard Roos.

Die Fabel vom Pferd und Esel.

„Wohl bist du eine dumme Kreatur!"
So sprach das Pferd — zu wem? — zu einem Esel nur.
Der Esel weiß dagegen nichts zu sagen;
Drum wagt ers, nach dem Pferd mit plumpem Huf zu schlagen.
„Und eine grobe Kreatur!"
Fuhr jetzt, als wäre nichts geschehen,
Das edle Pferd, kaltblütiger Natur,
In seiner Rede fort, und ließ den Langohr stehen.

Weisser.

Der Mann von unerschütterlichem Muthe.

Don Alphonso, ein Spanier von altem Schrot und Kern, war Kommandant in einer von den Mauren belagerten Festung. Während der Belagerung hatte sein Sohn das Unglück, dem Feinde in die Hände zu fallen. Unter wildem Freudengeschrey führte man ihn vor die Festungswerke, und rief seinem Vater zu: er solle den Platz übergeben, oder man werde seinen Sohn auf der Stelle tödten. Hätte ich hundert Söhne, erwiederte Alphonso, so würde ich sie lieber vor meinen Augen ermorden sehen, als an meinem Vaterlande zum Verräther werden. Macht es euch aber Vergnügen, unschuldiges Blut zu vergiessen; Wohlan! Hier ist mein Schwert! — Mit diesen Worten warf er es von der Mauer hinab, ging nach Hause, und setzte sich ruhig zur Tafel. Ein fürchterliches Geschrey der Belagerten und der Belagerer rief ihn auf die Festungswerke zurück. Er sah seinen Sohn im Blute liegen, und mit dem Tode ringen. Warum, sprach er, dieser Lärm, meine Freunde? Er ist ja mein Kind, ist ehrenvoll für das Vaterland gefallen; was bleibt mir zu wünschen übrig? Er hat seine Bestimmung erreicht. — Ohne die mindeste Aeußerung von Schmerz ging Alphonso nach Hause.

Dewea.

Landschaftmahler M. Verstappen aus Antwerpen.

3.

Sein neuestes großes Bild stellt eine Frühlingslandschaft vor in der Gegend des Flusses Sora im Abruzzo. Dieses Gemählde hat alles Reizende einer lieblichen Naturpoesie, und ist mit großem Gefühl für schöne Linien und für die Totalwirkung komponirt. — Man sieht das glänzende Licht eines italienischen Frühlingshimmels gegen die Mitte des Bildes konzentrirt, wo eine Herde

weilt, die hinter einem reichbewachsnen, einem Monument gleichenden Brunnen, der an einer großen Eiche lehnt, hervorkommt. Mehrere Figuren in ländlicher Kleidung sind auf dem Wege, der hinter der Eiche in einen frischen durchsichtigen Wald führt, im Gespräch begriffen. Die Bäume dieses Waldeingangs sind mit ruisdalischer Wahrheit der Natur abgesehen. Die Baum-Arten sind kenntlich, mit Gefühl variirt, mit Leichtigkeit gegen einander abgehoben. — An dem Brunnen sieht man ein Madonnen-Bild. Ein Paar Weiber, von denen eins auf steinernem Brunnen-Kasten, das andre vor demselben steht, reichen eins dem andern einen gefüllten Krug zu, indessen ein andres Weib, ihrer Amphora auflehnend, an einer nahstehenden bemoosten Felsenerhöhung wartet. — Der ganze Vorgrund ist reich mit italienischen Pflanzen, Stauden, Kräutern bedeckt. Das Leben des Brunnens versetzt in eine wirkliche Gegend. Der goldne Morgenduft in dem Wald, der Sonnenschimmer um die beleuchtete Herde, sind mit Meisterschaft gemahlt.

Zur Seite dem Vorgrunde, etwas tiefer, sieht man die Fortsetzung des Weges am Brunnen in einem Hohlweg, wo ein Hirt eine Rinderherde treibt. —

Unmittelbar von dem hohen Vorgrund blickt man in den Mittelgrund hinab, auf den von Pappeln umgebenen Fluß, der in zwey Armen zusammenfließt, oder mit einem andern Fluß sich vereint. — Bey einer Mühle, in der Nähe des Flusses, sieht man in perspektivischer Kleinheit, weidende Kühe und andre kleinere Figuren.

Das geräumige Thal selbst ist von Hügeln und Bergen eingeschlossen, auf denen man ein altes Schloß, Villen, einzelne Häuser eines kleinen Dorfs, weiterhin eine Stadt, (Veroli), auf der letzten Höhe eine alte Hochwarte sieht. Aufwirbelnder Rauch steigt hier und da aus diesen belaubten Höhen empor. Ein majestätisches Hochgebirge, im Schimmerton des Lichts und der duftigen Schatten, umgibt jene bewohntere Höhe, in kolosser fliehender Masse.

Dieses Bild hat hinreißende Wahrheit, unaffektirte Farben, frische, ruhig freundliche Harmonie, italienische Zartheit. — So ist es gedacht, so gemahlt. Die vielen einzelnen Schönheiten lassen sich nicht mit Worten andeuten. — Wenn **Verstappen** in dem Geist und Gefühle, die in diesem Bilde herrschen, seine Kunst vervollkommnet, nachdem er nun durchaus Meister seines Pinsels ist, (was um so verdienstlicher ist, da er blos die linke Hand hat) — so wird er in seinem Fache Arbeiten liefern, die ihm unter den neuern Landschaftmahlern eine bedeutende Stelle zusichern werden. — Das eben beschriebene Bild ist für die Sammlung des Hrn. **von Trachi** in Mailand.

Wir glauben über uns diese Charakteristik der Arbeiten **Verstappens** nicht weiter rechtfertigen zu dürfen, da es Jedem, der sie mit Unbefangenheit liest, einleuchten muß, daß es bey derselben nur um bestimmte Würdigung, nicht um einseitiges Lob, am allerwenigsten darum zu thun war, den Verdiensten Andrer zu nahe zu treten. E. G.

Nachlese.

Balzac pflegte zu sagen: Der Alexander des Quintus Curtius ist unüberwindlich, und der Alexander des Vaugelas unnachahmlich.

*

Als der kleine Pater André in der Kirche der Jesuiten am Fest' ihres Schutzheiligen predigte, wählte er zum Texte: Vos estis sucs terrae, und übersetzte zweydeutig: Vous êtes les **fins** de la terre.

*

Ein französischer Prinz hielt einen Geistlichen unterwegs an, und fragte schnell: „Woher, wohin, was willst du?“ Eben so schnell antwortete dieser. „Von Bourges, nach Paris, eine Pfründe.“ — Du sollst sie haben! rief der Prinz.

*

Wie sehr die Römer das **Alter** in Ehre hielten, beweist die Redensart: Nihil mihi antiquius, (wörtlich: Nichts ist mir älter) statt: Nichts ist mir lieber.

*

Zwey Mönche, ein **Benedictiner** und ein **Bernhardiner**, wurden zu einer Tafel geladen. Als der Erste bey'm Niedersitzen sagte: Benedictus benedicat! wollte der Andre nicht zurückbleiben, und rief: et Bernardus bernardet!

*

Warum zieht man die Alten den Neuern vor? Ein französischer Dichter löst die Frage so:

La raison en est toute prête:
En merite, en esprit, en bonnes qualités,
On souffre mieux cent morts au-dessus de la tête
Qu'un seul vivant à ses cotés.

*

Der heil. **Augustin** schildert die Menschheit kurz und treffend: Decessio pereuntium et successio periturorum.

*

Papst **Julius II.** zog, wie er sagte, das Schwert des h. **Paulus** gegen die Franzosen. Seine Freunde riethen ihm vergebens ab. „Sprach nicht,“ hub ein Dritter an, unser Heiland zu **Petrus**: „Stecke dein Schwert ein?“ „Wohl, entgegnete der Papst, aber Malchus Ohr war vorerst abgehauen.“

*

Als ein Curé gefragt wurde, wie der Schutzpatron seines Kirchsprengels hieße, sprach er: Ich kenn' ihn blos von Gesicht.

Was macht sein Herr? wurde Harpagons Diener gefragt. „Er wartet, bis sein Obst faul, und sein Wein Essig ist.“ G.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 20. Sept.

Hr. von Montabert hat ein Werk über die Geberden in der Mahlerey herausgegeben. — Von Hrn. Depping ist eine Reise von Paris nach Neuschatel, Voyage de Paris à Neufchatel en Suisse, fait dans l'automne de 1812, bey dem Buchhändler Eymery erschienen. — Der vierte Theil von Maltebrun's Precis de Géographie wird in vierzehn Tagen herauskommen. — Hr. Barbier du Bocage hat geographische Anmerkungen zu einer neuen Auflage von Mollevaut's Uebersetzung des Sallust's verfertigt. — Das Kaiserl. Institut hat vorige Woche über den diesjährigen architektonischen Konkurs ihr Urtheil gesprochen. Der erste Preis ist einem Schüler der Baumeister Vaudoyer und Percier zuerkannt worden. Die Aufgabe war: den Riß zum Rathhause einer großen Stadt zu verfertigen. Da die Einrichtung des Gebäudes zuvor angegeben war, so hatten die Konkurrenten nur die Nebensachen zu erfinden. Darin sind sie aber auch so freygebig gewesen, daß wol schwerlich eine Stadt reich genug seyn würde, um einen ihrer Pläne auszuführen. Dies ist wenigstens das Urtheil eines Sachkundigen in einem beliebten Journal. — Im vorigen Jahr hatte die Akademie zu Lyon eine Lobrede auf den berühmten Philibert Delorme zur Preisfrage aufgegeben. Da aber keine befriedigende Schrift eingekommen ist, so wird der nämliche Vorwurf fürs Jahr 1814 aufgestellt. — Die philologische Klasse des Kaiserlichen Instituts hat vorige Woche eines ihrer Mitglieder, den Hrn. Champagne, vormaligen Proviseur des Prytaneum und Verfasser einer Uebersetzung von Aristoteles Politik, verloren. Der Präsident der Klasse, Hr. Quatremère de Quincy, hielt eine kurze Rede an seinem Grabe. Man vermuthet, daß Hr. Walkenaer wird an Hrn. Champagne's Stelle Mitglied des Instituts werden. — Gestern wurde ein feyerliches Te Deum in der Kathedralkirche wegen der Schlacht bey Dresden abgesungen. Abends waren die Häuser der Stadt zum Theil erleuchtet. — Mlle. Georges ist seit ihrer Rückkehr aus Petersburg noch nicht aufgetreten. Das erste Mal, wenn sie wieder auf der Bühne des Théâtre francais erscheinen wird, will sie die Rolle der Semiramis in Voltair's Stücke dieses Namens spielen. Es werden schon viele Logen dazu gemiethet. Die andern Haupt-Personen dieses Theaters, Talma und Mlle. Duchesnois, geben noch Gast-Rollen in den Landstädten. Auch die Bereiter Franconi reisen noch mit ihrer vier- und zweyfüßigen Truppe in den Provinzen umher. — Ein Anschlagzettel, den man in den Straßen von Paris liest, kündigt an, daß das Stuhlvermiethen in der Kirche St. Roch soll verpachtet werden. (Die Ankündigung sagt nicht, auf wie viele Jahre). Die Summe, worauf geboten werden muß, ist 18.000 Franken. — In dem letzten Hefte von Méjans Sammlung der Causes célèbres steht der ganze scandalöse Prozeß, der neulich hier am Gericht geführt wurde, zwischen einem ehemaligen Parlamentsrath und seiner Frau. Die Frau drang auf Ehescheidung, weil ihr Mann vor ihren Augen und in seinem Hause mit einer andern Frau stets Ehebruch begehe. Der Mann suchte dies dadurch abzulehnen, daß er bewies, jene andre Frau wäre seine leibliche außerhalb der Ehe erzeugte Tochter. Dadurch schien sein Verbrechen noch größer zu werden; denn anstatt eines Ehebruchs beschuldigte ihn nun seine Frau der Blutschande. Sie hat aber mit ihrer Beschuldigung nichts zuwege bringen können, und ihr Gesuch um Ehescheidung ist abgewiesen worden. In der Rede ihres Advokaten bemerkt man eine sehr kräftig ausgedrückte Schilderung der elenden unerträglichen Lage einer Frau, welche unaufhörlich Zeuge seyn muß von dem schändlichen Betragen ihres Gatten, der in ihrem eigenen Hause Aergerniß gibt.

Den 27. Sept.

Gestern und vorigen Sonntag hatte im Champ de Mars das jährliche Pferderennen Statt, im Beyseyn des Ministers des Innern. Da das Wetter gut war, so fanden sich eine Menge Zuschauer dazu ein. Beym letzten Rennen lief ein Hengst und eine Stutte um den Preis. Der Hengst lief zwey Mal rund um das Marsfeld in 4 Minuten, 34 Sekunden, und die Stute in 4 Minuten, 35 Sekunden. Nachdem sich Beyde eine Stunde lang ausgeruht hatten, liefen sie wieder zwey Mal ums Marsfeld herum, der Hengst in 4 Minuten, 45 Sekunden, die Stute in 4 Minuten, 46 Sekunden. Dem Hengste wurde mithin der Preis von 4000 Fr. zuerkannt.

Im Tivoligarten hat man einen zweyten Versuch mit der sogenannten Luftjagd gemacht; das Publikum hat aber nicht mehr viel Vergnügen daran gefunden. Die Thiere fliegen meistens schief, zerstreuen sich oder fallen nieder; auch hat das Ganze ein mageres Ansehen. Daher wird diese neue Art von Schauspiel wol keine große Aufnahme finden. — Hr. Dihl, Porzellainfabrikant hieselbst, dem man schon mehrere Erfindungen verdankt, hat von einer derselben eine sehr nützliche Anwendung gemacht. Er hat bekanntlich einen Mastix oder Kütt erfunden, der sich an der Luft verhärtet, und beynahe so dauerhaft wird, wie Stein. Schon hatte er ihn mit Erfolg zum Bekleiden der Fußböden und der großen Gefäße, die kein Wasser durchlassen sollen, gebraucht; nun hat er auch versucht, bey Dächern Gebrauch davon zu machen, und seinen Kütt an die Stelle der Ziegel zu setzen, oder vielmehr mit dem Kütt Terrassen zu decken, und dadurch anstatt der immer häßlichen hängenden Dächer platte italienische einzuführen. Bewährt die Erfahrung seinen Versuch, so ist man ihm gewiß großen Dank dafür schuldig. Bisher bedeckte man die Terrassen oder platte Dächer mit Steinen oder Bley; Beyde hatten ihre Unbequemlichkeiten. Die Steine konnten nie dicht genug zusammen gefügt werden, und ließen daher bald das Wasser durch. Das Bley war zu schwer, verwitterte, und erhitzte außerordentlich das oberste Stockwerk. Diese Unbequemlichkeit empfindet man zu Paris in allen Häusern, die mit Bley gedeckt sind. Der Kütt des Hrn. Dihl hingegen soll weit leichter seyn, und mit der Zeit ganz undurchdringlich werden. Referent hat im Kleinen damit Versuche anstellen sehen, die sehr glücklich abgelaufen sind. Allein ob sich große Versuche eben so bewähren, ist eine andre Frage, und obschon der Moniteur dasselbe als ausgemacht betrachtet, so wird man doch wohl thun, zu warten, bis die Erfahrung Hrn. Diehls Versprechen beurkundet, oder wenigstens nur kleine Versuche anzustellen. Das Haus, das der Erfinder mit seinem Kütte hat decken lassen, liegt in der Vorstadt du Temple. Auch in der Metallwelt gibt es Umwälzungen und Veränderungen. Indessen Hr. Dihl das Bley von den Dächern werfen will, wirft die Mode Kupfer, Bley und Blech aus der Küche, und läßt dafür das Zink hineinkommen. Seitdem das Ministerium des Innern den Gebrauch des Zinkes zu Küchengeschirren empfohlen hat, bekommt dieses Metall in vielen großen Haushaltungen eine sehr günstige Aufnahme, und fast alle Geschirre der Art ersetzen sogar die irdenen. Dann werden auch noch Ringe, Pettschafte und andre Galanteriewaaren von Zink gemacht, und zwar so künstlich, daß ein Kennerauge dazu gehört, um sie von ächtem Golde zu unterscheiden. D.

Nro. 246.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 14. Oktober, 1813.

Du sprichst mit Ernst, und deine Sprache
Spricht für die Sache der Vernunft,
Die heilige, die gröste Sache.

Seume.

Geistesfreyheitslied.

Auf, troz', o Lied, mit deutschem Muth
Den nachtumhüllten Schwätzern,
Die fast in ihrer tollen Wuth
Die halbe Welt verketzern.

Ja, denkt! ich kühner Bösewicht,
Vom Zwang der Schul' entledigt,
Ich meine, was ich will, und nicht,
Was stolzer Wahn mir predigt.

Ich meine, durch die schnöde Zunft
Verrückter Mode-Schwärmer
Wird täglich, leider! an Vernunft
Die arme Menschheit ärmer.

Anbetend preis' ich — werft mich nur
Nicht in den Feuerofen! —
Anbetend preis' ich die Natur,
Nicht ihre Philosophen.

Noch nie metallisch afficirt
Fühlt' ich mich, und vermuthe,
Der Mensch, was ihr auch phantasirt,
Sey keine Wünschelruthe.

Ich glaube — bin ich nicht ein Held?
Ich glaub', und laß euch schnarchen,
Ein beßres Licht bestrahlt die Welt,
Als eures, Schulmonarchen!

Ich glaube, hochgelehrte Herrn!
Troz euren stolzen Mienen,
Der Weisen Stein, der Weisen Stern
Ist euch noch nicht erschienen.

Die Welt bleibt ewig, euch zum Spott,
In ihrem Gang und Wesen,
Und lernte selbst der Hottentott
Nach eurer Formel lesen.

Ich glaube kühn, die Ignoranz,
Sie tauge nicht zum Lehrer,
Und nimmer täuscht mich falscher Glanz,
Ihr eitlen Selbstverehrer!

Ich halte Grobheit nicht für Pflicht,
Die Wuth für keine Tugend,
Und schmähen, lehrtet ihrs auch nicht,
Lernt wohl von selbst die Jugend.

Längst wissen wir, o merkt es euch!
Die Spreu vom Korn zu sichten,
Und Männiglich erkennt sogleich
Den Baum an seinen Früchten.

Drum, Wälzer, wälzt im Tartarus,
Wollt ihr euch Dank erbuhlen,
Dort wälzt den Stein dem Sisyphus;
Doch wälzt nicht um die Schulen!

Erfleht an ihrem Opferherd
Der Weisheit edle Gaben,
Und laßt das tolle Steckenpferd,
O laßt es doch den Knaben!

Gern, habt zum Fühlen nur ein Herz,
Nur einen Kopf zum Denken,
Gern wollen wir, und ohne Schmerz,
Euch die Methode schenken.

Wohl mag des Knaben Wunderhorn,
Wer Lust hat, gar verschlingen!
Mich laßt ein Lied von Hagedorn,
Von Voß und Bürger singen!

Rühmt Goethes Schöpfer-Phantasie!
Doch, werthe Herrn und Damen!
Was ihr auch sagt, ich schwöre nie
Selbst auf den größten Namen.

Was gut und schön ist, preis' ich auch,
Doch — lasst mir meine Laune! —
Doch stoß' ich nicht nach eurem Brauch
Wie toll in die Posaune.

Ich glaube fest, die Söhne sind
Nicht klüger, als die Väter,
Und lache, schimpft ihr gleich mich blind,
Der neuen Wunderthäter.

Kein Gaukler soll, wenn ihrs erlaubt,
Mich desorganisiren,
Mögt pomphaft ihr ihm auch das Haupt
Mit einem Nimbus zieren.

Ich glaube, wer im Schlamme wühlt,
Ahnt nicht der Gottheit Nähe.
Nie glaub' ich, was der Wahnsinn fühlt,
Ich glaube, was ich sehe.

Und kurz, mögt ihr auch fort und fort
Gleich Meereswogen schäumen,
Und kurz, ich glaube nicht ein Wort
Von euren Kranken-Träumen.

Umzischt mich auch das Ungethüm
Der Zeit, gleich einer Schlange,
Trotz bietet ihm mein edler Grimm
Im strafenden Gesange.

Weisser.

Reise von Paris nach Bombay.

Zweytes Kapitel.

Unsere Fahrt dauerte nur fünf Tage lang. Am 20. Junl Morgens verliessen wir die Rhede von Marseille, am 25. Vormittags liefen wir in die Bay von Genua ein. Da das Fahrzeug klein, und die See ziemlich unruhig war, so litt ich die ersten zwey Tage viel von der Seekrankheit, und nahm nicht das Mindeste zu mir. Am dritten Tage aber fühlte ich mich besser, und hatte nun um so stärkern Appetit. Allein mein Speisekorb war nirgends zu finden, entweder weil er ganz unten in den Raum gesteckt, oder, was wahrscheinlicher ist, von den Matrosen war ausgeleert worden. Ich musste also bis zum Tage unsrer Ankunft mit etwas schlechtem Zwieback und Wasser und Weinessig zufrieden seyn.

Kaum waren wir vor Anker gegangen, als das Sanitäts-Boot bey unserm Schiffe erschien. Kein Fahrzeug kann nämlich in einen Hafen des Mittelmeeres einlaufen, bevor es nicht gehörig examinirt worden ist, und sich über den gesunden Zustand der Equipage u. s. w. genügend ausgewiesen hat. Der Arzt, der zu uns an Bord kam, sah indessen selbst sehr elend aus, während unsere ganze Schiffsmannschaft aus lauter jungen gesunden Leuten bestand. Er sah uns also, die wir sämtlich in einer Reihe standen, nur sehr flüchtig an, und erlaubte uns ohne Weiters an's Land zu gehen. Von einer Prüfung unserer Gesundheitscheine war dabey gar die Rede nicht.

Ich hatte auf dem Schiffe noch zwey Amerikaner gefunden, in deren Gesellschaft ich nun zu bleiben beschloß. Wir logirten uns im rothen Löwen ein, und statteten dann sogleich einen Besuch bey dem amerikanischen Konsul, Mr. Wilson, ab. Ich durfte ohne Bedenken mitgehen, denn ich hatte einen Empfehlungbrief an ihn. Er nahm uns auf das Artigste auf, bot uns für die ganze Zeit unsers Aufenthaltes seine Tafel an, und bewirthete uns auf einen sehr hohen Fuß.

So hatte ich zwey Tage zu Genua zugebracht, als sich plötzlich eine sehr gute Schiffsgelegenheit nach Livorno fand. Ich beschloß mit dem einen Amerikaner Gebrauch davon zu machen, und so schifften wir uns am folgenden Tage wirklich zusammen ein. Es war ein englisches Schiff; der Kapitän behandelte mich mit vieler Artigkeit, und räumte mir seine eigene Kajüte ein. Wir brauchten nur zwey Tage zu dieser Fahrt, und liefen glücklich in Livorno ein; auch kamen wir bey dem Sanitäts-Amte, vermöge unserer neuen Gesundheitsscheine, mit einem ganz kurzen Examen ab. Nachdem wir uns in einem Gasthofe einlogirt hatten, begab ich mich zu Mr. G., der damals englischer Konsul zu Livorno war. Er sagte mir, daß man täglich ein englisches Kriegsschiff von Malta erwarte; er würde Sorge tragen, mir die Ueberfahrt darauf auszumachen, indem es nach einem kurzen Aufenthalte wieder nach dieser Insel zurückzusegeln bestimmt sey.

Unterdessen sah ich mich mit Muße in Livorno um. Dies ist im Grunde eine sehr kleine Stadt. Wer in der Mitte derselben steht, kann sehr bequem alle vier Haupt-Thore sehen. Die Häuser sind indessen vier bis fünf Stockwerke hoch, und die Menschen darin dicht auf einander gepfropft. Das Innere ist im Sommer erstickend heiß, und wimmelt von Ungeziefer aller Art. Gutes Wasser ist sehr rar, und die öffentlichen Springbrunnen sind sehr schlecht versehen. Die Hähne laufen so langsam, daß man sehr lange warten muß, ehe ein kleines Gefäß voll ist. Daher ist auch immer ein großes Gedränge darum. An Schatten fehlt es ebenfalls in Livorno; ich stand deshalb von der Hitze nicht wenig aus. Die Nachmittage brachte ich entweder an einer hohen mich vor der Sonne schützenden Mauer, oder in den Kaffehäusern zu. Abends ging ich meistens auf einen Platz, wo eine große Kirche stand. Unter dem Portale derselben setzte ich mich nieder, und schöpfte dann frische Luft, so gut es in dieser von Wällen eingeschlossenen Stadt möglich war. Bey dieser Gelegenheit schlich sich einmal ein Dieb hinzu, und schnitt mir meinen halben Turban ab. Möge der Zorn des Allmächtigen auf dieser Diebesstadt ruh'n! Ich lernte übrigens zu Livorno mehrere Armenier kennen, sie waren aber

sehr zurückhaltend gegen mich, und erzeigten mir nicht die mindeste Gefälligkeit. Desto gütiger behandelte mich Mr. Darby, ein englischer Kaufmann. Oft führte er mich auf sein schönes Landhaus, einige Stunden von Livorno, wo ich dann allen meinen Verdruß vergaß.

So hatte ich fast einen halben Monat in dieser heißen Stadt verlebt, als endlich das englische Linienschiff, auf das mich der Konsul vertröstet hatte, auf der Rhede ankam. Es war der Victorieux, Kapitän R., und hatte noch ein Transportschiff bey sich. Auf diesem letztern machte mir der Konsul die Ueberfahrt aus, und ich, des langen Aufenthaltes zu Livorno überdrüssig, begab mich ungesäumt an Bord. Allein jetzt hieß es, der Patron des Fahrzeuges könne nichts ohne Erlaubniß des Flotte-Kapitäns thun. In dieser Verlegenheit fuhr ich selbst an den Victorieux hinüber, und stellte Kapitän R. die Sache vor. Er machte nicht die mindeste Schwierigkeit, gestand mir aber aufrichtig, daß diese Fahrt mit einigen Unannehmlichkeiten verbunden sey. Wenn wir z. B. einem Kriegsschiffe begegneten, könne der Kapitän uns anhalten, sich unserer Provisionen bemächtigen, und uns befehlen, gerades Weges nach England zurückzugehen, u. dgl. m.

Man kann denken, wie mir bey dieser Antwort zu Muthe ward. Ich fasste mich indessen schnell, und bat den Kapitän auf seinem eigenen Schiffe um die Ueberfahrt. Er bewilligte es, hieß mich mit seinen Officieren zu Mittag essen, und fuhr dann nach Livorno hinein. Als wir vom Tische aufstanden, begab ich mich auf das Transport-Schiff, um meine Sachen abzuholen, und auf diese Art völlig in Ordnung zu kommen. Hier machte mir aber der Patron ein so schreckliches Gemählde vom Kapitän R., daß ich mich kurz entschloß, diese Gelegenheit aufzugeben, und in Erwartung einer andern nach Livorno zurückzugehen. Allein schon denselben Abend ward die Sache mit Hülfe von Mr. Darby wieder anders geordnet, und Kapitän R. holte mich selbst in seinem Boote ab. So blieb ich denn am Bord des Victorieux, der auch bereits am folgenden Morgen unter Segel ging.

Ich hatte jetzt Gelegenheit, Kapitän R. meine englischen Empfehlungs-Briefe zu zeigen, und spürte sogleich die besten Wirkungen davon. Er sah nun freylich einen ganz andern Mann in mir, als er sich anfangs gedacht haben mochte, und behandelte mich von diesem Augenblicke an mit einer wahrhaft brüderlichen Freundschaft. — Wir hatten eine sehr angenehme Reise, und kamen am 1. August glücklich zu Malta an. Kapitän R. fuhr sogleich an's Land, um sich zum Gouverneur zu begeben, der uns Beyde hierauf zum Mittagessen einladen ließ. Nun muß ich bemerken, daß ich einen Brief an den englischen Gesandten zu Wien hatte, worin ich diesem, im Falle ich meine Reise zu Lande machte, auf's Angelegentlichste empfohlen war. Kapitän R. rieth mir, diesen Brief dem Gouverneur zu überreichen, mit dem Ersuchen, denselben, bey meiner ganz veränderten Reiseroute, als an sich adressirt anzusehen.

Als wir ins Zimmer des Gouverneurs traten, war gerade der Admiral B., Obercommandant aller im Mittelmeere befindlichen englischen Kriegsschiffe, bey ihm. Ich überreichte diesen Herren meine sämmtlichen Empfehlungs-Briefe, besonders den an den Gesandten zu Wien, und bat sie Beyde zugleich, mir zu meiner weitern Reise nach Konstantinopel behülflich zu seyn. Sie versprachen es mir, wenn ich nur einige Zeit zu Maltha verziehen wollte, und behandelten mich während des köstlichen Mittagessens mit großer Freundlichkeit. Beym Abschiede ward ich sogleich für den folgenden, so wie von zwey andern Herren für die nächsten zwey Tage invitirt. Kurz, ich fand so viele Freunde, daß ich die vierzehn Tage, die ich zu Malta zubrachte, kein einziges Mal an der Wirthstafel aß. Es gefiel mir daher in dieser Stadt ganz wohl; nur musste ich viel von den beschwerlichen Bettinsekten ausstehen, ob ich gleich in einem sehr vornehmen Wirthshause logirt war. Sehr auffallend war mir auch die große Menge Schweine, die man hier in ganzen Haufen durch die Straßen laufen sieht. Was die malthesische Sprache anlangt, so fand ich nicht ohne Vergnügen, daß sehr viel arabische Wörter und Phrasen darin befindlich sind, und daß daher auch die Aussprache etwas Arabisches hat. In der That stimmen auch die Buchstaben S. Z. und T. ganz vollkommen mit dem Saad, dem Swaad, und dem To der Araber überein. Das übrige ist aus neugriechischen, italienischen und französischen Ausdrücken zusammengesetzt.

Nachlese.

Wenn Chapelin über schlechte Verse sein Urtheil fällen sollte, rief er: Ils sont bons — sauf correction.

Auf die schlechte Begrüßung eines Mönches: Deus det tibi bonum sero! sagte Beroald: et tibi malum cito!

Eine Dame fragte den Dichter Benserade, was die lateinische Aufschrift eines Häuschens: in fundulo, sed avito bedeute? — Madame, das will so viel heißen: „Ich bin ein armer Teufel, aber es ist in der Familie.“

G.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 4. Oktober.

Hier ist noch Alles à la Chinoise — Kleider, Kopfputz, Sitten. Artige Karrikaturen sind darüber erschienen; eine Pariserinn, der ihre Leibes-Fette einen ganz chinesischen Anschnitt zugezogen hat, wird auf der Promenade von zwey jungen Herren begrüßt, deren Köpfen ein zu großen Haupt-

Stäblen gewöhnliches Ausfallen der Haare ein ganz tartarisches Aussehen leiht. Die Begegnung ist charmant; die Kleidertracht entsprechend.

Die Damen lassen sich nun die Nägel der Finger à la chinoise zuschneiden — gespitzt, gespitzt, wie Mundstücke an Querpfeifen. Eigene Nägel-Dektoren kommen des Morgens mit englischen Feilen und Messerchen, das große Werk der Nägel-Reinigung zu beginnen, und man macht nun seine Nägel-Toilette, wie man seine Kopf-Toilette und seine . . . . . Toilette mittelst des Bidets macht. Aus Moliere weiss man, daß die Muguets seiner Zeit sich den Nagel des einen Ohrfingers entsetzlich lang wachsen liessen, und damit bey Tische gar zierlich Salz und Pfeffer aus den damit hingestellten Gefässen holten. Die Archäologen sind zwar nicht eins, ob dieser Nagel am Ohrfinger der rechten oder an jenem der linken Hand saß, aber das Faktum ist richtig. Multa renascuntur — und so können wir ganz wohl auch diesen Gebrauch wieder aufleben sehen. —

Am meisten ähneln wir aber den Chinesen in einer unsrer Haupt-Leidenschaften, die alle übrige enthält und verschlingt, in der Geldliebe. Geld, Geld! ist die Losung, hier wie in Peking, bey jener Nation, die ich als Congregat mir immer mit weissen Haaren denke, ist die Losung wie in Rom, als das Volk alt und seiner Siege müde ward.

Wir haben hier seit zwey Tagen heiße Sommerluft. Es ist schwül, überall schwül. Deutet es auf ein Erdbeben oder ein andres Phänomen? — Man ist in Erwartung; indessen zeitiget diese Schwüle unsern Wein.

Die Anekdote von Rousseau, der einen seiner Söhne im Park von Ermenonville wenige Tage vor seinem Tode fand, wurde zu einem Drama fürs Theater der Kaiserinn benutzt. Ich kann Ihnen vom Stück nichts sagen, denn ich sehe nie Dramen; aus dem Journal de l'Empire weiß man darüber nur so viel, daß es im Blatte gelobt, und in Geoffroy's Feuilleton ganz entsetzlich geschimpft wird. Warum? — Der Held des Stücks ist ein Philosoph.*) „Das Stück,“ sagt Geoffroy, „ist traurig und leer, eine abergläubische Vergötterung von J. J., eine wahre Satyre gegen diesen berüchtigten Philosophen. Doch wäre es, troz seiner Schwäche, ein sehr nützliches Stück, wenn es diesen elenden und lächerlichen Fanatism für einen Mann vernichten könnte, der in Hinsicht auf sein moralisches Betragen unter die allergewöhnlichsten Menschen gehört, und dessen ganzes Verdienst sich auf glänzende Sophismen, prächtige Irrthümer und mit Redner-Schmuck bekleidete Lügen beschränkt. Geht: unglückliche Abgötter — lauft nach Ermenonville, wie die Moslemin nach Mekka — werft euch nieder am Grabe des Propheten J. J.; betet die Asche eines Redners an, der eurer mit so viel Beredsamkeit spottete! Küßt die Erde, wo der Gaukler ruht, der euch in so hohem Grade verachtete, daß er euch cynische Geständnisse machte, sicher, eure dumme Andacht würde auch diese Probe bestehen; ihr würdet seinem Unrath dieselben Ehren erweisen, die man dem des großen Lama im ganzen Reiche von Thibet bezeugt!“ (Feuilleton, vom 23. Sept. 1813.)

Geoffroy wirft sodann seiner Nation ihre Empfänglichkeit für Fanatism vor, und hier scheint er, wenigstens in den neuern Zeiten, mit der Wahrheit im offensten Widerspruch zu stehen. Stechend ist seine Schluß-Parallele zwischen Voltaire und Rousseau; Voltaire lebte als hochgebietender Herr und Gönner, und rechnete sichs zur Ehre; Rousseau als Abenteurer, und war darauf eitel. Voltaire genoß das Ansehen, das dem Reichthume folgt; Rousseau jenes, das die freywillige Armuth begleitet; Voltaire bewohnte Schlösser; Rousseau Strohhütten. Der Eine war stolz auf sein Glück, der Andre auf sein Unglück; er suchte es auf. Voltaire konnte weder Unrecht noch Widerspruch vertragen, und zog die Menschen darüber zur Rechenschaft; Rousseau floh sie, und affektirte, sie zu hassen, während er sie zu lieben schien. Voltaire, obschon aufs Land zurückgezogen, suchte die Welt und die Gesellschaft; er war Höfling, er kannte die Menschen, verachtete sie und spottete ihrer. Rousseau hat Welt und Menschen nie anders als durch den Schleyer einer falschen, romanenhaften Einbildung gesehen. Der Genfer Philosoph, wie der Pariser Dichter, waren zwey gleich große Komödianten; Voltaire spielte die Komödie in Ferney, Rousseau, wo er immer hinkam. Durch Voltaire's Schriften bildeten sich Freygeister, Sittenlose, Egoisten und Spötter; durch Rousseau's seine — Enthusiasten, Fanatiker, Narren, Originale und Menschenhasser. Beyde haben ihre Talente mißbraucht, und als anmaßliche Lehrer des Menschengeschlechts der Gesellschaft mehr Schaden als Nutzen gebracht.“

Kann man leichtern Sinnes mit eigner Hand die eignen Götterbilder zertrümmern? — Ein Paar Tage später erhob er freylich J. J. wieder zum Range eines großen Talentes — aber nur um Voltaire noch tiefer zu erniedrigen. Dieser Wuth muß Alles weichen; selbst Shakespeare wird, Voltaire gegenüber, für Geoffroy ein Engel des Lichts. Geoffroy, im Feuilleton, vom 30. Sept. über Gretrys Essais sur la musique, behauptet: „Der Schriftsteller stehe darin dem Tonkünstler weit nach; jener affektire Philosophie, die Krankheit seines Jahrhunderts, und trage große Empfindsamkeit zur Schau, wie es der Ton der Mode mit sich bringe. Der Enthusiasm für Voltaire habe Gretry so weit irre geführt, daß er selbst die groben und trotzigen Ausfälle Voltaire's durch die Angriffe seiner Gegner vollkommen gerechtfertigt ansehe, was ganz falsch sey. Wer habe je mit mehr Achtung und Höflichkeit von Voltaire gesprochen, wer ihm feinere Lobsprüche ertheilt, als J. J.? Man kann Letzterm höchstens einige Ironien voll Geist und Salz vorwerfen, während Voltaire gegen einen Mann von so großem Talente, als J. J., Alles, was Satyre und Verläumdung Giftiges und Scheußliches haben, ausgespien hat. (a vomi).“ — Die Taktik, immer einen seiner Feinde zu erheben, um den andern noch tiefer zu erniedrigen, ist ganz allein Geoffroy eigen. Merkwürdig ist noch im letztern Feuilleton eine charakteristische Anekdote aus J. J. Aufenthalt in Montmorency; Gretry, für alle große Männer sehr eingenommen, ward auch von J. J. angezogen. Er suchte ihm eine Menge kleiner Gefälligkeiten zu erweisen, bot ihm den Arm, wenn er ausging, (in den letzten Jahren seines Lebens), und dergleichen; allein der Genfer Sophist, wie Gretry sagt, verbot sich alle Hindernungen auf die Schwäche seines Alters; er wollte lieber fallen, als mit Hülfe des Lüttischer Orpheus gerade wandeln. — Gretry setzte seinen Launen Geduld und neue Gefälligkeiten entgegen.

Eine arme deutsche Frau hatte auf mehrere Bittschriften, die sie der Kaiserinn zusandte, keine Antwort erhalten. Endlich kam sie auf den Einfall, ihre Bitte nebst Wohnung auf ein Merktuch mit Seide zu sticken, und es der Kaiserinn im Vorbeyfahren in die Kalesche hineinzuwerfen. Der Einfall machte Glück; sie erhielt durch die Herzoginn von Montebello ein ansehnliches Geschenk.

M.

*) Viel Glück machte der Einfall des Bedienten von J. J., der ebenfalls Sentenzen zu Markte bringen will und sagt: La vertu est une jolie femme qui a beaucoup d'amans. Derselbe will auch die Pénitences de J. J. als ein Gegenstück zu J. J. Confessions einigen Buchhändlern als ein Werk von Rousseau verkaufen, wird aber entlarvt.

Nro. 247.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 15. Oktober, 1813.

Das Menschliche, das Himmlische, das Gute,
Was keiner kennt und Jeder preist,
Das halte fest mit edelm Muthe,
So du es hast; doch daß dirs Jemand weist,
Das hoffe nicht.

Ernst Moritz Arndt.

Mylord Chesterfield.

Von Herrn Suard. *)

Philipp Dormer Stanhope Graf von Chesterfield, — ein als Staatsmann, als Redner und als Schriftsteller gleich berühmter Mann, ward zu London im Jahre 1694 geboren. Seinen ersten wissenschaftlichen Unterricht empfing er von guten Lehrern im väterlichen Hause; dann bezog er im sechszehnten Jahre die Universität Cambridge. Die Erziehung, welche ihm hier zu Theil ward, war die auf den alten hohen Schulen gewöhnliche, wobey veraltete und für den jetzigen Zustand der Kenntnisse unpassende Methoden dem übrigens gründlichen Unterricht viel Pedantisches beymischen, und die für Bildung gelehrter Männer unstreitig geeigneter ist, als für Welt- oder gar Staatsmänner. Der junge Stanhope machte in seinen Studien so große Fortschritte, wie sie aus der Verbindung vorzüglicher Talente mit angestrengtem Fleiße sich ergeben mussten. Das wesentliche Gebrechen seiner Erziehung fühlte er jedoch selbst gar wohl. Er war, seinem eignen Geständniß zu Folge, ein eitler und oberflächlicher, kleiner Pedant geworden. „Wollte ich, schreibt er seinem Sohn, gut sprechen, so wählte ich mir den Horaz zum Vorbild; wollte ich scherzen, so war es Martial, den ich anführte, und wollte ich feine Lebensart zeigen, so musste Ovid mein Lehrmeister seyn. Ich war vollkommen überzeugt, daß alle Weisheit nur bey den Alten zu suchen sey, und daß, was immer der Mensch Nothwendiges, Nützliches und Angenehmes wünschen kann, in ihren Werken gefunden werde.“ Seinem eben so richtigen als glänzenden Verstand konnte es nicht schwer fallen, diesen Schulstaub abzuwerfen.

Nach Beendigung seiner Universitätsstudien im J. 1714, verließ er England, um eine Reise durch Europa anzutreten; seine Familie setzte ein so großes Vertrauen auf seine Grundsätze und seinen Charakter, daß sie ihn ohne Gouverneur reisen ließ. Den Sommer brachte er im Haag zu, wo er sich der Angewöhnungen der Schule allmählig entledigte, hingegen aber Neigung zum Spiele annahm, das damals, besonders unter den Ausländern, stark im Schwange ging, und ihn zu einigen Thorheiten verleitete. Er reiste dann nach Paris, wo er in den besten Gesellschaftskreisen, und vorzüglich im Umgange liebenswürdiger Frauen den feinen Ton und die einnehmende Höflichkeit sich eigen machte, durch welche er sich von nun an auszeichnete.

Bey der Thronbesteigung Georgs I. rief der General Stanhope, welcher die Gunst des Monarchen besaß, und eine der ersten Staats-Sekretärstellen bekleidete, den jungen Stanhope, den Sohn seines Neffen, nach England zurück, um ihm im Hause des Prinzen von Wallis ein Kammerherrn-Amt zu verschaffen. Die Ernennung in's Parlament ist jederzeit das höchste Ziel des Ehrgeizes vornehmer Jünglinge. Obgleich Stanhope das gesetzliche Alter noch nicht vollkommen erreicht hatte,

*) Aus dem neuesten achten Band der Biographie universelle, (Paris, 1813.)

erhielt er jedoch als Repräsentant des Marktfleckens St. Germain in der Grafschaft Cornwallis eine Stelle im ersten Parlamente unter Georgs Regierung. Für die Entwicklung seiner Talente und seines Charakters war die sich ihm dadurch öffnende Laufbahn vorzugsweise geeignet. Er wollte seinen Eintritt in die Kammer der Gemeinen durch das an diesem Ort glänzendste Verdienst bezeichnen. Um einst als Redner auftreten zu können, hatte er sich längst schon durch gründliche Studien vorbereitet, und jetzt war Tag und Nacht sein Dichten und Trachten einzig auf das gerichtet, was er der Kammer vortragen wollte. Noch vor Abfluß des ersten Monats trat er als Redner auf, und setzte die Zuhörer durch die Kraft seiner Gedankenfolge eben so sehr in Erstaunen, als er sie hinwieder durch die Zierlichkeit seines Vortrags, durch seine einnehmende und gewandte Sprache entzückte. Bald nachher trat er mit gleich ausgezeichnetem Erfolge zu Unterstützung des Antrages auf, welcher die Dauer der Parlaments-Sitzungen auf sieben Jahre beschränkte; inzwischen waren es zwey andere Reden, welche er später im Oberhause, (wohin er nach dem Tode seines Vaters versetzt ward,) gehalten hat, — die seinem Rednertalent zu noch größerm Ruhme gereichten, indem sie sich mit Gegenständen von allgemeinem Interesse beschäftigten. Die eine war gegen die Bill gerichtet, welcher zu Folge die Schauspiele vor ihrer Aufführung einer Censur unterworfen werden sollten; die andere unterstützte diejenigen, durch welche der alte Kalender abgeschafft, und der neue in England wie im übrigen Europa, eingeführt ward.

Im J. 1728 öffnete sich seiner Ehr- und Ruhmgierde ein neues Feld. Er ward als Bothschafter nach Holland gesandt und erwarb sich in dieser Sendung ein besonderes Verdienst, indem er das Churfürstenthum Hannover vor den ihm drohenden Kriegsdrangsalen bewahrte. Als Belohnung dafür erhielt er den Hosenband-Orden, nebst der Stelle eines Königlichen Großhaushofmeisters. Im J. 1732 kehrte er nach England zurück; in einer zweyten diplomatischen Sendung nach Holland legte er neuerdings gleiche Gewandtheit an den Tag. Nachher ward er Vice-König von Irland, von wo er im J. 1748 zurück kam, um ein Staats-Sekretär-Amt zu übernehmen.

Die vielen Reisen und Arbeiten hatten inzwischen seine Gesundheit zerrüttet; er entschloß sich endlich, auf die Geschäfte und den Staatsdienst Verzicht zu thun, und den Rest seines Lebens der Ruhe, den Studien und der Freundschaft zu widmen. Er genoß, wie kein anderer Mensch vielleicht je gethan hat, jenes otium cum dignitate, das alle Staatsmänner zu wünschen vergeben, und hingegen nur sehr Wenige zu genießen verstehen.

Wer sich die Mühe geben will, den ganzen Lebenslauf Chesterfield's aufmerksam zu durchgehen, der wird darin eine Vereinigung seltener Eigenschaften und sogar auch scheinbarer Widersprüche wahrnehmen, welche für die Kenntniß des menschlichen Herzens nicht verloren gehen darf. Wenigen Menschen ist eine glänzendere Laufbahn zu Theil geworden. Er hatte das seltene Glück, daß keiner seiner Wünsche unerfüllt blieb. Neben hohem Rang und großen Glücksgütern hatte die Natur ihm eine edle und angenehme Bildung verliehen, deren Reize hinwieder durch Grazie und Feinheit der Sitten, durch Gewandtheit und Zierlichkeit der Rede, und durch alle Vorzüge eines gebildeten, abwechselnd muntern, scherzhaften, gründlichen und stets aufgeweckten Geistes, nur noch mehr gehoben wurden.

Ohne das Feuer, die Originalität und den Tiefblick der großen Redner des brittischen Parlamentes zu besitzen, wusste er durch seinen bestimmten, trefflich geordneten Vortrag, durch sein mildes einnehmendes Sprachorgan, durch Zierlichkeit, Grazie, und vor allem durch ungemein richtigen Verstand und Urtheil zu ersetzen, was ihm an hinreißenden Eigenschaften mangelte. Wenige Redner wurden mit größerer Theilnahme und schmeichelhafterer Aufmerksamkeit angehört, und sehr Wenige behaupteten, wie er, ungeschmälert bey'm Lesen ihrer Reden den Beyfall, welcher diesem auf der Rednerbühne zu Theil geworden war. Der glückliche Erfolg seiner diplomatischen Sendungen ist bekannt; des Unterhändlers Verdienst dabey abzuwägen, ist das Publikum außer Stand, indem die Verrichtungen desselben in Dunkel verhüllt bleiben, und sein Ruhm jederzeit etwas Geheimnißvolles an sich trägt, das mehr geglaubt als erkannt seyn will. In dem kurzen Zeitraum seiner Verwaltung als Vice-König in Irland hat er solche Beweise von Geschicklichkeit in Behandlung der Menschen und Geschäfte, von festen Grundsätzen und verträglichem Geiste gegeben, die ihm Bewunderung und Dankbarkeit erwarben, und ein höchst ehrenvolles Andenken lange nach seiner Entfernung sicherten.

(Der Beschluß folgt.)

Theodas Schlummer.

Sie schlummert. Ueberirdische Seelenruh
Strahlt aus der Lieblichträumenden Angesicht.
Mich fesselt, ihren Schutzgeist fesselt
Stille Bewundrung. Ich athme leiser.
O welch ein Lächeln! — Träumt Sie vielleicht von mir?
Ich harre sehnend. Schlägt Sie die Augen auf,
So blick' ich in zwey neue Himmel,
Und Sie beseligt den Auserwählten! Hg.

Lachstoff.

Das Lachen berg' ich nicht,
Wenn Bulla schreibt: „Ein Licht,
Gleich mir, strahlt nirgendwo."
Das Lachen berg' ich nicht,
Wenn ein Sedezblatt spricht:
„Seht mich in folio!" Hg.

Reise von Paris nach Bombay.

Drittes Kapitel.

Ich verließ Malta am 10. August, und zwar am Bord des Victorieux. Meine Gönner hatten nämlich dem Kapitän R. erlaubt, um meinetwillen nach Smyrna zu segeln, von wo nur noch fünf kleine Tagreisen nach Konstantinopel sind. Bis zum 14. hatten wir sehr schönes Wetter, am 15. aber bekamen wir einen so heftigen Sturm, daß unser Schiff an Masten, Raen und Tauwerk gar sehr beschädigt ward. Am 16. hatten wir wieder guten Wind, am 17. liefen wir in Mileto, auf der Küste von Natolien, ein. Hier beschloß Kapitän R. das Schiff kalfatern zu lassen, was uns bis zum 28. aufhielt. Unsere fernere Reise war sehr angenehm, und am 5. September kamen wir zu Smyrna an.

Sobald Kapitän R. die nöthigen Befehle gegeben hatte, begaben wir uns ans Land, und warteten dem englischen Consul Mr. Werry auf. Dieser empfing uns mit der größten Artigkeit, lud uns sogleich zum Essen ein, und bot uns selbst einige Zimmer in seinem Hause an. Nach dem Essen machten wir einen Besuch beym Oberzolleinnehmer Hazy Osman Aga, der ganz nahe bey der Stadt in einem artigen Garten wohnt. Er wollte sich eben zum Essen niedersetzen, und wir mussten halbgezwungen seine Gäste seyn. Beym Abschiede bat er mich ausdrücklich auf den andern Tag wieder zu sich, was ich dann mit Vergnügen annahm. Wir blieben bey dieser Gelegenheit bis nach Mitternacht zusammen, und schwatzten, unter beständigem Rauchen und Sorbettrinken unbemerkt die Zeit hinweg.

Ich dachte nun von Smyrna nach Konstantinopel vollends zu Lande zu gehen, allein der Konsul und Kapitän R. boten mir die Ueberfahrt am Bord Victorieux an. Sie glaubten dies auf sich nehmen zu können, da das Schiff mehrere Raen und Stengen brauchte, die der Kapitän nur in jenem Hafen zu finden gewiß war. Am 15. Abends speiste ich noch einmal mit dem Aga, der eine Menge Früchte und andre Provisionen für mich einschiffen ließ, und begab mich endlich an Bord des Victorieux, wo ich bereits Alles zur Abfahrt bereit fand.

Am 16. September Morgens gingen wir also unter Segel, und am 21. befanden wir uns auf der Höhe von Tenedos. Da der Wind sehr veränderlich war, ließ der Kapitän Anker werfen, und begab sich mit mir ans Land zum Gouverneur der Insel, der uns sehr artig aufnahm. Wir kehrten indessen noch denselben Abend an Bord zurück, lichteten am andern Morgen die Anker, und kamen bis an den Eingang des Kanals. Allein der Ostwind verhinderte uns weiter zu segeln, und wir mussten hier abermals vor Anker gehen. Rund um uns herum lagen noch an funfzig andre Schiffe, die derselbe Wind ebenfalls zurückhielt. Nachdem wir so zwey Tage gewartet hatten, gelang es uns bis zu den Dardanellen hinaufzusegeln; endlich am 30. kamen wir glücklich vor Konstantinopel an. Es war gegen Abend, ich konnte nichts weiter thun, als mich ungesäumt beym englischen Gesandten, Lord Elgin, melden lassen, an den ich von seinem Bruder empfohlen war.

Am andern Morgen in aller Frühe erhielt ich sogleich eine Einladung von ihm, und fuhr demnach in Begleitung des Kapitäns R. nach Pera hinüber, wo alle Gesandtschaftspaläste befindlich sind. Ich ward von Mylord und seiner Gemahlinn mit der größten Güte empfangen, musste ein artiges, trefflich meublirtes Haus in ihrer Nachbarschaft beziehen, und wurde täglich mit unzähligen Beweisen von Freundschaft überhäuft. Unterdessen hatte Lord Elgin dem Reis Effendi (Minister der auswärtigen Angelegenheiten) von meiner Ankunft Nachricht gegeben, und dieser äußerte den Wunsch, mich bey sich zu sehen. Zu der bestimmten Stunde begab ich mich also zu ihm, ward äußerst höflich aufgenommen, und mit Kaffe und der Foulah (Pfeife) bedient. Allein da der Minister kein Persisch verstand, und überhaupt nur wenig Bildung zu haben schien, so bat ich ihn, mich dem Groß-Vezier Jussuf Pascha vorzustellen, wozu er auch sogleich die Einleitung treffen ließ. Dies war um so leichter, da alle Staatsbüreaus in derselben Abtheilung des Serails befindlich sind.

Es dauerte nicht lange, so kam der abgeschickte Staatsbediente mit einem Offizianten des Veziers zurück, und meldete mir, daß ich von ihm erwartet werde. Ich eilte daher, mich zu ihm zu begeben, und fand ihn in einem prächtigen Zimmer, das mit Glasfenstern versehen war. Dabey standen mehr als funfzig Offizianten und Sclaven um ihn herum. Er empfing mich mit großer Höflichkeit, und unterhielt sich lange im Persischen mit mir. Da sein Bart sehr lang, meiner hingegen erst ganz kürzlich abgeschnitten worden war, so zog er mich gewaltig damit auf. Ich musste ihm versprechen, nie wieder eine Schere daran kommen zu lassen, womit er dann zufrieden schien. Eine dritte Visite machte ich endlich bey dem Kija Bey (Minister des Innern), der bey einer sehr geistreichen einnehmenden Physiognomie sehr gebildete Manieren besaß. Auch er nahm mich mit vieler Artigkeit auf, und unterhielt sich sehr lange mit mir.

Einige Tage darauf wurde ich auch dem Kaiser Selim III. vorgestellt. Ich überreichte ihm eine vollständige persische Uebersetzung des Camoos (berühmtes arabisches Wörterbuch) in zwey Bänden, und ersuchte ihn um den Druck davon. Das Werk ist nämlich sehr selten, und ich hatte sehr viel Geld und Mühe auf dies Manuscript gewandt. Zu gleicher Zeit bat ich den Kaiser, bey der Herausgabe in der Vorrede meiner Meldung zu thun. Er

bewilligte mir meine Bitte auf der Stelle, ließ sie sofort zu Papier nehmen, unterzeichnete die Gewährung, und übergab das Buch seinem Bibliothekar. Zu gleicher Zeit befahl er, mir einen Ehrencaftan anzuziehen und mir eine Summe auszuzahlen, die sehr ansehnlich war. Ich erwiederte, daß ich meine Belohnung in der andern Welt erwartete, und mit meinem Bewußtseyn zufrieden sey. Der Kaiser lächelte zufrieden, und wünschte mich vor meiner Abreise noch einmal zu sehen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hanau, September.

Am 8. d. hielt die Wetterauische Gesellschaft für die gesammte Naturkunde ihre dreyzehnte öffentliche Sitzung, die abermals von dem regen Eifer und der rastlosen Thätigkeit der trefflichen, das Ganze leitenden, Männer zeigt. Der erste Direktor, Hr. Dr. Gaertner, theilte zuerst einen kurzen Abriß von dem Geschichtlichen des Instituts mit. Die verschiedenen Naturalien-Sammlungen und die Bibliothek haben theils von der Gnade unsers liberalen Großherzogs, theils von mehrern ausgezeichneten Mitgliedern, so bedeutende Vermehrungen erhalten, daß Hr. Dr. Gaertner besonders aufmerksam darauf zu machen für zweckmäßig hielt. Dann folgten eine Reihe Vorlesungen, wovon jede in ihrer Art ausgezeichnet zu werden verdient. So theilte Hr. Professor Scherbius Bemerkungen und Beyträge zur Wetterauischen Flora mit; so sprach Hr. Hofrath Meyer von den seltensten Zug- und Strichvögeln, die von 1801 bis 1813 in der Wetterau erschienen sind, und trug zugleich sehr wichtige Beobachtungen über Zug- und Strichvögel im Allgemeinen mit. Hr. Professor Luca las eine Abhandlung über das Sexuelle im menschlichen Organismus. Hr. Geheimerath Leonhard unterhielt die Versammlung mit Bemerkungen über den Krysoberill, und namentlich über den neuerdings aufgefundnen aus Connecticut. Er ging dann zu allgemeinen Betrachtungen über das geognostische und geographische Vorkommen der Edelgesteine über, und zeigte auserlesene Suiten, theils von Krysoberill aus Nordamerika, theils von allen übrigen Edelgesteinen, roh und geschliffen, vor. Ferner überreichte er der Gesellschaft die beyden neuesten Modelle der plastischen Gebirgsdarstellungen, die er in Verbindung mit Hrn. Jassoy bearbeitet, und auf denen man das hügeliche und bergige Land, so wie das Massengebirg sieht. Hr. Ober-Medicinalrath Leisler theilte eine Reihe höchst merkwürdiger Beobachtungen über den Wetterfisch, besonders über die Respiration und die wetterverkündende Eigenschaft desselben mit. Zu gleicher Zeit zeigte er mehrere sehr seltne, zum Theil neue Thierarten, z. B. Vespertilio discolor Natt. Alauda brachydactyla Leisl. Larus minutus Linn. u. s. w. vor. Letztere ist das erste in der Wetterau vorkommende Individuum dieser Art. Hr. Medicinalrath Kopp las eine treffliche Abhandlung über die Versteinerungen, worin er besonders auf die wichtigsten Momente derselben für die Geognosie Rücksicht nahm. Das Ganze ward durch eine Reihe ausgezeichneter Exemplare von versteinerten Naturkörpern aus allen Klassen des Thierreichs und aus mehrern des Pflanzenreiches, so wie durch eine Suite von Originalzeichnungen erläutert, die Hr. Hofrath Westermeyr mit gewohnter Meisterhand ausgeführt hat. Noch las Hr. Medicinalrath Kopp einen schätzbaren orographischen Aufsatz des Hrn. Medicinalrath Schneider zu Fulda vor. Ihm folgte Hr. Pfarrer Merz mit einer Abhandlung über die Unterscheidungs-Charaktere der Uebergangsgebirge, worauf Hr. Dr. Gaertner zum Beschluß von den Verdiensten der ältern und neuern Wetterauischen Botaniker sprach. Zugleich zeigte er achtzig, von ihm seit dem Abdrucke der Wetterauischen Flora entdekte, neue Flechtenarten vor.

Paris, 2. Okt.

Ich habe Ihnen von der Feyer Gretrys im Feydeau gesprochen; da sie die Kasse füllte, so ward sie bereits ein Paar Mal wiederholt. So eben erscheinen über diese patriotische Aufwallung von Kunstliebe folgende beißende Couplets:

1.

Nous venons de perdre Gretry —
Notre Amphion nous est ravi.
C'est ce qui nous désole! (bis
Tous les deux jours depuis ce tems
Nous le pleurons pour 5,000 Francs. [1])
C'est ce qui nous console! (bis

2.

Quelques Musiciens fameux
Bientôt nous feront leurs adieux;
C'est ce qui nous désole!
Mais ces compositeurs chéris
Mourront pour nous au même prix . . .
C'est ce qui nous console!

3.

Ignorants ce coup de Jarnac [2])
Nous avons manqué Dalayrac —
C'est ce qui nous désole!
Mais nous jurons tous par Gretry,
De ne pas manquer . . . . ; [3])
C'est ce qui nous console!

4.

Pour Gretry, tant que l'on payera, [4])
Nous jouerons peu ses opera —
C'est ce qui nous désole!
Dès qu'on ne payera plus les droits,
Nous les jouerons vingt fois par mois . . .
C'est ce qui nous console!

Man konnte voraussehen, daß Sismondi's, (Professors in Genf), Werk: Sur la literature du midi, großes Aufsehen machen und Widerspruch von allen Seiten sich zuziehen würde. Selbst der ruhige, klare Y. (Dussault), im Journal de l'Empire erklärt sich gegen die in jenem Buche aufgestellte Ketzerey: daß der wahre allein unsterblich machende literarische Glaube gerade nicht auf die französische Kirche beschränkt sey. „Die Römer und Griechen,“ sagt er, „haben allen Völkern die Regeln des wahren Geschmacks gegeben... La véritable doctrine, dont notre nation a été l'unique héritière, l'unique dépositaire dans les tems modernes!“ — Dies Urtheil ist gewiß nicht absprechend, und bestätigt vollkommen, was Y zwey Zeilen früher sagt: La nation française est la moins exclusive, la moins intolérante des nations Européennes. . . . .

W.

---

1) So hoch steigt bey jeder Wiederholung der Todesfeyer die Einnahme.

2) Man hielt Dalayrac, der unlängst starb, keine ähnliche Feyer.

3) Die Punkte bedeuten vermuthlich den ehrwürdigen Greis Monsigny.

4) Bekanntlich beziehen die Erben eines Dichters oder Tonkünstlers zehn Jahre lang seinen Theil von den Einnahmen für seine Stücke; nach Verlauf dieser Zeit gehört die ganze Einnahme den associrten Schauspielern oder Sängern.

Nro. 248.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 16. Oktober, 1813.

Clotho wartet nicht, bis wir genug erlangen,
Und wenn sie uns zur kühlen Gruft
Und in die Stille ruft,
So haben viele nie zu leben angefangen.

U z.

Proben aus Hafis Divan.

12.

Sicherer Ort, lauterer Wein, treuer Gesell,
Sind diese drey dir stets beschert, o gutes Schicksal!
Wissen der Welt, Thaten der Welt, Alles ist Nichts,
Ich habe tausendmal dies Wort als wahr bewähret.

Suche dir schnell sicheren Ort, nütze die Zeit,
Denn Räuber liegen in des Lebens Hinterhalte.
Leider und Ach! Daß ich bis jetzt nimmer gewusst,
Daß mein Geleitsmann auch des Glücks Geleit' gewesen.

Ueber das Glas, und den Rubin, Buße zu thun,
Ist eine Phantasie, die der Verstand nicht gut heißt.
Grübchen des Kinns! Was du an Reiz heimlich verbirgst,
Wird nie ergründen hunderttausendfache Weisheit.

Wo ist ein Herz, daß es mich führ' Pfade des Heils,
Auf keinem Wege konnt' ich zu dem Freund gelangen.
Mitte des Leib's! fein wie ein Haar! nimmer umschließ'
Ich dich, doch froh ist mein Gemüth des feinen Bildes.

Ob des Rubins, den ich geweint, wundert Euch nicht,
Ein flammender Pyrop ist meines Auges Siegel. *)
Lächelnden Munds sprach sie: ich bin Euere Magd,
Hafis! sieh', wie sie dich als einen Narren gängelt.

13.

Hast du einen trauten Freund,
Treu in Worten sey.
So im Bad als Rosenbeet
Sein Begleiter sey.

Gieb des durchgewühlten Haar's
Krause nicht dem Wind',
Daß nicht der Verliebten Sinn
Ganz zerrüttet sey!

Wünschest du allein zu seyn
Und mit Chiser gut.
Du für Alexandern dann
Lebenswasser sey!

Nicht ein jeder Vogel singt
Süßen Liebeston,
Komm' und für die Nachtigall
Eine Rose sey!

Uebertrage mir die Pflicht,
Treu zu seyn als Knecht.
Uebertrag' sie mir bey Gott!
Und du Kaiser sey!

Zieh' nicht noch einmal das Schwert
In dem Heiligthum;
Und für das, was du gethan,
Ganz zerknirschet sey!

Eine Zunge und ein Herz
Haben unsre Kerzen.
Sieh' des Schmetterlings Bemüh'n,
Ob es nicht zum Lachen sey.

Aller Reiz und Schönheit liegt
In dem Minnespiel'.
Du daher in diesem Spiel
Unerreichbar sey!

Schweig', Hafis, und klage nicht
Ueber Freundes Schuld!
Wer befahl, daß ihr Gesicht
Anzustaunen sey!

*) Die Siegel der Morgenländer sind wie bekannt in schöne Karniole gegraben, die ihnen zugleich als Ringe dienen. Der Ring des Auges ist dem Dichter ein Siegel, und zwar ein Siegel, aus einem Flammenstein, der Rubinen oder Funken aussprühet.

Frage.

1812.

Wärst du nicht, heil'ger Abendschein!
Wärst du nicht, sternerhellte Nacht!
Du Blüthenschmuck! Du üpp'ger Hain!
Und du Gebirg voll ernster Pracht!
Du Vogelsang aus Himmeln hoch!
Du Lied aus voller Menschenbrust!
Wärst du nicht — ach! was füllte noch
In arger Zeit ein Herz mit Lust? —

Justinus Kerner.

Mylord Chesterfield.

(Beschluß.)

Als Schriftsteller hat Lord Chesterfield sein Talent meist nur in kleinen Aufsätzen, moralischen, kritischen oder scherzhaften Inhalts, gezeigt, die in verschiedenen, in der Manier des Zuschauers geschriebenen, Zeitschriften eingerückt sind; dann in seinen Parlaments-Reden, die gedruckt wurden, vorzüglich aber in der im J. 1774 erschienenen Sammlung der an seinen Sohn geschriebenen Briefe, die das größte Aufsehen durch ganz Europa erregten. Sie sind merkwürdig durch die darin herrschende Verbindung von Gründlichkeit und Anmuth; durch tiefe Kenntniß der Sitten, der Gewohnheiten und der politischen Verhältnisse Europa's; durch mannichfaltige Belehrung, die sich darin überall in anziehenden und gefälligen Formen darbietet; durch jene edle und natürliche Zierlichkeit, welche dem Weltmanne ziemt, und durch eine Schreibart, die auch dem geübtesten Schriftsteller Ehre machen würde. Eine bloße Sammlung von Briefen war hinreichend, um Lord Chesterfield unter die ersten Schriftsteller seiner Nation zu reihen. Es gibt wenig englische Werke, deren Styl sich den Sprachformen der Franzosen mehr nähert; es hatte sich Lord Chesterfield die französische Sprache eben so eigen gemacht, wie Bolingbrocke, Hume, Gibbon und einige andere Schriftsteller, denen die Britten vorwarfen, viele französische Wendungen und Redensarten in ihre Schreibart aufgenommen zu haben.

Die mannichfachen Vorzüge, wodurch Chesterfield's Briefe zu so großem Rufe gelangten, vermochten jedoch das Aergerniß nicht zu tilgen, wozu die ihnen zum Grund liegende Moral Veranlassung gab. In der That musste es eben so befremdlich als anstößig seyn, einen Vater seinem Sohne höflichen Anstand und gefällige Manieren als die wesentlichsten Eigenschaften unaufhörlich anpreisen zu sehen, die ein Weltmann sich erwerben könne. Er will einen Günstling der Damen aus ihm machen, und nennt ihm zu diesem Ende sehr verrufene Frauenzimmer, die er keck angreifen möge, und deren Eroberung er ihm als leichte Sache schildert. Eine solche Sprache des Leichtsinns und der Verdorbenheit konnte keine Vertheidiger finden. Was ihre Unschicklichkeit einigermaßen mindern kann, ist einzig Folgendes: Lord Chesterfield hatte im J. 1733 die Gräfinn von Walsingham, Melusine von Schulemburg, geheirathet, die ihn kinderlos ließ; dagegen besaß er einen natürlichen Sohn von einer Dame, deren Name unbekannt ist, und mit der er lange in vertrauten Verhältnissen lebte. Er adoptirte denselben, ließ ihm die sorgfältigste Erziehung geben, und ertheilte ihm auch den Namen Stanhope. Dieser nachher im J. 1769 verstorbene junge Mann war mit sehr linkischen Manieren von der Universität zurückgekommen. Sein Vater, der einen großen Werth auf äußere Annehmlichkeiten setzte, hielt es für möglich, durch Kunst die Natur zu überwinden, und hoffte, mittelst ausgesetzter Empfehlung feiner Sitten und gefälligen Anstandes auch dem Sohne nach und nach Geschmack daran einzuflößen und sie ihm anzugewöhnen; aber alle Mühe war fruchtlos. Der junge Stanhope blieb in seinem Betragen, Manieren und Sprache ein höchst gemeiner Mensch, obgleich es ihm keineswegs an Verstand und Kenntnissen fehlte, und er sogar auch in mehrern diplomatischen Sendungen viele Geschicklichkeit zu Tage legte.

Lord Chesterfield hatte in seinen letzten Jahren das Gehör großentheils verloren; für einen Weltmann, welcher die Conversation ausnehmend liebte und darin vorzüglich glänzte, war dies kein geringes Unglück. Andere Gebrechlichkeiten gesellten sich hinzu, und breiteten einen Trauerschleyer über die letzten Tage eines bis dahin so vergnügten und glücklichen Lebens.

Mit Pope, Swift, Bolingbrocke und mit den durch Geist und Talent ausgezeichnetsten Männern seines Vaterlandes stund Chesterfield in vertrauten Verbindungen; auch mit dem vielberufenen Samuel Johnson hatte er freundschaftliche Verhältnisse unterhalten, wie sehr auch die Manieren und das Betragen dieses geistvollen, strengsittlichen, stolzen und äußerst reizbaren Mannes mit der ausnehmenden Höflichkeit des Grafen von Chesterfield den höchsten Kontrast bildeten. Johnson sagte von ihm: „er sey unter den großen Herren der schönste Geist und unter den Schöngeistern der vornehmste Herr.“ Als Chesterfield's Briefe an seinen Sohn erschienen waren, fällte Johnson über sie das Urtheil: „Man finde darin die Moral einer Lustdirne, und die Manieren eines Tanzmeisters.“ Die Ausdrücke waren ungemessen und übertrieben, und mussten ihre Wirkung verfehlen. Chesterfield hatte Voltaire's Bekanntschaft gemacht, und war ein leidenschaftlicher Verehrer seiner Schriften. Er war ein Freund und Bewunderer Montesquieu's, den er zu einem Besuche und zur Reise nach England bewogen hatte, und der daselbst in seinem Hause wohnte. Als dieser große Mann im J. 1755 starb, ließ Chesterfield die geist-

reiche und würdige Lobrede auf ihn in die englischen Tagblätter einrücken, die auch sogleich übersetzt und durch französische Zeitschriften verbreitet ward.

Chesterfield starb, neun und siebenzig Jahre alt, am 24. März 1773. Der Doctor Maty hat von ihm nachfolgende Schilderung in den eben so interessanten als wohlgeschriebenen Denkschriften über das Leben des Lord Chesterfield entworfen: „Chesterfield ragte durch mannichfaltiges Talent, durch hellen Geist, seine Lebensart und anziehende Unterhaltung über alle seine Zeitgenossen empor. Ein Mann des Vergnügens und Geschäftsmann zugleich, durften die Geschäfte bey ihm nie den Vergnügungen nachstehen. Die Parlaments-Reden gründeten seinen Rednerruhm, und seine Beredsamkeit besaß einen eigenthümlichen und verführerischen Charakter. Sein Betragen als Staatsmann war tadellos, uneigennützig, fest und gewissenhaft; als Privatmann war er redlich und freundschaftlich; in beyden Verhältnissen liebenswürdig, gefällig und verträglich. Dies waren seine guten Eigenschaften; wer besser als er war, mag seine Fehler aufdecken." Der letzte Zug ziemt freylich dem Lobredner eher, als dem Geschichtschreiber.

Man verzeihe dem Verfasser dieser Notiz, wenn er dieselbe mit einer ihn persönlich betreffenden Anekdote schließt:

Als er im J. 1769 sich in London aufhielt, stellte der Doctor Maty, ein Mann von Geist und erfahrner Arzt, ihn dem Lord Chesterfield vor. Der junge Reisende schrieb hierüber einem seiner Freunde Folgendes: „Es ist mir unmöglich, einen großen Mann ohne lebhafte Rührung zum ersten Male zu sehen, und die Bewegung, von der ich eben noch durchdrungen bin, erregt in mir das Bedürfniß der Mittheilung. Ich komme von dem Grafen von Chesterfield, der, wie Sie wissen, der liebenswürdigste, feinste und geistreichste Mann aller drey Königreiche war; aber ach! quantum mutatus ab illo! Unglücklicher Weise trafen wir einen ungünstigen Augenblick. Er hatte diesen Morgen viel gelitten. Seine stets zunehmende Taubheit macht ihn oft mißlaunisch, und widerstrebt seiner ihn übrigens nie verlassenden Gefallsucht. „Es ist, sprach er zu uns, ein trauriges Ding um das Taubseyn, wenn man so gern möchte reden hören. Noch bin ich lange so weise nicht, wie mein Freund, der Präsident von Montesquieu, welcher öfters zu mir sagte: Ich bin an's Blindseyn gewöhnt; ich hingegen kann mich an's Taubseyn gar nicht gewöhnen." Davon nahm ich Anlaß, ihm von Montesquieu zu sprechen. Ich war eines Tages Zeuge eines lebhaften Wortwechsels zwischen Hrn. von Montesquieu und Hrn. von Lamoignon gewesen. Es handelte sich von den Fehden der Parlamente mit dem Ministerium, und von dem angesprochenen Rechte der erstern, die Verfügungen der souveränen Gewalt durch ihre Gegenvorstellungen zu hemmen. „Ich erinnere mich," sagte Hr. von Montesquieu, „wie Mylord Chesterfield, als ich mich über diesen Gegenstand mit ihm unterhielt, einst die Worte sprach: „Versammlungen mögen Eure Parlamente wol wieder veranlassen; Schranken aber und Schlagbäume werden sie nie sehen." (Vos parlements pourront bien faire encore des barricades, mais ils ne feront jamais de barrières.) Die Anekdote schien dem Grafen Vergnügen zu machen. Er erwiederte: „Ich erinnere mich zwar einer solchen Aeußerung ganz und gar nicht; ich bin es aber wohl zufrieden, die Worte gesprochen zu haben." Wir kürzten aus Besorgniß, ihn zu ermüden, unsern Besuch ab. „Ich bitte Sie, nicht länger zu bleiben, sagte er, ich muß jetzt die Wiederholung meines Leichenbegängnisses machen." So nannte er seine tägliche Morgen-Promenade im Wagen durch die Straßen von London. Mylord Chesterfield's Werke wurden in mehrern Ausgaben in Quart- und Oktav-Format gedruckt.

Bunterley.

Einer der vormals berühmtesten Griechisch-Gelehrten, der, sein Leben hindurch, nicht zehen deutsche Bücher gelesen, ja, nicht zehen Zeilen fehlerlos Deutsch geschrieben, urtheilete, noch in den Jahren neunzig, vor seinen Schülern über den verewigten Wieland also: „Aus dän Wieland hätte auch könne was Gescheids währe (werden), wenn ärsch (er sich) nich uf dän deuschen Dr—ck gelegt hätte; da är schtudirte, wußt är schon hübsch Griech." — Betrachten wir die herrlichen Aufschwünge der altschwäbischen Dichter; gewißlich gestehen wir dann, daß durch jene gelehrten Barbaren die freye Entfaltung des deutschen Geistes um mehr denn hundert Jahre zurückgehalten worden.

*

Die tausendkünstigen Nürnberger hatten ehemals eine Wind-Mühle erdacht, worin alte Weiber wiederum verjüngt wurden. Sollte nun dieser Erfund, vielleicht mit einiger Veränderung, unsern gelehrten Deponenten und Alt-Weiber-Philosophen denselben Dienst zu leisten vermögen? — Eine vor Alters berühmte Deutsche Gesellschaft, die seit 100 Jahren ein wenig zurückgeblieben, bittet dringlich um Antwort.

*

Dichter nennen bekanntlich das Hienieden zuweilen „die schöne Welt," das Jenseit aber, „die schönere." Ihnen sehr ungleich bewiesen einst unsere Weltweisen in ganzen Büchern: „Diese Welt sey die beste;" und jetzo trösten die Himmelsweisen uns immer mit „einer besseren," denn eine gute Welt haben mindest wir in jener wol selten erlebt. Wäre indeß die bessere Welt noch vorzüglicher, denn eine beste, so müßten wir sie die bestere nennen. Radlof.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Bereits schreiben sich die Kandidaten für Gretrys Platz im Institute ein — aber Hr. Berton nahm, als er erfuhr, daß der Greis Monsigny Verfasser vom Felix, dem Deserteur ꝛc. auf der Liste stünde, seinen Namen mit dem Beysatz zurück, daß er keinen Würdigern, als ihn, kenne, den leeren Platz auszufüllen.

Geoffroy wollte neulich Gretry loben. „Er hat," sagte er, „bessere, oder wenigstens mehr Stücke (bey 50) geschrieben, als irgend ein Tonsezer, und wenigstens sind sie alle besser, als man je in der italienischen Oper zu hören bekommt." — — Ein Paar Tage darauf gesteht er ein, „daß Niemand mehr Gretrys Opern hören wollte; man hätte den Geschmack an seiner Musik verloren, man wüßte aber, daß es wahre Musik war." Dabey kommen die Sängerinnen vom Feydeau gar übel weg; er citirt ihnen eine Anekdote von Gretry, von ihm selbst in seinen Memoiren oder Essais sur la musique (in 3 B.) erzählt. Gretry änderte nämlich eine Arie am Anfang des zweyten Akts von l'Amant jaloux, einer Sängerinn zu Liebe, die das schönste Organ besaß, was je die Natur gebildet. „Hört ihr es, Sängerinnen vom Feydeau," ruft Geoffroy. „Le plus bel organ que la nature forma jamais! Ach ihr wolltet gern, daß diese Worte von mir wären, um euch nach Herzenslust darüber lustig machen zu können? Allein auf mein Gewissen, sie sind nicht von mir; sie sind vom guten, vom erfahrnen Gretry, der sich ohne Zweifel so absprechend nur in der Absicht ausdrückte, euch bescheiden zu machen, euch den Glauben zu benehmen, als hätte man auf der Bühne vor euch nie so schöne melodische Stimmen gehört, als die eurigen sind."

„Nun möchtet ihr wol das Wunderwesen mit dem schönsten Organ, das je die Natur gebildet, schon näher kennen? Gretry sagt euch: es war die sanfteste, die tugendhafteste, die am wenigsten eigensinnige aller Schauspielerinnen! Die Wahrheit zu gestehen, so scheint mir diese Antwort der Gipfel der Unverschämtheit; ist es nicht genug zu sagen, daß diese Frau das allerschönste Organ hatte, muß sie auch noch die allersanfteste, allertugendhafteste aller Schauspielerinnen gewesen seyn? Ich begreife und billige euern Zorn, Damen vom Feydeau, und mich sollt es nicht wundern, wenn ihr Gretrys Schatten bis in die Gebüsche Elysiums verfolgtet. — „„Aber ihren Namen! ihren Namen! um Gotteswillen ihren Namen!"" — Meine Damen, nichts leichter als das; man hätte damit anfangen sollen. Es ist Mad. Trial, die unglückliche Trial, ein noch lebendes Beyspiel vom Undank, der bisweilen das wahre Talent verfolgt, während die Schein-Talente in Gunst und Ueberfluß schwelgen." —

Durch diese Philippik, (in welchem Genre Geoffroy Meister ist), ist den Nachtigallen vom Feydeau offner Krieg angekündet. Was sie verschuldet, daß der Zorn des großen Aristarchen so schwer auf ihnen ruht, ist ein Geheimniß für mich. Vermuthlich sind sie mit Spenden lässiger geworden; wenigstens verkauft man im Quartier schon lange keinen Café Geoffroy mehr, den, als Ueberschuß der Tribute, Mad. Geoffroy sonst an Gewürzkrämer abließ, und den diese um einige Sols wohlfeiler, als den gewöhnlichen, an gute Kunden verkauften. Wie weit sind wir Deutsche in allen Dingen zurück! Welchem Theater-Aristarchen in Deutschland trägt seine Kritik nur das tägliche Frühstück ein, vom Ueberschusse zu schweigen?

Aber auch mit der großen Georges scheint Geoffroy gespannt. Er hatte vermuthlich gehört, daß sie ganz mit Diamanten bedeckt aus Rußland zurückkäme, und aus Furcht, man möchte unter dem Schmuck die Person nicht entdecken, wenn er sich nicht die Mühe gäbe, Erstern ein wenig zu lüften, hat er ihr den ganzen vorigen Monat hindurch Palmen und Hosannakleider in seinem Feuilleton zu ihrem Einzug auf die Bühne gestreut. Endlich trat sie am 29. in Iphigenia in Aulis als Klytemnestra auf, und was sagt Geoffroy dazu? — „Georges sey eine von den Frauen, denen man die Jahre nicht ansähe; man hätte in ihr in jener Rolle le sentiment précieux de la maternité gefunden; das wäre keine froide amoureuse mehr, (wie ehemals); die Kenner konnten sich nicht entbrechen: d'y reconnaitre une véritable mère." —

Aus Allem dem geben zweyerley Dinge hervor, erstens: daß Hr. Geoffroy seine Erwartungen getäuscht fand, und sodann, daß Mad. Georges mit aller Welt glaubt, das Reich des alten kritischen Saturnus sey seinem Untergang nahe. Aber wenn gleich das wahr seyn mag, so muß man doch auch gestehen, daß Geoffroy sich vertheidigt, wie ein stürzender Titan.

Noch ein Wort über Gretry. Grimm in seiner ältern Korrespondenz gibt (1768) Rechenschaft von der ersten Aufführung der ersten Oper Gretrys: „Der Hurone." „Gretry," sagt er, „ist ein Anfänger, der sein Probestück macht, aber das Probestück ist das Meisterstück eines Meisters, das seinen Verfasser ohne Widerrede zum ersten Range hinaufhebt. — — Gretry ist von Lüttich, er ist jung, er hat ein blasses, schmächtiges, leidendes, gequältes Aussehen, lauter Symptome eines Mannes von Genius. — So trachte er denn zu leben, wenn es möglich ist!"

Man citirt nun hier Grimm bey dem Tode jedes Mannes von Namen; nichts fehlt als der Zusaz: Als von welchem im Propheten Grimm geschrieben steht..... Werden einst die Grimme des Morgenblatts gleicher Ehre genießen?

Unsre Literatur wird nächstens mit einer Sammlung noch ungedruckter Briefe der Frau v. Sevigné und ihrer Tochter, Frau v. Grignan, bereichert werden. Damit die Aechtheit dieser Briefe nicht bezweifelt werden kann, so werden die Original-Briefe bey einem bekannten Notar, (Hrn. Boulard), zur Einsicht niedergelegt werden. Bey dem gleichen Verleger, (Hrn. Klostermann), erscheint auch eine Uebersezung in Versen von Tasso's Aminta — von dem rühmlichst bekannten Baour de Lormian, wodurch dieses vortreffliche mit so allgemeinem Beyfall aufgenommene Gedicht nun auch für Frankreich besser bekannt werden wird.

Charaden.

1.

Mein Erstes ist ein Lesebuch
Voll Anekdoten zum Ergezen;
Mein Zweytes Einer von den Sätzen,
Die wir der Prüfung würdig schätzen.
Mein Ganzes ein Verdammungspruch. S.

2.

Uns erste Beyde habt Ihr gern in Küchen,
Doch selten nur und ungern im Gesicht.
Vom Zweyten ist schon mancher Held erblichen,
Mehr tödtets Thiere. Sein bedarf ein Sinngedicht.
Ich Ganzes, trau'n! bin keine leichte Sache,
Wollt Ihr mich fein, geschmackvoll sehn und treu.
Ich bin ein Schmuck im schönsten Prunkgemache,
Auch ist mein Vorzug vor der Mahlerey,
Daß, von des Farbenspiels Bestechung frey,
Ich Euch zu Freunden meines Zaubers mache,
Und mich geschwind vertausendfache. B.

Auflösung der Räthsel und des Logogryphs in Nro. 242.
Fächer. Ein Gebenkter. Getter.

Nro. 249.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 18. Oktober, 1813.

Nicht der Begierden Tod, den ihnen Zeno dräut,
Nur ihre Mäßigung macht die Zufriedenheit.

Wieland.

Tamara, der See der Büßer.

Ein indisches Mährchen.

Nach Boufflers.

Die Tochter des Therma Rajah, des guten Königs, saß gedankenvoll auf dem Gipfel des Richi-Sombo, des Berges der Nachdenkenden. Indra, der zugleich alle Dinge, und jedes Ding betrachtet, sah die fromme Monghir, am Fuße des heiligen Baumes, den Ardjown auf des Berges Gipfel gepflanzt hatte, damit derselbe den Heiligen, von langem Fasten erschöpft, zur Stütze dienen, und den See Tamara beschatten möchte, der nur durch die Thränen der Büßenden gebildet wird. Das Wasser des Sees, zwar so klar wie reine Luft, wirft nicht das Bild derjenigen zurück, die sich darin beschauen; aber ein Wunder des Allmächtigen hat es also angeordnet, daß die Seelen sich in ausdrucksvollen Gestalten, und mit den Sinnbildern ihrer Tugenden oder ihrer Laster darin abmahlen. Ehre und unsterblicher Ruhm sey Brama, dem Vater und Freunde der Seelen!

Monghir saß seit drey Tagen am Ufer des Sees, den Rücken an den Baum lehnend, fastend, betend, den See mit ihren Thränen schwellend. Sie hob ihre reinen Hände zu dem allsehenden Himmel, und alle Augen des Himmels, die auf Monghir ruhten, schienen von sanftem Mitleid zu glänzen.

Monghir war schön vor allen Blicken, die in den Seelen lesen. Der große Indra selbst zeichnete sie aus unter den sterblichen Wesen; Chakta, die Göttinn der Tugend, wohnte in der Seele der Büßerinn; die edle Sarisonati, die Bewohnerinn aller schönen Gedanken, hatte die Wissenschaft in sie gelegt, Satya, die ehrwürdige Göttinn der Wahrheit, das unauslöschliche Licht in ihr entzündet, dessen schwächster Wiederschein noch zu glänzend ist für der Sterblichen Augen, und Monghir's Geist, auf den Fittigen guter Genien zwischen die Region der Wolken und der Sterne getragen, konnte bald die Weisheit des Schöpfers, bald die Wunder der Schöpfung betrachten. Die Bewohner der Ebenen des Lichts, die Peris, die Nevis, die Britraspatis, unterhielten sich mit der weisen Monghir, und enthüllten ihr Dinge, welche den Sterblichen unbekannt sind. Die Männer, die Frauen, die Weisen selbst, und die Priester und Priesterinnen Brama's hätten Monghir's himmlische Gaben beneiden können, und doch war Monghir nicht glücklich.

Monghir verachtete die Reichthümer und Herrlichkeiten, welche gewöhnlichen Seelen gefallen. Zwey Töchter, ihrer würdig, Pravir und Mera, waren die einzigen irdischen Güter, welche sie achtete; sie liebte Beyde mit gleicher Zärtlichkeit, aber sie war nicht gewiß, ob sie auf gleiche Weise geliebt würde, und ihre Seele, heilig wie des Ganges Wasser, war der Raub eines Schmerzes, den sie nur ihren unsichtbaren Freunden mittheilen konnte. Brama, gerührt von ihrem Kummer, gab der schönen Pravir, die zu kalt war gegen eine so zärtliche Mutter, den Gedanken ein, Monghir zu besuchen. O Mut-

ter! sprach sie mit einer bezaubernden Stimme, die aber mehr aus lieblich tönenden Saiten, als aus einem gerührten Herzen zu kommen schien: „Liebe Mutter, wie lange hast du nicht die Blicke deiner Tochter erfreut!“ — „Ach!“ antwortete Mongbir, „länger vielleicht für mich, als für dich.“ — „Aber, Mutter, welche Freude findet deine Seele in der Einsamkeit?“ — „Liebe Tochter, wenn man die Menschen verläßt, findet man die Götter. Glücklich die Frommen, welche gütig von ihnen aufgenommen werden!“ — „Aber wozu das lange Fasten, das dich erschöpft?“ — „Das Fasten kann den Leib schwächen, aber es nährt die Seele.“ — „Ja, das gehört zu den Grillen unserer Mutter . . Und deine ausgestreckten Arme müssen endlich ermattet niedersinken.“ — „Ich strecke sie aus zu den Geistern des Himmels, und die Geister der Luft unterstützen sie.“ — „Wieder die Grillen unserer Mutter!“ — „Nein, Tochter, ich wende mich zu Demjenigen, der die stummen Klagen vernimmt, und von oben herab die Wünsche liest, ehe der Mensch sie in die Falten seines Herzens geschrieben hat.“ — „Und was verlangst du von ihm?“ sprach die schöne Pravir mit spöttischem Tone. — „Eine Tochter verlange ich von ihm,“ antwortete traurig die gute Mongbir. — „Nun, hast du denn nicht uns Beyde, Meva, die allein schon deiner Zärtlichkeit genügen würde, und mich dazu?“ — „Ach! und doch fehlt mir eine, und eben du.“ — „Was fällt dir ein, Mutter!“ — „Ja, ja, du meidest mich, meine Tochter!“ — „Wie, Mutter, du sagst, ich meide dich, und ich komme ja eben zu dir. Nein, liebe Mutter, deine Tochter kennt ihre Pflicht.“ — „Aus Pflicht kommen, ist nicht zu mir kommen, geliebte Tochter! Pflicht ist nicht Sehnsucht; sie führt dich her, wie einst deine Wärterinn mein Kind in meine Arme brachte.“ — „Du beschuldigst mich, Mutter, du willst mich strafbar finden.“ — „Dich strafbar finden? Nein, ich würde gern, wenn's der große Indra gestattete, den geringsten deiner Fehler mit meinem Blute abwaschen, um dich den Augen der Götter so schön zu zeigen, als du den Blicken der Sterblichen erscheinst. Aber warum stehst du so sinnend, so finster, so unruhig aus? Was fehlt dir, meine Tochter?“ — „Nichts Mutter; nicht alle Tage sind ja heiter.“ — „Sanftes Vertrauen würde sie aufhellen.“ — „Noch einmal, Mutter, mir fehlt nichts.“ — „Wenn man heimlichen Unmuth hat, sagt man immer, es fehle nichts. . . Aber ich sollte denken, noch natürlicher wäre es, das zu sagen, wenn uns wirklich nichts fehlt.“

„Und doch glaub' ich zu sehen,“ hob Mongbir wieder an. — „Die Götter selbst, mit welchen du so genauen Umgang zu haben dich rühmest, würden nicht sehen können, was nicht da ist.“ — „Aber sie sehen, was man ihnen verbirgt, und meine Macht geht nicht weiter, als daß ich weiß, du verbirgst dich vor mir. Unselige Klarheit! Glücklicher würde ich in der Blindheit seyn.“ — „Wie bedaure ich dich wegen deines Argwohns, Mutter! Sage mir, womit habe ich ihn verdient? Ich wende mich an deine Gerechtigkeit.“ — „Die Gerechtigkeit, meine Tochter, entscheidet zwischen Menschen, die sich nichts angehen, aber zwischen einer Mutter und einer Tochter...“

„Aber ich dächte,“ sprach Pravir, „sie wäre doch besser, als Ungerechtigkeit.“ — „O meine Tochter, du klagst deine Mutter an, du findest eine Freude darin, die Seele deiner Mutter zu bekümmern, die der Gram schon so sehr gebeugt hat.“ — „Nein, Mutter, so viel vermag ich nicht.“ — „Muß ich denn immer den Sinn meiner Tochter so störrisch und unbiegsam finden, wie den Bogen des kriegerischen Riesen!“ — „Nun, Mutter, wenn der Versuch über deine Kräfte geht, warum willst du dich daran wagen?“ — „Ich würde es vermocht haben, als meine Pravir, das Kind meiner Liebe, noch nicht größer war, als die Blumen, womit wir unsere Tempel schmücken. Aber eine thörichte Zärtlichkeit hielt mich ab. Schwache Mutter! Ich scheute mich, den Bach deines Glückes an der Quelle schon zu trüben; ich glaubte, daß du zur Vollkommenheit reifen würdest, wie du weiter kämest im Felde des Lebens, gleich dem Palmbaum, der im Wachsen sich streckt; ich hoffte, der Gebieter sanfter Regungen, der zärtliche Kama, würde dich lehren, die Liebe deiner Mutter mit Liebe zu belohnen; aber deine Seele hat sich statt dessen den Khias, den Azurs, den Feinden der guten Genien, den Gebietern des Stolzes, geöffnet. Sie haben dich verleitet, deiner Mutter dich zu schämen; sie haben dich überredet, daß ihre Zärtlichkeit nur ein schlauer Kunstgriff wäre, dich zu unterjochen, und dich zu meiner Sklavinn zu machen. Meine Sklavinn! Ach, ich bin die Deinige, und ich schäme mich deß nicht, aber du willst mich von dir stoßen.“ — „Ich meine Mutter von mir stoßen!“ — Du verhehlst ihr dein Geheimniß.“ — „Mein Geheimniß ist, daß ich keines habe.“

(Der Beschluß folgt.)

Die Welt und des Menschen Herz.

Ah! Spatii superest inter utrumque nimis!

Warum die Welt unser Herz niemals ganz ausfülle, und zufrieden stelle? — Die Frage ist oft genug hin und her gewendet und beantwortet worden. Ob aber eine Antwort kürzer und sonderbarer zugleich gegeben worden sey, als die war, welche ich von einem Sächsischen Gelehrten aus dem letzten Jahrzehend des sechszehnten Jahrhunderts eben hier vor mir liegen habe, möchte doch zu bezweifeln seyn. „Darum (sagt er), kann und mag die Welt das Verlangen des Herzens niemals ausfüllen, weil

die Welt zirkelrund, das Herz des Menschen aber triangelförmig ist.“ —

Joachim von Beust zu Planiz hieß dieser Gelehrte. Er war ein angesehener Doctor Juris, Professor zu Wittenberg, auch Kirchen-Visitator und Chur-Sächsischer in vielen Angelegenheiten recht gut benutzter Mann, welcher theologische und juristische Bücher geschrieben, und insbesondre noch in seinem 73sten Lebensjahre ein kleines Buch: De Arte moriendi, (im J. 1595) aufgesetzt hat, auf welches er einen solchen Werth legte *), daß er verordnete, das Buch solle ihm mit in's Grab gegeben werden. Darin kommt die angeführte Stelle im Ernste vor. (pag. 99.)

Wenn man sich ein geradliniges, oder auch krummliniges Dreyeck zeichnet, und in dasselbe einen Cirkel einschreibt, so beträgt natürlich jederzeit die Fläche des Dreyecks mehr, als die des eingeschriebenen Kreises. Darüber läßt sich aber doch etwas näher noch nachdenken, und etwas Bestimmteres angeben.

Zeichnet man sich ein geradliniges gleichseitiges Dreyeck, und schreibt in dasselbe einen Kreis ein, so daß die drey Seiten des Triangels die Peripherie berühren, so verhält sich die Fläche des Dreyecks zu der des innen liegenden Kreises, (in sehr großer Näherung) wie 10 zu 6,0460. Das heißt: der Kreis füllt etwas Weniges mehr, als 3tel der Dreyecks-Fläche aus. In jedem andern Dreyeck, das nicht gleichseitig, sondern nur gleichschenkelig wäre, oder wo alle drey Seiten ungleich wären, und in welches ein Kreis, der die drey Seiten berührte, gelegt würde, geht die Ausfüllung der Dreyecks-Fläche nicht einmal so weit. **) Man überzeugt sich hiervon recht genau, wenn man mit einer kleinen Abweichung von dem gleichseitigen Dreyeck, (welchem bekanntlich an jedem Winkel 60 Grade zukommen), gleichschenkelige sich zeichnet; zuerst eines mit einer Neigung der Linien von 59 Grad (rechts und links); alsdann von 58°; von 57° und sofort, für jeden Fall die Fläche des eingeschriebenen Kreises berechnet, und mit der des Dreyecks vergleicht. Der Calkul zeigt, daß bey einem Dreyeck von zwey Winkeln mit 56 Grad an der Basis schon nicht ganz mehr die Verhältniß-Größe 10 : 6 Statt habe, und daß bey 55° bereits die Abweichung bis auf 10 : 5,96 ... herabgehe.

Das Herz des Menschen hat wol nicht eben (Alles hier im Durchschnitt genommen), eine rein-gleichseitige Figur. Also kann man wol annehmen, daß dessen Fläche selten von $\frac{6}{10}$tel des innern Kreises, das ist, (nach Joachim von Beust) von der Welt dürfte an- und ausgefüllt werden. Möchte es gar von einer noch weniger regelmäßigen Form seyn, (verschoben gestaltet!) so dürfte wol das bemeldte Verhältniß von $\frac{6}{10}$ auf $\frac{5}{10}$tel, und wer weiß? noch tiefer herabgehen. Das wäre also etwa der Fall bey denen, welche es in sich fühlen, daß die Vergnügungen und Genüsse der Welt auch nicht die Hälfte ihres unbefriedigten Herzens ausfüllen. —

Darüber kann man sich allerdings mitunter irren; wer möchte das so nur ausmessen? oder in sich recht abmerken können — daß eine Leere bis zum Halb-Theil in seinem Innern statt finde?

Es kann aber doch seyn, daß Joachim von Beusts Einfall und Behauptung Manchen veranlassen dürfte, weiter der Sache nachzugrübeln, und die angedeuteten Rechnungen tiefer fortzuführen! Dazu ist allerdings besonders für den, der Alles noch schärfer nähme, und nicht bey der Flächen-Rechnung stehen bliebe, sondern auf die dritte Dimension überginge, und den cubischen Inhalt der Kugel und des Pyramidal-Körpers (des Herzens) zu vergleichen sich vorsetzte, — für den ist allerdings noch ein reicher Stoff und noch manche schöne Rechnung vorhanden!

Da ich, der dieses schreibe, an solcherley Calkule auch zu Zeiten ein sonderliches Belieben trage, und es mir dabey oft vorkommt, als sey die mehrerwähnte Leerheit des Herzens und dessen Nicht-Befriedigung von den Genüssen der Welt bey mir gar nicht unbedeutend, so daß ich wol besorge, das gedachte Verhältniß 6 zu 10 möchte bey mir nicht wol Statt haben, so kann es gar wol seyn, daß ich in meinem Testament noch meinen Erben die Pflicht auflege, mein Inneres in der Hinsicht einmal wohl sondiren, und doch etwas genau nachsehen zu lassen, ob da wol die Form meines Herzens der gleichseitigen Gestaltung sich genähert habe? oder, ob solche, — wie ich fast vermuthe, von derselben abgewichen, und also das Verhältniß von 10 zu 6,0460 ... gegen 10 zu 5, oder gar darunter noch hinabgelaufen sey? S.

*) Das Buch enthält auch wirklich viele recht gute Gedanken.

**) Die Art der Berechnung kann man aus Kästners geom. Abh. I. Nro. 12 ersehen. Nach einer leichten Formel läßt sich der Halbmesser des einzuschreibenden Kreises immer schnell finden.

Der Glaube an die Auferstehung der Todten.

Der bekannte tapfere Ritter Sebastian Schertlin, im 16ten Jahrhundert tröstete einen seiner Soldaten, der todtkrank lag, mit der Hoffnung der Auferstehung. „Lieber Herr Hauptmann, sagte der Sterbende, Euch zu gefallen will ichs glauben: Aber ihr werdet sehen, es wird nichts draus werden. Richard Roos.

An Thais.

Gedoppelt erreichst du dein Ziel;
Du liebst aus hohem Gefühl
Die Männer von Geist, von Talent,
Und Narren aus Temperament.

Hg.

Zwey Widersprüche bey Tiro.

Deinen Wahlspruch kennen wir:
„Von der Wahrheit nie zu wanken,“
Und du schweifest fern von ihr. —
Immer bist du in Gedanken:
Nur ist kein Gedank' in dir. Hg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Neapel, 1813.

Vielleicht ist es Ihren Lesern nicht unangenehm, einige Nachrichten von den neuesten Arbeiten der hiesigen gelehrten Gesellschaften zu erhalten. Die pontanianische Gesellschaft erneuerte 1809 ihre Statuten; dem ersten Artikel derselben zu Folge widmet sich dieselbe ausschließlich den mathematischen, physischen, moralischen, politischen Wissenschaften, der Literatur und den schönen Künsten. Ihr beständiger Sekretär ist Vizenzio de Muro. 1810 gab sie den ersten Band ihrer Schriften unter dem Titel: „Atti della società Pontaniana. Nella Stamperia reale“ in Quart heraus. 1) Eine Einleitung vom General-Sekretär. 2) Eine poetische Invocazione a Sofia, vom Herzog von Ventignano. 3) Eine Abhandlung über die Geschichte der menschlichen Vernunft, vom Cavaliere Sansone. 4) Leben Dante's, vom Vicepräsidenten Giuseppe de Cesare. In der Vorerinnerung sagt der Verfasser: Obschon Boccaz, Leonardo Aretino, Crescimbeni, Fabroni und Andre weitläufig Dante's Leben beschrieben haben, so darf doch eine neue Bearbeitung dieses interessanten Gegenstandes als keine unnütze Erscheinung in der Gelehrtenwelt betrachtet werden. Alle Lebensbeschreibungen jenes großen Dichters sind voll von langen und überflüssigen Digressionen und von Vorurtheilen aus den Zeiten und Gegenden, wo sie geschrieben wurden. Keine ist nach den großen Mustern des Alterthums geordnet und verfertigt, weil keiner ihrer Verfasser in die Fußstapfen eines Tacitus und Plutarchs hat treten wollen; Hr. de Cesare setzt jedoch bescheiden die Frage hinzu: ¿Ma avro io seguito degnamente queste tracce onorate? 5) Eine philologische Abhandlung über die sogenannten attellanischen Fabeln, vom General-Sekretär Vinc. de Muro. 6) Ursache der außerordentlichen Fortschritte der Griechen in der Literatur und in den schönen Künsten, von Angelo Marinelli. 7) Versuch über das Verderbniß der Völker, von Francesco Lauria. 8) Bemerkungen über den Preis verschiedener Lebensmittel (im Neapolitanischen), während mehr als zwey Jahrhunderten, mit einer guten Uebersichts-Tabelle, vom Archidiakonus Luca de Samuela Cagnazzi, Verfasser eines Werkes, betitelt: Elementi dell' arte statistica. 9) Zwey Berichte über den, den 27. März 1809 im jenseitigen Kalabrien gefallenen, Aschenregen; einer von B. de Riso und der zweyte von Greg. Aracri. Zu bemerken ist, daß die Asche diesmal nicht vom Vesuv, sondern vom Aetna herabkam. 10) Rede über die Ursache des Schwebens der irdischen Körper in der Luft, von Sam. Cagnazzi. Der eben erwähnte Aschen-Regen hatte diese Rede veranlasst. Hr. Cagnazzi hatte schon früher darüber geschrieben, unter dem Titel: Discorso meteorologico 1794; ferner: Lettera sull' electricismo della cenere lanciata dal Vesuvio, im Giornale encycloped. di Napoli. Juny 1806. 11) Von den ursprünglichen Bewohnern Campaniens und von dem eigentlichen Opicia, Abhandlung von Vizenzio de Muro. 12) Ursprung und Fortschritte der Römer in der Literatur und den schönen Künsten, von Angelo Marinelli. 13) Ueber eine neue Gattung von Squadro, die auf der neapolitanischen Küste gefangen worden ist, von Michele Tenore. Der Verfasser bezeichnet diese seltne Gattung mit dem lateinischen Ausdruck: Squalus platycephalus. 14) Ueber den unvollkommnen Zustand, worin noch die alte Geographie schwebte, von Dom. Forges Davanzati; dies betrifft besonders einen Theil des neapolitanischen Gebietes. 15) Eine archäologische Abhandlung über den Typus des Ochsen mit menschlichem Gesicht auf den italienischen und sizilischen Münzen, von Avellino. — Am 10. Febr. wurde ein königl. Decret bekannt gemacht, welchem zu Folge in jedem Hauptort aller neapolitanischen Provinzen eine Aufmunterungs-Gesellschaft für den Ackerbau errichtet werden sollte, die mit der zu Neapel selbst residirenden korrespondirte. Am ersten November desselben Jahrs wurden alle diese Gesellschaften installirt, und ihre Sitzungen mit Reden eröffnet. Diese Inaugurations-Reden wurden gesammelt, und erschienen unter dem Titel: Atti delle Istallazione delle società di agricoltura in tutte le provincie del regno, publicati per ordine di S. E. il Signor Ministro dell' Interno. Tomo unico. In Napoli, dalla tipografia di Angelo Trani. 1811, in Quart. Manche dieser Reden enthalten nützliche Winke über die anzubringenden Verbesserungen im Ackerbau der neapolitanischen Staaten, wie auch Bemerkungen über die Eigenschaften des Bodens derselben. In eben dem Jahr kam aus der nämlichen Druckerey der erste Band der Schriften des Königl. Instituts für die Aufmunterung in den Naturwissenschaften: Atti del real Istituto d'incoraggiamento alle scienze naturali di Napoli, in Quart. Man findet darin die Statuten des Instituts, eine Uebersicht der von den Mitgliedern seit Errichtung der Gesellschaft (1806) herausgegebenen Schriften, und eine Menge Abhandlungen, unter andern: Ueber den Zustand der Vieharzneykunst im Königreich Neapel, von Mich. Tenore; über die Flora der Provinz Bari, von Vito Bisceglia; über den Anbau des Saffrans in der Provinz Aquila; über die Entdeckung der Vulkane, von Melograni; über den Ackerbau von Herculanum, von G. B. Gagliardo; über die Schäferey im Königreich Neapel, von Monticelli, u. s. w. D.

Berichtigungen.

Wien, Oktober.

Die kalte Aufnahme des Lustspiels: Das Angebinde, wovon in Nro. 171 des Morgenblatts die Rede ist, gehört — vielleicht — nur zum Theil oder gar nicht auf des Verfassers Rechnung. Dies Stück, schon in Weimar unter Goethe's Leitung mit viel Erfolg aufgeführt, heißt eigentlich: Die grossen Kinder. Die Hauptfigur ist ein Graf, Wittwer und Vater von zwey erwachsenen Kindern, welcher auf einer Zerstreuungsreise im mittäglichen Frankreich eine junge Winzerinn zur zweyten Gemahlinn genommen hat, und nun in Verlegenheit ist, wie er diese Mißheirath seinen Kindern beybringen soll. Sohn und Tochter, von welchen diese einen bürgerlichen Offizier liebt, jener aber in des Vaters Abwesenheit sich ebenfalls mesallirt hat, sind in der nämlichen Verlegenheit, und die wechselseitige Entdeckung löst den leicht geschürzten Knoten. In dieser Gestalt wurde das Stück von der Censur verworfen, und, um es geben zu dürfen, machte man ohne des Verfassers Zuthun aus dem Vater einen Onkel, welches vom Hauptgedanken die Spitze abbrach.

Folgende Schluß-Strophe des Gedichts: Geistesfreyheitslied, in Nro. 246 des Morgenblatts, ist aus Versehen weggeblieben:

Nie soll der Sectenstifter Brut
Mich schimpflich übermannen.
Haß schwör' ich euch mit Luthers Muth,
Lichtscheue Schultyrannen!

Nro. 250.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 19. Oktober, 1813.

Wundert Ihr euch, daß Amor den Herzen brennende Pfeile
Sendet und stürmt auf euch, und der Verwundeten lacht? —
Wisset: Vulcanus Weib, des Meeres Tochter, des Mavors
Buhlinn, sie liebt auch im Sohn Flammen und Wunden und Sturm.

v. Herder.

Amors Antiquitäten-Kabinet.

Frey, nach Zappi.

„Komm!“ rief eines Tages Amor. Ich nahte zitternd. „Warum seufzest du?“ fuhr er lächelnd fort. Verbann' alle Furcht! Komm! Seit deinem Aufenthalt an meinem Hofe hast du mein Antiquitäten-Kabinet noch nie gesehn. Nun wagt' ich's, ihn lächelnd anzublicken; denn ich glaubte, dies flatterhafte nur dem Scherz und der Jugend gewog'ne Kind beschäftige sich blos mit Neuigkeiten und Vergnügungen, und schätze die alten Denkmale nicht sonderlich.

Mein Führer öffnete bald einen Saal, der an Pracht einem Tempel glich. Alles stralte von Gold, und verdoppelte das Licht. „Sieh dich um, getreuer Vasall!“ begann Amor. Ich ging in diesem Zauberorte bewundernd hin und her. Ringsum sah ich Bildsäulen, die belebt schienen, und kostbare Gemählde. Hier zeigte er mir die Mauern Iliums und Ruinen der Paläste, welche durch Helena's Untreue in Asche sanken, dort den mit Bildern schön ausgeschmückten Schnabel des Schiffes, auf dem der treulose Theseus entfloh, und Nymphen, die in Bäume, Fisch' und Felsen verwandelt waren, Siegesmonumente dieses grausamen Gottes. Ich erblickt' Amorn selbst auf einem pomphaften Triumphwagen dargestellt, vorn, hinten und zu beyden Seiten eine Unzahl von Menschen und Göttern in Fesseln. Doch späht' ich vergebens nach einem Abbild der Psyche, oder nach der verderblichen Lampe, die Amors Flügel versengte. So verräth, ja verspottet man oft die widrigen Schicksale von Andern, und verbirgt und vergißt die eignen.

„Ich bewahre,“ hub das stolze Knäbchen wieder an, „ich bewahre noch auf, was seltner ist, als die Meisterwerke des Pinsels und Meißels. Weile nicht länger da! Wende nun deinen Blick auf Wirklichkeiten! Sieh diese zwey blutbefleckten Schwerter! Eines fiel aus Didos Busen, als der Scheiterhaufen sie in Flammen begrub; das andre nahm dem Pyramus neben Thisbes Leichname das Leben. Bey diesen Worten lachte der Barbar. Er wies mir fünf schöne, goldne, von den Töchtern des Pindus so oft besungne, Aepfel. Drey davon waren Atalantens, der vierte Cidipps! im letzten durch Klag' und Zwist so hochberühmten des Paris, las ich noch die von der Eris eingegrab'nen Worte: „Der Schönsten!“

Bey'm Umschauen fiel eine alte metallne Leuchte mir auf. Sie hing an einer Marmorsäule. „Gewiß auch ein Unglückszeichen!“ sagt' ich zum Amor. „Getroffen!“ sprach Cytherens falsches Kind. „Ihr Licht hellte dem Schwimmer von Abydos den Pfad durch die Wogen, aber nicht lang!“ — Unglücklicher Leander! rief ich aus. Ach, wie noch unglückseliger Jene, die an Sestos Borde dich ohne Leben fand!

„Sieh,“ fuhr Kupido fort, „betrachte diesen mit Elfenbein künstlich verzierten Bogen!“ — Vielleicht, daß Apoll — „Nein! diesen schönen Bogen ließ die keusche Diana bey dem jungen Schäfer, ihrem Geliebten, zurück, ob welchem sie Wald und Jagd und sich vergaß.

Er zeigte mir dann die Beute von Göttern, die er besiegt hatte, Mavors Schild, Evans Thyrsus, Herkules Keule, Merkurs Heroldstab, Neptuns Dreyzack, den Zepter des Königs der bleichen Schatten, und jene Donnerkeile, die Zevs Adler trug, das Weltall zu schrecken. Was entdeckt' ich ferner! Ariadnens Knäuel, Omphales Kunkel, das Gefäß, aus welchem der verliebte Antonius die Reichthümer Aegyptens trank, das flüssige Gold, welches in Danaes Thurm lockend eindrang, das künstliche stählerne Netz, in welchem der Schmiedegott von Lemnos die Göttinn der Schönheit in Mars Armen dem Gelächter der Olympischen Preis gab, Bradamants Sturmhaube und eine stralende Phiole. „In dieser, setzte Kupido hinzu, ist Rolands gesunder Menschenverstand eingeschlossen, und — der deine.“ Bey diesen Worten schnellte das gefährliche Kind mir einen Pfeil tief in den Busen.

Seit diesem Augenblick ist meine Ruhe dahin, ich lodre, glühe — wilder Aufruhr in meinen Adern, Verwirrung in meinen Träumen, ungestillte fremde Sehnsucht bey'm Erwachen! Was ich Abschreckendes sah, spiegelt sich vor meinem trunknen Geiste verschönert ab. Wo bist du, Mädchen meiner Liebe! — —

O Leser, wenn du klug bist, so fleuch vor'm Amor, dem bösen Gotte, der mit seinen Grausamkeiten sich brüstet, und seiner Uebelthaten lacht! O wenn du Frieden liebst, fleuch vor dem kleinen bethörenden Gotte!

H g.

Tamara, der See der Büßer.

(Beschluß.)

„Aber woher denn dies geheimnißvolle Wesen, das eben jetzt, wie ein unsichtbarer Kundschafter, deine Reden, deine Geberden, selbst die leisesten Bewegungen deines schönen Gesichts belauert, und mir den Zugang zu deiner Seele zu wehren sucht?“ — „Du siehst, was du sehen willst, Mutter.“ — „O wenn das wahr wäre, meine Tochter, wie glücklich würde ich seyn! Aber wie könnte ich mir verbergen, daß du dich auffallend bemühst, meinen Blicken zu entfliehen, daß die Seele meiner Tochter vor der meinigen sich in einen finstern Schleyer einhüllet, daß du das Bedürfniß fühlest, dich den Liebkosungen und der Zärtlichkeit derjenigen zu entziehen, die dir das Leben gab, und gern auch ihr Leben für dich hingeben würde. Glaubst du, ich allein hätte deine Gleichgültigkeit, deinen Kaltsinn gegen diejenigen bemerkt, womit die wohlthätige Schiwa liebevoll dich umgeben hat, um sie durch dich, und dich durch sie glücklich zu machen? Du würdest unser Ruhm und unsere Freude seyn, du würdest alle unsere Blicke auf dich ziehen, wie jener mit Denkkraft begabte Demant, der den Leibgürtel der Königinn der Peris schließt, und in ewiger Lichtverbindung mit allen Sternen des Himmels steht. Aber du verschmähst unsre Liebe; das Gebüsch, welches deine Reize verschönert, ist wie eine Insel geworden, wo wir nur mit Mühe landen können. Alle, in deren Kreise du lebst, werden uns fremd, und um dir zu gefallen, müssen wir sie meiden. . . Blick' in deine Seele, meine Tochter, und beurtheile dich. Was würdest du von der Blume sagen, die von dem Stengel, der sie trägt, von den Blättern, die sie umgeben, sich trennen wollte? Und wäre sie einmahl davon getrennt, was würde aus ihr werden?“ — „Mutter, ich verstehe dich nicht.“ — „Suche dich selber zu verstehen.“ — „Aber, Mutter, jene Blume, womit du deine Tochter vergleichst, wird ihre Schönheit verlieren, wenn sie sich von ihrem Stengel trennt, und darf ich deinen Lobsprüchen glauben, so habe ich meine Schönheit noch. Darf eine Mutter sich so in ihren Reden widersprechen?“

„Liebe Tochter, es gibt andre Augen, als die sterblichen; sie sehen die Wahrheit, während die andern nur am Scheine haften. Diese hinreißenden Züge, diese Anmuth, diese glänzende Schönheit, die dich unter allen deinen Gespielinnen auszeichnet, alles dies waren nur sinnbildliche Erscheinungen. Deine schönen Züge waren bestimmt, deine schöne Seele in ihrem Frieden, in ihrer stillen Ruhe, in ihrer ursprünglichen Güte, wie sie aus Brama's Athem hervorgegangen, unvollkommen abzubilden. So lange deine Seele still und zärtlich war, zeigte und spiegelte sie sich in deiner Schönheit; aber als dieser Friede gestört war, drückte sich deine innere Unruhe in deinem Gesicht aus, wie die Rose im Gebüsche ihre zarten Blätter einzieht bey dem Hauche der Dewatas.“ — „Ich komme dir also sehr häßlich vor, Mutter?“ — Liebe Tochter, deine Mutter verliert dich keinen Augenblick aus den Augen. Sehe ich auf die Außenseite, so freue ich mich; blick' ich in das Innere, so wein' ich. Du selber, wenn ich dich ansehe, fürchtest, daß ich mehr als das Aeußere erblicke: du willst nicht, daß mein Auge bis zu dem Innern deiner Gedanken dringe, und während ich mit dir rede, wachst du sorgfältig über dich, um mir zu verbergen, was in deiner Seele vorgeht.“ — „Und was könnte ich dir verhehlen, Mutter?“ — Deinen Unmuth, deinen Verdruß, dein Vorhaben, ähnlichen Unterhaltungen auszuweichen, deine Hoffnung, täglich neue scheinbare Vorwände zu ersinnen, um deine Vernachlässigungen, deinen Kaltsinn zu entschuldigen.“ — „Und wenn es so wäre, Mutter, was kann's dich kümmern? Du glaubst, in meiner Seele zu lesen; glaubst du, daß ich nicht auch in der Deinigen lese? O ich weiß es nur zu gut, in dem Augenblicke meiner Geburt hat eine unsichtbare Hand, Brama's Hand selbst, auf meine Stirn geschrieben, daß ich die Liebe meiner Mutter nicht besitzen sollte, daß ihre ganze Vorgunst auf Meva, die mir bestimmte Schwester, wartete, daß diese alle Ga-

den, alle Geschenke besitzen sollte, die der Himmel einer Erdentochter verleihen kann, daß sie zu den Ehren der Peris und der Neris erhoben werden sollte, während ich, von dem mütterlichen Auge verabscheut, bestimmt war, gedemüthigt und verkannt zu seyn, und beschuldigt zu werden, daß ich die Gleichgültigkeit, den Kaltsinn, die Eifersucht, den Widerwillen hegte, die man gegen mich empfand. Du hast mich zur Aufrichtigkeit aufgefordert, Mutter, und ich... Aber was ist dir, Mutter? Mutter, erwache!"

So war's. Als die traurige Mongbir die Worte der Tochter vernahm, war das Blut in den Adern der Unglücklichen erstarrt, wie der Bergstrom bey dem Hauche des Geistes der Fröste. „Mutter, erwache!" rief ängstlich die erschrockne Pravir, aber Mongbir erwachte nicht. Joma, der Gott des lindernden Schlafes, hatte seine schützenden Fittige über Mongbir's Sinne ausgebreitet, und während ihr Leib kalt und leblos zu seyn schien, hatte der hülfreiche Ardjown die Seele der trauernden Mutter zu dem flammenden Karfunkel getragen, der dem Austheiler des Lichtes zum Throne dient. Der Gott, welcher Alles um uns her und die Bilder der Dinge in unserer Seele erleuchtet, der hellsehende Indra, warf einen wohlwollenden Blick auf Mongbir; „Wer bringt dich hieher?" sprach Indra's Stimme. — „Der Kummer," antwortete Mongbir. — „Und was suchst du hier?" — „Ich suche Trost." — „Nie verweigere ich ihn frommen Seelen, antwortete die Stimme, darum rede mit Vertrauen." — „Deine Güte macht deiner zitternden Sklavinn Muth," hob Mongbir wieder an. „Erhöre ihre demüthige Bitte! Verbreite über Pravir das Licht, welches nicht für sterbliche Augen geschaffen ist, und dessen Strahlen bis in das Innere des Gedankens dringen; verleihe, daß die reinen Farben, woraus dein Licht besteht, zu einem Gemählde werden, das ihr zeigt, was in ihrer Seele vorgeht, das ihre unseligen Täuschungen ihr aufdeckt, und ihrem Blicke die Daptas und Azurs enthüllt, welche sie verführen, wie die Irrlichter, die den verirrten Wanderer in unergründliche Sümpfe locken. Du vermagst es, lebendige Fackel! deine unterwürfige Sklavinn erwartet von dir Rückkehr zum Leben und zum Glück."

Sie sprach's, und ihre Seele, von Ardjown zurückgeführt, hatte dem leblosen Leibe schon wieder Bewegung gegeben. Ihr Auge öffnete sich dem Lichte, sie sah, sie hörte ihre geliebte Pravir; Manasidja, der unsichtbare Lenker des Willens, war bey ihr.

„Mutter! Mutter!" sprach die zitternde Tochter mit einem Tone, der den Demant hätte erweichen können, „Mutter, errette deine Tochter von dem schwarzen Gespenste, das sie verfolgt und ängstigt." — „Ich sehe nichts," antwortete die zärtliche Mutter. — „Und wer bist du?" hob Pravir wieder an, zu dem Gespenste sich wendend, das sie immer noch auf dem See Tamara schweben sah. — „Ich bin du," gab es zur Antwort. — „Nein, du bist nicht ich; denn wenn meine Mutter, meine Schwester, und der Wellenspiegel mich nicht getäuscht haben, so bin ich schön, und die Liebe ist immer zwischen mir und dem Auge, das mich betrachtet; aber dein finstrer Blick erweckt den Haß." — „Du bist es selber," antwortete das Gespenst, „du bist's, die mich entstellt hat. Siehst du die Azurs und die Daptas, die meine ursprüngliche Schönheit geraubt haben, um sie Wischnu's Blicken zu entziehen, der sie mit Wohlgefallen betrachtete? Siehst du die Falschheit mit dem schielenden Blicke, welche dich, unter dem Schleyer erheuchelter Liebe gegen Wischnu, weit von dem Gotte und seinen Wegen führte? Siehst du diese Schlange, unter den Blumen im Garten der Glückseligkeit verborgen, welche alle diese Blumen für dich gewelkt hat, als sie mit dem Gifte der Eifersucht sie ansteckte? Siehst du die Bekümmernisse und den Kampf der guten Geister, die dich wider deinen Willen noch vertheidigen, und den bösen Geistern dich zu entreißen suchen, welchen du selber dich hingegeben hast?"

„O ich seh' es, ich seh' Alles!" rief Pravir schaudernd. „Mutter, siehst du, hörst du nichts?" — „Ach, meine Tochter, ich sehe, ich höre sie." — „O rette, rette deine Pravir, Mutter!" — „Ich kann nichts, wenn nicht du selber mir beystehst." — „Mutter, bin ich denn verurtheilt, meinen Gespielinnen unter einer Gestalt zu erscheinen, die mir so wenig gleicht?" — „Nur von dir hängt es ab, mein Kind, deine erste Gestalt wieder zu erhalten; zeige wieder deine wahre Gemüthsart. Was dir jetzt begegnet, ist eine Strafe, oder eine Wohlthat von demjenigen, der Alles sieht und alle Blicke erleuchtet. Er hat gesagt, deine Züge sollten deine Gesinnungen ausdrücken, und du solltest immer dich zeigen, wie du bist. Der Schleyer ist aufgehoben, meine Tochter; dein Gesicht, das Jedermann mit Wohlgefallen betrachtet, ist verschwunden, und man sieht nur deine Seele." — „Ich Unglückliche!" rief Pravir, „und du beklagst mich nicht, grausame Mutter?" — „Nein, meine Tochter. Diese fühlbare Seele ist ganz sich selber hingegeben. Was könnte sie mehr wünschen? Indra erlaubt ihr, sich so schön zu machen, als es ihr gefällt, und es hängt nur von ihr ab, sich zu bilden und umzuwandeln, wie den Thon, den der Bildner bearbeitet, und woraus er, nach seinem Belieben, einen Dämon oder einen Gott macht." — „Mutter, erstreckt sich dieser Ausspruch des mächtigen Indra auch auf andre Sterbliche, als Pravir?" — „Ja, liebes Kind, wende den Blick deiner Seele, um in meiner Seele zu lesen, und du wirst die Zärtlichkeit einer Mutter sehen, die ihre Tochter liebt, den Schmerz einer Mutter, die von ihrer Tochter nicht wieder geliebt wird." —

„Nein, nein, gute Mutter,“ sprach Pravir, in Monghir's offne Arme sinkend, „ich werde nur deine Liebe, du wirst nur meine Liebe sehen.“

Als sie darauf, von Zärtlichkeit und Reue erfüllt, sich aufrichtete, fiel ihr Blick noch einmal auf das Bild, das sie wiederzusehen fürchtete, aber jetzt war's ein Gemählde, dessen vorher häßliche Züge die kundige Hand eines Meisters verbessert hatte. „O Wunder! rief sie, „ich finde mich wieder, Mutter! Noch einmal verdanke ich deiner Liebe mein Glück.“ — „Nein, liebes Kind, dem Wunder verdankst du es, das die Macht eines Gottes bezeugt. Erhebe dein denkendes Herz zu Indra, der dir zeigen wollte, was du über dich selber vermagst. Jetzt bist du wieder ganz mit der Schönheit geschmückt, die er dir ursprünglich als nachahmungswürdiges Muster gegeben hatte. Er freute sich darüber, und forderte dich auf, die Vollkommenheiten, deren Abbild sie war, in dir zu vereinen. Aber bist du nun ganz zufrieden, mein Kind? Siehst du nicht einen Schatten auf deiner Stirn, der noch nicht ganz aufgehellt ist?“ — „Ach, Mutter, gehört das vielleicht noch zu meiner Strafe?“ — „Nein, deine Schönheit ist ganz dein Werk, aber dieser Schatten deutet an, daß noch ein Feind dich umschwebt, den du nicht kennst.“ — „Mutter, schütze mich gegen unsern Feind, denn er ist auch der deinige. Sage mir, wie kann ich ihn beschwören?“ — „Durch Liebe. Siehst du an deiner Seite jenes Bild, das nichts verdunkelt, worin Kama, der Freund der Herzen, sich in leuchtenden Zügen mahlt! Du bist vielleicht schöner in den Augen der Sterblichen, aber möchtest du es weniger seyn in den Augen des Allsehenden.“ — „O Mutter, es ist meine Schwester! Mache, daß ich sie lieben kann!“ — „Und wie könnte ichs?“ — „Sage mir, daß du sie, so rein sie ist, nicht mehr liebest, als die traurige Pravir.“ — „Mein Kind, vielleicht wirst du einst in lebendigen Bildern deiner Schönheit dich wiederfinden, und dann wirst du begreifen, daß Mutterliebe, wie Gottesliebe, nicht schwächer wird, wenn sie sich auch theilt. . . Aber lies, was auf dem Kokosblatte geschrieben steht, das die Gestalt in der Hand hält: Mutter, Mutter, gib mir Pravir's Liebe wieder, und wenn du sie auch der zärtlichen Neva vorziehen müsstest!

Von zarter Rührung bewegt, wandte Pravir ihr feuchtes Auge gegen den See, und sah noch ein Mal ihr eigenes Bild, das endlich in voller Schönheit strahlte. Durch heiße Thränen hatte sie eine lange Hartherzigkeit abgebüßt; so grünen verdorrte Pflanzen wieder auf bey einem wohlthätigen Regen. Die Seelen der beyden Schwestern, der belebenden Liebe wieder hingegeben, glichen zwey Epheuzweigen, die sich ineinander schlingen, um sich nie wieder zu trennen. Der mächtige Indra ließ auf Beyde einen glühenden Strahl fallen, der sie in eine einzige Seele verschmolz. „Welche Güte! Welches Glück!“ rief die zärtliche Mutter. „O meine Kinder! meine Kinder! Ihr thut mehr für mich, als ich für euch gethan habe. O meine Kinder, wie viel verdank' ich euch!“ „Und was könntest du uns verdanken, Mutter?“ fragten beyde zugleich. — „Euer Glück!“ L.

Reise-Notizen.

(Fortsetzung.)

Frankfurt.

Der Langen-Schwalbacher Wein ist nach Kenner-Aussagen der beste von allen Rheinwein-Sorten. Mein Wohnzimmer hatte eine reizende Aussicht auf den Rhein. Nachdem ich mich durch einen Teller voll Kirschen und ein Gläschen Rüdesheimer gestärkt hatte, trat ich mit einem Führer die Wanderung auf den Niederwald an, welcher eine Ausdehnung von 300 Morgen hat. Die Hitze war groß, und das Bergansteigen beschwerlich. Nach sauern ½ Stunden gelangte ich endlich auf die Spitze des Berges. Ein gewisser Graf Ostein, ein wahrer Naturfreund, ließ diesen großen Wald zu einem englischen Garten anlegen. Das Erste, was meinen Augen begegnete, war ein runder Säulen-Tempel. Nachdem ich mich etwas abgekühlt hatte, ging ich hinein. Alles, was ich auf meiner bisherigen Reise sah und bewunderte, ist nur ein Miniatur-Gemählde gegen das, was jetzt vor mir lag. Ich bin zu arm an Worten, sowol um die Größe und Unermesslichkeit des Gemähldes, als meine Gefühle und Empfindungen auszudrucken. Auf diesem Standpunkt hört man auf, Mensch zu seyn. Man betrachtet sich als ein höheres Wesen, dem die Götter vergönnt haben, im Olymp zu sitzen. Kein menschliches Auge kann all das Schöne auffassen. Die lachendsten Fluren in ungeheurer Ausdehnung, die schönsten Inseln, zahllose Ortschaften, Klöster, die schauerlichsten alten Ruinen, der prächtige Rhein-Strom, das ganze Rheingau, so lang und breit es gegen Mainz hinauf liegt, die ganze Rheinpfalz, die Bergstraße mit dem Melibokus bey Heidelberg, der furchtbar schwarze Donnersberg, die unübersehbarn Weinberge von Rüdesheim, Geisenheim, Johannisberg, Hochheim u. s. w., die Millionen von nahen und fernen Obstbäumen, und noch tausend andre Gegenstände, für die das Gedächtniß des Sterblichen und seine Sprache nicht hinreichen, liegen hier unter diesem Tempel vor den Augen des Menschen, der, wenn er sonst für nichts zu denken hätte, sich doch darum zur Erde bücken müßte, um Jehovah zu rühmen, daß er ihm Augen zu sehen, Ohren zu hören, und ein Herz zum Empfinden gab. Die Allmacht dieses Gemähldes ist so groß, daß selbst mein Führer, ein gemeiner Bauer, welcher in dieser Gegend geboren und erzogen ist, gar nicht aufhören konnte, in voller Begeisterung auszurufen, daß er um keinen Preis der Welt anderswo leben möchte, als hier, wo der Himmel offen sey. Ich stand den meisten Theil der Zeit stumm da vor Entzücken. Mir war wohl und wehe, und ich hätte eben so gern vor Freude geweint als gelacht. Mein Geist rief hier mit Schiller aus: Seyd umschlungen, Millionen! diesen Kuß der ganzen Welt! Brüder, überm Sternenzelt muß ein guter Vater wohnen! O gewiß muß er ein lieber, guter Vater seyn, sonst hätte er des Guten und Schönen nicht so viel gegeben.

Ich wunderte und ärgerte mich nicht wenig, daß alle Säulen dieses Tempels mit Namen und Verschen aller Art verkritzelt sind. Wem beym Anblick dieses herrlichen Aufenthalts nichts Besseres einfällt, als seinen Namen und ein nichtssagendes Verschen hier aufzuschreiben, der verdient warlich nicht auf der Zinne dieses Tempels zu stehen. Nachdem ich mich auf diesem himmlischen Plätzchen noch recht gelabt hatte, führte mich mein Cicerone weiter durch viele ehemals sehr schöne Gänge, zwischen herrlichen Bäumen. Da die Hitze sehr drückend war, so war mir der Schatten dieser prächtigen Waldungen ein wahres Labsal. Wir langten endlich auf einer Terrasse an, die einen Theil des Gebäudes ausmacht, das leider, so wie zum Theil die Anlagen, der Zerstörung im vorigen Kriege nicht entgangen ist. War das Tableau, was ich vorher im Säulentempel genoß, groß und erhaben, so ist das, was man auf dieser Terrasse sieht, ein Gemählde, oder der Kampf des Schönen mit dem Fürchterlichen, des Sanften mit dem Schauerlichen, des Freundlichen mit dem Pitteresken. Von dem schönen Rheinthal, was oberhalb Mainz anfängt, ist man jetzt getrennt. (Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 251.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 20. Oktober, 1813.

Nichts ist verloren, so lange nicht Mannsinn und Selbstgefühl wanken;
Einst, wenn die Asche verglüht, schwingt sich der Phönix empor.

v. Matthisson.

Ermunterung an sich selbst.

1813.

Vorwort.

Mit lebhaftem Vergnügen eilt der Unterzeichnete, folgenden Gesang, voll Kraft und Feuer, dem Publikum, als eine erfreuliche und herzerhebende Erscheinung im ächtantiken Stile, mitzutheilen. Der Verfasser, einer der ehrwürdigsten Veteranen unsrer schönen Literatur, erntete schon mehr als einen poetischen Lorberzweig ein, und noch erklingt mancher goldne Pfeil in seinem Köcher. Auch wird hier die Notiz nicht am unrechten Orte stehen, daß er zum Ehrenretter der deutschen Dichtkunst in den Augen Friedrichs des Großen wurde, indem es, während seines militärischen Lebens in Potsdam, dem für deutsche Art und Kunst glühenden Patrioten gelang, die Mädcheninsel von Götz vor des Königs Anschaun zu bringen. Das Meisterwerk, worin lebendiger Anhauch aus Tejos und Mitylene weht, erzwang, trotz des tudesken Idioms, den Beyfall des Monarchen, und veranlaßte in der, übrigens höchst ungerechten, Stachelschrift gegen die Literatur und Sprache der Enkel Hermanns, folgendes kritische Gutachten: „J'ajouterai à ces Messieurs, que je viens de nommer, un Anonyme, dont j'ai vu les vers non-rimés; leur cadence et leur harmonie résultoit d'un mélange de dactyles et de spondées; ils étoient remplis de sens, et mon oreille a été flattée agréablement par des sons sonores, dont je n'aurois pas cru notre langue susceptible. J'ose présumer, que ce genre de versification est peut-être celui qui est le plus convenable à notre idiome, et qu'il est de plus préférable à la rime: il est vraisemblable qu'on feroit des progrès si on se donnoit la peine de le perfectionner." In der That, ein auf immer denkwürdiges Richterurtheil des gewiß unbestochenen Philosophen von Sans-souci, welcher das bleierne Zeitalter Gottscheds für das goldne des germanischen Parnasses hielt!

Stuttgart.

v. Matthisson.

Hebe dich, Herz! noch flammet dir doch am Himmel die Sonne,
Noch entzünden sich dir Sterne der ewigen Nacht.
Immer träufet doch nicht von hangender Wolke der Regen,
Und entstellet die Flur, schwemmet die Saaten hinweg;
Nicht stets schmiedet sein starrendes Eis der frostige Winter,
Ueberdeckend das Land rings mit dem Schilde von Erz;
Alles wechselt; es steiget das Rad der Dinge zur Höhe
Hier, und senket sich dort wieder zum Boden hinab.
Kein Band bindet den ehernen Fels, daß nicht er zuletzt noch
Hinstürzt; jegliches Ding suchet sein eigenes Grab.
Siehe schon haucht den Busen der Erd' ein milderer Lenz auf:
Saaten sprießen empor, Blumen nektarischen Thau's;
Flora wandelt mit fröhlichem Schritt durch Auen und Fluren,
Hänget an jeglichen Busch Kränze, an jeglichen Zweig;
Feuriger schlägt der Puls der Natur: auf, wag' es zu leben!
Streife den finsteren Gram dir von der Stirne hinweg,
Und entwölke das Licht der Natur! die Göttliche ruft mit
Mächtiger Stimme dir zu:

„Was klagst du, o Sterblicher! traurig
Sinnend über dein Loos? Noch ist nicht Alles verloren!
Trauert die halbe Welt, und frißt mit wüthender Blutgier
Jahr für Jahre der Krieg die Menschheit auf und die Länder;
Schwärmen Seuchen umher, und tilgt, was irgend das Mordschwert
Noch verschonet, zuletzt die Alles bezwingende Noth aus:
Doch hält über den Sternen ein weises Geschick noch die Wagschal',
Stillstand drohend der Wuth. Wahnsinnige Kinder der Erde,

Wollt ihr zertrümmern die Welt? aus der Bahn sie rücken? zernichten
Weiser Natur Gesetz, die jedem lebendigen Wesen
Liebe zum Leben gab, und für dessen Erhaltung besorgt war?
Stürzt die Stützen der Welt nur um, verwüstet das Antlitz
Meiner geschmückten Erde, zerreißet die Bande der Menschheit;
Doch soll euerer Wuth es nimmer gelingen, den Segen
Allen hinwegzunehmen von meinem Geliebten, dem Menschen!
Sieh, ich hab' in der Brust ihm eingepflanzet ein Herz voll
Muth, zu bestehn die Gefahr. Nicht Waffen sind es, nicht Schwerter,
Oder donnernd Geschütz; nur der Geist ist's, welcher sich höher
Schwingt, auf das Ganze sieht, und verachtet die Bande der Knechtschaft.
Widrig Geschick mit Geduld zu ertragen, gewöhnt ich ihn: sicher,
Als durch den Panzer von Erz, vermag er die drohenden Pfeile
Aufzuhalten durch sie; nie ganz zu erliegen dem Schicksal,
Sondern den heiteren Blick zu wenden auf fröhliche Hoffnung.

Aus dem Chaos schuf ich die Welt. In gräßlicher Zwietracht
Stritten untereinander die tobenden Urelemente;
Aufruhr herrschte durchs All. Da rief ich Ordnung und Eintracht,
Jene himmlische Beyde, hervor aus Dunkel und Grausen,
Daß sie besänftigen möchten den wilden Tumult, und vereinen
Durch freundschaftliches Band, die ungeheuer sich haßten,
Dann durch süßen Verein unendliche Freuden bezweckten
Und nun trat am Himmel hervor die leuchtende Sonne,
Breitete Leben und Licht durch alle die Tiefen der Schöpfung;
Mond und Sterne wichen zurück, aus gemessenen Fernen,
Dunkler und schimmernder bald verstralend, nach Maß und Verhältniß.
Damals erschienst auch du, du kleine Erde, nicht wissend,
Welches Loos dich noch träf': ob glänzende Tage der Freude,
Ueber dich ausgegossen in ununterbrochener Folge,
Wallen dir würden, ob Noth in traurigem Dunkel dich festhielt?
Wechselndes Glück doch ward dir zu Theil: denn wie sich die Nacht trennt
Von dem Tage, der Tag von der Nacht, in erweiterten Kreisen
Bald sich drehend, und bald in engere Räume sich schließend:
Also auch ist ein doppeltes Loos dir beschieden vom Schicksal,
Ungleich unter die Hälften vertheilt: es wechseln mit Stürmen
Immer die ruhigen Tage der herzempfundenen Wonne;
Kein Glück ist dem Erdegeschlecht ausdauernd verliehen;
Auch das Unglück wendet sich stets zu besserer Hoffnung:
Gutes und Böses reihet sich an im Leben des Menschen.

Und nun hab' ich ein Zeichen des Friedens, den doppelten Bogen
Ausgespannt an dem Himmel: ein Wunder zu sehen dem Menschen!
Daß er ein Zeug' ihm werde, ein unzuverkennendes Merkmal,
Auf den wildesten Sturm erfolge noch Anmuth und Wonne,
Wenn ihn der Stral der Sonne bescheint. Dieselbigen Stoffe,
Die mit Schrecken und Nacht dich füllten, sie dienen zum Spiegel
Blendender Sonne Glanz, der mit tausendfarbigem Reize
Nieder zur Erde sich senkt, und zwingt zu Erstaunen und Ehrfurcht.

Nimmer demnach verzage der Mensch. Die Kräfte des Himmels
Sind allmächtig. Oft dienet auch Noth dem Glücke zum Werkzeug;
Unverschuldetes Leid belohnt sich mit doppelter Krone."

An Pompus.

Du scheinst allein dir wichtig,
Hast viel umsonst versucht,
Machst Niemand eifersüchtig,
Und stirbst vor Eifersucht.

Hg.

Der Neid.

Macies stat corpore toto.

Ovid.

Woher die Magerkeit
Des Neides? Sprich!
Er zehrt doch allezeit.
„Wohl! aber — sich."

Hg.

Reise von Paris nach Bombay.

Viertes Kapitel.

Constantinopel ist so oft beschrieben worden, daß man eigentlich nichts Neues darüber sagen kann. Indessen will ich den Lesern einige Bemerkungen mittheilen, die man vielleicht doch nicht ganz alltäglich finden wird. Daß Gallata, ein Theil der Hauptstadt, an der andern Seite des Hafens liegt, und meistens von Christen bewohnt wird, weiß Jedermann. Allein nicht so bekannt ist es, daß jeder Mahomedaner, der etwa seine Wohnung daselbst aufschlägt, eine Cypresse vor sein Haus pflanzt. Dies ist das Zeichen, daß ein Gläubiger darin wohnt; denn dieser Baum ist keinem Christen erlaubt. — Die vornehmen Türken haben Kamine in ihren Zimmern, allein bey Tage wird niemals Feuer darin angemacht, wenn auch die Kälte noch so durchdringend ist. Des Abends hingegen erlaubt man sich dieses Sonnensurrogat. Bey'm Gebete indessen wird ein Schirm vor das Kamin gesetzt, damit man für keine Feueranbeter gilt.

Die meisten Häuser zu Constantinopel sind von Holz; sie haben aber entweder einen Gypsüberzug, oder sind so angestrichen, als wären sie aus Backsteinen erbaut. Dieser Bauart ist es zuzuschreiben, warum hier immer so viele, und so große Feuersbrünste sind. Kaum mag es eine Gasse geben, die in den letzten funfzig Jahren nicht drey- oder viermal abgebrannt ist. Gleichwol bauen die Türken immer wieder von Holz; nicht etwa der Erdbeben

wegen, sondern aus wirklichem Geiz. Bey den Erdbeben, die man hier gehabt hat, stürzten ja weder Moscheen, noch andere öffentliche Gebäude ein; man sieht also, daß jenes Vorgeben ein leerer Vorwand ist. — Die Türken sind übrigens im Innern ihrer Wohnungen keine sehr großen Freunde von der Reinlichkeit. Selbst in den größten Häusern werden die Fußteppiche und Divans-Kissen nur alle halbe Jahre ausgeklopft, weshalb sie aber auch fast immer mit ekelhaften Insekten angefüllt sind.

Sehr auffallend war mir eine Verordnung, welche die Bazars betrifft, wenigstens den großen Bazar, der über eine Stunde im Umfange hat. Sämtliche Läden dürfen nämlich nur bis Mittags offen seyn. Diese Läden sind freylich so finster, daß man auch bey'm stärksten Tageslichte keine Farbe darin unterscheiden kann. So wollte ich einmal einen grünen Turban kaufen, und trug nach der sorgfältigsten Untersuchung dennoch einen blauen davon. Zu meinem Erstaunen erfuhr ich auch ein andermal, daß sehr viele Mahomedaner aus Ostindien in Constantinopel befindlich sind. Es kommen deren alle Jahre nicht wenig aus Candahar, Punjab, Sinde u. s. w. hierher, und nehmen in den hiesigen Schulen Unterricht. Ja, es gibt sogar ein Kloster mit dreyhundert indischen Fakirs hier. — Die hiesigen Kaffehäuser sind äußerst schmutzig, werden aber sehr häufig besucht. Es geht darin immer sehr laut her, denn sehr viel Türken bringen den ganzen Tag daselbst zu. Es ist aber eine wahre Bestien-Gesellschaft, wo es kein gebildeter Mensch aushalten kann. Man verkauft übrigens, neben einem schlechten dicken Kaffe, auch Cigarren daselbst. Eben so schmutzig, wie die Kaffehäuser, fand ich auch die Wirthshäuser und die öffentlichen Bäder in dieser Stadt. Bey jenen nehme ich indessen die englischen und französischen zu Galata aus. In den Bädern ist der Vormittag für die Männer, der Nachmittag für die Weiber bestimmt.

Die türkische Kleidung ist sehr kostbar, weil sie, das lange mantelähnliche Oberkleid nicht einmal gerechnet, aus drey bis vier Gewändern zu bestehen pflegt. Daher aber auch die große Schwere derselben, und daher wieder die Abneigung der Türken vor jeder Bewegung, wo einige Anstrengung nöthig ist. Wer nur irgend etwas bedeutet, wird sicher nicht zu Fuße gehen. Er reitet entweder, oder er fährt in einer Schaluppe, wie es sich gerade schicken will. Ueberall trifft man daher Miethpferde oder dergleichen Schaluppen in Menge an. — Leidenschaftlichere Tabakraucher, als die Türken, gibt es wol in der ganzen Welt nicht; sie legen die Pfeife von früh bis Abends nicht aus der Hand. Ihre Küche gefällt mir gar nicht; nie hat es mir an einer türkischen Tafel geschmeckt. Dazu kommt die Eile, womit Alles auf- und abgetragen wird. Aber freylich haben die wenigsten Türken guten Appetit, was von dem beständigen Rauchen und Kaffetrinken herkommt. Sie fertigen demnach das Essen so kurz als möglich ab, und nehmen sogleich die Pfeife wieder in den Mund.

Der Charakter der Türken ist im Ganzen sehr ehrenwerth. Sie sind gastfrey, für Mitleid und Freundschaft empfänglich, von hoher Rechtlichkeit, und unerschrocken, wenn es etwas Wichtiges gilt. Gegen die persischen und indischen Weiber sind die ihrigen frey zu nennen; auch kann man dieselben auf allen öffentlichen Promenaden sehen. Die höhern Klassen der Türken sind sehr devot, und beobachten die Vorschriften des Korans mit vieler Aengstlichkeit. Ich habe indessen wenig Umgang mit ihnen gehabt. Einmal waltet nämlich doch noch immer ein gewisser Haß gegen uns Perser ob, und dann konnte ich, als Abkömmling des Propheten, doch nicht zuerst zu ihnen gehen. Sie selbst aber wollten ebenfalls keinen Schritt entgegen thun; also blieben wir immer von einander entfernt.

Beyträge zur allgemeinen Geschichte.

Neueste christliche Ansicht.

Ein jüdischer Jüngling sollte sich taufen lassen, und die Eltern redeten ihm sehr zu; er wollte aber durchaus nicht, und sagte: Ich habe schon genug Schmach von den Christen erfahren, um zu wissen, wie es den Juden ergeht; wer steht mir dafür, daß, wenn nicht ich, doch vielleicht meine Kinder vergessen, was ich gewesen bin, und dann auch, wie die andern Christen, meine armen Glaubensgenossen zu drücken und mißhandeln anfangen?

Sektirer und Parteien.

Bey einer Bürgergarde stand ein kleiner, unansehnlicher Mann neben einem großen im ersten Gliede; der Anführer wollte dies verbessern, und den kleinen ins dritte Glied stellen. Das geht nicht: sagte dieser. — Und warum nicht? — Ja, das will ich gleich sagen, wir haben Eine Branntweinbulle.

Fortschritte des Menschengeschlechts.

Die Franzosen rückten in Preßburg ein; ich hätte nicht geglaubt, sagte ein Soldat, daß wir sobald in Petersburg seyn würden!

Andres Daseyn.

Ich habe ein tiefes Heimweh nach fremden Ländern!

Geselligkeit.

Einer Kranken machte ein Diplomat in der Abenddämmerung einen Besuch; sie konnte wegen geschwollenen Zahnfleisches kein Wort reden, er aber sprach desto mehr, und nachdem er recht in's Feuer gekommen, und sich ausgesprochen hatte, faßte er die Dame bey der Hand, und rief: Sie sind göttlich! und meinte, sie habe ihn so trefflich unterhalten.

Urbanität.

Der Dichter Bn. las einer Dame, die er allein fand, von seinen Gedichten vor, und endlich merkend, daß ihm

nur geringe Aufmerksamkeit zu Theil werde, sagte er: Aber ich langweile Sie wohl! — O das thut nichts! erwiederte die Dame mit lieblichster Stimme.

Toleranz.

Ich hasse die Juden so, sagte ein gebildeter Jude, daß wenn alle so dächten wie ich, ich längst in Spandau sitzen müsste.

Ehe.

Ein Mann sah sein Kind lange ernstlich an, und fragte dann seine Frau dringend, ob dies wirklich sein Kind sey? Die Frau, innigst gerührt, erwiederte: da du zweifelst, lieber Mann, so will ich dir Gewißheit geben; sieh, ich schenke dir das Kind! Nun kannst du doch nicht mehr anstehn, es für dein eigen zu halten?

Ehre.

Auf meine Ehre! rief Lt. aus; den Wechsler hab' ich rechtschaffen betrogen mit falschen Dukaten!

Liebe.

Harte Eltern wollten ihre Tochter zu einer schlimmen Heirath zwingen. Nein! rief diese mehrmals aus, ich kann diesen niemals heirathen! ich liebe ihn ja nicht! — Was! sagte der Vater, wozu noch erst Liebe? — und indem er sich zu seiner dabeystehenden Frau wandte — sag Du! haben wir uns wol geliebt? und haben doch geheirathet!

W. v. C.

Reise-Notizen.

Frankfurt.

(Fortsetzung.)

Die Ruhe des lieben Rheins ist verschwunden. Ungeheure Felsen suchen rechts und links dem Strom sein Bett zu schmälern. Aus der Tiefe des Flusses hört man ein unterirdisches Toben und Donnern, was den ewigen Kampf des mächtigen Rheins mit den fürchterlichen Felsen andeutet, die sich gerade, als wenn sie den ehrlichen Vater ärgern wollten, mitten in sein Bett gelagert haben. Unwillig über diese Einquartierung und seiner Riesenkraft bewusst, stürzt er schäumend vor Wuth über diese Steinmassen weg, braucht aber noch lange, bis der gefasste Ingrimm sich legt. Diese Felsen haben vor vielen Jahren die Schiffahrt der Holländer genirt. Um Ruhe und Schuz für Menschen und Güter zu erhalten, liessen sie auf ihre Kosten einen großen Theil dieser Felsen sprengen, so, daß jezt bey nur mittelmäßigen Kenntnissen der Gegend kein Unglück wohl möglich ist. Da diese gemachte Oeffnung ganz nahe an dem Städtchen Bingen liegt, so nennt man diese Wasser-Passage das Bingerloch. Unter den Füßen dieser Naturerscheinung liegt rechter Hand das durch seinen rothen Wein berühmte Dorf Asmannshausen. Gerade da, wo die Weinstöcke fast auf erdelosen Felsen stehen, wächst die Blume des Asmannshausers. Zwey Alterthümer aus den Kampfzeiten unsrer alten Vorfahren bringen hier manches Rittermährchen in Erinnerung. Es ist die Burg Ehrenfels und der Mäusethurm.

Was auch dem Mäuse-Mährchen zum Grunde liegen mag, so macht dieser einzelne, rings vom Strom umgebene, Thurm eine wahrhaft romantische Wirkung. Ein herrlicher Anblick ist der Fluß Nahe, welcher hier die Ehre genießt, vom ungnädigen Herrn der Flüsse verschlungen zu werden. Aus einem düstern Thal schleicht sich die Nahe heraus, gleichsam ihr Schicksal ahnend. Mitten in diesem nächtlichen Schlund steht eine steinerne Brücke über dem Fluß, die der berühmte Drusus Nero Claudius Germanicus im 1sten Jahrhundert erbaute. Sie wird noch die Drususbrücke genannt. Dieses ächt römische Alterthum erhöht das Mahlerische der Landschaft. Hinter diesem schwarzgrauen Schlund steht auf einmal der Himmel offen. Wie in einem Guckkasten lachen Dir freundliche Dörfer, liebliche Waldungen, eine halbe offene Landschaft entgegen. Die Stadt Bingen hat etwa 2500 Einwohner und sehr ergiebigen Weinbau. Seitwärts Bingen stehen sehr ausgedehnte Rudera eines alten Schlosses. Da die Römer hier unter vorhin genanntem Drusus sich befestigten, so möchte diese kleine Bergfestung wol der nämlichen Jahre sich erfreuen, wie die Drususbrücke. In einer ziemlichen Entfernung sieht man Lorich, und der Anblick ist um so interessanter, da es an einem See zu liegen scheint, indem man den Rheinstrom wegen der hin- und wiederliegenden Felsen nur stückweise zu sehen bekommt. Ich war entzückt, und nun gingen wir, das mitten im Walde vom Grafen Ostein erbaute Schloß zu sehen, wo ich mich nicht lange aufhielt, sondern meinen Rückweg antrat, um auf der Rüdesheimer Bergspize der Sonne für heute mein Lebewohl zu sagen. Wenn diese Abend-Scene auch in der armseligsten Gegend unnennbare Reize hat, wie schön ist sie erst hier zu schauen! Mein Stück Weg war beschwerlich, weil ich des himmlischen Genusses wegen den steilsten Weg wählte, doch kam ich glücklich in Rüdesheim an, wo ich in meinem Gasthof zahlreiche und schöne Gesellschaft fand, deren Reise den nämlichen Zweck hatte, wie die meinige. Ein Glas Rüdesheimer band unsre Zungen los, und die Herzen, die bey solchen Genüssen ohnehin sich nach mündlicher Erleichterung sehnen, waren noch einmal so froh, sich all das Gesehene noch ein Mal wiederholen zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt am Main, im September.

Vor manchen andern Städten bietet Frankfurt, besonders in den jezigen kriegerischen Zeiten, einen angenehmen Aufenthalt dar. Man hat hier neben den Vortheilen einer großen Stadt, wo viele Fremde sich begegnen, das Erfreuliche einer lieblichen Umgebung, wohin besonders die schöne Promenade um die Stadt zu rechnen ist, die bald dem herrlichen Spaziergang um Leipzig nichts nachgiebt, und stellenweis' und vorzüglich durch den Umfang ihn noch übertrifft. Die diesjährige Herbstmesse konnte natürlich andern Messen in bessern Zeiten nicht gleichkommen; doch sieht man nach Verhältniß der Umstände hier noch viel Erwerbsthätigkeit. Auch an Kunstgenuß hat es in diesen verflossenen Tagen nicht gefehlt, wozu außer dem Museum, worin alle vierzehn Tage Kunstausstellung, Konzert, Deklamatorium oder sonst eine geistreiche Unterhaltung gegeben wird, hauptsächlich auf dem Theater die schon längst geschäzte Künstlerinn, Mad. Schröder, von der Hamburger Bühne, durch ihre Gastrollen mit beytrug. Sie erwarb sich besonders im tragischen Fache viel Beyfall und Bewunderung, und hat den Ruhm ihres Talents unter Anderm durch gehaltene Darstellung der Jungfrau von Orleans und der Medea auf das Ueberzeugendste bewährt. Was sie vor Vielen ihres Gleichen auszeichnet, ist eine gebietende, nachdrückliche, oft hinreißende Kraft und Würde ihrer Deklamation, womit sie nicht selten auch bey großer Einfachheit ein phantasiereiches Spiel und eine wohlüberlegte Anordnung einzelner Momente verbindet. In heftigen Stellen zumal ist sie unmittelbar ergreifend, erschütternd, tief in die Seele dringend. Da sie nach Auflösung des Hamburgischen Theaters wahrscheinlich mehrere Städte des südlichen Deutschlands durch ihre Kunstdarstellungen erfreuen wird, so ist man befugt, auf den Genuß, den man auch dort von ihrem Spiel sich versprechen darf, im Voraus aufmerksam zu machen, und ihren Empfang vorzubereiten.

Nro. 252.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Donnerstag 21. Oktober, 1813.

Ertöne stolz, o Rundgesang,
Zum Ruderschlag im Gläserklang!
Hier sprudelt Wein in Kelchen.
Voß.

Gesang auf dem Wasser.

Einer.

Ein Himmel geleitet uns oben,
Und unten ein Himmel ja auch;
Drum lasset das Leben uns loben,
Nach altem, geselligem Brauch.
Uns opfern gleich duftenden Schalen
Rings Ufer und Berge und Wald,
Und wenn zwey Himmel schon strahlen,
Baut hier sich der dritte gar bald.

Alle.

Hier, wo zwey Himmel schon strahlen,
Da baut sich der dritte gar bald.

Einer.

Der Jugend voll göttlichen Muthes
Steht keine der Blüthen zu fern;
Doch hat auch das Alter sein Gutes,
Drum trag' es ein Jeglicher gern;
Und unter Scherzen und Lachen,
Bey'm Becher köstlichen Weins,
Ist auf geflügeltem Nachen
Wol Jugend und Alter nur eins.

Alle.

Auf diesem geflügelten Nachen
Ist Jugend und Alter nur eins.

Einer.

Die Jungfrauen dürfen nicht schelten,
Wenn hier, wo auch Bacchus erscheint,
Wie zwey verschiedene Welten,
Sich Jugend und Alter vereint.
Das liessen sich Jungfrau'n gefallen
Wol vor Jahrtausenden schon,
Und Keiner ist unter uns Allen
So alt, wie Anakreon.

Alle.

Und Keiner ist unter uns Allen
So alt, wie Anakreon.

Einer.

Von jeher wand um die Becher
Die Jungfrau den duftigen Kranz;
Stets suchte der weisere Zecher
Nach reizender Augen Glanz.
Daß uns der Nektar gedeihe
Bey traulichem Becherklang,
Sind sie die heiligste Weihe,
Sie, und ein vereinter Gesang.

Alle.

Sie sind uns die heiligste Weihe,
Sie, und der vereinte Gesang.

Einer.

So strömet denn ihr von der Lippe,
O Lieder, uns, fröhlich und frey,
Und führet bey jeglicher Klippe
Des Frohsinns uns muthig vorbey!
Die Staatskunst bleibe zur Linken,
Zur Rechten der Neid und der Haß!
Was nützte wol Schwimmen und Trinken,
Schrieb' uns nicht Liebe den Paß?

Alle

Was nützte wol Schwimmen und Trinken,
Schrieb' uns nicht Liebe den Paß?

Einer.

O lasset das Leben uns preisen,
Ihr Lieben, es ist ja so schön!
Das sind die thörichtsten Weisen,
Die seine Gaben verschmähn.
Ade, ihr vergangenen Horen,
Ade, du künftiges Leid!
Der Augenblick, der uns geboren,
Der Augenblick sey unsre Zeit! —

Alle.

Der Augenblick, der uns geboren,
Der Augenblick sey unsre Zeit!

F. Laun.

Der Ring.

Guido liebte Feodoren. Sie war blendend schön und hochverständig. Ihren Anbeter behandelte sie mit Gleichgültigkeit, nicht, als hätten Zartgefühl und Empfindsamkeit (diese jedoch im schönsten Sinne des Worts) ihr gemangelt, sondern weil ihr Herz nur glühte für ihren Gatten, und Eis blieb für jeden Andern.

Guido bot alle Künste auf, Feodorens Aufmerksamkeit zu reizen, und, wo möglich, ihre Neigung zu gewinnen. Er ließ einen kostbaren Diamant am Finger spielen.

Feodora sah bewegt auf den Ring, konnt' einen Seufzer nicht unterdrücken, und ergriff seine Hand. Guido, wonnetrunken, zitternd, blickte Feodoren an. Wie flammten ihre großen schwarzen Augen! Sie zog ihm den Ring sanft vom Finger.

Trag' ihn, Holdselige, mir zu Liebe! lispelt' in Extase Guido. Sie staunte verlegen den Bittenden an. Seine Hoffnung wuchs. Er küsst' Ihr die Rechte. Feodorens Busen wogte. Schon flimmerte der Ring an ihrem Finger.

Guido träumte von nahem Götterglück, und erhob sich. Auch Feodore stand auf. „Mein Herr!“ sagte sie, „ich bin entzückt über diesen Diamant, und nahm ihn ohne das geringste Bedenken, weil er — mein ist.“

Guido stand unbeweglich, mit offnen Augen und stotterndem Munde. „Mein Gatte fand ihn vor drey Monden auf meiner Frühtoilette, schob ihn ein, und ließ mich bisher glauben, er sey verloren.“

Sie irren sich, beste Madam! Ich empfing ihn von der Lady Batersea.

„Sehr wahrscheinlich; denn mein Gemahl ist sehr vertraut mit dieser Dame. Er entlehnte meinen Ring, er gab ihn der Lady, Sie empfingen ihn von dieser zum Geschenk, und ich spreche mein Eigenthum an. Wäre der Ring nicht mein, ich schwör's Ihnen feyerlich zu, nie hätt' ich ihn um den Preis kaufen mögen, für welchen er der Batersea zufiel.“

Guido schlich beschämt davon, und Feodoren gelangs, den Ring ihrem Gatten im ersten Schlaf an den Finger zu schieben.

„Und was geschah?“

Er legte hocherröthend ihn wieder auf die Frühtoilette.

Und der Erfolg?

Die herzlichste Versöhnung. Er brach sein unerlaubtes Verständniß mit Lady Batersea plötzlich ab, riß vom falschen Guido sich los, blieb seiner Getreuen treu, und war tausendmal glücklicher als zuvor.

Hg.

Reise von Paris nach Bombay.

Fünftes Kapitel.

Ich verließ Constantinopel am 25. Okt. 1802, und zwar in Begleitung eines Mehmander, oder kaiserlichen Couriers, der mir zur Begleitung mitgegeben ward. Zu gleicher Zeit war ich mit einem allgemeinen Firman, und zwey besondern versehen. Jener sicherte mir überall sechs Pferde, und Aufnahme bey allen Gouverneurs und Paschas zu; von diesen war der eine an den Gouverneur von Merdin, der andere an den Vicekönig von Bagdad, ebenfalls zu meinem Besten, adreßirt. Dabey hatte der Mehmander noch überdem eine ansehnliche Summe erhalten, um mich mit Lebensmitteln zu versorgen; kurz es war auf alle Art für mein bequemes Fortkommen gesorgt.

Gleichwol war meine ganze Reise von Constantinopel bis Diarbekir höchst unangenehm. Die meiste Schuld daran hatte mein niederträchtiger Mehmander. Anstatt mich nämlich zu den Paschas zu führen, quartirte er sich mit mir in den Posthäusern ein. Da diese nun meistens sehr elend und voll Ungeziefer sind, so war ich immer sehr übel daran. Als ich nun dies vermeiden wollte, und mich selbst zu einigen Paschas begab, bediente er sich einer andern List. Er richtete nämlich die Tagreisen so ein, daß das Nachtlager nur selten in einer Stadt genommen ward. Daher kamen wir manchmal erst nach Mitternacht, und manchmal noch vor Sonnenuntergang an. Von dem für mich bestimmten Gelde gab er kaum den siebenten Theil aus, weil er vermöge meines Firmans fast Alles umsonst erhielt. Ueberdem betrug er sich so grob und unverschämt, daß seine Gesellschaft eine ordentliche Strafe für mich war.

So kam ich in ungefähr dreyßig Tagen zu Diarbekir an, ohne daß ich aus dieser ganzen Reise etwas Merkwürdiges anführen kann. Das Land war meistens gebirgig, und nicht vorzüglich angebaut; ich hatte sehr viel von der Kälte auszustehen. Desto besser gefiel es mir zu Diarbekir, das an dem Tigris liegt, und mit schönbewachsnen Hügeln umgeben ist, auf denen man mehrere artige Dörfer erblickt. Die Festungswerke von Diarbekir bestehen in einem guten Walle mit steinernen Bastionen, den ein brei-

ter Wassergraben umgibt. Ich eilte sogleich zum Gouverneur, Ahmed Effendi, und fand die beste Aufnahme bey ihm. Er durfte es freylich nicht wagen, den Mehmander zurückzuschicken, allein er sorgte doch auf eine andere Art für mich. Er gab mir nämlich einen seiner Officiers zur Begleitung mit, und machte mir überdem einen großen Pelzmantel zum Geschenk.

So ging es also den 3. November bis nach Merdin, wo mich mein freundlicher Begleiter wieder verließ, und ich ebenfalls bey dem Gouverneur, Abdallah Aga, abtrat. Ich musste bis zum achten bey ihm bleiben, und fand sehr viel Vergnügen in seiner Gesellschaft. Auch er hatte nicht die Macht, über den Mehmander zu verfügen, gab mir aber ebenfalls einen andern Begleiter mit. Merdin ist befestigt, und liegt am Abhange eines Hügels, auf welchem eine starke Citadelle befindlich ist. Da man sich Merdin nur auf steilen Gebirgswegen nähern kann, wird diese Stadt für einen sehr festen Platz angesehen.

Am folgenden Tage ging es weiter bis Nisibe. Unterwegs traf ich mit dem neuen Cadi von Bagdad zusammen, der eben auf der Reise dahin begriffen war. Er saß in einer Sänfte, die von Maulthieren getragen ward, und hatte eine starke Bedeckung bey sich. Ich nahm seine Einladung, in seiner Gesellschaft zu bleiben, mit großem Vergnügen an, und befand mich in der That sehr wohl dabey. Nisibe ist jetzt ganz zerfallen, doch befindet sich ein gutes Posthaus daselbst.

Am 10. November traten wir in das Curdistan, und fanden uns sofort mit dem Oberhaupte des ersten Stammes ab. Fast alle Curden, denen wir begegneten, sprachen persisch, und behandelten mich, als ihren Landsmann, mit großer Freundlichkeit. Den 12. und 13. passirten wir die sogenannte Wüste, der es aber, wenigstens in dieser Jahrszeit, keinesweges an Wasser fehlt. Zur Rechten derselben ziehen sich die obstreichen Gebirge von Senjar hin. Mehrere Einwohner derselben kamen zu uns, und brachten uns vortreffliche Feigen, Weintrauben, Nüsse u. s. w., besonders aber ausgezeichnet schöne Pflaumen zum Kauf.

Am 16. kam ich glücklich zu Mosul an, und wartete sogleich dem Viceкönige Mohamed Pascha auf. Er empfing mich sehr gütig, erließ mir alle Hofceremonien, und bewirthete mich fünf Tage lang. Mosul ist gut befestigt, hat aber ungesunde Luft. Die Lebensmittel, besonders Brot und Fleisch, sind indessen von vortrefflicher Beschaffenheit. Unter den Einwohnern der höhern Klassen fand ich Leute von sehr viel Einsicht, Verstand und Lebhaftigkeit. Besäßen die Vezirs oder der Sultan nur den zehnten Theil davon, so würde wahrlich nichts für das türkische Reich zu fürchten seyn. In Mosul ward ich endlich meinen nichtswürdigen Mehmander los, indem ihn der Vicekönig entließ, und mir seinen Khojesadar (Kammerdiener) zur Begleitung mitgab. Zu gleicher Zeit versah er mich noch mit einem besondern Empfehlungsbriefe an den Gouverneur von Bagdad, und bat mich aufs Dringendste, sogleich bey meiner Ankunft zu ihm zu gehen.

Am 22. verließ ich Mosul, und hatte diesen so wie den folgenden Tag noch eine Ehrenwache von zehn Spahis bey mir. Am 25. kamen wir durch Kirkot, eine ziemlich große befestigte Stadt, und am 29. langten wir wohlbehalten zu Bagdad an. Ich war auf diese Art sechsundfunfzig Tage auf der Reise gewesen, worin jedoch vierzehn Rasttage mitbegriffen sind. Karavanen brauchen drey Monate; eigentliche Couriers aber legen den ganzen weiten Weg, von Constantinopel nach Bagdad in zwölf Tagen zurück. Bey meiner Ankunft beging ich sogleich den großen Fehler, nicht zu dem Gouverneur zu gehen. Ich fürchtete mich nämlich vor der Langeweile und Unreinlichkeit seiner Wohnung, und zog das Haus des englischen Consuls Mr. F—s vor. Der Pascha aber, der schon Alles zu meinem Empfange bereitet hatte, nahm dies sehr übel auf, und wollte mich nun anfangs gar nicht sehen. Als er mir jedoch endlich eine Audienz bewilligen musste, ließ er mich zwey volle Stunden warten, und empfing mich zuletzt zwar mit vielen Formalitäten, aber mit sichtbarer Abneigung.

Leider fand ich aber auch im Hause des Consuls nichts weniger als die gehoffte Entschädigung dafür. Es war sehr unreinlich, und in der größten Unordnung. Bald ward um 9 Uhr Morgens, bald erst gegen Mittag gefrühstückt; eben so wechselte die Stunde des Mittagessens ab. Mr. F—s selbst bekümmerte sich wenig um mich, sondern überließ Alles seinem Kammerdiener, der ein Armenianer aus Ispahan und ein durchtriebner Spitzbube war. Ich eilte also, Bagdad sobald als möglich zu verlassen, und brachte an vierundvierzig Tage auf einer Wallfahrt nach Samerad, Kerbela und Nejif, zu den Gräbern unserer heiligen Märtyrer und meiner frommen Ahnherren, zu.

Bagdad besteht aus zwey Theilen, die sich an den Ufern des Tigers hinziehen. Der eine, oder die sogenannte Neustadt, liegt am östlichen Ufer, und ist der Sitz des Pascha's und der angesehenen Einwohner überhaupt. Der andre, oder die Altstadt, liegt am westlichen Ufer; man findet aber nur wenig gute Häuser darin. Beyde Städte sind befestigt, mit breiten und tiefen Gräben umgeben, und durch eine schöne steinerne Brücke verbunden, die sich vortrefflich ausnimmt. Die Pracht und Herrlichkeit indessen, die in Gedichten und Mährchen von dieser Stadt gerühmt zu werden pflegt, suche man ja nicht daselbst.

Verschied'ne Meinung.

Was, Cebrawirth, bereichert dich? —
Du sagst: der Wein — „Das Wasser!" ich.

Hg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 9. Oktober.

Selten ist wol einem Künstler so viel Ehre vom Publikum wiederfahren, als Gretry vor und nach seinem Tode; er soll ungefähr 25.000 Franken Einkünfte gehabt haben, welches er allein seinen Opern verdankte. Sein eigentlicher Name war Gretrick; da er aber wusste, wie sehr es in Frankreich auf Kleinigkeiten ankommt, so gab er, als er nach Paris kam, seinem Namen die italienische Endung Gretry. Zwey Mal hat die komische Oper die Trauervorstellung ihm zu Ehren geben müssen. Jedesmal bestand das Schauspiel aus zwey seiner besten Stücke: l'Amant jaloux und Zemire und Azor. Dabey wurde die Ouverture mit seiner Oper Elisca gespielt; hernach erschien unter Aufführung des Marsches aus seiner Oper: Les Mariages Samnites, das Theater-Personale in Trauerkleidern; Gretry's Büste stand mitten auf der Bühne. Jeder Schauspieler legte eine Lorberkrone daneben, und Gavaudan deklamirte folgende Verse:

Oui, mes amis, cessons de le pleurer.
Un nouveau sentiment nous doit tous inspirer,
Que ces lieux soient pour lui le temple de mémoire;
Et dans nos coeurs surtout se dressant des autels,
Chantons, en le voyant, environné de gloire,
Prendre sa place enfin parmi les immortels.

Dabey wurde die Arie seines schönen Chors aufgeführt: Où peut on être mieux qu'au sein de sa famille, das man auch vor einigen Jahren spielte, als er während einer Aufführung seiner Stücke in seiner Loge gekrönt wurde. Seit seinem Tode erscheinen eine Menge Verse und biographischer Notizen über ihn. Von Hrn. Villiers ist folgendes Quatrain gemacht worden:

Pour charmer l'ennui de sa route,
Grétry, sa lyre en main, traversait l'Achéron.
Rames donc, dit-il à Caron:
Que faites-vous? — Ma foi, j'écoute!

Es sollen auch mehrere Schauspielstücke ihm zu Ehren bereitet werden, unter andern ein Hommage à Gretry, wozu alle Lieder nach Arien aus seinen Opern gesungen werden sollen. Eine von den beyden Aufführungen zu Ehren Gretry's an der komischen Oper hat 5.000 Franken eingebracht. Hierüber machte sich eine hiesige Zeitung ein wenig lustig, indem die Schauspieler allein dabey gewinnen. Man muß aber zu ihrem Lobe sagen, daß Gewinnsucht sie keineswegs bewogen hat, dem verstorbenen Komponisten ein Todtenopfer zu bringen. Sie wollen nach und nach alle Opern Gretry's wieder aufführen. Auch die große Oper, wofür Gretry ebenfalls gearbeitet hat, hat eine Aufführung ihm zu Ehren gegeben. Es wurde die Caravane, eine seiner besten Opern, aufgeführt. Dazu hatte der Balletmeister Gardel ein Divertissement komponirt, wozu die Musik aus Gretry's Stücken war genommen worden. In der Ouverture war sein schönes Lied: Ah laissez-moi le pleurer, eingeschaltet worden. Auch hier bezeugte das Publikum durch Klatschen und Rufen seine Zufriedenheit und Rührung. Die Versammlung war sehr zahlreich, besonders erschienen die Damen in großem Schmuck. Ein Mahler bearbeitet Gretry's Portrait, das auch gestochen werden soll.

Die große Oper hat vor einigen Tagen durch den Tod des geschickten Fagotisten Ozi einen großen Verlust erlitten. Mlle. Georges ist auf der Bühne des Théâtre français wieder aufgetreten. Das Publikum war außerordentlich begierig darauf, zu erfahren, ob sie durch ihre Reise nach Rußland an Talent gewonnen habe; denn zuvor ließ sie noch Vieles zu wünschen übrig. Es herrschte daher, als sie erschien, eine außerordentliche Stille im Saale. An Schönheit hatte sie sichtbar gewonnen. Allein man bemerkte bald, daß sie nicht besser spielt, als vor ihrer Abreise; das erste Mal fand man sie noch einige Grade schlimmer; sie spielte die Clytemnestra in Racine's Iphigenia. Das zweyte Mal hatte sie Semiramis Rolle in Voltaire's Stücke gewählt. Diese Rolle gelang ihr besser. Als Idame in Voltaire's Orphelin de la Chine gefiel sie bey weitem nicht so gut. Auf das Kostüm in dieser Rolle hatte sie sehr große Kosten verwendet; sie war aber auch außerordentlich glänzend.

Eine Begebenheit, welche diese Woche hieselbst Aufsehen erregt hat, ist die Banqueroute der sogenannten Kasse des Hotels Jabach; ihre Schulden sollen sich auf drey Millionen belaufen. Ob blos Unglücksfälle diese Banqueroute verursacht haben, oder ob nicht auch die Unternehmer einigermaßen daran Schuld sind, ist noch nicht ausgemacht.

Vorigen Samstag hielt die Klasse der schönen Künste vom Kaiserl. Institut ihre jährliche öffentliche Sitzung in Anwesenheit einer zahlreichen glänzenden Versammlung. Nachdem der General-Sekretär einen Bericht über die diesjährigen Arbeiten der Klasse verlesen hatte, wurde zur Vertheilung ihrer jährlichen Preise geschritten. Der Preis der Mahlerey wurde zwey Schülern des Professors Vincent; der Preis der Bildhauerey einem Schüler des Professors Lemot, der Preis der Medaillenstecherkunst einem Schüler der HH. Droz und Bridan, und der zweyte Preis der Steinschneidekunst einem Schüler der HH. Lemot und Jeuffroy zuerkannt. Den ersten Preis der musikalischen Komposition bekam ein achtzehnjähriger Schüler der HH. Gossec und Berton, Namens Panseron, von dem man sich viel für die Zukunft verspricht. Seine gekrönte Kantate wurde zum Beschluß der Sitzung von Mlle. Himm abgesungen. — Die Gemählde, Bildhauerstücke, Kupferstiche u. s. w., welche um die Preise gerungen hatten, waren im Palais des arts, wo das Institut seine Sitzungen hält, ausgestellt.

Die philologische Klasse des Instituts hat Hrn. Walkenaer an die Stelle des neulich verstorbenen Champagne zu ihrem Mitgliede erwählt. Hr. Walkenaer beschäftigt sich mit mehrern geographischen Arbeiten, welche drey Quartbände ausmachen werden, und wovon ein großer Theil einem geographischen Itinerarium des alten Galliens gewidmet seyn wird. — Die polytechnische Schule, worin bekanntlich junge Offiziere gebildet werden, hat dieses Jahr 227 Schüler aufgenommen. Diese Schule besitzt jetzt ein sehr gutes physikalisches Kabinett, wie auch eine mathematische und physikalische Bibliothek, welche in der Folge leicht die beste Sammlung dieser Art in Paris werden dürfte. Das Ministerium des Innern hat eine gewisse jährliche Summe zur Vermehrung und Unterhaltung derselben ausgesetzt. Zu den neusten militärischen hieselbst erschienenen Werken gehören folgende: Ordonnance provisoire sur l'exercice et les manoeuvres de la Cavalerie, zweyte mit der Instruktion vom 24. Sept. 1811 über das Exercitium und die Manöuvres der Lanze vermehrte Auflage mit 126 Kupfern und der Musik für die Trompete. Ecole du cavalier à pied et à cheval, nach der Ordonnanz vom Jahr XIII, mit Kupfern. Instruction de détail sur l'exercice et les manœuvres de la cavalerie. Erster Theil. Instruction sur la Tenue et les Arrêtés de la comptabilité des Corps. Memorial de l'officier d'infanterie. Zweyte Auflage, in zwey Bänden. Reglement concernant le Service intérieur, la Police et la Discipline de l'infanterie. — Von Labarpes Auszug der allgemeinen Geschichte der Reisen geben die Buchhändler Janet, Cotelle und Foucault eine neue Auflage heraus. Sie wollen diese Geschichte bis auf unsre Zeiten fortsetzen.

D.

Nro. 253.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 22. Oktober, 1813.

— Der Menschen Handlung ist die Saat.
Der Woge Deß, der ihre Stunden zählte,
Wiegt leicht das Wort, und schwer die That.

Seume.

Der Alte vom Berge.

Ein aus dem Mittelalter herauf, besonders aus der Geschichte der Kreuzzüge, oft mit der eignen Gewalt, die das Fremde schauerlich Unbekannte hat, erfüllender Name ist der Name des Alten vom Berge. Da Romanschreiber und noch mehr romantisirende Geschichtschreiber das wirklich Historische, das diesem Namen und seiner Bedeutung zu Grunde liegt, oft absichtlich entstellt und in ein magisches Dunkel gehüllt haben, so ist es vielleicht unsern Lesern nicht unerwünscht, über das eigentlich Geschichtliche davon, abgesondert von den Zuthaten verschönernder oder doch ausmahlender Einbildungkraft, hier einen nähern Aufschluß zu erhalten. Morgenländische Geschichtschreiber besonders sind es, an die wir hier zunächst angewiesen sind, da der Schauplatz der merkwürdigen Gesellschaft, deren Anführer der Alte vom Berge oder Gebirge heißt, im Morgenlande, in Persien und Syrien ist; doch sind dabey auch Chronikschreiber, wie Jacobus Vitriacus, Wilhelm von Tyrus und Andre nicht zu vernachlässigen. Den ersten folgt vornämlich Deguignes in seiner Geschichte der Hunnen und Türken. *) Nach seinen aus orientalischen Nachrichten von Abulfeda Abulfaragius und Andern gezogenen Berichten von dieser Menschenklasse, die man Ismaelianer, Batheniauer und auch Mehalideten nannte, soll dieselbe ein Ueberrest der alten Karnathen gewesen seyn.

*) S. II. Bd. S. 239 fgg. und ebend. die Generalchronologische Einleitung. S. 411 fgg.

Als eines besondern Vereins zu bestimmten Sitten, Religionsmeinungen und der ihnen eigenen Verfassung nennt man Hassan, Sebas Sohn, als ihren Stifter. Dieser Hassan, ein ehrgeizig schwärmerischer Abenteurer, suchte sich als Gründer einer neuen Dynastie und Religion zu gleicher Zeit zu verewigen. Er hatte sich, behauptet man, nicht geringe Kenntnisse, in der Geometrie und Arithmetik besonders, erworben, hatte seinen Verstand und seine Menschenkenntniß durch mancherley Reisen zu üben Gelegenheit gehabt, hatte sich einige Zeit bey dem Kalif in Egypten, Mostanser-Billah, aufgehalten, ganz Khorasan durchstreift, und war bis nach Koschgar gekommen.

Er untersuchte überall die verschiedenen Religionen, mit dem Gedanken lebhaft beschäftigt, nach Weise Muhameds aus verschiedenen Eine, seinen schwärmerisch-herrschsüchtigen Zwecken angemessene, einzuführen. Als er von Koschgar nach Persien sich wieder zurückgewandt hatte, kaufte er das Schloß oder die Burg Rudbar, verschaffte sich vielen Anhang und wusste allmählich nach dem Tode des Sultans Malekschach seine Besitzthümer und Eroberungen auszudehnen. Er bemeisterte sich verschiedener Schlösser und wichtiger Plätze, unter andern des Schlosses Almut bey Cazum, das die Könige von Dilem angelegt hatten. Dies wurde in der Folge sein Hauptsitz.

Die Religion, zu der sich seine Anhänger verpflichten mussten, ist zwar nach ihren genauern Lehrsätzen nie ganz bekannt geworden, aber so viel weiß man, daß sie in dem,

was sie von Mohameds Lehren enthielt, der Sekte, zu der sich die Phatimiten oder die Kalife von Egypten bekannten, ähnelte, von den Muhamedanern übrigens immer höchlich verabscheut wurde. Sie hatte ganz das Gepräge einer rohern Krieger-, ja Räuber-Religion, und man mag darum auch wol wenig von ihren Dogmen wissen, weil sie wenig hatte. Unbedingter blinder Gehorsam gegen den Chef war einer ihrer Hauptsätze und wol ihre Seele. Um in diesem starren Gehorsam seine Untergebenen zu bestärken, und für die Vollziehung jeder noch so gefährlichen Befehle bereitwilliger zu machen, brauchte Hassan verschiedene, und wenn die Sagen davon alle gegründet sind, zum Theil seltsame Mittel. Man gibt an, er hätte diejenigen, so sich seinen Diensten verpflichteten, meist junge unerfahrne Leute, durch allerley künstliche Mittel in einen Zustand der Betäubung zu versetzen gesucht; in diesem bewusstlosen Zustande habe er sie in lustige Gärten, ausgeschmückt mit Allem, was die Sinne zu reizen vermag, zu bringen befohlen, wo sie, erwacht aus dem Rausche, wie mit einmal in ein Paradies sich versetzt gewähnt hätten. So hätte er sie dort, diese Täuschung, ihrem ehmaligen Muhamedanischen Glauben gemäß, in ihnen nährend, unter allerley üppigen Sinnen-Genuß geraume Zeit erziehen, mitunter auch in fremden Sprachen für die Zwecke ihres künftigen Berufs unterrichten lassen. Nach einiger Zeit hätte er sie wieder auf demselben Wege, auf dem sie aus diesen gerissen worden, in ihre alten Umgebungen und Gewohnheiten, wie durch einen magischen Schlag, (ähnlich der lustigen Katastrophe mit dem Kesselflicker Sley, in einer von der Meisterhand Shakespears bearbeiteten Novelle) zurückführen lassen. *) Von diesem Orte der Weihe, dieser Bildungsschule zurückgenommen, habe er sie nun, ihre Sehnsucht nach den vorigen Freuden benutzend, zu dem unverbrüchlichsten Gehorsam gegen sich verpflichtet, und ihnen weit größere Vergnügungen in dem andern Leben verheißen, wenn sie seine Gebote unfehlbar zu vollziehen für ihre heiligste Obliegenheit immer halten würden, sie möchten auch seyn, von welcher Art sie wollten; jene früher in dem vorigen Zustande genossene, den ihre erhitzte Einbildungkraft ihnen wie den Aufenthalt in einem Feenlande vorspiegelte, wären nur schwache Anfänge, nur Schatten gegen die seligen unzerstörbarn Sinnenfreuden, die auf einem andern Schauplatze nach dem Tode ihrer warten. So bildete er ihnen Verachtung oder doch Gleichgültigkeit gegen das Leben an. Willig, ohne Säumen, mit Freuden stürzten sie sich jeder gebotenen Gefahr, ja dem gebotnen Tode selbst, auf das Wort ihres Herrschers entgegen. Nicht selten wurden sie an fremde Höfe geschickt, um die Fürsten oder dortigen Personen, mit denen ihr Anführer nicht zufrieden zu seyn Ursache zu haben glaubte, zu ermorden. Viele andre Große, glaubt man allgemein, bedienten sich ihrer zu gleichen Absichten durch Vermittlung des Herrschers. Sie waren die Bravo's jener Zeit, darum auch mit den Banditen verglichen *), deren Dolch Jedem, der dem Anführer ihn theuer genug bezahlte, ohne Umstände bereit war. Auch in noch so entlegenen Gegenden wirkte ihre furchtbare Treue gegen ihren Chef mit oft plötzlicher dunkel geheimnißvoller Weise.

Es wird als eine zuverlässige historische Nachricht erzählt: Die täglich anwachsende Macht des Anführers, als er noch auf dem Schlosse Rudbar in Persien seinen Hauptsitz hatte, und die allgemein verbreitete Sage von dem furchtbarn Gewerbe seiner Bundesgenossen, hätte endlich die Aufmerksamkeit des Sultans Malekschach (1092) auf sich gezogen. Da habe dieser Fürst einen seiner Offiziers an das Oberhaupt der Bathenianer abgeschickt, ihnen Unterwerfung anzudeuten. Hassan-Säbach, statt aller Antwort auf die trotzige Aufforderung, habe sogleich einen seiner Leute vor sich erscheinen lassen, mit dem Befehl, den Augenblick in Gegenwart des Gesandten sich zu tödten; einem Andern habe er geboten, sich von einem hohen Thurme zu stürzen. Beyde hätten ungesäumt dem tyrannischen Befehle gehorcht. Schrecken und starre Verwunderung habe sich jetzt des Abgeordneten bemächtigt ob der furchtbarn Schau solches beyspiellosen Gehorsams. Und jetzt habe sich der Chef gegen den Betroffnen mit den Worten gewendet: „Du staunst ob dem Geringen, was du gesehen. Sage deinem Sultan: Sechzigtausend eben so folgsame Männer dienen meinem Winke. Mehreres werde ich auf seinen stolzen Antrag zu erwiedern nicht brauchen.“ Malekschach, als er dies hörte, ließ von seinen Absichten gegen die Bathenianer mit einmal ab.

(Der Beschluß folgt.)

Briefe Klopstocks und seiner Meta an Giseke.

Meta Klopstock an Giseke.

Hamburg. 14. Jan. 1754.

Das war ein Brief zu rechter Zeit! Eben wollte ich an Sie schreiben, meine lieben Gisekens, ich hatte schon mein Papier zurecht gelegt, da kam Ihr Brief, der lange

*) S. die Einleitung zum Schauspiel: Die Kunst, eine Widerbellerinn zu zähmen.

*) Da sie häufig noch unter einem andern Namen Assassinen vorkommen, so wird gestritten, ob das französische Wort Assassin, (Meuchelmörder), von den Franken auf sie übergetragen, oder als ein ursprünglich orientalisches Wort, das aus einem andern Grunde noch zur Bezeichnung dieser Gesellschaft gedient habe, wie Hr. de Sacy in einer darüber geschriebenen eignen Abhandlung anzunehmen geneigt ist, erst von diesen Menschen und ihrer Handierung in die fränkische Sprache aufgenommen worden sey.

lange erwartete Brief! Ich hätte mich dennoch nicht beklagt, weil ich wohl weis, wie leicht man zu wenig Zeit in der Welt hat. Aber ich fing an, ein wenig besorgt Ihretwegen zu werden. Ich hatte schon zu Ihrer Tante und Schwester geschickt, mich auch bey ihnen melden lassen; sie hatten aber keine nähere Nachricht, als ich. Nun freue ich mich aber desto mehr, nun ich einen Brief habe und weiß, daß Sie gesund und vergnügt sind. Wie sehr freue ich mich mit Ihnen, daß Sie mir nun in den Armen Ihrer Frau schreiben können, mein lieber Giseke, und Sie in den Armen Ihres Mannes, mein liebes Hannchen! Es ist sehr, sehr süß, wie Sie da zusammen gesessen haben, da Sie an mich schrieben. Ich habe nur erst einmal in den Armen meines Klopstocks geschrieben. Aber das mag freylich wohl so ein Bischen von einem Schatten gegen Ihr Schreiben gewesen seyn. Denn es war den ersten Tag, wie ich Klopstock gesagt hatte, daß ich ihn liebte. Ich fühlte die Süßigkeit wohl, in meines Geliebten Armen zu seyn, ich fühlte wohl die Süßigkeit seines Kusses. Aber ich fing erst an, dieses zu fühlen, und ich war noch viel zu blöde, als daß ich ihn hätte wiederküssen, oder auch nur einmal ihm die Hand drücken sollen. Freundlich ansehen war Alles. Wir schrieben an Sie damals.

Ich glaube es mit Ihnen, Giseke, ja ich glaube es, daß selbst Klopstock und ich, ob wir gleich durch unsern vertraulichen dreymonatlichen Umgang der Ehe sehr nahe gekommen sind, dennoch uns Ihre Glückseligkeit nicht ganz vorstellen können. Ach was muß sie seyn, was muß sie seyn, diese höchste irdische Glückseligkeit! — Ach, wenn ich sie erst schmecken werde! — Ich hoffe jetzt mehr als jemals, und — wer weiß, vielleicht ist meine Glückseligkeit selbst noch näher, als ich hoffe! Ich will Ihnen am Ende dieses Jahrs in meines Mannes Armen schreiben, das verspreche ich Ihnen, wenn dies Jahr mich meinem Manne gibt. Und das hoffe, ja das hoffe ich ganz gewiß. Ach welch ein Jahr wäre dann dieses! Welch ein Jahr! Es wäre gewiß keine von seinen kleinsten Süßigkeiten, daß ich Sie darin sehen würde, meine Giseken! Wie froh würde ich in Ihre Arme rennen, mein süßes Hannchen! Wie wollen wir uns unser Glück erzählen, so weit als sich davon erzählen läßt. Dieses seltne Glück, das so Wenigen wird, das wird uns. Laß uns niemals aufhören, dankbar deswegen zu seyn. Und dann auch, daß Sie eben Gisekens, und ich eben Klopstocks Frau geworden bin. Ich wäre gewiß mit Giseke, und Sie gewiß mit Klopstock auch glücklich gewesen. Aber jetzt sind wirs doch noch mehr, weil Giseke mit Ihnen (sollt es auch nur in Kleinigkeiten seyn) und Klopstock mit mir doch noch mehr übereinstimmt, als Klopstock mit Ihnen, oder Giseke mit mir. —

O wie wohl wählt der, der für uns gewählt hat! der unsre Geliebten so weit von uns geboren werden ließ, daß wir sie nicht kannten, und sie uns hernach so ferne herführte! — So wunderbar! — Und so gut! — Zu welcher Glückseligkeit sind wir geboren! Sie haben den Besten, den Einzigen für Sie! Und ich den Besten, den Einzigen für mich! Und so glücklich sind auch unsre Geliebten. Sie haben an uns die besten Frauen für sie. Das müssen wir doch denken, ob ich gleich oft das nicht denken mag. Ich denke, Klopstock hätte eine noch bessere verdient. — —

Soll ich mich auch entschuldigen, daß ich so ernsthaft geworden bin? Nein, ich weiß, daß ich an Sie immer das schreiben darf, was ich denke. —

Sie haben ja entsetzlich viel Arbeit am Feste gehabt, mein lieber Giseke. Ich bedaure Sie deswegen, bin aber auch um desto empfindlicher gegen die Freundschaft, die Sie mir bezeigt, dennoch an mich zu schreiben. — Wird jetzt aus Ihrer Reise zu Cramer etwas werden? Wenn Sie einige Zeit da bleiben, so sagen Sie mirs, so will ich Ihnen dahin schreiben.

Der zartfühlende Baum.

Orientalische Erzählung.

Eines Tages saß Almanzor am Abhang eines Hügels, übersah mit Freuden die liebliche Landschaft, und sprach zum Schutzgeiste der angenehmen Gegend: Wie schön ist die Natur! Wie kann sich der Mensch freywillig der Lust entziehen, das Wogen der Saatfelder anzuschauen, die Wohlgerüche der Blumen einzuhauchen, dem Gemurmel der Bäche zu lauschen, und im Schatten einer breitwipfligen Eiche zu ruhen! Stolzer Baum, welcher Entzückungen genössest du, wenn der Himmel dir Gefühl vergönnt hätte! In deinen Busen flüchten sich die verliebten Vögel; in deine Rinde graben Schäfer und Schäferinnen ihre verschlung'nen Namen. Unter deinem Laubdache sinnt der Weise dem Glück, dem höchsten Gute nach. Du biethest der ganzen fühlenden Natur ein Asyl. O warum kann ich nicht du seyn, oder warum hast du nicht meine Seele!

„Sey Baum, anmaßlicher Jüngling, bis Reue dir deine erste Gestalt wieder gibt, aber bleib Almanzor unter der harten Rinde!" Kaum hatte der Genius diese Worte vollendet, und schon erhub sich Almanzor als majestätischer Eichbaum in die Wolken. Er schlang seine stolzen grünen Zweige dicht in einander. Sie boten der Sonne die undurchdringlichste Scheidewand dar. Jetzt kamen die Vögel, die Weste, die Hirten rings herbey, und freuten sich des neuen kühlenden Schattens; doch ungern räumt' er der Gleichgültigkeit einen Zufluchtort ein.

Die schöne, aber kalte, Zuleima eilte eines Tages seinem Schatten zu. Ein sanfter Schlummer schloß bald ihre Augen. In welchen Reizen berauschte sich der unklu-

ge Almanzor! Ein unwillkürliches Zittern bewegte seine Blätter alle. Er beugte seine verliebten Zweige tief zu der schönen Schläferinn herab. Indem er sich, von Sehnsucht und eifersüchtigem Neid ergriffen, müht, sie vor aller Welt zu verbergen, naht Zuleima's verschmähter Buhle, Nessul, erblickt das reizende Geschöpf, und will mit frecher Hand die Aeste wegdrücken, die Almanzor künstlich und schnell ihm entgegenhält. Nessul kniet neben Zuleima, er raubt ihr einen Kuß. Der Baum seufzet wehmüthig auf. Nessul fleucht, Zuleima erwacht, Almanzor fällt, in seiner ersten Gestalt, bittend, schmeichelnd, beschwörend, der Spröden zu Füßen. Ihr Herz erweicht ob dem Wunder, klopft geschwind und geschwinder. Sie hebt Almanzor'n auf, und ihre Küsse begegnen sich. Glückseliges Paar! — Wie manche Prüde neuer Zeit wird ohne Wunder besiegt! Hg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris.

Ueber die gelehrten Gesellschaften daselbst.

Paris hat eine Menge gelehrter, meistentheils freyer, Gesellschaften, hinter deren Titel man aber gemeiniglich mehr sucht, als sie wirklich zu leisten pflegen. So wie in allen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft, hat sich auch in die gelehrten Versammlungen vieler grossen Städte ein Charlatanismus eingeschlichen, den man in der Nähe besichtigen muß, um von dem Einflusse desselben einen richtigen Begriff zu haben. Indessen hat freylich der Unfug desselben nachgelassen, seitdem die alten Einrichtungen wieder hergestellt worden sind, denn nach der Revolution sah es mit den gelehrten Gesellschaften sonderbar aus; dennoch herrschen manche Mißbräuche, die freylich ohne große Folgen sind, und die der witzige Pariser stets mit seinen Epigrammen zu rügen versteht. Gegen diese kleine Rache bleibt keine Gesellschaft verschont, und selbst das Kaiserliche Institut muß oft herhalten, wenn es das Publikum durch einen gelehrten Schnitzer oder durch Verursachung einiger Langeweile gegen sich aufbringt; auch die besten Tagblätter, (den Moniteur ausgenommen, der immer ernsthaft bleibt), geben einigen Raum dazu her, um die Epigramme und Bons Mots auf die Sitzungen der gelehrten Gesellschaften, ihre Mitglieder, die Werke und Arbeiten derselben, dem Publikum aufzutischen; sie wissen wohl, daß dies immer ein leckres Gericht für die müßige Lesewelt ist, und begierig verschlungen wird. Noch schlimmer werden in der Hauptstadt die gelehrten Gesellschaften der Landstädte behandelt. Eine Akademie in der Provinz hat für den Pariser etwas Komisches, man weiß nicht warum, und oft machen sich die Journalisten darüber lustig, wenn ein Schriftsteller auf dem Titelblatt seines Werkes seine Titel als Mitglied von mehrern gelehrten Instituten der Landstädte beysetzt, gerade als ob er sagte: ich gehöre zu den Narrenhäusern dieser und jener Stadt. Freylich leisten im Allgemeinen die Provinz-Institute eben nicht viel; indessen bieten sie doch den von der Hauptstadt entfernten Gelehrten einen Vereinigungspunkt dar, und können ihnen zum Austausch ihrer wechselseitigen Kenntnisse, Erfahrungen und Bemerkungen dienen. Um aber sicherer und nützlicher zu wirken, müßten sie Alle unter sich und mit den großen Instituten zu Paris in Verbindung stehen, welches leider noch keineswegs der Fall ist.

Unter den jetzt in Paris bestehenden gelehrten Gesellschaften verdient natürlich das Kaiserl. Institut den ersten Rang. Es ist allzu bekannt, als daß es nöthig wäre, dasselbe umständlich zu beschreiben. Bekanntlich ersetzt es die ehemaligen drey Königl. Akademien: Académie française, Académie des sciences und Académie des inscriptions et belles lettres; die erste Klasse ist an die Stelle der Académie des sciences, die zweyte Klasse an die Stelle der Académie française, und die dritte Klasse an die Stelle der Académie des inscriptions gekommen. Eine vierte Klasse, die nun gefügt worden ist, begreift nicht allein die ehemalige Académie de peinture in sich, sondern erstreckt sich auch über die Tonkunst. Anfangs wurde auch die Schauspielerkunst mit einbegriffen; sie ist aber hernach davon ausgeschlossen worden. Die erste Klasse enthält 65, die zweyte 40, die dritte ebenfalls 40, und die vierte nur 20 Mitglieder; außerdem hat jede Klasse, die zweyte ausgenommen, ihre Associirte und Korrespondenten, die aber nicht den Titel Mitglied führen dürfen. Das Institut residirt in einem geräumigen Gebäude gegen dem Louvre über, in dem ehemaligen Collège des quatre nations, jetzt Palais des arts genannt. Die vormalige Kirche des Kollegiums dient nun zu den vier öffentlichen Sitzungen im Jahr, wie auch zur Aufnahme der Kandidaten der zweyten Klasse, die immer eine öffentliche Rede halten müssen. Jede Klasse hat eine öffentliche Sitzung im Jahre. Die erste Klasse im Januar, die zweyte im April, die dritte im July, die vierte im Oktober; hierin werden auch die Preise vertheilt, und die Preisaufgaben bekannt gemacht. Privat-Sitzungen hält jede Klasse wöchentlich; die erste Montags, die zweyte Mittwochs, die dritte Freytags, die vierte Sonnabends. Allgemeine Sitzung für alle vier Sitzungen gibt es keine; jedes Mitglied einer Klasse kann aber den Sitzungen einer andern Klasse beywohnen, auch daselbst Abhandlungen vorlesen. Reglements, Gehalte, Kostum u. s. w. sind allen vier Klassen gemeinschaftlich, und keine hat vor der andern irgend einen Vorzug. Das Gehalt jedes Mitgliedes beläuft sich auf 1500 Franken; außerdem wird jedem Anwesenden in den Privat-Sitzungen ein silberner Jeton gegeben, der gegen Geld ausgewechselt werden kann. Alle dem Institut eingesandte Werke kommen in die gemeinschaftliche Bibliothek, die alle Tage, Sonntags ausgenommen, offen steht.

Das Institut macht also jetzt ein einziges Korps aus, und die Gelehrten sind nicht mehr, wie vormals, in mehrere von einander unabhängige Akademien vertheilt. Daher war auch der Streit, der sich vor einiger Zeit darüber erhub, ob ein Mitglied einer Klasse sich auch in eine andre Klasse könne aufnehmen lassen, ganz dem Zweck des Instituts zuwider, und mit Recht haben sich mehrere gelehrte Männer im Institut selbst, so wie auch in den Zeitungen, dagegen erhoben, mit der ganz richtigen Bemerkung, man könne nicht zwey Mal Glied eines nämlichen Körpers werden. Vormals wurden zwar wol Mitglieder der Académie des inscriptions in die Académie française aufgenommen; allein beyde Akademien waren damals ganz unabhängig von einander, und nicht Theile eines Ganzen, wie jetzt. Das Institut gibt Klassenweise ihre Abhandlungen heraus; die Bände erscheinen aber sehr langsam, da nicht Gelder genug zur Bestreitung der Druckkosten da sind. Nach dem Institut behauptet wol die Aufmunterungs-Gesellschaft für den National-Gewerbfleiß, société d'encouragement pour l'industrie nationale, den nächsten Platz. Da dieselbe unmittelbar auf die Wohlfahrt des Staates wirkt, so wird sie von dem Ministerium des Innern sehr thätig unterstützt; außerdem bekommt sie viele patriotische Beyträge von den Mitgliedern, welche zum Theil wohlhabende und patriotisch gesinnte Männer sind. Sie gibt ihre Abhandlungen in Quartbänden heraus; außerdem werden von den öffentlichen Sitzungen weitläufige Berichte gedruckt. Keine Gesellschaft in Frankreich und vielleicht auch nicht auf dem ganzen Kontinent ertheilt so viele und so starke Preise, als diese, und thut so viel zur Aufmunterung des Gewerbfleißes.

(Der Beschluß folgt.)

Nro. 254.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 23. Oktober, 1813.

Lieb' ist die Hölle selbst, die desto stärker quält,
Weil Lethe's Heilungstrank bey wahrer Liebe fehlt.

Hanke.

Ein Tag aus meinem Leben.

Morgen.

Die Sonne ging eben auf, und ich, der Advokat Thomas Müller, lag im Fenster. Wahrhaftig nicht ihretwegen! Nur ganz zufällig blickte ich nach ihr hin, und fand — daß die Herren Poeten und Versemacher ihr viel zu viel Ehre angethan haben. Das konnte ihre Größe unmöglich beweisen, daß mir die Augen davon übergingen! Denn sonst, meinte ich, wäre die messingene Blendlaterne meines Nachbars, des Krämers, ebenfalls eine große Erscheinung zu nennen gewesen. Ueberhaupt schien mir diese Blendlaterne ein so würdiges Bild der Sonne, daß ich's für thörig hielt, ihres Aufgehens halber früh um drey Uhr das Bette zu verlassen, da ich mich an der Ladensonne des Krämers auf diese Art im Vorbeygehen, und ohne alle sonstige Beschwerde, jeden Abend ergetzen konnte. Mit Einem Worte, meine Gedanken über die Sonne litten an einer solchen Originalität, daß ich der förmlichen Steinigung schwerlich entgangen wäre, wenn mich ein Chor empfindsamer Gemüther dabey auf freyem Felde ertappt hätte.

Was aber thun in meiner ganz eigenen Stimmung? Schlafen konnte ich nicht; darum war ich eben aufgestanden. Schreiben konnte ich nicht; darum hatte ich lesen wollen. Lesen konnte ich nicht; darum war ich auf die Idee gerathen, mich in's Fenster zu legen.

Zu diesem hinausspringen! Ja! das würde ich gekonnt haben. Auch kam mir's anfangs in den Sinn. Ich hatte nämlich einen gewaltigen Schmerz, von dem ich nicht recht wusste, ob er im Kopf saß, oder im Leibe, oder in den Beinen; daher ein Sprung aus dem dritten Stockwerke hinab wohl eine Radikalkur hätte werden können. Es stemmte sich aber noch etwas in meinem Innern gegen die letztre; ich beschloß daher jetzt auf Einmal mit einem Palliativmittel vorlieb zu nehmen, und — zu heirathen. Nicht grade aus Lust zum Heirathen selbst, sondern weil es Klärchen entsetzlich verdrießen musste. —

Wer mich genauer kennt, der wird wissen, daß ich kurz nach meinem hiesigen Etablissement als Advokat mit Klärchen Gelden Gevatter stand, und seit dem Tage in ihrer Eltern Hause aus und eingehe. Die meisten mögen meine Absichten dabey wohl gemuthmaßt haben. Ich behaupte auch noch heute, daß es ganz unmöglich war, sie tagtäglich zu sehen und zu hören, und ihr keinen Heirathsantrag zu machen. Ich wenigstens hätte es gethan, und wenn's bey Kopfabschlagen verboten gewesen wäre. Klärchens Zustimmung hatte ich schon, und ihre Eltern — nun von denen konnten wir hoffen, daß sie einwilligen würden, da ich doch kein so unebener Mensch bin, dazu ein bischen Vermögen, und obendrein einen leidlichen Verdienst habe. Unser Einverständniß sollte ihnen auch am Tage, von dem hier die Rede ist, zugleich mit meinem Vater entdeckt werden, der schon vorläufig durch mich ziemlich Alles wusste. Mein Vater, ein bekannter ausübender Arzt in der benachbarten Residenz, war nämlich eingeladen worden, um am folgenden Morgen in Gemein-

schaft mit unsern hiesigen Aerzten über das chronische Uebel eines reichen Mannes Gericht zu halten, und den Abend zuvor, an dem er von mir erwartet wurde, hatte ich ihn bey Kommerzienrath Geldens engagirt, wo des Herrn vom Hause Geburtstag gefeyert werden sollte. Dieses Engagement drückte mich seit gestern außerordentlich. Wegzubleiben war unmöglich, weil ich meinem Vater in jedem Briefe immer so viel Rühmens von Klärchen und der ganzen Familie gemacht hatte, daß der's kaum erwarten konnte, die Menschen kennen zu lernen. Gleichwol hatte ich, leider, seit zwölf Stunden alle Lust verloren, das Mädchen zur Frau zu nehmen. —

Ich sehe schon, ich werde mich noch näher expliziren müssen. Bereits vor mehrern Wochen begegnete mir etwas, das mich verzweifelt stutzig machte. Klärchen gegenüber war unlängst ein junger Mahler eingezogen; ein Sansfaçon von der ersten Sorte, der ihr gleich am dritten Morgen ihr Porträt überbringt, wie er's aus seinem Fenster nach der Natur gezeichnet hat. Das war meines Erachtens ganz impertinent. Die Zeichnung hatte er zwar da gelassen, aber ich wusste von guter Hand, daß er noch eine besaß, und zum größten Unglück war Klärchen in der That sehr hübsch getroffen. Beydes hätte indessen noch hingehen mögen. Allein das verdroß mich erschrecklich, daß Klärchen ihn nicht nur gut aufnahm, sondern sogar nicht übel Lust hatte, seinem Wunsche, ihm zu einem Oehlgemählde zu sitzen, nachzugeben!

Daraus wurde nun wohl nichts; auch sagte sie mir selbst hinterher, daß der Mahler ihr durch sein stetes Herabgaffen, und seine Zudringlichkeit überhaupt immer unausstehlicher werde. Traue aber eins den Weibern! dachte ich. Besonders fiel mir das vor einigen Tagen ein, wie ich mit Kommerzienraths in ihrer Theaterloge saß. Kaum hineingetreten, wen sehe ich in der Loge gegenüber? Niemand anders, als den jungen Mahler. Hm, brummte ich, wollte indessen während des Schauspiels kein Wort sagen. Allein, da ich meine Brille aufhatte, und sah, daß seine Blicke fast immerfort in unserer Loge herbergten, auch Klärchen zwischen den Alten ihre Augen ohne Aufhören nach seiner Loge gerichtet hatte, da zupfte ich sie doch endlich am Handschuh, und fragte, ob sie die ganze Welt zur Zeuginn ihrer Augenkorrespondenz machen wolle? Darauf sah sie mich denn groß an, lachte laut auf, und meinte, daß sie wohl irgend wohin ihre Augen richten müsse, und daß es unfehlbar am wenigsten verdächtig sey, wenn sie ganz grade aus sähe.

Gern hätte ich ihr eine Pille hingegeben, aber es lag wirklich viel Wahres in dem, was sie sagte; auch mochte ich nicht gern der Andern Aufmerksamkeit auf die Sache lenken. Uebrigens blickte Klärchen in der That von nun an zur Seite, und fragte mich einige Mal lachend, ob sie's so recht mache?

Ja, sprach ich bey mir selbst, nun die Hauptsache abgethan seyn mag! Dazu mochte ich freylich nicht die freundlichste Miene haben. Beym Fortgehen verweigerte sie mir auch standhaft ihren Arm, und sagte endlich, als ich gar zu sehr darum bat, ganz laut, daß ich, da ihr Vater gern allein gehe, lieber ihre Mutter führen solle, sie habe gute Augen, und werde schon selbst sehen, daß sie nicht zu Schaden komme.

Ein ordentlicher Donnerschlag für mich. Denn nach Scenen, wie die im Theater, pflegte ich immer gern vor dem Abschiede wieder mit Klärchen aufs Reine zu kommen, weil ich, wenn nicht die Versöhnung erfolgt war, gewöhnlich die ganze Nacht kein Auge zuthun konnte. Gleichwohl sieht ein Kind ein, daß hier nichts weiter zu thun war, als zum bösen Spiele gute Miene zu machen, und der Frau Kommerzienräthinn meinen Arm anzubieten.

Das Schauspiel war aber ein recht barbarisches Mord- und Brandstück, und daher Parterre und Galerie zum Ersticken voll gewesen. Drum konnte denn auch am Ausgange ein gewaltiges Gedränge nicht fehlen.

Blitz und der Hagel, meine Uhr! rief der Kommerzienrath, und ergriff dazu seinen Nachbar bey der Brust.

Was giebts? brauste dieser wütend auf.

Bitte doch tausend und aber tausend Mal um Verzeihung, erwiederte der Bestohlne, als er inne ward, daß seine freche Hand auf einem Ordenssterne lag. Vergebens wies ein anderer unverdächtiger Nachbar den Weg nach, durch welchen der wirkliche Dieb sich davon gemacht haben mochte; die goldene Repetiruhr war weg, und der Kommerzienrath musste noch obendrein die heftigsten Invektiven der beleidigten Excellenz ausstehen. Seine Gattinn hatte über das zwiefache Mißgeschick des Gatten ein solches Zittern befallen, daß ich sie kaum erhalten konnte, und als wir uns jetzt nach Klärchen umsahen, war kein Klärchen zu hören noch zu sehen.

Ein scharmantes Nachspielchen, das uns das Schicksal jetzt aufzuführen zwang! —

Ich will Niemanden sagen, was ich bey Klärchens Verschwinden ausstand, und wie meine Angst sich in den größten Unwillen verwandelte, als ich an ihrer Eltern Hause den bewußten Mahler stehen, und wirklich von ihr Abschied nehmen sah.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rath an Kritikaster Cottin.

Sollen Hilars gereimte Versuche
Im gelesensten Taschenbuche
Künftig nimmer „die mattesten“ seyn,
Sende von deinen Gedichten ein!

Hg.

Der Alte vom Berge.

(Beschluß.)

Sofort vergrößern sie noch weiter ihre Macht in den Gebirgen, bemeistern sich einer Menge von Festen, und breiten sich auch in die benachbarten Länder aus bis nach Syrien in die Bergstrecke Libanons hinein. Dort in der Gegend der Stadt Tortosa, mitten zwischen steilen Felsen und Gebirgen, hauste bald eine Horde von Bathenianern, Abkömmlinge und Verbündete jener in Persien, in zehn unüberwindlichen Schlössern. Sie hatten ihr eigenes Oberhaupt, das aber abhängig war von dem in Persien.

Eigentlich nannte man diesen Vorsteher oder Stadthalter besonders *) den Alten vom Gebirge. Es durfte aber des Zusammenhanges wegen, um den Ursprung dieser merkwürdigen Gesellschaft anzugeben, das Obige nicht übergangen werden. Die ganze Dynastie Hassans, des Stifters von diesem gefürchteten Bunde, dauerte nach Herbelot's Berechnung vom Jahre der Hegira 518 bis 633, oder nach christlicher Zeitrechnung von 1132 bis 1255, wo unter dem Großchan der Tartarey Mangukhan, der, auf die Klage der Einwohner von Cazvin und Dgebal hin, seinen Bruder Hulagu zur Ausrottung der Bathenianer in Persien ausgesendet hatte, Rokneddin Gurschah, Alaeddins Sohn, der letzte Fürst derselben überwunden und mit seiner ganzen Familie hingerichtet wurde. Das Vorspiel vom Schicksale aller seiner Untergebenen in der Gegend von Cazvin, die bald darauf dasselbe vergeltende Verhängniß ereilte!

Die Bathenianer **) oder Ismaelitaner in Syrien, oder die Genossen und Untergebenen des eigentlich sogenannten Alten vom Berge, wurden erst später darauf im Jahr 1272 durch Bibars, den Sultan von Egypten, überwältigt, der sie in mehrern glücklichen Angriffen schlug, ihre Felsen und Raubnester zerstörte, und so nach und nach die ganze Brut vertilgte. Ob die Drusen, wie Deguignes meint, ein Ueberbleibsel dieser Sekte seyen, ist ungewiß. Daß mehrere bedeutende Personen durch die Hand dieser Meuchelmörder fielen, die ihre Fäuste Andern zu Ausführung ihrer Mordabsichten, wenn Jemand in ihrem Wege stand, geliehen, ist bekannt genug. Aber eben so bekannt, daß manche heimliche Mordthaten, von welchen der Thäter nicht erwiesen ward, oder über denen sonst ein Schleier des Geheimnisses ruhte, entweder aus Leichtgläubigkeit oder Hang zum Sonderbarfremden, die Einbildungkraft mit dunkler Kraft beschäftigenden, aus dieser Ferne her jetzt der gefürchteten Gesellschaft des Alten vom Berge, auch absichtlich oft darum durch fälschliche Aussprengung zugeschrieben wurden, um so die Spuren der Nachsuchung eher zu entfernen.

Allgemein angenommen wird von morgenländischen Geschichtschreibern, daß es ein Bathenianer gewesen, dessen sich der Großvezier des Sultans Malekschah, Tadgeelmulkain, um das Jahr 1092 bedient, seinen Feind, den trefflichen würdigen Minister, Nedham-elmuk, dem Malekschah den größten Theil seines Ruhmes dankte, zugleich einen der gelehrtesten Männer seiner Zeit und großen Beförderer der Wissenschaften, durch einen Dolchstich aus dem Wege zu räumen. *)

Aber wenn der im Jahr 1231 erfolgte Meuchelmord des Bayrischen Herzogs Ludwig einem Emissär des Alten vom Berge, oder einem Bathenianer, zugeschrieben wird, wie dies von mehrern Geschichtschreibern geschieht, und wenn diese dabey sich nicht entblöden, den Kaiser Friedrich II. anzuschuldigen, als hätte er zu Folge eines alten Grolls gegen den Herzog und seines guten Einverständnisses mit den Fürsten dieser Assassinen den Mörder gedungen, so ist dies eine, auf's Allerglimpflichste ausgedruckt, ganz unerwiesene Behauptung, ja, man darf es wol frey heraus sagen, nach allen Umständen eine freche Lästerung, welche die Würde der Geschichte entweihet, und lediglich eine Ausgeburt partieller leidenschaftlicher Stimmung gegen den trefflichen Fürsten, der, was er auch sonst für Fehler in seinem Charakter haben mochte, doch gewiß zu einer solchen Niederträchtigkeit sich herabzulassen nicht fähig war. Der Anonym. Saxo S. Menker script. rer. Germ. T. III. p. 125. sagt einfach und wol am wahrsten: „Dux Bavariæ a quodam viro cultello fixus obiit, idemque captus et occisus; quis vel unde fuit, quilibet ignoravit.“ Das Chron. St. Petri Erfurtense dagegen (bey Menken III. S. 26) und eben so Andere führen die ganz unerwiesene Anklage, Friedrich

*) S. Deguignes General-chronol. Einl. S. 411.

**) Der Name Bathenian leitet sich ab von בטן (Bauch oder das Innere), soviel als Mystiker, die auf innere Religion mehr halten, als auf statutarische äußerliche.

*) Es geschah in Bagdad, wohin der Minister dem Hofe von Ispahan aus gefolgt war; die Wunde war augenblicks tödtlich, doch behielt der Verwundete noch so viel Besonnenheit und Zeit, Folgendes an den Sultan zu schreiben: „Ich habe, großer Beherrscher, unter dem Schirme Deiner Hoheit einen nicht geringen Theil meines Lebens dahin verwendet, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben in den Staaten, und dem Unrechte, wo ich konnte, zu steuern. Ich rechne nun mit mir, und werde dem höchsten Herrn der Welt vorzeigen die Rechenschaft meiner Verwaltung, die Zeugnisse meiner Treue, und die Titel der Ehre, die ich mir erwarb in Deinem Dienste. Deine königliche Hand hat sie unterzeichnet. Das unglückliche Ziel meines Lebens fällt in das drey und neunzigste Jahr meines Alters, und ein Dolchstich muß mir den Faden des Lebens abschneiden. Mir bleibt nichts übrig, als die Fortsetzung der geleisteten langen Dienste in die Hände meines Sohnes zu stellen.

Diesen empfehle ich Gott und Deiner Majestät.

hätte diesen Mord durch Assassinen eingeleitet *), und auch Jäger in seiner Geschichte der Deutschen nimmt sich des Angeklagten wenigstens nicht lebhaft genug an.

— o —.

*) Frid. Ducem Bavariæ per Assassion. fecit occidi. Chr. St. Petri. S. auch Chron. Andreæ Presbyt. Ratisb. bey Schilter S. 29 — 30. ad a. 1231. Ludovicus Dux Bavariæ de sero in Chelhaim a quodam ignoto sicario, præsente sua familia, occiditur, quem in Chronicis de Schira imperator Fridericus legitur disposuisse.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris.

(Beschluß.)

Das Seine-Departement hat außerdem in Paris eine Ackerbaugesellschaft, die auch jährlich Preise vertheilt. Alle übrige gelehrte Gesellschaften in Paris sind freye Versammlungen, und werden nur aus ihren eigenen Mitteln unterstützt. Eine celtische Akademie besteht seit sieben Jahren; ihr ursprünglicher Zweck war sehr lobenswerth; sie wollte sich mit den französischen Alterthümern abgeben. Diesem Zweck ist sie aber nicht treu geblieben, sondern so ausgeartet, daß sie den übrigen Gelehrten nur zum Gespötte dient. Anstatt nämlich die frühere Geschichte Frankreichs aufzuhellen, gab sie sich mit allerhand Träumereyen über die Ausbreitung und Thaten des celtischen Volkes, mit etymologischen Spitzfindigkeiten, mit Aufsuchung kleinlicher Gebräuche u. s. w. ab, und füllte damit ihre Memoires an, wovon 15 oder 16 Hefte erschienen sind. Unter der Menge unnützer Abhandlungen findet sich jedoch einiges Gute und Brauchbare für die Geschichte, und ich habe schon einmal den Wunsch geäußert, *) es möge ein deutscher Gelehrter das Beste daraus in einem kleinen Bande zusammenstellen, da dieselben in Deutschland fast ganz unbekannt geblieben sind. Jedes Mitglied dieser Gesellschaft mußte jährlich eine gewisse Summe zahlen, und auf die Memoires pränumeriren; dies fand man so vortheilhaft, daß man mit der größten Freygebigkeit die Diplome vertheilte, und daß jene Gesellschaft bald die zahlreichste von ganz Frankreich wurde. Manchen Leuten wurden Diplome zugeschickt, ohne daß sie begreifen konnten, wie sie zu dieser Ehre gelangt waren. Jetzt liegt diese Akademie danieder. Ihre Memoires haben aufgehört, und auch ihre Sitzungen werden nur selten besucht. Wäre es ihr möglich, sich einer gänzlichen Reformation zu unterwerfen, so könnte sie der französischen Geschichte und Archäologie noch manche Dienste leisten.

Das freygebige Vertheilen der Diplome hatte auch vor einigen Jahren das Athénée de la langue française mit der Académie celtique gemein. Hier wurde die Spekulation noch weiter getrieben; man sandte reichen Fremden, die nach Paris kamen, und das Französische oft auf die erbärmlichste Art verstümmelten, ein Diplom als Mitglied des Athenäums der französischen Sprache zu, und ließ sich dafür zwey Napoleonsd'or zahlen. Auch diese Gesellschaft wollte Memoires herausgeben. Es blieb aber bey den ersten Heften. Sie gerieth ganz in Stocken, und scheint nunmehr völlig aufgelöst zu seyn.

Den 9. Oktober.

Kürzlich sind folgende Werke erschienen: Appert's Buch für alle Haushaltungen, oder die Kunst, alle thierische und vegetabilische Substanzen mehrere Jahre lang zu erhalten, dritte mit neuen Versuchen und Erfahrungen bereicherte Auflage. — Versuch über die Unordnungen in der Heilkunde und über die Mittel, denselben abzuhelfen, vom Dr. Pollenus in Brüssel. — Historische und pittoreske Reise in die Niederlande und einige umliegende Departemente, von Paquet Syphorien, zwey Bände mit 24 Kupfern. — An kostbaren Werken werden noch immer fortgesetzt: Humboldt's und Bonpland's Reise, Filhol's Gallerie des Musée Napoleon; Sitten und Gebräuche der Völker; Didot's Sammlung der französischen klassischen Schriften; Laborde's pittoreske Reise in Spanien; die methodische Encyklopädie; Redoute's Liliacées; Didot setzt noch seine Stereotyp-Ausgaben fort, obwol ziemlich langsam. Die letzten erschienenen Werke sind: Oeuvres choisies de Sedaine, drey Bände, und Vertot's Geschichte der römischen Revolutionen, vier Bände. — Ein spanischer Kanonikus, Escoquiz, hat Miltons verlornes Paradies ins Spanische übersetzt. Dieses Werk ist zu Burgos gedruckt worden. — Ueber den Magnetismus erscheinen von Zeit zu Zeit noch einige Schriften. Einigen Aerzten zu Folge sollen die Konvulsionen und Wunder, welche im Mittelalter zuweilen den Kranken auf den Gräbern der Heiligen widerfuhren, nichts anders als eine Wirkung des Magnetismus gewesen seyn.

Am Donnerstag begab sich die Kaiserinn in Begleitung ihres Hofstaates und im feyerlichen Zug zum Senat. Die von Ihrer Majestät daselbst gehaltene Rede haben die Zeitungen bekannt gemacht. Bey ihrem Hin- und Rückzuge wurden die Kanonen gelöst. Hernach kehrte die Kaiserinn wieder nach St. Cloud zurück, wo sich der Hof vermuthlich noch einige Wochen aufhalten wird.

Lustbarkeiten gibt es hier jetzt nur sehr wenige. Tivoli ist verschlossen. Den Saal des Tivoli d'Hiver hat eine Freymaurergesellschaft eingenommen; nur der Vauxhall wird noch so ziemlich des Sonntags besucht. Von Konzerten ist bis jetzt noch nicht die Rede. — Die Kaiserliche Kammer-Sängerinn Giacomelli soll für die Opera buffa engagirt seyn. Hierdurch würde der Verlust der Mad. Testa ersetzt werden. — Talma gibt noch immer Gastrollen in den Landstädten. Auch die Bereiter Franconi reisen noch auf dem Lande herum. Eine Gesellschaft lustiger Brüder hat eine Art von Versammlungen eingerichtet, unter dem Namen: Soupers de Momus. Es wird daselbst zu Abend gegessen; man bietet Alles auf, um witzig zu seyn, man macht und singt Lieder u. s. w. Jedes Mitglied darf einen Gast mitbringen.

Räthsel.

Ohne Kopf und Fuß und Hand,
Aber lebend, wohn' auf's Allerbeste
Ich in meiner kleinen Feste.
Thier und Mensch sind nicht im Stand,
In mein Kunstasyl zu dringen.
Nur dem Eisen kann's gelingen.
Meine Trefflichkeit ist anerkannt.
Im Geleite meiner vielen Brüder
Lass' ich mich in fremdem Lande nieder,
Ach, und kehre nie zur Heimath wieder.
Wisst, daß ohne Wunder ich zugleich
Speise, Sauce und Platte bin für Euch.

C.

*) In der Eos, eine Zeitschrift für Gebildete. Münster, 1810.

Auflösung der Charaden in Nro. 248: Anathema. Kupferstich.

Nro. 255.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 25. Oktober, 1813.

Gibt der Himmel das Mädchen mir,
Dessen lächelndes Bild mir um die Seele schwebt,
Dann, dann bin ich ein Erdengott.

Hölty.

Der Jüngling und der Berggeist.

Der Berggeist.

Genügte dir die Sonne nicht?
Was bringt dich hier herab?
Es zeigt das matte Grubenlicht
Dir nur ein ödes Grab.

Der Jüngling.

Mich treibt kein thörichtes Bemüh'n
In diesen Berg herein,
Will sehen, wo die Erze blüh'n,
Im schimmernden Gestein.

Der Berggeist.

Bleib oben auf der Frühlingsflur,
Wo Ros' und Veilchen sprießt,
Und forsche nicht, was die Natur
In ihrem Schoß verschließt.

Der Jüngling.

Du hütest große Schätze hier,
Kein König hat sie so!
Ein wenig Gold nur schenke mir,
Das macht mich überfroh.

Der Berggeist.

Das Gold bethört des Menschen Sinn,
Und führt der Sünde zu:
Das Herz kennt edleren Gewinn,
Nach diesem trachte du.

Der Jüngling.

Ein Ringlein nur möcht' ich von Gold,
Zum treuen Liebespfand;
Es ist so rein, es ist so hold,
Und schmückt der Liebsten Hand.

Der Berggeist.

Das Gold, es bleibt ja nicht mehr rein,
Und seine Farbe trügt!
Unedles mischt der Meister ein,
Damit's zur Form sich fügt.

Der Jüngling.

Das Herz ist thöricht und doch gut,
Oft strebt's nach eitlem Schein;
Doch in der heil'gen Liebesglut
Wird auch Unreines rein.

A. Schrbr.

Ein Tag aus meinem Leben.

(Fortsetzung.)

Das heutige Schauspiel, dachte ich, ist fruchtbarer für uns, als man sich's hätte einbilden sollen. Ein Nachspiel haben wir bereits genossen, und nun kommt auch noch ein vollständiges Zwischenspiel zum Vorscheine. Denn daß Klärchens Heimführung durch ihre Blicke aus der Loge eingeleitet worden war, das hätte ich mir nimmermehr ausreden lassen. Ich schlug auch ein Gelächter auf, als Klärchen sagte, wie unangenehm ihr die Zudringlichkeit des Mahlers gewesen sey, und wie sie die schlechte Aufnahme, die er gefunden, mit der Betroffenheit zu bescheinigen suchte, die bey seinem Abschiede wirklich an ihm bemerkbar war.

Pfui, Klärchen, flüsterte ich im Gehen ihr zu; das hätte ich Ihnen nimmermehr zugetraut!

Was denn? antwortete sie; aber die Eltern schienen aufzuhorchen, und da machte ich mich mit dem festen Vor-

satze fort, wenn nicht auf immer, doch bis zu ihrer gänzlichen Besserung mit ihr zu brechen. —

Ich will's Niemandem sagen, was es mir für Mühe kostete, sie den ganzen folgenden Tag nicht ein einziges Mal zu sehen. Es war, als ob immer ein Hause unsichtbarer Lastträger hinter mir drein ginge, um mich wenigstens in ihre Straße hineinzuschieben. Aber, nein, durchaus nicht.

Unglücklicherweise jedoch gehörte der zweyte Morgen einem Sonntage. Sollte ich um Klärchens willen den Gottesdienst aussetzen? Behüte der Himmel. Zwar wollte mir mein Verstand weiß machen, daß ich den Gottesdienst blos zum Prätext nähme, um mit Klärchen zusammen zu kommen. Allein darüber wurde ich böse, und dachte, dem naseweisen Verstande durch mein musterhaftes Betragen dabey eine tüchtige Lektion zu geben. Denn da mein und Klärchens Sitz einander ziemlich nahe waren, so durfte ich ja nur weder durch Blicke noch durch Worte eine Vertraulichkeit zeigen, vielmehr eine gewisse kalte Höflichkeit annehmen, die ihr, meines Erachtens, recht fatal seyn musste.

Ein tüchtiger Stein fiel mir vom Herzen, als ich unterweges dem Mahler begegnete, der zum Thore hinausritt. So fehlte ihr doch für diesen Tag das verwünschte Vis-à-vis, und je weniger sie Entschädigung in seinen Blicken suchen konnte, desto besser, glaubte ich, würde es mir in der Kirche mit meinem Vorsatze der Höflichkeit gelingen.

Wie es aber zum Treffen kam, so war's durchaus nichts mit der Höflichkeit. Vielmehr stand ich tausend Angst und Sorgen aus. Denn erst erschien gar Niemand aus Klärchens Hause, und dann stellten sich zwar während des Kanzelliedes ihre Eltern noch ein, wer aber nicht kam, das war Klärchen.

Wenn sie krank geworden wäre! dachte ich, und war nur endlich froh, daß die ewiglange Predigt auch ein Ziel hatte, und ich auf dem Wege nachfragen konnte.

Da hörte ich nun in der That von der Mutter, daß Klärchen unpaß sey.

Unter so betrübten Umständen musste ich natürlich ein Uebriges thun, und sie auf der Stelle besuchen. Denn an Krankheit hatte ich gar nicht gedacht, wie ich meinen Vorsatz fasste, ihr auszuweichen.

Als ich nun einmal bey Klärchen war, so hatte das Mitleid mit ihrer Unpäßlichkeit unserm alten Verhältnisse gar bald den Weg gebahnt. Zwar gestand sie mir gradezu, daß sie sich blos unpaß gestellt habe, um mein gestriges Wegbleiben durch ihr heutiges zu bestrafen. Allein das ließ ich mich weiter nicht anfechten, sondern lenkte nur — aber ganz freundlich und gelassen — ihre Aufmerksamkeit zurück auf den vorgestrigen Abend. Doch da bekam ich einen tüchtigen Leviten. So viel war auch ausgemacht, daß, wie sie jetzt die Geschichte in und nach der Komödie mit kritischem Auge beleuchtete, die ganze Sache keinesweges ihr, sondern lediglich meiner Eifersucht zur Last fiel, welche bloßen Zufälligkeiten Zusammenhang angedichtet haben sollte. — —

Das Glück, worein mich der Glaube an ihre Darstellung versetzte, war jedoch, leider, von keiner Dauer. Denn noch am nämlichen Tage blickte ich nach Tische im Vorbeygehen an des Mahlers Fenster von ungefähr hinauf, und da stand er. Späterhin ging ich nochmals vorbey, und da stand er wieder. Und von nun an mochte ich in die Straße kommen, wenn ich wollte, immer stand der lästige Patron da, und schien kein Auge von Klärchens Fenster zu verwenden.

Würde er denn, dachte ich, sich nicht schämen, so Schildwacht zu stehen, und Eines Sehens dahin zu gaffen, wenn sie ihn beym Nachhauseführen aus dem Theater wirklich so derb, wie sie sagt, angelassen hätte, heh? Nein, nein, das würde er nicht, das könnte er nicht, dazu ist er ein viel zu eingebildeter Mensch. Die Sache ward aber immer schlimmer und schlimmer. Um nämlich Alles so genau wie möglich zu beobachten, lausche ich eine lange Weile Kommerzienraths gegenüber hinter der Spalte einer Hausthür. Da sehe ich denn, daß Klärchen sich in's Fenster legt, und viel freundlicher in das Haus hinüberwinkt, als es sich, meiner Meinung nach, bey der Schicklichkeit verantworten ließ. Ja, es schien sogar, als ob der Wink, den sie hinüber gab, ihr baldiges Kommen bedeuten sollte.

Richtig! Kaum drey Minuten später verließ sie das Fenster; auch sah ich sie nachher mit diesen meinen leiblichen Augen über die Straße in das verwünschteste unter allen Häusern hinüberschlüpfen.

Man kann denken, daß, da Alles so klar am Tage lag, ich Abends kein gutes Blut zu Klärchen mitbrachte. Ich war eigentlich blos gekommen, um ihr die Sache bestmöglichst vorzuhalten, und dann in anständiger Form für immer zu brechen. Allein die scheinbare Unbefangenheit, mit der sie fragte, was mich so einsilbig mache, versetzte mich in eine solche Wuth, daß ich meinen Vorsatz unmöglich hätte ausführen können, und deshalb ihr Haus ohne alle Erklärung bey Zeiten wieder verließ. Unser Bündniß schien mir nun von selbst null und nichtig, und ich würde mich glücklich gepriesen haben, wenn ich von dem Abende, den ich mit meinem Vater bey Kommerzienraths zubringen musste, hätte dispensirt werden können.

Wer so viel weiß, der wird einsehen, daß ich mich am Morgen vor jenem Abende in dem miserablen Zustande befinden musste, den ich am Eingange auseinander gesetzt habe.

Der Gedanke, Klärchen zum Possen zu heirathen, war noch das Einzige, was mir den Morgen über-

stehen half, und so ungern ich auch den Mittag in Gesellschaft zubrachte, so stieg doch die Hoffnung in mir auf, beym Doktor Hellrich, zu dem ich eingeladen war, vielleicht sogleich eine Partie für mich zu finden. Der Doktor ist nämlich mein Stubenbursche auf der Universität gewesen, und, mit Ehren zu melden, ein ganz wunderlicher Patron. Selber recht leidlich verheirathet, wollte er auch mich gern in das gelobte Land der heiligen Ehe hinübertransportiren, und ließ mir vollends keine Ruhe, als er von meiner Neigung zu Klärchen hörte. Denn diese nur sollte, mit seinem Willen, meine Frau durchaus nicht werden, weil ihr Vater, der Kommerzienrath, ihm einmal auf den Fuß getreten hatte. Er hatte mir daher schon lange gesagt, er würde nächstens einen ganzen Garten voll schöner lebendiger Mädchenblumen um mich her versammeln, und der Tag dazu war endlich der damalige geworden. Blos um meinen Stoizismus recht leuchten zu lassen vor ihm, der mich Klärchen abspenstig zu machen gedachte, hatte ich die Einladung angenommen, die nun nach dem, was inzwischen vorgefallen war, seinen Zweck mit befördern sollte. Denn schnell, meinte ich, müsse Klärchen der Possen gespielt werden. Durch diese Schnelligkeit konnte zwar allerdings mir der ärgste Possen geschehen, das erwog ich selbst in diesen heißen Augenblicken. Allein ich war grade so böse, so böse, daß ich ein ganzes, unglückliches Leben vertragen zu wollen glaubte, wenn nur Klärchen verdrießlich über den Schritt wurde. Und daß sie das werden mußte, schien mir außer Zweifel. Ich hatte nämlich in der That so viel Proben von ihrer besondern Zuneigung, daß das Bewußtseyn, meine Liebe verscherzt zu haben, ihr gewiß sehr drückend wurde. Wenn ich ihr früheres Leben und ihre Unbescholtenheit betrachtete, so begriff ich auch noch immer nicht, durch welche schwarze Ränke der Mahler sie auf Einmal so sehr von der rechten Bahn hatte ablenken können.

Zu weit, das fühlte ich wohl, durfte ich mich in diese Betrachtungen nicht vertiefen. Denn dann trat das schöne Bild, das mein Herz sich in bessern Zeiten von Klärchen, geschaffen hatte, wieder herauf, und machte mir weiß, daß ich mit sehenden Augen blind sey. Daher sprang ich auf, und rief: Nein, nein, nein! Ein Mädchen, das neben dem Verlobten noch andre Liebschaften hat, und diesen sogar Besuche macht, ein solches darf ein ehrlicher Kerl nicht zur Frau nehmen! Und als ob ich mir das nicht laut genug sagen könne, schrie ich so, daß es mein Bursche durch zwey Stuben hörte, und herein kam, und fragte, ob ich ihm etwas habe befehlen wollen?

Warum nicht gar? antwortete ich verdrießlich, zog mich eiligst an, und ging aus, um nur die bösen Geister, die mich durchtobten, in der freyen Luft, wo möglich, etwas gebändigt zu sehen. (Die Fortsetzung folgt.)

Marie Luise Cicci.

Nach Ginguené.

Marie Luise Cicci, eine von Italiens Musen aus der zweyten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ward am 14. September 1760 zu Pisa geboren. Schon im Alter von zwey Jahren hatte sie das Unglück, ihre Mutter zu verlieren. Ihr Vater, ein Mann von vornehmer Herkunft, seines Berufes ein Rechtsgelehrter, besorgte ihre Erziehung bis sie acht Jahre alt war. Dann versorgte er sie, der Sitte des Landes und des Zeitalters gemäß, in einem Nonnenkloster, und weil er ihre Erziehung ausschließlich auf die Ausübung der häuslichen Tugenden und Pflichten beschränkt wissen wollte, so ließ er sie nicht einmal schreiben lernen, sondern vielmehr Alles von ihr fern halten, was sie auf diese Kunst aufmerksam hätte machen können. Er war weit entfernt, vorauszusehen, was seine Tochter dereinst für einen Gebrauch von derselben machen würde. Indeß wußte sich die junge Marie Luise, troz der Aufmerksamkeit ihrer Aufseherinnen, einige gute italienische Dichter zu verschaffen. Sie las dieselben, und mehr bedurfte es nicht, um den Götterfunken in ihrer eigenen Brust zu beleben. Noch kaum zehn Jahre alt, fing sie an, ihre ersten Verse zu schreiben. Umsonst, daß ihr der Gebrauch der Dinte und des Papiers untersagt war; sie half sich mit kleinen Stückchen Holz, die sie in Weintraubensaft tauchte; mehr bedurfte sie nicht, um ihre Gedanken auf das erste beste Blättchen Papier niederzuschreiben. Als sie dann, nach ihrer Rückkehr in's väterliche Haus, mehr Freyheit erhalten hatte, um ihre Lieblingsneigungen zu befriedigen, fing sie an, die Dichter eigentlich zu studiren. Bald erkor sie, auffallend genug für ein Mädchen von ihrem Alter, den Dante zu ihrem Liebling. Ihn las sie wieder und wieder, lernte ihn auswendig, citirte ihn öfters, und fand ein Wohlgefallen daran, die schönsten Stellen aus seinen Dichtungen aus dem Gedächtnisse herzusagen. In ihren eigenen Gedichten findet sich nichts, das auf eine so entschiedene Vorliebe für den Sänger des Paradieses und der Hölle schließen ließe; denn sie sind fast alle in der anakreontischen Gattung, und zeichnen sich vorzüglich durch Grazie, Eleganz und Leichtigkeit aus. Mit ihren poetischen Studien verband sie das Studium der Locke'schen und Newton'schen Philosophie, einer durch die neuesten Entdeckungen aufgehellten Physik, der Geschichte, des Englischen und Französischen, und ganz vorzüglich ihrer Muttersprache, die sie mit der größten Reinheit zu schreiben und zu sprechen verstand. Im Jahr 1783 ward sie von der Arkadischen Akademie zu Pisa, unter dem Namen: Herminia Tindarida, zum Mitgliede aufgenommen. Eine gleiche Ehre widerfuhr ihr im Jahr 1786 von den „Intronati“ zu Siena. In den Versammlungen der Akademie zu Pisa deklamirte sie öf-

ters Verse, und erregte, sowol durch die Anmuth ihrer Dichtungen, als durch den Reiz ihrer Person und Stimme, den lebhaftesten Enthusiasmus. Bey vieler Lebhaftigkeit des Geistes besaß sie einen soliden Charakter, und war von untadelhaften Sitten. Von dem Tode ihres Vaters an lebte sie mit ihrem Bruder, Ritter Paul Cicci, in der zärtlichsten Harmonie. Ihr Haus war der Sammelplatz für Alles, was damals Ausgezeichnetes zu Pisa lebte. Marie Luise hatte schon früher den Entschluß gefasst, sich von ihrer Familie nicht zu trennen, und ihre Unabhängigkeit zu behaupten, welchem Entschlusse sie auch bis zu ihrem Tode getreu blieb. Ihre an sich schon schwächliche Constitution ward noch überdies durch den Verlust zweyer Freundinnen gewaltsam erschüttert. Eine wenig bedeutende, aber von ihr vernachlässigte Unpäßlichkeit artete in eine schwere Krankheit aus, an der sie, tief betrauert von Verwandten und Freunden, am 8. März 1794 dahin starb. Ihr Bruder hat eine niedliche mit Bodoni'schen Lettern gedruckte Ausgabe ihrer Gedichte (Parma 1796, 8.) veranstaltet, die allen Liebhabern niedlicher Verse und Ausgaben gefallen muß, und welcher eine von dem Doktor Anguillesi mit Geist und Gefühl abgefasste Lobschrift der liebenswürdigen Verstorbenen voran steht, aus der diese biographischen Notizen genommen sind.

H.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 12. Oktober.

(Mode-Launen.)

Das Porzellain ist fast in allen großen Häusern durch Krystall ersetzt, die Suppenteller ausgenommen; die Gläser sind von verschiedener Farbe und ändern nach Verschiedenheit des Weins. Alle Küchengeschirre sind daselbst von Zink, statt von Kupfer; leider werden auch unsre Bijoux mit diesem trügerischen Metall verfälscht.

Die Bonbonieres kommen mit dem Haarpuder wieder in Aufnahme; sie sind mit Cachunde (indischen Cachou) gefüllt. Man kann darauf wetten, daß ein gepuderter Kopf immer auch eine Bonbonsdose präsentiren werde.

Unsre künstlichen Blumentöpfe mit Glasstürzen, die Zierde unsrer Kamine, machen Versteinerungen, Mineralien und Conchilien Platz.

Divan war der Name der Sopha's oder Lotterbetten vor zwanzig Jahren; Divan ist es wieder in den Putzzimmern von unsrer jungen Welt, für die Alles, was vor zwanzig Jahren lebte, so gut, als nie da gewesen ist.

Die Einkauf-Körbe der Damen haben die Gestalt einer Pirogge oder eines indischen Kahns. Das Gerippe ist von Stahl, mit Gros de Naples überzogen.

Das Alles ist schon da gewesen, werden Sie sagen, und wir haben es bey uns besser. Das mag seyn; allein so lang eine Mode nicht der Gebrauch der Hauptstadt heiligt, so lang ist sie apogryphisch. Die Servietten sind vom feinsten Battist, die End-Spitzen artig durchbrochen und mit zwey Goldstreifen eingewirkt. Nur mit solchen Servietten kann man einer Eleganten die Chokolade kredenzen.

Die Sibecieres (Waldtaschen), welche die Ridicules verdrängten, sind in ihrer Reihe durch die Balantines, (vom griechischen Wort Βαλαντιον, kleiner Sack), verdrängt worden. Es sind von Seide und Silberdrath geflochtene Körbchen mit gewölbtem Deckel, die an vier Schnüren herabhängend ganz das Ansehen eines Weihrauchfaßes haben. Sie gewähren den Vortheil, durch das Geflecht die goldnen Spielzeuge der Damen durchschimmern zu lassen.

Sirsakas, ein gestreifter Stoff von Seide und Coton, indischen Ursprungs, ist jetzt an der Tage ordnung. Gebohnt, wirft er Glanz wie Atlas. Man hat erst unlängst die Kunst entdeckt, ihn nachzuahmen.

Obgleich unsre Modistinnen ihre Ideen aus chinesischen Windschirmen herzuholen scheinen, so kommen sie auch doch noch mit europäischen zu Markte. Darunter gehören die Hüte von Rosataffet mit breiten Spitzen und die herzförmige Haarscheitelung. Die letzten Carotes waren gelb, bald chinesisch, bald à la Pamela; jetzt werden Capotes und Caleschés durch Hauben à la Chartreuse ersetzt. — „Was das sey?" — Sehen Sie die Mad. Dudefant auf dem Titelkupfer oder die nächste Contrefey Ihrer Großmutter an, und Sie sind au fait, wofern nur breite Spitzen daran sitzen. Was man aber bey der Großmutter vergebens suchen würde, das sind die zwey Hemden von Perkal, und ein drittes als Ueberrock, (guive), welche die ganze Toilette der Damen ausmachen. — Gelb ist gegenwärtig die Lieblingsfarbe, und darin ist unstreitig unsre Chinomanie schuld. Die Herren tragen gelbe Beinkleider, (Pantalons), und Gilets, die in dieselbe hinein gehen, und darauf drey Reihen gelber Knöpfe in Form Ψ. Mit diesem Frachtzeichen versehen ist man überall einer guten Aufnahme versichert. Die Pantalons haben Seitentaschen, welche, so wie das Gürtelband, mit gelben Knöpfen besetzt sind. Gelb sind auch die neuesten Wagen.

Pariser werden nie begreifen, wie man ihnen etwas zeigen könne, was schön und ihnen noch unbekannt sey. Die Gebrüder Reiber, die sie uns aus Stuttgart sandten, dieten ihre grünen, veilchenfarben, blauen und ungestreiften Rosen aus; es gibt nicht eine Elegante, die nicht die gelben Rosen, gelben Narzissen, gelben Nelken und gelben Margheriten — ihrer Modistinn, allen möglichen natürlichen Blumen vorzöge. Diese Gelbsucht, wie gesagt, entspringt aus unsrer Chinomanie. Lieben aber die Chinesen gelb? — Man sagt: ja, weil es die Leibfarbe der edelsten Münzsorte sey. Doch alle unsre liebenswürdige Modelaunen sind jetzt zu sehr den eisernen Zeiten unterworfen, als daß sie in ihrem ganzen Glanze erscheinen könnten.

* * *

Während die Wasser Deutschland prüfen, haben wir hier eine Wärme- oder Feuerprobe; den ganzen Sommer über war es nicht so warm, wie jetzt. Der Thermometer steht ordentlich auf 15 Grad, und stand mehrere Tage bis 18 und 20°. Unsre Meteorologen behaupten, der Erde sey durch die letzten Erdbeben in Italien eine große Menge des Wärmestoffs entschlüpft, den sie uns neidisch den Sommer über vorenthalten habe.

Mlle. Bertin, vormalige Hof-Modehändlerinn, ist gestorben, und das Journal de l'Empire hat sich beeilt, ihr eine stattliche Standrede zu halten. — Ein Gelehrter beschäftigt sich, sagt es, mit Herausgabe ihrer Memoires. In diesem Falle dürften wir ein herrliches Gegenstück zum Leben des Chevalier Faublas erhalten. Wenn die Humanität in gleichem Maße immer weiter um sich greift, so werden wir nächstens die Perrückenmacher Caron und Michalon für die vierte Klasse des Instituts vorgeschlagen finden.

W.

Nro. 256.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 26. Oktober, 1813.

Der wahren Schönheit bildende Schöpferinn
Ist nur die Seele, lässt sie den Wiederstral
Von ihrem innern heilgen Leben
Hell auf das spiegelnde Antlitz leuchten.
Heydenreich.

Die Brille und der Gürtel.

Apolog.

Die Mutter der Götter begab sich eines Tags zur Mutter der Grazien. Warum? Aus Begier zu tadeln, ohne Zweifel. Das ist die Lieblingsrolle des Alters.

Mavors war kaum aus dem Gemache der Venus getreten, und die Göttinn von Gnid anlockender, bezaubernder, als je. Man kann also schließen, wie kurz der Besuch und wie schneidend der Ton des Gespräches war. Bösartige Anspielungen von der betagten Prüde, feintreffende Sarkasmen von der Kokette. Im Olymp gehts nicht anders, als auf Erden.

Cybele, durch Amathusias Reize beynah' in Verzweiflung gebracht, legte flugs die unselige Brille bey Seite, und vergaß sie bey'm Abschiede. Zufällig lagen die Brille und der berühmte Zaubergürtel nebeneinander. Er soll, wie die alten Dichter sangen, die süße Rede, das Verlangen, die Anmuth, die Kunst zu gefallen in sich schließen, und Juno sein bedürfen, wenn sie den ungetreuen Gemahl zu seiner Pflicht zurückrufen will. Trotzig auf seine Eigenschaften fand der Gürtel sich durch die Nachbarschaft der Brille beleidigt. „Trauriges Erbtheil des Alters und der Schwäche!" rief er aus. „Wagst du's, an der Seite des bezaubernden Symbols der Reize und der Jugend zu erscheinen?" — Gedult! erwiederte die Brille. Nicht so eitel auf deine Scheinvorzüge! Wenn ein Unterschied zwischen uns ist, so rührt er blos von denen her, welchen wir angehören. Nur die Reize der Venus machen dich schön; nur Cybele's Alter schadet mir. Wenn ich aber einmal bey der Jugend modisch werde, auf welcher Seite mag wol der Vorzug seyn? Die Schönheit in ihrem Lenze theilt Allem, was sie berührt, ihren unaussprechlichen Zauber mit, und selbst Lächerlichkeiten gefallen, wenn sie dieselben in Kredit bringen will. Um Cybele's ungewöhnlich dicke Taille geschlungen verlörest du all deine Berühmtheit, und sänkest zur gemeinen Schärpe herab; aber ich verrück' alle Köpfe, wenn eine niedliche Venusnase mein Thron ist. G.

Ein Tag aus meinem Leben.

(Fortsetzung.)

Mittag.

In einer Stimmung wie die meinige war, fängt man nothwendig Alles verkehrt an. Als ob mir noch Feuer genug durch den Körper lodere, rennte ich bey dem glühenden Mittage wie gehezt herum. Und nicht etwa in schattigen Laubgängen, nein! vielmehr durch Straßen, in denen bey dem jetzigen Stande der Sonne an gar keinen Schatten zu denken war. Obendrein gerieth ich, wie durch Zauberey, ehe ich mir's versah, allezeit wieder in Klärchens Straße. Nun schlich ich zwar immer so dicht an ihrem Hause vorbey, daß sie mich, selbst wenn sie oben im Fenster lag, schwerlich wahrnehmen konnte. Dafür aber drehte mir ein böser Geist stets das Gesicht hinauf nach des Mahlers Wohnung, und siehe da, der verhärtete Bösewicht wich gar nicht mehr vom Fenster. Weil

Klärchen nun unstreitig durch den mein häufiges Vorbeyrennen wieder erfuhr, so beschloß ich meine ganze Standhaftigkeit anzuspannen, um ihre Straße gänzlich zu vermeiden!

Die Ausführung des Vorsatzes kostete mir aber so viel Schweiß, daß ich's kaum mehr aushalten konnte. Denn ich schoß jetzt durch alle die übrigen Straßen noch einmal so schnell als zuvor, und musste, um von so übertriebenen Anstrengungen nicht völlig aufgerieben zu werden, auf die Letzt mit jenem Vorsatze eine förmliche Kapitulation eingehen. Ich bedingte mir nämlich von ihm die Vergünstigung aus, nur noch ein einziges Mal jene verwünschte Straße passiren zu dürfen.

Was aber sah ich dieses einzige Mal! Klärchen, die in halbem Negligee aus des Mahlers Hause, ohne sich umzusehen, herüber in das ihrige schlüpfte.

Ach, ich hatte zu thun, daß ich ihr nicht nachlief, und meinen ganzen Grimm an der Treulosen ausließ. Dasmal war der Mahler oben am Fenster noch mein Glück. Denn es schien mir grade, als ob er lache, und das machte, daß ich mich zusammennahm, und, dem Aeußern nach, so vernünftig als möglich, meinen Weg fortsetzte.

Was aber nun anfangen? Der Mittag der Sonne war zwar bereits vorüber, doch der Mittag, zu dem ich die Einladung hatte, ging erst zwey Stunden nachher an, und von diesen war kaum eine halbe überstanden. Der Italienerkeller in der Nähe bot eine Zuflucht, deren ich mich auch bediente. Ein junges Paar vom Lande, das den eben erhaltenen Priestersegen in ansehnlicher Gesellschaft hier bekräftigen zu wollen schien, mochte bereits auf jene bekannte Staffel des Glückes gelangt seyn, wo man Jedermann gern leben, und doch leben lässt. Wenigstens reichten Braut und Bräutigam mir sogleich ihre Gläser entgegen. Ich stieß mit ihnen an, und trank, und dies wurde fleißig wiederholt.

Am Ende war Niemand mehr da, als ich, und ich leerte, ohne allen Verzug, meine Flasche vollends aus.

Das schien dem Italiener wohl zu gefallen, und er sagte: Es ist doch was Schönes um eine lustige Hochzeit, und den edeln Rebensaft. Sie, mein Herr, brachten ein Gesicht herunter, so finster, daß man davor erschrecken musste; ihr jetziges hingegen wird keine Seele zu fürchten machen. Befehlen Sie vielleicht? Dazu nahm er meine leere Flasche in die Hand.

Halb! rief ich. Der Wein kam, und ward von mir wirklich in Gedanken an die Hochzeit ausgetrunken. Mein baldiges Heirathen nahm mir jetzt alle Sinne ein. Als Surrogat der Vernunft war die Flasche bemüht gewesen, mir vorzustellen, daß ein Mädchen von Klärchens Benehmen, so lange als es noch andere Mädchen auf der Welt gebe, durchaus keine Berücksichtigung verdiene, und ich konnte den Augenblick kaum erwarten, wo Freund Hellrichs Grazien mich umgeben würden.

Die Stunde schlug. Mit einem Herzen grade so leicht, als es vorher schwer gewesen war, schritt ich über die Straße. Kaum noch ein flüchtiger Gedanke an Klärchen und den Mahler. Ihre frischen Bilder vor meiner Phantasie waren durch die lustigen Hochzeitgäste und die Gewalt des Rebensaftes in wenig bemerkbare Schattengestalten verwandelt worden, die von dem Blumenflore, dem ich zueilte, ihr Garaus vollends erwarten konnten. —

In der That übertraf die Wirklichkeit meine Hoffnungen noch bey Weitem. Wahrhaftig, alle Blumen eines wohlassortirten Gartens beysammen, von dem bescheidenen Veilchen bis zur prächtigen Rose hinauf. Selbst die geistlosen Ranunkeln fehlten nicht, und erfreuten wenigstens durch Farbenglanz, während die bessern Blumen ein empfindendes Herz, wegen der Wahl, in Verlegenheit bringen konnten. —

Ueberhaupt war hier ein ganz anderes Leben, als ich es im Geldenschen Hause fand. Alle Augen und alle Stimmen gehörten der Freude an, und sogar das Kichern und Schnattern ward angenehm, da es, wenn schon ein niederer, doch immer ein ganz unverkennbarer Ausdruck der Seele war, welche das Ganze lieblich durchströmte.

Nun? flüsterte Freund Hellrich selbstgefällig mir zu. Ich gab ihm hierauf meinen stillen Beyfall, und er hieß mich eine Tischnachbarinn wählen. Nach einigem Nachsinnen gesellte ich mich zu einer reizenden Blondine, von der ich zufällig gehört hatte, daß sie den Abend ebenfalls im Geldenschen Hause seyn würde. Das war mir bald ein um so größeres Gaudium, weil ich mit meiner Nachbarinn immer bekannter wurde, und durch sie Klärchen recht sehr zu ärgern hoffte. Wirklich hatte sich zwischen mir und Julchen Neuer gar bald eine Art von näherm Verhältnisse etablirt. Sie, die von meinem Ein- und Ausgehen im Geldenschen Hause wusste, hatte mich mit Klärchen aufgezogen. Ich hatte entgegnet, daß sie auf den Abend am besten hinter die Wahrheit kommen würde. Ein Aufziehen machte das andere fast nothwendig. Ich that daher, als wisse ich auch von ihr eine Herzensangelegenheit. Sie sprach meinem vorgeblichen Wissen mit vieler Natürlichkeit Hohn. Ein Händedruck von meiner Seite, ein Blick zur Antwort von der ihrigen, und der Wirth stand grade hinter meinem Stuhl, wie wir uns jetzt umsahen.

Euer Wohlseyn! rief er, und ich bemerkte, daß dieselbe Glut Julien plötzlich überströmte, welche auf meinem Gesichte brannte.

Nicht wahr, so fragte Hellrich uns in's Ohr, auf den Abend seyd Ihr wieder Nachbarsleute?

Ich wenigstens werde mich darum bemühen! antwortete ich.

Und ich mich freuen, wenn Ihre Bemühung gelingen sollte! fügte Julie hinzu.

Aus Allem diesen sieht der Leser, daß man in einem einzigen Mittage mit einem honetten Mädchen nicht viel weiter kommen kann, als ich mit Mamsell Neuer wirklich gekommen war. —

Schade, flüsterte sie mir, als wir aufgestanden waren, zu, recht schade, daß auch so schöne Tage, wie der heutige, nicht ganz ohne Wolken vorübergehen können!

Wie so? fragte ich, weder am Himmel noch an der Versammlung etwas dergleichen entdeckend.

Betrachten Sie nur einmal die Stirne des Herrn Kirchenraths Helser, wenn er wieder hereinkommen wird. Während wir andern alle lustig und guter Dinge waren, hat der Mann da gesessen, wie ein Stock. Wahrhaftig man weiß nicht, was man von Menschen halten soll, die für die allgemeine Freude so unempfänglich sind. Ich wenigstens könnte ihm mein Zutrauen nimmermehr schenken.

Liebe Julie, sagte ich — das Wort war heraus, ehe ich es wusste, und ich bereuete es auch gar nicht, da sie sich's gefallen ließ, vielmehr betrachtete ich es als eine Inspiration meines guten Genius; denn seit dem, was, wie bereits erzählt worden, am Tische vorgefallen war, kam mir in Beziehung auf sie das Wort Mamsell wie eine Kraft vor, die meine beweglichsten Reden mit einer eisigen Kruste überzog, und erstickte. — Im Allgemeinen, Beste, mögen Sie wohl Recht haben. Wem unter einem ganzen Kreise von Fröhlichen das Herz nicht weit aufgeht, der muß entweder kein's haben, oder ein ganz verhunztes in neidischem Egoismus eingerostetes Herz. Das ist aber, verzeihen Sie, mit dem Kirchenrathe der Fall gar nicht; auch habe ich ihn oft schon innig vergnügt gesehen. Ja noch vorhin, wie wir uns setzten, stimmte er recht frisch und fröhlich in die allgemeine Lust mit ein. Nachher erst muß ihm etwas in die Queere gekommen seyn. Denn das ist wahr, wenn ich ihn nicht besser kennte, so wäre ich vielleicht selbst an seiner jetzigen bösen Laune irre geworden, in der er so weit ging, daß er mir Gesichter schnitt, wenn ich ihn freundlich ansah.

Lieber Müller — sagte hierauf Mamsell Neuer, und die Rede glitt so freundlich und mild in mein Ohr, daß man mir's gewiß am Auge ansehen musste — Sie glauben den Mann zu kennen, auch werden gewiß die meisten Leute ein ähnliches Urtheil von ihm fällen. Aber, Lieber, wenn mein Wort nur irgend etwas bey Ihnen gelten kann, so vermeiden Sie seinen Umgang. Sollten wir, wie ich hoffe, noch näher mit einander bekannt werden, so will ich Ihnen eine Geschichte erzählen, die Ihnen den Kirchenrath in ganz anderm Lichte zeigen wird. Sie werden auch, sobald Sie nur ein wenig auf ihn Acht geben, wahrnehmen, welchen bittern Groll er gegen mich hegen mag. Versprechen Sie mir deshalb, sich, bis ich Ihnen jene Geschichte mitgetheilt habe, in durchaus kein Gespräch freywillig mit ihm einzulassen. Es würde mir allzuschmerzhaft seyn, wenn ein Mann, den ich so schätze wie Sie, auch nur auf einen Augenblick falsch über mich urtheilen sollte.

So eben trat der Kirchenrath herein, und sie fragte nach: Wollen Sie mir diese Zusage geben?

Ich war aber um so bereitwilliger dazu, weil der Mann in der That einen Blick nach ihr hinwarf, der mir, bey meiner hohen Idee von dem Mädchen, allerdings eine ganz andre Idee von ihm beybrachte.

Wundern musste ich mich freylich, ja erschrecken darüber. Der Kirchenrath war mein Onkel. Er hatte sich meiner mehrere Mal auf die uneigennützigste Weise angenommen. Ueberhaupt schien über ihn in der Stadt nur Eine Stimme zu seyn. Ich wünschte daher auch baldmöglichst, Juliens böse Geschichte von ihm zu hören, um sie darüber ganz in's Klare zu setzen. Denn, bey einigem Nachdenken, leuchtete mir ein, daß blos Irrthümer und Mißverständnisse sie mit dem gewiß rechtlichen Manne verfeindet haben könnten.

Um indessen meinem, Mamsell Neuer gegebenen, Versprechen von seiner Seite kein Hinderniß in den Weg gelegt zu sehen, empfahl ich mich baldthunlichst, in der Hoffnung, mich mit der neuen Freundinn im Geldenschen Hause desto ungestörter durch seine Blicke unterhalten zu können. (Die Fortsetzung folgt.)

Anekdoten aus dem Galerenleben.

Larrey, in seinen Mémoires de Chirurgie militaire et des Campagnes, erzählt von den Galeren-Sklaven zu Brest, deren Bagno er im Jahr 1788 gleich vor seiner ersten Reise nach Amerika besichtigte; sie treiben ihre Industrie auf einen ganz erstaunenswürdigen Grad, und von ihnen könne man abnehmen, was Beharrlichkeit im Arbeiten zu bewirken im Stande sey. Ungeachtet sie, sagt er, aller und jeder schneidender und stechender Werkzeuge gänzlich entbehren müssen, und ungeachtet man ihnen nicht einmal irgend ein voluminoses Geräthe, wie z. B. Schlegel, Hammer oder Zangen zukommen lasse, so sind sie gleichwol im Stande, blos mit Nägeln, Stücken von Feilen u. s. w., kleine, mit Elfenbein, Ebenholz oder Perlenmutter ausgelegte Schiffe von außerordentlicher Vollkommenheit zu verfertigen, deren Tauwerk sich nach Willkür bewegen lässt, und mit der größten Genauigkeit eingetheilt ist. Sie verfertigen auch Kleinodien aller Art, Zeichnungen und mechanische Instrumente. Es war ihnen sogar gelungen, Banknoten nachzuahmen, und von diesen falschen Papieren beträchtliche Summen zu ziehen.

Unter den in dem Bagno von Brest gefangen sitzenden Galeren-Sklaven — so erzählt Larrey weiter — befand sich einer, Ludwig Bourbon genannt, auf den man mich besonders aufmerksam machte. Er war ein Mann von sieben und sechzig Jahren, hielt sich, von seinen Unglücksgefährten abgesondert, allein in einem Kämmerchen auf, und wurde mit besonderer Sorgfalt bedient. Dieser Greis gewährte eine äußerst sonderbare und seltene Erscheinung. Nur vermittelst der Schatten der Nacht vermochte er die Gegenstände zu unterscheiden; den Tag befand er sich in dem Zustande einer völligen Blindheit. Dahin hatten sich durch ein drey und dreißig jähriges Gefangensitzen in einem unterirdischen Kerker die Funktionen

seiner Gesichtsorgane verändert. Die Unterhaltung mit diesem Unglücklichen gewährte ein lebhaftes Interesse. Durch die Herzählung seiner Unglücksfälle, durch seine Ergebung in sein Schicksal und seine fröhliche Gemüthsart nahm er ungemein für sich ein. Nie habe ich einen Menschen mit solcher Harmonie, mit so viel Gefühl und Geschicklichkeit flöten gehört; die Flöte war aber auch seine einzige Zuflucht und Trost. Auch hatte er sich selbst, was uns bey seinem bald nachher erfolgten Tode der Augenschein lehrte, in Folge unzähliger Uebungen auf jenem Instrumente, durch den auf die Brust sich anlehnenden Ellenbogen, die mit diesem zusammen treffenden Rippen merklich einwärts gedrückt.

Zu den Brester-Bagnos lieferten, nach Griffiths etwas späterer Erzählung, die Hafen-Gefängnisse und Galeren von Genua ein eben so schauervolles, als psychologisch-merkwürdiges Gegenstück.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 12. Okt.

Das Journal de l'Empire macht uns heute bekannt, daß der Antheil der dramatischen Autoren in Rom, Florenz, Parma und Genua von Trauerspielen auf neun Franken, von Opern auf sechs Franken, und von Farzen auf drey Franken durch eine Kaiserl. Kommission in Florenz festgesetzt worden sey, welche Summen dann, wo ein Kompositeur eintritt, zwischen diesem und dem Autor getheilt werden. Es ist offenbar, daß dieser Artikel im Schlaf aus dem Journal de l'Arno übersetzt wurde. Aber die Sorgfalt für die dänischen Artikel, womit das Journal de l'Empire angefüllt ist, erlaubt nicht, auf dergleichen Kleinigkeiten, die blos das große Reich betreffen, die nöthige Mühe zu verwenden.

Eine neue Auslegung über den Prozeß Michels gegen Reynier ist zum Vorschein gekommen. Man sagt: Reynier habe mit Michel vor einem Jahr sich über den Renten-Kauf verglichen, und sie hätten sich gegenseitig die Originale zurückgegeben. Allein Reynier habe damals eine, auf dem von Guile erkauften Stempel von 1806 aufgesetzte, Kopie untergeschoben, hingegen den ächten Kauf-Kontrakt zu weiterm Gebrauch aufbehalten. Als er nun damit hervortrat, habe Michel, aus Mangel an bessern Proben, fürs Beste gehalten, ihn als falsch anzugreifen, aber nothwendig unterliegen müssen. Doch sind das Alles nur Gerüchte, die durch die bevorstehende bürgerliche Verhandlung berichtigt werden.

Gretry erzählt in seinen Memoiren, wie er mit Rousseau Bekanntschaft machte. „Es war bey einer Vorstellung der Fausse Magie, als mir Jemand sagte: Da kommt Rousseau!“ — Ich flog ihm entgegen und betrachtete ihn zärtlich. — „„Wie freut es mich, Sie zu sehen;“ sagte er, „seit langer Zeit glaubte ich mein Herz den sanften Eindrücken verschlossen, die ihre Musik so eben wieder aufleben macht. Ich wünsche Sie kennen zu lernen, oder besser, ich kenne Sie schon aus ihren Werken, aber ich wünsche Ihr Freund zu seyn.“ — „O, mein Herr! meine schönste Belohnung ist die, Ihnen durch meine Talente zu gefallen!“ „Sind Sie verheirathet?“ — Ja. — „Haben Sie, was man sagt, eine Frau von Geist geheirathet?“ — Nein. — „Ich dachte es wol.“ — „Es ist die Tochter eines Künstlers, die nie anders spricht, als sie fühlt; die Natur ist ihre Führerinn.“ — „Ich dachte es wol; ich liebe die Künstler; sie sind Kinder der Natur. Ich will Ihre Frau kennen lernen. Ich will Sie recht oft sehen.““ — Wir blieben die ganze Vorstellung über beysammen; er drückte mir während derselben ein Paar Mal die Hände, wir gingen zusammen hinaus. Ich dachte nichts weniger, als daß es das erste und letzte Mal wäre, daß ich ihn sehen sollte! — In der Straße françaisc lagen Pflastersteine im Wege; Rousseau wollte hinüber. Ich nahm seinen Arm, und sagte: „Geben Sie Acht, Hr. Rousseau.“ Wild zog er ihn zurück, mit den Worten: „Lassen Sie mich meine eignen Kräfte brauchen!“ — Die Worte vernichteten mich; die Wagen trennten uns; er nahm seinen Weg, ich den meinigen; nie haben wir uns seitdem wieder gesprochen. Ich liebte ihn viel zu sehr, um nicht furchtsam in meinen Hoffnungen auf ihn zu seyn, und diese Furcht hielt mich in der Folge ab, ihn wieder aufzusuchen.“

Diese Erzählung Gretry's schildert Rousseau unter den Franzosen besser, als Alles, was darüber geschrieben wurde. Rousseau haßte alle Ziererey.

Gretry kaufte späterhin die Einsiedeley in Montmorency, wo Rousseau gewohnt hatte. Horaz Vernet hat davon uns eine schöne Zeichnung geliefert, die jetzt in Kupfer gestochen wird. (Gretry ward in Lüttich am 11. Februar 1741 geboren).

Als Gegenstück zur obigen Anekdote mag hier jene von der ersten Zusammenkunft Rousseau's mit Mad. Genlis Platz finden. Ein Hr. v. Sauvigny hatte der damals noch jungen Genlis gesagt: Einige Freunde hätten den Scherz ausgesonnen, ihr den Komödianten Preville als Rousseau aufzuführen. Der Gedanke kam in Vergessenheit, ohne daß man der jungen Genlis weiter davon sprach. Unterdessen kam Rousseau wirklich zu Sauvigny, und wurde auch der jungen Dame angesagt. In der Meinung, die Zeit der Prüfung sey gekommen, empfing sie den Philosophen mit all dem Muthwillen einer Französinn, die merken lassen will, daß sie nicht Dupe sey; sie zog ihn mit seiner Rolle auf, ohne jedoch Preville's Namen zu nennen. Als ihr später Sauvigny ihr Betragen verhielt, und ihren Irrthum aufdeckte, war sie höchst bestürzt. Auf Rousseau aber hatte ihr naives Betragen den lebhaftesten Eindruck gemacht, und oft erkundigte er sich nach der Muthwilligen.

C'est ici qu'on vend le portrait du celèbre Gretry! So liest man vor mehreren Buden. Bedarf Gretry hier schon des Beysatzes? —

J. J. Rousseau's Portrait, gemahlt von Latour, und von Rousseau dem Marschall von Luxemburg geschenkt, beschäftigte einige Zeit das Journal de l'Empire sehr ernsthaft: „Wer hat es gesehen? Wo ist es hin?“ — „Ich habe es!“ rufen sechs Stimmen zugleich, und schicken ihre Beweise ein. Am Komischsten wars, Einen fragen zu hören: Wie es denn aussehen müsse? und das Journal ganz angelegentlich in die Details eingehen zu sehen. Bey der Gelegenheit brachte man wieder jenes schöne Räthsel von Rousseau in Erinnerung:

Enfant de l'art, enfant de la nature,
Sans prolonger les jours, j'empêche de mourir;
Plus je suis vrai, plus je fais d'imposture
Et je deviens trop jeune à force de vieillir.

Geoffroy tritt nun nach vierzigjähriger kritischer Arbeit von dem Journal de l'Empire entschieden ab. Zuletzt las er noch den Sängern vom Feydeau den Text tüchtig über ihre falsche Empfindsamkeit bey Gretry's Leichenfeyer. „Wäre es ihnen Ernst gewesen,“ sagt er, „so hätten sie die Rollen besser vertheilt!“ —

Auch der Eremite macht sich über sie lustig: „Bey der zweyten Vorstellung vom l'hommage à Gretry hätten die Männer ihrer Trauer mehr Aplomb gegeben, die Busen der Frauen regelmäßiger sich gehoben, und zwey kleine Gypien weit regelmäßiger geschluchzt.“ W.

Nro. 257.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 27. Oktober, 1813.

Eifersucht, der Liebe Hölle!
Elend, elend, wer dich fühlt,
Wenn dein Dolch, getränkt mit Gifte,
Rastlos in dem Gifte wühlt!

Gotter.

Ein Tag aus meinem Leben.

(Fortsetzung.)

Abend.

Noch vor der Dämmerung rollte meines Vaters Wagen an meine Hausthür.

Ich bin doch recht begierig, Klärchen Gelden, Deine Zukünftige, kennen zu lernen! sagte er, als sein von der Reise etwas derangirter Anzug in Ordnung gebracht war.

Ei, versetzte ich etwas verblüfft, Sie sprechen auch schon gar zu bestimmt von dieser Zukunft!

Nun, erwiederte er verwundert, ich denke, der heutige Abend soll Euch Beyden den väterlichen Segen mitbringen?

Fromme Wünsche, guter Vater! seufzte ich, und lag ihm mit Bitten so lange an, bis er von dem Verlangen nach Aufklärung für den Augenblick gänzlich abstand. Doch geschah Letzteres nicht ohne heftiges Kopfschütteln.

Ein einziges Wort noch, lieber Vater, sagte ich nach langer Pause, aber dann auch nichts mehr über den Gegenstand, bis wir wieder hieher zurückkommen. Sie werden außer Kommerzienraths Tochter noch ein Mädchen dort sehen, auf die ich Sie aufmerksam machen will. Wenigstens eine von Beyden soll, denke ich, die Meinige werden!

Aus der Art, wie mein Vater die Lippe aufzog, merkte ich seine Verstimmung hierüber recht gut, auch ließ sie eine hörbare Erklärung zu. Ich hatte zeither in meinen Briefen an ihn oft das Wichtigste übergangen, um nur desto länger und breiter von Klärchen reden zu können. Noch vor wenig Tagen hatte ich ihm diesen Abend in ihr meine Braut förmlich vorzustellen versprochen, und nun vernimmt er, daß meine ganz fixirt gewesene und enthusiastisch ausgedruckte Neigung auf Einmal wieder in's Schwanken gekommen ist. Es ging auch dem graden, deutschen Manne auf dem Wege nach dem Geldenschen Hause ein Hm! um das andere aus dem äußerst wortkarg gewordenen Munde.

Im Hause selbst fanden wir viele Gäste. Juliens blaue Augen empfingen mich schon beym Eintreten. Die Unruhe, die sich an ihr offenbarte, machte indessen freylich, daß ich mich, als ich meinen Vater vorstellte, ziemlich stotternd und unbeholfen benahm.

Zu meiner größten Verwunderung entdeckte ich jetzt auch die wahrscheinliche Ursache jener Unruhe in dem Kirchenrath Heiser, den ich bey Kommerzienraths noch nicht gesehen hatte. Unstreitig war er meinem Vater zu Liebe dazu geladen worden. Denn ich besann mich, daß Madam Gelden vor ein Paar Tagen nach seinen Bekannten in der Stadt gefragt, und ich ihr den Onkel, als den einzigen, genannt hatte.

Die Verlegenheit der Mamsell Neuer stieg sichtbar, als sie die herrliche Bewillkommung meines Vaters und des Kirchenraths gewahr wurde. Ich äußerte mich darüber gegen sie, und sie sagte: Wie könnte es mir gleichgültig seyn, daß ich in meinem so entschiedenen Feinde einen

Freund, ja einen nahen Verwandten Ihres Hauses wahrnehmen muß? Muß ich nicht jeden Augenblick eine bittere Verläumdung von ihm fürchten? Diese würde mir gleichgültig seyn, wenn Sie mich näher kennten. So aber glauben Sie und Ihr Herr Vater jenen heuchlerischen Mann zu durchschauen, und ich habe Alles von seinem Urtheile über mich zu besorgen.

Besorgen Sie nichts! sagte ich, von ihren Thränen heftig angegriffen. Selbst wenn er's wagen sollte, Sie zu verläumden, und mein Vater ihm Glauben beymäße, mein Zutrauen in Sie kann blos durch Sie selbst zerstört werden!

Ihr jetziger Händedruck, weit inniger als der vom Mittage, hatte auf mich die Wirkung eines Rausches. Ich bat, sie nächstens in ihrer Behausung sehen zu dürfen, und sie erwiederte, daß ich ihr und ihrer Tante, bey der sie wohne, sehr willkommen seyn würde.

Uebrigens fügte sie sogleich hinzu: Aber sehen Sie nur, ich bitte, des Kirchenraths Augen!

Wirklich lag ein entschiedenes Uebelwollen auf dem Gesichte des Onkels, der, mit meinem Vater im Gespräche, seine ganze Aufmerksamkeit auf Mamsell Neuer und mich richtete.

Sie kennen einander also schon? sagte die Kommerzienräthinn, sich uns nähernd.

Seit diesem Mittage, antwortete ich.

Gern hätte ich gewusst, wo Klärchen war, da sie gar nicht zum Vorschein kam. Gleichwol wollte ich nicht gern eine Frage nach ihr thun. Endlich erkundigte sich noch Mamsell Neuer bey der Kommerzienräthinn, und diese erwiederte: Bald hätte ich's vergessen, ich soll ihre Abwesenheit entschuldigen. Bey einer Verwandten, die erst hieher gekommen, und plötzlich so krank geworden ist, daß sie das Bett hüten muß, hat sie das unbequeme Aemtchen der Krankenwärterinn zu verwalten.

Ich kann wohl sagen, daß mir diese Nachricht höchst empfindlich war. Grade daß Klärchen mein neuangehendes Liebesverständniß sehen sollte, grade das war eine meiner schönsten Hoffnungen gewesen!

Wir werden also Klärchens für den ganzen Abend beraubt seyn? fragte Julie weiter.

Wo möglich, antwortete die Mutter, wird sie sich noch auf kurze Zeit einstellen.

Gewiß nicht! dachte ich. Unfehlbar meint sie mich durch ihre Abwesenheit zu kränken, und genießt nebenbey der Gesellschaft des verwünschtesten Mahlers auf der ganzen Welt!

Diese Vorstellung machte, daß ich plötzlich die beyden Damen verließ, und in dem Zimmer recht heftig auf und niederging. Endlich kam Julie zu mir, und sagte: Beruhigen Sie sich doch ein wenig, lieber Müller! Klärchen wird noch erscheinen; ich kenne sie. Die Zögerung geschieht nur, um Aufsehen zu erregen.

O meinetwegen, versetzte ich, mag sie wegbleiben, ganz wegbleiben! Mein lauter, leidenschaftlicher Ton dabey machte, daß die Kommerzienräthinn aufmerksam wurde, und äußerte:

Wenn Sie damit meine Tochter meinen, Herr Müller, so thun Sie ihr gewaltig unrecht! Ich dächte doch wohl, Sie könnten ihr so viel Artigkeit zutrauen, um nicht zu denken, daß sie ohne Noth heute fehlen würde.

Die Tölpelhaftigkeit, deren ich mich schuldig gemacht hatte, stürzte sich mit diesen Worten, wie ein Strom siedenden Wassers, auf mich zurück, und ich suchte durch die ausweichende Antwort, daß von Klärchen nicht die Rede gewesen sey, möglichst wieder einzulenken. Allein so schien die Wirthinn sich doch nicht überzeugen zu lassen. —

Als sie indessen nur aus unserer Nähe war, so dachte ich auch nicht weiter daran; Julie und ich kamen immer tiefer in's Gespräch. Endlich verließ sie mich eilig, um nach dem Nebenzimmer zu gehen. Ehe ich aber noch die Ursache bemerkte, sah ich einen Handschuh, der ihr entfallen war. Ich raffte ihn auf. Er konnte mir zum Passeport für den folgenden Tag in ihrer Behausung dienen. Denn so abgenutzt dergleichen Behelfe auch sind, so thun sie doch immer noch ihre guten Dienste. Bey ihr zwar bedurfte ich seiner nicht, aber wol bey der Tante.

Indem ich meinen Fund einstecken wollte, trat der Kirchenrath Helfer zu mir, und sagte:

Dergleichen Pretiosen, lieber Vetter, kann man nie sorgfältig genug aufbewahren. Ich habe hier eben ein Papier bey mir, worein Sie den Handschuh wickeln können. Es ist nebenbey von nicht uninteressantem Inhalte, und steht zu Diensten, wenn Sie davon sonst Gebrauch zu machen wissen.

Lassen Sie es jetzt! fuhr er fort, als ich den Brief, den das Papier enthielt, lesen wollte, und ich wickelte den Handschuh hinein, erwiederte auch weiter nichts, um das Gespräch mit ihm vor Juliens Rückkehr abzubrechen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Merkwürdiges Urtheil über eine geheime, wenigstens zu damaliger Zeit geheime, Verbindung.

Ernst August, Herzog von Sachsen-Weimar und Eisenach, dessen Geist für sein Gebiet zu groß, oder dessen Gebiet für seinen Geist zu beschränkt war, gerieth zuweilen auf mancherley excentrische Ideen, die er Jahre lang mit der größten Hitze verfolgte, immer in der Hoffnung, seine Wißbegierde befriedigt zu sehen. Er war, wie fast alle damals lebende Sächsische Herzoge, Mitglied einer

geheimen Gesellschaft, die aus England auf deutschen Boden verpflanzt wurde, und deren Zweck zu ergründen er sich zum angelegentlichsten Geschäft machte. Im Jahr 1742 gab er ein Buch heraus, welches die Resultate seiner Forschungen enthält, und den Titel führt: „Zu dem höchsten alleinigen Jehova gerichtete theosophische Herzensandachten, oder fürstliche selbst abgefasste Gedanken, wie wir uns von dem Fluch des Irdischen befreyen, und im Gebet zum wahren Lichte und zur himmlischen Ruhe in Gott eingehen sollen, u. s. w." In diesem Buche, von welchem nur eine kleine Anzahl Exemplare abgedruckt wurde, finden sich unter andern folgende merkwürdige Stellen:

In der äußerlichen christlichen Kirche wollen diejenigen, die sich mit mehrerm Eifer zusammenthun, ihr Christenthum rechtschaffen zu treiben, gern untereinander Brüder heißen, als in der Einigkeit des Geistes, den sie alle von einem Herrn empfangen, mit recht brüderlich vereinigten und durch das Band der Liebe fest verknüpften Herzen; als Jünger Christi in der Welt zu wandeln sich befleißigen. Wohin auch nun allerdings mit zu rechnen ist eine gewisse ganz besonders ansehnlich werdende, und fast durch ganz Europa in großes Ansehen kommende Brüderschaft. Was diese in großem Rufe stehende Societät eigentlich für Absichten habe, ist bis dato außer ihnen selbst (?) noch Niemand bekannt, und die allgemeine Verschwiegenheit der Brüder, die deshalb beobachtet wird, ist mehr als einmal bewundert worden. Wir unsers Orts halten dafür, daß Gott in unsern bedenklichen Zeiten auch vielleicht hierdurch etwas Sonderbares auszuführen gedenket, welches aber auf eine erstaunende Art und Weise noch zur Zeit ein tiefes Geheimniß bleiben muß, darein wir nicht zu schauen vermögen, bis es Gott und die Zeit entscheiden wird. Wir hoffen aber demungeachtet, daß diese berühmte Brüderschaft allerdings Gottes Ehre befördern werde, und einen heilsamen Endzweck haben möge."

Welche Gesellschaft der Verfasser meint, entwickelt sich am Schlusse des Buchs, wo er sagt: „Endlich beuge ich vor meinem Herrn und Ursprung meines Lebens die Knie meines Herzens, daß derselbe alle gute Seelen, aus was für Volk und Geschlecht sie seyn mögen, wenn sie nur in seinem Lichte wandeln, zusammen bringen, und in die wahre von ihm selbst aufgerichtete Loge einer brüderlichen Vereinigung einführen wolle; da wir als zusammengebrachte Herden unter einem Hirten, und als innigst in der Liebe verbundene Brüder unter einem Meister und Herrn brüderlich wandeln, brüderlich arbeiten und brüderliche Absichten gegen einander führen mögen, bis endlich das große geheimnißvolle Werk, das Gott durch diese letzte große Verbrüderung zur Veredlung der ganzen Natur an Geist, Seel' und Leib, zum Endzweck hat, selig hinausgeführt wird, und wir alsdann, als höchst figirte und feuerbeständige Körper, durch den letzten Feuerkampf an den Pforten des Todes hindurchdringen, und als wahrhaftig im Lichte Gottes gereinigte Seelen, ja als ein im Blute des Lammes abgewaschenes heiliges Heer, in die heilige Stadt des paradiesischen Jerusalems eingehen, auf einerley Himmelsauen durch das Lamm geweidet, auch vom Baum des Lebens gespeiset, und mit dem lebendigen Wasser und himmlischen Thaue der göttlichen Liebe ewig erquickt werden mögen. *)

Dewea.

*) Ob wohl die Freymaurerey, so wie sie jetzt ist, dergleichen Ideen veranlassen würde? Frage des Einsenders.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, im Oktober.

Der Verlust, welchen die kirchlichen und literarischen Anstalten Berns durch das in der Nacht vom 7. auf den 8. d. M. erfolgte Hinscheiden des Oberpfarrers und Dekans, Johann Ith, erlitten haben, ist sehr groß, und die durch seinen Tod entstandene Lücke ist zum Theil unersetzlich. Als Mensch, als Vaterlandsfreund und als Gelehrter, gehörte der Abgeschiedene unstreitig unter die Zahl der beachtungswürdigsten Schweizer, und es steht zu hoffen, es werde aus seinen Mitbürgern ein würdiger Biograph auftreten, der es sich angelegen seyn lasse, das Gedächtniß seiner Verdienste zu erhalten, seinen hellen Geist und seine umfassenden Kenntnisse treu darzustellen, und hinwieder auch seinen nicht immer unverdächtig gebliebenen edlen und biedern Charakter, so weit es nöthig seyn sollte, in Schutz zu nehmen. Zu Bern im Julius 1747 geboren, hat Hr. Ith nach Vollendung seiner, den philosophischen, humanistischen und theologischen Wissenschaften gewidmeten, Studienjahre eine ununterbrochene Reihe geistlicher und akademischer Lehrstellen bekleidet. Als Bibliothekar besorgte er im Jahr 1784 das zweyte Supplement des Katalogs der gedruckten Bücher der Stadt Bibliothek von Bern. Als Professor der Philosophie, deren Lehrstuhl er im Jahr 1781 erhielt, nachdem er eine Zeitlang das Lehramt der griechischen Sprache versehen hatte, zeichnete er sich bald so vortheilhaft aus, daß ihm im Jahr 1783 das Rektorat der Akademie übergeben ward. Die Stelle veranlasste in diesem und den zwey folgenden Jahren drey merkwürdige Reden über die Perfectibilität der Menschheit, die im dritten Band von Höpfners Magazin für die Naturgeschichte Helvetiens gedruckt wurden, und in denen er die menschenfreundliche Denkungsart und die aufrichtige Verehrung wahrer Aufklärung, der er sein Leben durch treu blieb, zuerst öffentlich an den Tag legte. Die eine Rede war historisch, und ihre Resultate treffen mit Herdern zusammen. „Daß ein Mann, sagte Hr. Ith später, für dessen Kenntniß und Scharfsinn ich so viel Hochachtung fühle, gerade auf demselben Weg zu den nämlichen Schlüssen kam, das hat meine Zweifel nicht wenig vermindert. Ernst, ich will es frey gestehen, hielt ich meinen Beweis kaum für etwas mehr, als für eine wünschenswerthe Wahrscheinlichkeit. Was indessen diesem Beweis noch zur völligen Befriedigung fehlen mag, das kann durch die übereinstimmenden Resultate der natürlichen Geschichte der Erde und des Menschen am Besten ergänzt werden." Diese beyden letztern Gesichtspunkte sind es denn, von denen aus die zweyte und dritte Rede ihren Gegenstand behandeln; jene huldigte den Delüc'schen Lehrsätzen. Zwey später gehaltene und im Jahr 1797 gedruckte Reden über Menschenveredlung und die Anthropologie können zum Theil als weitere Ausführung der ersten Reden angesehen werden. Die Anthropologie, welche zwar an eignen und scharfsinnigen Ideen gar keinen Mangel hat, schließt sich übrigens zunächst an die Platner'schen Theoreme an, und sie theilt mit dem Werke des verdienstvollen Leipziger Lehrers auch das bedauerliche Schicksal, daß ihre ausführlichere zweyte Ausgabe mit dem ersten Band (1803) unvollendet geblieben ist. Sonst hatte Hr.

Ith schon im Jahr 1779 den Ezour Vedam aus dem Französischen des Sainte Croix übersetzt, und mit historischen Einleitungen und Anmerkungen begleitet, und im Jahr 1784 hatte er die Schrift: de principibus finibusque studiorum, geliefert. Er ward um eben diese Zeit ein Hauptbeförderer und eifriger Mitarbeiter an den Bernischen Schulverbesserungen. Seine Berichte und Gutachten über die neue Einrichtung der obern und untern Schulen in Bern sind gedruckt; das sogenannte politische Institut, welches die Liebe zu den Wissenschaften unter der Bernischen Jugend, der höhern Stände zumal, neu zu beleben bestimmt war, verdankte ihm großentheils sein Daseyn, und als Lehrer an diesem Institut sowol, als an der ehemaligen Akademie, ist er von allen seinen Zuhörern ungemein hochgeschätzt worden. Daß er mit seinen Kollegen nicht immer in den besten Verhältnissen lebte, mag zum Theil allerdings auch eigene Schuld gewesen seyn, und er hat sich vielleicht hier und da auf seine Ueberlegenheit an Kenntnissen etwas mehr zu gut gethan, als er hätte thun sollen.

Die Staatsumwälzung Frankreichs und später diejenige seines Vaterlandes konnten in Hrn. Ith unmöglich einen gleichgültigen Zuschauer finden. Seine Theilnahme an der erstern war diejenige des menschenfreundlichen Denkers, der die Hoffnungen eines der Menschheit aufgehenden schönen Tages so lange hegte, als möglich war, aber darum nie weder die Schranken der Besonnenheit verließ, noch dem Unrecht oder dem Wahnsinn huldigte. Briefwechsel und persönliche Verhältnisse mit einigen ausgezeichneten Männern, die damals in Frankreich bedeutenden Einfluß hatten, veranlaßten eine etwas nähere Theilnahme, die jedoch nur auf einen Gegenstand beschränkt blieb, und bald auch durch die Stürme der Zeit wieder unterbrochen ward. Vom National-Institut war nämlich Hr. Ith bald nach dessen erster Organisation aufgefordert worden, zu Begründung der Moral und einer moralischen Religion in Frankreich mitzuwirken. Von seinen damaligen Korrespondenten erlaubt man sich hier nur den Einzigen zu nennen, mit dem er auch seither Verhältnisse gegenseitiger Hochschätzung gepflogen hat, es ist der ehrwürdige Senator Gregoire. Dem hellen Seherblick, welchen der auf Menschen- und Geschichtskenntniß beruhende Scharfsinn des Hrn. Ith über die französischen Zeitereignisse in kritischen Augenblicken an den Tag legte, haben vollgültige Stimmen damals öffentlich Zeugniß ertheilt.

Im Jahr 1798, als die helvetische Regierung zuerst die Ministerien besetzte, rief sie den Hrn. Ith an dasjenige der innern Angelegenheiten; aber er lehnte den Ruf ab, welcher einen in manchen Hinsichten seinen gewohnten Studien und Arbeiten allzusehr abweichenden Geschäftskreis darbot. Der Mitwirkung an der Regeneration des Vaterlandes wollte er sich darum gar nicht entziehen, und daß er, der beklagenswerthen dafür getroffenen Einleitungen ungeachtet, dazu auch gar nicht ohne Hoffnungen war, bezeugt der von ihm eben damals herausgegebene „Versuch über die Verhältnisse des Staates zur Religion und Kirche.“ (Bern. 1798), in deren Einleitung er sich unter Anderm also ausdruckte: „Beynahe zu eben der Zeit, da die politische Umwälzung in Frankreich ausbrach, entwickelte sich in Deutschland allmählich und ruhig eine andere, wodurch die ganze Philosophie alle Wissenschaften, die Religion selbst, eine moralische Begründung erhielten, wo die immer gefühlte, durch die Erfahrung aller Jahrtausende bestätigte, Wahrheit auch für die Vernunft in eine über alle Zweifel erhabene Evidenz gesetzt ward: daß schlechterdings keine menschliche Einrichtung gedeihen könne, die nicht unter der Souverainetät des obersten Sittengesetzes bedingt ist. Glücklich also, wenn diese beyden Revolutionen einmal miteinander in Berührung kommen, wenn die letztere der erstern einmal alle die Dienste leisten kann, der sie zum Besten der Menschheit so sehr bedarf! Aber wie, wenn sich dieser Vereinigungspunkt in der Schweiz fände! Wie, wenn wir unsern überlegenen Bezwingern für das Geschenk der politischen Freyheit, welches sie uns zudenken, das schönere Gegengeschenk einer reinen unerschütterlichen Moral, und der einzig wahren darauf gegründeten Religion machen könnten! — Hr. Ith ward um diese Zeit Dekan der Geistlichkeit des Berner Kapitels, Pfarrer am Münster und Kirchenrath. Drey verschiedene Sammlungen oder Auswahlen seiner Predigten sind seither erschienen. Mehrere, meist ins Jahr 1800 fallende, Vorstellungen und Memoriale an die helvetische Regierung von Seite des Bernischen Kirchenrathes: über die Lage der Religion und Geistlichkeit, über die rückständigen Gehalte dieser letztern, über die Wiedereinführung der Zehenten und Bodenzinse, über die Wiederherstellung der Sittengerichte, hatten ihn, zum Theil gemeinsam mit dem verstorbenen Helfer Stephani, zum Verfasser; in Verbindung mit dem Zürcherschen Antistes Heß verfaßte er die Denkschrift über die Rechte der Kirche und derselben freye Ausübung im Staate. Die Bitterkeit und mancherley Mißtöne, welche in diesen Aufsätzen vorherrschen, müssen auf Rechnung der damaligen gespannten Verhältnisse und des mannichfachen Druckes der Zeitumstände gebracht werden, in denen sie Beydes, Erklärung und Entschuldigung, finden. Sein politisches Glaubensbekenntniß oder seine Wünsche für das Vaterland legte er in dem Aufsatz: „Ueber die Lage der Schweiz im Anfang des Jahrs 1800“ nieder, welcher im fünften Heft von Höpfners helvetischer Monatschrift und aus derselben auch besonders abgedruckt erschien. Die Rückkehr zu den Systemen der Neutralität und des Föderalismus waren es, von denen er sich für die Schweiz Rettung und Heil versprach. Das System der Einheit hielt er theils für zu kostspielig, theils für äußern Einfluß gefährlicher als das Bundessystem. Er wünschte die kleinen Kantone ihren alten Verhältnissen zurückgegeben, „da wol keine Gefahr dabey wäre, wenn mitten zwischen jenen Felsen noch einige Muster der wahren ursprünglichen, reinen Demokratie erhalten würden.“ Die Rückkehr nicht zu der alten, deren Gebrechen er gar nicht verhehlte, sondern zu einer verbesserten Föderation, verlangte und hoffte er von Frankreichs Dazwischenkunft und Einfluß; die damalige Konsular-Regierung, meinte er, sollte die von der Direktorial-Regierung geschlagenen Wunden heilen. Mit einem Wort: er wünschte zu Anfang 1800 ungefähr eben das, drey Jahre nachher zu Stande gekommene, Werk der Vermittlung. Im Jahr 1802 verfaßte Hr. Ith den „amtlichen Bericht über die Pestalozzi'sche Anstalt und die neue Lehrart derselben,“ als einer der Kommissarien der helvetischen Regierung für die Prüfung der Anstalt in Burgdorf. Schon als historisches Aktenstück, welches die wandelbaren Pestalozzi'schen Unternehmungen in einem ihrer Entwicklungs-Momente mit philosophischem Blicke auffaßte, muß diese Schrift bleibenden Werth behalten. Bey Errichtung der neuen Akademie in Bern endlich hat Hr. Ith besonders thätig mitgewirkt; er war seit 1805 Mitglied des akademischen Kuratel und ein kräftiger Verfechter aller auf Beförderung ächter Geistesbildung und Geistes-Freyheit abzielender Einrichtungen und Vorschläge. Eben so bekannte er sich auch im Kirchenrath immer zu den liberalen Meinungen. Auf die Gefahr hin, an Popularität und Kredit in seiner Vaterstadt zu verlieren, blieb er auch jetzt seinen frühern immer durch Mäßigung und Umsicht geleiteten politischen Gesinnungen treu. Noch in seinem letzten Lebensjahr entsprach er mit Freuden dem Wunsche des von ihm hochgeschätzten Agronomen Fellenberg, indem er den Vorsitz der Aufsicht-Kommission der Armenschule von Hofwyl übernahm. In seinem Privatleben war Hr. Ith ein zärtlicher Familienvater und von liebenswürdigem Umgang. U.

Nro. 258.

Morgenblatt

für gebildete Stände.

Donnerstag, 28. Oktober, 1813.

Ein Druck der Hand, der durch das Leben schüttert,
Und eines Blickes Trunkenheit
Gibt Engelseligkeit.

Hölty.

Bedeutende Kleinigkeiten.

Lust und Verlegenheit bey'm Wiedersehen,
Ein schnelles eignes Roth im Angesicht,
Geheimer Wunsch, der kaum aus Winken spricht,
Ein stilles Ach bey'm Wiedergehen,
Ein Zittern bey gelalltem Lebewohl,
Ein Drang, dem Andern liebevoll
Das Oftgesagte süßer auszudrücken,
Unüberschwängliches Entzücken
Bey'm klugberechneten Erblicken,
Das man dem Zufall danken soll,
Ein Blumenstraus, geschenkt, erfleht, errungen,
Ein langer Kuß, im Pfänderspiel erzwungen,
Ein Madrigal, am Flügel vorgesungen,
Ein Lächeln, hold und schmeichelhaft,
Ein Streit, ein Zorn, um mit der Schönen
Im Duodram sich zu versöhnen,
Ein Händchen, das sich uns entrafft,
Und Augen, die des Händchens Raub vergüten,
Ein ungern ausgesprochnes Nein,
Das Pflicht und Anstand oft gebieten,
Ein Fächerschlag und tausend Neckerey'n,
Die prüfend sich zwey Liebende bereiten,
Sind Kleinigkeiten, ich gesteh's euch ein;
Doch Alles liegt in diesen Kleinigkeiten.

Hg.

Ein Tag aus meinem Leben.

(Fortsetzung.)

Ich näherte mich dem Zimmer, wohin sie gegangen war. Eben trat sie an Klärchens Hand wieder herein, welche sie dort bewillkommnet hatte.

Aber schon der erste Blick der Herbeygewünschten trat der Gleichgültigkeit, mit der ich sie empfangen wollte, zu nahe. Wahrlich, wenn dieses reine Auge einer Buhlerinn angehörte, so war die Natur das heuchlerischste Wesen, so war der Mensch die falscheste Kreatur der Schöpfung!

Klärchen! rief ich, überrascht von der Wahrheit ihrer Züge und ihrer Haltung; dazu ergriff ich ihre Hand so heftig, daß sie sich zurückzog, und Julie mich mit dem Lächeln des Erstaunens betrachtete.

Dieses Lächeln aber würde mir wenig angehabt haben, wenn mir nicht in dem nämlichen Augenblicke noch der Mahler, und was ich am Tage selbst gesehen, eingefallen wäre. Ja, sie sind wirklich heillose Betrügerinnen, Sie und die Natur, die aus ihr spricht! dachte ich, und es war ein Glück, daß ein Kreis von Mädchen und Frauen die Ankommende schon umschlossen hatte, weil sonst leicht eine zweyte Unschicklichkeit von meiner Seite hätte vorfallen können.

Nun, läugnen Sie mir noch, Herr Müller! sagte Mamsell Neuer den Finger aufhebend.

Nein, antwortete ich, das habe ich gar nicht gewollt. Wenn ich Ihnen aber morgen sagen werde, wie sehr ich Klärchen geliebt habe, so werden Sie leicht erklärbar finden, daß ich mich der Engelsmiene dieser Falschen für den ersten Augenblick nicht erwehren konnte. Jetzt ist meine Vernunft zurückgekehrt, und es fragt sich nur, ob ein Betrogner, wie ich, nicht lieber an der ganzen Welt verzweifeln, als irgend etwas hoffen sollte?

Lieber Müller! sagte Julie, meine Hand nach leisem Berühren sogleich wieder loslassend, Ihr Unglück bedarf der Hand der Freundschaft zur Linderung. Mit Freuden will ich sie Ihnen reichen. Morgen also sprechen wir uns?

Ja. Morgen mit dem Frühesten bin ich in ihrer Wohnung.

In der That achtete ich diesen Abend Juliens Gesellschaft für ein großes Glück. Es kümmerte mich auch wenig, daß mein stetes Anschließen an sie, mit Vernachlässigung der ganzen übrigen Versammlung, aufzufallen schien, da mein Zweck dabey wirklich erreicht, und Klärchen aufmerksam wurde.

Aber, sagte jetzt Mamsell Neuer, wie steht es mit Ihrem Projekt unserer Tischnachbarschaft?

Ich werde mich Ihnen schon nahe halten, wenn es zu Tische geht; sorgen Sie nicht!

Dann möchte es wohl zu spät seyn, erwiederte sie. Sehen Sie nichts dort in dem Speisesaale?

Ich entdeckte ihr hierauf, daß meine Augen so weit nicht trügen, und sie sagte:

Man legt so eben die Namen der Gäste auf die Tafel; jeder Platz bekommt den seinigen. Ich will doch gleich sehen, wen man Ihnen zur Nachbarinn zudenkt.

Julie ging, und erschreckte mich bald darauf mit der Nachricht, daß Jemand anders neben mir sitzen solle, als sie.

Ei, so lasse ich das abändern.

Das wird nicht wohl angehen, da man Ihnen, wie billig, die Tochter vom Hause zugetheilt hat.

Das war mir denn doppelt empfindlich. Eines Theils entbehrte ich die ersehnte Nachbarinn, und dann traute ich mir auch nicht Fassung genug zu, um mich ohne Verletzung des äußern Anstandes neben Klärchen zu erhalten.

Eine verwünschte Einrichtung! rief ich aus.

Ei, Sie wissen nicht, was Sie verwünschen! versetzte Julie lächelnd. Ich bin überzeugt, daß Sie nach Tische dieser Anordnung ihren Beyfall schwerlich versagen werden. Denn eine bessere Gelegenheit, sich zu versöhnen, giebt es wirklich kaum.

Ich war aber in der That so verdrießlich, daß ich keine Silbe darauf antwortete. Julie blickte indessen mit vieler Aufmerksamkeit nach dem Speisesaale, und sagte dann:

Jetzt ist dort etwas vorgegangen. Mamsell Gelden war da, und hat eine Aenderung in den Namen gemacht. Sie sollen sogleich Auskunft erhalten.

Sie ging hierauf abermals, und kam schnell mit der Nachricht zurück, daß Klärchen ihren Namen neben mir weggenommen, und den gewünschten an seine Stelle gelegt habe.

Wirklich? rief ich, aber — so voll Widersprüche war ich an jenem Tage! — Die Freude hatte nicht den mindesten Antheil an meiner Frage. Vielmehr ängstigte mich der Vorfall so sichtbar, daß Julie böse wurde, und es mir Mühe kostete, sie, ganz gegen mein besseres Wissen, eines Andern zu belehren. Auch über Tische wollte es mit meiner Laune und mit meinem Mundwerke so wenig fort, daß, zu meinem größten Aerger, Jedermann sich noch erkundigte, was mir fehle.

Ach, darüber konnte ich Niemanden Auskunft geben! Diese vier Wände hatten mich oft so froh und selig gesehen. Aus jeder Ecke sprach mich ein Gespenst meines abgeschiedenen Glückes schauerlich an. Und obendrein saß die Zauberinn, der ich mein ganzes Glück, meine ganze Seligkeit verdankt hatte, nicht allzuweit von mir in einer solchen Glorie der Schuldlosigkeit, daß dagegen kaum die Anklage meiner eigenen Augen aufzukommen vermochte. —

Um nur Mamsell Neuer nicht zu beleidigen, musste ich meine Blicke, die, bey jedem Worte aus Klärchens Munde, nach dieser hinstrebten, mit aller Gewalt zu bezähmen suchen. Als mir aber die Letztere einmal ganz ausgegangen war, da bemerkte ich, daß Klärchen am Tische fehlte.

Von nun an gelang es mir zwar etwas besser, meine Nachbarinn zu unterhalten. Doch äußerte diese bald, daß ihr nicht wohl sey, und ich entschloß mich, sie nach Hause zu bringen. Mein Vater war, wie ich jetzt erst entdeckte, ebenfalls schon hinweg. —

Fast fürchte ich, daß mein Uebelbefinden in eine sehr ernste Krankheit übergehen wird! sagte Julie, als wir ziemlich stumm bis zu ihrem Hause gekommen waren.

Der Gedanke, daß doch vielleicht meine unwillkürliche Vernachlässigung Ursache seyn könne, ergriff mich bey diesen Worten. Klärchen und sie kämpften in meiner Seele, und ich glaubte in Julien der Unschuld den Sieg zugestehen zu müssen, und sagte: Ein Tag, wie der heutige, kann unmöglich der Anfang einer bedeutenden Krankheit werden. Ich wenigstens hoffe mein Heil von ihm. —

Wie meinen Sie das? fragte sie, und es schien mir, als ob ich zugleich zu viel und zu wenig gesagt hätte.

Morgen früh die Antwort! sprach ich.

Sie kommen also gewiß? versetzte sie zweifelnd.

Gewiß!

Auch wenn die Verläumdung des Kirchenraths das Herz ihres Vaters von mir abgewendet haben sollte?

Auch dann. Nur durch Sie, ich habe Ihnen dies schon einmal gesagt, nur durch Sie selbst könnte mein Zutrauen zu Ihnen gestört werden.

Wäre nicht jetzt eben ihr Mädchen herabgekommen, so würde unfehlbar der Augenblick des Abschiedes mit dem ersten Kusse bezeichnet worden seyn.

Vielleicht ist es der Umstand, daß dieser Kuß noch

Statt gefunden hatte, was mich unzufrieden machte. Gewiß weiß ich nur so viel, daß ich auf dem Heimwege Letzteres im höchsten Grade war.

(Der Beschluß folgt.)

Historisch-bibliographische Anekdoten.

(Aus Peignot's Dictionnaire des principaux livres condamnés au feu, supprimés ou censurés, 2 Vol. in 8.)

1.

Franz I. und der Bischof von Mâcon.

Die Leichenrede, welche der Bischof von Mâcon, Peter Duchatel, im Jahr 1547 Franz dem Ersten hielt, und die er auch drucken ließ, hatte das Mißfallen der theologischen Fakultät in Paris durch eine rednerische Floskel erregt, die besagte: es sey die Seele des Königs geraden Weges in's Paradies gegangen, (que l'ame du roi était allée tout droit en paradis.)" Die Fakultät fand das Fegfeuer durch diese Behauptung compromittirt, zumal da der König Franz in seinem Leben Manches begangen hatte, was eine kleine Pause im Purgatorium gar wohl verdienen mochte. Sie beschloß demnach, den Bischof, der sich damals bey Heinrich II. in Saint-Germain-en-Laye aufhielt, durch eine Abordnung über seine Verwegenheit zur Rede stellen und zurechtweisen zu lassen. Die hochwürdigen Herren wurden von dem Haushofmeister Mendoze empfangen, der als ein lustiger Bruder den Abgeordneten Erfrischungen und eine schöne Collation vorsetzte, und während sie sich solche wohl schmecken liessen, zu ihnen sagte: „Sie fürchten, wie ich höre, meine Herren, der Bischof von Mâcon habe die Lehre vom Fegfeuer angegriffen, weil er die Seele des Königs unverweilt in's Paradies sandte; sie dürfen aber unbesorgt seyn, der Charakter des seligen Königs, meine Herren, ist sattsam bekannt, und Jedermann weiß, daß er nie lang am gleichen Orte blieb, wie angenehm ihm solches übrigens auch seyn mochte. Vorausgesetzt nun also, er sey wirklich in's Fegfeuer gekommen, so hat er sich gewiß nicht länger da aufgehalten, als nöthig war, um ein Glas Wein zu trinken." Die Herren fanden nicht für gut, bey dem Spaßmacher weiter auf die bischöfliche Audienz zu dringen.

Peter Duchatel war übrigens der nämliche Bischof, der Franz dem Ersten, welcher ihn fragte, ob er ein Edelmann sey, die Antwort gab: „Sire, es waren drey Brüder in Noah's Arche; ich weiß nicht, von welchem ich abstamme."

2.

Ludwig XV. und der Bischof von Alais.

Aus einem ganz andern Grunde, als wegen zu schneller Beförderung des Königs in's Paradies, ward das im J. 1774 gedruckte Mandement de l'Evêque d'Alais sur la mort de Louis XV. verboten und unterdrückt. Der fromme Prälat hatte in starken und kräftigen Zügen die vom verstorbenen König ausgegangne Sittenverderbniß, die Verkehrtheit des Hofes und ihre traurigen Folgen geschildert. Der Kontrast dieser Rede mit den Schmeichelreden so vieler seiner Amtsbrüder war schneidend. Die Würde des Amtes hatte der Redner jedoch nie außer Auge gesetzt. Eine kleine Stelle wird den Geist und Ton seiner Schrift bezeichnen. — „Que le Monarque aime Dieu, et il aimera son peuple, et il portera ses regards bienfaisans des pieds du trône jusqu'au fond de ses provinces, dont les tristes habitans manquent quelquefois de pain ou le trempent souvent de leurs larmes . . . .; et l'on cessera bientôt de voir le royaume partagé, pour ainsi dire, en deux classes; dans l'une, les dépouilles des provinces servir de trophée au luxe et au faste de quelques familles méprisables autant par leur origine que par leurs moeurs, qui ne voient jamais de superflu dans leur opulence; tandis que, dans l'autre, des milliers de familles, tirant à peine le nécessaire d'un travail pénible, semblent réprocher à la Providence cette humiliante iniquité."

3.

Pierre Petit.

Eine ungedruckte Sammlung ruchloser und unzüchtiger Lieder brachte diesem Wüstling schmählichen Tod durch Henkershand, um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts; gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts liessen vornehme Wüstlinge die Sammlung ungestraft drucken.

Jene Zoten-Lieder wurden Anfangs handschriftlich umhergeboten, und Niemand kannte den Verfasser. Aber eines Tages hatte Pierre Petit die Fenster seines Zimmers in Paris offen gelassen, und der Wind wehte einige seiner Papiere auf die Straße herab. Ein vorbeygehender Priester hob solche auf, erkannte die Waare, und machte davon dem Königlichen Prokurator unverzüglich Anzeige. Dieser ließ den leichtsinnigen Jüngling bey der Nachhausekunft in Verhaft bringen und seine Papiere untersuchen. Da fand sich die Sammlung der liederlichen Gedichte, mit der Aufschrift: Le B**** céleste. Der Verfasser ward gehängt und verbrannt. Im J. 1735 ließ der damalige Herzog von Aiguillon auf seinem Schlosse zu Vérets, bey Tours, eine Sammlung ähnlicher Schriften unter dem Titel: Recueil de pièces (libres) choisies, rassemblées par les soins du Cosmopolite. A Ancone, Vriel B-t, à l'enseigne de la liberté, 1723, in 4. veranstalten, und darin auch Petits Gedichte zum ersten Mal abdrucken. Von dieser Sammlung sollen indeß nur sieben, oder nach Andrer Angabe zwölf Abdrücke gemacht worden seyn. Sie gehört also unter die grossen Seltenheiten. Gewiß ist, daß im

J. 1797 ein Exemplar desselben in der Steigerung des Buchhändler Belin für 351 Livres, ein anderes im gleichen Jahr bey Lefebure für 284 Livr., und ein drittes im J. 1803 bey Méon für 300 Livr. verkauft ward.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin.

(Ehren-Rettung Berlins in Absicht des Musikalienhandels.)

Ach wir armen Berliner! Nicht einmal Musikalien konnten wir sonst kaufen, als wir noch Geld hatten! Jetzt, wo uns der Kitzel zur Musik wenig sticht, und wir uns, wie der Landprediger Lafontaines, gern mit den einmal gekauften Musikalien behelfen, muß solche vollständige Musikhandlung, wie die des Hrn. Schlesingers, für uns unnütz seyn, und es wird im Morgenblatt uns aufgebürdet, vor dieser hätte Berlin keine vollständige Sortiments-Musikalienhandlung gehabt. Freylich hat S. die Deebata gedruckt, auch Glucks Iphigenia; von letzterer gab es freylich vor ihm schon zwey Ausgaben. Beyde Werke werden nun nicht gekauft, und weil diese nicht abgehen wollen, so folgert man: wir hätten vor Hrn. Schlesinger keine Musikalienhandlung gehabt. Jetzt wärs freylich fast an der einen auch genug, in welcher immer jedoch Andrés Verlag, fast der beträchtlichste in Deutschland, fehlt. Der Mäcen des Hrn. Schlesinger höre also seit Friedrich des Zweyten Regierung eine Geschichte der hiesigen Musikalienhandlungen. Unter dieser großen Kunstperiode legte der Buchdrucker Winter eine sehr gute Musikaliendruckerey an, welche mit Breitkopf, dem Großvater, wetteiferte, und nicht zurückblieb. Sie verlegte die Meisterwerke eines Bach, Graun, Quanz und ähnlicher berühmter Tonkünstler damaliger Zeit. Mit Winter zugleich entstand Birnstiel, der vorzüglich die Werke Kirnbergers verlegte, und so wie Winter einen kompletten Sortimentshandel von Musikalien hielt. Beyder Verlag erstand nach deren Tod Rellstab. Im Jahr 1767 ungefähr legte Hummel aus Amsterdam hier eine Musikstecherey in Zinnplatten an. Er erhielt von Friedrich dem Zweyten ein Monopol darüber, und den Titel eines Musikraths. Die Handlung besteht noch, hat an 3000 eigne schön gestochene Verlagswerke, und ist noch bis jetzt die beste und schönste Musikstecherey in Druck und Papier. Sortiment hielt sie wenig, weil ihr Verlag sortirt genug war. Im J. 1784 ungefähr legte Rellstab eine verbesserte Musikaliendruckerey an, auf deren Grund und Mechanik nachher Breitkopf junior und Unger, letzterer durch den Stahlschneidekünstler Gubitz, den Vater, fortbauten. Er mag ungefähr 1000 Werke eignen Verlags geliefert haben. Dabey legte er die erste Musikalien-Leihbibliothek hier an, und hielt ein Sortiment nicht allein von in Deutschland, sondern auch in Frankreich und England gedruckten Musikalien. Endlich auch eine Manuscripthandlung, die bekanntlich bis jetzt nur Breitkopf in Leipzig hatte. Da sein Sortiments-Katalog einen Reichsthaler kostet, und nahe an zwey Alphabet hält, so mag auf deren Beträchtlichkeit hiernach geschlossen werden. Sein Verlag ist zugleich eine Opern-Geschichte der hiesigen Bühnen, indem sämtliche hier gegebene Opern bis zum Ausbruch des Kriegs 1806 bey ihm gedruckt sind, und er über 200 Opern in Partitur und ausgeschriebenen Stimmen zum Verleihen vorräthig hat. Im Jahr 1800 ohngefähr entstand die Werckmeister'sche Musikhandlung, welche rasch verlegte, sich ungeheuer sortirte, aber weil Alles zu rasch war, auch bald aufhörte. Himmels Fanchon war ihr Steigen; dessen Sylphen ihr Neigen. Wenige Jahre darauf entstand die Gröbenschütz- und Seiler'sche Musikalienhandlung, welche ein sehr komplettes Sortiment hält, aber wenig verlegt. Früher noch Concha, welcher ein Sortiment hält, und Kleinigkeiten, als Tänze und dergleichen, verlegt. Noch einige Zeit nach dem Kuhn'schen Industrie-Komptoir entstand, ungefähr im Jahr 1808, die Handlung Schlesingers, die rasch verlegt, während die ältern Handlungen jetzt pausiren, und bessere Zeiten abwarten. Indessen möchte doch wol die Kuhn'sche Handlung noch bessern und beträchtlichern Verlag und ein gewählteres Sortiment als Schlesinger haben. Es bestehen also nun hier wirklich noch nach der Anciennität folgende sechs Musikalienhandlungen: Hummel, Rellstab, Gröbenschütz, Concha, Schlesinger und das Industrie-Comptoir. Sämtliche Leser des Morgenblatts möchten wol den Verlag und das Sortiment dieser sechs Handlungen nicht auskaufen wollen. Verlangen sie alte und klassische Werke, so finden sie solche bey Hummel und Rellstab, gestochen und in Abschrift, welche Handlungen indessen eben so gut mit Modewaaren versehen sind, als die übrigen viere. Freylich möchte sich Jeder von ihnen wol jetzt ein Monopol wünschen, und doch lange nicht genug gegen sonst absetzen.

— a —

Paris, 13. Okt.

Von dem kleinen Werkchen: l'Art de diner en ville, *) à l'usage des gens de lettres, poëme en IV Chant, ist nun schon die dritte Auflage erschienen. Der Verfasser klagt in seinem Gedicht auch über die jetzigen betrübten Zeiten:

Il faut rester au lit: tant il est difficile,
Dans ce siècle de fer, d'aller diner en ville.

Wir wollen noch einige gelungene Stellen herausheben, gegen deren Wahrheit sich besonders in Paris wol viel sagen läßt:

Un sot, mis à la mode, est toujours fort bien vû
Le mérite n'est rien, on rit de la vertu,
Et l'honneur tant vanté, l'honneur est peu de chose;
Mais, aux yeux du vulgaire, un habit en impose.
Quand on donne à diner, on à toujours raison.
A de nobles festins veux tu te maintenir?
Le premier des talens est celui de mentir.

Spare deine Lobsprüche und Schmeicheleyen, bis der Wein die Köpfe erhitzt hat.

Tel doute à l'entremet, qui croit tout au dessert,

und

Ne dis rien comme un autre.
Ce qui ne s'entend pas voilà ce que l'on aime.
Un style entortillé cause certain plaisir
Qu'on ne definit pas, qu'on ne peut que sentir
Ah! que le naturel est une horrible chose! —

In den Anmerkungen zu dem Gedicht erzählt der Verfasser manche artige Anekdote von berühmten Mäcenen und Schmarotzern, z. B. wie einst ein Bedienter sich belustigen wollte, dem berüchtigten Montmaur einen Teller wegzunehmen, worauf er sich die Flügel eines gebratenen Kapaun vorgelegt hatte, und ihm dieser auf die Finger schlug, indem er ihm sagte: Apprenez à lire, mon ami, et ne prenez pas les ailes (L.) pour des os (O).

Das Werkchen endigt mit einer kleinen Sammlung von Biographien: Des Auteurs morts de faim. — Digne mort d'un auteur, wie Voltaire sagt. Doch sind es nur meistens schöngeisterische Schriftsteller, welche eines solchen Todes gestorben sind. Der Name Keppler fehlt unter Andern der Notiz des Verfassers.

W.

*) D. h. die Kunst zu Gaste zu speisen, oder die eines Schmarotzers.

Nro. 259.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 29. Oktober, 1813.

Heilen könnet Ihr nicht die Wunden, die Amor geschlagen,
Aber Linderung kommt einzig, ihr Guten, von Euch.

v. Goethe.

Ein Tag aus meinem Leben.

(Beschluß.)

Mitternacht.

Die Stutzuhr auf meinem Büreau schlug eben zwölf, als ich ins Zimmer trat. Mein Vater, bereits im Schlafrocke, stopfte sich eine Pfeife.

Ei, sagte ich, lieber, Vater, das ist ja ganz wider Ihre Gewohnheit, noch so spät zu rauchen?

Das ich nicht wüßte; erwiederte er, vielmehr geschieht es gemeiniglich, wenn ich auf Schlaf wenig rechnen kann, und meinen Gedanken Audienz geben will. —

Auf Schlaf nicht rechnen? versetzte ich. Aeußerten Sie doch bey Ihrer Ankunft, daß Sie vor Müdigkeit lieber sogleich zu Bette gehen möchten?

Das geschah bey noch ruhigem Gemüthe. Doch seitdem ist diese Ruhe gewaltig gestört worden.

Wie so, bester Vater? fragte ich theilnehmend.

Eben so ergriff er meine Hand, und sagte: Wenn ein Sohn, den man herzlich liebt, auf dem Wege, sich eine treffliche Hausfrau zu wählen, plötzlich umkehrt, und — ohne Grund und Ursache — zu einer — — andern greift, so muß das ja wohl einen zwiefachen, gerechten Kummer erwecken!

Theuerster Vater! rief ich, und suchte durch Erzählung der Umstände seinen Glauben an das Grundlose meines Schrittes zu widerlegen. Aber er schüttelte den Kopf und sagte:

Weißt Du denn auch wirklich, daß Klärchens Nicken und Besuch im Hause gegen über jenem Mahler gegolten hat?

Ohne alle Frage. Sie hat sonst keine Bekanntschaft dort.

Keine Bekanntschaft? Und doch bin ich eben selbst mit ihr in diesem Hause gewesen, um die kranke Verwandte zu besuchen, die vorgestern angekommen ist, und den zweyten Stock mit ihrer Mutter bewohnt.

Gott, wenn das möglich wäre!

Es ist wahr, mein Sohn. Ueberhaupt müßte meine Menschenkenntniß mich völlig betrügen, oder das Mädchen ist über solchen Verdacht ganz erhaben. Auch hat mir der scharfsichtige Kirchenrath so viel von ihr gesagt, daß ein Irrthum kaum hierin gedenkbar seyn kann.

Ihrem Auge, mein Vater, glaube ich mehr als dem Onkel, dem ich — nur ungern gesteh' ich's — mein Zutrauen nicht, wie sonst, ohne Einschränkung zu schenken im Stande bin.

Aha, unfehlbar hat Mamsell Neuer?

Mich vor ihm gewarnt, allerdings!

Die Ursache?

Wird sie nächstens mir vollständig entdecken.

Die wahrscheinlichste Ursache scheint mir in dem Papiere zu liegen, das Dir mein Schwager vorhin zum Umschlage, ich glaube eines Handschuhs von ihr, zugestellt hat. Zu seinem großen Befremden hat er diesen Mittag ein Verständniß zwischen Dir und dem Mädchen entstehen sehen, und einen Brief, den Mamsell Neuer seinem

ausschweifenden Mündel vor Kurzem erst geschrieben, deßhalb absichtlich für den Abend zu sich gesteckt.

Ich zog hierauf den Brief aus der Tasche, wickelte ihn von der Inlage los, und fand in demselben einiger süßen Stunden sehr ausführlich gedacht, die allerdings Juliens Sitten gewaltig in Schatten setzten.

Aber nun fragt es sich nur, rief ich, ob dieser Brief kein untergeschobener ist. Ich kenne ihre Hand nicht.

Pfui, Thomas! sagte mein Vater, das verdient Dein braver Onkel gewiß nicht, daß Du ihm, einer — — sehr zweydeutigen Person zu gefallen, solche Schelmereyen zutrauest! Er hat mir zudem alle Umstände ganz genau berichtet, so daß kein Zweifel übrig bleiben kann.

Dankbar und beschämt zugleich fiel ich meinem Vater in die Arme. Er hatte mit Klärchen bereits über mich gesprochen. Er hatte ihre Thränen über mein Benehmen gesehen, und ließ mich ahnen, daß diese Nacht, wo sie bey ihrer kranken Freundinn zu wachen gedenke, die Zeuginn von noch gar vielen Thränen seyn würde. Von Thränen über mich! Er sah, wie der Gedanke an meinem Herzen arbeitete. —

Nun werde ich schlafen, da meine Reden so gute Wurzel geschlagen haben, sprach er, legte die bereits gestopfte Pfeife bey Seite, und ging zu Bette.

Für mich aber war keine Schlafenszeit. Ich riß ein Fenster auf, und glaubte Seufzer zu vernehmen. Ueber mich!

Ich ging späterhin in mein Schlafgemach, da jedoch durchaus kein Schlaf sich einfinden wollte, so schlich ich endlich aus dem Hause. Die Füße trugen mich sogleich in Klärchens Straße. Aber das Haus, in dem sie Wache hielt, stand so stille da, wie eine Todtengruft; blos der verwünschte Mahler war schon am Fenster, das der Vollmond beleuchtete.

Jetzt schoß mir aufs Neue ein Argwohn in das Herz. Klärchen war neulich am Fenster gewesen, wie er auch so da stand, und doch hatte sie geläugnet, ihn gesehen zu haben. Klärchen, mit ihren scharfen Augen, hatte es geläugnet. O wie bedauerte ich, bey der Erzählung, die ich meinem Vater gemacht, diesen Umstand vergessen zu haben!

Bey weiterm Nachsinnen gingen meine Zweifel schon in Verzweiflung über, als jetzt das Schloß der Hausthür, die ich so gern offen gesehen hätte, bewegt wurde, und bald darauf diese Thür sich aufthat, und sie, sie selbst, heraus und über die Straße eilte.

Klärchen! rief ich, Klärchen! Denn die Strahlen ihres Blickes beisprachen sogleich das Ungewitter in meinem Herzen. Ihre Gestalt war zu schön, zu rein, als daß mein Argwohn davor hätte bestehen können. Lieber mein eigenes Auge Lügen strafen, als einem so himmlischen mißtrauen!

Wo kommen Sie schon her? rief sie aus.

O nicht diesen fremden, herzdurchschneidenden Ton, liebe Seele! sprach ich. Zwar mag ich ihn wohl verdient haben. Aber vergib, Theuerste, vergib!

Sie sah mich hierauf eine Weile so an, als ob sie sich nicht mehr recht in meine Züge finden könne. Ich gestand nun, daß Eifersucht die Quelle meiner Thorheit gewesen war, deren Bestrafung mir mein Vater und der Kirchenrath erspart, und daß mich meine Unruhe vom Hause weg hieher getrieben hätte.

Ihre Hand fiel in meine Hand, mein Mund auf den ihrigen.

Wir haben einen Zeugen, Klärchen! sagte ich, und hocherröthend machte sie sich von mir los.

Wo denn? fragte sie mit niedergeschlagenem Auge.

Dort drüben am Fenster.

Ich zeigte nach dem Mahler hin, und als ihr Blick sich seitwärts hinaufgestohlen hatte, sagte sie:

Ich sehe keinen Menschen.

Den Mahler nicht, der dort oben steht?

Mein Himmel, das ist ja nur sein Bild. Er scheint erst vor Kurzem damit fertig zu seyn, und es, vermuthlich zum Trocknen, an's Fenster gestellt zu haben, wo es nun schon mehrere Tage gestanden hat.

Sein Bild! — Nun wahrlich das hätte ich nicht, nimmermehr gedacht, daß ich über das Porträt dieses Mahlers noch eine so innige Freude empfinden würde!

O meine Augen, meine schlechten Augen, liebstes Klärchen! rief ich. Mein ganzes Ungemach und das Deinige, Alles kommt fast allein auf ihre Rechnung!

Klärchen lächelte, und sagte, daß, so viel sie wisse, der Mahler vor einigen Tagen weggeritten, und noch nicht zurückgekehrt sey.

Kaum gesagt, bestätigte sich dies. Er kam auf demselben Pferde wieder, auf dem ich ihn hatte zum Thore hinausreiten sehen. Ob er aber schon herüber sah, und unser Gespräch zu dieser Zeit auf der Straße ihm auffallen mochte, so zog er doch nur stillschweigend seinen Hut ab. Das befremdete mich, weil er bey solchen Gelegenheiten fast immer zu viel Worte machte.

Vermuthlich wird er künftig allezeit diese Partie ergreifen, sagte Klärchen, als ich mich darüber äußerte. Ich habe ihn neulich, wie er ganz unaufgefordert aus dem Theater mit mir nach Hause ging, vielleicht nur zu deutlich merken lassen, was ich von zudringlichen Leuten zu halten pflege.

Das Register meiner gegen Klärchen begangenen Sünden ward, so sah ich wohl, mit jeder Minute größer, und ich sagte: Nur diesmal Vergebung, völlige Vergebung, bestes Klärchen. Ich will auch nie wieder in solchen Fällen meinen schlechten Augen, sondern immer nur deinem guten, treuen Herzen trauen.

Was aber wird die Neuer sagen? fragte Klärchen lächelnd.

O, demüthige mich nicht noch mehr, als ich es schon bin! antwortete ich, erzählte ehrlich Alles, was zwischen mir und Mamsell Neuer vorgefallen war, und daß ich, wenn ich ihr nach Tagesanbruch den Handschuh in dem bewussten Umschlage zuschickte, die Frage beyfügen würde, ob sie, mich unter diesen Umständen meines Versprechens selbst zu kommen, zu entlassen denke? Ihr Schweigen sollte von mir dafür genommen werden.

Der Leser halber bemerke ich noch, daß Mamsell Neuer geschwiegen hat. Zugleich kann ich anzeigen, daß ich diesen Tag für den merkwürdigsten meines unbedeutenden Lebens halte, da an ihm der Argwohn, der mir bis dahin immer anklebte, von dem Vertrauen auf Liebe und Treue völlig überwunden ward, und daß diese letztern fortdauernd meinen nicht immer ganz ebnen Pfad mit ihrem stillen Glanze beseligen. F. Laun.

Reise von Paris nach Bombay.

Sechstes Kapitel.

Ich verließ Bagdad am 18. Januar 1803, und zwar auf einer Waarenbarke, wie sie gewöhnlich von da nach Bassora abgehen. Auch diese Unannehmlichkeit verdankte ich dem saubern Armenianer, dem Kammerdiener von Mr. F., denn er hatte mir diese Art Fahrzeuge als sehr bequem gerühmt. Es war indessen völlig offen, ganz mit Kisten beladen, und sehr schlecht bemannt. Gleichwol konnte und mochte ich im Augenblicke der Abreise nicht wieder zurückgehen, also nahm ich in Gottes Namen Platz darauf. Allein da ich bey Tage der Sonne, bey Nacht dem Thaue ausgesetzt war, bekam ich schon am vierten Tage ein heftiges Fieber, und war in jedem Betrachte höchst übel daran.

Am siebenten und letzten Tage unserer langweiligen Flußfahrt kamen wir nach Mätur (Mantile der Europäer), wo die ostindische Compagnie eine kleine Faktorey hat, in welcher der Konsul wohnt. Ich hatte einen Empfehlungsbrief an denselben, konnte ihn aber nur von Weitem sprechen, weil sich das Gerücht verbreitet hatte, als ob zu Bagdad die Pest ausgebrochen sey. Er hatte indessen zu Bassora eine Wohnung für mich miethen lassen, und so fuhr ich mit der Barke vollends dahin, musste mich aber sogleich legen, und konnte erst nach einem Monat wieder ausgehen. Während dieser Zeit war ich fast ganz in den Händen eines nichtswürdigen einäugigen Aufwärters, der mir nur wenige und schlechte Dienste erwies.

Am dreyzehnten Tage nach meiner Ankunft erhielt ich einen Besuch von dem Konsul Mr. M — y, und überreichte ihm meinen Empfehlungsbrief. Ich muß ganz offen sagen, daß dieser Mann, der zu Bassora die Compagnie repräsentirte, durch asiatische Schmeicheley und Kriecherey völlig war verdorben worden. Da ich nun zu dergleichen mich nicht herablassen wollte, und er dennoch sehr große Ansprüche machte, beschloß er, mich wenigstens nach Möglichkeit zu chicaniren, und fand auch, aus Veranlassung meiner weitern Reise nach Bombay, die beste Gelegenheit dazu.

Doch ehe ich dieses umständlich erzähle, schicke ich noch einige Bemerkungen über Bassora voraus. Diese Stadt ist von bedeutendem Umfange, weit größer als Bagdad, und mit guten Wällen und Gräben versehen. Die Häuser indessen sind meistens nur von Lehm, und äußerst unregelmäßig gebaut; das Ganze sieht wie ein ungeheurer Haufen Hütten aus. Im Fort befinden sich mehrere Palmenhaine, Gärten und Rebenpflanzungen, wozu ein eigener Bewässerung-Kanal vorhanden ist. Wegen der vielen Moräste und der häufigen Ueberschwemmungen ist das Klima sehr ungesund. Bey allem Dem ist Bassora eine sehr ansehnliche Handelsstadt. Es kommen hier Kaufleute aus dem ganzen Orient zusammen, und es werden die größten Geschäfte daselbst gemacht. Vor den Räubereyen der Araber indessen sind die Einwohner noch immer nicht ganz in Sicherheit. Zwar zahlen sie an den benachbarten Stamm die Hälfte von dem Werthe ihres jährlichen Ernte-Betrags, um nur die andere ungestört verzehren zu können; dessenungeachtet fehlt es nicht an nächtlichen Streifereyen, wo immer viel mitgenommen wird.

Ich habe oben gesagt, daß der Konsul Mr. M — y mich, in Ansehung meiner weitern Reise nach Bombay, nur zu sehr zu chicaniren anfing. Da er nämlich die Expedition aller nach Indien oder England bestimmten Depeschen zu besorgen hatte, so hielt er sich hierzu sechs bis acht leichte Fahrzeuge, womit er zugleich Waaren versenden konnte, und ließ diese regelmäßig zwischen Bassora und Bombay hin- und hergehen. Auf diese Art hatte er sich beynahe des ganzen Handels von Bassora bemächtigt, und gewann ungeheure Summen dabey. Als nun die Rede von meiner Abreise war, verwies er mich an den Kapitän, der aber von ihm gestempelt war, und auszuweichen verstand. Eben so ging es das Zweyte- und Drittemal, bis ich endlich mit Mr. M — y sehr heftig zusammenkam, und nun erst, nach langem Aufenthalte, auf einem vierten Grab (Name dieser Fahrzeuge) die Ueberfahrt fand.

Am 10. Mai (1803) verliessen wir demnach Bassora, und am folgenden Mittag hatten wir schon die Mündung des Schat al Arab (vereinigten Tigers und Euphrats) und den persischen Meerbusen erreicht. Unsere Schiffahrt war glücklich, wenn auch etwas langsam, denn wir kamen erst am 3. Juni zu Bombay an. Ich ließ mich sogleich an's Land setzen, und begab mich zu dem Gouverneur Mr. D — n, meinem alten Gönner und Freunde von Bengalen her. Er nahm mich auf's Beste auf, ließ mir in der Nachbarschaft eine Wohnung besorgen, und überhäufte mich mit Beweisen von Gütigkeit. Bald stellte

sich auch ein alter mahomedanischer Freund von mir ein, und ließ nicht eher nach, bis ich ihn, mit Erlaubniß des Gouverneurs, auf sein Landhaus begleitete, das ein gar angenehmer Aufenthalt war.

Bombay zerfällt in zwey Theile, in die weisse und in die schwarze Stadt. Jene ist eigentlich nichts weiter als das Fort, doch wohnen, außer den Engländern, auch einige Perser, Portugiesen und Hindus, freylich nur von den höhern Kasten, darin. Die schwarze Stadt hingegen besteht aus den gewöhnlichen indischen Häusern, und wird ausschließend von Eingebornen bewohnt. In der Nähe dieser schwarzen Stadt sind sehr schöne Gärten und Kokospflanzungen; eben so befindet sich zwischen denselben und dem Fort ein großer herrlicher Rasenplatz. Das Fort selbst ist übrigens sehr fest, und auf einer Seite vom Meere, auf den drey andern mit tiefen Gräben umringt. Noch muß ich nicht vergessen, daß Bombay wegen seiner gesunden Luft und seines vortrefflichen Wassers berühmt ist.

* * *

Von Bombay ging Abu Taleb Khan auf einer Fregatte wieder nach Calcutta zurück, kam daselbst im August 1803 glücklich an, und starb drey Jahre nachher in einem ansehnlichen Posten, der ihm zur Belohnung seiner Anhänglichkeit an Großbritannien war ertheilt worden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 17. Oktober.

Nie ist wol einem Künstler so viel Ehre widerfahren, als dem berühmten Gretry. Obschon er auch in seinem Leben sehr geehrt wurde, so scheint man doch erst seit seinem Tode sein Verdienst ganz zu schätzen. Freylich wird auch nicht so bald ein musikalisches Genie, wie Gretry, wieder erscheinen. In den Landstädten hat man auf den Schaubühnen Trauer-Vorstellungen gegeben, wie in Paris; die komische Oper und und die große Oper führen fast alle seine Stücke wieder auf, und das Publikum, das sie sonst als zu alte Stücke wenig mehr achtete, läuft hinzu, als ob es Neuigkeiten wären. Einer der ausgezeichnetsten Kupferstecher, Hr. Berwic, sticht sein Portrait in Kupfer, nach einem Gemählde des Hrn. Robert Lefevre, und ein Freund Gretry's will seine Büste zu 40 Franken auf Subscription herausgeben. An den beyden Opern hat man mehrere Stücke versagt, die auf seinen Tod waren gedichtet worden. Man fürchtete, sie möchten seines Ruhmes nicht würdig seyn; nur dem Neffen Gretry's soll die komische Oper verstattet haben, seinen Onkel durch ein dramatisches Stück zu ehren. Auch Gretry's „Versuche über die Musik" haben jetzt großen Abgang. Er hat zwar während der Revolutionzeit noch andre Werke geschrieben, z. B. eine Abhandlung über die Wahrheit, in drey Bänden; allein sie haben bey Weitem das Interesse seiner Versuche über die Musik nicht; auch war Gretry darin aus seinem Fache getreten, obschon er ein geistreicher Mann war. Geoffroy wirft in seinem Feuilleton die Frage auf, warum doch Gretry's Andenken so große Ehrenbezeugungen widerfahren wären, da doch Delille's Tod vor Kurzem nur eine mittelmäßige Sensation erregt habe? Delille, antwortet er darauf, habe nur auf das Auge gewirkt. Gretry aber auf das Ohr, und die Zuhörer, sagt er, sind weit dankbarer, als die Leser. Vermuthlich trägt auch der gänzliche Mangel an Tagesbegebenheiten dazu bey, daß Gretry's Tod so großes Aufsehen erregt.

Hier einige Anekdoten von Gretry. Eine angesehene Person fragte ihn, was für einen Unterschied er zwischen Cimarosa und Mozart mache. Der erste, versetzte Gretry, stellt die Bildsäule auf die Bühne, und das Fußgestell ins Orchester; der andre aber die Bildsäule ins Orchester und das Fußgestell aufs Theater. — Diese Anekdote war von einem Freunde der Mozart'schen Musik in der Gazette de France für falsch ausgegeben worden; allein Hr. Fayolle versicherte im Journal de l'Empire, er habe dasselbe aus Gretry's Munde vernommen.

Mehrere Komponisten stritten in seiner Gegenwart darüber, was in einem Orchester die größte Wirkung thue; der Eine meinte, es sey das chinesische Tamtam, ein Andrer die Posaune; ein Andrer die Pauke, noch ein Andrer die Trompeten. Meine Herren, fiel ihnen Gretry ins Wort: ich kenne etwas, das mehr Wirkung thut, als Alles dieses, nämlich die Wahrheit.

Eines Tages strich man die Werke einiger Komponisten heraus, die sich einbilden, sie haben die italienische Manier, weil sie recht lange und langweilige Stücke komponiren. Ja, sagte Gretry, das ist italienische Musik, die nach französischem Text mit deutschen Bassen gemacht worden ist.

Einst, als Gretry mit einem Literator spazieren ging, wurde er von einem Bettler um ein Allmosen angesprochen. Sogleich gab er ihm alles Geld, was er bey sich hatte, und sagte zu seinem Begleiter: Wenn ich einen Bettler sehe, so ists mir, als ob ich eine falsche Note hörte.

Er sagte von zwey neuen Komponisten: Sie werden meine Erben seyn; allein sie werden starke Enregistrements-Gebühren dafür zahlen.

Den Vorsatz nach Frankreich zu gehen, fasste er, als er die Partition von Monsigny's „Rose und Colas" sah. Ja, rief er aus, wenn man in dem Lande solche Musik komponirt, so gehe ich dahin.

Hr. P. sandte ihm einen seiner Romane, mit der Bitte, er möge ihm dagegen etwas schicken, was J. J. Rousseau zugehört hätte. Bekanntlich besaß Gretry Rousseau's Eremitage im Montmorencyer Thale. Hierüber bemerkte Gretry: Dies ist ein Mensch, der für einen Scus das große Loos in der Lotterie haben will.

Bey der Aufführung eines Stücks, worin die Quinten die Violinen ersetzen, sagte Gretry zu seinem Nachbar: Ich gäbe einen Louisd'or darum, wenn ich nur kleine Darmsaiten hören könnte.

Der Pfarrer von Montmorency bat ihn um die Erlaubniß, ihn auf seinen Leichenacker begraben zu dürfen; Gretry antwortete: Als Christ willige ich ein, aber als Musikus kann ich nicht; ich würde mich allzunah bey dem Glockengeläute der Pfarrer befinden.

Der Arzt, der seinen Tod annähern sah, sagte zu ihm: Herr Gretry, ich will auf der Terrasse etwas Luft schöpfen. Bleiben sie da, Herr Doktor! antwortete Gretry, ich fühle, daß ich Lust habe zu sterben. —

Seit langer Zeit war in Paris keine solche Leerheit an neuen Vorfällen, als gerade jetzt. Mlle. Georges zog zwar bey den ersten Aufführungen nach ihrem Wiederauftreten auf der Bühne die Zuschauer an; allein der Eifer erkaltete doch bald. Auch die neuen Stücke erregen nur eine geringe Aufmerksamkeit. — Eine neue Operette ist vor Kurzem gegeben worden, unter dem Titel: Der Schmidt von Bassora. Der Inhalt ist beynahe ganz der nemliche, als derjenige des bekannten und beliebten Stückes Gulistan, daher auch ein Journalist den Verfasser beschuldigt, sein Stück nach dem ersten gemacht zu haben. Die Musik dazu hat ein noch nicht bekannter Komponist, Namens Kreube, vermuthlich ein Deutscher, gemacht. Einige Stücke darin haben sehr gefallen, z. B. die Ouverture, eine Romanze, ein Lied u. s. w. D.

Nro. 260.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 30. Oktober, 1813.

Wir ernten der brausenden Tiefe Tribut.

Overbeck.

Der Perlenfang am persischen Meerbusen. *)

Es gibt vielleicht kaum ein Land in der Welt, das die kostbarsten Naturprodukte in solchem Ueberflusse hervorbrächte, wie die Umgebungen des persischen Meerbusens. Nicht nur liefern seine Ufer Gold, sondern auch der Grund des Meeres ist reich mit Perlen belegt. Lange hielt man die Insel Barein, an der Küste von Arabien, für das reichste Perlenland; heut zu Tage aber macht ihr die Insel Carrac den Vorzug streitig. Ueberhaupt erstreckt sich der Perlenfang über die ganze Länge der arabischen, und über einen großen Theil der persischen Küsten. Auf diesen letztern sind Verdistan, Nabon und Bushrad die berühmtesten Plätze dafür, und in der Regel wird es längs des ganzen Golfs für ausgemacht angesehen, daß, wo sich nur eine Sandbank findet, auch Perlen-Muscheln vorhanden seyn müssen. Obgleich der Perlenfang noch heut zu Tage eben so einträglich ist, wie ehemals, so wird er dennoch, seitdem die Engländer ihren Markt an die Küsten von Ceylan hinüber versetzt haben, mit ungleich weniger Thätigkeit betrieben. Immerhin aber sind und bleiben die persischen Perlen, so wenig auch derselben im Lande selbst gekauft werden, gesucht. Der Mittelpunkt des Perlenhandels ist Mascate, von woher der größte Theil der Waare nach Surate ausgeführt wird. Es gibt zwey Arten von Perlen, gelbe und weiße, welche letztern über Bagdad und Bassora nach Klein Asien, und von da nach Europa versandt werden. Von diesen letztern bleibt ein großer Theil, als Schmuck für die Sultaninnen des Serails zu Constantinopel, zurück. Mit den ceylanischen Perlen ist es öfters der Fall, daß sie sich schälen; die des persischen Meerbusens hingegen sind hart, wie die Felsen, auf denen sie erzeugt werden. Funfzig Jahre lang verlieren diese letztern, sowol rücksichtlich auf Farbe, als Glanz, jährlich Ein Prozent von ihrem Werthe. Nach Verfluß dieser Zeit bleibt ihr Gehalt der gleiche; die ceylanischen verlieren noch beträchtlicher.

Noch vor zwanzig Jahren ward der Perlenfang von den verschiedenen Chefs längs der Küste verpachtet. So hatten sich z. B. die Cheiks von Barein und Elkatif einer gewissen Strecke von Perlenbänken bemächtigt, und Jeder, der fischen wollte, musste ihnen eine gewisse Abgabe entrichten. Heut zu Tage aber ist dieser, eine Menge von Barken in Thätigkeit setzende, Industriezweig für Jedermann, der Lust hat sich damit zu beschäftigen, frey gegeben. Die diesfälligen Spekulationen werden auf zweyerley Art gemacht. Bisweilen miethet der, welcher einen Fang unternehmen will, eine Barke auf einen Monat, oder auch für eine ganze Fangzeit. Er übergibt das Fahrzeug einem Agenten, besetzt es durch eine, mit Inbegriff

*) A Journey throug Persia etc. d. i. Reise nach Constantinopel, durch Persien, Armenien und Klein-Asien in den Jahren 1808 und 1809, von J. Morier, Sekretär bey der Gesandtschaft des Hrn. Hertford Jones an den persischen Hof. London 1812.

von fünf bis sechs Tauchern, etwa aus funfzehn Köpfen bestehende Mannschaft, und lässt es auslaufen. Die Taucher gehen mit Sonnenaufgang an ihre Arbeit, und arbeiten in einem fort, bis zur Abenddämmerung. Die Austern werden, so wie man sie fängt, an den Agenten abgeliefert, und sobald die Tagesarbeit beendiget ist, auf einem Stücke weißen Tuches geöffnet. Ueber diese Eröffnung führt der Agent eine sehr genaue und thätige Aufsicht. Wer beym Aufsperren einer Muschel eine Perle von Werthe findet, nimmt sie sogleich in den Mund, wodurch sie, nach dem allgemeinen Dafürhalten, einen stärkern Glanz erhalten soll. Auf jedes Auffinden einer vorzüglich schönen Perle folgt ein Geschenk an denjenigen, welcher die Auster geöffnet hat. Jeder Taucher wird mit zehn Piastern des Monats, und das übrige Schiffsvolk proportionierlich bezahlt; so daß sich die Unkosten einer auf diese Weise gemachten Perlenspekulation monatlich ungefähr auf 150 Piaster belaufen. Die zweyte Art, den Perlenfang zu unternehmen, ist sicherer. Es wird nämlich eine Uebereinkunft zwischen zwey Personen getroffen, von denen die eine die Kosten der Unternehmung bestreitet, die andere aber die Leitung aller Arbeiten auf sich nimmt. Die gefischten Perlen werden sodann nach einer gemachten Schatzung unter beyde Interessenten vertheilt, jedoch mit der Clausel, daß derjenige, welcher das Geld schießt, die seinem Mittheilhaber zugefallene Hälfte mit einem Rabbat von 10 Procent an sich kaufen darf. Die Taucher erreichen selten ein hohes Alter. Ihr Leib überzieht sich mit Geschwüren, und ihre Augen werden roth und schwach. Unter dem Wasser können sie es fünf Minuten lang aushalten. Das Untertauchen wird nach einander in kurzen Zwischenräumen wiederholt, denn wenn sie zu lange an der Luft bleiben würden, so wären sie außer Stande, ihre Arbeit länger fortzusetzen. In die Ohren gießen sie Oehl, und die Nase wird mit einem Horne bedeckt. In ihrer gewöhnlichen Lebensart beobachten sie eine gewisse Diät, und nähren sich beynahe ausschließlich von Datteln und andern leichten Speisen. Sie tauchen bis in eine Tiefe von zehn bis funfzehn Klaftern, bisweilen auch noch tiefer, und je weiter es hinabgeht, desto stärker ist ihre Besoldung. Ueberhaupt werden die größten Perlen im tiefsten Wasser gefangen; einen Beweis davon liefert der Perlenfang von Carrac, wo vorzüglich schöne Stücke in sehr tiefem Wasser gefischt werden. Die schönste Perle, die Sir Hartford Jones jemals gesehen hat, war ebenfalls zu Carrac in einer Tiefe von neunzehn Klaftern aus dem Wasser gezogen worden.

Man hat oft darüber gestritten, ob die Perle in der lebendigen Auster den gleichen Grad von Härte besitze, den sie als Handlungs-Artikel hat, oder ob sie jene Härte erst dadurch erhalte, daß sie der Luft ausgesetzt wird. Herr Morier hat diesfalls von einem Manne, der eine geraume Zeit zu Congoon, am Ufer des Meeres, campirt und oftmals von Knaben frisch aus dem Wasser hervorgelangte Austern gekauft hatte, die Versicherung erhalten, daß er unmittelbar bey Eröffnung einer lebendigen Muschel die Perlen immer schon hart, und ganz ausgebildet gefunden habe. Auch wollte der gleiche Mann mehr als einmal eine Perle in der Mitte entzwey geschnitten und gesehen haben, daß sie bis in das Herz hinein von gleicher Härte, und aus mehrern mit Zwiebelhülsen Aehnlichkeit habenden Lagen zusammengesetzt gewesen sey. Hr. Hartford Jones hingegen behauptet, wenn man eine so eben aus der Muschel herausgenommene Perle mit den Fingern zusammendrücke, so sey es leicht spürbar, daß sie noch nicht ihre völlige Festigkeit gewonnen habe; diese erhalte sie aber, so wie sie nur auf sehr kurze Zeit der Luft ausgesetzt werde.

Die Perlen-Auster schmeckt vortrefflich und wird als Speise den besten Muschelgattungen an die Seite gesetzt. Der Perlen-Samen, welcher im Handel keinen bedeutenden Werth hat, besteht aus kleinen an den Rand der Muschel so ordentlich hingereiheten Perlen, daß man glauben würde, die Hand eines Künstlers hätte sie hingesetzt. Die großen Perlen finden sich immer im Mittelpunkt der Auster. In Persien wird von den Perlen für etwas gemeinere Gegenstände Gebrauch gemacht, als in Europa. Man bedient sich ihrer vornehmlich zur Verzierung der Wasserpipen, der Zäume, der Spiegelrahmen und einiger Arten von Spielsachen. Zu letztern werden die von geringerer Qualität genommen. Auch die Frömmigkeit gebraucht die Perlen zu Rosenkränzen. — Wenn häufiger Regen fällt, so prophezeyen die Fischer eine reiche Perlenernte; auch zählen sie diesfalls so sicher auf ihre Erfahrung, daß sie, sobald das Korn wohlfeil ist *), sogleich mehr Lohn fordern. Die Gültigkeit dieses Grundes ist von Seite der Fischer sowol als der Perlenhändler so allgemein anerkannt, daß, sobald viel Regen gefallen ist, auch der Arbeitslohn der Taucher gesteigert wird.

H.

Merkwürdiges Urtheil eines Dänen und eines Leipziger Recensenten über Schiller.

Herr Grundtvig sagt in seinem Kort Begreb af Verdens Krönicke i Sammenhaeng. (Kurzer Abriß der Weltgeschichte im Zusammenhang) S. 252 von Schiller: „An Goethe's Seite sang der Württemberger F. Schiller (geb. 1759). In seinen Räubern zeigte er einen Geist, der durch die Niederträchtigkeit der Zeit sich berechtigt glaubte, alle Bande abzuschütteln. Im Grunde hatte

*) Natürlicher Weise hängt in einem warmen und dürren Himmelsstriche der Ueberfluß des Getreides hauptsächlich von dem Regen ab.

er ein liebevolles, gottseliges Gemüth, welches seinem Geiste in seiner Verwilderung zu Hülfe kam, und hätte er sich dadurch zu Christus leiten lassen, so wäre er der Führer geworden, der er zu seyn wünschte; denn kein Dichter vor ihm war so geschickt, die Spuren der Vorsehung in dem Gang der Zeiten zu erforschen. Nun hingegen vertiefte er sich im grundlosen Grübeln; und wenn der Gedanke schwand, so seufzte er tief über den Verlust des kindlichen Glaubens, wollte sich aber doch nicht überreden lassen, ihn da zu suchen, wo er zu finden war. Seine Dramas sind voll tiefer Blicke in das menschliche Herz, und sie hauchen tiefe Wehmuth ein, denn er kannte des Herzens Drang, aber nicht seinen Trost; aber rein historisch wurde keins derselben, denn da er mit seiner Anschauung der Geschichte nicht ins Reine kommen konnte, blieb er bey den nächsten Ursachen der Begebenheiten stehen; die Eigenthümlichkeiten der handelnden Personen erdichtete er öfter, und änderte die Begebenheiten selbst, um ein abgerundetes Ganze zu erkünsteln. So ist es mit Don Carlos und Wallenstein, so auch mit der Jungfrau von Orleans; doch ist diese am wahrsten und am reinsten poetisch aufgefasst, da die Handlung bey selbiger nicht aus Leidenschaft oder Berechnung, sondern, wie in der Geschichte, aus des Glaubens Heimlichkeit sich entwickelt. Trauern müssen wir darüber, daß dieser herrliche Sänger durch eignes Vergehen so schmerzvoll hinwandern musste, und nicht wurde, was er werden konnte. Aber das ist sein Nachruhm, daß er ehrlich gegen das Erbärmliche und Sündige stritt, und kniete vor Gott, und eine in seiner Zeit seltene, wenn gleich eingeschränkte, doch unverstellte Ehrerbietigkeit für das Christenthum und die heilige Schrift bewahrte."

Vom Recensenten heißt es:

„Gern fügte Rec. noch einige solche noch treffendere, aber etwas weitläufigere Schilderungen hinzu, wenn der Raum es verstattete."

Also war obige Stelle **treffend**? — Erregt Herr **Grundtvig** oder sein **Lobpreiser** mehr Staunen?

Historisch-bibliographische Anekdoten.

4.

Die Apocalypse.

Unter den zahllosen närrischen Auslegungen der **Offenbarung Johannis** ward derjenigen, die 1773 in einer anonymen Flugschrift: **Plan de l'Apocalypse**, gedruckt erschien, die Ehre zu Theil, durch Parlaments-Beschluß, vom Henker zerrissen und verbrannt zu werden. Der unbekannte Ausleger hatte die im J. 1777 erfolgende Herstellung der Jesuiten in dem prophetischen Buche gefunden. Er weissagte auch noch überdies das bevorstehende allgemeine Reich der Kirche, worein alle Staaten sich auflösen und worin sie auch untergehen würden.

5.

Prynns Histriomastik.

Das erste Buch, welches in England verbrannt ward, soll **Prynns Histriomastik oder Geissel der Possenreisser** (ein zu London 1632 gedruckter Foliant von nicht weniger als tausend Seiten) seyn. Der Verfasser, ein Rechtsanwald, wollte in seinem Buch den Beweis führen, daß Schauspiele, Bälle, Maskeraden u. s. w. unerlaubte und dem Christenthum zuwiderlaufende Dinge seyen. Er konnte das nicht thun, ohne den Hof und die Geistlichkeit, welche jene Vergnügungen gutdießen, zu beleidigen. Man beschuldigte ihn einer Art Hochverraths, und nicht nur ward im Februar 1634 sein Buch — auf eine bisdahin in England unerhörte Weise, durch den Henker verbrannt zu werden, verdammt, sondern er selbst ward aus dem Advokatenstande verstoßen, zur Ausstellung an die Schandsäule, zu ewiger Gefangenschaft und zu einer Geldstrafe von 5000 Pfd. Sterl. an die Krone verurtheilt; auch sollten ihm die Ohren abgeschnitten werden. Der Buchdrucker musste 500 Pfd. Sterl., und der Censor, welcher die Bewilligung zum Druck gegeben hatte, 50 Pfd. Sterl. Buße zahlen. Im Jahr 1640 erhielt **Prynn** wieder seine Freyheit, und ward (wie zu hoffen steht mit unabgestutzten Ohren) Mitglied des Parlaments.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 18. Oktober.

(Ueber die gelehrten Gesellschaften zu Paris.)

(Beschluß.)

Vor beyden leztern, wie auch vor den nachfolgenden, behauptet mit Recht die **philotechnische Gesellschaft** den Vorzug. Sie ward mitten in der Revolution, nämlich im J. 1795, gestiftet, und besteht seither immer nach denselben Grundsäzen; sie macht aber viel weniger Aufsehen, als manche andre Gesellschaften. Sie besteht aus 60 Mitgliedern. Die Anzahl der freyen und korrespondirenden Mitglieder ist nicht bestimmt. Sie versammelt sich am 2., 12. und 22. jeden Monats in einem Saale des Musée des monumens français, und hält zwey Mal im Jahr eine öffentliche Sizung im Hotel de ville, wobey manche angenehme Aufsäze verlesen und auch Musik gemacht wird. Zuweilen wird auch ein Preis aufgegeben, wenn ein Mitglied das Nöthige dazu hergibt; denn die Gesellschaft muß sich auf ihre eigne Mittel stüzen, und hat keine andre. Es herrscht in dieser Gesellschaft weit mehr Eintracht, als in manchen andern. Eins ihrer schönsten Statute ist, daß, wenn einem der Mitglieder ein großes Glück oder Unglück begegnet, eine Deputation von derselben erwählt wird, um ihm ihre allgemeine Theilnahme daran zu bezeugen. Sie hat ein kleines Archiv, worin die ihr zugesandten Schriften, wie auch die Protokolle der Privat-Sizungen, und die in den öffentlichen Sizungen abgestatteten Berichte, niedergelegt werden. — Will ein Gelehrter oder Künstler als residirendes oder korrespondirendes Mitglied in die philotechnische Gesellschaft aufgenommen werden, so muß er seinen Wunsch schriftlich an den Präsidenten darthun, und von zwey Mitgliedern seine Bitte unterschreiben lassen. Alsdann wird eine Kommission von drey Mitgliedern ernannt, um einen Bericht über die Verdienste, Werke und die Moralität des Postulanten abzustatten. Nach Verlesung des Berichts in einer Privatsizung wird ballotirt, ob der Postulant auf die Liste der Kandidaten

gesetzt werden soll oder nicht. Bekommt er die Mehrheit der Stimmen, so wird die Liste mit seinem Namen einen Monat lang in dem Saale der Versammlung angeschlagen, und nach Verlauf desselben wird nochmals ballotirt, wegen der Aufnahme des Kandidaten als Mitglied. Die Wahlen haben nur in der ersten Sitzung des Monats Statt. Weit mehr, als die philotechnische Gesellschaft ist das Athenäum der Künste, Athénée des arts, berüchtigt, aber freylich eben nicht in der besten Hinsicht. Das sogenannte Athenäum ist eine Versammlung von 120 Personen, Herren und Damen, die zwar einen ästhetischen Zweck haben, aber nicht viel thun, um denselben zu erfüllen. In der Aufnahme der Kandidaten wird nicht sehr streng verfahren. Daher das Athénée des arts auch ein sonderbares Gemenge von Gelehrten und Nichtgelehrten, Künstlern und Nichtkünstlern darbietet. Es zieht nicht allein Wissenschaften und Künste, sondern auch die Gewerbe vor seinen Richterstuhl, und ertheilt Erfindern Lobsprüche über ihre Erfindungen. Daß damit in einer Stadt, wie Paris, häufig Mißbrauch getrieben werden muß, läßt sich leicht denken. Vor einiger Zeit war das Athenäum in einem gewissen Zwiespalt über eine Erfindung in der Perrückenmacherkunst, welche sich zwey Perrückenmacher in Paris zu gleicher Zeit zueigneten. — Das Athenäum ist, wie das Kaiserliche Institut, in Klassen abgetheilt, und hält mehrere öffentliche Sitzungen, die besonders von den Damen sehr besucht werden.

Das sogenannte Athénée des étrangers ist ein bloßes Cassino oder Musäum, worin Zeitungen gelesen, Bälle und Konzerte gegeben werden u. s. w. Es wird hier blos deswegen angeführt, damit man es nicht im Ausland für eine von den Pariser gelehrten Gesellschaften halte. Etwas Aehnliches ist das Athénée de Paris, aber mit dem Unterschied, daß hier Professoren besoldet werden, um über gewisse Wissenschaften, als Chemie, Naturgeschichte, Literatur u. s. w. Vorlesungen zu halten. Dies hat aber nur des Winters Statt. Für zweyhundert Franken bekommt man lebenslänglich das Recht, den Vorlesungen beyzuwohnen, und das Lese-Kabinet zu benutzen; auch hat man alsdann in den das Etablissement betreffenden Berathschlagungen eine Stimme, und bekommt ein gewisses Prozent, wenn die Einkünfte desselben seine Kosten übersteigen. Ist dieses aber nicht der Fall, so müssen sich die Aktionarien gefallen lassen, zur Unterhaltung des Etablissements beyzutragen. Seitdem die Fremden nicht mehr so häufig, als sonst, nach Paris kommen, hat dieses angenehme und nützliche Institut leider nie emporkommen können. Auch hat es unglücklicher Weise die vortrefflichen Professoren, die sonst daselbst vorlasen, meist alle verloren. Die jetzigen haben bey Weitem den Ruf der vorigen noch nicht erreicht. Gall hat daselbst einige Zeit seine Schädellehre vorgetragen. Dies that dem Institut anfangs sehr wohl, allein da dieses Alles Mode ist, und mit der Flüchtigkeit der Moden vorübergeht, so ist auch schon die Schädellehre etwas Altes und Uninteressantes geworden.

Eine sehr angenehme Gesellschaft ist diejenige der Apollo's-Kinder, société académique des enfans d'Apollon, welche aus Künstlern aller Art, so wie auch aus Dichtern besteht. Besonders gehören zu derselben die berühmtesten Tonkünstler von Paris. An Gretry hat sie neulich eines ihrer würdigsten Mitglieder verloren. Diese Gesellschaft hält ebenfalls zuweilen öffentliche Sitzungen.

Die während der Revolution entstandene Gesellschaft der Menschenbeobachter, société des observateurs de l'homme, ist eingegangen, so wie auch die Akademie der Gesetzgebung, Académie de legislation, welche vor der Wiederherstellung der Universität die Rechtsfakultät zu ersetzen suchte, und zu dem Zweck sehr gut eingerichtet war. Sie hat mehrere Hefte von ihren Arbeiten herausgegeben.

Die Heilkunde beschäftigt in Paris mehrere gelehrte Gesellschaften, als: die société d'emulation de médecine, die ein medizinisches periodisches Werk herausgibt, das monatlich erscheint, und die auch jährlich Preisaufgaben bekannt macht. Ferner ein medizinischer Cirkel, cercle médical, der sich alle vierzehn Tage Einmal versammelt. Jeder der dazu gehörigen Aerzte stattet darin Bericht ab von den Krankheiten, die er seit der letzten Sitzung zu beobachten Gelegenheit gehabt hat. Auch ist im vorigen Jahre ein Athenäum der Medizin errichtet worden, das aber bisher noch wenig von sich hat hören lassen.

In der Gazette de Santé wird gewöhnlich ein Auszug der in jeder Sitzung verhandelten Sachen dem Publikum mitgetheilt.

Diese Reihe von gelehrten Gesellschaften läßt sich füglich mit einer halbgelehrten Gesellschaft, die sich nur am Tisch versammelt, schließen. Ich meine das sogenannte caveau moderne, oder die Gesellschaft der Epikuräer, die alle Monate Einmal bey dem Restaurateur Baleine zum Rocher de Cancale zusammen speisen, wie sich ehemals Piron, Collé Panard und andre lustige Dichter im sogenannten Keller (Caveau) versammelten. Jedes Mitglied bringt ein lustiges Lied mit, das es singen muß. Alle die Lieder werden in einem monatlichen Heft gedruckt, kommen dann aus den Sälen in die Vorzimmer, und verwandeln sich oft in Gassenlieder. Witz ist gewöhnlich die Haupt-Eigenschaft derselben, auch endigt sich beynahe jede Strophe mit einem Epigramm. Es kann ein Jeder einen Gast mitbringen. Diese Gesellschaft hat auch Abonnenten, die ihre Lieder einsenden.

D.

Charade.

Mein Erstes kann schaden, ja tödtlich verletzen;
Mein Zweytes in deinem Güter-Revier
Lohnt Pflanzen und Impfen und Sorge dir.
Mein Ganzes, gewöhnlich in Städten, wie hier,
Läßt deinen Gang dich nicht weiter setzen,
Bis deine Selbstheit erwiesen ist.
Verkehrt mag dich mein Ganzes ergetzen,
Ob Alles gleich nur gepinselt ist.

G.

Logogriph.

Wohlthätig ward dem Mühelahen
Der Sterblichen ich zugegeben,
Und, was sie wirken, ja, wie groß es sey,
Gleicht alles meiner Bildnerey,
Wie euch die Thoren und die Weisen
An sich und Andern klar beweisen.
Alt wie die Welt und ewig jung
Zahlt Reich und Arm mir Huldigung,
Doch weich' ich oft von seid'nen Betten,
Und lagre mich auf halb verfaultem Stroh;
Ich löse da des Sklaven Ketten,
Und lasse schwelgen ihn in dulci jubilo.
Vom fernen Kriegsgezelt, weit über's Meer,
Führ' ich zur Jungfrau den Geliebten her,
Und sie läßt ohne Scheu in ihren Armen,
Des guten Jüngling pflegend, ihn erwarmen.
Wer undankbar mich zu verscheuchen strebt,
Bey dem verweil' ich oft nur um so länger.
Enthaupte mich, so rührt dich noch der Sänger,
Der Fels und Bäume durch sein Spiel belebt,
Und durch der goldnen Lyra Zaubermacht
Die Abgeschiedne selbst zurückgebracht.

C. v. A.

Auflösung des Räthsels in Nro. 254: Austern.

Inhalt.

Nro. 235. Laurent Bournot, Buchdrucker in Langres. (Aus einer neuen Reisebeschreibung durch Frankreich.) — Das Wunder der Liebe. (Forts.) — Auszüge aus Briefen von Janina und Athen. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. (Forts.)

Nro. 236. Das Bundu. Von Dewea. — Das Wunder der Liebe. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. (Forts.) — Zwey Räthsel. — Auflösung des Räthsels und der Charade in Nro. 230.

Nro. 237. Abschied vom Sommer. An Frau von H. Von C. Graß. — Das Wunder der Liebe. (Forts.) — Einige gelehrte Nachrichten aus Italien. (Beschluß.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. (Beschl.)

Nro. 238. Des Troubadours Heimkehr. Von C. — Das Wunder der Liebe. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Neapel. — Beylage: Monats-Register vom September.

Nro. 239. Das Wunder der Liebe. (Forts.) — Abfertigung. — Vormals und Jetzt. (Beyde von Hg.) — Zwey französische Kriminal-Geschichten. — Nachlese. Von G. — Korrespondenz-Nachrichten aus Wien.

Nro. 240. Abendgemählde. Vom achtzehnjährigen Sohne des Ackermanns Schneider in Rammelsbach (Remigius-Bach) bey Kusel. — Das Wunder der Liebe. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Stuttgart. — Beylage: Intelligenz-Blatt Nro. 13.

Nro. 241. Das Wunder der Liebe. (Beschl.) Von August Lafontaine. — Reminiscenz eines Löwen. Von Dewea. — Das gelöste Problem. Frey, nach Swift. Von Hg. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris; aus Nürnberg.

Nro. 242. Sinngedichte. Von Weisser. 1. Peters Verwünschung. 2. Dichterzweck. 3. Das Geisteskind. 4. An einen Erzbösewicht. 5. Beym Tod unsers Arztes. 6. Der Stern. 7. Der unvernehmliche Prediger. 8. Die ungleichen Dichter. 9. Thraso. 10. Beym Grabe des Bibulus. — Patrick Henry. — Der Zusammengeschrumpfte. Von Dewea. — Nachlese. Von G. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. — Zwey Räthsel. — Logogriph. — Auflösung der Räthsel in Nro. 236.

Nro. 243. Waldleben. (Aus einer noch ungedruckten größern Dichtung.) Von Justinus Kerner. — Landschaftmahler M. Verstappen aus Antwerpen. Neuestes Bild von ihm, eine italienische Frühlingsgegend vorstellend. Rom, im April 1813. 1. — Zur Kunde der Kolonie auf Sierra-Leona und ihrer nächsten Umgebungen. (Aus englischen Blättern.) Auszug aus einem Briefe von Sierra-Leona. — Gnome. Von Hg. — Korrespondenz-Nachrichten aus Kassel.

Nro. 244. Reise von Paris nach Bombay. Erstes Kapitel. — Landschaftmahler M. Verstappen aus Antwerpen. 2. — Nachlese. Von G. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro. 245. Der Quaker Marcus Schwaner. Von Richard Roos. — Die Fabel vom Pferd und Esel. Von Weisser. — Der Mann von unerschütterlichem Muthe. Von Dewea. — Landschaftmahler M. Verstappen aus Antwerpen. 3. Von C. G. — Nachlese. Von G. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro. 246. Geistesfreyheitslied. Von Weisser. — Reise von Paris nach Bombay. Zweytes Kapitel. — Nachlese. Von G. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro. 247. Mylord Chesterfield. Von Herrn Suard. — Theodas Schlummer. — Lachstoff. (Beyde von Hg.) Reise von Paris nach Bombay. Drittes Kapitel. — Korrespondenz-Nachrichten aus Hanau; aus Paris.

Nro. 248. Proben aus Hafis Divan. 12. 13. — Frage. 1812. Von Justinus Kerner. — Mylord Chesterfield. (Beschl.) — Bunterley. Von Radlof. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. — Zwey Charaden. — Auflösung der Räthsel und des Logogriphs in Nro. 242.

Nro. 249. Tamara, der See der Büßer. Ein indisches Mährchen. Nach Boufflers. — Die Welt und des Menschen Herz. Von S. — Der Glaube an die Auferstehung der Todten. Von Richard Roos. — An Thais. — Zwey Widersprüche bey Tiro. (Beyde von Hg.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Neapel. Berichtigungen.

Nro. 250. Amors Antiquitäten-Kabinet. Frey, nach Zappi. Von Hg. — Tamara, der See der Büßer. (Beschluß.) Von L. — Reise-Notizen aus Frankfurt. (Fortf.)

Nro. 251. Ermunterung an sich selbst. 1813 — An Pompus. — Der Neid. (Beyde von Hg.) — Reise von Paris nach Bombay. Viertes Kapitel. — Beyträge zur allgemeinen Geschichte. Neueste christliche Ansicht. Sektirer und Parteien. Fortschritte des Menschengeschlechts. Andres Daseyn. Geselligkeit. Urbanität. Toleranz. Ehe. Ehre. Liebe. Von B. v. C. — Reise-Notizen aus Frankfurt. (Fortf.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Frankfurt am Main.

Nro. 252. Gesang auf dem Wasser. Von F. Laun. — Der Ring. Von Hg. — Reise von Paris nach Bombay. Fünftes Kapitel. — Verschiedne Meinung. Von Hg. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro. 253. Der Alte vom Berge. — Briefe Klopstocks und seiner Meta an Giseke. Meta Klopstock an Giseke. — Der zartfühlende Baum. Orientalische Erzählung. Von Hg. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. (Ueber die gelehrten Gesellschaften daselbst.)

Nro. 254. Ein Tag aus meinem Leben. Morgen. — Rath an Kritikaster Cottin. Von Hg. — Der Alte vom Berge. (Beschl.) Von — o —. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. (Beschl.) — Räthsel. — Auflösung der Charaden in Nro. 248.

Nro. 255. Der Jüngling und der Berggeist. Von A. Schrbr. — Ein Tag aus meinem Leben. (Fortf.) — Marie Luise Cicci. Nach Ginguené. Von H. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. (Mode-Launen.)

Nro. 256. Die Brille und der Gürtel. Apolog. Von G. — Ein Tag aus meinem Leben. (Fortf.) Mittag. — Anekdoten aus dem Galerenleben. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro. 257. Ein Tag aus meinem Leben. (Fortf.) Abend. — Merkwürdiges Urtheil über eine geheime, wenigstens zu damaliger Zeit geheime, Verbindung. Von Dewea. — Korrespondenz-Nachrichten aus der Schweiz.

Nro. 258. Bedeutende Kleinigkeiten. Von Hg. — Ein Tag aus meinem Leben. (Fortf.) — Historisch-bibliographische Anekdoten. (Aus Peignot's Dictionnaire des principaux livres condamnés au feu, supprimés ou censurés, 2 Vol. in 8.) 1. Franz I. und der Bischof von Mâcon. 2. Ludwig XV. und der Bischof von Alais. 3. Pierre Petit. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin. (Ehren-Rettung Berlins in Absicht des Musikalienhandels. Von — a — — Aus Paris.

Nro. 259. Ein Tag aus meinem Leben. (Beschl.) Mitternacht. Von Fr. Laun. — Reise von Paris nach Bombay. Sechstes Kapitel. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro. 260. Der Perlenfang am Persischen Meerbusen. Von H. — Merkwürdiges Urtheil eines Dänen und eines Leipziger Recensenten über Schiller. — Historisch-bibliographische Anekdoten. 4. Die Apocalypse. 5. Prynns Histriomastix. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. (Ueber die gelehrten Gesellschaften in Paris. (Beschl.) — Charade. — Logogriph. — Auflösung des Räthsels in Nro. 254.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Siebenter Jahrgang.

1813.

November.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollona
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen.

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Grosbritannien, rc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltnen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, rc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Mahlerei, Bildhauerei, Baukunst, Gartenkunst, rc. Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemählde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beyträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen, rc.

V. Kleine Reise-Beschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen, Räthsel. Charaden und dergl.

VIII. Vier und zwanzig besondere Beylagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Von Zeit zu Zeit werden Beylagen von Zeichnungen, Kupferstichen, musikalischen Kompositionen, rc. gegeben. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, so wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

Man verbindet sich nur auf ein halbes Jahr für den Preis von 8 fl., oder 4 Rthl. 8 Gr. Sächsisch, wofür man auf jedem Postamt und in jeder Buchhandlung Exemplare erhalten kann. Die Haupt-Spedition hat das Königliche Ober-Postamt in Stuttgart übernommen, das solche Verabredungen getroffen hat, daß das Morgenblatt auch in Ulm, Augsburg, München, Schafhausen, so wie in Heidelberg, Mannheim und Frankfurt am Main rc. für den besagten Preis von 8 fl. der halbe Jahrgang zu haben ist.

Die HH. Korrespondenten belieben Ihre Briefe zu addressiren an die Redaktion des Morgenblatts in Stuttgart, und wem Leipzig näher liegt, beliebe beyzusetzen: Bey Hrn. Buchhändler Kummer in Leipzig abzugeben.

Nro. 261.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 1. November, 1813.

Wie forschest du, bis aus der Weisheit Tönen
Musik wird, bis dir aus der Seele Tiefen
Durch tausend Spiegel, die es läuternd prüfen,
Zurückgestralt erscheint das Bild des Schönen.
A. W. Schlegel.

Probe aus Oelenschlägers Tragödie: Correggio. *)

Fünfte Handlung.

Wald, im Hintergrunde Silvestro's Hütte. Eine dicke knotige Eiche steht bey der Hütte, und ist zur Kapelle eingerichtet; mitten im Stamm ist eine Einfassung, um welche die Rinde wächst, in dieser Einfassung hängt das Magdalenen-Bild. Kleine Steinhaufen gehen hinauf zum Baum, dessen Wölbung als ein runder Tempel zusammen geflochten und zugeschnitten ist. Vorne stehen große Platanen, und zu rechter Hand sprudelt eine Quelle aus einem Erdhügel zwischen Steinen, und schlängelt sich als Bach weiter durch den Wald.

Valentino, ein alter Räuber, sehr groß und stark, schwarzbraun von Gesicht; die Haare hat er in einem grünen Netze, darüber einen breiten runden Hut; zwey Pistolen im Gürtel, Schwert an der Seite, eine Flinte auf dem Rücken, sitzt nachdenklich bey der Quelle.

Valentino.

Wie Alles mit der Zeit sich doch verändert,
Mit Allem auch die Art zu sehn, zu denken;
Vor dreißig Jahren, wenn ich durch den Wald ging,
Voll Haß und Zorn gegen die stolze Welt,
Da zeugten diese Schatten in den Zweigen
Mir dunkle Mordsucht in der Brust; traf ich
Auf einen hohlen Baum, da stand er mir
Nur da als Hinterhalt, und Festung, um
Daraus den Wandrer schnell zu überfallen.
Die Blumen guckten mir nur in die Augen
Als freches Unkraut, gut zum Niedertreten.
Und gingen schöne Weiber durch den Hain,
Da spitzt' ich wie ein Tiger gleich die Ohren.
Nie fühlt' ich ruhiger und froher mich,
Als nach begangner Heldenthat, und tief
In meiner Höhle schwelgt' ich mit den Knechten,
Und fühlte mich ein Pluto, Jovis Bruder,
Ein starker König grauser Unterwelt. —

Jetzt ist es anders, wie das Alter kommt.
Jetzt grauset mir in dieser dunkeln Höhle,
Als sagte mir die Kluft: Wirst bald für ewig
Da seyn, hinauf! genieß das schöne Licht,
Die kurze Zeit, die es dir noch vergönnt.
Ich habe keine Lust am Morden mehr.
Ich treib' es nur im Zorn aus Noth, und als
Nothwend'ge Politik für meinen Staat.
„Der alte Valentino," dieser Name
Zeugt blasse Furcht auf jeder Lippe, die
Ihn ausspricht. In den Ammenstuben stillt
Man Kinderschrey'n damit, und im Gericht
Verstummt der stolze Richter, wenn er's hört,
Wird blaß, und läßt vor Angst die Feder fallen.
Ich bin weit mehr gefürchtet als der Teufel.
Auch hat mich meine Kraft noch nicht verlassen,
Der Muth scheint aber leider sich beurlaubt
Zu haben jetzt. — Woher mag das wol kommen?

Denn freylich, bin ich Räuber auch und Mörder,
Ich habe deshalb nimmer aufgehört,
Ein guter Christ zu seyn: das Eine läßt
Sich mit dem Andern ja ganz gut verbinden.
Ich hab' in meinem Leben viel Excesse
Begangen, Leute in die Brust gestoßen,
Viel Gurgeln abgeschnitten, Mädchen, Weiber
Entehrt, viel Geld genommen, und so weiter;
Das soll mir aber Niemand sagen, daß

*) Aus diesem noch ungedruckten Trauerspiele, in welchem sich des genialen Verfassers Herz und Kopf rein abspiegeln, geben wir zum Vorgenusse den fünften Akt, als ein für sich bestehendes Ganzes.

Ich einen Tag gelebet, ohne mind'stens
Drey Pater noster auszubeten; auch
Bin in die Messe fleißig ich gegangen,
Und habe mir Absolution gekauft,
So für begang'ne, wie zukünft'ge Sünden.
Auf die Art sollte man nun also glauben,
Daß mit Courier ich einst gen Himmel fahre,
Wenn es so weit kommt; und doch schleicht die Furcht
Sich langsamer, als je ein Vetturino,
Den Himmelsweg hinauf. Und eh' ich's weiß,
Tritt wol ein aufgebrachter Racheengel
Aus dem Gehölz, zielt auf mich mit der Flinte,
Zwingt mich das Bischen Hoffnung ihm zu geben,
Und stürzt mich, wie der Herr einst Lucifer,
Tief durch die Erde in den Höllenschlund.

Silvestro tritt aus der Hütte, kniet vor dem Magdalenen-Bild, und verrichtet sein Abendgebet.

Valentino.

Das ist der alte Eremit Silvestro.
Ein schwacher Mensch, blaß, hager im Gesicht,
Doch blickt sein Auge kräftig und voll Licht.
Ich blühe braun und männlich wie der Herbst,
Seh' aber ich mein Aug' im Spiegelbach,
So scheint es trübe mir, bleich, wie Saturn,
Und zittert kalt mit ungewissem Schimmern;
So tödtend ist ein einziger Gedanke,
So heilend ist die Zuversicht, die Hoffnung.

Silvestro steht auf und geht ihm entgegen.

Gott grüß' Euch!

Valentino.

Vielen Dank für diesen Wunsch!
Ehrwürd'ger Bruder, kennt ihr mich?

Silvestro.

Ihr seyd
Ein Jäger.

Valentino.

Ja, ein Scharfschütz.

Silvestro.

Auf die Art
Sind wir Waldbrüder beyde.

Valentino.

Beyde Greise.

Silvestro.

Und Beyde müde von der Welt.

Valentino.

So scheint's.

Silvestro.

So richten also Beyde wir die Augen
Von dieser Erde in die Ewigkeit.

Valentino.

Wenn es nur etwas hilft.

Silvestro.

Wie sollt' es nicht?

Valentino.

Ihr seyd ein frommer Mann, Euch wird St. Peter
Bey'm ersten Klopfer gleich einlassen; ich
Dagegen! so ein wilder Kerl, ein Jäger,
Der viel unschuld'ge Thier' im Wald getödtet!

Silvestro.

Und wär't Ihr selbst ein Räuber, wenn Ihr reuig
Am Todeskreuz Euch zu der Gnade wendet,
Es würde Euch gelingen.

Valentino.

Kennt Ihr mich?

Silvestro.

Ich kenn' Euch, Valentino.

Valentino.

Und fürchtet nichts?

Silvestro.

Vielmehr, ich hoffe noch mit Gottes Hülfe
Die Angst aus Eurem Herzen zu vertreiben.

Valentino.

Ihr wißt, wie mein Gemüth beschaffen?

Silvestro.

Ja.
Nicht Steine blos und Bäume hier im Wald
Vernahmen Eure Noth, ich weiß sie auch.

Mehrere Räuber kommen mit Franz Battista.

Bruno.

Seht, hübscher Leute Kind mit Reisegeld
Und einem vollen Ränzel auf dem Rücken!
Erlaubt mir, Hauptmann, diesem Vogel gleich
Die Federn abzurupfen und den Hals
Dann umzudreh'n — es ist des Gastwirths Sohn,
Ein Sohn von dem Battista in Correggio.

Ein Anderer.

Der garstige Kerl, der uns in's Handwerk pfuscht.

Ein Dritter.

Der manchmal uns den kühlen Trank versagt,
Nachtlager auch, und alle Artigkeiten,
Wenn wir als arme Handwerkspursche kamen.

Valentino.

Ein feiger Heuchler, ein elender Wicht,
Ein neidischer, verruchter Bösewicht,
Räuber sind reine Engel gegen ihn,
Denn gegen die Gewalt kann sich doch Kraft
Und Vorsicht waffnen; aber Nattern schleichen
Sich hämisch hin und stechen todt. Denk' ich
An diesen Wicht, dann kocht die Galle mir
Auf in die Brust. Er hat mein Herz durchstochen.
Denn er ist Schuld daran, daß Nicostrato,
Mein Bruder und mein Freund im Tod und Leben,
Mit Keulen todtgeschlagen ward; daß seine
Mannhaften Glieder von den Henkersmessern
Abscheulich abgeschnitten wurden, weil
Der Hund der Obrigkeit (sonst mild und menschlich)
Den Rath gab, ihn auf die Tortur zu spannen.
Nehmt seinen Sohn, ich geb' Euch ihn als Opfer,
Sein blut'ger Tod soll meine Rache kühlen.

Die Räuber wollen Franz wegführen, er wirft sich Valentino zu Füßen, und ruft

Barmherzigkeit!

Valentino zuckt seinen Dolch.

Fahr' hin, du Natterbrut!

Silvestro greift das Magdalenen-Bild mit der einen und Valentino's Arm mit der andern Hand.

Barmherzigkeit! Was hat der arme Jüngling
Dir denn gethan? O, bändige dein Herz!
Wirkt die Natur in ihrer ew'gen Größe
Nicht auf dein störriges Gemüth; wohlan,
So zeige doch, daß du ein Christ noch bist,
Verschon' ihn und befleck' die Gegenwart
Des Heiligenbild's nicht mit unschuldigem Blute;
Sieh diesen Todtenkopf, das sollst du werden!

Sieh dieses große Buch, das ist die Bibel,
Worin dir das Gebot geschrieben steht:
Du sollst den Nächsten lieben, wie dich selbst!
Sieh dieses fromme Weib! die Heldinn riß
Sich kräftig von der Sünde. Thu' es auch,
Errette deine Seele, sey ein Mensch!

Valentino stammt zurück, wie er das Bild sieht.

Lasst ihn! Bey Gott, die Heilige ist nah,
Ist gegenwärtig — Nicht ihr Bild, sie *selbst*
Hat meine Hand zurückgehalten. Seht Ihr
Sie Alle? Sancta Magdalena! Seht Ihr
Sie, die Fürbitterinn der wüsten Sünder:
Sie, *unsre* Heil'ge, seht Ihr sie?

[illegible]uber nehmen unwillig die Hüte ab, wie sie das [illegible]nd sehen, und knieen.

Wir sehn sie,
Wie schön sie ist, ach wie lebendig da.
Ora pro nobis, sancta Magdalena!

Sie trennen sich.

Valentino zu Franz.

Geh hin in Frieden! Danke dieser Heil'gen
Für deine Rettung, und nächst ihr dem Manne,
Vor dessen Geist sie klar sich offenbarte,
Damit er wieder sie den Menschen zeige.

Silvestro zu Franz.

Dies Bild ist von Antonio Allegri,
Dem armen Mahler, deines Vaters Nachbar.

Franz ab.

An Valentino.

Ich danke Dir!

Valentino abbrechend.

Wir sehn uns morgen wieder.

Silvestro geht in seine Hütte hinein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aufgewärmtes, oder ein Blick auf die Pariser Sitten.

(Aus einem Pariser Blatte).

Wie viele Leute gehen des Morgens in die Kaffehäuser *Tortoni*, *Hardy*, *de Chartres*, nehmen Mignonettes, Coquilles, Zitronenthee, sprechen von ihren Unternehmungen, von ihren Glücksumständen, von ihrem Kredit, spielen die angesehenen Personen, oder die eleganten Petits-Maitres, kehren um 5 Uhr nach Hause zurück, finden ihre Familie am Tische, und speisen sehr gut mit dem *Aufgewärmten*!

Germonville ist seit 15 Jahren verheirathet. In der ersten Zeit seiner Heirath war er ganz Feuer, und hatte alle mögliche Aufmerksamkeit für seine Frau. Jetzt geht es ganz anders. Er hat sein eigenes Bett, sein eigenes Zimmer, er geht aufs Land, er geht ins Schauspiel, er geht überall hin ohne seine Frau, er, der ehemals nirgends ohne sie Vergnügen fand. Welche Veränderung, sagt die arme Frau. Gestern war mein Namensfest, hat er es auch wohl bemerkt? Grade als sie diese Worte sagte, trat *Germonville* mit einem großen Blumenstrauße ins Zimmer. — Meine Beste! Erlauben Sie — Die Frau erlaubt, allein sie kann nicht umhin, daran zu denken, wie man sonst am vorigen, und nicht am nachfolgenden Tage ihr das Fest wünschte, und daß jener verspätete Glückwunsch nur etwas *Aufgewärmtes* ist.

Ich bin ein Freund von den ersten Aufführungen eines Theaterstücks, und laufe immer dahin, als ob mich Feuer brennte. Komm' ich beym Eingange an, und finde denselben wie belagert, so mache ich mir Platz mit Händen, Schultern, Knien und Füßen, zerreiße einige Röcke, stoße dort einige Ribben ein, stoße einige Knöpfe ab, und gelange nun endlich ins Parterre. Der Name des Verfassers des neuen Stückes und das Verdienst desselben gehen schon leise von Mund zu Mund. Es soll von sehr witzigen Schriftstellern herrühren, es sollen vortreffliche Stellen darin vorkommen, Verse, die bald als Sprüchwörter zirkuliren werden; immer gut, nur angefangen. Es schlägt 7 Uhr, ein viertel auf acht, halb acht. Endlich geht der Vorhang auf; nun kommt die Auseinandersetzung des Stückes, die Intrigue, der Styl, die Entwicklung zum Vorschein. Ach meine Freunde, Alles dieses ist nur *Aufgewärmtes*!

Daiglonval ist ein Erzähler in Gesellschaften. Er tritt nie in einen Zirkel, ohne einen Vorrath von burlesken, tragischen und skandalösen Anekdoten mitzubringen. Er trägt mit vieler Fertigkeit vor; dessenungeachtet bringt er oft seine Zuhörer zum Gähnen, denn zu seinem Unglücke hat er nur alten Kram, Kalendergeschichten, Zeitungsmährchen, — kurz *Aufgewärmtes* aufzutischen.

Augustine ist im höchsten Grade kokett. Ihre Großmutter, bey der sie wohnt, verzärtelt sie, und thut stets ihren Willen. Alle acht Tage muß *Augustine* einen neuen Hut haben; zuweilen fodert sie sogar zwey in einer Woche. Alle Modehändlerinnen kennen *Augustine*, und beeifern sich, sie zu bedienen. Neulich brachte ihr eine dieser Damen einen Kopfputz, der wunderbar seyn sollte. Sie hatte alle ihre Sorgfalt darauf verwandt; betrachten sie nur dieses Band, diese Federn, diesen Grund, diesen Saum, dieses Stroh; *Augustine* war wirklich bezaubert darüber; sie setzte ihn sogleich auf, stellte sich damit vor den écran hin, und lief dann zu ihrer Großmutter.... Was sagen Sie dazu! was sagen sie dazu? — Meine liebe Kleine, ich bin wie in meine Jugend versetzt! grade solch einen Hut hatte ich — Was? Solch einen? — Ja, gewiß! O Himmel, und mir bringt man diesen alten Kram, diesen Wisch, diesen abscheulichen Hut? — Die Frau Modehändlerinn zog etwas beschämt ab. Freylich scheint das Erfindungsvermögen der Modehändler völlig erschöpft zu seyn, sie müssen die Moden der vorigen Jahrhunderte wieder hervorsuchen, und als Neuigkeit etwas *Aufgewärmtes* ausstellen!

Was mich anbetrifft, so habe ich hier nichts Neues liefern wollen. Dazu hätte allzuviel gehört. Ein neues Herz, eine neue Idee, und alle neuen Sachen sind Seltenheiten, die ich zu besitzen nicht behaupten kann. Daher müssen sich die Leser mit etwas *Aufgewärmtem* begnügen.

D.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, im Oktober.

Die herbstlichen Schulfeyern und Prämien-Austheilungen im Kanton Luzern werden zu Stadt und Land mit theatralischen Darstellungen begleitet, bey denen die Auswahl der Stücke mehr oder weniger bezeichnend erscheint. Diesmal hatte die Liebhabergesellschaft in der Stadt Luzern zu Verherrlichung des Schulfestes: Das Dörfchen, Operette für Kinder in drey Aufzügen, mit Musik von dem dortigen Musik-Direktor und Rathschreiber Weber aufgeführt, mit dem Vorspiel: „Gute Kinder, der Eltern größter Reichthum,“ nach Weisse. — Die Theater-Gesellschaft in Willisau gab: Ulrich Schröter, oder: die traurigen Folgen der Spielsucht, eine Geschichte aus dem dreyzehnten Jahrhundert, (die man ohne Zweifel ungleich näher im achtzehnten und neunzehnten gefunden hätte). — In Triengen gab die Liebhaber-Gesellschaft vier Vorstellungen von Zimmermann's vaterländischem Schauspiel: Der Tod Erlachs, welchem zwey Mal die Brandschatzung und zwey Mal der Trunkenbold als Nachspiel diente. — In Sursee endlich führten die Studenten selbst auf: Die Einöde, von Weil, und der Gimpel auf der Messe, von Kotzebue.

Die von der Akademie in Bern für das Jahr 1814 den Studierenden mit zweckmäßiger Auswahl und Umsicht wie jedes Mal aufgegebnen, (mit goldnen Medaillen für die gekrönten Arbeiten und mit silbernen für das Accessit zu belohnenden), Preisfragen sind folgende: Theologische: Worin ist die geistliche (sacra) von der weltlichen (profana) Beredsamkeit verschieden, und welches sind die eigenthümlichen Kennzeichen der einen und der andern? Juridische: 1) Genaue Bestimmung der Bedeutung der Worte: dies venit und dies cedit. 2) Worauf gründet sich das Recht der Majorität in einer Republik oder Genossenschaft? Wie weit erstreckt sich dasselbe? Wie vielerley Arten von Majorität gibt es, und welche ist die gültige? Medizinische: Welche Bedeutung hat die Leber beym gesunden Menschen, vom Punkte seiner Entwicklung an bis zum hohen Alter? Welche Krankheiten gehen von ihr aus, und in welchen Krankheiten andrer Organe und Systeme nimmt sie nähern oder entferntern Antheil? Chemie: Welches sind die Bestandtheile des Gurnigelwassers, und was ergibt sich aus ihrer chemischen Zusammensetzung in Hinsicht ihrer medizinischen Heilkräfte? Literatur: Versuch einer deutschen Uebersetzung des 14ten oder 15ten Buchs der Annalen des Tacitus, in welcher die Kraft und Gedrängtheit des Originals wieder erscheine, aber der Genius der deutschen Sprache nicht verletzt werde. Physik: Darstellung des gegenwärtigen Zustandes des Höhenmessens mit dem Barometer.

Der durch mehrere naturhistorische und pädagogische Schriften vortheilhaft bekannte Pfarrer Steinmüller in Rheineck, Mitglied des Erziehungraths vom Kanton St. Gallen, hat so eben den „Entwurf zu einer Bürger- oder Mittelschule, in Verbindung mit einem Schullehrer-Institut für die evangelischen Landbewohner des Kantons St. Gallen“ bekannt gemacht, wodurch er in Gestalt und Form einer Privat-Unternehmung eine in den öffentlichen Anstalten noch vorhandene bedeutende Lücke wenigstens Theilweise ausfüllen will. Er drückt sich darüber im Eingang unter Anderm also aus. „Wer, der in unsern Zeiten die Bedürfnisse des Landvolks kennt und beherzigt, fühlt es nicht, daß neben unsern Primarschulen auch noch Bürger- oder Mittelschulen vorhanden seyn sollten, worin der, der Primar- und Repetirschule entlassene, vermöglichere und fähigere junge Landbürger freylich auf dem allereinfachsten Wege noch etwas weiter geführt würde, als es beym frühern, nur auf das Allernothwendigste beschränkten, Unterricht für den Knaben möglich war! Jeder Beobachter wird überdies genug Beyspiele kennen, daß Mangel an hinreichendem Unterricht eine Menge Irrthümer, schädliche Handlungen, Prozesse und andre Uebel im Staate und in den Haushaltungen erzeugten. Und endlich, welcher vernünftige Kanton-Einwohner wird bescheidene Versuche, Bürger- oder Mittelschulen in den Distrikten zu veranstalten, nicht noch um so mehr billigen und unterstützen, da uns, leider! die traurige Erfahrung lehrte, daß die Bemühungen, auch eine evangelische Gymnasialanstalt im Kanton zu errichten, ohne Erfolg blieben! Der Erziehungrath hat das Bedürfniß solcher Anstalten schon vor zehn Jahren eingesehen, und daher die Schul-Inspektoren in seiner gedruckten Instruktion eingeladen: „sich e[illegible]legen seyn zu lassen, bey jeder schicklichen Gelegenheit di[illegible]merksamkeit der Pfarrer und der wohlhabenden Bürger auf Errichtung der so sehr zu wünschenden Bürger- oder Mittelschulen und auf die mannichfaltigen Gründe zu richten, welche denselben zur Empfehlung dienen.‘ Mein erster Versuch sey und bleibe diesmal nur ganz Privatsache. Vielleicht führt in der Folge der geringscheinende Anfang zum bedeutenden Größern!“

Zu Zürich will der ehrwürdige sechs- und achtzigjährige Greis, der Altseckelmeister, Salomon Hirzel, seine Zürcherschen Jahrbücher, die Arbeit einer langen Reihe von Jahren, und den reichen Schatz unermüdeten Forschens und Nachdenkens, in mehrern Bänden erscheinen lassen. Der erste Band, welcher die drey ersten Bücher bis zum Jahr 1390 in sich fasst, soll noch in diesem Jahr ausgegeben werden.

Paris.

In einem neuen Stück am Vaudeville-Theater werden mehrere Sitten der Pariser Bürger-Familien durchgezogen: eine sehr komische Rolle darin ist die eines Friseurs, artiste en cheveux, der Bilder und Porträte aus Haaren macht. — Auf dem Brunet'schen Theater hat ein kleines Stück: Les maris en vacance, denjenigen, die noch lachen können, sehr spaßhaft geschienen. — Mit der sogenannten Luftjagd hat es auch bey dem dritten Versuch im Vauxhall nicht gehen wollen. Diesmal hatte man den Abend dazu gewählt, und dabey ein Feuerwerk abgebrannt; allein das wilde Schwein flog zur einen Seite, und der Jäger, anstatt hinterher zu laufen, dreht dem Wildprett den Rücken zu. Dem Hund ging es noch schlimmer, denn da der Brennstoff, womit er angefüllt war, Luft bekommen hatte, so schrumpfte das Thier so zusammen, daß nichts übrig blieb, als die Haut. Dennoch lässt sich der Besitzer der Luftjagd nicht abschrecken, und will nun in einem großen Saale eine Aufführung geben, wobey denn freylich Wild und Jäger sich nicht allzusehr entfernen werden. — Hr. Quenedy, der auch in der Fremde durch seinen Phisionotrace bekannt ist, rühmt eine neue Art von Papier, das er erfunden hat, und das zum Nachzeichnen von Kupferstichen, Zeichnungen, Schriftzügen u. s. w. dienen soll. Wegen seiner Helle und Durchsichtigkeit hat der Erfinder es Glaspapier genannt; es soll wirklich so weiß und rein seyn, wie schönes Glas, und mithin vor dem papier lucidorique, dessen man sich bisher hier bediente, einen großen Vorzug haben. — In einem hiesigen Journal werden auf eine satyrische Weise die Adressen der vorzüglichsten Schauspieler des Théâtre français mitgetheilt. Talma soll wohnen in der Straße du Sépulcre; ein andrer Schauspieler in der Straße du puits qui parle. Mlle. Georges in der Straße du coeur volant, grand hotel de l'Europe, eine andre übelberüchtigte Schauspielerinn in der Straße des mauvaises paroles.

D.

Beylage: Monats-Register vom Oktober.

Digitized by Google

Digitized by Google

Nro. 263.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 3. November, 1813.

Der geprüfte Wechsel aller Dinge
Macht den Werth des Lebens so geringe,
Daß ein Kluger nie die Jahre ehrt.
Spiegel.

Probe aus Oelenschlägers Tragödie: Correggio.

(Fortsetzung.)

Mit leichterm Herzen.

Wie schön der Abend ist! Wie blau und kühl!
Die Kühle fächelt mich mit Engelsflügeln,
Labt mich. Im Osten fällt ein leichter Regen,
Die Sonne sinkt in Westen, mahlt im Sinken
Noch auf den Thau den schönsten Regenbogen.
Wie freudig mir das Grün entgegen lodert,
Als Hoffnung aus der blauen Ewigkeit!
Ist es mir doch, als glänzten mir zum Abschied
Zu guter Letzt die heil'gen sieben Farben,
Als wenn sie mich zur Heimath ihrer Mutter,
Des reinen Lichts, von diesen Schatten winkten.

Er nimmt den Sack.

Ich hebe dich, du schwere Last des Lebens,
Zum Letztenmal. Du harter Mammon! Stets
Ein Feind des Geistes, der nicht irdisch strebte!
Hast dich gerächt! Das Wen'ge, was mein Pinsel
Dir abzwang, drückt meine Schultern immer
Mit Kupferlast. Jetzt leb' ich ohne dich!
O komm, Maria! Mein Giovanni, komm!
Ein Anblick nur! Ein letztes Lebewohl!
Ja, lieber Gott! Nur diese süßen Freuden
Des Lebens noch — dann will ich gerne scheiden.

Er geht.

Maria kommt von einer andern Seite mit Giovanni; er hat den kleinen Agnus-Dei-Stab in der Hand.

Giovanni.
Warum kommt nicht der Vater, liebe Mutter?

Maria.
Er wird bald kommen, hoff' ich, er hat heut
In Parma viel zu thun gehabt.

Giovanni.
Es wird
Schon dunkel, liebe Mutter! ich bin bange.

Maria.
Das darfst du nicht, Giovanni! Wer nichts Böses
Begangen, braucht sich vor der Finsterniß
Auch nicht zu fürchten.

Giovanni.
Eben war der Himmel
So blau und bunt; da spielten alle Farben
Und kleine Wolken mit einander; jetzt
Ist Alles ganz vorbey, die Sonne sinkt,
Ist schon hinunter, und nun ist da nichts
Als nur ein dunkler Streif vom rothen Blut.

Maria.
Siehst aber du das holde Angesicht
Da durch die Zweige.

Giovanni.
Ja, das ist die Luna.

Maria.
Ihr Licht beginnt erst, wenn das erste sinkt.
Ist mild und selig, labt den freyen Geist.

Sie setzt sich bey der Quelle.

Giovanni.
Da stehen noch Vergißmeinnichte, Mutter,
Rund um im Gras. Darf einen Kranz ich pflücken,
Bis Vater kommt?

Maria.
Ja wohl, du kleine Nachwelt,
Pflück' von der Wirkung der gesunknen Kraft
Dir einen Kranz; was kannst du besser machen?

Giovanni ab.

Maria allein.
Ich Thörichte! Muß Alles denn Beziehung

Auf eine fürchterliche Ahnung haben?
Warum erhitz' ich mir mit Schreckenbildern
Die Phantasie und das Gefühl? Ich weiß ja
Von keinem Unglück noch! Wenn aber, ach!
Ich's weiß, liegt dann in diesen ew'gen Bildern
Auch nicht mein einziger, mein höchster Trost?

Lauretta singt außer der Scene.

Es lauft ein Schauder durch Mark und Blut,
Er hat getrunken die Todesflut,
Er sinkt blaß in die Rosen roth,
Da liegt der Pilger, ach, und ist todt!
Der Strudel zieht ihn hinab zum Schlund,
Da liegen die Knochen im feuchten Grund.

Sie kommt herein.

Ach! Nachbarinn Maria! seyd Ihr da?
Das wußt' ich wohl, Ihr würdet auch bald kommen.

Maria.

Hast du Antonio nicht gesehn, Lauretta?

Lauretta.

Ja wohl! ich habe ihm sogar zu trinken
Gegeben, und ein Lied ihm vorgesungen.

Maria.

Ach Gott! wo ist er! (man sieht Antonio in der Ferne.)

Lauretta.

Seht, da kommt er wieder.
Nun, das wird eine Freude geben. Ihr
Seyd Beyde so verliebt noch, als wenn Ihr
Versprochen, und nicht Eheleute wäret.
So will ich Eure Lust denn auch nicht stören,
S'ist ohnedem schon spät, nun gute Nacht! ruft:
Antonio, ich wünsch' Euch wohl zu schlafen. Sie geht.

Antonio kommt blaß wie der Tod.

Maria.

Antonio!

Antonio wirft den Sack.

Maria! da ist Geld,
So hab' ich dich und deinen armen Knaben
Für kurze Zeit versorgt; ich kann nicht mehr,
Mag der allmächt'ge Gott Euch ferner helfen!

Maria.

Antonio! O heil'ge Mutter Gottes!

Antonio umarmt sie.

Das bist du nicht! nicht wahr? Du bist mein Weib!
Du arme Frau, ach du verlaßne Wittwe!
Gott sey gelobt! Das heiße wilde Blut
Hat freyen Lauf bekommen; jetzt wallt Lust
In meinen Adern.

Maria.

Du bist blaß und blutig!

Antonio.

Nein, blutlos, liebes Kind! Der Erde hab'
Ich seinen Theil gegeben. Jetzt bin ich
Nicht mehr geängstigt von den Fieberträumen. —
Nicht wahr? Das war Lauretta, die da ging,
Das junge Mädchen mit den gelben Haaren.
Kein böser Dämon, meine Atropos?

Maria.

Antonio.

Antonio.

Und du, du bist mein Weib,
Giovanni ist mein Sohn, Menschen, wie ich,
Nicht ewige, erhabne Himmelsgeister,
Die ohne Mitleid sind, weil sie nicht leiden.
Ihr werdet leiden, ach zu viel, zu viel.

Maria.

Ich Unglückselige!

Antonio.

Versage nicht,
Gib mir den Brautkuß, meine liebe Braut!
Fürchte dich nicht, die Lippen sind nicht blutig.
Ich habe in der Quelle sie gespült,
Sie sind nur veilchen-blau, du gutes Kind!
Ein flücht'ger Flügelstaub des Schmetterlings,
Des Neugebornen, der zum Himmel steigt.

Maria.

O mein Antonio! So soll es enden?

Antonio.

So muß es immer enden, gute Seele!
Eine Minute früher oder später,
Was macht das aus? Der Augenblick ist bitter,
Doch nur ein Augenblick, und o Maria!
Auf diesen Augenblick folgt Ewigkeit.

Maria.

O mein Geliebter!

Antonio.

Willst du mir versprechen,
Daß du den Augenblick ertragen willst?
Daß nicht die Thränen sollen schmerzlich fließen
Als Blut des Opferlammes, aber sanft,
Das Herz erleichternd, schöne, reine Perlen
Des Mitgefühls, der Menschlichkeit, der Liebe?

Maria.

Fahr hin im Frieden, ich versprech es dir.

Antonio.

Nun denn, in des allmächt'gen Gottes Namen!
Wo ist mein Sohn?

Maria ruft.

Giovanni! Er pflückt Blumen.

Antonio.

Zu seines Vaters Sarg. Geh hin, Maria,
Zu unserm lieben alten Freund Silvestro,
Er soll das heil'ge Abendmahl mir reichen.

Maria.

Er schläft! Doch — muß ich —

Antonio.

Ja, er wird bald kommen.

Maria.

Ich eile — zittre —

Antonio.

Liebe, zauderst Du?

Maria, küßt seine Stirn, blickt zum Himmel und sagt:

Ich geh; du siehst mich wieder, gleich.

Antonio, sieht ihr freundlich in's Gesicht und drückt ihre Hand.

Ja, gleich.

Maria ab.

Die Trennung ist sehr kurz.

Giovanni kommt.

Giovanni, komm!
Mein liebes Kind! Was hast Du?

Giovanni.

Einen Kranz,
Mein Vater, von Vergißmeinnicht.

Antonio küßt ihn.
Du kleiner
Unschuldiger! Du vaterlose Waise!
Der Ewige wird für dich sorgen.

Giovanni.
Du
Sollst für mich sorgen, Vater.

Antonio.
Knie nieder!

Giovanni.
Ja, lieber Vater. Er kniet.

Antonio legt seine Hand auf sein Haupt.
Sieh, mein lieber Sohn!
Nimm deines Vaters Segen! Mehr kann ich
Dir geben nicht; doch eines Vaters Segen
Hat große Kraft in seiner letzten Stunde.

Giovanni küßt seine Hand.
Du bist so blaß, mein Vater.

Antonio.
Ich bin müde.
Jetzt will ich ruhen, bis die Mutter kommt.
Er legt sich nieder.

Giovanni.
Ja, schlafe Vater, ich will bey dir wachen.
Er setzt sich beym Vater.
Mein Vater schläft, was hat er um den Kopf?
Ach einen schönen Lorberkranz; ich will
Auch meinen Kranz ihm geben; das wird ihn
Vergnügen, wenn er aufwacht, auch die Mutter.
Er setzt ihm den Kranz auf.

(Der Beschluß folgt.)

Cesarotti an Ritter Clemens Sannetti.

(Beschluß.)

Ich gestehe, daß ich den Titel: Aufgeblasen, wassersüchtig, den Sie dem Thomas geben, in Ihrem Munde unschicklich fand. Mir ist bekannt, daß mehr als Einer so denkt: aber dies scheint mir gerade eines von den Urtheilen zu seyn, welche die Vormeinung — und an dieser ist in Italien großer Ueberfluß — eingegeben hat, und es mißfällt mir zu sehen, daß es von der Feder eines Schriftstellers, wie Sie sind, neues Ansehen erhält. Das Schwülstige ist das Unverhältnißmäßige im Großen; man zeige mir dieses Unverhältniß, und der Prozeß ist gewonnen. So lange man das nicht thut, und einem großen, vortreflichen Schriftsteller, blos wegen eines scheinbaren Fehlers, einen verhaßten Namen gibt, und dies dazu in einem übertriebnen bittern Ausdruck, so ist das ein Zug, der nicht leicht zu rechtfertigen ist. Ich werde es nicht über mich nehmen, für die deutschen Dichter eine Schutzschrift zu verfertigen; nur wünscht' ich, daß man auch ihnen eine ihren Verdiensten angemessene Gerechtigkeit widerfahren liesse; und man kann die nicht angemessen nennen, wenn man über sie leicht wegspringt, und nur bey ihren Mängeln stehen bleibt. Was hat Italien — was das ganze Alterthum aufzuweisen, das Geßners erstem Schiffer gleich käme? Welches Erstaunen, welche Schwärmerey würde nicht, und das mit Recht, unter den Gelehrten entstanden seyn, wenn man dieses Gedicht in einer alten griechischen Handschrift gefunden hätte? —

Sie sagen nichts von Haller und Wieland; und doch sind die Alpen, die Doris, der Tod Marianens vom Erstern, und die Erzählung von Zemin und Gulindy des Zweyten Dichtungen von außerordentlicher Schönheit. Diese haben, wie andere, ihre Mängel; aber wenn diese hinreichend sind, einen Schriftsteller zu verachten, so werden wir gezwungen seyn, keinen weder zu lieben, noch zu schätzen. Glauben Sie nicht, daß Homer, Pindar, und selbst Ihr Horaz ihre große Gabe vom Menschlichen haben? Und würden Sie es billigen, wenn ein Kritiker wegen irgend eines ihrer Fehler sich berechtigt glaubte, von ihnen mit Verachtung und Leichtfertigkeit zu reden? Die wesentlichen Eigenschaften eines Dichters sind es, welche seinen Charakter bestimmen. Sie gestehen, daß Thomas ein bewährter Meister in der Kunst ist, den Lesern jeden Affekt, welcher es auch sey, einzudrücken. Dieses Urtheil ist das höchste Lob, welches man einem Redner geben kann; warum ihn also mehr von Seiten einer zweydeutigen Unvollkommenheit, als einer wahren, großen und anerkannten Geschicklichkeit schildern?

Ihre Furcht, es möchte die italienische Poesie durch fremde Farben angefärbt werden, scheint mir zu groß. Ist es denn ein Verbrechen, sich die Schönheiten Anderer eigen zu machen, wenn es mit glücklichem Erfolg geschehen kann? Auch dünkt mich, daß man das grammatikalische Genie der Sprache mit dem rednerischen verwechselt. Jenes ist immer dauerhaft und bleibend, dieses ändert sich so oft ab, als es Originalschriftsteller gibt, die sich darin hervorthun. Wie viel Ausdrücke hat nicht Dante, die man kühn, und mit dem italienischen Genius unverträgbar nennen müßte, wenn man von den nachfolgenden Dichtern eine Richtschnur nehmen wollte? Wie viele Eigenheiten der griechischen Sprache sind nicht von Chiabrera glücklich eingeführt worden? Wie viele starke, nachdrückliche Weisen finden sich nicht im Davanzati, die er blos seinem Wettstreit mit Tacitus verdankt? Das Uebel ist, daß Wenige unter uns die Regeln einer weisen Nüchternheit, und einer feinen Geschicklichkeit, fremde Farben sanft aufzutragen, kennen; besäße man diese ein wenig besser, so sollte ich glauben, daß eine gewisse Mischung unsers und des fremden Geschmacks dem Styl eine reitzende Neuheit verschaffen, und den öffentlichen Schatz unsrer Sprache bereichern würde, der nun, was man auch davon glauben mag, ein wenig dürftig zu seyn scheint.

Aber was sehe ich? Eine ganze Abhandlung, anstatt einiger Winke! Möchte wenigstens die Länge dieses Briefs meine Saumseligkeit vergüten — wenn anders die Vergütung nicht schlimmer als die Schuld selbst ist. Hätte ich das Glück, Ihnen näher zu seyn so würde es mir unbeschreibliches Vergnügen gewähren, mich mit Ihnen über diese Gegenstände zu unterhalten, und ich glaube, daß es nicht schwer seyn sollte, uns wechselsweise zu überzeugen. Unsere Gemeinschaft muß im Grunde die nämliche seyn,

und wenn sich auch einige Verschiedenheit in unsrer Meinung fände, so ist es ausgemacht, daß keine Bannflüche unter uns Statt finden würden. Bey meiner Zurückkunft in die Stadt, von der ich verschiedene Tage abwesend war, fand ich Ihr lateinisches Werkchen, für welches ich Ihnen sehr danke. Dieses wird mir Stoff zu einem andern Brief geben; aber ich muß Ihnen zum Voraus sagen, daß dieser nicht der schleunigste seyn kann. Erhalten Sie mir Ihr gütiges Wohlwollen, und überzeugen Sie sich, daß ich mit wahrem ausgezeichnetem Vergnügen mich Ihren Freund und Diener nenne ꝛc.

Cesarotti.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris.

(Auszug aus dem am 2ten Octob. in der öffentlichen Sitzung der Klasse der schönen Künste am Kaiserl. Institute verlesenen Berichte.)

Die Schüler, welche auf Kosten der Regierung zu Rom sich in der Mahlerey, Bildhauer-, Bau-, Kupferstecher- und Steinschneidekunst vervollkommnen, haben dieses Jahr nicht den Beyfall der Klasse erhalten. Die jungen Mahler scheinen sich einigen fehlerhaften Grundsätzen überlassen zu haben, gegen welche sich die Klasse nothwendig erklären muß: zu diesen Fehlern gehört das Schwerfällige in der Ausführung, das Unedle in der Zeichnung, der Mangel an Durchscheinigkeit in den Farben. Huyot, Schüler in der Baukunde, hat die Zeichnungen über die Wiederergänzung der noch in Rom vorhandenen Triumphbogen von Sept. Severus, Constantin, Titus, Janus Drusus, der Goldschmiede und der Porta Mayor eingeschickt. Im Triumphbogen des Sept. Severus hat Huyot Verzierungen angebracht, die er auf keinen alten Schriftsteller gründet. Dies wäre jedoch nöthig gewesen, zur Bekräftigung seiner Zeichnung. Von Achille le Clere hat das Institut Zeichnungen über das Forum Nerva's, den Porticus Octavia's und den Tempel der Fortuna virilis bekommen. Vorletztere ist sehr ausführlich. Der Plan dieses Monuments ist nach dem alten in Marmor gestochenen Plane wieder hergestellt, der im Museum des römischen Kapitols aufbewahrt wird. Chatillon hat alle Details des Pantheons gezeichnet. Das Institut ist sehr zufrieden damit. Von Gauthier hat es die Zeichnungen des Theaters des Marcellus und des Tempels Antonin's und Faustina's erhalten.

Die im Institute gekrönten jungen Tonkünstler haben meistens die Freygebigkeit der Regierung nicht benutzt, und anstatt sich in Italien zu vervollkommnen, sind sie größtentheils in Frankreich geblieben, und haben sich schon auf's Komponiren verlegt. Beaulieu hat aus Nyort eine Kantate, Sappho betitelt, und eine Laudate eingeschickt. In einer so kleinen Stadt, als Nyort, ist der junge Beaulieu des Rathes Sachverständiger beraubt: es fehlt seinen Kompositionen daher auch am Originellen und Anmuthigen. Chelard und Herold haben sich nach Rom begeben. Ersterer hat ein vierstimmiges Dixit, ein achtstimmiges Beatus vir, und eine zweystimmige italienische Kantate eingeschickt. Auch diesem mangelt noch die Eleganz und das Originelle. Der thätige Herold hat das Institut mit einem vierstimmigen Motett, dessen Partitur mehr als hundert Seiten einnimmt, und mit einer Symphonie à grand orchestre überrascht. Der Eifer dieses Schülers ist lobenswerth, und seine Kühnheit, in einem Fache zu komponiren, worin es Haydn so weit gebracht hat, oft durch den glücklichen Erfolg gerechtfertigt. Zuweilen lassen sich Reminiscenzen hören.

Das Institut hat mit Vergnügen gesehen, daß das Pariser Musik-Konservatorium dieses Jahr angefangen hat, einen Bericht über seine jährlichen Beschäftigungen und Fortschritte drucken zu lassen. Die Unterweisungen in der Instrumental-Musik haben dieses Jahr eine größere Menge von jungen Tonkünstlern für die Armeen und Orchester geliefert. Von neuen oder verbesserten Instrumenten müssen bemerkt werden: Grenie's Expressive-Orgel; Müllers Klarinette-Alto, desselben neue Klarinette, und Baud's Violine ohne Stegreif. Das Konservatorium läßt nunmehr die expressive Orgel im Großen ausführen, und hofft bald Gebrauch davon machen zu können. Müller's Klarinette-Alto ist unter den Blas-Instrumenten, was das Alto unter den Saiten-Instrumenten ist. Der Verfertiger hatte sie schon unter dem Namen Corno di Bassetto eingereicht, und man hatte sich derselben bey Mozart's Requiem und Clemenza di Tito bedient; damals hatte sie aber nur drey Töne; jetzt spielt sie in allen Tönen. Baud's Violine kann nicht eher gehörig beurtheilt werden, als die Instrumentenmacher von seiner Erfindung werden Gebrauch gemacht haben.

Musikliebhaber beklagten sich schon längst, daß die Orchester die Stimmen unterdrückten; auf dem großen Theater besonders wird die Musik den Stimmen oft gefährlich, und dies kommt zum Theil daher, weil der Ton des Orchesters zu hoch gestimmt wird. Das Musik-Konservatorium hat daher die Diapazon der verschiedenen Pariser Orchester mit einander verglichen, und einen Mittelton zwischen denen der Oper, der Opera buffa, der Kaiserlichen Kapelle und seines eignen Orchesters gewählt. Dieses Mittel-Diapazon wird künftighin dem Konservatorium zur Richtschnur dienen. Auch hat dasselbe dieses Jahr einen Chronometer zur Anzeige des Taktes angenommen. Dieses Instrument war schon erfunden, aber unvollkommen und zu theuer. Der Professor Despreaux hat ein besseres und wohlfeileres verfertigt. Es besteht aus einem kegelförmigen Gewicht, das an einem seidenen Band hängt. Je nachdem die Schnur verkürzt wird, ist die Schwingung lebhafter und geschwinder. Achtzig Nummern zeigen diese Verkürzungen an. Es braucht also nunmehr ein Komponist blos eine Nummer zu Anfang eines Stückes anzugeben, um einen richtigen Begriff von der Bewegung mitzutheilen, die er gewählt hat. Die Kommission, welche aus der Mitte der Klasse der schönen Künste ernannt worden ist, um an dem Dictionnaire des beaux arts zu arbeiten, hat dieses Jahr 129 Aufsätze dazu eingeliefert und verlesen.

Von den Korrespondenten sind mehrere merkwürdige Schriften eingekommen; z. B. von Burney zu London: Bemerkungen über das Wörterbuch der schönen Künste, und über Haydn, seinen Freund. Choron hat auf Ansuchen der Klasse einen Bericht über ein merkwürdiges musikalisches Manuscript aus dem 15ten Jahrhundert, des Joh. Tinctoris, das dem Hrn. Fayolle zugehört, vorgelesen. Cicognara, Präsident der Kunst-Akademie zu Venedig, hat den ersten Theil seines merkwürdigen Werkes über die neuere Geschichte der italienischen Bildhauerkunst eingeschickt. — Von Hrn. Direktor Manlich zu München ist eine interessante Notiz über ein unbekanntes Gemählde Michel-Angelo's eingekommen. Zu den sonstigen eingesandten Werken gehören noch Antolini's, mayländischen Baumeisters, Elementarbegriffe der bürgerlichen Baukunst; Delaborde's Beschreibung der alten Schlösser und der Gärten Frankreichs; Mazoi's Beschreibung der Ruinen von Pompeja; Vaudoyer's Wiederherstellung des Tempels des Marcellus; Brun-Neergards pittoreske Reise im nördlichen Italien; Filhol's Muséo Napoléon; Laurent's Musée; d'Agincourt's Histoire de l'art etc.

D.

Nro. 264.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 4. November, 1813.

Du, Geist der Wahrheit, sag es an:
Wer ist, wer ist ein großer Mann?
Der Ruhmverschwendung Acht und Bann!

Bürger.

Wer ist ein großer Mann?

Der so oft geführte Streit über den Vorzug der Aeltern oder der Neuern scheint in unsern Tagen endlich entschieden zu seyn. Die Künste und Wissenschaften sind zu einer Höhe erhoben, mit der ihr blühendster Zustand im Alterthum keine Vergleichung aushält; die neuere Geschichte ist reich an Männern, die von ihren Zeitgenossen, einige sogar von der Nachwelt, den Namen der Großen erhalten haben, wenn die alte Geschichte nur den einzigen Pompejus aufweisen kann, der überdem diesen Beynamen für eine Handlung erhielt, für welche er ihn in unserm aufgeklärten Zeitalter auf immer verwirkt haben würde: Zeitungen und Journale sagen uns so oft, daß Alexanders und Cäsars Thätigkeit und Genie nicht zu vergleichen sey mit den Thaten neuerer Feldherrn, daß doch wol etwas dran seyn muß. Je ausgemachter also diese Sache scheint, und je reicher unser glückliches Zeitalter an großen Männern und edeln Handlungen ist, desto unnützer würde es seyn, Beyspiele aus der neuern Geschichte anzuführen; nur in der alten Geschichte, die an großen Karakteren so arm ist, kann es einiges Interesse haben, hier und da auf Beyspiele wahrer Größe zu stoßen; und wenn es wahr ist, daß die großen Männer sich gewöhnlich durch das Studium der Geschichte gebildet haben, und daß ein großes Bild sich besser aus der Ferne als in der Nähe ausnimmt, so würde diese dürftige Aehrenlese sogar von Nutzen seyn. Diese Betrachtungen werden uns rechtfertigen, wenn wir unsern Lesern einige Züge wahrer Größe, aus einem Theil der Geschichte, der am wenigsten bekannt ist, vorlegen, ohne uns zu unterstehen, sie den weit glänzendern Beyspielen, die die neueste Geschichte so reichlich darbietet, an die Seite setzen zu wollen. Um indeß jedem Mißverständniß vorzubeugen, wird es nöthig seyn, einige Worte voraus zu schicken, um zu bestimmen, was eigentlich unter einem großen Manne verstanden wird.

Jedermann wird gestehen, daß der größte Mahler, Musiker, Gelehrte, oder Mathematiker, daß selbst der größte Feldherr deswegen noch keinen Anspruch an den Namen eines großen Mannes machen kann; und daß überhaupt nicht erworbene Kenntnisse oder Fertigkeiten, nicht einmal die Größe des Verstandes oder Genies, zu diesem Namen berechtigen, sondern nur eine gewisse moralische Eigenschaft, die die Natur allein geben kann, oder zu der sie wenigstens den Grund legen muß. Man kann nämlich die moralischen Tugenden oder Vollkommenheiten nach dem Karakter, der in ihnen der herrschende ist, in nützliche, schöne oder liebenswürdige, und große eintheilen, so wie es unter den entgegengesetzten Lastern oder Leidenschaften schädliche, verabscheuungswürdige, und kleinliche gibt, wenn gleich alle Tugenden nützlich, und alle Laster schädlich sind. Wer nun die ar ßen Tugenden im höchsten Grade besitzt, und am freysten von allen kleinlichen Leidenschaften ist, der ist der größte Mann. So wie die kleinlichen Leidenschaften solche sind, die Schwäche des Karakters und beschränkte Ansicht der Dinge zur Quelle ha-

ben, so sind die großen Tugenden diejenigen, die einen großen, allgemeinen, wohlthätigen Zweck haben, und deren Ausübung, wegen der Schwierigkeit, ungewöhnliche Stärke des Karakters erfordert. Reine Moralität, Größe des Gegenstandes, Ueberwindung der Schwierigkeiten, und Entfernung von allen kleinlichen Ansichten und Leidenschaften, machen den großen Mann, und die Natur stempelt diesen Karakter durch ein angebornes Gefühl für alles wahre Große, und durch eine Verachtung alles Kleinen, besonders, wenn es sich unter dem Schein der Größe verbirgt; daher die edle Einfachheit, die die Lebensart und die Handlungen aller Männer von ächter Größe, die selbst ihre Art, sich auszudrucken, wie ein Heiligenschein umgibt, und woran man sie gleichsam von außen erkennt. Zu den kleinlichen Leidenschaften, von denen ein großer Karakter frey seyn muß, gehören vorzüglich Furcht, Egoismus, Eitelkeit, Geiz, Unterdrückung fremden Verdienstes, unedles Nachtragen erhaltener Beleidigungen rc., und wer sich von einer dieser Leidenschaften beherrschen läßt, darf nicht auf den Namen eines großen Mannes Anspruch machen. Die größten Schwierigkeiten, mit denen ein großer Karakter zu kämpfen hat, sind die natürlichen, erlaubten, selbst tugendhaften Neigungen des menschlichen Herzens, die höhern Zwecken weichen müssen; allein nur dann ist es wahre Größe, die jene Neigungen überwindet, wenn sich dieser höhere Zweck auf reine Moralität, oder das allgemeine Beste gründet. Auch dem Straßenräuber kostet es große Anstrengung, die Gefühle der Menschlichkeit aus seiner Brust zu reißen; auch dem Geizhals wird es anfänglich schwer, jedem Genuß zu entsagen, um Geld zusammen zu scharren; aber das Kleinliche oder Unmoralische des Zwecks ist unächtes Metall, aus dem sich nur falsche Münze schlagen läßt: nur der handelt edel, der nicht aus Geiz, sondern zum Besten seiner Familie, jedem Vergnügen entsagt; und die Handlungen des ältern Brutus oder des Manlius Torquatus sind groß, die ihre Söhne aufopferten, um das Vaterland von der Tyranney Tarquins zu retten, oder die Subordination der Armee aufrecht zu halten.

So wie es Menschen gibt — und ihre Anzahl ist größer, als man gewöhnlich glaubt — die, wie Don Quixote, über viele Dinge sehr vernünftig, über gewisse Dinge aber wie Narren denken und reden, so gibt es auch Karaktere, die bey wahrer Größe doch eine gewisse schwache Seite haben; aber dies ist mehrentheils das, was man eine liebenswürdige Schwachheit nennt.

Daß selbst die Römer, diese erobernde Nation, in der jeder Bürger Soldat war, die Größe des Karakters nicht in glänzende Eroberungen setzten, sondern in die Ausübung schwerer Tugenden, in die Erhabenheit über kleinliche Leidenschaften, und in das natürliche Gefühl, welches das wahre Edle und Große von dem blos Glänzenden und Scheinbaren unterscheidet; davon ist der stärkste Beweis die Veranlassung, durch welche Pompejus den Namen des Großen von Sylla erhielt. Während der bejahrte Diktator in Rom von seinen Siegen ausruhte, erhielt der zwanzigjährige Pompejus, nachdem er an der Spitze von sechs geübten Legionen über den letzten Rest der Partie des Marius in Afrika einen vollkommenen Sieg erfochten hatte, von Sylla den Befehl, die Armee zu entlassen, und das Kommando niederzulegen. Die Legionen, empört über die Vereitlung ihrer Hoffnungen und den erlittenen Schimpf, drangen in ihren Feldherrn, sie nach Rom zu führen, um aus ihren Händen die Herrschaft der Welt zu empfangen. Der junge Republikaner, dem es, wie die Folge gezeigt hat, nicht an Ehrgeiz fehlte, verwarf den Vorschlag mit Unwillen, und erklärte, daß er, ehe er die Regierung seines Vaterlands über den Haufen würfe und die Veranlassung zu einem bürgerlichen Kriege gäbe, sich selbst das Leben nehmen würde. Der stolze Diktator, gerührt durch diesen heroischen Patriotismus, erlaubte dem Pompejus, an der Spitze seiner Armee nach Italien zu kommen, ging ihm mit dem Senat bis vor die Thore Roms entgegen, und gab ihm für diese edle Handlung den Beynamen des Großen; indeß er sich selbst, nach der Eroberung von Asien und Griechenland, nach der Ueberwindung des Mithridates und Marius, den Namen des Glücklichen beylegte. Der erste und größte der Cäsarn dachte eben so über das Waffenglück; nie redet er von seinem Feldherrn-Genie, sondern immer nur von seinem Glück, und setzt seine Größe allein in die Gnade, womit er seinen Feinden verzieh und Beleidigungen vergaß. Auch Plutarch, am Ende seiner Parallele zwischen Lysander und Sylla, gibt dem Letztern den Vorzug wegen der größten Handlung seines Lebens, die nicht viele Nachfolger gefunden hat. Nachdem Sylla alle seine Feinde überwunden hatte, nachdem er die Partieen, die am römischen Staatskörper nagten, wie Würmer an einem Leichnam, erstickt hatte, nachdem er Ruhe und Ordnung wieder eingeführt, und sich zum unumschränkten Herrn Roms gemacht hatte, gab er, mit eben der Gleichgültigkeit gegen den Glanz des Throns, als gegen die Rachsucht seiner Landsleute, die unter seiner Ruthe gezittert hatten, seine Macht in die Hände des Staats zurück, um auf seiner Villa das wahre Glück des Lebens zu genießen.

Die Geschichte der alten Turkomanen, besonders zu der Zeit, da die Religion des Islamismus noch mit ihrer ganzen Kraft auf die Herzen der Neubekehrten wirkte, ist reich an großen Karakteren; und man kann nicht ohne inniges Vergnügen sehen, daß die ew'gen Kriege in den Seelen dieser Helden und Eroberer die reinste Moral und die edelsten menschlichen Gefühle nicht erstickt hatten. Mahmud, Sultan von Gasna, der Eroberer von Indostan (im Anfange des 11ten Jahrhunderts), dessen Name noch jetzt im Orient verehrt wird, sorgte mit Vaterliebe für das Glück seiner eroberten Länder. Als einst einer seiner neuen Unterthanen zum Throne drang, um Gerechtigkeit gegen einen türkischen Soldaten zu fordern, der den unglücklichen Ehemann aus seinem Hause verjagt und aus seinem Ehebett verdrängt hatte, befahl ihm der Sultan, ihn bey dem nächsten Besuche des Soldaten abzuholen, damit er den Verbrecher selbst bestrafen könnte. Drey Tage brachte Mahmud in ängstlicher Erwartung und ohne Nahrung zu; und als er nun, von dem Kläger abgeholt, das Haus mit seinen Garden umgeben hatte, und der Ehebrecher auf der That ertappt war, ließ er, um durch kein Ansehen der Person in der Ausübung der Ge-

rechtigkeit gehindert zu werden, die Lichter auslöschen, und den unbekannten Verbrecher hinrichten. Jetzt erst wagte es der gerechte Richter, das Antlitz des Thäters zu betrachten, und erkannte in ihm, den er aus mehreren Gründen für seinen geliebten Sohn gehalten hatte, einen gemeinen Soldaten; der glückliche Vater warf sich auf die Erde, um der Gottheit zu danken, und stillte nun mit frohem Herzen seinen dreytägigen Hunger.

Ungefähr 70 Jahre nachher trat Malek Schaab, ältester Sohn des berühmten Alp Arslan, nach dem Tode seines Vaters, die Regierung über Asien als Seldschukscher Sultan an, musste aber durch die Waffen seinen Thron gegen die Anmaßungen seines jüngern Bruders vertheidigen. Am Abend vor der entscheidenden Schlacht verrichtete er als eifriger Muselmann seine Andacht. Nach dem Gebet fragte er den Wisir, der neben ihm gekniet hatte, was er vom Himmel erfleht habe: „Sieg für eure Waffen,“ war die Antwort. „Und ich,“ erwiederte Malek, „flehte den Herrn der Heerscharen an, mir morgen Krone und Leben zu nehmen, wenn mein Bruder würdiger als ich ist, über die Gläubigen zu herrschen!“ Ein solches Gebet ist wol nie wieder zum Thron der Allmacht emporgestiegen, und nur der größte Mann seiner Zeit konnte, im Gefühl seiner Größe, so beten.

Probe aus Oelenschlägers Tragödie: Correggio.

(Beschluß.)

Battista kommt mit **Franz**, seinem Sohn, durch den Wald.

Weißt du es ganz gewiß, daß dieses Bild,
Das dir das Leben rettete, ein kleines
Gemählde war, so groß?

Franz.

Ja wohl, ja wohl!
Es war die heil'ge Magdalena, schön,
Sehr schön gemahlt.

Battista.

Mit langen gelben Haaren,
Mit blauem Kleide, Todtenkopf und Buche?

Franz.

Gewiß, und von Antonio gemahlt.

Er zeigt ihm die Kapelle.

Battista staunt.

Er hat das Leben dir gerettet, während
Ich ihn — nun, das ist noch nicht abgemacht.

Franz.

Wer liegt da blaß und blutig auf der Erde?
Es sitzt ein kleines Kind bey ihm?

Battista.

Wo? wo?

Franz.

Ey da!

Battista kreuzt sich.

Jesu Maria!

Franz.

Ihr erblaßt?

Battista.

Siehst du die Leiche auch?

Franz.

Ja, komm, mein Vater!
Wir wollen sehn. —

Battista hält ihn zurück.

Elender, rasest du?
Siehst du den Engel bey dem Todten nicht?

Franz.

Ein kleiner Knabe.

Giovanni winkt mit seinem Agnus Dei-Stabe, daß sie ruhig seyn sollen.

Battista.

Blinder! siehst du nicht
Den Agnus Dei-Stab? Es droht Johannes,
Der heil'ge Wald-Apostel! Komm doch! Fort.

Franz.

Was habt Ihr Vater?

Battista.

Nichts, selbst nicht die Hoffnung.
Er droht uns wieder mit dem Stabe, siehst du?

Franz.

Ihr seyd verwirrt.

Battista.

Nach Hause; es wird spät.
Die kalte Abendluft frißt mir das Herz.
Nach Hause, sag' ich; da will ich mich pflegen.
Hat nichts zu sagen; ist ein Fieber nur —
Und wenn du manchmal auch im Traume mich
Vom Morden sprechen hörst, von Blutschuld. — ach!
Es nicht; es sind nur leere Worte.

Franz.

Vater!

Battista. gräßlich.

Denn nur ein Zufall ist es, sag' ich dir,
Daß er das Leben mir des Sohns gerettet,
Im Augenblick, da ich ihn hier gemordet.

Franz.

Mein Vater!

Battista.

Er droht wieder! Laßt uns fliehn.

Beyde ab.

Silvestro und **Maria** kommen.

Maria.

O mein Antonio! Bist du noch hier?

Giovanni.

Still, liebe Mutter! still, der Vater schläft.

Maria entdeckt seinen Tod.

Es ist vorbey! Mein Leben ist dahin.

Giovanni.

Was fehlt dir, liebe Mutter? Warum weinst du?
Der Vater schläft, ist müde; laß ihn ruhen,
Er steht ja wieder auf!

Maria hebt ihn in die Arme und küßt ihn.

Du süßer Engel!
Mein Einziges, mein Trost, Antonio's Sohn!

Silvestro.

Besänftige dein Herz, liebe Maria!
Erschreck den armen Knaben nicht; er glaubt,
Daß nur der Vater schläft.

Maria.

O süßer Glaube!
Ich glaub' es auch. Der Himmel spricht zu uns
Durch des Unschuld'gen Mund. Ja, ja! er schläft,
Wir werden auch bald schlafen, und zusammen
Im Himmel bald erwachen.

Silvestro.

Ja gewiß.

Maria setzt sich bey der Quelle und weint; der kleine Giovanni sitzt ruhig bey seines Vaters Leiche. Silvestro steht gerührt und betrachtet sie Alle.

Ein Bote kommt und fragt Silvestro, der zwischen ihm und der Leiche steht.

Geht hier der rechte Weg hin nach Correggio?

Silvestro.

Ja.

Bote.

Kennt Ihr den Antonio Allegri,
Waldbruder?

Silvestro.

Ja, was hast du ihm zu sagen?

Bote.

Ein Evangelium; jetzt ist sein Glück
Gemacht.

Silvestro.

Gewiß, sein wahres Glück.

Bote.

Ihr wisst
Es also schon?

Silvestro.

Was?

Bote.

Unser gnäd'ger Herzog
Von Mantova ruft ihn zu seinem Hofe.
Da soll Antonio stets in seinem Dienste
Verbleiben, ausgezeichnet, reich belohnt.
Denn Michel Angelo und Giulio
Romano haben mit so vieler Wärme
Von ihm gesprochen heut, daß Seine Durchlaucht
Sogleich mich fortgesandt, um morgen ihn
Mit Frau und Kind nach Mantova zu bringen.

Silvestro.

So früh du kommst, so kommst du doch zu spät.

Bote.

Wie so?

Silvestro tritt zurück.

Da liegt der Märtyr schon gesunken
Unter der Last der Dürftigkeit, des Neides.

Bote.

Ist's möglich? Er ist todt? Das ist Allegri?

Silvestro.

Das war Allegri. Viele Jahre werden
Nach diesem Tage kommen und verschwinden,
Eh wieder unsere Welt ausrufen kann:
Da ist Allegri.

Bote.

Ach, ich glaub' es Euch!

Silvestro.

Grüß deinen Herzog! Sag ihm, es war menschlich,
Daß auf Ersuch zwey weltberühmter Künstler
Die Blüt' in seiner Näh' er stützen wollte.
Sag' aber ihm: es wäre schön gehandelt,
Wenn er die edle Kraft des seltnen Mannes
Selbst wahrgenommen, selbst emporgeholfen,
Eh ihn ein Zufall, leider, ach zu spät
Auf den verlornen Schatz aufmerksam machte.

Bote.

Der arme Mann! In Dürftigkeit gestorben!

Silvestro.

Beklag' ihn nicht, den Heiligen; zwar ist
Sein müdes Haupt gesunken, doch die Kränze,
Die diese bleichen Schläfen sanft umschlingen,
Der Kranz der Ehre, der Erinnerung,
Ich sag' es dir, sie werden herrlich glänzen,
Wenn viele gold'ne Kronen abgefallen.

Bote.

Ich glaub' es Euch, es war ein großer Mann.

Giovanni weint.

Mein Vater schläft nicht, er ist todt! ist todt!

Silvestro.

Wein', armes Kind! Du hast das Recht, zu weinen.
Auch du, Maria! weine du mit mir!
Die Welt muß staunen, sie hat nichts zu klagen,
In seinen Werken wird er ewig leben,
Ein großes Muster für die spätste Zeit.
Uns aber starb ein Gatte, Vater, Freund!
Die ganze Welt ersetzt nicht den Verlust:
Erst dort im Himmel finden wir ihn wieder.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 22. Okt.

Man studirt schon die Seelenmesse Gretry's ein; sie wird in der St. Roch's Kirche gehalten werden. Wie es heißt, wird man nur in Trauerkleidern zugelassen werden. — Alle Leute, welche dem Leichenbegängniß dieses großen Komponisten beygewohnt haben, gestehen, daß seit sehr langer Zeit in Paris keine so rührende Ceremonie Statt gehabt hat, als diese. Besonders hat das hinter dem schwarzen Vorhang vor dem Operettenhause verborgene Orchester, dessen Trauermusik von allen Seiten her zu ertönen schien, als der Leichenwagen still hielt, auf viele Leute einen sehr starken Eindruck gemacht. Seit einigen Tagen gibt man Gretry's Rosière de Salency; die besten Sänger und Sängerinnen haben Rollen darin übernommen, so daß dies alte Stück auf einmal ganz verjüngt erscheint. Im Anfang dieser Woche wurden die nachgelassenen Effekten des Verstorbenen in seinem Hause verkauft. Alles, was ihm besonders angehört hatte, als geschriebene Partituren, Tabaksdosen u. s. w. wurden außerordentlich hoch versteigert. Nicolo kaufte sein Klavier, worauf Gretry vierzig Opern komponirt hat, wie auch den Stab, womit er den Takt zu schlagen pflegte. Letztern gab er dem Komponisten Berton, welcher neulich sich um Gretry's Stelle am Kaiserlichen Institut bewarb, aber zurücktrat, als er vernahm, daß der ehrwürdige Monsigny sich auch darum bewerbe. Dieser ist nun einstimmig zu Gretry's Nachfolger erwählt worden in einem Alter von mehr als achtzig Jahren.

Auf der großen Opernbühne soll eine neue Oper: Alcibiades, von einem Enkel Piccini's einstudirt werden. Man wird daselbst bald auch ein neues Ballet, Nina, geben, wozu der Stoff aus der bekannten Operette dieses Namens genommen worden ist. Auf den meisten Theatern werden für den Winter mehrere neue Stücke einstudiert. — Sonst gibt es hier jetzt sehr wenige öffentliche Vergnügungen. Man erwartet mit Ungeduld den Roman des Theater-Dichters Picard; er wird bald aus der Presse kommen. — Hr. Roquefort läßt seine vom Institut gekrönte Preisschrift über die französische Dichtkunst des Mittelalters jetzt drucken. Dieses Werk wird in Zeit von einem Monat erscheinen; was dasselbe besonders wichtig macht, sind die vielen Auszüge aus altfranzösischen Dichtern. — Mehrere Mahler arbeiten an großen Gemählden für die künftige Kunstausstellung. David bearbeitet ein griechisches Sujet; eben so Girodet. Vernet hat bald die Schlacht bey Marengo beendigt. Gerard's Schlacht bey Austerlitz ist in Kupfer gestochen worden.

Nro. 265.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 5. November, 1813.

An Morio.
Nichts über Dich, allein sehr viel von Dir,
Denn jede Thorheit geißl' ich hier.

Hg.

Bagatellen.

Von Weisser.

Die Katze und der Haushund.

Eine Fabel.

Kannst du es läugnen, sprach die Katze zu dem treuen Haushund, daß ich eines der nützlichsten Geschöpfe bin? Die Mäuse, gerechter Himmel! würden sie nicht am Ende sich im eigentlichen Verstand in Menschenfresser verwandeln, wenn ich sie nicht im Zaum hielte? Allerdings, antwortete der Hund, bist du ein nützliches Geschöpf. Aber rühmen darfst du dich deiner Nützlichkeit nicht, da man sie blos dem zufälligen Umstande zu danken hat, daß die Mäuse, von denen der Mensch durch dich befreyt wird, deine Lieblingsspeise sind.

* * *

Gebührt Tausenden, die dem Staate blos dienen, um sich selbst zu dienen, ein größeres Lob, als der Katze?

Leben und Tod.

Da das Leben, wenigstens nach dem Ausspruch der Meisten, ein wirkliches Uebel ist, wer kann unglücklicher seyn, als ein Mensch, der auch den Tod für eines hält?

Glück.

Nur der Mensch ist glücklich, der sein Glück nicht dem Glück verdankt.

Der schädliche Besucher.

„Der verwünschte Nickel! Wie oft hat er mir schon meine Zeit gestohlen!“

Du hast von Glück zu sagen, mein Freund, daß er dir nur deine Zeit, und nicht auch deine Uhr gestohlen hat.

Bosheit der Dummen.

Wie geht es zu, daß die meisten Schafsköpfe Wolfsherzen haben?

An ein verliebtes Paar.

Mein guter Theodor, und mein gutes Klärchen, wenn ihr euch ewige Liebe schwören wollt, so rathe ich euch, zugleich das Heirathen zu verschwören.

Abgelegte Anonymität.

Welch ein seltsamer Mensch! Man stellt ihn an den Pranger, und er reißt sich die Maske in dem nämlichen Augenblick vom Gesicht, wo sie ihm am nöthigsten ist.

Der Erfinder des Schlafs.

Der unbekannte große Mann, der, nach Sancho Pansa's Ausdruck, den Schlaf erfunden hat, ich glaube, er lebt noch, und wenn ich mich nicht sehr irre, so habe ich erst kürzlich ein Buch von ihm gelesen.

Die Trunkenbolde und der satyrische Dichter.

Ein Mährchen.

Damon, ein satyrischer Dichter, wurde von dem Niger und dem Balbus, die beyde ein Paar ausgemachte Trunkenbolde waren, gröblich beleidigt. Der Mann war ein abgesagter Feind der Trunkenheit, und hatte von jeher gegen dieses Laster in Prosa und in Versen geeifert. Man las seine Strafgedichte, und Niemand ließ es sich einfallen, sie auf Diesen oder Jenen deuten zu wollen. Aber seit Niger und Balbus durch ihre Pöbelhaftigkeiten in seinem Schuldbuche standen, schien alle Welt vergessen zu

haben, daß es außer diesen noch unzählige Trunkenbolde gäbe. Habt ihr schon gelesen, was Damon abermal gegen den Niger und den Balbus schrieb, fragte, so oft er bey dieser oder jener Gelegenheit sein Lieblings-Thema abhandelte, Hinz den Kunz, und Käthe die Bärbel. Am Ende riß dem armen Dichter die Geduld. Ist es nicht zum Tollwerden, mit dem verwünschten Deuteln! rief er aus. Wahrlich, zuletzt wird mir nichts übrig bleiben, als daß ich meine beyden kupfernasigen Widersacher fußfällig bitte, sie möchten doch die Barmherzigkeit haben, und künftig ein nüchternes Leben beginnen, blos damit ich nicht genöthigt wäre, alle meine Satyren auf die Trunkenheit und ihre Anhänger ins Feuer zu werfen.

Die Unbedeutenden.

Es gibt Leute, von denen sich ein vernünftiger Mann eben so wenig in Harnisch, als ins Bockshorn jagen läßt.

Der Niemands-Feind.

„Ich kann mit Wahrheit sagen, daß ich keines Menschen Feind bin."

Pfuy! Bist du denn kein Feind der Nichtswürdigen?

Schicksal des Witzes.

Je mehr ihr Witz habt, desto weniger Witz werden euch die Narren zugestehen.

Reichthum.

Was ist der Reichthum? Ein Gut, das der Weise nicht vermisst, und der Thor nicht zu gebrauchen versteht.

Die Leidtragenden.

Wie sonderbar! Gestern beweintet ihr Alle den Tod des rechtschaffenen Damon, und heute vergießt ihr auch nicht Eine Thräne um seinen eben so rechtschaffenen Bruder!

„Ist denn auch dieser gestorben?"

O nein! Aber er hat geheirathet.

Der Ehrenräuber.

Ihr müßt es dem Menschen verzeihen, wenn er euch mit seinen drey ehrenräuberischen Schreibfingern euren guten Namen rauben will. Er könnte ihn gar zu gut für sich selbst gebrauchen.

Für manche Schriftsteller.

Fürchtet nicht, daß ein ungerechter Tadel euren Werken, aber hütet euch, daß ein unverdientes Lob nicht euch schade.

Der Pfau und die Krähe.

Eine Fabel.

O ich Unglücksvogel! sprach die Krähe zum Pfau. Stelle dir vor, der Erzräuber, der Geyer, hat mir eine Menge Federn gestohlen, und stolzirt damit so unverschämt in der Luft herum, als ob sie die seinigen wären.

Ich bedaure den armen Geyer, antwortete der Pfau. Er muß entsetzlich kahl, und zugleich närrisch in die Häßlichkeit verliebt seyn, daß er eine Krähe bestiehlt.

Nichtsthun.

Nichtsthun ist eine wahre Uebelthat, und doch kenne ich eine Menge Menschen, bey welchen dieses Laster ihre einzige Tugend wäre.

Die Schlangentödter.

Ihr Leute solltet doch billig den Dank gegen den Mann nicht vergessen, der es sich zur Pflicht macht, mit eigener Gefahr den Schlangen, die euch fast bey jedem Schritte begegnen, die Köpfe zu zertreten.

Zweifeln.

An Allem zweifeln, was man nicht weiß, ist der einzige Weg, sich nicht zu irren.

An Manche.

Höre auf, den Niger zu geißeln, fahre säuberlich mit dem Pravus, und halte dem Meffert nicht mehr seine Sünden vor! ruft ihr dem Philo zu. Lieben Freunde, hütet euch, daß ihr nicht das Abenteuer des Ritters von Mancha besteht, als er, der Gerechtigkeit zum Trotz, — die Galerensclaven in Freyheit setzte.

Der Lorber.

Sagt nicht: Der Mann ruht auf seinen Lorbern aus. Der Lorber gönnt seinem Besitzer keine Ruhe, bis zum Grabe.

Gerechtigkeit gegen die Narren.

Niemand kann man leichter und auf eine angenehmere Art Gerechtigkeit widerfahren lassen, als den Narren. Man braucht sie blos auszulachen.

Zur Charakteristik des Persischen Frauenzimmers.

Aus dem Munde eines jetzt lebenden Persers.

1.

Mit einem ansehnlichen Gefolge begleitete im September 1809 der Persische Prinz Mirza, Abul-Hassan, Schwager des Groß-Schatzmeisters und Neffe des letztverstorbenen ersten Ministers, Hadgi-Ibrahim, als außerordentlicher Gesandter die Brittische Gesandtschaft nach England zurück. Was nebst vielem Andern *) die Asiaten, welche die Gränzen ihres Geburts-

*) Die Reise, von welcher hier die Rede ist, war für die Perser insgesammt reich an nie gesehenen Erscheinungen und Ereignissen, und überhaupt etwas Außerordentliches. Mirza selbst trat in eine ganz neue Welt ein, wusste sich aber gar nicht übel aus der Sache zu ziehen. Funfzehn Kanonenschüsse, womit das Schiff bey seiner Abfahrt von Smyrna begrüßt wurde, machten ihm, nachdem sie einmal abgefeuert waren, nicht wenig Freude. Bald gewöhnte er sich an die Schiffslebensart, an das Schlafen in der Hängmatte und an den Gebrauch der Messer und Gabeln. Dabey versäumte er keinen Anlaß, über Alles, was ihm vorkam, Erkundigungen einzuziehen, und trug alles Bemerkte sorgfältig in sein Journal ein. Auch sein Gefolge beklagte sich selten; doch hörte

landes noch nie überschritten hatten, ganz besonders in Erstaunen setzte, war, daß sie Weiber und Kinder auf den Schiffen erblickten. Als der reisende Prinz zum ersten Male Weiber an Borde zu Gesichte bekam, rief er aus: „Wie? Sollte dies möglich seyn? Wenn ich in Persien erzählte, ich hätte auf einem Schiffe Weibspersonen gesehen, so würde kein Mensch es mir glauben. Für die Frauen unsers Landes ist es schon eine wichtige Unternehmung, von einer Stadt zur andern überzugeh'n, und hier reisen die Weiber, ohne daran zu denken, von einem Ende der Welt zu dem andern. Wenn man bey mir zu Hause nur wüßte, daß ich mich in diesem Augenblicke auf einem Schiffe befinde, so würde man vom Morgen bis an den Abend über mein Schicksal weinen und wehklagen.

2.

Als einst auf dem Schiffe von der weiblichen Kleidung die Rede war, und Mirza gefragt ward, was wol die Erscheinung eines nach europäischer Sitte gekleideten Frauenzimmers in Persien für einen Eindruck machen würde? antwortete er: „Wenn der König eine solche Dame zu Gesichte bekäme, so würde er jenes Kostüme wahrscheinlich im Harem einführen; dann würde ein solches Beyspiel in kurzer Zeit allgemein befolgt und eine Mode herrschend werden, die nicht blos ungleich schöner, sondern auch weit weniger kostspielig ist, als die persische Kleidertracht. Bey uns kleiden sich die Frauen in Gold-Brocat, und dieser Zeug nutzt sich so schnell ab, daß wenigstens jedes Mal wieder eine neue Kleidung muß angeschafft werden, so bald eine neue Partie Stoffe aus Rußland angekommen ist."

3.

Auf die Frage: ob Mirza-Abul-Hassan zu Constantinopel auch schöne Weiber gesehen habe? antwortete dieser: „So schön, wie die Perserinnen, habe ich keine gesehen! Die Türkinnen sind zwar eben auch nicht häßlich; doch fehlt es ihnen an jenem Incarnate der Wangen, das wir Numuck, oder das Salz (die Würze) der Schönheit nennen, und welches als das zweyte Haupterforderniß zu einer vollkommenen Schönheit betrachtet wird. Das erste sind große, von stark angegebenen, bogigen Augenbrauen umfangene Augen. Pflegen eure Dichter, — setzte der Prinz dann, selbst noch fragend, hinzu — bey'm Anblicke einer im gesellschaftlichen Kreise spielenden zahmen Antilope, sich der bey unsern Poeten so häufig vorkommenden Metapher: „Augen, wie die einer Hindinn," auch oft zu bedienen? Schon der häufige Gebrauch, der bey uns von diesem Bilde gemacht wird, beweist, was für einen besondern Werth wir auf jenen Schönheitzug zu setzen pflegen."

4.

Ein ander Mal, als Mirza gefragt wurde, womit sich die Damen im Harem hauptsächlich die Zeit vertreiben, äußerte er sich folgender Maßen: „Sie nähen, sticken und spinnen. Ihre Kleider machen sie selbst. Meine Frau pflegt auch mir die meinigen zu verfertigen. Ueberdies besorgen sie die Oekonomie des Palastes; führen die Rechnung über die täglichen Ausgaben; versehen die Hausbeamten mit Allem, was diese zu ihrem Unterhalte bedürfen; zahlen ihnen ihren Lohn aus, und beseitigen die allenfalls unter ihnen entstehenden Zwistigkeiten. Auch haben sie die Aufsicht über den Stall, und sorgen für das Futter der Pferde, und überhaupt wird im Hause kein Geld ausgegeben, das nicht durch ihre Hände ginge. Wer am meisten und ganz ungeheuer viel zu thun hatte, das war die Königinn Mutter. Diese führte die Oberaufsicht über die Harems aller ihrer Söhne, welche zusammen mehr als tausend Frauenzimmer enthielten. Man kann sich leicht vorstellen, wie viel ihr ein solches Amt müsse zu schaffen gegeben haben." Die Engländer bemerkten dem Prinzen, es sey fast unglaublich, wie eine einzige Dame, ohne je eine andre Mannsperson, als ihren Gemahl zu sehen, das Alles sollte leisten können, und

---

man bisweilen von schlechtem Wasser, von der Härte des Zwiebackes und dem Mangel an Früchten sprechen. Rücksichtlich auf die Entfernungen zeigten die Perser einen hohen Grad von Unwissenheit. Gewohnt, nach Tagereisen (menrils) zu zählen, wußten sie sich in die Art, wie diesfalls zur See gerechnet wird, schlechterdings nicht zu finden. Eine Welt von Wasser schien ihnen etwas Unbegreifliches zu seyn. „Das ist doch sonderbar, sagte einer von ihnen ganz ernsthaft, euer Land ist nichts als Wasser!" Ueber nichts erstaunten sie so sehr, als über den Gebrauch der Signale. Sie schienen die Wahrhaftigkeit der Engländer zu bezweifeln, als diese ihnen sagten, das Schiff sey im Stande, auf eine Entfernung von zwey Furlongs an ein andres Schiff jede beliebige Frage zu thun, und sogleich zu wissen, was sey geantwortet worden; und konnten es nicht glauben, als man ihnen sagte, daß, so wie das Schiff in England angelangt seyn würde, man in Zeit von zehn Minuten zu London davon Kunde haben, und von hier aus noch vor dem Aussteigen der Mannschaft die nöthigen Verhaltungsbefehle ertheilt seyn werden. Dies Alles trug Mirza sorgfältig in sein Tagebuch ein, und rief dann aus: „Wollte Gott, daß in unserm Lande dergleichen Dinge auch Statt fänden!" Auch die dem Schiffe zu Malta auferlegte Quarantaine war etwas, worein sich die Perser fast nicht zu fügen wußten. Dem Gesandten konnte man zwar für seine Person die diesfälligen Gesetze begreiflich machen; allein desto schwerer war sein Gefolge zu behandeln. Mehrere äußerten laut ihre Besorgniß, sich auch das Betreten der englischen Küste auf ähnliche Art untersagt zu sehen. „Ich schätze mich glücklich," sagte Mirza bey diesem Anlasse zu dem englischen Gesandten mit ernsthafter Miene, „bereits etwas genauer mit euern Landsleuten bekannt zu seyn; denn wäre ein andrer Perser an meiner Stelle gewesen, so würde er ohne anders begehrt haben, man solle ihn unverzüglich wieder in seine Heimath zurück führen.

fragten ihn, wie die Prinzessinn denn bey Besorgung jener großen Haushaltungen eigentlich zu Werke gehe, und wie sie im Stande sey, ganz allein, und ohne nur selbst ihre eigenen Bedienten zu sehen, mit einer so wichtigen und viel umfassenden Angelegenheit zum Ziele zu kommen?

„In jeder persischen Haushaltung, erzählte dann Mirza weiter, findet sich ein Hausverwalter, mit welchem die Frau vom Hause Alles, was auf die männliche Dienerschaft Bezug hat, ins Reine bringt, der mit ihr abrechnet, und an den sie den Lohn für alle Angestellten ausbezahlt. Um sich zur Erfüllung dieser Pflichten tüchtig zu machen, lernen die Perserinnen bey guter Zeit lesen und schreiben. In ihrer Kindheit gehen sie mit den ganz kleinen Knaben in die gleiche Schule, und wenn sie einmal das Alter erreicht haben, in welchem sie sich nicht mehr unverschleyert zeigen dürfen, so erhalten sie ihre zweyte Erziehung durch Weiber. Sie lernen weder Tanz noch Musik, wie die Frauenzimmer in Europa. Diese Künste sind bloß für die Sclavinnen, welche von denselben zur Unterhaltung ihrer Gebieterinnen Gebrauch machen. Eine Perserinn tanzt oder singt höchstens an der Hochzeit ihres Bruders, oder ihrer Schwester. Der König hat das Recht, von den Weibern seines Reichs, welche er will, unverschleyert vor sich erscheinen zu lassen.“

H.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris.

Die Schule der jungen Chorsänger in Paris.

(Aus Hrn. Gilberts Aufsatz im Magasin encyclopédique. September 1813.)

Die Schulen der jungen Chorsänger, maitrises des enfans de choeur, in Frankreich, sind die Quelle der Musik gewesen; diesen nützlichen von der Frömmigkeit gestifteten und begabten Anstalten verdankte Frankreich großentheils seine Fortschritte in der Tonkunst. Eine große Anzahl von Künstlern, die in Europa ihren Ruf verbreitet haben, sind aus jenen Schulen gekommen, und vielleicht wäre ihr Talent für immer ungebildet geblieben, wenn die Chorsänger-Schulen nicht ihre natürlichen Anlagen auf die beste Art entwickelt hätten. Mit Stolz kann die Pariser Schule die Namen ihrer ehemaligen Zöglinge, Lalande, d'Haudimont, Flocquet, Lemoyne, Giroust, Gossec, Gretry, Lesueur, Mehul und Persuis nennen.

Der Ursprung dieser Schulen reicht bis ans Ende des sechsten Jahrhunderts hinauf, als der Papst Gregorius, Verfasser der nach ihm benannten Gesangweise, sich damit beschäftigte, die Knaben zum Absingen der Psalmen zu bilden. Alle Domkirchen in Frankreich bekamen solche Schulen, worin der kirchliche Gesang gelehrt wurde. St. German, Bischof von Paris, ließ die Knaben durch die Clericos seiner Kathedralkirche nicht allein im Singen, sondern auch im Lesen und Schreiben unterweisen; darauf lehrte man ihnen auch die Grundsätze der lateinischen Sprache. In der Folge bekam diese Einrichtung, welche an einigen Kirchen Maitrise, an andern Psallette genannt wurde, ansehnliche Verbesserungen. Sie zog besonders die Aufmerksamkeit Gerson's, Kanzlers der Kirche von Paris, an; dieser entwarf gegen das Jahr 1400 einen Erziehungsplan zu Gunsten der Chorkinder jener Kirche. Aus einem Schenkungsbrief Michel's di Coulogne, Großsängers der Kirche von Paris, vom Jahr 1511, ersieht man, daß die Zahl der Chorkinder sich damals auf sechszehn belief. Diese Schenkung besteht in einer Chorkappe von Goldstoff für den Spé oder Ersten der Chorknaben. Nach Dom Claude de Vert (Explications des Cérémonies de l'église, Paris 1713, und 1720, Band II. S. 305), kommt das Wort Spé oder Inspé vom Lateinischen Inspector her; der Spé oder Inspé hatte wirklich eine Art von Inspektion über die andern Chorkinder.

Diese musikalische Schule hat sich stets durch ihre vortreffliche Unterweisungsmethode, so wie durch die Auswahl ihrer Lehrer vor allen andern ausgezeichnet. Unter die Meister, welche daselbst Unterricht gegeben haben, verdienen vorzüglich Campra, Lallouette, Homet, Goulet, Dugué und Lesueur, jetziger Musikdirektor der Kaiserl. Königl. Kapelle, genannt zu werden. Letzterer versuchte dort mit vielem Erfolg die nützlichen Veränderungen, die er in der Kirchen-Musik anzubringen gedachte, und die ihm so vielen Ruhm verschafft haben. Die Revolution zerstörte leider alle jene Schulen in Frankreich. Als aber endlich der Gottesdienst wieder öffentlich eingeführt wurde, gab die Pariser Kathedralkirche auch das Beyspiel zur Wiederherstellung der Chorsängerschulen. Besonders gab sich der jetzige Unterlehrer an derselben unsägliche Mühe darum, und ihm verdankt man zum Theile die Wiederentstehung derselben. Sie wird auf Kosten der Regierung unter der Aufsicht und Leitung von zwey Canonicis, welche das Kapitel ernannt, gehalten. Die Unterweisung ist die nämliche, die ehemals in den Maitrises Statt hatte. Sie erstreckt sich über die Musik, das Lateinische und das Französische. Hr. Desvignes, Schüler des Hrn. Lesueur und Kapellmeister an der Metropolitankirche, hat den Unterricht in der musikalischen Komposition übernommen. Die vielen Einkünfte, welche die Schule vormals besaß, hat sie freylich jetzt nicht mehr; es steht zu hoffen, daß die Regierung eine Anstalt, welche in der Tonkunst so großen Nutzen stiftet, nicht außer Acht lassen und dieselbe thätig unterstützen wird. Bey ihrer Wiederherstellung wurde sie in dem Gebäude der ehemaligen Kirche St. Denis du Pas gehalten. Da dieses aber abgebrochen werden soll, zur Vergrößerung des Gartens des erzbischöflichen Palastes, so hat man sie wieder in das ehemalige Schulgebäude, Straße de Massillon *) verlegt.

Man zeigt jetzt hier einen ungeheuren Delphin, der auf der Küste Frankreichs gefischt worden ist. — Franconi läßt einen weißen Specht sehen, der aus dem mittäglichen Frankreich kommt. Einem alten französischen Sprichwort nach gehört ein solcher Vogel zu den größten Seltenheiten der Welt; daher auch viele Leute hingehen, um ihn zu sehen, zumal da nicht viel andres Neue zu sehen ist. — In den diesjährigen Wintervorlesungen am Athénée de Paris wird Dr. Pariset, der im Journal de l'Empire die medicinischen Aufsätze verfaßt, in einem Cursus Gall's Lehre widerlegen; vielleicht wird dieß die Neugierde des Publikum ein wenig rege machen.

---

*) Nach einer sehr zweckmäßigen Veranstaltung haben die Straßen und Plätze in Paris seit der Revolution zum Theil die Namen großer Männer bekommen, und zwar nach den Anstalten, die auf ihren Ruhm einigen Bezug haben. So findet man um die Oper herum die Straßen Lulli, Rameau, Gretry; um die Kathedralkirche den Fenelons-Platz und die Straßen Massillon, Bossuet; um die polytechnische Schule die Straße Descartes u. s. w. D.

Nro. 266.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 6. November, 1813.

Wenn Reiz und Jugend uns entschwinden,
Verstummt der Schmeicheley Getön;
Doch lässt man sich bescheiden finden,
So bleibt man noch im Alter schön.
Langbein.

Proben aus Hafis Divan.

14.

Cypresse der Schönheit, die du
Lieblich schwankend einhergehst,
Um deine Liebkosungen flehn
Mit jedem Augenblick Verliebte.
Es möge der Schönheit Gewand
Immer glücklich dich kleiden!
Von Ewigkeit her wurde das Maaß
Nach deinem Cederwuchs genommen.
Derjenige, den nach dem Duft
Deines Ambra's verlanget,
Soll einst wie die Aloe auf
Der Gluth zerschmelzen und vergehen.
Der Neider Verhöhnung benimmt
Meinem Werth nicht das Kleinste;
Sie mögen wie Gold in dem Mund
Des Schmelzteriegels mich zerschmelzen.
Der Schmetterling brennet am Licht
Im Genusse der Liebe,
Hingegen zerschmilzet mein Herz
Vom Lichte deiner Wangen ferne.
Ein Herz, das als Pilger die Stadt
Deines Mundes besucht hat,
Verlanget sich nimmer zu gehn
Nach Mekka durch Hedschasen's Wüste.
Was nützet es mir wohl, mit Blut
Mich beständig zu waschen,
Denn ohne den Bogen der Brau'n
Ist alles mein Gebet ungültig.
Ein Frommer, der gestern allein
Wein und Gläser bereute,
Zerbrach seine Gelübde, als er
Eröfnet sah der Schenke Thüre.
Als Trunkener schlägt heute Hafis
Seine Hände zusammen,
Denn gestern vernahm er vom Mund
Des lieben Schenken ein Geheimniß.

Fernandos Glück.

Ich bin geliebt,
Von Ihr, um die, geübt
Im Siege, Liebesgötter schweben!
Ich bin geliebt
Von Ihr, nach der mit süßem Beben
Längst Herz und Geist sehnsüchtig streben.
Ich bin geliebt
Von Ihr, die bey dem Saft der Reben
Ihr, Dichter, nie genug erhübt!
Ich bin geliebt.
Selbst der Olympus gibt
Den Göttern kaum mein Wonneleben!
O Glück, was kannst du mir noch geben? —
Ich bin geliebt.

Hs.

Der schwere Stoff.

„Der Stoff gefällt mir sehr,
„Allein er ist zu schwer." —
Ziemt Ausflucht, Schüchternheit
Auch dem Talente? Nein!
Auf! Laß die Schwierigkeit
Dir zehnte Muse seyn!

Hs.

Ueber die Erdbeben längs dem Mississipi.

Kaskaskia (im Lande der Illinesen) 22. December 1812.

Die furchtbare Naturerscheinung des Erdbebens, die sich schon im December vorigen Jahrs verspüren ließ, hat seither, wenigstens in einem gewissen Grade, fast ununterbrochen fortgedauert. Am stärksten zeigte sich das Erdbeben in der Nähe des Mississipi, einige Meilen unterhalb der Gegend, wo er mit dem Ohio zusammen fließt, und in den Umgebungen der Niederlassung von Neu-Madrid. In dieser Gegend verspürte man eine beynahe unausgesetzte Bewegung, die mit einem Rollen verbunden war, welches das Volk den unterirdischen Donner nannte. Die Stöße gingen so heftig, daß Häuser von Stein oder Ziegelsteinen, wenn es hier dergleichen gäbe, davon unfehlbar hätten zusammen stürzen müssen. Selbst hier, in einer Entfernung von hundert und funfzig Meilen, oberhalb des Mittelpunkts der Erschütterung, haben die Häuser beträchtlichen Schaden genommen. Das ganz neu und fest aufgeführte steinerne Gebäude, welches ich bewohne, und von woher ich Ihnen schreibe, hat nach allen Richtungen Risse bekommen, und würde bey dem ersten neuen Stoße von gleicher Stärke ohne Zweifel umstürzen. Indeß erstreckt sich das Zittern des Bodens öfters bis zu uns hin; es vergeht keine Woche, daß wir nicht einige Stöße verspüren, und noch in einer der letzten Nächte ist die Erschütterung sehr stark gewesen.

Was die Ursache dieser furchtbarn Phänomene betrifft, so muß dieselbe ohne Zweifel in einem unterirdischen, sehr tief liegenden Feuer zu suchen seyn, das durch Anhäufungen brennbarer Materialien unterhalten wird. Diesen Feuerherd erreichen von Zeit zu Zeit Wassermassen, die, verborgenen Sammlern entquollen, plötzlich zu verdampfen anfangen, mit ihrer elastischen Kraft nach allen Richtungen arbeiten, und Alles, was ihnen nicht zu widerstehen vermag, aus der Tiefe aufwärts drängen, bis sie sich entweder Raum genug verschafft, oder in die Luft haben verdunsten können. Die durch dergleichen Wassermassen verursachte Erschütterung erstreckt sich oft sehr weit, indem sie entweder durch unterirdische leere Räume, oder durch natürliche, von Quellen durchströmte, Kanäle fortläuft, in die der Dampf sich hinein wirft, und beynahe in einem Augenblicke Oerter erschüttert, die sehr weit von einander entfernt sind. Bey weniger heftigen Stößen wirkt zuweilen eine Verdichtung im Innern der Erde dem Andringen der Wasserdünste mit Erfolg entgegen; bey stärkern Erschütterungen aber bahnen sich diese letztern, wenigstens theilweise, durch auf der Oberfläche der Erde geworfene Spalten einen Weg in's Freye hinaus.

Mehrere Thatsachen scheinen das Vorhandenseyn eines solchen, viele Meilen im Umkreise habenden, unterirdischen Feuerherdes in der genannten Gegend außer allen Zweifel zu setzen; auch ist es nicht unwahrscheinlich, daß das Feuer wandle, und so wie es vorwärts dringt, sich weiter ausbreite. Mehrere Personen versichern, man höre gegenwärtig den unterirdischen Donner viel weiter dem Flusse nach hinauf, als ehemals, und die Uferbewohner des Ohio und Mississipi suchen es zu errathen, welchem der beyden Flüsse nach derselbe seine Wirkung verbreiten, oder ob er seine Richtung analogisch derjenigen nehmen werde, in welcher die beyden Ströme nach ihrer Vereinigung weiter fließen.

Das Vorhandenseyn eines unterirdischen Feuers läßt sich um so weniger in Zweifel ziehen, da mehrere glaubwürdige Einwohner von Neu-Madrid und den nächsten Umgebungen dieser Stadt, zur Zeit der stärkern Erdbeben, nicht blos frisch geworfene Spalten auf der Oberfläche des Bodens bemerkt, sondern auch etwas einem Rauche oder wässerigen Dampfe Aehnliches aus demselben hervordringen gesehen haben. Einer dieser Beobachter fand sich bey hellem Tage einem solchen Ereignisse ganz nahe, und beobachtete das Phänomen mit Aufmerksamkeit. Der Dampf stieg mit Schnelligkeit aus der Erde hervor, und schien warm zu seyn; alle Augenblicke musste man erwarten, die Flamme selbst herausbrechen zu sehen, und es lag klar am Tage, daß eine Explosion der letztern Art einzig durch die große Menge, zugleich mit jener elastischen Flüssigkeit fortgetriebenen, Sandes verhindert wurde. Selbst hier zu Kaskaskia bemerkte man zur Zeit der stärkern Erschütterungen Wolken von einer ganz besondern Art, die völlig das Aussehen von Rauch hatten. Was aber das Vorhandenseyn eines unterirdischen örtlichen Feuers am Unwidersprechlichsten beweist, ist das verkohlte Holz, welches der Boden an verschiedenen Orten ausstößt. Man trifft, längs den Erdrissen, nicht blos auf Stein-, sondern auch auf eigentliche Holzkohlen. Die erstern sind freylich in größerer Menge vorhanden, und was sich von Holzkohlen vorfindet, hängt noch an Baumästen oder halb verbrannten Stämmen. Etwas noch Sonderbareres, das man am Rande einer jener Erdspalte wahrgenommen hat, ist ein Stück Holz, dessen eine Extremität in eigentliche Kohlen, die andre aber so zu sagen in verkohlten Stein war verwandelt worden. Ein Theil davon soll als Probestück weggeschlagen und nach dem Fort Massac gebracht worden seyn. Das Ganze wäre ein sehr merkwürdiges Kabinetsstück, und dürfte mit leichter Mühe zu Wasser nach Neu-Orleans zu bringen seyn. Auch die an mehreren Orten ausgeworfene Bimsstein-ähnliche Lava deutet auf ein unterirdisches und zwar vulkanisches Feuer hin. Von dieser Lava hat man eine ziemliche Portion, die der Mississipi fortführte, aufgesammelt; und es sind mir selbst Stücke davon zu Gesichte gekommen, die man allerdings für vulkanische Produkte halten musste.

Noch eine, in unsern Gegenden fast durchweg gemachte

Beobachtung ist diese, daß die Erschütterung an den tiefliegenden Orten ungleich heftiger ist, als an den höher gelegenen. Diese Thatsache, aus welcher ohne Zweifel auf das Daseyn einer expansiven unterirdischen, derjenigen der Wasserdünste ähnlichen, und nach allen Richtungen stark und gleichförmig wirkenden, Kraft kann geschlossen werden, lässt sich ganz natürlich daraus erklären, daß der niedriger gelegene Boden schwächern Widerstand leistet, als der höhere. Man hat noch überdies bemerkt, daß allenthalben, wo Wasser von einer gewissen Tiefe vorhanden war, der Boden stärker aufgetrieben wurde, als der in der Nachbarschaft. In der ganzen Gegend, wovon ich spreche, längs dem Mississipi, gibt es, wie vormahls um Neu-Madrid herum, Seen oder Teiche; gegenwärtig aber sind sie ausgetrocknet, die Fische, welche sich darin vorfanden, sämmtlich zu Grunde gegangen, und die Gräten auf der Oberfläche des Bodens noch sichtbar. Das Wasser muß, da es leichter ist, als die Erde, auch jener expansiven unterirdischen Kraft weniger starken Widerstand geleistet haben. Selbst das Bette des Mississipi ist höher gehoben, und dadurch für einige Zeit eine Cataratte gebildet worden, die dann der Strom dem ursprünglichen Bette des Flusses allmählich wieder gleich gemacht hat.

In den Umgebungen von Neu-Madrid gibt es sehr tiefe, schon vor Langem ausgegrabene Brunnen. In diesen hat man weder fossiles Holz noch Steinkohlen gefunden, was vermuthen lässt, der Herd dieses unterirdischen Feuers liege noch tiefer, als der Grund jener Brunnen. *)

H.

Beyträge zur allgemeinen Geschichte.

Kunstliebhaberey.

Die Sängerinn Mara soll ihren Mann aus dem Kerker losgesungen haben. Nachdem man dies erzählt hatte, summte eine kunstliebende Frau ein Liedchen: O sey stille, Kind! rief ihr Mann flehend, ich werd' arretirt!

Studiertrieb.

Vergebens zerprügelte man ein Dutzend Stöcke auf dem Rücken eines Rekruten; er konnte nichts begreifen, und sollte zurückgeschickt werden; der Unteroffizier kündigte ihm dies an: O haue doch noch ein bischen, versetzte der Rekrut kläglich bittend, vielleicht geht's doch!

*) Diese Notiz über die Erdbeben, welche sich seit dem December 1811 in den vereinigten Staaten, namentlich längs dem Missisipi, ereignet haben, ist aus mehrern Briefen des Hrn. Stanley Griswold von Kaskaskia an den Hrn. S. L. Mitchill zusammengezogen. (Das Original findet sich in dem Medical-Repository von New-York, 1813 1s Quartal.)

Schule.

Ein dänischer Gelehrter, ganz in der deutschen Wissenschaft einheimisch, und einer ihrer Helden, prahlte scherzweise: Er sey schon als Doktor nach Deutschland gekommen; er habe hier nur gelehrt, und nichts gelernt. — Außer deutsch! flüsterte ihm Einer zu, und jener lachte sehr vergnügt.

Gelehrsamkeit.

Ein Läufer suchte sich in einer Leihbibliothek Bücher aus; er liest sie nur kursorisch, bemerkte Jemand; ein Purist sagte: er durchläuft sie.

Ein Gelehrter sagte: Was ich nicht weiß, macht mir nicht heiß! Ein Andrer: Was ich weiß, macht mir heiß! Ein Dritter: Was ich nicht weiß, macht mir heiß!

Psychologie.

Ich muß Alles sehn, was Sie schreiben, sagte ein Liebhaber zu seiner Geliebten, erst, wie es aus der Feder kommt! — Warum nicht lieber, entgegnete sie, gleich roth aus meinem Herzen?

Erdbeschreibung.

Es ist doch ein Glück, sagte jemand, daß die Dörfer F. und G. jetzt zu unserm Lande gehören; jetzt hat man doch nicht so weit mehr dahin.

Kritik.

Wer nur etwas Geschmack hat, kann Cendrillon nicht zu Ende sehn! — Also so schlecht? — O abscheulich! — Zwey Tage später: Ich habe jetzt auch Cendrillon gesehn. — Nun, wie gefiel dir's? — Recht hübsch. — Siehst du? hab' ich dir's nicht gesagt?

Korrespondenz-Nachrichten.

Auszug aus einem, in der Sitzung der Königl. Societät zu London vom 11. Februar 1813 vorgelesenen, von der Insel Nevis datirten Briefe des Hrn. Hamilton.

Folgendes sind die merkwürdigsten Umstände, womit der im May 1812 erfolgte Ausbruch der Schwefel-Vulkane auf der Insel St. Vincent begleitet gewesen ist. Diesem Ausbruche, seit dem Jahr 1718 dem ersten, gingen, vom May 1811 an gerechnet, etwa zweyhundert Erderschütterungen und Erdbebenstöße voran. Von allen mit demselben verbundenen Phänomenen war das merkwürdigste das, durch die Eruptionen verursachte, Getöse, welches sich so wenig von einem mit dem Donner des groben Geschützes abwechselnden Musketenfeuer unterscheiden ließ, daß der Kapitain eines, eine Flotte von Kauffarteyschiffen begleitenden, Kriegsschiffes in der Meinung, es habe ein Korsar die hintersten derselben angegriffen, den Schiffen das Zeichen gab, sich enger an einander anzuschließen, und dann nach der Gegend, aus welcher das Geräusch herzukommen schien, hinsteuerte. Auch bemerkte man, daß, was Niemand zu erklären wusste, der Ton in einer beträchtlichen Entfernung von der Insel ungleich stärker war, als in der Stadt Kingston selbst. Zwey Flüsse verloren ihr Wasser bey dieser Gelegenheit gänzlich. Ehe eine Flamme aus dem Krater des Vulkans empor stieg, sah man ungeheure Massen dichten Rauches sich aus demselben hervor drängen;

die Erscheinung des Feuers selbst aber war während ganzer acht Stunden ununterbrochen mit Erderenstößen, einem donnerähnlichen Rollen und Gerassel und einem Auswerfen gewaltiger Bimsstein-Stücke begleitet. Mehrere Gebäude zu Kingston stürzten unter den Erderschütterungen zusammen, und in den Plantagen wurden mehrere Neger durch das Herabfallen der Bimssteine verwundet. Dieser Vulkan, dessen Krater eine Meile im Durchmesser hat, und ungefähr neunhundert Fuß tief ist, macht einen Theil einer weitläufigen Gebirgskette aus, die sich auch durch Nevis und andre Inseln dieses Archipelagus hindurch zieht. Hn.

* * *

Obige Beschreibung erinnert Referenten an einen seiner letzten Spaziergänge auf die mehrmals von ihm besuchte Höhe des Land und Meer weit umher beherrschenden Vulkans von Neapel. Der Berg war damals ziemlich lebendig und unruhig; seine Bewegungen jedoch mit keinen eigentlich furchtbarn oder gefährlichen Phänomenen verbunden. Die ganzen Nächte hindurch loderte von seinem Krater eine helle, einem großen Wachtfeuer gleichende, Flamme empor, die, zumal bey heiterm Himmel, von dem Molo von Neapel aus gesehen, eine ganz eigene Wirkung that. Noch nicht sehr weit oben am Berge ging in jenen Tagen der Weg über eine etwa zwey Fuß breite Ader von Lava, oder vielmehr über einen eigentlichen Lavabach, der sich in einem in einer Tiefe von etwa anderthalb Fuß, zwischen längst verwitterten Massen, ausgewühlten Bette noch, so zu sagen, im Fließen befand, und so feurig war, daß frisch gebrochene grüne Zaunstecken nur auf einen Augenblick in die flüssige Glut hinein gehalten sogleich in hellem Feuer aufbrannten. Das war, wie gesagt, in den untern Regionen, wo noch die Aloe aus den Schlacken emporgrünt und das nun beginnende eigentliche Todtenrevier von dem Weinstock begränzt wird. Weiter hinauf trat man in die Aschen- und Schwefel-Region ein, und wandelte eine Strecke weit in feinem hellgelben Schwefelstaube. Nahe am Gipfel des Vulkans war der Boden so heiß, daß man nicht im Stande war, nur eine Minute lang an der gleichen Stelle zu stehen, und die Füße an einem fort bewegen mußte, und daß, aller angewandten Sorgfalt ungeachtet, die Schuhsohlen von der Glut zerfressen wurden. Den ganzen Vormittag, der zu der Excursion verwandt ward, machte der Vesuv, in Zwischenräumen von einer guten Viertelstunde, ganz kurze Explosionen von ungeheuern Rauchwolken, Steinen und allerley andern Erzeugnissen aus den großen Feueressen unter der Erde. Ein starker, fast ununterbrochen wehender, Westwind, der die aufgeschlenderten Massen in immer gleicher, dem Wege der Reisenden entgegen gesetzter, Richtung von dannen trieb, verschaffte, daß man die Wundererscheinung, welcher jedes Mal ein donnerndes Gerassel von ganz besondrer Art voranging, ganz in der Nähe und hart am Saume des damals etwa hundert und funfzig Schritte im Durchmesser haltenden, in Absicht auf Form, Größe, Tiefe u. s. w. beständig varirenden Kraters, weit genauer, als es in der Regel möglich ist, beobachten und ganz deutlich ersehen konnte, wie sich die, aus den brennenden Eingeweiden der Erde emporgetriebenen, Steine und vulkanischen Produkte, unter Umgebungen von Rauch, Asche und Funken, à perte de vue in die Luft erhoben, und dann bald, in einer Entfernung von nicht mehr als einigen hundert Schritten, wieder zu Boden fielen. Hielt man das Ohr etwas näher an die aus Schwefel und Lava bestehende, weit umher nicht die leiseste, Spur von etwas Lebendigem tragende Oberfläche der Erde hin, was sich jedoch sowol wegen der Hitze als wegen des Schwefeldunstes nur auf Augenblicke thun ließ, so vernahm man aus den Feuerwerkstätten in der Tiefe ein gleichmäßiges, einem entfernten Donner nicht ganz unähnliches, Getöse oder Geprassel, was Referenten unter allen den Phänomenen des feuerspeyenden Berges als das Schauerlichste vorkam. H.

Paris.

Dr. Menûret zeigte in der letzten Sitzung der philotechnischen Gesellschaft eine Art von Baumwolle vor, die aus Leinwand gemacht worden ist; vielleicht ist diese Erfindung nichts Neues; aber in jetzigen Umständen verdient sie doch in Erwägung gezogen zu werden, besonders weil jene Art von Baumwolle sehr gut ist, und nur halb so viel kostet, als die ausländische. Es herrscht zwar ein ziemlich gegründetes Vorurtheil gegen die meisten inländischen Surrogate; dieses ist doch wol der Mühe werth, genau untersucht zu werden. Wie die Verwandlung von Leinwand in Baumwolle zugeht, hat Hr. Dr. Menûret nicht erklärt, da es nicht seine Erfindung, sondern diejenige eines Frauenzimmers in Paris ist; die Verfahrungsart kann jedoch nicht beschwerlich und verwickelt seyn. Hr. Reynier, dem man mehrere nützliche Erfindungen verdankt, hat die Hand-Mühlen, welche seit einem Jahre hier zum Gebrauch der Armeen verfertigt werden, verbessert, und sie für bürgerliche Haushaltungen sehr zweckmäßig eingerichtet. Auf diesen Mühlen, die nicht theurer und größer sind, als Pfeffermühlen, kann Jeder in seinem Hause sein Korn mahlen, und zwar vierundzwanzig Pfund in einer Stunde. — Anfangs dieser Woche ist ein Mörder hieselbst hingerichtet worden, der im vorigen July sich Abends um 10 Uhr in das Haus seiner Schwiegermutter, einer Kräuterhändlerinn, geschlichen, dieselbe mit einer Axt erschlagen, und darauf auch seine Schwägerinn schrecklich verwundet hatte. Seine Absicht war, ihre Erbschaft zu haben. Als man die That entdeckte, fiel der Verdacht gleich auf ihn; er wurde gerufen, und verrieth sich schon durch seine Angst und seine Verwirrung, als man ihn zum Leichnam seiner Schwiegermutter führte.

Räthsel.

Ich in Städten nützliche Maschine
Zähle zwar sechs Füße, wenn ich diene;
Doch nur Vieren geb' ich dann zu thun;
Zwey sind unsichtbar und können ruh'n.

Auch die Großen, die sich mir vertrauen,
Müssen ihre Selbsterniedrung schauen.
Wenn mich die Bewegung weiter führt,
Wird der Boden nie von mir berührt.

Einsam, unnütz, frey von jedem Gaste,
Ohne Füße bin ich, wenn ich raste.
Dreyfach hellt im Dienste mich das Licht;
Doch der Neugier gönnen's Manche nicht.

C.

Logogryphen.

1.

Tief pflegt mich im Busen die Unschuld zu tragen.
Vergißt sie ein Zeichen, so muß sie verzagen.

N.

2.

Mein Ganzes war und ist noch eine große Stadt,
Die viele Häuser jetzt, Wohnhäuser wenig hat;
Habt Ihr ein Zeichen vorn, Eins hinten angeflickt,
So wird dort ein Prophet, ein Eulchen hier erblickt.

X.

Auflösung der Charade und des Logogryphs in Nro. 260.
Schlagbaum, Baumschlag. Orpheus, Morpheus.

Nro. 267.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 8. November, 1813.

Wonne durchströme Sein Herz, wenn heute Sein ruhiges Auge
Nach den Aernten von Ehren auf seiner Laufbahn zurücksieht!
Ramler.

Allegorie,

dem sechsten November heilig.

1813.

Nil desperandum Friderico duce et auspice Friderico.

Wer ist im Wogenkampf der Kühne,
Der, auf der ungeheuern Bühne
Des Meers, die Stirn dem Schicksal beut?
Indeß, entbrausend Aeols Grotten,
Wie dürres Herbstlaub, ganze Flotten
Im Nu der Nachtorkan zerstreut?

Er herrscht und ordnet auf dem Schiffe,
Hier vom gezackten Felsenriffe,
Dort von der Sandbank hart bedroht;
Er greift, ein preislicher Erneuer
Des Helden Ithakas, zum Steuer,
Und waltet kraftvoll als Pilot.

Wenn Kühnheit sich durch Weisheit regelt,
Sind Wirbelstrom und Klipp' umsegelt,
Sind Stürm' und Fluthendrang ein Spott!
Mag in Gefahr der Schwächling zagen,
Das Höchste muß der Starke wagen!
Er kämpft sich durch, sein eigner Gott.

Hoch flaggen Ihm drey stolze Leuen!
Er steht umringt von Seinen Treuen,
Und forscht mit Adlerblick nach Land.
Warf manchem Tapfern gleich das schwarze
Verhängnißvolle Loos die Parze,
Stets blieb das Schiff Ihm doch bemannt.

Beym Wehn der Sommerabendkühle
Krönt Ihn Beharrlichkeit am Ziele,
Troz der Charybdis, die noch droht!
Triumph! Schon steuert Er die Braven
In den ersehnten Heimathshafen,
Und alles glänzt von Morgenroth.

Eignung.

Laut, wie des Rheinfalls Donner, hallen
Aus Fruchtbaumthälern und von allen
Rebhügelreihn, wo Faunen sich
Im Tanze schwingen mit Mänaden,
Heut, wie nach zehn Olympiaden,
Dankhymnen Dir, o Friderich!

v. Matthisson.

Die Landstraße über den Mont-Cenis.

(Aus des Post-Inspektors Baysse Description routière et géographique de l'empire français, Paris 1813. Zweyter Band.)

Termignon und Lans-le-Bourg sind zwey elende Dörfer am Fuße des Cenis-Berges. Die Bauern ernähren sich daselbst fast alle von der Ueberfahrt über den Berg. Einige helfen den Reisenden, Andre fegen 8 oder 9 Monate im Jahre den Schnee weg; die reichern beschäftigen sich mit dem Ueberfahren der Waaren. Bevor die neue Landstraße angelegt war, lebten die Meisten von dem Auseinanderschrauben und Uebertragen der Reisewagen und der Reisenden selbst, oder von dem Schlittenfahren von der Höhe bis zum Fuße des Berges. Dieser Beschäftigung sind sie nun überhoben; sie begleiten aber doch noch die Reisenden, und stützen die Wagen von beyden Seiten, damit sie nicht umfallen oder in dem Schnee versinken. Auch führen sie die Reisenden noch zuweilen im Schlitten. Sie bezeigen sich überhaupt sehr dienstfertig und geschickt; nur bestürmen sie vor der Ueberfahrt die Reisenden in so großer Menge, daß diese sich kaum von ihnen losmachen können. Zu Lans-le-Bourg ist ein Post-Büreau und einige mittelmäßige Wirthshäuser. Dieser Ort liegt 1387 Metres oder 712 Toisen über der Meeresfläche.

Das Thal Maurienne erstreckt sich zur Linken, wenn man aus Lans-le-Bourg fährt, einige Stunden weit bis an die Gletscher, wo die Arque entspringt: es hat ein trauriges Ansehen; man erblickt keine Bäume, und nur an einigen Stellen Dörfer; an den Bergen neben diesen Dörfern bebauet man Felder, so weit es die rauhe Luft und die Steile der Anhöhn erlauben; sie liegen stufenweise übereinander und sind nicht allein schwer zu bebauen, sondern auch schwer zu unterhalten, indem die Lavinen, das Einstürzen der Felsen, und die Giesbäche oft die Mauern, welche die Felder stützen, fortreißen. Der Frost verdirbt auch häufig die Saat. Geschieht dieses aber nicht, so wird die Gegend reichlich mit Korn versehen, und hat Hülfsmittel genug, indem das häufige Durchziehen der Reisenden und das Auswandern der Einwohner auch ziemlich viel Geld hineinbringen. Die Auswandernden geben sich zwar nur mit den niedrigsten Handwerken ab, allein durch ihre große Sparsamkeit bringen sie doch eine kleine Summe zusammen; die gröbsten Speisen und Kleider reichen ihnen zu; sie sind mit ihrem Schicksale zufrieden, wofern sie nicht vor Hunger und Kälte sterben. So leben die zahlreichen Savoyarden in Paris, und alle diejenigen, welche in die Provinzen gehen; so leben sie auch in ihren Gebirgen. Alles dünkt ihnen gut zur Nahrung; es gibt wenig Thiere, wovon sie nicht das Fleisch essen. Bären und Murmelthiere sind ihre Lieblingsgerichte. Da die Bauern in Ober-Maurienne begüterter sind, wegen der Ueberfahrt über den Mont-Cenis, so sind sie auch nicht so schlecht gekleidet und nicht so unsauber, wie die andern Savoyarden; sie wandern auch weit weniger aus, da sie zu Hause ihren Unterhalt verdienen können.

Merkwürdig ist es, daß der Aufenthalt in großen Städten die Sitten dieser fleißigen Leute selten verderbt. Das Sittenverderbniß ist allzuweit von ihnen entfernt, als daß sie leicht dahin gelangen könnten; sie zeichnen sich durch ihre Treue aus, und kommen meistens eben so redlich in ihre Gebirge zurück, als sie ausgegangen sind. Die Sitten haben mir desto reiner geschienen, je mehr ich mich der mittlern Gebirgskette nahte; sie scheinen mit der physischen Natur im Verhältnisse zu stehen; denn in Ober-Maurienne, besonders zu Termignon und Lans-le-Bourg, sind die Leute auch groß und wohl gewachsen. Die zu Aiguebelle und St. Jean de Maurienne so gemeinen Kröpfe sind ihnen unbekannt.

Was aber hier von den Sitten gesagt worden ist, gilt nur für die Volksklasse; die höhern Stände haben jene einfachen und sanften Sitten nicht, sondern tragen, (einige wenige Ausnahmen abgerechnet) eine Art von Nationalstolz an sich, der in Savoyen sehr auffällt. Die Reisenden empfinden dies sehr oft bey den Leuten, womit sie zu thun haben. Dagegen haben diese Stände auch nichts von der Unsauberkeit und Mißstaltung der Volksklassen, sogar nicht einmal in denjenigen Gegenden des Thals, wo diese beyden Mängel bemerkbar sind.

Man erblickt in ganz Maurienne kein Landhaus, kein Schloß, weder ein neues, noch ein gothisches. Die Stadt St. Jean enthält blos einige adeliche Familien; außer derselben ist Alles Volk.

Eine Sache, die wirklich die Fremden in Savoyen in Erstaunen setzt, ist, daß man die Bauern dort besser Französisch sprechen hört, als im eigentlichen Frankreich, wo es bekanntlich in einigen Provinzen gar nicht gut gesprochen wird. Eine Schäferinn von Maurienne oder von Mont-Cenis beantwortet die Fragen des Reisenden in besserm Französisch, als ein Milchmädchen in der umliegenden Gegend von Paris; das Savoyardische Volk hat jedoch seine Bauernsprache, welche der in unsern mittäglichen Departements üblichen gleich kommt.

Sehr mahlerisch ist das Thal Maurienne nicht, wenigstens gibt es im Jura-Gebirge manche Thäler, die es eben so sehr sind; auch erblickt man in diesem Thale den Montblanc nicht, wie es in dem Itinéraire d'Italie und nach diesem in dem Itinéraire de l'empire français gesagt wird. Dies ist auch nicht leicht möglich; um sich davon zu überzeugen, braucht Jeder nur auf die topographische Lage jenes Berges und die Richtung des Thales zu sehen. So wenig mahlerisch und so elend indessen dieses Thal auch seyn mag, so hat doch die Durchreise immer etwas Interessantes an sich. Wenn man aus Lans-le-Bourg kommt, so setzt man das letzte Mal über die Arque, verläßt dann

das traurige Maurienne, und besteigt durch eine lange Reihe von Krümmungen und Wendungen, die zusammen eine der schönsten Landstraßen von Frankreich auswachen, den Mont-Cenis.

Aller Bemühungen der Bauern ungeachtet, diese Straße rein zu erhalten, bleibt sie dennoch einen großen Theil des Jahres mit Schnee bedeckt. Die Wagen rollen alsdann wie auf dem Eise. Die Spur der erstern bezeichnet den nachfolgenden den Weg. Ist diese Spur aber durch das häufige Fahren verdorben worden, so wird das Hinauffahren außerordentlich mühsam; dann ist auch die Hülfe der Bauern, welche die Wagen stützen, unumgänglich nothwendig.

Das Haus oder die Scheune, welche man oben am Wege erblickt, führt den Namen la Ramasse, weil dort die Schlittenfahrt anfängt, welches in der dasigen Gegend durch Ramasser bezeichnet wird. Das Schlittenfahren ist aber nur dann möglich, wenn der Schnee alle Höhlungen ausgefüllt, und die Fläche des Berges geebnet hat. Gewöhnlich fahren die Schlitten in 7 oder 8 Minuten von la Ramasse bis Lans-les-Bourg hinunter; im Wagen braucht man eine Stunde Zeit dazu.

Eine Viertelstunde oberhalb la Ramasse gelangt man auf den höchsten Punkt des Mont-Cenis, neben welchem sich noch weit höhere Berge erheben. Dieser Gipfel scheidet die Gewässer, wie auch die Luftstriche, so daß es oft auf der einen Seite schönes Wetter ist, indem es auf der andern nebelt und tobt. Bey Windstürmen ist dies aber auch der gefährlichste Ort von der Ueberfahrt. Von da geht es sanft hinunter zur schönen Ebene am Mont-Cenis; ein kleiner See nimmt ungefähr die Mitte derselben ein. Die Straße läßt Tavernettes, eine Poststation, die nur aus 5 oder 6 Häusern besteht, zur Linken. Alle diese Häuser sind Schenken, von welchen das Dorf auch seinen Namen bekommen hat. Seit einigen Jahren wird es auf der Land-Charte und im Postbuche unter dem Namen Mont-Cenis angeführt. Es liegt an einer Bergspitze. Die Reisenden pflegen sich daselbst aufzuhalten, um sich zu erwärmen oder um sich zu erfrischen; denn diejenigen, welche in der warmen Jahrszeit zu Fuß hinaufsteigen, schwitzen oft sehr stark. Man kann in jenen Schenken die trefflichen Forellen des Sees kosten, noch besser aber in dem Hospiz, das eine Viertelstunde weiter liegt, und welchem jener See, der eine halbe Stunde im Umfang hat, seit einigen Jahren zugeeignet worden ist. (Die Forts. folgt.)

Historisch-bibliographische Anekdoten.

6.

Die Priesterehe.

Der Literatur dieser Rubrik gehört eine im Jahr 1758 zu Brüssel gedruckte, und durch die Geistlichkeit unterdrückte, seltsame Schrift an, die der Abbé Desforges unter dem Titel herausgab: Avantages du mariage et combien il est salutaire aux Prêtres et aux Evêques de ce temps-ci d'épouser une fille chrétienne. Der Verfasser gehört unter die aufrichtigen Vertheidiger der Priesterehe, und die Schilderungen, die er zu Unterstützung seiner Lehre vorlegt, sind nur gar zu sehr — nach der Natur gemahlt.

7.

Dolets Monachologie

Der unglückliche Lyoner Buchhändler Dolet, welcher als Ketzer und Atheist am 3 August 1546 zu Paris hingerichtet ward, darf billig als der Vorläufer des Freyherrn von Born angesehen werden, der es dem überall veränderten Geist der Zeiten zu danken hat, daß er seine mit Dolet's Epigrammen merkwürdig zusammentreffende und verwandte Monachologie ungestraft herausgeben durfte. Eines jener Epigramme lautet also:

De Cucullatis.

Incurvi cervicum cucullatorum habet
Grex id subinde in ore, se esse mortuum
Mundo; tamen edit eximie pecus, bibit
Non pessime, stertit sepultum crapula,
Operam veneri dat, et voluptatum assecla
Est omnium. Idne est mortuum esse mundo?
Aliter interpretare. Mortui sunt Hercule
Mundo Cucullati, quod iners terræ sunt onus,
Ad rem utiles nullum, nisi ad scelus et vitium.

Aber auch ein Wiener Arzt, Johann Friedrich Rauch, der im Jahr 1622 zwey akademische Schriften, diätetischen Inhalts: Von Speisen und Getränken, herausgab, gehört unter die Vorläufer des Herrn von Born. Er spricht umständlich von dem ausgelassenen Leben, und den verdorbenen Sitten der Mönche, und trägt darauf an: man soll ihnen den Wein und die Chocolade verbieten, wodurch viel Aergerniß könne und werde verhütet werden. Seine kleinen Schriften sind überaus selten geworden, was man auf Rechnung des Standes bringt, dessen Fastenprediger er seyn wollte.

8.

Rodogune und die Frau von Pompadour.

Als im Jahr 1760 die Frau von Pompadour zu sehen wünschte, wie man Bücher drucke, befahl ihr königlicher Liebhaber, eine Presse nebst den erforderlichen Arbeiten und Geräthschaften aus der königlichen Druckerey nach Versailles zu bringen; jene ward in den Zimmern der Favoritinn aufgestellt, und dann in ihrer Gegenwart Corneille's Trauerspiel, Rodogune, abgedruckt. Von dieser Prachtausgabe in Quartformat wurden nur wenige Exemplare abgezogen. Weil die Zimmer der Pompadour sich auf der Nordseite des Schlosses befanden, so ward auf dem Titelblatt als Druckort der Norden (au Nord) angegeben. Das Porträt der Günstlinginn, und ein von ihr selbst gestochenes Kupfer (sie übte sich

zum Zeitvertreib in dieser Kunst) sind den wenigen Abdrücken zur Verherrlichung beygefügt.

9.

Telemach und Ludwig XVI.

Der edle und unglückliche Ludwig machte sich von Jugend auf gern durch eigne Uebung mit allerley Kunst und nützlichem Handwerke vertraut. So druckte er dann auch als Dauphin, im Jahr 1766, ein kleines Bändchen moralischer und politischer Maximen, die er sich aus Fenelons Telemach ausgezogen hatte. Von dem Büchlein sind fünfundzwanzig Abdrücke vorhanden. Es führt den Titel: Maximes morales et politiques, tirées de Télémaque, imprimées par Louis-Auguste Dauphin. Versailles, de l'imprimerie de Monsigneur le Dauphin.

Wer würde dies kleine Buch ohne Schmuck nicht der köstlichsten Prachtausgabe vorziehen?

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart.

(Die Stuttgartische Privat-Armenanstalt. *)

Der Mißwachs und der folgenschwere Krieg im Jahr 1805 gaben den ersten Anlaß zur Errichtung einer Hülfs- und Ergänzungs-Anstalt der öffentlichen Armen-Institute durch vereinte Privatkräfte. Anfangs war die Absicht, durch Rumford'sche Suppen, Brot, Mehl, Krankenspeisen und Holz wenigstens Manche der wahrhaftig Armen zu berathen und die verdienstlosen Arbeitfähigen zu beschäftigen. Der König genehmigte nicht nur den Zusammentritt der Gesellschaft freywilliger das ganze Geschäft unentgeltlich und mit freudigem Eifer besorgenden Armenfreunde, sondern setzte sie auch durch ansehnliche Geldbeyträge, durch ein besondres Geschenk zur ersten Einrichtung der Koch-Anstalt und durch Anweisung eines jährlichen Miethzinses für das Haus in den Stand, zu wirken. Die Einwohner Stuttgarts aus allen Ständen, auch Kinder und Dienstboten, selbst Auswärtige, unterstützten die Anstalt. Am 8. Dec. 1805 hielten die Gesellschafts-Mitglieder die erste Sitzung. Am 17. März 1806 konnte schon die Suppen-Anstalt eröffnet werden, und in den ersten 87 Kochtagen wurden 1421 Portionen verkauft. Alle sechs Monde wird eine neue Revision der Armen, (die man durch die Distrikts-Vorsteher und Bezirkspfleger genau kennen zu lernen sich bemüht), vorgenommen, und die Lage der sogenannten schamhaften Armen auf eine angemessene Weise berücksichtigt. Hier die Uebersicht der bis Ende Juny 1813 an die Armen geleisteten Natural-Unterstützungen:

Suppe oder warme Kost für Gesunde wurden vom 17. März 1806 bis zum 30. Junius 1813 an Portionen

gekocht	unentgeltlich ausgetheilt	verkauft
278.531	244.315	34.216

An Kranke wurde unentgeltlich abgereicht

Warme Kost	Alter stärkender Wein
10.433 Portionen.	6.629 Schoppen.

An Brot wurden unentgeltlich ausgetheilt
102.232 Pf., je 3 Pf. auf 1 Portion gerechnet.

An weissem Kochmehl:
9.934 Portionen, zu ⅛ Simri.

An Brennholz
32.605 Scheiter, je 4 Scheiter zu 1 Portion.

Im Sommer 1807 begann eine Industrie-Anstalt für 30 Kinder von 6 bis 14 Jahren, und zugleich die Beschäftigung der Hausarmen. Im Dec. 1808 konnte bereits ein eigens erkauftes Haus bezogen werden, und die Zahl der außer den Schulstunden in der Anstalt anwesenden Kinder stieg bald über hundert. Das Erlernen der Religionswahrheiten und andrer nützlichen Kenntnisse wurde mit der Arbeit verbunden, auf Herz und Geist auch durch biblische Geschichten und Erzählungen aus dem Leben guter Menschen und aus der Naturgeschichte, durch gute Lieder rc. gewirkt, und Einmal des Jahrs Prämien ausgetheilt. Im Spinnen, Stricken und Weißnähen erhielten die Mädchen unentgeltlichen Unterricht. Manches erarbeitete sich wöchentlich 24 bis 30 kr. Großmüthige Beyträge und außerordentliche Geschenke dauerten fort. In das Nähere wegen des Einschreibens in das sogenannte goldne und silberne Buch, wegen Auszeichnung und Beschämung der Kinder, in die (besonders abgedruckte) Ordnung und in die Gesetze der Industrie-Anstalt rc. einzugehen, erlaubt hier der Raum nicht. Sie kann und wird eine Pflanzschule guter, arbeitsamer und treuer Dienstboten werden. Jedes Jahr war reich an Verbesserungen der innern Ordnung, besonders in Ansehung der Aufseher und des Lehrpersonals.

Erst dem Jahr 1813 schien es vorbehalten, eine Erweiterung nach Außen zur Wirklichkeit zu bringen. Für die Errichtung einer zweyten Kinderarbeits-Anstalt in einem gemietheten Hause des obern Stadttheiles kam in sehr kurzer Zeit eine Unterzeichnung zu Stande, und sie konnte schon am 29. Junius d. J. feyerlich eingeweiht werden. Es ist gelungen! Beyde Anstalten zählten seit 1805 gegen 800 Zöglinge, und fassen gegenwärtig über 250 Kinder in sich. So weit hat Liebe und Menschenfreundlichkeit geholfen. Mögen sie weiter helfen!

Das letzte am 1. Sept. d. J., als dem 6ten Jahrstag der Eröffnung der ältern Arbeits-Anstalt, gehaltne Prüfungs- und Prämienfest, an welchem auch die Kinder der neuen Anstalt Theil nehmen durften, war sehr erfreulich. Nach einem Chorgesange von 38 Schülerinnen hielt Hr. Spezial-Superintendent Rieger eine zweckmäßige Rede. Nun erscholl ein Hymnus: Danket dem Herrn! rc. Dann empfingen vierzig Kinder Prämien, und unter den übrigen wurden kleine Geschenke ausgetheilt. Besondres Interesse gewährte der Anblick der von den Kindern beyder Anstalten aufgestellten Arbeiten, die in Hinsicht auf Pünktlichkeit, Kunst und Geschmack bewiesen, daß die Kinder den Unterricht ihrer geschickten Lehrerinnen trefflich benutzen. Ein älteres Kind sprach im Namen Aller eine kleine Dankrede, und das Sangchor stimmte mehrere religiöse und moralische Lieder an. Zwölf Kinder lasen mitunter versificirte Erzählungen mit Ausdruck. Gegen sieben Uhr zog die Jugend vergnügt in die Stadt zurück.

Die Anzeige ist nur zu kurz, aber für edle zartfühlende Seelen gewiß ein stilles Aufgebot zu neuen Wohlthaten. Ja,

Trotz dem Zeitdrang, trotz dem Kriege,
Thun dem Herzen sie Genüge.
Hoher Lohn der Menschlichkeit
Sey den Guten prophezeyt.

Berichtigung.

Im Morgenblatt 1813 Nro. 54. S. 216. Sp. 2. Z. 23. statt Verödnung, lies Verhöhnung. Z. 25. statt nichts lies mehr.

*) Nähere Aufschlüsse über das Ganze und Einzelne geben die Vorsteher mit Vergnügen.

Beylage: Uebersicht der neuesten Literatur, Nro. 21.

Nro. 268.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 9. November, 1813.

Wenn sich um uns das Glück und Unglück nicht bekümmert,
Wie leicht ists da, ein weiser Mann zu seyn.

v. Göckingk.

Ueber das Einflußreiche.

Daß der Nebel heute unsern ganzen Gesichtskreis verhüllt, — hat eben so gewiß Einfluß auf die Puppe, die an der Rinde des Baumes ihren Winterschlaf hält, als auf den rheumatischen Kranken, der heute ausgehen wollte. Es verändert die Lage und den Stand, die Wünsche und Vorsätze, das Wohlseyn und Nichtwohlseyn, die Erhaltung- und Zerstörungrichtung von Millionen Wesen unsrer Gegend.

Größern Einfluß hat die Sonne, die hoch über dem Nebel thront. Ihr Erscheinen weckte die Hälfte der Erdbewohner aus ihrem nächtlichen Schlummer, goß Licht und Wärme in die Adern der Natur, und bestimmte die Regsamkeit von Allem, was um mich wallt und webt, und meine Einbildungskraft in zahllosen beweglichen Bildern und Gedanken beschäftigt. Mindern Einfluß, obwol immer noch vielen, hat auf mich und Andere der zugefrorne Neckar, der von den Straßen aufgeräumte Schnee, die herrschende Mode eines kurzen oder weiten Fracks, das Getön der Glocken und das Rasseln der Wagen aus der Mitte der Stadt, bis am Ende der Einfluß einer in's Wasser sinkenden Eisscholle von den Umstehenden kaum noch verspürt wird.

Die Grade der Wichtigkeit verschiedener Ereignisse und das Vorherrschen von mancherley Veränderungen, die unausbleiblich in der Wirklichkeit erfolgen werden, bestimmen sich nach diesem Einflusse, und so gewiß es dem Menschen zuträglich ist, immer in Bekanntschaft mit der Welt, und mit den Dingen in der Welt zu bleiben, so gewiß sollten wir es auch für zuträglich halten, uns mit den Gegenständen vorzugsweise zu beschäftigen, die einen bedeutendern Einfluß auf die Gestaltung der Dinge und den vorhandenen oder bevorstehenden Zustand der Lebendigen haben werden.

Sprich mir darum nicht von Kleinigkeiten, lieber Emil, wenn du mich besuchst. Gib deiner Tochter keine mährchenhafte Erzählungen zu lesen, verständige Sophie! Laß dich nicht zerstreuen, denkender Amint, wenn ein Schneeball über dein Fenster herabstürzt, oder ein verspäteter Trinker in dem Nebengäßchen des Nachts an seine Hausthür klopft. Aber denke in stillem Mitgefühl den Folgen nach, die eine Erderschütterung, eine mörderische Schlacht, eine gebahnte oder verschüttete Straße, ein glücklich angelandetes Schiff aus Indien auf mehr als eine Generation zu äußern wird vermögend seyn.

Horstig.

Die Landstraße über den Mont-Cenis.

(Fortsetzung.)

Das Hospiz ist bekanntlich eine Stiftung Karls des Großen, und vom Kaiser Napoleon erneuert worden. Das Gebäude ist geräumig und bequem. Hinter demselben erhebt sich ein Bergrücken, und vor demselben liegt eine Ebene, die sich am See endiget. Das Wasser des Sees ist sehr helle. Der Phisiker Vassalli in Turin hat gefunden, daß derselbe nur höchstens 30 Metres tief

ist. Die Fischer finden in demselben häufig verkohlte Bäume, und dieser Umstand scheint den Bewohnern der Gegend ein Beleg zur Meinung, als ob der Mont-Cenis in alten Zeiten mit Wäldern bedeckt gewesen sey, die aber von einem Feldherrn verbrannt wurden. Den Namen des Generals wissen sie nicht. Nach eben dieser Meinung soll Mont-Cenis von Mont-Cineris herkommen. Diese Ableitung, die mit dem lateinischen Namen Mons Cinereus übereinstimmt, taugt wohl eben so viel als manche andre; es hat sie mir ein Bauer gegeben, der gar kein Latein verstund, und sie von seinem Vater gehört hatte, der nicht gelehrter war. Einer andern dort herrschenden Meinung zufolge, zog Hannibal über den Mont-Cenis; allein der Mont-Genèvre, der große und kleine St. Bernard, und sogar der Simplon streiten um diese Ehre; es steht mir nicht zu, ein entscheidendes Urtheil hierüber zu fällen; allein ich erlaube mir zu bemerken, daß Hannibal weder auf dem Mont-Cenis, noch auf dem Simplon, noch auf dem Mont-Genèvre, noch auf dem großen und kleinen St. Bernard seinen Soldaten die Gefilde Italiens hat zeigen können, da sie von keiner dieser Höhen sichtbar sind.

Der Mont-Cenis, wie alle andere Straßen über die Alpen, beweist, daß die Gebirge sich daselbst merklich erniedrigt haben. Hier ist es eine Art von Aushöhlung, worin die Zeiten und die Naturrevolutionen jene schöne Ebene und jenen schönen See hervorgebracht haben, wovon so eben gesprochen worden ist. Eine kleine mit hellgrünem Grase, wohlriechendem kleinem und dichtem Gesträuche bewachsene Insel verschönert den See an einem seiner Enden, und ladet zu einer Spazierfahrt dahin ein; alle Jahre nistet eine wilde Ente daselbst. Auch die Ufer des Sees sind mit Blumen und schönem Grase bewachsen. Die ganze Ebene ist überhaupt nur eine große beblumte Wiese.

Drey ungeheure Bergspitzen erheben sich rund umher, sie ragen bis in die Wolken hinauf, sind fast immer mit Eis und Schnee bekleidet, und unterhalten den See mit frischem Wasser. Unten an denselben gibt es zwar Wiesen und Triften, aber keine Bäume; nur an dem Berge du Revers sieht man ein kleines Gehölz von Weiden und Erlen.

Bey meiner letzten Ueberfahrt im Jahre 1810 hatte der Prokurator des Hospizes, Don Dominique seit kurzem Buchen, Akazien, Tannen und Melesen gepflanzt, und bis dahin waren sie gut fortgekommen. In Hinsicht der Akazien ist dies verwundernswerth. Don Dominique hatte auch Hafer und Roggen gesäet, welches auch reif geworden war. Was aber ein Jahr gedeiht, kommt vielleicht das andre Jahr nicht fort, und da die Bauern, welche so guten Vortheil von ihren Gebirgen ziehen, den Mont-Cenis nicht bebauen, so muß doch wohl die Erfahrung sie gelehrt haben, daß es unnütz ist. Die Wiesen und Triften bringen ihnen aber weit mehr ein. In den Chalets, welche mehrere Bauern von Lans-le-bourg dort angelegt haben, macht man eine besondre Art von Käse, welcher dem Sassenager-Käse, einem von den besten, die es gibt, sehr nahe kommt.

Die Wiese, welche vom Dorf Tavernettes bis zum See sich erstreckt, ruht auf Gips; das Daseyn dieses Felsens, im Mittelpunkte der Urfelsen, ist bemerkenswerth. Uebrigens ist der Schist die herrschende Felsart auf dem Mont-Cenis. Jemand behauptet, tief in der Erde auch Granit gefunden zu haben; an der Oberfläche findet man denselben nie. Eisen gibt es ziemlich viel; auf dem Berge du Revers sind ehemals Bergschachten ausgegraben worden, wie man es noch an den Schmiede- und Gieß-Steinen erkennt, welche einige Personen, unter andern der Verfasser des Itinéraire de l'empire français, für vulkanische Steine ausgaben. Aber schon Hr. von Saussure hat bewiesen, daß es keine Lava, keine Spur von Vulkanisation auf den Alpen gibt. Don Dominique hat mir einen von diesen Steinen gegeben, welcher von einem aus seinem Winterlager hervorkriechenden Murmelthiere aus der Erde hervorgestoßen wurde. Er hat mir auch Eisenpulver mitgetheilt, das an dem nämlichen Orte aufgefunden worden ist, und dieses Metall ganz rein darbietet. Dieser Eisenvorrath entschuldigt ein wenig den Verfasser des ebengenannten Itinéraire, welcher die berühmten Eisengießereyen des Mont-Cenis neben Autun auf dem Mont-Cenis in die Alpen versetzt.

Er hat diesen groben Irthum aus Reichard's Itinéraire d'Europe geschöpft, der ihn selbst, ich weiß nicht woher, genommen hat. Hr. Bonelli, Naturforscher zu Turin, hat auf dem Cenis-Berge viele Schmetterlinge gefunden, welche dieser Luftregion eigen sind, als die Mnemosine, den Phöbus u. s. w. Die Vögel, welche man daselbst am häufigsten erblickt, sind das Schneehuhn, (das weiße Rebhuhn), der kleine und der große Adler. Murmelthiere sind daselbst gemein, und befinden sich in ihrem eigentlichen Luftstriche. Bären findet man auf dem Cenis-Berge gar nicht, obschon der Mittelpunkt der Alpen ihr gewöhnlicher Aufenthalt ist; sie halten sich aber am liebsten an waldreichen Stellen auf. In der Gegend von Termignon trifft man sie am meisten an. Sie fressen daselbst den Hafer auf, den man dort viel bauet, und der, wie es scheint, für diese Thiere eine wahre Leckerey ist. Bey einer meiner Durchreisen durch diese Gegend hatte ein Bergbewohner zwischen St. Michel und Modane zwey kleine Bären gefangen: die Mutter kam hinzu, als er sie wegbrachte, und wollte sie ihm entreißen. Der Bauer schoß auf sie, und da er sie das erste Mal verfehlte, schoß er noch ein Mal, und traf sie: unterdessen entlief ihm eins von den kleinen; er wagte es aber nicht, hinterherzulaufen,

aus Furcht, er möge auch mit dem Vater zu schaffen bekommen.

Die Gemsen halten sich auf den obern Bergtrümmern des Mont-Cenis auf; man findet sie eine Viertel- oder eine halbe Stunde von der Poststation, wenn man sie nur aufsuchen will. Buffon's Naturgeschichte, so wie auch Ramond's Zusätze zu Coxe's Reisen durch die Schweiz, beschreiben das Leben dieser Thiere so umständlich und richtig, daß es nicht nöthig ist, hier etwas darüber zu sagen. Auch die in den Alpen so häufigen Schneelavinen brauchen hier nicht mehr beschrieben zu werden. Die neue Landstraße ist so angelegt, daß man wenig davon zu befürchten hat. Es gibt auf dem Mont-Cenis zuweilen auch Erdfälle, die ebenfalls gefährlich sind. Windstürme herrschen häufig in den Pässen. Wenn sie heftig sind, so machen sie das Durchreisen gefährlich, und zuweilen unmöglich. Die Bewohner der am Fuße der Berge liegenden Dörfer wissen, wenn Gefahr vorhanden ist, und benachrichtigen die Reisenden davon. Diese müssen alsdann einige Zeit warten, aber nicht sehr lange, denn selten dauert ein Windsturm einen ganzen Tag.

Eine andre Gefahr in den Pässen ist, daß man in den Schnee sinkt, wenn derselbe durch die Wärme der Luft so sehr erweicht worden ist, daß er keine Lasten mehr tragen kann; er pflegt gegen Ende Frühlings anzufangen zu schmelzen. Die Wagen können alsdann nicht immer hindurch kommen; die dortigen Maulesel sinken oft bis an den Bauch hinein, und können nur mit Hülfe ihrer Führer, welche vorn und hinten den Schnee zusammentreten, sich wieder hinausziehen. Die Thiere verlassen sich gewöhnlich auf diese Hülfe, und ziehen sich nicht eher hinaus, als bis ihre Führer jene Vorkehrung getroffen haben. Wenn man die Reise morgens früh antritt, so trifft man viel weniger Schwierigkeiten: man sinkt alsdann zwar noch tief hinein, aber doch auf keine gefährliche Weise. Die Gefahr ist auch viel geringer, sowol für den Mann als für das Lastthier, wenn man zu Fuße geht.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber das Alter des Tabaksrauchens in Deutschland.

In Theod. Bergers synchronistischen Universal-Geschichte, fortgesetzt von Wolfgang Jäger, 5te Aufl., Coburg und Leipzig, 1787. gr. Fol. (ein vortreffliches Buch; nur Schade, daß man seit 1781 keinen Nachtrag hat!) lese ich auf der XXX. Tab. unter Deutschland in der Note c): — Eine andere Merkwürdigkeit von einer andern Art ist diese: daß unter derselben (Leopolds Regierung) um das Jahr 1650 das Thee- und Kaffetrinken, und das Tabakrauchen in Deutschland aufgekommen, — und wird sich deswegen auf Schlözers Briefwechsel VIII. Th. S. 106 berufen.

Allein das Tabakrauchen ist in Deutschland dreißig Jahre älter (1620). S. von Russdorf consilia et negotia politica, S. 284 — er sagte: libidinem potandi nebulas, ist eine ganz ungewöhnliche Sache. Habent, schreibt er von den Engländern: siphunculos canuliculatos, ex argilla candida ductos, qui ea parte, qua immittuntur ori, in conum desinunt, in altera extremitate orificium est nucis avellanae magnitudine, in quod plantae nicotianae folia siccata, minutim concisa, vel suffriata inferciunt et stipant, deinde carbone vel quolibet ignario fomite et sufflatu accendunt, siphunculum primoribus labris accipiunt, et statim sorbillando et pitissando nebulas intra dentes et buccas attrahunt, quas bis ad fumorem usque repletis per os et per nares iterum emittunt, et tanquam taevum foetore cuncta replentem mephitim exhalant.

Vergl. Carpzov. Zittauischen Schauplatz, Th. II. S. 228.

Großer, in den Merkwürdigkeiten der Ober- und Nieder-Lausitz S. 231, sagt, daß im Monat Julius 2000 Engländer unter dem Comte de Gray in's Zittauische Weichbild eingerückt wären, und die englische Mode, das übermäßige Tabakrauchen, mit in's Land gebracht hätten.

Bekanntlich hat der berühmte Walther Rawleigh dieses Kraut zuerst nach Europa gebracht, das jetzt nach 200 Jahren Millionen Menschen unentbehrlich ist; das viele tausend Menschen durch den Anbau, viele Tausend durch den Handel ernährt; und den Regenten viele Millionen Pachtgeld, Zoll und Geleit einträgt. Ein Kraut, das so vielen Kunstfleiß erzeugt, und viele tausend Menschen dadurch ernährt hat! Man nehme nur die verschiedenen Arten von Pfeifenköpfen, — das Beschlagen derselben mit allerley Metall; die Verschiedenheit der Tabaksröhren und ihre Verzierungen, — Stahl, Steine, Schwamm, — Alles gehört zum Tabakrauchen bey Vielen. O wie ändern sich die Zeiten!

Btr.

Nachlese.

Die arabische Sprache hat tausend verschiedene Worte für Schwert, fünfhundert für Löwe, zweyhundert für Schlange.

In D. Testamente hieß es unter den Legaten: Plus, à chacun deux mille livres. Die Erben behaupteten, es sey zu lesen: à chacun d'eux mille livres.

Als das Lustspiel le Persiffleur ausgezischt wurde, rief ein Freund der Calembourgs: Le père siffleur a tous ses enfans au parterre.

Eine dicke Schauspielerinn trat auf als Rosette. „Rosette?“ rief ein Witzling. „Nein, das ist Groß-Cairo.“

*

Ein französischer Geistlicher nannte im Zorne Voltairen den Bouffon des Teufels.

*

Asot versprach seine Fehler alle wieder gut zu machen. Wird er noch Zeit genug haben?

*

Algarotti machte sich selbst die Grabschrift: Hic jacet Algarottus, sed non omnis.

*

Der Herzog von Ossona wird von Pitaval geschildert, als der Engel des Volks, der Teufel des Adels, das Idol der Armen, und der Tyrann der Reichen.

*

Kräftig sind die alten Reime zum Lobe des Herzogs Adolf I. von Cleve:

Sein Nein was Nein gerechtig,
Sein Ja was Ja vollmächtig,
Er was sein's Worts gedächtig,
Sein Mund, sein Grund einträchtig;
Ein Prinz, aller Prinzen Spiegel,
Seine Reden waren seine Siegel,
Seines Muthes ganz unverzagt.
Wer hat Ihn je aus dem Feld gejagt?

*

Wann legen sich die verliebten Neigungen bey'm Frauenzimmer? fragt' ich eine 93jährige Matrone; und ihre Antwort? — „Da müssen Sie eine Aelt're fragen.“

*

Ein Ignorant gab sich für einen Mathematiker aus. „So gibt es also zwey Mathematiken,“ sagte Pascal.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, im Oktober.

Die freundliche und gastfreye Stadt Zofingen im Aargau sah in den letzten Tagen des Herbstmonats in ihren Mauern die frohe Gesellschaft vereinter Freunde des gemeinsamen Vaterlands, die unter dem Namen der helvetischen Gesellschaft auch dem Auslande wohl bekannt ist, und die sich an den Tagen des 28. und 29. Sept. ihrer blühenden Fortdauer und ihrer freundschaftlichen Vereinigung herzlich erfreute. — Aus eilf Kantonen waren nahe an sechzig Mitglieder versammelt. Der diesjährige Präsident derselben, Hr. Friedrich May, von der Schadau von Bern, eröffnete die erste Sitzung mit einer gehaltvollen, durch Reinheit der Sprache ebensowol, als durch ungesuchte Eleganz des Styls sich auszeichnenden, Rede. Derselbe entwarf zuerst in einigen Zügen die Lebensbeschreibung eines kürzlich verstorbenen Gliedes der Gesellschaft, des aargauischen Appellationsgerichts-Präsidenten Ringier von Zofingen; dann ging der Redner auf einen andern Gegenstand über, welcher für das gesammte schweizerische Gemeinwesen von großem Interesse ist; er setzte nämlich den wichtigen und wohlthätigen Einfluß auseinander, welchen die in der Schweiz überall bestehenden Gemeinde-Einrichtungen, (bourgeoisies), für die öffentliche Wohlfahrt, für Armenwesen, Erziehung, Sittlichkeit und selbst Vaterlandsliebe hervorbringen. Wer von den Anwendungen auch schon vielfach im Geschäftsleben in solche Gemeinde-Einrichtungen thätig eingegriffen hatte, konnte sich dessenungeachtet nicht verbergen, jene Ansichten und Beziehungen noch nie in so vollkommenem Zusammenhang und so folgerichtig durchgeführt erblickt und aufgefasst zu haben, als dieses in jenem Vortrag geschehen ist, der in den Verhandlungen der Gesellschaft gedruckt erscheinen wird. In der Sitzung des zweyten Tages hielt eines der ältesten Glieder der Gesellschaft, der Pfarrer und Dekan Bridel aus dem Kanton Waadt, in französischer Sprache eine Rede, aus deren Schluß man Einiges ausheben will. „Obgleich,“ (sprach der Redner), „eines der ältesten und fleißigsten Glieder dieses patriotischen Vereins, zumal ich vor achtundzwanzig Jahren darin aufgenommen ward, und eilf Jahre nacheinander denselben zu besuchen das Glück hatte, so hätte ich dennoch, liebe Brüder und Freunde, meine stille Hütte am lemanischen See nicht verlassen, um ein den Meisten aus euch unbekanntes Antlitz hier aufzuführen, hätte nicht ein besondrer Beweggrund, den ihr, wie ich hoffen darf, gutheißen werdet, meinen Entschluß bestimmt. Ich bin zur Zeit das einzige waadtländische Mitglied dieser ehrwürdigen Gesellschaft, und ich hielt es für Pflicht, meinen Kanton in dieser herzlichen Versammlung der großen Schweizer-Familie nicht ohne Stellvertreter zu lassen; zwar hab' ich allerdings keinen andern Auftrag, als den mir mein eignes Herz gab; aber es genügt dieser, wie ich hoffe, um euch den vaterländischen Gruß zu bringen, und um solchen hinwieder von euch zu empfangen. Wenn gleich unter den Söhnen des gemeinsamen Vaterlands der jüngste, liebt darum der Kanton Waadt seine Mutter und Brüder nicht minder innig; ich empfehle euch angelegenst den noch jungen Kanton, der vor Kurzem erst das Jünglingskleid mit dem männlichen Rock vertauscht hat; schenkt ihm eure treue Freundschaft; steht ihm mit dem Rath eurer Erfahrung bey; unterstützt und hebt ihn zu euch empor durch euer Vorbild und durch die Vorbilder eurer ehrwürdigen Altvordern; nehmt seine Fahne in den Bund der Panner des Staatenvereins auf, und zählt darauf: er wird seinem Wahlspruch: Vaterland und Freyheit, nie untreu werden; lasst ihn mit euch den Wein von den Hügeln St. Jakobs (bey Basel) aus dem Becher Wilhelm Tells und seiner Abstämmlinge trinken. Glaubt mir, auch er entsproßt einem guten Stamme, er hatte sich eines weisen Vormunds zu erfreuen, und er wird wetteifern mit seinem Zwillingsbruder, dem Kanton Aargau, in Liebe des Vaterlands, in hoher Achtung für Religion, in Gehorsam gegen die Gesetze und in unerschrockenem muthvollen Eifer für die Unabhängigkeit des gemeinsamen Vaterlands. — Ja, geliebte und theure Freunde und Brüder! ein alter Schweizer ist es, der mit thränendem Auge und mit redlichem Munde euch die Versicherung gibt: Nie wird es im Kanton Waadt an Herzen fehlen, welche euch lieben, an Waffen, die euch zu vertheidigen bereit sind, an helvetischen Armen, die euch den herzlichsten Handschlag bieten, sey es in stürmischen Tagen, wo es darum zu thun wäre, für die Sache der neunzehn Kindern gemeinsamen Mutter zu kämpfen, oder bey des Friedens lieblichen und fröhlichen Festen: „Domine salvos fac Helvetios et Helvetiam.“ — Zum Präsidenten für das kommende Jahr ward der Oberpfarrer und Antistes Sulzberger in Frauenfeld gewählt.

Nro. 269.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 10. November, 1813.

Nach der Kraft gibt es nichts so hohes, als ihre Beherrschung.

Jean Paul Fr. Richter.

Zadib und Timur.

Arabische Anekdote.

Nach dem Englischen.

Als die Heerschaaren des mächtigen Timur aus den Einöden der Tartarey hervordrangen, und sich, den Zügen verwüstender Heuschrecken gleich, über die fruchtbar'n Ebnen Indostans ergossen, warf ihr Feldherr, stolz auf sein günstiges Loos, einen Blick der Verachtung nach den überstieg'nen Gebirgen hin. Du Mächtiger, sprach er zu sich selbst, triumphirtest über deine Feinde. Diese ungeheuern Bollwerke, die von der Natur gleichsam neidisch hingethürmt scheinen, um die siegreichen Fortschritte meiner Krieger zu hemmen, mussten sich neigen vor Dir. Ja, nichts hält den Gewaltigen auf, der entschlossen ist, zu überwinden.

Während Timur so den Zuflüsterungen seiner Eitelkeit Gehör gab, verbreiteten seine Soldaten überall Schrecken, Noth und Verzweiflung. „Führt mich zu eurem Feldherrn!“ sprach ein Weiser, den sie aus seiner Abgeschiedenheit herausrissen. „Ich muß diesen berühmten Erobrer schau'n, eh' meine Augen sich dem Lichte schliessen. Vielleicht donnern meine Worte furchtbar in sein Ohr; o vielleicht dringen sie bis zu seinem Herzen.“

Die Krieger, von seinem hohen Anstand, seiner Beredsamkeit ergriffen, führten ihn zu ihrem Fürsten. „Mich verlangte,“ begann Zadib, „nach dem Anblick des berühmten Scythen. Ich wünsche, daß er vernehme die Rede meines Mundes. Groß ist Timur; allein er wird die Stimme der Erfahrung und Weisheit achten.“ — Red' ohne Furcht! war des Helden Antwort; ich behandle den Schwachen als Freund. Laß uns in Wischnou's Tempel geh'n! Dein Vortrag verlöre sich unter den kriegerischen Tönen ringsumher.

Die Stille dieses Heiligthums, nahm Zadib das Wort, ist meinem Vorhaben günstig. O Wischnou! verleih deinem Knechte Muth, daß er diesem Eroberer die Wahrheit in's Antlitz sage!

Wischnou, sprach Timur, ist nicht der Gott, den ich anbete; aber für Wohlthaten bin ich allezeit dankbar. Sind deine Rathschlüsse nützlich, so werd' ich deinem Gott ein Opfer bringen. Was führt dich, hob der Weise mit gefalteter Stirn an, in diese Regionen? Warum verläßt der Souverain der unabsehbarn tartarischen Steppen das Land seiner Väter? Sind die Weiden Indostans fruchtbarer, als Scythiens? Ist die Milch unsrer Herden süsser, das Fleisch unsrer Pferde schmackhafter, als dort? Gerade umgekehrt! Die Stralen der Sonne verbrennen unsern Boden. Milch ist wenig vorhanden, und das Roßfleisch des Gaumens eines Tartaren nicht würdig. Du häufest alle Unseligkeiten des Krieges über die schuldlosen Einwohner Indostans, und verlierst deine gewohnten Ergetzungen. Was gewinnst du?

„Ruhm!“ antwortete, schneidenden Tons, der Feldherr. Die Leidenschaft der Heroen ist Ruhm. Wir hungern, wir dürsten blos nach Ruhm. Eure Milch, euer Fleisch nähren allein die gemeine Klasse der Sterblichen.

Wenn aber die Ruhmgier, fiel Zadib ein, nicht anders Genüge findet, als auf Kosten des Glückes der Menschheit, so wird es Pflicht, sie zu bezähmen. Kommt das Gute, was etwa der Ruhm bewirkt, mit den tausend Uebeln in Vergleichung, die sein Gefolge sind?

„Du sprichst als Philosoph, entgegnete Timur sanft, du bildest den Menschen gern, wie er seyn sollte. Ich bin Fürst und handle meiner hohen Geburt gemäß. Ich verfahre mit der Menschheit so, wie Jeder von euch mit mir verführe, wenn er die Macht dazu besäße. Das Glück schafft Könige; wem es nicht lächelt, dem bleibt nichts übrig, als Unterwürfigkeit und Stillschweigen.“

Was Gott verhüte! rief der Weise. Fürwahr, ein Tugendhafter wiese das Anerbieten der Glücksgöttinn, über Seinesgleichen zu herrschen, kalt zurück.

„Die Tugend, meinte Timur, ist keine Gabe der Natur, ist blos ein Erwerb des Weisen. Der Mensch ist eigendünkelhaft, gefühllos, hartherzig geboren. Alle Kinder zeigen diesen Charakter. Erziehung bestreitet diese Neigungen, schwächt, verbirgt sie, aber vertilgt sie nicht. Diese natürlichen Leidenschaften begünstigen meinen Ruhmdurst, und lassen ihm die Zügel schießen; denn ich bin allmächtig.“

Oh! rief Zadib; wenn Uebermacht mit Ungefühl und Grausamkeit verbunden ist, dann sey hochgelobt, Brama, daß ich in einer niedrigen Sphäre geboren ward.

„Der Mensch, fuhr der Tartaren Erster fort, ist, vom Wunsche, voranzuglänzen, beseelt; er sucht unablässig Reichthum und blendenden Rang. Alle sind gleich geboren; aber die Umstände verändern ihn. Du bist genöthigt, deine Gelüste zu bändigen; mir ist erlaubt, die meinigen zu stillen. Wärst du morgen an meinem Platze, du ahmtest den Timur nach.“

Ziemt Stolz dem Erdenwurm? fragte Zadib. Was ist der Mensch ohne Tugend? Ein kurzlebendes Insekt! Wenn ich sein Nichts erwäge, wahr' ich mein Herz vor den ersten Anfällen des Egoismus. Verwerfen, ja, verabscheuen muß ich den allzerstörenden Grundsatz, der seine Freuden auf das Elend Andrer baut.

Klage den Eroberer nicht der Schlimmheit an, unterbrach ihn Timur; Er ist Mensch, wie Jeder. Umstände vergönnen ihm, sich kund zu geben, so, wie er ist; seine geheimsten Triebe zu befriedigen. Ein Weiser ist mehr und weniger, als ein Mensch; mehr, denn er hat dem Geschenke der Natur neue Schätze beygefügt; weniger, denn er zwang seine Neigungen zu verstummen; aber sie zu vernichten, fiel ihm unmöglich.

„Du irrest, Timur!“ schrie Zadib begeistert. — Eine Pause des Schweigens folgte diesem Ausruf. In tiefe Gedanken schien Timur versenkt.

„Zadib!“ sprach er, sanftern Tones, zum Philosophen. Ich kann nicht zugeben, daß deine Tugenden noch länger im Dunkel bleiben, und der Welt nicht wuchern sollen. Ich erhebe dich zum Range meines Veziers. Du sollst die Völker, die ich unterjoche, kraft deiner Weisheit regieren und beglücken!“

„Ich fühle mich so großer Ehre nicht würdig,“ antwortete Zadib mit Bücklingen und vorbrechender Freudenglut in den Augen; „aber dein Sklave wird all seine Kraft aufbieten, die Pflichten, welche du ihm auflegst, zu erfüllen.“

„Ueberleg's dennoch!“ fiel Timur ein. „Je erhabner dein Rang, je schwerer die Ausübung der Tugend! Noch bist du verkannt, arm und tugendhaft. Der Zweyte nach mir im Reiche, wirst du berühmt, mächtig, reich, und vielleicht — schlimm seyn.

„Nein!“ behauptete Zadib. „Philosophie wird mich immer vor den leisesten Lockungen des Lasters bewahren. Schmücke deinen Sklaven mit den Kennzeichen der Macht und zähl' auf seinen Gehorsam.

„Zadib!“ lächelte Timur; „jetzt wirst du doch überzeugt seyn, daß Streben nach Größe und Ruhmdurst in deiner Seele nie vernichtet waren. Deine Tugend war ein Erwerb der Kunst; sie unterlag der Stimme der Natur, welche dich deinen ersten Neigungen zurücklieferte. Die Röthe der Scham auf deinen Wangen rechtfertigt meine Vermuthungen. Sinn' auf keine Antwort! Du sollst durch meine Schuld nicht Gefahr laufen, Alles zu verlieren, was du mit so großer Anstrengung dir erworben hast; denn der Naturmensch würde bald in dir die Oberhand gewinnen. Geh, kehr' im Frieden in deine Zelle zurück! Sey tugendhaft! Ich führe meine Heere zu Siegen, bis die Nationen mich (o göttlicher Augenblick!) als Welteroberer begrüßen.

Die Landstraße über den Mont-Cenis.

(Beschluß.)

Die Ebene von Mont-Cenis dauert eine Stunde fort, vom Dorfe dieses Namens angefangen, bis zum Dorfe Grand-Croix, wo sie aufhört. Auf dem Wege läßt man den See rechts, und mitten in der Ebene das Hospiz links; hier und da sind Pfähle eingerammelt, oder stehen kleine Hütten, wodurch man zurechtgewiesen wird, wenn der Schnee die Spur verwischt. Das Dorf Grand-Croix besteht, wie Mont-Cenis, nur aus einigen Schenken, und liegt an der Cenise, die aus dem See fließt, und nicht weit von der Bergspitze Rochemelon, das bey den Geographen als die vorzüglichste Spitze dieser Alpengegend, und bey den dasigen Bauern als ein alter Pilgerort berühmt ist. Eine Muttergottes-Kapelle, die oben auf der Spitze stand, und sehr verehrt wurde, zog vormals alle Jahre am 5ten August eine Menge Leute herbey. Allein der Beschwerlichkeit des Hinaufsteigens halber, hat man in

den letzten Zeiten das heilige Bild nach Suza gebracht. Jene Bergspitze erhebt sich zur Linken des Weges, bis zu einer Höhe von 3500 Metres über der Meeresfläche. Auf der nämlichen Seite bildet die Cenise einen schönen Wasserfall; die alte Landstraße ging vor demselben vorbey, und schoß, so zu sagen, mit dem Gießbache durch sehr steile Krümmungen den Berg hinab nach Novalaise; dort schrob man die Wagen wieder zusammen, die man zu Lans-le-bourg auseinander geschroben hatte. —

Die neue Landstraße biegt sich ganz sanft hinunter, längs dem Berge, der das südliche Ufer der Cenise begränzt; nach einer halben Stunde geht dieselbe unter einem sehr hohen Felsen her; man hat es leichter gefunden, denselben auszuhöhlen, als ihn von oben bis unten zu einer Straße zu ebnen. Vor einiger Zeit wurde dieser Durchgang durch einen Erdsturz zugeworfen; mit vieler Mühe hat man ihn wieder geöffnet. — Etwas weiter kommt man über die alte Gränze Savoyens und Italiens; dann rechts vor dem Dorfe Bart vorbey; weiterhin erblickt man zur Linken unter sich das Dorf Ferrièr, und dann das Dorf Novalaise, in einer Tiefe von 3, bis 400 Metres. Letzteres war ehemals ziemlich blühend, seitdem aber die Landstraße nicht mehr hindurchgeht, ist es in den traurigsten Zustand verfallen.

Die Aussicht wird nun immer schöner. Der Gießbach verwandelt sich in einen Fluß, der Paß verliert sich in ein Thal; eine schöne Landschaft dehnt sich vor dem Reisenden aus, und Weinberge, Wallnußbäume und Obstgärten erinnern an das reizende Italien. Bey der Poststation zu Molaret ist man erst die Hälfte hinabgestiegen; diese Station ist nur ein einzelnes Haus. Hat man dieses hinter sich, so spürt man eine merkliche Veränderung in der Luft-Temperatur. Zu beyden Seiten erblickt man Wiesen, Wallnuß- und Nußbäume. Ehe man in Suza hineinfährt, kommt man unten an einem steilen Felsen vorbey, worauf ehemals die Festung Brunette lag; zu Folge des Vertrages von 1796 ist dieselbe niedergerissen worden; es ist jetzt nichts mehr davon übrig, als das Haus des Kommandanten.

Suza liegt im Grunde eines Thales, an mehrern Felsen neben dem Zusammenflusse der Cenise und der Doria. Hier vereinigen sich auch die beyden Straßen von Mont-Cenis und Mont-Genèvre, welche längs dieser beyden Flüsse laufen. Suza war sonst der Sitz eines Bisthums; jetzt hat es eine Unterpräfektur, und enthält 2000, nicht aber 7000 Einwohner, wie es in Boiste's geographischem Wörterbuche gesagt wird. Nach Saussüre liegt diese Stadt 222 Toisen über der Meeresfläche.

Depping.

Historisch-bibliographische Anekdoten.

10.
Die Frauen von Maintenon und von Montespan.

Die Frau von Maintenon ließ im Jahr 1678 die (versteht sich corrigirten) Schrift- und Styl-Uebungen ihres siebenjährigen Zöglings, des Duc du Maine, unter dem Titel: Oeuvres diverses d'un auteur de sept ans, sehr elegant in Quart-Format drucken. Sie selbst schrieb dazu eine Zueignung an die Mutter, von deren Schmeichlerton man sich am besten einen Begriff aus den zwey Madrigals machen kann, die man (ob mit Recht oder Unrecht, ist nicht ganz entschieden), Racine'n zuschreibt, die der épitre dédicatoire folgen, und von denen das eine also lautet:

Quel est cet Apollon nouveau,
Qui, presque au sortir du berceau
Vient régner sur notre Parnasse?
Qu'il est brillant, qu'il a de grace!
Du plus grand des héros je reconnois le fils;
Il est déja tout plein de l'esprit de son père,
Et le feu des yeux de sa mère
A passé jusqu'en ses écrits.

11.
Die Frau von Genlis.

Man thut dieser berühmten Dame Unrecht, wenn man glaubt, sie sey erst, seitdem sie sich von Hof und Staat in's Studierzimmer zurückgezogen, und dem Schriftsteller-Berufe ausschließlich gewidmet hat, eine literarische Streitheldinn geworden. Sie war das schon viel früher: nur stunden ihr damals noch andere Waffen außer der Schreibfeder zu Gebot. Als Garat im J. 1788 eine biographische Notiz des Chevalier de Bonnard bekannt machte, welcher eine Zeitlang neben der Frau von Genlis Erzieher der Kinder des Herzogs von Orleans gewesen war, fand die nunmehrige einzige Gouvernante und Erzieherinn einige Stellen in dem kleinen Buche, die ihr mißfielen, und der Buchdrucker war nahe daran, in die Bastille gebracht zu werden; er musste sich glücklich schätzen, mit einer dreymonatlichen Einstellung seines Gewerbes davon zu kommen.

Das kleine Buch ist sehr selten. Eben so ein anderes Duodez-Bändchen, worin der Graf Barruel-Bauvert die Frau von Genlis im J. 1788 einiger ketzerischer Meinungen in Sachen der Religion beschuldigte. (Reponse à l'ouvrage intitulé: La Religion considérée comme l'unique base du bonheur et de la véritable philosophie par Madame de Genlis; par Mr. le Comte Antoine Joseph de Barruel-Bauvert.) Schon damals war die gelehrte und fromme Dame ein Gegenstand beißender Epigramme. Sie hatte sich in ihrer Schrift auf die Autorität des Abbé Gauchat vielfältig berufen. Dafür erhält sie in Barruels Antwort die Abfertigung:

Gauchat et vous irez à l'immortalité;
Mais vous n'irez pas l'un sans l'autre.
Il se peut même, un jour, que la postérité
De Vous deux fasse un seul apôtre.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 30. Oktober.

Vorgestern wurde der Mörder Lomond hingerichtet. Er hatte Schwiegermutter und Schwägerin, reiche Samenhändlerinnen, in der Straße de Beaune, auf eine grausame Art mit einer Hacke ermordet, und diese in seiner Küche verborgen, wo man sie erst unlängst fand. Schon früher war der Argwohn auf ihn gefallen, *) denn obschon er ein ganz ordentliches Hotel, (de la Russie, rue liquetone), hielt, so hatte er sich doch durch Spiel ganz ruinirt. Eben jetzt sollte er 8,000 Fr. abzahlen; seine Schwiegermutter wollte sie ihm nicht leihen; allein sie hatte von ihm den Befund seines Hotels schriftlich, wie man glaubt, in der Absicht verlangt, ihm durch dritte Hand das Geld darauf mit mehr Sicherheit, als sie in eignem Namen hätte thun können, vorschießen zu lassen. Lomond verkannte ihre Güte; er schlich sich Nachts in ihre Wohnung, ermordete sie, verstümmelte die Tochter so schrecklich, daß, als sie vor Gericht erschien, ein Schrey des Entsetzens den Saal füllte. Und dabey hatte das Mädchen einen seltnen kindlichen Heroism bewiesen; triefend von Blut, und die eine halb weggehauene Kinnbacke mit der Hand stützend, war sie auf die Gasse geeilt, um den Wundarzt für ihre Mutter zu holen, der leider zu spät kam.

Das ist seit Kurzem das zweyte Beyspiel eines Schwiegersohns, der seiner Schwiegermutter nach dem Leben strebte. Der Andre war ein Tischler, der die seinige, eine Obsthändlerinn, vergiften wollte, aber glücklicher Weise, trotz vieler Versuche, es nicht dazu brachte. Eine traurige Bemerkung dabey ist, daß beyde Schwiegermütter den Ruf der Güte hatten, daß also selbst Güte nicht vor den Angriffen des Lasters schützt. Nirgends dürften Familien-Zwistigkeiten so häufig seyn, als hier; gewöhnlich geräth der überlebende Gatte über Herausgabe der Erbschaft in Prozeß mit seinen Kindern, oder die Kinder untereinander, wenn sie mit dem geringsten Schein Rechtens eines unter sich einer zweifelhaften Geburt anklagen können. Allein man muß nicht übersehen, daß wir aus einer blutigen Revolution hervorgehen, und in blutigen Kriegen leben, die uns so manche Generation ohne Sitten und ohne Erziehung überliefern. Gewiß, ohne die weise Strenge der Gesetzgebung wären die Verbrecher noch häufiger, und man darf billig zweifeln, ob sie nicht in jedem andern Lande, das eine solche Schule durchgemacht hätte, zahlreicher wären. Man will nun bey den neuen Generationen neuen Grund legen, und den Gesetzen durch Wiederbelebung der Religion in die Hände arbeiten. Nichts wäre heilsamer und erwünschter, als religiöse Gefühle wieder, wie einst, jene Leere in den Gemüthern ausfüllen zu sehen, die bey der Menge durch keine andre Betrachtungen ausgefüllt werden kann; allein ob die Wege, welche die Geistlichkeit dazu einschlägt, dahin führen, ist eine andre Frage. Man läßt die Jungen in den Schulen, die von Geistlichen, (den sogenannten frères ignorantins, weil sie nichts als Lesen und Schreiben verstehen und lehren), besorgt werden, täglich zahlreiche Messen hören, und die kleinsten Mädchen in den Pensionaten müssen wenigstens wöchentlich zwey Mal drey bis vier Stunden in den feuchten Kirchen, auch in der kalten Jahreszeit, zubringen. Die Geistlichen scheinen dabey dem altdeutschen Sprüchwort zu folgen: Alte Gewohnheit — eisernes Pfand, (Hemd), und so für ihre künftige Ernte zu säen; allein sie vergessen, was ihnen doch die Revolution so laut zuschrie: daß es für die Wohlfahrt der Gesellschaft gar nicht gleichgültig sey, ob die Bürger aus Grundsätzen fromm, oder aus Gewohnheit frömmelnd seyen. W.

*) Da weder der Mutter noch der Tochter das Geringste an Schmuck ꝛc. entwendet wurde, so mußte der Argwohn natürlich auf den fallen, der als Miterbe die Früchte seines Verbrechens zu genießen hoffte.

Aus englischen Blättern.

Das schöne Westminstergebäude ist nun beynahe ganz wieder aufgebessert worden. Es bedurfte dieser Arbeit, welche sehr kostspielig gewesen ist. — Von der Frau von Genlis letztem Roman: Mlle. de la Fayette, ist eine englische Uebersetzung erschienen. — John Anstey hat eine neue Auflage von den poetischen Werken seines Vaters, Christoph Anstey, drucken lassen, und derselben eine Lebensgeschichte dieses beliebten Dichters beygefügt. Christoph Anstey war geboren 1722. Im Jahre 1766 gab er sein berühmtes The New Bath-Guide heraus, welches seinen Ruf begründet hat. Sein Vermögen vergrößerte er zwar anfangs nicht sehr. Nach der zweyten Auflage that er für 200 Pf. Sterl. auf dieses Werk Verzicht, und schenkte den Betrag dem großen Armenhause zu Bath. Sein Buchhändler Dodsley gestand zehn Jahre nachher, daß ihm nie ein Buch so viel eingebracht habe, wie dieses, und war edel genug, dem Verfasser sein Recht, (Copy right), darauf zurückzugeben. 1767 erschien Anstey's Elegie auf den Tod des Marquis v. Tavistock, und die pindarische Epistel: The Patriot, welche er dem damals sehr bekannten Backhorse widmete. Auch an seinen Freund William Draper schrieb Anstey zwey Episteln, wovon die eine mehrere Cottenhamer Käse begleitete. Diese Höflichkeit war einer andern werth; daher Draper denn auch recht hübsch poetisch dankte:

So much, my Friend, your poem pleases,
I scarce have time to taste your cheeses etc.

Auch dankte er ihm in Prosa dafur: In return for your kind present, and pretty verses, I send you some very bad ones. ... Im J. 1770 gab Anstey sein Gedicht, Election ball, heraus, worin ein Bauer im Somersetshire'schen Dialekt seiner Frau Bericht über die Wahlen zu Bath ertheilt. Im 79sten Jahr seines Alters, 1803, verfertigte er noch eine Ode auf Jenner über die Entdeckung der Kuhpocken-Impfung. Einige Zeit nachher starb er. Sein Sohn meldet nicht, in welchem Jahr. — Von dem als Künstler und Alterthumsforscher bekannten Strutt ist ein nachgelassener Roman: Queenhoo-hall betitelt, in vier Bänden erschienen; er ist aber von einer fremden Hand vollendet worden. — Hr. David Macpherson hat ein wichtiges Werk herausgegeben, nämlich eine Geschichte des europäischen Handels mit Indien. Obschon, sagt der Verfasser in der Vorrede, das Werk, was ich nun dem Publikum vorzulegen wage, nur einen mittelmäßig starken Band ausmacht, so habe ich doch mit dem Sammeln und Ordnen der Materialien all die Zeit zugebracht, die ich während einer langen Reihe von Jahren, oder vielmehr während eines großen Theils meines Lebens von andern Geschäften habe abbrechen können. Da die Geschichte des Handels seit lange meine Aufmerksamkeit an sich gezogen hat, so habe ich mich überzeugt, daß die Betrachtung der Fortschritte des Gewerbfleißes, der Bildung oder bürgerlichen Ordnung, des Unterhaltsmittels und des Glücks, welches Hand in Hand mit dem Handel in allen Welttheilen fortschreitet, weit anzüglicher ist, als das Studium der Umwälzungen der Reiche, oder des Elendes, welches Eroberer zu verschiedenen Zeiten über das menschliche Geschlecht verbreitet haben. Wenn ich von der Zeit spreche, die ich auf meine Arbeit verwendet habe, so geschieht es nicht deswegen, damit ich Gelegenheit bekomme, ein vollendetes oder elegantes Werk anzukündigen, sondern um dem Publikum zu zeigen, daß es keines von den rohen Produkten sey, welche in der Eile zusammengerafft, und in die Welt hingeworfen werden, ohne sich darum zu bekümmern, ob es mit den angeführten Thatsachen auch seine Richtigkeit hat. D.

Nro. 270.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 11. November, 1813.

Freundschaft, Lieb' und Natur leiten, wie Grazien,
Dich mit göttlicher Hand ihren geweihten Pfad,
Reich an Blumen der Freude,
Die noch über den Sternen blüh'n.

v. Matthisson.

Zwey Lieder nach Shakespeare.

1.

Die beyden Veroneser.

Act. VI. Sc. 2.

Was an Silvia mag es seyn,
Das die Schäfer sämmtlich loben?
Fromm und schön und weis' und rein
Schufen sie die Götter droben,
Allbewundert stets zu seyn.

Ist sie gütig, so wie schön?
Gut wie unschuldvolle Kindheit;
Amor sollt' ins Aug' ihr sehn,
Und, geheilt von seiner Blindheit,
Würd' er nie mehr von ihr gehn.

Singet Silvia spat und früh,
Die als Erdenfürstinn thronet,
Ihres Gleichen hat noch nie
Dieses Jammerthal bewohnet;
Drum bekränzt mit Rosen sie.

2.

Antonius und Kleopatra.

Act. VI. Sc. 6.

Bacchus, du Monarch vom Wein,
Feister Gott mit Blinzäuglein,
Komm im Faß, wenn's traurig steht,
Kränz' mit Traub' uns früh und spät!
Füll' uns, bis die Welt sich dreht!
Füll' uns, bis die Welt sich dreht!

H. V.

Fragmente aus einer Martinsgans-Predigt, gehalten im 17ten Jahrhundert über 5 Mos. 14, 11: Alle reine Vögel esset.

Nachdem der Verfasser im Eingang davon geredet hatte, wie die alten Römer auf den Flug, das Geschrey und das Fressen der Vögel geachtet, und sich daraus Glück und Unglück geweissagt hätten, fährt er fort: „Und weil heute der Tag Martini gefället, daran es die Gänse leider! übel haben, als will ich Euch zu einer Martinsgans bitten, und dieselbe anatomiren und zutheilen. Nicht aber, wie die Abergläubischen, nach jetzt erzählitem heidnischem Gebrauch, von künftiger Winterwitterung aus dem Brustbein weissagen, sondern, was wir bey einer Gans christlich zu lernen haben, anzeigen. Richtet ihr hierauf eure beharrliche Andacht.

Es isset Mancher eine Gans nach der andern, und ist und bleibet selbst eine Gans, verstehet und weiß nicht, was Gott und die Natur uns an derselben zu studiren gegeben. Wollen also unsre Martinsgans betrachten:

I. In vita, im Leben.
II. In morte, im Tode.

Was anlangen thut vitam, ihr Leben, so haben wir theils zu lernen, virtutes, ihre Tugenden, theils zu fliehen und zu meiden, vitia, ihre Laster. Betreffend virtutes, die Tugenden, so findet sich bey einer Gans

1) Societas, die Gesellschaft.

2) Puritas, die Reinigkeit. Eine Gans ist nicht allein gern an reinen Oertern, sondern sie badet sich auch oft im

Wasser, und ist also gern rein und fein. Dieses sollen wir auch in Anschauung einer Gans uns zu Gemüthe führen, der Reinigkeit uns befleißigen, und dahin trachten, daß wir so am Leibe als Gemüthe rein seyn. Wie denn auch die schöne Judith nicht aus Fürwitz, sondern Gott zu Lob, sich wusche und mit köstlichem Wasser salbete, ihre Haare einflochte und ihre schöne Kleider anzoge, und lieblich anzusehen war, Judith 10, 3. 6. Es ist an den Gänsen zu loben:

3) vigilantia et alacritas, Wachsamkeit. Weil die Gänse sehr hitzig sind, so schlafen sie wenig, und wachen oft geschwind wegen eines schlechten Rauschens auf, und mit ihrem Gedater und Geschrey bezeugen sie ihre Wachsamkeit. Ja die Gänse sind viel wachsamer und treuer als die Hunde. Denn ein Hund, wenn ihm von einem Nachtdiebe Fressen vorgeworfen wird, so schweigt er und läßt also die Diebe frey sicher passiren. Aber dies thut eine Gans nicht, sondern auch unter dem Fressen, so schreyet sie, und machet sich munter. Dessen wir eine denkwürdige Historie haben bey'm Livio. Denn als die Franzosen einstmals bey der Nacht das Capitolium zu Rom erstiegen, da die Besatzung schlief, und die Feinde den Hunden Speise vorgeworfen und sie gestillet; fangen die Gänse an zu dattern und schreyen, und obschon die Feinde denselben auch Fressen vorwerfen liessen, ermuntern sie sich doch desto mehr, und erwecken hierdurch Manlium mit seinen Soldaten, daß sie dem Feind widerstehen und ihn abtreiben. Aus solcher Ursach ist bey den Römern dieser Gebrauch aufkommen, daß sie alle Jahr eine auf weichen Pulstern sitzende Gans mit großer Pracht in einer Sänfte öffentlich herumb trugen, hergegen einen Hund zerreissen liessen. Darum wachet! Aber wie schläffrig ist man jetzo in seinem Christenthumb. Wie läßt ihm Mancher mit der vorgeworffenen Speise der zeitlichen Güter das Maul stopfen wie die Hunde, schweigt also stille, und wird ein stummer Hund, der nicht strafen kann, ist faul, liegt und schläfft gerne. Es ist an den Gänsen zu rühmen:

4) Verecundia, seu naturalis castitas, Schamhaftigkeit. Wir sehen, wie die Gänse das Geheime heimlich treiben, und alsobald baden und reinigen sie sich wieder. Das sollte Manchem, der sich einen Christen nennen ließ, eine Scham einjagen, daß er in solcher Tugend der Schamhaftigkeit von einem Vogel übertroffen wird. Ach! Potiphars Weib hat zu viel Schwestern nach sich verlassen, welche das Schamhütlein abziehen, und schönen jungen Josephis unkeusche Handlungen anmuthen, 1 Mos. 39, 7. Und Dinä Schwesterschaft ist noch im Schwang, daß freche Mägdlein ausspatzieren, und ihre Augen zu weit auff verbotene Weyde gehen lassen, 1 Mos. 34, 1. Wie manche will ihren schönen Leib auch bloß sehen lassen, wie Bathseba, 2 Sam. 11, 2., wie solche Entblößung heut zu Tage unter dem Frauenzimmer fast für eine Zierde will gehalten werden. Habens vielleicht von dem Persianischen Frauenzimmer gelernet, von welchem die Historien melden, daß sie in Gastereyen allgemachsam mit Ablegung der Kleider und Entblößung auch alle Zucht und Schamhaftigkeit hingeleget. Ja, das noch mehr schändlicher ist, so achtet jetzo manches unverschämbtes Hertz ihme biß vor einen sondern Ruhm, wenn es nur grob backen und unflätig genug reden und thun kann. Wie Aristogiton zu Athen ein solch grob Holtz war, dahero sie ihn einen unverschämbten Hund nenneten. Wiewol etliche berichten, es habe dieser Orator solchen schändlichen Namen des Hundes daher bekommen, quod optumo cuique allatraret, daß er die vortrefflichsten Männer wie ein Hund angefallen und angebollen, deren etliche beym Suida namhaftig gemachet worden. Diese sind des C. Caligulä Art und Natur, welcher oft und viel von sich gesagt: Er lobe nichts mehr an seiner Natur, als ἀδιατροπίην, seine Unverschämbtigkeit. Diß sollten sich Christen ins Herz hinein schämen, ꝛc. Bey den alten teutschen Weibern ist wunderhaffte Schamhaftigkeit gewesen, da sie von nichts als Ehrbarkeit, Keuschheit und Schamhaftigkeit gewußt. Solcher Tugend beflisse sich auch die Sara, davon zu lesen 1 Mos. 18, 15., und das schöne Jungfräulein Rebecca. Denn als sie hörte, daß ihr Bräutigam ihr entgegenkam, fiel sie vom Cameel und verhüllet ihr Angesicht, 1 Mos. 24, 65. Es findet sich bey den Gänsen endlich und für's

5) Naturalis prudentia et calliditas, eine natürliche Verschlagenheit, welche sonderlich an denen wilden Gänsen in acht zu nehmen. Solche Verschlagenheit bestehet, a) in cauto silentio, in fürsichtigem Stillschweigen bey Gefährlichkeit. Denn, wenn sie aus Cilicia in Egypten ziehen, wegen des Winters, so müssen sie über den Berg Taurum, da viele Adler sich aufhalten. Derowegen nehmen sie Steine in den Mund, und legen ihnen also selbsten ein klug Stillschweigen auf, daß sie der Gefahr entrinnen. Wollte Gott, mancher Mensch wäre so klug, daß er sich könnte ein Schloß an seinen Mund legen. Es steht auch solche Verschlagenheit der Gänse b) in cata abstinentia, in kluger Mäßigkeit, und Enthaltung von den Speisen, so ihrer Natur zuwider sind. Die hitzigen Lorberblätter, weil sie ihrer hitzigen Natur zuwider, rühren sie nicht an, und wenn sie Hungers sterben sollten. Sind also in diesem Stück viel klüger, als manche Menschen, die viel Essen und Trinken hineinschütten, das ihnen nicht gesund, sondern vielmehr schädlich ist, da doch der erfahrne Sirach einem Jeden ins Herz predigt und saget: Mein Kind, prüfe, was deinem Leibe gesund ist ꝛc. Ja, wo ist Weh, wo ist Leid? wo ist Zank? wo ist Klagen? wo sind Wunden ohne Ursach? wo sind rothe Augen? Nemblich, wo man beym Wein (oder Bier) liegt, und kommt auszusauffen, was eingeschenkt ist, ꝛc.

Hernach und fürs andere, so haben wir auch bey einer Gans anzusehen und zu betrachten Vitia, ihre Laster. Und da findet sich

1) Loquacitas, Waschhaftigkeit. Denn das Schnattern und Dattern ist ziemlich viel bey ihnen. Nun laß ichs zwar an seinen Ort gestellet seyn, ob sie einander verstehen? Nur gebe ich Verständigen dieses zu bedenken, ob nicht solch Dattern und Schnattern gewisse Zeichen sind derer Dinge, die sie begehren? Denn man siehet, daß, wenn Jemand sich zu ihnen nahet, sie denselben mit ausgestreckten Hälsen und heftigem Zischen und Schnattern wollen von sich treiben: Und wenn solches weg ist, so recken sie die Schnäbel zusammen, und mit stillen Dattern gratuliren sie gleichsam einander, als ob sie den Feind von sich getrieben, und sich der Gefahr entschüttet. Apollonius Thyaneus sol sie verstanden haben, was sie mit ihrem Dattern einander gezeiget. Wie auch eine Schwalbe der andern sol angemeldet haben, wie vor dem Thor ein Esel mit einem Sack gefallen, und Hirsen verschüttet, welches auch also befunden worden. Andere schreiben dieses einem Sperlinge zu. Dem sey nun, wie es wolle, so sind Gänse trefflich waschhaftig. Dahero auch bey den Deutschen das Sprüchwort entstanden: Du schnatternde Gans! von einem waschhaftigen Menschen. Solch Laster sollen wir meiden, denn es stehet sehr übel, und ist trefflich verdrießlich. Sintemahl die Narren haben allen Vorraht im Munde, sagte Anacharsis. Hätte Eva ihren Waschmarkt mit der Schlange eingestellet, sie hätte sich und alle ihre Nachkommen nicht in solchen Jammer gestürzet, 1. Mos. 3, 3. Jobs Weib hätte ihre Zunge auch besser regieren sollen, damit sie ihrem Eheherrn sein Kreutz nicht schwerer gemacht Job. 2, 9. Es ist ferner der Gänse gemein Laster:

2) Bibacitas, viel Trinken. Auch so närrisch sind sie, daß, wenn sie Eine trinken sehen, so trinken sie zugleich Alle. Dahero das Sprüchwort entstanden: Bibente una ansere bibit et alter, wenn Eine Gans trinket, so trinken die andern auch. Solch schändlich Laster haben jetziger Zeit ihrer viel von Gänsen gelernt, daß viel einander nur zu Gefallen sauffen; ob sie schon nicht dürstet, so trinken sie doch nur aus Gewonheit, und einem Andern zu gefallen. Was aber Schadens und Unheils aus Trunkenheit entstet, ist, leider, mehr als zu viel bekannt. Es ist an den Gänsen auch

3) Voracitas, Freßhaftigkeit. Denn wegen ihres vielen Fressens werden ihre Leiber dermassen beschweret, daß sie sich nicht wie andre Vögel von der Erde hoch erheben können. Also sind auch alle Schlemmer und Demmer, Fresser und Prasser, die füllen sich dermassen mit dem Irdischen, daß sie ihr Gemüth und Herz niemahls gen Himmel schwingen können, und die sind geartet, wie die Kröten, die nur Erde zusammenhäuffen, besorgende: Es möchte ihnen an der Erde mangeln, da es doch sollte heissen: Trachtet nach dem, das droben ist, und nicht nach dem, das auff Erden ist. So ist auch solch Fressen nicht allein schädlich und sündlich, sondern auch an Leib und Seel schädlich und verderblich, wie das traurige Exempel der ersten Welt, 1 Mos. 7. da sie sich in die Sündfluth hineinfraßen, Ammon, Davids Sohn, so in Wollüsten erstochen, 2 Sam. 13, 28. und Holofernis, so den Kopf verfraß und versoff, Judith 13, 10. und Andre ausweisen. Aurelianus, der Röm. Keyser, hat an seinem Hofe einen Fresser gehabt, Phago genandt, der über des Keysers Tafel alle Tage ein Wild Schwein, hundert Brodt, einen Hammel und einen Ferkel gessen, und fast einen Zuber voll Wein ausgesoffen. U. Amuranthus, ein Pfeiffer, soll auff einmahl sechs grosse Brodt, zwanzig Pfund Fleisch und viel Feigen gessen haben, und auf einmahl zwölff Nössel Wein ausgesoffen, aber endlich darvon erstickt. Die solten Bedacht haben, was Sirach allen vorschreibet: Iß, wie ein Mensch, was dir fürgesetzet ist, und friß nicht zu sehr ꝛc.

Sehet, das haben wir an einer Gans bey ihrem Leben zu lernen, und an ihr zu studieren oberzehlte Tugenden, entgegen zu fliehen ihre Laster.

(Der Beschluß folgt.)

Die Assassinen.

Die im Morgenblatt 1813. Nr. 253 berührte Frage: Ob das französische Wort Assassin von den Franken auf die Menschenklasse, deren Geschichte dort erzählt wird, übergetragen, oder als ein ursprünglich orientalisches Wort erst von diesen Menschen und ihrer Handtierung in die fränkische Sprache aufgenommen worden sey? würde an sich kein großes Interesse haben, wenn sie nicht zugleich die Frage in sich schlösse: Ob eine Erfindung der Hölle — die Sitte, diejenigen, auf die man einen Haß geworfen hat, durch gedungene Meuchelmörder aus der Welt schaffen zu lassen — im Orient oder im Occident zu Hause sey? Zum Glück für die Ehre der europäischen Menschheit scheint es so gut als ausgemacht, daß Asien seine Assassinen früher, als unser Welttheil seine Banditen, gehabt hat. Dieser Meinung sind schon ältere Schriftsteller, z. B. Böhmer in seiner Jur. eccles. Protest. l. 5. t. 12. §. 27., zugethan gewesen; erst vor einigen Jahren aber hat sie de Sacy auf den höchsten Grad der Wahrscheinlichkeit erhoben. Nach dem Resultate seiner Untersuchungen haben die Assassinen (oder, wie sie eigentlich heissen, Haschischin) in Persien und Syrien ihren Namen von der Haschische, einem bey ihnen gewöhnlichen berauschenden Getränke, welches aus der Hanfpflanze bereitet wird, die im Arabischen Haschisch heißt. Diese Vermuthung scheint um so gegründeter, da

einestheils, wie auch der Eingangs gedachte Aufsatz erwähnt, von ihrem Chef erzählt wird, daß er sie, wann sie sich zu seinen Diensten verpflichtet hatten, vor allen Dingen durch allerley künstliche Mittel in einen Zustand der Betäubungen zu versetzen gesucht habe, anderntheils aber schon vor länger als anderthalbhundert Jahren Olearius *) die Bemerkung gemacht hat, daß die Bangour, deren Saft allerhand Phantasien erregen soll, keine andre Pflanze, als der Hanf der Europäer sey.

Will übrigens Jemand wissen, woher Assassinium (durch welches Wort unsre Kriminalisten den von einem um Lohn Gedungenen verübten Mord bezeichnen,) seinen Namen habe, so belehrt ihn ein alter Kommentar über die Dekretalen in vollem Ernste, es komme her von Scindere; „quia animam a corpore scindat.“ **)

J. K. Höck.

*) In seiner persianischen Reisebeschreibung, B. 5. K. 15.

**) S. Carpzov's pract. rer. criminal. qu. 19. n. 1.

Fabel.

Der Iris Bogen rief verwegen:
„Was frommen Donner, Blitz und Regen?
„Ha, Zevs! und immer wird nach diesen
„Der Rang mir schmälig angewiesen,
„Mir, der die Sonne wiederstralt,
„Und Farben in Gewölke mahlt.“
Langmüthig sprach der Gott der Götter:
„Luftreinigend sind Donnerwetter.
Der Regen floß nicht Deinetwegen,
Und ist der Erde neuer Seegen.
Du bist nur Schein, nur Augentrug!
Drum prale nicht, und schweige klug!“

Hg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Geoffroy protestirt sehr feyerlich gegen das Gerücht seiner Austretung aus dem Journal de l'Empire. Wem soll man doch künftig glauben unter den Journalisten? Die Gewohnheit zu lügen ist so mächtig, daß sie sich am Ende selbst belügen. Es wäre auch Jammerschade, wenn Geoffroy zu schreiben aufhören sollte. Wer würde denn wöchentlich die literarischen Heroen Frankreichs zur Pygmäen-Gestalt reduziren? So hat er vor einigen Tagen Rousseau un petit bon homme genannt, qui était dupe toute sa vie, et qui en tirait vanité.

Swift hat, wie bekannt, in seinem Testament 12,000 Pf. Sterl. zur Stiftung eines Narrenhauses ausgesetzt. — Es war konsequent von dem guten Manne gehandelt, seine flüchtigen Satyren auf das Menschengeschlecht durch eine letzte bleibende zu krönen; es war höchst menschenfreundlich von ihm, für Jene, die seine Schriften nicht besserten, durch eine Anstalt zu sorgen, die ein reelles Hospiz für moralisch Inkurable war. Einer unsrer witzigen Sittenmahler, Salgues, vormals Redakteur des Couriers, hat so eben eine ähnliche Anstalt gegründet, die für den Gründer den Vortheil über die englische hat, daß sie, statt ihm Geld zu kosten, noch Geld einträgt; — er hat sie nämlich auf Kosten seiner Leser drucken lassen in seinem neuesten Werke de Paris, des moeurs, de la litterature et de la philosophie. Da ist es, wo er sein petit Hôtel de la folie im Traume durchwandert, und die erste Person, die er darin erblickt, ist Geoffroy. Die Person ist schon bekannt genug; man nimmt aber noch immer mit Vergnügen einige Personalitäten mit.

Der gute Geoffroy hat die Manie zu kritisiren; er richtet über Lebende und Todte, und citirt Dichter, Schauspieler und Philosophen vor sein Tribunal. Er behauptet, die Philosophie zerstöre die Vernunft, und das Studium der Literatur verwildere die Völker. Da der gute Mann einige Jahre lang Regent eines Kollegiums war, so glaubt er nun, die ganze literarische Welt regentiren zu können. Er springt vom Theater zur Akademie, von der Akademie zur Kirche über, nimmt bald den Ton eines Stoikers, bald den eines Marktschreyers an, und sucht den Beyfall der Menge durch Harlekinaden und Bockssprünge zu erringen. Oft geräth er in Wuth, und da können ihn nur einige Tropfen Wein de St. Georges oder Volnais wieder zu sich bringen; denn für alle wässerige Getränke hat er eine wahre Hydrophobie. Bey Prüfung dramatischer Schriftsteller und Künstler geht er auf eine ganz besondre Art zu Werke; er liest nicht ihre Werke, sieht ihre Darstellungen nicht an; er kostet blos ihre Suppe, und wenn er diese kräftig und nährend findet, so schließt er daraus, daß es Leute von Talent, von großen Fähigkeiten seyen, würdig von der späten Nachwelt angestaunt zu werden. Da man dabey nichts gewinnt, wenn man blos vernünftige Sachen zu Markt bringt, so kramt er Paradoxen aus; er behauptet, Montesquieu, Büffon und J. J. wären enge Seelen, wahre Malefikanten-Gesichter, die nie eine einzige Wahrheit zur Welt gebracht hätten. Voltaire ist vorzüglich der Gegenstand seiner Geissel, als Philosoph und als Dichter. Am Stärksten delirirt er, wenn er über dramatische Literatur zu Worte kommt; Racine ist ein armseliger Dichter, Sklave der Schauspieler und des Publikum, ein knechtischer Geist, der immer zwischen der Furcht der Zisch-Instrumente und der Hoffnung des Beyfallklatschens schwebt; Voltaire ist ein Gaukler, ein Possenreisser, ein Intrigant, ein kleiner Affe, Nebenbuhler der Tabarin und Guilot Gorju, und um sich selbst zu krönen, erklärt er ohne Scheu, daß ihm Tabarins Farzen vorzüglicher scheinen, als Corneille's Polyeuktes. (Alles das ist aus dem Feuilleton genommen). Bey Allem dem nimmt Geoffroy kräftig am Leibe zu; er ist kurz, dick, untersetzt; sein röthliches Colorit, seine strotzenden Wangen, sein gespannter Bauch zeigen deutlich an, daß es für ihn nie Quatember gebe.

Der nächstfolgende Narr ist viel interessanter, schon darum, weil seine Narrheit weniger bösartig ist. Doch er erfordert ein eignes Blatt, und das soll nächstens folgen.

Der Geograph Walkenaer wurde in die dritte Klasse des Instituts an Champagne's Platz, und Monsigny einstimmig für die vierte an Gretry's Stelle erwählt.

Der Verfasser des Tyran domestique, Hr. Alex. Düval, wird von einer Dlle. Fanny Raoul beschuldigt, jenes Lustspiel, das ihm einen Platz in dem Institut errang, nach ihrer Tyrannomanie gemodelt zu haben, worin sie die Rechte ihres Geschlechts vertheidigt und das eine Freundinn der Verfasserinn dem Akademiker mittheilte. Hr. Düval hat etwas trocken und grob nein geantwortet, aber Mlle. Raoul scheint einen entschiedenen Charakter zu haben, und man ist begierig, wie der Akademiker mit diesem weiblichen Blaubart fertig wird. Die Beschuldigungen Falsi scheinen in der Literatur, wie im Commerz, an der Tagesordnung. Für unsre an Politik armen Journale sind dergleichen Skandale ein wahrer Fund.

Nro. 271.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 12. November, 1813.

Gott spricht: Mensch, höre meine Zeugen!
Blick' um dich! Lerne, wer ich bin!

J. A. Schlegel († 1697.)

Hebel, der Volkserzähler,

hat sich auch in dem auf das Jahr 1814 herausgegebenen rheinländischen Hausfreund, wie in den vorigen Jahrgängen, die wir in dem „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes", ein Büchlein, das in jedem Hause sich finden sollte, gesammelt besitzen, als solchen bewährt. Wir geben zur Probe Folgendes:

I.

Betrachtung über ein Vogelnest.

Wenn der geneigte Leser ein Finkennest in die Hand nimmt, und betrachtet's; was denkt er dazu? Getraut er sich auch so eins zu stricken, und zwar mit dem Schnabel und mit den Füßen? Der Hausfreund glaubt's schwerlich. Ja, er will zugeben: der Mensch vermag viel. Ein geschickter Künstler mit zwanzig feinen künstlichen Instrumentlein kann nach viel mißlungenen Versuchen zuletzt etwas herausbringen, das einem Finkennest gleich sieht, und Alle, die es sehen, können es von einem wirklichen Nest, das der Vogel gebaut hat, nicht unterscheiden. Alsdann bildet sich der Künstler etwas ein, und meint, jetzt sey er auch ein Fink. Guter Freund, dazu fehlt noch viel. Und wenn ein wahrer Fink, wie du jetzt auch einer zu seyn glaubst, dazu käme, und könnte dein Machwerk durchmustern, wie der Zunftherr ein Meisterstück, so würde er den Kopf ein wenig auf die linke Seite drücken, und dich mit dem rechten Auge kurios ansehen, und so er menschlich mit dir reden könnte, würde er sagen: „Lieber Mann, das ist kein Finkennest! Ich mag's betrachten, wie ich will, so ist's gar kein Vogelnest. So einfältig und ungeschickt baut kein Vogel. Was gilts, du Pfuscher hast's selber gemacht!" Das wird zu dem Künstler sagen der Fink.

Eben so ist es mit einem verachteten Spinnen-Gewebe. Der Mensch kann kein Spinnen-Gewebe machen.

Eben so ist es mit dem Gespinnst, worein sich ein Raupenwurm so zu sagen zu einem Carmeliter oder Franciskaner kleidet, wenn seine Fasten und Reinigung angeht. Ein Mensch kann kein Raupen-Gespinnst machen.

Der Hausfreund will ein Wort mehr sagen. Alle Finkennester in der Welt sehen einander gleich, wie fast die Kirchen der Jesuiten, vom ersten im Paradies, bis zum letzten im Frühling 1813. Keiner hat's vom andern gelernt. Jeder kann's selber. Die Mutter legt ihre Kunst schon in das Ey. Eben so alle Spinnen-Gewebe, ein jedes nach seiner Art; eben so jede Franciskaner-Kutte des Raupen-Geschlechts in seiner Art. Man weiß es wohl, aber man denkt nicht daran.

Noch ein Wort mehr. Das erste Nest eines Finken ist schon so künstlich, wie sein letztes. Er lernt's nie besser. Ja manches Thierlein braucht sein Gespinnst nur einmal in seinem Leben, und hat nicht viel Zeit dazu. Es wäre übel daran, wenn es zuerst eine ungeschickte Arbeit machen müsste, und denken wollte: Für dieses Jahr ist's gut genug, übers Jahr mach' ich's besser.

Noch ein Wort mehr. Jedes Vogelnest ist ganz vollkommen und ohne Tadel. Nicht zu groß und nicht zu klein, nicht zu wenig daran, und nicht zu viel, dauerhaft

für den Zweck, wozu es da ist. In der ganzen Natur ist kein Lehrpletz, lauter Meisterstücke. —

Aber der Mensch, was er zur Geschicklichkeit bringen soll, das muß er mit vieler Zeit und Mühe lernen, und bis er's kann, bekommt er manche Ohrfeige von dem Meister, der selber keiner ist. Denn kein menschliches Werk ist vollkommen. Hat der geneigte Leser noch nie eine Uhr gekauft, und wenn er meinte, jetzt geht sie am besten, so blieb sie stehen; oder ein Paar Stiefel, einmal sind sie zu eng, ein andermal zu weit, oder in den ersten acht Tagen wird ein Absatz rebellisch, und will desertiren.

Was sagt der geneigte Leser dazu? Also ist ein Mensch noch weniger als ein Fink? — Nichts nutz! —

Denn Erstlich, nicht der Vogel baut sein Nest, und nicht das Würmlein bettet sein Schlafbett, sondern der ewige Schöpfer thut es durch seine unbegreifliche Allmacht und Weisheit, und der Vogel muß nur das Schnäbelein und die Füßlein, und so zu sagen, den Namen dazu hergeben. Deswegen kann auch jeder Vogel nur einerley Nest bauen, wie jeder Baum nur einerley Blüthen und Früchte bringt. Deswegen kann auch der Mensch kein Vogelnest und keine Spinnenwebe nachmachen. Gottes Werke macht niemand nach.

Zweytens, wie der ewige Schöpfer an seinem Ort jedem genannten Geschöpf seine Wohnung bereitet, aber nicht alle auf gleiche Art, dem einen so, dem andern anders, wie es nach seinem Zwecke und Bedürfniß recht ist, also hat er dem Menschen etwas von seinem göttlichen Verstand lassen in die Seele träufeln, daß er ebenfalls nach seiner eigenen Ueberlegung für mancherley Zwecke bauen und hantieren kann, wie er selber glaubt, daß es recht sey. Der Mensch kann ein Schilderhäuslein verfertigen, ein Waschhaus, eine Scheuer, ein Wohnhaus, einen Pallast, eine Kirche, jedes nach anderer Weise, item eine Kirchen-Uhr, item eine Orgel mit 48 Registern, item einen Kalender, was auch etwas heißt. Ein Fink kann nicht zweyerley Nester bauen, er kann keinen Kalender schreiben, noch viel weniger drucken.

Drittens, hat der ewige Schöpfer dem Menschen die Gnade verliehen, daß er in allen seinen Geschäften unten anfangen, und sie durch eigenes Nachdenken, durch eigenen Fleiß und Uebung bis nahe an die Vollkommenheit der göttlichen Werke selber hinbringen kann, wenn schon nie ganz. Das ist seine Ehre und sein Ruhm. Kannst du den Vers, sagte einmal der Hausfreund zu dem Büblein des Herrn Geigers:

„Gott, du hast der Freuden Fülle? —

Das Büblein fuhr fort:

Denn dein Verstand ist Licht. Dein Wille
Ist Wahrheit und Gerechtigkeit.
Du liebest mit stets gleicher Stärke
Das Gute nur, und deine Werke
Sind Ordnung und Vollkommenheit.
O, bilde mich nach dir, — —

„Sieh Kind," sagte der Hausfreund, und kam sich selber fast vor, wie ein Pfarrherr in der Kinderlehre, so er doch keiner ist, und möschene Knöpfe auf dem Rocke trägt, sieh, sagte er, das ist das schöne Ebenbild Gottes in seinem ganzen Gehalt, woran der Mensch sein Lebenlang durch Nachdenken, nicht nur durch Lernen und Frömmigkeit, sondern auch durch Fleiß und Geschicklichkeit in seinem Beruf zu erwerben und zu erhausen hat. Gesetzt, sagte er, du lernst ein Handwerk, oder wirst ein Schreiber, oder ein Pfarrer, oder es kommt einmal an dich, statt deines Vaters den Kalender zu drucken, so sollst du dich ebenfalls bemühen, all deinem Werk und Thun das Siegel der Vollkommenheit zu geben, daß zuletzt kein anderer Mensch mehr das, nämlich in seiner Art, so gut machen kann, als du. Du mußt nicht einen Jahrgang schön drucken, den andern schlecht, du mußt nicht an einem Sonntag gut predigen, am andern oben weg aus dem Ermel. Denn Gott liebt mit stets gleicher Stärke das Gute nur. — Alsdann wartet auch der Freuden Fülle auf dich. Dem Menschen kann keine reinere Freude werden, als die Vollkommenheit seiner Werke, wenn Jedermann gestehen und bekennen muß, und er selber sagen oder denken kann, sie sind recht. Denn selbst die Fülle der göttlichen Freude kann nichts anders seyn, als die Vollkommenheit seiner Werke.

Da hielt das Büblein die Hände gegen den Himmel, und sagte:

„O, bilde mich nach dir" —

Aus einem solchen Kind kann etwas werden.

Fragmente aus einer Martinsgans-Predigt.

(Beschluß.)

Betrachte nun mit Wenigem unsre Martinsgans fürs

II. Post mortem, nach ihrem Tode; da haben wir in Acht zu nehmen:

1) Ihre Speisung. Gänse geben Speis, sonderlich um diese Martinszeit. Drumb ihnen auch der Martinstag sehr gefährlich ist. Absonderlich soll die Gansleber ein gut Herren-Essen seyn, wie Plinius bezeuget. So haben auch die Leckmäuler solche Lebern der Gänse wissen mit Malvasier und gutem Wein groß zu machen, um in ihren Gastereyen damit zu prangen. Hortensius, ein edler Römer, hat eine Gansleber von anderthalb Pfunden dem Antonio in einem Gastgebot fürgetragen, rc. Verständige Köche wissen sie mit gutem Beyfuß, Aepfeln und Kastanien zu füllen, und einen lieblichen Schmack zu geben. Jener Jude zu Augspurgl füllete eine gebratene

Gans mit Dukaten, und schickte sie zur Verehrung seinem wohlbekandten Kaufmann. Dieser entweder aus Eckel oder anderer Ursachen schenket sie seinem arbeitenden Mann, einem armen Schuster, der träget sie mit Freuden nach Haus, und als er sie mit den Seinigen verzehren will, und aufschneidet, findet er die Dukaten, wird froh, und kauft darfür etliche gute Ochsenhäute, und fängt sein Handwerk wieder an. Der Jude verwundert sich, daß der Kaufmann sich nicht lässet bedanken, gehet zu ihm, und fragt, wie ihm das Eingeweide in der überschickten Gans gefallen? Der Kaufmann stellt sich, als ob ihm nicht viel drumb, deswegen der Jude ihm offenbahret, wie er so viel Dukaten hineingesteckt. Der Kaufmann erinnert sich, wie der arme Schuster so geschwind reich worden, begehret deswegen mit Recht die in der gebratenen Gans verborgene Dukaten wieder, welches ihme aber abgeschlagen worden, weil er die Gans mit alle dem, was eingefüllt gewesen, dem armen Manne verehrt hatte. Bey diesem landverderblichen Kriegsunwesen wirds Manchem verboten, also güldene Gänse zu braten. Ist genug, wenn es Beyfuß oder Kastanien seyn können. Wir haben an den Gänsen für's

2) Federn, die geben gute weiche Betten. Sintemahl man sie im Jahr zwier, als Frühlings und Herbsts, berupfen kann. Wenn sich der Mensch müde gearbeitet und abgeeilt, und auf den Abend ein gut weich Federbette haben kann, darauf er sanfte ruhet, das ist ihm sehr angenehm. Denn eine sanfte Ruhe gönnet uns Gott auch. Derohalben er auch die Nacht geschaffen, daß der Mensch möchte seine Ruhe haben, Ps. 104, 23. Wiewohl Mancher eben sowol schlafen kann, wenn er gleich nicht Federbetten unter sich hat. Kaiser Augustus, als er hörete, daß ein Römischer Edelmann gestorben, der viel Tonnen Goldes schuldig gewesen, befahl er aus Scherz, alsobald desselben Bette zu kaufen, denn sagte er: es muß ein weich Bette seyn, darinnen ein solcher hat ruhen können, der so viel schuldig gewesen. Wie Macrobius berichtet.

3) Gänse geben mancherley Arzney zu des Menschen Leibe dienstlich, wie Plinius bezeuget. Olaus Magnus schreibet, Libr. 39, c. 6., daß die mitternächtischen Völker Gänsefett mit Butter mischen, und damit das Blut stillen, heilen die Geschwühr der Zungen, &c. Und dann für's Letzte und

4) Haben wir von den Gänsen auch die Schreibfedern, die Manchen zu Ehren gebracht und erhöhet. Können nun gleich die Gänse nicht hoch fliegen, weil sie leben, so machen sie doch nach ihrem Tod, daß Mancher hoch fleugt, und zu hohen Ehren gefördert wird. Wie solches die heil. Schrift bezeuget, daß in Sebulon sind Regierer worden durch die Schreibfeder, B. d. Richt. 5, 14. Ach! wie manch armes Kind hat die Schreibfeder erhaben, und Fürsten und Herren an die Seite gesetzt, Ps. 113, 7. 8., wie die Exempla es tröstlich bezeugen. Pius II., Pabst zu Rom, war ein armer Gesell, behalf sich in seiner Jugend mit der Schreiberey, und ward doch dadurch zum Päbstlichen Stuel erhöhet. Ist erstlich, ehe er Päbstliche Dignität empfangen, eine geraume Zeit ein Canzellist, ferner Secretarius am Kayserlichen Hofe gewesen, und Aeneas Sylvius poëta genennet worden. Vom Pabst Sixto, dieses Namens dem V., welcher Anno 1590 gestorben, und sechsthalb Jahr auf dem schädlichen Stuel zu Rom gesessen hat, zeigen seine Legenden an, daß er geboren sey in Welschland bey der Stadt Formano. Da hat er eine Zeitlang Ziegen und Böcke gehütet. Weil er aber eine Ziege verlohren, und seines Vaters Ernst und Strafe gefürchtet, hat er sich aus dem Staub gemacht, und ist in ein Franciskanerkloster kommen, da hat er lernen schreiben und lesen, förders auch die Sprachen und anders begriffen, daß er endlich hierdurch des Päbstlichen Stuels würdig geachtet worden. Hierauf setzet Herr D. Schleupner diese epicrisin: Ob es nun wohl besser gewest, dieser Sixtus wäre bey den Ziegen, oder wohl gar bey den Säuen blieben, denn daß er hernach in dem Garten unsers lieben Herrn Christi ein schädlicher Bock worden. Jedoch, weil er gleichwohl studieret hat, und geschickt worden, und man auch an den Feinden die Tugend loben soll, hab' ich des Exempels auch gedenken wollen. Terentius Varro war ein Fleischerknecht: M. Cicero unansehnlichen Geschlechts, und doch sind sie beyde durch ihre Schreibefeder Bürgermeister zu Rom worden. Euripidis, des vornembsten Tragödien=Schreibers, Mutter hat Kräuter feil gehabt. Hieronymus Marius war eines Zöllners Schreiber, kömpt so fern, daß er Stadthalter des Königreichs Neapolis wird. Oliverius Dama, ein Niederländer, weil er wohl und fertig auf der Feder rechnen konnte, kam bey'm König Ludwig dem XI. in Frankreich in solche Gnade, daß er zu denen geheimsten Sachen gezogen, und zu Gesandtschaften gebrauchet und mächtig reich worden. Sehet, das können Gänsefedern zuwege bringen, daß dadurch Mancher berühmt in der Welt und zu hohen Dignitäten erhaben wird. Dahero auch das schöne Räzel entstanden: wenn die Feder von sich saget:

Weil ich lebe, so schweig ich,
Bin ich todt, so kann ich nicht:
Wenn man aber mir den Kopf schneid't ab,
Und den Hals zugespitzet hat;
So fahe ich zu schreyen an,
Daß man mich in der ganzen Welt hören kann.
Ohne mich kein König kann regieren,
Zu hohen Ehren ich manchen Armen thu führen, &c.

Nun so nehmet also hin diese Martinsgans, und verzehret sie in aller Gottesfurcht. So oft ihr aber eine Gans auf euern Tisch bekompt, und essen wollet, so erinnert euch christlich aller derjenigen Tugenden, so eine Gans an sich hat, und besteißiget euch derselben, und sehet zu, daß ihr nicht etwan in Freundlichkeit, Reinigkeit, Wachsamkeit, Schamhaftigkeit und Klugheit von einer Gans übertroffen werdet. Damit man euch nicht alberner als die Gänse nennet. Sondern strebet diesen Tugenden nach, zu Herzen ziehende die Vermahnung St. Pauli: Ist etwa ein Lob, ist etwa eine Tugend (auch an einem unvernünftigen Vogel), dem denket nach. Hergegen flie-

het und meidet auch alle ihre Untugenden und Laster, nemblich Waschhaftigkeit, Saufferey und Fresserey, und hütet euch, daß eure Herzen nicht beschwehret werden mit Fressen und Sauffen, 2c.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris. 23. Oktober.

Die Pariser machten sich neulich über die Bordeleser lustig, daß sie sich von einem zweyten Hans-Nord, einem gewissen Fantasticci aus Florenz, zum Besten halten liessen, der ihnen die Sonne um Mitternacht im Theater zu zeigen versprach. Der Luftfahrer Garnerin, der, wenn ich nicht irre, ein Gasconier ist, nimmt sich vor, die Ehre seiner Landsleute an den Spöttern der Hauptstadt zu rächen, und verspricht ihnen, dasselbe Schauspiel in Franconi's Cirkus zu geben. Nichts sey leichter als das, versicherte er; es handle sich blos um 30 bis 40,000 Kubikfuß Wasserstoffgas, und er sey gegenwärtig mit der Ausführung dieses Entwurfs beschäftigt. In Florenz soll Fantasticci auf offnem Markte um Mitternacht wirklich jenes Schauspiel gegeben haben. Es kommt nun darauf an, ob die Pariser Muth genug haben, dem Schauspiel beyzuwohnen, denn, wie bekannt, wurde die Beleuchtung in der Passage Montesquieu, die einige Zeit hindurch mit jenem Gase Statt hatte, aus Furcht vor plötzlicher Losdonnerung des Gas-Vorrathes eingestellt, und so konnte Garnerin seine Wette gewinnen, wie jener Schwimmer, der auf drey Tage Mundvorrath mitnahm, und dadurch seinen Gegner bewog, ihm die Wette für gewonnen zu geben.

Das Journal de Paris verkündet uns eine wichtige Entdeckung: gedruckte Wäschbüchel, wozu die Leute blos das Datum und die Zahlen schreiben dürfen. Zwölf bis fünfzehn Zeilen des Journals gehen darauf aus, den vielseitigen Nutzen dieser großen Erfindung ins gehörige Licht zu setzen.

Es wird Ihnen bekannt seyn, daß Mad. Festa, im hohen Zorne, daß Paer, der Direkteur vom Odeon, ihr zumuthete, die Rolle der Lisetta in der Griselda zu übernehmen, „die doch Niemand, als er, für eine erste Rolle ansehe" — ihren Abschied begehrte und erhielt. Nun ist Mad. Barilli nach kurzer Krankheit gestorben, und Mad. d'Aimani, die eben aus Italien ankam, ist ihrem Wochenbette nahe. In dieser Verlegenheit erschien der Direktion ein retttender Engel in Mad. Giacomelli, die als Liebhaberinn der Musik und Mahlerey, bisher blos aus Privat-Konzerten und Kunstausstellungen bekannt, sich plötzlich entschloß, öffentlich aufzutreten. Sie ist keine Sängerinn im italienischen Styl, aber angenehm und dabey schön; und da sie eine geborne Französinn ist, so gewinnt sie der italienischen Oper viele Freunde unter den Staro-Franzosen. Sie trat in der Nina und in der Serva Padrona, Musik beyder von Paësiello, auf. Geoffroy wirft ihm vor, die Musik zur letztern sey schlechter, als die, welche Pergolese darauf machte, und behauptet, diese Gewohnheit der italienischen Tonsetzer, ein Stück in Musik zu setzen, das früher schon von einem Andern bearbeitet worden wäre, sey eine Haupt-Ursache des Verfalls der Musik in Italien. — Man kann die platteste Wuth gegen italienische Musik nicht weiter treiben.

In einem Zeitpunkt, wo es System ist, gegen die Philosophie, besonders die deutsche, zu Felde zu ziehen, wirbt man Kämpfer zum Kreuzzug an allen Orten unter den Lebenden und Todten. Grimm wird ebenfalls mit hineingezogen, und man macht sich ein wahres Fest daraus, diesen Schüler des Lametrie's unter den heiligen Fahnen zu zählen. Das hindert nicht, daß Grimm da vollkommen Recht hat, wo er dagegen loszog. Es ist ein Brief an Lemierre über seinen Idomenée. „Ich muß, sagt Grimm, „Ihnen hier die Betrachtungen wiederholen, die ich schon über Ihre Hypermnestre angestellt. Das ist auch eine so übel erzogene junge Person, die sich über ihren Katechism sehr zur Unzeit lustig macht, und von Göttern und Priestern mit sehr tadelnswerther Frechheit spricht. Diese Philosophie ist ganz und gar nicht im Geist der Zeiten, wo jene Stoffe genommen wurden. Glauben Sie mir: eine antike Prinzessinn ohne Religion, ohne die tiefste Verehrung für die Götter und ihre Rathschlüsse, ist ein historisches Ungeheuer, und ganz gegen allen Geschmack. Fühlen Sie denn nicht, daß die einfache naive Frömmigkeit der jungen Personen bey Sophokles und Euripides hundert Mal rührender sey, als eure ganze Philosophie? Leuchtet es nicht ein, daß in einem Jahrhundert der Wunder und Zeichendeutung die Menschen und vorzüglich die Jugend nicht Euern philosophischen Geist haben können? und daß eine große Revolution vorangehen müsse, eh Eure Pariser Damen in ihrem Armstuhl am Kaminfeuer es wagen werden, über die Anordnungen des Erz-Bischofs sich lustig zu machen? Wenn Erigone nur eines Eurer Raisonnements hätte machen können, so würde der Großpriester nie gewagt haben, ein Menschenopfer zu verlangen, denn alles Volk würde ihn entweder für einen Narren, oder für einen Verbrecher gehalten, und als erstern gebunden, als letztern gesteinigt haben!" — Gleiches sagt er über Voltaire's Jocaste. Man muß gestehen, daß der kleine Prophet Böhmischbroda, wie ihn die Pariser scherzweise nannten, seine Nation, woraus er war, und die Götzen verwarf, die noch lange nach ihm die deutschen Literatoren verehrten. Schlegel hat uns nur wiederholt, was Grimm lange vor ihm gesagt.

Hier hält die warme Witterung mit Donnerwettern und Sturmwinden noch immer an; sollten die Erdbeben allein Schuld daran tragen, und die heftigen Erschütterungen in der ganzen moralischen Natur Europa's nicht auf die physische einigen Einfluß haben?

Man erwartet immer noch die Eröffnung der Debatten über mehrere berüchtigte Prozesse. Der von Reynier und Michel soll am 28. vor dem Handelsgericht eröffnet werden. — Einstweilen nimmt man mit einigen gemeinen Verbrechern vorlieb; darunter gehören ein Weinschenk und sein Weib von Vaugirard, die beschuldigt wurden, ihr Dienstmädchen von 22 Jahren im vergangenen May erwürgt zu haben. Beyde Angeklagte sind nahe an den 70 Jahren, und man behauptet, die Frau hätte das Verbrechen aus Eifersucht begangen.

Zwey Küchenjungen aus einem großen Hause geriethen neulich auf ihrer Rückkehr aus den Wirthshäusern von Montmartre in einen Ehrenstreit. Einer erstach den Andern mit seinem Kuchenmesser, wurde entdeckt und in die Force, (Stadt-Gefängniß), gesetzt, wo er sich vor einigen Tagen mit seiner Halsbinde erhenkte. Bey dieser Gelegenheit kann man eine Bizarrerie der Revolutionszeiten mit anführen; die Straße, die nach der Force führt, hat den prunkenden Titel: Rue des droits de l'homme.

Es ist nichts Seltnes, daß Streitigkeiten und Schlägereyen in den Schenken vor den Barrieren vorfallen, und an Sonn- und Montagen begegnet man Abends zahlreichen Haufen Trunkener, die davon zurückkehren. Es ist dies weniger eine Eigenheit im Charakter des niedrigen Pöbels, als vielmehr eine Wirkung des ungemein schlechten und verfälschten Weins, der dort geschenkt wird, und der dies sonst leichtsinnige muntre Volk schwermüthig und zu blutigen Zänkereyen aufgelegt macht.

W.

Nro. 272.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 13. November, 1813.

Du reizest durch Verstand und Tugend;
Die bleiben unvergänglich schön.
J. A. Schlegel († 1797.)

Franciska.

Von Hebel.

2.

In einem unscheinbaren Dörfchen am Rhein saß eines Abends, als es schon dunkeln wollte, ein armer junger Mann, ein Weber, noch an dem Webstuhl, und dachte während der Arbeit unter Anderm an den König Hiskias, hernach an Vater und Mutter, deren Lebensfaden auch schon an der Spule abgelaufen war, hernach an den Großvater selig, dem er einst auch noch auf den Knien gesessen, und an das Grab gefolgt war, und war so vertieft in seinen Gedanken und in seiner Arbeit, daß er gar nichts davon merkte, wie eine schöne Kutsche mit vier stattlichen Schimmeln vor seinem Häuslein anfuhr, und stille hielt. Als aber etwas an der Thürfalle druckte, und ein holdes jugendliches Wesen trat herein von weiblichem Ansehen mit wallenden schönen Haarlocken, und in einem langen himmelblauen Gewand, und das freundliche Wesen fragte ihn mit mildem Ton und Blick: Kennst du mich? Heinrich! da war es als ob er aus einem tiefen Schlaf auffühne, und war so erschrocken, daß er nichts reden konnte. Denn er meinte, es sey ihm ein Engel erschienen, und es war auch so etwas von der Art, nämlich seine Schwester Franziska; aber sie lebte noch. Einst hatten sie manches Körblein voll Holz barfuß mit einander aufgelesen, manches Binsenkörbchen voll Erdbeeren am Sonntag mit einander gepflückt und in die Stadt getragen, und auf dem Heimweg ein Stücklein Brot mit einander gegessen, und jedes aß weniger davon, damit das andere genug bekäme. Als aber nach des Vaters Tod die Armuth und das Handwerk die Brüder aus der elterlichen Hütte in die Fremde geführt hatte, blieb Franciska allein bey der alten gebrechlichen Mutter zurück, und pflegte ihrer, also daß sie dieselbe von dem kärglichen Verdienst ernährte, den sie in einer Spinnfabrik erwarb, und in den langen schlaflosen Nächten mit ihr wachte, und aus einem alten zerrissenen Buch von Holland erzählte, von den schönen Häusern, von den großen Schiffen, von der grausamen Seeschlacht bey Doggersbank, und ertrug das Alter und die Wunderlichkeit der kranken Frau mit kindlicher Geduld. Einmal aber früh um 2 Uhr sagte die Mutter: „Bete mit mir, meine Tochter! Diese Nacht hat für mich keinen Morgen mehr auf dieser Welt.“ Da betete, und schluchzte, und küßte das arme Kind die sterbende Mutter, und die Mutter sagte: „Gott segne dich, und sey“ — und nahm die letzte Hälfte ihres Muttersegens, „und sey dein Vergelter!“ mit sich in die Ewigkeit. Als aber die Mutter begraben, und Franciska in das leere Haus zurückgekommen war, und betete und weinte, und dachte, was jetzt aus ihr werden solle, sagte etwas in ihrem Inwendigen zu ihr: „Geh nach Holland,“ und ihr Haupt und ihr Blick richtete sich langsam und sinnend empor, und die letzte Thräne für diesmal blieb ihr in dem blauen Auge stehen. Als sie von Dorf zu Stadt, und von Stadt zu Dorf betend und bettelnd, und Gott vertrauend nach

Holland gekommen war, und so viel ersammelt hatte, daß sie sich ein sauberes Kleidlein kaufen konnte, in Rotterdam, als sie einsam und verlassen durch die wimmelnden Straßen wandelte, sagte wieder etwas in ihrem Inwendigen zu ihr: Geh in selbiges Haus dort mit den vergoldeten Gittern am Fenster. Als sie aber durch den Hausgang an der marmornen Treppe vorbey in den Hof gekommen war, denn sie hoffte zuerst Jemand anzutreffen, ehe sie an einer Stubenthür anpochte, da stand eine betagte freundliche Frau von vornehmem Ansehen in dem Hofe, und fütterte das Geflügel, die Hüner, die Tauben und die Pfauen.

„Was willst du hier, mein Kind?" Franziska faßte ein Herz zu der vornehmen freundlichen Frau, und erzählte ihr ihre ganze Geschichte. „Ich bin auch ein armes Hühnlein, das eures Brotes bedarf," sagte Franziska, und bat sie um Dienst. Die Frau aber gewann Zutrauen zu der Bescheidenheit und Unschuld, und zu dem nassen Auge des Mädchens, und sagte: „Sey zufrieden, mein Kind, Gott wird dir den Segen deiner Mutter nicht schuldig bleiben. Ich will dir Dienst geben, und für dich sorgen, wenn du brav bist." Denn die Frau dachte: Wer kann wissen, ob nicht der liebe Gott mich bestimmt hat, ihre Vergelterinn zu seyn, und sie war eines reichen Rotterdammer Kaufmanns Wittwe, von Geburt aber eine Engländerinn. Also wurde Franziska zuerst Hausmagd, und als sie gut und treu erfunden ward, wurde sie Stubenmagd, und ihre Gebieterinn gewann sie lieb, und als sie immer feiner und verständiger ward, wurde sie Kammerjungfer. Aber jetzt ist sie noch nicht Alles, was sie wird. Im Frühling als die Rosen blühten, kam aus Genua ein Vetter der vornehmen Frau, ein junger Engländer, zu ihr auf Besuch nach Rotterdam; er besuchte sie fast alle Jahre um diese Zeit, und als sie eins und das andere hinüber und herüber redeten, und der Vetter erzählte, wie es aussah, als die Franzosen vor Genua in dem engen Paß in der Bochetta standen, und die Oesterreicher davor, trat heiter und lächelnd, mit allen Reizen der Jugend und Unschuld geschmückt Franziska in das Zimmer, um etwas aufzuräumen, oder zurecht zu legen, und dem jungen Engländer, als er sie erblickte, ward es sonderbarlich um das Herz, und die Franzosen und Oestreicher verschwanden ihm aus den Sinnen. „Tante," sagte er zu seiner Base: „Ihr habt ein bildschönes Mädchen zur Kammerjungfer. Es ist Schade, daß sie nicht mehr ist, als das." Die Tante sagte: „Sie ist eine arme Waise aus Deutschland. Sie ist nicht nur schön, sondern auch verständig, und nicht nur verständig, sondern auch fromm und tugendhaft, und ist mir lieb geworden, als mein Kind." Der Vetter dachte, das lautet nicht bitter. Den andern oder dritten Morgen aber, als er mit der Tante in dem Garten spazierte, „wie gefällt dir dieser Rosenstock," fragte die Tante; der Vetter sagte: „Sie ist schön, sehr schön." Die Tante sagte: „Vetter, du redest irr. Wer ist schön? Ich frage ja nach dem Rosenstock." Der Vetter erwiederte: Die Rose, — „oder vielmehr die Franziska?" fragte die Tante. „Ich hab's schon gemerkt," sagte sie. Der Vetter gestand ihr seine Liebe zu dem Mädchen, und daß er sie heirathen möchte. Die Tante sagte: „Vetter, du bleibst noch drey Wochen bey mir. Wenn es dir alsdann noch so ist, so habe ich nichts darwider. Das Mädchen ist eines braven Mannes werth." Nach drey Wochen aber sagte er: „Es ist mir nimmer, wie vor drey Wochen. Es ist noch viel ärger, und ohne das Mägdlein weiß ich nicht, wie ich leben soll." Also geschah der Verspruch. Aber es gehörte viel Zureden dazu, die Demuth der frommen Magd zu ihrer Einwilligung zu bewegen.

Jetzt blieb sie noch ein Jahr bey ihrer bisherigen Gebieterinn, aber nicht mehr als Kammermädchen, sondern als Freundinn und Verwandte in dem reichen Haus mit vergoldetem Fenstergitter, und noch in dieser Zeit lernte sie die englische Sprache, die französische, das Klavierspielen: „Wenn wir in höchsten Nöthen sind, 2c. Der Herr, der aller Enden 2c. Auf dich, mein lieber Gott, ich traue 2c." — und was sonst noch ein Kammermädchen nicht zu wissen braucht, aber eine vornehme Frau, das lernte sie Alles. Nach einem Jahr kam der Bräutigam, noch ein Paar Wochen vorher, und die Trauung geschah in dem Hause der Tante. Als aber von der Abreise des neuen Ehepaars die Rede war, schaute die junge Frau ihren Gemahl bittend an, daß sie noch einmal in ihrer armen Heimath einkehren, und das Grab ihrer Mutter besuchen, und ihr danken möchte, und daß sie ihre Geschwister und Freunde noch einmal sehen möchte. Also kehrte sie jenes Tages bey ihrem armen Bruder, dem Weber, ein, und als er ihr auf ihre Frage, „Kennst du mich? Heinrich!" keine Antwort gab, sagte sie: „Ich bin Franziska, deine Schwester." Da ließ er vor Bestürzung das Schifflein aus den Händen fallen, und seine Schwester umarmte ihn. Aber er konnte sich anfänglich nicht recht freuen, weil sie so vornehm geworden war, und scheute sich vor dem fremden Herrn, ihrem Gemahl, daß sich in seiner Gegenwart die Armuth und der Reichthum so geschwisterlich umarmen, und zu einander sagen sollen Du, bis er sah, daß sie mit dem Gewande der Armuth nicht die Demuth ausgezogen, und nur ihren Stand verändert hatte, nicht ihr Herz. Nach einigen Tagen aber, als sie alle ihre Verwandten und Bekannten besucht hatte, reiste sie mit ihrem Gemahl nach Genua, und Beyde leben vermuthlich noch in England, wo ihr Gemahl nach einiger Zeit die reichen Güter eines Verwandten erbte.

Der Hausfreund will aufrichtig gestehen, was ihn selber in dieser Geschichte am meisten rührt. Am meisten rührt ihn, daß der liebe Gott dabey war, als die sterbende Mutter ihre Tochter segnete, und daß er eine vornehme Kaufmannsfrau in Rotterdam in Holland, und einen braven reichen Engländer am welschen Meere bestellt hat, den Segen einer armen sterbenden Wittwe an ihrem frommen Kinde gültig zu machen.

Weg hat er alle Wege;
An Mitteln fehl's ihm nicht.

Das Leipziger Bücher-Verzeichniß von der Michaelis-Messe

erinnert uns, daß wir unsern Lesern noch die Anzeige von dem der Oster-Messe schuldig sind. — Wir können nun Beyde zusammen fassen, da sie nicht sehr reichhaltig sind, das der Michaelis-Messe aber so dünn ausgefallen ist, als man sich seit vielen Jahren nicht erinnern wird. Wenn wir dies gleich den Zeitumständen zuschreiben müssen, so wollen wir sie deswegen doch ja nicht anklagen, sondern vielmehr den Wunsch hegen, glücklichere Zeiten möchten ihn noch dünner, aber desto gehaltvoller an Inhalt der angezeigten Bücher liefern.

Das Oster-Meß-Verzeichniß enthält auf 174 Seiten die Titel von 1921 neuen Artikeln als Verlag von 228 Buchhandlungen, dagegen das von der Michaelis-Messe auf 72 Seiten 623 von 116 Buchhändlern aufführt. In jenem waren der Musikalien 275; der Land-Charten 78; auswärtiger Verlag 18; in diesem 147 Musikalien; 30 Land-Charten; 77 auswärtiger Verlag; — Kupferstiche, einzelne Predigten, Dissertationen, unter doppeltem Titel angeführte Werke mögen in Beyden 60 und 35 vorkommen; das reine Resultat der Oster-Messe wäre also 1490, das der Michaelis-Messe 349 neue Werke, und was jenes von verspäteten Artikeln der Michaelis-Messe 1812 nachlieferte, mag sich gegen das aufheben, was für das heurige Michaelis-Verzeichniß nicht zu rechter Zeit einging.

Von den 287 neuen Auflagen des Oster-Meß-Verzeichnisses, und 99 des Michaelis-Verzeichnisses mögen als Bereicherung in unsrer Literatur betrachtet werden

von der Oster-Messe:

Arnemann's chirurg. Arzeneimittel-Lehre; Campe's Wörterbuch d. fremden Ausdrücke; Gilberts Experimental-Naturlehre; Gmelins Ordnung d. Gläubiger; Grens Pharmacologie; J. Paul Richters Aesthetik; Thümmels Werke; Wiebeking's Wasserbaukunst, und

von der Michaelis-Messe:

Eberhards Aesthetik, und J. Pauls Levana. —

Von Fortsetzungen lieferte die Oster-Messe: Acta Sem. philol. Lips.; — philol. Monacens.; Ansichten von Palästina; Anthologia graeca; Behrs Verfassung u. Verwaltung des Staats; Bertuchs Bilderbuch; Bibliothek der Reisebeschreibungen; Brandes Astronomie; Buse Waarenkunde; Cannabich Kritik der christl. Religionslehre; Consbruch pathol. Taschenb.; Denkschriften d. K. Akad. zu München; Dobmeyer Syst. theol. cath; Eberhards Unterhaltungen; Ersch Handb. d. deutsch. Literatur; Fellenbergs landwirthschaftl. Blätter; Flassan Frankreichs Friedensgeschichte; Flatt's Magazin; Frank's med. Polizey; Geschichte d. Künste und Wissenschaften; Glück's Commentar d. Pandekten; Gönner's Archiv f. Gesetzgeber; Gottschalk Ritterburgen; Grimms altdeutsche Wälder; Grubers mythol. Wörterb.; Heinkes Landwirthsch. d. öster. Erbstaaten; Hezel's Logik; Hirsching's hist. lit. Handb.; Hormayr's Taschenb. f. d. vaterländische Geschichte; Hoyer Wörterbuch d. Artillerie; Hufeland Civilrecht; Humbold über d. Königreich Neu-Spanien; Jacobi (J. G.) Werke; Jomini milit. Geschichte Friedrichs II.; Koch Codex des Schachspiels; Küttners engl. Wörterbuch; Leonhardi Taschenb. d. Mineralogie; Lossius Bilder-Bibel; Marheinecke System d. Catholicismus; Meiners über Menschen-Arten; Oldendorp d. Burgen Sachsens; Ostertag Magazin d. franz. Jurisprud.

Die Michaelis-Messe:

Adelung Mithridates; Fundgruben des Orients; Füßli's Künstler-Lexikon; Gerbers Lexikon der Tonkünstler; Goethe's Leben; Krünitz ökonom. Encyklopädie; Lichtensteins Reise durch Afrika; Magazin der naturforschenden Gesellschaft; Marchers Eisenhüttenkunde; Ploucquet Lit. medica; Rueis und Autenrieths Archiv; Schellings Zeitschrift; Schillers Werke; Siebold Chronik; Stäudlins Archiv für Kirchen-Geschichte; Stollbergs Geschichte der Religion Jesu; Sturms Deutschlands Flora, u. Fauna; Teufels Magazin f. Thierheilkunde; Thaers Annalen d. Landwirthschaft; Tromsdorf J. d. Pharmac.; Venturini Geschichte des spanischen Meers.

Hiezu die periodischen Schriften, die beyden Verzeichnissen angehören, und die als Uebersicht dieses Zweigs der Literatur allgemeines Interesse haben werden:

Annalen der Forst- und Jagdwissenschaft, von Laurop.
Annalen, europäische;
——, theologische, von Wachler;
—— der Literatur und Kunst des österreichischen Kaiser-Staates;
Anzeigen der sächs. ökonomischen Societät;
Archiv deutscher Nationalbildung, von Passow;
Archiv der deutschen Landwirthschaft, von Pohl;
—— für Geographie, Historie rc.
——, rheinisches, für Geschichte und Literatur, von Vogt und Weitzel;
——, westphälisches;
Argus, der Zuschauer und Erzähler;
Asklépieion — med. chir. Zeitblatt, von Wolfart;
Beyträge zur Chemie, von Schweigger;
Bericht von neuen Büchern und Kunstsachen;
Bibliothek, juristische;
Blätter, vaterländische, für den österr. Kaiserstaat;
Der Bote aus Thüringen;
Briefe des jungen Eipeldauers;
Bürgerblatt;
Ephemeriden, geographische, von Bertuch;
Erheiterungen, von Zschokke;
Erholungen, thüringische;
Felders Mag. für katholische Religionslehrer;
Der Freymüthige, von Kuhn.

Geist der Zeit;
Gilberts Annalen der Physik;
Gutsmuths Bibliothek f. Pädagogik;
Harls Kameral-Korrespondent;
Harles Jahrbuch d. t. Medizin und Chirurgie.
Hesperus, Nationalblatt, von Andre;
Hilners christl. Zeitschrift;
Hufelands med. Journal und Bibliothek;
Jahrbücher, Heidelberger, der Literatur;
——, medizinische, des österr. Kaiserstaates;
Idunna, eine Alterthumszeitung, von Gräter;
Journal für Landschullehrer, von Schiller;
—— des Luxus u. der Moden, von C. Bertuch;
—— der theolog. Literatur, von Ammon;
—— für Chemie, von Schweigger;
—— der Erfindungen 2c. in der Medizin;
—— für Prediger;
Jugendzeitung, von Dolz;
Jurende's redlicher Verkündiger;
Justiz- und Polizey-Blätter;
Kronos;
Länder- und Völkerkunde;
Literatur-Zeitung, Hallische, Jenaische u. Wiener;
—— für kathol. Religionslehrer, von Felder;
Magazin, europäisches;
—— f. d. Handl. Frankreichs, von Freyh. v. Fahnenberg und Georgius;
—— aller neuen Erfindungen, von Hermbstädt u. A.
——, vaterländisches;
Mannichfaltigkeiten;
Miscellen für die Weltkunde, von Zschokke;
——, süddeutsche, von Rehfues;
Modezeitung, von Bergk;
Moll, Jahrbücher der Berg- und Hüttenkunde;
Morgenblatt für gebildete Stände;
Nachrichten, Freiberger, gemeinnützige, von Gerlach;
Neuigkeiten, ökonomische, von Andre;
Paris und Wien;
Der Sammler;
Schellings Zeitschrift;
Schlegels deutsches Museum;
Der Schweizerbote;
Die Sonntagsstunden;
Steins Annalen der Geburtshülfe;
Stunden der Andacht;
Sulamith, Zeitschrift f. Israeliten, von Fränkel;
Voß, die Zeiten;
Westphalen unter Hieronymus Napoleon, von Hassel und Murhardt;
Wochenblatt, grimmaisches;
——, Hallisches, von Niemeyer und Wagnitz;
Woltmanns deutsche Blätter;
Zeitschrift, militärische;
—— für das Forstwesen in Bayern, von Meyer;
Zeitung, Allgemeine,
—— für die elegante Welt, von Mahlmann;
——, landwirthschaftliche, von Schnee;
——, medizinisch-chirurgische, von Ehrhart;

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 1. August.

Noch immer bin ich mit meinen Korrespondenzen gewaltig eingeschränkt, und muß wieder beginnen, wo ich zuletzt endete — mit dem Theater. Es ist in diesem Sommer — wunderbar genug! — bey Weitem voller, als je; indessen läßt sich die Sonderbarkeit einigermaßen erklären, wenn man bedenkt, daß täglich fast das Militär hier wechselt, und daß oft die Ankommenden nur einen Tag verweilen, von welchen sie den Abend dem theatralischen Vergnügen bestimmen. Die Theater-Kommission in Abwesenheit Ifflands ist aber, troz der leidlichen Einnahmen, nicht im Stande, volle Gehalts-Zahlungen zu leisten, was in dem ungeheuern Personale zu suchen ist, welches der Bühne seit dem Verein mit dem großen Opernwesen angefügt wurde. Die Tänzer werden wenig gebraucht, und es wird rathsam seyn, hier besonders des Entbehrlichen sich zu entlasten, soll das Theater nicht in der Oekonomie unheilbar verunglücken.

Am 7. July gab man zum ersten Mal: Die Feuerprobe, Lustspiel in einem Akte, von Kotzebue. Man mag in spekulativer Hinsicht Recht haben, für die Menge zu schreiben, ihr nicht zu geben, was ihr Noth wäre, nur was sie wünscht; in geistiger Hinsicht bestärkt aber der geehrte Verfasser jezt oft die Unmündigkeit des Urtheils. Daß man die Feuerprobe, diesen furchtbarn Theil des Gottesgerichts, unter sich abmachen will, ist hier zwar ein nothwendiger, aber kein historischer, ja ein für jene allem Religiösen innig unterworfene Zeit nicht denkbarer Zug, wenn man zumal die Größe der Prüfung mit den, in dem Lustspielchen waltenden kleinlichen, Gründen des Argwohns vergleicht. Die Charaktere sind kaum angedeutet; am Meisten ausgeführet ist noch der in allen Ritter-Romanen feststehende Knappe, (Gelasius), den man gern ein wenig zurücktreten sähe. — Das Ganze war indessen, durch die Umkleidung der Damen besonders, nicht ohne Wirkung, und die Darstellung gut. — Am 13. July trat Hr. Mattausch zum ersten Mal als Wilhelm Tell auf, mit entschiedenem Beyfall. Die natürlichen Kräfte des Künstlers berufen ihn zu diesem Charakter. Wir werden nach und nach mehrere der hiesigen Schauspieler in den tragischen Rollen Iffland's prüfen, weil, — der Sage nach! — des Meisters Kräfte, die im Wanken sind, sich zu schnell abnutzen könnten. — Am 14. July gab es als Neuigkeit: Der blinde Gärtner, oder: die blühende Aloe, Liederspiel von Kotzebue. — Davon weiß ich recht eigentlich gar Nichts zu sagen, weil es ein Nichts ist. Alles, was man sonst, selbst im schlimmsten Falle, dem fruchtbarn Dichter nachrühmen muß, Theater-Effekte, leichter Dialog u. s. w. fehlt, selbst die Liederchen sind im Vers- und Gleichmaße unverantwortlich nachläßig und die Bedingung, mit der Hr. von Koller seinen Kammerdiener an Blandinen verheirathen will, ist sittenlos und gehört also nicht auf die Bühne. Die Lieder haben Melodien von Hrn. J. P. Schmidt, die sehr einfach, zum Theil lieblich, aber auch voll von Erinnerungen sind, und die Darstellung war lobenswerth. (Die Fortsetzung folgt.)

Charaden.

1.

Mein Erstes ist Nichts, mein Zweytes nicht viel;
Ergetzung der Kinder des Ganzen Ziel. G.

2.

Ihr, Vögelein, habt mein Erstes zum Feinde.
Du, mächtiges Zweytes, hast Niemand zum Freunde.
Du Ganzes, ein Segen der Christengemeinde,
Der nie genug sich besingen läßt,
Bist wahren Frommen das größte Fest. G.

Auflösung des Räthsels und der Logogryphen in Nro. 266.
Portechaise. Treue, Reue. Moskau, Amos, Kauz.

Nro. 273.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Montag, 15. November, 1813.

Wenn Noth und Tod das Glück zerstört,
Das Liebenden der Staub gewährt,
Flieh'n sie vereint zum Lichtgefild.

Burk.

Fernando's Liebe.

Voll Ahnung schied Fernando
Von Emma, seiner Welt.
Wie nahe die Vermählung!
Wie froh der junge Held!
Da riefen Schlachtdrommeten
Ihn auf der Ehre Feld.

Er opfert ohne Schonen
Für's Vaterland sein Blut.
In feindliches Geschwader
Fliegt er mit Leuenmuth,
Damit sein Lob sich preislich
Kund seiner Emma thut.

„O Wonne," ruft im Zelte
Fernando hochbeglückt,
„Wenn bald mit Ehrennarben
„Gezeichnet, wenn geschmückt
„Mit deinem Orden, König,
„Schönliebchen mich erblickt!"

Da schreckt ihn schwarzgesiegelt
Vom Heimatort ein Brief.
Die falsche Todesbotschaft
Ergrif den Engel tief.
Sie härmte sich, sie brannte
Zu sterben und — entschlief.

Von Qualen überwältigt,
Stumm saß Fernando da.
Nun fleugt die Schlachtdrommete,
Und jubelnd ruft er: „Ja!
„Gott will mich Ihr vereinen.
„Das Wiederseh'n ist nah."

Er achtet Bajonette
Und Feuerschlünde nicht.
Die Feinde weichen staunend,
Doch kämpfen heißt sie — Pflicht,
Bis unter'm Ausruf: Emma!
Das große Herz ihm bricht.

Er hielt in kalter Rechte
Noch der Verlobten Bild.
Sein Antlitz schien von Freude
Des Wiedersehn's erfüllt. —
Ihr seyd vereint auf ewig
In himmlischem Gefild!

Nekrolog.

Christoph Wilhelm Koch in Strasburg.

Der Strasburgische Gelehrtenverein hat durch das am 25. Oktober erfolgte Absterben des ehrwürdigen Veterans, Christoph Wilhelm Koch, eine seiner würdigsten Zierden verloren. Er starb im 77sten Jahre seines thätigen Lebens an Entkräftung. Seine hohen Verdienste um die gelehrten Anstalten Strasburgs werden mehr noch, als seine schriftstellerischen Produkte — von so umfassendem Werth auch diese seyn mögen — sein Andenken auf die Nachwelt bringen.

Frühe schon widmete sich Koch den historischen und publizistischen Studien unter des trefflichen Geschichtforschers Schöpflins Leitung. Er erhielt bald eine Anstellung an der damals hochberühmten Strasburger Universität, und in der Folge ein einträgliches Kanonikat. Mit großem

Beyfall lehrte er deutsches Staatsrecht und Geschichte. Seine Vorlesungen waren ausnehmend besucht. Glänzende Anträge von mehrern Seiten konnten ihn nicht vermögen, seinen angenehmen Verhältnissen zu entsagen. Er blieb Strasburg treu. Allein häufig wurde er sowol vom französischen Hofe als von deutschen Regierungen, in verwickelten publizistischen Angelegenheiten konsultirt, und mit Abfassung von Memoires beauftragt.

Viele Jünglinge aus den angesehensten Familien beynahe aller europäischen Länder wurden nach Strasburg gesendet, um unter seiner Leitung daselbst zu studieren, und vorzüglich um seine Vorlesungen zu besuchen. Graf Ludwig von Kobenzl, Bourgoing, Narbonne, Noailles, Victor Broglio, Fürst Galliczyn, Rasumovsky, Oubril, und so manche andere verdiente und geschätzte Staatsmänner und Diplomaten sind seine Schüler, und gaben ihm häufige Beweise ihrer Dankbarkeit und Achtung. Er arbeitete viel und leicht. Seine treffliche Bibliothek, und vorzüglich auch die in ihrer Art vielleicht einzige Schöpflinsche historische Sammlung, die der Strasburger Bibliothek als Legat vermacht worden, und deren Bibliothekar er bis an seinen Tod geblieben ist, boten ihm zu seinen gelehrten Arbeiten reiche Hülfsmittel dar. Quellenstudium war bey ihm stets die Hauptsache; dies beweisen seine historischen Forschungen, und seine brauchbarn Werke. Daß er diese auch in ein sehr gefälliges Gewand einzukleiden wußte, bewährt vorzüglich sein sehr lehrreiches, in französischer Sprache geschriebenes, Gemählde der Revolutionen von Europa, das in seiner Umarbeitung abermals mehrere Auflagen erlebte, und den französischen Unterrichtsanstalten als klassisches Werk von der obersten Behörde empfohlen ist. Buchholz hat davon eine deutsche Uebersetzung mit Anmerkungen herausgegeben. — Bald nach Ausbruch der Revolution drohte den protestantischen Unterrichts- und kirchlichen Anstalten im Elsaß, und besonders in Strasburg, einige Gefahr. Koch begab sich im Jahr 1790 nach Paris, erneuerte seine Verbindungen mit vielen bedeutenden Gliedern der konstituirenden Nationalversammlung, in der er besonders unter der einflußreichen Minorität des Adels manche Freunde und ehemalige Schüler zählte, und bewirkte das berühmte Dekret von 1790, wodurch den Protestanten im Elsaß ihre ansehnlichen Güter, und ihre kirchlichen und Bildungs-Anstalten ungekränkt gelassen, und von der Nation garantirt wurden. Durch diese Verbindungen kam er in einige Verhältnisse mit der damals so bedeutenden Volksgesellschaft, aus welcher der Feuillantsklub ausging, von dem er jedoch nie ein aktives Mitglied wurde. Im Jahr 1791 ward er in Strasburg zum Volksrepräsentanten für die Legislatur erwählt, welche die konstituirende Versammlung ersetzte. Man ernannte ihn sogleich in den diplomatischen Ausschuß, dessen Präsident er bis zur Revolution vom 10. August 1792 blieb. Die damals so wichtigen Verhältnisse mit den deutschen Fürsten und Ständen, die wegen des Verlusts ihrer Besitzungen im Elsaß und Lothringen entschädigt werden sollten, beschäftigten ihn hier vorzüglich. Seine Rapporte über diese Angelegenheiten sind bekannt. Sey es auch, daß er hier zuweilen den Götzen des Tags huldigte, und daß man in diesen Arbeiten den deutschen Publizisten nicht erkannte, so verdient er doch sicher nicht mit solcher Härte behandelt zu werden, wie von Häberlin und Archenholz in gelesenen Zeitschriften geschehen ist. — Bey andern Verhandlungen des diplomatischen Ausschusses fand er an dem berühmten Brissot, und an seinem Landsmann, dem ehemaligen Leiningenschen geheimen Rath Rühl, heftige und gefährliche Gegner. Seine gemäßigten Grundsätze in den damaligen wilden Parteykämpfen, und seine Verbindungen mit der sogenannten rechten Seite (den Feuillants) der Nationalversammlung wurden ihm bey und nach dem 10. August gefährlich. Er ward auf eine Proscriptions-Liste eingeschrieben. Nur mit Mühe rettete er sich von Paris. Nun erduldete er mannichfaltige Verfolgungen. Endlich wurde er verhaftet, und schmachtete beynahe die ganze Schreckenszeit hindurch zu Strasburg im Kerker. Er war von den dortigen Führern der Terroristen bestimmt, dem Revolutionsgericht übergeben zu werden, und ohne die wohlthätige Revolution des 9. Thermidors wäre auch sein Haupt unter der Guillotine gefallen. Kurz nachher wurde er zum Departementsverwalter in Strasburg ernannt, zog sich aber bald wieder zurück, um den Wissenschaften zu leben, und seine Vorlesungen aufs Neue zu beginnen.

(Der Beschluß folgt.)

Der Major und der Kandidat.

Ein pädagogisch-exegetisches Duodrama.

Der Major. Was steht da in dem Briefe? „Er kann die Laute wacker schlagen.“ Nein, dann gehn nur Sie wieder, wo Sie hergekommen sind, mein lieber Herr Hofmeister! Für meine Jungen passen Sie nicht, die müssen einen Kerl haben, der ihnen die Spitze bieten kann, und keinen solchen Firlefanz und Lautenschläger.

Der Kandidat. Verzeihen Sie, mein Herr Major! (in den Brief sehend) Sehen Sie wohl, mein voriger Herr Principal schreibt etwas undeutlich; er kann die Leute wacker schlagen, soll es heißen; es ist kein a, sondern ein e.

Der Major. Nun, das ist was anders; dann sind Sie mein Mann.

Lachstoff, Lebensstoff. *)

1.

Während des siebenjährigen Krieges hatte der Graf von *** als Contingent zur Reichs-Armee einen Husaren mit Sattel und Zeug zu stellen gehabt. Von diesem Augenblicke an verschlang der ganze hochgräfliche Hof die Zeitungen mit ungewohnter Gierigkeit, und ein neues Staats- und Hofinteresse belebte die ganze Residenz. Lange erhielt man keine Nachricht von dem gräflichen Contingent, doch wusste man, daß die Mannschaft am Leben war. Allein wer vermag die Freude Sr. Erlaucht zu schildern, als die Kunde von der Schlacht von Rosbach einlief? — Welch ein glorreicher Sieg! — riefen Hof und Stadt. — „Und unser Husar war auch dabey!"

2.

In der — Allee gingen zwey — Offiziere hinter einem zwar schön gewachsnen, aber pockennarbigen Frauenzimmer her — „Auf der hat der Teufel Erbsen gedroschen!" — sagte der Eine halblaut, als sie sich von ungefähr umsah. — „Und Sie waren der Flegel, mein Herr!" — gab ihm das Frauenzimmer rasch zur Antwort.

3.

Professor — war bey dem Universitäts-Curator — wegen angeblicher revolutionärer Grundsätze verklagt worden, die er in seinen Vorlesungen geäußert haben sollte. Er ward darauf zu demselben gerufen, und mit der Frage begrüßt: „Aber welche Fächer lehren Sie denn eigentlich?" — Der Professor nannte dieselben, und unter andern auch „Erfahrungs-Seelenlehre, oder empirische Psychologie" — „Erfahrungs-Seelenlehre!" — erwiederte der Curator — „Recht gut!" — Aber empörerisch, empörerisch, Herr! Das unterstehen Sie sich nicht noch einmal!

4.

Ein Junggeselle von 61 Jahren heirathete die achtzehnjährige Demoiselle N. — „Mit der Heirath wird's wie mit einem Divisions-Exempel geh'n," — sagte ein Jude, als davon gesprochen ward. — „61 in 18 kann ich nicht; also borge ich eins."

*) Aus einem sehr empfehlenswerthen kleinen Werke, das so eben unter dem Titel: Hipponax. Ein Taschenbuch für Freunde heiterer Laune, u. s. w. erschienen ist (Frankf. a. M., Hermannsche Buchhandl.) und, wie obige Proben zeigen, sehr viel neue Anekdoten enthält. Das Ganze ist unter acht und zwanzig Rubriken gebracht, wovon die meisten sehr reichlich ausgestattet sind. Man kann es mit Recht als ein gesellschaftliches Noth- und Hülfsbüchlein ansehen, das besonders einen vortrefflichen Tischfreund abgeben wird.

Beyträge zur allgemeinen Geschichte.

Advokaten.

Was sagen Sie dazu? Gestern ladet er uns ein, und heute schreibt er, er habe eine frühere Verabredung mit Andern; aber das soll ihm nicht so hingehen! — Warum nicht? Ist es nicht sehr schön, daß unsre Gegenwart ihn aller andern Verpflichtung vergessen machte? —

Gesetze.

Wer kann mich, den Baron X., hindern, rief sehr pathetisch ein Bankrottirer aus, wenn ich kein ehrlicher Mann seyn will? Ich lasse meinen Gläubigern Glück wünschen, daß sie so gut mit mir auseinander kommen.

Naturwissenschaft.

Einem Studenten träumte, es sey ein Hirsch mit Storchfüßen in seinem Bette, und plage ihn sehr, ob er denn nach Linné diese Storchfüße tragen dürfe?

Arzneykunde.

Ein Kaufmann hatte für die Meßzeit in Leipzig einen Arzt angenommen, und so bald dieser hörte, jener sey krank, machte er eiligst einen Besuch. Der Kaufmann aber nahm ihn nicht an, sondern ließ ihm sagen, er könne ihn unmöglich sprechen, er sey krank.

Mathematik.

Man wollte einen operiren, der sich aber sehr fürchtete; wie soll ich das aushalten, das dauert ja in die acht Minuten! rief er aus. — Narr! versetzte sein Freund; die sind ja in zehn Minuten vorüber!

Philosophie.

Ein Judenjunge kam mit einem rothen Lappen in einen Kaufladen, und sagte: Ich soll fragen, ob Sie die Couleur in Grün haben?

Korrespondenz-Nachrichten *)

Wien, im Oktober.

Herr Carl Schwarz, vom Königl. Württembergischen Hof-Theater zu Stuttgart, gehört nunmehr unsrer Bühne an. Jeder, der die Kunst in ihrer Vollendung liebt und schätzt, freut sich seiner Anwesenheit. Sein Spiel ist durchdacht und dem jedesmaligen Charakter der Rolle angemessen gewesen. Er hat sich uns bey seiner frühern Anwesenheit schon sehr vortheilhaft empfohlen, und auch unsre jetzigen Erwartungen befriedigt. Der Oberförster in den Jägern; Wittsburg in der Versöhnung; Kaufmann Drave in den Mündeln waren die Debüt-Rollen, welche er glänzend durchzuführen wußte. — Unser Publikum gab ihm unzweydeutige Beweise der Achtung und des Wohlwollens. —

Von den neuen Erscheinungen haben nur wenige auf unsern Bühnen Glück gemacht. Das Singspiel: Die verehlichten Freyer, nach dem Französischen des Manteuil, die Musik von Berton, enthält eine durchaus matte Handlung, die darin besteht, daß zwey Ehemänner ihren Frauen, die mit ihnen in einem Gasthofe zusammentreffen, die Cour

*) Mit Rücksicht auf die in den beyden Monaten August und September stattgehabten Theatervorfälle.

machen und dann beschämt werden. Die Aufführung war ziemlich gelungen; allein der Dialog ist schleppend, die Sprache trivial, das Produkt aus unsrer Uebersetzungsfabrik hervorgegangen. Die Musik erhielt Beyfall. — Der vierjährige Posten, auch ein Singspiel in einem Aufzuge, von Theodor Körner, die Musik von Carl Steinacker, hat gar keinen poetischen Werth. Jene bekannte Zeitungs-Anekdote, daß ein Soldat von seinem Posten nicht abgelöst wird, und um den Verdacht der Desertion zu vermeiden, sich nach vier Jahren, als sein Regiment zurückkommt, wieder auf demselben finden läßt, hat der Dichter durchaus metrisch behandelt; daß dieses von keiner Wirkung seyn kann, ist leicht einzusehen. Der Kompositeur hat eine schwere Arbeit gehabt, da von musikalischen Situationen beynahe gar nicht die Rede ist, und er sich etwa in der Lage befand, ein Zeitungblatt in Noten zu setzen. Dessenungeachtet ist die Deklamation sehr richtig, und aus dem Ganzen spricht ein Geist der Originalität, der bey größerer Ausbildung viel erwarten läßt. Hr. Ehlers, als Soldat Duval, und Mad. Hönig, als Kätchen, verdienen ihrer guten Darstellungen wegen eine ehrenvolle Erwähnung.

Rodrigo und Chimene, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, und in Jamben nach dem Cid des Corneille, von August Klingemann, ist förmlich durchgefallen. Die Aufmerksamkeit des Zuschauers bleibt bis zum fünften Akt stets gespannt, allein die Entwicklung ist von der Art, daß man sich unwillkürlich empört fühlt. Chimene durchbohrt ihren geliebten Rodrigo und sich selbst. Das mag immer tragisch und hinlänglich vorbereitet seyn; es ist aber nichts desto weniger unnatürlich. Der ganze Charakter Chimenens, worauf Alles beruht, und sich Alles bezieht, steht mit sich im ewigen Widerspruche, und hält keine kritische Zergliederung aus; die übrigen Charaktere erscheinen daher ebenfalls mangelhaft, und treten selten aus dem Schatten hervor. Bey der wiederholten Vorstellung änderte man den Schluß ab, und ließ Rodrigo und Chimene am Leben, indem letzterer ein Jahr der Trauer vergönnt wurde, indeß Rodrigo an des Heeres Spitze sich neue Lorbern erkämpfen sollte. Dadurch war aber nichts verbessert, denn der ganze Plan des Dichters ging dabey zu Grunde. — Die Besetzung des Trauerspiels war sehr gut. Hr. Koch als Don Jomez, Hr. Korn als Rodrigo, Hr. Schwarz als König, haben alle Kunst aufgeboten, die Dichtung zu beleben. Ihre vereinte Bemühung blieb ohne Erfolg.

Der Virginier, ein Lustspiel in drey Aufzügen, war eine vorübergehende Tageserscheinung. Ein in der Jugend liederlicher Mensch erwirbt sich in Virginien große Reichthümer, und stellt sich bey seiner Rückkunft arm, um die Denkungsart seiner Verwandten zu prüfen. Nur eine Wittwe findet er unter ihnen, die er für würdig erkennt, sein Vermögen mit ihr zu theilen und sie zur Frau zu nehmen. — Die Charaktere sind matt und alltäglich gehalten, und sehen sich überaus gleich. Die Aufführung war, wie bey Konversationsstücken im Burg-Theater es gewöhnlich der Fall ist, sehr glänzend.

Einen größern Beyfall erhielt die komische Oper in zwey Aufzügen: König Theodor in Venedig, nach dem Italienischen des Abbate Casti, welche im Theater an der Wien gegeben wurde. Die Musik ist von Paisiello, die deutsche Bearbeitung von Seyfried. Daß bey der letztern der Witz und die Laune des Originals beynahe gänzlich verloren gegangen ist, darf kaum bemerkt werden. Die Charaktere stehen unter einander im Widerspruch, und sind so wenig verbunden, daß nirgends Konsequenz oder Plan hervorleuchtet. Gaffario und Thaddäus, der Staatssekretär und Wirth, haben die komische, alle Uebrigen die ernsthafte Partie, und diese wird auch im vollen Ernst dergestalt verhandelt, daß nicht die geringste Spur von Ironie oder Satyre sichtbar ist. Aus diesem Grunde begreift kein Mensch, weßhalb der König Theodor den Stern stets auf seinem Schlafrocke und seiner Uniform herumträgt? Bey der tragischen Haltung seines Charakters erscheint er mit diesem Zeichen seiner ehemaligen Würde als ein Narr; allein dem entsprachen seine Aeußerungen etc. nicht. Der Uebersetzer ist daher entweder nicht in den Geist des Originals gedrungen, oder nicht im Stande gewesen, die Feinheiten desselben in unsrer Sprache wiederzugeben. Vermuthlich war Letzteres der Fall; denn der Vortrag ist sehr trivial und die Reimerey erbärmlich. Jede Seite liefert Belege; indessen wird folgende allgemein aufgefallene Stelle zum Nachweise unsrer Behauptung hinweisen. Der Kaufmann Sandrino sagt nämlich zu Achmet, um sich demselben kenntlich zu machen:

Ja, von Konstantinopel,
Es sind nun sieben Jahre bald,
Da bracht ich Ihnen eine herrliche Koppel
Jagdhunde, die Sie mir großmüthig bezahlt.

Daran mögen Deutschlands Dichter ein Beyspiel nehmen, denn schwerlich ist es schon einem von ihnen eingefallen, Konstantinopel mit Koppel, und bald mit bezahlt zu reimen, oder einen Mann von Erziehung sagen zu lassen:

Herr Feldmarschall
In dem Viehstall
Wird ein Plätzchen für Sie seyn.

Hr. Meier zeichnete sich als Gastwirth ganz vorzüglich aus. Unsre Oper besitzt an ihm im komischen Fache einen Künstler von Originalität und Humor. Er weiß jede Darstellung durch sein richtiges Spiel zu beleben. Hr. Forti als Theodor und Wild als Saudrino sangen vortrefflich; Ersterer hat eine volle kräftige Baß-, Letzterer eine dergleichen Tenor-Stimme. In der Schauspielkunst sind sie noch Anfänger. — Hr. Gottdank gefiel als Gaffario; er zeigt sich als guter Tenorist, und hat Talent für die Komik. Ueberhaupt erfreuen wir uns eines schönen Vereins von Sängern und Sängerinnen, und stehen in dieser Hinsicht gewiß keinem Theater Deutschlands nach.

Dem König Theodor folgte bald eine andre komische Oper in Alexandrinern und in einem Aufzug nach. Es war Lully und Quinault, nach dem Französischen des Nanteuil, von Seyfried, die Musik von Nicolo von Malta. Wir kommen schon von den Uebersetzungen nicht mehr ab; das Uebel ist zu tief eingewurzelt und sehr schwer auszurotten. Noch übler ists aber, daß wir die Uebersetzungen lokalisiren. Dadurch verlieren sie allen Werth. Der Inhalt dieser Oper ist bekannt; Hr. Castelli hat sie schon vor einiger Zeit als Lustspiel bearbeitet, und da solches lückenhaft war, der Aufführung der Oper geschadet. Die Alexandriner machen aber auch den Dialog schleppend, der in einer Konversations-Oper rasch fortschreiten muß. Die Darstellung war gut, gefiel aber nicht. Hr. Ehlers gab die Rolle des Lully, Hr. Wild die des Quinaults. Beyde standen im Kontraste. Ersterer hatte den lebenslustigen, stets frohen Charakter des Tonsetzers richtig aufgefaßt und durchgeführt; Letzterer erschien als Dichter zu pedantisch und niedergeschlagen. Den Wirth, Sansonet, Hr. Meier, verließ diesmal die Laune, die seinem Spiele durchaus eigen zu seyn pflegt, und so präcise auch die Musik-Stücke ausgeführt wurden, so wenig wollte das Ganze ansprechen. Auf einer andern Bühne könnte jedoch die Oper, da die Handlung theatralisch ist, immer mit Beyfall gegeben werden, wenn man die Alexandriner in Prosa umändert, und auf die Uebersetzung den nöthigen Fleiß verwendet.

Nro. 274.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 16. November, 1813.

Ich habe menschlich, jugendlich gefehlt;
Die Macht verführte mich; ich hab' es nicht
Verheimlicht und verborgen; falschen Schein
Hab' ich verschmäht mit königlichem Freymuth.
Das Aergste weiß die Welt von mir, und ich
Kann sagen: Ich bin besser, als mein Ruf.
Marie Stuart nach Schiller.

Drey bisher noch ungedruckte Briefe Mariens, der Königinn von Schottland.

Herr Gentz urtheilt wohl ein wenig zu voreilig, wenn er in seiner interessanten Lebensgeschichte dieser unglücklichen Königinn die Akten, welche dieselben betreffen, als nunmehr geschlossen betrachtet. Gewiß findet sich noch in mehrern Archiven Manches, was über ihre Verhaftung und Verurtheilung nähern Aufschluß geben könnte, und nicht allein in England, sondern auch in Frankreich darf man hoffen, noch einiges Merkwürdige in dieser Hinsicht zu entdecken. Die Pariser Hauptbibliothek unter andern besitzt eine ziemlich beträchtliche Sammlung von Aktenstücken, worauf erst vor Kurzem der Engländer Francis Henry Egerton, Bruder des Herzogs von Bridgewater, das Publikum aufmerksam gemacht hat. Bekanntlich nahm Frankreich einen ziemlich lebhaften Antheil an dem Schicksal Mariens, und that viel, um dieselbe zu retten. Es folgen hier drey Briefe in französischer Sprache, welche Marie während ihrer Gefangenschaft an die französischen Gesandten in England schrieb. Die beyden ersten enthalten zwar nichts Merkwürdiges; indessen da sich der Charakter großer Personen oft besser in ihren Briefen als in ihren Handlungen enthüllt, so werden dieselben gewiß mit vielem Interesse gelesen werden. Der dritte verdient dadurch besondre Aufmerksamkeit, daß er die Lage der Königinn in der letzten Zeit ihrer Gefangenschaft auf das Umständlichste schildert, und daß diese Schilderung von der Gefangenen selbst herrührt. Das Weib und die Königinn sprechen sich hier auf das Unverhohlenste aus; einen großen Abstich macht dieser Brief mit dem vorigen, worin Maria ihre Verfolgerinn, die Königinn Elisabeth, sogar lobt, und zwar wegen ihrer wohlwollenden Gesinnungen gegen sie. Man kann es nicht verkennen, dieses Lob in Marien's Munde scheint eine kriechende Schmeicheley. Schrieb sie etwa, ohne daß ihr Herz dazu einstimmte, oder hielt sie in dem Augenblick Elisabeth für unschuldig an ihrem Schicksale? Dies läßt sich heut zu Tage schwerlich mehr entscheiden. Das Herz des Menschen ist veränderlich, und eine Schwachheit einer armen von Allen verlassenen Gefangenen verdient gewiß die Nachsicht aller Menschen.

Sehr merkwürdig sind noch in den französischen Aktenstücken der Pariser Bibliothek zwey Berichte des Gesandten de Bellievre über den Tod Mariens, und das Bestreben des Gesandten, bey Elisabeth ihr Gnade zu bewirken. Leider sind sie allzu lang, als daß sie hier könnten eingerückt werden. Ich will nur Einiges davon anführen.

Elisabeth suchte anfangs die Audienz des angekommenen französischen Gesandten zu verzögern. Endlich empfing sie denselben in Gegenwart ihres ganzen Hofstaates. Als der Gesandte anfing, von Maria zu sprechen, verzog sich das Gesicht der Königinn. Schon zu lange, sagte sie, hätte sie Mariens Verrätherey geduldet, welche ihr schon dreymal nach dem Leben gestrebt hätte. Dies hätte ihr Herz um so mehr berührt, da dieselbe

ihre nahe Anverwandtinn wäre. Was die Beyspiele aus der Geschichte beträfe, welche ihr der Gesandte anführte, so müsste sie gestehen, sie hätte ebenfalls in ihrem Leben viel gelesen, allein noch nie wäre ihr eine so große Verrätherey vorgekommen. Es thäte ihr leid, daß er in einer solchen Angelegenheit wäre nach England geschickt worden. Der König von Frankreich sollte sich vielmehr an England anschließen, um eine treulose That zu bestrafen u. s. w. Darauf zog sie sich zurück. De Bellievre wartete einige Tage auf eine schriftliche Antwort, da er aber keine bekam, so begab er sich am 25. Dec. 1586 wieder nach Richemont, um der Königinn neue Vorstellungen zu machen, da man sich schon mit der Verurtheilung Marien's beschäftigte. Er erklärte, daß, wenn Marie verdammt würde, er nichts mehr in England zu schaffen habe, und daher um ein Salvumkondukt bäte. Dies versprach ihm die Königinn zu schicken. Zwey Tage darauf ward Maria zur Hinrichtung verurtheilt. Nun schrieb de Bellievre gleich wieder an Elisabeth, und bat sie, die Vollziehung des Urtheils doch so lange zu verschieben, bis Jemand nach Frankreich könne abgeschickt werden, und zurückkommen. Elisabeth genehmigte diese Bitte, und gestattete 12 Tage Verschub. Hr. de Senlis wurde als Courier abgeschickt, und kam schleunigst wieder zurück; die Königinn wollte aber keine Audienz geben, und empfing die Depeschen erst am 6. Januar 1587 zu Grenwich. Hr. de Bellievre redete bey dieser Audienz heftig zu Gunsten Marien's, so daß Elisabeth ihn zuletzt mit den Worten unterbrach: Haben Sie vom Könige, meinem Bruder, Befehl, so mit mir zu reden? — Ja, Madam, antwortete der Gesandte, ich habe den ausdrücklichen Befehl dazu von Sr. Majestät. — Haben Sie diese Vollmacht unterzeichnet von seiner Hand? — Ja, Madam, der König, mein Herr, ihr Bruder, hat mir ausdrücklich anbefohlen durch eigenhändig unterzeichnete Briefe, ihnen jene Vorstellungen zu machen. — Dies wünsche ich auch von ihrer Hand unterzeichnet zu bekommen. — Herr de Bellievre leistete ihr noch an demselben Tage Genüge. Sie versprach zuletzt, sie würde einen Abgeordneten nach Paris senden, um dem Könige ihre Entschließung über das Schicksal der Königinn von Schottland mitzutheilen. Darauf schifften sich die französischen Gesandten wieder nach Frankreich ein am 17. Januar. Am Tage ihrer Abreise aus London ließ sich ein englischer Edelmann, Staffort, bey Hrn. de Chasteauneuf melden, und sagte ihm geheimnißvoll, Jemand, der Schulden halber im Gefängniß säße, hätte ihm Dinge zu entdecken, welche die Königinn von Schottland beträfen, und wenn der Gesandte ihn für hundert oder hundert zwanzig Thaler befreyen wollte, so würde er der Königinn einen wichtigen Dienst leisten. Hr. Chasteauneuf schickte Jemand zu ihm, und erfuhr durch diesen, daß der Gefangene sich dazu anheischig mache, die Königinn von England zu ermorden. Darüber entrüstete er sich sehr, und sagte zu Staffort, er merke wohl, man wolle ihm eine Schlinge legen; er bat daher Staffort, sich gleich hinwegzubegeben, und sich nicht wieder sehen zu lassen.

In dem zweyten Bericht erzählt Hr. de Chasteauneuf dem Könige Heinrich III. alle Umstände der Hinrichtung Marien's, ungefähr so, wie sie aus der Geschichte bekannt sind. Am Tage nach der Hinrichtung wurden in London alle Glocken geläutet, Freudenfeuer angezündet, und Festlichkeiten in den Gassen gehalten. Erst dadurch erfuhr Hr. de Casteauneuf die traurige Begebenheit; er begehrte gleich einen Paß, um seinen Herrn vom Tode Marien's zu benachrichtigen; allein das wurde ihm versagt. Alle Häfen waren geschlossen, und die Königinn ließ sagen, sie wolle den französischen Hof selbst von dem Vorgefallenen benachrichtigen. Die Dienerschaft der hingerichteten Königinn war sämmtlich verhaftet worden.

Es entstanden einige Mißhelligkeiten in Hinsicht der Gesandtschaftbriefe, welche aus Frankreich kamen oder dahin gingen, und auf den Gränzen angehalten wurden. Herr de Chasteauneuf beschwerte sich darüber; die englische Regierung beschwerte sich ebenfalls. Endlich bekam Hr. Roger, der ohne Zweifel zur Gesandtschaft gehörte, eine Audienz bey der Königinn. Dieses arglistige Weib spielte nun eine andere Rolle. Sie that, als ob sie über die Hinrichtung Marien's in großen Zorn geriethe. Sie betheuerte, es sey ohne ihren Willen geschehen. Den Staatssekretär Davison ließ sie in Verhaft nehmen, weil er das Urtheil hätte vollziehen lassen, ohne Sie zuvor davon zu benachrichtigen. Bald darauf ging sie noch weiter in ihrer Verstellung, und erklärte, es sey nie ihr Wille gewesen, Marie tödten zu lassen; sie habe das Urtheil blos um des Volks willen unterzeichnet, aber nie beschlossen, dasselbe vollziehen zu lassen.

Aus andern Berichten, die auf erstere folgen, ersieht man, daß politische Gründe den französischen Hof bewogen, das Geschehene, das doch nicht mehr zu ändern war, mit Stillschweigen zu übergehen, und mit der Königinn von England in gutem Einverständniß zu leben.

Depping.

I.

An den französischen Gesandten in England, Monsieur de Mauvissière.

Monsieur de Mauvissière!

Depuis ma dépesche cy enclose tenue preste dès le commencement du moys dernier, le sieur du Ruisseau a esté arresté par deça, par le comte de Shereusbury, sur une nouvelle restriction qu'il feit au mesure tems de ma liberté, sans m'avoir voulu depuis permettre d'escripre à la Royne d'Angleterre, Madame ma bonne soeur, ny

à vous. Je treuve proceddure merveilleusement estranges par le peu d'occasion, qu'en ma conscience je sçay en avoir donné, ayant mis exactement peine, tout ce tems passé, de m'accomoder aultant qu'il m'a esté possible, à tout ce que j'ay pensé agréable à la dicte Royne. Et d'ailleurs je puis réspondre que de la part dudict du Ruisseau, n'y d'aulcun en sa compaignie, il ne se trouvera jamais subject de leur retardement, comme à la vérité le comte de Shereusbury n'en a sceu alléguer aulcun. J'en faictz mes doléances à la dicte Royne par ma lettre cy enclose, laquelle j'ay donné charge audict sieur du Ruisseau de lui présenter de me part, et en deffault que la cour estant loing de son chemin il ne le puisse, je vous prye y satisfaire, requerrent instamment d'elle déclaration de son intention pour ma dicte restrinction, laquelle je pense qu'elle ne vouldroit continuer sans occasion; et au cas qu'elle soit persuadé d'aulcune, faire tant que j'en soys advertye, afin de l'en esclaircir. Tel rigoureux traictement a beaucoup aydé à empirer ma santé comme le dict du Ruisseau vous pourra plus particulièrement faire entendre, auquel m'en remectant et de toutes autres nouvelles, et de deça, je n'adjousteray rien plus que mes recommendations à vostre bonne grace. Pryant Dieu qu'il vous aye, Monsieur de Mauvissière, en sa sainte garde. Escript à Chefeild, ce viii jour Octobre 1582. Vorstehendes ist von ihrem Sekretär geschrieben, und von ihr unterzeichnet; was folgt, ist ihre eigne Handschrift:

Monsieur de Mauvissière!

Vous voirrez par mes lettres à la Royne d'Angleterre la plainte que je fays d'une chose, laquelle est de si grande inovation que je ne puis que creindre beaucoup la conclusion d'une si nouvelle réformation, veu que depuis que je suis en Angleterre, quelques troubles du pays, ou d'aillieurs ou chose advenue, jamays ne m'a esté interdit de me plaindre à elle, et de luy représenter ce que je pensois pouvoir luy estre à elle agréable et seur et à moy allegement ou décharge vers elle, où faulsement on me vouloit accuser; mayntenant je suis malade, restrainte sans sçavoir pourquoy, ni par qui, si non le Comte de Shereusbury le veut, et interdite de vous escrire ni à elle, quelque nécessité que j'aye; si cela continue, sans répréhension, s'est m'oposer à la mort, au plesir de qui voudra se servir de son nom. Si ces lettres vous sont rendues, je vous prie de provoir aultrement à la sureté de ma vie, le remontrant à la dicte Dame, ma bonne soeur, m'assurant qu'en faveur du Roy qui a interest en ce faict, elle y pourvoira. Ce porteur vous informera de mon estat,

votre bien obligée et meilleure Amye

Marie.

Nekrolog.

Christoph Wilhelm Koch in Strasburg.

(Beschluß.)

Nach dem 18. Brumaire wurde Koch vom neukreirten Senat zum Mitgliede des Tribunats erwählt, und bekleidete diese Stelle bis zur Aufhebung der Behörde. Groß und mannichfaltig waren die Dienste, die er hier seinem Departement zu leisten Gelegenheit hatte. Es war der Zeitpunkt, wo die kirchliche Organisation des französischen Reichs festgesetzt, und die Rechte und Verhältnisse der verschiedenen Religionsparteien begründet werden sollten, wo die Unterhandlungen mit dem Papste in Betreff des Konkordats begonnen hatten. Koch, der in den letztverflossenen fünf Jahren mit Herrmann, Metzger, (aus Kolmar) und Andern, die angedrohte Vereinigung der protestantischen Kirchen- und Schul-Güter mit den Domainen der Republik glücklich abgewendet hatte, wurde nun von der seit dem 18. Brumaire regenerirten Regierung über die den Protestanten, vorzüglich den Augspurgischen Confessions-Verwandten, zu ertheilende Organisation befragt, und verfertigte selbst den Entwurf zu den organischen Artikeln des protestantischen Kultus, der in der Folge jedoch, bevor er definitiv angenommen wurde, mehrere bedeutende Modifikationen erlitt. Auch für die Vollziehung des einmal angenommenen Plans wirkte er sehr thätig, und war hierbey, in Bezug auf protestantisches Kirchen- und Schulwesen, der Hauptrathgeber des verdienten Ministers Portalis. Dadurch ward nun die Fortdauer des Eigenthums der protestantischen Güter konstitutionell gesichert. Auch für die Erhaltung der ihm so theuern Strasburger Universität verwendete sich Koch auf's Eifrigste, und bewirkte deren Beybehaltung, so wie auch des davon abhängenden Gymnasiums. Er wußte es vorzüglich in der Folge, nach Errichtung der Kaiserlichen Universität, zu bewirken, daß diese Unterrichts-Anstalten mit derselben in Verbindung gesetzt wurden, ohne jedoch ihre eigenthümliche Bestimmung zu verlieren, oder ihrer Verwaltung beraubt zu werden. — Nach Aufhebung des Tribunats, während dessen Dauer Koch beynahe ununterbrochen in Paris gelebt, und nur auf kurze Zeit zuweilen nach Strasburg gekommen war, wurden ihm mehrere andere sehr ehrenvolle Posten bestimmt; allein er lehnte sie ab, und schlug selbst die ihm 1807 angebotene Stelle des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten des damals neu kreirten Königreichs Westphalen aus. Er kehrte nach Strasburg zurück, um hier unter seinen Freunden und in seinem angenehmen Wirkungskreise seine übrigen Tage zu verleben. Der Kaiser, der ihm mehrmals Beweise seiner Gewogenheit gegeben, und ihn zum Mitglied der Ehrenlegion ernannt hatte, ertheilte ihm aus freyer Bewegung eine ansehnliche jährliche Pension. Er blieb in

ununterbrochener Verbindung mit dem National-Institut als korrespondirendes Mitglied der dritten Klasse. Auch ward er nun Mitglied des Direktoriums und General-Konsistoriums der Augspurgischen Konfessions-Verwandten des Nieder- und Oberrheins, und einer der Verwalter der milden Stiftungen. Noch in den letzten Jahren seines thätigen Lebens übertrug man ihm das Ehren-Rektorat der unter dem Namen der Strasburger Akademie organisirten Abtheilung der Kaiserlichen Universität, eine Ehrenstelle, die seinen Verdiensten allerdings gebührte. Auch erhielt er von der Regierung das Diplom als Ritter des französischen Reichs. — Koch war nie vermählt. Mit seinen Brüdern, von welchen der Eine als Russischer Statsrath im Departement der auswärtigen Angelegenheiten zu Petersburg angestellt war, und der Andere die Stelle eines Oldenburgischen Gesandten bey'm Reichstag zu Regensburg bekleidete, blieb er stets in den vertrautesten Verbindungen. Um den Letztern zu sehen, machte er mehrere Reisen nach Regensburg, wo er von den dort anwesenden Reichstags-Gesandten und fremden Ministern mit vorzüglicher Achtung aufgenommen wurde. Auch am Münchner Hofe, den er bey dieser Gelegenheit besuchte, erhielt er vom König von Baiern, der ihn persönlich kannte und schätzte, Beweise von Gewogenheit. —

Er genoß bis in sein hohes Alter einer trefflichen Gesundheit. Erst seit zwey Jahren nahmen seine Kräfte allmählig ab, und er litt mehrere körperliche Beschwerlichkeiten. Der Gebrauch des Hueber Bads, das er diesen Sommer besuchte, schien ihm vortheilhaft gewesen zu seyn, allein bald nachher schwanden seine körperlichen Kräfte zusehends, ohne daß jedoch die Heiterkeit seines Geistes im Mindesten darunter litt. Noch am Tage seines Todes hatte ihn ein interessantes Werk beschäftigt. — Sein Leichenbegängniß (am 28. Oktober) war feyerlich und rührend. Die Mitglieder der vornehmsten Behörden, den Präfekten des Niederrheins an ihrer Spitze, die Professoren der Strasburger protestantischen Akademie, (seine Freunde und Kollegen), die Professoren der sämtlichen Fakultäten der Kaiserlichen Universität, die Lehrer des Gymnasiums und des Waisen-Instituts mit ihren Zöglingen, der gesammte protestantische Clerus und viele Freunde, Schüler und Verehrer des Verstorbenen, versammelten sich in und vor dem Sterbhause. Hier sprachen der Rektor der Kaiserlichen Akademie von Strasburg, Hr. Montbrion, und einer der protestantischen Geistlichen mit Rührung wenige, aber tief eindringende Worte zu dem versammelten Publikum. Unter dem Läuten der Glocken aller protestantischen Tempel ging der Zug in die Lutherische Haupt-Kirche. Der Sarg war mit den Dekorationen des Verstorbenen bedeckt; ein Truppen-Detaschement begleitete ihn. Der ehrwürdige Blessig, sein treuer Gefährte und sein warmer Freund, hielt sein Elogium. Passende Trauermusik und Beleuchtung der Kirche ertheilten dem Ganzen eine angemessene Feyerlichkeit.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 1. August.

(Beschluß.)

Am 16. beehrte der König bey kurzer Anwesenheit das Theater mit seinem Besuche; er wurde mit wiederholtem Jauchzen begrüßt. Man gab die Dorfsängerinnen. — Am 17. war der Herzog von Cumberland bey der Vorstellung zugegen; es wurden drey kleine Stücke gegeben. — Am 23. erschauten wir zum ersten Mal das Lustspiel: Der leichtsinnige Lügner. — Um von diesem Lügner die Wahrheit kurz zu sagen, so ist er schon im Plane widrig, denn er lügt, (nicht blos leichtsinnig, sondern auch niederträchtig, besonders für die Ehre einer Dame), ohne andern Zweck, als sich in gutes Licht zu setzen, ohne aber auch mit diesem guten Lichte etwas zu bezwecken. Die Charaktere zerfallen in zwey Einheiten, die Frauen sind alle dumm, die Männer alle schlecht. Eine alte Mamsell Westen, (die den Lügner früh erkannte, und bequem vom zweyten und dritten Akte helfen konnte), gibt für eine narrende Liebeserklärung gleich Pfand; Florine glaubt ihm witzlose Münchhausiana; Johanna reicht, nachdem er schon in höchster Unverschämtheit ertappt ist, ihm dennoch ein Huldzeichen, fürwahr! der Verfasser macht einen unnützen Versuch an der Schlauheit der Damen, ein leichtsinniger Lügner zu werden. Unwissend sind sie auch, so wie es selbst in unsrer flachen, blos in geistigen Dingen nicht begehrlichen, Zeit noch nie erlaubt war. Sie lassen sich in gelogener Reise Zusammenstellungen bieten, die manches Kind abweisen würde, und diese Art der Kindslichkeit ist an den Damen doch verbrießlich. — Die Schlechtheit der Männer kann am Lügner Niemand leugnen; ein Advokat Lober gibt den Patron im Rachgefühl als Verfasser eines Pasquills an, und ein Polizeydirektor vergisst seine Pflicht aus Familienrücksicht. — Die Darstellung war über den Werth des Stücks, dessen Ende durch entschiedenes Pochen gleich nach der ersten Aufführung erfolgte. — Am 25. erschien bey der Vorstellung der Vestalin der Kronprinz von Schweden im Theater, welches überall von Jubel ertönte. — Am 28. erfreute zum ersten Mal: Abu Hassan, Singspiel mit Musik von Carl Maria v. Weber. Der Stoff ist aus den unerschöpflichen Mährchen der Scheherazade genommen, aus dem „erwachten Schläfer.“ Die Bearbeitung ist anfangs gedehnt, hat holprigen Dialog und Unnatürlichkeiten der Rede, als etwa die von den fünften Akten der Trauerspiele, die nicht zeitgemäß ist. Wird klug und hinlänglich gestrichen, bleibt das Ganze wegen des wirksamen Schlusses dennoch ziemlich unterhaltend, von dichterischem Talent ist aber durchaus nicht die Rede. Die Musik deutet unverkennbar auf reiches Talent und tiefes Denken, wenn Beydes auch zuweilen zu einiger Verkehrtheit und Verschwendung der Mittel reizte. Dem Ueberdrange des Genies und den Gewaltsprüngen entwöhnt uns gewonnene Ruhe. Genie selbst nur kann man sich nicht angewöhnen, drum müssen wir da, wo es ist, ihm in seiner reinern Bildung folgen. Das Ganze war auch von der Direktion gut ausgestattet, die Darstellung lobenswerth. — Das wäre eine gedrängte Uebersicht des Merkwürdigsten unsrer Theatergeschichte im Monat July, und ich habe nur noch zu erwähnen, daß Mad. Schulz, (ehemals Dlle. Killytschgy von Breslau), fortfährt, sich als Sängerinn in der Gunst des Publikum zu erheben. Dlle. Schmalz ist noch immer abwesend, wahrscheinlich auf einer Kunstreise.

Von der bildenden Kunst weiß ich wenig zu sagen. Hr. Buchhorn hat von dem Hautrelief Schadow's: „Die Apotheose der Königinn“, eine treffliche Zeichnung vollendet, nach welcher er seinen Kupferstich beginnt. — Von Hrn. Bollinger ist das Bildniß des Kronprinzen von Schweden in Kupferstich erschienen, nach einem Bilde von Rota, einem uns nicht bekannten Mahler.

Die Literatur bleibt gleich verarmt. Von Julius von Voß ist ein neuer Roman angezeigt: Der Kammerherr v. Ruhethal, oder: Gewinn im Verlust. (Schöne). Und von C. Goßler erschien eine Abhandlung: Ueber das Rechtsverhältniß zwischen einem Kranken und seinem Arzt. (Salfeld.)

Nro. 275.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 17. November, 1813.

Willst du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bey edeln Frauen an;
Denn ihnen ist am meisten dran gelegen,
Daß Alles wohl sich zieme, was geschieht.
v. Goethe.

Unda.

Eine Legende aus dem Orzthal in Tirol.

Wenn man das freundliche Orzthal hinauf wandelt, Umhausen, den schönen Wasserfall Stüben am Niederthal, im Rücken hat, und hinter Lengfeld und dem sogenannten Kaiser der Pfad schmäler und steiler wird, durch abgerissene Felsenstücke, bald an grausen Abgründen an der einen, bald an riesenmäßigen Steinwänden auf der andern Seite, sich fort windet, stößt man in einer unwirthlichen rauhen Gegend an einen gerundeten Vorsprung, hinüberhängend in die klippige Untiefe des wildschäumenden Orzbaches, auf eine verfallene Höhle, die beynahe gänzlich durch einen gigantesken Felsen geschlossen ist. Mühsam drängt man sich durch eine enge Oeffnung, und erblickt in dem kleinen, beynahe ganz verschütteten, Raum sieben Kreuze von schwarzem Holz mit weißen Zierathen bemahlt, aber an der schließenden Felswand sind eben so viele Kreuze mit einer verloschnen Zuschrift in verwittertem Steine zu sehen, tragend das Gepräge des grauen Alterthums, und nur mit Mühe konnte ich noch die Jahrzahl 1198, und das Wort Unda lesen. Die wilde romantische Stelle, die gewaltsame ungeheure Zerstörung, die sonderbare Lage des Ortes selbst, und dann diese Symbole irgend eines wahrscheinlich schauerlichen Ereignisses, erweckten meine Neugierde, aber weder mein Führer noch Mehrere, denen ich begegnete, konnten mir einen andern Ausschluß geben, als, „der Blitz habe welche da erschlagen, die hier begraben lägen." Der Wanderer ist, in jenen schauerlichen Gegenden an Zeichen von Unglücksfällen gewöhnt, denn sehr häufig stößt man auf sogenannte Votiv-Tafeln, auf welchen irgend eine traurige Geschichte bald eines von einem Stein oder Baum Erschlagenen, bald eines von einer Höhe Herabgestürzten, oder im reißenden, schnell angeschwollenen Waldbache Ertrunkenen, in bunter Mahlerey zu sehen ist. Also hielt ich die neuern Kreuze für ein ähnliches Ereigniß; daß eine ganz gleiche Zahl mit einer so alten Jahrzahl, und einer langen Inschrift, mir zwar unleserlich, in den Stein gehauen war, das machte meine Wißbegierde rege, und ich ahnte hier eine große Schreckensscene, oder sonst eine merkwürdige auffallende Begebenheit.

Ich wünschte im Pfarrhofe, oder, wie man es hier zu Lande nennt, im Widdum des nicht weit davon entfernten Dörfchen Sölden, wo ich eine recht freundliche Aufnahme fand, von den Geistlichen darüber eine Aufklärung zu erhalten; sie verwiesen mich aber auf das Archiv ihres Hospiz. Ich gab mir die Mühe, den nicht sehr angehäuften Vorrath zu durchwühlen, und unter mehreren nicht uninteressanten Legenden stieß ich auf folgende, die ich glaubte, wegen der Jahrzahl, des Namens Unda, und der Volkssage, dem ungeheuren Mausoleum anpassen zu dürfen.

Als Kaiser Friedrich I., genannt Barbarossa, 1181 seine Hofhaltung zu Wimpfen am Necker hielt, lebte daselbst Unda von Wangen, vater- und mutterlos, Jugend und Schönheit ihre Ausstattung, Tugend und

Unschuld ihr Schmuck. In sie entbrannte Heinrich von Neiden, einer der Ersten am Hofe, der sie durch Zufall erblickte, und von dem Augenblick an rastlos verfolgte. So ernst und streng die hohe Sittsamkeit der Jungfrau die rauhen Anträge des Ritters und dessen heftige Liebe zurückwies, so konnte sie ihn doch nicht abhalten, Anschläge auf ihre Tugend zu machen. Einst drang er Abends trunkenen Muthes bey ihr ein, eben da sie beschäftigt war, die schönen Haare zu flechten; er wollte sie in seine Arme fassen, aber wie ein Aal entwandte sie diesen sich, und wie ein gejagtes Wild sprang sie zur Kammer hinaus, die Treppe hinab. Herr Heinrich folgte, doch die Füße versagten den Dienst, er stürzte die Treppe hinab, der Dolch im Gürtel flog aus der Scheide, im Fall stieß er ihn sich in die Brust, und das schwarze Blut ausströmend lag er röchelnd da. Man nannte Unda, die schwache Jungfrau, Heinrichs Mörderinn. Der Kaiser, Rache glühend über den Tod seines Lieblings, gebot den Tod der armen Unda, die ihre Unschuld beschwur, und keinen Zeugen hatte, als sich und Gott.

Die Justiz scheint in jener Zeit ziemlich schnell gewesen zu seyn, mit der Exekution angefangen, und mit den Verhandlungen geschlossen zu haben; auch spricht die Legende weiter davon nichts, als daß der Tod ihr angekündigt wurde. Bey dieser Gelegenheit sah Friedrich von Reifenstein, den sein Oheim, der Bischof Salamon von Trient, an Friedrichs Hofhaltung abgeschickt hatte, die schöne Unda. Ihre Schönheit entzückte, ihre Unschuld in Miene und Haltung bezauberte, und ihr trauriges Schicksal rührte ihn tief. Er schwur sich, sie zu retten. Nur wenige waren der Stunden übrig. Er bestach die Wachen, verschaffte sich die Kerkerschlüssel (wie? davon sagt meine Legende nichts), trug die Ohnmächtige, die zum Tod geführt zu werden glaubte, um Mitternacht aus dem Gefängnisse, legte sie in die Arme seines treuen Bertrams, und sandte sie auf seine Burg Naturns ins Vintschgau. Er blieb unbefangen zurück am Hoflager, erwirkte daselbst eine Satzung Kaiser Friedrichs *), kehrte eilig zurück zu seinem Oheim, und flog noch eiliger nach Naturns, sich den Dank der schönen Unda von Wangen zu holen.

Unbeschädigt hatte Bertram diese mittlerweile auf die Ritterburg geleitet, und in die Hände der alten Bunda, des Ritters Amme, überliefert, welche mit emsiger Sorgfalt für sie sorgte, durch freundliche Pflege, trauliche Worte, des Mädchens Thränen stillte, das noch immer bangende Gemüth beruhigte, und aber auch, durch ihres Ritters Lob, ihr, ohnehin zur Dankbarkeit hingezogenes, Herz zu heißer Lieb' entflammte. Friedrich kam an. Nichts vom Entzücken des Dankes, kein Wort von Minne spricht die Legende; ich finde Unda erst nach sieben Jahren wieder als Hausfrau und Mutter mehrerer rüstigen Knaben und blühender Mädchen.

Dieses trifft gerade in die Periode, in welcher, nach der Eroberung Jerusalems, durch den großen Sultan Selaheddin, nachdem der Papst Urbanus III. vor Kummer und Schrecken über diese, ihm durch den Bischof Wilhelm von Tyrus überbrachte traurige, Nachricht gestorben war, sein Nachfolger Cölestin III. alle occidentalische Fürsten zur Befreyung der heiligen Stadt aufforderte. Alle Großen zogen dahin. Die Könige von Frankreich und von England, mit ihnen ihre biedersten Ritter, die Grafen von Champagne, Blois u. s. w., aber auch an der Spitze des Kerns und der Blüthe deutscher Ritterschaft, Friedrich Barbarossa, der große Kaiser.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Eine Satzung Kaiser Friedrichs vom 9. Febr. 1181 besteht wirklich, vermöge welcher die Stadt Trient keinen eignen Magistrat haben, sondern unter dem Bischof stehen solle; auch lebte zur nämlichen Zeit ein Friedrich von Reifenstein: denn derselbe schenkte im Jahr 1178 dem Kloster von Wilthen einen Acker im Algund. Beyde Urkunden sind noch zu lesen in Hormayers Geschichte von Tirol. 2ter Band S. 97 und 86.

Drey bisher noch ungedruckte Briefe Mariens, der Königinn von Schottland.

II.

An Ebendenselben. (Von ihrem Sekretär geschrieben und von ihr unterzeichnet.)

Monsieur de Mauvissière!

Le principal de ceste dépesche est pour requerir et poursuivre plus instamment que jamais votre voyage en Escosse et de deux aultres avec vous, de la part de la Royne d'Angleterre, Madame, ma bonne soeur, et de moy, pour à une bonne fois esclaircir toutes difficultez de ce costé là, qui pourroient empescher ou retarder l'advancement du traicté commencé entre nous: car jusques à ce que je scache au vray, de la bouche propre de mon fils, son intention touchant son association à la couronne d'Escosse et conjonction avec moy audit traicté, je demeure en ceste mienne première determination de ne rien vouloir passer et arrester sans luy, et de recepvoir par aultre voye que ce puisse estre chose quelconque qui viendra de luy seul par message ou escript, comme sienne et de son propre mouvement et inclination, je ne le feray jamais; ayant par le passé eu trop de preuve et expérience de son entier debvoir de bon naturel vers moy, pour estre légèrement persuadée, qu'il puisse estre maintenant tant changé par les pratiques et persuasions de mes ennemys, tant deça que près de luy. J'en escriptz librement ce que j'en sens, à la dicte Royne, ma bonne soeur, par mes encloses que je vous prye luy présenter de ma part; la pressant aultant que je puis de ce voyage et luy remonstrant, combien vostre pru-

dence y est nécessaire pour maintenir la dicte association comme faicte, et principalement sur l'advis et conseil du Roy vostre maistre. Monsieur mon bon frére, et de la Royne, Madame ma belle mére, ayant été les premiers et seulz qui m'y ont persuadée.

Travaillez, de vostre part, par tous moyens que vous pourez d'obtenir vostre dict passage en Escosse, et s'il estaitpossible, icy; mais il est besoing de faire diligence affin d'obvyer que les choses en Escosse ne se rendent irrémediables. Cependant, si vous entendez qu'on soit en délibération de faire aulcun change en ma garde, je vous prye d'y interposer le nom et credict du Roy mon dict Seigneur et frére pour l'empescher, et que rien ne soit innové jusques à ce que la dicte Royne, ma bonne soeur, aye pris une finale résolution, touchant le traicté, ne pouvant estre que, dans deux moys, au plus tard, les choses ne soient assez esclaircyes, et du costé d'Ecosse, et d'ailleurs, pour y mectre une fin en bref, comme l'estat de ma santé si endommagée par dix sept ans de prison requiert plus que jamais. Ma totale fyance est en la dicte Royne, ma bonne soeur, le bon naturel de laquelle j'apperçoi et congnoys de jour en jour, par ses honorables procédures vers moy, en ce qui procéde de son propre mouvement, mais aussi ne puis je celler, que je sens au vif les traverses qui me sont données, mesmement à séparer de moy mon enfant et de me le faire oppeser; pryant Dieu qu'il me doint plus tost la mort, que j'entende jamais au vray telle chose pouvoir estre.

Il ne seroit poinct mal à propos, ce me semble: que par la premiére commodité que vous aurez d'escrire en Escosse, vous faciez entendre à mon filz, que je vous ay jà pryée, en cas qu'il refuse le titre et aucthorité légitime de Roy, par son association avec moy, comme il ha escript à la Royne d'Angleterre, Madame ma bonne soeur, vous lui en retrancherez aussi le nom en toutes vos négociations par deça, et que de mesme je moyenneray en tous les endroicts de la Chrestienté où mon credict se pourra estendre, jusques à luy donner pour jamais ma malédiction et le pryver aultant qu'il sera en moy de toute la grandeur qu'il peut prétendre en ce monde de mon costé, luy laissant à jouir de celle de son Pére: car, je ne pense punition divine n'y humaine pouvoir esgallor si énorme ingratitude, s'il l'encouroyt, que d'aymer mieux posséder par force et tyranniquement ce qui justement appartient et où il ne peut avoir droict que par moy, que de mon bon gré et libre gratification. Au surplus, je vous pryo remercyer lad. Royne, ma bonne soeur, de ma part, pour l'honorable soing qu'elle me démontre avoir que je sois bien accommodée par deça, tant de serviteurs que d'autres choses nécessaires; mais le principal, que peut ayder au recouvrement et conservation de ma santé, estant de prendre l'aer libre dehors ce que je ne puis plus qu'à cheval, il fault que j'employe vostre sollicitation, pour m'obtenir quelque ordre pour les seize chevaulx que j'ay cy devant requis, tant pour moy que quelques unes de mes filles, et aultres de mes serviteurs qui auront à m'accompaigner; la despense n'en peut estre grande; et c'est la principale gratification que j'estime de tout mon traictement d'aprésent.

Quant aux nouveaux serviteurs qui m'ont été accordez, j'en remercye Mr. de Walsyngham, vous le prierez de réchef, s'il vous plaist, de vous donner asseurance de leur passeportz, quand ilz arriveront, suivant le Memoire cy encloz, ne les pouvant nommer, d'aultant que cela deppend du choix que en feront mon Ambassadeur et aultres, à qui je m'en adresseray en France. Sachez, en particulier, si le frére de Nau pourra passer icy d'Escosse, où je pense qu'il est encores à présent; et, en tel cas, je vous prye luy envoyer l'enclose que je lui escriptz, pour le faire venir; ses bonnes qualitez, et le soulagement que son frére en recepvera, en ce qui deppend de mon service et de sa charge, me font davantaige le desirer, et en auray speciale obligation audict de Walsyngham.

Je suis très marrie de la longueur et remises de mon Trésorier pour l'acquit de l'argent que m'avés presté, estant purement et simplement sa seule faulte; car, comme j'ay ordonné mes affaires, il ne peut, sur nulle occasion que ce soit, s'excuser de n'avoir fondz pour telles partyes qui sont pour ma personne propre, et dont il doibt faire estat, par chascun an, devant toutes aultres, quelques qu'elles puissent estre. Dès le moys de May passé, que je receuz par Beale le reste de ceste partye de quinze cens escuz, augmentée depuys de troys cens qu'il remect à payer; je luy signifiay par une lettre de main propre, la reception d'icelle, et luy ordonnay très expressément d'y satisfaire sans aulcun délay, suivant le mandement qui en fut délivré deslors à Bauldouyn, à cause qu'il avait esté porteur d'une partye de la dicte somme; et Wadde mesme se ressouvint dernièrement, devant Nau et Courcelles, que parmy les papyers dudict Bauldouin, tel mandement s'estait trouvé: or, Monsieur de Mauvissière, pour m'acquitter de tout ce que, jusques icy, j'ay recou de vous, j'escriptz un mot cy encloz à mon dict Trésorier, aussi ferme et expressément que je puis, comme vous pourrez veoir vous-mesme; et vous asseure, qu'il me déplaist grandement de me veoir si mal obéye en cest endroict. Faictes, je vous prye, recepvoir du Banquier Mazzy les deux mil escuz que le dict de Chaulnes a adressez par sa voye, et trouvez moyen de me les faire tenir, avec les XIc escuz, soit par le moyen de Mr. Walsyngham, soit par le prochain Caryeur que pourrez decouvrir venant en ce quartyer; car, je n'en puis manquer plus longuement. Depuis un moys en ça,

divers des serviteurs de Sir Raff Sadler sont venuz, de Londres, icy; par eulx, cest argent s'eust peu envoyer; ou bien, cela manquant, Mr. de Walsyngham peut me faire payer icy par un des recepveurs de la Royne, ma bonne soeur, en ces quartyers, qui serait la plus prompte, facile et seure voye. Je vous remercye du choix que me donnez de vos gens pour me venir servir icy, de quoy je me résouldray entre cy et ma prochaine dépesche. J'ay eu bien agréable les coffres que ma commere, votre femme, m'a envoyées; Dieu luy doint heurheuse délivrance de sa grossesse et vous aye tous deux en sa saincte et digne garde. Futtbury, le 11e jour de Mars 1585.

vostre entièrement meilleure amye

Marie R.

Heyne und der Spiel-Almanach.

Heyne, der, nach Versicherung seines Biographen Heeren, *) keine Karte kannte und kein einziges Spiel verstand, ließ (ohne seinen Namen) 1756 eine Uebersetzung des Almanach des jeux drucken. Da sie sich selten gemacht zu haben scheint, (wenigstens war unter seinem eignen Nachlasse kein Exemplar davon vorhanden), so verdiente sie wol von irgend einem Literator aufgespürt zu werden, weil man aus der Vergleichung derselben mit der Urschrift sehen könnte, wie ein Mann von Geist sich bey einem Geschäfte angeschickt, von welchem er keine Kenntniß hatte. Wie Männer ohne Geist es thun, zeigt, auch in der literarischen Welt, die tägliche Erfahrung.

J. K. Höck.

Nil admirari.

Die Welt verkennt, verschwärzt dich, o Vortreff-lichkeit!
„Nil Admirari" sagt Horaz, und auch der Neid.

Hg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Oktober.

Zwey kleine Lustspiele: Der Dichter und der Oheim als Neffe, Beyde in einem Aufzug, die wir im Monat Sept. zum ersten Mal sahen, haben wenig Werth. Ersterer, ein alter Mann, macht Verse auf seine sehr junge Pflegetochter, deren Zuneigung er zu besitzen glaubt, die aber für einen jungen schönen Mann Liebe empfindet. Er sieht endlich seinen Irrthum ein, und willigt in die Verbindung des jungen Paars. Die Darstellung konnte das matte Produkt nicht heben. In dem zweyten Lustspiel wird ein Mann, der seiner Frau nicht ganz treu ist, durch dieselbe beschämt. Daß dazu eine Verkleidung nöthig ist, erräth man sogleich von selbst. Dieser Zug ist so oft schon vorgekommen, daß er alles Interesse verliert. Unlängst bemerkten wir noch in der Oper, die verehlichten Freier, die uns auch nicht gefielen, daß, ungeachtet Hr. Roose die Rolle des Oheims, Oberst Wallbenn, sehr gelungen durchführte, der Beyfall doch nur gering war, wozu indessen auch das Spiel seiner Gemahlinn, Mad. Kobberwein, welcher es nicht gelingen wollte, den Ton der Sprache nach der Verschiedenheit der Verkleidung zu verändern, hauptsächlich beytragen mochte.

Deutscher Sinn, ein vaterländisches Schauspiel mit Chören in einem Aufzug, von Deinhardstein, und das Oesterreichische Feldlager in einem Aufzuge, von Heinrich Schmidt, sind Gelegenheitsstücke. Deinhardstein ist der Verfasser des niedlichen Lustspiels: Das Sonett, in welchem die Charaktere ohne die jetzt so übliche Verkleidungen durchgeführt sind, und er hat auch bey dieser Arbeit gute Anlagen verrathen. Der poetische Werth ist freylich gering, denn daß ein junger Graf nicht fürs Vaterland fechten will, weil er so eben sich verehlicht hat, und erst durch Erinnerungen seines Vaters dazu bestimmt werden muß, ist etwas sehr Alltägliches, welches selbst durch die blühendste Sprache — wäre diese auch vorhanden — nicht sehr anziehend wird. Der verliebte Ehemann konnte auf eine ganz andre Stufe gestellt und seine Denk- und Handlungsform glänzender entwickelt werden. Wie übel aber jungen Dichtern, die nicht selbstständig genug sind, die willkürlichen Abänderungen ihrer Produkte durch die Schauspieler zu untersagen, mitgespielt werden kann, sah man bey diesem Stück, indem Hr. Grüner, der alte Graf, eine Rede ans Militär, mit welchem er in gar keiner Verbindung steht, und die für seinen Sohn geschrieben war, sich selbst zueignete, und dadurch von Seite der Kritik dem Dichter Vorwürfe zuzog, die durch eine spätere Erklärung desselben einigermaßen gehoben wurden. Das ist eine falsche Sucht zu glänzen, die weiter keinen Zweck hat, als daß man sich den vorübergehenden Beyfall der Gallerie erschreit. Die Ouvertüre, die Musik zu den Chören und die Worte des Schluß-Chors sind von Fr. August Kann und haben viel Anziehendes.

Das österreichische Feldlager wurde als ein militärisches Gemählde, mit Gesängen ohne Zwischen-Akt nach Wallensteins Lager angekündigt. Es hält mit letzterm keinen Vergleich aus; denn bey Seite gesetzt, daß viele Scenen aus demselben entlehnt sind, herrscht darin kein Plan, keine Reihefolge, keine Verbindung; es sind zusammengestoppelte Fragmente, aus denen man sich beliebig einen Anfangs- und Endpunkt hervorsuchen kann. Die ganze Arbeit ist flach und flüchtig, und wird unglaublich langweilig, weil schlechterdings keine Verwandlung vorgeht, und man beym Herabrollen des Vorhangs noch immer nicht weiß, ob das Ding bereits die Endschaft erreicht hat. Unsre vorzüglichsten Schauspieler und Sänger hatten kleine Rollen übernommen, wodurch die Darstellung lebendig wurde. Das bunte Gemisch der Soldaten machte noch den besten Effekt. Daß ein Theil sich erst nach dem Lager umsehen wollte, obgleich er schon in demselben war, hatte der Verfasser vermuthlich übersehen. Das Stück hat viele Abänderungen erlitten, und Hr. Grüner zuletzt die Rolle eines Kouriers übernommen, bey welcher Gelegenheit er zu Pferd auf die Bühne sprengt. In solchen Fällen ist er ganz an seinem Platz; daher gebührt ihm auch Schwert und Lanze und Panzer und Streitroß. Der Konversations-Ton ist ihm fremd und der einstige Uebertritt aus dem Heldenfach in das der Väter ꝛc. wird ihm manche Schwierigkeit verursachen. Hr. Ehlers und der jüngere Demmer gaben die Rolle des Wachtmeisters und Korporals sehr brav, und die über vierhundert Personen betragende Menschenmasse bewegte sich auf der geräumigen Bühne an der Wien, die in ihrer ganzen Tiefe benutzt war, mit auffallender Ordnung. In dieser Hinsicht besitzen wir an Hrn. Scholz einen überaus geschickten Anordner, dessen Verlust bey Spektakelstücken niemals zu ersetzen wäre. Die zusammengetragene Musik war ziemlich passend.

*) S. 408.

Nro. 276.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 18. November, 1813.

Wer Seelenruhe wünscht und Heil, Asot, je nun!
Muß lassen, was du thust, und, was du lässest, thun.

Hg.

Der Tugendlehrer.

In mancher Pflicht, Marull, kann ich an dir mich üben.
Ich kann als meinen Feind dich lieben;
Erlassen kann ich dir so manche schwere Schuld;
Ertrag' ich dich nicht mit Geduld?
Dein Unwerth schützt mich vor dem Neide;
Wie klug, wie klug, wenn ich dich meide!
Es ist Gerechtigkeit, schelt' ich, was du beginnst;
Entlarv' ich dich, welch ein Verdienst!
Dein tolles Fluchen lehrt mich beten;
Durch Frechheit zwingst du mich, jungfräulich zu erröthen.
Führt mich das Ungefähr mit dir an Einen Ort,
Wie ängstlich, laure nur! erwäg' ich jedes Wort!
Schon manchen wackern Mann, voll Dank muß ichs gestehen,
Schon manchen wackern Mann entdeckte mir dein Schmähen.
Eh' ich dich kannte, oft genug
Ward ich getäuscht durch Lug und Trug.
Nie fehlte, frank und frey bekennens diese Zeilen,
Nie fehlte mir der Wolf, möcht' ich mit dir nur heulen.
Strebst du sogar empor zu teutscher Musen Sitz,
Ha, welch ein Stoff für meinen Witz!
Dein Gift lehrt doppelt mich für meinen Leumund sorgen;
Will ich freygebig seyn, darf ich nur Geld dir borgen.
Wie lehrte, wenn zu sehr der Freunde Gunst mich hob,
Wie lehrte Demuth mich — dein Lob!
Was lehrt mich besser, als dein eitles Thun und Treiben,
Wie schwer es ist — Satyren nicht zu schreiben?
Aus bloßer Huld für dich stift' ich wohl noch einmahl,
Wie Swift, ein Narren-Hospital.
Capellen würde man als Märterer mir stiften,
Verdammt' ein Nero mich zum Lesen deiner Schriften.
Von Leiden schaffst du stets mir mein bescheidnes Theil;
Der Pfahl in meinem Fleisch bist du zu meinem Heil.
Würd' ich mit Blindheit auch geschlagen,
Nun seh' ich dich nicht mehr! würd' ich getröstet sagen.
Ich scheue, glaub' es mir! so furchtbar er auch droht,
Weil er von dir mich trennt, selbst nicht einmal den Tod.
Mein liebstes Steckenpferd, soll ichs nicht länger reiten,
So darf es nur dein Fuß beschreiten.
Bloß um nicht ähnlich dir zu seyn,
Meid' ich zuletzt noch Lieb' und Wein.
Dein Beyspiel, lehrend warnt es mich vor Schuld und Strafe;
Du bist für mich der Sparter-Sclave.
An deiner Schwäche stärk' ich mich;
Kurz, Freund, ein Anderer bin ich allein durch dich,
Und müßt du mich noch gar an Wunder glauben lehren,
So eile nur, dich zu bekehren!

Weisser.

Unda.

(Fortsetzung.)

Unser Ritter von Reifenstein folgte gleichfalls mit seinem Fähnlein und angeheftetem Kreuze dem hohen Rufe; weinend und in böser Ahnung hielt Unda den Gatten umschlungen. Er empfahl sie und die Seinen Gott und dem Schutze seines Burgvogts Ulrichs von Grunsberg, riß sich aus ihren Armen los, schwang sich auf sein Kampfroß, und sprengte nach Meran, vereinigte sich da mit den Brüdern von der Lana-Burg, den Grafen Wilhelm von Glarn, Orlandini von Eno, Gumpo von Madoutz, Conradin von Coredo, den Herrn von Valconi, Robataska, und mehreren Andern, und stieß dann an der österreichischen Gränze zu dem großen Panner. Er war mit ein

Schrecken der Griechen, focht tapfer mit beym Siege über die Seldschucken, war mit beym Sturm von Acko, wand sich Lorbern um sein Haupt, und holte Narben, als Denkmale seines Muthes.

Nicht weit von dem Orte, wo die kalten Fluthen des Cydnus den großen Alexander dem Tode nahe brachten, war Friedrich, gleichfalls durch unvorsichtiges Baden, in dem eben so reißenden und kalten Saleph, gestorben. Sein zweyter Sohn, gleiches Namens, hatte die Truppen weiter in das heilige Land geführt, mit die Belagerung von Acko geleitet, wo viele der Ritter und Kämpfer in dem blutigen Strauße fielen. Auch unsers Friedrichs tapferes Häuflein war bis auf Wenige geschmolzen, und da Hader und Zwietracht die Fürsten und das Heer trennten, und alle weitere Fortschritte hemmten, so schickte er, als eben auch ein neuer Haufe kampflustiger Helden angekommen war, sich an, ins Vaterland und zu der geliebten Gattinn heimzukehren.

Mittlerweile lebte diese still und eingezogen auf ihrer Burg Naturns, weinte viele bange Zähren dem theuern Eheherrn nach, besuchte täglich zwey Messen, und schickte viele innige und heiße Gebete zum Himmel zur glücklichen Heimfahrt ihres geliebten Friedrichs.

Ulrich lehrte die Knaben im Burghofe die Rosse tummeln, während Frau Unda im innersten Gemache die Mägdlein anwies, und mit zarter Hand die silbernen Fäden der sie umringenden Dirnen emsig wob; und so schlich die thränenschwere Zeit in Schreckenzügen der Sehnsucht mit ihren bleiernen Flügeln dahin.

Der Tag des heiligen Corbinian war gekommen; ein Gelübde zu lösen, zog Unda nach Mais, betete in der Kapelle des großen Wundermanns *), und ruhte in der Kühle der hohen Kastanien-Bäume, die diese umschatten, sich an der wohlthätigen Quelle und der himmlischen Aussicht der paradiesischen Gegend erlabend.

Fromm und gut war Unda, und doch hatte sie eine unversöhnliche Feindinn, die sie selbst nicht kannte. Hermgard, Gattinn des Rudolph von Wilenzano, hatte in früherer Zeit sich Hoffnung auf Friedrichs Hand gemacht. Dieser wählte nachher Unda. Aus Verzweiflung verband sie sich mit Rudolph, mit dem sie sehr unglücklich lebte; sie klagte jene als Urheberinn ihres Unglücks an, warf den glühendsten und bittersten Haß auf sie, und schwur, sich fürchterlich zu rächen. Jede Kunde ihres Glückes fachte diese Rachflamme lebhafter an, und immer mehr loderte diese empor, je nachdem sie durch ihre eigne unglückliche Lage neue Nahrung erhielt. Nicht Mord athmete ihre schwarze Seele, nein, eine langsam tödtende, genußreiche Rache wollte sie sich bereiten, und sich am Verzehren, an nagender langer Pein, wollüstig erquicken. Lange harrte sie auf Gelegenheit; jetzt schien ihr der günstige Augenblick gekommen. Auch sie hatte der heilige Tag nach Mais gezogen, aber nicht um fromme Pflichten zu üben, sondern, alle und jede Handlungen Unda's erspähend und erlauschend, hatte sie deren Reise erkundschaftet, denn hier allein war es möglich, Unda zu sehen, da den Eingang von Naturn Ulrich sorgsam bewachte, und jene selten sich vor dem Burgthor, nie außerhalb des Burgfriedens, blicken ließ.

Sie näherte sich unter jenen schönen Schatten mit Syrenen-Blick und Rede der frommen Pilgerinn, die zu begleiten eine Gicht Hrn. Ulrich abgehalten hatte, pries sich glücklich, die edle Melsenbergerinn einmal von Angesicht zu sehen, kündigte sich als eine Jugendgespielinn ihres Friedrichs an, gab vor, einen Pilger bey sich zu haben, der Kunde aus dem gelobten Lande brächte, und lud sie ein, im Heimwege in ihrer, an der Straße gelegenen, Burg Thurnstein einzusprechen. Die edle Unda, nichts Ungleiches ahnend, und vor Begierde brennend, den Pilger, der vielleicht ihren Friedrich gesehen habe, zu befragen, sagte den Besuch zu, worauf jene mit heuchlerischem Kusse, im Herzen triumphirend, von ihr schied.

(Die Fortsetzung folgt.)

Drey bisher noch ungedruckte Briefe Mariens, der Königinn von Schottland.

III.

An Denselben und an Herrn Chasteauneuf, beyde französische Gesandte in England.

Messieurs!

Prévoyant que vostre responce à mes dernières ne me sera rendue que tardifvement, j'ay trouvé bon sans l'attendre, de vous impartir mes justes doléances sur ce que sir Amyas a esté dirigé de me signifier touchant le mémoire que je vous avais envoye, qui est en effect un plain reffus des principales requestes contenues en icelluy, à sçavoir du change et commoditez de logis, intelligence des affaires de mon douaire par le Sieur de Cherelles, et de l'accroissement du nombre de mes serviteurs: choses, ores que légères et de nulle importance à la Royne d'Angleterre, Madame, ma bonne soeur, et néantmoins si nécessaires à la conservation de ma vie et santé, manutention de si peu de bien qui me reste en ce monde et à ma consolation entre ces quatre murailles (où je voy trop de jour à aultre qu'on me veult réduire à toute extrémité) que, sans le très urgent besoing que j'en ay, le coeur ne me basterait pas de les mandier avec tant d'instances,

*) Wer kennt nicht Corbinian's Verwicklung mit der Geschichte Grimoalds, des Herzogs und seiner unrechtmäßigen Gemahlinn Pilidrut, die berühmte Flucht, seine Geschichte mit dem Bären u. s. w.

poursuictes et supplications, que j'estime le plus cher prix à quoy on me les sçaurait fere achepter, regrettant infiniment que pour tout le debvoir où je me suis volontairement soubmise de complaire en tout et partout à la d. Royne, on aye si peu de consideration et respect à son honneur et mon contentement, pour mon estat de traictement par deça. Pour vous faire voir donc à l'oeil la necessité où premièrement je me trouve pour le logis, à ce que vous le remonstriez de ma part à la d. Royne (n'en ayant jamais esté, comme je présume, bien informée) je vous diray que je me trouve en une enclosture de murailles, audessus d'une montaigne exposée à tous vents et injures du ciel; audedans de la d. enclosture, pareille à celle du boys de Vincennes, y a un fort vieux logis de chasse basty de charpenterie et plastre entr'ouvert de tous costez . . . posteau qui tienne en nul endroict au plastre, et le plastre rompu en infinis endroictz, le d. logis distant des murailles de troys toyses ou environ situé si bas que le rempart de terre qui est derrière la muraille esgalle le feste plus hault du logis, de sorte que le soleil ne peut aulcunement battre de ce costé là, n'y nul aer sain venir; mais seulement une moesteur et pourriture si grande que vous ne sçauriez mectre aulcun meuble de ceste part là qui dans quatre jours ne soit tout couvert de moisissure. Je vous laisse à penser comme cela peut agir sur les corps; et à dire en un mot, la pluspart sont plustost cachotz pour vilz et abjectz criminelz que non habitation pour personnes ny de ma qualité, ny de beaucoup moindre, m'asseurant qu'il ny ha seigneur en ce Royaulme, ny specialement ceulx qui, estant beaucoup moins que seigneurs, me veulent réduire à moins qu'eux mesmes, lequel n'estimast à supplice de tyrannie qu'on le réduisist pour un an en si estroicte et incommode habitation, de la façon qu'on m'y veult forcer et contraindre; et pour tout logis, je n'ay pour ma personne propre, de quoy j'appelle tous ceulx qui ont eté icy à tesmoings, que deux meschantes petites chambrettes si extrémement froydes spécialement la nuict, que, sans les rempartz et retranchements de courtines et tapisseries que j'y ay faict faire, il ne seroit en ma puissance d'y demeurer sus jour, et de ceulx qui m'ont veillé de nuict durant mes maladies, un seul n'est quasi rechappé sans maladie, fluxion ou catharre: Sir Amyas pourra tesmoigner s'il n'ha pas veu ensemble troys de mes filles malades à ceste seule occasion, et mon médecin mesme, qui en ha eu sa part luy, ha plainement diverses fois déclaré qu'il ne se voulait aulcunement charger de ma santé durant cest hyver prochain, si je demeurois en ceste maison; car de la replastrer ou aulcunement réparer et augmenter, pensez comme il me seroit sain d'habiter en telz nouveaux rappetassementz, ne pouvant souffrir le moindre air humide de ce monde! et pour ce il n'y ha raison quelconque de m'offrir de faire icy aulcunes nouvelles commoditez, ou réparations pour cest hyver. Quant à la maison qui m'est proposée pour le remuement, durant les d. réparations, c'est un corps de logis quasi tenant à cestuy-cy, auquel mon gardien pourra assez tesmoigner qu'il n'est en sa puissance de loger si peu de serviteurs que j'ay; et sans eulx j'ai trop d'occasions de craindre à demeurer ainsi à l'escart! de quoy, pour ceste heure, je ne veulx dire davantaige. S'il faut venir aux commoditez, je n'ay, comme je vous ay cy devant mandé, nulle galerie ou cabinet pour me retirer quelquefois à part; si non deux petits trous, n'ayant veue que vers l'obscur du circuit de la muraille, et le plus grand n'ayant pas une toyse et demye en carré: pour prendre l'air dehors, à pied ou dans ma chaize (n'y ayant sur le sommet de ceste montaigne nulle place vyde) j'ai seulement environ un quart d'arpent de terre à l'entour des estables que Sommer feit l'hyver passé labourer et refermer d'une haye de bois sec, lieu à le veoir plus propre à garder des pourceaux qu'à porter le nom de jardin; il n'y ha claye de bergers au mylieu des champs qui n'aye plus de grace à proportion.

Quant à fere exercice à cheval, tout le long de l'hyver, comme j'ay expérimenté, tantost la neige, tantost les eaues rompent tellement les chemins qu'il n'y ha maison rempli de tant de commun peuple, comme est ceste-cy, qui se puisse garder longuement nette, quelque bon ordre qu'on y puisse mettre, ainsi ce logis, manquant de fosses pour les aysements privez, est subject à une telle continuelle puanteur, que chascun sabmedy, on est tenu de les vuyder, et tel au pied de mes fenestres, dont je ne reçoy pas de peu plaisantes cassolettes; et si, oultre ce que dessus, il m'est permis d'adjouster l'oppinion que j'ay conceue de ceste maison, chose à respecter en moindres que moy en estat de maladie, je vous diray, que, comme ce lieu a esté ma première prison et restrinction en ce royaulme, et où, du commencement, j'ay receu de très grandes rigueurs, rudesses et indignitez, aussy lai-je toujours depuis tenue malheureuse et infortunée comme dès l'hyver passé, avant qu'y venir, je feis remonstrer à la d. Royne d'Angleterre; et en ceste sinistre oppinion ne m'ha pas peu confirmé l'accident de ce prebstre qui, après avoir esté tant tourmenté fut trouvé pendu sur la muraille vis à vis devant mes fenestres; de quoy j'escripvis à vous, Monsieur de Maurissière! et depuis quatre ou cinq jours en ça, un aultre pauvre homme a esté trouvé précipité dans les puys, de quoy a néantmoins, je ne vouldrois faire ny la comparaison avec l'aultre: j'y ay perdu ma bonne Rallay, qui estoit une des mes principales consolations de ma captivité; un autre de mes gens est deppuis deceddé, et divers autres ont esté fort travaillez de maladie.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 1. November.

Alle Art Gemüse ist hier ungemein wohlfeil; wie man sich kaum erinnert, sie gehabt zu haben. Aber die Trauben sind theuer; man zahlt die schönsten 20 bis 30 Sols das Pfund.

Unsre Damenhüte erreichen eine wunderbare Höhe; sie gleichen ganz den hohen Turbans der Ulema oder Schriftgelehrten der Türken. Manche haben, genau gemessen, zwey Schuh in der Höhe, und sind rückwärts ausgebogen, wie Eselsrücken.

Gretry's Mobilien und Effekten werden unter großem Zulaufe versteigert; nie theilte man sich in die Verlassenschaft eines Heiligen mit mehr Religiosität. — Der Eine kauft ein Notenbuch, das Gretry in Rom noch schrieb; um 110 Franken; ein andrer, (Nicolo), sein altes Klavier um 400, (der Enthusiasm weiß sich auch zu mäßigen), und seinen Stock, mit dem er im Orchester den Takt schlug, um, ich weiß nicht welchen Preis. Berton kam dazu, als der Verkauf geschlossen war, und wollte unsinnig werden. Da machte ihm Nicolo mit dem Stock ein Geschenk, und man vergisst nicht, diese edle Selbstverläugnung in den Journalen gebührend zu erheben. Rousseau's Dintenfaß, was sich in seiner später von Gretry erkauften Einsiedeley befand, wurde von Gretry's Erben dem Dichter Bouilly verehrt, der darauf die Worte graben ließ: Quantum distat ab illo! Dunkel bleibt, was er damit sagen will, wenn er anders nicht auf den Umstand hindeuten wollte, daß bereits einige Engländer Rousseau's ächtes Dintenfaß von dem Aufseher der Einsiedeley erkauft und nach England genommen haben. — So geht es mit allen Reliquien! — Die Nachfragen um Rousseau's Portrait und Gretry's Verlassenschaft hat die Begierde nach Andenken von Rousseau wieder aufgeweckt, und wie man behauptet, hat Jemand eine ehrliche Belohnung für den ausgesezt, der ihm Rousseau's Feder auffinden könnte. Das Lustigste bey der Sache ist, daß vor dem Hause Gretry's Trödler ihren Kram von alten Dosen, Handleuchtern und Dintenfässern, als Stücke aus Gretry's Verlassenschaft, den frommen Gläubigen zum Kauf anbieten.

Der Verlust der Mad. Barilli beschäftigt noch immer alle Liebhaber und Kenner des ächten Gesanges. Sie war 1778 zu Dresden geboren worden, hatte aber in ihrem sechsten Jahre Deutschland verlassen, und war seitdem nicht wieder dahin gekommen. Ihre Eltern hatten sie abgehalten, auf die Schaubühne zu treten, und sie hatte ihrem Vater versprechen müssen, es nicht zu thun. Erst nach dem Tode desselben ließ sie sich zu Paris in den Konzerten hören, und trat dann neben ihrem Manne auf die Bühne der Opera buffa. Sie starb an den Folgen einer Brustentzündung, die sie sich, wie man sagt, beym Herausgehen aus dem Theater von St. Cloud, wo sie in leichter Bekleidung den weiten Hof durchwandeln musste, eh sie zu ihrem Wagen kam, zugezogen hatte. Selbst Geoffroy bedauert sie aufrichtig, denn in seinem lezten Feuilleton sagt er von ihr: Geboren in Deutschland, (in Dresden), wie es heisst, habe sie die Richtigkeit und Reinheit des Gesanges mit der Milch eingesogen, und ihren Geschmack in der Folge in Italien gebildet. So viel Gutes von Deutschland hat Geoffroy sein ganzes Lebelang nicht gesagt.

Hr. Paer, Direktor der italienischen Oper, hat Mad. Grassini engagirt, die bereits einen großen Ruf genießt; auch Mad. Morlandi soll hieher kommen. So treten immer neue Glieder an die Stellen der Gefallenen in die Reihen und das Ganze erhält sich in ewiger Jugend, während die alternden Glieder vergehen, ersezt — und vergessen werden.

Sonst hieß es bey den Wirthshausbesuchern: man gehe au Cabaret; jezt heisst es, à la Cave, wenn auch nur ein Paar Fäßchen darin liegen. Sonst hatte jeder Restaurateur eine Reihe Cabinets particuliers — und so mancher Fremde, der Paris besuchte, wird sie noch nicht vergessen haben; — jezt sind sie in Cabinets de Société umgewandelt, ohne deswegen von ihrer Bestimmung verloren zu haben, in deren Hinsicht der bekannte Verfasser des Compensations-Systems, (Hr. Azaïs), sie mit mehr Richtigkeit: Cabinets de compensation nennen könnte.

Die famösen Prozesse beginnen ihren Gang. Die alte siebenzigjährige Wirthinn von Vaugirard, von der ich jüngst ihn sprach, wurde auf eine sonderbare Weise ihres Verbrechens überführt. Der Verdacht, ihr junges Dienstmädchen umgebracht zu haben, ruhte allerdings auf ihr, allein nichts bewies gegen sie. Vorsichtshalber wurde sie in die Force gesperrt, und sie saß da seit drey Monaten, als lezthin eine Bettlerinn, der Dieberey verdächtig, ebenfalls dahin gebracht und in das Zimmer verlegt wurde, wo bereits die Wirthinn war. Die Bettlerinn stieß bey dem Anblick der leztern einen Schrey des Entsetzens aus. Man wurde aufmerksam, und befragte sie um die Ursache. Sie habe, sagte sie, in dem Hause der Wirthinn gewohnt, und leztere eines frühen Morgens mit einem blutigen Messer aus einem Zimmer treten sehen; der Anblick habe so sehr auf sie gewirkt, daß sie auf der Stelle das Haus verlassen habe. (Sie hatte daselbst nur ein Strohlager, wofür sie täglich einige Pfennige zahlte). Die Wirthinn war zu krank, als daß man etwas Näheres aus ihr herausbringen konnte; nur schien die Erscheinung der Bettlerinn mächtig auf sie zu wirken. — Die Jury sehen nun den Umstand als eine schwere Inzicht an, und scheinen sehr geneigt, die Wirthinn zu verdammen; allein es ist zu wünschen, daß sie sich nicht vom ersten Gefühl des Abscheus zu schnell hinreißen lassen; denn die Bettlerinn könnte wol auch die Thäterinn seyn, und der Schrecken, die Person unvermuthet zu finden, in deren Haus sie das Verbrechen beging, kann ihr jenen Schrey des Entsetzens ausgepresst haben.

Das Handels-Tribunal von Paris hat gestern den Prozeß des Hrn. Reynier gegen Michel vorgenommen. Ersterer verlangt, (durch sein Organ, Hrn. Gairal), in Erfüllung des Kaufvertrags vom 20. Jänner 1806, erstlich: die 400,000 Franken, die er als Vorschuß daran gab; dann 155,000 Fr. als Interessen von jenem Tage an; endlich 720,000 Franken als den Unterschied des Kaufpreises der Renten, welche zu 64 von Michel verkauft wurden, und am 5. Oktober 1812, als an welchem Tage sie geliefert werden sollten, zu 82 standen. Hr. Boissiere, als Garant Michels, sollte für seinen Antheil ins Mitleiden gezogen werden. — Trippier, Michels Advokat, erwiedert dagegen, daß eine vom Criminalgericht nicht als falsch anerkannte Urkunde deswegen nicht nothwendig als ächt von einem andern Tribunale anerkannt werden müsste; ein Beweis, daß die Urkunde zweifelhaft sey, wäre die Verwerfung der Klage Reyniers auf Schadloshaltung; endlich wäre der Beweis der Richtigkeit der Urkunde von Reynier als Kläger zu führen, so wie früher, wo Michel als Kläger auftrat, der Beweis der Falschheit diesem auferlegt wurde. — Nach dieser sophistischen Anwendung des Satzes affirmanti incumbit probatio — würde sich der Prozeß in einen endlosen Cirkel fortwälzen, und Reynier und Michel abwechselnd die Rolle des Klägers übernehmen müssen. — So eben geht das Gerücht, daß Michel sich unsichtbar gemacht habe.

Nro. 277.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 19. November, 1813.

Wasser, weg von meinem Tische!
Du gehörest für die Fische,
Nicht für mich.

Gleim.

Trinklied.

Die Becher ergreift,
Daß schnell der Verstand uns noch reift!
Die Zeit lasst uns trotzig verscheuchen
Und unter der Last nicht erkeuchen;
Lebendige Lust
Bringt Frühling und Kraft in die Brust.

Das Liebchen ergiebt
Sich dem nicht, der's Zechen verschiebt!
Die Lieb' ohne Muth ist vernüchtert,
Das Höchste sey nimmer verschüchtert.
Erschaffender Kuß
Ist nicht, was man will, was man muß!

Leicht führet der Wein
Zum Süden der Herzen uns ein!
Er dränget die Seelen wie Flammen,
Das Leid mit der Hoffnung zusammen,
Und kettet in Noth
Die Freundschaft, erhab'ner als Tod!

Das Vaterland ehrt,
Wer nimmer die Gluth sich verwehrt!
Bey'm Wein fühlt sich Jeder verschworen
Dem Boden, auf dem wir geboren,
Und gäb' er für Blut
Den Ort nur, wo rühmlich sich's ruht.

Drum Becher erklingt,
Daß Freyheit die Sinne durchschwingt!
Der Wein hilft dem Menschen zum Rechte,
Das Wasser erzieht ihn zum Knechte.
Stoßt feuervoll an
Und trinkt euch zum Deutschen, zum Mann!

F. W. Gubitz.

Unda.

(Fortsetzung.)

Nachdem die Wallerinn ihre Gebete geendet, und, durch Stiftung einer jährlichen Messe am Grabe des Heiligen ihr Gelübde gelöset hatte, eilte sie, ihre zweyjährige Bertha auf dem Arm, der neuen Freundinn, und der zu hoffenden Mähre entgegen. Freudig empfing sie die Vilenzanerinn schon im Vorhof, führte sie freundlich in die Burg, und verhieß den Pilger im Gemache ihrer harrend. Doch kaum war diese hochklopfenden Herzens erwartungsvoll eingetreten, als Jene plötzlich den Ton änderte.

„Hab' ich dich, Heuchlerinn!“ rief sie wuthentbrannt, „hab' ich dich endlich, die langverhaltene Rache zu kühlen! Viele Jahre lebte ich in Kummer und Gram versenkt, doch eben so viele sollst auch du derselben kummervolle zählen! Ein langsam schleichendes Gift soll deine Tage verzehren, und Verzweiflung dein Loos seyn! Wähle — zwischen dem Tode dieses Kindes,“ heftig hatte sie die Kleine an sich gerissen, und zückte den spitzigen Dolch gegen ihre Brust, „oder dem Schwur, dessen kein Priester dich entbinde, nie mehr den Gatten zu umarmen, zurückzustoßen ihn von deinem Herzen, und so die Qual selbst zu empfinden, die du mir bereitetest. Wähle, schwöre, oder dein Kind ist des Todes, und nicht eher werde ich mein Haupt sanft legen, bis ich nicht alle sie gemordet habe.“

Nichts half das Wimmern und Flehen der halb ohn-

mächtigen Unda, den gräßlichen Schwur ihr zu erlassen, doch überwog Mutterliebe jedes andere Gefühl. „Halt ein!" rief sie der den Arm zum Morde schon Hebenden zu, halt! ich schwöre — und so schwur sie auf die geweihte Hostie, die ein teuflischer Gefährte der Verruchten in Priesters-Gewand ihr reichte, den gräßlichen Schwur, der ihre Lebensfreuden vergiften, und des Lebens Glück zerstören sollte. —

Höhnisch lächelnd rief ihr dann Hermgard zu: daß du es wissest, trautes Täubchen, bald kannst du dich mit dem geliebten Eheherrn nun letzen, denn fern ist er nicht mehr, so lautet die Kunde, die der fromme Pilger dir bringen sollte, die aber ich erhielt, denn dieser zog mit ihm aus dem heiligen Lande, und ein Schiff trug sie bis zur Insel Cypern, wo dein Herr noch etwas verweilen muß. Ists nun gefällig, heimzuziehen auf deine Burg? den zweyten Besuch wirst du dir wol schenken, und so führte sie die halbtodte Unda in den Vorhof, wo ein einziger alter Knappe, der die Rittersfrau zur heiligen Fahrt begleitet hatte, ihrer weilte. Beynahe bewußtlos und sprachlos kam sie auf ihrer Burg an, die kleine Bertha fest an ihre Arme geschlossen, als wenn noch immer sie ihr entrissen werden sollte.

Indessen war Friedrich auf Cypern angekommen, welches König Wido, aus Jerusalem vertrieben, vom englischen Könige, Richard Löwenherz, eben gekauft hatte. Er eilte, so viel als möglich; bange Ahnung trieb ihn vorwärts, doch musste er etwas verweilen, und sich dem Willen beugen, denn König Wido und Lusignan hielten den Ritter in Ehren, und entliessen ihn nicht. Warum kann der Mensch nicht, wie er will, wie das Gefühl ihn treibt? Warum ist auf der Welt so oft eine Verkettung von Gegenständen, die sich wie Barrieren dazwischen werfen, und, wie spanische Reuter, die Wege sperren, daß er nur Schritt vor Schritt vorwärts kann während der sehnlichste Wunsch des Herzens zur geflügeltsten Eile treibt?

Dies gehört zu den Mißtönen des Lebens! — Endlich lichtete er die Anker; schnell kam er nach Rom, übergab Papst Cölestin III. seine Sendschreiben, und trat, durch dessen Segen gestärkt, seine Rückfahrt ins Wintschgau an. Schon war er Italien durchflogen, war unaufhaltsam an den Besitzungen seiner Verwandten, die ihm von allen Höhen des Wälsch- und Etsch-Landes entgegenblickten, vorüber geeilt, hatte schon Meran, schon Partschins im Rücken, und erschaute, mit hochklopfendem Herzen, ob er auch alle die theuern verlassenen Lieben wieder träfe, die Zinnen seiner Burg.

Zwey Monde waren entflohen, und immer schwärzer, und mit dunklern Farben mahlte sich die Zukunft vor Unda's Augen. Der fürchterliche Schwur hatte jede frohe Regung in ihr erstickt, und Thränen, bittere Thränen, sonst blos wegen der Entfernung des Gatten vergossen, weinte sie nun auch der gewünschten und bangenden Zurückkunft. Sprachlos, unthätig saß sie oft Tage lang im Gemach oder auf dem Söller, und blickte in die Weite, oder verfolgte mit dem Auge den Lauf der Etsch, wo jede entfliehende nie wiederkehrende Welle ihr ein Sinnbild des entflohnen nie wiederkehrenden Glückes war. So saß sie auch heute, den Kopf in die Hand gestützt, gebeugt wie eine Blume ohne Stab; da erhebt sich von Weitem eine Staubwolke, sie kommt näher, sie lenkt Straß' abwärts, den Weg zur Burg, und —

*) Schild und Panzer glüh'n im Abendgolde,
Rosse fliegen, der Geliebte naht;

Sie erkannte den Helmbusch und die Schärpe des Gatten; bewußtlos stürzt sie die Treppe hinab, und, überwältigt vom Gefühl, vergißt sie schon im ersten Augenblick des fürchterlichen Schwurs, und sinkt mit namenlosem Gefühl ohnmächtig in die Arme des heiß und innig geliebten Wiederkehrenden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Drey bisher noch ungedruckte Briefe Mariens, der Königinn von Schottland.

III.

(Fortsetzung.)

Comme je ne puis avoir icy nulle commodité ni contantement, et sans les si expresses assurances que la d. Royne, ma bonne soeur, me donnait de tout honorable traictement qui m'ha jusques icy fait patienter en l'attendant, je n'y eusse jamais mis le pied; plustost m'y eust-on traisnée par force. comme encores je proteste qu'il n'y aura jamais que la force de la contraincte qui m'y face demeurer; et que, s'il advenait faulte de ma vie par maladie, dès à présent je l'impute au manque de mon logis et à ceulx qui m'y retiendront, en intention, ce semble, de me faire totalement desespérer à l'advenir de la bonne volonté de la d. Royne, ma bonne soeur, ès choses d'importance: puisqu'en si raisonnables nécessitez ordinaires je suis si mal usée, et ne me tient-on parolle. D'alléguer que la saison de l'année est ja trop advancée et le tems trop court pour me pourvoir d'un nouveau logis, comme si auparavant je n'en eusse poinct faict d'instance, c'est ne se souvenir pas que dès que mon Secrétaire estait par delà, il en parla fort instamment à la d. Royne, ma bonne soeur, et en laissa mémoire à son partement, à Mr. Walsyngham. Depuis, par Sommer, tant de ma bouche propre que par mémoire qui luy fut baillé cela fut ramenteu; sus quoy on ne me paye d'aul-

*) In Matthisson's Elegie in den Ruinen eines alten Bergschlosses.

tre chose, sinon que le mémoire a esté délivré à vous, Mr. de Maurissière! et que la faulte vient de ce que ne l'avez poursuivy; je vous en ay néantmoins escript par diverses fois, et en ay sollicité moy-mesme Sir Amyas, de sorte qu'il n'y a lieu dépense pour ce regard.

Quant aux incommodités du deslogement en ceste saison, et pour les provisions qu'il convient faire, on n'eust pas, l'an passé, tel respect à me faire partir de Shefseild pour Winkfeild et d'Winkfeild ici, au milieu de l'hyver, et moy n'estant quasi capable de mouvoir dans mon lict que j'avois gardé près de troys moys auparavant. Ce logis, qui avait esté deshabité l'espace de quinze ou seize ans, fut bien, en ce tems-là, préparé en moins de cinq sepmaines, et tel qu'alors il peut estre, on ne laissa de m'y amener, bon gré malgré que j'en eusse. Partant, je vous prie affectueusement tous deux, de poursuivre aussi vifvement et instamment que jamais, au nom du Roy, Monsieur mon bon frère, et de ma part, mon deslogement hors de ceste maison, et les commodites que par ce que dessus vous pouves juger nécessaires en la nouvelle que me sera appointée; et ne vous arrestez, s'il vous plaist, à aulcunes excuses, remises, ou belles paroles que l'on vous puisse donner, n'y ayant que l'effect qui me puisse en cela satisfaire et contenter; insistez aussi par tous moyens, je vous prye, pour le passage vers moy du Sr. de Cherelles, ramantevant à la dicte Royne, ma bonne soeur, comme il lui a pleu m'accorder, l'hyver passé, que chascun an, je pourrois faire venir icy quelqu'un pour me rendre compte de mes affaires, comme il est très requis, et plus que raisonnable veu mesmement l'estat où elles sont à présent par les attemptats qui sont journellement faicts sur mes droicts, et les troubles et empeschements qui me sont donnes en la jouissance de si peu qui me reste de mon Douaire, dont le tiers et plus m'a esté desjà pièce à pièce osté et enlevé, et d'y remédier et donner ordre il n'est en ma puissance, sans en entendre par le menu les particularités par personne féable, lesquelles on scayt assez que mes affaires ne vouldroient se charger de m'escripre par lettres qu'il convient passer par tant de mains, ny moy mesme ne vouldrois-je leur en mander ainsi à descouvert mon intention; il n'y a pas criminel ou prisonnier abject à qui on ne permecte d'ouyr compte de ses affaires particulières, de soy pourvoir à sa volonté, les prisons n'ayant jamais esté ordonnés pour supplice des malfaicteurs mesmes, mais seulement pour sureté de garde; et il semble au contraire qu'à moy qui suis naye Royne souveraine, venue en ce Royaume à refuge, sus assourance et promesse d'amitié, on veuille me faire servir ceste prison pour comble d'affliction sur affliction à toute extrémité, comme s'il ne suffisait pas, qu'après dix sept ans des meilleurs de ma vie passés en telle misère, j'y aye enfin perdu les jambes et la force et santé du reste du corps et receû diverses atteintes à l'honneur, si encore on ne me persécute et endommaige aultant qu'on peut en ce qui me reste de bien et commodité en ce monde. Saches donc s'il vous plaist, Messieurs! si la Royne, ma bonne soeur, entend me traicter à l'avenir en condampnée, et confiner à perpetuelle prison, comme il se démonstre par les rigeurs qui me sont usée, ne voulant se descharger de moy tout à faict, par ma liberté (de laquelle, selon les conditions que luy avais offertes, elle tireroit plus davantage qu'elle ne fera jamais par ma détention ou mort, ny d'autre costé me donner occasion de m'accomoder à sa satisfaction en captivité. Mes requestes ne sont de plaisir, ains de nécessité, non contre sa seurelé, mais pour son honneur, et telles enfin que je puis dire avoir plus que justement méritées. Quel encouragement de faire mieux me peult ce estre de me voir, après l'entière volontaire submission où je me suis rangé, plus mal et rigoureusement traicter que jamais, et plus de demonstration en apparence et effect de malveillance, soubson et défiance. (Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Nov.

Der Krieg gegen die Uebersetzer wird mit Lebhaftigkeit fortgeführt. Y. hat an einem Theater-Dichter einen rüstigen Streitgehülfen erhalten; er hat ein Vaudeville, unter dem Titel: Arlequin traducteur, oder „die Uebersetzungswuth" angekündigt, und zu gleicher Zeit neue Todtengespräche zwischen den klassischen Autoren und ihren Uebersetzern. Er hat ein Pröbchen davon ins Journal de l'Empire eingerückt, worin Homer seinen Uebersetzern vorwirft, gleich den ersten Vers der Iliade nicht verstanden und darin von der Colère des Achilles gesprochen zu haben, während Homer blos rancune, ressentiment gemeint habe; wie hätte er ihn sonst mit Liedern auf die Götter, und mit der Leyer beschäftigt, dichten können? Man kann nun füglich auch den deutschen Zorn-Uebersetzern den Krieg ankündigen und ihnen rathen, künftig vom Unmuth oder Groll Achills zu sprechen.

Die Tonkünstler von Perpignan, vermuthlich Anhänger der italienischen oder deutschen Schule, haben sich jüngst feyerlich versammelt, und im festlichen Aufzuge d'Aleyrac's Büste in eine Pfütze (égout) geworfen, worin er noch liegt. Man muß gestehen, daß das Gericht zu streng war, denn die ganze Welt kommt doch überein, daß seine Musik reines Wasser war.

Der Enthusiasm mit Gretry will gar kein Ende nehmen. Man spricht von seinen Essais sur la musique, als wenn sie eben erst erschienen wären, da sie doch schon seit mehrern Jahren im Druck heraus sind. Damals wurde dieses wirklich interessante Werk wenig oder gar nicht bekannt. Auch wird es jezt nicht viel gelesen werden, denn in Frankreich kann sich wol kein einziges Werk über Musik einer bedeutenden Anzahl Leser rühmen. Nächstens wird auch Gretrys Ankunft im Elysium in Kupfer gestochen erscheinen. Mit diesem Enthusiasm amusirt man das Pariser Publikum, doch scheint er auch Parteysache zu seyn, um die Anhänger der deutschen und italienischen Schule ein Bischen zu necken. Dabey vergessen die Herren, daß der Lütticher Gretry erst seit 15 Jahren Franzose ist.

(Portraits aus Doktor Selgues Narrenhaus.)

(Fortsezung.)

„Sehen Sie dort den Mann mit der Stange?" fragte der Führer. Es ist ein herzensguter Mann, der nichts als Menschenliebe und Wohlthätigkeit träumt, aber so oft und so lange träumt, daß ihm gar keine Zeit, Ideen im Wachen zu haben, übrig bleibt.

Ich sah, daß an der Stange eine Menge Thiere herabhingen, die ich aus der Ferne für Ratten oder Mäuse hielt.

Allein der Führer versicherte mich, daß es Maulwürfe seyen, denen der Träger der Trophäe, (wie er seine Stange nennt), einen Vertilgungkrieg geschworen. Zu dem Ende wird er einen neuen Kreuzzug gegen sie predigen, und eine allgemeine Konscription ausschreiben. Schon hat er seinen Generalstab ernannt, dessen Chef ein rüstiger Bauer ist; schon ist er wie ein zweyter Herkules und Theseus in das unterirdische Reich der Maulwürfe hinabgestiegen, und hat ihrer in einem einzigen Feldzuge an die 900 erlegt.

An seinem Gürtel hangen Gegenstände verschiedener Art. Zuerst eine Kürbisflasche mit Johannisbeeren-Saft, den er ein Bischen mit Honig versetzt, gähren läßt, und dann Tokayer nennt. Hüten Sie sich, ihn anders zu finden, denn man muß den Kranken nicht widersprechen. — Diese Büchse hier enthält Tafeln von Gallert (Gelatine), die er aus kleingestoßnen Beinen aussetzt; das ist seine Lieblings-Erfindung, die er über alle Entdeckungen des menschlichen Geistes setzt. Oft stößt er unsre Suppentöpfe um, weil die Brühe nicht nach seiner Art zubereitet ist. Ueberall läuft er herum, Beine aufzulesen. Tischmesser mit beinernen Griffen sind vor ihm nicht sicher. Ja, letzthin riß er dem Koch im Hospital . . . die Knöpfe vom Pantalon weg, weil sie von Bein waren; da wäre, rief er aus, eine coagulirte Brühe, die man der Menschheit vorenthielte. Die barmherzigen Schwestern, welche die Kranken warten, erröthen darüber, aber er gerieth in heiligen Zorn, denn er versteht nicht Scherz, wenn es sich um Menschlichkeit handelt.

An seinem Knopfloche hangt ein Flüssigkeiten-Messer, womit er die Güte der Milch mißt; das ist wieder eine seiner Lieblingsthorheiten. Des Morgens steht er unter seiner Hausthür, und hält alle Milchmädchen an, um ihre Milch zu prüfen, und man muß viele Vorsicht anwenden, um ihn über diesen Punkt in den Schranken der Mäßigung zu erhalten. Aber da er ein gutes Gemüth hat, so kommt man hierüber mit ihm eher ins Reine, als irgend sonst.

Dort ist seine Zelle. Auf fünf oder sechs kleinen Tischen sehen Sie einen Haufen Broschüren liegen, die alle aus seiner Feder flossen. Die wichtigste ist unstreitig die über das Podagra. Er behauptet, im warmen Wasser das wahre Gegenmittel gegen diese Krankheit gefunden zu haben, deren Fortdauer blos dem Umstand zuzuschreiben ist, daß man die Wirkungen der Sündfluth nicht gehörig gewürdigt hat. Man soll sie auf eine künstliche Art hervorbringen; 48 Gläser warmes Wasser an einem Morgen nach einander genommen, reichen nach ihm hin, das hartnäckigste Podagra zu zerstören und zu ersäufen. Die Wahrheit zu gestehen, hat er freylich bisweilen den Kranken mit der Krankheit ersäuft; allein wenn Sie ihn im Geringsten darüber aufziehen wollen, so schlägt er Ihnen vor, die Dosis mit 48 Klystiren zu verstärken, die Sie zu gleicher Zeit mitnehmen, dergestalt, daß dem Podagra, zwischen zwey Wässer gedrängt, kein andrer Ausweg zur Rettung übrig bleibt, als durch die Tangente zu entfliehen.

Sein Meisterstück ist ein Hut mit einer Klappe, (Ventil). Er hat die Bemerkung gemacht, daß aus seinem Kopf eine große Menge kohlensaurer Dünste abdampfen, die sich unter dem Hut fixiren, verdichten, auf das Gehirn zurückwirken, und seine Verrichtungen stören. Um diesem Uebel vorzubeugen, hat er im Boden des Hutes eine bewegliche Klappe angebracht, welche, von den Dünsten gedrückt, sich öffnet, um sie entschlüpfen zu lassen, und dafür eine gleiche Menge atmosphärischer Luft einzunehmen.

Das Lieblingskind unter seinen Erfindungen ist der Frühstück-Ofen, den er, wie man behaupten will, blos erfunden hat, um sich an den Journalisten zu rächen, die nicht an seine Entdeckungen glauben. Dieser Ofen kann mit einer einzigen Nummer der Gazette oder eines andern Journals hinlänglich erwärmt werden, um dabey eine Karbonade oder ein halbes Dutzend Meisen zu braten, und ein Paar Tassen Thee oder Kaffee zu wärmen, und so kann man lustig bey der Flamme eines Journals frühstücken, das sich unterfing, die Entdeckungen des Hrn. Cadet de Vaux zu lästern.

Der Speise-Ofen ist dem Frühstück-Ofen in Hinsicht der Nutzbarkeit noch weit überlegen; hier kann man ein ganzes Gastmahl kochen, ohne mehr als zwey Sols für Brennstoff auszugeben; ja zwey Sols und keinen Centime darüber. Der Erfinder hat ausgerechnet, daß ein Haus ins andre täglich wol dreyßig Sols Kohlen blos für Zubereitung des Mittagmahls verbraucht, daß folglich jedes Haus, wenn sein Ofen erst allgemein seyn wird, täglich 28 Sols ersparen kann. Die 40 Millionen Einwohner des Reichs mögen beyläufig acht Millionen Familien, jede Familie zu fünf Gliedern gerechnet, bilden; da hiervon aber nicht Alle täglich Fleisch kochen, so will er nur die Hälfte der Familien in Rechnung bringen, also vier Millionen. Das tägliche Ersparniß nur zu 25 Sols gerechnet, macht für diese Familien fünf Millionen täglich, 150 monatlich und 1800 Millionen das ganze Jahr hindurch aus. Da man aber im Winter sein Fleisch am Kaminfeuer sieden kann, so will er nur fünf Monate für seinen Ofen in Anschlag bringen, wodurch noch immer fürs ganze Reich 750 Millionen Franken baar in Ersparung kommen. Ueberdies kann man auch das Ersparniß seines Frühstück-Ofens auf 54 Millionen anschlagen.

So kann also der Staat, kraft der beyden Oefen des Hrn. C. d. V. 800 Millionen jährlich im Beutel behalten, und Hr. Bonneau hat groß Unrecht, sich den Kopf über Verbesserungkammern und Hypothek-Zettel zu zerbrechen. Nicht ohne Grund ruft daher der Erfinder in einer seiner Vorreden aus: „Mein Speise-Ofen wäre jener des Sokrates, Cato's und Xenophons gewesen, denn diese Männer verstunden sich auf häusliche Oekonomie. Eine Statue von Phidias in ihren Hallen, mein Ofen in ihren Küchen! so hätten sie nach ihrer Gewohnheit das Schöne mit dem Nützlichen vereint!! Sully hätte die Zueignung meiner Abhandlung angenommen!!!“ —

Dank sey es diesem großen Manne, wir haben nichts mehr auf der Erde zu fürchten, weder von der Witterung noch von politischen Uebeln, so lange seine Erfindungen in Ehren bleiben. Mag der Hagel unsre Weinberge zerschlagen, er macht uns künstlichen Wein; mag eine Trockne unsre Ernte verkümmern; er spricht wie Hoseas zu den Beinen: Ossa arida, audite verbum Domini! und sie liefern den herrlichsten Suppen-Usch. Mögen allmählich die Wälder ausgehauen werden; er hat uns weit wohlfeilern, unerschöpflichen Brennstoff angewiesen. Möge endlich das Meer uns auf ewig verschlossen bleiben; er hat uns gelehrt, aus Aepfelmost durch Einkochen Syrup zu erhalten, wovon die Pinte nicht mehr als zwey Sols kostet, und wovon zwey Löffel voll so stark zuckern, als ein Loth Inselzucker. So schickt sich der Apfel, durch den so vieles Uebel in die Welt kam, unter der Hand des großen Oekonomen an, sein großes Unrecht wieder gut zu machen. Eins ist noch zu erfinden übrig: — ein Caffee-Surrogat! aber bereits ist er hinter allen Erdnüssen und Erdmandeln her, und nächstens wird er uns lehren, Caffee daraus zu brennen.

Dank dem herrschenden Zeitgeist, der uns durch Entziehung alter Genüsse nöthigte auf Ersatzmittel zu denken! Ohne ihn wäre der menschliche Geist nie auf so wichtige Entdeckungen gerathen; die Noth ist die Mutter der Erfindung. Nichts bleibt zu thun übrig, als ein allgemeines Surrogat des Lebensprincips zu erfinden; haben wir erst das, so können wir die andern Surrogate leicht entbehren. W.

Nro. 278.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 20. November, 1813.

Wohl hundert Launen, kraus und hold,
Umflattern täglich meine Traute.
Bald singt und lacht, bald weint und schmollt,
Bald klimpert sie auf ihrer Laute.

Bürger.

Gestern und heute.

Gestern hat mir Sie genickt,
Die mir heute finster blickt.

Gestern hat mich Sie gerühmt,
Die nun tadelt unverblümt.

Gestern hat mir Sie gelacht,
Die nun grollt mit Vorbedacht.

Gestern hat mich Sie geküßt,
Die mir heut die Thür verschließt.

Gestern hat mich wahr geliebt,
Die mich heute wahr betrübt.

Gestern hat Sie mich umfaßt,
Die mich heute feindlich haßt.

Gestern wars der Liebe Frucht,
Heut' ist's eitel Eifersucht.

Doch mein Liedlein prophezeyt:
So, wie gestern, wird Sie heut.

Denn kein Liebchen zu mir schlich:
Schwester überraschte mich.

Schwester Agnes, komm zu Ihr!
Die Versöhnung kommt mit dir.

Hs.

An Zoilus.

Preis der Natur und hohen Dank fürwahr,
Daß gütig, eine weise Mutter, sie
Der giftigen Schlangenbrut kein Flügelpaar,
Und keinen Geist dir, Zoilus, verlieh!

Hs.

Unda.

(Fortsetzung.)

Das erste Wiedererwachen bringt auch die Erinnerung des schrecklichen Verbrechens; mit einem furchtbarn Schrey reißt sie sich vom Herzen des Geliebten los, alle Entsetzen des gebrochenen Eides stürmen über ihre Seele, und mit Fluch fühlt sie sich belastet, der nie mehr von ihr enthoben werden kann. Sie flieht ins Innerste der Gemächer, schließt sich ein, wirft sich zu Boden, zerreißt das Haar und den Busen, und windet die Hände blutend. Erst nach zwey langen Tagen, ermattet, entkräftet, öffnet sie dem bittenden Gatten die Thür, und er vernimmt, der Erste, aus ihrem Munde die grausende Geschichte. Erbleichend steht er da, knirschend vor Wuth, zurückschaudernd vor dem Gespinnste der Bosheit, zermalmt über eignes Unglück, und in seiner Gattinn zu erblicken die Verlorene und — die Sünderinn, mit gebrochenem Schwure beladen. Doch wer schildert Unda's Verzweiflung? Hier den Gemahl, für sie verloren, dort der Gedanke des Verlustes des nie mehr zu erringenden Seelenheils, der sich mächtig in ihre Sinne drängte, und alle ihre Pulse bis zur Stockung spannte. So lag sie eine Woche bald in fürchterlichen Zuckungen, bald in dumpfem Hinbrüten; da hüllte eines Abends sie sich plötzlich in ein härenes Gewand, ergriff den Pilgerstab, und floh den Ort ihrer ehemaligen Seligkeit, Gatten, Kinder, Alles verlassend, und gejagt von der Gewissensfolter der

allwaltenden strafenden Gottheit, die verletzte Eide schreckbar rächt.

Sie wandte sich zur Carthause von Schnalls, und schüttete ihren Kummer und die Qual ihres Herzens in den Schoß des ehrwürdigen Guardians aus; doch vermochte dieser nicht, die Unglückliche loszusprechen. „Geh, meine Tochter, sagte er ihr sanft, und Thränen flossen durch die tiefen Furchen und benetzten den ehrwürdigen Bart, geh und büße deine Sünden mit Geduld und Ergebung: ich habe nicht Macht, diese zu lösen. Suche einen einsamen Ort, bete in strengem Fasten zu Gott, und söhne dich mit diesem. In einigen Jahren gibt dir der Himmel vielleicht ein Zeichen, ob du die Füße des heiligen Vaters umfassen, und um Söhnung bitten darfst.“ Herumirrend in den wilden Thälern von Schnalls, Gurgel und Fender, kam sie endlich in jene düstere Gegend des obern Ortzthals; dort fand sie eine tiefe Höhle, da baute sie sich eine kleine Kapelle von Stein, diese wurde ihre Wohnung, Moos ihr Lager, Wurzel und Kräuter ihre Nahrung.

Bald verbreitete sich der Ruf ihrer Frömmigkeit, sie war der Gegend eine wohlthätige Gottheit. Aus Blumen und Blättern preßte sie Säfte, und heilte die Kranken; Ruhe und Trost brachte sie in jede Hütte, und wer diesen und Hülfe bedurfte, wendete sich an die fromme Einsiedlerinn. Nur in ihr Herz kehrte keine Ruhe, kein Trost zurück, und nimmermehr wich von ihr der martervolle Gedanke des Fluches ihrer Seele.

Während dem hatte Friedrich Alles aufgeboten, die verlorne Unda wieder aufzufinden; er durchstrich ganz Tirol, und fand keine Spur, nur jenen Winkel erspähte er nicht. Er kochte Rache gegen Hermgard, aber diese eilte ihm zuvor, sie starb qualvoll und in fürchterlicher Gewissens-Angst an den Folgen der Mißhandlungen ihres rohen Gatten.

So waren mehrere Jahre verflossen; Kummer, Trauer und Gram warfen Friedrich aufs Krankenbett; siech lag er mehrere Monde, Niemand konnte ihm helfen. Da hatte sich die Gabe der Heilkunde der frommen Frau, wie man sie nannte, schon weit ausgebreitet, und war bis ins Vintschgau gedrungen. Friedrich sandte seinen Sohn ab, der schon ein erwachsner Jüngling war, um die fromme Frau zu berathen. Er kam an; ohne seinen Namen zu fragen, erkundigte sie sich nur nach den Umständen der Krankheit, gab ihm einen Trank, und Otto eilte damit heim zum kranken Vater. Friedrich nahm und genaß. Dankbar beschlossen Otto und die blühende Ottilie, seine Schwester, eine Wallfahrt zu der Einsiedlerinn, ihr ihren Dank zu opfern. Freundlich empfing sie Unda, doch sprachlos streckte sie die Hand nach dem Bilde aus, das Ottilie an einer goldnen Kette am Busen trug. Wie kommt ihr zu dem Bilde? rief sie endlich. Es ist das Bild, antwortete Ottilie, meiner guten, ach leider! längst verlornen Mutter. — Tochter Sohn! Mutter! schrien nun Alle zugleich laut auf, und lagen sich in den Armen. Groß war das Entzücken. Ottilie wollte die Mutter nun nicht mehr verlassen. Otto wollte zurück, er beschwur die Mutter mitzugehen, er wollte den Vater holen. Nein, sprach diese, ich darf euern Vater erst dann sehen, wenn meine Schuld gänzlich gebüßt, die rächende Gottheit versöhnt ist; geht, meine Kinder, bittet euern Vater, sich mit dem ehrwürdigen Bischof Conrad zu berathen, was ich noch thun kann, den Zorn Gottes zu mildern; ich darf es noch nicht wagen, vor dem geweihten Haupte zu erscheinen. Otto eilte heim mit seiner Schwester, welche die Mutter in so wilder einsamer Behausung durchaus nicht bey sich behalten wollte, und kündigte dem Vater die fröhliche Bothschaft an. Sie flogen Beyde nach Trient zum frommen Bischof, dieser verwies sie an den klugen Papst Innocentius III., aus dem Hause der Grafen von Segni, in blühender Jugend schon erwählt, einen Herrn voll Güte und Leutseligkeit, der so eben dem 90jährigen Doge, Arigo Dandalo, zu Venedig einen Besuch abstattete.

Friedrich kam in die Lagunen-Stadt, trug dem Papst den Fall vor, schilderte die Qual, die langen Leiden seiner Gattinn, seiner selbst, bat, ihm die Frau, den Kindern die Mutter, wieder zu schenken.

Innocentius war gerührt, er löste den mit Gewalt der Angst erpreßten Schwur, sprach sie, rücksichtlich der vielen schweren Bußen und guten Werke, von der Schuld der Eidesverletzung frey, und bewilligte gänzlichen vollkommnen Ablaß, doch unter der Bedingung, den so eben wieder erneuerten Brüdern des Dominik von Ossa ein Kloster zu erbauen, und ließ ihm über Alles dies eine Bulle ausfertigen.

Friedrich und sein Sohn küßten dankbar die Füße des heiligen Vaters, und eilten freudevoll, wie geflügelt, der Heimat zu.

Während dem ließ die kindliche Liebe die übrigen Kinder nicht ruhen. Alle wollten die Mutter sehen, und kamen voll Entzücken zu ihr, die ihre Kapelle und Höhle noch immer nicht verließ. Groß war Aller Freude, und sprachlos bald, bald laut aufjubelnd lagen sie sich wechselsweise in den Armen. Ottilie erzählte, daß der Vater mit Otto zum heiligen Vater gereist sey, und der erste Funke von Hoffnung loderte in Unda's Busen empor. Vier ihrer Kinder hatte sie nun bey sich, Ottilie, Rupert, Albrecht und Bertha, die nemliche Bertha, deren Leben zu fristen der schreckliche Schwur geschworen, und ihr ganzes Leben vergiftet wurde. Viel des Kummers hatte sie in diesem Augenblick vergessen, sie hielt dieses Wiederfinden für einen Fingerzeig der Rückkehr der Gnade des Höchsten, — doch — die rächende Gottheit schien nicht versöhnt. —

(Der Beschluß folgt.)

Drey bisher noch ungedruckte Briefe Mariens, der Königinn von Schottland.

III.

(Beschluß.)

J'avais plus de serviteurs chez le comte de Shereusbury que je n'ai maintenant où j'en ai plus de besoing spécialement en ma chambre, à cause de l'empirement de mes maladies. Que l'on compte ceulx que j'ay licenciez ou sont morts, sans en avoir encore eu aulcuns en leur place, et ceste famille de mon brodeur qui est pour s'en aller, le nombre de ceulx que je requiers ne s'excedera pas beaucoup, ni mesmes en qualité, hormis la comtesse d'Athol, laquelle aussi j'avois demandée de grace, pour n'avoir ici près de moi, en ceste solitude, comme j'ay jà remonstré, aulcune compaignie digne de mon rang et de mon aage, comme il serait bien requis et bien séant. Seton et ma bonne Rallay y ont cy-devant supployé en deffault de meilleurs, et je ne puis imaginer raison suffisante, de me desnyer en leur place la d. comtesse, si ce n'est que l'on craigne qu'elle me donne quelque consolation, m'apportant des nouvelles de mon fils; en quoi, s'il y ha aulcun respect d'humanité, je le laisse à considérer à tous ceulx qui ont au vrai expérimenté l'amour des parentz vers leurs enfans, d'auttant plus fervent en moy que mon elongnement d'avec mon fils est accompaigné d'une si estroicte interdiction de toute intelligence entre luy et moy, voire jusques à entendre seulement de son estat et santé. Je ne veulx pas là dessus ramentevoir que la d. Royne me promict, l'hyver dernier, que, si la responce de mon fils à la lettre que je luy escripvis, ne me satisfaisoit et contentoit, j'aurois permission d'envoyer vers luy plus ni esclaircir plus certainement de son intention, sur ce qui avoit esté amené en double entre luy et moi. Toutesfois, il m'a esté jusques à présent tout à plat refusé et desnyé, sans considération, que par là je puis me confirmer en l'advertissement que aultre fois le d. Gray m'a donné que du coté de deça on ne cherchoit que la division et entière séparation d'entre moy et mon d. fils. Quant aux aultres serviteurs que j'ay demandez, comme Tontenay et Thomas Levingston, je ne puis voir aulcun fondement du reffuz qui m'en est faict, si ce n'est comme aultres fois, le d. Gray (pour son voyage par deça) et la comtesse de Shereusbury m'ont remonstré que le vrai chemin de faire desnyer chose quelconque, estoict de demonstrer que je l'usse agréable, et qu'il ne falloit pas que j'attendisse jamais d'avoir, sinon tout le contraire de ce que je desirerois. On ne peut trouver bon que je me serve d'Angloix, pour faire davantaige apparoistre, que l'on me tient tout estrangère en leur endroict; pour les moins me debvroit-on permettre de me servir de mes subjects propres, ou de François, tels que je puisse avoir agréables, et recevoir de leur fidelle service quelque consolation entre ces quatre murailles, où éstant détenuz et observes de si près, comme ilz ont accoustumé d'estre, je ne scay quel juste soubson se peut avoir d'eulx, y estant une fois renfermez. Partant, je vous prie de poursuivre très instamment que je puisse faire venir ici ceulx que j'ay demandez, tant de France que d'Escosse, suivant la promesse qui m'ha esté faicte de la bouche propre de le dicte Royne, ma bonne soeur, que j'aurois augmentation et supploy de serviteurs; promesse confirmée à mon Secretaire par Mr. Walsyngham, et depuis, en son nom, par Waddo, l'ayant baillé en escrit à mon d. Secretaire, d'avantage par Sir Raff, Sadler et Sommer estant par deça, et dernièrement, par mon présent Gardien; ni ayant en ces mesmes mots assurée que je pourrois faire venir de France et d'Escosse tels serviteurs que bon me sembleroit; mais que d'Anglois il ne pouvoit estre aulcunement souffert. Si on est en doute que par les dicts serviteurs que je demande de France, j'aye nouvelles des affaires de ce quartier là, c'est une vaine appréhension, car je n'ay rien à desmesler en cela, et si j'y avais aulcun interest, il est certain que ceulx qui me peuvent affectionner et avoir compassion de mon estat par deça, ne feront jamais un pas moins en avant ny en arrière pour estre privés d'avoir de mes nouvelles et moy des leurs; au contraire, cela les animeroit davantaige, appréhendant par la mort danger plus grand que par adventure il n'est. Voilà ce que, pour le présent, j'ay à vous impartir, à la soubdaine, du juste malcontentement qui me demeure de me voir ainsi indignement usée et traictée, à quoy éspérant, par voz favorables intercessaires et bons offices trouver quelque remède, je m'excuseray seulement de vous avoir importuné de telles bagatelles, et particulièrement y estant contraincte pour vous faire cognoistre au vrai mon estat par deça, qu'autrement on vous peut deguiser: et en attandant vostre response sur le tout, je prie Dieu qu'il vous ait, Messieurs, en sa sainte et digne garde. Escript au chateau de Tuthbury en Angleterre, le Vje Septembre 1585

vostre entièrement meilleure amie

Marie.

Nachstehendes Postscript ist eigenhändig von Maria geschrieben.

Messieurs! J'ay honte d'estre contrainte de vous représenter si particuliérement mes misèras par deça, mays le mal me presse et contrainct de le vous desclarer, à ce que l'on ne vous contente par de là de paroles, sans m'asleger par aucun effect, dont je suis hors de toute espérance, puisque je ne voys rien à ceste fois qui tande à parformer cest honorable traitement dont il a [illegible] esté parlé. Sir Amyas m'avait jà signifié la responce de mon Memoire, et depuis une heure, j'ay receu voz dernières;

et l'un et l'autre considéré, en effect, je ne trouve aucqune occasion de contentement par une voie ni l'autre, qui me fayt plus instament que jamays vous prier de poursuivre le contenu de ma lettre sy dessus.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Zu Anfang folgenden Jahrs erscheint ein neuer poetischer Almanach, wozu mehrere bekannte Komponisten die Musik liefern; auch soll derselbe mit schönen Kupfern verziert werden. Ein gewisser Hr. Guillaume hat eine Widerlegung von Copernics Weltsystem drucken lassen. Sonst sind noch seit den letzten vierzehn Tagen erschienen: eine Uebersetzung von Morier's Reise nach Persien, Armenien u. s. w., in drey Oktavbänden mit einem Atlas. — Militärgeschichte der Franzosen, in drey Bänden. — Geschichte des ottomanischen Reichs bis zum Frieden von Jassy 1792, von Salabery, in vier Bänden. — Laborde's pittoreske Reise in Spanien, 34stes Heft. — Langlès Monumente von Hindostan, 6tes Heft. — Martin's Briefe an Sophie über die Physik, Chymie und Naturgeschichte, vierte Auflage. — Guizot's Leben der französischen Dichter unter Ludwig XIV., 3tes Heft. — Eine Uebersetzung von Lafontaine's Minna, von dem englischen Roman Sidney, Graf v. Arondel. — Lepage's Abhandlung über das Temporelle der Kirchen und die Organisation des katholischen Kultus in Frankreich. — Eine neulich erschienene Erklärung der Episteln des heiligen Paulus wurde vor einigen Tagen in der Gazette de France von einem Frauenzimmer recensirt. Der Anfang ihrer Recension hieß so: So manche Leute haben keine Kapuziner in ihrem Leben gesehen, und so Wenige haben St. Paul's Briefe gelesen, daß es sich, der Neuigkeit wegen, der Mühe verlohnt, von der angezeigten Erklärung derselben etwas ausführlich zu sprechen. Nun wird mit Beweisen belegt, daß St. Paul doch wol gelesen zu werden verdient. So steht es leider mit der Religion in jetzigen Zeiten. — Die philotechnische Gesellschaft hielt vorigen Sonntag eine öffentliche Sitzung. Nach Verlesung des Berichts über die Arbeiten der Gesellschaft im letzten Halbjahr lasen mehrere Mitglieder Aufsätze vor, als: Hr. Pigault Lebrun eine Erzählung, Anacreon betitelt; Hr. Bouilly eine Erzählung: die Krankheit Berquin's; Hr. Lamabaussiere ein Gedicht über die Melodie, worin ein Lob Gretry's und des ehrwürdigen noch lebenden Monsigny's mit großem Beyfall aufgenommen wurde. — Die Sitzung wurde mit einigen musikalischen Stücken beschlossen.

Hr. Didot will eine neue Sammlung kleiner Ausgaben der besten französischen Schriftsteller für Damen herausgeben. Das dazu angenommene Format ist in 16.; jeder Band dieser Sammlung wird drey Franken kosten. Von Dieudonné Thiebault's berüchtigtem Werke Mes souvenirs de vingt ans ist eine 3te von Dampemartin durchgesehne Auflage in 4 Bänden erschienen. Ob die vielen schiefen Urtheile über Preußen in dieser neuen Auflage berichtigt worden sind, hat Referent noch nicht erfahren können. Von Bouilly's Erzählungen für meine Tochter erscheint die 5te Auflage, von der neuen Sammlung von Tissots sämmtlichen Werken der 7te — 11te Band, und von des Postinspektors R. Vaysse description routière et géographique de l'empire Français, das 4te Heft. Das vorzüglichste Werk, das in diesen Tagen erschienen ist, ist Picard's längst erwarteter Roman, les aventures de M. de Senneville, in 4 Bänden. Obschon das Buch erst eben erscheint, so ist die Auflage doch schon größtentheils vergriffen, und die 2te wird nächstens herauskommen. Einige Zeitungen kündigen diesen Roman schon als einen zweyten Gilblas an, und setzen den Verfasser neben Lesage und über Richardson. Freylich hat Hr. Picard seit langer Zeit durch seine Theaterstücke bewiesen, daß er die Welt und die bürgerliche Gesellschaft vollkommen kennt. Sein Held läuft in jedem Bande ein Lebensalter durch. Es ist ein weichlich erzogener verzärtelter Mensch, der mit seinem Milchbruder, einem thätigen Pächtersohne, einen vollkommenen Abstich macht. Eine komische Rolle spielt in dem Romane ein Krummer, Namens Cesar, der wie ein zweyter Sancho Pansa überall mit seiner gesunden Vernunft zurechte kommt, aber dabey tüchtig aus alten und neuen Schriften citirt, und sich über Alles mit seiner Flöte tröstet. So hatte er einmal ein Trauerspiel, worin der Hauptheld, ein griechischer Feldherr, als ein Krummer eingeführt wurde. Dieser Einfall hatte aus dem Trauerspiele für die Zuschauer ein Lustspiel gemacht. Der kaltblütige Cesar nimmt sein ausgepfiffenes Stück wieder mit nach Hause, zündet ruhig ein Feuer im Kamin an, und verbrennt es, indem er dies Opfer mit einem schönen Flötenstücke begleitet. Ueberhaupt wechseln in diesem Roman Ernst und Scherz auf eine angenehme Art mit einander ab; dabey hat derselbe einen sehr moralischen Zweck. Der Verfasser will nämlich zeigen, wie man die Leidenschaften der Jugend richtig leiten und zu einem guten Leben anwenden könne. Da dieses Werk bey der jetzigen Lage der Dinge schon in den ersten Tagen seiner Erscheinung so vielen Beyfall erhält, so läßt sich vermuthen, daß dasselbe noch viele Auflagen erleben wird.

Räthsel.

Die ihr so gern nach reichen Schönen freit,
Ihr Ehstands-Competenten alle!
Nützt weise die Gelegenheit,
Daß euch das schönste Loos hienieden falle!
Kund und zu wissen sey: Nun hat
Sich eine Wittwe vorgefunden;
So frisch, so spiegelrein, so glatt,
Als da zuerst sie sich verbunden,
So reich, ich sag' es unumwunden,
Daß Fürsten mit und ohne Thron,
Golconda selbst und Albion,
Und die drey Kaiser, die bey Austerlitz sich grüßten,
In diesem Punkt ihr weichen müßten.
Entfernt von Stolz und Eitelkeit,
(Sie könnte sich mit Perlen schmücken)
Trägt täglich sie dasselbe Kleid,
Schafft dürres Holz auf ihrem Rücken,
Der ärmsten Wittwe gleich, nach Haus,
Und gibt mit kluger Sparsamkeit,
Lebt sie gleich meist in Saus und Braus,
Doch nie mehr, als sie einnimmt, aus.
Zwar nennt man treulos sie; denn haben
Von je nicht Männer ohne Zahl
Nächst dem wohlseligen Gemahl
Bereichert sich durch ihre Gaben?
Doch Keiner darf vom äußern Schein
Getäuscht mit ihr zu traulich seyn,
Und wollt' er gar in ihrem Schoß erwarmen,
Dann weh, o Dreymal weh dem Armen!

C. v. A.

Auflösung der Charaden in Nro. 272. Schattenspiel. Weihnacht.

Beylage: Uebersicht der neuesten Literatur Nro. 22.

Nro. 279.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 22. November, 1813.

Bleibt dir unauflösbar mancher Knoten,
Unerklärbar mancher schwere Schlag,
Lebe gut, und höre bey den Todten
Die Erörterung am Löhnungstag.
Seume.

Unda.

(Beschluß.)

Unter frommen Gesprächen war der übrige Tag vorüber gegangen, sie saßen traulich beysammen am Eingang der Höhle. Schön war der Abend; nur noch einzelne Strahlen warf die Sonne durch die hohen majestätischen Lerchen- und Tannen-Bäume, und immer matter wurde die glühende Vergoldung des Roßkegels und spitzen Gänsekragens, bis endlich jene ganz hinabschimmerte, und diese sich in ihre nächtlichen nebeligen Schleyer hüllten; einzelne Sterne blinkten aus dem schwarzen Raume, und, wie die Stirn der Artemis, schienen die silbernen Hörner des geviertelten Mondes den Gipfel der Sonnenwende zu bekränzen. Nur das Getöse des Waldstromes und das Geprassel fern herabrollender Lauwinen unterbrach die Stille der feyerlich ruhenden Natur. Es wurde Nacht. Plötzlich sammelte sich von allen Seiten schwarzes Gewölke, glühende Blitze zuckten aus diesen, und schienen die Welt in Hälften zu theilen, ein fürchterlicher Sturm brauste, als wollte die Erde sich aus ihren Angeln heben, und die Hölle sich öffnen, alle ihre Feuermassen auszuströmen.

Von Freude und von der Reise ermattet, hatten die Kinder sich aufs Moos hingestreckt, und schliefen sanft, nur die Mutter betete noch vor dem Bilde des Erlösers in Demuth und Verehrung hingegossen. Ein fürchterlicher Schlag erschütterte die Höhle, sie erbebte, hin sprang die Mutter zu den Lieben, und umfasste sie, wie die Henne die Küchlein unter den Fittigen sammelt, sie zu schützen; ein zweyter folgte, in Flammen stand die unterirdische Behausung, ein blaues Schwefelfeuer erfüllte sie, mit fürchterlichem Geprassel löste sich die Decke, sie stürzte herab, zerschmetterte die unglückliche Unda, mit ihren theuern erst wiedergefundenen Kindern, und begrub sie unter Felsentrümmer. —

Den nämlichen Tag hatten Friedrich und Otto Meran erreicht, unaufhaltsam eilten sie den kürzern Weg durch das schöne wilde Paßeier, bekannt durch seine romantischen Gegenden, und den kräftigen Nerv seiner Bewohner; sie wollten das Rümpler-Joch, beschwerlich und gefahrvoll, übersteigen, um sich früher in die Arme der Gattinn, der Mutter zu werfen. Es war Abend, als sie nach Mees kamen, doch eilten sie vorwärts über die in Felsen gehaunen Steige, über das unendliche Gewinde von Brücken, wo ein strauchelnder Fuß unvermeidlichen Tod bringt, über die ungeheuern Marmorblöcke, die nicht selten jeden Ausweg zu verschließen scheinen, und über das oft gleitende unsichere Steingerölle. Dunkle rabenschwarze Nacht war es, als sie den Paßeier-See, bey Rabenstein, erreichten. Keinen Weg fanden sie rechts und links am See; Bruch- und Schnee-Lauwinen hatten alle zerstört, und nur beym Leuchten der Blitze trafen sie am Ufer des stürmenden Sees einen Kahn, sprangen, ohne sich zu besinnen, hinein, und stießen ab, um in Eile das jenseitige Ufer zu erreichen. Nicht weit und lange ist diese Fahrt, aber desto gefährlicher, weil gegen einander tobende Winde die Fluthen in Aufruhr bringen, und in

wüthendem Streite jeder aus seinem Zugwinkel das Gewässer meistern will, das an Klippen und Felsenwänden fürchterlich sich bricht, und gleich einer zweyten Charybdis bald schäumend thurmhoch in die Höhe spritzt, bald in klaffende Untiefen sich spaltet. Alle Elemente waren gegen sie. Ihr lecker Nachen tanzte bald auf haushohen Wellen, bald versank er im schwarzen Abgrunde. Kein Tell hätte mehr die Wuth der Wogen gebrochen; ermüdet liessen, nach langem vergeblichem Kampfe, Beyde die Ruder endlich sinken, ein ungeheuerer Windstoß stürzte den Nachen um, und begrub auch sie in die Tiefe der Fluthen. —

Acht Tage nachher warf der See beyde Leichname, die sich fest umschlossen hielten, aus; der treue Ulrich von Grumsberg sammelte die theuern Reste, er führte sie zu den Gebeinen der Gattinn und Geschwister, und ein Grab umschließt nun Alle, die trauriges Verhängniß verhinderte, sich des Lebens zu erfreuen, und früh ein stürmisches Schicksal vom Schauplatz der Unvollkommenheit zum ewigen Frieden abrief. —

Nicht unerschüttert ließ mich das Schicksal der guten Unda und der Ihrigen, ich konnte mich nicht entbrechen, nicht noch einmal zu diesem düstern Ort zurückzukehren. Da erfuhr ich durch den Geistlichen, der mich begleitete, auch die Ursache der neugesetzten Kreuze. In der nämlichen stürmischen Nacht, im Jahr 1775, wo der obenerwähnte Paßeirer-See ausbrach, und so viele Menschen und blühende Gegenden Opfer seiner Wuth wurden, hatte sich eine Gesellschaft von sieben Personen in diese Höhle, die damals noch etwas weiter gewesen seyn musste, geflüchtet, um sich vor dem Ungewitter zu schützen. Ein Blitzstrahl traf auch diese, und gleich den Reisenbergern wurden auch sie hier zerschmettert, und unter Felsen begraben, und liegen nun hier neben diesen bestattet. Durch diesen letzten Felssturz ist jetzt die Höhle beynahe gänzlich geschlossen, und ein Leichenstein, wie niemals einer mehr, deckt die darunter Ruhenden. —

Wanderer, der du, gleich mir, diese romantischen Gegenden besuchst, der du an den mannichfaltigen großen Schönheiten der organischen Schöpfung, und auch an der lieblichen, freundlichen Natur des blühenden, reizenden Oetzthals dich ergetzt und erfreut hast, geh nicht vorüber an diesen Gräbern ohne eine wehmüthige Empfindung, und errichte den da Schlafenden in deinem Herzen ein gefühlvolles Denkmal, womit die Nachwelt das Unglück auch lange Vermoderter gern ehrt.

Albert Graf Pappenheim.

Das Leipziger Bücher-Verzeichniß von der Michaelis-Messe

(Fortsetzung.)

Die deutsche Literatur besäße also 83 periodische Schriften; rechnen wir hiezu noch die politischen Zeitungen und Intelligenzblätter, deren in Deutschland eine beträchtliche Menge erscheint, so möchten dadurch wol die Papiermassen aufgewogen werden, die England für die periodischen Blätter Londons gebraucht. Man rechnet nämlich daselbst 18,000 Exemplare Morgentagblätter, 14,000 Abendtagblätter, 10,000 Zeitungen, die alle zwey Tage erscheinen; Sonntagsblätter 25,000, andre periodische Blätter, die alle acht Tage erscheinen, betragen 20,000, im Ganzen also 245,000 Exemplare wöchentlich. Eins ins Andre gerechnet, wiegen zwanzig Ein Pfund, was also wöchentlich 12,250 Pfund und jährlich 637,000 Pfund Papier erfordert.

Zu den periodischen Werken gehörten eigentlich auch noch die Almanache, die, wenn sie gleich nur des Jahrs Einmal erscheinen, doch keinen unwichtigen Zweig unsrer Literatur ausmachen, und eine Menge Künstler, Gelehrte, Handwerker beschäftigen. Dieser Zweig hat übrigens beträchtlich gelitten; wir finden daher aus dem Michaelis-Meßverzeichniß, außer den bekannten für Damen, der Liebe und Freundschaft, von Wildungen, Minerva, Rheinisches, Gothaer, Göttinger, Zimmermanns Taschenbuch der Reisen, Almanach des Dames und weniger andern, nur noch ein historisches von Arndt; Hipponax für heitre Laune; Jurende's mährischer Wanderer, wozu wir noch Hebels rheinischen Hausfreund setzen.

Wir haben mit den angeführten neuen Auflagen und Fortsetzungen diejenigen Werke genannt, über welche das Publikum gleichsam schon entschieden hat, und gehen nun zu dem Weitern über:

Das Romanenfach von der Ostermesse enthält die Namen: Apel, Baczko, Becker, (W. G.), Lafontaine, Laun, G. Schilling, Schütze, Steigentesch und Weisser. — Das von der Michaelis-Messe: Stein, Tieck und Voß. — Das Publikum weiß, was es von diesen zu erwarten hat. Ob hiezu Jung's (Stillings) Erzählungen zu rechnen seyen, können wir nicht entscheiden. — Unter den Schauspielen der Oster- und Michaelismesse führen wir die von Collin, Eckstein, Kotzebue, Lembert, Soden und Steigentesch an. —

Die theologischen Wissenschaften sind an Erbauungsschriften und Predigten am reichhaltigsten; die Ostermesse lieferte deren 100; die Michaelismesse 111; außer diesen möchten anzuführen seyn von der Ostermesse: Kaisers bibl. Theologie; Köppens Philosophie des Christen-

thums; Moses, nach Mendelsohns Uebersetzung; Palmers theologische Zeitschrift; Planks theol. Encyklopädie; Stäudlins Moral für Theologen; de Wette Archäologie des Alten Testaments;

von der Michaelismesse: Arigler Hermenevtica bibl. Fabricius Apologie des dogmat. Protestantismus; de Wette, biblische Dogmatik der Alten.

Erziehungs-, Unterrichts- u. Jugendschriften, mit Einschluß der franz. Literatur, zählt das Oster-Meßverzeichniß 157, das Michaelis-Meßverzeichniß 53 Schriften — wenige darunter von Bedeutung.

Die Alte Literatur erfreut sich der Handausgaben von Demosthenes, Plato, Plutarch, und liefert: Aeschyli Tragœdiæ c. Schüz; Apulejus c. Seebode; Epicuri phys. c. Schneider; Euripidis Tragœdiæ c. Matthiæ; Oppiniani Cynegetica c. Schneider, Plotini libri de pulcro c. Creuzer; Theophrasti Car. c. Bloch; nebst kritischen Beyträgen von Fähse, Halbkart, Hermann, Kästner, Kreyssig und Schäfer.

Die Rechtsgelehrsamkeit und dahin einschlagende Fächer haben in der Ostermesse neben 28 Artikeln, die die französische Gesetzgebung und Rechtsgang behandeln, folgende Werke geliefert: Jahrbücher der Gesetzgebung Badens, von Brauer; Kratzers System des Kriminalrechts; Tittmann, Entwurf zu einem Gesetzbuch für Sachsen; Werner, von bedingten Injurien.

Die Michaelismesse außer ein halb Dutzend Dissertationen ꝛc.: Bauer, Erbfolge-Ordnung nach C. N.; Bergmann, über das Verbot der rückwirkenden Kraft der Gesetze. Gerstecker j. politiæ; Grävells Commentar zu den Kredit-Gesetzen des preußischen Staates; Lometsch, westphälische Gesetze bis 1811; Schirachs Criminalfälle; Strafgesetzbuch für Baiern.

Aus der Literatur für die Arzneykunde führen wir von der Ostermesse an:

Burns, von Herzkrankheiten; Creve, Chemismus der Respiration; Gmelin, Pathologie des menschlichen Körpers; Jones über den Prozeß der Natur bey Blutungen; Löbenstein-Löbel, Heilung der Gehirnentzündung; Scarpa, von Brüchen; Schnurrers geographische Nosologie; Strombeck, Magnetismus; Testa, Krankheiten des Herzens; White, Pferdarzneykunde; Zang, Darstellung blutiger Operationen.

Von der Michaelismesse: Assalini, über künstliche Pupillen; Becker über Petechialfieber; Beer's drey Werke über die Augen; Chabert, über die Tollhundswuth und deren Heilung; Döllinger, Beyträge zur Entwicklungsgeschichte des menschlichen Hirns; Hufeland und Horn, über die Wirksamkeit des Bernard'schen Mittels gegen die Lustseuche; Langenbeck, neue Bibliothek für die Chirurgie; Michälis, über Steinschnitt; Richter's specielle Therapie; Trawnitschek, über Schnupfen.

Hiezu aus der Naturgeschichte: Cavollini, Pflanzenthier des Mittelmeers; Germar, Magazin der Entomologie; Panzer, Index entomologicus; Willdenow, plantæ horti regii Berol.; Wahlenberg, de Veget. Helvetiæ.

(Der Beschluß folgt.)

Nachlese.

In seinem Leiden scherzte Scarron fort, und blieb seinem Distichon treu:

Ille ego sum Vates, rabido data praeda dolori,
Qui supero sanos lusibus atque jocis.

*

Der Philosoph Mallebranche brachte nicht mehr als die zwey Verse zu Stande:

Il fait le plus beau tems du monde
Pour s'aller promener sur la terre et sur l'onde.

*

Noch zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts wurde bey Symposien aus silbernen Kugeln getrunken. Postel singt in seinen poetischen Nebenwerken, 1708:

Die Silberkugeln geh'n am Zechtisch auf und nieder:
Das ist der rechte Krieg für gute deutsche Brüder.

Auch gedenkt er des Gebrauchs lederner Münzen:

Noth lehret uns, das Geld auch aus der Haut
zu schneiden.

*

Tillotson saß mit drey Freunden im Wagen auf der Straße von London nach Windsor. Sie stritten über philosophische Gegenstände. Herr von Maiseau rief nach zwey Stunden, des langsamen Fahrens müde, zum Schlage heraus: Allons donc! Allons donc! — „If you please, Gentleman!“ antwortete der Kutscher, welcher kein Französisch verstand. Der philosophische Streit wird hitziger. Endlich kamen sie bey der Barriere von London an. Der Kutscher hatte verstanden: A London! A London!

*

Nach Barnevelts Enthauptung warf seine Gattin sich dem Prinzen von Oranien zu Füßen und bat um Gnade für ihren Sohn. „Was bewog Sie zu diesem Schritt? fragte der Prinz; Sie baten ja nie für Ihren Gatten.“ — Weil er unschuldig war, antwortete sie; aber mein Sohn ist schuldig.

*

Ein Capitoul verbot die Aufführung des Beverley, von Saurin, weil auf dem Titel stand: Pièce en vers libres.

*

Als Johann III., König von Portugall, am Hochaltare die Communion empfangen wollte, rief ein Edelmann: „Kein Abendmahl, König, bis du mir Recht verschafft hast.“ Der gütige Monarch genügte seinem Verlangen. Man weiß nicht, ob man die Kühnheit des Edelmanns, oder die Güte des Königs mehr bewundern soll.

•

Ein Reisender fand im Theater an den herrlichen Decorationen von Columba Vieles zu tadeln, bis ein Nebenmann ihn mit den Worten zum Schweigen brachte: Vexat censura Columbas.

•

Man zeigt in Mosul, einer asiatischen Stadt, in der Provinz Diarbeck, das Grab eines angeblichen Märterers, der als Prophet verehrt wird. Er wollte einen alten König von Ninive bekehren, ward zur Strafe getödtet, und von Gott wieder auferweckt, mahnte den Tirannen nochmals zur Buße, ward aufs Neue getödtet, und so fort siebenzigmal. Endlich starb er eines natürlichen Todes. Er heißt Dgerdgis.

•

Eh bien, mes enfans! sagte Hr. von St. Pern; qu'est-ce que c'est? Du Canon? Eh bien, ça tue, ça tue. Voila tout!

•

Als ein Spötter aus Johannes Calvinus anagrammatisch herauskünstelte: Oh, sane, nil vanius! antwortete dieser: Oh, vane, nil sanius!

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, im November.

Die von dem Zürichschen ersten Kantonsarzt Hirzel am 16. Sept., als dem ersten Jahresfeste der Zürichschen Hülfsgesellschaft, gehaltene und seither im Druck erschienene vierzehnte Vorlesung (Zürich. 123 S. 8.) ist abermals ein reichhaltiger Bericht von vielfältigen menschenfreundlichen und wohlthätigen Bemühungen und Anstrengungen der Einzelnen sowol, als gesellschaftlicher Vereine, die in dem ausgebreiteten Wirkungskreise des Verfassers zu seiner Kenntniß gelangten, und die er hier in Verbindung mit der Rechenschaft über manche von ihm unmittelbar geleitete Anstalten für weitere Aufmunterung zu wetteiferndem Wohlthun bekannt machen und verbreiten hilft. Referent will auch diesmal Weniges, was auch für das Ausland nicht ohne Interesse seyn dürfte, ausheben. Von der Blinden-Anstalt in Zürich wird gleich anfangs bezeugt: „Es freut uns zu wissen, daß noch nicht ein Mensch diese Anstalt geprüft hat, der nicht mehr gefunden hätte, als er erwartete. Die Wohlthätigkeit ist dieser Anstalt Stütze, und sie ermüdet nicht. Aber immer noch erhalten wir zu wenig Zöglinge von außen her, welche doch zum Bestande derselben in die Dauer unumgänglich nöthig sind. Nicht verwöhnt und lüstern werden diejenigen Zöglinge in unserer Anstalt, welche zur Classe der geringen armen Leute gehören, und ja nicht zu neuen Bedürfnissen verleitet. Diesen Wahn kann Niemand nähren, der es über sich vermochte, durch eigene Prüfung sich von der wahren Lage der Sachen zu überzeugen. Der Unterricht, den sie genießen, verschafft ihnen nicht blos das Glück, des Lebens froher seyn zu können, nicht nur sittliche und wissenschaftliche Bildung, angemessen den Bedürfnissen in ihrer Lage in der Welt, eingeschränkter und ausgedehnter; sondern, was noch viel mehr ist, sie werden in den Stand gesetzt, ihr Brot, wenigstens den größten Theil desselben, mit ihrer Hände Arbeit zu erwerben, was für arme Blinde doch ein großer Gewinn ist. Aber auch vornehmere und reiche Blinde finden da Erziehung und Bildung, die ihnen sonst einzeln selten oder gar nicht zu Theil wird, und wir dürfen es rühmen, daß unsere Zöglinge so viel an Tugend und christlichem Sinn, als an körperlichen Geschicklichkeiten, gewinnen.“ — Die Direktion der Zürichschen Ersparnißkasse genießt die untrüglichsten Beweise großen Beyfalls und Zutrauens durch die Vermehrung ihrer Beschäftigungen, indem mit dem vollendeten achten Jahr ihres Bestandes die Kasse an 958 Theilhaber die Summe von 61,938 Gulden schuldig ist. Der freywilligen und wohlthätigen Steuern, welche der Hülfsgesellschaft von Zürich im verflossenen Jahr zukamen, betrugen die Summe von 2020 Gulden, von denen 89 aus verschiedenen Schweizerkantonen, und 1931 von Zürich kamen, unter welchen Summen aber die reichen Vermächtnisse verstorbener Wohlthäter einbegriffen sind, die sich auf 1360 Gulden belaufen. Andere 1226 Gulden brachten die Neujahrsgaben, und 313 Gulden die wöchentlichen Beyschüsse der Gesellschaftsglieder. — Die Anstalt gegen das Gassenbetteln kann auch durch den ungestört freundlichen Sinn unserer Stadtbewohner, sagt Hr. Hirzel, ihr wohlthätiges Wesen fortsetzen, indem 19,309 Portionen Suppe, 5220 Brote und 654 Gulden an Geld ausgetheilt worden. Zum ersten Mal sah ich in dieser Rechnung die Anzeige, daß 641 Portionen dieser Suppe gegen Bezahlung an Fabrikarbeiter verlangt worden sind. Daß dies nicht früher geschehen, ist entweder der Unkenntniß dieser Erleichterungsanstalt, oder dem Bettlerstolz, mit Bettlernaschhaftigkeit verbunden, zuzuschreiben, oder es ist ein köstlicher Beweis, daß es sich mit dem Elende und der Dürftigkeit in unserm Kanton bey Weitem nicht so schauderhaft verhalte, als hier und da übertriebene Aengstlichkeit es anfiehet, herausspekulirt, oder, ohne genauere Untersuchung, glaubt. Ein angehängter umständlicher Bericht erzählt die Geschichte der als Privatanstalt seit 1780 bestehenden und jetzt sattsam fundirten Zürichschen sonntäglichen Zeichnungsschule für junge Handwerker, die für Aufnahme des Handwerksstandes überhaupt, und für Verbreitung gründlicher Einsichten und guten Geschmackes unter den Handwerkern nun seit 33 Jahren wesentlich und bedeutend mitwirkte. Bey Anlaß der — freylich negativ ausgefallenen Beantwortungen der Frage: ob der Aufenthalt Epileptischer in Kuhställen die Krankheit heile? bemerkt Hr. Hirzel beyläufig: Es lohnte sich doch wohl der Mühe, einige Kosten auf eine weitere Probe zu verwenden, da nur allein der Kanton Zürich schon eine beträchtliche Menge solcher Elenden hat, deren in 129 Pfarrgemeinden, (von vierzehn Landgemeinden und von der Stadt Zürich mangeln mir die Angaben) auf 148,130 Seelen 152 vorhanden sind, von denen 84 männlichen und 68 weiblichen Geschlechtes, 128 erwachsen und 24 minderjährig sind.

Berichtigung.

Nro. 27, Seite 107, im zweyten Spalt, L. 5. v. u. statt Altar, l. Altan. — Nro. 62. S. 245. Sp. 2. Z. 9. statt sprachliebender, l. prachtliebender. — Nro. 66. S. 264. Sp. 2. Z. 10 von unten, statt des Stiftes, l. der Stifter.

Nro. 280.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 23. November, 1813.

O Fülle der Freuden,
Vom Schiffe zu scheiden
Mit eherner Brust,
Rings Muscheln zu greifen
Und Perlen zu häufen
Mit geiziger Lust.

Ley.

Von der Perlenfischerey.*)

Im dunkeln Schoße der Erde und des Meers bildet die Natur den Diamant und die Perle. Von den Stralen des ersten der Edelsteine geblendet, weilt das Auge mit Wohlgefallen auf dem sanftern Schimmer der Perle, die gleich der Unschuld eigenthümliche Reize hat, welche von keiner Schönheit verdunkelt werden. Die mildere Weisse der Perle, und ihr bescheidener Glanz, der sich nur dem nähern Auge zeigt, macht sie zum passenden Bilde der Unschuld und Reinheit des Herzens, und „die Perle der Mädchen" ist wenigstens im Deutschen ein schöneres Lob, als „sie glänzt gleich dem Demant unter ihren Gespielinnen." Es scheint in der That, daß man der Perle von jeher gewisse innre Vollkommenheiten beygelegt hat, wenn man dem Diamanten nur äußere Schönheit einräumte. Die Perle verdankt ihre Schönheit allein der Natur; gleich der Venus tritt sie, ohne fremden Schmuck, aus dem reinen Krystall des Meers hervor, und verliert sogar an ihrer natürlichen Schönheit durch das, was die Kunst mit ihr vornimmt, um sie auf eine Schnur zu reihen; der Diamant hingegen erhält sein Feuer und seinen Glanz nur durch die Kunst des Schleifers. Da diese Kunst den Alten nicht bekannt war, so war es natürlich, daß sie die Perle dem Diamant vorzogen. Plinius sagt in seiner Naturgeschichte: „das höchste aller Dinge an Werth ist die Perle;" und selbst den wildesten Völkern dient sie zu ihrem vorzüglichsten Schmuck. In der That läßt sich schwerlich für die Toilette eine glücklichere Wahl treffen, oder eine glücklichere Erfindung machen; durch nichts wird die Schönheit der Haut so sehr erhoben, als durch die Perle; da hingegen Edelsteine dem Teint mehr nachtheilig sind.

Wie sehr die Perlen zu Mosis und Salomons Zeiten (vor 3300 und 2800 Jahren) geschätzt wurden, davon finden wir viele Beweise in dem ältesten der Bücher. „Die Weisheit ist höher zu achten, sie ist edler, als Perlen;" „ein tugendsames Weib ist edler, als die köstlichsten Perlen," heißt es im Hiob und in den Sprüchen Salomons. Im N. T. wird sogar das Himmelreich mit der Perle verglichen, und in der Offenb. Johannis sind die Mauern des himmlischen Jerusalems nur von Edelsteinen, die Thore aber von Perlen. Unter den Inschriften, die Chardin auf den Mauern der Gebäude von Ispahan fand, ist eine, zum Lobe der Demuth, nicht blos wegen ihrer poetischen Schönheit, sondern auch deswegen merkwürdig, weil sie uns zeigt, wie die Perle im Orient angesehen wird. „Ein Regentropfen fiel in das Meer. Verloren in der Betrachtung der Unermeßlichkeit des Weltmeers fühlte er lebhaft sein Nichts. Aber eine Muschel öffnete ihre Schale,

*) Wir entlehnen auch diesen Aufsatz, so wie schon früher zwey andre, aus dem interessanten in Deutschland beynahe unbekannten St. Petersburger Taschenkalender, und hoffen mit Zuversicht, den Lesern hierdurch Vergnügen zu schaffen, um so mehr, da der vortreffliche Verfasser Franklins Darstellungsgabe im Wissenschaftlichen mit Lichtenbergs Geist und nicht selten mit dessen Witze verbindet.

nahm ihn in ihrem Schoß auf, und pflegte ihn. Der Himmel gab seinen Segen dazu, und aus dem Regentropfen ward die berühmte Perle, die jetzt die Krone des Königs ziert." Nach der Physik des Orients, womit auch Plinius übereinstimmt, wäre also die Perle verkalktes Wasser, wie nach der neusten europäischen Physik der Diamant versteinertes Licht ist.

Es ist sonderbar, daß die Perle ihren Namen in allen europäischen Sprachen von den alten deutschen erhalten hat. Selbst der griechische und lateinische Name, Margarite, ist nach Plinius Zeugnisse barbarischen Ursprungs, und kommt von dem angelsächsischen Meregrot, Meergries oder Meersteinchen, her; und Perle oder Berle ist nichts anders als das deutsche, kleine Beere, von ihrer runden Form.

Die Natur und der Ursprung der Perlen ist jetzt vollkommen bekannt. Die Materie, woraus sie bestehen, ist ganz einerley mit der, woraus die Schale der Muscheln selbst besteht, nämlich eine Kalkerde mit etwas wenigem thierischen Leim oder Schleim; die Perlen lösen sich daher in Säuren auf, wogegen sie aber, so lange sie nicht beschädigt oder zerbrochen sind, durch den opalfarbigen Schmelz, mit dem sie überzogen sind, geschützt werden. Alle zweyschaligen Muscheln (bivalves), deren Inneres perlenmutterartig ist, erzeugen Perlen auf eben die Art, wie sie die Schale erzeugen, vorzüglich aber die sogenannte Perlenmuschel (avicule perlière), deren Schale sehr flach, kreisrund, voll Furchen, auswendig grau ist, und inwendig Perlen-Farbe und Glanz hat. Man findet sie von der Größe von 6 Zoll im Durchmesser, und 1 bis 2 Zoll Dicke. Die Thiere, die diese Muscheln bewohnen, enthalten einen Saft, der sich außer dem thierischen Körper versteinert oder verkalkt, und den sie vermittelst ihrer Drüsen absondern, um daraus ihr Haus zu bauen, welches die Natur zu ihrer Sicherheit bestimmte, so wie die Raupe aus ihrem Saft ihr Grab spinnt, welches sie für die Auferstehung aufbewahrt. Aus diesem versteinerten Saft bildet sich die Schale durch unzählige äußerst dünne parallele Lagen, und die Perle durch eben solche Lagen, die aber nicht parallel sind, sondern sich in konzentrischen Kreisen um einen Mittelpunkt herumlegen. Dieser runde kalkartige Auswuchs findet sich zuweilen im Thier selbst, zuweilen getrennt von ihm an der innern Schale. Die Veranlassung dieses unnatürlichen Auswuchses ist wahrscheinlich, wie beym Bezoar und andern thierischen Steinen, irgend ein fremder Körper (z. B. ein Sandkorn), den das Thier mit seiner Nahrung zu sich genommen hat, und den es nun, um ihm seine Rauhigkeit, die ihm wehe thut, zu benehmen, mit jenem schleimigen Saft überzieht. So bald dieser Saft verhärtet ist, wirkt er von Neuem auf das Thier als ein fremder Körper, und gibt ihm das Bedürfniß, ihn immerfort von Neuem zu überziehen. So wächst die Perle unaufhörlich, und besteht, gleich einer Zwiebel, aus unzähligen konzentrischen Lagen, die abwechselnd bald vom schönsten Wasser, bald unrein sind. Diese Erklärung wird dadurch außer Zweifel gesetzt, daß man wirklich oft, wenn man die Perlen aufschneidet, in ihrer Mitte den fremden Körper findet, der zum Kern gedient hat.

Eine andre Veranlassung der Perlen ist folgende. So wie Alles in der Natur auf Kosten seiner Nebengeschöpfe zehrt, so gibt es auch im Grunde des Meers oder in den Ritzen der Felsen Würmer, welche die Muschelschalen durchbohren, um sich vom Fleisch des Thiers zu nähren. Die Muschel verwahrt sich von ihrer Seite gegen diesen Angriff, indem sie jedes Loch durch eine Perle vermauert, die sie aus dem steinartigen Safte bildet, mit welchem die Natur sie zu ihrer Erhaltung begabt hat. Der berühmte Linne gerieth durch diesen Umstand auf eine Erfindung, die schon lange vorher gemacht war, und aus der die schwedische Regierung lange ein Geheimniß machte, nämlich durch Anbohrung der Muscheln die Perlen zu vervielfältigen. Es ist gewiß, daß dem Thier jedes Loch eine Perle kostet; da aber diese Perlen an der Schale fest sitzen, so sind sie nicht rund, und haben daher im Handel keinen hinlänglichen Werth, um die darauf verwandte Mühe zu belohnen. — Oft findet man auch schöne runde Perlen lose in der Schale liegen; dies sind wahrscheinlich solche, die sich im Thiere selbst bildeten, und von demselben, als sie durch ihre Größe beschwerlich wurden, wie Exkremente ausgeworfen wurden. — Was man Perlenmutter oder nâcre de perles nennt, ist die innre Schale der Muschel, welche die Farbe und den Glanz der Perlen hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Leipziger Bücher-Verzeichniß von der Michaelismesse.

(Beschluß.)

Für die Staats- und Landwirthschafts-, Handlungs-Wissenschaft ꝛc. lieferte die Ostermesse gegen 80 Werke, worunter: Cammerloher, Reichenbach und Wiebeking über die Brückenbaukunde; Courtin über sämtliche Arbeiten der Brücken- und Wegbau-Ingenieurs Frankreichs seit 1800; — das Forstwesen für Baiern hat ein eignes Journal erhalten.

Die Michaelismesse: Börm's Deichkunde; Bürmann's Encyclopädie der Handlungswissenschaft; Egerer, Forstwissenschaft; Fellenberg und Schenk, über das Armenwesen; Gerike, ökonomische Schriften; Hermbstädts Technologie; Huberts Wartung der Schafe; Leipziger National-Oekonomie; Schuberts Geognosie; Thaer, Ausmittlung des Rein-Ertrags der Grundstücke; Wehrs ökonom. technol. Nachrichten.

Die Mathematik gab geringe Ausbeute, worunter

zwey mißlungene Versuche über die Parallelen-Theorie; Mollweide Comment.; Prasse inst. anal. und Rößlers Repetitionstheodolit.

Unter den philosophischen Werken bemerken wir von der Ostermesse: Schmalz, J. naturale; Sinclair, metaphysisch begründete Physik, und von

der Michaelismesse: Brükners Blicke in die Natur der praktischen Vernunft; Schwab, von der dunkeln Vorstellung.

Die Geschichte erhielt in der Ostermesse: Beckers zweyhundert Münzen des Mittelalters historisch betrachtet; Bodmann, die Schweden zu Mainz; Borreux, über den Zustand der deutschen Nation; Dobrowsky, Geschichte der böhmischen Sprache; der schweizerischen Geschichtsforscher; Gräffer, der Buchhandel in Verbindung mit der Buchdruckerey; Grollmann, Geschichte der Räuberbande des Vogelbergs; Luden, allgemeine Geschichte der Völker und Staaten; Müllers, St. Petersburg; Pfister, Geschichte von Schwaben; Rehfues, Spanien seit 1808; Zschokke's Geschichte des baierischen Volks.

In der Michaelismesse mit Ausschluß einiger kleinen Abhandlungen: Denkwürdigkeiten der Prinzessinn Karoline von Wales; Geschichte des Krieges zwischen den Osmanen und Russen von 1768 bis 1774; Lasius, der französische Kaiserstaat; Rühs Ursprung der isländischen Poesie; Schlegels Geschichte der Könige von Dänemark; Vogt, historisches Testament; Winters älteste Kirchengeschichte von Altbaiern ꝛc.

Hiezu Lebensbeschreibungen von Graf Böhlen, Erhard, Gönner, Griesbach, Heyne, Reinhard, Rhan, Salzmann, Schmid, Seume, Taubmann, Wendeborn und Wieland.

Für die Erdbeschreibung liefert die Ostermesse: d'Antillon, Geographie von Spanien und Portugall; Castellan, Sitten der Osmanen; Hamiltons Aegyptiaca; Hermelin, Minerographie von Lappland; Lindners Gemählde der Türkey; Schultes Briefe über Frankreich;

die Michaelismesse neben Beschreibungen der Elbbrücke von Tharant, Trausnitz, Plauenschem Grund, Salzburg, Selters, Salzach-Kreise, Bamberg, Moskau, Nürnberg, München, Koblenz, Töpliz, Lauchstädt, St. Pölten, — folgende Werke: Charpentier's Darstellung der Höhen verschiedener Berge, Flüsse und Orte Schlesiens; Goethe, Höhen der Welt; Griffith's Reise nach Arabien; Halem's nach Paris; Kolb, Lexikon von Baden; Meyers Reise auf die Eisgebirge Berns; Raumer, der Granit des Riesen-Gebirges; Schopenhauers Erinnerungen von einer Reise.

Dem Krieg verdanken wir eine Uebersetzung von Botte's und Riffaults Anweisung, das Schießpulver zu bereiten; Bundschuh, Uebersicht des K. Oester. Milit. Oekonomie-Systems; Crome's Deutschlands Crise und Rettung, der Kampf und Krieg Frankreichs mit Rußland und Preußen ꝛc.; der Landwirth im Kriege; Meinecke, über das Schießpulver; Uebersicht des Feldzugs v. J. 1813; Schilderungen des russischen Milit., besonders der Kosaken, des russischen Reichs, des russischen Feldzugs, eine Menge russischer Dollmetscher ꝛc.

Von vermischten Schriften führen wir an: O. Frank, über dynamische Spracherzeugung; dessen Persien und Chili als Pole der physischen Erdbreite; Hundeshagen, Friedrichs Barbarossa, Palast in Gelnhausen; Kanne, System der indischen Mythe; dessen Kappallen; Knapp, römisches Denkmal des Odenwaldes; Lux, der Scharfrichter nach allen Beziehungen; Rittig v. Flammenstein, encyklopädisches Kriegs-Lexikon; Sievers Schauspielerstudien; Spielerleben und Gaunerkniffe;

Hiezu 27 Unterhaltungsbücher, und mehrere portugiesische, russische, spanische und französische Sprachlehren und Wörterbücher.

Zum Schluß wollen wir noch bemerken, daß von altdeutschen Gedichten erschienen sind: die beyden ältesten deutschen Gedichte; Henning, der Hube; zwey Ausgaben v. Lied d. Niebelungen; Lohengrin v. Görres; und daß wir einen Frühling deutscher Gedichte erhalten haben, und daß uns eine Ausgabe sämtlicher Werke v. Car. Pichler und Bürger besonders erfreute.

Noch müssen wir als vergessen an Fortsetzungen nachtragen: Pasquich's Mathematik; Pestalozzi, Erziehungs-Unternehmen; Pfaff, Mat. med.; Pfeiffers Rechtsfälle nach dem Code Napoleon; Pindari op. c. Beck; Rösels Naturgeschichte der Frösche; Motermund's Fortsetzung zu Jöchers Gelehrten-Lexikon; Rühs Geschichte von Schweden; Schillers sämtliche Werke; Schkur's botanisches Handbuch; Sonneschmid's Amalgamation; Sprengelii, inst. med.; Stolls Medicinalwesen; Tiedemanns Zoologie; Trattinick, botanische Werke; Triesnecker, astronom. Beobachtungen; Weber, politische Oekonomie; allgemeine Welthistorie.

Distichen.

I.

Der Humoristiker.

Der du mir allen Humor verderbst mit den Bildergeschnörkel
Und mit dem wilternden Witz, du humoristisch, Gesell?
Was du mir bringst, sind nur zerdrückte Spän' aus der Werkstatt
Jean Pauls, welche die Hand billig des Meisters verwarf.

2.

Das ächte Gedicht.

Wessen Gedicht nicht vom Blitze gefärbt ist der heil'gen Begeistrung,
Deren elektrische Spur sicher der Kundige kennt,
Glatt seyn mag es, geregelt, und schön die Sprach' und gemeißelt;
Doch nicht, entweihendes Munds, nenn' es ein Genius-kind.

3.

Zunftgeist.

Was nach der Lade nicht riecht und der Innung, das ist ihm ein Gräuel;
Was ihm die Rolle dort sagt, hier die Genossame meint,
Dieses allein nur hat Kraft; so will er die Welt und das Wissen
Und die göttliche Kunst richten nach solchem Bescheid.

4.

Konstruktion.

Konstruiren ist Kreutzigen, spricht der Philosophos Autos;
Ja, du kreutzigest uns recht mit der Konstruktion.

5.

Bavs Gedichte.

Lieber möcht' ich Tage lang hören das Stöhnen der Sägmühl',
Und der Walker und Schmidt' ohrenzerreißenden Schlag,
Lieber der Pfauen Gekreisch, der Elstern und Dohlen Gekrächze,
Was Mißtönendes je hegt das geflügelte Volk,
Lieber der Pfuhlgemeine Gequäk, miaulender Thiere
Chöre lieber, o Bav, als dein entsetzlich Gequiek.

E.

Ernestine an Fedor.

Ist des Erkennens Kraft nur mir gegeben,
Entbehr' ich auch der Augen Licht,
Genieß' ich doch das Schönste wol im Leben,
Wenn unter Edeln weis' ein Edler spricht.

Als einst ich Fedorn kennen lernte,
Ward schön versiegelt dieser Satz.
Wie sich die Nacht allmählich ganz entfernte!
Licht schuf mir seines Wissens Schatz.

Nicht blendeten sie mich, die sanften Stralen,
Entzündet durch des Geistes Licht;
Sie wussten sprechend mir zu mahlen
Die Macht, die kommt und Sieg erficht.

v. A.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, im November.

Der landwirthschaftlichen Gesellschaft des Kantons Waadt ist kürzlich von dem Professor Marindin der Entwurf von einer Versicherungsanstalt des Weinlandes gegen Hagelschaden vorgelegt worden, der zwar auf den allgemeinen Grundsätzen der Versicherungsanstalten beruht, aber, bey der immer noch allzuseltenen Anwendung dieser leztern, einer allgemeinen Aufmerksamkeit werth scheint. Hr. Marindin geht davon aus, daß der Wein das Hauptprodukt der Landschaft Waadt ist, und daß eine Anstalt, die den Ertrag dieses wichtigsten Eigenthums seiner Einwohner sichert, den Werth desselben erhöhen, und den Wohlstand des Ganzen wie der Einzelnen vermehren müsse. Er sieht unter den verschiedenartigen Unfällen, die den Ertrag des Weinstocks schmälern können, den Ueberschwemmungen, den späten Frühlingsfrösten, den schädlichen Insekten und den Hagel, diesen leztern für denjenigen an, der am öftesten und meisten Schaden bringt, und dem hinwieder leichter, als den übrigen, durch eine Versicherungsanstalt begegnet werden kann. Er glaubt, diese müsste für alle Besitzer von Rebland verpflichtend seyn, und, so wie die Brandversicherungsanstalt, unter öffentliche Administration gestellt werden. Nur durch jene ist die Erreichung des gedoppelten Zweckes möglich, daß nämlich alles Weinland der Vortheile der Versicherungsanstalt theilhaft, und daß ferner der Beytrag der Einzelnen für die erforderlichen Entschädigungen möglichst gering wird; die öffentliche Administration muß das allgemeine Zutrauen sichern, und sie wird zugleich minder kostbar seyn. Die Anstalt selbst sollte wesentlich auf folgenden einfachen Bestimmungen beruhen: 1. Auf eine zu bezeichnende Zeit soll jeder Eigenthümer den Umfang seiner Stücke Rebland und die Summe angeben, auf die er ihren jährlichen Durchschnitts-Ertrag berechnet. Diese Berechnung wird geprüft, und entweder anerkannt und gutgeheißen, oder, nöthig erachtenden Falls, eine weitere amtliche Schatzung angeordnet. 2. Der also berechnete jährliche Durchschnitts-Ertrag ist die Grundlage, theils der Entschädigung, auf welche jeder durch Hagel beschädigte Eigenthümer Anspruch zu machen hat, theils des Steuerbetrags, der von jedem Eigenthümer an die Beschädigten zu leisten ist. 3. Die Versicherungsanstalt ist verpflichtet: den hagelbeschädigten Eigenthümern die Durchschnittsumme ihres Jahres-Ertrags zu bezahlen; hinwieder gebührt ihr der Ueberrest vom Ertrag des beschädigten Landes; und endlich muß der durch Hagel bewirkte Schaden von allen Eigenthümern des Weinlandes also geleistet werden, daß sein Gesammtbetrag gleichmäßig auf den Ertrag alles Reblandes vertheilt wird. So oft nun ein Hagelwetter eintritt, so sollen innerhalb vier und zwanzig Stunden die beschädigten Eigenthümer durch ihre Ortsbehörden einen Verbalproceß über Größe, Umfang und beyläufigen Betrag des Schadens ausfertigen lassen, welcher sogleich an die Administration der Anstalt übermacht wird. Diese läßt durch eigene Commissarien, ein Paar Wochen vor der Weinlese, über den annoch zu erwartenden Ertrag des beschädigten Landes verfügen, entweder durch Ueberlassung an den Eigenthümer, oder durch Versteigerung. Erkauft der Eigenthümer selbst den Ueberrest seiner Weinlese, so wird ihm, nach Abzug derselben, der zu leistende Schadenersatz sogleich bezahlt; widrigenfalls erfolgt die Zahlung erst acht Monate später. Sobald man jedes Jahr den an die beschädigten Eigenthümer zu leistenden Ersatz kennt, so wird die Vertheilung davon auf alles Weinland der ganzen Landschaft vorgenommen. Die kleinen Zwiste, welche zwischen der Administration und den interessirenden Theilen sich ergeben können, sollen summarisch und inappellabel durch eine unparteyische Gerichtsbehörde entschieden werden. — Die vor einiger Zeit aus einer Berner Zeitung auch im Morgenblatt erzählte Geschichte von einem im untern Gurnigelwald des Kantons Bern, unter seltsamen Umgebungen und Umständen, entdeckten Leichnam erhält jezt durch eben jene Zeitung ihren Aufschluß dahin, daß der Verstorbene, der dort unstreitig seinen Tod suchte und fand, ein in der Gegend bekannter, etwas blödsinniger Landmann war. — An die Stelle des verstorbenen Bernerischen Oberpfarrers, Hrn. Ith, hat die dortige Regierung zum Decan der Bernerischen Geistlichkeit, den Hrn. Gottlieb Risold, Professor der griechischen und lateinischen Sprache an der Akademie, und zum Mitglied der akademischen Curatel den Hrn. Pfarrer Wyttenbach ernannt.

Nro. 281.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 24. November, 1813.

Dir gnügte, streng im eigenen Entsagen,
Ein mäßiges, an Freuden armes Loos;
Doch war für mich ein hoher Wurf zu wagen,
So schien fürwahr kein Opfer dir zu groß.

Langbein.

Emil.

An seiner Mutter Bette stand
Emil, sonst Gelbhaar zugenannt
Ob seiner blonden Locken Fülle.
Er fühlte, was Sie litt; er sah
Die Beste schon dem Tode nah',
Und weinte nur in Stille.

Der Wittwe Schatzgeld, Lein und Schrein
Verschwanden längst für Arzeney'n,
Sie konnte nicht für Lohn mehr stricken.
Sie lag in bitterm Mangel krank,
Und hatte Speise nicht und Trank,
Sich kärglich zu erquicken.

Als endlich sie der Schlaf befiel,
Entflog mit Sturmesflug Emil,
Rief aus: Ich schaffe Trank und Speise,
Schlich dann, geheimen Tritts, herein
Mit warmer Kost und Labewein,
Und ordnet' Alles leise.

Wie rückt mit wonnevollem Sinn
Er nun das reiche Tischchen hin,
Als Mütterchen vom Schlaf erwachte.
„Genieße, was der Arzt gebot!
„Hier ist zum Retten aus der Noth
„Auch blankes Geld! Betrachte!“ —

Woher, mein Kind? — „Verzeihe mir!
„Ich gab mein blondes Haar dafür.“
Er kniete freundlich bittend nieder.
Der Segen Gottes sey dein Lohn!
Schon deine That, mein guter Sohn,
Erlabt und stärkt mich wieder.

„So hat der Arzt es mir vertraut.
Der stillen Herzthat weih' ich laut
Des Feyerliedes schlichte Gabe.
Statt Berenicens, möcht' ich trau'n!
Am Himmel deine Locken schau'n,
Du liebenswerther Knabe!

Hg.

Von der Perlenfischerey.

(Fortsetzung.)

Die Schönheit der Perlen besteht in der Größe, der vollkommen runden Form, der feinen Politur, der silberweißen Farbe, und einem Glanz, der ihnen das Ansehen der Durchsichtigkeit gibt. Solche vollkommne Perlen erzeugen sich nur im Thiere selbst; und gegen eine solche finden sich vielleicht tausend, die gleich Warzen an der innern Schale hängen, und wegen ihrer unregelmäßigen Form keinen Werth haben; diese letztern wachsen zuweilen in solcher Menge und Größe an, daß das Thier seine Schalen nicht mehr schließen kann, und daher ein Opfer seines eigenen Kunstfleißes wird. — Die Farbe der Perlen hängt nothwendig von dem Saft ab, aus dem sie gebildet sind; daher sie nach der Natur der verschiednen Muscheln, vielleicht auch nach ihrem gesunden oder kranken Zustande, silberweiß, bräunlich, grünlich, gelb, roth, rauchfarbig, und sogar schwarz sind; die letztern, obgleich weniger schön, werden ihrer Seltenheit wegen, gleich Negern, theuer bezahlt. Die schwärzlichen ohne Glanz werden nicht geschätzt; doch findet man oft unter der ersten

schwarzen Schale eine Perle vom schönsten Wasser. Die Einwohner von Indostan schätzen die goldgelben am meisten.

Die großen und schönen Perlen heißen Zahlperlen (die Römer nannten sie unio); sie werden einzeln gewogen, und nach dem doppelten oder Quadrat-Verhältniß des Gewichts bezahlt, so daß eine Perle von 2 oder 3 Loth vier oder neunmal mehr kostet, als von 1 Loth. Die kleinen oder Lothperlen (semence de perle) werden in großer Menge Loth- oder Pfundweise verkauft. Die größte in der Geschichte bekannte Perle ward von Kleopatra, bey einem Gastmahl, welches sie dem Triumvir Antonius gab, in Essig aufgelöst, und auf dessen Gesundheit getrunken; Plinius schätzt sie auf eine Summe, die fast eine halbe Million Dukaten ausmacht. La Peregrina ist der Name einer Perle, die ein Neger bey Panama gefunden hatte, und die Philipp II. von Spanien überreicht ward; sie war oval, von der Größe eines Tauben-Eys, und ward zu 80000 Dukaten geschätzt. Tavernier sah 1633 eine Perle, die der König von Persien für 200,000 Dukaten gekauft hatte. Der Papst Leo X. hatte dieselbe Summe für eine Perle bezahlt.

Zu einer Zeit, wo man aus den geringsten Stoffen Gold machen wollte, und in jedem Körper die Quelle ewiger Jugend oder Verlängerung des Lebens suchte, war es natürlich, daß man auch den Perlen große Heilkräfte beylegte, und daß die Apotheken mit Perlen-Essenzen, Perlen-Arkanis, Perlen-Tinkturen rc., angefüllt wurden. In einem alten medizinischen Buche findet sich folgende Stelle. „Der Perlen-Liquor stärkt das Haupt, Gehirn, Magen, Herz, Leber und andre vornehme Glieder, bewahret den Menschen vor Schlag, fallender Sucht, Schwindsucht, Aussatz, Venus-Seuche, u. dgl., bringt Lust zum Essen, benimmt den Nebel und Dunkelheit der Augen, widersteht der Fäule und dem Gift, und ist das beste Mittel in faulen Fiebern und hitzigen Krankheiten.“ Jetzt weiß man, daß die Perle keine andre medizinische Kraft besitzt, als die sie mit der Kreide gemein hat, und man ist ökonomisch genug, die letztre in den Apotheken als Perlen-Surrogat zu gebrauchen. Selbst zu der weißen Schminke, die sonst aus Perlenmutter verfertigt ward, werden jetzt Kreiden und andre Erden gebraucht.

Die Perlen, die in den Austern an der schottischen Küste gefunden werden, sind von unregelmäßiger Form: daher man solche nicht runde, und selbst die unächten Perlen schottische nennt. Da es nämlich auch hier der Fall ist, daß Verdienst und Geld nicht immer beysammen sind, und manche Haut, die es wohl verdiente durch Perlen verschönert zu werden, diesen Schmuck entbehren muß, weil es an Gelde fehlt, ihn zu kaufen; so dachte man darauf, diesem Elend abzuhelfen, und den Perlenschmuck zu vervielfältigen, indem man durch Nachhelfung oder Nachahmung der Natur künstliche Perlen hervorbrachte. Diese kann man in ächte und unächte theilen, nämlich solche, die von den Muscheln selbst, wiewol mit menschlicher Hülfe erzogen werden, und solche, die ohne Zuthun der Muscheln aus fremden Körpern zusammengesetzt werden. Zur erstern Art gehört die obenerwähnte Methode Linne's, die schon vor 1800 Jahren im rothen Meer bekannt war, und eine andre, die noch jetzt in China allgemein angewandt wird. Im Anfange des Sommers, wenn die Muscheln sich an die Oberfläche des Meers begeben, und sich öffnen, werfen die Chinesen eine Schnur von einigen aus Perlenmutter verfertigten Kügelchen in die Schalen herein; nach einem Jahr findet man diese Kugeln sehr vergrößert, mit einer wahren Perlenhaut oder einem Schmelz überzogen, so daß sie den wahren Perlen vollkommen ähnlich sind. — Die vollkommenste Methode, unächte Perlen zu verfertigen, ist von Jaquin in Paris gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts erfunden, und besteht in Folgendem: Eine gemeine Art kleiner Weißfische, Able, Ablette (Cyprinus alburnus), wird im Wasser abgeschuppt, worauf sich ein feines silberfarbiges Pulver vom schönsten Perlenglanz zu Boden setzt, die sogenannte essence d'orient. Dann werden aus Röhren, die aus einem opalfarbigen Glase verfertigt sind, an der Lampe dünne hohle Kugeln geblasen, in welche jenes Pulver, nachdem es mit aufgelöster Hausenblase vermengt ist, vermittelst einer feinen Glasröhre eingeblasen, und durch Hin- und Herschwenken gleichförmig vertheilt wird, bis es völlig getrocknet ist, und sich festgesetzt hat. Hierauf werden die Glaskugeln, um ihnen mehr Festigkeit zu geben, mit weißem Wachs angefüllt, der Kern durchbohrt, und dieser Kanal mit einer papiernen Röhre ausgefüllt, damit die durchgezogene Schnur nicht anklebe. Zu einem Pfunde dieses Pulvers, welches sich in flüchtigem Alkali lange aufbewahren läßt, werden 20000 Fische verbraucht. Vor 40 Jahren gab es unweit Chalons eine Fabrik, die täglich 10000 solcher Perlen lieferte. — Eine schlechtere Art falscher Perlen ist diejenige, die aus Wachs oder Gummi verfertigt, und mit einem perlenfarbigen Leim überzogen wird, der in der Nässe oder Wärme rc. bald abspringt.

Perlen findet man allerwärts, wo es zweyschalige Muscheln gibt, selbst in Landseen und Bächen, nur in sehr verschiedner Menge und Schönheit. Ehemals war der Perlenfang in Schlesien, und in Liefland und Ingermannland, sehr berühmt; da diese letztern aber mehrentheils nach Rußland verführt wurden, und dieser Handel von der damaligen schwedischen Regierung verboten ward, so ging auch die Kenntniß von den Gegenden und Bächen, wo die Perlen gefangen wurden, verloren. Die wichtigsten Perlenfischereyen sind in Amerika und Asien, erstre im mexikanischen, letztre im persischen Meerbusen, und in der Meerenge, welche die Insel Ceylan von Indostan

trennt. Die persischen Perlen von Ormus sind vielleicht die schönsten, aber die Ceylanischen sind größer; und die Perlenfischerey in Ceylan beym Dorfe Manaar ist die beträchtlichste in der ganzen Welt; eine authentische Beschreibung derselben wird daher nicht ohne Interesse seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Correggio's Tod.

Die im Morgenblatt 1813 Nro. 261 — 264 mitgetheilte Probe aus Oelenschläger's Correggio wird bey denen Lesern, die mit der Geschichte des großen Mahlers nicht bekannt sind, ein erhöhtes Interesse erregen, wenn sie darauf aufmerksam gemacht werden, daß ihr Stoff historisch wahr ist. Was der Sänger der griechischen Kampfspiele als das Trefflichste preist *), brachte Correggio den Tod. Als er einmal für seine Arbeit 60 Goldkronen in lauter Kupfergeld empfangen hatte, und es bey großer Hitze nach Correggio trug, kühlte er sich unterwegs durch einen Trunk Wassers allzustark ab, und zog sich dadurch ein hitziges Fieber zu, an welchem er, kaum 40 Jahre alt, starb.

J. K. Höck.

Ueber die von Wollaston erfundenen neuen Augengläser.

Jedermann weiß, daß Personen, deren Auge zu convex ist, entfernte Gegenstände nicht deutlich unterscheiden können, weil die in's Auge fallenden Lichtstrahlen, (indem sie durch die Augenfeuchtigkeiten gebrochen werden), sich früher kreuzen, als sie die Netzhaut des Auges, auf welcher das Sehen Statt hat, erreicht haben. Im Gegentheil können Personen, deren Augäpfel zu wenig gewölbt ist, wie das sehr oft bey alten Leuten der Fall ist, keine in der Nähe befindliche Gegenstände gut erkennen, weil bey ihnen die Lichtstrahlen so wenig gebrochen werden, daß sie sich erst hinter der Netzhaut kreuzen würden. Man hilft der ersten Unbequemlichkeit, der Kurzsichtigkeit, durch concave Lorgnetten ab, die den Fokus der Strahlen verlängern; der zweyten aber, der Fernsichtigkeit, durch convexe Augengläser (Brillen), die den Fokus verkürzen.

Aber die Personen, welche Augengläser tragen, sehen nur diejenigen Gegenstände ganz deutlich, welche in die Axe ihrer Gläser und in die Verlängerung derselben fallen. Durch die Ränder ist das Sehen immer undeutlich und trügend, wegen der starken Brechung, die die Strahlen daselbst erleiden, und wegen der beträchtlichen Abweichungen, die daraus erfolgen müssen. Deswegen kann man mit solchen Augengläsern immer nur wenige Gegenstände auf einmal sehen, und man muß den Kopf drehen, um andere in die Axe der Gläser zu bringen, wenn man andere Gegenstände sehen will. Es ist leicht einzusehen, daß diese Beschränkung in sehr vielen Fällen, z. B. bey'm Betrachten einer schönen Gegend, auf der Jagd, große Unbequemlichkeit hat. Vor einigen Jahren versuchte ein berühmter englischer Physiker, Hr. Wollaston, dieser Unbequemlichkeit durch eine sehr einfache Erfindung abzuhelfen. Er bemerkte, daß, da die Pupille nur eine sehr kleine Oeffnung hat, man nie auf einmal durch den ganzen Umfang desselben Glases blickt, sondern nach und nach, mittelst der unmerklichen Bewegung des Auges durch verschiedene Punkte des Glases sieht. Dies brachte ihn auf den Gedanken, daß man den Augengläsern nicht die gewöhnliche Form zu geben brauche, wodurch man viele Strahlen in einen der Axe des Glases entsprechenden Fokus vereinigt, sondern daß es am Nützlichsten seyn werde, die Gläser so zu schleifen, daß das Auge, wohin es sich auch drehe, durch alle Punkte des Glases gleich gut sehe. Hr. Wollaston schloß nun, daß man den Gläsern eine gewölbte Form geben müsse, welche den von allen Seiten kommenden Lichtstrahlen allenthalben fast dieselbe Krümmung darbieten. Er nannte diese neuen Gläser periskopische, womit man rund um sich sehen kann. Die Gebrüder Dollond liessen sich über die Fabrikation derselben ein Patent geben.

Als Hr. Biot in Nicholson's Journal diese Idee fand, fragte er den geschickten Pariser Optikus, Cauchoix, um seine Meinung. Hr. Cauchoix verfertigte darauf solche periskopische Lorgnetten von verschiedenem Fokus. Wollaston hatte für die Krümmung der Gläser keine Maße angegeben; Hr. Cauchoix, in der Theorie seiner Kunst eben so gut bewandert, als in der Praxis, entdeckte bald das Maß der Krümmung, welche am günstigsten seyn musste. In den ersten Lorgnetten dieser Art, die er verfertigte, ahmte die äußere Krümmung des Glases fast die Krümmung des Augapfels nach; die Pupille konnte also nach allen Richtungen hingewendet werden, und sah nach allen Seiten durch diese Gläser eben so gut, wie durch den Mittelpunkt. Auch ist der Umfang, den man auf diese Weise übersieht, in der That überraschend, und die Unbequemlichkeiten, an welche die andern Gläser gewöhnen, machen das Angenehme der neuen nur noch fühlbarer. Hr. Biot gebraucht nur dann Lorgnetten, wenn er entfernte Gegenstände sehen will; seit mehrern Monaten gebraucht er gewölbte periskopische Lorgnetten, und versichert, daß er nie andere nehmen werde. —

Inzwischen für die Personen, welche beständig Lorgnetten tragen, würden diese doch einige Unannehmlichkeiten haben; wenn man durch sie in den Flammen eines Lichts, oder in einem Lustre eines Schauspielsaales, oder auf sonst etwas Glänzendes sieht, werden die von der zweyten Oberfläche des Glases reflektirten Strahlen noch einmal von der ersten reflektirt und nach hinten geführt; und da Letztere eine von der des Augapfels wenig verschiedene Krümmung hat, so convergiren die so gesammelten Strahlen in der Nähe der Netzhaut, und bringen da ein Bild hervor, welches das Hauptbild stört und vervielfältigt. — Auf der Jagd, auf der Promenade, wo man nicht gerade leuchtende Gegenstände sieht, hat das nichts zu sagen, — aber für andere Zwecke musste diese Unannehmlichkeit gehoben werden. Hr. Cauchoix ist auch dahin gekommen, ihr auszuweichen, dadurch, daß er die erste Fläche so weit abplattete, daß der Fokus derselben über die Netzhaut hinausfallen muß, so daß kein abgesondertes Bild mehr entstehen kann. Auf diese Weise hat man also einen größern Gesichtskreis, als mit gewöhnlichen Gläsern und ohne alle Unannehmlichkeit.

Seit drey Monaten hat Hr. Cauchoix mit diesen Lorgnetten bey vielen Personen Proben angestellt; selbst bey einem Kurzsichtigen, der nur auf 2½ Zoll Weite deut-

*) Trefflich vor allen ist Wasser. Pindaros erster olympischer Chor, im Eingange.

sich geben kann. Alle vereinigen sich in der Anerkennung der Vorzüge derselben. Es ist bemerkenswerth, daß hier zum Versuchen mehrere Monate hindurch die Rede ist, weil solche allein etwas über die Güte von Lorgnetten entscheiden können. Das Auge gewöhnt sich Anfangs oft an Gläser, die ihm nicht ganz angemessen sind; wenn man aber lange Gebrauch von ihnen macht, so zeigt es sich bald, ob Fehler an den Gläsern vorhanden sind, die man anfangs nicht merkte.

Diese periskopischen Lorgnetten, auch für Fernsichtige, sind bey Hrn. Cauchoix, rue des Amandiers Ste Geneviere, à l'ancien collège des Grassins, zu haben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Ausflug von Kopenhagen auf dem Sund nach Helsingör und dem Bade von Ramlöson in Schonen.

Der Wind war günstig, der Kutter segelfertig, und die Sonne stand schon hoch am Himmel. Ungeduldig harrten wir auf die Ankunft der Damen, bey deren Toilette so manche Horen zur Verzweiflung oder zum Entzücken unsers Geschlechts vorüberfliehen. Endlich erschienen sie, das leichte Boot trug uns aus dem Hafen, der einst Masten reich, jezt Segelleer, nur die goldnen Sterne der amerikanischen Flagge über der Meeresfluth glänzen sah. — Schnell war das Anker gelichtet, das große Segel wallte am Maste und der Kiel durchschnitt den Schaum der Wogen; hinter uns ragte die thürmende Stadt weitausgebreitet mit mannichfaltigen Thürmen empor; rechts erhoben sich die furchtbarn Insel-Batterien Trekroner und Provesteen aus dem Wasser; links die grünenden Wälle des Kastells und hübsche Landhäuser, deren Gärten die Woge bespülte, vor uns spiegelte die glänzende Sommersonne sich in dem dunkeln Blau der Fluthen des Sundes, und am fernen Horizont schimmerte die schwedische Küste, einem steigenden Rauche gleich, hervor. Bey der Dreykronen-Batterie, die mit 75 Feuerschlünden uneinnehmbar durch ihre isolirte Lage und auf versenkten Orlogsschiffen gegründet den Hafen beschirmt, wurden unsre Pässe visirt. Wir verliessen die Rhede, alle Segel wurden aufgespannt und flatterten in günstigem Winde, und brausend durchflog der Kiel den Azur des Meers unter uns, der sich dem Azur über unsern Häuptern vermählte.

Es war ein schöner warmer Sommertag; Millionen von Insekten und Maykäfern spielten im warmen Sonnenschein und in der kühlenden Welle; wie ein dunkler Strich durchlief der Wind mit nur sich selbst vergleichbarer Schnelle den Spiegel des Meeres, und verdoppelte die schwellende Kraft des Segels, und rechts flogen Schwedens einförmige Sandflächen, links die reichen Ufer des grasfrischen Seelands, (ein Epitheton, welches Oehlenschläger ihm mit vollem Recht ertheilt), bekränzt mit mannichfaltigen Gehölzen und Anhöhen, auf deren Spitzen elegante Wohnungen der nahen Stadtbewohner glänzten, vor unsern Augen vorüber. Wir waren auf dem Verdeck versammelt, und verkürzten die Zeit bald mit dem Anblick der reizenden Umgebungen, bald mit mannichfaltigen Gesprächen, selbst mit Fechtübungen und Scheibenschießen, bis die schwedische Insel Hveen, berühmt durch Tycho Brahes Aufenthalt, und sein Uranienburg erreicht war. — Die schwedische Brigg Spala lag in ihrer Nähe, und wir leerten an dem Bord derselben eine Flasche des Schaum-aufperlenden Champagners auf treue und feste Vereinigung der Scandinavischen Brudervölker, welche freylich die neuesten Ereignisse sehr zu trennen scheinen.

Die Fregatte selbst war nach der Aeußerung eines seekundigen Reisegenossen nicht sehr furchtbar, und der Anblick ihrer Unreinlichkeit und Unordnung bestätigte den Ausspruch, der auch auf den Charakter der Nation sich gründet, denn wie die See das Element dänischer Tapferkeit ist, so ist nur das Land dem Muth und der Kriegskenntniß den Schweden gegeben. Die Geschichte bewährt diesen Satz mit zahlreichen Beyspielen, und wenn Carl Gustav, Carl XII. und andre schwedische Eroberer siegreiche Waffen in das Herz des dänischen Landes und bis vor seine Hauptstadt trugen, so lehrte Seuderskiold, Niels Juul und Christian IV. sie das Uebergewicht der dänischen Flagge achten. Hinter Hveen verengen die beyderseitigen Ufer allmählich einander entgegenstrebend den Sund, und bilden zwischen Helsingör und Helsingborg den eigentlichen, kaum eine Seemeile breiten Oeresund mit seinen mahlerischen Umgebungen. Rasch flog der Kutter weiter, und kaum hatten wir ein leichtes Gabelfrühstück, (um den französischen Ausdruck zu übersezen), geendigt, als uns ein unsanfter Stoß und eine Bewillkommung von donnernden Kraftausdrücken dem Anschauen der reizenden Gegend auf eine höchst unangenehme Art entriß.

Unsre Schiffer hatten den Hafen von Helsingör für ausgedehnter gehalten, als wir in der Nähe fanden, die Segel waren nicht früh genug herabgelassen, und wir trieben nun mit aller Gewalt des Stromes und Windes gegen eine Reihe von Fischerböten und Kanonen-Schaluppen an; zum Glück standen auf beyden Seiten eine große Menge kräftiger Matrosen, die Stricke herabwarfen, und den gewaltigen Impuls des Schiffes hemmten, sonst hätten wir vielleicht den Ball, den wir zu besuchen gedachten, unter den krystallenen Fluthen mit den nordischen Meerfrauen eröffnen können. So aber kamen wir mit einer starken Erschütterung und der Beschädigung eines Kanonenboots, welches gerade in unsrer Nähe lag, davon, und zogen uns eine halbe Stunde lang in die Kajüte zurück, um bey der Landung der Neugierde anströmender Menschen und besonders den energischen Flüchen der Seeleute zu entgehen. Endlich traten wir dann hervor an das goldne Licht, und erfreuten uns des herrlichen Anblicks. Hinter uns den Sund mit seinen buchenbelaubten Ufern, rechts das niedliche Städtchen Helsingör amphitheatralisch, nebst dem thürmenden Kronenborg, am Wasser erhoben; links Helsingborg, und über demselben auf einer Anhöhe die Ruine eines alten Thurms und vor uns die unermeßliche See, den Kattegat, auf dem englische Kriegschiffe daher segelten; leider verstattete uns aber ein heftiger Regen, der plötzlich eintrat, und bis in die Nacht hinein dauerte, die längere Dauer des Anschauens und den Genuß eines Spazierganges nicht; wir mußten daher in dem Wirthshause bey einer wohlbesezten, weinversehenen Tafel die reinern Freuden mit consistenten irdischen vertauschen. Golden entschwebte die Sonne am andern Morgen den Purpurwogen Aurorens, wie das Zauberlächeln auf den Rosenlippen eines reizenden Mädchens, oder schlichtweg zu sagen, der Himmel war heiter und wolkenleer. Wir versäumten nicht, diesen Genuß der Götter zu genießen, und begaben uns am frühen Morgen, noch ehe die Damen sich den Federn entwunden hatten, nach dem Schloßgarten von Marienlyst, der eine Viertelstunde von Helsingör am Sunde sich hinausdehnt. — Unterwegs hatten wir Gelegenheit, die militärischen Uebungen der Rekruten des Kronen-Regiments zu betrachten, welche bey den damaligen kritischen Verhältnissen des Staats zu verdoppelten Anstrengungen angehalten wurden, und erreichten bald den schönen ganz im englischen Geschmack angelegten Schloßgarten, in welchem ein elegantes, aber selten besuchtes, Schloß sich erhebt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 282.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 25. November, 1813.

Ein helles Tröpflein fiel von Himmelsauen,
Und wie es so versank in seiner Wehmuth,
Fings eine Muschel auf an ihrer Brust;
Dort wurd' es bald zur Perle auserkoren.

v. Chezy.

Von der Perlenfischerey.

(Beschluß.)

Die Perlenfischerey auf der Insel Ceylan ist ein Eigenthum der Regierung, welche einem General-Pächter das Monopol derselben auf ein Jahr verkauft, wobey die Anzahl der Böte, die auf den Fang ausgehen dürfen, bestimmt wird; Jeder, der an dieser Lotterie Theil nehmen will, erkauft von dem General-Pächter die Erlaubniß, mit einer bestimmten Anzahl Böte zu fischen. Die Fischerey fängt mit dem Anfang Februars an, und dauert bis in den April, da die Winde diesem Gewerbe ein Ende machen. Von dieser Zeit geht ungefähr die Hälfte wegen der Stürme und Festtage verloren, so daß gewöhnlich im ganzen Jahr nur 30 Tage gefischt wird. Auch darf man auf derselben Bank nicht länger als 3 Jahre nach einander fischen; alsdann muß man sie einige Jahre ruhen lassen, bis die Muscheln wieder zu ihrer gehörigen Größe herangewachsen sind. Um 10 Uhr Abends, nachdem durch eine Kanone das Signal gegeben ist, segeln die Böte von der Küste ab, und erreichen gegen Morgen die Muschelbank. Mit Sonnen-Aufgang fängt die Fischerey an, und wird bis Mittag, da sich der Wind aus der See erhebt, auf folgende Art verrichtet: Jedes Boot führt 21 Menschen, nämlich 10 Taucher, 10 Ruderer, einen Steuermann. Am Boot sind zwey Stricke befestigt, wovon einer das Netz, der andre vermittelst eines haarnen Seils einen etwa 30 Pfund schweren Stein hält. Der Taucher fasst das Netz, und das Seil, woran der Stein befestigt ist (um desto schneller zu sinken), mit den Zehen seiner beyden Füße, ergreift mit einer Hand beyde Stricke, hält mit der andern die Nasenlöcher zu, und stürzt sich so ins Wasser. So bald er den Boden erreicht, lässt er die Stricke los, hängt sich das Netz um den Hals, und füllt es mit so vielen Muscheln an, als in der Zeit möglich ist, die er ohne Athem zu holen, unter dem Wasser zubringen kann, welches gewöhnlich 2 Minuten ist. Wenn der Athem ihm ausgeht, so ergreift er die Stricke wieder, zieht daran, um seinen Gefährten im Boot Nachricht zu geben, die ihn sogleich heraufziehen. Diese kurze Reise, und die dabey ausgestandene Angst, greift ihn so an, daß er, sobald er das Boot erreicht, eine Menge Wasser auch wol Blut von sich gibt, und in einen todtenähnlichen Schlaf fällt, während andre Taucher ihr Heil versuchen, deren immer fünf zugleich die Reise machen. Jeder Taucher bringt etwa 100 Muscheln mit, und kann die Reise täglich vierzig bis funfzigmal machen, so daß jedes Boot täglich etwa 40,000 Muscheln einbringt. Die Tiefe, zu der sie herabsteigen, ist 5 bis 10 Faden; und es gibt auf der malabarischen Küste Taucher, die es 7 Minuten unter dem Wasser aushalten können; Erzählungen von halben und ganzen Stunden gehören in das Reich der Mährchen. Dem bekannten Vielschreiber Athanasius Kircher verdankt man die Erzählung von einem sizilianischen Taucher, Nicolas, mit dem Beynamen der Fisch, der sich im 15ten Jahrhundert in den Strudel der Charybdis herabstürzte, und glücklich zurückkam, als er aber, um

die Neugier des Königs Friedrich und seine Habsucht zu befriedigen, es zum zweyten Mal wagte, zwischen den Polypen dieses Schlunds sein Leben verlor. Manchem unsrer Leser wird der Taucher Nicolas, wiewol nicht unter diesem Namen und in einem günstigern Licht, aus der schönen Schillerschen Ballade der Taucher bekannt seyn.

Die gröszte Gefahr, der die Taucher ausgesetzt sind, rührt von dem Hayfisch (requin, shark) her. Dies ist auch ihre einzige Furcht, die aber so grosz ist, dasz sie nur durch die Beschwörer überwunden wird, welche die Regierung zu diesem Zweck unterhält, und die während der Fischerey unaufhörlich Gebete und Beschwörungs-Formeln murmeln. Es scheint, dasz diese Zauberer ihre Kunst vollkommen verstehen, oder dasz die Taucher sich mehr auf ihre Gewandtheit, als auf die Zauberkraft verlassen; denn es widerfährt selten ein Unglück.

Während dieser ganzen Zeit ist auf der Küste ein Gewühl und eine Thätigkeit, die eine der sonderbarsten Scenen gibt. Ein buntes Gemisch mehrerer Tausende von allen Nationen, Farben und Religionen, eine Menge Zelte und Hütten, vor denen Waaren und Lebensmittel zum Verkauf ausgekramt sind, die Gier, womit jeder Eigenthümer sein Boot empfängt, die vereitelten oder übertroffenen Erwartungen, die durch neue Weissagung der Brahmanen wieder erweckten Hoffnungen, die Schlauköpfe, die ernten wollen, wo sie nicht gesäet haben, die Beutelschneider und die gegen sie genommenen Vorsicht-Maszregeln, die Strafen, welche die Ertappten alle Augenblicke ohne die geringste Besserung erleiden, der Wechsel von Glück und Unglück, von Armuth und Reichthum, das Spiel der Leidenschaften auf allen Gesichtern, und die mannichfaltigen Beschäftigungen, welche die Perlen erfordern; alles dies macht ein um so interessanteres Ganze, da der Schauplatz, auf dem die Scene gespielt wird, eine völlig wüste, und während der übrigen 10 Monate des Jahrs unbewohnte, Gegend ist. Kaufleute, Mäkler, Juwelierer, Marketender, Mönche, Fakire, Bettler und Diebe, treiben hier ihr Wesen, Jeder zwar nach seiner Art, aber Alle denselben Zweck vor Augen. Einige assortiren die Perlen nach ihrer Gröszе, vermittelst kupferner Platten, die Löcher von verschiedenem Kaliber haben; andre wiegen sie, um sie auf der Stelle zu verkaufen; noch andre bohren sie. Dies letztre geschieht nicht bey den berühmten Perlen, die mehrentheils als Ohrgehänge gefasst werden, auch nicht bey den ganz kleinen, die zu Stickereyen gebraucht werden, sondern nur bey denjenigen, die wegen ihrer Grösze und runden Form würdig sind, auf Schnüre gereiht zu werden, um zu Hals- oder Arm-Bändern zu dienen. Während des Bohrens werden die Perlen auf einem Tisch in Löcher gedrückt, und zugleich beständig angefeuchtet; es gehört keine geringe Geschicklichkeit dazu, diese kleine Kugel genau durch ihre Mitte zu bohren. — Ehe die Muscheln geöffnet werden, müssen sie im Schatten bis zum Tode des Thiers liegen, welches etwa 24 Stunden erfordert.

Die Perlen werden entweder in den verschlossenen Muscheln, wie die Katze im Sack, verkauft, oder der Eigenthümer öffnet die Muscheln selbst. An dem ersten Handel können sogar Bettler Theil nehmen, und dadurch plötzlich reich werden; vor einigen Jahren kaufte ein armer Taglöhner in Ceylan eine Muschel für etwa 3 Kopeken, und fand darin die gröszte Perle, die in diesem ganzen Jahr gefunden war. Selbst die Gruben, in denen die Muscheln geöffnet und ihrer Perlen beraubt sind, werden nachher verkauft, weil sich, aller Sorgfalt unerachtet, doch manche Perle im Sande versteckt. — Es gibt Muscheln, die an 200 Perlen enthalten, andre enthalten nur eine oder gar keine. Perlen von der Grösze einer Pistolenkugel sind in Ceylan nichts Ungewöhnliches.

Herkules am Scheidewege.

Die Tugend, mahnend ihn an ihre strenge Pflicht,
Sah Hinz, ein Herkules im groben Kolbenstreite,
Sie, sammt dem Laster, sah auch er an seiner Seite,
Doch nicht zufrieden, dasz der Bösewicht
Sich ohne Wahl dem schnöden Laster weihte,
Spie er noch obendrein der Tugend in's Gesicht.

Weisser.

An die heutigen Verfinsterer.

Wenn Gott, der Weltenschöpfer, spricht:
Es werde Licht!
Kann sich der Teufel nur erfrechen,
Es werde Nacht! zu sprechen.

Weisser.

Keppler.

Dasz Keppler im eigentlichen Sinne Hungers gestorben sey, scheint ein ziemlich weit verbreiteter Glaube zu seyn, und erst ganz kürzlich wurde es als eine Unterlassungssünde gerügt, dasz in der Sammlung von Biographien von „Auteurs morts de faim," die der „Art de diner en ville" angehängt ist, Kepplers Name fehle. Viel mag zu diesem Glauben Kästner's bekanntes Epigramm beygetragen haben:

„So hoch war noch kein Sterblicher gestiegen,
Als Keppler stieg — Er starb in Hungersnoth.
Er wuszte nur die Geister zu vergnügen;
Drum lieszen ihn die Körper ohne Brot."

Aber dies Epigramm wurde allzubuchstäblich genommen. Das von eben dem Manne, der es schrieb, (und als Epigrammatist wol nicht immer die Worte so genau wog, wie er es als Mathematiker that), mit einem Kommentare über Kepplers Glücksumstände versehene Inventarium über Kepplers Verlassenschaft, welches sowol im zweyten Jahrgange des Göttingen'schen Magazins, als in der Auswahl der kleinern Schriften des verewigten Prof. Ostertag, zweyte Sammlung, Nro. XXIII., abgedruckt ist, liefert den Beweis, daß die Vermögensumstände des großen Mannes, der freylich in seinem ganzen Leben mit mancher Noth zu kämpfen hatte, zwar nicht so glänzend waren, wie seine Verdienste, aber doch auch nicht so hülflos, daß er Ugolino's Tod zu sterben genöthigt gewesen wäre.

J. K. Höck.

Schweizer Anekdoten.

(Aus dem Conservateur Suisse, 2 Vol., Lausanne 1813.)

1.

Im Val-de-Ruz, der Grafschaft Vallengin, nahe bey'm Dorfe Chezard, liegt ein ansehnliches Stück Land, das seit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts statt der zehnten nur die zwey und zwanzigste Garbe zahlt. Der Ursprung dieses Vorrechts ist folgender: Wilhelmine von Challans, Gräfinn von Vallengin, hatte damals die Oberherrschaft des Landes. Die leutselige und gesprächige Dame unterhielt sich gern mit ihren Bauerweibern. Als eines Tages die Weiber von Chezard sie um Zehentnachlaß baten, weil diese Abgabe von dem wenig fruchtbarn Boden sie sehr belästigte, antwortete die muntere Herrinn: „Ich will euch, meine Kinder, herzlich gern die halbe Zehentabgabe von allem Land, das ich zu Fuß in einem Tag umgehen kann, schenken.“ Man könnte denken, sie wollte der Bittstellerinnen spotten; aber dies war keineswegs der Fall. An einem schönen Sommermorgen stund sie bey Sonnenaufgang früher als gewöhnlich von ihrem Lager auf, ließ sich durch ein starkes Weib, dessen Arm ihr zur Stütze diente, begleiten, trat ihre Reise an, machte von Zeit zu Zeit kleine Pausen zur Erholung, und um Erfrischungen einzunehmen, und umging so bis zum Abend ein ungleich größeres Stück Land, als man bey ihrem Alter und ihren körperlichen Beschwerden erwarten durfte. Noch am nämlichen Abend versammelte sie dann dessen Besitzer, um ihnen ihre Schenkung zu bekräftigen. „Ich bin,“ sagte sie ihnen, „sehr müde, aber ich bin auch sehr vergnügt; obgleich ich, Gott sey Dank, mit meinen achtzigjährigen Füßen zufrieden zu seyn Ursache habe, so würde ich doch dem lieben Gott lebenslang dafür gedankt haben, wenn er mir heute nochmals die zwanzigjährigen Füße geliehen hätte.“ Das würden auch wir gethan haben, edle Frau! — erwiedert einer der Bauern. Wenn jedoch eure Füße alt und müde sind, so ist hingegen euer Herz noch jugendlich frisch; dies habt Ihr uns sattsam bewiesen. Gott segne es und vergelte Euch für uns und für unsre Kinder, in dieser Welt und in der Ewigkeit. Wilhelmine von Vallengin war der katholischen Religion treu geblieben, während alle ihre Angehörigen zum reformirten Glauben übergingen; sie hörte aber darum nie auf, ihnen Gutes zu thun; ihre Frohmüthigkeit und muntere Laune behielt sie bis an ihren Tod, der 1543 im sechs und achtzigsten Lebensjahre erfolgte.

2.

Der Ritter Caspar von Brandenberg von Zug, Oberst-Lieutenant in spanischem Dienste, ging, von einem Bedienten begleitet, von der Höhe des Gotthards hinab in's Livinerthal; es war im Frühling. Als sie sich Airolo näherten, wurden Beyde von einer großen Schnee-Lawine, welche von den zunächst der Straße liegenden Bergen herabkam, bedeckt; ein Hündchen, welches sie mit sich führten, und das in diesem Augenblick in einiger Entfernung hinter ihnen geblieben war, hatte ihr Schicksal nicht getheilt; unruhig darüber, sie nicht mehr zu sehen, blieb es eine gute Weile auf der Stelle der herabgefallnen Lawine, heulend und im Schnee kratzend, stehen; da es seine Anstrengungen alle fruchtlos sah, kehrte es nach dem Gotthards-Hospitium, wo sein Herr Einkehr genommen hatte, zurück, wedelte und bellte um die Bewohner des Hauses herum, als wollte es sie bitten, ihm zu folgen; dann lief es wieder eine Strecke Weges in's Thal hinab; erst gab man keine Acht darauf; als aber die nämliche Scene öfters wiederholt ward, und die Wirthsleute das Hündchen stets ohne seine Herrschaft zurückkehren sahen, auch den ganzen Tag durch Niemand von Airolo den Berg hinaufgekommen war, da singen sie an, ein Unglück zu vermuthen, und folgten nun dem kleinen Geschöpfe, das sie an jenen Ort führte, wo sein Meister verschwunden war. Bey'm Anblick der noch frischen Lawine konnte ihnen das Benehmen des Hundes länger nicht räthselhaft seyn; sie eilten jetzt, Werkzeuge herbeyzuholen, und nach einer langen und mühsamen Arbeit gelang es ihnen, die beyden Unglücklichen lebendig hervorzugraben, nachdem dieselben nicht weniger als sechs und dreißig Stunden unter dem Schnee verweilt hatten. Der Ritter von Brandenberg ward nachher Land-Ammann seines Kantons; er starb im J. 1528, und ein auf seine eigne Verordnung ihm errichtetes Denkmal, das ihn mit dem treuen Hunde zu seinen Füßen darstellt, ist noch jetzt auf seinem Grab in der St. Oswalds-Kirche zu Zug vorhanden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Ausflug von Kopenhagen auf dem Sund nach Helsingör ꝛc.

(Fortsetzung.)

Ein Platz mit Blumenparterren und Statuen geschmückt, die indessen nicht zu den Meisterwerken gehören, dehnt sich vor demselben aus, und gewährt den Anblick auf die Façade des Gebäudes. Bald aber trug uns ein allmählich sich erhebender Schlangenweg auf die Platteform des Schlosses, auf der eine der schönsten Aussichten uns zu Theil ward. Leicht flog der Blick über die Schattengänge des Gartens und die dunkelblauen Wogen des Oeresunds zu dem schwedischen Ufer, welches von Helsingborg an allmählich erhaben, zuerst die grünenden Anhöhen um die Stadt, dann eine weithingedehnte Sandebene, endlich das Felsengebirg, der berühmten Kullen, bildete und schroff hinabragte in die unendliche See. Dort verlor sich der Blick in die Unermeßlichkeit der Wogen, und ruhete auf zwey englischen Linienschiffen und verschiednen kleinern Kriegsfahrzeugen, die, allmählich höher und höher aus dem Wasser emporsteigend die Majestät ihres Baues entfalteten. Von den gekrümmten Ufern des Sundes wendeten sich unsre Augen auf die reizenden nächsten Umgebungen der Laub-Arcaden des Gartens, die mannichfaltige reizende Landschaft, geschmückt mit Dörfern und Gehölzen und den schönen Anlagen des Gutes Hellbeck, die Stollbergs Muse in verschiednen Liedern gefeyert hat, und das stolze Schloß Kronenborg, furchtbar durch starke Batterien, prangend mit vier hohen Thürmen, vollendete neben der Stadt Helsingör, die Fülle der Aussicht. Endlich ließ uns die höher steigende Sonne vermuthen, daß unsre Reisegefährtinnen ihre Toilette vollendet hätten, und wir eilten zu ihnen zurück, um nach eingenommenem Frühstück noch Einmal den Garten von Marialust zu besuchen, und darauf nach dem nicht minder schönen Gut Hellbeck zu rudern, wohin eine leichte Kriegsschaluppe uns eben so schnell brachte, als wenn wir mit dem günstigsten Winde dahin gesegelt wären. Die Hammermühle, die verschiednen Fabriken, und vor Allem die vorzügliche Gewehr-Fabrik daselbst, boten durch ihre innere Einrichtung einen interessanten Anblick dar, und nachdem wir ihre reizenden Umgebungen durchstreift hatten, kehrten wir um fünf Uhr Nachmittags zu Wagen nach unserm Wirthshause in Helsingör zurück, nicht ohne Sorge, daß die wieder anziehenden Wolken und der heftige Wind unsre Absicht, am andern Morgen nach Helsingborg überzugehen, vereiteln dürften. Indessen benutzten wir noch den Abend, das Schloß Kronenborg zu besehen, wohin uns eine Empfehlung an den Kommandanten den Zugang eröffnete, da der Eintritt sonst Allen, die nicht zur Garnison gehören, verschlossen zu seyn pflegt. Das Schloß liegt unmittelbar am Ufer des Sundes, und seine furchtbarn Batterien, die zum Theil um das Gebäude, zum Theil in dem Schloß selbst liegen, bestreichen den Sund, vermögen indessen nicht feindlichen Schiffen die Ueberfahrt zu verwehren, wie das tägliche Durchsegeln von Kriegsschiffen und Kauffarthey-Flotten durch den Sund beweist. Im Thore selbst empfing uns der unangenehme Anblick einer großen Menge von Karrengefangenen und Sklaven, die in seltsamer, halb rother, halb grauer, Kleidung zum Theil angekettet liegen, und bey Tag zu den Festungsarbeiten gebraucht werden. Hier werden die gefährlichsten, zu lebenslänglicher Karrenstrafe verurtheilten, Verbrecher, meistens Mörder und Straßenräuber, aus der ganzen dänischen Monarchie verwahrt, benutzen indessen bey der Nähe des schwedischen Ufers sehr häufig die Gelegenheit zu entkommen, und wagten sogar 1797, als gerade der Kronprinz sich in Kronenborg befand, einen Versuch zum allgemeinen Aufstand, indem sie sich der Gewehre der Wache bemächtigten, wurden jedoch damals von dem Militär überwältigt, als sie sich eben nach Schweden einzuschiffen gedachten.

Kaum hatten wir indessen auf dem einen Thurm den Telegraphen und auf dem andern die Gegend durch das Teleskop gesehen, als ein heftiger Regenstrom uns in das Schloß nöthigte; wir mußten uns daher mit einem flüchtigen Ueberblick der Festungswerke begnügen, und kehrten bald darauf durch das hohe Thor der Festung, dessen stolze Ueberschrift in einem alten Vers der vergeblichen Versuche, das Schloß zu erobern, erwähnt, nach Helsingör zurück. — Am andern Morgen war unser erster Blick nach dem Fenster gerichtet, um zu erforschen, ob Jupiter Pluvius noch herrsche, oder sein himmlischer Bruder die Regenwolken vertrieben und die goldne Sonne an den Horizont gerufen habe; doch leider entsprach die Witterung unsern Erwartungen nicht, denn mit dem Regen hatte sich ein heftiger Wind erhoben, und da die Seeleute selber die Ueberfahrt für schwierig hielten, so konnte man es den Damen wol auch nicht verdenken, wenn ihre Furcht selbst das große Motiv, einen Ball zu versäumen, überwand. Oft doch wanderten wir heraus an das Ufer des Schaum-ausspülenden Meeres, und schauten hinaus auf Himmel und Meer, die in einen grauen Nebel verschmolzen; festen Glaubens, die Unsterblichen droben würden unsre Bitte erhören, und nicht trog uns der Glaube, der immer dem Wunder vermählt ist. Plötzlich durchbrach die Mittagssonne den Wolkenschleyer, der Wind war günstig und nicht sehr heftig, und wir eilten nun, den glücklichen Moment zu Ueberfahrt zu benutzen, als ein neuer Zufall unsre Einschiffung verzögerte, indessen unsre Ungeduld durch ein merkwürdiges Schauspiel versöhnte. Eine englische Kutterbrigg segelte in der Nähe der Festung Kronenborg durch den Sund, und sogleich waren alle Artilleristen auf den Wällen, und 7 Kanonenböte wurden mit bewundernswürdiger Schnelle in einer halben Stunde zum Aussegeln und zum Kampfe fertig gemacht. Wir bemerkten, wie die Kanonen geladen wurden, wie rasch man die Segel aufzog und im Ruder-Tackt augenblicklich die Stelle erreichte, wo alle sich in eine Reihe legten. Wir sahen nebst vielen andern Zuschauern am Ufer der See dem Kampfe zu, und konnten deutlich erkennen, wie jede Kugel auf dem Wasser dahinflog, wieder aufhüpfte und zischend in den Wellen versank; das Gefecht dauerte nur eine halbe Stunde, denn die englische Brigg hielt sich bald in der Nähe der schwedischen Küste, und durchschnitt mit vollen Segeln und gutem Wind den Oeresund, auch traf keine der beyderseitigen Kugeln das Kriegsschiff und die Kanonenschaluppen. So war denn endlich auch dieses Hinderniß weggeräumt, und wir legten in einer Viertelstunde die kurze und angenehme Fahrt über den Sund zurück; hoch tanzte unser Boot auf den schäumenden Wogen, und gab uns so ein Vorspiel des Balles voraus, allein unsre lebhafte Konversation und der Portwein und Madeira, welche wir an Bord hatten, verwahrten die Damen und uns vor dem Uebel der Seekrankheit. Das Städtchen Helsingborg, dessen Hafen gerade damals erweitert oder ausgebessert wurde, liegt am Fuße einer Anhöhe, auf der sich ein hohes halbverfallnes Gebäude, vermuthlich ein Gefängnißthurm in frühern Zeiten, erhebt, und hat meistens kleine niedrige Häuser, so daß es sehr gegen die hübschern Gebäude und die Reinlichkeit von Helsingör auffällt. Von der Anhöhe zum Meer läuft ein großer viereckiger Platz, dessen eine Seite das Zollgebäude am Wasser und die zweyte ein zum Hügel emporlaufender Lustgarten bildet, während die beyden andern Häuser geschlossen werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Uebersicht der neuesten Literatur Nro. 23.

Nro. 283.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 26. November, 1813.

Dankbarkeit, du theure Tugend,
Alterst bald in deiner Jugend;
Drum macht deine kurze Frist,
Daß du immer selten bist.
v. Logau.

Das Mädchen und der König.

Romanze.

Gar Vielen hab' ich schon gesagt,
Und werde freundlich stets gefragt,
Doch sprech ich einfach nur.
Der Krieg brach wild zu uns herein,
Wir mußten wohl recht hülflos seyn,
Der Feind verdarb die Flur;
Die Flamme schlug durch's ganze Land,
Auch unsre Hütte fiel im Brand,
Nur Asche zeigt die Spur.

Durch Nacht führt' ich die Mutter fort,
Sie war recht krank, doch der mein Hort,
Der droben ewig wacht!
Bald ward die Mutter matt im Lauf,
Ich seufzte tief zu Gott hinauf,
Geduldsam nur und sacht;
Da hellte sich der Himmel fern,
Willkommen, dacht' ich, lieber Stern,
Willkommen in der Nacht!

Wir schlichen hin zum nahen Wald,
Als Winseln neben uns erschallt,
Ein Knabe saß am Pfad.
Er rief uns an mit Angstgeschrey
Und sagte: daß ein Prinz er sey,
Ich wußte nirgends Rath;
Die Mutter hauchte: Gott erbarm'!
Ich nahm das Knäbchen auf den Arm,
Weil es mich flehend bat.

Die Mutter sank erschöpft in's Moos
Und schlief bald fest auf meinem Schoos,
Nun weinte noch das Kind;
Es wollte Speise in der Noth,
Ich hatte nur ein Stückchen Brot
Und sprach: da nimm's geschwind!
Das letzte ist's, von Thränen naß;
Wenn's Tag wird, dann erbitt' ich was,
Wo wieder Menschen sind.

Mich hungerte, drum gab ich's schnell
Und wie er aß, ward's fackelhell
Durch Männer, blank von Erz.
Und Einer rief, im Jubelton:
„Gelobt sey Gott, da ist mein Sohn!"
Und hob das Kind' an's Herz.
Und rings ertönte Lustgeschwärm;
Die Mutter regte sich im Lärm,
Das gab allein mir Schmerz!

Vom Knaben forschte nun der Mann:
„Wie er der Wärterinn entrann
Und von der Mutter wich?"
Er hatte Kriegsmusik gehört
Und zog ihr nach, vom Klang bethört,
Bis schnell der Tag verblich.
Wie er das Stückchen Brot bekam,
Erzählt' er auch; da bog voll Scham
Ich auf die Mutter mich.

„Die Frau dort ist doch nicht verletzt?"
So rief der Mann, und fragte jetzt;
„Was machst du, Kleine, hier?"
Ich klagt' ihm unser Mißgeschick;
Da flüstert' er mit düst'rem Blick:
„Floh'n Viele noch mit dir?"
Ach, Herr! Wohl Tausend und noch mehr;
Sie irren so, wie wir, umher
Und weinen so, wie wir!

Als wär' ihm plötzlich viel geraubt,
So stand er mit gebeugtem Haupt
Und rief: „Der Fried' ist da!“
„Der Fried' ist da, der Sieger sprach!“
So hallten alle Stimmen nach
Laut im Vittoria!
Und jauchzend durch die Felder drang's:
„Herr Gott, dich loben wir!“ so klang's
Und, „Friede!“ fern und nah.

„Den Prinzen bringt der Königinn,
Nicht im Triumph führ' ich sie hin,
Mich drückt der Menschheit Flehn!“
Dies sprach er, dann mir zugekehrt:
„Den Vater habt ihr hier entbehrt;
Was ist mit ihm geschehn?“
Er zog, o Herr! ins blut'ge Feld,
Mein tapfrer Vater starb als Held;
Drum muß ich betteln gehn!

„Die noch dem Sohn das Letzte gab,
Hab' ich gejagt zum Bettelstab!
So jung sie schon verwaist!
Zurück jetzt, mich treibt schwere Schuld,
Denn keines Fürsten Wort noch Huld
Ersetzt, was Tod zerreißt;
Trophäen und der Lorberkranz
Sind nicht der Herrscher höchster Glanz,
Das ist ein milder Geist!“

„Auf, Mädchen! Deinem Vaterland'
Zu deines Fürsten eig'ner Hand,
Giebst du den Friedensbrief!“
Der Sieger sprachs und schrieb in Gluth;
Das ginge nicht! sagt' ich voll Muth,
Weil noch die Mutter schlief.
Da kamen Männer Schritt vor Schritt
Und brachten uns zwey Sessel mit,
So wie der König rief.

Bald hin zu unsers Fürsten Schloß
Bracht' ich den Brief, und Freud' ergoß
Sich in die bängste Noth.
Wir lebten dort im Saus und Braus,
Man gab uns auch ein stolzes Haus
Und alles schön, auch Brot;
Ich lerne viel und mit Geschick,
Doch Mutter meint, bey all dem Glück:
„Der Vater ist doch todt!“

F. W. Gubitz.

Lucas Cranach. *)

Billig muß des Mannes, dem man eigentlich dieses merkwürdige Denkmal der schönen deutschen Vorzeit zu verdanken hat, mit Ehren gedacht werden. Er wurde im Jahr 1472 zu Cranach, einem Städtchen des ehemaligen Bisthums Bamberg, geboren. Sein eigentlicher Name war Müller, oder nach andern Sunder; aber er schrieb sich immer Lucas Cranach, nach der Sitte mehrerer damaligen Künstler, sich nach ihrem Geburtsort zu nennen.

Sein Lehrmeister ist unbekannt; man weiß blos, daß er die Anfangsgründe des Zeichnens von seinem Vater empfangen habe. Da er aber bald sich nach den Niederlanden begab, (wie er denn schon in seinem 35sten Jahr Kaiser Karl V. als ein Kind von acht Jahren im Jahr 1507 zu Mecheln mahlte), wo so viele geschickte Meister, wo Lucas von Leyden, Gerhard von Harlem und Andre lebten, oder gelebt hatten, so scheint er sich in dieser Schule gebildet zu haben. Genug, er kam schon als ein geschickter Mahler am Ende des funfzehnten Jahrhunderts nach Sachsen, wohin zu seinem Glück der kunstliebende Churfürst, Friedrich der Weise, ihn berief. Er ließ sich in Wittenberg häuslich nieder, und verheirathete sich, verwaltete auch daselbst als ein geachteter Bürger im Jahre 1519 das Amt eines Rathsherrn und Kämmerers, bis er endlich 1537 zum Bürgermeister erhoben wurde.

Nach dem Tode Friedrichs des Weisen, seines ersten hohen Beförderers, stand er in gleichem Grade bey dem nachfolgenden Churfürsten, Johann dem Beständigen, und, nach dessen Absterben, in dem engsten Vertrauen bey dessen Sohne, dem Churfürsten, Johann Friedrich dem Großmüthigen, der ihn immer als seinen Liebling um sich hatte; so daß er diesen Fürsten auch in seiner fünfjährigen Gefangenschaft nach der unglücklichen Schlacht bey Mühlberg (den 24ten April 1547) begleitete, ja zu dessen Befreyung, vermöge der Zuneigung, mit der ihn Kaiser Karl V. beehrte, selbst etwas beyzutragen vermochte. Denn, als der Kaiser, der ihn gern arbeiten sah, sich seines von Cranach gemahlten Portraits erinnerte, und fragte, wie alt er damals gewesen sey? und der Künstler antwortete: Acht Jahre, und der Kaiser darauf wohlwollend äußerte, Cranach solle sich von ihm eine Gnade ausbitten, fiel dieser ihm sogleich zu Füßen, und erbat sich, mit Hintansetzung aller eigenen Wünsche, die Befreyung seines Fürsten, so, daß der Kaiser bewundernd zu seiner Umgebung sagte: „Ich kenne keinen glücklichern Fürsten, als den Sächsischen; der hat doch einen wahren Freund.“ Das Glück dieser Befreyung erlebte Cranach bald, und die ehrenvolle Wirkung davon, von dem Kaiser selbst deswegen hochgeschätzt zu werden.

Mit diesem nun befreyten Herrn begab sich Cranach im Jahre 1552 nach Weimar, entschlossen, seinen Fürsten nie mehr zu verlassen, daher er auch schon im Jahre 1547 das Bürgermeisteramt in Wittenberg niederlegte, und da, wo sein geliebter Fürst zu leben sich entschloß, sich niederließ.

Cranach war ein inniger Freund Luther's und der Freunde desselben, die in ihm eben so den Biedermann, als den großen Künstler, ehrten. So nahm er auch Antheil an jedem häuslichen Glück seines Herzensfreun-

*) Aus den biographischen Skizzen zu dem Werke: Lucas Cranach's Stammbuch.

des; wie auch Luther ihm eben so herzlich zugethan war, und sich freute, ihn oftmal zu sehen, und manche frohe Stunde bey ihm zuzubringen.

Also ehrenvoll beglückt unter drey Churfürsten durch ihr Vertrauen und durch die Freundschaft der würdigsten Männer seiner Zeit, erreichte er 81 Jahre, und starb in Weimar den 16. October 1553, wo er, auf seinem Grabstein liegend, in Lebensgröße abgebildet ist. Er hinterließ einen Sohn von gleichem Talent, der ihm Ehre machte, und drey Töchter.

Seine Gemählde, unter denen sich Luther's Portrait besonders auszeichnet, sind sehr zahlreich; auch hat er viele Holzschnitte geliefert, welche die Liebhaber sammeln und schätzen. Sein eignes Portrait ist nach seinem Bilde auf dem großen Altarblatt in der Hauptkirche zu Weimar entnommen, wo er sich, unter dem Kreuze Christi, bey Luther und Melanchthon stehend, abbildete. Es schien Pflicht zu seyn, den Urheber einer so schönen Sammlung zum immerwährenden Andenken derselben mit einzuverleiben; auch mag er dies wol selbst Willens gewesen seyn, da in dem Einband der Originale am Ende ein Pergamentblatt gleich den andern, und mit einer goldenen Einfassung, aber ohne Bild darin, angefügt ist, wahrscheinlich zu seinem eigenen Portrait bestimmt, woran aber der Tod oder ein anderer Zufall ihn mag verhindert haben.

Wozu habe ich Botanik studirt?

(Bruchstück aus dem Tagebuch eines jungen Landarztes.)

— Außerdem, daß ich durch die Botanik (ich meine hier hauptsächlich den speciellen Theil derselben), mein Gedächtniß merklich gestärkt fühlte, und außerdem, daß ich durch die häufigen Excursionen in den Ferien und an Feyertagen einen Theil meines Vaterlandes ziemlich genau und mehr als in einer Hinsicht kennen lernte, — war mir die Botanik noch in zwey ganz andern Beziehungen werth geworden.

Der menschliche Geist, wenn er das Fundamentalwissen, ich meine die Philosophie, hauptsächlich Logik, die alten Sprachen, Mathematik und Geschichte, gehörig inne hat, erscheint, gleich einem wohlbestellten fruchtbaren Acker, mit allerhand Arten von Blumen und Früchten angesäet, zur Freude des Besitzers und des Beschauers. Aber das nützliche Korn des speciellen Wissens ist noch nicht ausgesäet, oder doch noch nicht erwachsen; die vorhandene Kraft, Blumen und Früchte aller Art zu treiben, ist noch nicht auf ein der Gesellschaft vorzüglich nützliches Gewächs verwandt. Der Geist ist gleichsam noch ein Cosmopolit, der sich erst an einem bestimmten Ort festsiedeln will. Geht er nun zu dem speciellen Wissen über, so muß er, statt mehr aus Reflexionen Andrer und seiner selbst zu schöpfen, statt sich mehr mit dem, wie die Menschen vor ihm gelebt, gehandelt, gedacht und gesprochen haben, zu beschäftigen, sich auf das Beobachten seiner Umgebungen legen, und gerade diese Beobachtungskunst kann die Botanik, so wie die Naturgeschichte überhaupt, sehr gut lehren.

Was die andere Hinsicht betrifft, so kann uns die Botanik eine Menge herrlicher Bilder und Ideen liefern. Wie angenehm ist es nicht, überall unser Leben in der schuldlosen Pflanzenwelt im Kleinen abgebildet zu sehen. Wie reizend macht es einen Spaziergang in die freye Natur, wenn ich in den verschiedenen Blumen und Gewächsen die Repräsentanten menschlicher Tugenden und menschlicher Leidenschaften vor mir sehe, und auf diese Weise, auch noch so einsam, doch in der großen Welt lebe. Um nur das Bekannteste anzuführen, wen spricht es nicht gemüthlich an, in dem kleinen duftenden Veilchen den Repräsentanten der Bescheidenheit zu erblicken, die Rose als den Repräsentanten der Fülle der Jugendblüthe zu erkennen, die Nessel als den des Bösen, die Eiche als den der Kraft, die Weide als den des geschmeidigen Höflings, die Gentiane als den der würzigen Alpennatur, die Lilie als den der Schönheit ohne Geist, die Vallisnerie als den der ehlich zärtlichen Liebe, die Mimose als den des zarten Gefühles, das Hedysarum als den des immer Geschäftigen, den Cactus als den des Mönchen, welcher in der Dürre amber allein sich volltrinkt, u. s. w.

Dazu kommt noch, daß für den Landarzt wohl nicht leicht eine edlere, und seinem Stande angemessnere Erholung möchte gefunden werden, als gerade das Studium der Natur. Dieses kann ihn auf der einen Seite vor dem Versauern, d. h. vor dem Aufhören, auch nach dem zu streben, was nicht zunächst auf Magen und Beutel berechnet ist, bewahren, und auf der andern Seite vor jenem unzufriedenen Zurückziehen oft der edelsten Menschen, wenn sie Alles, was sie zum Nutzen der menschlichen Gesellschaft uneigennützig und wohl überdacht gethan haben, verkannt, verkleinert oder verläumdet sehen.

Nachlese.

Als Clemens dem XIV. vor seiner Besteigung des heiligen Stuhles vier Kardinäle sagten, er müsse durchaus Papst werden, sprach er: Zum Necken sind's zu Viele, zum Ernst zu Wenige.

De la Boberiere, ein Edelmann von Poitou, ward enthauptet, weil er seine Gattinn und einen Adelichen, der für ihren Cicisbeo galt, aus Eifersucht getödtet hatte. „Ihr seyd Alle im Hahnreyorden," sprach er zum Magistrat, „aber feig genug, den Meineid eurer Frau'n zu dulden." Auf dem Blutgerüste prüfte er das Schwert

des Nachrichters genau, und gab's ihm mit den Worten zurück: dein Schwert ist gut; also rührig, mein Freund! Es wird bald gethan seyn.

*

„Ein Jude kann Schweinefleisch essen, ein Türke Wein trinken," sagte Voltaire; „aber wer kann je mit Freron speisen?"

*

Die Spanier sagen, wenn ein Papst z. B. drey Jahre regiert hat: Paparit tres annos.

Scaliger nannte den Catull, Tibull und Properz die Triumviros amoris.

*

Heinrich IV. sagte vom Duc de Mayenne: Er bringt mehr Zeit an der Tafel zu, als ich im Bette.

*

Tasso musste sich einst gegen Vier mit dem Degen vertheidigen. Er verwundete Zwey, und schlug die beyden Andern in die Flucht. Er ward hierauf in einem Liede besungen, welches zum Refrein hatte:

Con la penna e con la spada
Nessun val quanto Torquato.

*

L'yvrognerie schildert ein Franzose, als Mort passagère, dont la vue révolte également la raison et le sens.

G.

Korrespondenz-Nachrichten.

Auszug aus einem Briefe des Hrn. v. Pourtales an Hrn. B. Delessert.

Catansaro, in Calabrien.

Bey meiner Ankunft zu Catansaro, am 14. März 1813, hat sich folgende ganz außerordentliche Naturerscheinung ereignet:

Den ganzen Tag über war der Himmel mit Wolken umzogen gewesen. Gegen drey Uhr Nachmittags wurde die Luft durch einen Nebel, oder vielmehr durch ein dichtes, aurorfarbnes Gewölke, noch mehr verdunkelt. Die Außenwelt erschien in einer ganz sonderbarn Färbung; Gräser und Bäume, nach ihren Gattungen, die einen hell-, die andern dunkelblau, wie wenn jener aurorfarbne Dunst die Farben zersetzt hätte. Selbst das Feuer einiger Lampen, die ich im Vorbeygehen in den Straßen erblickte, hatte seine gelbe Farbe verloren, und erschien dem Auge weiß, wie bengalische Flammen.

Noch ehe ich die Stadt erreichen konnte, überfiel mich ein Platzregen, und ich gerieth in nicht geringes Erstaunen, als ich in einem Augenblick meinen Hut und meine Kleider mit rother Erde, die es auf dieselben herabgeregnet hatte, bedeckt sah. Auch die weisse Farbe der Häuser hatte sich, vermöge der in jenem Regen herabgefallnen Menge von Erde, in Rosenroth umgewandelt. Durch das bey hellem Tage immer zunehmende Dunkel sowol, als durch einen so außerordentlichen Regenguß wurden nicht allein die Einwohner von Catansaro, sondern auch das ganze Land in die größte Bestürzung versetzt. Alles schrie auf: Erdbeben! eine Landplage, die sich dem Sinne der unglücklichen Einwohner immerfort gegenwärtig erhält. Die Kirchen füllten sich mit Weibern und Kindern; die Männer berathschlagten sich untereinander mit ängstlicher Miene. Nach Verfluß von zwey Stunden hörte endlich der Regen auf, und ein schöner Sonnenuntergang beruhigte die armen Erschrocknen.

Tags darauf, als ich meine Reise fortsetzte, vernahm ich neue Details über jenes Natur-Phänomen. — Was mich vor allem Andern in Erstaunen setzte, war das Aussehen der Berge, die, noch gestern weiß und mit Schnee bedeckt, jetzt als rosenfarb zum Vorschein kamen, und eine geraume Zeit so gefärbt blieben. Die Stadt Cotrona wurde von jenem Gewölke und dem daraus sich ergießenden, so geheißnen, Blutregen zuerst heimgesucht, und die Einwohner noch in größeres Schrecken gesetzt, als ihre Nachbarn. Die Weiber rauften sich die Haare aus; die Männer nahmen öffentlich schmerzhafte Buß-Uebungen vor, und einen armen Zimmermann sah man mit einem Stein sich so heftig vor die Brust schlagen, daß er Tags darauf starb.

Man hat mich versichert, es seyen in der Nähe der kleinen, zwischen Cotrona und Catansaro gelegenen, Stadt Cutro, zugleich mit jenem rothen Regen, auch eine große Anzahl Steine vom Himmel gefallen. Einen solchen Stein habe ich wirklich erhalten, aber wieder verlegt.

Unterrichtete Leute im Lande haben diese Naturerscheinung aus einem Aschenausbruch des Aetna erklären wollen; ich aber bin nicht dieser Meinung: denn erstlich kam jenes rothe Gewölk sowol, als der Wind, der es herbeyführte, aus Osten oder Südosten, wo doch der Aetna der Gegend von Catansaro westlich liegt, und dann schien mir die, aus jenem Regenwasser, wovon eine Portion in einem großen hohlen Stein liegen geblieben war, vermittelst eines Stücks Linnen gewonnene Erde keineswegs vulkanischer Natur zu seyn. Ich glaube deßwegen eher, jene rothe Erde sey durch einen heftigen Wind in Afrika aufgegriffen und über das Mittel-Meer hergetragen worden. *)

---

*) Die quästionirliche Erde, wovon Hr. Delessert von dem Verfasser des vorstehenden Berichtes einige Muster erhalten hat, sieht völlig aus, wie Ziegelsteine, die man zu Pulver zerstoßen und durchgesiebt, dann aber, um ihnen wieder Konsistenz zu geben, angefeuchtet und zusammengeknetet hat.

Was übrigens bey dieser allerdings sonderbaren Naturerscheinung am Meisten auffällt, ist, daß einem, von Tolmezo im Friaul vom 25. März 1813 datirten, Brief des Hrn. Lor. Ludw. Linussio zu Folge, das gleiche Ereigniß, am gleichen Tage, auch in der letztgenannten, von Catansaro in gerader Linie etwa 200 Meilen weit entfernten, Gegend Statt gehabt hat. Nicht nur er, schreibt Hr. Linussio, sondern noch viele andre Personen seines Distriktes, besonders aus den Gegenden von Moggio und Tavois, haben mit Erstaunen gesehen, wie in der Nacht vom 13. und am 14. März auf den Bergen und zu Tolmezo, bis auf eine Höhe von etwa 150 und an einigen Orten von 300 Klaftern, ein röthlicher Schnee gefallen sey. Weiter hinauf an den Gebirgen habe der Schnee seine gewöhnliche weisse Farbe beybehalten. Zu Tolmezo sey etwa einer venetianischen Quarte, (quarta veneta?) tief, weisser, und über diesen zwey bis drey Finger hoch, rother Schnee gefallen. Den ganzen Tag über habe der Wind aus Nordosten geweht. Hier und da im Distrikt seyen große Hagelsteine gefallen, und gegen die Nacht habe der Wind sich in eine Art von Orkan verwandelt.

Auch am 5. und 6. März 1813 war, was Hr. Linussio damals wirklich der Königl. Akademie in Berlin einberichtet hat, im Friaul röthlicher Schnee gefallen.

Nro. 284.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 27. November, 1813.

Besser ists, die Menschen sagen:
„Dreymal mehr verdientest du!"
Als daß Weise spöttisch fragen:
„Sagt, wie kam der Narr dazu?"
v. Goekingk.

Einige Züge aus dem Leben des Engländers Thomas Britton.

Thomas Britton, ein Antiquar und Liebhaber der schönen Künste, war schon darum eine sonderbare Erscheinung, weil er, ohne selbst aus der niedrigsten Volks-Klasse hinaus zu schreiten, es dahin zu bringen wusste, daß die ausgesuchteste Gesellschaft von England in seinem Hause zusammen kam. Er war um das Jahr 1650 bey Higham-Ferrers in Northampton-shire von armen Eltern geboren. Diese thaten ihn zu einem Köhler in London in die Lehre, von dem er gebraucht wurde, um in den Straßen Kohlen auszurufen, und im Detail zu verkaufen. Da der Junge lesen gelernt hatte, und sich in dem ihm zum Durchlaufen angewiesenen Quartiere eine Menge Büchertrödler befanden, die ihre Waare daselbst zum Verkauf auslegten, so wandte er seine freyen Stunden dazu an, diese Büchervorräthe zu durchstöbern, und seine Ersparnisse, um sich eine kleine Sammlung allerley ihn interessirender Bücher anzuschaffen. Sein Nachbar, der Doktor Garancières, dem er als ein fähiger Kopf vorkam, brachte ihm Geschmack für die Alchymie bey. Britton richtete ihm mit geringen Kosten ein kleines Laboratorium ein, in welchem sie dann gemeinschaftlich seltsame Experimente machten, deren Detail man zwar nicht kennt, die aber doch, aus der Menge alchymistischer und Rosenkreuzischer Schriften in Britton's Büchersammlung zu schließen, in vollem Ernste die Auffindung des Steins der Weisen bezweckt haben müssen. Auch in verschiednen andern Fächern suchte er überall das Seltene auf.

Zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts war der Geschmack an Raritäten-Sammlungen in London so sehr an der Tagesordnung, daß man, zumal im Winter, Personen vom höchsten Range sich damit amüsiren sah, auf den Auslegebänken in den verschiednen Quartieren der Stadt seltene Bücher, Handschriften und andre Schätze solcher Art aufzusuchen. Da liessen sich denn die Grafen von Oxford, von Pembrocke, der Herzog von Devonshire und andre reiche Britten, welche diese Modeliebhaberey ebenfalls ergriffen hatte, öfters von dem Kohlenträger Britton bey ihren Nachsuchungen helfen. Diese Männer fanden Gefallen an seiner Bescheidenheit und seinem verständigen Wesen, und gestatteten ihm mit Freuden zu den Zusammenkünften, die sie, nach dem Morgenspaziergange, bey einem Buchhändler zu halten pflegten, den Zutritt. Er stellte seinen Kohlensack bey der Thür ab, und verschwatzte manches Stündchen mit ihnen über Bibliographie. Nicht lange, so lud er selbst die Kunst- und Curiositäten-Liebhaber zu sich auf seinen Dachboden ein. Seine Leidenschaft für die Musik, und sein Vorrath von kostbarn und seltnen Stücken dieser Gattung, lockte eine Menge Liebhaber zu ihm hin, und er war der Erste, der es im Jahr 1678 versuchte, Concerte zu geben; eine Unterhaltung, die man bis damals zu London nicht gekannt hatte. Bey ihm hörte man die größten Virtuosen damaliger Zeit, einen Pepusch, ja selbst

einen Haendel, ihre Meister-Kompositionen auf dem Klaviere exequiren, und bey ihm trat Dubourg mit seinem ersten Violin-Solo auf. Britton selbst spielte dabey die Baßgeige, und die Ladys vom ersten Range wetteiferten miteinander um den Zutritt zu diesen Assembleen von einer ganz neuen Art. Anfangs konnte man diesen musikalischen Aufführungen unentgeltlich beywohnen; bald aber fand es Britton gerathener, dieselben in ein schicklicheres und bequemeres Lokal in einem Hause in der Nachbarschaft zu verlegen, und, um ihn selbst für seine Auslagen zu decken, wurde ein jährliches Abonnement von 10 Schilling veranstaltet. Indessen ermangelte der seltsame Contrast, der zwischen dem Aufwande bey diesen Zusammenkünften und der Herkunft und den Vermögens-Umständen des Unternehmers zum Vorschein kam, nicht, Verdacht zu erwecken. Einige hielten ihn für einen verkappten Jesuiten, Andre für das Haupt einer neuen Sekte; noch Andre für einen, der Verschwörungen anzetteln wolle; er selbst wusste durch seine Offenheit und anständige Manieren endlich der Wahrheit den Sieg zu verschaffen. Einige Jahre vor seinem Tode verkaufte er einige seiner Seltenheiten an die Meistbietenden. Das gedruckte Verzeichniß davon, welches Thomas Hearne gesehen hat, soll, nach der Versicherung dieses gelehrten Antiquars, von sehr tiefen und gründlichen Kenntnissen im Fache seltner Bücher und alter Handschriften zeugen. Der Rest seiner Sammlung, bestehend aus den seltensten Kabinetstücken und einer bedeutenden Anzahl von Musikalien, ward von seiner Wittwe verkauft. Brittons Tod war nicht weniger außerordentlich, als sein Leben. Ein Mitglied seiner Musikgesellschaft, um die Anwesenden auf Britton's Unkosten zu amüsiren, gerieth auf den Einfall, einmal einen Bauchredner mit in das Concert zu bringen. Plötzlich ließ sich in einem Zwischenakte, als vom Himmel herab, eine Stimme hören, welche dem armen Britton ankündete, seine letzte Stunde sey gekommen, und, um sich auf dieselbe vorzubereiten, solle er sich augenblicklich auf die Kniee niederwerfen und beten. Der Unglückliche, durch seine Zauberbücher leichtgläubig gemacht, gehorchte mit Zittern, legte sich dann sogleich zu Bette, und starb wenige Tage nachher, im September 1714. *)

Die Tigerjagden in Indien. **)

In den Jagden des Orients von dem Hauptmann Williamson finden sich nachstehende sonderbare Details über die Mittel, deren man sich in Indien zur Ausrottung der Tiger bedient.

*) S. Hawkins Hist. of Music und Walpole Anecdot. of Peinting.

**) Omniana oder Horae otiosiores, Vol. II.

So bald die Bauern einem Tiger auf der Spur sind, so sammeln sie eine hinlängliche Menge von Blättern eines gewissen Baumes, Prauß genannt. Diese Blätter gleichen vollkommen denen der Adamsfeige, und der Baum selbst findet sich unter den Unterhölzern des nördlichen Indiens sehr häufig. Die Blätter bestreicht man mit einer Art von Vogelleim, der aus den Beeren eines in Indien ebenfalls sehr häufig wachsenden Strauches bereitet wird, und zerstreut sie dann, die überstrichene Seite aufwärts gekehrt, an einer dunkeln und verwachsenen Stelle des Waldes, von der man weiß, daß der Tiger gegen die Mittagshitze da Schutz zu suchen pflegt. So wie das Thier eine Pfote auf eines der Leimblätter hinsetzt, so ist es verloren. Es fängt nämlich damit an, die Pfote zu schütteln, um sich des Unrathes zu entledigen; weil aber dies Mittel nicht hilft, so fährt es mit der beleimten Tatze an das Gesicht herauf, und reibt sie gegen dasselbe, so daß in Kurzem seine Ohren und Augen sich ebenfalls mit Leim überziehen. Der Tiger, von Schmerzen gemartert, fängt nun an, sich auf dem Boden zu wälzen, trifft noch auf mehrere mit Vogelleim bestrichene Blätter, und wird zuletzt blind. Nunmehr geräth er in Angst, und legt diese durch ein fürchterliches Gebrüll zu Tage, dessen einzige Wirkung die ist, daß die wachsamen Bauern daraus den Schluß machen, es sey Zeit, sich ihrer Beute zu bemächtigen.

Noch bedient man sich in Persien und dem nördlichen Theile von Indostan eines andern Kunstgriffes, um eines so furchtbaren Feindes los zu werden.

Man verfertigt nämlich aus starken Bambusrohren oder andern tauglichen Materialien einen großen halbkugelförmigen Käficht. Die Bambusrohre werden so stark als möglich zusammen gebunden, angereiht, und in einander geflochten, dabey aber absichtlich in die Runde herum an dem Gehäuse drey bis vier Zoll breite Löcher offen gelassen. Der Käficht wird an Orten, wo sich die Tiger vorzüglich gern aufzuhalten pflegen, mit Pflöcken an den Boden fest gemacht. Ein Mann, mit zwey oder drey langen Piken bewaffnet, verschließt sich darein, nimmt einen Hund zu sich, der zu rechter Zeit Lärm macht, oder eine Ziege, deren Sprünge die gleiche Wirkung hervorbringen, wickelt sich in seine Decke, und schläft unbesorgt ein. So wie ein Tiger zum Vorschein kommt, den Käficht ringsum berochen hat, und nun anfängt, mit Gewalt auf denselben einzudringen, so wird der Mann im Hinterhalte durch seinen Hund oder seine Ziege aufgeweckt, greift zu den Waffen, und bringt der Bestie, durch die an dem Käfichte angebrachten Löcher, einen Lanzenstich bey. Selten kommt sie mit heiler Haut davon, sondern wird gewöhnlich in der Nähe todt gefunden.

Herrera erzählt, die Einwohner von Burapaz werfen sich, wenn ihnen ein Tiger begegnet, auf die Erde

nieder, und bitten ihn flehentlich, ihrer zu schonen. Sie verehren in ihm ihre gute oder feindselige Gottheit, von der sie glauben, daß sie diese Gestalt angenommen habe.

Im Jahr 1807 zeigten sich ganz unversehens zwey Tiger auf der Insel Salsette *), und raubten neun Personen. Die Einwohner liessen es sich nicht ausreden, daß es keine wirklichen Tiger, sondern unter der Gestalt dieser Thiere zum Vorschein kommende böse Geister seyen, zumal sie, wie es hieß, Menschengesichter gehabt, und in Nase und Ohren breite goldne Ringe getragen hätten. Dieser Wahn hatte die Gemüther so tief ergriffen, daß durch keine, auch noch so große, auf die Erlegung der verheerenden Raubthiere gesetzte Belohnung ein Indianer vermocht werden konnte, auf dieselben Jagd zu machen.

An diese Thatsachen mag füglich angereiht werden, was Buchanan **) von einem, in Hindostan befindlichen, äußerst armseligen Völkerstamme erzählt. Er heißt Cad' Curuburu, und einige Individuen aus demselben lassen sich dazu gebrauchen, des Nachts auf den Feldern zu wachen, um die Elephanten und wilden Schweine von denselben zu verscheuchen. Um die erstern fern zu halten, laufen sie mit brennenden, aus Bambusrohren verfertigten, Fackeln auf dieselben los. Bisweilen wendet sich das Thier um, und wartet, bis ihm sein Verfolger ganz nahe ist. Die Curuburus aber haben es auf eigene Unkosten gelernt, den angegriffenen Feind nicht mehr in Ruhe zu lassen. Sie rücken unerschrocken näher, und drücken die brennende Fackel dem Elephanten an den Kopf. Wenn sie dies können, so ergreift er allemal die Flucht. Hat hingegen der Angreifende unglücklicher Weise nicht Muth genug, sich dem Elephanten zu nähern, und mit dem Feuerbrande auf ihn zuzuschlagen, oder sucht er etwa zu entfliehen, so ist er verloren; das Thier beobachtet, verfolgt, erreicht und tödtet ihn.

Schweizer Anekdoten.

3.

Eine jährliche Abgabe, welche die Familie Travers von Ortenstein seit bald drey Jahrhunderten an eine der Kirchen des Domleschgerthals in Graubündten bezahlt, nahm folgenden seltsamen Ursprung. Während jener grausamen Zwiste und Anarchie, die zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts in Graubündten herrschten, ward Pompejus Planta im Jahr 1521 vor ein zu Tusis aufgestelltes Strafgericht gerufen, und von der herrschenden Parthey des Hochverraths an Vaterland und Religion und der Anhänglichkeit an Spanien angeklagt. Sey es nun, daß er seiner Schuld wirklich bewußt war, oder daß er partheyische Richter fürchtete, Planta weigerte sich vor dem Gericht zu erscheinen, und ward demnach durch Contumazspruch als Hochverräther verurtheilt. Georg Jenats, sein persönlicher Feind, einst ein Geistlicher, aber durch den Synod um seiner Ausgelassenheit willen des geistlichen Standes entsetzt, und jetzt Oberst im Dienst der Republik, faßte den Entschluß, jenes Strafurtheil selbst zu vollziehen. Zu diesem Ende zog er, von einigen entschlossnen Männern begleitet, durch ein bey dreytausend Mann starkes Korps katholischer Bündner, und traf, indem er die ganze Nacht seinen Weg fortgesetzt hatte, am frühen Morgen vor den Thoren des Schlosses Rietberg bey Fürstenau ein, wo Planta sich in völliger Sicherheit glaubte. Mit einem Beile in der Faust drang Jenats in's Innere des Hauses, fand seinen Gegner in der Küche, ergriff ihn, schleppte ihn in ein anstoßendes Zimmer, warf ihn da zu Boden, und hieb ihm mit einem gewaltigen Schlage das Haupt ab. Seine, damals noch sehr junge Tochter, Lucrezia, seither an den Freyherrn Travers von Ortenstein verheirathet, hatte geschworen, den Mord des Vaters zu rächen. Mehrere Jahre verflossen, ohne daß eine günstige Gelegenheit für die Ausführung des Vorhabens sich darbot, das jedoch ungeschwächt in ihrem Herzen fortlebte. Als dann endlich Jenats sich einst auf einem nächtlichen Balle im Gasthofe zu Chur befand, ließ sie ihn unter irgend einem Vorwande vor die Thür des Hauses rufen, und stieß ihn da mit eben dem Mordwerkzeug nieder, das er vom Blute des Vaters gefärbt in ihrem Schlosse zurückgelassen hatte. Von dem Augenblick der That an quälten Reue und Vorwürfe das Gemüth der Tochter, und sie hoffte nur sich den Himmel und ihr Gewissen durch Stiftung eines Jahrszinses von ungefähr dreyhundert Gulden für den Unterhalt der Kirche und der Armen in der Gemeinde, in welcher ihr Vater seinen gewaltsamen Tod fand, zu versöhnen. Noch jetzt ist im Schlosse Ortenstein das Beil zu sehen, welches zum Gedächtniß des damit verübten gedoppelten Mordes sorgsam aufbewahrt wird.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im November.

In den ältern Stücken: Der Brautkranz, Trauerspiel von Pr. Weissenbach; der Lorberkranz, Schauspiel von Ziegler, und Don Carlos, Trauerspiel von Schiller, welche im Hof-Theater nächst der Burg wieder zur Aufführung gebracht wurden, gab Hr. Schwarz respect. die Rolle des Pilgers, des Obersten Grauenstein und des Königs Philipp, erstere mit der höchstmöglichsten Vollendung. Die Darstellung derselben war durchaus sein Eigenthum; jede folgende Scene wurde richtig von der vorgehenden vorbereitet, und daher eine Stufenfolge bemerkbar, wie solche nur Künstlerstudium zu schaffen vermag. Dasselbe läßt sich von der Ausführung der Rolle des Obersten sagen; indessen zog sich das Spiel in den letzten Akten etwas in die Länge, welches keinen vortheilhaften Effekt macht. König Philipp wurde schlecht dargestellt; Deklamation und Haltung waren gleich fehlerhaft; vielleicht eine Folge von dem schlechten Memoriren!

Hr. Castelli hat wiederum eine große heroische Oper in drey Aufzügen nach dem Französischen des Jouy, „die Bajaderen" geliefert; die Musik ist von Catel. Die Handlung besteht, mit wenigen Worten gesagt, darin, daß der Rajah von Benares eine Bajadere, Lamea, liebt, und diese, weil sie ihm bey einem feindlichen Einfall der Marattey das Leben rettet, auch auf die von ihm absichtlich ausgestreute Nachricht von seinem Tode selbst zu sterben entschlossen ist, zur Gemahlinn wählt. Die Oper besteht ganz aus Gesang, und wird dadurch, und daß sie nicht im Druck erschienen, zum Theil unverständlich. Anziehen konnte sie wenig, weil sie eigentlich eine Ballet-Oper ist, und nach erfolgter Auflösung un-

*) Salsette ist von Bombay nur durch einen sehr schmalen Meerarm abgetrennt, und jetzt dieser letztern Insel durch einen über jenen Arm hingehenden, eine freye seit 1805 brauchbare Chaussee, bildenden Erdwall noch näher gebracht.

**) Buchanan's Travels.

sers Ballet-Chors die vorkommenden Tänze sehr schlecht ausgeführt wurden. Man bemerkte wol die Wirkung, daß nämlich die feindlichen Krieger von den Reitzen der Bajaderen eingeschläfert wurden, keineswegs aber den Reiz selbst als die Ursache der Wirkung. Es schwand mithin die Täuschung und, wo dieses der Fall ist, fällt auch die Theilnahme weg. Die Haupt-Bajadere, Lamea, tanzte gar nicht, und kein Mensch begriff, wodurch sie früherhin die Zuneigung des Rajah erlangt habe? Die Vorstellung gefiel nicht, welches theils in den angeführten Gründen, theils darin lag, daß Siboni und Radicchi, beyde Italiener, zwey Haupt-Rollen, die des Rajah und des Haremaufsehers, hatten, und der deutschen Sprache nicht vollkommen mächtig sind. Das Kostüm der Bajaderen war nicht historisch richtig; einige Ringe um die Arme abgerechnet, sahen sie wie unsre Figurantinnen aus. — Die Musik entspricht dem Charakter der Handlung nicht, und geht zuweilen in den tragischen Styl über. Dadurch verliert die Harmonie des Ganzen, und der Zuhörer, welcher sich in derselben Lage befindet, als wenn der Ausdruck mit der Aktion nicht übereinstimmt, bleibt kalt.

Als zweyter Theil des Hausgesindes erschien gegen Ende des vorigen Monats im Theater an der Wien: Der gebesserte Lorenz, oder: Diesmal fehlt immer der Herr, Posse mit Gesang, aus dem Französischen des Sevrin, von Gewe, die Musik von Sigora Eulenstein. Das Produkt ist ohne allen Werth und erregt nur ein augenblickliches Lachen, weil man stets vorhersieht, was kommen wird. Die dummen Streiche, die im Hausgesinde der Diener macht, führt hier, freylich auch durch den Diener veranlaßt, der Herr aus. So wirft er, indem er eine Schachtel hervorziehen will, ein Dejeuné-service herunter, verbrennt seine Geschäftsschriften, versendet einen verpatten Bankozettel von 1000 fl. in einem Brief ꝛc. Die Sprache ist lokalisirt und ächt trivial, z. B. in einer Arie:

Wenn halt der Mensch vazirend ist,
So ist er schon petschirt;
Und kiefelt ohne Machsen
An einem Kälberhachsen,
So daß bey ihm die Schaben
Das beste Leben haben!

Im Dialog aber kommt vor, von seinem eignen Balg zehren, das Freßglöckel läutet im Magen, reinliche Frisnionomie, (Physionomie), hör' die Frau Mutter auf mit dem Zahnestiecken ꝛc., er hat mich aus dem Leim geschlagen, Kralawal gemacht, Grampeli stampeli, (Krambamboli ꝛc.) und die Captatio benevolentiae am Ende, als der Herr den Lorenz fortjagt, heißt, um den Beyfall zu erhalten:

„Wenn ich am End auch dies Malheur,
Das mir das allerärgste wär',
Bey all dem Elend noch erduld,
So machen Sie's nicht, wie mein Herr,
Und sagen's: „Ich bin wieder Schuld."

Darüber muß doch Apoll eine herzliche Freude haben! Die Musik ist Flickwerk.

Michael Romanow, oder: die Befreiung von Moskau, im Jahr 1612, historisches Schauspiel in Jamben und fünf Aufzügen, von Kaffka, Regisseur des Theaters in Linz, hat einige Mal das Theater an der Wien gefüllt, vermuthlich, weil ein großer Theil die Jahrzahl der Handlung übersah, und an die Befreiung Moskau's im J. 1812 dachte. Es soll eigentlich ein patriotisches Gemählde seyn; denn die Pohlen haben Moskau erobert, und der letzte Sprößling der Czaaren, Michael Romanow, befindet sich in einem Kloster eingesperrt. Ein russischer Bürger entflammt seine Mitbürger durch Schilderung der Gräuelthaten, welche die Sieger verüben, sammelt ein bedeutendes Heer und führt solches dem Russischen Feldherrn zu, der darauf den Kreml erstürmt und den Michael Romanow, der unterdessen in ein unterirdisches Gewölbe desselben gebracht ist, in Freyheit setzt. Die Liebes-Intrigue zweyer junger Leute vom Bürgerstande, der Plan eines Kosaken-Hettmanns, sich selbst auf den Thron der Czaaren zu setzen, und einige Züge des Heldenmuths der Gattinn des russischen Feldherrn, machen die Episoden dieses ziemlich gut geschriebnen, aber seichten Schauspiels aus. — Streng genommen, ist kein Charakter ausgezeichnet; sie schwanken sämtlich, und wurden durch die Darstellung wenig gehoben. Die Hauptrolle war in den Händen des Hrn. Grüner. Er gab den russischen Fürsten Podscharsky. Er hat noch nie eine ganz vollkommne Vorstellung geliefert, weil sein Spiel durch keine Ruhe beherrscht wird; er lärmt und tobt, und berücksichtigt mehr das Parterre und die Gallerien, als seine Umgebungen. Daher schallt ihm auch der Beyfall stets aus den obern Regionen entgegen. Die Kritik hat ihm unzählige Male die Stellen der fehlerhaften Deklamation und Aktion namhaft gemacht, und ihm die Art und Weise der Verbesserung gezeigt — ohne Erfolg jedoch. Man steht hier nämlich in dem Wahn, daß man ja nichts verbessern müsse, wenn man sich im Ansehen behaupten will. Unser gutmüthiges Publikum erträgt das auch eine Zeitlang; kommt es aber zu arg, so mag es den Egoism auch nicht mehr ansehen. Hr. Rüger, der Kosaken-Hettmann und Hr. Regisseur Scholz, der Bürger Minin, gaben ihre Rollen, so inkonsequent sie zum Theil auch seyn mögen, sehr brav, indem sie weniger sich, als das Ganze im Auge behielten. Dies ist ein großes Verdienst des Schauspielers. Hr. Lange, der K. K. pensionirte Hof-Schauspieler, gab den Patriarchen Hermogen, als Gast. Sein Gedächtniß ist jedoch schon schwach, weshalb ein immerwährender Widerspruch zwischen der Deklamation und der Aktion Statt findet. Dabey gewinnt weder die Kunst noch der Künstler. — Wie gewöhnlich war das Kostüm, hauptsächlich der Damenkleidung, sehr unrichtig; denn Niemand hätte hier wol an Rußland gedacht, wenn es der Anschlagzettel nicht besagt hätte.

Herr Jeckel, (Verfasser der rühmlichst bekannten Schlachten der Alten), gibt in Verbindung mit Hrn. Witsch eine Athlographie oder Poleographie, oder Schlachten- und Städte-Schilderungen heraus, wovon alle Sonnabend ein Heft erscheint, mit der Beschreibung und Plan einer Schlacht oder Stadt, worauf die größte Aufmerksamkeit des Publikums gerade geheftet ist. — Das Vierteljahr auf die Hälfte kostet 4 fl. Wr. C.

Räthsel.

„Ich wandle hin, und wandle her
„Im Sonn- und Mondenlicht,
„Geh' über's Land, geh' übers Meer,"
Und seh' und höre nicht;
Doch hüllen — meine Haut ist fein —
Dort Seide mich, hier Woll' und Lein.
Nur selten lass' ich nackt mich sehn',
Es müßte denn aus Noth gescheh'n.
Man sperrt mich täglich in ein Haus,
Vom Handwerksmann für mich gemacht,
Und läßt mich lange nicht heraus;
Doch ich entlaufe mit dem Haus.
Werd' ich entlassen in der Nacht,
So ruh' ich von der Arbeit aus. G.

Auflösung des Räthsels in Nro. 278: Das adriatische Meer.

Nro. 285.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Montag, 29. November, 1813.

Die schrecklichste Gefahr ist die, so man nicht kennt.

Pfeffel.

Die Schlacht in den Ebenen von Tolosa. *)

In der Pfingstwoche des Jahres 1212 war Toledo angefüllt mit Kriegern aus allen Gegenden von Europa; denn der Papst hatte durch offene Sendschreiben Ablaß allen Tapfern versprochen, die dem bedrängten Könige von Castilien, Alfonso dem Achten, mit Gut und Blut beystehen wollten. Mohamed, der Beherrscher von Mogreb (Marokko) vom Stamme der Mohaden, dem die maurischen Fürsten in Spanien als ihrem Oberherrn huldigten, war mit furchtbarer Kriegsmacht nach Andalusien übergegangen, und drohte die Herrschaft der Christen umzuwerfen. Gegen zweytausend Ritter, zehntausend Reiter und funfzigtausend Mann Fußvolk waren seit einigen Monaten, theils über die Pyrenäen, theils aus den nördlichen Gegenden der Halbinsel und aus Portugal, herbeygeströmt, um den Ablaß der Kreuzfahrer zu verdienen. Es ward bald zu enge in den Mauern der Stadt, und der König räumte den Kriegern seinen Lustgarten am Ufer des Tajo ein, wo unter schattigen Bäumen Zelte und kühle Lauben errichtet wurden. Auch war Alfonso sorgfältig bedacht gewesen, außer allen Kriegsbedürfnissen so viele Lebensmittel herbey zu schaffen, daß diese zahlreichen Menschenschwärme nie Mangel litten. Schwieriger war's unter den rohen Horden, die eben so begierig nach Beute, als nach den Schätzen des Ablasses trachteten, Zucht und Ordnung zu erhalten. Die fremden Kreuzfahrer verwüsteten einige Weinberge und Baumpflanzungen, um sich Brennholz zur Bereitung ihrer Speisen zu verschaffen, und mißhandelten die Juden in der Stadt, von welchen Einige als Opfer der blinden Glaubenswuth umkamen. Dies reizte die Bewohner der Stadt zu einem Aufstande gegen die raubsüchtigen Fremdlinge, und Alfonso musste seine ganze Klugheit, sein ganzes Ansehn aufbieten, den Aufruhr zu stillen und die Juden zu beruhigen. Der König bewies sonst viel Geduld und Nachsicht gegen seine unruhigen Gäste, um die feurige Kampflust, die Alle entflammte, zu nähren. Er gab immer gemäßigte Antworten, wenn Jemand aus den wilden Scharen sich ungebührliche Reden erlaubte und, die Würde des Herrschers mit Leutseligkeit vereinend, den abweichenden Sitten der Fremdlinge geschmeidig sich fügend, suchte er allen Wünschen entgegen zu kommen. Freygebig zeigte er sich gegen die Großen, wie gegen die Geringern; jeder Krieger, von der Reiterey und von dem Fußvolke, erhielt täglich einen verhältnißmäßigen Sold zu seinem Unterhalte; Weiber, Kinder und andre, zum Kriege untaugliche Menschen, waren nicht ausgeschlossen von seiner Freygebigkeit, und außer diesen öffentlichen Austheilungen spendete er großmüthig noch viele besondre Gaben.

Während Papst Innocens III, besorgt für den glücklichen Fortgang der christlichen Waffen, den Gläubigen in Rom

*) Nach den Berichten der Augenzeugen, welche vollständig mitgetheilt und mit allen andern Nachrichten zusammen gestellt sind. — Mondexar's Memorias historicas de la vida y acciones del Rey D. Alonso el Noble, octavo del nombre — Bd. I., (Madrid 1783, 4.) S. 310 ff. und Anhang S. XVII ff. und XCVIII ff.

ein dreytägiges Fasten bey Wasser und Brot befahl, eine feyerliche Betfahrt verordnete, wobey alle Weiber ohne Schmuck, und diejenigen, die es vermochten, barfuß erscheinen sollten, gab auch der König von Castilien Befehle zur Einschränkung des Aufwands. Alle Kriegsleute zu Roß und zu Fuße sollten den überflüssigen Putz, den Schmuck von Gold und Silber ablegen, und sich mit nützlichen Stoffen versehen, damit sie zum Dienste Gottes anwendeten, wodurch sie vorher den Himmel beleidigt hätten.

So bereitete sich Alles zu dem heiligen Kriege, und überall waren die Priester bemüht, das Feuer der frommen Begeisterung, nicht durch Ermahnungen allein, sondern auch durch eignes Beyspiel, zu entzünden und zu nähren. Unter den tapfern Rittern, die aus Frankreich und Italien über das Gränzgebirge kamen, waren die Erzbischöfe von Bordeaux und von Narbonne, und der Bischof von Nantes, um, wie die vornehmsten spanischen Geistlichen, mit dem Kreuzheere in's Feld zu ziehen.

Nur die Könige von Aragon und Navarra nahmen unmittelbaren Antheil an dem Kriegszuge, und der letztere ließ sich erst durch die Zuredungen des Erzbischofs von Narbonne bewegen, seinen Unmuth gegen den König Alfonso von Castilien, um des gemeinsamen Vortheils der christlichen Reiche willen, zu vergessen; aus Leon und Portugal hingegen kamen zwar einzelne Krieger, um die Wohlthaten des Ablasses zu gewinnen; die Könige dieser Länder aber, auch feindselig gesinnt gegen Castilien, weigerten sich der Theilnahme an dem Kriege gegen den Feind, dessen furchtbare Macht, wenn sie siegreich Alles vor sich niederwarf, auch sie erdrücken musste.

Am ein und zwanzigsten des Brachmonats, als Alfonso's treuer Bundesfreund, Pedro II. von Aragon, mit seinen Kriegsvölkern in Toledo angekommen, und festlich empfangen ward, zog das Heer hinauf gegen die Sierra Morena, die mächtige Vormauer des Feindes. Der tapfre König von Castilien hatte den übergebirgischen Kreuzfahrern, die in einem abgesonderten Heerhaufen voranzogen, den tapfern Diego Lopez de Haro zum Anführer gegeben. Darauf folgte der König von Aragon mit seinen Kriegsvölkern, und Alfonso schloß mit den Seinigen den Zug, so daß die drey Heere, obgleich getrennt, in geringen Entfernungen sich folgten.

Nach einigen Tagen erreichten die fremden Kreuzfahrer zuerst das Schloß Malagon, und eroberten die Veste, ungeachtet des tapfern Widerstandes der Mauren, die Alle durch das Schwert der Sieger umkamen. Aber das erste Siegesglück konnte die fremden Krieger nicht ermuntern, die Beschwerden des rauhen Bodens, und die drückende Sommerhitze zu ertragen; schon damals wollten sie in die Heimath rückkehren, und nur die dringenden Bitten der Könige von Castilien und Aragon konnten sie bewegen, weiter bis nach Calatrava zu ziehen.

Das ganze Heer erschien vor dieser Stadt, wo die Mauren, unter einem kriegserfahrnen Anführer, sich zu tapferer Vertheidigung rüsteten. Sie hatten in alle Fuhrten des Flusses Fußangeln geworfen, welche aus vier Stacheln bestanden, so daß immer, wie sie auch fielen, einer oben kam und Menschen und Pferde verwunden konnte. Nur wenige aber wurden bey dem glücklichen Uebergange verletzt, und das Heer lagerte sich vor der Stadt. Die Vestung von der einen Seite lag zwar in einer Ebene, aber der Fluß machte die Mauern derselben unzugänglich, und auf der andern Seite war sie durch Gräben, Thürme und Bollwerke so gut geschützt, daß sie ohne Belagerungswerkzeuge nicht leicht genommen werden konnte. Nach dem ersten tapfern Angriffe aber erboten sich die Mauren zur Uebergabe, unter der Bedingung freyen Abzugs, und der König von Castilien, der anfangs nicht einwilligen wollte, musste endlich seinen Bundesfreunden nachgeben, so daß der König von Aragon die Hälfte von Allem, was in der Veste sich fand, erhalten, und die andre Hälfte den übergebirgischen Kreuzfahrern zufallen sollte.

Aber weder dieser Vortheil, noch die Aussicht, Ruhm und Ehre zu gewinnen, vermochten etwas über die Fremdlinge. Fast Alle, gegen vierzigtausend, nahmen den Rückweg in die Heimath jenseit der Pyrenäen, erschöpft von den Beschwerden, die sie schon erduldet hatten, und furchtsam zitternd vor den Mühseligkeiten, welche der Krieg in dem rauhen Gebirge drohte. Selbst die fremden Geistlichen entfernten sich mit den Kriegern; nur der Erzbischof von Narbonne hielt mit den Wenigen aus, welche bis zu Ende des Krieges blieben. Es waren gegen hundert und funfzig Ritter, außer dem Fußvolke, die bey dem ersten Entschlusse wacker beharrten. Als die Uebrigen auf dem unrühmlichen Rückzuge wieder nach Toledo kamen, waren der raubsüchtigen Horde böse Gerüchte vorangegangen, und die Sage drohte, daß auch die Stadt geplündert werden sollte. Da schlossen die Bürger ihnen die Thore, begrüßten sie von den Stadtmauern herab mit Schimpfreden, und beschuldigten sie der Feigheit. Aber die Fremdlinge, der Heimath entgegen eilend, entfernten sich schnell, ohne die Beschimpfung zu rächen, und zogen in einzelnen Haufen voran, um desto leichter Lebensmittel zu finden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schweizer Anekdoten.

4.

Anna von Meinhardt, ein schönes und tugendhaftes Fräulein aus einer edeln Züricher Familie, heirathete noch sehr jung einen Jüngling aus der adelichen Familie

der Meyer von Knonau. Des Jünglings Vater hatte diesem eine andre Braut zugedacht, und ärgerte sich, als er seine Hoffnungen getäuscht sah, über die gegen seinen Willen geschlossne Heirath dermaßen, daß er den Sohn nicht mehr vor Augen sehen wollte, und daß er, ihm zur Strafe, seine schönen Besitzungen in Knonau dem Staat käuflich überließ, welcher kurz nachher eine Landvogtei daraus bildete. Nach Verfluß einiger Jahre zog der junge Meyer mit eidgenössischen Truppen in's Mailändische. Als Fähnrich der Zürichschen Bogenschützen wohnte er im Jahr 1513 der Schlacht von Novarra bey. Hier fand er mit vielen seiner Landsleute den Tod auf dem Feld der Ehre; zu Zürich hinterließ er eine trostlose Gattinn nebst mehreren noch unmündigen Kindern. Der älteste dieser Waisen, Gerold, war ein ungemein schöner Knabe; als er einst über den Markt ging, nahm ein Greis aus einem der anstoßenden Häuser ihn wahr, rief ihm zu, und fragte den Diener, welcher ihn begleitete: „Wem gehört der schöne Knabe?" Er ist euer Enkel! antwortete dieser. Da erwachte die Stimme der Natur in dem Großvater; bis dahin hatte er sich noch immer geweigert, die Gattinn und die Kinder seines unglücklichen Sohnes auch nur vor sich zu lassen. Jetzt zerfloß er in Thränen, hob den Knaben in seine Arme auf, und sprach zu ihm: „Dein Großvater hat dir viel Leid gethan, aber du sollst dafür Ersatz erhalten." Er wollte sich nun nicht wieder von ihm trennen, behielt ihn in seinem Hause, und ließ ihm eine so gute Erziehung geben, daß der Jüngling in kurzer Zeit für den Trefflichsten unter seinen Altersgenossen galt, und schon im siebzehnten Jahr in den großen Rath von Zürich gewählt ward.

Durch den Knaben war auch die Mutter Anna von Reinhardt mit dem Schwiegervater versöhnt worden, dessen ansehnliches Vermögen bey seinem Tod an ihre Familie überging. Der berühmte Reformator Zwingli, ein vertrauter Freund Gerolds, welchem er auch im Jahr 1523 seine Schrift über die Kinderzucht zueignete, hatte durch den Sohn die Bekanntschaft der Mutter gemacht. Von ihrem Geist und Herzen gleichmäßig angezogen, warb er 1524 um die Hand der damals vierzigjährigen Wittwe, und erhielt solche. Die Beschuldigung seiner Feinde, als habe er sie um ihres Vermögens willen geheirathet, widerlegte der Reformator sattsam durch ein merkwürdiges Rechtfertigungsschreiben, worin es unter Anderm heißt: „Außer ihrem Schmucke, den sie nicht mehr trägt, besitze seine Frau nicht über vierhundert Dukaten an Erbgut; alles Vermögen ihres ersten Gatten gehöre ihren Kindern, von denen sie außer dreißig Dukaten Jahrgehalt nichts beziehe, und er habe niemals gestatten wollen, daß sie auch nur dasjenige fordern möge, was ihr vermöge ihres ersten Ehekontraktes von Rechtswegen gebührte.

Zwingli's Gattinn gebar ihm annoch mehrere Kinder; in jeder Hinsicht glücklich und hochgeschätzt, war sie weit entfernt den Sturm zu ahnen, welcher sieben Jahre später ihr Lebensglück zertrümmern sollte. Der Bürgerkrieg zwischen Zürich und seinen fünf Nachbarständen begann, und die Kappeler Schlacht ward geliefert. Durch diese ward Anna von Reinhardt gleichzeitig zur unglücklichen Gattinn, Mutter und Schwester, als ihr die Kunde gebracht ward, daß sie an jenem unglücklichen Tage nicht weniger denn fünf ihrer Geliebten — ihren Mann, ihren Sohn, ihren Bruder, ihren Tochtermann und ihren Schwager verloren habe. Zwingli's Tod, und die durch fanatische Feinde seinem Leichnam angethane Beschimpfung kennt Jedermann. Minder bekannt ist, daß eben jener Gerold Meyer, dessen oben gedacht ward, und der sein einundzwanzigstes Jahr noch nicht zurückgelegt hatte, lieber sterben, als die Waffen niederlegen wollte. Seine Leute waren in Unordnung gerathen, und er hatte nicht vermocht, sie von der Flucht zurückzuhalten, als er sich durch einen Trupp junger Männer aus den fünf Kantons umringt sah, mit deren mehrern er einst in glücklichern Tagen Bande der Freundschaft geknüpft hatte; sie erkannten ihn, forderten ihn auf, sich nicht zwecklos in den Tod zu stürzen, und boten ihm Rettung an, insofern er ihnen als Gefangener folgen wolle; er aber verschmähte den Antrag als seiner unwürdig, drang mit dem Muth der Verzweiflung auf seine Gegner ein, und fiel unter ihren Streichen.

Doch auch diesem Jammer erlag Zwingli's fromme und muthvolle Gattinn nicht; aus Liebe für die ihr Entrissnen erhielt sie sich den ihr übriggebliebenen Kindern, die ihrer Hülfe bedurften. Ihr Charakter entwickelte sich jetzt erst in seiner vollen Größe, Kraft und Schönheit. Wer sie kannte, der schätzte und verehrte sie. Einheimische und Fremde beeiferten sich, ihr Beweise theilnehmender Achtung und Hochschätzung zu geben; dies, sein Ruhm und das Gedächtniß seiner Tugenden, so wie Alles dessen, was er im Leben geleistet hatte, waren das einzige Erbgut, das ihr Gatte hinterließ. Sie starb in vorgerücktem Alter, über das Schicksal ihrer zurückgelassenen Kinder beruhigt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, im November.

Die beyden, bey der jährlichen General-Versammlung des Erziehung-Raths des Kantons St. Gallen gewöhnlich für die Eröffnung-Reden berufenen Sprecher, der Regierungsrath Müller-Friedberg, als Repräsentant der Regierung, und der Präsident des Erziehung-Raths, Hr. Gregor Grob, sind nie verlegen, um durch Stoff und Behandlung ihren Vorträgen neuen Reiz zu ertheilen. In der Versammlung dieses Spätjahrs sprach der erstere von dem Werth der Aegide, welche Erziehung-Kollegien darbieten „in Zeiten, wo ewiger Krieg Rückkehr der Barbarey droht, und zugleich Lüsternheit nach ewiger Nacht wieder Athem holt; in Zeiten, wo der Mensch selbst Hüter seines Lichtes werden muß, und seine Augen wenigstens so weit zu öffnen sind, daß ihm die Blindheit des Maulwurfs nicht mehr für glücklicher geheuchelt werden möge.

als der Zustand des hellen, Achtung ansprechenden, Menschen." „Immer mögen," drückt sich der treffliche Redner weiter aus, „läßige Größe oder Reiche in ihrer Herzensleere hocherfüllter Vaterlandspflicht sich rühmen, wenn sie ihren Söhnen gute Bücher und achtbare Lehrer verschafft haben. Republikanische Obrigkeiten kennen andre Pflichten. Lykurg hat die Erziehung der Bürger als das wesentlichste Geschäft der Gesetzgebung bezeichnet; in monarchischen Staaten hat das Wort des weisen Spartaners Huldigung gefunden, und wer dürfte sich nun Magistrat eines freyen Volkes nennen, der nicht mit unverwandtem Blicke und lebendiger Theilnahme darauf halten wollte, daß die Anlagen der Jugend benutzt werden, der Gesellschaft brauchbare Glieder zu erziehen? Was würde es frommen, wenn zwar die höhern Klassen sich in Regionen edlern Aethers erheben, die Masse des Volkes aber stumpfsinnig im Sumpfe quackte? Im Volke liegt die Kraft des Staats; auf dem geistigen Vermögen des Volkes beruht seine Würde, und was nicht Volk ist, wie der Philosoph von Genf sich ausdruckte, ist so wenig, daß es kaum der Mühe lohnt, dasselbe zu zählen. Höhere Bildung, sittliches Gefühl, ein zu Opfern stets bereiteter Patriotismus, werde also in den höhern Ständen geweckt, aber dem öffentlichen Unterricht werde eine breitere Grundlage gegeben; er umfasse das ganze Volk, auf daß es empfänglich werde, auch von jenen edlern Eindrücken etwas aufzunehmen, die Bürgerpflichten aus Ueberzeugung zu erfüllen, und der Familie verständig, den Gewerben nützlich und sinnreich vorzustehen. — Dieser allgemeine Volksunterricht erhebe sich dann von Stufe zu Stufe, auf den niedern den Bürger vollendend, auf den höhern den Gelehrten vorbereitend, einer Pyramide gleich, bis zu jenen obersten Studien, welche Priester und Layen mit Weltkenntniß und Welterfahrung verbinden müssen, wo nichts Halbes, nichts Mangelbares bestehen kann, damit nicht aus dem Schoße der hohen Schule falsch Aufgeklärte oder Zwerge der Gelehrtheit und finstre Pedanten hervorgehen, deren Walten die schönsten Hoffnungen aufkeimender Generationen ersticken würde. Auf diesem Scheideweg wiegt der weise Staat seine Kräfte und Mittel ab, führt aus, was er zu leisten vermag, läßt an reichern Quellen schöpfen, was er nur karg und mangelbar leisten konnte; aber nie opfert er die Bildung der zahlreichern Klassen auf, nie will er die Pyramide auf die Spitze stellen." Hr. Grob hinwieder entwickelt auf eine ungemein praktische Weise, unter dem Namen von Schulerziehung ein Ideal, „das desto mehr seinem Zweck entsprechen wird, je weniger er nur Ideal ist." Wie die Schule nicht blos unterrichten, sondern auch das sittliche Gefühl in jugendlichen Gemüthern wecken und entwickeln und zeitlich äußere Sittsamkeit äußern möchte. Die moralisch-religiöse Bildung hat ihre Catecheten; soll denn die moralisch-bürgerliche dem Zufall überlassen werden? Soll nichts gethan werden, um auch die Erkenntniß des Anständigen und Sittlich-Guten zu entfalten? „Zwar scheinen," sagt Hr. Grob unter Anderm, „manche neuere Pädagogen von der Gewöhnung an äußere Sittsamkeit keine günstige Meinung zu haben, weil sie glauben, daß dadurch die natürliche Entwicklung, das Eigenthümliche, das Selbstständige und Freythätige gehindert oder gar unterdrückt werde, was denn auch der moralischen Bildung nachtheilig seyn müße. Aber es ist doch gewiß eine weit größere Gefahr dabey, wenn den rohen Trieben und Neigungen der Jugend der Zügel gelassen wird, als wenn sie mit dem nöthigen Zwang im Zaum gehalten werden. Das Freythätige soll freylich nicht unterdrückt, aber es soll geleitet, und das wilde Brausen desselben so gebändigt werden; ja, wenn das freye Wollen und Thun der Jugend recht oder unschuldig ist, so ist es gut, wenn ihm auch freyer Spielraum gestattet wird, damit sich das Individuelle und Eigenthümliche des Geistes und Gemüths aussprechen und entwickeln kann. Ist aber dies freye Wollen und Thun unrecht oder unanständig und unschicklich, so darf es nicht schwach und unweise geschont, es muß durch Zucht und Lehre bekämpft und gebessert werden: soll der Schüler für die Welt und die Verhältnisse des bürgerlichen Lebens gebildet werden, so muß er lernen Rücksichten nehmen, an sich halten und sich selbst beherrschen, das Gegentheil würde seinem Glück und seiner Brauchbarkeit im Wege stehen; soll er einst in seinem sittlichen Leben nach den Gesetzen der Vernunft und der Religion seine Pflichten erfüllen, so muß er selbst, wo er das Wichtige und Heilige jener Gesetze noch nicht zu fassen vermag, an dem Mindern, an dem Sittsamen gewöhnt und geübt werden, roben Ausbrüchen von heftigen Trieben und Neigungen aus Achtung für höheres Ansehen und aus Scheu vor naher Strafe zu widerstehen und dagegen das Anständige und Schickliche zu thun, weil es achtbarn, weisen und guten Menschen wohl gefällt. Ist der Schüler an Sittsamkeit gewöhnt, so hat er damit einen großen Schritt zur Sittlichkeit gethan, aber auf einem roben und verwilderten Lande ist es schwer, den Samen der Tugend gedeihen zu machen."

Von Matthisson's

Lebenslied,

komponirt von

Kapellmeister Kreuzer.

(S. die Musik-Beylage.)

Kommen und Scheiden,
Suchen und Meiden,
Fürchten und Sehnen,
Zweifeln und Wähnen,
Armuth und Fülle, Verödung und Pracht
Wechseln auf Erden, wie Dämmrung und Nacht:

Fruchtlos hienieden
Ringst du nach Frieden!
Täuschende Schimmer
Winken dir immer;
Doch, wie die Furchen des gleitenden Kahns,
Schwinden die Zaubergebilde des Wahns!

Auf zu der Sterne
Leuchtender Ferne
Blicke vom Staube
Muthig der Glaube:
Dort nur verknüpft ein unsterbliches Band
Wahrheit und Frieden, Verein und Bestand.

Günstige Fluthen
Tragen die Guten,
Fördern die Braven
Sicher zum Hafen,
Und, ein harmonisch verklingendes Lied,
Schließt sich das Leben dem edlen Gemüth!

Männlich zu leiden,
Kraftvoll zu meiden,
Kühn zu verachten,
Bleib' unser Trachten!
Bleib' unser Kämpfen, in eherner Brust
Uns des unsträflichen Willens bewußt!

Mit einer Musik-Beylage.

Andante gratioso.
p
6
Kom = m
p
Fürch = ten und Seh = nen,
8
Fül = le,
Nacht,
Nacht.
Ped.

Ver - ö - dung und Pracht, wech - seln auf Er - den, wie Dämm'rung und
wech - seln auf Er - - - den, wie Dämm'rung und
Ped.

Nro. 286.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 30. November, 1813.

So mancher weiß noch nicht, ich wette,
Was liebeln, was lieben sey,
Oder hält Beydes für Einerley;
Und gleichwol ist der Unterschied
So groß, wie zwischen der Chansonnette,
Und dem herzlichen deutschen Lied.
F. L. Gr. zu Stolberg.

Die Puppe.

Des Marktes Buden ging mit seiner Gouvernante
Voll Staunens Adolf her und hin.
O wie sein Blick, noch mehr sein Wunsch entbrannte!
Seiltänzer, Postknecht, Harlekin,
Roß, Dromedar, Schwein, Affenträger,
Nußknacker, Fähnrich, Nonne, Jäger,
Schnurrant, Husar und Schornsteinfeger,
Kurz, Alles wol bezaubert ihn.
Doch wählt er aus der bunten Gruppe
Zuletzt sich eine Gliederpuppe.
Er tanzt mit ihr, und ruft: Wie schön!
Er hält sie mit verklärten Blicken,
Er küßt sie rastlos mit Entzücken.
Sie muß sich in dem Spiegel seh'n,
Von Mütterchen und Domestiken
Bewundert seyn, mit Adolf sitzen, steh'n
Und tafeln und zu Bette geh'n.
Er spricht von ihr in süßen Träumen,
Erwacht dann mit „Bon jour, Mimi!"
Versucht es gar, ihr Lob zu reimen,
Und hätschelt und vergöttert sie.
Zeh'n Tage flogen so vorüber.
Doch die Gewohnheit, allgemach
Verdrängte sie das Liebesfieber.
Bald ließ die Hochverehrung nach,
Und neues Spielzeug war ihm lieber.

* * *

Was ich erdichtet habe,
Trägt sich in Wahrheit zu.
Du, Jüngling, bist der Knabe,
Die Puppe, Mädchen, du!

Die Schlacht in den Ebenen von Tolosa.

(Fortsetzung.)

Mohamed, der König von Mogreb, hatte indeß seine Kriegsvölker bey Jaen versammelt, die Christen zu erwarten. Er zeigte keine Lust zum Angriffskriege, so lange die fremden Hülfsvölker die spanische Kriegsmacht anschwellten; aber er hatte richtig berechnet, daß dieses Heer, durch Mangel an Lebensmitteln und die Beschwerden des rauhen Bodens und der Jahreszeit erschöpft, durch Verluste in kleinern Gefechten geschwächt, sich immer mehr vermindern werde.

Die Entfernung der übergebirgischen Kreuzfahrer schien eine günstige Fügung des Himmels zu seyn. Bald nach dem Abzuge derselben gingen Einige der Zurückgebliebenen heimlich zu dem Feinde über, und verriethen ihm die Lage des christlichen Heeres, die bedrängt genug war, obgleich seit jenem Verluste der König von Navarra mit seinen Kriegsvölkern es wieder verstärkt hatte. Muthig und kühn nach dieser Bothschaft, zog Mohamed nach Baeza, und sandte Kriegsvölker in die Ebene von Tolosa, um die Zugänge der Sierra Morena, und besonders einen Paß, wo Felsen den Weg sperren, und die Wellen eines Flusses ihn einengen, besetzen zu lassen. Er hoffte, die Christen dadurch zu hindern, die Berghöhen zu ersteigen, und meinte, wenn der Engpaß behauptet würde, müßten die Kreuzfahrer, durch Mangel und Hunger gedrängt, bald vom Kampfe ablassen.

Diego Lopez de Haro aber, der noch den Vor-

herzug anführte, sandte seinen Sohn und seine beyden Neffen ab, damit sie die Bergwand erstiegen, was ihnen auch endlich gelang durch den Muth, womit sie die Gefahr überwanden, welcher sie, zu sehr ihrer Tapferkeit vertrauend, sich ausgesetzt hatten. Am zwölften des Heumonats erschien darauf das Heer am Fuße des Gebirges, und am folgenden Tage begannen die Könige dasselbe zu ersteigen, und schlugen ihre Zelte an einem Abhange auf. Die Christen litten schon auf dieser Anhöhe viel durch Wassermangel und Dürre, und die Mauren hatten die unzugänglichsten Päße und Schluchten, die durch wenige Kriegsvölker gegen zahllose Schaaren vertheidigt werden konnten, sorgfältig besetzt, um ihren Feinden aufzulauern.

Die Könige hielten Kriegsrath. Der Durchgang durch den engen Losa-Paß, der an jähen Abstürzen hinlief, konnte nicht ohne großen Verlust erzwungen werden. Mohamed's Heer war in der Nähe. Schon sah man das Lager der Mauren in der Bergebene, und weithin glänzte des Königs rothes Zelt. Die Stimmen der Anführer waren getheilt. Einige riethen, zurückzukehren, und lieber einen zugänglichern Weg zu dem Lager der Mauren zu suchen, als den gefährlichen Paß zu erstürmen. Aber der großherzige König Alfonso gab zur Antwort: „Euer Rath scheint vorsichtig zu seyn, aber er ist dennoch gefahrvoll. Wenn die Unkundigen in unserm Heere den Entschluß zum Rückzuge vernehmen, so müssen sie glauben, daß wir furchtsam den Kampf meiden; sie werden es den Uebrigen sagen, und Alle werden unaufhaltsam weichen. Wir sehen die Feinde vor uns, drum müssen wir auf die Feinde losgehen; es geschehe, was Gottes Wille ist."

Des Königs Meinung siegte. Da kam ins Lager der Christen ein gemeiner Mann, unansehnlich von Gestalt, in eine ungegerbte Hirschhaut gekleidet, und auf gleiche Weise beschuht, welcher, wie er sagte, auf dem Gebirg einst Herden gehütet, und Hasen und Kaninchen gejagt hatte. Er wollte den Spaniern einen bequemen Weg am Abhange des Gebirges hin zeigen, wo sie von den Mauren zwar bemerkt, aber nicht aufgehalten werden, und sicher zu dem Orte gelangen konnten, der einen günstigen Kampfplatz darbot. Zur glücklichen Stunde erschien der Unbekannte, wie ein Bote des Himmels, um aller Verlegenheit ein Ende zu machen; aber da man in einer so wichtigen Sache einem solchen Manne nichts auf's Wort glauben konnte, so wurden Diego Lopez de Haro, und ein arragonischer Ritter, Garcia Romero, mit einem kleinen Heerhaufen ausgesandt, um die Aussage des Unbekannten zu erproben. So geschah's. Der Unbekannte führte sie, wie er versprochen, auf einem sichern Wege, und als sie die Höhe glücklich erreicht hatten, lagerten sie sich auf einer weiten Ebene, bis sie hier fanden.

Die Könige erhielten alsbald Nachricht von dem glücklichen Erfolge, und Sonnabends früh, am vierzehnten des Heumonats, liessen sie sich von dem Erzbischofe von Toledo segnen, und stiegen den Pfad hinan, den der Unbekannte gezeigt hatte, und der noch heut zu Tage der Königspaß genannt wird. Die Mauren glaubten, die Christen wollten ein Treffen vermeiden, weil sie den Losa-Paß nicht hatten bezwingen können; aber desto größer ward ihre Bestürzung, als sie sahen, daß die Spanier nicht flohen, sondern kühn voran rückten. Schon waren auf der Höhe mehrere Zelte aufgeschlagen, und immer erhoben sich neue; da sandten sie einige Reiterhaufen ab, um den Christen das Lagern zu wehren. Die Spanier konnten auf dem schmalen Bergpfade nur eine einzige Reihe bilden, und desto gefährlicher war der Kampf, den sie glücklich bestanden. Das Lager ward aufgeschlagen. Als nun Mohamed sah, daß weder die Vertheidigung des engen Passes, noch alle List ihm etwas geholfen, rückte er in Schlachtordnung aus, und stellte den tapfersten Heerhaufen auf ein schwer ersteigliches Vorgebirge, während er die übrigen Schaaren geschickt auf beyden Seiten ordnete. Hier erwartete er den Angriff bis zum Abende. Im Kriegsrathe der Christen aber ward beschlossen, die Schlacht bis zum Montage aufzuschieben, weil man den erschöpften Kriegern, den abgematteten Pferden, die kurze Rast gönnen, und indeß die Lage des Feindes erforschen wollte, um nach der eingezogenen Kundschaft das Heer so zu ordnen, daß man auf den Sieg rechnen könnte.

Mohamed deutete diese Vorsicht als Furchtsamkeit, und übermüthig hegte er stolze Siegeshoffnungen. Er sandte Briefe nach Baeza und Jaen, worin er sagte, er hätte drey christliche Könige eingeschlossen, und hoffte, sie in drey Tagen gefangen hinweg zu führen. Einer aber von den Seinigen, klüger als er, soll ihm gesagt haben: „Herr, diese Christen scheinen eher zum Kampfe sich zu rüsten, als auf feige Flucht zu denken." Am folgenden Tage rückte Mohamed abermals aus dem Lager, und stand bis gegen Mittag in Schlachtordnung. Als die Sonnenhitze ihn drückte, brachte man ein hochrothes schön verziertes Zelt, worin er stolz sich niedersetzte.

Die Mauren zeigten an beyden Tagen ihre ritterliche Geschicklichkeit gegen die christlichen Krieger, wie es bey Turnieren üblich war, aber nicht nach abendländischer Sitte, sondern nach ihrer Weise mit Lanzen und Rohrstöcken. Die Heerführer der Christen aber nahmen, so wenig als am Sonnabende, Mohamed's Herausforderung an, und während die Bischöfe predigten und Ablaß verkündigten, ward das Lager wohl geschützt, des Feindes Stellung beobachtet, und vorsichtig erwogen, wie

der Angriff am folgenden Tage vollführt werden sollte. Alles war zum Kampfe geordnet, und der Schauplatz eines der herrlichsten Siege gewählt.

(Der Beschluß folgt.)

Herr und Madame Sénac.

Nach Grimm.

Johann Sénac, erster Arzt des Königs, Ober-Intendant der mineralischen Wasser und Quellen des Königreichs, dem wir mehrere geschätzte Werke verdanken, war von durchdringendem Verstande und ein sehr gelehrter Mann, der indessen, so widersprechend es bey seinem Stande scheint, die Medicin (ein Fach, dem er sich nach vielen andern versuchten und wieder verworfenen Fächern zuletzt gewidmet hatte), eigentlich verachtete. Er hatte sich mit der medicinischen Fakultät zu Paris abgeworfen, weil sie sich weigerte, ihm die Doktor-Würde ohne vorhergegangene öffentliche Disputation zu ertheilen, und er glaubte, er dürfe sich ihr nicht wieder unterziehen, da er schon zu Montpellier Doktor geworden war. Von nun an ward er ihr unversöhnlicher Feind; und diesem, übrigens für die menschliche Gesellschaft unbedeutend scheinenden Hasse, verdankt Frankreich die wohlthätige und allgemein nützliche Einführung der Blattern-einimpfung; denn nur, um jener Fakultät ein Aergerniß zu geben, bewog Sénac den Herzog von Orleans, bey dem er in ärztlicher Rücksicht Alles galt, den Herzog von Chartres und die Prinzessinn, nachmals Herzoginn von Bourbon, impfen zu lassen, und zu diesem Endzweck Hrn. Tronchin zu berufen. Wie aber das Schicksal wunderbar spielt, so traf es sich, daß Tronchin großes Aufsehen in Paris erregte, und somit wurde Sénac sein abgesagter Feind; er erklärte daher eines Tages dem Könige, daß er als Resultat seines fortgesetzten reifern Nachdenkens sich genöthigt sehe, die Oculation nun für gefährlich zu erklären. Der Herzog von Orleans durfte es ihm natürlich nicht hoch anschlagen, daß er, als es auf das Leben seiner Kinder ankam, nur halb nachgedacht hatte; inzwischen der Nutzen dieses Verfahrens bewährte sich täglich mehr, und es erhielt sich daher ungeachtet des reifern Nachdenkens des Hrn. Sénac.

Madame Sénac war für Frankreich nicht so heilbringend. Sie hatte die Quacksalber unter sich, und genoß den damit verbundenen Gewinn, den ihr übertriebener Geiz so sehr als möglich zu vergrößern suchte. Jeder Schelm, zahlte er nur gut, erhielt sicherlich eine Erlaubniß vom ersten Arzte, dem Hrn. Sénac, indem ihm dessen Frau die Freyheit auswirkte, im ganzen Königreiche Arzneyen zu verkaufen und abzusetzen, wenn sie gleich der Gesundheit des gemeinen Mannes schädlich waren. Ihr Reich war das der Quacksalber, und durch ihren Tod ist eine wichtige Stelle vacant, die gleichsam eine souveraine Macht verschafft, und die durch die Umstände äußerst interessant werden kann. Außerdem ist diese Stelle sehr einträglich; denn nach sichern Nachrichten soll sie der Mad. Sénac 100,000 Livres eingetragen haben.

Schweizer Anekdoten.

5.

Ein handschriftliches Jahrbuch von Neuenburg erzählt folgenden grausamen Justizmord. Die zwölf Kantone, als sie im Jahr 1512 sich der Grafschaft Neuenburg bemächtigt hatten, sandten je zu zwey Jahren abwechselnd einen Landvogt dahin ab, der in ihrem Namen die Regierung führte. Unter der Verwaltung Niklaus Halters von Unterwalden ereignete sich im Jahr 1520, daß zwey Männer, Ulrich Kursner und Johann Sattler, von Neuenburg aus gemeinsam eine Reise antraten; in Basel trennten sie sich, als Sattler allein weiter zu reisen den Entschluß faßte, und Kursner allein nach Neuenburg zurückkehrte. Ein Zusammentreffen von mancherley Umständen, unter denen auch der war, daß die Reisegefährten unterwegs ihre Röcke vertauscht hatten, erregte den Verdacht eines begangenen Mordes gegen den Zurückgekehrten. Er ward verhaftet, und weil er die That begangen zu haben läugnete, die Tortur gegen ihn angewandt. Unter ihren Qualen gestand er das Verbrechen, dessen man ihn beschuldigte; er ward hierauf zum Tode verurtheilt, und aufs Rad geflochten. Acht Tage nachher verursachte die Erscheinung Sattlers, der nun ebenfalls von seiner Reise zurück wieder in Neuenburg eintraf, in der ganzen Stadt große Bestürzung über das Vorgefallne. Die Kantone, nachdem sie von dem Vorgange Kenntniß erhielten, befahlen, es sollen der Landvogt und alle Beisitzer des Gerichts sich auf die Richtstätte verfügen, um in ihrer Gegenwart den Körper des gerichteten Kursners vom Rade abnehmen und unter ehrenvollen Ceremonien begraben zu lassen; auch sollte der Wittwe von Staatswegen ein Jahrgehalt ausgezahlt werden. Mehrere der Richter, unter ihnen der Maire, starben aus Kummer und Reue über ihre That noch im nämlichen Jahr. Der Landvogt Halter mußte sich in Baden vor der Tagsatzung stellen, wo ihm ein Verweis ertheilt, und ernstliche Erinnerungen zur vorsichtigerm Betragen für die Zukunft gegeben wurden.

Nachlese.

Als Crebillon, der Vater, an seinem Catilina arbeitete, fand ihn ein Freund zwischen vier großen Raben mit seinem Trauerspiele beschäftigt. „Stille, stille!" rief der Dichter, „das sind meine Verschwor'nen!"

Das schönste Lob für Fontenelle ist die Zeile Voltaire's

L'ignorant l'entendit, le savant l'admira.

*

J. Aniot, von Melun, wurde gebeten, die Geschichte von Frankreich fortzusetzen; allein er entschuldigte sich: „Er hänge seinen Herrn zu sehr an, als daß er ihr Leben schreiben könnte."

*

Auch Voltaire ließ sich eine Kakophonie in den Worten zu Schulden kommen:

Non, il n'est rien que Nanine n'honore.

*

Heinrich IV. fragte den Jesuiten Coton: Würden Sie die Beichte eines Menschen verrathen, der mich zu tödten entschlossen wäre? „Nein, aber mich zwischen Eure Majestät und ihn stellen."

Korrespondenz-Nachrichten.

Ausflug von Kopenhagen auf dem Sund nach Helsingör ꝛc.

(Beschluß.)

Nachdem wir auf der Wache, die von Artilleristen und Husaren vom schönen Schooner'schen Regiment besetzt war, unsre Pässe hatten visiren lassen, eilten wir über den Platz, der von einer großen Menge von Bauern und ihren Wagen gedrängt voll stand, zu einem ziemlich schlechten Wirthshause, wo die steigende Anzahl der Fremden uns nur mit Mühe einen Aufenthalt vergönnte. Kaum hat man das andre Ufer des Sundes betreten, so verkündet sogleich der Anblick der Gegend, die Einrichtung der Häuser und der Anzug der Landleute, ein fremdes Land. Die Kleidung der Bäuerinnen, die nonnenartig in große weisse Tücher gehüllt, meistens selbst die Führung der niedrigen hölzernen Wagen übernehmen, hat nichts Reizendes; dagegen ist die allgemeine Sitte, den Fußboden aller Häuser mit Tannenzweigen und Blättern, und zum Theil mit Rosenblättern zu bestreuen, anmuthiger. Nach eingenommenem Mittagsmahl, welches wegen der Mißverständnisse der schwedischen Sprache von unsern Begleiterinnen einige komische Quid pro quo veranlaßte, machten wir unsre Ball-Toilette in der Kammer der Wirthinn, dem einzigen unbesetzten Zimmer, und fuhren ungeachtet des heftigen Regens in einem offnen Wagen, da alle bedeckte schon versagt waren, nach dem Badehause zu Ramlöhn, welches in einem Gehölz, nur eine halbe Stunde von Helsingborg, liegt, und dem Hofmarschall v. Platen gehört, während die Quelle selbst ein Eigenthum der Stände ist, verliessen aber in der Nähe der Stadt den Wagen, um einen Laden zu besuchen, der von den elegantesten und wohlfeilsten Waaren zum Theil von ganz neuer Erfindung bey dem wieder eröffneten Verkehr mit England angefüllt war. In dem Badehause zu Ramlöhn, welches elegant, aber wenig solid gebaut ist, hatte der Ball schon begonnen, und die Verzögerung unsrer Ankunft uns den Genuß eines Violin-Konzerts der Mad. Gerbini entzogen. Der Ball selbst war sehr lebhaft, und durch die mannichfaltigen Uniformen schwedischer, englischer und verschiedner andrer Offiziere, so wie durch die reizenden Ballkleidungen der Damen, glänzend, das Lokal geräumig, die Musik mittelmäßig. Ueberhaupt gehört es hier, im Gegensatz von Frankreich, Deutschland und Dänemark, so sehr zum Ton, in Uniformen zu erscheinen, daß man fast keinen Herrn in Civilkleidung antraf, und die meisten Einheimischen, in Ermanglung andrer Uniformen, sich der sehr hübschen Nationalkleidung des schwedischen Adels bedienten. Außer den Fremden war hier ein großer Theil des Adels aus allen Theilen des Reichs, und sogar aus Finnland, versammelt; indessen wurde meine Erwartung von der Schönheit der schwedischen Damen sehr getäuscht, denn wiewol manche hübsche, vorzüglich schlank gewachsene, Gestalten in dem Saal erschienen, so mussten sie doch unsern Kopenhagerinnen die Palme der Schönheit, wie des Tanzes, lassen, und eine eben so zahlreiche Versammlung in Dänemarks Hauptstadt hätte einen reizendern Anblick gewährt. Die Tänze bestanden größtentheils aus französischen Quadrillen, welche indessen den Fremden unbekannt und meistens veraltet waren, aus einigen Tiroler Walzern und einer einzigen Ecossaise, und um zehn oder eilf Uhr war der Ball schon beendigt, so daß man ihn eher einen thé dansant oder einen sogenannten Gesundheits-Ball nennen konnte. — Die zuvorkommende Höflichkeit der Schweden gibt leicht Gelegenheit zu interessanten Bekanntschaften, und gewährt eine angenehme Unterhaltung; wir besuchten mit ihnen die Pharo-Bank, an welcher einige Deutsche und der Hofmarschall von Platen Antheil hatten, bey der jedoch keine bedeutende Umsätze gemacht wurden. Die Bank war glücklich sowol im Pharo, wie in einem andern schwedischen Hazardspiel, und die Mode, daß der Banquier selbst koupiert, ist eine auffallende Abweichung von den Gesetzen bey andern Banken; wir verliessen sie bald, um ein glänzendes Souper einzunehmen, zu welchem man uns eingeladen hatte, und bey dem ein ganz vorzüglicher Burgunder die Freude der Tafel würzte. — Die Mahlzeit beginnt, wie überall in Schweden und Norwegen, mit einer Vorkost von Liqueurs und Butterbrot mit englischem Käse, einem guten Reizmittel der Eßlust, und auffallend war die Sitte, nach eingenommenem Abendessen ein Gebet zu verrichten, welche man wol nur in Schweden antrifft. Bey der großen Anzahl von Badegästen war es nur nach vielen Bemühungen möglich, ein kleines Dachzimmer zu erhalten, und bald vertauschten wir diesen engen und dunkeln Aufenthalt mit der schönen Gegend im nahen Gehölze, und stillten unsern durch den Burgunder erregten Durst mit verschiednen Gläsern des Brunnenwassers; dieses unterscheidet sich durch den Geschmack nur wenig von dem gewöhnlichen Wasser, und fließt nahe bey dem Haus aus einer Lehmwand hervor, die wegen der Eisentheile des Wassers fast wie ein Granitfels aussieht.

Schon am frühen Morgen fanden wir den Brunnen-Saal, in welchem eine freundliche Flamme loderte, mit Brunnengästen angefüllt, die zum Theil auf Krücken hergekommen waren, schwerlich aber ohne Krücken heimwandern, wenn nicht der Glaube an die Kraft des Wassers das trefflichste Heilmittel ist. Der Professor Munck von Rosenskiold, aus der nahen Universität Lund, ist Brunnenarzt bey dieser Anstalt, und soll jährlich 20,000 bis 30,000 Rthlr. daselbst verdienen, eine Angabe, welche jedoch übertrieben zu seyn scheint. — In Gesellschaft verschiedner Schweden fuhren wir um zehn Uhr nach Helsingborg zurück, und wählten den Umweg durch das Dorf Ramlösa; die Gegend war großentheils kahl, und nur durch verschiedene Hunengruben und Runensteine ausgezeichnet. Wir besuchten in der Eile noch eine andre Heilquelle in der Nähe der Stadt und den hübschen Garten, der sich über derselben bis zu der obenerwähnten alten Ruine erhebt, und passirten den Sund in einer Viertelstunde mit so günstigem Winde, daß verschiedne unsrer Begleiter seekrank wurden. Auf der Ueberfahrt hatten wir das schöne Schauspiel einer russisch-schwedischen Konvoy von 60 bis 70 Schiffen, welche ins Kattegat segelte, und kamen um zwey Uhr in Helsingör an, von welcher Stadt wir den schönen und abwechselnden Weg am Strande der See nach Kopenhagen zur Rückfahrt erwählten.

T. μ.

Inhalt.

Nro. 261. Probe aus Oelenschlägers Tragödie: Correggio. Fünfte Handlung. — Aufgewärmtes, oder ein Blick auf die Pariser Sitten. (Aus einem Pariser Blatte.) Von D. — Korrespondenz-Nachrichten aus der Schweiz; aus Paris. — Beylage: Monats-Register vom Oktober.

Nro. 262. Cesarotti an Ritter Clemens Sannetti. — Probe aus Oelenschlägers Tragödie: Correggio. (Forts.) — Der Unglückliche. Von Hg. — Reise-Notizen aus Frankfurt. (Forts.)

Nro. 263. Probe aus Oelenschlägers Tragödie: Correggio. (Forts.) — Cesarotti an Ritter Clemens Sannetti. (Beschl.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro. 264. Wer ist ein großer Mann? — Probe aus Oelenschlägers Tragödie: Correggio. (Beschl.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro. 265. Bagatellen. Von Weisser. Die Katze und der Haushund. Eine Fabel. Leben und Tod. Glück. Der schädliche Besucher. Bosheit der Dummen. An ein verliebtes Paar. Abgelegte Anonymität. Der Erfinder des Schlafs. Die Trunkenbolde und der satyrische Dichter. Ein Mährchen. Die Unbedeutenden. Der Niemands-Feind. Schicksal des Witzes. Reichthum. Die Leidtragenden. Der Ehrenräuber. Für manche Schriftsteller. Der Pfau und die Krähe. Eine Fabel. Nichtsthun. Die Schlangentödter. Zweifeln. An Manche. Der Lorber. Gerechtigkeit gegen die Narren. — Zur Charakteristik des Persischen Frauenzimmers. Aus dem Munde eines jetzt lebenden Persers. Von H. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. Die Schule der jungen Chorsänger in Paris. (Aus Hrn. Gilberts Aufsatz im Magasin encyclopédique, September 1813.)

Nro. 266. Proben aus Hafis Divan. 14. — Fernandos Glück. — Der schwere Stoff. (Beyde von Hg.) — Ueber die Erdbeben längs dem Missisippi. Von H. — Beyträge zur allgemeinen Geschichte. Kunstliebhaberey. Studiertrieb. Schule. Gelehrsamkeit. Psychologie. Erdbeschreibung. Kritik. — Korrespondenz-Nachrichten. Auszug aus einem, in der Sitzung der Königl. Societät zu London vom 11. Februar 1813 vorgelesenen, von der Insel Nevis datirten Briefe des Hrn. Hamilton. Von Hn. — Aus Paris. — Räthsel. — Zwey Logogryphen. — Auflösung der Charade und des Logogryphs in Nro. 260.

Nro. 267. Allegorie, dem sechsten November heilig. 1813. Von v. Matthisson. — Die Landstraße über den Mont-Cenis. (Aus des Post-Inspekters Baysse Description routière et géographique de l'empire français. Paris 1813. Zweyter Band.) — Historisch-bibliographische Anekdoten. 6. Die Priesterehe. 7. Dolets Monachologie. 8. Rodogune und die Frau von Pompadour. 9. Telemach und Ludwig XVI. — Korrespondenz-Nachrichten aus Stuttgart. (Die Stuttgartische Privat-Armenanstalt.) — Beylage: Uebersicht der neuesten Literatur Nro. 21.

Nro. 268. Ueber das Einflußreiche. Von Horstig. — Die Landstraße über den Mont-Cenis. (Forts.) — Ueber das Alter des Tabakrauchens in Deutschland. Von Btr. — Nachlese. — Korrespondenz-Nachrichten aus der Schweiz.

Nro. 269. Zadib und Timur. Arabische Anekdote. Nach dem Englischen. — Die Landstraße über den Mont-Cenis. (Beschl.) Von Depping. — Historisch-bibliographische Anekdoten. 10. Die Frauen von Maintenon und von Montespan. 11. Die Frau von Genlis. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. — Aus englischen Blättern.

Nro. 270. Zwey Lieder nach Shakespeare. 1. Die beyden Veroneser. 2. Antonius und Kleopatra. Von H. V. — Fragmente aus einer Martinsgans-Predigt, gehalten im 17ten Jahrhundert über 5 Mos. 14, 11: Alle reine Vögel esset. — Die Assassinen. Von J. K. Höck. — Fabel. Von Hg. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro. 271. Betrachtung über ein Vogelnest. Von Hebel. — Fragmente aus einer Martinsgans-Predigt. (Beschl.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro. 272. Franciska. Von Hebel. — Das Leipziger Bücher-Verzeichniß von der Michaelis-Messe. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin. — Zwey Charaden. — Auflösung des Räthsels und der Logogryphen in Nro. 266.

Nro. 273. Fernando's Liebe. — Nekrolog. Christoph Wilhelm Koch in Strasburg. — Der Major und der Kandidat. Ein pädagogisch-exegetisches Duodrama. — Lochstoff, Lebensstoff. 1. 2. 3. 4. — Beyträge zur allgemeinen Geschichte. Advokaten. Gesetze. Naturwissenschaft. Arzneykunde. Mathematik. Philosophie. — Korrespondenz-Nachrichten aus Wien.

Nro. 274. Drey bisher noch ungedruckte Briefe Mariens, der Königinn von Schottland. Von Depping. I. An den französischen Gesandten in England, Monsieur de Mauvissière. — Nekrolog. Christoph Wilhelm Koch in Strasburg. (Beschl.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin. (Beschl.)

Nro. 275. Unda. Eine Legende aus dem Oetzthal in Tirol. — Drey bisher noch ungedruckte Briefe Mariens, der Königinn von Schottland. II. An Ebendenselben. (Von ihrem Sekretär geschrieben und von ihr unterzeichnet.) — Heyne und der Spiel-Almanach. Von J. K. Hbck. — Nil admirari. Von Hg. — Korrespondenz-Nachrichten aus Wien.

Nro. 276. Der Tugendlehrer. Von Weisser. — Unda. (Forts.) — Drey bisher noch ungedruckte Briefe Mariens, der Königinn von Schottland. III. An Denselben und an Herrn Chasteauneuf, beyde französische Gesandte in England. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro. 277. Trinklied. Von F. W. Gubitz. — Unda. (Forts.) — Drey bisher noch ungedruckte Briefe Mariens, der Königinn von Schottland. III. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. — (Portraits aus Doktor Selgues Narrenhaus. (Forts.)

Nro. 278. Gestern und heute. — An Zoilus. (Beyde von Hg.) — Unda. (Forts.) — Drey bisher noch ungedruckte Briefe Mariens, der Königinn von Schottland. III. (Beschl.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. — Räthsel. Von E. v. A. — Auflösung der Charaden in Nro. 272. — Beylage: Uebersicht der neuesten Literatur Nro. 22.

Nro. 279. Unda. (Beschl.) Von Albert Graf Pappenheim. — Das Leipziger Bücher-Verzeichniß von der Michaelis-Messe. (Forts.) — Nachlese. — Korrespondenz-Nachrichten aus der Schweiz.

Nro. 280. Von der Perlenfischerey. — Das Leipziger Bücher-Verzeichniß von der Michaelis-Messe. (Beschl.) — Distichen. 1. Der Humoristiker. 2. Das ächte Gedicht. 3. Zunftgeist. 4. Konstruktion. 5. Bavs Gedichte. Von C. — Ernestine an Fedor. Von v. A. — Korrespondenz-Nachrichten aus der Schweiz.

Nro. 281. Emil. Von Hg. — Von der Perlenfischerey. (Forts.) — Correggio's Tod. Von J. K. Hbck. — Ueber die von Wollaston erfundenen neuen Augengläser. — Korrespondenz-Nachrichten. Ausflug von Kopenhagen auf dem Sund nach Helsingör und dem Bade von Ramlösa in Schoonen.

Nro. 282. Von der Perlenfischerey. (Beschl.) — Herkules am Scheidewege. — An die heutigen Verfinsterer. (Beyde von Weisser. — Keppler. Von J. K. Hbck. — Schweizer Anekdoten. (Aus dem Conservateur Suisse, 2 Vol. Lausanne 1813.) 1. 2. — Korrespondenz-Nachrichten. Ausflug von Kopenhagen auf dem Sund nach Helsingör, ꝛc. (Forts.) — Beylage: Uebersicht der neuesten Literatur Nro. 23.

Nro. 283. Das Mädchen und der König. Romanze. Von F. W. Gubitz. — Lucas Cranach. — Wozu habe ich Botanik studirt? (Bruchstück aus dem Tagebuch eines jungen Landarztes.) — Nachlese. Von G. — Korrespondenz-Nachrichten. Auszug aus einem Briefe des Hrn. v. Pourtalez an Hrn. B. Delessert.

Nro. 284. Einige Züge aus dem Leben des Engländers Thomas Britton. — Die Tigerjagden in Indien. — Schweizer Anekdoten. 3. — Korrespondenz-Nachrichten aus Wien. — Räthsel. — Auflösung des Räthsels in Nro. 278.

Nro. 285. Die Schlacht in den Ebenen von Tolosa. — Schweizer Anekdoten. 4. — Korrespondenz-Nachrichten aus der Schweiz. — Von Matthissons Lebenslied, komponirt von Kapellmeister Kreuzer. (Mit einer Musik-Beylage.)

Nro. 286. Die Puppe. — Die Schlacht in den Ebenen von Tolosa. (Forts.) — Herr und Madame Sénac. Nach Grimm. — Schweizer Anekdoten. 5. — Nachlese. — Korrespondenz-Nachrichten. Ausflug von Kopenhagen auf dem Sund nach Helsingör ꝛc. (Beschl.) Von Tιμ.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Siebenter Jahrgang.

1813.

December.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollona
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen.

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Grosbritannien, rc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltnen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, rc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Mahlerei, Bildhauerei, Baukunst, Gartenkunst, rc. Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemählde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beyträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen, rc.

V. Kleine Reise-Beschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen, Räthsel. Charaden und dergl.

VIII. Vier und zwanzig besondere Beylagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Von Zeit zu Zeit werden Beylagen von Zeichnungen, Kupferstichen, musikalischen Kompositionen, rc. gegeben. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, so wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

Man verbindet sich nur auf ein halbes Jahr für den Preis von 8 fl., oder 4 Rthl. 8 Gr. Sächsisch, wofür man auf jedem Postamt und in jeder Buchhandlung Exemplare erhalten kann. Die Haupt-Spedition hat das Königliche Ober-Postamt in Stuttgart übernommen, das solche Verabredungen getroffen hat, daß das Morgenblatt auch in Ulm, Augsburg, München, Schaffhausen, so wie in Heidelberg, Mannheim und Frankfurt am Main rc. für den besagten Preis von 8 fl. der halbe Jahrgang zu haben ist.

Die HH. Korrespondenten belieben Ihre Briefe zu addressiren an die Redaktion des Morgenblatts in Stuttgart, und wem Leipzig näher liegt, beliebe beyzusetzen: Bey Hrn. Buchhändler Kummer in Leipzig abzugeben.

Nro. 287.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 1. December, 1813.

— Nur im Kraftgefühle
Männlicher Beharrlichkeit
Kämpft man sich zum Ziele.
v. Matthisson.

Die Schlacht in den Ebenen von Tolosa.

(Beschluß.)

Der schöne Tag erschien. Um Mitternacht schon ertönten Freudenstimmen in den Zelten. Der Ausrufer verkündigte, daß Alle zum heiligen Kampfe sich rüsten, und die Ritter sich bewaffnen sollten. Darauf bereiteten sich die Kreuzfahrer durch Andachtübungen zu dem großen Werke, der Erzbischof von Toledo gab ihnen die allgemeine Lossprechung von ihren Sünden, das Abendmahl ward ausgetheilt, und noch einmal erhoben die Priester ihre Stimme, um die Krieger zu muthigem Kampfe für den Glauben, für das Vaterland, für die Ehre, für Spaniens Ruhm zu entflammen.

Es tagte; Trompeten und Trommeln gaben das erste Zeichen, die Schlacht zu ordnen. Das Hauptheer bildeten die kastilischen Kriegsvölker in vier Abtheilungen, von welchen die erste auch jetzt der wackere Diego Lopez de Haro anführte; bey der letzten, im Hintertreffen, war der König selbst mit allen Bischöfen und mehrern tapfern Rittern. Den linken Flügel führte der muthvolle König Sancho von Navarra, und bey ihm waren mehrere freywillige Fremdlinge; den rechten der König von Aragon.

So waren die Heere geordnet. Da erhoben Alle die Hände und Augen zu Gott, und im Herzen den Wunsch, glorreichen Märterertod zu erleiden, folgten sie des Glaubens Fahnen in den Kampf. Haro und seine tapfern Waffengefährten führten die ersten Streiche. Die Mauren hatten auf einer hohen Bergebne von zahllosen Pfeilköchern eine Art von Verschanzung aufgerichtet, wo ihre besten Fußvölker aufgestellt waren. Mitten unter diesen Tapfern hatte Mohamed seinen Platz; er war angethan mit einem reichen schwarzen Gewande, das der erste Beherrscher aus dem Stamme der Mohaden getragen; in der einen Hand hielt er den Koran, in der andern das Schwert. Außer dieser Verschanzung standen noch andre Haufen tapfern Fußvolks, und viele von diesen Kriegern, sowol drinnen als draußen, waren mit Ketten um die Schenkel an einander gebunden, und rings eingeschlossen, um sich die Flucht unmöglich zu machen. Die maurische Reiterei, gut beritten und wohl bewaffnet, umschwärmte in dichten zahlreichen Geschwadern die Haufen des Fußvolks, ordnunglos kämpfend, rasch und ungestüm im Angriffe. Das feindliche Heer hatte gegen hunderttausend Krieger zu Pferde, und zahllose Scharen von Fußvolk; nur fünfundzwanzig tausend Reiter, und eine verhältnißmäßige Anzahl von Fußvolk, konnten die Christen entgegenstellen.

Unerschütterlich standen die Mauren dem Angriffe der Spanier. Einige Heerhaufen des Vortreffens der Christen stiegen auf einem beschwerlichen Wege hinan, und trafen auf der Höhe eine leichtbewaffnete maurische Schaar, die in rascher Flucht wich. Die Christen eilten ihr nach, aber als die Fliehenden sich bis zu den Verschanzungen auf der Höhe zurückgezogen hatten, stellten sie sich mit neuer Kampflust dem verfolgenden Feinde entgegen. Un-

ter lautem Kriegsgeschrey machten die Mauren nun einen wüthenden Angriff, und es wichen einige Haufen des christlichen Vordertreffens, Reiterei sowol als Fußvolk. Fast das ganze kastillische Heer, bis auf das Hintertreffen, folgte dieser Bewegung. Als König Alfonso diese unglückliche Wendung des Kampfes bemerkte, sprach er laut zu dem Erzbischofe von Toledo: „Erzbischof, hier werden wir Beyde sterben!“ Darauf jener: „Das wolle Gott verhüten; nein, eure Feinde werdet Ihr hier besiegen.“ Der König aber rief außer sich, und mit unerschrockenem Muthe: „Auf, auf! Dem Vortrabe zu Hülfe! Er ist in Gefahr.“

Die tapfersten Ritter, die den König umgaben, stürmten mit ihm voran. Fernando Garcia aber, ein wackerer Krieger, hielt den ungestümen König auf, und bat ihn, sich zu mäßigen. „Hier, Erzbischof,“ hob Alfonso wieder an, „hier müssen wir sterben, denn in einem solchen Augenblick ziemt uns ein rühmlicher Tod.“ — „Wenn's Gott gefällt,“ gab der Erzbischof zur Antwort, „so ist der Sieg euer Loos, und nicht der Tod; aber wenn Gott es anders verordnet hat, so sind wir Alle bereit, mit Euch und für Euch zu sterben.“

Nie veränderte Alfonso seine Züge in diesem Augenblicke, wo die Gefahr so drohend, der glückliche Erfolg des Kampfes so zweifelhaft war; immer standhaft, voll Löwenmuthes, zum Tode oder zum Sieg' entschlossen. Als er sah, daß der Vortrab noch immer mit den Feinden kämpfte, drang er ungestüm vor bis zu den Verschanzungen der Mauren, während auch, auf den beyden Flügeln, die Könige von Navarra und Aragon tapfer einbrachen. Das Kreuz, das dem Erzbischofe von Toledo vorgetragen ward, ging wunderbar durch die Scharen der Feinde, ohne daß der Träger und seine Begleiter verwundet wurden, oder das Kreuz verletzt ward, und als nun auch das Banner der Landschaft Toledo mit dem Bilde der heiligen Jungfrau, der Beschützerinn Spaniens, den Tapfern, die ihm folgten, die Bahn des Sieges zeigte, erlag endlich die Standhaftigkeit der Mauren, und mitten durch ihr Lager nahmen sie den Weg der Flucht. Vergebens suchte die Stimme der Anführer, vergebens Mohameds Gebot die Fliehenden zurück zu halten. Bald drangen die erbitterten Spanier unaufhaltsam voran zu der Verschanzung, wo die tapfersten Scharen noch standen. Heftiger entbrannte wieder der Kampf; aber endlich drangen zuerst die navarra'schen Kriegsvölker unter ihres Königs Anführung ein, die Ketten sprengend, womit die Mauren sich umschlossen hatten, und furchtbar wüthete das Schwert der Sieger. Da entrann, als sein Bruder ihm die drohende Gefahr zeigte, auch König Mohamed, und kam auf einer scheckigen Stute mit vier Reitern nach Baeza. „Ich kann mir selber nicht rathen, viel weniger Euch; der Herr sey mit Euch!“ gab er den Bewohnern der Stadt zur Antwort, als sie ihn fragten, was sie thun sollten.

Der Sieg der Christen war entschieden, als nun auch die kastillischen und aragonischen Kriegsvölker eindrangen; viele Tausende der Mauren erlagen, die Widerstand wagten, oder auf der Flucht erreicht wurden. Die Sieger verfolgten sie einige Stunden, ehe sie zu dem Hauptheere zurückkehrten, welches das maurische Lager einnahm. Als der Erzbischof von Toledo die Spanier siegreich vordringen sah, sprach er zu dem Könige von Castilien: „Herr, gedenket der Gnade, die Gott Euch heute erwiesen, wodurch er alle Eure Mängel gehoben, alle bisher erduldete Leiden vergütet hat. Aber erinnert Euch auch der tapfern Ritter, der wackern Krieger, durch deren Hülfe Ihr heute so großen Ruhm, so große Ehre und Freude erlangt habt.“ Darauf begann er selber das Herr Gott, dich loben wir; die andern Bischöfe stimmten ein in den festlichen Gesang, und viele weinten Freudenthränen über das Glück der christlichen Waffen.

Das Schlachtf[illegible] bot einen furchtbaren Anblick dar. Die Leichen der erschlagenen Mauren waren so hoch aufgethürmt, daß man, selbst auf den besten Pferden, nicht ohne Gefahr hinüber kommen konnte. Von allen Seiten wurden indeß die Fliehenden bis zum Anbruche der Nacht verfolgt. Gegen hunderttausend Mauren waren theils im Kampfe, theils auf der Flucht erschlagen worden; von den Christen aber sollen, wenn man der einstimmigen Aussage der Augenzeugen glauben will, in der Schlacht nur fünfundzwanzig, im ganzen Feldzuge nur hundert und funfzig gefallen seyn, und man will den Grund dieses auffallenden Mißverhältnisses auch darin finden, daß die Mauren sehr leicht, die Spanier hingegen schwer gerüstet waren.

Vor Sonnenuntergange saßen die Christen, ermüdet, aber durch Siegesfreude erheitert, schon in den Zelten der Mauren, und keiner kehrte zurück in's eigene Lager, als diejenigen Diener, welche Habseligkeiten zu holen hatten. Die Zahl der Sieger war zwar nicht klein, aber dennoch konnte sie kaum die Hälfte des maurischen Lagers füllen. Es wurden so viele Pfeile, Lanzen und andre Waffen gefunden, daß zweytausend Lastthiere sie nicht hätten fortschaffen können. Während der Nacht war die Habsucht der Soldkrieger schon geschäftig genug gewesen, obgleich der Erzbischof bey Strafe des Kirchenbannes das Plündern verboten, und die Krieger ermahnt hatte, nur daran zu denken, wie sie Gott und dem Könige dienen, und wacker nach dem Siege streben möchten. Es blieb noch eine reiche unermeßliche Beute übrig, welche Diego Lopez de Haro Tags nach der Schlacht unter die navarra'schen und arragonischen Krieger vertheilte; seinem Gebieter aber, dem Könige von Castilien, ließ er nichts, als den Ruhm des Siegs. Mohameds Fahne, von köstlichem mit Golde

durchwirktem Stoffe, und ein seidenes Zelt sandte König Alfonso an den Papst, der jene, als Denkmal des herrlichen Sieges der christlichen Waffen, in der Peterskirche aufhängen ließ.

Zwey Tage ruhten die Christen aus in dem eroberten Lager, bey dem Ueberflusse erbeuteter Lebensmittel sich von den Entbehrungen erhohlend, welche sie in den rauhen Gebirgen erduldet hatten. An beyden Tagen brauchten die Sieger, so unglaublich es lautet, kein anderes Brennholz, als die Köcher der Pfeile, die Schäfte unzählbarer Lanzen und Wurfspieße, welche die Mauren zurückgelassen hatten, und dennoch war kaum die Hälfte dieses Holzvorraths verbraucht, so verschwenderisch sie auf ihren Herden die Flamme nährten.

Lindau.

Die Damenschuhe.

I.

Weil die Rathskämmerey seit einiger Zeit sehr verarmte, so meinte fast ganz Tiefenthal, daß der Kämmerer, der eben unverheirathet verstorben war, desto reicher gewesen seyn müsse. Der regierende Bürgermeister Hornefeld, dem der selige Kämmerer im Rathe oft Widerstand geleistet hatte, gab das ganz unverhohlen zu verstehen, und der Kaufmann Wallroß, gegen dessen vaterländischen Gesundheit-Kaffee der Vollendete vormals einen entschiednen Abscheu hegte, machte schon auf ein verborgnes Fach aufmerksam, das sein Bruder, der Ebenist, dem Büreau des Kämmerers mit einverleibt hatte. Jedermann war daher auf die Entsiegelung der Verlassenschaft begierig, um dann mit dem besten Gewissen über den Ruf des Seligen herfallen zu können.

Allein nach der Entsiegelung sah Jedermann wieder einmal, wie sehr der Mensch hienieden dem Irrthum unterworfen ist; der Kämmerer besaß so gar wenig, daß der gute Wille, ihn zu verläumden, völlig beschämt dagestanden hätte, wenn nicht in dem erwähnten verborgnen Fache, statt der erwarteten Schätze, ein Paar allerliebste, kleine Damenschuhe wären vorgefunden worden.

Das gab nun allerdings guten Anlaß zur Uebung des Scharfsinns in der Stadt Tiefenthal. Der Kämmerer war ein niedliches, nettes, stilles Männchen, zwischen dreyßig und vierzig Jahren. Das Sprichwort: stille Wasser sind tief, erscholl von einem Thore der Stadt bis zum andern, und man füllte die muthmaßliche Tiefe mit einer endlosen Menge skandalöser Geschichten aus. Es wurden ordentliche Wallfahrten in das Haus des Erblassten vorgenommen, um die Schuhe zu beaugenscheinigen, die durch das verborgne Fach ein Interesse mehr erhielten. In allen Gesellschaften gingen alle Blicke eine Zeitlang zuerst nach den Damenfüßen; doch wer des Rathskämmerers hinterlassne Damenschuhe gesehen, und nur einiges Augenmaß hatte, der glaubte auch, daß sämtliche Damen der Stadt auf größerm Fuße lebten, als sich so etwas mit jenen Schuhen vertragen wollte. Kurz, die Person, welche diesen Theil ihres Anzugs bey dem Kämmerer gelassen, war nicht zu erforschen, und man würde unfehlbar auf ein zweytes eigentlicheres Aschenbrödel, als das erste, gerathen haben, wenn die Schuhe nicht von einem sehr vornehmen Stande gezeugt hätten.

2.

Der Bürgermeister Hornefeld hatte eines Abends eben wieder einmal den Gegenstand mit seiner Gattinn fruchtlos beleuchtet, als ein Fremder ihn allein zu sprechen verlangte.

Er ging ins Nebenzimmer zu dem Audienzsuchenden. Die Bürgermeister von Tiefenthal pflegen auf eine gränzenlose Hochachtung Anspruch zu machen; daher war Hr. Hornefeld schon nahe dran, den Eintritt des Fremden im Mantel zu mißbilligen, als sich Letzterer noch zu rechter Zeit aufschlug, und mehrere Ordenszeichen sichtbar wurden. Wie nun vollends der Mann also anfing: „Ich bin — im Vertrauen gesagt — der Herzog von Withampton", da lösten sich plötzlich alle Ansprüche des Hrn. Bürgermeisters in pure Demuth und Dienstergebenheit auf, und er bat, daß der hohe Gast nur ohne alle Umschweife über den unterthänigsten seiner Knechte befehlen möge.

Blos zu bitten, komm' ich, Hr. Bürgermeister, erwiederte der Herzog, blos zu bitten. Eine Ihnen ohnstreitig ganz bedeutungslos scheinende Sache veranlasst mich, meine jetzige Reise in Deutschland mit auf Ihre Stadt zu richten. Es sind — — Doch, verzeihen Sie, wir haben Zeugen, und nur ganz allein kann ich die Sache Ihnen anvertrauen.

Dabey zeigte der Herzog auf die inzwischen geöffnete Thür des anstoßenden Wohnzimmers, hinter welcher schon die Dormeuse der Frau Bürgermeisterinn zum Vorschein kam.

Seines Unwillens nicht Meister, eilte ihr Gatte auf die Thür zu, drückte sie hastig zurück, und schloß sie ab.

3.

Sollten wir vielleicht hier ein ganz einsames Zimmer finden? fragte der Fremde auf die entgegengesetzte Thür deutend, in die der Wirth des Hauses ihn sogleich treten ließ.

Vor allen Dingen, mein Herr, fing hier der Herzog leise an, Ihr Ehrenwort, keinen Laut an irgend Jemand, Ihre Frau Gemahlinn nicht ausgenommen, von den Entdeckungen und Aufträgen, die ich Ihrer Gewissenhaftigkeit anzuvertrauen denke.

Der Bürgermeister vermaß sich hoch und theuer, das Geheimniß in seiner Brust, wie im Grabe, zu bewahren, und der Andre fuhr also fort: Haben sich im Nachlasse des verstorbenen Rathskämmerers nicht etwa ein Paar Damenschuhe vorgefunden?

Ja wohl! antwortete der Hauswirth schnell, und den längstersehnten Aufschluß erhoffend, legte sich sein Gesicht dazu höchstwohlgefällig ins Breite.

Diese Schuhe sind es, was mich hierher geführt hat. Es gibt Dinge, Dinge, die sich nur andeuten, nicht aussagen lassen. Auch vornehme Personen begehen Fehltritte.

— Eine sehr große Prinzessinn — — Mit einem Wort; diese Damenschuhe müssen in die rechten Hände kommen.

Hätte ich, fiel der Bürgermeister ein, doch nimmermehr geglaubt, daß des Kämmerers kleine, unansehnliche Statur — —

Ei, mein Herr, versetzte der Fremde hitzig, auch jetzt noch sollen und dürfen Sie nichts glauben, das bitte ich mir aus. Mein Kopf — — Wie manchen armen Teufel hat ein frevelhafter Glaube das Leben gekostet, bedenken Sie! Nur soviel, wie gesagt, die Schuhe müssen nothwendig in die rechten Hände. Ich höre, daß die sämtliche Verlassenschaft des Kämmerers an den Meistbietenden wird verkauft werden, und ersuche Sie daher, diese Schuhe an sich zu bringen, verspreche Ihnen auch dafür meine ganze Erkenntlichkeit, die in mehr als leeren Worten bestehen soll. Bey einem einsichtsvollen Manne, wie Sie, bedarf es keiner Erwähnung, daß es hierbey nicht auf Hunderte, nicht auf Tausende von Thalern ankommt, sondern nur, daß die Schuhe wirklich erlangt werden, mögen sie kosten, was sie wollen. Ich finde auch billig, Ihnen bey meinem Banquier in der Residenz dieses Landes sogleich Anweisung auf eine große Summe zurückzulassen.

Der Bürgermeister lehnte Letzteres jedoch gänzlich ab, weil, wie er lächelnd sagte, aus seinen Mitteln dergleichen schon auch zu bestreiten seyn würde, dazu wol auf ein Paar Schuhe die Gebote schwerlich sehr hoch ausfallen könnten.

Das meine ich zwar ebenfalls, erwiederte der Herzog, allein die Kabale, welche zuweilen die verborgensten Dinge auszuspüren weiß, könnte doch leicht auch hier nicht müssig gewesen, und nach dem Beweise für eine gewisse, heimliche Zusammenkunft des Verstorbenen mit irgend einer höchstverehrungswürdigen Person während des letzten Landtages in der Residenz gierig seyn; ein Beweis der allerdings durch jene Schuhe geführt werden könnte, da leider Name und Wappen der Besitzerinn im Innern der Sohle von allen ihren Schuhen befindlich ist. Doch, ich lasse mich zu weit über die Sache aus, und beschwöre Sie daher, mich und sich durch kein unbesonnenes Wort unglücklich zu machen. Denn große Herren — und Damen, darf ich hinzusetzen — haben lange Arme; und soviel ist gewiß, Ihr Leben ist dann so gut, als das meinige, in Gefahr.

Der Bürgermeister, dem schon die Haut vor diesem Geheimniß schauderte, versprach mit zitterndem Munde, keinem Menschen ein Wort zu sagen.

Gut! erwiederte der Andre. Sie haben mir Ihre Ehre dafür verpfändet. Jetzt aber verlange ich dies noch darauf, daß Sie um keinen Preis jene Schuhe in fremde Hände lassen wollen. —

Der Bürgermeister gab auch das, und nachdem der Herzog ihm dafür die Gnade der Prinzessinn in einem für ihn sehr gedeihlichen Licht gezeigt hatte, ging er mit dem Versprechen, seine Geschäfte in Deutschland baldmöglichst zu Stande zu bringen, und dann sogleich nach Tiefenthal zu kommen, um die Schuhe in Empfang zu nehmen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Schwedische Literatur in der ersten Hälfte des Jahrs 1813.

Es gibt keinen richtigern Maßstab, die Kultur und den Charakter einer Nation zu beurtheilen, als die Kenntniß ihrer Literatur, sowol in Rücksicht des Werths, als des Gegenstandes, mit dem sich ihre Schriften beschäftigen. Der Raum erlaubt uns jetzt nicht, eine kurze Kritik der Werke, welche in der ersten Hälfte des Jahrs 1813 erschienen sind, mit der Anzeige derselben zu verbinden; wir wollen daher nur bemerken, daß die größte Anzahl derselben in Uebersetzungen französischer und deutscher Schriften besteht, und nur die theologische Literatur, welche die reichste von allen ist, eigenthümliche Erzeugnisse des schwedischen Geistes darbietet, welches freylich nicht für den Geist und die Bildung des Volkes sprechen dürfte; indessen spricht sich in verschiednen Schriften und namentlich im Phosphoros ein reines und schönes Zurückstreben in die nordische Alterthümlichkeit aus, welche in Schweden wieder emporblühte, während sie in dem benachbarten Dänemark zu verlöschen drohte; ja sogar von dem Professor Rahbeck und einem gewissen Grundtwig, der mit der Mode auch seine Ueberzeugung wechseln zu müssen glaubte, und von der lebendigen Wahrheit und Schönheit zu der Anbetung eines verächtlichen und todten Idols abgefallen war, heftig angegriffen wurde. Schon der Titel der meisten Romane deutet auf ihren Ursprung, oder wenigstens auf die Nachbildung von deutschen und französischen Produkten; es sind folgende: Don Juan und Diego, tragisches Gemählde, von Fiorenz c. Gylfe, ein Roman; Eusebius; Astalfo, der Räuberhauptmann; Batilde, oder: der Heldenmuth der Liebe, historisches Gemählde, von d'Arnaud, übersetzt von Jeannette v. Breda; ein Band Romane, von Kotzebue; Gerhard und Aline, Erzählung aus dem Mittelalter, von Becker; Goethe, Zeitvertreib deutscher Flüchtlinge; Wahlverwandtschaften. (Walfraenskapems, Roman af Goethe, übersetzt von Ekendahl), erster Theil; Aly und Gulhindy, von Oehlenschläger, (aus dem Dänischen); Philibert, von Kotzebue; das Testament, von Lafontaine; Winfried von Tedstenstein, von Spiess (!); Les voeux temeraires der Mad. de Genlis; Kotzebue, der Tausendkünstler. — Die dramatische Literatur ist durch folgende Werke bereichert worden: Die Fortsetzung der Bibliothèque des auteurs classiques français, die wegen der Theurung der französischen Werke und Schwierigkeit der Kommunikation in Upsala erscheint, nämlich den 11., 12. und 13. Theil, wovon der erste die Werke des Boileau, und die beyden andern das Théâtre de Racine enthalten. — Der Weihnachtabend, ein Drama; das unterbrochene Opferfest, Oper; Lilljestjelka, der Theaterschreiber im Schauspiel, mit Gesang, (Original); Kapitain Puff, oder: der Großsprecher, ein Lustspiel; Mahomet, von Voltaire, übersetzt von dem bekannten schwedischen Dichter Valerius; die allbeliebte Cendrillon; der Puls, ein Lustspiel, (Uebersetzung). — Interessant ist ferner im Fache der neuern schönen Literatur: Biografier oefwer naogra af Tysklands ryktbaraste Skalder i det adertonde Aorhundradet, 2 Haeften, (Biographie einiger der berühmtesten deutschen Dichter aus dem achtzehnten Jahrhundert) für klassische Literatur; Eschenburgs Handbuch der klassischen Literatur; Dillenius Griechisches und Römisches Antiquitäten-Lexikon; Tacitus Agricola et de moribus Germanorum; Elektra im griechischen Original. — Die Philosophie kann nur Eine Schrift aufweisen, eine Uebersetzung von Schellings Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums; die Sprachkunde nur zwey: Versuch einer schwedischen Sprachlehre mit Beurtheilung und Billigung der Akademie der Wissenschaften und Brookmann's Lehrbuch der schwedischen Sprache.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 288.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 2. December, 1813.

Der Dichter prangt nicht mit der Leyer nur,
Auf eine scharfe Geißel trotzt er auch,
Und schwinget sie mit angeborner Kraft.
F. L. Gr. zu Stolberg.

Sinngedichte.

Von Weisser.

1.

Die Dichtergaben.

Gelehrter Bardus, manche Gaben,
Sprichst du, muß jeder Dichter haben,
Witz, Phantasie, Verstand . . . Halt ein,
Und sprich mit Einem Wort: Er darf kein Bardus seyn.

2.

Bavs Lied von der Zeit.

Begeistert singst du, Freund: Wie flüchtig ist die Zeit!
Doch solltest du vor allen Dingen
Wie sie gefräßig ist, in einem Klaglied singen.
Frißt sie doch bald dein Lied von ihrer Flüchtigkeit.

3.

Falsche Einbildung.

Der Wahn, als macht' ich je ein Epigramm auf dich,
Der Wahn, Fabull, ist lächerlich;
Drum laß' ihn dich nicht länger äffen,
Und soll dich meine Geißel treffen,
So bessre künftig dich!

4.

Der Schwermüthige.

Schwer läßt sich die Melancholie
Lysanders, wie ich fürchte, heben.
Ihn ängstet eine Sünde, die
In diesem und in jenem Leben
Die Götter selbst ihm nicht vergeben.
Wie heißt die Sünde? — Poesie.

5.

Schlaues Lob.

Gut sprichst du, Mops, ich kanns bezeugen,
Stets von dem Nachbar. Schlauer Mann!
Du sprichst zu seiner Ehre; dann
Muß er zu deiner Ehre schweigen.

6.

An den Bramarbas.

Dein Zorn, Bramarb, ist lächerlich.
Nie wirst du mich mit deinem Degen,
Ich aber, zittre! werde dich
Mit meinem Epigramm erlegen.

7.

Der Satyriker und sein Freund.

„Der Thoren spotte nicht! Man muß mit ihnen leben!“
Freund, eine Frage nur, und meine Geißel ruht.
Wer wird großmüthig, sprich! mir eine Rente geben,
Wenn mein Verleger es nicht thut?
Du schweigst betroffen still. Nun gut,
Mit Narren magst du denn, ich will von ihnen leben.

8.

An die Braune.

Die Weisse deiner Haut, gern will ich sie bekennen.
Erlaube mir dafür den Schnee nur schwarz zu nennen.

9.

Der alte Deutsche.

Schmäht den Vinosus nicht, ich bitte!
Glaubts! er ist noch ein Mann von alter deutscher Sitte.
„So ist er bieder, kühn, ein Freund der Wahrheit, fern
Von Gleißnerey und Trug, und kleinen Ränken?“
Warum nicht gar? Wie könnt ihr so gemein doch denken?
Vinosus zecht und würfelt gern.

Drey Worte.

Drey Worte redet der preisende Mund,
Ihr Inhalt erneuet das Leben.
Ihr Walten vermag das irrdische Rund
Zum himmlischen Raum zu erheben.
Das erste verleihet der Freude Gedeihn,
Wie Regen den Pflanzen, der heilige Wein.

Das zweyte erzeuget die Seligkeit,
Ob sonst auch im Leben nichts bliebe!
Es geht durch das Dunkel der Welt und Zeit
Mit leuchtendem Schritte die Liebe.
Sanft schreitet, beschirmend, das dritte hinab —
Die Freundschaft — und reichet dem Pilger den Stab.

K. Stein.

Ueber den russischen National-Karakter.

Keine Nation hat, besonders seit einigen Jahren, die Aufmerksamkeit des Auslands so sehr beschäftigt, und ist dessenungeachtet noch so wenig gekannt, als die Russische; und beydes ist sehr begreiflich. Wenn von der einen Seite die Thaten der Russen in den letzten Jahren die Augen von ganz Europa auf sich zogen, so war es von der andern dem Ausländer unmöglich, den Karakter einer Nation richtig zu beurtheilen, deren Sprache ihm ganz fremd ist. Ein Aufenthalt von einigen Monaten in der Residenz, wo der Reisende nur mit seinen Landsleuten oder mit den höhern Klassen umgeht, kann ihm so wenig eine richtige Ansicht der Nation geben, als eine Kourier-Reise durch das Innere, wo er keine andere Bekanntschaften macht, als mit Posthaltern und Fuhrleuten, deren Sprache er nicht einmal kennt. Die gebildeten Klassen aller Nationen sind sich so ziemlich ähnlich; mit der Verfeinerung verliert der Mensch das von der Natur erhaltene Gepräge, wie der abgeschliffene Schilling das Gepräge der Münze, das ihm seinen eigentlichen Werth gibt; und mit den rauhen Ecken, die durch Bildung, Erziehung und Umgang abgerieben werden, verschwinden zugleich die hervorstechenden Züge des eigentlichen Karakters. Der Pariser ist nicht einerley mit dem Franzosen; der Aldermann in der City, oder der Stutzer in St. James, ist sehr verschieden von dem Squire oder Farmer in Devonshire oder Northumberland; und der vornehme Russe in Paris zeigt nichts als das Aeußere eines feinen Weltmanns. — Das sicherste Mittel, zu einer richtigen Kenntniß von dem Karakter einer Nation zu gelangen, ist eine lange Bekanntschaft mit den mittlern und geringern Volks-Klassen; und die beste Methode, diesen Karakter zu mahlen, gibt eine Art Schriften, die uns leider noch ganz fehlt, nämlich National-Romane. Zwar haben wir einige vortreffliche National-Komödien, die aber außer dem Theater wenig bekannt sind. Ein russischer Gil Blas — nicht der übersetzte — ein Roman, der auf russischem Boden spielte, und russische Sitten mit eben der Treue, mit eben der Natur mahlte, wie Fieldings und Smollets meisterhafte Dichtungen, würde den Karakter dieser Nation lebhafter darstellen, und allgemeiner bekannt machen, als alle Reisebeschreibungen. Dem künftigen Verfasser eines solchen ächt russischen Romans wird es, so wie allen unsern Lesern, gewiß nicht unangenehm seyn, einige der merkwürdigsten karakteristischen Züge, die in mehrern öffentlichen Blättern zerstreut sind, hier gesammelt zu finden. Da Niemand in seiner eigenen Sache, oder die er als seine ansieht, Richter seyn soll, so wird sich der Verfasser keine andern Urtheile erlauben, als die von dem unverwerflichsten Richter gefällt sind, nämlich von Ausländern, die gewiß nicht für Rußland partheyisch waren; und er ist überzeugt, daß seine Leser mit ihm gleiches Vergnügen empfinden werden, wenn die Stärke der Wahrheit den Ausländer zwingt, einer Nation Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die, weit entfernt, sich selbst die erste Nation zu nennen, eben deswegen vielleicht die gerechtesten Ansprüche an diesen Namen hat. Fern übrigens von allen Ansprüchen an vorzügliche Gaben der Beobachtung oder Darstellung, fühlt der Verfasser seinen Beruf, diesen Artikel zu schreiben, nur in dem Umstand, daß er selbst ein Fremder ist, der aber durch seine Beobachtungen, während eines fast 30jährigen Aufenthalts in diesem glücklichen Lande die russische Nation so lieb gewonnen hat, daß er seinem unglücklichen Vaterlande auf immer Lebewohl gesagt hat.

So wie es Menschen gibt, die gar keinen Karakter haben, so scheint dies auch bey ganzen Völkern der Fall seyn zu können; und in der That würde es schwer seyn, von manchem Volk einen andern hervorstechenden Zug anzugeben, als völlige Karakterlosigkeit. Der Mensch erhält sein Temperament von der Natur; auf seine körperliche Konstitution und sinnliche Organisation hat das Klima und die Beschaffenheit seines Landes einen großen Einfluß; aber beyde werden sehr modifizirt, und das, was man eigentlich den Karakter nennt, bildet sich durch die frühere Erziehung und die spätern Schicksale. Die Geschichte eines Volks erzieht dasselbe, wie Lehren, Beyspiele und Ruthen das Kind. So wie aus Menschen, bey denen mit allen möglichen Erziehungs-Systemen von Locke, Rousseau, Pestalozzi, und wie die Pädagogen alle heißen, Experimente gemacht sind, endlich ein Stück Wachs wird, aus dem sich Alles, nur nichts Festes, machen läßt; so wie Menschen, die das Unglück unablässig verfolgt hat, endlich völlig abgestumpft, und zu Allem, nur nicht zu etwas Großem, fähig werden; so verlieren auch sonst achtungwürdige Völker, wenn das Schicksal zu muthwillig

mit ihnen gespielt hat, wenn eine Revolution nach der andern mit ihnen versucht ist, und das Unglück selbst gegen sie im Bunde zu stehen scheint, endlich alle Energie, und gänzliche Karakterlosigkeit bemächtigt sich ihrer. Wenn aber die Nation Kraft oder Glück genug gehabt hat, sich aus dem Getümmel der Schicksale und Revolutionen heraus zu arbeiten, und sich einen ruhigen und unabhängigen Zustand zu sichern, so erhält sie auch einen festen Karakter, auf den freylich die frühern Schicksale eben so wol Einfluß haben, wie die Erziehung des Kindes auf den Karakter des Mannes. Daß Rußland sich in diesem Fall befindet, daran wird Niemand zweifeln und, troß der Verschiedenheit des Klimas findet sich vielleicht in keinem Lande ein so bestimmter National-Karakter, als in Rußland, wo von Irkutsk bis Petersburg, und von Archangel bis Kief, Eine Religion und Sprache, dieselben Gebräuche und Sitten herrschen, wo alle dieselbe Nahrung und Erziehung genießen, wo alle sich auf dieselbe Art kleiden, und mit denselben Spielen vergnügen.

Jede Nation hat, wie der einzelne Mensch, von der Natur ein herrschendes Temperament erhalten, welches auch auf den moralischen Karakter einen bedeutenden Einfluß hat, und sich durch die Erziehung nie ganz ausrotten läßt. So wie der Niederländer im Allgemeinen phlegmatisch, der Engländer und Deutsche cholerisch, der Spanier melancholisch ist, so ist bey dem Russen, wie bey dem Franzosen, das herrschende Temperament das sanguinische. Diesem glücklichsten der Temperamente verdankt der Russe viele Vorzüge, die man nicht zu den eigentlichen moralischen Eigenschaften rechnen kann: seine Gewandtheit, seine unzerstörbare Fröhlichkeit, seine Geselligkeit und Gesprächigkeit, seinen Geschmack an leichter Unterhaltung und unschuldigen Spielen, seine Furchtlosigkeit oder vielmehr Sorglosigkeit. Der geringste Russe hat von Natur einen festen und doch leichten Gang, hat Ausdruck und sogar Anmuth in seinen Bewegungen, redet mit seinem Souverain, ohne Verlegenheit zu fühlen, und klettert über Abgründe, ohne schwindlig zu werden. — Der Steinhauer und der Ruderer erleichtern sich ihre schwere Arbeit durch frohen Gesang; nach einem in saurem Schweiß durchlebten Sommertage von achtzehn Stunden werden die ersten Augenblicke der Ruhe, bey einem frugalen Mahl, mit Erzählungen, Scherzen, auch wol Tänzen, zugebracht und le mot pour rire raubt oft einen Theil von dem karg zugemessenen Schlaf. — Selbst die Andacht des Russen ist nicht finster und langweilig, wie bey manchen andern Religionen; seine Tempel haben ein heitres Ansehen, und die schönsten Wohlgerüche und himmlischer Gesang empfangen den Gläubigen. — Das leichte Blut, welches durch seine Adern läuft, das Gefühl seiner Kraft, und das Bewußtseyn, mit welcher Leichtigkeit und Gewandheit er sich aus kritischen Lagen zu ziehen im Stande ist, macht, daß der Russe nirgends Gefahr ahnt, und selten an die Zukunft denkt. Es ist hier noch nicht die Rede von dem eigentlichen Muth, der eine rein moralische Tugend ist, und zu dem sich die Sorglosigkeit, von der wir hier reden, verhält, wie der Arme, der in den Tag hinein lebt und Schulden macht, zu dem Armen, der mit strenger Ehrlichkeit und Oekonomie das harte Schicksal, das ihm droht, überwindet. Die Sorglosigkeit des Russen zeigt sich in den größten Kleinigkeiten, wie in den wichtigsten Angelegenheiten, und bringt ihn oft in unnöthige Gefahren, aus denen ihn aber mehrentheils seine Gegenwart des Geistes rettet. Sicherheit-Maßregeln sind das, was ihn am wenigsten beschäftigt; selbst seine Spiele sind mit Gefahr verbunden; um einige Schritte zu ersparen, geht er über ein morsches Bret, oder über das noch morschere Eis; und selbst im Gedränge der Wagen sieht er nach allen Seiten, nur nicht vor sich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Historisch-bibliographische Anekdoten.

12.

Voltaire.

Aus so mannichfachen und zahlreichen Verfolgungen sind wol die Schriften keines andern Verfassers noch bey seinen Lebzeiten siegreich hervorgegangen, wie jene des Philosophen von Ferney. Folgendes ist eine chronologische Uebersicht derjenigen seiner Arbeiten, welche Gegenstände jener Angriffe waren:

1716. Les j'ai vu, et la naissance d'Adonis.

Die Veranlassung beyder Gedichte gab eine Niederkunft der Herzoginn von Berry, Tochter des Regenten. Das Erstere soll den Dichter A. L. Lebrun zum Verfasser haben; es ward aber Voltairen zugeschrieben, und er musste dafür ein Jahr lang in der Bastille sitzen.

1722. Le Pour et le Contre ou Epitre à Uranie.

Dem Ungewitter, welches dieses poetische Stück über Voltaire herbeyzog, entging er durch dessen Verläugnung.

1723. La Henriade.

Die erste Ausgabe durfte in Frankreich nicht erscheinen; sie ward in London gedruckt; die Geistlichkeit fand darin semipelagianische Irrthümer, und die Hofleute ärgerten sich über das dem Admiral von Coligny ertheilte Lob.

1725. Quatrain à Madame la Marquise de Prie.

Diese Verse und ein Streit mit dem Chevalier de Rohan veranlassten einen sechsmonatlichen Aufenthalt des Dichters, und nachher dessen Verweisung aus Paris.

1728. Lettres philosophiques.

Auf Verwendung der Geistlichkeit wurden diese Briefe durch ein Edict des Staatsraths verboten, und durch Parlements-Schluß verbrannt zu werden verurtheilt.

1731. La mort de César.

Die Hofleute nahmen an den republikanischen Maximen des Trauerspiels Aergerniß.

1736. Le Mondain.

Durch schnelle Flucht entzog sich der Dichter den Gefahren, die, um dieser Dichtung willen, ihn bedrohten.

1739. Mahomet.

Lange widersetzte sich die Geistlichkeit der Aufführung und Bekanntmachung dieses Trauerspiels.

1747. Histoire des voyages de Scarmentado.

Der satyrische Roman ward verboten.

1748. Zadig ou la destinée.

Gleiches Schicksal ward diesem ähnlichen Stücke zu Theil. (Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 8. Nov.

Der berüchtigte Prozeß der Dame, die auf ihrem Landhause in Choisy mit Gewalt gezwungen wurde, Gift zu nehmen, wird nächstens vorgenommen werden; 130 Zeugen treten darin auf. Hier ist die Geschichte:

Graf de Normand, aus einer alten Familie stammend, verbarg sich während der Revolution in Paris, wo er als Wasserträger und Fiaker sein Leben durchbrachte. Seine Güter waren von der Nation eingezogen und verpachtet worden. Als die Schreckenszeit zu Ende war, begab er sich dahin, um zu sehen, was noch zu retten wäre; der Pächter nimmt ihn sehr wohl auf, unterstützt ihn mit Geld, und auf die schöne Tochter macht er solchen Eindruck, daß sie ihn gegen den Willen ihres Vaters heirathet. Sie pachten ein Gut, und werden da von Räubern überfallen, die der jungen Frau eine Viertelstunde lang den Dolch an die Kehle setzen. Sie verliert die Geistesgegenwart nicht, schleppt sich unter konvulsivischen Bewegungen an eine Stelle, wo sie Pistolen wusste, schreckt die Räuber, und jagt sie glücklich in die Flucht. Der Kaiser hört von ihrem Muthe, und gibt ihrem Mann Güter von 50,000 Franken Renten zurück, mit der Bedingung, daß sie nach seinem Tod an die Frau fallen sollen. Diese Schenkungs-Urkunde, welche die Frau in Verwahrung nahm, wird als ein Beweggrund all ihrer Leiden angesehen, indem der Mann, der mit einem Kammermädchen im Hause lebte, und Kinder erzeugt hatte, diesen das Ganze, oder wenigstens die Hälfte des Vermögens zuwenden wollte, das, dem Willen des Schenkers zu Folge, nach seinem Tode seiner Frau zufallen sollte. Daher, sagt man, die zweymaligen Versuche, die junge Frau zu vergiften; bey dem ersten Versuch kam sie um ihr Kind; bey dem zweyten, dessen Hergang ich Ihnen bereits meldete, entging sie dem Tode nur durch den Einfall des Wundarztes, der ihr Seifenwasser zu trinken gab. Alle ihre Papiere wurden durchwühlt und genommen; allein die Schenkungs-Urkunde befand sich nicht darunter, weil sie beym Vater der Frau liegt. Nun soll auch ihr letztes Kind an Gift gestorben seyn. Der Verdacht all dieser Verbrechen fiel auf den Mann, theils seines unordentlichen Lebens wegen, theils weil er, obgleich seit einiger Zeit von seiner Frau geschieden, die Liebe, die diese noch zu ihm trug, dazu benutzte, ihr in einem Brief anzudeuten, sie soll sich an einem bestimmten Tag nach Choisy begeben. In der folgenden Nacht fiel das Verbrechen vor.

Gretry ist noch immer an der Tagesordnung. Joly, der Schauspieler vom Vaudeville, Herausgeber eines neuen Kupferstichs von Paris, hat eine Skizze gemacht, welche Gretry's Ueberfahrt über den Acheron darstellt. — Gretry in einer Tänzerstellung, die Leyer in der Hand — jenseits des Flusses ist der Parnaß. Sie werden vielleicht nicht gewußt haben, daß der Acheron am Fuße des Parnasses fließt — es ist ein altes Sprüchwort, daß man nie auslerne.

Am Aller-Seelentage wurde Delille's Leiche in das Grabmal gelegt, das ihm seine Gattinn im Kirchhofe, (ehemaligen Landsitz) des Père la Chaise, des berühmten Beichtvaters Ludwigs XIV., auf dem Mont Louis am nordöstlichen Ende der Stadt setzen ließ. Es ist ein Sarkophag von ungeheurer Dimension, mit der einfachen Aufschrift: Jaques Delille. Bisher trägt er keine andre Aufschrift, und brauchte auch keine; allein das läge nicht im National-Charakter. Das Grabmal ist unglücklich gestellt; es befindet sich in einer Baumreihe, und die Bäume treten so nahe hinan, daß man kaum nebenbey gehen kann. Dann führen keine Stufen zum Sarkophage, so daß er in die Erde gesunken scheint.

Tissot, der Nachfolger Delille's, auf dem Collège de France, hielt ihm eine Standrede, aus der ich die Stellen anführen will, wo er eine Parallele zwischen Virgil und Delille zieht. — „Beyde," sagt er, „wurdet ihr in der Schule des Unglücks gebildet; du in der Kindheit, er in den Jünglings-Jahren; Beyde habt ihr in Mitte von Bürgerkriegen gesungen; Beyde die Dichtkunst mit der Philosophie zu vereinigen gesucht. Beyde habt ihr lebend eures Ruhms genossen, und Beyde die Meere befahren, die nach Troja führen, und zum Vaterlande Homers und Athens heiligem Boden. Es ist wahr, du konntest nur die Ruinen der prächtigen Stadt befragen, während Virgil noch Jupiters Bildsäulen von Phidias, und die Statuen der großen Männer im Ceramikum und die Bühne, wo Demosthenes donnerte, aufrecht gesehen. Das war aber auch Alles, was der Sänger der unglücklichen Dido vor dir voraus hatte. Er starb jung, mit dem Schmerz, sein Werk unvollendet zu lassen; kein Freund drückte ihm die Augen zu, und seine Blicke auf das ferne Vaterland richtend, konnte er ausrufen, wie jener Held in der Aeneide: „Et dulces moriens reminiscitur Argos."

„Wie weit glücklicher warst du! Du konntest deinen Werken die letzte Feile geben; du hast den Enthusiasm gesehen, den sie hervorbrachten, und bis an das späte Ende deiner Tage die Wärme deines Gemüthes, die Lebhaftigkeit deiner Einbildungskraft behalten. Noch zwey Tage vor deinem Tode flossen schöne Verse aus deiner Ader, wie in den begeisterten Tagen deiner Jugend."

„Virgil starb jung an einer schmerzlichen Krankheit; du im 75sten Jahre plötzlich, ohne Leiden. Die Trauer der Zeitgenossen, die Palme der Unsterblichkeit — dein großer Meister erbat sie sich mit seinem letzten Seufzer, und die Götter haben seine Erwartung nicht getäuscht! — lohnt euch Beyde; aber Neapel besitzt nicht die Asche, nicht das Grabmal seines Dichters, kaum kann es seine Begräbnißstätte zeigen, während der Franken alte Hauptstadt auf immer deine Asche, dein Denkmal, und dein Andenken bewahren wird!"

Wir wollen hoffen, daß das Denkmal, da es von weißem unpolirten Marmor ist, etwas länger als die übrigen, aus Sandstein errichteten, dauern werde, aus denen die Zeit schon nach ein Paar Lustern die Namen hinwegnagt; ob es aber heiliger geachtet seyn werde, als jener einfache Stein bey Pausilipp's Grotte, aus der ein natürlicher Lorber sproßt, das kann in Paris nicht entschieden werden; das Urtheil darüber steht dem Areopag aller Nationen zu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 289.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 3. December, 1813.

Auch wenn sie von den fernsten Meeren,
Von fremdem Stamm und fremder Sprache wären,
Die Herzen lesen ohne Schrift.
Es wird kein schöner Spruch gedungen;
Sie reden durch die That, die in die Seele trifft.
Seume.

Ueber den russischen National-Karakter.

(Fortsetzung.)

Unter den Eigenschaften, die sich nicht aus dem physischen Temperament, sondern nur aus der Organisation der Seele erklären lassen, sind die hervorstechendsten: der bon sens, den vielleicht keine Nation in dem Grade besitzt, wie die Russische, und die Leichtigkeit, womit der Russe nicht allein Alles begreift, sondern auch alle Arbeiten verrichtet. Der Ausländer erstaunt über die einfachen Mittel, wodurch ohne künstliche Maschinen die größten Lasten gehoben werden; der Zimmermann bringt ohne andre Werkzeuge, als sein Beil, in kurzer Zeit die feinsten Arbeiten zu Stande; die Finger oder Zähne sind die Zange, womit der Schmidt einen Nagel auszieht, oder der Glaser das Glas zerbricht; und die halsbrechendsten Arbeiten werden ohne sonderliche Anstalten oder Zubereitungen glücklich ausgeführt. — Der rohe Rekrut wird wenige Wochen nach seiner Ankunft zum Regiment, nachdem es dem Obersten gefällt, ein brauchbarer Soldat, Schuster, Schneider, oder Hoboist; und nichts beweist vielleicht die mechanische Fertigkeit des Russen, und was Disciplin aus ihm machen kann, stärker, als die Horn-Musik, wo Jeder sein ganzes Leben durch nur einen einzigen Ton bläst, und dennoch die schwersten Passagen, Triller 2c., mit der größten Genauigkeit exekutirt werden. Schwerlich liesse sich eine andre Nation zu dieser ächt nationalen Musik abrichten, die im Auslande noch nicht so bekannt scheint, als es ihre Originalität verdient. Es ist wahr, daß zu einem solchen Konzert so viele Menschen erfordert werden, als es Töne gibt, oder als das Klavier Tasten hat; dagegen aber verursacht der Abgang eines Musikers nicht den Verlust eines Instruments, sondern es ist, als wenn auf dem Klavier eine Seite gesprungen, oder eine Taste ausgenommen wäre. Das Nachtheiligste, was man von dieser Musik sagen kann, ist, daß bey den Mitspielenden das Ohr eine ganz überflüssige und sogar schädliche Sache ist; und wenn der daraus entstehende Mangel an Ausdruck und Zusammenfließen der Töne dem Ohr des Kenners nicht entgeht, so muß man doch gestehen, daß diese Musik in freyer Luft, und besonders auf dem Wasser, in gehöriger Entfernung, eine unnachahmlich schöne Wirkung hervorbringt.

Der Grund von der Leichtigkeit, womit der Russe jede fremde Sprache erlernt, liegt nicht bloß in dem Talent, welches er der Natur verdankt, sondern in der Schwierigkeit seiner Muttersprache, so wol in Ansehung der Aussprache als der Grammatik, welche letztre mit der lateinischen auffallend überein kommt. Nachdem er diese Schwierigkeit überwunden hat, muß ihm jede andre Sprache leicht scheinen, so wie derjenige, der eine klassische Erziehung erhalten hat, jede Sprache leicht findet, weil er mit der lateinischen Grammatik angefangen hat.

Von den eigentlich moralischen Eigenschaften der Russen sind die bekanntesten, der Muth, und Alles, was man unter dem Namen Gutherzigkeit zusammen begreift, zwey Tugenden, die sich mehrentheils vereinigt fin-

den, und wovon man selbst in der Residenz täglich Beyspiele sehen kann. In den unbekannten Straßen der Stadt, wie in den Steppen Sibiriens, kann man sicher seyn, von Jedem, den man mit der gebührenden Höflichkeit darum anspricht, zurecht gewiesen, auch wol geführt zu werden. Wem ein Unglück begegnet ist, der sieht hier nicht, wie es anderwärts so oft der Fall ist, kalte Zuschauer umher stehen, oder ohne Theilnahme und thätige Hülfe vorüber gehen. Der ins Wasser Gefallene wird von unbekannten Menschen herausgezogen, die ihr Leben wagen, ohne zu glauben, etwas Besonderes gethan zu haben, oder auf Lohn Anspruch zu machen. Der Aermste theilt unaufgefordert seine wenigen Kopeken, oder wenn es auch daran fehlt, seine Prise Tabak, mit dem Bettler oder dem gefangenen Verbrecher; und der Verfasser dieses Aufsatzes wird nie den angenehmen Eindruck vergessen, den eine Scene auf ihn gemacht hat, welche das schönste Gemählde von Ehrlichkeit und Mildthätigkeit auf der einen Seite, und von unbegränztem Zutrauen auf der andern ist, ein Gemählde, welches man schwerlich anderswo sehen wird. Ein alter blinder Bettler ließ sich alle Morgen an einen der volkreichsten Oerter der Residenz führen, wo er, sich ganz allein überlassen, die Hülfe der Vorübergehenden anflehte. Ein zerlumpter Hut, den er in seinem Schos hielt, war der Altar, auf dem der Wohlthätigkeit geopfert ward; Viele aus dem geringsten Pöbel brachten ihm ihre kleine Gabe dar, und Mancher, um diese Gabe dem Fonds anzumessen, der zu seinem eigenen Unterhalt an diesem Tage nöthig war, legte ein Fünf-Kopeken-Stück ein, und nahm einige Kopeken zurück, indem er dem blinden Bankier sagte, um wie viel er seine Bank vermehrt hatte. Der Verfasser, der mehrmals ein unbemerkter Zuschauer dieser rührenden Scene war, sah mit Vergnügen, wie mit jeder Tagesstunde das kleine Kapital sich mehrte; nie hat er die geringste Veruntreuung bey so großer Versuchung bemerkt, und was vielleicht noch auffallender ist, nie fiel es dem Bettler ein, einen Theil seines gesammelten Kapitals in seinen Taschen in Sicherheit zu bringen, oder durch Hülfe seiner Finger sich von der Richtigkeit der Angabe zu überzeugen. Solche Züge mahlen den Karakter einer Nation stärker, als alle Deklamationen; und in mancher Hauptstadt Europens würde ein Bettler, der sich so der Diskretion von tausend Unbekannten in die Arme würfe, des Abends selten mit einem Pfennig in seine Hütte zurückkehren. Zu welchen Betrachtungen gibt die Vergleichung Anlaß zwischen dem blinden Bettler auf der großen Brücke in Petersburg, und der Art, wie die Geschäfte auf dem Zoll in London getrieben werden! Welcher Kontrast von Ehrlichkeit und Schelmerey, von Zutrauen und Mißtrauen! — Ein andrer sehr auffallender Zug dieser Nation ist ihre außerordentliche Liebe zu Kindern, die wahrscheinlich aus eben dieser Theilnahme an jedem Hülflosen entsteht.

Ob die religiöse Toleranz der Russen in ihrem Karakter, oder in ihrer Verfassung und dem Geist der Regierung ihren Grund habe, wollen wir nicht untersuchen; aber es ist gewiß, daß diese schöne Tugend sich in keinem Lande, selbst in dem freyen England nicht, in der Stärke zeigt, wie in Rußland. Nie hat man hier etwas von Religions-Verfolgung, von Inquisition oder Bekehrungsucht gewußt. Der Dissenter wird hier nicht in seinen bürgerlichen Rechten gekränkt, oder von Staatsämtern ausgeschlossen; und keinem Russen fällt es ein, sich darauf etwas zu gut zu thun, daß er im Schoße der herrschenden Kirche geboren ist, oder seinen Mitbürger zu verachten, weil er von einer andern Religion ist. Unzählige fremde Kirchen umgeben in der Residenz die russische Kathedrale, wie Kinder die schützende Mutter; selbst der Priester der herrschenden Kirche wohnt dem fremden Gottesdienst mit Ehrerbietung, vielleicht mit Andacht bey, und in friedlicher Eintracht wohnt der orthodoxe Russe mit dem gläubigen Muhamedaner, und der heidnische Wotäke oder Tschuwasche mit seinem zur christlichen Kirche übergegangenen Bruder in einer Hütte zusammen.

Ein andrer hervorstechender Zug des russischen Karakters ist die große, uneigennützige Gastfreyheit, die sich freylich im Innern des Reichs stärker zeigt, als auf der großen Straße von Petersburg nach Moskau, oder nach Polangen.

Der gemeine Russe liebt starke Getränke, doch gewiß nicht mehr, als das gemeine Volk in jedem andern Lande. Allein auch hier zeigt sich seine Gutherzigkeit in hohem Grade. Nicht allein kann der Betrunkene sicher seyn, an seinem Kameraden, der sich durch mäßigeres Trinken oder durch stärkern Kopf vor dem Rausch gerettet hat, oder auch an dem ersten Unbekannten, der seine Noth sieht, einen treuen Führer zu finden; sondern nie sieht man hier, wie anderwärts, zänkische, händelsuchende Trunkene. Nie entsteht beym Rausch Schlägerey oder irgend ein Unheil, und man kann von dem betrunkenen Russen im Ernst sagen, was der Deutsche im Scherz sagt: er ist selig. Eine allgemeine Philanthropie bemeistert sich seiner, er wird höflicher und zuvorkommender als je, sieht Jeden als seinen Bruder an, bittet ihn um Vergebung wegen seines Vergehens, und dringt ihm Beweise seiner Zärtlichkeit auf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Damenschuhe.

4.

Im Wohnzimmer fand der Bürgermeister sehr böses Wetter. Madame hatte die Scene mit der Thür um so übler aufgenommen, da ihr eifersüchtiges Naturell, von

einem schwachen Auge begünstigt, in dem Fremden eine der ehelichen Treue nachtheilige Verkleidung argwohnte. Vergebens erzählte ihr Herr Hornefeld von den vielen Orden des Herzogs, und von dem Glücke, das sein Haus unfehlbar diesem Abende verdanken würde; sie wollte durchaus an dem Geheimnisse Theil nehmen, und als dieses Verlangen keine Befriedigung erhielt, von sonst weiter gar nichts reden und hören.

Der Bürgermeister seufzte drey Tage lang, wo er ging und stand. Seiner Gattinn sonst äußerst geläufige Zunge schien gar nicht mehr in Relation mit ihm treten zu wollen. Die Last des so wichtigen als gefahrvollen Geheimnisses erdrückte sonach sein, ohnehin Jedem, der die Frau Bürgermeisterinn nur ein wenig kannte, sehr beschränkt vorkommendes, häusliches Glück völlig, und er bat den Himmel ohne Aufhören, daß er ihm nur Muth und Stärke verleihen möchte, Alles das eher geduldig zu ertragen, als einmal in seiner Verzweiflung auf Kosten seiner Ehre, ja seines Lebens, mit dem furchtbarn Geheimnisse herauszuplatzen.

5.

Die öffentliche Versteigerung der vom seligen Kämmerer nachgelassenen Sachen war indessen angegangen. An dem Nachmittage, wo unter Anderm auch die bewußten Schuhe vorkommen sollten, verfügte sich der Bürgermeister in eigner Person nach der Wohnung des Seligen. Sein Auftrag schien auch recht erwünscht von Statten zu gehen. Denn kaum, daß er die haushälterischen Liebhaber der Curiosa im Städtchen, die sich anfangs den Besitz der Schuhe streitig zu machen suchten, durch ein Gebot von mehrern Thalern völlig zum Schweigen gebracht hatte, so hob der proklamirende Aktuarius den Hammer, um solche seinem Vorgesetzten ehrfurchtsvoll zuzuschlagen. Allein plötzlich rief jetzt der ebenfalls anwesende Kaufmann Wallroß, der bis dahin ganz unbeweglich dagesessen hatte, ein gewaltiges: Halt! und überbot den Bürgermeister, so oft sich seine Stimme von Neuem vernehmen ließ.

Herr Hornefeld hatte vor Kurzem in der Ressource einen Rangstreit gegen ihn rühmlich geführt, glaubte daher, daß Herr Wallroß ihn nur aus Rache hinauftreiben wolle, und gerieth nach und nach in die größte Hitze darüber. Schon ging, zum allgemeinen Erstaunen, das wechselseitige Bieten eine Stunde lang unaufhörlich fort; schon war der Preis der Schuhe bis auf — tausend Thaler hinaufgekommen. Da rief denn der Bürgermeister, seines Zornes nicht mehr mächtig, also aus:

Wer dem Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein, Herr Wallroß!

Was wollen Sie damit sagen, Herr Bürgermeister?

Daß Sie die Schuhe am Halse haben werden, ehe Sie sich dessen versehen.

Darauf fange ich's ja eben an, Herr Bürgermeister!

Wissen Sie auch, daß ich mir's hinter das Ohr schreiben kann, Herr Wallroß?

Schreiben Sie's doch, wohin Sie wollen, Herr Bürgermeister.

Letzterer vermochte vor Wuth darüber kaum mehr die Gebote herauszubringen, die endlich bis auf funfzehnhundert Thaler anstiegen.

6.

Das Gerücht von dem so seltsamen Wettstreit um die geheimnißvollen Schuhe hatte sich indessen in der Stadt verbreitet, und den Ort immer mehr mit neugierigen Menschen angefüllt. So eben war von dem Vater der Stadt ein neues Gebot geschehen, als auch die Frau Bürgermeisterinn, die sich nicht Zeit genommen hatte, ein gar wenig reizendes Hauskleid mit einem anständigen Anzuge zu vertauschen, plötzlich und gewaltthätig durch die darüber schimpfende Menge hindurch drang, um ihr zeitheriges Schweigen auf Einmal zu brechen, und ihren Gatten zu fragen, ob er denn nun endlich ganz von Sinnen sey?

Indem sich hierauf der Erschrockne verantworten, oder sie vielmehr bedeuten wollte, ihren und der Bürger regierenden Meister nicht so schrecklich zu exponiren, überbot Hr. Wallroß ihn abermals. Fruchtlos, wie man dem rollenden Auge des Bürgermeisters ansah, dessen Gattinn sich daher nicht anders zu helfen wußte, als daß sie alle ihre Kräfte anstrengte, um ihm den gebotlustigen Mund zuzuhalten. Dabey winkte sie dem Aktuarius, der ihr sonstiges Zentnergewicht auf die Entschlüsse ihres Eheherrn im Laufe seiner Amtierung gnüglich kennen gelernt hatte.

Allein der hiervon sowol, als von der folgenreichen Zukunft, erhitzte Bürgermeister vergaß alle häusliche Verhältnisse völlig, schob mit Gewalt die Hand seiner Hausehre von sich, und sprach ein neues Gebot just in dem Augenblick aus, als der Hammer des Aktuarius entscheidend niederfiel.

7.

Schon langte Hr. Wallroß frohlockend nach dem Gegenstande ihres gemeinschaftlichen Strebens; schon glänzte der vor Kurzem noch so angstvollen Vermittlerinn eine Freudenthräne im grünlichen Auge, da sagte ihr Gatte ergrimmt zum unschlüssigen Proklamator: Sie behalten die Schuhe an sich auf meinen, des regierenden Bürgermeisters, Befehl. Ungebührlicher Weise haben Sie das abzuwartende letzte Gebot mit dem Hammer entzweygeschlagen. Die Sache soll höherer Entscheidung anheimgestellt werden!

Fast wäre die Frau Bürgermeisterinn in Ohnmacht gesunken über dem Wahnsinn ihres Gatten, wie sie es nannte; während er, ohne ihre Betrübniß auch nur zu berücksichtigen, wechselweise, bald über den Aktuarius, bald über Hrn. Wallroß eiferte, und letzterm sagte, daß der rachgierige Hochmuth seinen Zweck doch nicht erreichen soll.

Die Frau Bürgermeisterinn setzte ihre letzte Hoffnung auf ihre musterhafte Beredsamkeit hinter der Bettgardine. Allein der verstockte Sinn ihres Gatten war diesmal ganz unzugänglich; er blieb dabey, daß er die Schuhe im Wege des Rechtens erobern müsse, und sollte er sein ganzes Vermögen daran setzen.

An Lelios Bekannte.

Lernt der Sehnsucht Schmerzen weise dulden!
Denn ein Grab deckt mich und meine Schulden.

Hg.

Korrespondenz = Nachrichten.

Paris, 8. Nov.

(Fortsetzung.)

Nebst Delille's Grabmal zeichnet sich noch ein andres durch seine Größe aus; es stellt eine gothische Kirche im Kleinen vor, ohne Zierrathen; blos die eckigen Formen sollen den gothischen Styl verkündigen. Der Baumeister glaubte ihn wohl aufgefaßt zu haben, weil er sein Werk recht schwerfällig und plump machte, und ihm ein steinernes Dach gab, so wie die Franzosen glauben, die deutschen Namen richtig auszusprechen, wenn sie sich dabey die Sprach-Organe verrenken. Der Eindruck ist so widerlich, daß man nicht einmal um den Namen des Stifters oder Baumeisters fragt.

Ein Andrer ahmte für ein Familien-Begräbniß das Innere der Thebai'schen Gräber nach; 32 horizontale Oeffnungen, in deren jeder ein Sarg Platz hat, gähnen sich gegenseitig an; der Eingang ist durch ein Gitter geschlossen, und gewährt die Einsicht in diese sonderbaren Backöfen.

Die meisten Grabmähler sind liegende Steine, auf welchen in langen, langen Zeilen die Worte: Bon fils, bon père, bon époux und bon ami paraphrasirt, auf hunderten wie auf einem zu lesen sind. Die Weiber waren alle adorées de leurs maris. (Wir Deutschen lieben nur, der Franzose aber betet an). Es ist etwas ganz Eignes, so dem lieben Gott die Verdienste des Verstorbnen vorzurechnen, und nichts ist erbaulicher, als einen ganzen Kirchhof voll guter Gatten und Freunde zu finden, während sie in der Welt so selten sind. Auf dem Grabmal einer Frau steht: Il n'y exista jamais une femme meilleure ni plus parfaite, und diese Inschrift macht eine treffliche Wirkung auf die vorübergehenden Frauen. Eine andre, heißt es auf dem Grabmahl, glitt aus dem hochzeitlichen Bette (lit nuptial) in die Grube. Sie glauben vielleicht, sie sey am Morgen nach der Hochzeit gestorben? Mit nichten; auf der Rückseite ersieht man, daß sie drey Kinder hatte. Auch hier machen die vorbeygehenden Frauen Bemerkungen, aber andrer Art; sie beneiden das Geschick der Verblichenen, die ihr ganzes Leben im Hochzeitbett zubrachte, und sehen sich noch Einmal nach dem Namen des wohlthätigen Wittwers um.

Es ist bemerkenswerth, wie der Geist des Standes, oder der Profession des Verblichenen sich bis zu der Inschrift ausspricht. Ein Huissier liegt da — und ses légataires consignent sur sa tombe leur reconnoissance et leur attachement. Ein Proprietaire beginnt seine Grabschrift mit den Worten: Concession à perpetuité de la proprieté de six mètres carrés — so verließ ihn bis auf die letzte Spanne Erde, die ihm blieb, die Sucht nicht, sein Eigenthum zu sichern und zu vergewähren.

Ein Müller ließ sich auf seinem Grabmahl als Exmeunier ankündigen; aber nichts ist überraschender, als von Weitem mit großen Buchstaben in Stein gehauen zu erblicken: Monsieur Mounier, conseiller d'état, 1809. Lauson, der Sänger der Grazien, und Joseph Chenier, haben ihren bloßen Namen auf dem Stein, und er genügt. D'Arnaud's Grabschrift ist wortreicher. Man hat J. J. Rousseau's Ausspruch dazu genommen. „Nos auteurs écrivent avec l'esprit et les mains, mais d'Arnaud a écrit avec le coeur."

Einer Frau hat ihr Amant, ihr Ami, ihr Mari das Grabmal setzen lassen. Seltne Eintracht, wenn es drey Personen waren! Seltne Vereinigung, wenn es Eine war!

Der Schmerz ist nicht wortreich, sagt man. Dort liegt der einzige Sohn einer Familie, und dreyßig Zeilen verkünden die Größe des Verlustes. Welchen Kontrast macht hiermit die kurze Inschrift auf dem Grabstein eines Kindes: „Lasset die Kleinen zu mir kommen!" Hier spricht sich der Trost und die Hoffnung der unglücklichen Aeltern aus.

Das ist die einzige religiöse Inschrift; alle übrige sind im höchsten Grade weltlich. So muß es seyn, wenn die Beobachtung einer heiligen Sitte nicht von einem glaubenreichen Herzen, sondern von der Konvenienz diktirt wird.

Noch zwey Worte über den Kirchhof selbst, der erst seit vier Jahren eröffnet ist, auf dem Abhang des Mont Louis liegt, und mit seinen zahllosen Hügeln, von denen man ganz Paris übersieht, eine Wildniß im eigentlichen Verstande vorstellt. Er hat 70 Pariser Arpens, jedes zu 900 Quadrat-Klaftern Flächenraum, und kann, mit Geschmack ausgeführt, ein herrlicher Garten Gottes werden. Des Pater La Chaise's alte Wohnung, verlassen, verwittert, steht noch in der Mitte des ungeheuern Raumes, und spricht den Geist eines kühnen Jahrhunderts aus. Von Allem, was ihm angehörte, ist nur sein alter Reisewagen übrig, dessen Festigkeit leicht noch einem Jahrhundert widerstehen kann. —

In einer Zeit, wo Leute, die höchst anmaßend den Titel, „Kaufmann" sich zueignen, durch ihr Betragen aber diesem ehrenvollen Stande seine Stütze, das Zutrauen, rauben, wird es vielleicht nicht ganz unnütz seyn, einen Zug bekannt zu machen, der hinlänglich belegt, daß der wahre Kaufmann noch nicht aufgehört hat, dasselbe zu verdienen. Hr. Fourgassier, Kaufmann zu Castres, im Tarn-Departement, war genöthigt, vor ungefähr achtzig Jahren ein beträchtliches Falliment zu machen. Er ward ganz ruinirt; er empfahl vor seinem Tode seinem Sohn, seine Gläubiger zu befriedigen, wenn ihm dies je ein günstigeres Glück erlauben sollte; er starb; sein Sohn konnte zwar nie es so weit bringen, den Willen seines Vaters zu vollziehen, doch bereitete er seinen Kindern die Mittel dazu vor, und starb mit der nämlichen dringenden Bitte an sie, die einst sein Vater an ihn gemacht hatte. Er hatte sie nicht vergebens gethan, denn vor zwölf Jahren gelang es einem derselben, Hrn. Fourgassier von Castres, seinen Theil an der Schuld zu bezahlen, und nun tilgen Hr. Jakob und Anton Fourgassier den Rest derselben. Sie suchen überall Kinder und Kindeskinder der Gläubiger ihres Großvaters auf: Reisen, Mühe, Sorgen, Ausgaben, nichts vermag sie zurückzuschrecken, und sie schätzen sich am glücklichsten, wenn sie wieder einen Gläubiger aufgefunden haben.

Nro. 290.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 4. December, 1813.

Möchten sie Vergangnes mehr beherz'gen,
Wär es gut für Alle. Solches wünscht' ich.

v. Goethe.

Die Damenschuhe.

(Beschluß.)

8.

Scheidung, ja Scheidung! so hieß nun der Wahlspruch der gekränkten Gattinn, die sich auch am Morgen darauf mit dem Frühesten zu einem Advokaten begab. Die Gründe, welche sie diesem vorlegte, hatten in der That einigen Schein. Ohnfehlbar, sagte sie, schreiben sich jene Schuhe von einer Person her, die den drey alten Gecken, dem seligen Kämmerer, dem Kaufmann Wallroß und meinem einfältigen Manne, einen Liebestrank beygebracht hat, durch den sie ganz um den Verstand gekommen sind. Vom Verstande aber muß mein Mann wenigstens seyn, denn ein vernünftiger Mensch wird wahrhaftig sein Geld nicht so wegwerfen, und mit einem Verrückten, bey dem man wol am Ende sein Leben riskirt, kann mir Niemand zumuthen in der Ehe zu bleiben.

Der Advokat, der es dem Bürgermeister Hornefeld zuschrieb, daß er vor Kurzem bey der Rathswahl durchgefallen war, glaubte jetzt seiner Rache zugleich mit dienen zu können, und arbeitete die Scheidungsklage so spitzfindig und die Darstellung der völligen Vernunftlosigkeit der ersten Magistratsperson so überzeugend aus, daß, allem Vermuthen nach, seinem Gegner nicht nur der vielleicht noch zu verschmerzende Verlust der Gattinn, sondern sogar der Verlust der Bürgermeisterstelle bevorstand.

9.

Herr Hornefeld wußte noch gar nicht, welche Schrecknisse sonach auf ihn lauerten, als die Nachricht einlief, daß sein Prozeß wegen der Schuhe gewonnen sey. Mit Freuden vergaß er das nahmhafte Sümmchen, wodurch er die Gerechtigkeit auf seine Seite zu bringen gewußt hatte, wartete, im Besitze der ersehnten Schuhe, mit großem Verlangen auf die Ankunft des Herzogs von Withampton, und sah, im Gefolge der Gnade einer großen Prinzessinn, einem Geschick entgegen, so glänzend, als er sich dessen von jeher würdig geachtet hatte.

Allein die boshafte Klage seiner Frau kam früher zu ihm als der Herzog, der, da er den geheimnißvollen Auftrag nicht preisgeben durfte, nunmehr seine einzige Hoffnung wurde. Wie trügerisch aber die menschlichen Hoffnungen überhaupt sind, das lehrte dem Bürgermeister wieder einmal die Erfahrung. Statt des erwarteten Herzogs erschien jetzt in einem, auch zu Tiefenthal vielgelesenen, Zeitungsblatte ein Aufschluß über ihn. Er war nämlich nichts mehr und nichts weniger als ein Freund des Verstorbenen, der damals, wie er bey'm Bürgermeister einsprach, den Kämmerer eben hatte besuchen wollen, im benachbarten Dorfe aber, wo des Letztern arme, zum Theil unmündige, Verwandte lebten, von dem Tode seines Freundes sowol, als von den bösen Gerüchten hörte, die hauptsächlich durch die Hornefeld'schen und Wallroß'schen Häuser über ihn verbreitet wurden. Da nun der Mann immer ein närrischer Kauz von seltsamen Einfällen gewesen war, und ihn die üble Nachrede seines braven Freundes verdroß, so nahm er sich vor, auf einem Schleif-

wege zu Gunsten der Erben des Verstorbenen eine Geldstrafe einzutreiben. Uebrigens hatte er Herrn Wallroß grade so besucht, wie den Bürgermeister, auch dort ungefähr die nämliche Sprache geführt. Daß die Ordenszeichen, deren er sich dabey mit gutem Erfolge bediente, nur unächt und in der Geschwindigkeit zusammengerafft waren, scheint unter diesen Umständen ziemlich ausgemacht.

10.

Je verdrießlicher aber diese Entwickelung dem Bürgermeister war, desto mehr sträubte er sich, daran zu glauben. Wenigstens trennte er zuvor die theuer erkauften Schuhe auf, um nach Namen und Wappen der Prinzessinn zu suchen. Leider aber fand sich keins von beyden. Zum Ueberfluß erhielt er auch endlich noch folgendes Billet:

„Herr Bürgermeister! Lassen Sie sich mein Ausbleiben nicht zu Herzen gehen. Ob Sie schon durch die Damenschuhe aus dem Nachlasse des seligen Kämmerers nichts vielleicht, als die heilsame Erfahrung gewinnen werden, daß die Verläumdung zuweilen sehr nachtheilig auf ihren Urheber zurückfalle, so haben Sie doch diese Schuhe wahrlich nichts weniger als zu theuer erkauft."

„Sollte auch, wie Sie nun bereits einsehen werden, mein vorgeblicher Auftrag von einer großen Prinzessinn und was dem anhängig, bloße Fabel gewesen seyn, so glaube ich doch, indem ich Sie hiermit nochmals auf obige Wahrheit hinweise, das Versprechen einer in mehr als leeren Worten bestehenden Erkenntlichkeit hiermit eingelöst zu haben. Grüßen Sie übrigens, wenn Sie wollen, Herrn Wallroß, und machen Sie ihn darauf aufmerksam, daß er diesmal, ganz ohne sein Verdienst, mit blauem Auge davon gekommen ist."

Der sogenannte Herzog von Withampton.

Nun that der Bürgermeister zwar etwas, um den Briefschreiber auszukundschaften, allein dieser, der Zeitlebens den Zugvogel gespielt hatte, war zufolge sicherer Nachrichten nach Amerika gesegelt und, einen Prozeß mit ihm anzufangen, eine so kostspielige als ungewisse Sache.

Das Beste für den Tiefgekränkten war noch, daß unter solchen Umständen die Spitzfindigkeit des Advokaten, seines Gegners nicht durchdringen konnte. Zwar mochte der verklagte Mann von Narrheit schwerlich freyzusprechen seyn, allein der Grad derselben war doch nicht so bedeutend, um den Verlust von Frau und Amt nach sich zu ziehen, vielmehr mit dem fortdauernden Nachhalle, den die ansehnliche Summe, die er für jene Schuhe ausgegeben hatte, in ganz Tiefenthal und in seinem Hause besonders fand, mehr als hinlänglich abgefunden.

Uebrigens weiß man nun nunmehr auch den Ursprung der Damenschuhe. Der selige Kämmerer hat sie nämlich während des letzten Landtages, wo er als Deputirter der Stadt Tiefenthal in der Residenz lebte, dort einmal auf einer Redoute getragen, bey welcher er, vermuthlich seinem kleinen Fuße zu Ehren, in Frauenmaske erschienen war. Wie sie in das verborgene Fach gerathen sind, darüber ist noch kein Aufschluß vorhanden; auch dürfte dieser, da das Wesentliche des Räthsels sonach völlig gelöst worden, nicht von sonderlicher Wichtigkeit seyn.

Ueber den russischen National-Karakter.

(Fortsetzung.)

Wir wollen nun diesen Bemerkungen einige Erzählungen und Urtheile über die russisch Nation beyfügen, die aus offiziellen oder wenigstens öffentlichen Blättern genommen sind.

Es wäre überflüssig, die Tapferkeit der russischen Krieger zu rühmen, die von dem größten Kenner, Friedrich II., auf eine so ehrenvolle Art anerkannt ward, und die seit dem siebenjährigen Kriege fast zum Sprüchwort geworden ist. Allein die stillern Tugenden des russischen Soldaten, seine Geduld, Genügsamkeit, Gutmüthigkeit, Menschenliebe ꝛc., sind weniger bekannt; und es muß Jedem, der das Glück hat, Rußland anzugehören, angenehm seyn, zu hören, welchen Namen sich unsre Truppen neuerlich im Auslande erworben haben, und wie unbefangene Augenzeugen über sie urtheilen. — Ein englisches Zeitungsblatt, welches sich sonst oft bittere Ausfälle gegen Rußland, und gegen Englands Souverän selbst erlaubt, enthält einen Brief eines englischen Officiers, welcher der Kampagne von 1807 in Preußen beygewohnt hatte, in welchem folgende Stelle vorkommt: Nachdem der Verfasser erzählt hat, daß in der Schlacht bey Friedland ein Theil der russischen Arme lange Zeit dem fürchterlichsten Feuer aus einem nahen Walde blosgestellt war, ohne sich zu rühren, setzt er hinzu: „Nie hat man eine größere Tapferkeit gesehen, als die der Russen in dem fürchterlichen Kugelregen, den sie bis den Abend mit einer Seelenstärke und Geduld aushielten, die Alles übertrifft, was in der ganzen Weltgeschichte von menschlichem Muth und Kriegs-Disziplin bekannt ist. Ihr Heldenmuth war desto außerordentlicher, da sie seit 12 Tagen die mühsamsten Märsche ohne einige Ruhe gemacht, und viele Stunden vor und während der Schlacht keine Nahrung zu sich genommen hatten; und dennoch ward nicht das geringste Murren gehört, nicht ein Mann wich aus seinem Gliede." — Als die russischen Gefangenen aus Frankreich zurückkehrten, waren alle deutsche Zeitungen voll vom Lobe ihrer musterhaften Aufführung. In allen Städten, durch die sie kamen, bedauerte man ihre Abreise, und wünschte sich immer solche Gäste. Folgender Artikel ist wörtlich aus dem Hamburger Korrespondenten genommen, den man diesmal wol den unpartheyischen nennen konnte. „Seit 10 Tagen sind hier (in Leipzig) die aus Frankreich zurückkehrenden russischen Kriegsgefangenen durchmarschirt. Alle Einwohner sahen diese gesunden und starken Krieger mit

Vergnügen an, und die Bürger, bey denen sie einquartirt waren, sind mit dem Betragen dieser gutmüthigen und genügsamen Leute höchst zufrieden. Sie sowol, als das dabey befindliche humane Officier-Korps, nehmen das einstimmige Lob eines musterhaften Betragens von hier mit sich in ihr Vaterland." — Selbst die Franzosen, noch kurz vorher Feinde der Russen, wurden, durch nähere Bekanntschaft mit ihnen, gezwungen, dieses rühmliche Zeugniß zu bestätigen. In einem Briefe des Maire von Metz an den russischen General-Konsul in Frankfurt kommt folgende Stelle vor: „Die außerordentlich gute Aufführung der braven russischen Soldaten, ihre Arbeitliebe, und ihre bewährte Rechtschaffenheit, die sie in allen ihren Verhältnissen gezeigt, haben unser Zutrauen vollkommen gerechtfertigt, und unsre Gefälligkeit belohnt. Wir sahen damals schon mit Vergnügen in der Harmonie, welche zwischen diesen braven Leuten und unsern Einwohnern herrschte, ein glückliche Vorbedeutung zur künftigen Einigkeit beyder Regierungen."

Die einfache Erzählung, die wir kürzlich in Zeitungen gelesen haben, von dem Kampf eines fast unbewaffneten Kosaken mit dem großen Tiger, ist merkwürdiger, als die dichterischen Beschreibungen von der Erlegung des Nemäischen Löwen. Es scheint, daß der Sieg des überfallenen Russen weniger Aufsehen gemacht hat, als die Nachricht, daß sich Tiger an der sibirischen Gränze einfinden; und die Haut jenes königlichen Thiers wird ohne Gepränge in irgend einem Naturalien-Kabinet aufbewahrt, indeß der griechische Herkules auf alten und neuen Medaillen mit seiner Löwenhaut prangt.

Von dem Patriotismus, der Wohlthätigkeit, der Ehrlichkeit, und dem Edelmuth der Russen, enthält fast jedes Blatt unsrer Zeitungen Beweise, die desto merkwürdiger sind, da die Regierung weder die Handlungen selbst, noch die Erzählung derselben diktirt. Welches Land kann sich mit Rußland vergleichen in Ansehung der vielen nützlichen Anstalten, wie Hospitäler, Armenhäuser, Apotheken, Schulen rc., die von Privatpersonen, mit Aufopferung eines großen Theils ihres Vermögens, angelegt sind, ohne daß die Regierung einen andern Einfluß darauf gehabt hat, als durch das gute Beyspiel, welches sie gegeben hatte? Freylich fehlt es auch bey uns nicht an einzelnen guten Menschen, die das Ausland besser kennen als ihr Vaterland, und russisches Verdienst vor dem Glanz des unächten fremden Goldes übersehen. Aber so war es immer, und nur Wenige benutzen die Lehre, die schon Plutarch in folgender Erzählung gibt. Ein Ausländer glaubte, sich beym König von Sparta Theopompus beliebt zu machen, indem er sich rühmte, daß man ihm, wegen seiner Liebe zu den Spartanern, in seiner Vaterstadt den Namen Philolakon (Freund der Lazedämonier) gegeben hätte. Allein der König antwortete ihm: „Es wäre besser, du hättest dir den Namen Philopolit (Freund deiner Landsleute) verdient."

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, im November.

(Ueber Hofwyl. Auszug eines Schreibens.)

Es ist eine erfreuliche Wahrnehmung, daß die Schweiz den ihr vergönnten Zustand der Ruhe und des Friedens benutzt, um sich mit wissenschaftlichen Gegenständen zu beschäftigen, gründliche Kenntnisse zu befördern, schöne Künste aufzumuntern, den innern Wohlstand des Landes auf sichere Grundlagen zu stützen, und jedes gesellige Gefühl zu wecken, durch welches das isolirte Bestreben näher unter sich vereinigt, und in größre Wirksamkeit versetzt wird. Was in dieser Hinsicht einzelne Kraft, Einsicht und rastlose Thätigkeit vermögen, entwickelte uns letzthin Hr. Dr. und Rathsherr Usteri in seiner Denkrede auf Hrn. Dr. Rahn: Eine Schrift, die überall Aufmerksamkeit erregte, und um so anziehender ist, da der Verfasser, von eben dem humanen Geist beseelt, mit richtiger Würdigung seines Gegenstandes in das Leben selbst eindrang, und dem Gemählde nicht nur die ihm eigenthümliche Haltung und Farbe gab, sondern es auch durch scharfsinnige und beherzenswerthe Bemerkungen über die Auswüchse und Verirrungen des Zeitgeistes, den Charlatanismus der Anmaßung und die schiefen Beurtheilungen der Leidenschaft beleuchtete.

So ausgezeichnet nun aber immer Hr. Dr. Rahn über viele Andre hervorragt, so steht er nur höher unter Jenen, die auf der gleichen Bahn wandeln, und beweisen, daß, wo immer der Trieb zu höherer Kultur geweckt ist, weder die Unbill der Zeiten, noch der Mangel öffentlicher Hülfsquellen das Bestreben aufhalten können, welches nun einmal diese Richtung genommen hat. Wie wohlthätig dieser Geist sich äußert, wird besonders in Hofwyl fühlbar, wo man sich mit mehrern sehr wichtigen, den Wohlstand der Schweiz betreffenden, Angelegenheiten beschäftigt.

In dem nämlichen Verhältniß, nach welchem sich die vervollkommnetere Landwirthschaft des Kantons Bern in Vergleichung mit jener der benachbarten Kantone auszeichnet, muß dem Beobachter gegen diejenige des Kantons Bern, selbst auch jene von Hofwyl, auffallen, wo die Eintheilung der Felder, die verschiedenartigen Beypflanzungen, der von allem Unkraut gereinigte Boden, die in strotzendem Wachsthum sich erhebenden Saaten, nicht blos dem Auge den Anblick eines wohlbebauten und reinlichen Gartens gewähren, sondern selbst auch den Reichthum des Ertrags auf die überzeugendste Art darstellen. Hr. v. Fellenberg hat das Verdienst, den unverwerflichsten Beweis der großen Hülfsquellen, welche die Schweiz in ihrem noch lange nicht gehörig benutzten Ackerbau besitzt, gegeben zu haben, und die Aufmerksamkeit auf dieselben gerade in einem Zeitpunkt zu richten, der besonders geeignet ist, die Wichtigkeit dieser National-Angelegenheit fühlbar zu machen: denn das Stocken der Fabrikation, erzeugt durch die uns umgebenden Hemmungen der Ausfuhr ihrer Produkte und begleitet von der Verarmung und Brotlosigkeit so vieler Menschen, belehrt uns, daß in vielen Gegenden ein Mißverhältniß zwischen der Landwirthschaft und der Fabrikation, und durch diese auch an einigen Orten ein Mißverhältniß der Bevölkerung entstanden ist, welches einer Berichtigung zur Wiederherstellung des Gleichgewichts bedarf. Wenn schon die Industrie jedes Landes sich meistens nur jener Arbeit widmet, die entweder bey gleichem Verdienst leichter und bequemer kann verrichtet werden, oder die einen größern Verdienst abwirft, und wenn nun dieser nicht nur hinreichen sollte, sich alle die Bedürfnisse aus dem Ausland zu verschaffen, deren Erzeugung im Inlande durch jene Arbeit vernachläßigt wird, sondern wenn auch selbst auf diesem Arbeitlohn sich noch ein für den Wohlstand des Landes wichtiger Ueberschuß zeigen würde, so ist doch immer das Unsichere und Schwankende eines solchen Zustandes eine Einwendung, welcher die Erfahrung das größte Gewicht beylegt. Diese Erfahrung sollte uns bewegen, eine größere Aufmerksamkeit auch auf die Bearbeitung und möglichste Steigerung der eignen Hülfsquellen zu werfen, um in der Erzeugung der ersten Bedürfnisse die Unabhängigkeit des Landes, und auf dieser Grundlage seinen Wohlstand zu sichern. Vielleicht mag nun auch nebst andern Hindernissen, welche dem Ackerbau ungünstig sind, eines der bedeutendsten seyn, daß die Schweiz

von kornreichen Nachbarn umgeben ist, welche den eignen Ueberfluß auf ihre Märkte bringen, und allda den Preis bestimmen. Unter diesen Umständen hat man vielleicht eine Vermehrung des Produkts zu vermeiden gesucht, welche zur Herabsetzung des Preises beygetragen, und dadurch bey der schwierigern Bearbeitung des vaterländischen Bodens, und dem damit verbundnen größern Arbeitlohne, offenbar bewirkt hätte, so daß sich der Ackerbau allgemein beschränkte, die Preise des Produktes im Verhältniß des Arbeitlohns und des Kapital-Interesses zu erhalten. Sobald nun aber das Produkt mit verringertem Arbeitlohn vermehrt werden kann, so ist das ungünstige Verhältniß gehoben; denn der niedrigere Preis des Produktes wird durch das vermehrte Quantum wieder ins Gleichgewicht gesetzt, und der Wohlstand des Landes dadurch erhöht, daß der niedrigere Preis der ersten Lebensbedürfnisse selbst wieder auf alle übrige Zweige der Industrie einen wohlthätigen Einfluß haben würde. Damit verbinden sich auch die Vortheile sowol eines Gewinns von großen Summen baaren Geldes, die sonst dem Ausland zufließen, und die zur Belebung der innern Industrie in Umlauf gesetzt würden, als des gesicherten Zustandes der arbeitenden Volksklasse, die nicht jenen Zufällen ausgesetzt wäre, welche den Arbeiter bey andern Industriezweigen durch vielfältige und oft ganz unvorgesehene Ursachen überfallen. Nicht weniger endlich dürfen die höhern Rücksichten übersehen werden, daß der Landbau die physische Kraft des Volks erhält, und dessen Moralität weit besser bewahrt.

Die Erfahrungen von Hofwyl sind eben so belehrend, als aufmunternd. Der eingeführte Früchtewechsel bewährt sich nicht nur durch den vermehrten Ertrag, sondern auch durch die fortdauernde Fruchtbarkeit des Bodens. Die vervollkommneten Ackergeräthschaften und Säemaschinen bewirken eine bedeutende Ersparniß der Taglöhner und der Samenkörner. Das Feld wird durch sie besser und in kürzerer Zeit bearbeitet, und sie tragen wesentlich zum Gedeihen und zur reichern Erndte bey. Die Versuche, welche über den Dünger und seine Behandlung gemacht werden; die Einrichtung der Ställe zur Sammlung desselben; 30.000 Kubikschuhe unterirrdischer Sammler um diese herum, in welche die Jauche zusammenfließt, und wohleingerichtete Bewässerunganlagen machen, daß in Hofwyl nicht über Mangel des Düngers geklagt wird, und die Felder reichlich damit bestellt werden können. Hr. v. Fellenberg ernährt gegenwärtig auf seinen Gütern, die ungefähr 3 bis 400 Jucharten zu 40.000 Berner Quadratschuhe, halten, täglich, das ganze Jahr durch, 168 Personen. Dann befinden sich in seinen Ställen beyläufig 100 Stücke Vieh verschiedner Gattung, und dessenungeachtet bleibt ihm noch ein bedeutender Ueberschuß, den er zu Markt bringen kann. Ein solcher Ertrag muß allerdings Aufmerksamkeit erregen. Hr. von Fellenberg bemüht sich indessen, die Mittel der Nachahmung zu erleichtern, und zu diesem Ende errichtete er in Münchenbuchsee, welches ganz nahe an seinen Gütern liegt, eine Anstalt, worin junge Leute Alles vereinigt finden, was zu einem gründlichen Studium der Landwirthschaft erforderlich seyn kann. Er selbst übernahm die Vorlesungen über die rationelle Landwirthschaft, und die praktische Anwendung derselben; über den Feldbau mit Erklärung der landwirthschaftlichen Maschinerie; über Pflanzenkultur, Viehzucht, Ruralarchitektur, Haushaltungskunst, landwirthschaftliche Buchhaltung u. s. w. Dann sind bey derselben noch mehrere Lehrer angestellt: Hr. Hesse, der über Mathematik, Arithmetik, Planimetrie, Trigonometrie, Nivelirkunst, Forstkunde Vorlesungen gibt; Hr. Schübler, der über Physik, Mechanik, Naturgeschichte, Mineralogie, Botanik, Zoologie, Technologie und Hr. Gießberger, der zugleich Arzt in Hofwyl ist, welcher über die Chemie liest.

Da aber bloße Kenntnisse noch unzureichend sind, wenn sich nicht geschickte und treue Arbeiter vorfinden, durch welche die Anordnungen mit Einsicht befolgt werden, so war es auch eine der Angelegenheiten des Hrn. v. Fellenberg, diese Arbeiter zu erziehen, und zugleich die Mittel vorzubereiten, daß sie überall nach gleichen Grundsätzen gebildet werden können. Dieses ist nicht der einzige, doch einer der wohlthätigen Zwecke, der sich mit seiner musterhaften Armenanstalt verbindet, über welche Hr. Rengger, ehemaliger helvetischer Minister des Innern, die Abfassung des Berichts übernahm, den die Aufsicht-Kommission dieser Anstalt dem Publikum zu ertheilen hat, und der diesen Gegenstand in seinen vielseitigen Beziehungen umfassend beleuchten wird.

Zugleich befinden sich die Werkstätten von Hofwyl in voller Thätigkeit, um die häufigen Bestellungen der Ackergeräthschaften zu befriedigen, welche wesentlich zur Beförderung des Landbaues beytragen. Hr. v. Fellenberg begnügte sich nie mit dem ersten Versuch, sondern änderte und verbesserte, bis das Werkzeug jene Vollkommenheit erreichte, daß es in der Anwendung vollständig der Absicht entsprach, und dann erst empfahl er es, damit jede Ursache des Mißvergnügens oder des Mißtrauens entfernt werde, welche der Landmann ohnehin häufig genug gegen alle Neuerungen hat. Er hofft durch das angesuchte Patent für die vervollkommnete Säemaschine in den Stand gesetzt zu werden, bey bedeutenden Bestellungen durch Vertheilung der Arbeit niedrigere Preise zu bewirken, und fehlerhafte Nachahmungen zu verhindern, welche den Landmann einem Betrug aussetzen könnten. Die vielfältigen Versuche und Umänderungen dieser Werkzeuge, die kostspieligen Einrichtungen und Unternehmungen zur Verbesserung der Landwirthschaft, waren zuverlässig mit großen Aufopferungen verbunden, deren mißlungene Erfahrungen ganz auf Rechnung des Hrn. von Fellenberg fallen müssen, wohingegen das Land alle jene Resultate benutzen kann, welche nach einer Reihe von Jahren sich bewährt finden, und die nun offen vor ihm liegen, so daß es sogleich alle Vortheile desselben genießen kann. Diese Hingebung zeugt offenbar von einem Streben nach Höherm und Edlerm, welches sich überdies noch auf mannichfaltige Art ausdruckt. Von Mehrerm nur Eins. Als wir eines Abends bey dem 63 Juchart haltenden Kartoffelfeld vorbeygingen, bemerkte Jemand aus der Gesellschaft, daß der Ertrag wohl bedeutender seyn würde, wenn er in Brauntwein verwandelt würde. Hr. von Fellenberg sah die Sache auch schon von dieser Seite an, aber er findet nicht für gut, daß, ehe das Volk moralisch besser gebildet ist, die Mittel sollten vermehrt werden, die zu seinem größern Verderben beytragen können. (Der Beschluß folgt.)

Räthsel.

Ich bin kalt, doch ohne zu gefrieren;
Trocken, ohne Feuchtheit zu verlieren.
Wenn die Kunst mich härtet, bin ich flüssig.
Werd' ich dann getrennt, bin ich nicht müssig,
Bis ich, umgerollt in runden Gliedern,
Mich amalgamire mit den Brüdern.
Trotz der Schwere kann es mir gelingen,
Stille-thätig, Körper zu durchdringen,
Und, je mehr dich lüstet, mich zu drücken,
Mich zu fah'n, je minder wird es glücken. S.

Auflösung des Räthsels in Nro. 284: Der Fuß.

Beylage: Monats-Register vom November.

Nro. 291.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 6. December, 1813.

Ich schlürf' in geizigen Zügen den Nectar,
Den aus ihrem neugefüllten Becher
Lächelnd mir reicht die Natur.

Conz.

Kleine Bemerkungen auf einer Reise von Paris nach Venedig. *)

1.

Wir verliessen Paris am 20. März 1805, und kamen zuerst durch eine angenehme Landschaft, und durch die Dörfer Pantin und Bondy nach Meaux. Diese Stadt liegt an der Marne, ist nicht übel gebaut, hat längs des Flusses einen artigen Spaziergang, und treibt Handel mit Käsen, Wolle, Getreide und Vieh. Die Käse, unter dem Namen: „Fromages de Brie" bekannt, sind rund, inwendig sehr weich, und bey einem Durchmesser von etwa anderthalb Fuß ohngefähr zwey Finger dick. Man findet in Meaux viele Protestanten, denn hier ward dieser Cultus in Frankreich zuerst eingeführt. Das Chor in der Stephans-Kirche soll ein Meisterstück der Baukunst seyn. Von Meaux geht es acht bis neun Stunden weiter nach Chateau-Thierry, das gleichfalls an der Marne liegt, und viel Wein u. s. w. nach Paris spedirt. Die Gegend ist bergig, man wird viele Rebenhügel gewahr. Der Bezirk von dem ächten Champagner-Wein aber fängt erst ohngefähr eine Stunde weiter an. Die Hauptniederlagen sind in Epernay, wo dieses Handels wegen auch viel Wohlstand herrscht.

Von Epernay kommt man nach Chalons-sur Marne, einer ganz ansehnlichen Stadt. Auch hier gibt der Fluß zu einem nicht unbeträchtlichen Handel mit Wein, Getreide, Wolle u. s. w. Gelegenheit. Der Marktplatz zeichnet sich sehr vortheilhaft aus, und längs der Marne läuft ein angenehmer Spaziergang hin. Jetzt folgen die Dörfer la Chaussee und Vitry, doch auf der ganzen Strecke ist keine einzige Rebenpflanzung zu sehen. Endlich kamen wir nach St. Dizier, einem artigen Städtchen an der Marne, das viel Wohlstand verräth. Es werden hier gute Schiffe gebaut, und einige Sorten Leinwand fabricirt. In der Gegend befinden sich Eisengruben, die ziemlich ergiebig sind.

Wir verliessen nun die Marne, und bald war Bar-sur-Ornain (sonst auch Bar-le-Duc) erreicht. Dies artige Städtchen liegt recht angenehm zwischen Rebenhügeln, und zieht sich von einer kleinen Anhöhe in ein schönbebautes Thal hinab. Der hiesige Wein ist unter dem Namen „Vin de Bar" bekannt und ziemlich gesucht. Als eines der vorzüglichsten Gewächse wird das vom Antonisten-Berge gerühmt. Die sogenannten „Confitures de Bar" sind eingemachte Johannis-Beeren, und von recht angenehmem Geschmack. Das Besondere dabey ist, daß die Beeren nicht zerquetscht, und dennoch ohne Kerne sind. Wahrscheinlich gehört ein eigener, nur hier bekannter Vortheil dazu.

Jetzt ging es durch einige unbedeutende Oerter, wie Ligny u. s. w. nach Toul, wo viel Leben und Wohlstand zu herrschen scheint. Die Stadt liegt an der Mosel, hat Leder- und Leinwand-Fabriken, und treibt ansehnliche Han-

*) Aus den Aanteekeningen van Adr. Van der Willigen, Haarlem 1812. Die noch interessantere Reise von Neapel durch die Schweiz nach Holland nächstens.

delschaft. Die Weinberge, die das fruchtbare Thal bekränzen, liefern ein geschätztes Gewächs. Durch angenehme Gegenden kamen wir nun weiter nach Nancy, das ebenfalls eine sehr anmuthige Lage hat. Die alten Pracht-Anlagen von Stanislaus I. sind bekannt; ich schweige davon. Jetzt leben die Einwohner meistens vom Transito-Handel; auch werden hier gute Wachslichter fabricirt. In der Nähe befinden sich mehrere Gärten und Landhäuser, worunter einige recht artig sind. Der Weg führt durch eine angenehme Landschaft nach Luneville, auch in einem herrlichen weiten Thal gelegen, und zwar auf dem Punkt, wo die Vezouze in die Meurthe fällt. Diese Stadt ist im Ganzen nicht übel gebaut, viel Wohlstand herrscht aber nicht daselbst. Desto besser gefiel es uns in Blamont, wo wir sehr viel artige und gutgekleidete Frauenzimmer sahen.

Hinter Blamont fängt nun Alles an immer mehr Deutsch zu werden, und in Saarbrück spricht man auch schon häufig Deutsch. In Pfalzburg, der guten Liqueurs wegen berühmt, bekommt diese Sprache die völlige Oberhand. Jetzt kamen wir durch herrliche, reichbepflanzte Gegenden nach Zabern, der ehemaligen Sommer-Residenz des schwachen nur zu bekannten Kardinals Rohan. Hinter Zabern geht der Weg einen hohen Berg hinan, wo man rechts und links die schönsten Aussichten hat. Die Gegend breitet sich wie ein großer, blühender Garten aus. So erreichten wir endlich Strasburg, dessen Münsterthurm sich schon in weiter Entfernung gleich einem zum Himmel emporstrebenden Giganten zeigt. In der Stadt fiel mir zuerst die Vermischung der beyden Sprachen auf; bald aber bemerkte ich, daß das Deutsche die herrschende ist. Eben so ist es mit den Gesichtern, der Kleidung, der Lebensweise, den Sitten und Gebräuchen; überall wird man nichts als deutsche Art, und deutsches Wesen gewahr. Gleichwohl ist Strasburg schon seit hundert und fünfundzwanzig Jahren eine französische Stadt. Aber hieran erkennt man die Macht des Eigenthümlichsten, was der Mensch besitzt, ich meine der Sprache, die Alles erhält, und Alles überlebt.

Strasburg gefiel mir wohl; die topographischen Merkwürdigkeiten setze ich indessen als bekannt voraus. Die Gegend ist angenehm, der Handel mit elsassischen Produkten noch ziemlich lebhaft. Bey einem Spaziergange vor der Stadt sah ich viel Tabaksfelder; auch scheint hier guter Gemüsbau zu seyn. Alle Lebensmittel waren von vortrefflicher Beschaffenheit; wer kennt das gesegnete Elsaß nicht? Ich hielt mich in Strasburg nur kurze Zeit auf, und passirte den Rhein ohne Schwierigkeit. Dies verdankte ich besonders der Güte eines Kaufmanns, der mit dem Zolldirektor bekannt war. Französisches Geld hatte ich ohnehin nicht bey mir. Noch war die große stehende Rheinbrücke unvollendet; der Fluß ward daher auf einer Schiffbrücke passirt.

Ueber den russischen National-Karakter.

(Beschluß.)

Wir wollen nun diesen Artikel mit einigen Erzählungen aus öffentlichen Blättern beschließen, mit dem herzlichen Wunsch, von andern Ländern ähnliche edle Züge zu erfahren.

Beweise von Zärtlichkeit und Achtung der Söhne gegen ihre Eltern verdienen desto eher eine rühmliche Erwähnung, je seltner sie in unserm aufgeklärten Zeitalter sind. Daß ein Armer Ehrlichkeit genug besitzt, gefundene Sachen von Werth dem Eigenthümer wieder zuzustellen, ist nichts Seltnes; aber daß der Arme die wohl verdiente Belohnung, die ihm sein Monarch für seine Ehrlichkeit gibt, nicht für sich behält, sondern auf die edelste Art anwendet, das sieht man nicht alle Tage. — In Moskau findet ein Polizey-Dragoner einen Ring von 1000 Rubeln an Werth, und liefert ihn sogleich an die Behörde ab. Das Geschenk von 100 Rubel, womit der Kaiser ihn belohnte, machte ihm wahrscheinlich weniger Freude, als das Glück, seinem Monarchen auf eine so ehrenvolle Art bekannt geworden zu seyn. Sein erstes Gefühl war Dankbarkeit gegen seinen alten Vater, dem er die Hälfte dieser Summe schickte; sein zweytes war Freundschaft gegen seine Kameraden, mit denen er die andre Hälfte theilte. Der Name dieses braven Mannes ist Schestakof. (S. Petersb. Zeit. 1809. No. 104.)

Einen vielleicht noch stärkern Beweis kindlicher Liebe und strenger Redlichkeit — weil hier nicht Geld, sondern ein Ehrenzeichen, eine Auszeichnung für das ganze Leben, ausgeschlagen ward — gab der Kaufmann Stepan Guläjew in Turinsk, der zur Belohnung seines Patriotismus, womit er eine ansehnliche Summe zur Errichtung einer Apotheke in Tomsk dargebracht hatte, eine goldne Medaille am rothen Bande zu tragen erhielt, und nun eine Bittschrift überreichte, in der er um die Erlaubniß bat, dieses Ehrenzeichen seinem Vater zu überlassen, dessen Wunsch er bloß erfüllt, und dessen Rath er befolgt habe. Der Kaiser erfüllte den Wunsch des edeln Sohnes, ohne ihm das so wohl verdiente Ehrenzeichen zu nehmen. (S. Petersb. Zeit. 1809. No. 5.)

Gibt es einen stärkern Zug von kindlicher Liebe und heroischem Muth, als den, wovon wir alle Zeugen gewesen sind, und der selbst in andern Ländern ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung war? Die edle Praskowia Sawtschenka wanderte zu Fuß von Sibirien nach Petersburg, um ihres Vaters Befreyung zu erflehen, trotzte dem Mangel, dem Hunger, und allen Beschwerden und Gefahren einer solchen Reise, fand durch eine

Beharrlichkeit, die alle Hindernisse überwand, Mittel, ihre Bitte zum Kaiserlichen Thron gelangen zu lassen, und erhielt von dem Vater seiner Unterthanen, durch die Erfüllung ihres einzigen Wunsches, den schönsten Lohn ihrer Heldenthat. (S. Hamb. Zeit. 1809. No. 60.)

Strenge Gerechtigkeit, republikanischer Stolz, vielleicht mehr als Alles, Herrschsucht, und Haß und Eifersucht gegen den vertriebenen König, bewogen den ältern Brutus, seinen Söhnen das Todesurtheil zu sprechen; aber nur ein Herz ohne alle menschliche Gefühle konnte ihn bewegen, die schmerzhafte und schmähliche Hinrichtung vor seinen Augen verrichten zu lassen. Reiner war vielleicht die Tugend, und schwerer das Opfer, welches der Bürger zu Arsamas, Sillwerst Monachof, dem Staat brachte. Da er erfuhr, daß sein eigener Sohn sich der Verfertigung von Bankonoten schuldig gemacht hatte, überlieferte er ihn, nebst den bey ihm gefundenen falschen Assignationen, der öffentlichen Gerechtigkeit. (S. Petersb. Zeit. 1809. No. 13.)

Daß der russische Adel im Ganzen seine Unterthanen sehr gut behandelt, und daß der russische Bauer, glücklicher vielleicht als in irgend einem andern Lande, Dank und Liebe gegen seinen guten Herrn fühlt, dies weiß Jeder, der das Innre von Rußland kennt. Folgender schöne Zug ist aus der Wiener Hof-Zeitung (1809. No. 31.) buchstäblich entlehnt. Einer reichen Gutsbesitzerinn brannte im Herbst 1808 im innern Rußland ihr schönstes Dorf ganz ab. So bald sie die Nachricht erhielt, schrieb sie ihren Bauern: „Seyd unbesorgt; euer Dorf lasse ich im Frühjahr wieder aufbauen, schenke euch Korn zur Aussaat, und erlasse euch auf 3 bis 4 Jahre die Abgaben.“ Die Bauern antworteten: „Du bist eine gute Herrschaft, und wir lieben dich Alle von Herzen; unser Dorf werden wir selbst aufbauen, unsre Aussaat besorgen, und deine Erlassung der Abgaben bedürfen wir, Gott sey Dank, auch noch nicht. Willst du uns aber eine Gnade erzeigen, so gib uns das, was du zur Erbauung des Dorfs bestimmt hast, auf einige Jahre ohne Zinsen; wir wollen eine Kirche dafür bauen.“ Jede Bemerkung würde bey dieser Erzählung überflüssig seyn, bey der man sich in die unschuldigen Sitten des ersten Weltalters versetzt glaubt.

Der letzte Krieg hat in der russischen Armee nicht allein Beweise von fast unglaublichem Muth, sondern auch von seltner Ehrlichkeit gegeben. Gemeine Soldaten, denen mehrere 100 Rubel an Regimentsgeldern, oder von ihren Officieren anvertraut waren, brachten nach Jahren die ganze Summe aus der Gefangenschaft zurück, und keine Noth, keine Versuchung, nicht die Entschuldigung, die sich hier von selbst anbot, konnte sie zur Untreue verführen.

Der Bauer Varlaam Alexejef, der, nachdem er durch das Feuer, welches das Dorf, in dem er wohnte, einäscherte, sein ganzes Vermögen verloren hatte, sich freute, daß er glücklich genug gewesen sey, 1000 Rubel zu retten, die ihm ein Kaufmann, nicht zu seiner Unterstützung, sondern um selbst dadurch zu gewinnen, anvertraut hatte, und ohne den so leichten Vorwand der allgemeinen Kalamität und Verwirrung zu benutzen, das Geld treulich ablieferte, ist gewiß ein seltnes Beyspiel. (S. Petersb. Zeit. 1811. No. 29.)

Dieselbe Nummer dieser Zeitung enthält mehrere Beyspiele von jungen Bauern, die mit ächt-römischem Geist sich freywillig als Rekruten stellten, um ihre Brüder der Familie zu erhalten. Wer kann die Worte des 20jährigen Waßili Fedrschuk im Gouvernement Grodno: „Ich habe nur Vater und Mutter, aber mein Bruder hat Frau und Kinder, die in Armuth zurück bleiben würden,“ oder des Karp Nikiforof im Gouvernement Saratof: „Nein, meine lieben Brüder, der Vater hat mir seinen Segen ertheilt; also muß ich, und nicht ihr, Gott und dem Monarchen dienen“ — wer kann diese Worte lesen, ohne tief gerührt zu werden, und Liebe und Achtung gegen eine Nation zu fühlen, in der solche Züge etwas ganz gewöhnliches sind!

Historisch-bibliographische Anekdoten.

12.

Voltaire.

(Beschluß.)

1755. La Pucelle d'Orléans.

Die Schicksale dieses Gedichtes sind allbekannt.

1758. Candide ou l'Optimisme.

Auch dieser philosophisch-satyrische Roman ward verboten.

1759. Cantique des Cantiques.

Das Gedicht ward durch Parlamentsschluß zum Feuer verdammt.

1764. Dictionnaire philosophique, (später unter dem Titel: Questions sur l'Encyclopédie.)

Das Buch ward in Genf verbrannt, in Holland verboten, und vom Parlament in Paris am 19. März 1765 zum Feuer verurtheilt.

1765. Questions sur les miracles.

Erhielt gleiches Verdammungs-Urtheil.

1767. Examen important de la religion chretienne par Bolingbrocke.

Galt für Voltaire's Arbeit und hatte mit obigen gleiches Schicksal.

1767. L'homme aux quarante écus.

Als das Parlament auch diesen politischen Roman zum Feuer verurtheilte, soll einer der Parlamentsräthe gesagt haben: Ne brûlerons-nous que des livres?

1767. Le diner du comte de Boulainvilliers.

Das antichristliche Pamphlet ward abermals verbrannt.

1769. Jenny ou le sage et l'Athée.

Ein philosophischer Roman, der verboten ward.

1769. Histoire du Parlement de Paris.

Das verbotene Buch ward anfangs nur insgeheim verkauft (sous le manteau — wie es die Colporteurs verbotener Bücher von jeher buchstäblich in Paris übten), und mit sechs Louisd'or bezahlt.

1769. Dieu et les hommes.

Durch Parlaments-Beschluß vom 18. August 1770 zum Feuer verurtheilt.

1776. La Bible commentée.

Hatte ähnliches Schicksal. — Das Verzeichniß ist schon allzugroß; Niemand wird die Unvollständigkeit dieser eben

so gehäuften als ohnmächtigen Verbote zürnen. Wenn je irgendwo, so haben dieselben hier die Verbreitung der oft freylich nicht ohne guten Grund bezüchtigten Schriften befördert.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, im November.

(Beschluß.)

Auch die Erziehunganstalt für höhere Stände schien mir bey dem diesjährigen Besuch ihrer Vervollkommnung immer näher zu rücken. Sie hat nicht blos an Umfang gewonnen, sondern auch durch innere Verbindung der wissenschaftlichen Fächer unter sich, durch nähere Anschließung der Uebergänge, durch Ründung der Präcision. Diese Fortschritte zeugen besonders von dem Fleiß und Eifer der angestellten Lehrer, welche sich eben so sehr durch ihre umfassenden Kenntnisse, als durch den höhern Geist auszeichnen, der den Gegenstand durchdringt und bearbeitet, die Methode vervollkommnet, und das Gemüth durch alle Mittel ergreift, durch welche die Aufmerksamkeit der Zöglinge gefesselt, die Wichtigkeit der Kenntnisse ihnen fühlbar gemacht, und ihre wissenschaftlichen Fortschritte gesichert werden. Diese Anstalt hat Vorzüge, die ihr wenige Lyceen streitig machen möchten, und ihr Zweck ist, junge Leute für die höhern Wissenschaften auf Universitäten vorzubereiten, insofern die Einen oder die Andern sich zu dieser höhern Ausbildung durch Beruf oder Lage geeignet finden, wohingegen die durch sie erhaltne Bildung für alle Andre als vollendet betrachtet werden kann, welche der höhern Studien für ihren Stand, zu welchem sie durch Neigung oder durch ihre Eltern bestimmt sind, nicht bedürfen. So mannichfaltig auch immer die wissenschaftlichen Fächer sind, die allda gelehrt werden, so ist es doch nicht ein leichtes oberflächliches Aufgreifen derselben, sondern jene Elementar-Entwicklung, welche zum richtigen Bewußtseyn und zu derjenigen Erkenntniß führt, die sich selbst Rechenschaft über das Erlernte zu geben vermag. Die Ordnung, in der sie gereiht sind, die Stufenfolge, nach der sie entwickelt werden, die Methode, welche eigne Anstrengung erfordert, aber auch die Mittel darbietet, solche zu erleichtern, bewahren vor Ermattung, Ueberladung und Verwirrung. Wie näher man die dasigen verschiednen Erziehungs- und Bildunganstalten in ihrer Wesenheit, in ihrem Gang und in ihren Wirkungen beobachtet, desto mehr überzeugt man sich von der Reife der Ueberlegung und dem besonnenen Verstand, welcher sie leitet. Sie entfernen sich eben so sehr von dem Pedantismus, welcher den Geist in Formen einpreßt und unterdrückt, als von dem tändelnden Spiel, das Ernst und Selbstanstrengung verbannt, sich mit dem Schein befriedigt, und Halbwisser und Schwächlinge hervorbringt, als hinwieder auch von den philantropischen Träumereyen, die Hochmuth und Rohheit, Egoismus und eine die öffentliche Ordnung bedrohende Unzufriedenheit erzeugen, indem sie den Menschen aus den gesellschaftlichen Verhältnissen herausreißen, und als eine metaphysische Abstraktion behandeln, da er doch nach seiner Oekonomie, nach seiner Anlage und seinen Bedürfnissen ein gesellschaftliches Wesen ist, und als solches nicht Zweck an und für sich seyn kann, sondern auch Mittel zu Zwecken Andrer seyn muß, in deren wechselseitigen Beförderung allein der Zweck der gänzen Menschheit erreicht wird. Eben so wenig kann eine Gleichheit Statt haben, wo die Ungleichheit der Fähigkeiten und der Kräfte immerfort das Gleichgewicht aufhebt, das nur wieder durch den immerwährenden Austausch des Ueberflusses hergestellt wird. Die Ungleichheit der Stände ist nicht ein bloßes Spiel der Konvenienz und der Meinung, sondern sie entsteht aus der Verschiedenheit der Anlage des Menschen, und ist durch ein wechselseitiges Bedürfniß das Bindungmittel, durch welches die Vorsehung den Menschen enger an den Menschen anschließt, und ihn zur Thätigkeit und Gegenliebe anregt. Nicht das, was dieses Verhältniß aufzuheben sucht, ist der Natur gemäß, wol aber das, was immer beyträgt, das Bedürfniß der Dienste zu vermehren, die Fähigkeiten der Dienstleistungen auszubilden, durch wechselseitige Abhängigkeit die Stände immer näher unter sich zu verbinden, der Thätigkeit eine wohlthätige humane Richtung zu geben, und alle Verschiedenheiten in dem allgemeinen Besten, das durch sie bewirkt werden soll, harmonisch zu vereinigen. Die Erziehung des Menschen zum Menschen hat in dieser Beziehung durchaus keinen Sinn, und nachdem man den Kreis so vieler politischen, philosophischen und pädagogischen Verirrungen, welche die Erfahrung verwirft, durchlaufen ist, so kann man nicht schnell genug einlenken, und von den Allgemeinheiten wieder zu einer individuellern Erziehung zurückkehren, welche die bürgerliche Gesellschaft, ihre Ordnung und die Jedem von der Vorsehung durch Geburt, Rang, Stand, Glücksgüter u. s. w. in derselben angewiesene Stelle berücksichtigt, und Jeden in seinem Verhältniß zu dem ausbildet, was er auf dem ihm angewiesenen Standpunkt zum allgemeinen Besten beytragen kann und soll. Eine nähere Vergleichung der Erziehungs-Anstalten in Hofwyl, wo beyde Extreme der bürgerlichen Gesellschaft neben einander stehen, würde in dieser Hinsicht eben so belehrend seyn, als zur Ueberzeugung führen, daß die eingeschlagnen Wege, so verschieden sie auch in ihrer Anwendung sind, die Menschenbildung im eigentlichen Verstand bewirken, und die Erreichung der höhern Zwecke der Humanität und Civilisation sichern; auch ist es zu vermuthen, daß Hr. Rengger in seiner Darstellung darauf einige Rücksicht nehmen werde.

Was übrigens das Gedeihen der Unternehmungen von Hofwyl befördert, ist, daß es Hrn. von Fellenberg überall um die Sache zu thun ist, welche er ernstlich will. Daher läßt sich auch diese Erziehunganstalt nicht mit Pensionaten, die nur zu oft Spekulationen untergeordnet werden, vergleichen. Daher ist die Auswahl der Lehrer mit der möglichsten Sorgfalt getroffen, und das Verdienst gewürdigt, dem bedeutende Opfer gebracht werden. Daher geht auch die Anzahl der Lehrer über das Verhältniß der gegenwärtigen Zöglinge hinaus. Das innige Familien-Verhältniß endlich, das Band der Liebe und Achtung, das den trauten Kreis umschlingt, die Urbanität der äußern Form, die Sorgfalt und ununterbrochne Aufsicht, die jeden Zögling umgibt, das Beyspiel der Sittlichkeit und die Beschäftigungen, die jeder Stunde angewiesen sind, lassen dem Vater Nichts zu wünschen übrig, und gewähren ihm die größte Beruhigung und das vollkommenste Zutrauen.

Um Hofwyl genau zu kennen, muß man sich allda eine längere Zeit aufhalten, oder öfters dahin zurückkehren. Die Gegenstände sind mannichfaltig, und erhöhen das Interesse durch ihre Wichtigkeit, so daß man wünschte, jeden, insbesondre in seinem Detail, verfolgen zu können. Die lebhafte Thätigkeit, die in den Hörsälen, auf den Feldern, in den Werkstätten herrscht, und der Ernst und Fleiß, mit welchem Alles betrieben wird, verschaffen jeden Augenblick dem Beobachter neuen Stoff zur Betrachtung. Die geistigen und geselligen Genüsse im Kreise dieser Familie und die ausgezeichneten Männer, welche da vereinigt sind, die Abwechslungen gehaltvoller Unterhaltungen, von Witz und Frohsinn gewürzt, mit Musik, welche die liebliche Stimme der Frau Grippenkerl erhöht, erfüllen das Gemüth mit den angenehmsten Eindrücken. Die Ruhe und Ordnung endlich, welche überall herrscht, und wodurch Alles sich macht, als geschähe es durch sich selbst, vollendet das Bild des wohleingerichteten Haushalts und des Geistes, der Alles leitet. M.

Nro. 292.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 7. December, 1813.

Es schwebt kein geistig unbestimmtes Bild
Vor meiner Stirne, das der Seele bald
Sich überglänzend nahte, bald entzöge.
Mit meinen Augen hab' ich es geseh'n.
v. Goethe.

Die Erscheinung.

„Ach, ist mein treuer Wilhelm
„Gefangen oder todt?"
So klagte, bleich von Sorgen
Paulina jeden Morgen,
So bis zum Abendroth.

Und sank die Nacht herunter,
Die Sorgenstillerinn,
Bangt' ihr in schweren Träumen
Ob seines Ungars Bäumen,
Und Feind' umringten ihn.

Voll Sehnsucht, ohne Kunde,
Erlag den Qualen sie.
Die Schönste holder Bräute
Ward nun der Krankheit Beute
Und der Melancholie.

Sie fluchte den Barbaren,
Sah ihre Mordbegier,
Ihr Drohen, sah vor Allen
Ihn kämpfen, bluten, fallen,
Und rief: Ich folge Dir.

Doch um die zwölfte Stunde
Bey trübem Lampenschein
Trat in der Jugend Reizen,
Geschmückt mit Ordenskreuzen,
Ihr Bräutigam herein.

Er sprach mit sanfter Stimme
Und liebevollem Blick:
„Mein Geist umschwebt Dich immer.
„Paulina! Weine nimmer!
„Ich komme bald zurück."

Er schwand. — O liebe Mutter!
Mir ist — Ich fass' es kaum —
Mit Trost in Wort und Mienen
Ist Wilhelm mir erschienen.
O wär' es doch kein Traum! —

„Vielleicht ein süßes Ahnen,
„Und mehr als Traumgesicht!" —
Nein, Mutter! Laß mich weinen,
Wol kann sein Geist erscheinen,
Doch Wilhelm lebend nicht.

Und um die zwölfte Stunde
Bey hellem Lampenschein
Trat freudig, nicht mehr stille,
In weisser Mantelhülle
Ihr Bräutigam herein.

Er sprach mit lauter Stimme:
„Nicht diesen scheuen Blick!
„Sieh Deines Ringleins Schimmer.
„O Liebchen! Zweifle nimmer!
„Ich komme heut zurück."

Er schwand. — O liebste Mutter!
O nahmenloses Glück!
Bey Gott! Er ist's gewesen!
Heil mir! Ich bin genesen.
Er kommt ja heut zurück.

Und um die zwölfte Stunde
Bey klarem Sonnenschein
Trat in der Jugend Reizen,
Geschmückt mit Ordenskreuzen,
Ihr Bräutigam herein.

„Da bin ich, unverwundet,
„Kein Traumbild, wieder Dein,
„Paulina! Dein auf immer!
„Ich komm' und scheide nimmer.
„Uns trenne Tod allein."

Er kniet an ihrem Bette,
Drückt ihre Hand mit Lust;
Gestillt war Beyder Sehnen.
Er fällt mit Wonnethränen
Stumm an Paulinas Brust.

„Und die Erscheinung? — Zweymal?" —
War ich, mein Liebchen, ich.
Schön ist gelöst der Knoten.
So hat's der Arzt geboten,
So mir gerettet Dich!

Hg.

Die Bibliothek.

Vom Geheimenrath Gruner in Coburg.

I.

Der Bibliothekar A. zu G** war mit der Aufstellung der fürstlichen Büchersammlung eben fertig geworden. Er setzte sich in die Mitte der zu verwahrenden Schätze mit dem angenehmen Gefühl, das uns immer beschleicht, wenn wir mit etwas, das uns Mühe kostete, fertig geworden sind. Indem er um sich herum die Weisheit und die Thorheit der Menschen vom Anfange der Welt an versammelt sahe, so wurde ihm, als wenn die Geister, die ihre Gedanken und ihre Handlungen hier für die kommenden Geschlechter niedergelegt hatten, sich regen, und zu ihm sprechen wollten. Sey ihr getreuer Verwahrer! sagte eine Stimme in ihm, und es entspann sich in ihm ein Selbstgespräch, das durch den Eintritt der zwey Unterbibliothekare bald laut fortgesetzt wurde.

O Ihr lieben, jungen Freunde! versetzte A. auf das Verbindliche, das ihm die Eingetretenen über die getroffne Einrichtung der Bibliothek gesagt hatten, wer möchte hier nicht auch gern arbeiten! Nicht in eine Nußschale, wie Hamlet wollte, wohl aber in eine gute Büchersammlung eingeschlossen, könnte ich keinen König um seinen Thron beneiden.

Wo ist angenehmer zu wohnen? Bedenkt den Werth des Buches, um eine solche Wohnung ihrem ganzen Werthe nach zu schätzen. Wie weit würde unser Geschlecht an Kenntnissen zurückstehen, wenn diese nicht durch das Buch, sondern durch mündliche Ueberlieferung aufbewahrt werden sollten. Wie ganz anders ist es nun aber jetzt. Der Mensch ist der große Geschichtschreiber des Weltalls, und vorzüglich seines eignen Geschlechtes geworden. In den Büchern finden wir den ganzen Weltbau zerlegt, die Himmel ausgemessen; die Gestirne gezählt; ihre Bahnen beschrieben, ihre Ankunft und ihren Abgang bestimmt; was auf und unter der Erde, auf Bergen und Thälern, in Flüssen und Meeren, leblos und lebend in tausend Gestalten sich findet, das Alles ist verzeichnet; und was merkwürdiger als Alles dieses ist, wir finden darin die Geschichte des vornehmsten Bewohners der Erde, des Menschen selbst, in allen seinen schönen, großen und edeln Eigenschaften so gut, wie in seinen Verirrungen; wir lesen, wie der Mensch Gesellschaften und Staaten gebildet, Wissenschaften und Künste gefunden, die Erde bereist und entdeckt, die Erzeugnisse des einen Welttheils in den andern übergetragen, wie er die Unordnungen in der physischen und moralischen Natur des Menschen glücklich zu heben gesucht hat, durch Gesetzbücher und Religionen; wir finden von allen diesen wissenswerthen Zweigen den Anfang und Fortgang, die mißlungenen und geglückten Versuche; mithin das Wahre und das Falsche, das Schöne und das Häßliche, das Gute und das Böse, das Nützliche und das Schädliche, was das menschliche Geschlecht empfunden, gefühlt, gedacht, gewollt und gethan hat; und dieß gelangt noch nach Jahrtausenden zur Kenntniß der Nachkommen, und belehrt diese, was zu ergreifen und was zu vermeiden ist.

Allein, wenn wir nun mit allem diesem fertig sind, so finden wir doch eine Ungenügsamkeit, eine Unzufriedenheit in uns; alles dieses will nicht auslangen und nicht befriedigen ein Bedürfniß, das in unserm Innersten liegt; nicht die Gestirne über uns, nicht die Länder und Meere unter uns, nicht die Dinge um uns vermögen dieses Bedürfniß zu stillen. Es muß von jenem aus, aus uns selbst gestillt werden, so weit dieses Stillen überhaupt möglich ist. Mit einem Worte, es ist das Geheimniß, das Räthsel unsrer eignen Natur; wie und wodurch sind wir selbst, ohne alles unser Begehren und Zuthun, in diese Verhältnisse zu dieser Welt gesetzt worden? Was haben wir zu thun und zu erwarten? Dieses liegt schwer auf uns! Zu allen Zeiten hat es Menschen gegeben, die von diesen geheimnißvollen Ansichten und Ahnungen nicht nur ergriffen worden sind, sondern die uns auch das, was sie darüber gedacht, geglaubt, bezweifelt, gefürchtet und gehofft, ehrlich hinterlassen haben. Viele sind freylich deren nicht, die nur das, was aus ihnen selbst herausging, mitgetheilt haben, sondern Viele haben uns nur wieder gesagt, was Andre gesagt haben; indessen dunkel und klar, deutlich und undeutlich bricht es gewiß bey jedem Menschen mehrmals in seinem Leben durch, und faßt den ganzen Menschen; man braucht dazu kein Gelehrter zu seyn; es ist dies eine ganz reine, allgemein menschliche Angelegenheit. Und wenn unser redlicher Lavater behauptet, es erstaune kaum Ein Mensch aus Zehntausenden über sich selbst, sein eigen Daseyn, das wunderbarste aller Wunder, seine Existenz und das raisonnirende Gefühl seiner Existenz; so hat er übersehen, was um ihn her viele Tausende gefühlt, und vor ihm viele Tausende bekannt haben.

Es bleibt gewiß eine große Freude und kein geringer Trost, wenn wir bey einem andern Menschen das Bekenntniß — vielleicht vor Jahrtausenden abgelegt — finden, daß in ihm gleiche Gedanken, Zweifel und Ansichten aufgestanden, ihn geängstigt, ihn an den Rand der Verzweiflung geführt, und wie er dagegen doch Schutz und Rettung nur in seinen eignen Gedanken gefunden hat. Wo anders und wo besser lernen wir erkennen, daß wir ein Geschlecht sind, daß wir einander zur Hülfe gegeben sind, als eben dadurch, daß wir gemeinschaftliche, geistige Angelegenheiten überall verspüren, daß wir auf gleiche Zweifel, auf gleiche sonderbare Ansichten, auf gleichen Trost so oft zusammentreffen, und zwar nicht blos mit Menschen, die um und mit uns leben, sondern mit Menschen aus längst abgelaufenen Jahrhunderten, aus allen Völkern des Erdbodens und aus allen Ständen.

Ahnen Sie nicht, meine Freunde, daß in unsern Bibliotheken doch ein großer Unterschied zu machen sey zwischen dem, was für Künste und Wissenschaften gehört, in so fern man es als Mittel, als Werkzeug des Handwerks gebraucht, um in der Welt nützlich für den äußern Frieden sich zu bezeigen, wobey zugleich auch die Leibes-Nahrung und Nothdurft besorgt wird, und zwischen demjenigen, was für unsre bessere Hälfte bestimmt ist, die nicht Essen und Trinken, nicht Haus und Hof, sondern den innern Frieden verlangt, und unsichtbar ist, und nach der unbekannten Heimath sich sehnt. Ob eine Bibliothek in jener ersten Rücksicht gut geordnet und aufgestellt ist, kann Jeder beurtheilen, der die Wissenschaften und Künste kennt; er kann dabey aber ein großer Fremdling in der zweyten Rücksicht seyn, und vielleicht sind das die besten Bibliothekare, die solche Fremdlinge sind. In dieser letztern Rücksicht lesen wir ganz allein in Bezug auf uns, wir forschen in den andern Geistern, was in ihnen über die heiligsten Angelegenheiten des Menschen laut geworden ist, und mit welcher Freude streichen wir die Stellen an, die uns im Buche vorzüglich faßten, die uns ganz in den vielleicht längst von dieser Erde verschwundenen Geist hineinblicken liessen. Diese Striche mit Bleystift verbitten sich schon die Bibliothekare in der ersten Rücksicht; aber uns in der zweyten Rücksicht sind diese Anstriche so lieb und theuer.

Es kann nicht fehlen, daß für den, der in dieser letzten Rücksicht liest, eine ganz eigene Büchersammlung sich bilden muß, welcher dem Anschein nach aller Plan ermangelt. Die Antworten, die wir suchen, finden sich am wenigsten in den Systemen und Compendien der Herren vom Fache aufbewahrt, die uns zu versichern suchen, daß sie bereits Alles in's Reine gebracht, und die Wahrheit auf der Spur ertappt hätten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Adam.

Wie sehr sich der Witz unserer guten Vorfahren in historischen Anspielungen bey Namen gefiel, zeigen unter andern das Epitaph und das Familienwappen des 1655 verstorbenen Bürgermeisters Kaspar Adam von Nördlingen, die in Beyschlag's Beyträgen zur Nördlingischen Geschlechts-Historie, S. 116 u. ffg. beschrieben sind. Das Epitaph stellt in einem Gemählde Adam und Eva nach dem Sündenfall vor, mit den darüber angebrachten Worten: Adam, wo bist du? Das Wappen der Adam'schen Familie *) ist ein Mann, der in der Rechten einen goldnen Apfel, in der Linken aber eine Schlange in ihrer natürlichen Farbe hält, und (so trug sich freylich der Adam nicht, zu dessen Geschlechte wir Alle gehören!) einen schwarzen Rock mit goldnen Knöpfen, Kragen, Aufschlägen und Gürtel anhat.

J. K. Höck.

Schweizer Anekdoten.

6.

Einhundert und vier Jahre und zwey Monate alt starb am 19. Hornung 1783 die am 5. Christmonat 1678 geborne Maria Katharina Kries von Sonnenberg im Kanton Luzern. In Armuth und Dürftigkeit geboren, war sie an einen gleichfalls unbemittelten Mann verheirathet, hatte mehrere Kinder zur Welt gebracht, und in ihrem Leben nur Arbeit und Sorgen gekannt. Aber der, welcher nicht selten Ueberdruß und Krankheiten dem Reichthume und hohen Würden als Gegensatz zutheilt, verlieh ihr unwandelbaren Frohsinn und unerschütterliche Gesundheit. — Von ihrer zahlreichen Haushaltung war ein einziger Sohn noch am Leben, welcher bey der Mutter wohnte, und Beyde lebten von ihrer Hände Arbeit, ohne Jemandes Hülfe zu suchen, oder in Anspruch zu nehmen. — Zweymal ließ diese Frau sich alljährlich zur Ader, und noch das Letztemal, kurz vor ihrem Tode, sahen mehrere Personen ihr Blut mit eben der Kraft, wie bey einer zwanzigjährigen Bäurinn, herausspritzen. Auch die Krankheit, die ihren Tod herbeyführte, war ein Beweis ihres kraft-

*) Aus derselben sind Balthasar Adam und D. Heinrich Gottfried Gundelfinger auch für ein größeres Publikum, als das nördlingische, denkwürdig. B. Adam, der Vater des obgedachten Bürgermeisters, anfänglich ein gemeiner Handwerker, brachte durch glückliche Handelsspekulationen es so weit, daß seine Steuer, die zuerst 30 Kreuzer betrug, bis auf hundert Gulden stieg. Gundelfinger, der Schwiegersohn des vorermeldten Bürgermeisters, starb als Opfer des Aberglaubens. Sein Vater hatte ihm die Nativität stellen lassen, und hiernach sollte er im 34sten Jahre sterben. Dies machte einen solchen Eindruck auf ihn, daß er wirklich (am 15. May 1671) in einem Alter von 33 Jahren, 5 Monaten und 1 Tage mit Tod abging.

vollen Körperbaus: sie starb an einem Entzündungfieber. Wenige Stunden vor dem Hinscheiden schlug ihr Puls noch mit Heftigkeit, und die Gegenwart des Geistes wich nur mit dem Athem von ihr. Jeden Sonntag besuchte sie abwechselnd in Luzern und in Kriens die eine kleine Stunde von ihrer Wohnung entfernte Kirche; im 95sten Lebensjahre hatte sie noch getanzt, nicht eben weil ihr das Tanzen besonders Vergnügen gewährte, sondern vielmehr aus der den Greisen natürlichen Neigung, ihre jugendlichen Kräfte gern sehen zu lassen. Einer Dame, die sie kurz vor ihrem Tod besuchte und von der sie gefragt ward: wie sie es angefangen habe, um ein so hohes Alter zu erreichen, antwortete sie: „Ich habe viele Sorgen und Mühen und oft schlechte Nahrung in meinem Leben gehabt, ich habe unaufhörlich gearbeitet, und Gott hat mich nie verlassen. Bey aller meiner Arbeit, in Kummer und Sorge, war ich jederzeit demuthvoll seinem Willen mich zu unterwerfen bereit, und das ists, meine liebe Dame, was mir frohen Muth und Zufriedenheit gab, und mich meine Plagen vergessen ließ."

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Literarische Neuigkeiten sind seit den letzten Monaten nur sparsam erschienen. Zu denen, welche sich vortheilhaft darunter auszeichnen, gehören die Voyages en Perse, 3 Vols et Atlas, 4., welche: 1) Voyage en Perse et Armenie, en Asie mineure et à Constantinople faits dans les Années 1808 et 1809, par Morier; 2) Voyage de l'Inde et à Chyras, par Scott-Waring, (Beyde aus dem Englischen übersetzt), und 3) ein Mémoire von Hrn. Beauchamps über Persien, und den Itinéraire eines Sekretärs der Gesandtschaft des General Gardanne nach Persien im Jahr 1807 enthalten; die Kupfer und Karten des Atlas sind mit ziemlichem Fleiß gestochen.

Von den Voyages aux Antilles et l'Amerique méridionale commencés 1767 et finis en 1802, par I. B. Leblond, diesem an interessanten Bemerkungen und Beobachtungen reichen Werke, ist nur bis jetzt der erste Band erschienen. — Zu den zwanzig ersten Bänden der Annales des Voyages, par Malte-Brun, ist ein gutausgearbeiteter Register-Band herausgekommen. Die Fortsetzung seines Précis de la Géographie, wovon bis jetzt drey Bände und ein Atlas erschienen, wird mit Sehnsucht erwartet. — Histoire de l'Empire Ottoman depuis sa fondation jusqu'à la paix de Yassi en 1792, avec des pièces justificatives et Cartes, par M. de Salabery, 4 Vols, 8., eine mit ziemlichem Fleiß zusammengetragene historische Kompilation, worin man keine neuen Aufschlüsse suchen muß. Der thätige Bibliograph Peignot, (jetzt in Dijon), hat das bibliographische Publikum wieder mit zwey neuen Werken beschenkt, nämlich: ein Dictionnaire biographique et bibliographique portatif des personnages célèbres de tous les siècles et de tous les pays du Monde, avec les Dieux et les Héros de la Mythologie, Tom. 1er, 8. Das Ganze wird aus zwey Bänden und einem Band Portraits bestehen. — Bibliothèque choisie des Classiques latins, considérés sous le rapport historique, analytique, physiologique et bibliographique, précédée de l'histoire de la langue latine etc. etc., par G. Peignot, 80 Seiten. 8.

In den Annales des Arts et Manufactures, Nro. 147, welches so eben erscheint, ist die neue englische Erfindung von Hrn. Hall, Flachs aus Bohnenstroh zu machen, nebst mehrern andern nützlichen Erfindungen beschrieben. — Die Archives des découvertes et des inventions nouvelles faites dans les sciences, les Arts et les Manufactures, tant en France que dans les pays étrangèrs, pendant l'année 1813, un Vol., 8., wird am Ende dieses Jahrs herauskommen. Es ist der sechste Band dieses Werks. Die fünf frühern Bände enthalten die Erfindungen von den Jahren 1808, 9, 10, 11 und 1812.

Das Tableau de St. Petersbourg, ou Lettres sur la Russie écrites en 1810, 11 et 1812, par M. Müller et trad. de l'Allemand, un Vol., 8., ist hier mit vielem Beyfall aufgenommen. Nur wird die Uebersetzung etwas getadelt.

Mes Souvenirs de vingt ans de séjour à Berlin; ou Fréderic le grand, sa Famille, sa Cour, son Gouvernement, son Académie etc. etc., par D. Thiebault. — Troisième édition, revue, par A. H. Dampmartin. 4 Vol. 8. — Johannes Müller hat von der frühern Ausgabe dieses Buchs eine ausführliche Recension geliefert, welche sich auch in seinen sämtlichen Werken befindet. Ob Hr. Dampmartin diese neue Ausgabe von den zahllosen Druckfehlern und Schnitzern der frühern Ausgaben gereinigt, wissen wir nicht, aber fast möchten wir befürchten, qu'il en a mis du sien. — Von dem bekannten Theater-Dichter Picard, (Mitglied des National-Instituts), ist endlich der Roman, les Avantures d'Eugène de Senneville et de Guillaume Delorme, 4 Vol., 8. erschienen, welchen das Publikum schon lange mit Neugierde erwartete. Er ist im Geist der neuen französischen Romane geschrieben, worin der meiste Fleiß auf Situationen verwandt ist, welche mit Reminiscenzen von Lebensklugheit und Lebensphilosophie gewürzt sind. Charakterzeichnungen, welche bey den Romanen der Mad. Stael so vielen Genuß gewähren, findet man darin wenig oder gar keine. — Man fängt jetzt an, etwas toleranter in Hinsicht des thierischen Magnetismus zu werden, wogegen man noch vor Kurzem, besonders Hr. Dr. Montegre, (der Herausgeber der Gazette de Santé), heftig zu Felde zog. — Die Histoire critique du magnetisme animal, par Mr. Deleuze, 2 Vol. 8., ist fast in allen Journalen von den verschiednen Kritikern sehr gut aufgenommen. Hr. Deleuze ist ein ruhiger Beobachter des Magnetismus, wenn auch zuweilen warmer Vertheidiger, so verhehlt er doch nicht die unangenehmen Folgen, welche derselbe haben kann. Der eifrigste Vertheidiger und Verbreiter des Magnetismus in Frankreich ist der Hr. Graf Chastenet de Puysegür, welcher kürzlich wieder ein Werk darüber hat erscheinen lassen: Appel aux savant observateur du 19me Siècle, de la décision portée par les predecesseurs contre le magnetisme animal, un Vol., 8. Es enthält mehrere neue magnetische Kuren des Hrn. von Puysegür. — Vom Dictionnaire des sciences médicinales ist der fünfte Band erschienen, worin der Buchstabe C beendigt ist. — Die Artikel Cravatte und Culotte, vom Baron Percy, wird Mancher hier nicht an ihrem Platz glauben, sie aber doch mit Vergnügen lesen. — Der neunte und zehnte Band der Biographie universelle, ancienne et moderne par ordre alphabétique, wird in diesen Tagen die Presse verlassen.

Beylage: Uebersicht der neuesten Literatur Nro. 24.

Nro. 293.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 8. December, 1813.

Es ist mir eine Lust, mit Todten umzugehen,
Von denen, die nicht sind, mich ganz umringt zu sehen,
Zu fragen, die ganz taub, zu hören, die nichts sagen,
Und, welche still dem Geist viel pflegen aufzutragen,
Weit Andern vorzuzieh'n. Ich bin auf die beflissen,
Die mir viel Gutes thun und doch von mir nichts wissen.

v. Logau.

Die Bibliothek.

(Fortsetzung.)

Mit Ehrfurcht naht man sich in seiner Beklommenheit den großen Denkern aller Zeiten, und glaubt nicht, daß der neueste auch der beste sey, sondern man sucht sie auf aus allen Jahrhunderten, und vernimmt mit Sehnsucht nach Aufschluß und Beruhigung das, was sie gelehrt haben; die seligen Stunden, die mir zum Beyspiel nur beym Lesen der sechs Betrachtungen des Cartesius gewährt wurden, bleiben mir ewig sehr merkwürdig; wer nicht um äußern Ruhm und um Geld die Wahrheit sucht, sondern aus innerem, reinem Bedürfniß, der unterscheidet auch hier in der Wissenschaft, wie der große Künstler in der Kunst, leicht und sicher das Original von der Kopie; dort ist der Geist oft beengt, er geht nach Licht aus, er will sich der Dunkelheit erwehren, er verhehlt sich nicht die Zweifel, die Schwierigkeiten, die ihn umgeben, und, nach unablässigem Forschen, sagt er uns, wo ihm die Wahrheit, und mit ihr der Trost begegnet ist; da aber geht eingeborgtes Licht voraus, es wurde nicht in sich selbst, sondern anderswo angezündet, daher kommt aber auch keine Ahnung auf, daß etwas anders seyn könnte, kein Zweifel gedeiht, Alles steht in Axiomen, auf Wort und Glauben angenommen, auf so lange fest, als man kein inneres Bedürfniß gewahr wird, sondern das Fremde in Form und Worten erlernt zu haben sich begnügte. Da nun das Heilige, was wir suchen, so wenig in Büchern, als die Gottheit in Häusern sich einschließen lässt, und da es früher im Menschen sich regen und daseyn musste, als alle Systeme, in denen man es hat festhalten und einschließen wollen, so darf man nicht blos in der Schule darnach fragen; ich habe die merkwürdigsten Aeußerungen so oft bey Dichtern, Mystikern, Herrnhutern, ja selbst bey Atheisten gefunden; Aeußerungen, lieben Freunde, die Vergebung aller Verirrungen in sich schlossen, deren ein solcher abgehärmter Denker sich sonst wohl schuldig gemacht haben mochte. Das Bücherverzeichniß eines Mannes ist mir daher immer bedeutend geblieben, und die Urtheile, die ich daraus über den Besitzer gezogen, haben mich selten getäuscht. Eine solche für den innern Menschen angelegte Büchersammlung ist nun aber freylich nicht nach dem Maßstabe zu beurtheilen, den wir bey der Beurtheilung einer Bibliothek gebrauchen, die zum gemeinen, äußern Gebrauch aufgestellt ist. Aber Sie, meine jungen Freunde, werden darin mit mir übereinstimmen, daß der Bücheraufseher seinen höhern Beruf gefunden hat, wenn er nicht nur die verschiednen Ausgaben der Bücher, ihre Seltenheit und ihren Werth für die Wissenschaft anzuzeigen, sondern auch die Seiten in den verschiedensten Büchern aufzuschlagen weiß, die so ganz vorzüglich beurkunden, daß der Mensch hier allein sich nicht zu Hause befindet. Glauben Sie mir, daß meine seligsten Stunden diejenigen waren, wo ich wunden Gemüthern nachweisen konnte, daß schon vor ihnen auch Andere eben so gefühlt und gedacht, und daß sie auch Trost gefunden hatten.

Die beyden Unterbibliothekare fanden die Bemerkungen ihres Vorgesetzten sehr richtig, nur gedachten sie dabey, daß der Gottesgelehrte und der Weltweise eines solchen Bücherausschusses nicht nöthig haben dürften, da ihr ganzes Wissen und Streben sich ja auf das Unsichtbare und Heilige bezöge, und sie überhaupt weniger von dieser Welt wären.

Glauben Sie das nicht, versetzte der alte Freund: Alles, selbst diese Wissenschaften verlieren, sobald sie zum Mittel der Ehre, des Ruhms und des Unterhalts in der Welt werden, ihre schönere Seite; diese Männer von Fache sollen, wie der Arzt, wie der Rechtsgelehrte, mit ihren Kenntnissen nach außen wirken, und sie müssen dies, wenn sie auch mit sich im Innern noch nicht so ganz im Reinen seyn sollten; sie können selbst mit diesen Kenntnissen recht vieles Gute bey Andern wirken, ohne noch in sich selbst gewirkt zu haben. Und daß dieses so eingerichtet ist, ist gewiß auch recht gut. Alles, was zur Norm, zur Vorschrift im Lehr-, Wehr- und Nährstand dienen soll, das muß zum System, zur abgeschlossenen Wissenschaft gediehen seyn, es ist äußere Lehre geworden, und verlangt daher auch eine äußere Büchersammlung; man muß hier verstehen, die einmal angenommene Lehre gegen jeden Angriff zu vertheidigen, man muß Alles das wissen und kennen, was schon dagegen eingewendet, und darauf wieder geantwortet worden ist. Es kann daher bey diesen nothwendigen Verhandlungen nicht fehlen, daß man äußerlich wird; es ist eine Vestung zu vertheidigen, und da hat der Belagerte nur den Gedanken, wie er sich gegen den Belagerer am besten wehren kann; ob die Vestung selbst der Vertheidigung werth sey? diese Frage darf nicht in ihm aufkommen. Aber eben diese Frage beschäftigt unser Inneres, das beziehungslos auf das Aeußere sich zu beruhigen strebt. Das, was wir nun für uns selbst, um es im Leben auszuhalten, bedürfen, kann nicht in ein abgeschlossenes System gefasst werden; es ist hier eine geistige Ebbe und Fluth, aber das unbeschreibliche Gefühl des Lebens, des Daseyns, kittet unsere Ansichten über den Menschen oder über uns selbst zusammen. Mit jedem großen Denker geht es nicht mehr recht vorwärts, wenn er glaubt über diese heiligen Angelegenheiten abgeschlossen zu haben; und daher blieb mir so mancher Brief von Leibnitz oder Cartesius lieber, sprach auch inniger an, als ihre abgeschlossnen Systeme. Doch es schlägt zwey Uhr, wo unsere Bibliothek besucht wird; lasst uns fertig stehen, um Jedem mit dem Buche freundlich zu dienen, das er zum Fortschreiten seiner Wissenschaft verlangt; lasst uns aber traulicher die Hand dem drücken, der uns über innern Kampf des Geistes befragt, und lasst uns ihn an die Quellen führen, wo sein Durst gestillt werden kann. (Die Fortsetzung folgt.)

Kleine Bemerkungen auf einer Reise von Paris nach Venedig.

2.

Im Fluge ging es nun durch eine ziemlich angenehme Gegend nach Rastadt, das sich von Weitem recht artig ausnimmt. Auch das Innere gefällt durch Nettigkeit und Regelmäßigkeit. Eben so schnell passirten wir Durlach, Karlsruhe u. s. w. Endlich kamen wir in dem ansehnlichen Stuttgart an. Gleich bey'm Hereinfahren wurden wir schon recht angenehm überrascht. Der examinirende Unterofficier, ein recht wackerer, martialischer Mann, benahm sich nämlich mit vieler Höflichkeit. — „Um Vergebung!" sagte er — indem er uns auf militärische Weise grüßte — „Um Vergebung! darf ich mir Ihre Namen ausbitten!" — Und so fragte er weiter fort. Man hat die Schwaben als grob verschrieen; aber hier zeigte sich gleich das Gegentheil. Ich muß auch gestehn, ich fand es immer und überall so.

Stuttgart liegt in einem angenehmen Thale, ungefähr eine Stunde vom Neckar, und ist mit grünenden Bergen umringt. Die alte Stadt mit ihren krummen und engen Gassen gefiel mir nicht, der neuere Theil hingegen, welches auch der größte ist, macht einen sehr angenehmen Eindruck. Alles ist hier zierlich und regelmäßig; man wandelt mit Vergnügen auf diesen schönen breiten Straßen herum. Die Häuser schienen mir indessen niedriger, als es in ähnlichen Städten von dieser Größe der Fall zu seyn pflegt. Die guten Stuttgarter müssen keine Liebhaber von Treppensteigen seyn. Vielleicht hat man aber auch Platz in der Breite genug, so daß man nicht so sehr in die Höhe zu bauen braucht. Das neue Schloß mit seinen grünenden Umgebungen imponirt sehr; das Rathhaus hingegen macht gar keinen Effekt. Die Wachtparade, die vor dem Schlosse aufzog, gefiel mir ungemein. Die Soldaten hatten ein recht wackeres, gesundes und nettes Ansehn.

Ich machte einen Spaziergang um die Stadt, und trat bey dieser Gelegenheit in einen Gottesacker, der mich durch seine Einfachheit und Schönheit außerordentlich anzog. Fast alle Gräber waren mit Rosensträuchen und andern Bäumchen bepflanzt. Dazwischen befanden sich mehrere geschmackvolle Grabsteine, mit herzlichen Inschriften bedeckt. Eine gewisse Ordnung der Gräber nach Rang und Stand der Verstorbenen ward ich nirgends gewahr; macht doch der Tod Alles gleich. Nirgends, so weit ich auch schon gereist bin, sah ich einen Kirchhof, der mir besser gefallen hätte; doch trug unstreitig auch die schöne Gegend dazu bey. Diese entzückte mich wirklich ungemein. Die Berge sind meistens mit Reben bepflanzt, und bieten hier und da schöne Standpunkte dar, von denen sich das Thal mit der Stadt vortrefflich präsentirt. Der Wein ist leicht,

erfrischend und angenehm; er kommt mir wie der Mosel-Wein vor, scheint auch hier viele Freunde zu haben, wie ich besonders in dem einen großen Weinhause wahrnahm; daselbst ward auch sehr stark sowol Karten als Billard gespielt, und von Vielen weit höher als man glauben sollte. Eine Oper oder ein Schauspiel bekam ich nicht zu sehen; denn es ward auf beyden Theatern nicht gespielt. Die Beleuchtung durch Reverberen gefiel mir sehr, wie überhaupt fast Alles in der Stadt. In unserm Wirthshause, im Waldhorne, waren wir auch sehr gut, und doch im Verhältniß nicht theuer logirt. Die andern Wirthshäuser sollen auch sehr empfehlenswerth seyn. Was die Einwohner anlangt, so muß man sie liebgewinnen; ihr Biedersinn und ihre Gutmüthigkeit verläugnen sich nicht.

Ungern verließ ich das angenehme Stuttgart, und kam durch eine herrliche Landschaft, wo es aber gewaltig viel Hasen zu geben schien, nach Eßlingen, der ehemaligen Reichsstadt. Sie liegt recht angenehm, hat aber im Ganzen ein verfallenes Aussehen. Der hiesige Wein gilt für eines der besten Gewächse unter den Neckarweinen; auch wird viel Getreide in der Gegend gebaut. In Plochingen weilte ich mit Vergnügen in der wohlgelegenen Herberge; es herrscht fast holländische Reinlichkeit darin. Jetzt ging es anfangs durch ein enges einsames Thal, wo das Städtchen Geislingen liegt, das viel Rosenkränze und Würfel fabricirt; dann folgten ziemlich hohe Berge, die wir auf- und abklimmen mussten; endlich erstiegen wir den letzten, wo wir eine herrliche Aussicht hatten, und fuhren vollends nach Ulm hinab. Hier kam mir Alles, Häuser, Kleidung, und Menschen sehr finster und gothisch vor. Die Landleute besonders, mit ihren schwarzen Röcken, sehen wie lauter Trauernde aus. Wir hielten uns hier nur kurze Zeit auf, und setzten dann unsre Reise über Günzburg und Burgau nach Augsburg fort.

Augsburg ist eine sehr ansehnliche Stadt, der es nicht an schönen Häusern fehlt, obgleich nicht alle Straßen gleich breit und gerade sind. Wie in Ulm, so waren auch hier sehr viele Häuser mit Frescogemählden verziert. Die Gegenstände derselben waren meistens aus der biblischen Geschichte entlehnt, und bey mancher schienen Zeichnung und Colorit nichts weniger als mittelmäßig zu seyn. Auch in den Kirchen sahen wir mehrere sehr schöne Stücke von Albrecht Dürer, Lucas Cranach u. s. w., die ich nicht weitläufig beschreiben will. Eben so bemerkten wir auf einigen Brunnen hier und da sehr gute Statuen. Alles verräth in Augsburg eine gewisse altväterische, aber dabey auch solide Pracht. Die Umgebungen sind angenehm; die hohen Bäume erinnerten mich lebhaft an mein Vaterland. Es gibt hier viele Weinhäuser; doch Bierhäuser, und zwar sehr große und elegante, gewiß noch mehr. In der letzten Consumtionsliste von 1804 heißt es sehr bemerkenswerth: An weissem und braunen Biere wurden wenigstens 134,700 Eimer verbraucht; worunter 23,900 Eimer für die katholische Geistlichkeit accisefrey. Im Staatskalender von Augsburg kommen auch sechszehn Hochzeit-Lader und Laderinnen, nebst vierundzwanzig Hochzeitmusikanten vor. Es scheinen demnach ordentliche Staatsdiener zu seyn. Der große Transithandel von Augsburg, die ansehnlichen Fabriken, die bedeutenden Wechselgeschäfte sind bekannt. Von der Regierung, Polizey u. s. w., hörte ich viel Gutes sprechen; die Stadt war von jeher deswegen berühmt. Zu wissen wünschte ich, was es eigentlich für eine Bewandniß mit der Erde aus dem Grabe des heiligen Udalric, des Schutzpatrons von Augsburg, hat. Ob sie, wie man behauptet, die Ratzen wirklich vertreibt, und ob dies von den chemischen Bestandtheilen herkommt?

Von Augsburg setzte ich meine Reise nach München fort. Hier fiel mir sogleich das rege Leben, der Wohlstand, die Ordnung und die Tüchtigkeit des Ganzen auf. Die Straßen sind breit und gerade, die Häuser meistens sehr gut gebaut. Das Klima von München scheint ziemlich rauh zu seyn, am meisten wird noch der Herbst gerühmt. Der Boden ist von Natur nur wenig zum Anbau geschickt, weswegen auch Gustav Adolph (1632) München mit einem prächtigen Sattel auf einem magern Pferde verglich. Die Lebensmittel werden indessen von allen Seiten zugeführt, und sollen in ziemlich mäßigen Preisen stehen. So wohlfeil, wie ehedem, ist es aber freylich nicht mehr. Der englische Garten, und einige etwas entferntere Anlagen gefielen mir ungemein. Durch jenen Garten fließt auch die Isar hin. Sie kommt aus den Tyroler Gebirgen bey Inspruck, und fällt zwischen Regensburg und Passau in die Donau, ist aber nur für Flösse befahrbar. Die Flösse kommen mit Ladungen von Holz, Kohlen, Kalk, Heu u. s. w., nach München, während andre bis nach Wien hinuntergehen. Erstere tragen von 500 bis 700, letztere von 1000 bis 1500 Centnern Gewicht. Die Regierung scheint sehr väterlich für das Volk besorgt. Es herrscht ein verständiger, liberaler Geist in diesem Kabinet. Besonders scheint das Bestreben des Ministeriums auf größere Kultur des gemeinen Mannes zu gehen. Die Baiern sind ein herrliches Volk, das der trefflichsten Ausbildung fähig und würdig ist.

Bullus.

Wol nichts Geringes bilde sich
Auf Mittersporen Bullus ein? —
Ich find' es nicht so wunderlich:
Da Bullus eitel ist auf sich,
Kann er auf Alles eitel seyn.

Hg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom.

Bartolomeo Pinelli, der auch in Deutschland schon durch seine eignen geistreichen Kompositionen bekannt ist, und besonders durch seine in 50 kleinen und 50 großen Blättern herausgegebnen Motivi pittoreschi, und Costumi pittoreschi, sich den Liebhabern empfahl, hat sich nun durch ein neues Werk um die kunstliebende Welt verdient gemacht. Er hat nämlich die berühmte, von Julius Romanus in dem kleinen Farnesischen Pallast gemahlte, Friese, und die neun Musen, auf 18 Groß-Quer-Foliobättern leicht radirt. Das Werk führt den Titel: Il Fregio di Giulio Romano dipinto nella farnesina rappresentante in XVI quadri Soggetti della Mytologia e le IX Muse dipinte dal medesimo. Disegnato ed inciso da Bartolomeo Pinelli Romano. MDCCCXIII. Das Titelblatt ist mit dem, von unserm Reinhart sehr fleißig radirten. Bildniß des Julius Romanus geziert.

Den Verehrern der alten, tiefen Kunst wird diese Nachricht, und mehr noch das Werk selbst, äußerst angenehm seyn.

Berlin.

Endlich gestatten es die äußern Verhältnisse wieder, daß ich mit den Lesern des Morgenblatts meine Korrespondenz über Berlin fortsetze, und so will ich von der Zeit beginnen, in der ich zuletzt schrieb, in jedem Bericht einen Monat, diesmal also den August umfassen.

Er war im Anfang dumpfstill; zuletzt hat er rauschende Wirkungen erzeugt. Die Tage der hier ziemlich verhaßten damaligen Ruhe warden durch ängstliche Stunden unterbrochen, die indessen zu lärmender Freude führten. Der Donner der Kanonen in der furchtbarsten Nähe. Schreck und Siegeslust wechselten ab, und ganz Berlin war auf den Füßen. Ein Theil flüchtete wieder; unter diesen waren oft solche, die vorher am Meisten bramarbasirten; ein Theil ergab sich in Geduld; die Menge aber hatte Hoffnungen, die sich erfüllten. Die Wohlthätigkeit der Einwohner erschien nach dem ersten Schlage bey Groß-Beeren im hellsten Lichte. Ein immerwährender Zug wallte die dritthalb Meilen nach dem Schlachtfelde, und die Mehrheit war schwer bepackt mit Lebens- und Heilmitteln. Keine herrlichere Gelegenheit kann es für den partheylosen Beobachter geben, als wenn alle Gemüther aufgeregt sind; man lernt die Begriffe und Wünsche einer Masse dann in einem Tag besser kennen, als in einem Jahrhundert; so ging es mir. Ich habe in diesem Rausch an Menschenkenntniß mich zu bereichern gestrebt, das Ganze als Schauspiel betrachtet, wobey meine Bildung mir Zweck war, mich aber vor jeder ernsten Einmischung in die Kraftsprüche bewahrt, die bisweilen blutige Köpfe erzeugten.

Die Opfer, welche die Stadt für die Bedürfnisse der Heere gebracht hat, übersteigen jede Erwartung; einzeln und im Verein war ein Wetteifer im Geben, der mir fabelhaft seyn würde, wenn ich ihn nicht selbst täglich mehr und mehr steigen sah. Was vermag doch der Mensch dann, wenn Leidenschaftlichkeit jeder Art ihn aufregt! Unter den vielen Anstalten, welche Beyträge herbeyschafften, Bedürfnisse und Noth zu befriedigen, verdienen mehrere Mädchenvereine genannt zu werden. Die jungen Damen der Stadt sammelten und verkauften hier eine Menge zu diesem Zweck vollendeter Arbeiten, die oft ungeheuer bezahlt, und wodurch also bedeutende Summen erzielt wurden. Man kam und kommt ferner in kein Haus, wo nicht die Damen stricken, nähen oder Charpie zupfen, und sie haben nun auch die Politik im Reiche des Mars so gut inne, wie die im Reiche des Amor.

Der Zweck dieser Blätter erlaubt mir nicht über die erwähnten Vorfälle mich in den Einzelheiten zu verlieren, und so wende ich mich nun von der großen Weltbühne zu unserm Theater. — Am 3. August, dem Geburtstag unsers geliebten Königs, war eine dramatische Akademie veranstaltet. Mad. Bethmann sprach zur Feyer des Tages eine Rede von Hrn. Herklots, dann folgte eine Mannichfaltigkeit, von welcher ich nur das Neue aushebe. Eine Scene aus Waldemar, von de la Motte Fouqué, bewies, daß im Rausch der Eindrücke der richtige Eindruck verloren geht. Im Werke und dessen Steigerung wäre sie gewiß wirkvoll gewesen, hier, in dem Gemisch und abgerissen, ließ sie kalt. Hr. Beschort zeichnete den Waldemar höchst verdienstlich. Nach Mehrerm folgte Sulmalle, Melodrama, nach Ossian, mit herrlicher Musik vom Hrn. Kapellmeister B. A. Weber. Mad. Schulz sang und spielte die Heldinn ausgezeichnet. — Ein neues Ballet machte wenig Aufsehen; am Schluß ward ein Volkslied mit der Melodie: God save the King, mit allgemeiner Theilnahme angestimmt. — Es ist kein Lob für unsre Komponisten, daß wir noch immer nach der fremdnationalen Musik greifen müssen, bey patriotischen Ereignissen. Ein Deutscher, unser Händel, gab den Britten diesen Volksgesang; den Deutschen selbst aber ist ein eindringlicher noch nicht gegeben. — Am 6. August wurde nach achtzehnjähriger Ruhe: die Jagd, Oper, von Weiße und Hiller, wieder gegeben, und hat sich auf dem Repertoir gehalten, wozu freylich auch die Schluß-Scenen, worin die Gelegenheiten zu Zeitausbrüchen benutzt wurden, für diesen Augenblick viel beytragen. — Am 26. Aug. gab man zum ersten Mal: Die deutsche Hausfrau, Schauspiel in drey Akten von Hrn. von Kotzebue. Viel Neues gibt uns der Verfasser mit diesem Stücke nicht. Das Verhältniß der Gatten ist, ernster gehalten, das der Beichte, die Hausfrau ist die vermählte Unvermählte, die Alte ist die Kotzebue'sche Alte überall; Julie ein Nachhall der Gurly. Mehrere Einfälle und Vergleiche sind niedrig, der Dialog aber fließend, und die Theaterberechnung glücklich, so daß dem Stück Beyfall wurde. — Bey Ifflands fortdauernder Abwesenheit von hier sind, während dieser Zeit, dessen tragische Rollen zum Theil von andern Künstlern gespielt worden, Tell, Wallenstein, (von Hrn. Mattausch), der Graf von Savern in Fridolin, sämtlich mit Beyfall. — Am 30. August ward zum ersten Male aufgeführt: Der Kapellmeister aus Venedig, oder: der Schein trügt. Ein musikalisches Quodlibet. Obwol die Kunst dabey nichts gewinnt, so darf hier doch die strenge Kritik schweigen, weil die Sitte nichts verliert, indem Alles in der Grenze des Anständigen gehalten, und mancher wahrhaft komische Effekt erzeugt ist.

Am 3. August hatte die Akademie der Wissenschaften öffentliche Sitzung. Hr. Klaproth gab: Mineralogische Untersuchungen des opalisirenden Feldspaths, des Felsits und des Labradorsteins; Hr. Uhden las über: Iphigenia in Aulis, nach alten Werken der bildenden Kunst, und Hr. Rudolphi: Ueber die sensible Atmosphäre der Nerven. Die zur Zeit der Aufgabe mitgetheilte Preisfrage der mathematischen Klasse ist von Hrn. Beßel in Königsberg genügend gelöst und ihm der Preis zuerkannt. Dagegen ist die Frage der philosophischen Klasse:

„Welchen Einfluß hat die Cartesianische Philosophie auf „die Ausbildung der des Spinoza gehabt, und welches „sind die Berührungspunkte, die beyde Philosophieen mit „einander haben?" —

von Neuem für das Jahr 1815 vorgelegt und der Preis verdoppelt worden, so daß er nun 100 Dukaten beträgt.

Hr. Professor Rudolphi ist für das neue Universitäts-Jahr zum Rektor erwählt.

Nro. 294.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 9. December, 1813.

Wie die Honigmacherinnen
Ihren süssen Nectarsaft
Vielen Blumen abgewinnen,
So wächst unsre Wissenschaft
Durch ein unversäumtes Lesen,
Ist ein gleichsam göttlich Wesen.
v. Logau.

Kleine Bruchstücke aus des Herrn Rathsschreibers Schäfer in Herisau Beyträgen zur Kenntniß des Kantons Appenzell der äußern Rhoden.

(Diese gehaltreichen Beyträge werden in dem durch den Verfasser besorgten Wochenblatt für Herisau von Zeit zu Zeit fortgesetzt. Was man hier davon aushebt, soll auch das Ausland mit der Manier und den Forschungen des vaterländischen Geschichtschreibers bekannt machen, von dem man einst ein vollständigeres, berichtigtes und gereinigtes Jahrbuch des Kantons Appenzell, als das Walser'sche, hoffen darf.)

Klausnerinnen.

In dem Zeitalter dunkler Begriffe über die Rechte und Pflichten der Menschen benutzten andächtige Bauerntöchter, die aus Armuth in keinem Kloster Aufnahme gefunden hatten, die Gewohnheit, sich in dunkle Waldungen auf hohe Felsenspitzen und Bergschluchten zu begeben, dort ihre einsame Wohnung einzurichten, und in stiller Abgeschiedenheit sich religiösen Gebeten und Betrachtungen, oft auch einem heiligen Müßiggang zu widmen, wozu sie jedoch stets der äbtlichen Einwilligung bedurften. Dieser Klausnerinnen vereinigten sich oft Mehrere, und miethеten ein Haus und Gut, wo sie von Handarbeiten und dem Betteln, bald mit der Strenge und Enthaltsamkeit frommer Einsiedler, und bald sinnlich und ausschweifend, lebten. Sie hatten weder einen Chor, noch ewige Gelübde, und konnten ihren Stand und Klause wieder verlassen. Da sie wol Hauskapellen, aber nie eigne Geistliche halten durften, so besuchten sie ihre Pfarrkirchen, und erhielten dort ihr Begräbniß. Den Klausnerinnen bey Teuffen erlaubte Abt Conrad im J. 1228 die Errichtung einer förmlichen geistlichen Corporation des Ordens der heil. Franziska, wozu ihnen das Haus Wohnenstein sammt Gütern geschenkt, 1453 und 1466 mit mehr Privilegien und Einkünften versehen, und dies Haus 1687 von Grund aus neu, größer und regelmäßiger aufgebaut wurde. Als im J. 1424 die Gemeinden Höchst, Unterhirschberg und St. Margretha dem vorfindlichen Waldhäuschen dortiger Gegend die Hofstatt und einige anstoßende Güter geschenkt hatten, entstand das Frauenkloster Grimmenstein, gleichen Ordens mit Wohnenstein, welche Beyde jetzt noch bestehen, und der Kastenvogtey von Innerrhoden unterworfen sind.

Appenzell.

Das Wort Zell bedeutete ursprünglich ein mit Gütern dotirtes und von einem Geistlichen bedientes Bethaus, das von seinem Stifter oder einem Heiligen den Unterscheidungnamen, wie z. B. Abtszell, Peterszell, Bernhardszell, Bischofszell erhielt. Nach Walser soll im jetzigen Flecken Appenzell, unweit der Sitter, schon im J. 647 eine Zell erbaut worden seyn, die sich unter dem jetzigen Namen Kreuz-Kapelle bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Da man in ältern Zeiten das Wort Abt mit zwey p statt b schrieb, so mag die Orts- und Landsbenennung Appenzell davon herrühren. Abt Notbert ließ dann im J. 1061, in

dem noch mehr urbar gemachten Bergthale, hart an der Sitter, die jetzige Hauptkirche sammt einer Herberge erbauen, und wies zu deren und des Priesters Unterhalt ein schönes Lehengut, den Zehenten des Thals und der nahen Alpen, ein Stück Tuch für des Letztern Bekleidung, die Wadtspende genannt, und den Antheil von Speise und Trank an, welcher einem Geistlichen des Klosters St. Gallen gewöhnlich zugetheilt wurde. Was das Wohlwollen dieses Stifters der Kirche zu Appenzell an reichen Einkünften schenkte, nahm ihr die Habsucht oder der Neid des Abts Berchtold im J. 1253 wieder ab, setzte sie in die untergeordnete Klasse eines Vikariats zurück, und ließ ihr nur noch den Ertrag einer Wiese, und die mäßigen Taxen von den Taufen, Hochzeiten und den Seelen-Messen. Die Reize dieses von der Sitter durchschlängelten Thales, das Ansiedeln verständiger Männer, die vortheilhafte Viehzucht in den grasreichen Alpen, und die früh ergriffene Leinwand-Fabrikation erhoben bald diese Pfarrey zum Mittelpunkte der Regierung und Hauptort des ganzen nach ihr genannten Kantons Appenzell, bis 1597 diese vortheilhafte Auszeichnung durch die Losreißung der äußern Rhoden um mehr als die halbe Landeshälfte geschmälert ward. Dem alten katholischen Glauben getreu entstanden zu Appenzell, außer der dem heil. Mauritius geheiligten Pfarrkirche, noch zwey Klöster, und verschiedne, zum Theil reich dotirte, Kapellen in verschiednen Bezirken und Orten, die mit religiöser und landesväterlicher Sorgfalt unterhalten werden.

Die Bibliothek.

2.

(Fortsetzung.)

Nach abgelaufener Oeffnungszeit der Bibliothek brachten die beyden Unterbibliothekare die herausgenommenen Bücher wieder in ihre Stellen. Der Oberbibliothekar war beschäftigt, Bücher, die eben aus London angekommen waren, in das Verzeichniß einzutragen, und indem er diese neuen Ankömmlinge durchblätterte, um zu sehen, ob Alles vollständig sey, fand er sich plötzlich in dem einen Buche von einer Stelle so fest gehalten, daß er Alles um sich würde vergessen haben, wenn nicht ein Unterbibliothekar sich eben dieses Buch zum Einstellen erbeten hätte. Nein, sagte er, so schnell geht das nicht! Hier kommt uns über dem Meere eine Frage zu, die reichhaltigen Stoff darbietet zur Fortsetzung unsers vorhin abgebrochenen Gesprächs.

Die Frage scheint Ihnen vielleicht auf den ersten Blick nicht unser Amt so nahe anzugehen; aber Sie werden gewiß mit mir es bald ganz anders finden. Hören Sie! Ein weiser und guter Mann *) fragt hier: Was wohl die Pfennig-Post in London anfangen, und wie sie sich wieder finden würde, wenn eine Fee in der Zeit, als der Pfennigpostknecht schliefe, diese unordentlich wie Babylon gebaute Stadt in gerade Linie setzte, und überall Alles nach hoher Ordnung herstellte? Lieben Freunde, es liegt wohl deutlich vor, daß diese Pfennigpost alle ihre vorigen Kenntnisse von Straßen, Plätzen, Winkeln und Gäßchen in London bey dem neuen Bau der Stadt unbrauchbar finden müsse! Und da mir nun bey meinem hohen Alter nach dem Gange der Natur bevorsteht, auch nächstens eine ganz neue, mir ganz unbekannte, aber besser und ordentlicher erbaute Stadt zu beziehen, soll mir denn nicht auch darüber bang werden, ob ich dort reich oder arm einziehen werde? Was werde ich wol brauchen können von allem dem, was ich weiß, von Sprachen, Geschichte, Philosophie und Religion, und von den Erfahrungen meines Lebens? Wo ist hier Beruhigung zu suchen? Bedenkt, daß es mich nicht allein gilt, daß Euch selbst, daß es das ganze Geschlecht gilt; denn was soll es in einer andern Welt helfen, daß Büsching alle Länder der Erde mit ihren Städten und Dörfern, mit ihren Bergen und Thälern, Meeren und Flüssen gekannt, daß Büffon nichts entgangen, was lebend sich auf und unter dieser Erde bewegt, die Thiere auf dem Felde, die Gewürme unter der Erde, die Fische im Wasser, und die Vögel unter dem Himmel, daß Linneus im Pflanzenreiche eben so einheimisch war, als Herschel im Reiche der Gestirne ist? Und was soll der Ackersmann, der Handwerker, der Kaufmann, der Künstler, der Rechtsgelehrte, der Arzt, was soll das dienende weibliche Geschlecht mit allem seinem Fleiß und allen seinen Kenntnissen in jener andern Welt beginnen? Was kann und soll davon gebraucht und benutzt werden? Wird es dort eine Säe- und Ernte-Zeit, Bedürfnisse und Handelsverkehr, Krankheit und Unrecht geben? Wo will das hinaus? Und befinden wir uns nicht Alle in dem nämlichen Falle, in dem sich die Pfennigpost in London befinden würde?

Die Unterbibliothekare äußerten, daß freylich diese Frage die bleibende Gültigkeit der Schätze, die sie zu bewahren hätten, in Zweifel zu stellen scheine. Allein es werde sich doch wohl finden lassen, wie zum großen Haushalt der Welt auch die Bücher und die Kenntnisse, die sie so reichlich enthielten, gehörten. Diese Hoffnung nähre ich auch, sagte der Oberbibliothekar. Wir werden wahrscheinlich in einer andern Welt auch eben so wenig Bücher aufzustellen haben, als Büsching Länder, Büffon Thiere, Linneus Pflanzen und Herschel Sterne aufzuzeichnen haben werden; aber es wird uns und den bra-

*) Search oder eigentlich Tucker im Light of nature. London 1770. I. 262.

ven Männern doch wenigstens das bleiben, was der Pfennigpost blieb, und womit sie sich bald in dem ganz neu geordneten London wieder finden wird. In das unordentlich gebaute London muß doch die Pfennigpost zu ihrer eignen Nachachtung eine Ordnung gebracht haben, denn sonst hätte sie sich nirgends, und zu keiner Zeit finden können. Es kann zwar für den einen dasjenige als Ordnung gelten, was für den andern Unordnung ist; beyde aber müssen doch in sich den leitenden Begriff von Ordnung gebildet haben. Das geistige Talent der Pfennigpost ist also schon zur Ordnung, zur Regelmäßigkeit gebildet; wohin sie auch versetzt wird, da wird sie dieses ausgebildete Talent wieder in Ausübung zu bringen wissen, die Gegenstände mögen seyn, welche sie wollen. Senden Sie daher unsere Pfennigpost nicht in ein neu und regelmäßig aufgebautes London, sondern senden Sie diesen Postbedienten geradezu hin in den Aufenthalt, der unserer nach diesem Leben harrt, und er wird sich auch da zu finden wissen. Seine Stelle auf Erden hat ihn nicht nur zur Ordnung und Regelmäßigkeit gebildet, sondern er hat auch schon allein durch die nicht überschrittene Taxe des Briefpostgeldes, durch die richtige Abgabe der Briefe, durch die Freuden und durch die Leiden, die so mancher Brief vor seinen Augen bey dem Empfänger hervorbrachte, die Begriffe von Recht, von Pflichterfüllung, von Wohlthun sich angeeignet; sein unsichtbares, geistiges Wesen hat die Richtungen zu allen diesen Tugenden auf ewig für jedes kommende Verhältniß erhalten. Man sollte glauben, daß schon mit dieser geistigen Ausstattung, die ein irdisches, sehr gemeines Amt gewährte, dieser Postbediente sich in jeder höhern geistigen Anstalt würde forthelfen können. Aber dieser Postbediente war nicht nur mit dieser kleinen, niedern Stelle, die ihm Unterhalt schaffte, bekleidet, er war auch mit der Würde des Menschen bekleidet, er gehörte dem Menschengeschlechte, und in diesem wieder einer besondern Familie an; er hatte in den Verhältnissen als Kind, als Bruder, als Gatte, als Vater, als Unterthan, als Freund gestanden; für ihn waren die Betrachtung der Welt, die Kirche und die Schule, und das Gespräch mit dem vertrauten Freunde nicht verschlossen, um Belehrungen über die höchsten Angelegenheiten des Menschen zu erhalten. Glaubt mir, nicht nur uns, sondern dem ganzen Geschlechte genügt es hier nicht, und daher das Sehnen nach dem Bessern, das Ergreifen und Streben, sich los zu arbeiten von den Schlacken des groben Stoffes, an dem wir hier noch hängen. Der Mensch sucht das Seinige überall, wo es ihm nur möglich ist, zu vergeistigen; das Irdische macht er so oft zum Zeichen, zum Erweckungsmittel des Geistigen; denn sollen die Bilder der Heiligen, die Kreuze am Wege, die Thürme und das Läuten der Glocken, die Tempel und Kirchen etwas Anderes in unsern Gemüthern erwecken, als das Auge von dieser irdischen Welt ab und gegen die unsichtbare zu wenden. Diese Zeichen haben freylich keine Aehnlichkeit mit dem, was sie wecken sollen, aber ist es mit unsern Buchstaben, mit unsern Büchern etwa anders? Nur in menschlichen Gemüthern können sie anschlagen, und sie schlagen da so an, wie der Mensch beschaffen ist. Gerade das, was ganz vergeistert ist, gehört nicht mehr für diese Welt, und also auch nicht mehr in unsere Bücher. Die irdischen Verhältnisse als Sohn, Vater, Gatte, Geschäftsmann, reißen ab, aber die Richtungen zu dem Wahren, zu dem Rechten, zu dem Guten, die durch jene Verhältnisse geweckt wurden, bleiben ewig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Messerts Diebereyen.

Der arge Messert, glaubt es mir!
Stahl hier und dort, und dort und hier.
Er stahl der Frechheit ehrne Stirn,
Der Dummheit bleyernes Gehirn;
Die Zung', o herrlicher Gewinn!
Der gröbsten Fischverkäuferinn;
Wie Japets Sohn dem Zeus den Blitz,
Stahl er Matrosen ihren Witz;
Die Schwärze, welch' ein Bösewicht!
Stahl er sogar dem Höllen-Mohren,
Und, armer Midas! stahl er nicht
Aus Neid dir deine schönen Ohren?

Weisser.

Sind's auch Brüder — im Apoll?

Zwar seyd Ihr ein Brüderpaar,
Wie Kastor und Pollux war;
Doch hat (zu des Jüngern Heilung
Werd' endlich sein Wahn zerstört)
Apoll der Unsterblichkeit Theilung
Dem Aelter'n bestimmt verwehrt.

H g.

An eine Leidende.

Verharschen wird die Wunde, nimmer heilen,
Die Dir des grausen Schicksals Geißel schlug.
Den Riesenschmerz, ich seh' ihn schon enteilen,
Doch Wehmuth bleibt mit bangem Athemzug.
So weinen noch um ihn, der, schmachbeladen,
Entstürzte jach des Himmels Sonnenbahn,
Verwandelt längst in Pappeln, Heliaden,
Und Cygnus trauert immer noch als Schwan.

Fr. Raßmann.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin.

Die Literatur hat sich natürlich fortwährend größtentheils auf die Ereignisse des Tages beschränkt, und auch darüber nichts Ausgezeichnetes, nur schnelle auf Gewinn berechnete Erzeugnisse hervorgebracht. Der Geisterrath, eine Vision von Julie, Baronin v. Richthofen, (N. Societäts-Verlagshandlung), ist anziehend geschrieben, und enthält gute Wünsche. — Ein kleines Werk, von Grävell „Der Landsturm. Ein Wort an Preußens Söhne und Töchter“ ist zu empfehlen. — Von demselben Verfasser erschien ein wichtigers Werk: Kommentar zu den Kredit-Gesetzen des preußischen Staats. Ein Handbuch für praktische Juristen. (Maurer). Da jene Gesetze durch die letzten Zeiten sehr vermehrt, oft in- und gegeneinander laufend sind, so war ein solches Werk längst nothwendig. Dieser erste Band enthält die Lehre von Arresten, Exekutionen, Tax- und Subhastationen, Moratorien, Behandlung der Gläubiger und Güter-Abtretung. — Das Lustspiel: Die Talentprobe, von F. W. Gubitz, ist im Druck erschienen. (Neue Societäts-Verlagshandlung). Es hat eine Intrigue gewonnen, und enthält acht Charaktere: Das Blumenmädchen, Student Mundus, die Komödiantinn, die Dichterinn, den Neu-Aesthetiker, die Frau Hofräthinn von Zange, den Freywilligen und die Theater-Prinzipalinn. — Unsre Zeitschriften, (die politischen ausgenommen), sind fast sämtlich auf den Sand gerathen; nur der Beobachter an der Spree und das Berliner Wochenblatt erhielten sich, weil sie nur auf Berlin und die nächste Gegend berechnet sind, und sich stets den Wünschen des Augenblicks anschmiegen. — Auch die Musik gab nur Hinweisungen auf die Zeit, unter denen sich ein Volkslied; Der brave Soldat, mit Musik von B. A. Weber, (Grobenschütz und Seiler), und Gleim's Gesang: „Erhalt' uns den König“ mit Musik von J. P. Schmidt, auszeichnen.

Unter den Verstorbenen wird besonders der Dekorationsmahler, Bartholomeo Verona, bedauert, der am 16. August im 73sten Jahre starb. Er war zu Andorno im Piemontesischen geboren, erlernte die Theater-Mahlerey bey seinem Onkel, dem in seinem Fache berühmten Bernhard Gagliari. Von diesem wurde Verona, nachdem er acht Jahre bey verschiednen Bühnen Italiens und fünf Jahre in Wien seiner Kunst gelebt hatte, Friedrich dem Großen empfohlen, der ihn im Jahr 1773 in seine Dienste nahm. Eilf Jahr nachher erlaubte ihm sein König eine Reise nach Italien zu machen, bey welcher er sich sehr vervollkommnete; späterhin trat er auch als geschickter Architekt auf, und wurde bey dem Bau der Theater in Rheinsberg, Hannover und Osnabrück mit Vortheil gebraucht.

Am 19. August starb der durch musikalische Kenntniß und Vorbereitungen bekannte Hr. Rellstab. In den letzten Jahren seines Lebens war er Recensent der Musiksachen bey unsrer Bühne für die hiesige Voß'sche Zeitung, und als solcher sehr gehasst. Aber auch seine Feinde müssen ihm die, zu dem übernommnen Geschäfte nöthigen, Kenntnisse und manche Verdienstlichkeit für die frühere Geschichte der Musik in unsrer Stadt zugestehen, und so ist ein großer Theil des Hasses nur der beleidigten Eitelkeit anzurechnen, und der Muth, mit dem er oft wahrhafte Gebrechen rügte, höchst lobenswerth. — Noch bedauern wir den Verlust von Theodor Körner, bekannt durch mehrere dramatische Leistungen, der im Kampfe fiel.

Die bildende Kunst hat nur die Portraits von Feldherren geliefert, unter denen sich die Wellington's, von Bolt, und des Kronprinzen Karl Johann, von Bollinger, auszeichnen.

Das interessante Werk: Lucas Cranach's Stammbuch, herausgegeben von C. v. Mecheln, wird jezt versandt, und ist in allen Ausgaben zu bekommen.

Schwedische Literatur in der ersten Hälfte des Jahrs 1813.

(Fortsetzung.)

Die neuesten politischen Ereignisse gaben zu den Erscheinungen mancher wichtigen Schriften Veranlassung, wie der folgenden: Underdanig Beractielse till Kongl. Majit. af Dess Stats-Minister Foer Utrikes Aerenderne med Bilagor dat. Stockholm 7. Januar 1813. Diese offizielle Piece von 35 Quartseiten erschien zugleich in französischer Sprache, ward in Hamburg ins Deutsche übersezt, und in den beyden damals erscheinenden politischen Journalen abgedruckt; sie bezieht sich auf die Verhältnisse zwischen Schweden und Frankreich in den beyden lezten Jahren, und ist von vielen Aktenstücken begleitet. — Authentischer Bericht über den Rückzug der französischen Armee von Moskau, (von dem preußischen Rittmeister von Clausnitz), ohngefähr 30 bis 40 Seitenstücke stark. — Sammlung aller Bulletins im Kriege zwischen Dänemark, Rußland und Schweden von den Jahren 1808 und 1809. — Sur le système continental et sur ses rapports avec la Suède. Hambourg 1813, au mois de Fevrier, von dem (jezigen Kabinetssekretär des Kronprinzen), A. W. Schlegel, verfasst, und von der Frau v. Stael-Holstein ins Französische übersezt. Diese Schrift erschien zuerst in Stockholm, ist sehr heftig gegen das Kontinentalsystem, und namentlich gegen Dänemark gerichtet, und enthielt zuerst den Vorschlag einer Vereinigung von Norwegen mit Schweden. — Der Rückzug der Franzosen, (von dem russischen Major v. Pfuhl, Chef von General Tettenborns Stabe). — Geheime Geschichte des Kabinets von St. Cloud, (in deutscher Sprache). — Faber notices sur l'interiour de la France. — Lettres sur l'esprit et les disposition, du gouvernement Français par un Americain. — Die Anzahl der Erziehungschriften, namentlich für Frauenzimmer, ist im Verhältniß ziemlich groß; wir bemerken unter ihnen Professors Henke Handbuch für Mütter. — Caroline Rudolphi Briefe über Frauenzimmer-Erziehung. — Gesunde und einfache Lebensphilosophie für junge Weltbürger. — Pestalozzi's Elementarbücher. — Lehrbuch für junge Frauenzimmer u. a. m. — Von Hartmann erschien ein Handbuch der Geographie: Folgende historische und statistische Werke wurden herausgegeben: Orleanska Flickans Historia, (Geschichte der Jungfrau von Orleans), von Friedrich Schlegel und Charlotte Corday, von Jean Paul. — Segur historisch-politische Gemählde von Europa, übersezt von Kjelland. — Handbuch der Geschichte für Frauenzimmer. — Historisches Handbuch für Frauenzimmer in achtzehn Bänden. — Hofrath Dabelon Frankreichs Verfassung der Staatsverwaltung. — Schwerin Grundlinien zur Staatshistorie. — Graf Cronstedt Anleitung für Lebensmänner. — Professor Wahlin Handbuch der vaterländischen Geschichte und Statistik. — Auch erschienen mehrere neue Karten, vorzüglich vom Kriegstheater, und eine Karte von Schweden und Gothland in vier Blättern.

(Der Beschluß folgt.)

Nro. 295.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 10. December, 1813.

Heute Die und Jene morgen!
Also liebt ihr ohne Sorgen,
Keine Fessel engt euch ein.
Jetzt zur Einen, dann zur Andern.
Ist das Leben Flucht und Wandern,
Soll die Liebe anders seyn?
Heydenreich.

Das Lied von Galaor. *)

Den soll ein Myrtenkranz bekrönen,
Der Eine nur von allen Schönen
Sieht, hört, besingt, umarmt und küßt,
Ja, neben Ihr der Welt vergißt.
Ich beuge wirr' und schamroth mich
Vor diesem Edeln ohne Gleichen;
Ach, niemals kann ich ihn erreichen:
Drum staun' ob seiner Tugend ich.

Zwar können leider! weise Lehren
Uns lose Schwärmer nicht bekehren;
Denn wankelmüthig hofeln wir
Blondinen dort, Brünetten hier,
Doch — ähneln wir nur Well' und Wind?
Sind wir nur flatterhaft? Barbaren?
Nein! Manches Tausend hat erfahren,
Daß auch die Liebchen treulos sind.

Die weite Schöpfung lehrt's hienieden:
Der Wechsel ist uns zugeschieden.
Uns lockt der Rosenknospe Duft;
Die Purpurnelke würzt die Luft.
Auch ein Vergißmeinnicht erfreut.
Wem sollt' ein Veilchen nicht gefallen?
O meidet Ungerechtigkeit,
Und huldigt gern den Blumen allen!

Ich konnt' in meinem Beyspiel fehlen;
Doch will ich mein System nicht hehlen.
Des Glückes Einerleyheit — Nein!
Verdient nicht Glück genannt zu seyn.
Nur sollen mich und meinen Sang
Der Vesta Schwestern nicht verhöhnen:
Getreu bin ich mein Lebenlang
Der Schönheit, ungetreu den Schönen.
H g.

*) Dieses und das folgende Lied sind freye Nachbildungen von Chant de Galaor (S. 154), und la Tempête (S. 19) im Almanach des Dames pour l'an 1814, einem Taschenbuche, das, neben schönem Drucke, gefälligen Forssell'schen Kupfern nach Guerin, Mignard, Ducis, Vernet, Mieris, Raphael, und den Bildnissen der Mad. de Tencin und du Bocage, sich, wie die frühern, durch eine geschmackvolle Auswahl von Romanzen, Liedern, Fabeln, Elegien, Oden ꝛc. aus beliebten Dichtern, und durch sechs gehaltreiche prosaische Aufsätze vortheilhaft auszeichnet.

Der Sturm.

An Blandina.

Blandina, hörst Du mit Gebrause
Durch Fluthenkampf den Nordwind zieh'n?
Siehst Du zur laubumschirmten Klause
Des Thales scheuen Vogel flieh'n?
Dumpf rollts — ha! Donnerkeile zünden.
Mit Aufruhr droht die Schöpfung hier.
Nur ich kann süßes Glück empfinden,
Und dieses Glück verdank' ich Dir.

Allein vielleicht, der Hülf' entzogen,
Indem Alfonso Dich umschlingt,
Belagert von empörten Wogen
Ein Schiff mit dem Verderben ringt.
Ging's unter auch im Augenblicke,
Weh thut des Volkes Unglück mir;
Ich aber häng' an meinem Glücke,
Und dieses Glück verdank' ich Dir.

Ach, Liebe! wenn ich, Mund am Munde
Hinsterbend Götterheil errang,
Was kümmern mich, im schönsten Bunde,
Noch Stürme, Schiffbruch, Untergang? —
Bist Du mir in den Arm gesunken,
Seh' ich nur Dich; — Du lächelst mir —
Von Glückesfülle bin ich trunken,
Und dieses Glück verdank' ich Dir.

H g.

Die Bibliothek.

(Fortsetzung.)

Die Unterbibliothekare blieben still und nachdenkend. Der eine versetzte endlich: diese Ansicht ist allerdings tröstend; und dunkel gefühlt, aber nicht deutlich gedacht, habe ich sie wohl schon selbst vorher gehabt. Aber kommen nach dieser Ansicht unsere Gelehrten, und also wir selbst nicht zu kurz? Die Gelehrten würden also keiner höhern Glückseligkeit sich zu erfreuen haben, als der Ungelehrte? Und alle die beym Lampenschein durchwachten Nächte, das Versagen des großen Genusses in der schönen herrlichen Natur, das Alles wegen des Anbaues der Wißenschaften geschah, Alles dies soll in einer andern Welt seinem Besitzer keinen Vorzug vor dem Ackersmann oder dem Handwerker geben? Niederschlagend ist denn doch dieser Gedanke. Freylich erinnere ich mich wohl, daß der tiefsinnige Lambert in Berlin sagte: „Er glaube, man komme mit allen tiefen Forschungen nicht weiter als der gemeine Mann.“ Und wenn es zum Sterben kommt, da finden die Weltweisen und die Gottesgelehrten den letzten Trost freylich auch nicht in den gelehrten Untersuchungen, die sie in den Tagen der Gesundheit und der Kraft angestellt hatten, nicht in den langen Reihen von Schlüssen, Verbindungen, Vermuthungen und Hypothesen, sondern sie halten sich wie der gemeine Mann an Hingebung und Glauben, und finden die wahre Stärkung in dem Bewußtseyn eines wohlgeführten Lebens. Wir dürfen uns nur der lehrreichen Todesstunden zweyer, uns sehr lieb gewesener, Männer erinnern, unsers Sulzer und unsers Semler; die Freudigkeit, die sie im Sterben zeigten, schrieben Beyde nicht ihrer Gelehrsamkeit zu, diese verließ sie in der letzten Stunde. Sulzer entschlief mit der Ueberzeugung: der Herr hat Alles wohl gemacht. Und Semler fand das Reich Gottes nur in sich, und dadurch im Tode nur eine Veränderung des Zustandes.

Und so, bemerkte der Oberbibliothekar, hätten Sie selbst schon den Zweifel, ob denn der Gelehrte vor dem Ungelehrten im Himmel einen Vorzug habe? ganz gut gelöst. — Neidisch sind sie gewiß nicht, einen braven Landmann an der Seite eines Leibnitz, oder Kant und seinen Lampe beysammen in jener Welt zu sehen? Reichthum an Gelehrsamkeit macht den weisen Mann noch nicht; aber der weise und gute Mann gilt nur allein dort drüben. Auch möchte die Gelehrsamkeit von Manchen überschätzt werden. Sie gehört mit zu demjenigen, was unter diesem Himmel von unserm Geschlechte getrieben werden soll. Alle können nicht Alles treiben, und darum hat das Menschengeschlecht sich in die Arbeit getheilt. Nur durch Arbeit sollen wir besser werden. Der eine Theil nahm die Sorgen für den Geist, der andere für den Körper; kein Theil begab sich aber der Arbeit des andern ganz und gar, sondern bedung sich den Kern. Der Ungelehrte pflügt, säet, erntet und befriedigt die leiblichen Bedürfnisse des Gelehrten; der Gelehrte denkt, forscht, zweifelt, beweist und befriedigt die geistigen Bedürfnisse des Ungelehrten. Denn so wenig der Gelehrte Hunger und Durst, Frost und Hitze verleugnen kann, eben so wenig kann der Ungelehrte die geistigen Sorgen, die Unruhe, die Sehnsucht nach dem Ewigen, nach dem Heiligen, das Unbefriedigende aller irdischen Werke von sich trennen; und könnten wir die Gemüther der Ungelehrten lesen, wie wir die Bücher der Gelehrten lesen können, so würden wir wohl auch in jenen die Spuren von den Verirrungen des menschlichen Verstandes, und von den Mitteln, wieder auf den rechten Weg zu kommen, finden.

Die Gelehrten sollen unsern geistigen Schatz bewahren; und da auch an ihm die Zeit Schlacken ansetzt, von denen er von Zeit zu Zeit gereinigt werden muß, so hat der Gelehrte dies zu besorgen, und er schärft dabey alle seine geistigen Gaben: nur muß er sich nicht von dem Wahne beschleichen lassen, als wenn er durch diese Arbeit in einer andern Welt mehr werth seyn müsse, als der arbeitsame Landmann, dessen geistige Gaben unmittelbar an dem Bau der Erde geschärft worden sind. Auf die Gegenstände, an welchen die geistigen Kräfte geweckt und gebildet werden, kann es unmöglich ankommen, sondern auf die bleibende Richtung, auf die genommene Neigung jener Kräfte kommt es an. Wenn die Kunst, zu unterscheiden der Weltweise an abgezogenen Begriffen, und der Ackersmann an den verschiedenen Erdarten sich eigen gemacht, kann da einer vor dem andern einen Vorzug erlangen? Beyde haben ja unterscheiden gelernt; und es wird hierbey wohl so wenig ein Vorzug Statt finden, als bey dem Gefühl der Freude, das dem König bey einem Länder-Anfall, und dem Armen bey der Nachricht eines gesicherten Unterhalts wird. Daß jeder sich über das Gelingen dessen, was er treibt, erfreut, auch darin liegt Weisheit und Güte; worüber sollte man sich sonst auch erfreuen? Nur nicht Stolz und Hoffahrt! Auch läuft der Gelehrte so leicht Gefahr, sich in unnützen Untersuchungen zu verlieren; und Milton *) trägt kein Bedenken, viele

*) Par. lost II. v. 557. u. f.
Others apart sat on a hill retir'd,
In thoughts more elevate, and reason'd high
Of providence, forknowledge, will and fate.

berühmte Aufgaben und Fragen der Metaphysik den Teufeln in der Hölle als Zeitvertreib und Linderungmittel gegen die Qualen, die sie zu erdulden haben, zuzuschreiben; und so würde der Ungelehrte in jener Welt noch glücklicher und leichter den höhern Unterricht anfangen, als der Gelehrte, der so Vieles zu vergessen hatte. Ewig bleibt wahr: wer am besten für die Welt, in die wir uns jetzt ohne unser Zuthun gesetzt befinden, arbeitet, der bereitet sich auch am besten für die andere Welt zu. Und ich vermag nicht einzusehen, wie wir nöthig haben, aus dieser irdischen und vergänglichen Schule mehr hinüber in jene höhere zu bringen, als die Anerkennung und Richtung nach dem Wahren, Guten und Schönen.

In Verlegenheit befanden sich die Unterbibliothekare aufs Neue; zaghaft sprach endlich der eine: So wäre es ja nach diesen Ansichten möglich, daß wir schon früher in andern Welten gelebt, uns dort geschickt gemacht hätten, in unserer jetzigen Welt mit Nutzen aufzutreten; und wer weiß also, wo wir schon vor diesem Leben auf Erden auch Daseyn genossen haben? Ich leugne nicht, daß mich dieser Gedanke mehr mit Schauder als mit Freude ergreift.

(Die Fortsetzung folgt.)

Christoph Columbus.

Der brittische Geograph, Hr. Pinkerton, hat auf eine beyfallswürdige Weise den Namen Westindien gegen jenen der Inseln des Columbus vertauscht. Er zieht diesen letztern dem sonst auch wol angetragnen der columbischen Inseln (Columbian Islands) darum vor, weil, wie er glaubt, manche Ausländer diese durch Tauben-Inseln zu übersetzen versucht seyn könnten.

In der englischen Anekdoten-Sammlung Omniana, oder Horae otiosiores, liest man nun über den Familiennamen des Columbus die nachstehende Allegorie, die dem Hrn. Tristram Shandy (bey Sterne) ohne Zweifel große Freude gemacht hätte.

Beyde, (wird erzählt), der Geschlechts- und der Tauf-Name von Christoph Columbus waren geheimnißreich und deutungsvoll. Es wäre nicht schwer, viele Beyspiele von Namen anzuführen, die, durch ein geheimes Vorgefühl eingegeben, zum Voraus die Thaten und Schicksale ihrer Besitzer andeuteten, wie das denn unstreitig bey dem großen Manne, um den sich's hier handelt, der Fall war.

Will man erst den Geschlechts-Namen betrachten, den er mit seiner Familie gemeinsam trug, so darf man mit Grund sagen, er sey wahrhaftig eine Taube (Columbus oder Columba) gewesen, zumal er die Gnaden des heil. Geistes der von ihm entdeckten neuen Welt überbrachte, und ihren Bewohnern den, dort bisher unbekannt gebliebnen, fürgeliebten Sohn Gottes gerade eben so verkündigte, wie der h. Geist ihn bey der Taufe Johannes des Täufers in Gestalt einer Taube verkündigt hatte. Auch trug er, gleich Noah's Taube, den Oelzweig und das h. Oel der Taufe über das Welt-Meer, um zahlreichen, in der Arche der Finsterniß und des Irrthums befangenen, Völkern den Frieden und die Vereinigung mit der Kirche kund zu thun. Der Name Columb oder Colon hat ferner im Griechischen die Bedeutung, ein Glied, und er ward ihm zu Theil, um anzudeuten, daß, indem er auch den Namen Christoph führt, er als ein Glied von Christus, das vielen fremden Völkerschaften Heil brächte, müsse betrachtet werden. Will man beyde Namen Lateinisch durch Christophorus Colonus ausdrucken, so ergibt sich, daß wie der h. Christoph seinen Namen erhielt, weil er Christum über dem Wasser emporhob, so hinwieder der Admiral Christophorus Colonus den seinen darum führt, weil er auf der gefährlichen Ueberfahrt den Herrn Christus um Rettung und Hülfe für sich und seine Gefährten anrief, auf daß ihm vergönnt sey, die indischen Völker zu Bürgern der im Himmel triumphirenden Kirche zu machen. Denn wer möchte zweifeln, daß zahlreiche Seelen, welche ohne das Wasser der Taufe dem Fürsten der Finsterniß zur Beute geworden wären, durch Columbus den Himmel und die Seligkeit der Erwählten erwarben?

Lese-Früchte.

Unter den ehemaligen Erz-Aemtern des heiligen römischen Reichs befand sich auch das, wohl Wenigen bekannte, eines Erb-Feuerherren, welches auch das Feuereisen-Amt hieß. Das Geschäft des damit Beauftragten war, an allen Orten des Kaiserlichen Hoflagers auf Feuer und Licht zu sehen, damit der Kaiser deswegen ohne Gefahr seyn könnte. Zu Karl des V. Zeiten bekleidete auf einem allgemeinen Reichstage dies Amt ein Herr von Plesse; als dieselben ausgestorben waren, hörte es auf.

*

Ein schlesischer Edelmann, Hanns von Busewal, hatte großen Streit mit dem Herzoge Boleslav von Liegnitz gehabt; dieser starb und wurde in der Stiftskirche zu Leubus begraben. Als Busewal auch starb, befahl er, ihn an die Thür eben dieser Kirche in voller Rüstung zu legen, damit bey der Auferstehung der Herzog ihm nicht entwischen, und er seine Fehde mit ihm ausmachen könnte.

Fix'd fate, free will, foreknowledge absolute,
And found no end, in wand'ring mazes lost.
Of good and evil much they argued then,
Of happiness and final misery,
Passion and apathy, and glory and shame,
Vain wisdom all, and false philosophie,
Yet with a pleasing sorcery could charm
Pain for a while or anguish, and excite
Fallacious hope, or arm th' obdured breast
With stubborn patience as with triple steel.

Korrespondenz-Nachrichten.

Nürnberg, im December.

Die hiesige Bühne hat in diesem Jahre allerdings bedeutenden Abgang erlitten, dagegen aber auch schätzbarn Zuwachs erhalten. Dahin gehört vorzüglich Hr. Helwig, der durch sein schönes Organ, seine edle Gestalt und sein einsichtvolles Spiel, die allgemeine Liebe des hiesigen Publikum erworben hat. So auch Mad. Müller, erste Sängerinn vom Würzburger Theater, die mit einer reinen, kraftvollen Stimme und einem geschmackvollen Vortrag, auch ein sehr feines und richtiges Spiel verbindet. Ein seltnes Talent bey der singenden Welt! — Ferner: Hr. Mack, der im Komischen viel zu leisten verspricht. Wie viel übrigens darauf ankommt, daß jeder Schauspieler an seinem Platz stehe, davon haben wir vorige Woche in der, mit ungetheiltem Interesse und Beyfall aufgenommenen, Darstellung des bekannten Schauspiels, von Soden: „Der Blinde." einen auffallenden Beweis gesehen. Selten hat eine Vorstellung so viel Sensation gemacht; sie gehörte aber auch zu den gelungensten. Hr. Helwig als Hyacinth; Hr Dettinger als Unbekannter; Hr. Schröder als Hauptmann Lind, selbst der jüngere Spizäder als Peter, wetteiferten in treuer und richtiger Darstellung. Mad. Helwig, als Frau v. Wirthheim, war diesmal ganz an ihrer Stelle, und spielte diese Rolle mit Einsicht, ohne Uebertreibung. Auch ließ man ihr allgemeine Gerechtigkeit widerfahren. Dlle. Spizäder gab die Amalia, wie gewöhnlich, mit ihrem angebornen seltnen Kunst-Talent; selbst die hübsche und niedliche Dlle. Nieser, die wir bisher nur in unbedeutenden Rollen sahen, zeichnete sich in der interessanten Rolle der Pino sehr vortheilhaft aus. Auch Mad. Reuter gab die Frau v. Rosen recht brav. —

Es ist zu hoffen, daß, wenn die sehr wankende Gesundheit des Hrn. Direktor Reuter hergestellt ist, und der Friede wieder Frohsinn und Lebenslust verbreitet, so wie Lebensgenuß gestattet, sich die hiesige Bühne heben werde, die in jeder Rücksicht Unterstützung verdient.

F—r.

Beschreibung eines unlängst entdeckten altrömischen Steins zu Baden bey Rastatt.

(S. d. Kupferbeylage.)

In dem Herbst 1812 fand man auf dem Landhause des Hrn. v. Gluy, einem vormaligen Jesuiten-Schlößchen, vor der Stadt Baden bey Rastatt, in Mauerwerk aus der neuern Zeit, einen Stein mit altrömischer Inschrift und bildlicher Darstellung. Er ist merkwürdig für die Geschichte der altehrwürdigen Heilquellen von Baden, interessant durch den Sinn seiner Bilderschrift, in Hinsicht auf seine heilsame Bestimmung, und in dieser zweyfachen Beziehung nachahmungswerth. Eine Abbildung aus der lithographischen Officin des thätigen Hrn. Schneider zu Mannheim liegt hier bey.

Allem Ansehen nach diente dieser Stein für einen Röhr-Brunnen, und die Zerstörungswuth der Allemannen, welche für die römischen Anlagen in Baden so verderbend war, brachte ihn von seiner ehemaligen Stelle. Die Inschrift: Cohors vicesima sexta voluntariorum curavit refici, sagt, daß wir ihn der sechsundzwanzigsten Cohorte der römischen Freywilligen zu danken haben; derselben Cohorte, von welcher noch ein in Baden befindlicher Grabstein, *) (cippus sepulcralis), belehrt, daß sie, (wahrscheinlich in der andern Hälfte des zweyten oder in dem ersten Viertheil des dritten christlichen Jahrhunderts), in der aurelischen Wasserstadt, (civitas Aurelia Aquensis), dem heutigen Baden, stationirt gewesen sey. Auf dem Grabstein erhält sie den Beynamen der cranicianischen und der siegreichen, für welche es auf dem Brunnenstein an schicklichem Raum fehlte. Man könnte versucht seyn, die Buchstaben C R auf den ersten Beynamen zu deuten, wenn sie nicht durch einen Querstrich getrennt wären. Von der Bilderschrift dieses Steins gibt Hr. Oberbaudirektor Weinbrenner zu Carlsruhe folgende Erklärung.

Nicht sowol ein ausgezeichnet schönes, als vielmehr ein höchst interessantes Kunstprodukt ist die bildliche Vorstellung. Nur ein hoher Grad plastischer Kunstkultur vermochte sie hervorzubringen, so sinnig, so vielsinnig ist sie. „Freundliche Einladung" — so lese ich diese Bilderschrift — „zu dem heilbringenden Genuß der Quelle, welche mit stets erneuter und „verjüngender Kraft in reizender Naturfülle aus diesem Munde „strömt."

Ein großes zirkelförmiges Menschengesicht, der Sonnenscheibe ähnlich, zieht vor Allem die Aufmerksamkeit auf sich. Aus dem weiten Mund quillt das Heilwasser in reichem Maß hervor. Heilbringend, nicht prüfend, noch rächend, wie bey dem römischen Wahrheitmaul, *) (bocca della verità), ist die Bestimmung dieses Mundes, heilbringend, wie die Sonne. Zwey Trinkschalen, (paterae), an der Stirn des Hauptes, deuten auf die heilsamen Libationen, wozu das Ganze bestimmt ist. „Eile herbey, Wanderer, zum Genuß!" sprechen die beyden Hermen an den Seiten des Steins. — Wie die an den Straßen, in der Form von Statuen-Steinen, als Wegweiser dienenden Hermen mit dem Namen des Orts, auf den sie weisen, so sind hier an beyden Seiten des Steins die Merkuriusköpfe, ihrer Bestimmung gemäß, statt einer Inschrift mit Wasserpflanzen geziert. Auf dem Fronton, welcher von zwey lockigen Menschenköpfen unterstützt ist, halten zwey gegen einander gekehrte Amphibien eine Kugel, die Welt, empor; Amphibien, denn Luft und Wasser sind die Elemente, in welchen und durch welche in dieser Welt Alles gedeiht.

Dem alten Römer war die Bildersprache nicht minder werth und geläufig, als die Wortsprache. Der ersten bediente er sich vorzugsweise auf öffentlichen Denkmälern, selbst in Verbindung mit der letzten. In den bildlichen Darstellungen auf den noch übrigen altrömischen Denkmälern in Deutschland ist der Sinn meist von ungleich höherm Verdienst, als der Kunstwerth. Wem jener entgeht, dem ist der Irrthum zu verzeihen, daß diese bildlichen Darstellungen bedeutungslos, und blos Wirkung einer modischen Verzierunglust seyen. Auf dieses unrichtige Urtheil mag oft der zufällige Umstand geleitet haben, daß jene Denkmäler in solcher Ferne von dem klassischen Boden nicht von ausgezeichneten Künstlern, sondern von gemeinen Arbeitern, mehrentheils von Soldaten, gefertigt wurden. Auch auf ihnen spricht in der Regel das Bild aufs Wenigste eben so treffend, immer sinniger, als der Buchstab. Daß man oft mit großem Geldaufwand Kunstarbeiten ohne Sinn oder mit einem für den Ort nicht passenden Sinn, und in diesem Fall bisweilen aus dem klassischen Alterthum gedankenlos entlehnt, aus eitler Verzierungluft anbringt, ist eine Eigenheit der neuern Zeit.

---

*) Klübers Beschreibung von Baden bey Rastatt und seiner Umgebung, I. 197.

*) Das in der spätern Zeit als Mittel, die Wahrheit zu erforschen, wie ein Reinigungseid gebraucht ward. Der Verdächtige mußte die rechte Hand hineinstecken. War er schuldig, so ward sie abgebissen; außerdem zog er sie unversehrt heraus.

Nro. 296.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 11. December, 1813.

Glaub' an dich und hoff' Unsterblichkeit!
Was auch drüben seyn wird,
Wenn du Weisheit und Tugend
Ehrtest und übtest,
Wohl dir! du hast Dich.

Conz.

Die Bibliothek.

(Fortsetzung.)

Lassen Sie uns, entgegnete der Oberbibliothekar, vorher gewesen seyn, wo es immer nur sey, so haben wir glücklich Alles das, was uns dort umgab und begegnete, vergessen. Das Grübeln über den Zustand einer zerstörten Welt ist wie das Grübeln über den Zustand einer kommenden Welt, nutzlos und gefährlich. Die Phantasie treibt hier ein wildes Spiel, und dabey ergreift uns leicht Schauder und Entsetzen, eben weil wir endlich nichts sehen und nichts denken können. Es ist ein Nichts, das uns quält und peinigt. Kehren wir aber unsern Blick wieder auf unsere jetzige Welt zurück, da wird es doch bald freundlicher in und um uns. Wir mögen doch nicht läugnen, daß es dem Menschen auf dieser Erde und unter diesem Himmel gefällt. War ich nun vorher schon auf einem andern Planeten, so nehme ich fest und zuverlässig an, es hat mir dort auch gefallen, ich habe nur mit Wehmuth den Aufenthalt verlassen, und mein Trost lag in einem Ahnen des Bessern. Und so bangt mir vor keiner künftigen Welt. Ueberall werden wir Wesen finden, die uns liebend ansprechen, und uns an sich ziehen; das verbürgt mir schon mein Aufenthalt auf dieser Erde, wo so mancher freundliche Anspruch wohlgesinnter Geister mir zu Theil wurde.

Nun wohlan, sagten die Unterbibliothekare, Sie geben uns wieder Muth; Sie würden uns aber noch mehr Muth gegeben haben, wenn Ihre Ansichten uns die Hoffnungen gelassen hätten, Sie in einer andern Welt wieder zu finden, und wieder zu erkennen. Da Sie uns aber Alles genommen, und nur die Richtungen nach dem Wahren, Guten und Schönen gelassen haben, so werden Sie wohl unter den Weisen und Guten aller Zeiten anzutreffen seyn, uns wird aber die Freude nicht zu Theil, Ihnen auch dort den Dank für das hier empfangene Gute zu zollen.

Wozu das? erwiederte der alte Freund; wieder finden werden wir uns gewiß, wenn auch nicht nach unsern irdischen Verhältnissen. Und sollte dies auch ein Verlust seyn? Woran erkennen wir den wahren Freund, den rein und innig Geliebten? Doch wohl nur an Gesinnungen, an Gedanken, an Willen? Die Züge seines Gesichtes, das Verhältniß, in dem er zu uns in dieser Welt stand, als Vater oder Sohn, sind doch das nicht, was für die Ewigkeit uns an ihn binden kann; und darum lieben wir ja auch oft die Fremden inniger als die Verwandten; darum treffen wir auf Menschen, die wir als die engsten Geistesverwandten anerkennen; darum lieben wir ja die, die wir niemals persönlich kennen lernen können; denkt Freunde an die guten und weisen Menschen der alten Welt. Der Geist muß den Geist ansprechen, und alles Irdische muß zerbrechen und vergehen. Was vergessen wir nicht auch schon in dieser Welt? Man leiste sich nur selbst Rechenschaft, wenn man mit dem Lesen eines Buches zu Ende ist; man frage sich nach dem Ablaufe mehrerer Jahre, was darin steht? Wer behält die Gesichtszüge, den Ton der Stimme seines Freundes, seines Kindes,

wenn es ihm der Tod auf immer, oder eine Entfernung auf lange Jahre genommen hat? Aber die Richtung zum Wahren, zum Schönen, zum Guten geht uns deswegen nicht verloren. Und wie sollten wir uns mit den guten und weisen Geistern aus ganz ausgestorbenen Zeiten und Verfassungen auf eine andere Weise unterhalten können, da wir so sehr unwissend sind in den öffentlichen und häuslichen Einrichtungen und Verhältnissen der vor uns lange ausgestorbenen Geschlechter; — wir würden in einer andern Welt einander nicht verstehen, sobald wir über Dinge sprechen wollten, die in der vorigen Welt zurückgelassen worden sind.

Es mögen sich also immer die bürgerlichen und häuslichen Verhältnisse zwischen Eltern und Kindern, zwischen Herrn und Diener, zwischen Besteller und Arbeiter auflösen, und sie mögen vergessen werden; in Gedanken werden wir doch wieder zu dem treffen, den wir unter diesem Himmel liebten, und dem wir näher waren. Darum müssen wir auch alle die Versuche, die von der Neugierde, von der List und von der Einfalt schon gemacht worden sind, uns den Zustand der künftigen Welt zu schildern, eben so lächerlich als sträflich erscheinen. Sträflich besonders um deswillen, weil es den Menschen seiner jetzigen Bestimmung entrückt; lächerlich, weil alle Ausstaffirungen nur aus dieser, von uns jetzt bewohnten Welt geborgt werden, mit Zusätzen und Weglassen. Mahomet 1) verspricht seinen Seligen Perlen und Diamanten, seidene Gewänder, marmorne Paläste, goldne Schüsseln, köstliche Weine, zahllose Bediente, schwarzäugige Mädchen von glänzender Schönheit, blühender Jugend, jungfräulicher Reinheit und doch ungemeiner Begehrlichkeit; da dieser Genüsse der arme Mensch auf seiner kurzen Lebensbahn doch bald überdrüssig wird, so solle dort ein Augenblick des Genusses auf tausend Jahre sich verlängern. Im Paradiese der amerikanischen Wilden 2) eröffnet sich ein freundliches Land, gesegnet mit einem ewigen Frühling, mit Ueberfluß an Wildpret in den Wäldern, an Fischen in den Flüssen; Hunger wird hier nicht gefühlt, und Fülle ohne Mühe und Arbeit gewonnen. Der Taheitier 3) erwartet, in der Sonne Brotfrucht und Fleisch, welche keine vorhergegangene Zubereitung bedürfen, zu speisen. Die scholastische Theologie 4) läßt unsere Haare und Nägel mit auferwecken, jeder Mensch soll in seinem Geschlechte doch ohne Lust zum Beyschlaf auferstehen, und ich dicker Mann soll ohne Corpulenz erscheinen, dagegen soll mit der Zunge eine Veränderung vorgenommen, und ihr eine eigne Flüssigkeit gegeben werden, um auch dem Geschmack der Auferweckten eine beständige Beschäftigung zu verschaffen. Der Fromme und redliche Lavater 5) spricht uns in der Ewigkeit Bauch und Eingeweide ab, als unnöthig zur Verdauung beym Genusse himmlischer Speisen; dagegen läßt er uns aber Zunge, und verspricht uns, daß wir von allen Seiten zugleich sehen sollen. Schwedenborg läßt einen Engel im Himmel ein Blatt Papier fallen, und bedenkt nicht, daß wenn dies nicht ohne Wunder abgehen soll, er allein schon mit diesem Blättchen die Papiermühlen, die Lumpensammler, den Flachsbau, und damit wieder beynahe die meisten Handwerker in den Himmel versetzt. Freunde, Ihr werdet genug an diesen wenigen Nachrichten haben, die ich leicht vermehren könnte.

(Der Beschluß folgt.)

1) Alcoran.

2) Robertson's history of America II. 171. Basl. Ausg.

3) Försters Bemerkungen auf seiner Reise gesammelt S. 462.

4) Cramers Bossuet VII. 779 u. f.

5) Aussichten in die Ewigkeit. Eilfter Brief.

Kleine Bemerkungen auf einer Reise von Paris nach Venedig.

3.

Bald hinter München fängt die Gegend an gebirgig zu werden, und der Horizont ist von den Tyroler Alpen begrenzt. Man kommt durch das Städtchen Wolfershausen, das nicht ohne Wohlstand zu seyn scheint, passirt das Dorf Benedikt-Bayern mit seiner großen Abtey, und steigt dann hinter dem Dörfchen Kocher, und dem dabey befindlichen See, einen sehr hohen und steilen Berg hinan. Die Aussichten sind eben so mannichfaltig als schön, besonders auf dem Wallersee, der an der andern Seite liegt, und mit tannenbewachsenen, auf ihren Gipfeln mit Schnee bedeckten Bergen umgeben ist. Wir übernachteten in dem Dorfe Wallersee, und fanden im Fische, neben der Post, ein sehr gutes und billiges Wirthshaus. Am folgenden Morgen ging es abermals über Berg und Thal weiter bis Mittenwald, das ein recht nahrhaftes Städtchen zu seyn scheint. Ich sahe hier mehrere Weiber, auf deren Armen das jesuitische Monogramm, J. H. S., oder ein bloßes Kreuz, tatowirt war. Die hölzernen Dächer dauerten immer fort, und waren der Gebirgsströme wegen mit schweren Steinen belegt. Jetzt passirten wir die Scharnitz, wo sich zu beyden Seiten drohende Batterien erheben, und nur ein einziges Thor durch den Felsenpaß führt. Das Städtchen Scharnitz verrieth eben keinen Wohlstand. In dem Dorfe Seefeld ward Mittag gemacht, das Wirthshaus war aber äußerst schlecht. Hier sahen wir die erste Tyroler Bauertracht, und die Wände mit Hirschgeweihen verziert, deren man sich als Wandhaken bedient. Hinter Seefeld steigt man einen hohen Berg hinunter, und hat eine entzückende Aussicht auf das ausgedehnte herrliche

Innthal. Am Eingange desselben passirten wir das ganz artige Städtchen Zierl, und erreichten bald darauf Insbruck, das sich in dem lachenden Thale sehr angenehm präsentirt. Das Innere dieser Stadt hingegen ist düster, und macht einen sehr widrigen Eindruck. Die besten Partieen sind noch nahe bey der Residenz, und in der schönen breiten Straße, die nach dem Thor von Italien ausläuft. Wir waren im schwarzen Adler abgestiegen, wo aber die Wirthschaft nicht zum Besten eingerichtet war. Doch machte ich hier eine angenehme Bekanntschaft mit einem englischen Kourier, der nach Rom ging. Er war eigentlich ein geborner Florentiner, stand aber schon lange in englischen Diensten, und wurde jetzt zu einer geheimen Sendung gebraucht, die jedoch nicht viel Eile zu haben schien. Wir beschlossen daher die Reise zusammen zu machen, und fanden auch bald eine sehr gute Gelegenheit. Dies war ein Vetturino aus Verona, der uns, drey Personen zusammen, für zwey und zwanzig Kronen dahin zu führen versprach.

Bald hinter Insbruck steigt man wieder einen hohen, herrlich bewachsenen Berg hinan, und kommt dann, immer auf Alpenwegen und durch entzückende Alpengegenden, nach Schönberg, wo sich die Gegend etwas zu verflächen anfängt. Uebernachtet ward in dem Flecken Steinach. Es scheint ziemlich viel Wohlstand hier zu herrschen; auch war das Wirthshaus ganz unsern Wünschen gemäß. Höher und höher ging es nun am folgenden Morgen dem Brenner zu; endlich erreichten wir das Dorf gleiches Namens, und stiegen zwischen Felsenzacken und Abgründen wieder in die Tiefe hinab. Alles war wild und öde; nur von Zeit zu Zeit begegneten uns einige Frachtwagen, die von der italienischen Seite kamen, und nach Insbruck gingen. In der Nähe von Sterzing wird die Gegend etwas freundlicher, und selbst die Luft nimmt wieder eine günstige Milde an. Wir aßen in diesem Städtchen zu Mittag, mussten uns aber mit bloßen Schnecken begnügen, weil gerade gebotener Fasttag war. Zur Entschädigung dafür pries uns die Wirthinn desto mehr ihren Landwein an. Hinter Sterzing, besonders aber hinter Ober-Mittelwald, bekommt man wieder Rebengeländе und Nußbäume zu sehen. Noch südlicher wird Alles im Thale von Brixen, wo auch der Kastanien- und Mandel-Baum erscheint. Brixen selbst verräth Wohlstand, und der hier wachsende rothe Wein ist ziemlich gesucht. Das Deutsche fängt an sich zu verlieren, oder wird wenigstens so schlecht gesprochen, daß man es kaum verstehen kann.

Die Gegend wird nun äußerst romantisch, und man fährt immer neben der brausenden Eisach hin. Die Berglehnen sind mit Rebenpflanzungen, Landhäusern, Baumwachsungen, Feldern und Bäumen bedeckt. Doch hinter dem Dörfchen Collmann treten die Berge näher zusammen, und die lachende Natur nimmt einen erhabnern Charakter an. Ungeheure Granitfelsen schließen den schmalen Fahrweg und den tosenden Bergstrom ein. Zwischen den waldbewachsenen Abhängen stürzen donnernde Wasserfälle herab, und von den hohen Gipfeln schwingen sich Adler in weiten Kreisen empor. So dauert es fort bis gegen Botzen, wo sich das Thal wieder erweitert, die Reben wieder anfangen, und Alles wieder Milde und Südlichkeit verräth. Botzen, oder Bolzano selbst, präsentirt sich sehr schön, und ist auch im Innern bey Weitem nicht so häßlich, als gewöhnlich gesagt wird. Es scheint viel Leben und Gewerbsamkeit hier zu herrschen; auch sind die Kaufleute wegen ihrer Wechselgeschäfte berühmt. In der Nähe wachsen die Weine von Leitach, Leiser und Leutsch, die man für die besten Tyroler Gewächse hält. Die Tyroler Weine sind im Allgemeinen süß; doch, um die Wahrheit zu sagen, schmecken sie eben nicht.

Bey Botzen fällt die Etsch in die Eisach, die nun ihren eignen Namen verliert und jenen annimmt. Man behält dieselbe zur Seite, und freut sich des sanften ansehnlichen Flusses, der nun auch wieder Schiffe zu tragen anfängt. In Salurn, wo wir nicht weit vom Wirthshause einen herrlichen Wasserfall besahen, setzte man uns den ersten Gemsenbraten vor. Das Thal wird nun immer breiter, der Weg immer ebener. Die ganze Gegend ist mit Reben und Maulbeerbäumen bepflanzt. Zu beyden Seiten ziehen sich waldige Berge hin. So erreichten wir Trient, das öde und finster aussieht. Des Abends indessen war es auf dem Markte, wo Alles spazieren ging, lebhaft genug. Der Wohlstand schien gering, obgleich die Lage dieser Stadt zum Handel vortrefflich ist. Das Italienische gewinnt nun ganz die Oberhand; eben so ist alles Uebrige bereits nach italienischer Art.

Durch abwechselnde Gegenden, doch immer in dem Etschthale fort, kamen wir nun über Kalliano u. s. w., nach Borghetto, wo ehemals die Grenze war. Weiter hin, rechts über dem Strome, zeigte uns unser Vetturino das blutige Schlachtfeld von Rivoli; es ist eine Höhe, die das gleichbenannte Städtchen beherrscht. Jetzt wird nun Alles wild und schauerlich. Der Weg windet sich an einer steilen Felsenwand hinauf, während in der Tiefe die Adige rauscht. So kamen wir an die nun geschleifte Festung la Chiusa; der einzige Paß, der zwischen den beyden Felsenmauern und dem Flusse offen ist. Mit Schaudern blickt man in den schwarzen Abgrund hinab. Doch da wir gute Pferde und einen geschickten Fuhrmann hatten, kamen wir glücklich hindurch. Bey'm Herunterfahren wurden Stricke um die Räder gelegt, um den Wagen nur langsam gleiten zu lassen. Dies ward von einigen Bauern besorgt, für die es einen Erwerb abgibt. Unser Nachtlager war

zu Volarni, eine halbe Stunde von der Chiusa, und erbärmlich genug.

Hinter Volarni verflächt sich der Boden, und nur hier und da steigt ein Hügel empor. Wir sahen die ersten Olivenbäume; sie waren indessen ziemlich klein. Bey Parona fanden wir die Etsch wieder, und freuten uns des schönen glänzenden Stroms. Bald zeigte sich nun das alte Verona, mit seinen Häusermassen, in der herrlichen grünenden Landschaft, und bald war das Ziel unsrer Tagreise erreicht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Zürich, im December.

Die Zürich'sche Blinden-Anstalt, durch die Mildthätigkeit edler Menschenfreunde immer schöner emporblühend, hat so eben ihren vierten Jahresbericht bekannt gemacht. Vom Wintermonat 1812 bis 1813 stieg ihre Einnahme auf 3863 Gulden, worunter gegen 800 Gulden Tischgelder und gegen 500 Erlös aus der Zöglinge Arbeiten, alles Uebrige freywillige Geschenke und Beyträge der Partikularen sind. Die Ausgaben betrugen 3160 Gulden, und der disponible Fond der Anstalt war beym Schluß der Rechnung auf 5087 Gulden angewachsen. Wenn diese Anstalt, (sagt der Berichtserstatter), in ihrer Entstehung nicht alle erwünschte Vollkommenheiten hatte, so muß es gegenwärtig den Gönnern derselben die reinste Freude gewähren, da sie sich selbst oder durch Andre überzeugen können, daß sie nunmehr Alles leistet, was in physischer, moralischer und ökonomischer Hinsicht wünschbar ist; und in dieser Betrachtung dürfte denn auch die Darstellung des dermaligen Zustandes dieses Instituts hier und da neue Theilnehmer und Entschlüsse wecken, die für manchen Blinden segensreich werden können.

Der Unterricht theilt sich in zwey Hauptfächer: in den wissenschaftlichen und in die Handarbeiten. Zu jenem gehören: Religion, Schreiben, Lesen erhabner Schrift, etwas Sprachlehre, Tafel- und Kopfrechnen und endlich Musik. — Zöglinge höhern Standes können überdies nach ihren Bedürfnissen und Wünschen einen ausgedehntern Unterricht empfangen. Die Handarbeiten, worin die Blinden Anleitung erhalten, und die hauptsächlich Zöglingen aus der Klasse der Armen nützlich, ja unentbehrlich sind, bestehen in Spinnen, Stricken, Schnurweben, Finkenschuhen, Stroh- und Schnurgeflechten zu Sesseln, Teppichen und Anderm, und in Verfertigung verschiedner Galanteriewaaren. Daß der Unterricht in der Religion von ganz besondrer Wichtigkeit für die Blinden sey, wird wol Niemand bezweifeln. Denn, was kann ihnen bessern Trost geben, was ihren Muth mehr erhöhen, was die Nacht ihres Daseyns mit frohern Hoffnungen erheitern, als die heiligen Lehren unsers göttlichen Erlösers? Das Schreiben geschieht theils in eignen Schreib-Rahmen mit Bleystift, theils und vorzüglich durch das Stechen erhabner Buchstaben. Die letzte Methode ist darum von größerm praktischen Nutzen, als die erstere, weil der Blinde das Geschriebene nachher selbst wieder mit den Fingern lesen, und so die nöthigen Rechenbücher sich selbst verfertigen, und andre Notizen aufzeichnen kann. Mit ähnlicher Schrift können die Zöglinge auch Musikstücke zu bleibendem Wiedergenuß selbst zu Papier bringen. Im Tafel- und Kopfrechnen haben es die Fähigern dahin gebracht, daß sie die schwersten Aufgaben durch die Regel de Tri fertig lösen. Beym Tafelrechnen bedienen sie sich eigner mit Löchern reihenweise versehner Breter, in welche sie ihre Zählzeichen stecken, die aus hölzernen Stäbchen mit verschiedenartigen Zacken bestehen. Diese Stäbchen leisten ihnen denselben Dienst, wie den Sehenden die Ziffern, und es ist zum Erstaunen, mit welcher Genauigkeit und Geschwindigkeit sie auf diese Weise die größten Aufgaben lösen. Zur Musik, dieser sanften Trösterinn der Blinden in der Nacht ihres Erdenlebens, haben die Meisten Hang und Fähigkeit. Vermittelst ausgesteckter Notenzeichen auf ihren Rechenbretern, die sie der Reihe nach betasten, und durch abgestochene Musikstücke, lernen sie Chorals und figurirte Gesänge. Oft werden sie unter gemeinschaftlichem Gesang bey ihren Handarbeiten überrascht.

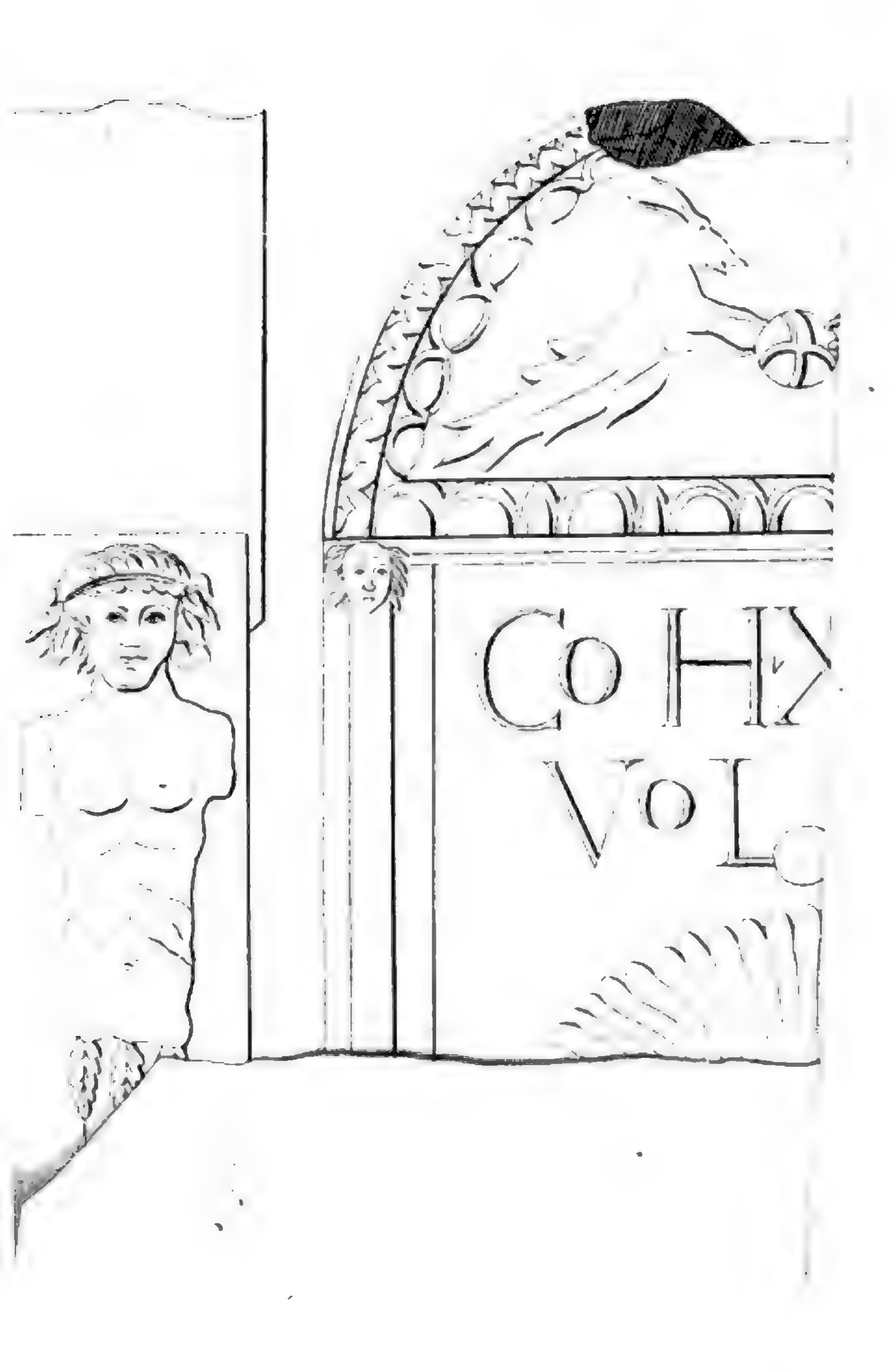
Was diese Letztern betrifft, so mag die kurze Uebersicht der diesjährigen Arbeiten der dreyzehn dermaligen Zöglinge zeigen, daß die Blinden nicht nur angenehm beschäftigt werden können, sondern daß sie auch im Stande sind, sich einen ordentlichen Verdienst zu verschaffen. Aus Tuch-Enden wurden 284 Paar Finkenschuhe verfertigt. Ferner: 204 Stroh- und 48 Schnursessel geflochten. Mehr als 2.000 Ellen Seidenband wurden zu Stock-, Arm- und Uhrbändern verarbeitet. Aus Seide wurden 124 Geldbeutel und 36 Paar elastische Armbänder verfertigt. Von Wolle wurden beyläufig sieben Pfund zu Strümpfen, Winterschuhen und Glockenschnüren verarbeitet; der geklöppelten Schnüre, mehrere Paar Strümpfe von Reisteugarn und Finkenschuhe von Pferdehaar und einiger Arbeiten von Carton nicht zu gedenken. An diesen Arbeiten nahmen alle Zöglinge nach Maßgabe ihres Alters, ihrer Kräfte und Fähigkeiten Antheil. Einige dieser Arbeiten, und namentlich das Sesselgeflecht, wurden erst im Laufe dieses Jahrs erlernt, und die Zöglinge haben bey ihrer ausgezeichneten Lernbegierde schon eine nicht geringe Fertigkeit in denselben erworben. Alle Arbeiten überhaupt werden mit Freuden getrieben, und bey jeder neuen Bestellung will Jedes das Erste seyn, Hand anzulegen; aber am Lautesten und Lebhaftesten spricht sich ihre Freude aus, wenn irgend eine neue Arbeit zu erlernen ist. Als einen Beweis, daß ihnen das Arbeiten Freude macht, erzähle ich folgenden Zug. Da im verflossnen Winter die Nachfrage nach Finkenschuhen sehr groß und die Bestellungen beträchtlich waren, erbeten sich die ältern unaufgefordert, nach dem Nachtessen bis Mitternacht, oder auch die ganze Nacht hindurch zu arbeiten; was ihnen verdankt, aber freylich nicht angenommen wurde.

Räthsel.

Ein fremdes Leben in dem Leben,
Das seine Farben doch und Bilder mir muß geben,
In Schatten eingehüllt und Nacht,
Täusch' ich mit wunderbarer Macht
Den Menschen oft mit himmlischem Ergetzen,
Oft auch mit grauendem Entsetzen;
Das Nah' und Ferne jeder Zeit,
Dem höhern Reiz mein Zauberpinsel leiht,
Gatt' ich in seltsame Gestalten;
Die frommen glaubensvollen Alten
Verehrten mich Propheten gleich,
Des Herzens Tiefen oft entdeck' ich euch;
Und Wunder kann ich thun, den Armen mach' ich reich
Im Nu, den Reichen arm; in wenigen Sekunden
Ist schnell mein Glück und Unglück doch verschwunden.

— j.

Auflösung des Räthsels in Nro. 290: Quecksilber.



Ein=
t der
nun.
abge=
zehrt

daran
merkt,
wüste
deleite
t zum
wurde
leben=
– Sei=
Zinder=
imliche
agegen
glaubte
te mit=
lichkeit
ß, sie
rühmte
ben. —
bte jene
herrscher
lüder=
mit wel=
Hofleute,

zu
där

und
Oll
ron
schö
alte
chen
Tag

D
thätig
hat s
macht
nahme
gelder
Uebri
sind.
nisse
5037
Berich
Volkes
derselb
durch
was in
bar ist z
stellung
neue T
Blinden
Der
wissensc
ren: T
Sprach
Zögling
nissen u
gen. D
ten, un
men nüt
cken. S
flechten
gung vo
der Reli
sey, wir
bessern T
Nacht ih
die heilig
geschieht
und vorz
letzte Me
die erstere
wieder mi
cher sich s
Mit ähnl
zu bleiben
Tafel- und
daß sie die
lösen. Be

Nro. 297.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 13. December, 1813.

O mildre Deinen Glanz durch deine Güte!
Dann zeig' ich kühner auf Dich hin.

Mastalier.

Einige Feste unter Peter I. in Rußland.

So wie überall, war es auch in Rußland, daß die edeln einfachen Anstalten der ersten Religionslehrer in spätern Zeiten von Volk und Priesterschaft zu allgemeinen Belustigungen, zu Kunstgriffen des Golddurstes verunstaltet wurden, — und so statt Herz und Seele zu erheben, und die Religion in ihrer einfachen Erhabenheit den Gemüthern heiliger zu machen, nur zur Ergetzung der Sinne, zu ärgerlicher Schwelgerey Gelegenheit bieten, den Volksglauben schwächen, den Gottesdienern jene für die Wirksamkeit ihrer Lehren so nöthige Achtung gänzlich rauben! —

Von dieser Art war in Rußland das Fest der sogenannten Slawlenie. In der heiligen Zeit der Weihnachten nämlich versammelten sich sämtliche Priester, und zogen in Procession von Haus zu Haus, heilige Lieder absingend, von der segensreichen Geburt des Herrn, von seiner Güte und Weisheit. Die Frömmigkeit der Gläubigen spendete ihnen dagegen reichliche Gaben, weil der Priesterstand für seinen Unterhalt lediglich der Freygebigkeit der Gemeinden überlassen war, und bescheiden und genügsam die frommen Gaben genoß. —

Spätere Zeiten veränderten die Gestalt der Dinge; die Priester wurden zu Staatsdienern gemacht, erhielten Sold und Anweisung auf reiche Einkünfte — mit dem Reichthum floh die einfache Lebenssitte und die Genügsamkeit; nicht Frömmigkeit mehr, sondern Eigennutz war die Triebfeder, welche viele Söhne der angesehensten Familien bewog, in den Stand der Priester zu treten, der endlich auch auf die Verwaltung des Staats einen mächtigen Einfluß sich zu erwerben gewusst hatte. Auch das Fest der Slawlenie hatte eine Aenderung erlitten, indem nun statt heiliger Lieder, Possen getrieben und Zoten abgesungen, die Spenden in schwelgenden Mahlen verzehrt wurden. —

Peter I. hatte in seiner Jugend öfters Theil daran genommen, mit Bewunderung die reichen Gaben bemerkt, welche den Priestern zuflossen, und mit Abscheu jene wüste Lebensart und Saufgelage betrachtet, welche im Geleite des Festes oft länger als 8 Tage, aller Sittlichkeit zum Aerger, unter den Priestern üblich waren. — Er wurde Czaar und Kaiser aller Reussen, und noch stand ein lebendiges Bild jener Abscheulichkeiten ihm vor Augen, — Seinen großen Planen legte die Geistlichkeit überall Hindernisse in den Weg, und war manches Aufstandes heimliche oder offenbare Triebfeder. — Peter trachtete dagegen ihr Ansehen so viel möglich zu beschränken, und glaubte dies vorzüglich durch Verringerung ihrer Einkünfte mitbewirken zu können, und so verbot er für die Geistlichkeit jene festlichen goldbringenden Umgänge, und beschloß, sie künftig selbst zu halten, wozu ihm besonders der berühmte Sotof, sein Hofnarr, die Idee mag gegeben haben. — Zu Herabsetzung des Ansehens der Priester erlaubte jene rohe Zeit und der Geist jenes Volkes dem Selbstherrscher alle Mittel, — und Peter ernannte seinen erzlüderlichen Hofnarren zum Patriarchen (in partibus), mit welchem er selbst, anfangs nur im Geleite weniger Hofleute,

die Umgänge der Slawlenie hielt. Doch bald glaubte er seinen Zweck besser zu erreichen, wenn er dem Fest mehr Glanz gäbe, und so wurden die Senatoren, obersten Kriegs- und Civil-Diener und die ersten Hof-Chargen, dazu gezogen, und die Procession bestand aus 300 Personen, ohne die 12 Erzbischöffe, die Menge von Priestern und Diakonen, welche dem neu ernannten Patriarchen Hofnarren zur Zierde erkohren waren, — diese ganze Gesellschaft prangte mit dem Namen, der Kirchenstaat des Bacchus! — Die Hofnarren waren Ceremonienmeister, Oberschenken, Schatzmeister; Wein- und Branntweinflaschen die Weihkessel, ihr Inhalt das Weihwasser, Prügel die Almosen ꝛc. So zog die ganze Gesellschaft, Zoten absingend und schwelgend, von Haus zu Haus auf Schlitten umher. — Wer einen Fehler in Verrichtung der Ceremonien beging, musste auf der Stelle 1 Maß Branntwein austrinken. — Nach dieser Form wurde das Fest viele Jahre ungestört gefeyert, und brachte der Schatzkammer des Kaisers ungeheure Summen ein. Endlich im J. 1704 rügten die Consöderirten zu Astracan diese Slawlenie als eine abscheuliche des Kaisers unwürdige Gewohnheit, besonders darum, weil der Name der Geistlichkeit entweiht, und die lüderlichsten Menschen zu jenen Aemtern und in die Umgebung des Monarchen gezogen wurden, wenn sie nur Witz und Anlage zum Saufen besaßen. Peter, um dem Hauptvorwurf zu begegnen, schuf Sotof den Patriarchen in den Papst um, gab ihm ein Conclave von Kardinälen, Diakonen ꝛc., ließ übrigens dem Feste seinen alten Gang, dessen Einkünfte ihm um so angenehmer waren, da sie aus freywilligen Beyträgen bestanden, und vorzüglich nur den reichern Theil der Einwohner trafen, der aus Furcht, ihm zu mißfallen, immer reichlicher spendete. — Diese einträgliche Posse dauerte bis zum Tode des Kaisers. — Seine Nachfolger aber, von andern Ansichten geleitet, liessen sie in aller Stille abgehen! — Hierüber, so wie über alle Gebräuche und Gewohnheiten des alten Rußlands, findet jeder Leser hinlängliche und angenehme Belehrung in Strahlenbergs, Bruce und Webers verändertem Rußland, und Hrn. Büschings Magazin für die neue Historie und Geographie, Th. XIX. —

Vielleicht ist es dem Leser nicht unangenehm, hier noch ein Beyspiel von Peters I. erfinderischer Laune im Gebiete des Grotesk-Komischen wiederholt zu finden, welches von so mancher Seite in seiner Art einzig ist. — Nach langem Harren gebar Katharina 1715 einen Prinzen. — Das ganze ungeheure Reich hallte wieder von lautem Jubel, der glückliche Vater wusste in seiner Freude sich kaum zu fassen, und gerieth auf tausend Ideen, um sie aller Welt genug kund thun zu können. — Der berühmte Sotof hatte das 84ste Jahr erreicht, und Peter beschloß zur Feyer der Geburt des Prinzen ihn mit einer jungen raschen 34jährigen Wittwe zu vermählen, diese Vermählung aber durch eine seltene Masquerade zu verherrlichen, das an und für sich Komische durch groteske Bildungen zu erheben. — Hundert Doppelt-Paare, jedes in eigner Tracht, bildeten den Zug, worunter besonders fast alle asiatische Nationaltrachten bemerkenswerth waren; jedes Paar hatte eine eigne Begleitung seiner Nationalmusik — alle diese Instrumente ertönten zu gleicher Zeit — eine herzbrechende Harmonie! — Zu Hochzeitbittern wählte der Kaiser die vier größten Stotterer im Reich; Ungeheuer an Dicke, welche ihre Last kaum fortbewegen konnten, waren die Läufer, Podagristen die Tänzer, steinalte, blinde, taube und lahme Männer die Marschälle, Brautdiener, Schaffner ꝛc. — Die Procession zog vom Palaste des Kaisers zur Kirche in folgender Ordnung: Voran der Schlitten mit den vier Läufern; dann einer mit den Brautbittern, diesen folgten die Brautführer, an diese schloß sich der Schlitten des Knees Romadanowski an, welcher als Pseudo-Czaar von Moskau in Königs David Tracht majestätisch dasaß, und statt der Harfe eine mit Bärenfell überzogene Leier in der Hand hielt; an den vier Ecken seines Schlittens brummten vier Bären als Bediente, ein Fünfter stand hinten auf — ein fürchterlicher Accord zu jener buntscheckigen Harmonie! — Ganz verschämt kamen nun Braut und Bräutigam in einem prächtigen Schlitten, der von Liebesgöttern wimmelte, Jeder ein großes Horn in der Hand haltend, das Zeichen der Hoffnung für den künftigen Eheherrn; den Bock zierte ein Widder mit ungeheuern Hörnern, hintenauf stand ein Ziegenbock mit ähnlichem Hauptschmuck! — Welche der neun liederreichen Schwestern singt mir die Namen aller Thiere, welche die folgenden Schlitten zogen? — Widder und Böcke wechselten mit Hunden und Wölfen; Bullen, Bären, Esel, Schweine, Elennthiere ꝛc. folgten in buntem Gewimmel. — Noah's Arche schien hier gelandet zu haben, und in lautem Jubel ihren Dank zum Himmel ertönen zu lassen, denn alle Thiere wurden mit Stacheln zu gleicher Zeit zum Schreyen gereizt. — Peter selbst mit Apraxin, Menzikof und Bruce als friesländische Bauern gekleidet, mit mächtigen Trommeln versehen, schlossen den Zug, — alle Glocken stürmten, alle Trommeln wirbelten zu der Procession, Kanonen donnerten den Takt zu der grausen Musik, ringsumher wogte ein unabsehbarer Haufe neugierigen Volks bis zur Kathedrale und dem Altar, wo ein hundertjähriger Priester des edeln Paares zur Trauung harrte, welchem, da er blind war und kaum noch eine Spur von Gedächtniß hatte, eine ungeheure Brille auf die Nase gesetzt, und das ganze Rituale in die Ohren geschrieen wurde. — Aus der Kirche ging der Zug wieder in den Palast des Czaren, wo bis Mitternacht eine Lustbarkeit die andre drängte — bis endlich um Mitternacht die ganze Procession das liebe-

trunkne Paar bey'm Schein von vielen 1000 Fackeln zur Brautkammer geleitete, und von da zu neuen Lustbarkeiten eilte, welche 10 ganzer Tage so lebhaft fortgetrieben wurden, daß man in ganz Petersburg keine nüchterne Seele mehr antraf! — Ein seltenes Beyspiel, daß ein Fürst, neben den schweren Sorgen der Regierung, noch so mancherley Lustbarkeiten mitmachen, ja selbst angeben und leiten konnte, ohne jene im Geringsten zu vernachlässigen.

F. v. Biedenfeld.

Die Bibliothek.

(Beschluß.)

Keiner ist noch aus dem uns unbekannten Lande zurückgekommen, und gelänge es einem zurückzukommen, so würde er wieder Mensch von dem Augenblick an seyn, wo er unsere Erde beträte, er würde sich in die alten menschlichen Verhältnisse verschlungen fühlen, das verlassene Land würde vergessen seyn, und er uns also keine Kunde von drüben her mitbringen können. Wahrscheinlich werde ich der erste von uns Dreyen seyn, der den Fuß in jene erwartete Welt setzt; ich mag aber nicht versprechen, Euch von dorther Kunde zu bringen; es würde vergeblich seyn, und ohne Furcht, ohne Grauen läuft die Erwartung eines solchen Besuches nicht ab. Vielleicht liegt schon in diesem Schauder, dessen wir uns nicht erwehren können, ein Wink aus jener Welt verborgen. Ich folge daher dem Beyspiel des edeln Canus Julius *) nicht, der mit der höchsten Besonnenheit suchte, seinen Freunden Zeitung aus jener Welt zu bringen. Dieser Römer war mit dem Kaiser Caligula in einen Wortwechsel gerathen, und als beym Weggehen ihm der Wüterich ankündigte, daß er ihn zum Tode werde führen lassen, so dankte er dafür als für eine Wohlthat. Ohne alle Bangigkeit wartete er zehn Tage auf die Vollstreckung des Befehls. Endlich fand ihn der Henker beym Schachspiel mit einem Freund; er nahm den Henker zum Zeugen, daß er das Spiel gewonnen habe.

Als seine Freunde trauerten, einen solchen Mann zu verlieren, sagte er zu diesen: „Was seyd ihr traurig? ihr forscht noch darnach, ob die Seele unsterblich sey; ich werde es bald erfahren.“ Als man ihn fragte: „Was jetzt in seiner Seele vorgehe?“ antwortete er, „er sey entschlossen, den Augenblick zu beobachten, in welchem die Seele den Körper verlassen würde.“ Dabey versprach er, seinen Freunden Nachricht zu bringen, was er beym Sterben, und sodann von dem Zustande abgeschiedener Seelen selbst erfahren habe. — Allein — er habe keine Nachricht gebracht.

Ich verlange nichts aus einer andern Welt zu wissen, so lange ich noch in dieser bin. Man kann nicht zugleich zwey Herren dienen! Ich habe keine Bittschrift eingereicht, ein Mensch zu werden; ich bin es durch eine wahrhaft wunderbare Einrichtung geworden; und so wie ich immer mehr und mehr in dieser Welt zu mir selbst kam, so fand ich über das Woher? und Wohin?, über das Vor und Nach eine undurchdringliche Scheidewand zwar gesetzt; aber ich fand doch in mir das Vermögen, meine Bestimmung hier heraus zu finden, und mich zu trösten über das, was mir zu wissen versagt worden ist.

Es konnte mir nicht schwer werden, mich zu überzeugen, daß Sehnen, Ahnen, Glauben und Hoffen für eine andere Welt den Menschen natürlich, ja nothwendig war, um sich über den Kampf zwischen Tugend und Laster, zwischen Schuld und Unschuld, über das offenbare Mißverhältniß seiner entwickelten und unentwickelten geistigen Gaben zu beruhigen, daß aber ihm von jener andern Welt auch nicht mehr als jene Gemüthszustände gegeben werden durften, um ganz brauchbar für diese Welt zu bleiben. Leise und behutsam benimmt sich die Bibel selbst über diesen Gegenstand; sie vermeidet, eine bestimmte Aussicht in die Ewigkeit zu geben; gereinigtes Gemüth, Seelenfreuden, Gedankenmittheilung mit höhern Wesen, Nähe Gottes, Abziehen vom Irdischen und Hinweisen auf das Unsichtbare — das ist es, was uns verheißen wird. Noch sagt dieses Buch, sie würden nicht freyen, und sich nicht freyen lassen.

Dieser einzige Umstand, wenn die Ehe im Himmel fehlte, müsste schon keine kleine Veränderung der Dinge hervorführen; der Himmel könnte dann keine Aehnlichkeit mit der Erde mehr haben. Die weise Churfürstinn Sophie von Hannover *) äußerte auch gegen ihren Freund Leibnitz, daß die Menschen viel vollkommner seyn müssten, wenn Gott sie auf einmal, und nicht durch Zeugung hervorgehen liesse, und daß man alsdann leichter glauben würde, der Mensch sey nach dem Bilde Gottes geschaffen. Wir wollen uns aber von dem Spruche der Bibel so wenig, als von dem witzigen Einfall der Churfürstinn, plagen lassen. Wir könnten doch nur wieder so viel wissen, daß Alles anders alsdann seyn müsste, aber das Wie bliebe wieder verborgen. Der Abschluß unserer Gespräche möchte nun wohl der seyn, uns aufs Neue zu einem freudigen Gang durchs Leben zu stärken; niemals von der Wahrheit zu lassen, daß in der Freude das wahre Leben

---

*) L. A. Seneca de tranquill. animi XIV.

*) Sil avait plu à Dieu de prendre la peine de faire tout ce qu'il y a de gens de mérite à la fois, et eut epargné aux hommes celle de la génération, il me semble que son ouvrage auroit été plus parfait, et on auroit eu moins de peine à croire, qu'on soit fait après son image. Mais il semble que tout roule, et qu'il n'y ait que lui qui subsiste toujours. S. Churfürstinn von Hannover im Umriß von J. G. H. Feder.

sich zeigt. Muth und Frohsinn muß sich der Mensch geben, und er kann dies.

Ehe wir diesen Abschluß unterschreiben, erwiederten die Unterbibliothekare, müssen wir uns noch eines Zweifels entledigen, der sonst immer in uns herumschleichen und die schönste Blüthe der Freude brechen könnte. Wie denn, wenn ein besseres zukünftiges Leben, das wir jetzt bey unsern Untersuchungen immer als unbezweifelt vorausgesetzt haben, ein leeres Gebild, und also der Glaube an dasselbe nur zur ganzen Bildung und Haltung des Menschen die nothwendige Bedingung gewesen wäre, um Einheit, Ruhe, Zufriedenheit in sein Wesen für dieses Leben zu bringen.

Wenn dies wäre, tröstete der Alte, so hätten wir doch immer die vorgeschriebene Ordnung der Natur erfüllt; wir hätten uns gefügt unter ein eisernes Schicksal; uns könnte keine Schuld treffen; und da mit dem Tode sich Alles abschließen und endigen müßte, so könnten wir auch nicht einmal erfahren, daß wir getäuscht worden. Diese Täuschung kann aber nicht in der gewaltigen Ordnung der Dinge liegen; sie würde geradehin den Zweck verfehlen; denn eben dieses Verlangen nach Unsterblichkeit bewirkt in den menschlichen Geistern mehr Unruhe als Ruhe, mehr Kampf als Hingeben und Erwarten. Ich höre die vielen tausend Seufzer, welche die Menschheit darüber ausgestoßen hat, und die zum Theil in diesen Büchern aufbewahrt liegen, und alle diese Seufzer sollten nichts weiter als Luftbewegungen gewirkt haben, und nicht zu dem Reinsten und Heiligsten hingedrungen seyn? Ja gewiß, das seyd ihr! Und doch wäret ihr es nicht, so müßte ich euch für das Beste halten, was aus den Menschen kommen konnte, und mein letzter Seufzer über das menschliche Schicksal würde sich zu euch mischen, und mit euch untergehen. Aber wir sind und bleiben! —

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 21. November.

Von den Moden im gegenwärtigen Augenblick zu sprechen, ist wahrlich gewagt. Doch Friedenslüftchen wehen über den Rhein her, und da kann man schon einmal die Augen recht öffnen, um seine schönen Nachbarinnen anzusehen. Die Lieblingsfarbe ist Louisenblau, (bleu Marie Louise), an Douilletten und Hüten. Letztere sind noch immer sehr hoch und fast alle von Sammet; die Besetzung der Staffeley und die Schlingen sind von Atlas. Ist jener Spaniolfarb, so ist dieser Rosa; oder der ist weiß und jener Narcissenfarb; oder endlich der Sammet ist Louisenblau oder Smaragdgrün, und der Atlas schwarz. Die Douilletten haben gefalteten Rücken, runden, niedergeschlagenen Kragen, ausgenähten Saum statt der Röllchen und breite sich faltende Coulissen statt der Armbänder. Manche Douilleten haben unter der linken Brust eine Tasche oder Klappe, um das Schnupftuch hinzustecken.

Uebrigens ist bey uns noch Alles chinesisch; ja die Chinesenwuth nimmt mit jedem Tag erst recht zu. Man sucht alle alte Töpfe und Teller von japanischem und chinesischem Porzellain hervor, um damit seine Tafel zu zieren; die Kaffeeschalen besonders sind so chinesisch eingeschrumpft, daß eine eitle Dirne aus dem Schwarzwalde sie ganz füglich als Fingerhüte anstecken könnte. Die Damenschuhe haben chinesisch aufgebogene Schnäbel. Die Oefen sind auf chinesische Art in den Fußböden angebracht, und wärmen durch Röhren. Kurz, nichts fehlt uns, um ganz Chinese zu seyn, als eine kleine chinesische Mauer.

Jüngsthin hatten wir einen ganz chinesischen Prozeß; man fand bey acht oder zehn Goldarbeitern mehrere hundert Stücke Goldgeschmeide, worauf sie, statt der gesetzlichen, ihre eigne Kontrol gedruckt hatten, und die bey der Probe, die man damit vornahm, zu geringhaltig erfunden wurden. Der Prozeß war eingeleitet; die Angeklagten erschienen und . . . wurden losgesprochen. Man erfährt nicht warum und wie? und kann daher auch nichts weiter davon melden.

Sie erinnern sich doch noch der beyden alten Wirthsleute von Vaugirard, die angeklagt waren, ihr Dienstmädchen ermordet zu haben? Das Weib starb im Gefängniß, der Mann wurde losgesprochen. Dafür wurde ein Gensd'armes-Korporal tüchtig vor Gericht ausgescholten, weil er bey Erhebung der Mordthat nicht nach seiner Vorschrift zu Werke ging, und selbst nach dem traurigen Verfalle fortfuhr, jenes Haus zu besuchen, und ein inniges Verhältniß mit dem Wirthssohn zu unterhalten. Da das Mädchen jung und schön und nach dem Zeugniß der ganzen Gemeinde tugendhaft war, so könnte ihre Ermordung wol das Werk der Rache eines verschmähten Liebhabers seyn.

Der Prozeß der Gräfinn Normand ist noch nicht angefangen; jener, Reynier's gegen Michel und Boissière geht langsam vorwärts. Der arme Boissière ist zwischen zwey Feuern; während Michel gegen ihn noch immer seine Vorwürfe wegen Verfälschung des Kauf-Kontrakts wiederholt, klagt ihn Reynier auf Erfüllung der darin übernommnen Verbindlichkeiten, salvo recursu gegen Michel, an. Boissière's Advokat, Hr. Geirai, zeigt erstlich, wie abgeschmackt jenes ewige Zurückkommen Michel's auf eine einmal entschiedne Sache sey, und antwortet dann Reyniern, daß Boissière durch das Quitus, was er von Michel in Händen habe, aller für diesen übernommenen Verbindlichkeiten losgesprochen zu erachten sey, und Reynier sich daher einzig an Michel selbst halten müsse.

Neulich sah man einen hochkomischen Effekt unsrer Chinomanie. In einer berühmten Mädchen-Pension wurde ein Mädchen ausgeheirathet, und zur Kirche von allen ihren Gespielinnen begleitet. Die Braut war weiß, die übrigen Alle in Kleidern von Blaßrosen-Flor. Das war gut; allein Alle waren gleich chinesisch chaussirt und coeffirt; hatten Schuhe mit aufwärts gekrümmten Schnäbeln und die freyen Haare aufwärts in Form eines chinesischen Glockenthurms gewunden, von dem lange Korkzieher herabhingen. Die ganze heilige Ceremonie wurde dadurch zu einem Opern-Akte.

Böttigers Sabina ist übersetzt, und man empfiehlt das Werk unsern Damen, um sich gegen die Anfälle des chinesischen Fiebers (Chinomanie) zu heilen.

Molière's Vorlesung seines Tartüffe bey Minon, gemahlt von Monsiau, (vor zehn Jahren), ist nun von Anselin in Kupfer gestochen erschienen. Das Blatt ist fleißig gearbeitet, und erhält einen eignen Werth durch die Zusammenstellung der Portraite der berühmtesten Zeitgenossen Molière's.

W.

Nro. 298.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 14. December, 1813.

So stürzt ein Kodrus in Athen
Sich in des Feinds Gewühl.
So pflanzt ein Sparta sich Trophä'n
Des Ruhms bey Termopyl.
Michaelis.

Kodrus.

Weit stralet an des Himmels Bogen
Verbrannter Städte rothe Glut
Und des Ilissus blaue Wogen
Färbt schaurig der Erschlagnen Blut.
Schon herrschet vor der Hauptstadt Thoren
Der Sparter wutherfüllte Schar.
„So sind wir alle denn verloren,
„Und schützt kein Tempel, kein Altar?“

„Wenn unsrer Krieger Schilde brechen,
„Wo, Pallas, ist dein heil'ger Schild,
„Und willst du dein Athen nicht rächen,
„Was soll uns noch dein todtes Bild?“
Dies freveln Frauen, Kinder, Greise
Dicht vor des Bildes Majestät
Und höhnen im erhabnen Kreise
Des Tempels Opfer und Gebet.

Erschüttert von des Sparters Drohen,
Von seiner Kraft und seinem Glück,
Weicht auf den Mauern schon, den hohen,
So mancher Mann Athen's zurück;
Die Frau, den Säugling zu erretten,
Verlassen viele schon das Thor
Und ziehn die dargebotnen Ketten
Dem süßen Tod für Freyheit vor.

Da breiten sich des Königs Hände
Aus nach der Götter lichten Höhn:
„So soll mein Auge denn das Ende
„Des theuern Vaterlandes sehn;
„So soll die Schmach an meinen Namen
„Sich heften Ewigkeiten lang:
„Es fand das Volk aus Cekrops Samen
„Mit Kodrus Fluch und Untergang?“

Nach Delphi läßt er Boten senden,
Die eilen mit der Frage fort:
Wie so viel Elend abzuwenden?
Und von dem Dreyfuß tönt das Wort:
„Soll das Geschrey des Kriegs verhallen
„Und wieder aufblüh'n Stadt und Land,
„So muß zuvor der König fallen
„Durch seiner wilden Feinde Hand.“

Schon stehen von dem Götterschlusse
Vernichtet, sprachlos und erbleicht
Die Boten an des Thrones Fusse
Und Alles lauscht und Alles schweigt.
Doch dieser Todesstill' entringet
Die bange Ahnung bald ihr Recht,
Und Kodrus sagt: „Was ihr auch bringet,
„Heil oder Unheil, Boten, sprecht!“

Und mit dem Spruch aus ihrem Munde
Dringt ein Entsetzen starr und stumm,
Als schlüge Aller Todesstunde,
Rings um den hohen Thron herum.
Doch Kodrus steigt entzückt die Stufen
Und leuchtend wie ein Gott herab,
Und sagt: „Wen so die Götter rufen,
„Dem droht vergebens Tod und Grab.“

Den Purpur läßt er und die Krone,
Und, eilend durch die düstre Schar,
Nimmt er an Medon, seinem Sohne,
Des tiefsten Schmerzes Zeichen wahr.
Und er verweist es ihm vor Allen;
„Bin ich, fragt er, ein feiger Knecht,
„Und ist für Volkesheil zu fallen
„Nicht jedes Königs schönstes Recht?“

Er küßt ihn und mit schnellen Schritten
Dringt er hinunter bis zum Thor,
Eröffnet es und stieget mitten
In seiner Feinde Reihen vor.
„Der König, ach!“ schreit von den Thürmen
Der Menge Angst bey Kodrus Fall;
„Wer wird die Hauptstadt nun beschirmen,
„Mit ihm zerbricht ihr letzter Wall?“

Doch, wie Apollo es verheißen,
Ist seines Heldentodes Frucht
Entkräftung für des Feindes Eisen
Und Sparta's Heer ergreift die Flucht.
Versöhnt sind Menschen nun und Götter,
Die Tempel athmen Opferduft,
Und für des Vaterlandes Retter
Durchströmet Lobgesang die Luft.

Und hin zu Kodrus edlem Sohne
Erhob das Volk sich bald, und frug:
„Was nimmst du, Medon, nicht die Krone,
„So dein verehrter Vater trug?“
„„Sein Diadem darf Keiner tragen““
Spricht er, „„und keiner darf die Höhn
„„Des Thrones zu besteigen wagen.
„„Wer wollte dort nach ihm bestehn? —““

F. Laun.

Ein Wort über die Tauglichkeit der „Februare“ für die öffentliche Bühne.

Ich verstehe unter den Februaren diejenigen kurzen untersetzten Trauerspiele in Einem Act, welche dem Zuschauer, der von so kleinen Wesen so gewaltig angegriffen zu werden nicht erwartet, die Abendmahlzeit zu verderben pflegen, als da sind: Der 24ste Februar (auch die Wirkungen des Vaterfluchs genannt), von Werner; der 29ste Februar, (der auch die Folgen des Kinderfluchs heißen könnte), von Müllner, und der 24ste Mai, oder die Sühne, von Körner. Da ihrer, so viel ich weiß, bis jetzt nur drey sind, so will ich, ehe deren vier und mehrere werden, ein Wort über ihre Tauglichkeit für die öffentliche Bühne sagen, wobey ich jedoch bemerken muß, daß ich von dem dritten, welcher seine Tücke unter dem freundlichen Namen des Blüthe-Monats verbirgt, gänzlich abstrahire, weil ich nur die beyden unverkappten Februare (kurz aufeinander in Halle und Leipzig im August 1812) gesehen habe.

Ueber den 24sten Februar stehet gedruckt in den „Erholungen“ Nro. 33. v. J. 1812 das harte Wort:

„Mag künftig Gott vor solchen Februaren
„Die Bühne und die Christenheit bewahren!“

und der Beurtheiler des 29sten Februar in Nro. 34 des „Allgem. deutschen Theater-Anzeigers“ v. dems. J. bezweifelt, daß die Wahl solcher Sujets zur Darstellung auf der Bühne den Forderungen der Moral und Aesthetik entspreche, und bemerkt, daß diese nervenanspannende Darstellung mehrern Theaterfreunden zu ergreifend gewesen sey. *)

Es ist allerdings keine Kleinigkeit, mit anzusehen, wie die Hölle den von seinem Vater verfluchten Kuruth dahin bringt, den unerkannten Sohn um des Geldes willen zu ermorden, womit dieser ihn vom Elend retten wollte; und wie der Himmel den unschuldigen Knaben Emil, die Frucht einer unvorsetzlichen Geschwisterehe, fallen läßt von der Hand des verzweifelnden Vaters, welcher seinen Eltern geflucht hatte. Doch sehe ich nicht ein, was die Moral gegen Stücke einwenden könne, in welcher es fast buchstäblich nach der Bibel hergeht. Auch mag die Aesthetik um der Schwäche des Zeitalters willen, (die hoffentlich gleich dem jetzt regierenden Nervenfieber vorübergehend seyn wird) dasjenige nicht verwerfen, was Schiller das energische Schöne nennt. Und wenn einmal Furcht und Mitleid die Leidenschaften sind, welche das Trauerspiel erregen soll, so darf der Grad, bis zu welchem sie erregt werden sollen, schon darum nicht ängstlich bestimmt werden, weil, wie A. Klingemann in der „Zeit. f. d. eleg. Welt“ bey Gelegenheit seines Faust sehr richtig bemerkt, die Reizbarkeit des Zuschauers eine gar unbestimmte und veränderliche Größe ist. Inzwischen ist die Erregung jener Leidenschaften nicht der Endzweck der Tragödie, sondern blos das Mittel zu dem Zweck aller tragischen Kunst: Das menschliche Gemüth durch das Gefühl seiner eignen Kraft, seiner Unabhängigkeit vom Sinnlichen, zu vergnügen. Darum muß es in Leidenschaft gesetzt, aber auch zugleich auf den Weg gebracht werden, seine Freyheit dagegen zu behaupten, und der Schauspieler muß nicht blos da, wo der Dichter erschüttern und beugen, sondern auch da, wo er aufrichten und erheben will, mit seinem Talent ihm förderlich und dienstlich seyn. Wo das vergessen würde, da könnten Darstellungen solcher dramatischen Gedichte, welche die Phantasie gewaltig anregen, und das Herz mit rasch aufeinander folgenden Schlägen treffen, leicht in eine Art von Peinigung ausarten, und die Kunstfreunde, welche im Schauspielhause das Schöne suchen, würden ihren Genuß den Theaterfreunden aufopfern müssen, welche blos nach dem Angenehmen trachten.

Da es nun ungleich leichter ist, von den Bretern herab die Herzen zu zerreißen, als die Gemüther zum Gefühl einer selten geübten Kraft zu erheben, und da das Schwerere nicht eben aller Schauspieler Sache ist; so könnte man die Frage von der Tauglichkeit solcher Stücke für die öffentliche Bühne umkehren und fragen: Ob die öffent-

*) Die Fabel des Stücks, nebst einer Probescene, steht in den „Erholungen für Gebildete“ Nro. 75. v. J. 1812.

liche Bühne zur Darstellung der Februare tauglich sey?

Der Stoff der Braut von Messina ist auch ein tief erschütternder, aber Schiller bot die Macht der Dichtkunst zu dem Zweck auf, seine Wirkung auf das Gemüth zu brechen, und so gleichsam den Stoff durch die Form zu vertilgen. In den Februaren ist der Fall umgekehrt; die Dichtkunst übt hier ihre Gewalt über die Phantasie so, daß die Empfänglichkeit des Gemüths für den Eindruck der Fabel erhöht wird, und man muß schon vertraut mit dem Inhalte seyn, um an der Form sich ergetzen zu können. Hier muß es, so viel ich von der Sache verstehe, schwerer seyn für den darstellenden Künstler, seine eigne Gemüthsfreyheit gegen die Wirkung des Stoffs zu bewahren, und mithin doppelt schwerer, sie in dem Zuschauer zu schonen.

Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet legt es für eine öffentliche Bühne ein günstiges Zeugniß ab, wenn sie solche Stücke wagt, und, wie man zu reden pflegt, durchbringt, zumal im Manuscript, wo die Unbekanntschaft des Publikum mit der Fabel den Eindruck der Darstellung verstärkt; aber es wird gute Wege haben, daß diese kleinen Trauerspiele Mode werden, wie die kleinen Lustspiele, womit jetzt die deutsche Bühne übersäet ist.

Daher unterdrücke ich denn auch die Besorgniß, daß die leidige Nachahmungsucht die Bühne mit so viel Februaren beschenken werde, als der Februar im schlimmsten Falle Tage hat. Der 24ste und der 29ste — der wahre und der scheinbare Schalttag — erschöpfen die chronologische Merkwürdigkeit dieses Monats; und ich sehe nicht, was sich noch für ein Februar schreiben liesse, außer etwa ein „Dreyßigster", welcher aber nothwendig ein Lustspiel seyn müsste.

Geschrieben im April 1813.

† †

Schweizer Anekdoten.

7.

Ein altes Kloster, dessen Kirche noch jetzt neben dem bischöflichen Schlosse in Chur, ob zwar in zerfallenem Zustand, übrig ist, verdankte vormals seine wichtigsten Einkünfte einem seltsamen Ereigniß. Es hieß das St. Lucius-Kloster, von dem ersten Bischof von Chur und Patron des Bisthums, der um das Ende des zweyten Jahrhunderts soll gelebt haben. Im Jahr 1194 hatte der einzige noch sehr junge Knabe eines Edelmanns des hohen Rhätiens, Rutgars von Lympach, sich zur Erntezeit verirrt und konnte nicht wieder aufgefunden werden; alle Nachforschungen blieben fruchtlos, und verschafften auch nur nicht die mindeste Spur von dem Schicksale des Kindes. Da that der trostlose Vater das Gelübde: Er wolle an dem Tage, wo er seinen Sohn, lebend oder todt, wieder finden werde, sein ganzes Vermögen dem Heiligen schenken, dessen Fest auf jenen Tag fallen möchte, dem Kloster nämlich oder der Abtey des Landes, welche dessen Namen trüge. Am 12. Christmonat des nämlichen Jahrs ward das Kind unter einem Häufen Garben erstickt gefunden. Man vermuthete, es sey dasselbe an dem schwülen Sommertage, wo die Ernte in die Scheune gebracht ward, auf den Garben eingeschlafen, und es hätten die Schnitter unvorsichtiger Weise mehrere Garben über den Knaben hingeworfen, die ihn erstickten, und durch ihr Gewicht unmöglich machten, daß er sich helfen oder um Hülfe schreyen konnte. Der Vater erfüllte sein Gelübde, und übergab förmlich sein ganzes Vermögen und alle seine Besitzungen dem Kloster des heil. Lucius; es geschah die feyerliche Schenkung in Gegenwart Kaisers Heinrich VI. und des Bischofs von Chur. Ursprünglich war die Stiftung nur eine jenem Heiligen geweihte Kapelle gewesen; im J. 540 gründete der Bischof Valentinian das Kloster, worin noch jetzt seine Grabstätte gezeigt wird. Die ersten Bewohner desselben waren Benediktiner-Mönche; ihre Ausgelassenheit bewog den Bischof von Chur, Conrad von Biberegg, sie im Jahr 1140 aus, dem Kloster zu entfernen, und Premonstratensermönche an ihre Stelle zu rufen. Im Jahr 1350 verwandelte sich das Kloster in eine Abtey. Als 1529 der Abt Theodor Schlegel wegen landesverrätherischen Umtrieben enthaupter ward, verliessen alle übrigen Mönche die Stiftung. Es ward dieselbe unter diesen Umständen eingezogen, und der größte Theil ihrer Einkünfte den öffentlichen Schulen in Chur angewiesen. Seither werden nun also die von dem Tod eines Kindes herrührenden Schenkungen für die Erziehung der Jugend verwandt, und ihre Bestimmung gewährt Ersatz für die lange vorhergegangne nutzlose Verwendung.

Ein Spruch Salomo's.

Wohl Recht hat Salomo, der Weise,
Ich selbst erfuhr's zu seinem Preise,
Unheilbar ist, unheilbar bleibt ein Thor.
Den Malvd, den unter seiner Mütze
Ein schweres Uebel quält, ihn stampft' ich jüngst wie Grütze,
Und doch ist er ein Narr, ein Narr, noch wie zuvor.

Weisser.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Ein Vorfall komisch-tragischer Art hat ein Paar Tage über alle Gesellschaften beschäftigt. Sie erinnern sich wol noch, daß Talma vor einigen Monaten den Kritiker Geoffroy

in seiner Theater-Loge aufsuchte, und ihm mit so tragischer Wuth die gelenkigen Finger zerknitterte, zerquetschte und zerkratzte, daß Geoffroy acht Tage über nicht schreiben konnte. Man ließ dies dem französischen Orestes hingehen. — Vorige Woche hat ein obscurer Double oder Bouche-troux, (wie hier die Suppleanten der Schauspieler der ersten Klasse heißen), Colson, vom Théâtre français, für gut befunden, Talma nachzuahmen; vermuthlich glaubte er ein zweyter Talma zu seyn, wenn er in Talma's Fehler fiele. Er las in einem hiesigen Journal eine ziemlich herbe Kritik über Mlle. Duchesnoi, die so eben von ihrer Provinzial-Reise etwas fetter, als vorher, zurückgekommen war. Da Colson dieser Schauspielerinn den Hof macht, so glaubte er ritterlich gegen Alle und Jeden auf Schwert und Lanze beweisen zu müssen, daß sie die erste Schauspielerinn der Welt, selbst China mit eingeschlossen, sey. Er erkundigte sich nach dem Namen des Kritikers, und erfährt, daß es ein Auditeur vom Staatsrath sey. Sogleich eilt er ihn aufzusuchen; er war nicht zu Hause. Wo speist er? Da und da. . . . Colson ihm nach; aber er war schon fort, nach Tortoni's Kaffeehaus. Colson eilt hin, ruft ihn bey Seite, und macht ihm Vorwürfe über seine Kritik, was der Auditeur natürlich sehr lächerlich fand. Colson fordert ihn heraus, aber Jener hat keine Lust, sich mit einem Herkules von Colsons Statur zu schlagen. Da versetzt ihm Colson einige Streiche mit seinem Stock, und verwundet ihn heftig am Kopf. Er wurde verhaftet, und zum ewigen Ausschluß von allen Bühnen und zum sechsmonatlichen Gefängniß verurtheilt. Nach geendigter Strafzeit muß er zu einem Grenadier-Bataillon bey der Armee abgehen, wo er vermuthlich besser figuriren wird, als auf der französischen Bühne.

Man erzählt bey dieser Gelegenheit eine Anekdote von einem jungen Manne, der sich einer ähnlichen Ausforderung glücklicher zu entledigen wusste. Als er den Ausforderer nicht los werden konnte, ersuchte er ihn, ihm zu folgen. Bey einer Straßenecke, wo er Kommissionnaires, (Tagelöhner), wusste, hielt er an, und sagte zu zweyen von ihnen, indem er Jedem ein Fünf-Frankenstück in die Hand drückte: „Da seht ihr einen Menschen, der mich verfolgt; ich hoffe, ihr werdet mich vertheidigen!“ Der Ausforderer bemerkte das Manöuvre, und ergoß sich in Vorwürfe, daß er seine Zuflucht zur Canaille nähme. Nun fingen die Kommissionnaires Feuer, und entledigten sich ihres Auftrags, wie ihrer eignen Angelegenheit.

In der Biographie universelle (Michaud's) findet sich eine kurze historische Nachricht von einem gewissen J. P. Camus, Bischof von Belley, der am Anfang des 17ten Jahrhunderts lebte, und als der französische Abraham à Sta. Clara angesehen werden kann. Er predigte sehr stark gegen die Mönche, und machte sie häufig zu Gegenständen seiner Calembours. „In den alten Klöstern,“ sagte er, „da gab es noch große Mönche, (moins); sed illic passeres nidificabunt! Jetzt gibt es da nur moineaux, (Sperlinge)!“ — „Franz, der Stifter des Franciskaner-Ordens,“ sagte er bey einer andern Gelegenheit, „wirkte größre Wunder als Christus. Dieser habe mit fünf Broten und drey Fischen nur fünftausend Mann und nur Einmal in seinem Leben gespeist; Franz aber ernähre mit einer Elle Leinwand täglich vierzigtausend Müßiggänger.“ — Im Jahr 1614 predigte er vor den versammelten Reichsständen: „Was hätten unsre Väter gesagt, wenn sie die Offices de judicature an Weiber und Kinder in der Wiege hätten kommen sehen? Was ist noch übrig, als wie jener alte Kaiser Pferde in den Senat zu nehmen? Und warum auch nicht? Sind ja schon so viele Esel darin!“ — In Notre Dame hielt er eine Anrede bey der Aufnahme eines jungen Mädchens in den geistlichen Stand, und suchte die Zuhörer zu einer reichlichen Beysteuer durch die Worte zu bewegen: „Man empfiehlt Euerm Wohlwollen eine Demoiselle, die nicht reich genug ist, um das Gelübde der Armuth abzulegen!“ — — — Die Verehrer des deutschen Abraham werden gewiß sich beeilen, die Werke seines fränkischen Geistesbruders in ihre Bibliothek aufzunehmen; sie finden das Verzeichniß derselben im 3ten Band der genannten Biographie.

Etes vous toujours le secrétaire perpetuel de l'academie? fragte ein Zerstreuter neulich Hrn. Suard.

Man trägt noch immer Augengläser, die nur auf einer Seite concav sind, (auf der innern), und durch Concentrirung der Sehstrahlen die Augen weniger ermüden. Sie sind fast alle in Schildkrot gefasst.

Eine neue Art Escroquerie ist seit einigen Tagen ein Paar Mal wiederholt worden: Ein Weib trug Eau de vie de Cognac in großen Töpfen herum, und gab sich für die Verkäuferinn eines Distillateurs aus. Sie ließ Proben kosten, und verkaufte dann den Topf zu 24 bis 27 Franken. Wenn die Leute ihren Topf versuchten, so fanden sie nichts als gefärbtes Wasser. Das Weib wurde schon Einmal auf dem Betrug ertappt und samt dem Topf zum Polizey-Kommissär geführt. Im Hingehen hatte sie die Geschicklichkeit, dem Topf einen Stoß zu geben, und da lag das Corpus delicti ausgegossen im Rinnsaale. Da kein Beweis mehr gegen sie vorhanden war, und auch nicht ganz klar bewiesen werden konnte, wer mehr Schuld am zerbrochnen Topf hatte, sie oder der Träger, so ward sie nach einigen Tagen des Verhaftes wieder entlassen.

Es sind alte Klagen, daß die Schneider sich mit den ihnen anvertrauten Stoffen große Freyheiten herausnehmen; beyläufig wie die Schauspieler mit den Manuscripten dramatischer Dichter. Jemand, der sich diese poetische Lizenzen nicht gefallen lassen wollte, schickte das Tuch, das er so eben eingekauft hatte, zum Gewürzkrämer, ließ es wägen, und das Gewicht in des Kaufmanns Buch eintragen; dann sendete er den Schneider hin, es abzuholen. Als der Schneider mit den daraus verfertigten Kleidungsstücken zurückkam, wurden diese auch gewogen, und siehe da! es fehlten, trotz Futter und Knöpfen, noch vier Pfund am Gewicht. Der Schneider wurde vor den Richter gefordert, und musste, da das Buch des Kaufmanns Glauben hat, das Abgängige erstatten.

Es gehört jetzt zum Tone erst nach der dritten Schüssel Wein den Gästen einzuschenken. Und doch ist der Wein kein Kolonial-Produkt!! Weinbauern und Weintrinker leiden gleichmäßig unter diesem detonisirenden Tone, der so sehr gegen das gute alte französische Sprichwort verstößt: „Daß Nichts gesünder sey, als ein guter Schluck Wein nach einer guten Brühe.“

Den 24. November.

Ihre beyden Kaiserlichen Majestäten wohnten diese Woche der Vorstellung des neuen Ballets: Nina, bey. Gestern ritt der Kaiser durch die Stadt, das neue herrliche Postgebäude, Rue Rivoli, und andre Bauten zu besehen. — Revüen werden häufig gehalten, und es wimmelt hier von Truppen, unter denen man auch viele alte Garden sieht. Die Stellung der Konscribirten der frühern Jahre geht so gut von Statten, und ist so ergiebig, daß die Konscription von 1815 erst künftiges Jahr berufen werden wird.

Se. Majestät der Kaiser haben vorläufig 200,000 Franken zum Unterhalt der westphälischen Flüchtlinge angewiesen. Die neuen Nachträge zur Grund-, Fenster-, Mobiliar- und Personalsteuer mögen 200 Millionen Franken eintragen. — Alle Gerüchte von weitern Steuern oder von Erschaffung eines Papiergelds sind ohne Grund. W.

Nro. 299.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 15. December, 1813.

— Spricht in jener ersten Stadt der Welt
Nicht jeder Platz, nicht jeder Stein zu uns?
Wie viele tausend stumme Lehrer winken
In ernster Majestät uns freundlich an!

v. Goethe.

Andeutungen über Florenz und Rom 1795 und 1796.

I.

Florenz.

Die Apenninen, so weit mein Blick auf unserm Wege sie bestreichen konnte, zeichnen sich durch den vorherrschenden Charakter von Kahlheit und Oede sehr unerfreulich aus, und ein Landschaftmahler kann sie, ohne den allermindesten Verlust, mit verbundenen Augen oder gefesselten Händen übersteigen. Nur sparsam erblickt man hier und da krüppelhaft verzwergte Kastanien- und Eichbäume. Des, nach Lalande's Zeugnisse, magisch-pittoresken Erdfeuers, unweit Pietra Mala, wurden wir nicht froh, weil es nur durch die Dunkelheit versichtbart wird, und unser eilfertiger Lauf bey voller Tageshelle daran vorüberstreifte.

Die wundersame Kerze lodert oft so hell und hoch empor, daß alle benachbarte Gebirgshöhen davon wiederstrahlen. Der Boden, aus welchem der Feuerstoff aufquillt, ist ohne Ritzen und Spalten. Fast immer pflegt bey heftigen Stürmen die Flamme zu erlöschen. Nähert sich aber alsdann der Hauptstelle nur ein brennendes Papier oder Schwefelholz, so säumt die merkwürdige Naturerscheinung keinen Augenblick, ihren alten Charakter wieder anzunehmen.

Der Paß über die Apenninen, welcher nach Florenz führt, ist musterhaft unterhalten, und gleicht einer gediegenen Erzmasse. Man kann darüber, des beflügelten Fortkommens wegen, aller nackten und abgeschälten Bergketten leicht vergessen, welche der ganzen Gegend einen höchst langweiligen und melancholischen Charakter ausdrucken.

Welche liebliche Wandlung der Scene, als wir Thal ein dem Dorfe le Maschere entgegenfuhren! Verklärt musste, nach solchem Kontraste, der Blick durch eine Landschaft werden, wo die königliche Pinie neben Cypressen ihren schirmförmigen Wipfel gleich einer Insel des Luftreichs verbreitete, und Olivenwälder, Lorbergebüsche, Feigenbaumgruppen und Mirthenhecken den glückseligen Himmelsstrich ankündigten, wo man das Urbild von Pindars Goldorangen-Gärten auf den Inseln der Seligen beym ersten Hinblicke zu erkennen glaubt.

Was jedem Reisenden, der seinen Einzug in Florenz hält, ganz vorzüglich auffallend erscheinen muß, ist eine Straßenpflasterung, die bis hieher, ohne die Poesie bey solcher Behauptung in Anspruch zu nehmen, sicherlich auf dem ganzen Erdboden ohne Seitenstück blieb.

Wie man auf sanfter Wasserfläche kaum des Fortschwebens vom Nachen gewahr wird, so bemerkt man auch hier die Bewegung des Fuhrwerkes kaum auf den großen Basaltplatten, wagerecht und musivisch zusammengefügt, als wären sie mit Einem Gusse gegossen.

Die Kuppel des Doms von Florenz hielt bekanntlich der oft paradoxe und kritische Michael Angelo für das höchste Meisterwerk der Baukunst, und für den Triumph ihres Architekten Bruneleschi, der das zu seiner Zeit wenig erkannte Verdienst sich aneignete, nach den antiken Modellen zu studiren. Er warf sich zum entschiedensten Antagonisten des immer weiter umgreifenden Gothengeschmacks auf, und verließ die Schranken als glücklicher Sieger. Er wölbte seine Riesenkuppel, des unglaublichen Hohnlachens aller zusammenberufenen Baumeister von ganz Europa nicht achtend, mit sicherer Berechnung ohne Armatur, und wurde der Schöpfer des berühmtesten architektonischen Heldenwerks eines großen Zeitalters. Die Wundererscheinung der St. Peterskuppel in Rom datirt ein Jahrhundert später. Bruneleschi starb 1444. Dieser Bau misst vom Fußboden bis zum Thürmchen, welches die Kuppel krönt, anderthalbhundert Klafter Höhe, und die emporführende Treppe zählt fünfhundert und zwanzig Stufen.

Der treffliche Künstler Bruneleschi war Goldarbeiter, Bildhauer, Uhrmacher, Kupferstecher, Mahler und Baumeister, und also beynahe noch vielseitigern Talents, wie der treffliche Leonardo da Vinci.

Die schachbrettartige Bekleidung des hehren Tempels mit schwarzem und weißem Marmor erhöht seinen edeln und großen Charakter durch den Zusatz des Ungemeinen und Feyerlichen. Am Eingange zeigt sich ein Gemählde von Orgagna, das den Sänger der Comedia Divina, im Lorberkranze, auf einer blühenden Wiese spazierend, vorstellt. Das Kolorit an diesem interessanten Bilde hat sich, trotz der vier Jahrhunderte, welche daran vorüberstreiften, ausnehmend frisch und lebhaft erhalten. Mit einem andern Werke des Orgagna, der auch als Bildhauer und Baumeister seinem Zeitalter zur Ehre gereichte, soll dies weniger der Fall seyn. Ich meine sein Weltgericht in Pisa, welches er aus lauter Porträtfiguren zusammensetzte, Freunden und Feinden zum Denkmal. Erstere jubiliren in der Glorie des Paradieses, und Letztere flackern, wie Bürger sich ausdruckt, im Schwefelpfuhle des Höllenreichs.

Das Porträt von Giotto, welcher im freundschaftlichen Verein mit Cimabun, den ächten Geschmack in der Mahlerkunst nach langer Verfinsterung und Barbarey zu Leben, Thätigkeit, Kraft und Würde wieder erweckte, darf als edle vaterländische Zierde der Domkirche von Florenz eben so wenig mit Stillschweigen übergangen werden, wie das eben erwähnte Gemählde seines großen Zeitgenossen und warmen Lobredners Dante. Das Andenken dieses Lieblings der Musen wird im Gedächtnisse der Florentiner unter andern auch durch einen bey der Domkirche liegenden Stein, immerwährend fortleben, auf dem der ehrwürdige Dichter, zufolge der Tradition, nach ermüdenden Promenaden gewöhnlich ausruhte, und welche bis auf den heutigen Tag noch Sasso di Dante heißt. Es hat für mich ein besonderes Interesse, berühmte Namen auch von der untern Volksklasse nennen zu hören, weil das auf National-Selbstgefühl einwirkt und hindeutet, als welchem die meisten staatsbürgerlichen Tugenden sich anschmiegen oder einimpfen.

Ein schöneres architektonisches Kunstwerk, als die Taufkapelle, (il Battisterio), lässt sich kaum in einem Zaubermährchen denken. Sie bildet, gleich dem Thurm der Winde zu Athen, ein Oktogon. Ihre vortheilhafte, von allen Seiten unbeschränkte Lage, trägt allerdings auch sehr dazu bey, den Effekt ihres ästhetischen Eindrucks zu erhöhen. Sie prangt in der Marmorbekleidung der Domkirche, die zu den edelsten gehört, welche man jemals mit allem Rechte bewundert hat.

Alle Kinder, so in dem ein und achtzigtausend Einwohner zählenden Florenz das Licht erblicken, werden in diesem freundlichen Lokal getauft; daher denn auch die Sakristane sich, Tag aus Tag ein, unablässig in eine Art von Belagerungzustand versetzt glauben müssen. Die drey Doppelthüren von Bronze sind so trefflich gearbeitet, daß Michael Angelo sie für würdige Thorflügel des Paradieses erklärte. Zwey derselben erschuf Lorenz Ghiberti, die dritte Andreas Pisani. Ghiberti gilt für einen der vorzüglichsten Künstler in Erz. Seine Nebenbuhler übertraf er sämtlich durch richtige Zeichnung und elegante Politur des Metalls.

In der Menge seiner Figuren bewundern wir hauptsächlich natürliche Attitüden und schickliche Anordnung. Seine Zeichnungen haben gleich den Raphaelischen keinen Preis.

Er starb 1455, alt sieben und siebenzig Jahre.

Für den Pabst Eugenius den Vierten verfertigte Ghiberti eine Goldkrone, dekorirt mit Edelsteinen und Perlen, den Werth von dreyßig tausend Dukaten übersteigend, welche dem eigensinnigsten Wappenherolde nichts zu wünschen übrig ließ. Den Fußboden des merkwürdigen Gebäudes zieren, musivisch eingelegt, die Figuren des Thierkreises.

Auf dem Platze vor dem Palazzo vecchio gewährt die Kolossal-Bildsäule Neptuns einen großen und majestätischen Anblick. Die Homerische Charakteristik des erderschütternden Gottes ist vollkommen in dieser Statue wiedergegeben, die einem der schönsten öffentlichen Brunnen von Florenz zur Zierde dient. Sie gehört indeß keinesweges zu den Werken, welche das Lob ihres Meisters Ammanati am beredtsten aussprechen, indem er nicht als Bildhauer, sondern als Baumeister die höchste Staffel seiner Berühmtheit erstieg. Durch die drey kunstvollen, jeder Ueberschwemmung Trotz bietenden, Arnobrücken erwarb er sich um seine Vaterstadt, wo der Name Amma-

nati noch bis auf den heutigen Tag mit achtungsvoller Dankbarkeit genannt wird, unsterbliches Verdienst. Er starb im Jahr 1592. Auch durch musterhaften Lebenswandel überhaupt und strenge Pflichterfüllung als Hausvater insbesondere gelangte dieses Künstlers Andenken rühmlich und anziehend auf die Nachkommen.

Seine Brücken bestehen, ohne der leichtesten Reparatur bedurft zu haben, seit dem Einsturz der alten, durch eine der wüthendsten Ueberschwemmungen unter Kosmus dem Ersten, nun schon volle zweyhundert und vierzig Jahre. Für die originellste und studirteste hält man die Dreyfaltigkeit-Brücke. Leicht über den Fluß gesprengt, zeigt sie die Joche schmal, die Bogen aber so breit und jedem Augenmaß so unbegreiflich flach, daß die Haltung des Ganzen als ein Wunder erscheint. Der Mittelbogen überbietet wegen der unerhörten Spannung von neunzig Fuß im Lichten jede antike und moderne Konstruktion dieser Gattung.

Ein bedeckter Gang von drey Arkaden, genannt la Loggia, enthält mehrere bedeutende Sculpturwerke der neuern Kunst.

Donatello's Judith von Bronze, im Begriffe dem Holofernes den Kopf abzuhauen, führt folgende sinnschwere Unterschrift: Publicae salutis exemplum cives posuere. Dieses trefflichen Bildhauers Hauptwerk befindet sich in der Kirche della Santa Croce, und besteht in einem prachtvollen Basrelief, die Verkündigung der heiligen Jungfrau darstellend. Von den modernen Bildhauern wurden sehr Wenige so häufig, von kompetenten Richtern, den Meistern Athens und Roms an die Seite gestellt, als Donatello, vorzüglich wegen seines musterhaften Geschmacks in Stellungen, Gewändern und Umrissen. Auch fesselt uns hier des berühmten Benvenuto Cellini Perseus mit dem Medusenhaupte, von Bronze. Dieser Florentiner war Goldschmidt, Medailleur, und, in gleich vollkommenem Verhältniß, Bildhauer. Er ward sein eigener Biograph. Die Lebensgeschichte, welche dem abenteuerlichsten Romane gleicht, ward auf Kosten des deutschen Tonkünstlers Bernstatt zu Neapel im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts gedruckt.

Banco Bandinelli, von dem sich in der Gallerie eine Kopie der Gruppe des Laokoon befindet, verfolgte den wackern Meister Cellini unablässig mit Neid und Haß, weil es ihn bedünken machte, als habe sich dieser von Päpsten und Kardinälen allzugnädiger Blicke und allzugünstiger Auszeichnungen zu rühmen. In seinem Lebens-Berichte erwähnt Benvenuto Cellini unter Andern einer goldnen Medaille, die Michael Angelo's Beyfall erhielt. Sie stellte den Herkules vor, welcher einem Löwen den Rachen aufreißt, und ward vom Urheber selbst seinen gelungensten Kunstwerken beygezählt.

Das Gallerie-Gebäude ward unter Vasari's Leitung in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts aufgeführt. Er gab ihm die Form eines griechischen Π.

Niemals verschmerzen werd' ich es können, daß mir wegen des allzukurzen Aufenthalts in Florenz, dieser ersten Bildnerinn des neuern Europa, wo die Sonnen Dante, Buonaroti, Petrarka, Boccaccio, Machiavelli und Galilei einst in begeisternder und erweckender Herrlichkeit leuchteten, kaum ein flüchtiger Ueberblick des unermeßlichen Kunstschatzes der Gallerie vom eilgebietenden und vorwärtstreibenden Schicksale gewährt wurde. Trotz dieser Unbefriedigung haben dennoch die Schöpfungen Raphaels, Correggio's, Titians und Guido's, vor allen aber du, erhabene Niobe, mit deinen Kindern, den lieblichen Urbildern jungfräulicher Seelenreine, gleich den göttlichen Ideen Platonischer Schönheit, unauslöschbar meinem Gemüthe sich eingedrückt.

Unter den Sculpturwerken außerhalb der Tribune dieses Sanctuariums des herrlichen Tempels scheinen mir die erheblichsten: Amor und Psyche sich umarmend, als die holdeste Versinnlichung des Kusses; eine Siegesgöttinn mit emporgehobenem Kranze; Anadyomene, dem Bad entsteigend; ein schlafender Amor, aus dem Zeitalter des Stils der Grazien, zwischen Perikles und Alexander; Herkules mit dem Centauren Nessus; eine Vestalinn mit der Opferschale, herrlich drappirt; ein junger Herkules als Schlangenwürger; ein Ganymed mit modernem Kopfe; Venus-Urania, ein treffliches Marmorbild, man weiß nicht aus welchen Gründen seit einigen Jahren der Tribune nicht mehr werth geachtet, und der berühmte antike Eber. Unter den Porträt-Monumenten glänzen hauptsächlich hervor die Büsten von Sophokles, Cäsar, Cicero, Nero, Seneka, Vespasian, (auffallend durch die Aehnlichkeit mit dem großen Haller), Titus, Hadrian und Antoninus pius. Diese merkwürdige Büstensammlung dehnt sich, was die Imperatoren-Bilder betrifft, ohne Lücke, von Julius Cäsar bis auf Alexander Severus aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Zweykampf.

Guido.

Du willst mein Nebenbuhler seyn?
Wir schlagen uns.

Julius.

Wohl! Nur verschiebe
Den Zweykampf noch bis Morgen.

Guido.

— — Nein!
Ich bin verliebt, und wenn ich bliebe,
Kämpf' ich für Stella heut allein;
Wer weiß, ob ich Sie morgen liebe.

Hg.

Der Gaskogner an Betty.

Zu lange schwieg ich, Holde, Schöne!
Ach, ahntest du's vielleicht zuvor?
Du bist es, die ich auserkohr,
Daß, gönnend mir, was ich ersehne,
Sie mit dem Schicksal mich versöhne! —
O schenke mir — zeh'n Louisd'or!

Hg.

Vorsicht.

„Nein! Länger halt' ich's nicht mehr aus“
Rief ein Gaskogner ohne Schirm und Haus.
„Der Regen platzt, wohin man nur sich wendet:
„Drum bleib' ich stehen, bis er endet.“

Hg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, November.

Der Redakteur der Wiener Theater-Zeitung, Adolph Bäuerle, ist nunmehr auch als dramatischer Dichter aufgetreten, und hat ein Produkt hervorgebracht, welches er „die Bürger in Wien“ betitelte, und welches ein analoges Gemählde in drey Akten seyn soll. Das Beywort analog bezieht sich wahrscheinlich auf die Bürger in Wien, die dem zu Folge eine ganz eigne Form haben müssen. Ein junger, aber mit einem reichlichen Einkommen versehener, Dichter liebt ein Mädchen, welches von einem grundschlechten Negocianten, der es am Ende durch List, mit Hülfe oder doch Einwilligung der Mutter, in einem Kahn auf der Donau entführt, geliebt wird. Das Mädchen liebt aber auch den jungen Dichter, hört seinen Ruf, springt aus dem Kahn ins Wasser; der Liebhaber, nämlich der Dichter, hintendrein, und so erfolgt eine Rettungs-, Bestrafungs- und Heirath-Scene. Einige Episoden verlängern und beleben das Machwerk, das die Charaktere größtentheils nur flach zeichnete, und bey der Aufführung — sie erfolgte auf der Leopoldstädter Bühne — nur insofern Wirkung machte, als der wirklich brave Komiker, Ignaz Schuster, seine Hauptrolle durch Lebendigkeit und Wahrheit des Spiels zu heben wußte; das Stück ist übrigens ganz auf das Lokal berechnet, und hat daher einen sehr beschränkten Werth, welches zum Theil schon daraus hervorgeht, daß es selbst in Brünn kalt aufgenommen wurde, obgleich der dort sehr beliebte Direktor Korntheuer die Rolle des Ignaz Schuster mit dem glücklichsten Erfolg spielte. Ein patriotischer Schlußchor und einige gute Dekorationen halfen den Beyfall vermehren. Der Verfasser hatte sich vor der ersten Verstellung nicht genannt; das Publikum war aber besser unterrichtet, rief ihn hervor, und sah ihn erscheinen. Das ist doch in der That sonderbar.

Die erwähnte Theater-Zeitung schleppt mühsam ihre Existenz fort, und wird wahrscheinlich wegen Mangel an guten Mitarbeitern bald ganz eingehen. Sie liefert wenig Original-Aufsätze, und diese wenigen mit so wenig Kraft und Umsicht, daß man sie nur ironisch kritisch nennen kann. Wie wenig die Herausgeber über das Wesen der Schauspielkunst nachgedacht haben, und wie verwirrt ihre Begriffe sind, geht beyspielweise aus dem Umstand hervor, daß eine Schauspielerinn, welche die Agnes Bernauer gab, angewiesen wurde, die Theile ihrer Rolle jedes Mal auf eine höchste Idee zu abstrahiren. Sie bat um eine Erklärung, und erhielt eine Erklärung, die gegenwärtig den andern Zeitschriften Stoff zu mancherley Betrachtungen und Spottaufsätzen über die höchste Idee gegeben hat. —

Mad. Korntheuer, geborne Unzelmann, Gattinn des Direktor Korntheuer in Brünn, hat im Theater nächst dem Kärnthner Thor und an der Wien einige Gastrollen gegeben. Sie sang und spielte die Emmeline in der Schweizerfamilie, und Rosine, die Frau des Schusters, im lustigen Schuster, mit Beyfall, und hatte den Charakter der Marie im Raoul Blaubart im Ganzen gut aufgefaßt. Ihre Stimme ist rein und angenehm, für unsre Theater aber nicht ergiebig genug; ihr Vortrag gebildet. Man wollte indessen eine gewisse Kälte im Spiele wahrnehmen, welche vielleicht Folge der Schüchternheit war, wodurch die Uebereinstimmung der Aktion mit der Rede geschwächt wurde. Hr. Korntheuer trat in einigen komischen, von ihm schon gesehenen, Rollen auf, und erhielt, wie immer, den Beyfall, den die Laune und Lebendigkeit seines Spiels verdient. — Die kurz vorher erwähnte komische Oper: Der lustige Schuster, wurde uns hauptsächlich durch das herrliche vollendete Spiel der Mlle. Buchwieser, welche die Gräfinn darstellte, interessant. Es ist wol schwerlich möglich, eine gute feingebildete Sängerinn zu finden, die, wie sie, mit dem Gesange so viel richtige Mimik und Aktion verbindet. Es ist Alles dergestalt genau berechnet, daß man weder etwas abnehmen, noch zusetzen kann. Sie ist die Stütze unsrer Oper, vorzüglich wenn sich solche im Umgangston bewegt, der ihr mit allen Nuancen der Feinheit zu Gebot steht. Unsre Almanachschreiber und Dichterlinge haben ihre Verdienste schon vielfältig überhaupt, insbesondre aber dasjenige, was sie in der Rolle der Gräfinn entwickelte, auf folgende Art besungen:

Ruhig, stolze Gräfinn, laß das Zanken,
Bist des Schusters Weib nun einmal doch.
Lerne Gott für diese Prüfung danken,
Beuge deinen wohlgeformten schlanken,
Zarten Leib in niedrer Arbeit Joch.
Glücklich magst du dich noch immer schätzen,
Denn ein Ende nahet deiner Pein!
Aber sieh ins Buch der Zeit hinein,
Sieh, wie tausendarmig das Entsetzen
Oft den Hochmuth würgt, wie mit den Schätzen
Ihrer Räuber sich die Armen freu'n ꝛc.

Das muß denn doch wol als poetisch anerkannt werden, wenn gleich ein bösartiger Kritiker einst hinzusetzte: Risum teneatis! poeta surrexit!

Die Oper-Direktion des Theaters an der Wien thut für die Oper sehr viel. Sie hat davon einen neuen Beweis gegeben, indem sie einen jungen Mann, Stoeger, als Tenoristen engagirte, und ihm zur Ausbildung einen Sing- und Tanzmeister hält. Es ist nur zu wünschen, daß sie in der Wahl nicht fehlgriff; denn die Figur des Hrn. Stoeger eignet sich nicht ganz zum Theater, und seine Stimme ist in den Mitteltönen zwar sehr lieblich, allein sie läßt kalt, weil ihm der eigentliche Ausdruck, die Harmonie des Gesanges mit dem Spiel, das Beleben der Worte, welches im Innern des Sängers liegt, und Kunstsinn heißt, abgehen. Er trat zum ersten Mal mit mäßigem Beyfall im lustigen Schuster als der Freund des Grafen auf, und späterhin in verschiednen kleinen Rollen, deren Darstellung den Anfänger im eigentlichen Sinne des Worts verriethen.

Der Hof-Schauspieler Ferdinand Ochsenheimer, welcher während sechs Jahren auch im Theater an der Wien, welches kein Hof Theater ist, vormals aber mit demselben vereinigt war, spielte und manchem schwachen Stück aufhalf, ist nunmehr von demselben zurückgetreten, wodurch das Ganze allerdings leidet.

Nro. 300.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 16. December, 1813.

Gestärkt am Herzen durch Hundestreu'
Erstand er neu.

Bürger.

Rettung.

Vom stillen Alpenkloster schied
Im Frost ein Pilger schnell.
Fidel, sein Hündchen, springt voraus
Mit freudigem Gebell.

Er sieht mit Staunen rings um sich
Des Winters Majestät,
Und betet still den Schöpfer an,
Indem er thalwärts geht.

Da tönt's, wie dumpfer Donnerhall;
Da kracht's und rollt's im Nu,
Und eine Schneelawine deckt
Den Wandrer plötzlich zu.

Sein Hündchen eilt zurück und sucht
Wol auf und ab die Höh',
Und schnobert, nahe seinem Herrn,
Und scharrt umsonst im Schnee.

Es fliegt den frommen Mönchen zu,
Es wedelt, winselt dort,
Und lockt zu rascher Hülfe sie
Mit Schmeicheleyen fort.

Schon weilt es, wo sein lieber Herr
Verschüttet lag, und bellt.
Sie graben nach — Er hörts und ruft,
Wie aus der Unterwelt.

Sie rasten nicht — sie schaufeln fort
Wol eine Stunde lang —
Er ist's — er tritt aus seinem Grab:
„Ihr Retter! — Meinen Dank!" —

„Nicht wir, mein Freund, dein Retter ist
„Der kleine treue Hund." —
Er forscht. Sie thun, was sich begab,
Dem Tiefgerührten kund.

„Als ob er uns verstünde, hüpft
„Dein Hund empor an dir."
Er drückt ihn weinend an sein Herz
Und küßt das gute Thier.

„Nun hab' ich deinen Werth erkannt,
„Du Freund in höchster Noth!
„Dich lohne steter Ueberfluß!
„Ich denke dein im Tod.

„Einst soll mein Retter, mein Fidel,
„Auf meinem Leichenstein
„Dein Bild, dein Nahme, deine That
„Schön eingegraben seyn."

H s.

Andeutungen über Florenz und Rom 1795 und 1796.

(Fortsetzung.)

Mit Schauern heiliger Entzückung treten wir in die Tribune. Durch die gleichvertheilte von der Laterne der Kuppel herabströmende Lichtmasse erscheinen die Göttersformen und Wundergestalten in jener himmlischen Verklärung, die alle Tageshelle, welche von oben einfällt, jedesmal hervorbringt.

Hier entzücken uns die fünf berühmtesten Statuen des Alterthums, welche Florenz nach der Niobe und ihren Kindern aufzuweisen hat. Die Venus von Medicis, das Symplegma der Ringer, der Schleifer, der das Stabillum tretende Faun, und der Apollino. Winkelmann hat über diese Zauberschöpfungen des Genius von Hellas und Rom mit poetischer Begeisterung und kritischem Scharfsinne kommentirt. Man müsste wenigstens ein Lessing oder Heyne seyn, um darüber nach ihm noch ein darstellendes oder charakterisirendes Wort ohne Vermessenheit vorbringen zu wollen.

Der berühmte Britte Smollet, welchen Yorik unter dem Namen Smelfumgus der Lächerlichkeit Preis gibt, war durch düstre Hypochondrie so tief herabgekommen, daß er mürrisch wieder aus der Tribune forteilte, ohne von der holden Mediceerinn etwas anders der Betrachtung würdig gefunden zu haben, als die Rückenpartien.

Die Gemählde der Tribune gehören sämmtlich den italienischen Werkstätten an, mit Ausnahme weniger Bilder von Albrecht Dürer, Lukas von Leyden, Rubens und van Dyck.

Man ordnete, sehr verständig die Gesetznormen des Höchsten in der Mahlerey, nach den einmal systematisch angenommenen Schulen. Jetzt nur noch, um nicht langweilig und nachsprecherisch zu werden, für meine Freunde und mich, die Aufzählung der Hauptwerke, in trockner Katalogsform, dennoch aber jedem Künstler oder Kunstfreunde nicht unwillkommen, dem die ewigen Namen der darin genannten Meister durch den unsichtbaren aber allseitig wirkenden Schutzgeist des Großen und Schönen ins Herz gegraben wurden.

Tizian.

Die ruhende Venus mit dem Blumenstrauß in der Hand, von welcher der Fürst von Anhalt-Dessau eine gelungene Kopie aus Italien in die Heimath brachte.

Raphael.

Der schon oben bey Bologna angeführte Johannes in der Wüste; zwey Madonnen, angelächelt von den Kindern Jesus und Johannes. Gleiche Charakteristik im Allgemeinen; nur muß unterschieden werden, daß auf dem vorzüglichsten der beyden Bilder die Kleinen mit einem Vogel spielen, und endlich die bekannte Formarina von seiner Hand mit eben der Liebesgluth gemahlt ist, womit sie, als eine wahre Armide, das Leben ihm verkürzte.

Hanibal Carracci.

Sein Triumphbild, eine Bacchantinn, deren unendlich schöne Rückenformen die kritische Muskelnzählung des Michael Angelo selber nicht scheuen durften. Der Satyr, welcher ihr Trauben darbietet, erhöht durch den Kontrast seines in Helldunkel gestellten braunen Körpers die blendende Weiße der entzückenden, mit Sonnenglanz übergossenen, Hauptfigur. Die Zeichnung ward eben so korrekt und leicht als die Carnation warm und lebendig behandelt.

Guido Reni.

Sein bestes Bild im heiligen Stil, die Halbfigur einer Madonna, von der sich eine gute Kopie zu Luisium, dem Sommeraufenthalte der Fürstinn von Anhalt-Dessau, befindet.

Guercino.

Ein lebensgroßer Endymion, und die bekannte Sibylla Samia, von welcher das Augenlicht, nach dem Ausdrucke eines sinnvollen Kenners, in ferne Zukunft bang verloren hinstralt. Ihr Mund scheint angehaucht vom Geiste der Weissagung.

Lanfranco.

Eine Halbfigur des heiligen Petrus. Das Kolorit ist, wie in allen Bildern dieses Künstlers, viel zu schwarz, und das Helldunkel nicht in Harmonie mit dem Ganzen. Durch wohlberechnete Anordnung der Gruppen, schön geworfene Gewänder und kühne Verkürzungen, bey welchen Correggio ihm als Musterbild vorschwebte, erwarb er sich die Celebrität, welche zu Rom, hauptsächlich wegen der Kuppel der Kirche St. Andrea della Valle, noch bis bis auf gegenwärtigen Augenblick fest besteht. Die Figuren des Riesengemähldes haben über zwanzig Fuß Höhe, erscheinen aber, von unten auf betrachtet, in den richtigsten Proportionen der Natur. Die Farben trug er mit Schwämmen auf. Dies war keine eitle Grille des Mahlers. Er fand ein solches Verfahren seinen Absichten am zusagendsten, die auf große und frappante Wirkungen hindeuteten.

Leonardo da Vinci.

Herodias, die das Haupt Johannes des Täufers aus des Henkers Hand in Empfang nimmt. Mehrere Kunstrichter schrieben blos die Idee des Bildes dem großen Leonardo, die Ausführung hingegen einem seiner Zöglinge, entweder Luini oder Solario zu.

Andrea del Sarto.

Er gruppirte mit vollkommener Zeichnung und glänzendem Kolorit eine Madonna zu dem Evangelisten Johannes und dem heiligen Franciskus. Dieses Werk heißt allgemein eins der trefflichsten dieses großen Meisters. Bekanntlich aber erklärt ganz Europa auch nach Cochins gerechter Anerkennung die Madonna del Sacco, im Kreuzgange des Klosters l'Annunziata auf frischem Kalk ausgeführt, für sein Hauptbild. Ein Gemählde von entzückender Schönheit! Große Manier! Treffliche Zusammensetzung! Beherzte Pinselstriche! Zierliche Faltenwürfe! Edle Gesichtsbildungen! Das berühmte Kunstwerk ist mit Schraffirungen, die aber nur einem Falkenauge bemerkbar sind, ausgearbeitet.

Daniel von Volterra.

Eine sehr figurreiche Darstellung des bethlehemitischen Kindermordes, ohne jedoch sich widriger Ueberladung schuldig zu machen, wie es von dem eifrigen Schüler des in diesem Punkte mehr theoretisch als praktisch schulgerechten Michael Angelo zu erwarten war. Alles ist in wohlgeordnete Gruppen vertheilt.

Pietro Perugino.

Eine Madonna mit dem Kinde, aneinander geordnet mit Johannes dem Täufer, und dem heiligen Sebastian. Wegen der immer wiederkehrenden Familienphysionomien seiner historischen Kompositionen ist Perugino nirgends zu verkennen.

Michael Angelo Buonaroti.

Die Gruppe der Madonna, Josephs und des Kindes. Fünf nackte Figuren erscheinen im Hintergrunde. Vasari erzählt uns, daß der erhabene Meister dies Bild für einen gewissen Agnolo Doni verfertigte, „Certamente, setzt er hinzu, delle sue pitture in tavola, ancora che poche sieno, é tenuata la piu finita e la piu bella opera che si truovi.“ Des artistischen Löwen tiefer Ernst spricht aus allen Figuren. Heiligkeit sind der Mutter und des Kindes entschiedener Charakter.

(Die Fortsetzung folgt.)

Als Julchen starb.

Das edle Julchen ist dahin,
Verblüht im Lenze, gleich der Rose;
Doch lebte sie genug, nach höher'm Sinn:
Zu frühe stirbt allein der Tugendlose.

Hg.

Cleon.

Zehnmal schlug mit seinem Federrohr
Cleon an des Musentempels Thor.
Doch umsonst. Da kroch er, winzig klein,
Hinter einem großen Mann hinein.

Pfeffel.

Befriedigung der Neugierde rücksichtlich Mustoxidi's und Orelli's.

(Siehe Morgenblatt Nro. 237, den 4. Oct. 1813.)

„Man ist begierig zu vernehmen, was weiter daraus entstehn wird.“

Einzig dasjenige, was einem Griechen und einem Schweizer ziemt. Obschon Orelli den zuvorkommenden Antrag Mustoxidi's ablehnen mußte, so bot er ihm zugleich an, ihm die einzelnen Bogen seiner Ausgabe, so bald er selbst sie erhalten hätte, unverzüglich zu übersenden, mit völliger Freyheit, davon einst zu benutzen, zu übergehen, zu widerlegen, was und wie es ihm gefiele. Mustoxidi, der die Literatur nicht als ein Handwerk betrachtet, nahm solches an. Der Vertrag ist genau erfüllt worden, und zwar so, daß dem Griechen auch handschriftlich neue kritische Bemerkungen mitgetheilt wurden. Ungewiß ist es noch, wenn Mustoxidi's Erläuterungen erscheinen werden. Weit entfernt, daß irgend ein literarischer Zwist daraus entstehen sollte, hat der Wetteifer Beyden Anlaß verschafft, in freundschaftliche Verbindung zu treten. Folgendes ist aus ihrem Briefwechsel zur Mittheilung geeignet.

Orelli hatte sich nach Handschriften des Plotinos in Milano erkundigt, den Wunsch geäußert, Mustoxidi möchte in seiner trefflichen Illustrazioni Corciresi, deren zweyter Band bereits unter der Presse ist, näher schildern, wie sich während des Mittelalters in Griechenland allmählig die alte, göttliche Weise zu denken, zu sprechen, zu schreiben verloren habe: (in qual guisa sia andata mancando l'antica e divina maniera di pensare, di favellar, di comporre) und angefragt, ob die Trobadors und die Ritterromane keinen merklichen Einfluß auf die neuere griechische Poesie geäußert haben. Hierüber erklärte sich Mustoxidi so: „Ich habe die Bogen Ihres Isokrates erhalten, mit unendlichem Vergnügen gelesen, und danke Ihnen neuerdings dafür. — — So viele Nachforschungen ich auf der Ambrosianischen Bibliothek auch anstellte, so konnte ich keine Handschrift des Plotinos ausfindig machen. Zwar versicherte Montfaucon, es sey eine solche daselbst vorhanden; allein er hat sich ohne Zweifel geirrt, da sich hier nichts dem Plotinos Betreffendes findet, als dessen von Porphyrios verfaßtes Leben. Nach dem zu urtheilen, was mein Gedächtniß und meine geringen Studien vergönnen, glaube ich, es lasse sich in unsrer neuern Literatur keine Spur von Poesie nachweisen, die ihren Ursprung den Trobadors danke. Wer die Lieder unsrer Anakreons, die Idyllen unsrer Theokriten liest, wird darin die nämliche Flamme gewahr, welche das Gemüth der Alten erwärmte, und entdeckt allenthalben ebendieselbe lebhafte, zarte, liebliche Phantasie. Eher haben wir von den Neuern die Muster des Ritterromans erhalten; z. B. in einem Gedichte in Alexandrinern, Erotokritos betitelt, welches im Munde Aller lebt, wird neben zahllosen originellen Schönheiten auch manche Idee angetroffen, die an den Orlando und Morgante erinnert; dies Gedicht verdient von den Ausländern gekannt zu seyn, so wie auch ein höchst anmuthiges Schäferdrama, die Voscopula; beyde werden beynahe jährlich in Venecia wieder aufgelegt. Wer die Geschichte der griechischen Literatur nach der Eroberung Konstantinopels schreiben wollte, würde in diesen und mehreren andern Werken einen interessanten Stoff finden. —

Ich kann Sie versichern, daß das Schicksal und die Zeit unserem bedauernswürdigen Griechenlande zwar unsäglichen Schaden zugefügt haben; doch nicht in dem Grade, daß sie im Geiste und in der Sprache seiner Bewohner nicht noch viele glänzende Denkmäler der alten Größe übrig gelassen hätten."

Korrespondenz-Nachrichten.

Ulm.

(Auch einige Worte zur Würdigung der Hug'schen Untersuchungen über den Mythos der berühmten Völker der alten Welt.)

Dieses Meisterwerk des Hrn. v. Hug hat ein Geistes-Verwandter in der Uebersicht der neuesten Literatur 1) bereits zur Kunde des Publikum gebracht, und mit gebührendem Lobe gewürdigt. Allein, wo ein Feld mit so vielen und köstlichen Früchten prangt, da kann nicht oft genug zur sorgfältigen Ernte ermuntert werden. In einzelnen Partien 2) möchte man diese zwar gereifter wünschen, und wird fast versucht, dem gefeyerten Spender theilnehmend noch eine und die andre Zugabe anzubieten, wenn man sich nicht bescheiden müßte, zu glauben, daß er sein reiches Füllhorn nicht ganz habe leeren, sondern nur das Köstlichste daraus mittheilen wollen.

Allein, davon abgesehen, so sind die mitgetheilten Früchte desto kräftiger, nährender, seegenverbreitender. Jedoch ohne Metapher gesprochen: Dieses treffliche Werk des Hrn. von Hug bietet eine Seite dar, von welcher dasselbe vorzüglich beachtet zu werden verdient, um es nach seinem ganzen Werth und seiner hohen Wichtigkeit zu würdigen, ich meine die Seite seines Einflusses auf das bessere Verständniß des großen Alterthums-Gebiets, und vordersamst der Mythologie, der Kritik und Kunstgeschichte der Griechen und Römer.

Ich will unter der Menge von Beyspielen, die Jedem zu Gebote stehen müssen, der dieses Werk nach Gebühr studiert hat, (was dem Referenten leider erst seit wenigen Monaten gegönnt war), und sich das Alterthum aus dem eignen Studium seiner vorzüglichsten Denkmäler zu vergegenwärtigen weiß, nur ein einziges und ein solches auswählen, worüber Hr. von Hug sich selbst nicht mit einer Sylbe hat vernehmen lassen; die Fabel der römischen Göttinn Ops, auch Rhea oder Cybele genannt.

Wer kennt nicht aus seinem Jugend-Unterricht das bunte Gemisch von Abgeschmacktheiten, welche ihm darüber aus den Schriften der neuern Fabellehrer mitgetheilt worden sind, die selten die Quellen selbst zu Rathe gezogen, noch die Zeiten gehörig unterschieden, noch weniger den Gang der Geschichte religiöser Vorstellungsarten verfolgt haben; am Wenigsten wollten oder vermochten diese auf Eine Quelle zurückzuführen, sondern gewöhnlich den Mythographen der Griechen und Römer aus spätern Zeiten folgend, mit diesen alle Mängel der Mittheilung und Erklärung nach Ursprung und Zweck theilten? Weiß man aber auch nicht aus seinem Diodor 3), aus seinem Herodian 4), seinem Virgil 5), sondern nur aus seinem Livius 6), daß diese Gottheit die Römer von den Phrygiern erhalten haben; erinnert man sich aus seinem Lucian 7), daß die Aegyptier die Ersten gewesen sind, welche Kenntniß von den Göttern gehabt, diesen Tempel erbaut, und ihnen öffentliche Verehrung erwiesen haben, und daß von diesen die Syrer und somit die Phrygier solche Kenntniß erhalten haben 8), und hat man aufmerksam gelesen, was Hr. v. Hug über die egyptischen Gottheiten mit seltner Einsicht und Divination und noch seltnerer Nüchternheit und Gemüthlichkeit entwickelt hat; so erkennt man sonder Mühe an der phrygischen Göttinn die Isis der Egyptier, und eben so unschwer leuchtet es dann von selbst in die Seele, warum sich in dieser die Römer die personifizirte Fruchtbarkeit der Erde gedacht, warum sie diese dem Saturn zur Gemahlinn gegeben, warum sie ihr auch den Namen der syrischen Göttinn beygelegt 9), warum Lucian, in seinem bekannten Traktat de dea Syria 10), sie bald mit der phönizischen Astarte, bald mit der babylonischen Derceto, bald mit der pelasgischen Here verglichen, warum sie mit der syrischen Göttinn in Rom dieselben Priester, die Gallen oder Corybanten 11) erhalten habe, warum sie nicht selten den Namen Hecate 12) führe, und wie ihre schauerliche Liebesgeschichte mit Attis zu deuten seyn möge, die wol nur eine etwas anders gestaltete Geschichte des phönizischen Adonis ist, von dessen Feyer Musaros 13) singt:

> Und kein Grenzbewohner verfehle des festlichen Tages,
> Keiner von Phrygien her, auch kein Bürger der nahen Abydos.

und alles Geschichtliche dieser Götterfabel erhält Zusammenhang und Bedeutung.

Es ist hier nicht der Ort, diesen Gegenstand ausführlicher zu erörtern. Nur zu einem würdigen, dauernden Beyfall dieser geistigen Eroberung auf dem großen Alterthums-Gebiete sollte ermuntert und zu fortgesetzten Forschungen veranlasst werden, indem an einem einzigen, aber nicht wenig auffallenden, Beyspiel gezeigt würde, wie die von Hrn. v. Hug gegebnen Aufklärungen über die egyptischen Göttergeschichten sich an der bis jetzt noch so verworrenen Mythologie der Römer bewähren. Ihre fruchtbare Anwendung auf die Kunstdenkmäler der Alten hat der gelehrte und geistreiche Verfasser selbst schon durch einige Beyspiele trefflich erwiesen, und die auf die höhere Kritik kann vordersamst und unschwer an den Gesängen dargethan werden, welche wir unter dem Namen der orphischen kennen.

Möge zugleich der kunst- und wissenschaftlich gebildete Verehrer alles Guten und Schönen, Freyherr v. L., dem der treffliche Verfasser mit diesem Meisterwerk ein so würdiges Denkmal der Verehrung gesetzt, und der dem Referenten ein Exemplar zur aufmunternden Fortsetzung seiner archäologischen Studien auf eine so edle Weise zugetheilt hat, diese wenigen Worte als einen vorläufigen Beweis genehmigen, mit dem dieser den Werth eines so köstlichen Geschenks zu würdigen wisse!

Goess, Rektor.

---

1) Nro. 12 und 13, Jahrgang 1812.
2) Vorzüglich in der Geschichte des Typhon.
3) Lib. III., pag. 193.
4) Lib. I., cap. 11. edit. Boecler.
5) Lib. VI., vers 785, edit. Heyne.
6) Lib. XXIX., cap. 11 et 14. Lib. XXXVI., cap. 36, edit. Doering
7) De Dea Syria, cap. 2, edit. Reiz. Tom III., pag. 452.
8) Ibidem.
9) Apulejus metamorph. Lib. VIII., pag. 235.
10) De Dea Syria, cap. 4, 14 et 15.
11) Plin. histor. nat. Lib. XXXV., cap. 12. Mart. Lib. V. cap. 43 etc.
12) Daher erhält die fast sprichwörtliche Redensart der Römer ihre Erklärung: Post mortem Cybelen iratam sibi et infestam sentire.
13) Hero et Leander, nach Passows Uebersetzung. Leipzig, 1810.

Nro. 301.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 17. December, 1813.

Nur der Geschmack genießt, was die Gelehrsamkeit pflanzt.
v. Schiller.

Rückblick auf die spanische Literatur.

Von Herrn Esménard.*)

Ein langer Aufenthalt jenseits der Pyrenäen hat mich mit der dortigen Landessprache vertraut gemacht; Neigung und Verhältnisse führten mich gleichmäßig zum Studium der Geschichte und der Literatur dieses Landes, und es wird demnach, was ich von der letztern sagen will, wenigstens das Verdienst haben, das Resultat eigener Untersuchung zu seyn.

Zuerst halte ich für nicht überflüssig, daran zu erinnern, daß in eben jener denkwürdigen Zeit, wo Leo X. den, Jahrhunderte durch vernachlässigten, Wissenschaften einen Schutz angedeihen ließ, welcher seiner Familie unsterblichen Ruhm brachte, die Spanier eifriger und glücklicher als die übrigen civilisirten Völker Europa's sich damit beschäftigt haben.

Was den Werken der castillanischen Musen an Regelmäßigkeit abgeht, findet nicht selten Ersatz in dem Feuer des darin wehenden Geistes, in dem Reichthum der Phantasie und in dem Gepränge der poetischen Sprache. Corneille enthob dieser jetzt so vernachlässigten Fundgrube den Cid; Molière entdeckte darin öfters sein Eigenthum, das er gern überall wiedernahm, wo er es fand, (son bien, qu'il aimait à reprendre); und den reinen Ursprung des vielberufnen Gilblas, dessen Physiognomie und Kostum das fremde Vaterland gleichmäßig andeuten, möchte ich nicht verbürgen.

Ludwig de Leon, Herrera, zugenannt der Göttliche, Figueroa, Villegas zeichneten sich im lyrischen Fache und in leichten Dichtungen aus.

Ercilla, Lope de Vega lieferten Heldengedichte, worin große Fehler nicht minder großen Schönheiten und bewundernswerthen Schilderungen zur Seite stehen.

Villa Viciosa und eben jener durch die Fruchtbarkeit seiner Muse berühmte Lope de Vega haben zwey komische Heldengedichte (den Mückenkrieg und den Katzenkrieg) hinterlassen, die in keiner andern Literatur übertroffen sind.

Hernandez de Velasco bereicherte seine Sprache durch eine Uebersetzung der Aeneide in Versen. Johann de Tauregui übertrug in eben dieselbe jede Anmuth von Tasso's Aminta. Von den zwey Fabeldichtern, Yriarte und Samaniego, besitzt der Erstere eben so viel Witz als La Mothe, und der Zweyte erinnert bisweilen an den guten La Fontaine.

Ich übergehe viele andere ausgezeichnete, obzwar dem Ausland wenig bekannt gewordene, Namen, und wende mich zu den Geschichtschreibern.

Aus der Finsterniß des europäischen Mittelalters, und unter vielen Denkschriften und Jahrbüchern, die in Spanien zahlreicher als irgendwo angetroffen werden, glänzt die Geschichte des Jesuiten Mariana, als regelmäßiges Kunstwerk hervor. Sie ist durch Umfang des darauf ver-

*) Aus dem Octoberhefte (1813) des Mercure étranger.

wandten Fleißes eben so merkwürdig als durch die Schönheit ihrer, wenn auch etwas veralteten, Schreibart. Der Verfasser hatte sie anfangs in lateinischer Sprache verfasst, später aber, so viel ich weiß, selbst in's Spanische übersetzt. Hieronymus Zurita lieferte in seinen Jahrbüchern Aragoniens einen reichen Schatz gelehrter Forschungen, der für die älteste Geschichte aller civilisirten Völker der mittäglichen Länder gleich wichtig ist. Anton de Solis, der Lobredner von Fernando Cortez, besitzt mitunter den Fleiß und den Scharfblick des Geschichtschreibers Karls des Zwölften; dafür trifft ihn aber auch gleich Voltairen der Vorwurf, seinen Helden allzu willkürlich gemodelt zu haben. Hurtado de Mendoza hat durch die von ihm als Augenzeuge beschriebenen Kriege der Mauren von Grenada den ihm zu Theil gewordnen Namen des spanischen Tacitus gerechtfertigt.

Der glänzende Ruhm, welchen eine neuere Geschichte Karls des Fünften sich erwarb, kann das Verdienst der umständlichen Regierungsgeschichte dieses Monarchen durch den Bischof Sandoval nicht mindern. Der brittische Geschichtschreiber, mit Massen und Uebersichten vorzüglich beschäftigt, musste eine Menge köstlicher Einzelnheiten übergehen, bey denen man in der Lebensgeschichte berühmter Männer gern verweilt. Durch Sandoval wird man mit den Sitten und dem Charakter des stolzen Castilaners ungleich vertrauter, und wenn Robertsons Schreibart unstreitig kraftvoller und philosophischer ist, so darf man nicht vergessen, daß er in England und gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts schrieb, und daß hinwieder der spanische Prälat seine Arbeit unter den drohenden Blicken Philipps II. ausarbeitete, der um blossen Verdachtes willen einen Erzbischof von Toledo (Bartholomeus Carranza) in die Kerker der Inquisition werfen und seinen eignen Sohn dem Henkerbeile ausliefern ließ. Dieser schwierigen Stellung ungeachtet, hat der Bischof von Pampeluna die Pflichten eines treuen Geschichtschreibers nicht verletzt; er hat keinen Umstand bey Seite gelassen, welcher das Urtheil der Nachwelt über jenen Aufstand der Gemeinen, den man den heiligen Bund nannte, zu begründen und aufzuklären geeignet seyn kann, und mitunter wagte er es, auf die Grabhügel der Märtyrer der Volkssache einige Blumen zu streuen. Ein solcher Muth mag wol den Ausfällen neuerer Schriftsteller die Wage halten, welche ungefährlich für sich selbst Monarchen Trotz boten, von denen sie nichts zu besorgen hatten. *)

*) Voltaire wäre durch Rücksendung seines Kammerherrnschlüssels mit Philipp II. nicht quitt gewesen, und Raynal wäre nicht zum Abendessen bey'm Groß-Inquisitor an eben dem Tage eingeladen worden, wo sein Buch in das Verzeichniß der verbotenen Werke eingetragen ward.

Anton Herrera, der häufig angeführt und wenig gelesen wird, ist der Verfasser einer Geschichte der Entdeckung von Amerika. Robertson hat ihn als Quelle benutzt. Seine Schreibart ist vernachlässigt und unbehülflich, aber die Einsicht und die Redlichkeit des Verfassers flößen Achtung ein. Seine Manier ist der Plutarchischen verwandt, seine Darstellungen sind höchst getreu und die sittliche Tendenz seiner Arbeit verläugnet sich nirgends. Er schrieb gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts. *)

Die Wissenschaft der Gesetzgebung, der Staatsweisheit und Staatshaushaltung, ward unter den Spaniern hoch geachtet, noch ehe man in Frankreich und England sich damit zu beschäftigen anfing. Die Gesetzbücher Castiliens und Aragoniens gehören unter die ältesten der modernen Völker. Die politischen Versuche Solorzano's und Saavedra's verdienten Montesquieu's Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Man ist erstaunt über die Menge castilanischer Schriftsteller, die sich mit Gegenständen der Staatsverwaltung beschäftigten, und es ist darin überall ein unverkennbares Wohlwollen, eine von System- und Parteygeist reine und anziehende Einfachheit vorherrschend. Gegen Ende des verflossenen Jahrhunderts haben Campomanes und Jovellanos verdiente Aufmerksamkeit erregt. Die Denkschrift des Letztern über das agrarische Gesetz ist ein Meisterwerk gründlicher Einsicht und ächter Beredsamkeit.

(Der Beschluß folgt.)

Kleine Bemerkungen auf einer Reise von Paris nach Venedig.

4.

Verona macht keinen angenehmen Eindruck; Alles verräth Verfall und Nahrungslosigkeit. Die Straßen sind höchstunreinlich, und mit Bettlern bedeckt. Wir hielten uns nur so lange auf, als nöthig war, um das herrliche Amphitheater zu besehen; dann ging es sogleich weiter nach Padua. Die Landschaft war schön und vortrefflich angebaut, besonders was Reben u. s. w. anlangt. Wir fuhren durch Vicenza, das ebenfalls keinen Wohlstand zeigt, und kamen endlich gegen Abend in Padua an. Auch hier ist alles öde und traurig, nirgends das Leben und die Freude des reichlichen Erwerbs. Wir brachten nur eine Nacht hier zu, und konnten nur einige Kirchen besehen. Nichts Schöneres, nichts Herrlicheres, als der farbige Marmorboden in der St. Justinenkirche; und

*) Vor zehn Jahren ist eine Sammlung historischer und politischer Denkschriften dieses Verfassers bekannt gemacht worden, die sich unter Familienschriften im Archive des Marquis de San-Felices fanden, wo ich sie zugleich mit einer von Herrera geschriebenen, und für ihn selbst bestimmten Grabschrift gesehen habe.

welche Ordnung, Eleganz und Heiterkeit überhaupt! Diese Kirche gehört einer reichen Benediktinerabtey, und ist einzig in ihrer Art.

Mein Reisegefährte ging von hier zu Lande nach Venedig ab; ich aber beschloß, einen Platz in der Trekschuit zu nehmen, die täglich von hier zu Wasser abfährt. Wir trennten uns indessen nur auf kurze Zeit, und setzten unsere Zusammenkunft zu Venedig fest. Die Trekschuit war sehr gut, und weit bequemer als die unsrigen; die Ufer konnte ich aber keineswegs so reizend finden, wie sie von vielen Reisenden beschrieben worden sind. Zwar fehlt es nicht an schönen Feldern, an großen Dörfern, an ansehnlichen Landhäusern u. s. w.; aber die Landschaft ist dennoch kahl. Man vermißt das Frische, Ueppige und Saftige, was nur der Ueberfluß an Bäumen, was nur die reiche Vegetation von Laubholz geben kann. Dagegen fahre man einmal in Holland von den Nieuweesluis nach Utrecht, oder von Delft nach dem Leydschardamm! Da wird man sehen, was herrliche Kanalprospekte sind. Wir waren um neun Uhr Vormittags abgefahren, aßen zu Dolo, einem artig gelegenen Dörfchen, zu Mittag, und kamen mit sinkender Sonne zu Fusine an. Da die Trekschuit von nun an bugsirt werden muß, so nahm ich mit einigen andern Passagieren ein Boot, und erreichte auf diese Art Venedig noch bey recht guter Zeit. Ich hatte demnach die ganze Reise von Padua in neun Stunden gemacht. Als Holländer konnte ich die Lage von Venedig nicht besonders finden; desto mehr aber fiel mir der Mangel an Kayen auf. Man wird hier gleich an den Häusern ausgesetzt, deren Thüren und Treppen gerade auf die Kanäle ausgehen. Meinen alten Reisegefährten fand ich richtig bereits im Wirthshause vor.

Eine eigentliche Beschreibung von Venedig erwarte man nicht von mir. Wie überall lasse ich das bekannte Topographische unberührt, und theile nur kleine vermischte Bemerkungen mit. Die Venetianer gefielen mir sehr; sie selbst aber scheinen auch den Holländern sehr gewogen zu seyn. Dieses Wasserleben bringt unstreitig eine gewisse Aehnlichkeit des Charakters hervor. — Das Innere von Venedig gleicht einem Labyrinthe, so viel enge und winkelige Gäßchen gibt es darin. Die Kanäle hingegen sind, wie unsere Krachten, nach einem gewissen Systeme geführt. Wer keine Gondel bezahlen kann, der muß durch jene Gäßchen oft stundenlange Umwege machen, ehe er z. B. den Marcusplatz erreicht. Dieser so oft beschriebene Marcusplatz hat viel Aehnlichkeit mit der Amsterdamer Börse, nur daß er weit größer ist. Von dem Kay nach der Seeseite hin hat man eine angenehme Aussicht. Eigentlich aber muß man nur Abends hiehergehen. Dann ist es wirklich ein bezaubernder Aufenthalt. Ueberall aus den Casinis, Botegas u. s. w. die herrlichste Erleuchtung; überall Leben und Fröhlichkeit. Hier ein predigender Dominikanermönch, dort ein Pollichinelle, kaum dreyßig Schritte von ihm. In den Kaffehäusern fand ich viel Damen, aber keine einzige Zeitung, und durchaus kein Spiel. Der Kaffe ist gut, aber man trinkt ihn anderwärts eben so.

Vom Marcusthurme, der einem für eine Kleinigkeit geöffnet wird, sieht man die Stadt wie durch ein Wunder auf den Fluthen ruhen. Dazu die Inseln; die Gondeln; die Barke; die Schiffe; das entfernte feste Land; und die Gebirge im blauen Duft! Welche Massen! Welches Farbenspiel! Alle diese Plätze, Paläste, Thürme, Kastele und Segel! Ein großes majestätisches Panorama! — La Giudeca ist der Name einer Vorstadt von Venedig, die eigentlich aus mehrern kleinen Inseln besteht, welche durch Brücken verbunden sind. Man findet hier Wirthshäuser, Casini's u. s. w., wo es besonders an Sonn- und Festtagen viel Gesellschaft gibt. Eine Viertelstunde zu reiten, oder zu fahren, ist dann für einen Venetianer eine große Belustigung. Hierzu gibt es nämlich in einem Garten Gelegenheit, in dem der Wirth eine Chaise und ein Paar Reitpferde unterhält. — Das Wirthshaus zum weißen Löwen, (Al Leon bianco), wo wir wohnten, muß ich sehr empfehlen, besonders was Reinlichkeit und Billigkeit anlangt.

Lese-Früchte.

Plutarch bemerkt in der Einleitung zu der Lebensgeschichte des edeln und tapfern Sertorius, daß in dem ewigen Wechsel der Dinge doch oft ähnliche Fälle wiederkehren, und zählt, nach mehrern Beyspielen, auch den Umstand auf, daß die wackersten Heerführer, und die am meisten durch Verschlagenheit ausgerichtet, auf einem Auge blind gewesen seyen. Zum Belege seiner Bemerkung nannte er noch den Philippus Antigonus und Hannibal neben dem Sertorius, dem Plutarch den Preis vor den genannten zuerkannt, weil er als edlerer Mensch sich zeigte, weniger dem weiblichen Geschlecht ergeben, als Philippus, treuer gegen Freunde als Antigonus, milder gegen Feinde als Hannibal war, und keinem an Einsicht und Tapferkeit nachstand. Auch die neuern Zeiten bescheinen diesen Zufall an dem Sultan der Osmanen, Bajazeth, dem Hauptmann in der Hoffnung Gottes, Johann Ziska (Heerführer der Taboriten) und dem Dänen-Könige, Christian IV. — Doch bey dem Papste Bonifacius VIII. galt ein mangelndes Auge nicht zur Empfehlung. Der Wahl des Kaisers Albrecht I. aus allen Kräften widerstrebend, führte er unter Anderm an: Est homo monoculus, vultu rustico, ergo non potest esse imperator. Des unglücklichen Kaisers Auge war das Opfer der barbarischen Behandlung seiner Leibärzte geworden. Um nach ihrer Meinung die Wirksamkeit einer Arzney, die das ihm beygebrachte Gift

austreiben sollte, zu verstärken, hingen sie ihn eine Weile bey den Füßen auf, da ihm dann durch Entzündung das eine Auge verdorben wurde.

Annas Montmorency unterbrach oft sein Paternoster durch Scheltworte, oder gab, während er betete, die schärfsten Befehle, die Leute zu prügeln, zu hängen, oder Dörfer zu plündern und anzuzünden; daher es in Frankreich zu einem Sprüchwort wurde: Dieu nous garde de la Paternostre du Connestable.

K.

Frage und Antwort.

Frage. Ich bin der Autor des Gedichts.
Nun sagen Sie mir frey,
Was dachten Sie dabey?

Antw. Ich dachte, was der Autor .... Nichts!

Pfeffel.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, November.

Ein musikalischer Verein von mehr als fünfhundert Dilettanten veranstaltete im vorigen Jahr die Aufführung der großen Haendl'schen Cantate: Timotheus, oder: die Gewalt der Musik, aus dem Englischen übersetzt von Ramler, und mit vermehrter Begleitung der Blas-Instrumente, von Mozart, in der K. K. Reitschule. Diese Aufführung wurde in der Mitte des Novembers d. J. von mehr als siebenhundert Personen zum Besten der im Kriege verwundeten Krieger und ihrer zurückgelassenen Familien, wiederholt. Die Einnahme betrug etwa 26,000 fl. W. W. Das herrliche Lokal und die Neuheit des Gegenstandes hatten eine sehr zahlreiche Versammlung bewirkt, die ihren Beyfall nach jeder schönen Strophe rauschend zu erkennen gab. Die Solo-Partien wurden ausgeführt von der Frau Rosalie von Gaymüller, (Gattinn des Banquiers), Mlle. Lienhart, den HH. Soini und Hofmann, Tenoristen, und von Sonnleuthner, Bassist. Die Chöre waren von ergreifender Wirkung. Unser würdiger erster Hof-Kapellmeister, Anton Salieri, hatte einen Schluß-Chor komponirt, der sich durch den darin befindlichen Choral auszeichnete, und wiederholt werden mußte. Da er nur kurz ist, setzen wir den Text her:

Der Vorsicht Gunst beschütze,
Beglücktes Oestreich dich!
Sey deiner Freunde Stütze,
Und Feinden fürchterlich!
Wer bieder denkt, erhebe
Die Stimm' und ruf': es lebe
Der Ruhm des Vaterlands,
Es lebe Kaiser Franz!
Herr des Himmels und der Erde,
Sey deines treuen Volkes Schutz!
Wer bieder denkt, erhebe
Die Stimm' rc.

Das Hauptverdienst bey der Anordnung und guten Ausführung dieser Cantate gebührt den Grafen Moritz v. Dietrichstein und Fries, dem Großhändler Trost und dem Hof-Komponisten Mosel.

Einen ähnlichen Zweck — das Beste der öffentlichen Wohlthätigkeits-Anstalten — hatte die, den 15. November im Hof-Opern-Theater veranstaltete. Weihe des Leopoldtages. Die gewählten Stücke hatten auf den Tag selbst — Leopold ist Oesterreichs Schutzpatron — keine Beziehung; auch sprachen sie nicht allgemein an. Hr. Castelli hatte zu diesem Behuf gedichtet: Des Kriegers Abschied von seinem Liebchen, ein Duett, in Musik gesetzt von Gyrowetz. Hr. Vogl war der Krieger. Mlle. Bender die Aeltere das Liebchen; ersterer überaus kalt, letztere sehr feurig. Der Kontrast wirkte nicht erfreulich. Des Kriegers Glaube, Hoffnung und Liebe, ein Terzett, und die siegreiche Armee, eine Scene mit Chor von Ebendemselben, waren schlecht; besser das Selbstgespräch eines Bauernmädchens nach der Schlacht von Leipzig, eine Nachahmung des Reiters Stauf, welches Mad. Korn, wie ihr Gatte das Morgenlied eines Landmannes von Claudius: „Da kommt die liebe Sonne wieder," sehr gut vortrug. Beyde wurden wiederholt. — Caroline Pichler lieferte eine kleine Dichtung auf Körners Tod an seine Mutter. Eine Lobrede auf die Talente dieses jungen Mannes, der ein Opfer für Deutschlands Befreyung fiel, vorgetragen — zu weinerlich — von Mad. Weissenthurn. — Zum Schluß deklamirte Mlle. Adamberger den D. Weissenbach'schen Monolog: Germaniens Wort und Gruß, mit einigen passenden Abänderungen unter dem Frohlocken eines zahlreichen Publikum. Schön war die Dekoration mit dem Brustbilde Sr. Majestät des Kaisers Franz, dessen Haupt Germania mit Eichenlaub umkränzt, und das plötzliche Erscheinen der Wappen der Verbündeten über demselben.

Schwedische Literatur in der ersten Hälfte des Jahrs 1813.

(Beschluß).

Unter den Reisebeschreibungen bemerken wir Grebe's Reise nach England, Uebersetzung, und Haafners Landreise an den Küsten von Orixas und Coromandel. — Oekonomische Schriften sind: Olof Akesron Landwirthschaftliche Schriften; die Statuten der (neuerrichten) Akademie der Landwirthschaft; Haushaltungs-Zeitung; eine Uebersetzung von Thaers Schriften für die Naturbeschreibung, vorzüglich Naturgeschichte nach Funcks und Liepolds Schriften. 16 Bände, mit illuminirten Kupfern und eine neue Ausgabe des Museum Jesinianum, von Linné. — Medicinische Schriften sind: Handbuch für Pferdeärzte; Hofrath Henke kurze Entwickelung der Pathologie und Semiotik; einige Schriften von Becker und Millot; über die Merkurial-Krankheiten von dem engl. Leibarzt Andreas Matthias. — Militärische Schriften sind: Schriften der königl. Akademie der Kriegswissenschaften; Akrell über Rekognoscirungen; kurze Abhandlung über den Zustand der Kriegswissenschaften und Ingenieurkunst in Konstantinopel im Jahr 1803, von Seid Mustapha, Ingenieur, übersetzt vom Legationsprediger Sprinchhorn; Handbuch für junge Militärs; der Charakter der russischen, französischen und österreichischen Armeen. Juristische, mathematische, physikalische rc. Schriften sind gar nicht erschienen, dagegen ein Ueberfluß an Predigten, Gesangbüchern, theologischen Werken u. dgl. — Verschiedne Zeitschriften wurden theils erneuert, theils angefangen, wie Aura, Phosphoros, der anspruchslose Sammler, neue skandinavische Sammlung, Journal für Frauenzimmer, und Kiythia, welche die Uebersetzung verschiedner deutscher und dänischer Gedichte, vorzüglich von Goethe und Oehlenschläger, enthält.

Nro. 302.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 18. December, 1813.

Du fühlst die tiefe Leidenschaft,
Mit frohem Aug' die herrlichen Gestalten
Der schönen Welt begierig fest zu halten.
v. Goethe.

Andeutungen über Florenz und Rom 1795 und 1796.

(Fortsetzung.)

Die Sammlung der Selbstporträts großer Mahler, einzig in ihrer Art, fesselt das Kunstinteresse mit magischer Gewalt. Welch ein reicher unerschöpflicher Born für das Studium der Physiognomik und Charakter-Zeichnung! Am lebhaftesten interessirten mich die Bildnisse von Michael Angelo: Tiefe, Ernst, Energie und Strenge. Raphael: Anmuth, Milde, Weichheit, Harmonie und Adel. Hanibal Carracci: Scharfsinn, Geist und Erfindungkraft. Leonardo da Vinci: Würde, Adlerblick und Uebermacht. Salvator Rosa: Geniale Kühnheit. Giulio Romano: Feurig mannhafte Thätigkeit. Paolo Veronese: Stattlichkeit in Blick und Stellung. Guido Reni: Sinneszartheit und Begeisterung. Dominichino: Heller Verstand und blühende Phantasie. Tizian: Selbstgefühl und Lebenslust, und Albrecht Dürer, der sich, laut der deutschen Unterschrift, in seinem sechs und zwanzigsten Lebensjahre kräftig und ausdrucvoll mahlte:

„Das mahlte ich nach meiner Gestalt;
Ich war sechs und zwanzig Jahr alt."

Die Anzahl der Mahlerbildnisse beläuft sich schon auf vierhundert, und hat unausgesetzt auf neue Beyträge zu rechnen, weil die Aufnahme in dieses Pantheon alle Ordenskreuze und Ehrenmedaillen aufwiegt.

Correggio's Porträt würde man gegen zwanzig andre, von seinem Sterblichen vermißte, gern und willig eintauschen. Vasari führt schon bittre Klage über das Mißlingen jedes Versuchs, eines Bildnisses von dem Einzigen habhaft zu werden.

Noch verdienen in dieser unschätzbaren Gallerie die Konterfeie von Levigée le Brun und von Angelika Kaufmann ehrenvolle Nennung. Beyde achtungswerthe Künstlerinnen mahlten sich in der schönsten Blüthe des Lebens. Die le Brun ist offenbar schöner als die Kaufmann, aber letztere hat mehr bescheidene Grazie, und spricht jedes reine unbefangene und stille Gemüth wohlthuend an.

Mehrere Bildersammlungen besitzen vortreffliche Mahlerporträts, aber diese, man möchte sagen, übervollständige Zusammenreihung steht, von einem Pole bis zum andern, ganz entschieden ohne Nebenbuhlerinn da.

In der Mitte des merkwürdigen Bildersaals erscheint uns die herrliche antike Vase mit Iphigeniens Opferung aus der Villa Medicis, deren Vortrefflichkeit schon längst für unbeschreiblich erklärt ward, und die ein, ausschließend ihr geweihtes, Lokal verdiente, weil ihr jetziger Standort wegen der interessanten Vielfachheit unserm Auge den gehörigen Ruhepunkt nicht gestattet.

Jedem vollendeten Meisterwerk der Skulptur oder Mahlerey wären besondere Tribunen mit kuppel-ab-einfallen-

der Beleuchtung anzuweisen. Im Allgemeinen sind die Kunstgallerien, durch Nebeneinanderstellung und Vergleichungseffekte, als Zerstörerinnen nicht nur des reinen Genusses, sondern auch des unbestochenen Geschmackes zu betrachten. Doch um diesem Gebrechen abzuhelfen, müßten wir einen Talismann in unsrer Gewalt haben, um die Zeitalter von Perikles und Alexander aus dunkler Vergangenheit in lichte Gegenwart zurückzuzaubern.

Das reiche Kabinet der Handzeichnungen zählt dreyhundert und sechszehn Bände. Der Band mit Raphaels Zeichnungen, hundert und zwey Blätter enthaltend, kann jungen Künstlern nie feurig und andringend genug zum tiefen Studium empfohlen werden. Die übrigen Tusch-, Schwarz-, Kreide-, Feder-, Rothstein- und Bleistiftskizzen rühren her von Correggio, Michael Angelo, Domenichino, Hanibal Carracci, Mantegna, Tizian, Masaccio, Andrea del Sarto, Leonardo da Vinci, Francesco Francia, Pietro Perugino, Albano, Albrecht Dürer, Giovanni Bellini, Tintoretto, Banco Bandinelli, Giulio Romano, Zuchero, Baroccio, Parmigiano, Poussin und Carlo Maratti.

Im Saale der Niobe, wo der empfängliche und gefühlvolle Beschauer, nach Klopstocks Ausdrucke, in Anbetung und Entzücken zu vergehen wähnt, steht auch ein wohlerhaltener Sarkophag, auf drey Seiten Scenen aus dem Leben eines Helden, im schönen und edlen Stile, darstellend.

Bevor wir die Gallerie verlassen, wollen wir noch im schnellen Vorüberfluge folgende Andeutungen ergreifender, interessanter und ansprechender Kunstwerke, als flüchtige Nachlese, in das Tagebuch unserer Erinnerungen eintragen.

Geschnittene Steine: Tiberius und Livia; Amor mit der Lyra auf einem Löwen reitend; Vespasians Bildniß, ein Onyx-Kameo und ein Onyx-Intaglio, worauf der Wagen des Sonnengottes, umgeben vom Thierkreis auf der einen Seite, und auf der andern der Wagen der Mondgöttinn, umgeben von einer Schlange, mit unübertreffbarer Kunst vorgestellt sind.

Antike Münzen: Man ordnet sie, der Methode Eckhels gemäß, nach den Ländern und Städten. Zu den bedeutendsten gehören die von Griechenland, Kleinasien, Carthago, Sicilien und Großgriechenland. Als eine der ersten Merkwürdigkeiten dieser herrlichen Sammlung ward uns ein großer goldener Perseus von Macedonien vorgewiesen.

Antike Skulpturwerke: Der Hermaphrodit, welcher von Winkelmann, wie jeder Kunstkenner weiß, dem Nebenbuhler in der Villa Borghese, dem Bernini die Matratze meißelte, vorgezogen wurde. Die Löwenhaut, worauf der Meister ihn hinlagerte, bringt wegen des Kontrastes einen vortrefflichen Effekt hervor. Alexanders Kolossal-Büste, unstreitig die charaktervollste von diesem zu etwas Besserm als zum Erobrer, gebornen Herrlichen; des Antinous Büste über Lebensgröße, und ein Bacchus, dem ein Faun zur Seite steht.

Gemählde: Eine Magdalene von Carlo Dolce, in der höchsten Verklärung seines glänzenden Kolorits; eine Skizze von Leonardo da Vinci, die Anbetung der drey Magier vorstellend; der Sturz der abtrünnigen Engel von Michael Angelo, eine der kühnsten Kompositionen dieses Meisters; Dante's und Petrarka's Bildnisse, muthmaßlich von Perugino; eine herrliche Mondscheinlandschaft von Claude Lorrain, darstellend den pittoreskesten Seehafen; ein Medusenkopf von Leonardo da Vinci, eben so herrlich als gräßlich; ein Meisterbild von Tizian, worauf Maria, Jesus, Johannes und der heilige Antonius vortrefflich zusammengruppirt sind; eine stehende Magdalene von Correggio; Jephta von le Brun, der auch in diesem Bilde beweist, daß er das Dichterische seiner Kunst vollkommen besaß; Engelserscheinung am Grabe Christi von Pietro da Cortona; der schon oben angeführte Affe, auf der Schulter seines Herrn sitzend, im italienischen Toilettendienst eifrig begriffen, von Hanibal Carracci, ist ein Gemählde, welches der personificirten Hypochondrie ein Lächeln abgewinnen müßte; ein kühn und kräftig von Guercino dargestellter Kriegsgott; Rinaldo befangen in Armida's Zauberbanden, von Guido Reni; eine Landschaft von Bosguet, mit vollkommen schönen Bäumen und von reicher Komposition, und endlich eine Löwenjagd von Gagnraur, welcher in Füßli's Künstlerlexikon fehlt. Das Bild entstand im Jahr 1795. Ueber jeden Ausdruck genial und strebsam war dieser hoffnungsvolle französische Mahler. Schrecklich, daß er etwa vor zwey Monaten in Florenz die Vernunft verlor, und sich in diesem Zustande aus dem dritten Stockwerke seiner Wohnung auf dem Straßenpflaster zerschmetterte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rückblick auf die spanische Literatur.

(Beschluß.)

Die Theologen und Mystiker, unter denen ich hier nur des Fr. Ludwig von Grenada und des Pater Yepes gedenken will, würden für sich allein eine ansehnliche Bibliothek bilden. Es ist bekannt, daß die spanischen Prälaten sich bey dem Concilium von Trient durch Gelehrsamkeit und großen Einfluß auszeichneten. Die klassischen Werke der Griechen und Römer wurden im 16ten und 17ten Jahrhundert übersetzt.

Alles also, was Spanien nicht besitzt, sind Philosophen, in dem Sinne, welcher seit einem gewissen Zeit-

punkt mit diesem Worte verbunden ward. Den Grund dieses Mangels anzugeben dürfte nicht schwer halten; aber sehr würde man sich irren, wenn man annehmen wollte, die Werke Voltaire's, J. J. Rousseau's, Diderot's, Helvetius's und aller übrigen dieser Schule angehörigen Schriftsteller wären jenseits der Pyrenäen unbekannt geblieben! . . . Doch, ich kehre zu der Literatur im engern Sinne des Wortes zurück.

Unter den ersten Dichtern seiner Nation darf Garcilaso's Name nicht vergessen werden. Im Jahr 1503 geboren, fiel er, ein Opfer des Krieges, im sechs und dreißigsten Altersjahre. Im Feld und unter dem Geräusche der Waffen schrieb er jenes schöne Hirtengedicht, welches, Theokrits und Virgils würdig, seinen Werth durch drey Jahrhunderte bewährt hat, und selbst der Wandelbarkeit der Sprache nicht unterlegen ist. Welche Hoffnungen musste nicht der junge Krieger geben, wenn kein frühzeitiger Tod ihn den Wissenschaften entrissen hätte.

Keine andere Nation kann so fruchtbare Schriftsteller und Dichter aufzählen, wie sie unter den komischen Dichtern Spaniens angetroffen werden. Moreto, Solis, Roxas, Lope de Vega und Calderon haben mehr Schauspiele geschrieben, als die Repertorien der übrigen Nationen zusammen gerechnet enthalten. Alle ihre Stücke sind in Versen geschrieben. Die Prose bleibt jenseits der Pyrenäen von der Bühne ausgeschlossen: ein einziges unter den neuern dramatischen Werken macht von dieser Regel Ausnahme: der Delinquente Honrado, oder das Verbrechen aus Ehrsucht des Hrn. Jovellanos. Unstreitig musste jene unerschöpfliche Fruchtbarkeit der Vollendung ihrer Arbeiten Nachtheil bringen. Doch darf darum Boileau's Verwerfungs-Urtheil nicht für unbedingt gültig angesehen werden. Wo ein Volk, das sich im Besitz aller Vorzüge des Geistes und einer also gesteigerten Phantasie befindet, wie sie nur unter einem dem griechischen ähnlichen Himmelsstrich gefunden werden — mit unwandelbar gleichem Vergnügen irgend einem Werke bey'm Lesen wie bey der Vorstellung huldigt, wer möchte behaupten, es habe dieses Volk sich immer getäuscht, und wer wollte Regeln, welche von den seinen verschieden sind, ihm entgegen setzen? Soll man nicht billiger Maßen annehmen, es dürften wol jene nach dem Urtheile der strengen Verfechter aller drey Einheiten sehr fehlerhaften Stücke andere hievon unabhängige Schönheiten, Darstellungen und Situationen enthalten, welche den Enthusiasm ihrer Verehrer rechtfertigen können?

Wenn man das spanische Theater nur nach dem Linguetschen, nach verstümmelten Uebersetzungen, oder nach andern, nicht minder stümperhaften als oberflächlichen, Compilationen zu beurtheilen vermag, darf man sich wol alsdann zu einer Meinungäußerung berechtigt halten?

Es zeigt sich eine auffallende Lücke in der spanischen Literatur. Seit Anfang des sechszehnten Jahrhunderts bis gegen die Mitte des siebzehnten, unter Ferdinands und Karls des Fünften stürmischen Regierungen, blühten Künste und schöne Wissenschaften in Spanien. Philipp II. genoß das Erbe der unter seinem Vater und Aeltervater gebildeten Talente, er selbst aber munterte sie hinwieder nicht auf, und die durch eben diesen Monarchen vollends fest begründete Inquisition ermangelte nicht, die Wirkung hervorzubringen, welche von ihr zu erwarten war, und die er auch ohne Zweifel selbst von ihr erwartet hat. Sie legte dem Geiste Fesseln an. . . . Die Gottesgelahrtheit, welche einzig noch Ehre und Vortheil brachte, verzehrte jede Kraft des Geistes. . . . Profane Musen entzogen sich dem Angesichte der furchtbarn Doctoren von Salamanca und Alcala. Philipp III. kümmerte sich nicht um sie. Unwissenheit und Ungeschmack griffen überall um sich.

Philipp IV. war ein leidenschaftlicher Freund des Lustspiels, und Calderon trat alsobald auf. Das außerordentliche Genie dieses Mannes rief die Phantasie seiner Landsleute aus ihrem Schlummer; aber er vermochte nicht beydes, sie zu wecken und auch zu vervollkommnen: er endete damit, daß er selbst in die Theologie zurücksank, die er auf das Theater bringen wollte. Karl II. ist einzig nur durch seinen letzten Willen bekannt. Philipp V. hatte funfzehn Jahre um seine Krone zu ringen; den Rest seines Lebens brachte er im Kampfe gegen die Ränke seiner Beichtväter und gegen Anfälle einer Geisteskrankheit zu, die ihn des Regierens unfähig machte. Karl III. endlich brachte, als er den von ihm eroberten Thron von Neapel gegen jenen von Castilien tauschte, welchen sein Bruder Ferdinand unrühmlich besessen hatte — dem Talent und den Künsten neues Leben. Die schnellen und allgemeinen Fortschritte, welche Frankreich und England während Spaniens Schlummer gemacht hatten, theilten sich jetzt auch dieser Nation mit, und hoben sie aus ihrer tiefen Versunkenheit empor. Guter Geschmack und gesunde Kritik erhielten wieder Anhänger. Alle in jenem Zeitpunkt erschienenen Werke tragen das Gepräge dieser glücklichen Revolution. Auch, was man kaum glauben sollte, waren es Mönche, die das Signal dafür gaben. Fejo's, Sarmiento bekämpften Vorurtheile und Unwissenheit. Ein Infant von Spanien rechnete sich's zur Ehre, den Sallust zu übersetzen. Die Sternkunde und Naturgeschichte fanden Bearbeiter. Die Namen eines Ulloa und Georg Juan wurden jenen eines Bouguer und la Condamine zur Seite gesetzt. Clavijo Fajardo übersetzte Buffons Werke, und trug allen Schmuck und alle Reitze der Schreibart in die Uebersetzung über. Huerta, Verfasser des Trauerspiels Rachel und einer Uebersetzung der Zaire; der Mönch Gonzalez durch seine poetische Strafrede auf die Fledermaus bekannt; Cienfuegos und Ayala, die Verfasser regelmäßiger

und zierlich geschriebener Trauerspiele; Cadalso, der durch seine Talente, wie durch den auf dem Feld der Ehre bey Gibraltars Belagerung gefundenen Tod Garcilaso's Gedächtniß erneuert, und noch einige Andere mehr, stellten den Ruhm der vaterländischen Dichtkunst wieder her.

Während des gegenwärtigen Krieges und der ihn begleitenden Stürme gereicht es Frankreich zur Ehre, für viele ausgezeichnete Männer eine Zufluchtsstätte geworden zu seyn. Ich nenne hier einzig Melendez, den glücklichen Nebenbuhler des Sängers der Eleonore, wirklichen Staatsrath Sr. Kathol. Majestät; Moratin, welcher als der Schöpfer des guten Lustspiels in seinem Vaterlande gelten kann; Joseph a Conde, den Uebersetzer des Anakreon und einen der gelehrtesten Orientalisten Europas; Männer, die ihrem Vaterland zur Ehre gereichen, und die keine Vergleichung mit den berühmtesten Schriftstellern des Auslandes scheuen dürfen.

Man sieht, der Vorwurf, den ich mir wählte, ist reich, und die gegenwärtige flüchtige Uebersicht bietet zu weitern Entwicklungen Stoff. Ich werde mich wol hüten, auf eine unbedingte und entscheidende Weise über den gegenseitigen Werth der spanischen Schriftsteller absprechen zu wollen, zumal darüber selbst unter ihren Landsleuten ungleiche Meinungen walten. Mein Zweck geht einzig dahin, einzelnen dazu geeigneten und fähigen Köpfen das Studium einer wenig gekannten, aber durch ihren Reichthum sowol als durch die früher von ihr geleisteten Dienste bemerkenswerthen Literatur zu empfehlen.

Daß ich unter den berühmten Namen derselben jenen des Cervantes auch nicht einmal ansprach, darüber wird Niemand sich wundern. Ich wollte nicht alle mir zu Gebot stehenden Vortheile gebrauchen — und wo fände sich Jemand, dem jener Name nicht überaus wohl bekannt wäre?

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin.

Indem ich in diesem Brief den September umfasse, könnte ich, was öffentliche Stimmung und allgemeine Vorfälle betrifft, nur sagen, daß sich der August wiederholte; daher denk' ich sogleich der, das Morgenblatt näher angehenden, Einzelnheiten.

Den 21. September starb hier die als Schriftstellerinn geschäzte Frau Helena Friederike Unger, (die Wittwe des für Holzschneidekunst und Typographie denkwürdigen Professors Unger), im 62sten Jahr ihres Alters. Von ihren Schriften ist: Julchen Grünthal am bekanntesten. Außerdem verdienen noch genannt zu werden: Marie Müller; Liebe und Entsagung; Melanie; Briefe von Serena an Clementine über die Franzosen in Berlin u. s. w. Sie ertrug manchen schweren Wechsel des Geschicks mit hohem Muth, und blieb den gesellschaftlichen Verhältnissen unter allen Umständen eine geistreiche Zier. — Nachträglich habe ich hier noch den Tod von Theodor Körner und Friedrich Kühnau zu berichten. Beyder Namen in der Literatur schon genannt. Sie fielen als Krieger; ersterer am 29., lezterer am 27. August. Jenem danken wir mehrere dramatische Produkte und Gedichte; dieser übersezte früher Bürgers Leonore ins Griechische und Luthers Gesänge ins Hebräische; zulezt gab er Wehrlieder heraus.

Ob die Literatur aus dem Schlaf erwachen will, oder ob ihr Morgen noch fern bleibt, ist für jezt unergründbar; denn Alles, was bis hieher erschien und für gewagt gilt, liegt in den Wünschen der Leitenden und bezweckt es, den neuesten Plänen Leben zu erzeugen. Bey andern Gegenständen hört man über die Censur klagen; doch ist dies gewiß entweder ungegründet, oder liegt noch in ungelösten Verhältnissen des Augenblicks, denn unsre Behörden sind zu umsichtig, als daß sie nicht empfinden, wie man wahrhafte Freyheit nur im Reiche des Geistes mit Glück säet, und daß eine andre, ohne diese, undenkbar ist. — Von den im Monat September erschienenen Kleinigkeiten nenne ich: Erinnerungen an einige merkwürdige Aeußerungen Friedrichs des Großen, vom Staatsrath Süvern. (Hizig). Es ist eine Zusammenstellung der Aussprüche Friedrichs des Großen, welche Beziehung haben auf die neuesten Ereignisse. Natürlich scheint es, daß ein so heller Kopf, als dieser König, in den Geschichtswebungen, (die gar nicht so mannichfaltig sind, als man zuweilen ausschreyt), mit seinen Entscheidungen wiederkehrend seyn muß; er hat aber auch Manches gesagt, was nicht in dem erwähnten Büchlein steht, aber jezt eben so beherzenswerth seyn dürfte, als das, was darin steht. — Sonst erschien neben dieser Kleinigkeit noch manche andre, die aber, indem ich dies schreibe, auch schon wieder vergessen ist, und ich habe also das höchste Recht, Nichts davon zu erwähnen. — Auch eine Menge Landkarten sind erschienen, aber alle ebenfalls nur auf die Zeit berechnet; es sind Darstellungen von Schlachten, Marschrouten u. s. w.

Ich komme nun wieder zum Theater, dem einzigen Ort, wo man noch bey alten Gedanken die neuen zuweilen vergessen kann; denn bey den Zeitgeburten ist auch wenig Erholung, das sag' ich frey, ob ich gleich auch in die Reihe der Theaterdichter getreten bin. Der Geschmack der Menge, deren Denken einzig darin besteht, zu ergründen: wie das Denken zu vermeiden ist, wird als Maßstab der Schäzung geistiger Erzeugnisse angenommen, weil die Menge allein die Kassen füllt, und ich darf, um den Zustand der Dinge kurz auszudrücken, nur bemerken, daß einige gemeine Possen, welche vor noch nicht zwanzig Jahren ausgepocht wurden, auch auf unsrer Bühne jezt mit Glück wieder erschienen sind. Die edle, tiefere Aussicht, welche die Lessing, Goethe, Schiller, Jünger, Iffland, Babo, Schröder, früher auch Kozebue, der Bühne eröffneten, will sich mehr und mehr schließen durch die Wuth nach Mißgeburten, und man kann nicht kräftig genug die Theater-Direktoren auf ihren wichtigen Beruf aufmerksam machen, den Geschmack zu sichern gegen den Sturm der Gemeinheit. — Ich darf es mir redlich nachsagen, daß ich länger schon dagegen eiferte, und gefasst war auf den Haß, den ich gewann und trage mit dem Trost auf spätern Dank. — (Der Beschluß folgt.)

Charade.

Mein Erstes sind wir Menschen alle,
Doch sehen wir es einzeln kaum.
Mein Zweytes, fast wohin ich walle,
Verschönerts und belebts den Raum.
Auch schenkts bey'm ernsten Saiten-Schalle
Uns manchen süßen Göttertraum.
Mein Ganzes such' im Schweizerlande
An der Gebirge jähem Rande.
Dort ist ein Widerspruch vereint,
Weil Dir mein Zweytes Erstes scheint. G.

Auflösung des Räthsels in Nro. 296: Traum.

Nro. 303.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 20. December, 1813.

Bleib' ich dem Amor getreu? — Mir raubte der Verräther die Hoffnung,
Aber die Sehnsucht wärmt noch und beseligt mein Herz.

v. Brinckmann.

Die Brautwerbung.

Ein Mährchen.

I.

Ueber die Schönheit der Königstöchter wundert sich längst kein Mensch mehr, weil sie bey ihnen eine so natürliche Sache ist, als bey der Sonne das Licht und die Wärme, bey dem Feuer die Hitze, und bey dem Eis die Kälte. Indessen sah die Welt doch einmal eine Prinzessinn, die diesen gewöhnlichen Vorzug in einem so ungewöhnlichen Grade besaß, daß die Poeten nicht müde wurden, sie zu besingen, die Mahler nicht, sie zu mahlen, und andere Schönen nicht, sie zu beneiden. Man hatte sie bey ihrer Geburt ordentlich getauft, und ihr wenigstens ein Dutzend der schönsten Namen gegeben. Aber kaum war sie ein wenig herangewachsen, als die Leute es höchst unschicklich fanden, eine Prinzessinn, die mit goldenen Haaren prangte, und der Mutter des Liebesgottes den goldenen Apfel streitig machte, wie andere gemeine Prinzessinnen Amalie, Emilie, Albertine, oder Helene, und nicht Prinzessinn Goldhaar, und um zugleich ihre Reize überhaupt zu bezeichnen, *Schönchen Goldhaar* zu nennen.

Eine schöne Prinzessinn kann es durchaus nicht verhüten, daß sich eine Menge Prinzen, und zuweilen sogar, wenn gleich in größtem Geheim, auch andere junge Herrn von minder edler Geburt in sie verlieben, und wirklich zählte die unsrige gerade so viele Liebhaber, als es Prinzen, Grafen und Edle, Ritter und Knechte gab, die sie gesehen hatten, und sogar — noch Einen mehr.

Dieser Eine, der sich auf Treue und Glauben verliebte, war ein benachbarter König, und sandte, da seine Leidenschaft ihn weder essen, noch trinken, noch schlafen ließ, den Demosthenes unter seinen Hofleuten mit dem gemessenen Befehle nach dem Hofe der Prinzessinn, ihm nicht nur ihr bloßes Jawort, sondern ihre eigene Person mitzubringen.

Der Abgesandte, der durch ein Gefolge von hundert Bedienten und Pferden, und den prachtvollsten Reisewagen die Größe seines Herrn ankündigte, *sagte* der Prinzessinn im Namen desselben die schönsten Sachen, und *brachte* ihr noch weit schönere, nämlich Hals- und Armbänder von Diamanten, Schnüre von den größten Perlen, Diademe, Gürtel, Ringe und Uhren von unermeßlichem Werth. Aber mit einer Gleichgültigkeit, die sie in den Augen des Ueberbringers zu einem größern Wunder erhob, als wenn ihre Haut noch zehnmahl blendender, ihre Auge noch zehnmahl funkelnder, und ihr Haar noch zehnmahl goldner gewesen wäre, schlug sie alle diese Kostbarkeiten aus, und behielt blos einen Brief feiner englischer Stecknadeln, die in ihrem Reich unter die verbotenen Waaren gehörten.

Was die königliche Bitte um ihre Hand betraf: so weiß man nicht, war die Dame an diesem Tage bloß nicht in der besten Laune, oder hatte die Rede des Gesandten, oder sein Gesicht, oder seine Weste nicht ihren Beyfall.

Genug, der König erhielt für sein Geschenk einen Korb, und noch spitziger als seine Stecknadeln waren die Reden, mit welchen sie den Abgesandten entließ.

Zum Glück war der König nicht von der wilden Art. Statt also in der Wuth über die Sprödigkeit der Prinzessinn eine Armee ins Feld zu stellen, ein Paar Länder zu verheeren, und hunderttausend Menschen schlachten zu lassen, machte er es, wie die unglücklichen Liebhaber in gewissen Romanen: er weinte wie ein Kind, und die Leute, die ihn trösten wollten, goßen Wasser in ein Sieb.

Mitten in seiner Traurigkeit hinterbrachten ihm einige seiner dienstfertigsten Diener, sein Günstling Allbeliebt habe aus Gelegenheit der mißlungenen Brautwerbung sich einige höchst anzügliche Reden erlaubt.

Dieser junge Mensch, der nicht weniger Geist als Schönheit besaß, wurde darum von den Leuten Allbeliebt genannt, weil er wirklich bey Allen, die ihn nicht um die Gunst des Königs beneideten, beliebt war. Dieser Neider zählte man aber so viel als Höflinge, und sie waren es auch, die ihn bey dem König angeklagt hatten.

Das Verbrechen, dessen man ihn beschuldigte, bestand darin, daß er, indem er seinen Herrn wegen des empfangenen Körbchens von der stolzen Prinzessinn beklagte, die Worte fallen ließ: er wünschte, der König hätte ihn zum Gesandten gewählt, und bürge mit seinem Kopf dafür, das Land hätte bereits Hoffnung zu einem Thronerben.

Diese Worte mochten ein wenig Eitelkeit verrathen. Aber um ein Verbrechen darin zu finden, musste man nothwendig zu einer gewissen durch ihre Feinheit berühmten Menschengattung gehören, und man ist mit Recht begierig, zu erfahren, wie die guten Freunde des armen Allbeliebt es anfingen, um seine unschuldige Zuversicht in einem Lichte darzustellen, das den Zorn des Königs gegen den geprüften Liebling reizte. Was konnte, liessen sie sich vernehmen, was konnte der Majestäts-Beleidiger anders sagen wollen, als: die Person des Gesandten, nicht die Person des Königs, ist es, durch welche die Prinzessinn sich das Herz rühren lässt, und wenn sie diesem ihr Jawort giebt, so geschieht es blos aus Liebe zu jenem?

Der König fand nichts einleuchtender, als diese Deutung, und nichts gerechter, als daß der Liebling ungehört, und ohne Hoffnung der Erlösung in den großen Thurm geworfen werde.

Man kann alt werden in einem Thurm, wenn man zu essen und zu trinken hat. Aber da dem guten Allbeliebt weder Brot noch Wasser gebracht werden durfte: so wäre er ohne Zweifel in seinem Gefängniß, ob es gleich einem Beckerladen gegenüber lag, und er hart am Fuße desselben ein klares Bächlein vorbeyfließen sah, verschmachtet, ehe sein Bart Zeit gehabt hätte, auch nur eine halbe Elle lang zu wachsen, wenn das Schicksal gegen ihn nicht barmherziger gewesen wäre, als es gewöhnlich gegen arme Gefangene zu seyn pflegt.

Er sprach nämlich, als er kaum noch sprechen konnte, mit dem einzigen Menschen, der ihm sein Ohr lieh, mit sich selbst, und sagte unter Anderm: Warum muß der treueste Diener seines Königs der unglücklichste seyn? O wäre dieser irdischen Gottheit die Gabe der himmlischen, in den Herzen zu lesen, verliehen, wie schnell würde sich die höchste Ungnade in die höchste Gnade verwandeln! Nur darum drückt mich das Gewicht meiner Leiden so schwer, weil sie mich die theuerste meiner Pflichten, die Pflicht, dem besten König zu dienen, nicht erfüllen lassen.

Diese Worte wurden von den meisten Höflingen, die sich gerade in der Nähe des Gefängnißes befanden, vernommen. Aber keiner würde sie so treulich, wie jene andere Rede des Gefangenen, die ihn ins Unglück stürzte, dem König hinterbracht haben, und es war also ein Glück, daß dieser, der selbst gegenwärtig war, sie mit eigenen Ohren hörte. Aber nicht genug, daß er hörte. Er wollte heut auch einmal sich selbst regieren, und machte daher einigen Ohrenbläsern, die, als sie sahen, daß er den Klagen des Lieblings einige Aufmerksamkeit schenkte, nicht ermangelten, ihm zu Gemüthe zu führen, wie wenig es sich für ihn zieme, auf das Wimmern eines Unglücklichen zu achten, der auf höchsten Befehl unglücklich sey, ein finsteres Gesicht. Ein König, sprach er, darf für keine Klagen taub seyn, am wenigsten für die Klagen eines Unglücklichen, den er selbst zu einer nur zu furchtbarn Strafe verdammt hat. Er bestieg sogar, da der Gefangene fortfuhr, sich über sein Elend zu beklagen, und für den erlauchten Urheber desselben die Götter um Segen anzuflehen, den grauenvollen Thurm in eigener Person. Auf sein Rufen erschien der Gefangene, und fiel zuerst aus Respect auf seine Knie, und dann vor Betrübniß und Entkräftung in Ohnmacht. Als er sich erholt hatte, sprach er, indem er dem König die Füße küsste: Ich sterbe, mein König! Aber soll mein Tod nicht der bitterste seyn, o so laßt mich den Trost mit in's Grab nehmen, daß meine letzten Worte meinen Herrn, gegen den meine Treue keinen Augenblick wankte, von meiner Unschuld überzeugten! Ich verlange keine Gnade. Ich will nur das Verbrechen wissen, dessen man mich beschuldigt, und so gewiß der Unschuld die Gewalt der Ueberzeugung verliehen ist, so gewiß wird Eure Majestät erkennen, daß der unglücklichste Eurer Diener nie aufgehört hat, Eurer Gnade würdig zu seyn.

Ist der Mensch meiner Gnade würdig, antwortete der König, der die Vermessenheit hat, mich zum Ziel seines Spotts zu machen? Erinnerst du dich, daß du öffentlich behauptetest, um die Hand der Prinzessinn Schönchen Goldhaar zu erlangen, hätte ich dich an sie abordnen müssen? Soll ich deinen Verdiensten eine Gemahlinn verdanken?

Erlauben mir Eure Majestät, erwiederte Allbeliebt,

mich durch ein Beyspiel zu rechtfertigen. Große Prinzen pflegen der Prinzessinn, die sie zu ihrer Gemahlinn machen wollen, ihr Bildniß zu senden. Ist es aber blos das Verdienst des Mahlers, wenn die Gestalt den gewünschten Eindruck macht, und bin ich also ein Verbrecher, wenn ich mir schmeichle, Niemand sey geschickter, ein Gemählde von den unvergleichlichen Eigenschaften des größten und liebenswürdigsten der Könige zu entwerfen, als der treuste seiner Sklaven?

Die eben so feine, als schmeichelhafte Art, mit welcher Allbeliebt ein ihm zur Last gelegtes Verbrechen zu einem Verdienst erhob, überraschte den König im höchsten Grad. Er konnte nicht begreifen, wie sein Scharfsinn sich von der boshaften Auslegungkunst seiner Höflinge so sehr hatte täuschen lassen, und blickte die Verleumder jetzt eben so zornig, als den Liebling freundlich an.

Andeutungen über Florenz und Rom 1795 und 1796.

(Fortsetzung.)

Noch mit einem leichten Federstriche muß zum zweyten Mal des bewundernswerthen schwebenden Merkurs in Bronze Johanns von Bologna gedacht werden, der, wenn man ihn in der Gegend von Rom, Athen oder Korinth ausgegraben hätte, durch Winkelmann, Lessing und Heyne den antiken Wunderwerken des ersten Ranges würde beygezählt worden seyn. Die lustige Leichtigkeit der vorwärts eilenden Gestalt muß Bewunderung erregen. Der sentimentale und kunstliebende Dupaty sagt davon: Que ceux, qui veulent voir le Mercure de bronze par Jean de Bologne, se hatent: le voilà déjà qui s'envole.

Der Fürst von Anhalt-Dessau besitzt von diesem nie genug zu preisenden Merkur eine Kopie in Bronze, verjüngten Maßstabs, welche dem Schlosse des Wörlitzer Parks zur Zierde dient.

Die Kirche della Santa Croce ist von Literator und Künstler als ein heiliges Pantheon zu betrachten, denn hier kann er wallfahrten zu den Grabstätten von Michael Angelo, Gallilei, Boccaccio, Machiavelli, Aretino und Micheli.

Keines Commentars bedürfen solche Namen.

Im Gebäude der Kunst-Akademie sieht man das Modell eines Tempels, bestimmt für die Gruppirung der Niobe und die Niobe im Garten Boboli; aber so verworren falsch geordnet durcheinander geschoben, daß wahrscheinlich in dem alten Wohnsitze des ächten Kunstgeschmacks, Florenz, von der Ausführung niemals die Rede seyn wird. Wir sahen die große Oper „Helena und Paris,“ worin Madame Danzi von München sich durch reinen und richtigen Gesang hervorthat. Die Musik war der allgemeinen Bewunderung vollkommen werth, so ihr in reichster Fülle gezollt wurde. Weich und leicht verwob das Accompagnement sich in die Singstimme, so daß, wie durch Zauber, der schöne Wahn vorherrschen konnte, ein vollbesetztes Orchester sey nur ein isolirtes Instrument, welches mit dem Gesange zu einer einzig selbstständigen Totalharmonie befreundet, ineinander klinge.

Sänger und Sängerinnen erschienen hier, was immer der Fall seyn sollte, als individuelle Repräsentanten der Kunst, und wurden im Ausdruck ihrer Empfindungen durch keinen hemmenden Zwang gefährdet.

Dramatische Künstler sind im Augenblick der Darstellung nicht sie selbst, sondern, durch die Schöpferkraft von Dichtkunst und Musik, öffentlich aufgestellte Wesen, und jeder spanische Stiefel, worin man sie gewaltthätig einschnürt, gehört vor das furchtbare Tribunal der Lächerlichkeit.

Nach dem entzückenden Spaziergang durch den Garten Boboli, vorüber an Cypressen, Lorbern, Steineichen und Mirthen, ließ ich mir, im Palaste Pitti, Raphaels Madonna della Sedia zeigen. Zahllose Gemählde enthalten die Zimmer und Säle dieses weitläufigen Gebäudes, aber ich wollte nur dies Einzige betrachten, oder vielmehr anbeten, und blieb meinem Vorsatz getreu. Doppelt wichtig musste mir das allberühmte Meisterwerk durch den Umstand werden, daß ich davon einer, nach dem Kennerurtheile des Fürsten von Anhalt-Dessau, in jeder Hinsicht gelungenen Kopie von der Hand der eben so edeln als talentvollen Prinzessinn Augusta von Hessen Homburg mich zu erfreuen hatte.

Die Straße von Florenz bis Pisa bezaubert uns durch schönen und harmonischen Wechsel der Ansichten. Der Arno begleitet von Zeit zu Zeit den Reisenden durch sanftes Fortwallen, dem Charakter der idyllischen Landschaft vollkommen zusagend. Ganze Hügel sind mit majestätischen Pinien bekrönt. Es bleibt ewig ein unsäglicher Verlust für Deutschlands Gärten, daß dieser königliche Baum in unser Klima sich nicht einwintert, welches unbegreiflicher Weise doch in Britannien schon häufig der Fall war. Mehrere zu diesem schönen Zweck in Potsdam und Wörlitz angestellte Versuche schlugen fehl. Lorbern und Myrthen bilden größtentheils die Hecken am Wege. Feigenbäume, von der Stärke unsrer vollwüchsigsten Äpfel- und Birnbaumstämme beschatten Kapellen und Bauernhäuser. Die Novemberluft hauchte so warm, daß die Kinder in den Dörfern um die Abenddämmerung sich noch im Hemde miteinander herumjagten und muntere Spiele trieben.

In den Oertern, welche man auf dem neun und vierzig Miglien langen Wege von Florenz bis Pisa durchstreift, trifft man auf zahlreiche Töpferwerkstätten, wo

Gefäße verfertigt werden, die den altgriechischen an zierlicher Form nur wenig nachgeben. Viele dieser Vasen sind von ungeheurer Größe, und haben die Bestimmung, Prachtgärten in le Notre's Stile zu dekoriren.

Der Arno durchströmt Pisa, luftreinigend, wie er Florenz durchströmt, und hat ebenfalls, wie jene den Musen heilige Stadt, drey Brücken, wovon die mittelste für die schönste gilt. Die Stadt selbst, vormals übervolkreich und übermächtig, erinnert an Karthago und Korinth. Verlassenheit und Oede, das ist in zwey Worten ihre ganze Charakteristik.

Von dem bekannten runden Marmorthurme, der als Curiosität in allen Reisebüchern vorkommt, weil er zwölf Fuß überhängt, aber troz des gefahrdrohenden Anblicks niemals bis jetzt noch den Kopf einbüßte, hat man einen weitausgedehnten Ueberblick.

Unser Auge trug bis zum Pharus von Livorno, und einer in dessen Nachbarschaft stationirten englischen Flotte von der einen Seite, und von der andern bis zu den Pisanischen Bädern, am Fuße der Gebirgshöhe, von welcher der ehrwürdige Dante sagt: „daß die Pisaner dadurch verhindert werden, Lucca zu sehen.“

Von Ugolinos durch Dante, Gerstenberg und Reynolds verewigten Lokal der schrecklichsten Schicksals-Katastrophe, ich meine den berüchtigten Hungerthurm, wird auch nicht die kleinste Spur mehr angetroffen. Kein Sterblicher weiß anzugeben, an welcher Stelle der verhängnißvolle Kerkerschlüssel in den Arno fiel.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin.

(Beschluß.)

Am 3. September sahen wir als Neuigkeit: Die gefährliche Nachbarschaft, Lustspiel in einem Akt, von Hrn. von Kotzebue. Unleugbar ist diese überall schon bekannte Posse für modern Lachlustige von Wirkung, und kann es seyn durch gute Erfindung, schnelle Handlung und manchen launigen Einfall. Dagegen muß es hart gerügt werden, daß die Sitte mehrmals mißhandelt ist. Hr. Wurm spielte den Schneider Fips, wie es die Mehrheit begehrt, d. h. übertrieben. — Am 10. September wurde zum ersten Mal gegeben: Die selige Frau, Lustspiel in einem Akt, von F. W. Gubitz. Da der Verfasser hier auch Berichterstatter ist, so kann er Nichts sagen, als daß sein kleines Stück gefiel. Ich lege ein Paar Scenen als Probe bey, und habe nun noch die Pflicht Mad. Schröck, (Wimka), Hrn. Unzelmann, (Knorr), und Hrn. Rebenstein, (Franz), für mehrere gelungene Darstellungen zu danken. — Am 16. Sept. sahen wir: Die Brüder, Zwischenspiel in einem Akt. Der Geliebte, (Hr. Beschort), will die Geliebte, (Dlle. Maas), prüfen; er ist Hauptmann, kommt krüppelhaft aus dem Felde, entsagt seinem Glücke, und wünscht eine Verbindung mit seinem, ihm sehr ähnlichen, doch unverwundeten, Bruder. Sie bleibt edlern Gefühlen treu, und bald werden dann die Brüder eine Person. Eine dritte Person, das Kammermädchen, steht ohne besondre Einwirkung da, ist also ziemlich unnütz; das Ganze hat aber viel Zartempfundnes, vorzüglich von weiblicher Seite, und größtentheils liebliche Verse, so daß man mit Freuden neuen Versuchen des unbekannten Verfassers entgegen sieht. Die Darstellung war eine gelungene; besonders wußte Hr. Beschort die geringen Kontraste in den Brüdern so glücklich, als möglich, herauszuheben. — Am 24. September gab es: Die Heirath durch List, komisches Singspiel, nach dem Italienischen. Musik von Cimarosa. Diese alte Oper war uns auch noch Neuigkeit, und obwol solch eine Schöpfung durch Verjährung der Opernrechte hinlänglich fade und langweilig seyn darf, hier wird das Recht übertrieben; will man indessen an Langeweile sterben, hilft die meisterhafte Musik zur Genesung, ohne indessen vor Rückfällen schützen zu können. Der Komponist erinnert zwar oft an seine heimliche Ehe, ist aber doch durchaus so vortrefflich, daß man nicht leicht Einzelnheiten vorziehen kann. Der Geist der Darstellung hätte der italienische burleske seyn sollen, er mangelte aber überall, da er doch sonst, wo er nicht Zweck ist, anzutreffen ist!

In diesem Monat gingen eine Menge Gefangene und Ueberläufer hier durch, und es sprach sich fast überall der Sinn des Wohlthuns aus, der den Berlinern eigen ist. Die wenigen Fälle, wo Einzelne aus mißverstandner Vaterlandsliebe sich erbärmlich zeigten, vergißt man mit Recht. Vaterlandsliebe mag ehren; Menschenliebe ehrt mindestens eben so sehr; denn in den ersten Legenden des Werdens steht nicht, daß Gott Europa, Amerika, Asien, Afrika u. s. w. — sondern die Erde und Menschen schuf. — Der Tod des General Moreau hat mehrere Dichtungen und Bildnisse erzeugt. Von den letztern ist das von Dähling gezeichnete, von Bollinger punktirte, das beste.

Aus der Schweiz, November.

Wer mahlerischen Sinn hat, begnügt sich nicht mehr, den Rheinsturz bey Schafhausen von der seitwärts bis in den Flutenstand vorragenden Gallerie, freylich bey stärkerm Effekt, aber doch nur im Profil, zu besehen. Der wahre Standpunkt, der großen Natur-Scene gerade gegenüber, bleibt immer das Schlößchen Wörd, wo man von einem, in die Unfälle der Schweizer-Regimenter in Holland verwickelten, Offizier in einem Kabinett, das er zu einer kleinen Schweizer-Kunsthandlung ausgeschmückt hat, mit vieler Artigkeit empfangen wird, und am Ende noch mit Vergnügen vor dem lieblichen, lebendigen Gemählde des Rheinfalls weilt, das dieser Priester des alten Rhenus durch seine Camera obscura erscheinen läßt. In das Fremdenbuch schrieb jüngster Tage ein begeisterter Freund der Schweiz, ein Stuttgarter, Folgendes:

„Schäume, du brausender Jüngling,
Alpen-entquollener Rhein!
Kommt ein Fremder mit Ketten gezogen,
Schreck' ihn zurück mit donnernden Wogen!
Frey, wie du, muß Helvetien seyn!“

Unter den berühmten Tonkünstlern, die, von Bellona aus den heimathlichen Stätten vertrieben, die friedliche Schweiz in ungewöhnlicher Anzahl zu besuchen fortfahren, ist Hr. Almeyda aus Lissabon in verschiednen schweizerischen Haupt-Städten mit großem Beyfall gehört worden. Der Vorsteher der schweizerischen Musik-Gesellschaft, Hr. Nägeli, hat ihm in Zürcher Blättern folgendes Lob ertheilt: „Hr. Almeyda wünscht von mir ein öffentliches Zeugniß über seine Talente zu erhalten. Ich finde es auch ganz schicklich, einen so außerordentlichen Künstler auf außerordentliche Weise zu empfehlen, und erkläre daher, daß ich in demselben nicht allein einen Klavier-Virtuosen bewundre, der im Starken stark ist, sondern überhaupt noch an keinem ausübenden Tonkünstler in und außer der Schweiz, noch selbst in dem, von Virtuosen auf allen Instrumenten wimmelnden, Paris diesen Grad von künstlerischer Kraftäußerung, und bey dieser Ueberfülle diese Selbstbeherrschung wahrgenommen habe, vielmehr Hrn. Almeyda hierin über alle Vergleichung erhaben finde — und daß ich mit dieser Empfehlung auch in meinen nächsten Umgebungen nichts anders beabsichtige, als die Anerkennung fremden Verdienstes, und die stete Pflicht: „Ehre, dem Ehre gebührt.“

Nro. 304.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 21. December, 1813.

Ohne Lieb' und ohne Wein
Was wär' unser Leben!

Weisse.

Proben aus Hafis Divan.

15.

Dir, auf deine Schönheit Stolzem,
Ist's verzeihlich, nicht zu lieben;
Liebenden geh' nicht zu nahe,
Du durch Weisheit Allberühmter!
Du kennst nicht den Rausch der Liebe,
Kennest nur den Rausch des Weines.
Blässe und die Seufzer zeugen
Von der Liebe schweren Krankheit.
Ohne Wein und ohne Mädchen,
Gäb's in Eden keine Freude.
Buhl' um dieses Mondes Liebe,
Und wär'st du auch eine Sonne.
Thu' Verzicht, Hafis, auf Leumund,
Fodre Wein, du bist berauschet.

Die Brautwerbung.

II.

Die Leiden des Unschuldigen hatten also ein Ende, und kaum hatte er sich mit Trank und Speise erquickt, als der König ihn in sein Kabinet rufen ließ.

Allbeliebt, sprachen Se. Majestät, es geht mir, troz meiner Krone und meinem Scepter, mit meiner Liebe, wie dem gemeinsten Schäfer. Je kaltsinniger die Prinzessinn Goldhaar mich behandelt, desto heißer glüht meine Flamme, und kurz, ich stehe dir für keine Tragödie, wenn die Unerbittliche sich nicht bald erbitten lässt. Ich muß aufhören zu schmachten, wenn ich nicht verschmachten soll. Eile also, und rechtfertige mein und dein Vertrauen zu deiner Herzenseroberungskunst, und leistest du mir wirklich den größten aller Dienste, so sollst du erfahren, daß der glücklichste König auch der dankbarste ist.

Noch heute will ich abreisen, erwiederte Allbeliebt, und bat sich, statt des prächtigen Staatswagens, den der König ihm anbot, nur ein Pferd, und zu seiner Beglaubigung einen Brief an die Prinzessinn von ihm aus.

Unterwegs musste der Reiter öfters absteigen, um passende Gedanken, die ihm für seine Anrede an die Prinzessinn in Menge einfielen, in seine Schreibtafel aufzuzeichnen, und das Erstemal, da er sich zu diesem Zweck auf einer Wiese an den Rand seines von Weiden beschatteten Bachs gesetzt hatte, sah er am Boden einen nach Luft und Wasser schnappenden Karpfen liegen, der bey dem Fliegenhaschen zu hoch gesprungen, und ins Gras gefallen war. Ein Anderer hätte den Fisch gleich ans Feuer gesetzt, statt ihn ins Wasser zu werfen. Aber Allbeliebt hörte mehr auf die Stimme seines Herzens, als auf die verderblichen Rathschläge des aller Barmherzigkeit spottenden Magens, und sah sogleich seine Großmuth durch die rührendste Dankbarkeit belohnt. Der Karpfen nahm sich kaum Zeit, sich ein wenig von seiner Ohnmacht auf dem Grunde des Wassers zu erhohlen, als er wieder zum Vorschein kam, um die süßeste Pflicht gegen seinen Erretter zu erfüllen. Allbeliebt, sagte der sonst stumme Fisch, Sie haben mich mit einer Discretion behandelt, die mich in Erstaunen setzt. Die Menschen pflegen sich sonst gegen uns Fische ganz anders zu betragen. Ich bin

kein Freund von vielen Worten, und darum sage ich Ihnen blos, so dankbar, als Ihre Brüder sind, kann Gottlob! ein ehrlicher Fisch auch noch seyn. Adieu, auf Wiedersehen, und glückliche Reise!

Dem Abenteuer mit dem Karpfen folgte ein zweytes mit einem Adler und einem Raben. Jener verfolgte diesen, um das Recht des Stärkern an ihm auszuüben, und unser Wanderer, der dieses Recht für das brutalste Unrecht hielt, setzte ihm durch eine Kugel Schranken, die er dem Adler in die Luft nachschickte.

Von einem Raben erwartet man wenig edle Regungen, und daher war Allbeliebt ganz überrascht, als der Galgenvogel ihm ebenfalls Komplimente über seine Großmuth machte. Es ist, sprach er, vielleicht nie erhört worden, daß man einen Adler todtschießt, um einen Raben zu retten. Aber um so mehr haben Sie mich zu Ihrem Schuldner gemacht, und wenn Sie über kurz oder lang einem Schurken die Augen ausgehackt wünschen: so zählen Sie auf meine Klauen.

Einen noch größern Unfug verhinderte er bey seinem Eintritt in einen großen Wald. Er hörte nämlich eine Eule so jämmerlich heulen, daß er gleich dachte, der gute Vogel muß große Ursache haben, betrübt zu seyn. Entweder hat er Vater und Mutter, oder Frau und Kinder, oder gar seine Freyheit verloren. Voll Mitleid ging er der Stimme nach, und fand die Eule wirklich im Netz eines Jägers verwickelt. Unerträglich! dachte er, indem er sie losmachte; Rohheit und Unwissenheit in Gestalt eines Jägers bekämpfen Bildung und Wissenschaft in Gestalt des Vogels der Minerva. Die Eule zeigte eben so viel Witz als Dankbarkeit in der schönen Rede, die sie ihrem Befreyer zu Ehren hielt. Ich finde keine Worte, sagte sie, nachdem sie eine Menge derselben verschwendet hatte, Ihnen zu sagen, wie sehr ich von Ihrer Güte gerührt bin. Ob ich Gelegenheit finde, Sie vom Tode zu erretten, weiß ich nicht. Aber wenn Sie meiner Dienste bedürfen, so verlassen Sie sich darauf, daß ich nicht erst warte, bis Sie mich rufen. Ich wäre nicht werth, eine Eule zu seyn, wenn ich mich von irgend einem Menschen an Dankbarkeit übertreffen liesse.

Ohne ein weiteres Abenteuer erreichte er die Residenz der Prinzessinn, und kaum hatte er sein Kleid von Goldstoff angelegt, und sich mit einer reichgeschmückten Schärpe gegürtet, als er, den mit rothen und weissen Federn prangenden Hut in der einen Hand, und in der andern ein Körbchen mit einem niedlichen Hündchen, das er zum Geschenk für die Prinzessinn in Bologna gekauft hatte, sich nach ihrem Palast führen ließ. Die Pracht desselben, die Kostbarkeit des Hausraths, der Ueberfluß an Gold, Silber und Edelsteinen, die Menge der geschmackvollsten Gallakleider, mit welchen er Tische, Stühle und Sophas belegt sah, erfüllten ihn mit Erstaunen und Furcht. Der Himmel, dachte er, sey meinem König gnädig, wenn seine Gemahlinn es bey ihm auf den nämlichen Fuß zu treiben gedenkt! Und wird sie sich von einem Schloß, wie das ihrige, mit allen seinen Herrlichkeiten, blos einem Manne zu lieb trennen wollen?

Als man ihn bey der Prinzessinn meldete, wiederhohlte sie sogleich seinen Namen in einem Ton, der eine sehr günstige Stimmung für ihn ahnen ließ. Allbeliebt! sagte sie, Allbeliebt? Führt der Mensch diesen Namen mit Recht, so muß er ja von Jedermann geliebt werden. Ich habe nichts dagegen, wenn er sich nur nicht einfallen läßt, auch bey mir sein Vorrecht geltend zu machen.

Leider, Ihre Hoheit, antworteten ihre Damen, ist dieser Gesandte der gefährlichste Mensch, den man vielleicht jemals an eine Prinzessinn abgeschickt hat. Man sieht sich gar nicht satt an ihm, wenn man sich gleich selbst sagt, daß es nicht schicklich ist, ihn anzusehen, und wirklich vergaßen wir sogar die Vergißmeinnicht in unserm Nährahm, und Nadel und Seide, so lange er im Zimmer war.

Was muß ich hören! rief die Prinzessinn, Damen, meine Damen, Thörinnen, die sich zu einem Geschlecht mit mir rechnen, sehen, nach wem? nach einer Mannsperson! Unglaublich, unerhört, unverantwortlich! Doch geht, mir mein Kleid von himmelblauem Silberstoff zu bringen! Lauft nach frischen Blumenkränzen für meine Haare! Geschwind, ordnet mir die Locken! Was zögert ihr? Wollt ihr, daß der Abgeordnete aller Welt sage, mein Name sey eine Lüge?

Im Augenblick schwärmten und summten die dienstfertigen Künstlerinnen gleich geschäftigen Bienen um ihre Gebieterinn. Zwanzig Hände verrichteten Nichts, weil jede Alles verrichten wollte, und der Thurmbau ihrer Haare wurde beynahe durch dieselbe Sprachverwirrung vereitelt, wie der zu Babylon. Endlich aber schlug sich ein Heer von Toiletten-Sylphen ins Mittel, und diese unsichtbaren Hülfstruppen der weltbeherrschenden Mode verrichteten mit zauberischer Allgewalt in einer Sekunde, was menschlichem Witz ewig unmöglich geblieben wäre. Wie Venus dem Meere, entstieg jetzt ihre neugeschaffene Schwester dem Putzzimmer, um in der großen Spiegel-Gallerie, die ihre Gestalt tausendfach zurückgab, gleich dem betrachtenden Weisen, der sein Inneres erforscht, prüfende Blicke auf ihr Aeußeres zu werfen, und als sie sah, daß auch in dieser Schöpfung von Band und Spitzen, von Schleifen und Nadeln, von Talg und Puder Alles gut war, bestieg sie ihren Thron von Gold, Elfenbein und Ebenholz, den eine Atmosphäre von balsamischen Wohlgerüchen umfloß. Ihre Mädchen mussten ihre harmonischen Instrumente und ihre melodischen Stimmen ertönen lassen. Aber Spiel und Gesang durften, um die

Ohren nicht durch das Geräusch alltäglicher Konzerte zu beleidigen, kaum die Grenzen des sanftesten Flüsterns überschreiten.

Andeutungen über Florenz und Rom 1795 und 1796.

(Fortsetzung.)

Der Dom leuchtet, als groß gedachtes, und, was nur äußerst selten bey Kathedralkirchen im Allgemeinen der Fall zu seyn pflegt, bis auf den Schluß oder Endstein vollkommen ausgeführtes Gebäude, glänzend hervor.

Am Eingange des Tempels halten zwey merkwürdige Sculpturwerke den Alterthumsfreund unwiderstehlich fest: ein Sarkophag, mit Meleagers Eberjagd, und ein Bacchanal en basrelief, von einer Marmorsäule getragen.

Unter den Kirchengemählden darf die heilige Agnes mit dem Lamme von Andrea del Sarto den ersten Platz mit entschiednem Rechte behaupten.

Die Zeichnung ist in edler und großer Manier ausgeführt, das Gewand gut geworfen, und das Kolorit harmonisch verschmolzen.

Den trefflichsten gothischen Baukonstruktionen müssen wir mit Recht und Fug auch die Tauf-Kapelle zu Pisa beyzählen, eine Rotunde von acht herrlichen Granitsäulen, wie zum Schweben emporgehoben. Akustisch, wahrscheinlich nur durch Zufall gebaut, gibt ihre Wölbung einen so starken Wiederhall zurück, daß aufgeschlagne Bänke, die man heftig niederschmettert, in der Wirkung auf das Gehör, den Knall eines Musketenschusses hervorbringen.

Das Campo Santo, welches die aus Jerusalem im dreyzehnten Jahrhundert mitgebrachten Erdschollen aufbewahrt, wird von einer Gallerie umringt, mit schwarzem und weissem Marmor gepflastert, welche durch einige Grabmäler, zur Ehre denkwürdiger Männer, interessirt. Ich nenne nur Algarotti's Monument, das der königliche Freund von Sanssouci dem geistvollen Gesellschafter zu setzen befahl. Die Unterschrift: Fridericus Magnus, kann gar nicht anders, als anstößig lauten, sobald man weiß, daß der König selber sie diktirte.

Wir trafen im Campo Santo mit der Feyer des Festes Aller Seelen zusammen, meinem Gefühl nach, dem rührendsten der katholischen Kirche, und wohnten der Messe bey, welcher eine Weihung der Todtengrüfte durch die Domherren, unter Anführung des Erzbischofs, folgte.

Ruhn in Frieden alle Seelen,
Die vollbracht ein banges Quälen,
Die vollendet süßen Traum,
Lebenssatt, geboren kaum,
Aus der Welt hinüberschieden;
Alle Seelen ruhn in Frieden!

Die sich hier Gespielen suchten,
Oefter weinten, nimmer fluchten,
Wenn von ihrer treuen Hand
Keiner je den Druck verstand;
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!

Und der Jüngling, dem verborgen
Seine Braut am frühen Morgen,
Weil ihn Lieb' ins Grab gelegt,
Auf sein Grab die Kerze trägt,
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!

Auch die keinen Frieden kannten,
Aber Muth und Stärke sandten,
Ueber leichenvolles Feld,
In die halbentschlafne Welt;
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!

Fresko-Mahlereyen schmücken die Gallerie des Campo Santo, deren die meisten den ehrwürdigen Giotto zum Urheber haben. Seine bessere Bekanntschaft hoff' ich in Padua zu machen. Den Gipfel des Grotesken und Phantastischen ersteigen einige Höllenscenen, nach Dante. Uebrigens verdiente Giotto den Ruhm, welche sein Zeitalter ihm zugestand, vollkommen, als Wiederhersteller einer durch Barbarey so gut als untergegangnen Kunst. Sein Meister Cimabue ward von ihm eben so weit übertroffen, wie Pietro Perugino von seinem unsterblichen Zögling Raphael. Dante, Boccaccio, Sacchetti und Petrarka haben dem Kranze seines Ruhms manches Lorberblatt eingeflochten.

Das bekannte musivische Werk der Navicella in Rom vollendete seine Celebrität. Durch ihn verschwand seiner Vorgänger trockne und harte Manier in der Mahlerey. Auch in der Skulptur und Baukunst hat Giotto sich ehrenvoll aufgestellt. Lanzi sagt von ihm treffend: „Wenn Cimabue der Michael Angelo jenes Zeitalters war, so darf man Giotto als dessen Raphael anerkennen; in so hohem Grade verschönerte sich die Kunst unter seinen Händen." Die plastischen Werke der antiken Wunderwelt, von denen Florenz zu seiner Zeit bereits einige besaß, muß er schon sehr früh studiert haben. Als Baumeister verewigt ihn der merkwürdige Glockenthurm von Santa Maria del Fiore zu Florenz.

Der botanische Garten zu Pisa hat sich keiner so wohlbesorgten Unterhaltung zu rühmen, wie der zu Paris. Indeß erzieht er mehrere Pflanzen, die der Auszeichnung nicht unwerth sind. Folgende darf ich als die bedeutendsten anführen: Morus papyrifera, Royena, Hirsuta, Eugenia uniflora, Oxalis pes caprae, Medeola asperogoides, Anthericum frutescens, Ficus racemosa, Bignonia capreolata und Justinia adathoda.

Die Warmhaus-Gewächse bestehen größtentheils aus Plantes grasses, den Cactus-Mesembryanthemum-Aldi- und

Cotyledon-Geschlechtern, durch den unsterblichen Linneus zugetheilt.

Unter den Bäumen fiel mir eine Ioglans nigra durch Schönheit und Größe besonders auf. Ein Lorbergebüsch, welches von dieser poetischen Baumform sich eines kolossalen Anwuchses erfreut, zieht unwiderstehlich in seine trauliche Dämmerung. Singvögel musicirten am zweyten Novembertage noch darin, wie zur heitersten Frühlingszeit in unsern hyperboreischen Bäumen und Gesträuchen.

Der Blitz fiel in das Treibhaus, jedoch ohne zu zünden. Das Gewitter war beynahe von gleicher Kraft mit jenem, das wir am siebenten Oktober dieses Jahrs zu Novi erlebten.

Die Pisanischen Bäder, drey Miglien von der Stadt, sind ihrer musterhaften Einrichtung wegen durch ganz Europa mit Recht allgemein berühmt.

Der wohlordnende Sinn humaner Zweckmäßigkeit schuf die Gebäude weitläufig und bequem. Zur Wohnung für die Badgäste wurde das mittelste bestimmt. Die vier untergeordneten Häuser sind niedriger, aber nicht minder gemächlich und befriedigend eingerichtet. Neunundzwanzig Badkammern bieten Tropf- und Schwitzbäder dar. Letztere gewähren das erprüfteste Antidot gegen die Hofluft, und sind von dieser Seite, der Kranke oder Gekränkte stelle sich auch wie er nur immer wolle, in jedem Sinne des Worts, durchaus unbezahlbar.

Wir bewunderten auf dieser Fahrt auch die groß und kühn vollführte Wasserleitung, so Ferdinand der Erste zu Stande brachte, und vermittelst welcher das Wasser vier Miglien weit vom Dorfe Asciano nach Pisa geleitet wird. Dieser in der modernen Architektur denkwürdige Aquädukt ruht auf tausend Bogen.

Freundlichkeit und Heitre sind die beyden Haupt-Charakterzüge von Livorno. Die Umsicht auf dem Molo, deren ungeheure Ausdehnung die Inseln Gorgona und Meloria zu winzigen Erdschollen verjüngt, gilt mir für prachtvoll und herrlich. Ein furchtbarer Sturm bewegte gerade das Meer, und die englische Flotte, die auf der Rhede seit vorigem Tage Anker geworfen hatte, kämpfte mit dem empörten Elemente. Die Kriegskolosse erschienen in diesem erhabnen Augenblick leichter, wie Nußschalen auf einem Bache der Wiese.

Den Israeliten ward in Livorno die schönste Synagoge von ganz Europa.

Die Engländer wussten Mittel und Wege, vor der Stadt eine Table d'Hôte für die Würmer, nämlich einen Kirchhof, den in Livorno sterbenden Mitgliedern ihrer Landsmannschaft zu erwerben. Eine schöne Mauer umfängt ihn, und manches geschmackvolle Monument spricht zu dem Reisenden ein würdevolles: Sta, Viator.

Verwunderung.

Die Tochter der Natur,
Die Wahrheit ist so schön,
Und diese Schöne nur
Wünscht Keiner nackt zu seh'n.

Hg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, November.

In allen gemeinnützigen Gesellschaften, die bisher als Organe und hinwieder als Beförderer des Gemeinsinnes im Schweizerischen Bundesstaate auftraten, gesellt sich seit dem 6ten October nun auch die einstweilen aus acht und zwanzig Aerzten, Thier-Aerzten und Landwirthen verschiedener Kantone gebildete, an jenem Tag zum ersten Mal versammelte, Gesellschaft schweizerischer Thier-Aerzte. Dem Doctor Karl Stadlin in Zug gebührt das Verdienst ihrer Stiftung. Der Zweck des neuen Vereines ist, die jährlich in der Schweiz vorkommenden Viehkrankheiten und Seuchen zu beobachten, die Mitglieder über deren Gang schleunigst untereinander zu benachrichtigen, und über das Heilverfahren zu verständigen. Neben der fürdaurenden Verbindung durch Briefwechsel wird die Gesellschaft sich jährlich versammeln, und sie ladet Aerzte, Thier-Aerzte und verständige Landwirthe zum Beytritt ein. „Die Quelle unsers Wohlstandes, (sagte in seiner Eröffnungs-Rede unter Anderm Hr. Doctor Stadlin), ist die Viehzucht. Wir können Alles für die Verschönerung und Veredlung und den Genuß unsers Lebens verabredet und gethan, und uns in der edelsten Aufopferung für die Armuth und das Elend unserer Mitbürger hingegeben haben, wir haben doch nur Gräber übertüncht, wenn die Quelle, die unsern Wohlstand und unser bürgerliches Daseyn sichert, verödet, vernachlässigt, trübe, kurz unberücksichtigt bleibt. Und daß sie das noch in diesem Jahrhundert ist, zeigt die Geschichte der Lungenseuche im J. 1812. Sie durchzog die meisten Kantone. Da wurde sie gekannt, dort nicht; hier angezeigt, an einem andern Orte verheimlicht; von einem für ansteckend, vom andern für unschuldig gehalten. Die verhängten Contumaz-Anstalten waren von so mancherley Art, als an der Zahl Kantone sind. Das Jahr 1812 beweißt das Nachtheilige des Mangels an durchgreifender Einheit in solchen Uebeln, und gab die Idee zur Errichtung einer Gesellschaft schweizerischer Thier-Aerzte. Aber schwer ist die Ausführung dieser vortrefflichen Idee. Wir können nicht, wie bey andern Gesellschaften, unter einer Menge guter Köpfe die besten wählen. Wir müssen die nehmen, die da sind, wenn das Institut nicht eine bloße vorübergehende Erscheinung, ein Haufe Sprecher ohne Werke, ohne eingreifende Beziehung mit ihren Umgebungen seyn soll. Wenn die Thierheilkunde selbst erst in ihrer Kindheit ist, so sind die Thier-Aerzte noch gar nicht geboren. Jene ist zur Stunde das Werk der Medicin und ihrer Priester, und diesen scheint einmal jetzt nur noch die Technik der Aufgabe, nur die Vollziehung höherer Befehle, überlassen zu seyn. Aber doch das soll uns nicht schrecken. Dem Staat liegt eben so viel an rechtlichen thier-ärztlichen Individuen, als an theoretisch gebildeten, oft mehr noch bey ausbrechenden Seuchen, und uns seyen praktische Erfahrungen, wenn sie auch nicht mit schulgerechten Worten, und nicht in den Formen der diesen Tag durch gebietenden Systeme beschworen sind, willkommen, wie ihr Geber, dem nach einer langen praktischen Laufbahn doch nicht allemal blindlings das Zutrauen seiner Gemeinde, und weiter umher ein bedeutender Name geworden ist.

Nro. 305.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 22. December, 1813.

— Seyd uns die Wiederbringer
Der schönen Zeit der Minnesinger!
Jacobi.

Kaiser Friedrich II. und Herr Reinmar von Zweter.

Von E. p. E.

Daß die deutschen Dichter aus dem zwölften und dreyzehnten Jahrhunderte auch in historischer Rücksicht viel Interesse haben, und vom Geschichtforscher des Mittelalters, so wenig als Dante, Petrarcha und andere des Auslands, unbeachtet bleiben dürfen, ist in neuern Zeiten zu lebhaft anerkannt, und durch das Ansehen trefflicher Geschichtforscher und Geschichtdarsteller unterstützt worden, als daß die engbrüstige Stimme derer, die, man wird beynahe versucht zu glauben, aus einem natürlichen Abscheu vor allem, was Poesie ist, in dichterischen Darstellungen auch gleichzeitiger Schriftsteller überall nur eine verdächtige Quelle zu wittern geneigt sind, uns viel bekümmern dürfte. Wenigstens als sekondaire Quellen wird man, wem es je um lebendige Kenntniß des kräftigen Mittelalters zu thun ist, diese Dichter in ihren größern und kleinern Werken nicht umgehen können. Für die Geschichte im Allgemeinen sind sie ohnehin ja merkwürdig genug, so fern ihre geistreichen Erzeugnisse die Kulturstufe, wenn nicht der ganzen Nation, doch eines ansehnlichen Theils derselben bezeichnen, ja die Zeit, aus der sie ausgeflossen, selbst wieder zurückspiegeln. Aber auch im engern historischen Sinne, da sie manche Zeitbegebenheiten und Personen der Zeit berühren, wenn sie es auch mit lebhafterm, oft voreingenommenem Gefühl thun, sind sie nicht zu vernachlässigen; nur ist die historische Kritik — denn der Verf. dieses Aufsatzes ist keineswegs für diejenigen unächtern Ansichten des Mittelalters und seiner Literatur, die da und dort jetzt an der Tagesordnung sind, so sehr er auch diese Zeit und ihre Dichter mit Wärme ehrt — ebenfalls hier nicht zu verabsäumen. Mich dünkt, wie Müller für seine Schweizergeschichte oft altdeutsche Sänger, wie Sismondi für seine Geschichte italienischer Staaten den Dante und andre wälsche Dichter benutzt hat, so sollte und könnte der Beschreiber des Mittelalters, und namentlich der Hohenstaufischen Kaiserperiode, die Dichter aus diesem Zeitalter benutzen. Diese Einleitungworte mögen dastehen für den besondern Zweck, nach dem ich diesmal nur einzeln ausheben wollte, was sich bey Reinmar von Zweter 1), der im Zeitalter Friedrichs II., des energiereichsten der Kaiser aus dem Hohenstaufischen Hause, lebte, über diesen merkwürdigen, wahrhaft historischen Mann, vorfindet.

* * *

Friederichs überall umsichtige Thätigkeit, sein durchdringender behender Verstand, sein durchaus energischer Charakter und hoher Muth, wie sein an Hülfmitteln gegen Bedrängnisse mancher Art, die von der eifersüchtigen hierarchischen Macht besonders seinen Absichten entgegengesetzt wurden, wenigstens in den meisten Perioden seines Lebens reicher erfindrischer Geist wurden auch selbst

1) S. auch über ihn Museum für altdeutsche Literatur und Kunst, S. 195 — 196. Einige biographische Notizen von sich selbst gibt Reinmar S. 146. (II. Thl. der S. der Minnes. 2te Kol. 1. Str.)

von seinen Gegnern gerühmt. Es ist nicht uninteressant, zu hören, wie dies Lob auch von einem Dichter, der unter ihm lebte, beurkundet wird. Reinmar von Zweter singt in seiner treuherzig-kräftigen Art und Weise von ihm: (S. Bodm. Samml. v. Minnes. II. Thl. S. 131, 1. Kol.)

I.

Wald hat Ohren, Feld hat Gesicht,
Ihr hohen Reimer reimet von dem reichen Kaiser nicht,
Denn, was ihr dürfet sprechen
Von dem Kaiser still und überlaut.
Seine Ohren hören durch den Wald,
Seine Augen fahren 2) über Feld,
Seine Hut' ist mannichfalt.
Sein Merken und sein Melden,
Die sind auch geschwinder als Windesbraut.
Kraniches Hals, Ebers Ohren, Strausses Augen,
Die drey trug nie ein Kaiser mehr so tougen, 3)
Da hingegen seiner Feinde Lage 4)
Er hat der Nagel großen Hort. 5)
Was man im Löcher vorgehort,
Die fiullet er mit lanzreder wage. 6)

(Der Beschluß folgt.)

Die Brautwerbung.

III.

Allbeliebt trat in den Saal, und fühlte beym Anblick dieser Königinn der Schönheit und des Liebreizes, bey dieser in Anmuth verschmolzenen Majestät, bey dieser huldvollen Hoheit, bey diesem lächelnden Ernst, bey dieser würdevollen Grazie sich so sehr in Entzücken, Anbeten, Bewundern und Erstaunen verloren, daß es um alle seine in die Schreibtafel gesammelten Gedanken geschehen war, und er kaum derjenigen mächtig blieb, die er brauchte, um seiner selbst sich bewußt zu seyn. Er hielt in der Angst eine ganz neue Rede aus dem Stegreif, die ihm aber selbst beynahe noch besser schien, als die studierte, und schloß mit der Bitte, daß die Prinzessinn ihm nicht den Verdruß machen möchte, in den Wind gesprochen zu haben.

Mein Herr Abgeordneter, antwortete die Prinzessinn mit einer Stimme, die den Verbrecher, dem sie ein Todesurtheil ankündigte, entzückt hätte, ich gestehe Ihnen, ich hätte, ehe ich Sie hörte, in meinem Leben nicht gedacht, daß sich so viele vernünftige Gründe für eine so heillose Sache, als eine Heirath ist, anführen liessen, und wenn ich irgend einem Menschen die verwegene Bitte, mit der Sie mich behelligten, gewähren könnte, so wären Sie es. Allein vor der Hand steht Ihrem Antrag ein Hinderniß im Weg, das Sie ein wenig schwer zu beseitigen finden werden. In dem Flusse, den Sie von meinem Schloß aus erblicken, liegt mein Ring. Er entfiel mir vor einigen Monaten bey einer Wasserfahrt, und da er mir lieber ist, als drey Königreiche: so schwur ich, selbst dem großen Mogol meine Hand zu versagen, wenn nicht er, oder sein Gesandter eben dieser Hand ihren Ring wieder verschaffen würde. Sie kennen nun meine Bedingung, und je schöner Ihre Worte sind, desto besser werden Sie thun, sie zu sparen. Ich schwöre Ihnen, von nun an finden Sie keine taubern Ohren in allen meinen Staaten, als die meinigen.

Allbeliebt war über eine Zumuthung, die sich besser für einen Taucher, oder einen Perlenfischer, als für einen königlichen Gesandten schickte, nicht wenig betreten, und gab bereits die Hoffnung auf, sein Geschäft mit Ehren zu vollenden. Er bat die Prinzessinn, wenigstens den Korb mit dem Hündchen anzunehmen. Aber sie antwortete: Meinen Ring sollen sie mir bringen, und keinen Hund im Korb, kehrte ihm den Rücken, und ließ ihn stehen.

Was sollte er thun? Die Prinzessinn hassen? Verdient hatte sie es wohl. Aber nicht zu gedenken, daß sie viel zu liebenswürdig war, um gehasst zu werden, erhielt er dadurch weder den ins Wasser gefallenen Ring, noch ihre Hand. Er verzieh ihr also, und begnügte sich, recht herzlich betrübt zu seyn. Ohne zu essen, warf er sich aufs Bett, und seufzte und stöhnte die ganze Nacht. Vergebens lösste sogar die kleine Kapriole, sein Hündchen, das Band ihrer Zunge, um ihm Muth einzusprechen. Beruhigen Sie sich, bester Herr! sagte sie; wer bey Jedermann beliebt ist, wie Sie, muß es nothwendig auch bey dem Glück seyn. Ist es gleich keine so ganz leichte Sache, einen verlorenen Ring in einem Fluß zu finden, so ist es doch auch, besonders wenn man sich vor dem Ertrinken in Acht zu nehmen versteht, nicht gerade unmöglich. Lassen Sie also, sobald der Tag anbricht, uns an den Strom gehen, und ich will mein bestes Halsband verlieren, wenn wir den Ring nicht finden, und die Prinzessinn auslachen. Allbeliebt gab der gutmüthigen Schwätzerinn einige sanfte Schläge mit der Hand, ohne ihr zu antworten, und schlief endlich ein. Aber sobald er am folgenden Morgen aufgestanden war, bestürmte sie ihn so lange mit Bitten und Ermahnungen, bis er sich endlich entschloß, sich anzukleiden, um einen Spaziergang mit ihr zu machen. Sie führte ihn in den Garten, und ohne daß er es merkte, immer weiter, bis sie endlich das Ufer des Stroms er-

2) verrent (im Texte).

3) Sonst in den Bedeutungen von geheim, still, artig. — hier etwa für: schön.

4) Lage, Nachstellung, Hinterhalt. S. Scherz Gloss. II. wo mehrere Beyspiele gesammelt sind.

5) Da er einen großen Schatz (Hort) von Spitzen (Nagel) gegen seiner Feinde Nachstellungen hat.

6) Im Scherz'schen Glossarium II. p. 865 wird bloß die Uebersetzung des Gloss. ad prob. angegeben: mit subtiler Wage fühlen. Also: diese prüft und untersucht er genau.

reichte. Hier ging der trostlose Gesandte, den Hut tief ins Gesicht gedrückt, mit übereinandergeschlagenen Armen schwermüthig auf und nieder, und überlegte, ob es nicht das Vernünftigste wäre, sich ins Wasser zu stürzen, statt, wenn er ohne die Prinzessinn zurückkehrte, sich von dem ganzen Hofe verspotten, und von dem König wieder in den Thurm werfen zu lassen.

Mitten in diesen verzweiflungvollen Betrachtungen ließ sich nicht fern von ihm eine Stimme hören. Allbeliebt, Allbeliebt! rief es deutlich. Er blieb stehen, und sah sich um. Da sich aber weit und breit kein Mensch blicken ließ, so glaubte er sich geirrt zu haben, und ging weiter. Allbeliebt, Allbeliebt! rief es abermals. Wer ruft mich? fragte er unmuthig. Niemand antwortete. Endlich sagte die kleine Kapriole, die am Wasser hinschnüffelte: Sie werden mich auslachen. Aber eine Katze will ich seyn, wenn es nicht dort der große Goldkarpfen ist, der Sie so vertraulich beym Namen ruft, als wäre er ein Mensch wie Sie, oder Sie ein Fisch wie er. Nun wundere man sich noch über irgend eine Seltsamkeit! Zugleich näherte sich auch der Fisch, und sprach zu Allbeliebt: Ein Mann, ein Wort! Ich habe nicht vergessen, was ich Ihnen bey meinem neulichen Abenteuer versprach. Dankbar wollte ich Ihnen mich bey der nächsten Gelegenheit für die Großmuth bezeugen, daß Sie keine Fastenspeise aus mir machten, und freue mich, daß diese Gelegenheit jetzt schon gekommen ist. Eine gewisse launenvolle Prinzessinn muthet Ihnen zu, ihr einen verlornen Ring in diesem Fluß zu suchen, und ohne mich würden Sie nicht ihn, sondern den Tod finden. Erlauben Sie mir also, Ihnen das Kleinod zu überreichen. Allbeliebt bückte sich nach dem Wasser, nahm den Ring aus dem Munde des Fisches, und nachdem er dem redlichen Finder mit vieler Rührung gedankt hatte, eilte er mit noch größerer Freude nach dem Palast der Prinzessinn.

Der gute Mensch wird kommen, um Abschied zu nehmen, sagte diese, als er sich melden ließ. Es ist freylich eine mißliche Sache, einen Ring aus einem Fluß zu hohlen, und man unterzieht sich lieber einem solchen Geschäft gar nicht, als daß man Schande damit einlegt. Desto größer war ihr Erstaunen, als Allbeliebt den Ring hervorzog und ihn ihr mit der Erinnerung an ihr gegebenes Wort überreichte. Hexerey und kein Ende! sagte sie. Wie viele Schwarzkünstler und Zauberinnen haben Sie in Ihrem Sold? Wenigstens werden Sie mich nie bereden, daß Sie auf eine natürliche Art zu dem Ring gekommen sind.

Allbeliebt hatte bekanntlich in diesem Punkt nicht das beste Gewissen. Aber er läugnete dreist allen natürlichen und übernatürlichen Beystand, und schrieb das Wunder einzig und allein seiner Dienstbeflissenheit gegen die Prinzessinn zu. Es war also seine eigene Schuld, daß sie seine Gefälligkeit sogleich auf eine zweyte, noch gefährlichere Probe setzte. Da es, sagte sie, Ihnen so leicht wird, Abenteuer zu bestehen, vor welchem jedem Andern die Haut schauert: so wissen Sie mir es ohne Zweifel noch Dank, wenn ich Sie bitte, einem gewissen Riesen, der sich in den Kopf gesetzt hat, mich zu heirathen, eben diesen Kopf abzuschlagen. Der Schurke, Galifron heißt er, hat schon hundert Körbe von mir bekommen, und erst kürzlich ließ ich ihm sagen, ich hätte nicht Lust, einen Kirchthurm, mit welchem das plumpe und steinerne Ungeheuer die größte Aehnlichkeit hat, zum Manne zu nehmen. Aber nichtsdestoweniger fährt er fort, mich mit seiner verdammten Liebe zu verfolgen, und droht bald mich zu fressen, bald frißt er mir meine besten Unterthanen wirklich. Spaßen läßt sich, da er alle Taschen voll Kanonen hat, nicht mit ihm, und ich weiß jeden Augenblick nicht, wenn er mir meinen Palast und meine Residenz obendrein zusammenschießt. Zeit also, mein Herr, ist, wie Sie sehen, keine zu verlieren, und wenn Sie sich heute noch auf den Weg machen, so ist es besser, als wenn Sie bis morgen zaudern.

Nachlese.

Manches klingt gelehrt, was nur Gallimatias für den gewöhnlichen Menschenverstand ist. Dies beurkundete ein Dichter seinem Freunde, indem er einem Landmanne wegen Verlängerung eines zu kurzen Steigbügels zurief: „Rustique, fais un mouvement d'approximation vers l'hypostase de mon individu, pour égaliser mes supports, dont l'un est succinct et l'autre prolixe.“ Der Bauer verstand nichts und bat um Erläuterung.

•

Ein Reisender ließ sich das Schloß in Berlin zeigen. „Aber wo ist die Garderobe Friederichs des Großen?“ — Auf seinem Leibe.

•

Man erzählte eines Tages dem Sohne Louis XIV., ein Künstler habe einen so kleinen Wagen verfertigt, daß denselben zwey Flöhe ziehen könnten. „Und von wem kommt das Angeschirr?“ fragte der Dauphin den Prinzen von Conti. „Wahrscheinlich von einer Spinne.“ gab dieser ihm zur Antwort.

•

Karl IX. war ein vortrefflicher Meister im Falschmünzen. En verite, Sire, sagte ihm eines Tages der Kardinal de Lorraine, vous êtes bien-heureux de porter votre grace avec vous.

•

Der Abbé de Brueys lag, zur Strafe seines regellosen Lebens, krank im Hôtel-Dieu. Sein Freund Palaprat versprach ihm Hülfe. „Allein vor Allem muß ich wissen, ob du mit Gott ausgesöhnt bist?“ — „O freys

lich," antwortete Palaprat: „Du siehst ja, daß mir Gott ein Zimmer in seinem Hôtel anwies."

•

Als Ludwig XIV. sich zur Fahnenweihe in Notre-Dame begab, und der Präsident de Harlay nach dem Wunsche des Königs ihn mit einer Harangue verschonen sollte, sprach der Prälat bey'm Eingange: „Sire, Sie verschließen mir den Mund, während Sie ihn der allgemeinen Freude öffnen."

•

Als die stolze Gattinn eines Marine-Officiers zu einem Kavallerie-Lieutenant bey Tisch immer sagte: Monsieur l'Officier de terre mange-t-il de ceci? u. s. w., rief dieser endlich: Madame! est-ce-que Messieurs vos maris sont de porcelaine?

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, December.

Der Deserteur, ein Singspiel in drey Aufzügen, nach dem Französischen des Sedaine, mit der Musik des Monsigny, ist, neu bearbeitet, von Wilhelm Ehlers im Hof-Operntheater aufgeführt worden. Es wurde hier schon vor einigen dreißig Jahren gegeben und erhielt großen Beyfall. Auch gegenwärtig war die Aufnahme ziemlich günstig. Die Handlung ist weder verwickelt, noch von großer Bedeutung. Hierauf haben die französischen Operndichter von jeher keine Rücksicht genommen. Ein junger Soldat kränkt sich nämlich über die angebliche Untreue seiner Geliebten dergestalt, daß er selbst der Fahne untreu wird, und davon laufen will. Er wird aufgegriffen und als Deserteur zum Tode verurtheilt. Seine Geliebte bringt ihm aber Pardon, und versetzt dadurch Alles in Freude. Das Singspiel ist halb komisch, halb tragisch, und die Wirkung desselben hauptsächlich von einer guten Darstellung abhängig. Von Seiten des Deserteurs, Hrn. Ehlers, fand diese auch Statt; indessen wollten die Uebrigen nicht ganz einstimmen. Die Nebencharaktere ragen zuweilen zu stark hervor, und müssen daher eher gemäßigt, als übertrieben genommen werden. Die Poesie ist größtentheils beybehalten, jedoch ist ein Trinklied von einem unsrer Dichter eingeschoben, das sehr matt ist, und nur deßhalb, weil einige Anspielungen auf den Patriotismus vorkommen, gut aufgenommen wurde. Es ist in demselben die Rede von hölzernen Flaschen und vom Holze, aus dem sich gut zecht. Die Prosa ist modernisirt worden. Die Musikstücke sind theils neu instrumentirt, theils besonders komponirt, wozu die HH. Weigl, Gyrowez, Umlauf, Steinecker rc. mit Beyfall gewirkt haben.

Zu gleicher Zeit mit dem Deserteur erschien auf dem andern Theater an der Wien ebenfalls eine alte sechzehnjährige Oper, das lustige Beylager, in zwey Aufzügen, von Joachim Perinet, nach Hafners „Hausregenten" bearbeitet, mit der Musik von Kapellmeister Wenzel Müller. Das Hervorsuchen dieses veralteten Produkts hatte vielleicht keinen andern Grund, als dem Hrn. Ignaz Schuster, Mitglied der Leopoldstädter Bühne, Gelegenheit zu geben, in der komischen Rolle des Haspels aufzutreten. Die Gallerien haben den Karrikatur-Charakter desselben mit lärmendem Jubel aufgenommen, obgleich jeder Gebildete einen gewissen Unmuth über die an's Tageslicht geförderte unbegreifliche Trivialität nicht verbergen konnte. Man lasse doch ja der Leopoldstädter Bühne ihre Komiker, und entziehe sie nicht einer Sphäre, in der sie durch Hülfe ihrer Umgebungen in hohem Glanze erscheinen. Das Theater an der Wien ist ganz anders organisirt, und dessen Komiker stehen in Rücksicht des Geschmacks und der Manier der Darstellung auf einer von jener durchaus verschiednen Stufe. Man wird dieses augenblicklich gewahr, wenn man selbst in dieser Oper das Spiel des Hrn. Schuster mit dem des Hrn. Hasenhut, der den Schneider gab, in Vergleich stellt. Man bemerkt bey demselben nämlich keine einzige Bewegung, die nicht von einiger Bedeutung wäre, wodurch sein Spiel konsequent wird. Die Art, wie er starb, kam dem Publikum so originell vor, daß er noch einmal sterben mußte. Wir haben Hoffnung, die Lebensbeschreibung dieses auch in Deutschland rühmlich bekannten Künstlers im Druck zu erhalten.

Nach wenigen Vorstellungen war die Neugierde befriedigt, und das Haus allmälig leerer. Es wäre ein großes Verderben für die Kunst, wenn das schöne und in Hinsicht des Opern-Personals so vorzügliche Theater an der Wien durch mehrere ähnliche Produkte entweiht würde.

Hr. Düport, der sich noch immer hier befindet, hat das Ballet: „Amor und Psyche" von Gardel auf die Scene gebracht. Es fand nicht großen Beyfall, welches indessen nicht an der Komposition desselben, sondern nur darin liegt, daß wir bereits ganze Scenen davon oft und vielfältig gesehen haben. Hr. Düport hat in seinen sogenannten erfundnen Ballets den zweyten Akt von Amor und Psyche, worin Terpsichore die Psyche tanzen lehrt, mehrmals benutzt, und dadurch diesem schönen Werke Gardels unbedenklich geschadet. Die Musik ist zusammengesucht, und obgleich sie einigermaßen gefiel, doch ohne Werth. Düport tanzte den Zephyr, Mad. Treitschke de Caro die Terpsichore, Dlle. Franziska de Caro die Psyche. Den beyden Damen gebührt der Kranz; sie vereinigten Kraft und Lieblichkeit mit einem hohen Aufwand von Kunst.

Dem Ballet ging vorher: die Nachtmütze des Nostradamus, (eigentlich des Propheten Elias), eine Posse von Kotzebue, aus dem Almanach von 1814. Wer die Mütze aufsetzt erfährt die wahren Gesinnungen der Umstehenden. Der Ritter Hans von der Kolbe erhält sie von seinem Bruder, der aus Palästina kommt, zum Geschenk, und überzeugt sich, daß mehrere Prätendenten der Hand seiner Tochter recht herzlich schlecht von ihm denken, und nur der Junker Edwin werth ist, der Gatte seiner Tochter zu werden. Im Grunde eignet sich so etwas nicht für unser Theater, indessen mag man wol auch darauf rechnen, daß ein Ballet-Publikum in der Regel auf das vorgehende Stück gar nicht achtet, und es daher auf dessen Werth auch nicht ankommt. Hr. Küger gab den alten Ritter Hans, Hr. Demmer der Jüngere den Edwin recht brav.

Der durch Anfertigung des Panharmonikons und des mechanischen Trompeters lange schon bekannte Hof-Mechaniker Johann Mälzel hat eine Maschine erfunden, mit der man sich ohne Gefahr der Stickluft aussetzen kann. Es sind mit dem Modelle bereits einige glückliche Versuche gemacht worden. Mit Hülfe derselben begibt man sich in verpestete Gewölber und in Behältnisse, die mit Rauch und Stickluft angefüllt sind. Ihre Bestimmung ist eigentlich bey unterirdischen Feuersbrünsten den Sitz des Uebels auszuforschen und wegzuräumen. Die frische Lebensluft erhält man vermittelst eines ledernen Schlauches. Offenbar ist diese Maschine eine Nachahmung des Triton von Baron Drieberg, der in seiner Beschreibung davon, (s. Morgenblatt, Nro. 298. J. 1811), den diesfälligen Nebengebrauch schon angab.

Der bisherige Vice-Direktor des Theaters an der Wien, Hr. Treitschke, hat seine Geschäfte niedergelegt, und wieder die Regie beym Hof-Opern-Theater übernommen.

Nro. 306.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 23. December, 1813.

Aus süßem Schlummer weckte mich heut
Des jungen Tages röthender Stral;
Siehe, noch flatterten Träume
Um die Scheitel des Wachenden.

Fr. L. Gr. zu Stolberg.

Leise Seelen-Anregungen.

Wie schreckhaft wird der Geist aus seiner süßen Ruhe geschüttelt, wenn der erste Ton von außen an das Organ seines Besinnens mit rauhen Schlägen dröhnt. Ein sanftes Erwachen nach einem bedürftigen Schlummer ist darum eine der irdischen Seligkeiten, die wir, uns selbst und Andern zu bereiten heilige Verpflichtung fühlen sollten. Zu keiner Zeit bedarf die Seele mehr der Ruhe und einer linden Erholung, als zu der Zeit, wo ihre losgespannten Werkzeuge eine stille tiefe Ruhe genossen haben. Sie sind wiedergeboren zu einem neuen Leben. Sie sind noch ungewohnt der neuen Anstrengungen. Sie mögen ungern wieder in den Strudel von Betäubung geworfen werden, woraus sie kaum durch ihre Ohnmacht sich gerettet haben. Die ganze Welt erscheint ihnen, wie eine neue Welt. Sie begrüßen sie mit der Hoffnung, daß sie für ihre Sehnsucht eine bessere seyn werde.

Ich mag es drum nicht leiden, wenn der Mensch am frühen Morgen sich stracks an seinen Arbeitstisch begibt und, ohne Raum zum Denken und Besinnen sich zu gönnen, an seinem Tagewerke haspelt. Das heißt nicht, sich erneuern durch den Geist seines Gemüths. Umsonst hat die Natur uns nicht den Stillestand verordnet, als sie der Nacht rief, unsre Sinne zu bedecken. Vergessen sollen wir des Tages, der uns müde machte. Ein neues fröhliches Beginnen hat uns mit ihrer Zauberschale die holde Lethe schenken wollen.

Wir würden nicht so bald ermüden im Drange dieses Lebens, verstünden wir es nur, uns zu verwahren vor den harten Angriffen der unwillkommnen Eindrücke. Noch hallt im Innern des Gemüths der süße Seelenfrieden uns zurück in den harmonischen Accorden schöner Erinnerungen. Wo waren sie, die Freuden, die mich leise anwehten aus der vergangenen Zeit? Wo find' ich sie, wenn ich sie wieder suche? Sie liegen in der Dämmerung. Ich werde sie verscheuchen, wenn ich mit wildem Ungestüm mich auf sie losstürze. Sie werden leise sich mir nähern, wenn ich gelassen bleibe, und sie in stiller Fassung allmählig wieder ankommen sehe.

O stille, stille, meine Lieben! Laßt Alles um mich her am Morgen stille seyn. Der Geist will auftauchen aus seinen Fluten. Schreckt ihn nicht zurück durch euer rauschendes Getöse. Er will singen. Halt deinen Athem ein, du kleiner Wildling, schwärme nicht so laut! Er ist sehr schön, der Frühgesang der Seele. Horche nur auf diesen Wohllaut, und vernimm, wie fein und lieblich das Weltall auf den reingestimmten Saiten eines sinnigen Gemüthes wiedertönt. Laß diese Harmonie zu einem schönern Leben dich einweihen; so wird kein Schmerz dich je berühren. So lernst du Freude fühlen, und im Gefühl der Freude ahnen, daß alle deine Freuden, die du kennst, mit denen, die du einst noch kennen lernen sollst, in keinem Punkte zu vergleichen sind.

Horstig.

Die Brautwerbung.

IV.

So eine unbeschreibliche Freude es einem Roland, einem Amadis, oder sonst einem wackern Degen macht, wenn eine Prinzessinn ihn der Ehre würdigt, für sie mit einem Riesen zu kämpfen, so wenig war es dem guten Allbeliebt, der nicht unter Waffen, sondern bey Hofe, wo man bekanntlich nicht einmal einem Zwerg, vielweniger einem Riesen den Kopf abschlagen lernt, gros gesäugt worden war, zu verdenken, wenn er mit dem halsbrechenden Auftrag lieber verschont geblieben wäre. Aber sollte er der Prinzessinn Ursache geben, seine Gefälligkeit und seine Herzhaftigkeit zugleich zu bezweifeln? Nach einigem Bedenken sagte er also: Es sey! Ich will mit dem Goliath kämpfen, das heißt, ich will von seiner Hand sterben. Ich bin weder ein David, noch ein Eisenfresser, und was kann ich also erwarten, als daß ich gegen jeden Riesen den Kürzern ziehe? Aber ich bitte mir aus, daß, wenn ich todt bin, man wenigstens meinem Muth Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Diesen Rittergeist hatte die Prinzessinn bey dem zarten Abgesandten gar nicht gesucht, und da ihr im Grunde nicht viel an dem Kopf des Riesen, den sie für einen Bramarbas hielt, gelegen war, wenn sie nur den König nicht heirathen durfte; so bemühte sie sich jetzt selbst mit allem Ernst, ihn von dem gefahrvollen Abenteuer zurückzuhalten. Allein es war zu spät. Allbeliebt hatte einmahl den Riesenkopf in dem seinigen, und blieb taub gegen alle ihre Bitten. Er setzte sich auf der Stelle mit seinem Hündchen im Korb zu Pferd, und zog aus, um mit zwey Köpfen, oder mit gar keinem zurückzukehren. Indessen schien ihm der letzte Fall bey Weitem der wahrscheinlichere, und je näher er dem Gebiete des Riesen kam, desto stärker schlug ihm das Herz, besonders da die Leute, bey welchen er sich nach ihm erkundigte, dem Enakssohn alle Menschlichkeit absprachen. Sein Hündchen, welches ein Löwe zu seyn verdient hätte, sparte jedoch keine Beredsamkeit, um ihm ein wenig von seinem eigenen Muth einzuflößen. Fürchten Sie sich doch, sprach es, vor dem einfältigen Riesen, als ob er schon eine ganze Armee aufgefressen hätte, und am Ende brauche ich ihn blos, so lange Sie mit ihm kämpfen, ein wenig in die Füße zu beißen, um Ihnen den Sieg zu verschaffen, da nichts leichter ist, als daß Sie, während er sich bückt, um mich wegzujagen, ihm mit Ihrem Schwert den entscheidenden Hieb beybringen. Allbeliebt lächelte über den guten Willen des Hündchens. Aber um seinen Kleinmuth zu verbannen, hätten ihm ein Paar Leoparden ihren Beystand versprechen müssen.

Endlich sah er das Schloß des Goliaths, das die Riesenmäßigkeit seines Bewohners ankündigend, sein Haupt in den Wolken verbarg, und den Raum einer kleinen Stadt bedeckte, vor sich liegen. Der Weg zu demselben war mit Menschenknochen, Schädeln und Gerippen bedeckt, die der Riese, der wenig gute Zähne mehr hatte, nicht zermalmen konnte. Er ließ nicht lange auf sich warten, und Allbeliebt sah ihn aus dem Dickicht eines Waldes hervorkommen. Seine Schritte waren — Riesenschritte, und sein Kopf ragte weit über die höchsten Bäume hinaus. Der Ruf, der gern Alles vergrößert, hatte also diesem ächten Abkömmling der Giganten kaum Gerechtigkeit widerfahren lassen, und ihn beynahe verkleinert. Indessen schien doch das Ungeheuer in den schönen Künsten, wenn sie gleich seine Sitten nicht gemildert hatten, und ihn, wie manche andere schöne Geister, die keine Riesen, sondern Zwerge an Leib und Seele sind, noch immer eine Bestie seyn liessen, nicht ganz verwahrlost. Er sang nämlich, freylich in dem scheußlichsten Baß, vor welchem sich jemals menschliche Ohren entsetzt haben, folgende Stanze:

Nichts taugen die Menschen von jedem Geschlechte,
Die Weissen, die Schwarzen, die Herrn und die Knechte!
Ich fresse sie sämmtlich mit Haut und mit Haaren,
So kann ich den Göttern die Sündfluth ersparen.

Wenn der Herr Riese ein eben so schlechter Held als Poet ist, so ist mir sein Kopf so gut als gewiß, dachte Allbeliebt, und antwortete dem Felsen erschütternden und Bäume aus den Wurzeln singenden Orpheus auf seine eben so viel Misanthropie als Egoismus verrathende, wahrscheinliche poetische Erstgeburt aus dem Stegreif mit folgender Antistrophe:

Du lästerst die Menschen von jedem Geschlechte,
Die Weissen, die Schwarzen, die Herrn und die Knechte!
Doch frißt du sie nimmer mit Haut und mit Haaren,
Die Mühe wird Allbeliebts Schwert dir ersparen.

Dem Riesen drang diese Parodie nur wie ein leises Flüstern in die Ohren, und noch schwerer wurde es ihm, den ihm Trotz bietenden Sänger, der ihn durch fortgesetzte Schmähungen zu reizen suchte, von seiner Höhe herab zu entdecken. Sobald er ihn aber erblickte, schwang er seine eiserne Keule, und sicher hätte der gute Allbeliebt weder gute noch schlechte Verse mehr parodirt, wenn nicht ein Deus ex machina in Gestalt eines Raben sich noch im rechten Augenblick ungebeten zu seinem Beystand aufgeworfen hätte. Der muthige Vogel setzte sich dem Riesen auf den Kopf, und hackte ihm, wie einem armen Sünder auf dem Rade, gerade da er seinen winzigen Feind mit einem Streich zu zerschmettern im Begriff war, beyde Augen aus.

Welcher Sehende wird sich von einem blinden Feind überwinden lassen, wenn dieser auch Herkules selber wäre, und war es also ein Wunder, daß Allbeliebt dem Riesen, dem das Blut in Strömen über das Gesicht floß, und der alle Bäume und Sträuche umher, nur seinen Gegner nicht traf,

die Schärfe seines Schwerts und die Stärke seines Arms erfahren ließ, eine Wunde um die andere beybrachte, während er selber so unverletzt blieb, als ob er mit Damen um Pfänder spielte? Endlich erbebte die Erde von dem Fall des siebenfachen Goliaths, und während Allbeliebt, keuchend und von Schweiß triefend, sein ungeheures Haupt vom Rumpfe trennte, krächzte ihm der hülfreiche Rabe, der seinen Rückzug auf einen Baum genommen hatte, zu: Mit dem Riesen bezahle ich den Adler, den Sie aus Freundschaft für mich zu erlegen die Güte hatten. Ich versprach Ihnen den Dienst zu vergelten, und erwarte jezt Ihr Urtheil, ob ich Wort gehalten habe. Sie sind, antwortete Allbeliebt, der honetteste Rabe, der jemals Galgen und Rad mit seiner Gegenwart beehrte. Der Dienst, den Sie mir leisteten, verhält sich zu dem, welchen ich Ihnen zu erzeigen so glücklich war, wie dieser Riese zu dem von mir erlegten Adler, und ich werde also ohne Zweifel Ihr ewiger Schuldner bleiben müssen. Mit diesen Worten schwang er sich aufs Pferd, und ritt mit dem blutigen Zeichen seines Siegs nach der Stadt zurück.

Herr Reinmar von Zweter,

(Beschluß.)

2.

Das Reich was vil sere siech
Sin stimme was vor klage tunkel, heiser und riech, 1)
Rot waren im die ougen,
Die Oren toub, verstummet war es auch,
Den Hower 2) konnte es nicht verhelen,
Und einen ungefuegen kropf truog es an seiner kelen,
Es en 3) mochte gen noch riten,
Uf allen Vieren es vil kume 4) krech,
Unz 5) im gesandte Got den Keiser wisen,
Des Wisheit sulen alle Wisen prisen,
Der hat die siechheit understanden, 6)
Des riches ding viel ebene stat,
Wann das im noch stecket ein grat,
Er weiß wol wa entzwischen sinen Zanden. 7)

3.

Got alter und niemer Christ, 8)
Sit alle Creatiure in diner hand beschloßen ist,
Der Himmel und die Erde,
Waßer, fiur, luft und alle Engelschaft,
Der lichte Tag, die triube Nacht
Mit louse 9) wol berichtet 10) hat die goetelliche Macht,
Die je an anegenge 11) und iemer ist mit endeloser Kraft,
Du angesichtelliche wundertete, 12)
Do man dich sah in menschlicher wete, 13)
Und vor den juden sunderliche
Laß uns allererst din ellen 14) sehen,
Das dir die kristen müßen jehen,
Und müßen widerstant 15) von Stoufen Friederiche.

4.

Des Vaters swert und auch des suns,
Die enhellent nicht geliche, 16)
Das bekrenket sie und uns,
Des Vaters swert agreifet 17)
Uf Hugelin 18) und uf des Riches Has, 19)
Swa 20) sin das Riche hin bedarf.
Man enwetz es mit dem Golde, 21)
Anders wirt es niemer scharf.
Daselbe Swert trug wilent der grawe Here Sante Peter baß,
Nu tret (trägt) es Peter Hugel mit dem schine (Scheine),
Do man Gregorium worhte us Peterline, 22)
Do solt er 23) mit demselben Swerte
Sich Hingelines han erwert,
Der noch 24) mit der uns nach schatze vert
An Peters stat, der nicht wan selen gerte.

1) Das Glossarium ad Prob. (S. Scherz II. 1303) erklärt das Wort durch: blöd, (subtilis) also: seine stimme war vor klage tunkel, (dumpf), heißer und schwach. 2) Hover = Höcker, (auch Hofer und Hofr geschrieben), das adject. hoffrecht soviel als höckericht. 3) es mochte nicht — 4) kaum. 5) bis. 6) understehen (etwas) auch gebraucht für: wider stehen etwas. S. Scherz II. 1859. 7) Zand, Zahn — wahrscheinlich versteht der Dichter Greger IX. 8) Alter Gott und neuer Christ — Gott Vater und Sohn. 9) Louse, luf — Genauigkeit. Scherz II. 975. 10) berichtet — angeordnet, eingerichtet.

11) Am Anfange. 12) Sichtbare Wunderkraft. 13) Wete — Gewand. 14) ellen macht. 15) widerstant (stehe bey.) 16) Die stimmen nicht miteinander überein, nämlich des Papstes, (Vaters) und des Kaisers (Fr. II.) Schwert. 17) Zuckt. 18) Gregor IX., vormals unter dem Namen Hugolinus, Bischof von Ostia bekannt. 19) Auf die Feinde des Reiches. 20) Wo. 21) Vor dieser Zeile scheint eine ausgefallen zu seyn, den Gegensatz von dem Schwerte des Papstes betreffend. Sonst ist der Zusammenhang nicht klar. Auch die Reime scheinen noch eine Zeile zu fordern. Der Sinn ist wol, wenn man Hugelins (des Papstes) Schwert nicht mit Golde nezt, so wird es nicht scharf. 22) Da man Gregorius machte (wirkte) aus Peterlin (dem kleinen Peter Hugolin.) 23) Friederich sollte damals sich dieses Papstes erwehrt haben mit seinem Schwerte. 24) Der nur unter uns nach Gold trachtet, statt daß der heilige Peter nur nach Seelen strebte.

Nachlese.

Man spricht zu wenig von tugendhaften Frauen, und zuviel von ihren Gegenfüßlerinnen.

Madame de Pompadour warf ihrem Schützling, dem Cardinal de Bernis, seinen Undank mit dem Ausdruck vor: „Sie, mein Herr, den ich aus dem Staube zog!" Der Kardinal, geborner Graf von Lyon, aber dürftig, antwortete: Madame, einen Menschen von Geburt, wie mich, kann man wol aus dem Elend, aber niemals aus dem Staube ziehen.

*

Ludwig XIV. Wissen Sie, Moncrif, daß man Ihnen achtzig Jahre gibt? — Moncrif. Ja, Sire! aber ich nehme sie nicht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, December.

Am 19. Herbstmonat starb zu Lausanne im 66sten Alters-Jahre **Jean Jacques Cart**, Mitglied des großen Raths und des Appellationsgerichts des Kantons Waadt. Sein ziemlich ruheloses, oft stürmisches Leben, und die Rolle, die er während der vaterländischen Unruhen spielte, sind einiger Erinnerungen werth, welche hier aus den unbefangnen mündlichen Berichten einiger seiner Bekannten, und aus den nichts weniger als unbefangnen, die er selbst in einer kleinen Druckschrift von sich lieferte, mit nüchternem Sinne enthoben werden sollen.

Zu Morsee, (Morges), im Jahr 1747 geboren, verlor der junge **Cart** seinen Vater sehr früh. Die Mutter setzte dessen Schlossergewerb und einen Handel mit Eisenwaaren einsichtig fort, und erwarb sich damit für ihre letzten Lebens-Jahre mäßigen Wohlstand. In dem Knaben äußerte sich schon damals ein ungestümer und heftiger Charakter; er besuchte die Schule seiner Vaterstadt, verließ solche aber, noch ehe er in die erste Klasse hinaufgerückt war, so daß sein Unterricht sich großentheils auf Uebersetzung der leichtern lateinischen Klassiker beschränkte. Er sollte nun in einem Genfer Hause die Handlung erlernen; aber auch da blieb er nicht lange. Einige Jugendstreiche veranlassten ihn, die Schweiz zu verlassen, um in England sein Glück zu suchen, was um jene Zeit viele seiner jungen Landsmänner thaten.

Zu Hause hörte man dann lange Zeit weiter nichts mehr von ihm, und er war so gut wie ganz vergessen, als er 1774 unversehens wieder in Morsee erschien. Er hatte, wie man vernahm, in England anfangs französischen Sprach-Unterricht in einer Pensionsanstalt ertheilt; später war er Hauslehrer bey Lord **Hallifax** geworden, welcher große Besitzungen in Amerika hatte, und den er auch dahin begleitete. Er hatte sich einiges, doch sehr mäßiges, Vermögen erworben, womit er in seine Vaterstadt zurückkehrte. Hier wollte er sich einen Beruf wählen, und er soll einst — vermuthlich wol scherzweise — sich geäußert haben: er sey unentschlossen, ob er Advokat, Arzt oder Pfarrer werden wolle. Sein Entschluß fiel auf den ersten Stand, als der bey seinem großen natürlichen Rede-Talente und in einem Lande, wo die Rechtsanwälde damals noch keinerley Prüfungen bestehen mussten, unstreitig der bequemste für ihn war. Eigentlich verstund er von der Rechtsgelehrtheit eben so wenig, wie von der Arzneykunde oder der Gottesgelehrtheit. Seine Wissenschaft beschränkte sich auf eine oberflächliche Kenntniß der französischen und englischen Literatur; das will sagen, er hatte die klassischen Schriftsteller beyder Nationen mehr gelesen, als studiert, denn selbst seine Muttersprache schrieb er nichts weniger als rein.

Er trat nun als Gehülfe eines Advokaten in Lausanne auf, bey dem er nicht länger als ein halbes Jahr blieb, sich aber diese Zeit wohl zu Nutz machte, und sehr fleißig arbeitete. Einige Prozesse, die ihm jener übertrug, führte er mit ausgezeichnetem Glück und Ruhm. Schon damals trat er mit der größten Zuversicht auf, sprach mit ausnehmender Leichtigkeit, und kündigte sich bereits als das Orakel seines Standes an.

Die Universität Valence im Dauphine ertheilte zu jener Zeit den Doktorgrad gegen baare Bezahlung an Jeden, der sich dafür meldete. **Cart** reiste dorthin, und kehrte in vierzehn Tagen als graduirter Rechtsgelehrter zurück. So war er denn innerhalb acht Monaten Doktor der Rechte und Rechtsanwald, theils in Morsee, wo er sich niederließ, theils bey der obern Appellationkammer in Bern, vor der er ebenfalls mit großem Beyfall auftrat, geworden. Ein alter beliebter Routinier, der Advokat **Muret**, verband sich mit ihm für gemeinsame Geschäfte, bis kurz nachher **Cart** seine Tochter gegen des Vaters Willen heirathete, und dadurch mit diesem zerfiel.

Er ward jetzt einer der angesehensten und vielbeschäftigtsten Anwalde des Waadtlandes; aber sein heftiger, unverträglicher, eitler und selbstsüchtiger Charakter, sein sarkastischer Geist und satyrischer Witz zogen ihm hinwieder viele Feinde und zumal unangenehme Verhältnisse mit den achtungwürdigsten seiner Kollegen zu.

Im Jahr 1790 sollte die Stadt Morsee einen Prozeß mit der Regierung von Bern bestehen, wobey alle politische Rechte und Verhältnisse der Landschaft Waadt zur Sprache kommen mussten. Schon 1782 hatte nämlich die Regierung von Bern eigenmächtig die Enthebung einer Grundsteuer zum Behuf des Landstraßenbaues beschlossen. Die Stadt Morsee machte sogleich Gegenvorstellungen und behauptete einerseits, ohne ihre Zustimmung können keine Steuren von ihr enthoben, und andrerseits müsse der Straßenbau aus den vom Staat bezogenen Weggeldern bestritten werden. Bern befahl hierauf, daß vor Allem ausbezahlt werden soll, und versprach nachher die Einwendungen untersuchen zu lassen. Morsee verweigerte die Zahlung, und sandte Abgeordnete nach Bern, welche kein Gehör fanden. Der Landvogt erhielt Befehl, die Steuer unmittelbar von den einzelnen Besitzern einzutreiben, wenn die Municipalräthe auf ihrer Weigerung beharren würden. Nun musste bezahlt werden; um jedoch die Rechte der Particularen zu schützen und ihre Ansprüche ungetheilt zu bewahren, zahlte die Stadt aus ihrem Gemeinseckel; Beydes, die Zahlungen und die Gegenvorstellungen wiederholten sich jährlich, bis 1789 der Straßenbau vollendet war.

Da sollten nun die gegenseitigen Ansprüche entschieden werden; aber die Vorgänge in Frankreich hatten bereits auch in den Städten des Waadtlands die Gemüther in Gährung versetzt. Der Stadtmagistrat von Morsee fühlte das Unschickliche des Zeitpunkts. Er wandte sich mit einer Vorstellung an Bern, und erbot sich, weil unter den gegenwärtigen Umständen jedes Eintreten Gefahr bringen könnte, Alles in Statu quo zu lassen, sobald man nur seine Verwahrungen annehmen wolle, auf daß die geleistete Zahlung keine Ansprüche für die Folgezeit begründen könne. Unbegreiflicher Weise erklärte man daraufhin in Bern: die sieben Jahre hinausgeschobene Untersuchung müsse jetzt vor sich gehen. Die Stadt Morsee war es zufrieden, wenn anders eine öffentliche Procedur Statt fände. **Cart** ward zu Rathe gezogen, und er reichte auch alsobald ein Gutachten ein, welches eine staatsrechtliche Auseinandersetzung der Verhältnisse des Waadtlandes und die Anwendung derselben auf den vorliegenden Fall, aber mit solcher Hintansetzung aller Mäßigung, enthielt, daß der Stadtrath davon keinen Gebrauch zu machen beschloß, und sich einen andern Anwald, (den Doktor **Sekretan**), wählte.

Eine Abschrift von **Cart's** Gutachten war inzwischen im Auslande gedruckt worden, und einige Abdrücke gelangten nach Bern, wo man den Verfasser erkannte, und ihn auch bald den gefassten Unwillen fühlen ließ. In Morsee, wo inzwischen die Gemüther sich mehr und mehr erhitzten, schlug man hierauf vor, dem um der Interessen der Stadt willen zu Bern in Ungnade gefallnen Anwald das Bürgerrecht, welches er früher nicht besaß, zu schenken. Dies geschah, und Bern ward dadurch neuerdings gegen die Stadt und gegen ihren Anwald erbittert. Im Jahr 1791 musste Morsee unter den bekannten Umständen die Rache des erzürnten Oberherrn fühlen. **Cart** hatte sich geflüchtet, als er eben sollte verhaftet werden.

(Der Beschluß folgt.)

Nro. 307.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 24. December, 1813.

Geh immer, in der Brust den Himmel,
Geraden Pfad!

Hölty.

Die Brautwerbung.

V.

Da es die meisten Leute ungemein gern sehen, wenn ein Anderer Riesenköpfe für sie abschlägt, während sie auf dem Faulbette ihrer Gemächlichkeit pflegen: so lief bey seiner Ankunft Alles, was laufen konnte, und bestreute seinen Weg mit einer ganzen poetischen Blumenlese von Lobsprüchen. Die Prinzessinn hörte das Getümmel in ihrem Zimmer, und glaubte, es bedeute seinen Tod. Aber noch ehe sie Zeit hatte, aus dem Fenster zu sehen, erschien der Held selbst vor ihr, und warf sich und den ungeheuersten Kopf, der jemals, seitdem es Riesen und Prinzessinnen gibt, abgeschlagen wurde, zu ihren Füßen. Hier, sprach er, ist der Kopf, mit dem ich endlich Ihre Hand für meinen König verdient zu haben mir schmeichle.

Ja wohl schmeicheln Sie sich, antwortete die Schöne. Ist die Hand einer Prinzessinn nicht unter Brüdern hundert Riesenköpfe werth, und Sie verlangen die meinige für einen einzigen! Aber statt der neun und neunzig Köpfe, die ich noch fordern könnte, will ich so billig seyn, mich mit einem Fläschchen Wasser zu begnügen, das in der dunkeln Höhle zu bekommen ist. Die dunkle Höhle, merken Sie wohl auf, ich will sie Ihnen so deutlich beschreiben, daß Sie nicht leicht irren können, die dunkle Höhle also ist eine Grotte, die ungefähr sechs Stunden im Umfang hat, und von einem Paar feuerspeyender Drachen bewacht wird. In dieser Grotte finden Sie, wenn Sie das Drachengeschmeiß aus dem Wege geräumt haben, ein tiefes, tiefes Loch, worin Sie von Drachen nichts zu fürchten haben, weil es bloß mit Kröten, Schlangen und Ottern angefüllt ist. Das Loch enthält in einer nochmaligen Vertiefung, deren verpestete und erstickende Luft, wie man sagt, die wenigsten Leute ertragen können, eine Gruft, und wenn Sie lebendig bis in diese gelangen, so haben Sie weiter nichts zu thun, als aus der darin fließenden Quelle der Schönheit und Gesundheit die Phiole zu füllen, die ich Ihnen hiemit zustelle. Vermuthlich haben Sie bereits ein Kompliment auf der Zunge, welches darauf hinausläuft, daß meine Reize keinen Zuwachs mehr erhalten könnten. Aber neben dem, daß Sie das Schönheitwasser auch in diesem Punkt eines Bessern belehren wird, besteht seine vorzüglichste Eigenschaft darin, daß es der Schönheit zugleich die Unvergänglichkeit mittheilt. Mit einem Wort, es verwandelt Alter in Jugend, und Häßlichkeit in Schönheit, und wo es diese beneidenswürdigen Vorzüge schon findet, verwahrt es sie gegen die Verheerungen der Zeit. Also noch einmal. Vergessen Sie es nicht, daß Sie in dreyerley Tiefen hinabzusteigen haben, zuerst in die von Drachen bewachte Höhle, dann in das Loch voll Schlangen, Kröten und Ottern, und endlich in die verpestete Gruft mit dem Schönheitwasser.

Allbeliebt, der voraus sah, daß die Prinzessinn von dieser Zumuthung am wenigsten abstehen würde, erwartete sich jeden Einwurf gegen dieselbe, und wunderte sich nur, daß er erst den Ring hatte hohlen, und dem Riesen das Lebenslicht ausblasen müssen, ehe die Reihe an das Schön-

heitwasser kam. Er versprach ihr, sein Möglichstes zu thun, um auch dieses schwerste aller Abenteuer mit Ruhm zu bestehen, und trat in Gesellschaft seiner Kapriole und mit seinem gewöhnlichen Mangel an Selbstvertrauen sogleich die Reise nach der fürchterlichen Höhle an. Die Leute, die ihm begegneten, bezeugten ihren Unwillen in den stärksten Ausdrücken, daß ein junger Mensch von so vieler Liebenswürdigkeit von einer hartherzigen und übermüthigen Prinzessinn so muthwillig in den Tod geschickt würde. Wenn nur, sprachen Einige, der gute Herr gleich von den feuerspeyenden Drachen verschlungen wird! Ein solcher Tod ist doch immer noch erträglicher und ehrenvoller, als wenn er durch das garstige Ungeziefer der Schlangen, Kröten und Ottern umkommt. Und wenn er vollends das Unglück hätte, bis in die Gruft zu gelangen! Dort sollen gar alle Teufel los seyn. Ja es heißt. . . . Doch man spricht nicht gern davon.

Unter solchen Aufmunterungen erreichte er den Gipfel eines hohen Bergs. Er stieg ab, ließ sein Roß grasen, und setzte sich nieder, um sich zu den furchtbaren Dingen, die seiner warteten, neue Kräfte zu sammeln. Da er wußte, daß er sich bereits in der Nähe der dunkeln Grotte befand, so sah er sich mit Angst und Schrecken nach ihr um, und das Erste, was er erblickte, war ein schwarzer steiler Felsen, aus welchem ein dicker Rauch hervorquoll. Am Fuße desselben wurde einer der feuerspeyenden Drachen sichtbar, dem ein grün und gelber Rumpf und ein sich unaufhörlich in hundert gordische Knoten verschlingender und wieder auflösender Schweif ein so scheußliches Ansehen gaben, daß selbst die gute Kapriole den Muth verlor, und Schutz in den zitternden Armen ihres Herrn suchte.

Ich gehe, sprach er endlich zu dem Hündchen, und deine Angst sagt mir, daß du selbst die Hoffnung aufgiebst, mich jemals wieder zu sehen. Betrachte nur den Drachen und mich, und sage mir, wie ich mit einem solchen Unthier und noch einem zweyten fertig werden soll. Und auf fremden Beystand darf ich auch nicht rechnen, da Menschen und Vieh vor dem Drachengeschmeiß zittern. Wenn ich also wirklich verschlungen, oder in Stücke zerrissen bin, und du genug geweint hast, so fülle diese Phiole mit meinem Blut, um es der Prinzessinn statt dem Schönheitwasser zu bringen, und nachher eile zu dem König, meinem Herrn, um ihn wo möglich über meinen Verlust zu trösten.

Allbeliebt ging. Aber als er nur noch wenige Schritte von dem Ort des Schreckens entfernt war, hörte er die Stimme einer Eule, die ihm lieblicher tönte, als die Musik eines ganzen Walds voll Nachtigallen, ihm zurufen: Nicht so traurig, Freund Allbeliebt! Haben Sie gleich meine Verbindlichkeiten gegen Sie vergessen, so erinnere ich mich dafür ihrer desto lebhafter. Es ist keine Kleinigkeit für eine arme gefangene Eule, wenn sie sich aus dem Netz eines hartherzigen Jägers befreyt sieht, und ich heule ordentlich vor Freuden, daß ich Ihnen ein Abenteuer ersparen kann, das Sie wahrscheinlich mit ungleich weniger Glück als Muth bestehen würden. Bemühen Sie sich weiter nicht um das Schönheitwasser, und geben Sie nur mir die Phiole. Unsereins lacht nur über die feuerspeyenden Drachen und über die Schlangen, Ottern und Kröten; und was die dunkeln Höhlen betrifft, so sind diese, wie ich Sie versichern kann, recht mein Element. Wirklich verflossen auch kaum drey Minuten, bis der dankbare Vogel der Finsterniß aus der Grotte zurückkehrte, und dem harrenden Allbeliebt, der in der Freude seines Herzens sich an dem Eulengesicht nicht satt küssen konnte, das wohlgefüllte und wohlverstopfte Fläschchen überlieferte.

Nichts geht über das Entzücken der Prinzessinn, als sie eine Gabe in ihren Händen sah, für welche die meisten Damen in eigner Person mit dem höllischen Drachen selbst auf Leben und Tod kämpfen würden. Allein wer verbürgte ihr die Aechtheit des Wassers? Um sich also von derselben ohne eigene Gefahr zu überzeugen, ließ sie zuerst ihre Oberhofmeisterinn, die alt und häßlich genug war, um jedes Schönheit- und Verjüngerung-Mittel auf die stärkste Probe zu setzen, einen Versuch damit anstellen, und da der Erfolg zum Erstaunen des ganzen Hofs wirklich allen Glauben überstieg: so erlaubte ihr eignes Gewissen es ihr nicht, daß sie dem Ueberbringer seine wohlverdiente Belohnung noch länger verweigerte, und sie erklärte ihm also, daß er das Glück haben sollte, in Ihrer Gesellschaft seine Rückkehr anzutreten. Aber noch vor vollbrachter Reise überraschte sie ihn mit einem Geständniß, das jeden Andern zum glücklichsten Sterblichen gemacht hätte. Wäre ich doch, sprach sie, zehnmahl liebenswürdiger, als ich leider bin! Vielleicht hätten Ihre Augen und Ihr Herz Ihnen ein Mittel gezeigt, sich Ihre Händel mit Riesen und Drachen, und mir die fatale Reise zu Ihrem König, der mir so gleichgültig ist, als wenn ich schon sechs Monate mit ihm verheirathet wäre, zu ersparen. Aber freylich, es ist nicht Jedermanns Sache, sich mit einer Braut zu begnügen, die einem nichts mitbringt, als ein Königreich von einigen hundert Quadratmeilen, und erst einen Boten nach dem Schminkwasser der dunkeln Höhle schicken muß, um sich neben andern Mädchengesichtern sehen lassen zu dürfen.

Schönste, theuerste, großmüthigste Prinzessinn, antwortete Allbeliebt, man kann nicht glücklicher und nicht unglücklicher seyn, als der Mann ist, den Sie zu Ihren Füßen sehen. Ich möchte die Treue verwünschen, die mir die Liebe verbietet. Und doch, sprechen Sie selbst das Urtheil, ob ich, wenn ich mich selbst verachten müßte, mich Ihrer würdig achten, und auf die höchste Belohnung für das strafbarste Verbrechen Anspruch machen dürfte?

Andeutungen über Florenz und Rom 1795 und 1796.

II.

Rom.

Endlich am großen, im Jünglingsalter schon heiß ersehnten Ziele! Als ich zum ersten Mal in der Locanda des Hrn. Sarmiento auf dem spanischen Platz erwachte, und aus meinem Fenster den Obelisken vor der Kirche Trinita di Monte in heiterer Himmelsbläue schweben sahe, rief ich mit feuriger Entzückung mir zu: Nein, es ist kein Traumbild! Kein Zauberspiel der Phantasie! Du bist in Rom.

Wir machten den Kurs durch die Kunstmerkwürdigkeiten Roms unter der Leitung des Raths Hirt, (Reifensteins würdiger Nachfolger), dessen gerechtes Lob, als antiquarischer Ausleger, schon seit geraumer Zeit über die Alpen nach Deutschland gedrungen war, und noch vor Kurzem auch von der Herzoginn Amalia von Weimar, Herder und Goethe ehrenvoll ausgesprochen wurde. Hirt gilt nicht nur für einen gelehrten Alterthumskenner, sondern auch für einen liebenswürdigen Gesellschafter und biederherzigen Mann. Er ist von hohem und stattlichem Wuchse, und aus seinem blühenden Gesichte leuchten Frohsinn und Gutmüthigkeit hervor. Ein Zögling Epikurs und Aristipps im feinsten und edelsten Sinne, gehört er zu den glücklichsten und lebensfrohsten Menschen, die jemals eine Strecke des Erdenweges mit zur Seite gingen. Er läßt in seiner Nähe weder übeln Humor, noch melancholisches Hinbrüten aufkommen, und selbst Orests Plagegöttinnen hätten dem Zauber seiner Jovialität weichen müssen. Immer werde ich daran mit Vergnügen zurück denken, wie glänzend letztere sich während eines wahrhaft romantischen Bankets offenbarte, zu dessen Scene man die von immergrünen Eichen beschatteten Ruinen der Kaiserpaläste auf dem Palatin, im Angesichte des Koliseums, erwählt hatte. Hirt war gleichsam der Elektrophor, welcher Heiterkeit, Muthwillen und Schäkerlaune, in gleich abgemessnen Schlägen, durch eine Gesellschaft leitete, die gegen dreißig Köpfe stark war. Das Personal dieses fröhlichen Tafelvereins bestand lediglich aus Transalpinern, die einander theils wohlbekannt, theils wohlgewogen waren. Wagerecht aufgestellte Kapitäler zertrümmerter Säulen dienten Mehrern von uns zu Schemeln. Die glänzend grünen Baumwipfel, unter welchen der Tisch aufgestellt war, schirmten ihn vor den Stralen des Mittags. Zwischen den nächsten Stämmen schwankten Epheu-Guirlanden. Aus diesen wanden wir am Schluß Kränze, und schmückten damit, wie Anakreon, unsre Schläfe. Gespräche von der Heimath und vaterländische Gesänge würzten unser Symposium, das ich ein Platonisches nennen darf, weil die Grazien ihm hold blieben. Auch befand sich ein wahrer Weiser in unsrer Mitte, auf dem, was Denk- und Handlungart betrifft, der Geist des Sokrates zwiefach ruht. Zoëga, groß als tiefgelehrter Prüfer antiker Münzen, geschmackvoller Schilderer griechischer und römischer Basreliefs, und scharfsinniger Ausleger der Obeliskenschrift, aber noch weit größer als moralischer Mensch. Tugend und Weisheit predigt sein Wandel, und noch nie ward er selbst von seinen vertrautesten Freunden im Widerspruche mit seinen festbegründeten Maximen erfunden. Ihm zur Seite saß Friederike Brun, deren lieblichen und zartempfundenen Liedern Deutschland mit Beyfall und Wohlgefallen horcht. Auch freuten wir uns der Gegenwart Fernows, des feinen Kunstkenners und gründlichen Sprachphilosophen; Domeiers, Leibarztes des Prinzen August von England, der, durch ächten Sterlingswitz und biedre Theilnahme mehr Krankheiten kurirt, als durch Pulver und Elixire; des Grafen Münster, ebenfalls in Diensten des genannten Prinzen, der als Dilettant in der Mahlerey sich auszeichnet, und mit vielem Eifer darauf bedacht ist, antike Kameen und Intaglios zu sammeln; Hartmanns, des hoffnungsvollsten der gegenwärtig in Rom studierenden Historienmahler; Reinhardts, des großen Meisters in der Landschaft, selbst von Hackert seines trefflichen Baumschlags wegen beneidet; Pfaffs, des philosophischen Naturkundigen, tief eingeweiht in alle Geheimnisse der Chemie, so, daß er jeden Tag einen Lehrstuhl dieser Wissenschaft betreten könnte, und Uhdens, des innigen Vertrauten der Muse von Hellas.

Unläugbares Verdienst hat Hirt auch als Kunstentdecker sich erworben. Er war es, durch den das einzige wichtige Werk, welches Rom aus den frühern Epochen der florentinischen Schule noch aufzuweisen hat, gleichsam wieder ans Licht gebracht wurde. Ich rede von den Freskomahlereyen, womit Papst Nikolaus der Fünfte eine der Kapellen im Vatikan durch Fra Angelico da Fiesole ausschmücken ließ, und die eine lange Reihe von Jahren hindurch so gut als gar nicht existirend zu betrachten waren, weil Niemand sich darum bekümmerte, indem Niemand sie kannte. Sie sind noch vollkommen wohl erhalten, und für den Forscher der ältern Geschichte der Mahlerey von höchstem Interesse. Den Charakter patriarchalischer Ehrwürdigkeit und naiver Einfalt haben sie mit allen bedeutenden Gemählden aus jener frommen und heiligen Kunstperiode gemein.

Nach Hirt soll nicht die Schönheit, sondern die Charakteristik als höchste Tendenz der Kunst angesehen werden. Er behauptet diese These mit lebhafter Beharrlichkeit, un-

geachtet er dadurch mit den berühmten Triumvirn im Reiche des Schönen, Winkelmann, Mengs und Lessing, in die offenbarste Opposition geräth.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, December.

(Beschluß.)

Auf einen sarkastischen Brauskopf, wie Cart war, konnten die französische Staatsumwälzung und die damaligen Verhältnisse des Waadtlandes anders nicht wirken, als sie es thaten. Er glaubte sein Vaterland zu lieben und ihm zu dienen, indem er sich allen Eingebungen und Launen zügelloser Leidenschaft überließ, und er ward, mit allen Anlagen zum eigensinnigen Despoten, ein Apostel der Freyheit und Gleichheit. „Depuis 1773," (sagt er in der oben erwähnten Schrift), que je revins en Suisse, jusqu' en 1791, que j'en fus chassé, je declare, que, durant la nuit, je ne me réveillai pas une seule fois sans m'écrier interieurement: „Grand Dieu, qu'un honnête homme doive être sujet de ces...... de Bernois!" Cependant ils me combloient de bienfaits, et individuellement je leur étois attaché." Er begab sich ins Pays de Gex, und dann nach Lyon, wo er die (1793 zu Paris gedruckten) Lettres à Bernard de Muralt, trésorier du pays de Vaud, über das Waadtländische Staatsrecht schrieb. Er versichert, in Lyon und später in Paris, mit den Girondisten, namentlich mit Rabaud St. Etienne, Servan und Monge, vertraute Bekanntschaft unterhalten zu haben. Er erzählt von einem damals durch ihn empfohlnen, aber wieder aufgegebnen, Entwurfe, um Savoyen, Genf, Unterwallis und das Waadtland in eine Republik unter französischem Schutz umzugestalten. Er behauptet endlich, mit Aufträgen des Marineministers für große Korn-Ankäufe im Jahr 1793 nach Amerika gereist zu seyn; andre Personen glauben, er habe sich für die Administration ansehnlicher Grundbesitzungen, welche das Haus Delessert in Paris dort erkauft hatte, nach Amerika begeben. — Am Schluß der Briefe an Hrn. de Muralt kündigte er in seinem gewohnten Amfigouri die Reise also an: „Les plus épaisses forêts me paraissent préférables au plus beau pays de l'Univers, lorsqu'un Gouvernement arbitraire y domine. Je vais dans celles de l'Amérique. Je m'éloigne de ma patrie pour en être plus près, et pour la mieux servir. Licurgue quitta la sienne dans cette intention. Je ne suis pas roi, Dieu merci, je ne suis pas grec, mais pour suivre un bel exemple, ou pour le donner, ne suffiroit-il pas d'être homme?"

Er hatte seine Kinder mit sich genommen, während seine Gattinn, deren sanfter Geist seinen ungestümen nicht zu mildern vermochte, in Morsee zurückblieb. Sein ältester Sohn starb in Amerika; der jüngere lebt als Kaufmann in Frankreich, und eine Tochter verheirathete sich in den vereinten Staaten. Nach fünfjährigem Aufenthalt kehrte er auch nach Europa zurück. Er selbst erzählt: er habe noch vor seiner Abreise dem französischen Direktorium eine Denkschrift übersandt, worin er die Verschmelzung der Schweizer-Kantone in eine untheilbare, unabhängige, aber mit Frankreich eng verbundene, Republik vorschlug und anrieth.

Bey seiner Ankunft in Frankreich war die Schweizer-Revolution zu Stande gekommen; er eilte nach Aarau, dem Sitz der helvetischen Regierung, und fand sich — in allen seinen Erwartungen getäuscht. Er drückt seine Empfindungen darüber auf seine Weise an den damaligen Direktor Laharpe in einem Brief aus, der als Flugschrift gedruckt ward, und worin er klagt, daß die neue Regierung nichts für das Volk thue, überall nur halbe Maßregeln zu ergreifen wisse, u. dgl.; dann sich über das der neuen Republik ziemende Finanzsystem umständlich äußert, Sparsamkeit empfiehlt, den Finanzminister Finsler von Zürich, (le seul que j'aye visité pendant mon sejour à Arau; je ne suis pas courtois), enthusiastisch lobt, und endlich auf den Fall eines Krieges den Schweizern sich an Frankreich anzuschließen räth. Er verweilte nun im Kanton Waadt, bis er bey den neuen Wahlen für den Senat im Jahr 1800 in denselben gewählt ward. Er blieb darin bis zur Auflösung dieser Behörde im August des folgenden Jahrs ohne bedeutenden Einfluß oder Ansehen. Seine Theilnahme an den Geschäften war grillenhaft und unzusammenhängend. Seine Beredsamkeit verrieth überall die heftigsten Leidenschaften, von denen sie allein in Bewegung gesetzt ward. Groll und Mißtrauen waren vorherrschend in seinem Gemüthe; er glaubte sich hintangesetzt, und rächte sich durch bittre Sarkasmen. Wer es verstund, die erste Hitze des Mannes vorübergehen zu lassen, und alsdann ruhig an seinen Verstand und an sein Herz appellirte, dem gelang es oft, ihn zu richtigen Ansichten, wenigstens für den Augenblick, zurückzubringen. Nach Auflösung des helvetischen Senates privatisirte er in seinem Kanton; einige, 1801 und 1802 von ihm herausgegebne, kleine Schriften beziehen sich auf die Verfassung-Entwürfe, welche damals die Schweiz beschäftigten; sie sind alle im exaltirten Ton des Demokraten geschrieben. Bey der neuen Organisation nach dem Vermittlungswerke ward er von seinem Kanton zum Mitglied, später auch zum Präsidenten des Appellationsgerichts ernannt; seine Gesundheit war erschüttert, und viele körperliche Leiden hatten in den letzten Jahren auch das Uebermaß der Leidenschaften getilgt und den Geist des talentvollen Mannes gemildert.

Lausanne, im December.

Ein umständliches Programm der landwirthschaftlichen und Oekonomie-Gesellschaft des Kantons Waadt setzt die Absichten und Zwecke ihrer Preis-Aufgaben für 1814 auseinander. Sie verheißt nämlich einen Preis von zehn und ein Accessit von fünf Louisd'or den besten Beantwortern der Fragen: Welche Pferderaçen können im Waadtlande mit dem meisten Vortheil erzogen werden? Wodurch kann die einheimische Pferderaçe am ehesten verbessert werden? Wie verträgt sich die Pferdezucht mit der Aufhebung des Weidgangs und mit dem besten Agrikultursystem? Zwey gleiche Preise verheißt die Gesellschaft der besten Beantwortung der Fragen: Welche Hornviehraçen sind als Zug- und Milchvieh und mit Hinsicht auf den Dünger im Waadtlande am vortheilhaftesten, entweder überhaupt, oder nach seinen verschiednen Oertlichkeiten, und welche Mittel sind für die Verbesserung der einheimischen Raçen am besten anzuwenden? Und eben so endlich sind zwey gleichartige Preise denen verheißen, welche die zweckmäßigsten Maßnahmen zur Beförderung der Schweinezucht im Kanton und zugleich die Theile desselben bezeichnen werden, die sich für diesen Industriezweig vorzugsweise eignen. Den Landwirthen, die sich um die Einführung des zeit- und mühesparenden niederländischen oder Picard'schen Pfluges verdient machen, so wie denjenigen Individuen, welche das Strohflechten, die Verfertigung hölzerner Feldgeräthschaften u. s. w. befördern, und die ansehnlichsten Menge davon liefern werden, wird sie bedeutende Prämien austheilen.

Nro. 308.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 25. December, 1813.

— Was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.

Schiller.

Andeutungen über Florenz und Rom 1795 und 1796.

(Fortsetzung.)

Der Prinz August von England, dessen am Genfersee zuerst gemachte Bekanntschaft ich hier mit wahrer Genugthuung erneuerte, hat seit dem Aufenthalte in Italien viel Geschmack für die bildende Kunst, besonders für die Skulpturwerke des Alterthums, gewonnen, und aus dieser Ursache sind ihm auch Hirt, Zoëga, Ubden und Reinhardt immer die willkommensten Gesellschafter. Dieser edlen Kunstliebe verdankt man bereits ein Resultat, so herrlich und unschätzbar, daß ganz Rom darüber in Begeisterung gerieth. Der Prinz eröffnete nämlich in der Gegend des alten Ostia eine Scavazione oder Nachgrabung, und beneidenswerther Erfolg krönte das Unternehmen. Durch die Entdeckung einer lebensgroßen Venus von der höchsten Vortrefflichkeit, ward ihm die Feyer eines antiquarischen Auferstehungsfestes, wie seit einem beträchtlichen Zeitraum keines mehr war begangen worden. Bis auf die linke Hand, welche restaurirt werden muß, gewährt das Ganze völlig den Anblick, als wenn es erst seit gestern aus der Werkstätte des bildenden Künstlers hervorgegangen wäre. So schonend ward es von der Zeit behandelt, die, nach einem orientalischen Bilde, mit verbundenen Augen leicht nur daran vorbeystreifte. Der Marmor ist vom feinsten Korn, und ward, nach einstimmigem Kennerausspruche, in Griechenland nicht nur gebrochen, sondern auch verarbeitet. Mehrere Antiquare, worunter auch Zoëga, wollten in den Aufwallungen des ersten Enthusiasmus behaupten, daß diese Venus die holde Liebesgöttinn von Medicis verdunkele. Das hat aber keine Gefahr: denn unsre neuentdeckte Anadyomene, nicht mehr halb entknospete, sondern vollaufgeblühte Rose, entzückt uns nur auf beschränkte Zeit, wie flüchtig vorüberfliehender Sinnengenuß, indeß jene Zauberinn durch den unwiderstehlichen Reiz sittsamer Jungfräulichkeit die Herzen auf ewig fesselt, und wie gewiß in ihrem hohen Rathe die Musen schon längst beschlossen, so lange die Künste noch blühen und gedeihen, in Absicht der Vollendung und Ausführung, neben dem Torso des Herkules, als das Unerreichbarste und Höchste, den durch die Stimmensammlung von ganz Europa ihr angewiesenen Ehrenrang, als Herrscherinn, behaupten wird. Die Fürstinn wurde von dem hinreißenden Liebreize des Kopfes der Venus Augustea, wie man das treffliche Kunstgebilde taufte, so lebhaft ergriffen, daß der Bildhauer Schmidt, des verewigten Trippels würdiger Schüler, auf der Stelle von ihr den Auftrag erhielt, die Büste davon in Marmor auszuführen.

Die schöne Bildsäule selbst verweilt nicht sehr lange mehr in Rom, denn durch sie soll in England irgend eine Wohnung des Prinzen von Wallis zum Tempel werden. Es ist unglaublich, wie viel antike Kunstwerke jeder Gattung nach England aus Italien schon übergingen, und

es kommt vielleicht, vermöge der Allmacht des brittischen Goldes, noch eine Zeit, wo der Kunstjünger, anstatt über die Alpen zu pilgern, über den Kanal segeln wird. Der eben nach Verdienst gepriesene Hauptfund blieb aber keineswegs die alleinige Ausbeute der lobwürdigen Bestrebungen des Prinzen. Noch wurden aus der langen Grabesnacht hervorgezogen die Büste eines jungen Herkules, gewiß einer der blühendsten Epochen des griechischen Meissels angehörig, ein Basrelief mit einem Bachanal, Bruchstücke von nackten Statuen, deren Muskulatur auf das Zeitalter des Phidias deutet, und eine Menge von Hausgeräthschaften in Bronze, deren zierliche Formen den Wohlstand bezeugen, der an der Stätte vormals herrschte, wo sie nun wieder zu Tage gebracht wurden. Das Merkwürdigste darunter ist eine große Phallus-Lampe mit einer langen schön gearbeiteten Kette zum Aufhängen an der Decke. Wieder ein urkundlicher Beleg unter Tausenden, daß die Alten an diesem geheimnißvollen Symbol der Schöpfungkraft in keiner Hinsicht ein Aergerniß nahmen, sondern vielmehr durch die feyerliche Uebertragung in ihre religiöse Mysterien ihm eine Art von göttlicher Verehrung zugestanden. Das Museum zu Portici befindet sich ganz vorzüglich im Stande, diesem dunkeln und wunderlichen Kapitel einen völlig aufklärenden und befriedigenden Commentar unterzulegen. Der geflügelte Phallus, welchem ein darauf reitender Amor den Siegeskranz aufsetzt, behauptet unter den Hochzeitangebinden des Alterthums, in dichterischer und artistischer Hinsicht, unstreitig den bedeutendsten Rang. In der vatikanischen Sammlung antiker Bronzen befindet sich eine mystische Phallus-Figur, der ein scharfgezackter Hahnenkamm zum Hauptschmucke dient. Am Untersatze liest man die Aufschrift: Σοτηρ κοσμυ.

Nicht weniger günstig, wie bey seinen Nachgrabungen, war der Zufall dem Prinzen bey'm Sammeln antiker Gemmen, wovon er schon einen bedeutenden Schatz zusammen brachte. Es befinden sich einige Prachtstücke darunter, die den Zeitaltern der Pyrgoteles, Sostratus, Dioskorides und Solon Ehre gemacht haben würden, wenn sie anders nicht wirklich daraus herstammen.

(Der Beschluß folgt.)

Die Brautwerbung.

VI.

Allbeliebt gab und ließ also dem König, was des Königs war, und in wenigen Wochen theilte die Prinzessinn Bett und Thron mit dem eben so verliebten, als mächtigen Herrscher. Aber so kostbar die Geschenke waren, die der Bräutigam der Braut machte, und so zärtlich sich der Gemahl gegen die Gemahlinn betrug: so war es doch kein Allbeliebt, und da die Königinn einen freundlichen Blick für keine Untreue hielt: so war sie mit diesem Zeichen ihrer Gewogenheit nichts weniger als sparsam gegen den alten Freund, und trieb zugleich die Offenherzigkeit so weit, daß Sie ihrem Gemahl täglich die wichtigen Dienste vorrechnete, die er seinem Liebling zu verdanken hatte. Es ist billig, sagte sie, daß Sie den Mann nicht viel weniger lieben, als mich selbst. Nicht genug, daß er Alles aufbot, seinen Heldenmuth wie seine Beredsamkeit, um meine Hand für Sie zu gewinnen, wessen Werk ist es zugleich, als das seinige, daß Sie den Verdruß nicht fürchten dürfen, durch mein Gesicht jemals erinnert zu werden, daß Sie der betagte Gemahl einer betagten Gemahlinn sind?

Die Neider dankten dem Himmel für die erwünschte Gelegenheit, den verhaßten Günstling aufs Neue zu stürzen, und erreichten ihren Zweck nur zu gut.

Man muß gestehen, sprachen sie, die Lobreden der Königinn auf den guten Allbeliebt sind ziemlich feurig, und freylich der Mensch empfiehlt sich so sehr durch seine Gestalt, daß man der tugendhaftesten Dame eine kleine Schwachheit für ihn unmöglich zum Verbrechen machen kann. Daß die Königinn nicht ißt und nicht trinkt, und dafür desto mehr schmachtet und seufzt, kann freylich auch von der Liebe zu Eurer Majestät herrühren. Aber wer glaubt es, wenn man von einer Frau erzählt, die zum Sterben — in ihren Mann verliebt ist? Und also . . . Zwar an der Tugend der Königinn, wer dürfte an dieser zweifeln? Aber wenn Allbeliebt zwar nicht aus dem Reich gejagt, und noch weniger am Leben gestraft, sondern nur bis er zu einem gesetzten Alter von etwa sechzig Jahren gelangt, in der Einsamkeit des hohen Thurms zu leben gezwungen würde: so wäre auch der böse Schein vermieden. Er mag schuldig oder unschuldig seyn, es ist und bleibt seine Pflicht, der Ruhe seines Herrn und dem Ruf seiner Königinn dieses Opfer zu bringen.

Ihr habt Recht, antwortete der König. Allbeliebt ist ein Verräther, der trotz seiner Drachen- und seiner Riesenköpfe, und trotz seinem Schönheitwasser es noch für eine Gnade halten muß, daß ich ihn nur in einen Thurm werfen lasse, wo es nicht bald so viele Schlangen und Kröten giebt, als in der dunkeln Höhle. Ich würde in meinem Leben für die Königinn nicht wagen, was er für sie wagte. Ist es also nicht klar, daß er sie noch mehr lieben muß, als ich? Und soll ich ihm glauben, wenn er vorgiebt, er habe die Gefahren blos aus Treue und Anhänglichkeit gegen mich bestanden? Man kennt ja euch Höflinge, und weiß, daß ihr nichts weniger als Waghälse seyd, wenn nichts Anderes als die Pflicht gegen euern Herrn euch anspornt. Also fort mit ihm! Auf der Stelle fort in den Thurm!

Der arme Allbeliebt! Man muß so unschuldig seyn, als er, um in einem finstern Thurm, den weder Sonne

noch Mond beleuchtete, auf einem Lager von Stroh, bey einem Stück verschimmelten Brots, das man ihm sparsam genug zuwarf, und einem Krug Wasser nicht zu verzweifeln. Die Härte seiner Feinde versagte ihm sogar den Trost der Gesellschaft. Niemand durfte ihn besuchen, und Niemand wollte es, und er erfuhr mit Schmerzen, daß der Arme, der im Glück allbeliebt war, im Unglück von Keinem mehr geliebt wird. Nur sein Hündchen wich, nach der seinem Geschlecht eigenen Unvorsichtigkeit, von der Politik der Hofleute ab, und besuchte nicht ohne Gefahr der königlichen Ungnade den alten Freund von Zeit zu Zeit in seinem Kerker, um ihn von dem Neuesten, was sich bey Hof und in der Stadt zutrug, zu unterhalten. Uebrigens ging der Gefangene in der Treue gegen seinen Herrn so weit, daß er sich selbst im Gefängniß jeden Gedanken an die schöne, wenn gleich schuldlose Urheberinn seiner Leiden, so wenig gleichgültig er auch, wie wir wissen, gegen ihre Gunst war, untersagte.

Die Königinn hatte kaum Nachricht von seinem Schicksal erhalten, als sie sich dem König zu Füßen warf, und ihn unter tausend Betheurungen der Unschuld des Gefangenen und unter eben so viel Thränen um seine Freyheit bat. Aber was darf eine Frau hoffen, die einen eifersüchtigen Mann um Gnade für den Gegenstand seiner Eifersucht anfleht? Der König war unerbittlich, und spottete aufs grausamste ihrer Traurigkeit. Um also seinen Zorn nicht noch mehr zu reizen, beschloß sie die empfindliche Saite gar nicht mehr zu berühren. Aber freylich sah sich der arme Allbeliebt durch diese Politik um nichts gebessert.

Das Schicksal schien jedoch seine Ungerechtigkeit gegen den Leidenden nicht aufs Aeußerste treiben zu wollen, und gab ihm, gerade da es ihm am meisten zu zürnen schien, den unzweydeutigsten Beweis seiner Versöhnung.

Der König hatte nämlich seiner Gemahlinn an ihrem Geburtstag eine Ueberraschung von ganz eigener Art zugedacht. Er kannte die Wirkung des Schönheitwassers, und kann ein Mann sich seiner Frau außer ihrer eigenen Verjüngung und Verschönerung durch ein willkommneres Geschenk empfehlen, als wenn er ihr durch die Verwandlung seiner Person gleichsam zu einem zweyten Mann verhilft, ohne daß sie erst Wittwe zu werden braucht? Er bemächtigte sich also heimlich des wunderthätigen Fläschchens in dem Kabinet der Königinn. Aber so gut seine Absicht war, so wenig begünstigte sie der Erfolg. Statt des untrüglichen Verschönerungs-Mittels, dessen er sich zu bedienen glaubte, o Himmel, was war ihm in die Hände gefallen! Ein blos für die aus der Art schlagenden Prinzen von Geblüt und für andere Große, die man ohne Aufsehen so weit als möglich vom Hof entfernen wollte, bestimmtes Wasser, welches die Eigenschaft hatte, die Leute, denen man die Köpfe damit wusch, in den Schlummer zu versenken, aus welchem man nur durch die Posaunen des jüngsten Tags wieder erweckt werden kann. Eine Zofe hatte nämlich, da sie eine Spinne mit dem Besen todt schlagen wollte, die Flasche der Königin von dem Kamin, wo sie stand, herabgeworfen und zerbrochen, und da die verzweifelnde Dirne, die vor den Folgen ihrer Unvorsichtigkeit zitterte, sich erinnerte, eine ähnliche Flasche in dem Kabinet des Königs gesehen zu haben: so gab ein Dämon ihr ein, diese an die Stelle der zerbrochenen zu setzen.

Um den armen König war es also durch einen nicht genug zu beklagenden Zufall geschehen. Die schuldige Zofe wurde von der Königinn tüchtig ausgescholten, und übrigens der Verblichene mit allem möglichen Pomp in die Gruft seiner hohen Vorfordern beygesetzt.

Kapriole konnte nicht genug eilen, ihren Herrn von der eingefallenen Trauer zu benachrichtigen, und erhielt von ihm Befehl, der Königinn seine Kondolenz zu bezeugen. Der gute Allbeliebt! Beynahe hätte ich ihn in dem Wirrwarr vergessen, sagte die schöne Wittwe, als der vierfüßige Legat sich seines Auftrags entledigte, und nachdem sie dem Gefangenen mit eigener Hand die unverschuldeten Fesseln abgenommen hatte, erhob sie ihn nicht nur auf den königlichen Thron, sondern belohnte seine Treue auch noch durch ein Geschenk, das für ihn billig mehr Werth hatte, als Krone und Scepter — durch ihre Hand.

Weisser.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin.

Der Monat Oktober pflegt sonst lange Verzeichnisse öffentlicher Vorlesungen zu bringen, diesmal sind sie begreiflich sehr sparsam, da der größte Theil der Studierenden zum Reiche des Mars gewallt sind. Die gewöhnlichen Universitäts-Kollegia und der öffentliche Unterricht der Akademien und aller höhern Lehr-Institute haben indessen Fortgang und auch einige Privat-Vorlesungen sind angekündigt. — Hr. Professor Zeune wird auch in diesem Winter seine Vorträge über das Niebelungenlied halten.

Von dem Werke: Die schöne Literatur Deutschlands, von Franz Horn, ist der zweyte Band erschienen. (Nicolai). Er verdient, wie der erste, Empfehlung, weil sich im Ganzen Entschiedenheit ausspricht, die überall, selbst da, wo sie irrt, noch etwas Anziehendes hat. In diesem zweyten Band sind besonders viele Nachträge rühmlich, und zeugen von fortgesetztem Fleiß und ernstem Willen, Gutes zu liefern. Nächstdem erheben sich manche eigne Gedanken des Herausgebers zu kleinen Abhandlungen, welche das Historische angenehm unterbrechen. Zu einer ernsten Kritik habe ich in diesen Korrespondenzen nie Raum, also auch nicht für dieses Werk; vielleicht aber hab ich Einmal Muße, meine Ansichten darüber und meine Zusätze in einer eignen Abhandlung mitzutheilen. — Der musikalischen Welt sind zu empfehlen: Weber's Gesänge zu Kotzebue's Schauspiel: Der Minnesinger und Trauermärsche auf den Tod Moreau's, von F. L. Seidel. (Schlesinger).

Am 13. Oktober starb der sehr verdienstvolle Arzt Professor Grappengießer im 40sten Jahre. Er war 1773 zu Parchim in Meklenburg geboren, studierte in Berlin und Göttingen. Bey einer Reise durch Deutschland, die Schweiz, Frankreich und Italien, verweilte er am längsten in Wien und

Paris, arbeitete in den Hospitälern, und erwarb besonders ausgezeichnete Kenntniß in der Chirurgie. Im Jahr 1803 ward er hier Professor, Leibarzt des Prinzen Heinrich und zweyter Königl. Hofarzt. Von seinen Augenkuren hat man merkwürdige Beyspiele, wie von seiner Uneigennützigkeit, mit der er den Armen unserer Stadt eine rastlose Hülfe war.

Ueberhaupt zeichnen sich die hiesigen Aerzte in dieser Zeit aus durch unermüdete Theilnahme und Thätigkeit bey dem Elend, welches natürlich durch die kriegerischen Anstrengungen und Vorfälle sichtbar wird, und man darf es ihnen nachrühmen, daß sie sich hier nicht den Namen fügen, sondern überall Menschen finden, denen sie Bruderpflichten schuldig sind, welches Land ihnen auch das Schicksal zum Geburtsort angewiesen haben mag.

Im Theater hatten wir manches Neue. Zuerst am 8. Okt.: Die Pflegesöhne, Trauerspiel in fünf Akten, von Hrn. Kratter. Dieses Stück war schon ein Paar Mal auf dem Repertoir gesehen worden, und ohne Aufführung wieder verschwunden, ohne daß man die Ursach ergründete. Jetzt ward sie klar, indem Phokas, ein Charakter des Stücks, politische Anspielungen brachte, die aber ziemlich verfehlt sind. Doch trug dies mit dazu bey, dem Stück eine gute Aufnahme zu verschaffen, welche durch einige Theatercoups unterstützt wurde. Im Ganzen hat es aber weder psychologische Richtigkeit noch Tiefe, und die Sprache ist so unglücklich uns prosaisch, daß man ihr die Qual, in schlechte Jamben gekerkert zu werden, hätte ersparen sollen. — Am 11. Oktober trat Iffland nach erfolgter Genesung wieder auf im gutherzigen Polterer, als dieser, und wurde mit großer Theilnahme begrüßt. Seine Charakter-Entfaltung war, wie immer, unübertrefflich. — Am 15. Oktober, dem Geburtstag des Kronprinzen, sprach Mad. Bethmann eine Rede, und dann ward zum ersten Mal gegeben: Rudolph von Habsburg und König Ottokar von Böhmen, Schauspiel in fünf Akten, vom Hrn. v. Kotzebue. Diese Neuigkeit soll uns wahrscheinlich von Neuem beweisen, daß der geehrte Verfasser sich mit dem höhern Drama nicht beschäftigen sollte. Er gibt uns weder Aufflug noch Tiefe, nicht Ideal und nicht Natur. Der Gedanke, die Jamben fünf Akte hindurch zu reimen, ist ein unerträglicher, der Reim soll die Schwungkraft verstärken, hier ist die Form verschwendet, und von Schwung dennoch höchstselten die Rede. Theater-Effekte fehlen nicht, doch sind sie sparsamer, als in den sonstigen Stücken Kotzebue's. Die Besetzung ist vortrefflich, die äußere Pracht erwirbt der Direktion Dank, und das Ganze gefiel der Mehrheit. — Am 18. war zum ersten und letzten Mal: Die Romanze, Singspiel mit Musik, von Berton. Diese Kleinigkeit hat ein Paar hübsche Musiktheile, aber ein so langweiliges Sujet, daß die Versammlung schon vor dem Ende sich zu entfernen begann. — Am 22. gab man: Lieb und Friede, Schauspiel in einem Akt, F. W. Gubitz. Die Handlung strebt, die Zeit der maurischen Herrschaft in Spanien zu versinnlichen in ihrer südlichen Eigenthümlichkeit, welche sich im Ganzen auch dadurch ausspricht, daß jeder Charakter sein eignes nationales oder psychologisches Versmaß hat. Als ich dies kleine Stück geschrieben hatte, hielt ich es für höchstgelungen; nach der trefflichen Darstellung, bey welcher es mit Wohlgefallen aufgenommen wurde, entdeckte ich aber eine Menge Fehler, die ich zum Theil nach Möglichkeit änderte, und so gefiel es mir nach der dritten Aufführung besser. *) Ich muß für Iffland und die Darstellenden den innigsten Dank aussprechen, indem diese mit der höchsten Güte und Sorfalt meine Aenderungen aufnahmen, und Iffland sich des Ganzen im schwierigen Einstudieren und in der Ausstattung vorzüglich annahm. Die zur Handlung gehörige Musik von Fr. Wollank hat den Sinn der Dichtung trefflich aufgefaßt, und wird von den Kennern sehr gerühmt. — Am 24. ward, zur Feyer der Siege und zum Besten der Verwundeten, im Opernhause die Vestalin, vorher Iffland's Vaterlandsspiel: die Ringe, gegeben. Der König war zugegen, und wurde vom Volke mit Jauchzen, welches zuletzt in den Gesang: „Heil Dir im Siegerkranz" überströmte, empfangen. In Iffland's Stücke ward der festlichen Veranlassung mehrmals gedacht, und so immer neuer Jubel erweckt. — Dies wären die Theaterbegebenheiten im Oktober. Die ökonomischen Verhältnisse unsrer Bühne, die ich früher auch berührte, sind jetzt, da der Winter zahlreichere Versammlungen gibt, wieder glücklicher und die Gehalts-Zahlungen voll.

Die Konzert-Unternehmer wollen es nicht alle wagen an die Möglichkeit eines guten Erfolgs zu glauben, und so hatten wir in diesem Monate nur zwey Konzerte. Am 25. Okt. gab der treffliche Waldhornist, Hr. Schunke, eines davon, und zeigte sich seines Rufes würdig. Dlle. Sebastiani, eine Schülerinn des ausgezeichneten Sängers, Hrn. Eunike, sang zwey Arien aus Belmonte und Constanze von Mozart, und aus Aeneas, von Righini, mit Beyfall; Hr. Kranz spielte auf dem Violonzell ein von ihm komponirtes Konzert; übrigens aber war keine Neuigkeit bemerkbar. — Am 17. Okt. wurde gegeben zur Geburtsfeyer des Kronprinzen und zum Besten des Friedrichsstiftes ein Konzert, welches in langer Zeit das ausgezeichneteste seyn möchte durch den Verein der Talente. An neuen Kompositionen fand man zwey, von Weber, dem Andenken Moreau's, Gedicht von Müchler, und einen Kampfruf, von F. W. Gubitz. Bey den ältern Musikstücken zeigten sich: Righini, Beethoven, Spontini, Pavese, Romberg, von den Sängerinnen, Dlle. Schmalz und Mad. Schulz; als Sänger, der selten gehörte Tombolini; von Virtuosen, die HH. Bärmann (Fagott), Töpfer (Violonzell), Müller (Violine), und Pohl (Harmonika). — Eine Rede zur Feyer des Tages, von F. W. Gubitz, wurde von Mad. Schröck ausgezeichnet schön gesprochen, das Ganze vom Hrn. Kapellmeister Weber dirigirt, und Alles vortrefflich. Das Haus war überfüllt, und so auch der wohlthätige Zweck erreicht.

*) Theater-Direktoren, welche das Manuscript zu haben wünschen, können es von mir bekommen.

Berlin. Professor Gubitz.

Räthsel.

Von Einem Vater wurden wir
Vielleicht an Einem Tag geboren.
Wir Viermal Acht gehorchen dir,
Zum Kampfe, mehr zum Ruh'n, erkoren.
Wir sehen ganz verschieden aus
Und bilden zwey verschied'ne Heere.
Wir streiten einzig um die Ehre,
Und schlafen dann in Einem Haus.
Kaum, daß wir aus dem Zwinger steigen,
So fechten wir in neuem Krieg.
Furcht ist nur unserm Führer eigen
Vor seines Gegners feinem Sieg.
Nur die Prinzessinn gleicht der Amazone,
Die keinen Angriff scheut und der Gefahren lacht.
Doch ein Gemeiner geizt oft nach der Krone,
Verändert sein Geschlecht, und siegt in wilder Schlacht.

Auflösung der Charade in Nro. 302: Staub-Bach.

Nro. 309.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 27. December, 1813.

Nicht mit Worten uns erhoben!
Selber wird die That sich loben,
Ist sie gut.

Voß.

Donsche Cosacken.

Das Land der Donschen Cosacken besteht fast durchaus nur aus Viehtriften, und ist in einzelne Stanitzas, oder Cantone eingetheilt, wovon jeder ein oder auch wohl mehrere Dörfer in sich begreift. Jedes solches Dorf besitzt eine Strecke Landes, und das Recht, innerhalb derselben im Flusse zu fischen; außerdem erhält es jährlich von der Regierung, nach Verhältniß seiner Einwohner, eine Quantität Korn, das aus den nördlichen Provinzen dahin geschickt wird. Jedes Dorf steht unter einem Oberhaupte, das den Titel eines Ataman führt; unter seiner Aufsicht werden die Ländereyen unter die sämmtlichen Einwohner zu gleichen Theilen vertheilt, aber diese können den ihnen zugefallenen Antheil, so wie auch ihr Recht an dem Fischfang wieder an Andere verpachten, und dies geschieht sehr häufig, besonders wenn ein Aufgebot zu Kriegsdiensten an sie ergeht. Von allen Arten von Abgaben an die Krone sind die Cosacken durchaus frey, allein dafür müssen sie sogleich Folge leisten, sobald sie zu Kriegsdiensten, in welchem Theile der Welt es auch immer seyn mag, aufgefordert werden. Ehemals marschirte der Ataman immer an der Spitze seiner Stanitza, allein heut zu Tage schickt er blos die verlangte Mannschaft, die alsdann von Officieren, welche die Krone ernennt, angeführt werden. Bey dem Aufgebot muß sogleich bestimmt werden, auf wie lange man die Dienste der Cosacken verlangt; doch darf dieses niemals länger als auf drey Jahre seyn. Sie erhalten in dieser Zeit von der Regierung den gewöhnlichen Sold, Mundportionen, und alle zum Aufschlagen eines Lagers erforderliche Geräthschaften, aber ihre Kleidung, Waffen und Pferde, so wie Alles, was ihnen sonst noch abgeht, müssen sie auf ihre eigene Kosten anschaffen. Wenn ein Cosacke drey Jahre lang gedient hat, so wird er nicht mehr zum Felddienst aufgeboten, außer nur in äußerst dringenden Nothfällen; dagegen muß er aber bey dem Cordon dienen, der längs dem Caucasus gezogen ist, und sich auch sonst zur Aufrechthaltung der Polizey im Innern gebrauchen lassen. Nach zwanzig Jahren ist er jedoch durchaus frey von allen militärischen Diensten, und die Krone kann nichts mehr von ihm verlangen, als daß er behülflich ist, die jährlich dahin geschickten Kornschiffe über die Untiefen im Don hinwegzubringen. In jeder Stanitza ist der Ataman zugleich der oberste Richter in allen vorkommenden Streitsachen; jedoch kann von seinem Ausspruch nach Tscherkask, der Haupt-Stanitza der Cosacken, auf einer Insel im Don, appellirt werden.

Als wir zu Kasarkaja, einer der größten Stanitzas der Donschen Cosacken, ankamen, wurden wir von dem Ataman auf eine sehr ehrerbietige und wohlwollende Art bewillkommt, und er erließ sogleich den Befehl, daß kein Einwohner ohne sein Vorwissen den Ort eher verlassen sollte, bis wir mit Allem, was wir nöthig hätten, gehörig versorgt seyn würden. Zu gleicher Zeit führte er uns in sein eigenes Haus, das er selbst mit den Seinigen räumte, und es uns ganz zu unserm Gebrauche ab-

trat. Es hatte eine sehr angenehme Lage in einer kleinen Entfernung vom Don, und war mit einer auf der Seite offenen, aber oben bedeckten, hölzernen Gallerie versehen, in welcher wir, so lange wir uns daselbst aufhielten, frühstückten und zu Mittag aßen. Er befahl seiner Frau und Tochter, uns seinen von dem Hause abgesonderten Keller zu öffnen, worin sich seine Vorräthe von Lebensmitteln befanden, die er uns zu unserm freyen Gebrauch überließ. Aus Neugierde begab ich mich in denselben, und fand darin den ganzen Boden mit Eisstücken belegt, und auf diesen eine große Menge von Sterlets und andern Don-Fischen, nebst Wildpret und vielerley sonstigen Eßwaaren. Das Haus war äußerst reinlich, und sehr bequem eingerichtet, so daß wir der dringenden Einladung unsers Wirthes, uns einige Tage bey ihm aufzuhalten, nicht widerstehen konnten; auch konnten wir nirgends auf unserer ganzen Reise eine bessere Gelegenheit finden, die Sitten und Gebräuche der Cosacken kennen zu lernen.

Das Erste, was ich an ihnen bewundern musste, war die außerordentliche Ehrfurcht, die sie ihrem Ataman bezeigen, wenn er in Geschäften mit ihnen zu thun hat. Sobald er sie wegen irgend einer, auch noch so geringfügigen, Angelegenheit vor sich fordert, so müssen sie sogleich erscheinen, und im bloßen Kopfe stehend seinen Vortrag anhören, während er hingegen sitzt, und den Kopf bedeckt hat. Ist aber die Versammlung zu Ende, so ist er wieder ihres gleichen, und hat kein Recht auf die geringste Auszeichnung. Es wird jährlich ein anderer Ataman gewählt; wenn sich jedoch einer derselben bey den Einwohnern besonders beliebt macht, so kann er es auch mehrere Jahre hindurch bleiben, indem er immer wieder aufs Neue dazu gewählt wird. Dies scheint übrigens nicht häufig der Fall zu seyn, denn unser Wirth war es im ersten Jahre, und seine Vorfahren im Amte hatten dasselbe alle nach Ablauf der gesetzlichen Zeit wieder niedergelegt.

Die Cosacken zeichnen sich vorzüglich durch eine außerordentliche Lebhaftigkeit und Munterkeit aus. Arbeitsamkeit und sitzender Fleiß ist nicht ihre Sache, und ein ruhiges, stilles Leben scheint ihrer ganzen Natur zuwider zu seyn. Da sie nichts zu thun haben, woran sie Geschmack finden, so streifen sie beständig umher; aus eben diesem Grunde sind sie leidenschaftliche Freunde vom Krieg, und die Ruhe und Unthätigkeit des Friedens macht sie höchst unglücklich. In ihren Tänzen, Trinkliedern und bey allen ihren Verhandlungen verrathen sie eine außerordentliche Heftigkeit des Charakters, und so gutmüthig sie gewöhnlich sind, so furchtbar können sie seyn, wenn sie in Zorn gerathen. Sie besitzen einen Ueberfluß an vortrefflichen Lebensmitteln, und da sie auch so viel Branntwein bekommen können, als sie trinken mögen, so kann man sich über die Ruhe und Ordnung, die in ihren Stanitzas herrscht, nicht genug verwundern.

(Der Beschluß folgt.)

Andeutungen über Florenz und Rom 1795 und 1796.

(Beschluß.)

Bey dieser schönen Liebhaberey wurde der Prinz, noch zur gehörigen Stunde, durch die antiquarischen Freunde vor einem berüchtigten Betrüger gewarnt, der schon seit Jahren das heilloseste Unwesen mit Glaspasten und Muschelkameen treibt. Da es den meisten Besuchern Roms doch immer darum zu thun ist, irgend etwas Antikes mit in die Heimath zu bringen, so ersieht gewöhnlich der Gauner den Moment ihrer Ankunft, um ihnen seine unächte Waare als edle Artefakten des Alterthums anzutragen, die er auch unkundigen Fremdlingen oft schon für beträchtliche Summen aufzuschwatzen wusste. Bey'm Anlangen unsrer Reisegesellschaft auf dem spanischen Platze, stand er schon lauernd an der Thür des Gasthofes. Als ihm aber der seinem Gewerbe furchtbare Hirt unvermuthet in den Weg trat, fand er für diensam, sich schleunigst aus dem Staube zu machen. Ganz vor Kurzem gelang ihm noch ein Meisterstreich. Durch einen von den Kundschaftern, deren er mehrere im Sold hat, ward ihm hinterbracht, daß vornehme Fremdlinge gesonnen wären, des folgenden Tages den Ableitungs-Kanal (Emissarius) des Albaner-Sees in Augenschein zu nehmen. Froh solcher willkommnen Kunde warf er sich in die armselige Tracht eines Winzers, nahm einen Karst auf die Schulter, wanderte wohlgemuth den Ufern des Albanersees zu, und postirte sich in einen Weingarten, hart an dem Fußpfade gelegen, der zum Gestade des herrlichen Wasserspiegels hinabführt. Der Fremden von fern ansichtig werdend, begann er aus Leibeskräften mit seinem Karste zu arbeiten, und so bald jene sich auf Sprachweite genähert hatten, verließ er eilig sein Werk, und machte sich herzu, um ihnen einen Kameo zum Verkauf anzubieten, den er seinem Vorgeben zu Folge so eben aus der Erde gehackt habe. Durch ihn wären, ließ er sich weiter vernehmen, auf ähnliche Weise schon mehrere solcher kostbaren Steine an das Licht gebracht, und gegen schwere Summen reichen Engländern verhandelt worden. Dieser da werde für sechszehn Zechinen sicherlich auf jede Weise noch sehr wohlfeil erstanden, wenn man den Maßstab in Erwägung nehmen wolle, nach welchen Prinzen und Lords ihm die vorigen bezahlt hätten.

Ein junger Mann von lebhafter und empfänglicher Einbildungkraft legte sogleich die Hand auf das Kleinod, weil er in dem langbärtigen Kopfe, der darauf ausge-

schnitten war, einen Plato zu erkennen glaubte. Auch der Onyx, weiß und himmelblau geschichtet, ward als wunderschön von ihm gepriesen. Ein guter Geist sprach indeß noch den klugen Rath in seine Seele, nur die Hälfte der verlangten Summe dem Verkäufer zu bieten, und wirklich war dieser großmüthig genug, damit vor der Hand sich abfinden zu lassen. Hirt, welchem das Ding, nicht sowol zum Prüfen, als zum Bewundern vorgelegt wurde, degradirte, nach einem fast unauslöschlichen Gelächter, den edlen Onyx zur gemeinen Muschel, und den göttlichen Plato zum schmutzigen Kapuziner. „Ha! ha!“ rief er aus: „das ist abermals ein Stückchen von dem Spitzbuben, der schon zwey Mal auf den Galeeren ruderte, aber nach überstandener Strafe nun sein schnödes Handwerk mit erneutem Eifer fortsetzt.“ Die Polizey lässt entweder diesen Stiefbruder der Falschmünzer ungestört gewähren, oder er findet Mittel und Wege, den Spürhunden dieser ehrwürdigen Korporation, die, um ihn unter vier Augen zu bekommen, in den Revieren des heiligen Vaters nur selten die rechte Fährte wittern, mit der feinen Gewandheit eines Industrieritters zu entschlüpfen.

Im Laufe der Wintermonate unsers römischen Lebens ward ein Selbstmord hier der Gegenstand der Conversationen aller Stände, der als psychologisches Phänomen einen merkwürdigen Beytrag zur Erfahrungseelenkunde liefert.

Ein Fremdling, dessen Name, der Sache zudem ganz entbehrlich, billig mit Stillschweigen übergangen wird, quartirte sich vor ungefähr dreyzehn Monaten im nämlichen Gasthof ein, welchen wir zur Wohnung wählten. Dieser Mann, zwischen Dreißig und Vierzig, von robustem Körperbau, blühender Gesundheit und fröhlicher Laune, erklärte bald nach seiner Ankunft im deutschen Kaffehause vor einer zahlreichen Versammlung meistens dänischer und deutscher Literatoren und Künstler, er wäre blos in der Absicht nach Rom gekommen, um sich noch ein recht vergnügtes und genußreiches Lebensjahr zu bereiten, nach Verlauf desselben aber werde keine Macht, weder der Erde, noch des Himmels, in dem schon längst vorgefassten Entschluß ihn wankend machen, das große Beyspiel des Kato von Utika zu befolgen. Er setzte sogar den Tag und die Stunde der Ausführung seines Vorhabens fest. Sehr natürlich wurde diese, mit lachendem Muthe vorgebrachte, Aeußerung für Scherz genommen und mit Scherz erwiedert.

Selten verging ein Tag, daß es, von seiner Seite, über den Mordanschlag gegen sich selbst nicht wenigstens einmal zur Sprache gekommen wäre. Indeß bemerkte Niemand an ihm, weder That noch Rede, irgend eine Spur von Ueberspannung oder Schwärmerey, am allerwenigsten aber von Verrücktheit oder Wahnsinn. Die Temperatur seines Gemüths war im Gegentheil vollkommen gleichförmig, und also kann von einer fixen Idee schlechterdings die Rede nicht seyn. Der Termin, den er zu seiner Selbstrichtung anberaumt hatte, war nun erschienen. Er stieg mit einer Pistole gerüstet hinab zum Ufer der Tiber, trat bis an den Gürtel in die Fluth, richtete das Gewehr gegen die Stirn, drückte los, und wurde, niederstürzend, von der Gewalt des Stromes ergriffen und fortgewälzt. Der Historienmahler Hartmann, den der Zufall gerade im entscheidenden Moment über die Engelsbrücke führte, war Augenzeuge des tragischen Vorgangs. Dieser überbrachte die Kunde davon den Bekannten und Landsleuten des Verunglückten, denen solche Katastrophe, deren wiederholte Vorauskündigung sie so oft ungläubig zum Ziel ihres Witzes gemacht hatten, um so mehr zu Herzen ging, da er bey ihnen allen, wegen seines lustigen Humors und biedern Wesens, in Wohlwollen und Achtung stand.

Ein heitrer Witz, der weder verwundet noch beleidigt, und ein Frohsinn, der sich durch die Neckereyen und Verkehrtheiten der Alltagswelt niemals in die Enge treiben, oder irre machen lässt, gibt auch dem Umgange mit dem Doktor Domeier aus Hannover, für Jeden, der gesellschaftliche Talente oder Tugenden nach Verdienst zu würdigen weiß, viel anziehendes und erwünschtes Leben. Er genießt allgemein des ehrenvollen Rufes, seinen Wirkungkreis als gründlich gelehrter, scharfsichtiger und glücklicher Arzt, wie Hensler und Hoze, ohne Ansehen der leidenden Person, mit zuvoreilender Menschenliebe wohlthätig auszufüllen. Die Römer betrachten ihn als eine Art von Wunderthäter, und nehmen seine Hülfe um so öfter in Anspruch, da die meisten Jünger Aeskulaps des Gottes menschenrettende Kunst unter ihnen mit unsicherer Hand im Dunkeln ausüben, und schon öfter wegen ausschließlicher Anwendung weniger Universalmittel mit dem ehrenwerthen Doktor Sangrado im Gil Blas, der Alles, was ihm von Kranken unter die Hände kam, durch lauwarmes Wasser und Aderlaß in die Grube förderte, parallel gestellt wurden. Nach ähnlicher Methode verschrieb ein holländischer Schiffsmedikus seinen Patienten niemals ein anderes Genesungsmittel, als die gesalzene Meeresfluth. Da nun eines Tages ihn das Unglück traf, bey stürmischem Wetter durch das Anprellen einer Segelstange über Bord geschleudert zu werden, sprach ein Matrose: „Der Doktor ist in seinen Arzneykasten gefallen.“

Wenn aber das Kollegium der Aerzte zu Rom auch aus lauter Hippokraten und Galenen zusammengesetzt wäre, so würde dennoch der famöse Bambino desselben wohlthätige Wirksamkeit unaufhörlich beeinträchtigen. In der allgemeinen Regel wird immer der Bambino in Krankheitfällen zuvörderst herbeygerufen, und nur erst, wenn dieser sich eben nicht dazu aufgelegt findet, Gnade für Recht ergehen zu lassen, weil der Patient ein gar zu ar-

gerliches und sündhaftes Leben führte, nimmt man seine Zuflucht zum Arzte, dessen Verstand aber alsdann gewöhnlich nicht mehr zu rechter Zeit kommt, wie dies noch ganz kürzlich sich bey'm Hinscheiden eines äußerst geschickten Dekoration-Mahlers zutrug. Domeier wurde gerufen, als die Seele schon auf den Lippen des Kranken schwebte, dem der Bambino, welcher ihm bereits länger als zwey Stunden in den Armen gelegen hatte, ebenfalls nach obgedachtem Strafgesetze, Barmherzigkeit und Hülfe verweigern musste.

Die mit Heilungkraft ausgerüstete Wachsfigur des Jesuskindes, von den Römern κατ' ἐξοχὴν Bambino (Kindlein) benannt, verschafft einer zahlreichen Mönchsverbrüderung Alles, was dem physischen Menschen nur irgend wohlbehagend und gedeihlich seyn kann: denn für jeden Krankenbesuch des Bambino wird ein bestimmtes Honorar entrichtet. Da nun das Wunderbild beynahe Tag aus Tag ein sich in beständiger Aktivität befindet, so möchte verhältnißmäßig das ihm geweihte Kloster an Reichthum der Einkünfte den altfranzösischen General-Pachtungen vielleicht nur wenig nachgeben.

v. Matthisson.

An Guido.

Dich, junger Heros, bewundern wir:
Gefürchtet, geliebt bist du!
Die Feinde kehren den Rücken dir,
Die Schönen das Angesicht zu.

H g.

Ueber Bombastus.

Klopstock, Goethe, Schiller, euch
Ueberträf er weit,
Käme sein Genie nur gleich
Seiner Eitelkeit.

H g.

Der gewaltige Arzt.

Stets schlägt Nigrin, der Arzt, das Leben in die Flucht,
Und reizt am Ende noch den Tod zur Eifersucht.

Weisser.

Korrespondenz-Nachrichten.

Amorbach.

Auch in den Gegenden des Mains haben die häufigen Durch-
züge der Baiern, Oestreicher und Russen viel Leben und Ver-
trieb gebracht. Der Effekt, der durch die nächtliche Illumi-
nation der Garden des Russischen Kaisers hervorgebracht wurde,
die mit Mann und Pferd an tausend Feuern übernachteten,
weil Alle bey ihrem Durchzug zur Schweiz nicht untergebracht
werden konnten, war unübertrefflich im Wiederspiegel des
Stromes. Eine Illumination ist man gewohnt nur auf ei-
nige Zeit zu sehen; diese nächtlichen Feuer, die aber mehr zu-
als abnahmen, gaben ein einziges Ganzes. Bey ihrem Durch-
zug durch den Odenwald mussten die Garden in Amorbach die
Musterung des Großfürsten Constantin passiren, der ihr
Chef ist. Der Großfürst besuchte dort einige Male den Fürsten
von Leiningen, dessen Gemahlinn eine Prinzessinn von Coburg,
die Schwester der Gemahlinn des Großfürsten ist. Ihm zu
Ehren wurde ein Hofball gegeben, eine Komödie in dem schö-
nen Privat-Theater des Fürsten: Das Geheimniß, von
Mehul, und: Zwey Worte, von Dalairac, und
früher ein Masken-Ball, in welchem die Fürstinn im wahren
Russischen Kostum erschien, so daß alle Russen es für so geschmack-
voll als treu erklärten.

In diesem Kostum war sie schon früher als Feodora,
in der Oper dieses Namens, aufgetreten. Das Sujet der
Oper ist aus dem bekannten Roman der Mad. Cottin, Eli-
sabeth genommen. — So werden auch bis mitten in den
Odenwald die Krieger des Nordens bekannt. Diese Garden
hatten etwas Riesenhaftes. Sie erhielten sämtlich ein De-
jeuner bey ihrem Durchgang durch Amorbach. Gutmüthigkeit,
Liebe für die Kinder, und ein Bestreben, sich zu unterrichten,
leuchtete als Charakterzug aus den Gemüthern der vielen Rus-
sen, die ich sah. Feinere Geister hatten, so wie es gewöhn-
lich geschieht, auch die Offiziere ihrer Umgebung feiner ge-
wählt oder gebildet. Dieses konnte man vorzüglich vom Fürst
Dobrezkoi sagen, General-Adjutant des Russischen Kaisers,
von welchem er in den lezten Tagen noch eine Dose mit sei-
nem Portrait erhielt. Er war ein feiner Kunstkenner, be-
sizt selbst eine schöne Gallerie von Gemählden, die er von
Moskau nach Petersburg im Drang der Umstände des vori-
gen Jahrs rettete. Mit gutmüthigem Wohlwollen sahen diese
Menschen auf alles Schöne, das sie auf ihrem Wege fanden,
theilten so gern mit, als sie selbst annahmen, was von Kunst-
schäzen oder von Kunstgenüssen ihnen konnte zu Theil wer-
den. Auch Musik liebten und übten einige der Offiziere mit
Liebe. Die Russischen National-Lieder von einer angeneh-
men Tenorstimme gesungen, klangen gar lieblich, und wa-
ren meistens in Molltöne gesezt. Sonderbar, da man sich
den Russen doch nicht so weich gestimmt vorstellt. Dieser Be-
such der Russen in Deutschland wird manche Verbindung an-
knüpfen, und manchen Besuch im rauhen Norden veranlassen.
Die zuvorkommende Freundlichkeit der Nordländer wird den
Südländer lehren das Klima zu vergessen. Die Sprache hat
eine unbegreifliche Weichheit, die im Klange des Ganzen eine
Reminiscenz des Italienischen gibt. Auch fanden die Russen
die beste Nachsprache von dem, was sie vorsagten, in dem Munde
derer, die gewohnt waren, Italienisch zu reden. Weit mehrere
redeten so gut Französisch als Deutsch, dieses dürfte der Feind
noch als einen überwiegenden Vortheil für ihn betrachten.
Selbst der Kaiser bat die Professoren einer deutschen Universi-
tät Französisch zu reden, da ihm die Sprache geläufiger sey.
Was die Gegend betrifft, so waren die Russen über die Main-
Gegenden entzückt, indem es nach Rußland hin gar keine solche
Gegend, wie sie sagten, geben soll. In Kurland selbst machen
nur Hügel, keine Berge, einige Abwechselung. Anlagen sind
um Petersburg in fernster Weite die Schadloshaltung der Ge-
gend, die Annehmlichkeiten des Verkehrs im höchsten Flor.
Daß jedoch nicht alle Russische Besizungen ohne schöne Gegend
sind, beweist die Krimm, die in Klima und Gegend ihres Glei-
chen sucht. Der berühmte Künstler von Kügelchen be-
schäftigt sich mit der Aufnahme dieser uns unbekannten Ge-
genden, und in Petersburg werden diese Erzeugnisse um hohe
Preise verkauft. Erwünscht wird es seyn, wenn bey neuem
ruhigem Aufleben zur Kunst wir auch in Deutschland Abbil-
dungen dieser uns noch unbekannten Gegenden des schäzbaren
Künstlers erhalten können.

Nro. 310.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 28. December, 1813.

Stark und wohlauf zu seyn, halt immer Maß und Ziel.
Gesundheit fordert nur sehr wenig, Wollust viel.

Opitz.

Berechnung der Kosten für eine Mittagsmahlzeit Peters des Ersten, Kaisers von Rußland, in einer Mittelstadt in Sachsen.

Einleitung.

In der Regierung Peters I. ist das Jahr 1711 gewiß eines der merkwürdigsten. Wer kennt nicht die schreckliche Lage dieses Fürsten am Pruth. Etwas mehr Klugheit und Vaterlandsliebe von Seiten des Vezier=Assem, oder wie wir Deutschen ihn nennen, des Groß=Vezier, und etwas weniger Scharfsinn, Muth und Gewandtheit von Seiten Ostermanns, Schaphirows und Catharinens, so war der Faden der glorreichen Regierung des ersten russischen Kaisers auf Einmal zerrissen. — Im Sommer dieses Jahrs war dieser Monarch schon wieder so gänzlich beruhigt, daß er ohne Bedenken seine Staaten verlassen konnte. Er ging nach Deutschland, theils in politischen Angelegenheiten, theils um im Carlsbade seine Gesundheit wieder herzustellen.

Am Ende des Oktobers reiste der Kaiser, aber noch immer in sehr schwachen Gesundheitsumständen, über Dresden nach Torgau, wo sich eben damals die Königinn von Polen, Christina Eberhardine, aufhielt, die er schon von seiner ersten Reise im Jahr 1697 kannte. Er fand daselbst seinen Sohn, den in der Folge so unglücklichen Czarewitzsch, Alexej Petrowitzsch, und dessen Braut, die Prinzessinn Charlotte Christina Sophia von Braunschweig=Wolfenbüttel, Schwester der Gemahlinn des Kaisers Carls VI. Der Kronprinz von Rußland hatte sich, auf Befehl seines Vaters, obgleich mit Widerwillen, (denn andre Verbindungen mit einer gemeinen Finnländerinn, Euphrosine, fesselten ihn), endlich entschlossen, selbst die Höfe von Deutschland zu besuchen, und um die Hand einer Prinzessinn anzuhalten. Er sahe die Prinzessinn von Braunschweig, und ihre Reize und Talente machten einen vorübereilenden Eindruck auf ihn. So kurz indessen auch dieser vortheilhafte Augenblick war, so bestimmte er dennoch den Prinzen, dieser liebenswürdigen Prinzessinn Heirathsanträge zu machen. Zwar hatte sie ein dunkles, banges Vorgefühl ihres künftigen Schicksals, aber um ihrem noch lebenden Großvater, dem alten Herzog von Braunschweig=Wolfenbüttel, der diese Verbindung wünschte, nicht zu mißfallen, nahm sie die Hand des russischen Prinzen an. Die Königinn von Polen, aus Freundschaft für Peter I. und für die Braunschweigische Familie, und in Auftrag ihres Gemahls, des Königs, der sich eben damals außer seinen Erbstaaten aufhielt, übernahm es mit Vergnügen, die Vermählung im Schlosse zu Torgau zu feyern. Sie wurde am 25 Oktober im Beyseyn der Höfe der Königinn, des Kaisers und der Herzoge von Braunschweig vollzogen. Es herrschte wenig Freude bey diesem Feste; die ganze Gesellschaft schien die Unglücksfälle dieser Ehe zu ahnen, die durch die niedrige Aufführung des Czarewitzsch, und durch die mißmuthigen und ganz ungefälligen Launen der Kronprinzessinn und ihrer bey

ihr lebenden Freundinn, der Prinzessinn von Ostfriesland, herbeygeführt wurden.

Einige Tage nach der Vermählung verliessen die Fürstlichen Gäste den Hof der Königinn. Der Prinz und die Prinzessinn von Rußland folgten den Herzogen und der Herzoginn von Braunschweig nach Wolfenbüttel, und Peter I. ging durch die Niederlausitz, Schlesien und Polen nach St. Petersburg.

Auf der ganzen Reise durch Sachsen wurde der Kaiser von Rußland, für Rechnung des Königs von Polen und Churfürsten von Sachsen, freygehalten, und für ihn alle Pferde, deren er auf jeder Station zweyhundert Stück brauchte, bezahlt. Von Torgau aus mußte der Vicekammer-Präsident und Kammerherr, von Zehmen, auf Befehl des Königs, an die Herzogliche Regierung in Merseburg schreiben, damit in der Niederlausitz, die damals zu dem Landesantheile der Linie Sachsen-Merseburg gehörte, ebenfalls auf Kosten des Königs, Verfügungen zum Empfang und zu der Reise des Kaisers getroffen werden konnten. In Folge dieser Veranlassung erließ die Herzoginn von Merseburg, Mutter und Mitvormünderinn des unmündigen Herzogs Moritz Wilhelm, die nöthigen Befehle *) an den Amts-Kammerrath, Gegenhändler und Amtmann Hofmann in Lübben, der Hauptstadt der Nieder-Lausitz.

Der Russische Monarch kam am 31. October daselbst an. Er stieg im Herzoglichen Schlosse ab, dessen Hauptzimmer in den obern Stockwerken leer standen. Der Aufwand, den der Aufenthalt von einigen Stunden in der Mittagszeit verursachte, wurde ebenfalls auf Kosten des Königs bestritten. Hier ist die wörtlich abgeschriebene Berechnung davon.

*) Man sehe die Beylage.

Beylage.

Von Gottes Gnaden Erdmuth Dorothea, geborne und verwittibte Herzoginn zu Sachsen, Jülich, Cleve, Berg, Engern und Westphalen, in übergebener Vollmacht und respektive Vormundschaft von Sr. Königl. Majestät in Polen und Churfürstlichen Durchlaucht zu Sachsen, wegen unsers Prinzen, Herzog Moritz Wilhelms zu Sachsen, postulirten Administratoris des Stifts Merseburg Lsd.

Rath und lieber Getreuer. Demnach Se. Groß-Czarische Majestät resolviret, ihre retour nechster Tage durch die Niederlande anzutreten, und dahero zu ihrem Fortkommen 200 Pferde, nemlich vier ausgelesene starcke Stück zu tragung dero Leib-Senffte und die andern 196 St. theils mit 15 Korb-Wägen, theils mit behörigen Vorleger-Wagen, und theils zu reiten nöthig haben, wie uns solches dato nachmittags umb 2 Uhr, besage des in copia *) hierbey liegenden Schreibens und der Marchrouta **) notificiret worden, so ist hiermit Unser gnädigster Befehl, an Euch, Ihr wollet, daß sich diese 200 Pferde auf jetzt bevorstehenden Dienstag abends jedes Orths der fünff bemerkten Stationen, Hohenbucke ***) Lucke, Lübben, Lieberose und Guben gewiß und ohnfehlbar einfinden, und das Vorspann und Reuten verlangter massen, verrichten, alsofort nach Verlesung dieses, und respektive Ambts wegen, theils selbsten, theils durch nöthige Notificationes, gehöriger Orthen, zuverlässig veranstalten, und darunter den geringsten Verzug, nicht vorkommen lassen. Wornach Ihr Euch zu achten, und geschieht hierau unsere Meynung. Datum Merseburg, am 25. Oktobr. 1711. abends umb 5 Uhr p. Staffettam. ꝛc. ꝛc. ꝛc.

*) Dieses Schreiben an den Kammer-Direktor enthält nichts mehr, als was im Rescripte gesagt ist, und ist deswegen weggelassen worden.

**) Die unbedeutende Reise-Route ist ebenfalls weggelassen worden.

***) Ein allerdings auffallender Fehler von Seiten der Dresdner Canzley ist es, daß man Hohenbucke zur Niederlausitz gerechnet hat, da doch dieser Ort von jeher zu dem Amte Schlieben in den Erbstaaten des Hauses Sachsen gehört hat.

Specification,

Waß alß Sr. Groß Czaarische Majr. nebst Dero Hoffstatt den 31. Octobr. 1711. alhier Mittags-Taffel gehalten, dazu angeschaffet und gereichet worden.

Alß:

Thlr.	Gr.	Pf.	In die Küche
2	20	6	Vor 55 Pfd. Rindfleisch, nebst Zulagen, à 1 gr. 3 pf. dem Fleischer, Friedrich Scheeren bezahlet.
1	23	6	Vor 1 Schock Semmeln, à 3 pf.; Taffel-Brodte, à 3 pf. und 2 große Mittel-Brodte, à 3 gr.; item ½ Metze Weiß Weitzen Mehl.
1		—	Vor Zander oder See Perschken, welche theils alhier verspeiset, theils mitgenommen worden.
—	20	—	Vor 5 Stück große Karpfen.
1	—	—	Vor Hechte und Krebse.
—	15	6	Vor Garthen-Gewächse, alß Artischocken, Bluhmen Kohl, Kohl-rabis und Kopff Salat.
—	13	—	Vor Töpffe und Tiegel.
—	13	—	Vor 2 Pfd. große Rosienen und 1 Pfd. Hanbutten.
—	2	6	Vor ½ Pfd. BaumOel, so mitgenommen worden.
—	3	—	Vor Zwiebeln, Petersilgen Wurzeln, Merrettig und Mohe-Rüben.
—	8	—	Vor 1 Schock Eyer.
—	3	—	Vor eine gemeste Endte.
—	12	—	Vor zwey Alte Hübner, à 3 gr. und 4 Jung Hübner, à 1 gr. 6 pf.
—	2	4	Vor 7 Nößel Eßig.
—	16	—	Vor 2 Haasen, so mitgenommen worden.
—	5	—	Vor 2 Hammel Netze.
—	21	—	Vor 3 Stück Rep Hühner und 18 Stück Krambß-Vogel, so meist mitgenommen worden.
—	5	6	Vor frische Butter und Käse.
—	—	6	Vor treckenen Majoran.
—	8	—	Vor Kirsch-Muß.
—	3	—	Vor 1 Metze Saltz.
—	6	—	Vor Brodt und Semmeln, so nachgeholet werden müssen, gehöret in die Kellerey.
—	1	—	Vor Wein Eßig.
—	1	6	Vor Rohm oder Sane.

Thlr.	Gr.	Pf.	In die Kellerey:
4	4	—	Vor 1 Viertel Dreßdner Gebind, frembde Weiße-Bier. inclusive Fuhr- u. Schrödterlohn.
1	—	—	Vor 36 Kannen KirchHeynisch Braun Bier.
4	—	—	Vor 1 Tonne Alant-Most.
—	20	—	Vor 1½ Kannen abgezogenen Wachholder-Brantewein.
			In Gemein.
2	18	—	Vor 11 Fuder trocken Erlen Brenn Holtz zu Heitzung der Gemächer, so 5 Tage geheitzet und in der Küche verbraucht worden.
1	—	—	Zweyen Holtz Hauern auf 3½ Tag, welche auch in der Küche Braten gewendet.
—	9	—	Bothen Lohn, als nach Fischen nach Dolgen und Leuthel geschickt worden.
—	5	—	Dergleichen, alß von Lucken Karpffen geholet worden.
—	2	—	Vor Kohlen.
—	6	—	Dem Mundschenken.
—	6	—	Dem Taffeldecker.
—	12	—	Zweyen Auffwärtern.
—	6	—	Der Schößel-Wäscherin.
—	6	—	Einem Küchen Weibe.
—	16	—	Dem Ambts-Vogt.
—	8	—	Dem Stuben Heitzer.
—	2	6	Vor ein Wänchen, worinnen Fische mitgenommen worden.
—	2	—	Zu Wagen-schmiere.
—	6	—	Vor zwey Pfd. Lichte.
—	12	—	Vor 6 Bouteill., so mit Alant Most und Wein mitgenommen worden.
—	18	—	Bothen-Lohn, dem Ambts Bothen Christoph Schmieder, welcher zweymahl des Nachts nach Lieberose wegen Sr. Groß-Czaarischen Maj. Ankunft mit notificationsschreiben, lauffen müßen.
1	12	—	Vor 3 weggekommene Serviette.
—	8	—	Vor 1 weggekommenen Zinnern Teller.
—	3	—	Vor 2 Wein Gläser, so zerbrochen worden.
—	4	—	Vor ein Bier Glaß, so zerbrochen worden.
1	—	—	Vors weiße Tisch-Zeug zu leyhen und wieder waschen zu laßen.
2	8	—	Dem Schloß-Verwalther vor seine Auffwartung und Mühe.

Summa 36 Thlr. 15 gr. 4 pf.

Donsche Cosacken.

(Beschluß.)

Die Cosacken sind fast durchgängig groß und wohlgewachsen, haben einen schwarzen Knebelbart, dunkle, hochgewölbte Augenbrauen, und einen ernsten, majestätischen Blick. Die Einwohner von Kasarkaja waren fast insgesammt einförmig gekleidet, aber ihr Anzug verrieth einen auffallenden Wohlstand, und übertraf in dieser Rücksicht Alles, was ich bisher in Rußland gesehen hatte. Er bestund in einer blauen mit Seide gefütterten und mit Gold verbrämten Jacke, die über der Brust mit Haken befestigt wurde. Unter dieser Jacke hatten sie eine seidene Weste, von welcher der untere Theil durch die Schärpe versteckt wurde. Weit herauf über die Weste, und bis weit über die Stiefel hinunter reichten ihre weiten Hosen, die entweder ebenfalls von blauem Tuche wie die Jacke, oder von weissem Dimity (gekipertem Barchent), der aber immer äußerst reinlich gehalten wurde, verfertigt waren. Den Säbel pflegen sie nicht gewöhnlich zu tragen, sondern nur im Kriege, auf Reisen, oder wenn sie zu Pferde steigen. Anstatt seiner trägt aber jeder Cosacke beständig eine Gerte, oder auch wohl einen Stock mit einem elfenbeinernen Knopf in den Händen, weil sie in jedem Augenblicke bereit sind, bey der geringsten Veranlassung, zu Pferd zu steigen. Den vorzüglichsten Theil ihres Anzuges macht jedoch die Mütze, oder vielmehr der Helm, der sie noch größer aussehen macht, als sie wirklich sind, und ihnen allen ein militärisches Ansehen gibt; er ist durchgängig mit einem feinen und blendendweissen wollenen Zeuge bedeckt. Die Haare, die gewöhnlich dick, straff und schwarz sind, tragen sie dicht um den Kopf herum abgeschnitten. Man sieht manche unter ihnen, welche Civil- und militärische Ehrenzeichen auf dem Kleide haben, und diese tragen alsdann in Friedenszeiten, anstatt der blauen Jacke, einen langen Rock ohne Knöpfe. Die Schärpe ist gemeiniglich schwarz, zuweilen aber auch gelb, grün oder roth; durchgängig aber haben sie große Soldaten Handschuhe an. Ich glaube nicht, daß es eine Nation auf der Welt geben kann, die in Rücksicht der Kleidung mehr auf Reinlichkeit hält, und darum steht ihnen dieselbe durchgängig, sie mögen jung oder alt seyn, vortrefflich zu Gesicht.

Auch das weibliche Geschlecht fanden wir in diesem Cosackendorfe über alle Erwartung hübsch und wohlgebildet. Die Kaufmannsläden waren mit Waaren angefüllt, und unter diesen fanden wir mehrere Artickel des Luxus, die wir nicht erwartet hätten, z. B. Hutzucker, seidene Bande, reiche seidene Stoffe, und andere Dinge, die gewöhnlich nur in großen Städten angetroffen werden. Die Tänze der Cosacken haben viele Aehnlichkeit mit denen der Zigeuner in Rußland, und den in England üblichen Matrosen-Tänzen; gewöhnlich werden sie von einem Dudelsack begleitet, denn dieses ist das vorzüglichste und fast einzige musikalische Instrument der Cosacken. Die Tänze selbst sind in einem hohen Grade frey und unanständig, wie es bey solchen charakteristischen National-Tänzen gemeiniglich der Fall ist. Je nachdem dabey die Frauensperson sich nähert oder entfernt, je nachdem drückt die Mannsperson durch die unzweideutigste Pantomime ihre Sehnsucht oder ihre Unzufriedenheit aus; da aber diese Tänze gewöhnlich in kleinen Zimmern aufgeführt werden, so sind auch die Figuren derselben ganz auf diesen geringen Raum berechnet. Die Tänzer bleiben nämlich fast immer auf dem nämlichen Flecke stehen, und nur durch die mannichfaltigen Bewegungen des Körpers, des Kopfes und der Arme

kann man den Sinn ihrer Pantomime errathen, wobey sie zuweilen plötzlich einen kurzen Schrey oder einen gellenden Pfiff ausstossen. Der Gebrauch, daß sie den Kopf von einer Schulter zur andern hin und her bewegen, und dabey die Hände nahe vor die Ohren halten, hat in den Tänzen aller tartarischen Völkerschaften Statt, und wird auch bey den Chinesern und den Einwohnern der Südsee-Inseln gefunden.

Bey diesen guten, kräftigen, unverdorbenen Menschen hielten wir uns mehrere Tage auf, um uns von den ausgestandenen Beschwerden der Reise ganz zu erholen. Als wir endlich aufbrachen, gab uns ein großer Theil der Einwohner eine gute Strecke weit das Geleite, und mehrere Cosacken zu Pferd mit ihren zwölf Fuß langen Lanzen begleiteten uns mehrere Tage lang durch die unwirthbare Steppe, die wir zu durchwandern hatten. Sie leisteten uns die wesentlichsten Dienste, weil sie uns nicht nur Schutz gegen einen zu besorgenden Ueberfall von Räubern gewährten, sondern weil sie auch beständig vorausgalloppirten, um die besten Wege für unser Fuhrwerk aufzusuchen. Der Eigenthümer des Hauses, in dem wir die ganze Zeit über so bequem gewohnt hatten, und so reichlich waren verpflegt worden, schlug nebst seiner Familie jede Bezahlung, die wir ihnen für die Unruhe und die Kosten, so wir ihnen verursacht hatten, anboten, beharrlich aus, und auch unser dringendes Bitten konnte sie nicht dahin bringen, daß sie das geringste Geschenk von uns annahmen. Die Cosacken, sagten sie wiederholt, **sind nicht gewohnt, ihre Gastfreundschaft zu verkaufen!**

Nachlese.

Ein Engländer, bezaubert von der Schönheit, den Talenten und dem weisen Betragen einer berühmten französischen Schauspielerinn, schrieb ihr folgenden Brief: Mademoiselle, man rühmt Ihre Sittlichkeit, man behauptet, Sie würden sich immer gleich bleiben. Ich selbst ermahne Sie dazu. Der Contract, den ich hier übersende, sichert Ihnen monatlich so lang', als diese Ihre Phantasie dauert, funfzig Guineen zu. Sollten Sie jedoch Ihren Entschluß ändern, so geb' ich Ihnen monatlich hundert Guineen, und bitte um den Vorrang.

*

Bernard de la Monnoye sagte: Er könne die angenehmen Worte Profit und Plaisir doch nur mit Zittern hören, weil das Eine wie Procès, und das Andre wie Plaideur anfange.

*

Wenn Ludwig XV. auf die Jagd ging, pflegte man 40 Bouteillen fremden Weins mitzunehmen. Er trank nur wenig. Eines Tages forderte er ein Glas Wein. „Sire, es ist keiner mehr da!“ — Wie so? Nimmt man nicht jedesmal vierzig Bouteillen mit? — „Ja, Sire; aber alle sind ausgetrunken.“ So führt in Zukunft 41 nach, damit Eine für mich übrig bleibt.

*

Graf Mirabeau sagte von seinem Bruder, dem Vicomte: Er ist der Einfältigste und Rechtschaffenste in unsrer Familie. Er wäre der Geistreichste und Nichtswürdigste in einer andern.

*

Karl II., Sohn Karls I., Königs von England, sagte zum Chevalier Temple: „Geld soll mir den Schlüssel zum Parlamente schaffen.“ — Das Mißtrauen, antwortete der Chevalier, wird die **Riegel** vorschieben.

*

Als die Buhlinn des Grafen von *** einer verehrungswürdigen Dame unhöflich begegnete, sprach er: Aimable vice, respectez l'honorable vertu!

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Die Arbeiten an der neuen Ausgabe des Dictionnaire de l'Academie, womit eine vom Institut niedergesetzte Kommission beschäftigt ist, gehen jezt thätig voran. Es wird unter andern die ganze neue Terminologie der Chemie enthalten. Auch mehrern von Deutschen gebildeten Wörtern ist schon das Bürgerrecht von der Kommission ertheilt worden, wie z. B. Aesthetik, Statistik, Technologie und andere. Dieses wird nun seiner Zeit unter dem französischen Journalisten-Volke und dem gelehrten Plebs, welche immer gegen das Institut anbellen, heftige Gegner finden, denn diesen Stock-Franzosen ist die französische Sprache ein Codex, der unangetastet bleiben muß, so wie ihn Corneille, Racine, Boileau, Voltaire, Montesquieu, Büffon und die andern alten Matadore der Literatur gelassen haben. Sonderbar genug ist es, daß die Stockfranzosen sich nicht darüber beklagen, gute und treffende alt-französische Wörter, welche man bey Marot, Pascal, Molière, Lafontaine und andern alten französischen Klassikern findet, ganz aus ihrer Sprache zu verlieren, ohne sie durch gleich treffende Wörter ersezt zu sehen, sich aber mit allem Eifer dagegen sträuben, neue und glücklich gebildete Wörter in ihrer Sprache aufzunehmen. Im Allgemeinen ist dieses mit ein Grundzug im Charakter der französischen Literatoren. —

Das Dictionnaire des beaux arts, woran eine andere Kommission des Instituts arbeitet, soll fast bis zur Revision fertig seyn. Da die Kommissionen des Instituts besondere Pensionen für diese Arbeiten bekommen, welche aufhören, so wie sie beendigt sind, so gehen die Arbeiten nicht mit der Raschheit fort, wie es unter andern Umständen der Fall seyn würde. —

Der Druck des ersten Bandes der Relation historique von Humboldts Reise ist beendigt. Die deutsche Ausgabe dieses Haupttheils des großen Reisewerkes wird bey Cotta zu gleicher Zeit mit der französischen Ausgabe erscheinen. So wie Hr. von Humboldt die Herausgabe seines Reisewerkes beendigt, welches nur noch 4 bis 6 Monate erfordert, wird er nach Deutschland zurückkehren, um dort Hand an seine weitern großen Reisepläne zu legen. Möchten ihm doch alle Umstände bey dieser großen Unternehmung günstig seyn!

S.

Nro. 311.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 29. December, 1813.

Wem anvertraut ward heiliger Genius,
Den lautre Wahrheit ewiger Kraft, zu schau'n,
Was gut und schön sey, was zum Aether
Hebe von Wahn und Gelust des Staubes!

Voß.

Der Schwur unter den Sternen.

O heil'ge Nacht, sey mir gegrüßt im Freyen,
Wo die Natur im Maigewande blüht,
Und die ihr droben in gedrängten Reihen
Am ew'gen Dom des blauen Himmels glüht,
Mit Himmelstrost den Pilger zu erfreuen,
Welt über Welt in ew'gen Kreisen zieht —
So traulich und so hehr, so nah' und ferne —
Seyd mir gegrüßt, erhabne goldne Sterne!

Und wieder zieht es mich mit sanftem Zwange
Von eurem unerreichten Aetherplan,
Es wogt die Brust im wonnevollsten Drange,
Die Erde schmiegt sich freundlich an mich an,
Und wie gelockt von zaub'rischem Gesange,
Und wie gewiegt auf sanftbewegtem Kahn,
Fühl' ich, dem Zug der Freude hingegeben,
In meiner Brust ein rein empfundnes Leben.

Woher fühl ich dies reine Leben wallen?
Woher der Quell, der mir im Busen quillt?
Das ist die Eintracht mit den Wesen allen
Des großen Alls, das meinen Geist erfüllt;
Der Frieden ist's, der, aus des Himmels Hallen
Von Gott gesandt, des Herzens Krämpfe stillt.
Wie hab' ich oft, von der Natur geschieden,
Ihn aus der Brust verbannt, den heil'gen Frieden!

O trübe Zeit, als ich, vom Wahn befangen,
Mich, die Natur, das Göttlichste verkannt;
Verlorne Zeit, wo ich mit Glutverlangen
Für Thaten wohl, doch thatenlos entbrannt,
Wo ich gelockt von eitler Sucht, zu prangen,
Mich von des Ruhmes Heiligthum gewandt
Und allzurasch — verloren sind die Stunden —
Was Schlechtre fanden, heftig, nicht gefunden! —

Zu euch, ihr Sterne soll die Klage tönen,
Daß ich so oft mich träumend selbst gequält,
So oft, die alten Fehler zu verschönen,
In trüber Hast von Neuem nur gefehlt;
Oft feig genug, dem fremden Stolz zu fröhnen,
Den eignen Werth kleinmüthig mir verhehlt. —
Jetzt war ich allzusanft, jetzt zu vermessen —
Doch ende, Herz! — das Alte sey vergessen!

Hier, wo der Geist des Lebens, mich umwaltend,
Hoch über mir in Sternenkreisen webt,
Sanft neben mir in Blüthen sich entfaltend,
Aus grünem Schoß der Mutterde strebt;
Wo ein Gedanke, schaffend und gestaltend,
Und ein Gesetz im schönen Chaos lebt —
Hier will ich dir — die Sterne sollen's hören —
Natur, o heilige, Vollendung schwören!

Mein Wille sey dein allgemeiner Wille;
Wer dir gehorcht, gewinnt, wenn er verliert.
Der frohe Ernst, der in Geräusch und Stille
Auf gleichem Pfad den Erdenpilger führt,
Und was vermählt mit heitrer Lebensfülle
Das Schöne nur, das Reizende gebiert,
Das holde Maß, die Zierde selbst von Kronen,
Soll mir im Heiligthum des Busens wohnen! —

Dann mag des Schicksals Sturm die Welt erschüttern,
Der Friede Gottes lebt in meiner Brust;
Nie werd ich feig vor Menschenkindern zittern,
Der ew'gen Würde bin ich mir bewußt —
Mag meiner Wünsche Bau die Zeit zersplittern,
Aus tiefern Quellen strömt mir Trost und Lust.
Frey, unentweiht, mit himmlischem Vertrauen
Kann ich zu euch, verwandte Sterne, schauen! —

Baireuth.

J. C. G. Zimmermann.

Von den Kalmucken.

Auf unserm langen Zuge durch die unermeßlichen Steppen, die sich an den Ufern des Dons ausbreiten, kamen wir auch mehrere Male an Lagern der Kalmucken vorbey. Bey dem ersten derselben, das wir erblickten, machten wir Halt, weil wir die Gelegenheit nicht ungenutzt vorbeygehen lassen wollten, dieses Nomaden-Volk näher kennen zu lernen. Wir hielten es jedoch der Klugheit gemäß, ehe wir uns ihnen näherten, einige von den Cosacken, die uns begleiteten, an sie abzuschicken, um ihnen unsere friedlichen Gesinnungen zu erkennen zu geben, und sie um Erlaubniß zu bitten, ihr Lager besuchen zu dürfen. Dies war um so nöthiger, weil der Anblick unsers Fuhrwerks und unsrer zahlreichen Begleitung eine große Unruhe und Verwirrung unter ihnen verursacht zu haben schien; schon aus weiter Ferne konnten wir deutlich sehen, daß Alles bey ihnen in Bewegung war, und daß sie sogar einen Theil ihrer Habseligkeiten bey Seite schafften. Aber ungeachtet dieser Vorsicht war doch der erste Augenblick unsrer Zusammenkunft mit ihnen nichts weniger als erfreulich, denn als wir uns ihrem Lager näherten, was zu Fuß geschah, so kam uns ungefähr ein halbes Dutzend riesenmäßig großer Figuren entgegen, die außer einem um die Lenden gebundenen Stück Zeug fadennakt waren; ihre Haut sah fast ganz schwarz, glänzend und ekelhaft schmierig aus, und ihre schwarzen Haare waren hinten in einen langen Zopf zusammen geflochten. Diese Riesengestalten fingen alle zu gleicher Zeit an, äußerst schnell, in einem starken, schreienden Tone, und in einer so sonderbaren und rauhen Sprache mit uns zu reden, daß wir erschracken und im ersten Moment wirklich wegen unsrer Sicherheit besorgt waren. Wir erholten uns jedoch sehr bald, und nachdem ich demjenigen unter ihnen, der mir der Vornehmste zu seyn schien, die Hand gereicht und sie geschüttelt hatte, so schienen sie wieder völlig besänftigt und mit uns ausgesöhnt zu seyn, und luden uns sogleich ein, mit ihnen in ein nahgelegenes großes Zelt zu kommen.

Vor dem Eingang in dieses Zelt sahen wir auf beyden Seiten eine große Menge Pferdefleisch, Stücke von Hunden, Katzen, Murmelthiere, Ratten und andere solche Leckerbissen hängen, die in der Sonne getrocknet wurden, und fast ganz schwarz waren. Innerhalb desselben fanden wir mehrere Weibspersonen, die wir jedoch kaum für solche erkennen konnten, so abscheulich sahen sie aus; Zwey unter ihnen, die mit Schmutz ganz überzogen waren, machten sich den lieblichen Zeitvertreib, daß sie sich gegenseitig die Köpfe säuberten, und zu unserm Erstaunen hörten sie nicht nur bey unserm Eintritt mit dieser Beschäftigung nicht auf, sondern warfen auch kaum einen flüchtigen Blick auf uns. Durch ein auf der Seite des Zeltes befindliches Gitterfenster erblickten wir einige jüngere Weibspersonen, die uns neugierig betrachteten; sie waren um etwas hübscher als die andern, aber doch wahre Kalmuckinnen. Ihr langes, schwarzes Haar hing in dicken Flechten auf beyden Seiten des Gesichtes herab, und jede dieser Flechten war am Ende mit einem kleinen Stückchen Bley oder Zinn befestigt; in den Ohren trugen sie Muscheln und große Perlen von sehr unregelmäßiger Form, oder doch irgend eine Substanz, die mit den Perlen die größte Aehnlichkeit hat. Einige von den ältern Weibern waren damit beschäftigt, daß sie rohes Pferdefleisch aßen, wobey sie die langen Knochen mit beyden Händen hielten, und das Fleisch von denselben mit den Zähnen herabrissen. In andern Zelten sahen wir mehrere Weibspersonen auf der Erde sitzen, die nach Art der Lappländer aus kaum zwey Zoll langen Pfeifen Taback rauchten.

Bey dieser Gelegenheit muß ich bemerken, daß die Lappländer und die Kalmucken, ob sie gleich Beyde aus dem Oriente abstammen, und Beyde auch Nomaden-Völker sind, doch in andrer Rücksicht nur wenige Aehnlichkeit mit einander haben. Die Kalmucken führen ein weit besseres Leben als die Lappländer; ihre Zelte sind bequemer eingerichtet, fester, weit geräumiger, und in vielen derselben trifft man mancherley Geräthschaften an, die zum Luxus gehören, z. B. sehr gute und warme Betten, schöne Fußdecken und Matten, vielerley Hausgeräthe, und sogar Materialien für Künste und Wissenschaften, besonders zum Mahlen und Schreiben. Die Kalmucken sind Riesen, die Lappländer Zwerge; Beyde sind an ihrem Körper schmutzig, aber die Erstern sind es in einem solchen Grade, als es vielleicht bey keiner andern Nation auf der Welt gefunden wird. Die Zelte der Kalmucken sind übrigens stets von cirkelrunder Gestalt, und haben oben in der Mitte eine Oeffnung; sie sind durchgängig von Rohr erbaut, und mit dickem, aus Kameelhaaren verfertigtem Filz bedeckt.

Wer hat nicht von dem Kumiß und dem Branntwein sprechen hören, welche beyde Getränke die Kalmucken aus der Pferdemilch zuzubereiten pflegen? Sie sind jedoch beyde häufig mit einander verwechselt worden, und manche Reisende haben dem auf diese Art verfertigten Branntwein den Namen Kumiß beygelegt. Ich habe aber in mehrern Lagern der Kalmucken Gelegenheit gehabt, das Verfahren bey Verfertigung von beyden genau kennen zu lernen, und mich zu überzeugen, daß es zwey ganz von einander verschiedene, obgleich aus dem nämlichen Stoff bereitete, Getränke sind. Der Kumiß ist eine Art von Sauermilch, die bis zu einem gewissen Grad in eine weinartige Gährung übergegangen ist; der Branntwein hingegen ist ein sehr starker Spiritus, der aus dem Kumiß durch Distillation gewonnen wird. Zu dem Kumiß nehmen die Kalmucken zuweilen auch Kuhmilch, aber nur dann, wenn sie keine Pferdemilch haben können, denn der aus der letztern Milch verfertigte gibt dreymal so viel Branntwein, als der aus

der erstern. Um Kumiß zu machen, nehmen sie zu einer beliebigen Quantität Pferdemilch ein Sechstheil warmes Wasser, gießen als Gährungsmittel ein wenig alten Kumiß dazu, und schütteln alsdann diese Masse so lange um, bis eine Gährung erfolgt; um aber die weinartige Gährung hervorzubringen, ist eine künstliche Hitze und ein stärkeres Herumschütteln erforderlich. Aus diesem Kumiß wird in der Folge ein Branntwein gebrannt, der, was merkwürdig ist, in der Kalmuckischen Sprache Rack heißt, welcher Name mit dem des bekannten ostindischen Branntweins, Rack oder Arrack, wahrscheinlich einerley Ursprung hat. Ich habe selbst zugesehen, wie von einigen Weibspersonen in einem besondern Zelte solcher Branntwein verfertigt wurde, und die Einfachheit des dabey beobachteten Verfahrens, so wie der dazu gebrauchten Maschinen, ist ein offenbarer Beweis von dem hohen Alter dieses chemischen Processes. Ihr Brennkolben ist von Lehm oder grobem Thon verfertigt, und der Hals der Retorte besteht aus einem Rohr; die Vorlage ist durchaus mit nassem Lehm bekleidet. Als der Branntwein übergegangen war, so wollte uns die Weibsperson, welche die Operation besorgte, denselben zu kosten geben; zu diesem Ende fuhr sie mit einem Stock, an dem ein Büschel Kameelhaare festgebunden war, durch die nasse Lehmbekleidung hindurch, und holte auf diese Art eine kleine Quantität Branntwein heraus. Von dieser ließ sie einige Tropfen auf die Retorte fallen, schwung alsdann den Stock über ihren Kopf hin, und sprengte auf diese Art das Uebrige in die Luft. Dies war eine religiöse Ceremonie, die sie jedesmal unausgesetzt verrichten, indem sie nämlich die ersten Tropfen Branntwein, die sie aus der Blase herausziehen, ihrer Gottheit opfern. Hierauf steckte die Frau den Stock zum zweyten Mal in die Vorlage, wobey eine größere Quantität Branntwein in den Kameelhaaren hängen blieb; diesen presste sie nun mit ihren schmierigen, von Schmutz klebrigen Fingern in eine hölzerne Schale aus, und reichte ihn uns, nachdem sie zuvor selbst davon gekostet hatte, zum Versuchen dar. Er schmeckte ungefähr eben so, wie ein sehr schlechter und schwacher Kornbranntwein.

Die Zelte der Kalmucken sind, wie oben gesagt, mit Filz bedeckt, zuweilen aber auch mit schönen künstlich gearbeiteten Matten, wie dergleichen aus Indien zu uns nach Europa gebracht werden, und sehr häufig mit groben wollenen Zeugen. Wenn ein Kalmucke heirathet, so ist er gehalten, ein solches Zelt zu bauen, und eben so auch eines für jedes Kind, das ihm in der Ehe geboren wird. Wenn ein Mann stirbt, so fällt seine Witwe seinem Bruder als Eigenthum zu, wenn anders der Letztere sie annehmen will. Die verheiratheten und unverheiratheten Weibspersonen unterscheiden sich von einander dadurch, daß das Haar der Erstern in vielen Flechten über die Schultern auf beyden Seiten des Gesichtes herabfällt, das der Letztern hingegen in einer einzigen Flechte über den Rücken hängt. Vor ihren Zelten sahen wir eine Menge Kinder, die sich mit einem besondern, in ganz Rußland bekannten, Spiel mit Würfeln die Zeit vertrieben, und es verursachte ihnen ein außerordentliches Vergnügen, als wir eine Zeitlang Theil daran nahmen, und ihnen dabey einige Kopecken zum Besten gaben. Sie waren insgesammt durchaus nackt, und von vollkommen schwarzer Farbe. In einer kleinen Entfernung von ihnen weidete eine Herde Dromedare.

Unter allen den zahllosen Völkerschaften, die das unermeßliche russische Reich bewohnen, zeichnen sich die Kalmucken so wol durch körperliche Bildung als durch Sitten und Gebräuche vor allen andern am meisten aus. Sie haben eine riesenmäßige Größe, und ein abschreckendes, furchtbares Aussehen. Ihre Haare sind kohlschwarz und rauh; ihre Sprache ist hart, und wird fast durchaus durch die Kehle gesprochen. Sie bewohnen hauptsächlich Thibet, die Bucharey, und die Länder, die nordwärts von Persien, Indien und China liegen; da sie aber ein herumschwärmendes Leben führen, so findet man sie in dem ganzen südlichen Theile von Rußland, und sogar auch an den Ufern des Dnieper. Die Cosacken sind jedoch das einzige Volk, das Umgang mit ihnen pflegt, und auch durch Heirathen sich mit ihnen vermischt; aus dieser Verbindung entstehen nicht selten bildschöne Frauenspersonen, ob es gleich nichts Häßlicheres in der Natur geben kann, als eine Kalmuckinn. Die ganze Nation hat breite, hervorstehende Backenknochen, ganz kleine, weit von einander getrennte Augen, eine breite, flache Nase, grobe, schmutzige, kohlschwarze Haare, fast gar keine Augenbrauen, und ungeheuer große hervorstehende Ohren. Das weibliche Geschlecht ist ausnehmend rauh und abgehärtet, und in dem Pferderennen lässt eine Kalmuckinn nicht selten ihren männlichen Gefährten hinter sich. Die Sage, daß sie Stücke Pferdefleisch unter den Sattel festbinden, um es dadurch zur Speise zuzubereiten, ist vollkommen gegründet. Sie haben mich selbst versichert, daß sie es, besonders auf Reisen, gewöhnlich zu thun pflegten, und daß ein auf diese Art zubereitetes Stück Fleisch weit zarter und wohlschmeckender wäre.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Bern.

Das Kunst-Talent des Freyherrn von Seckendorf hat in Bern vielen Beyfall gefunden, und seine auf drey Abende angekündigten, hernach zu vieren ausgedehnten Vorlesungen und Darstellungen über den charakteristischen Unterschied der alten und der neuern Kunst verschafften den Kunstfreunden un-

ker dem hiesigen Publikum eben so viel lehrreichen Unterricht, als reinen Genuß. Sein Vortrag war so klar und lebendig, durch Ausdruck der Stimme, der Gesichtszüge und der Geberden so glücklich unterstützt, daß er auch demjenigen gefallen mußte, der ihn nicht begriffen, oder nach seinem Inhalte nicht unterschrieben hätte. Niemand aber konnte läugnen, daß auch dieser so treffend, so gründlich, so fruchtbar für Kunstsinn und Kunstübung sey, wie nur irgend in so kurzer Zeit und vor einer so gemischten Versammlung es je zu verlangen war. Man sah so Manches entwickelt und eingeleitet, was die Anschauung, besonders von plastischen und mahlerischen Kunstwerken, Jedem entweder bis jetzt gewesen, oder künftig mit Nothwendigkeit seyn muß. Die Kunst erhielt eine Bedeutung und eine Beziehung auf das höhere sowol, als auf das gewöhnliche und niedre Leben, daß man sich beschämt fühlen konnte, sie nicht inniger geliebt oder kräftiger unterstützt, oder sinnvoller genossen, oder würdiger ausgeübt zu haben. Am eindrücklichsten jedoch wirkten auf Viele die ruhenden und die beweglichen Darstellungen bedeutungsvoller Charaktere aus dem Kreise der alten, besonders der plastischen, und der neuern, vorzüglich mahlerischen, Kunst. Das Wesen und die Schönheit einer antiken Statue von einem Apoll, einem Faun und ähnlichen Gebilden sprach so klar an jedes Gemüth, daß man glaubte den Schlüssel zum Verständniß der gesamten griechischen Bildnerey unmittelbar in die Hände zu bekommen. Aber auch die Gruppen und Gestalten aus dem neuern christlichen Kunstgebiete fanden lebendigen und aufrichtigen Beyfall. Moses, Abraham, Paulus, Christus rührten und erhoben das Herz, wie die vollendetsten Bilder eines Raphaels, eines da Vinci. Einzelne, von bestehenden Kunstwerken unabhängige, zumal pantomimische Darstellungen, wie z. B. von mannichfaltigen Gemüthszuständen, als Stolz, Habsucht, Geiz, Schadenfreude, Ahnung, Hoffnung, Glaube, und andre viel, waren so treu aus dem Leben gegriffen und doch so schön zu künstlerischer Würde gehoben, daß sie den lautesten Beyfall erhielten. — Seine letzte Vorlesung beschloß Hr. v. Seckendorf mit einer so trefflichen Deklamation von Schillers Taucher, daß man innig bedauern müßte, wenn nach seinem Aufenthalt in Aarau, wohin der achtungswerthe Kunstlehrer verreiset ist, nicht auch seine Vorlesungen über Deklamation und Mimik in Bern zu Stande kämen, für die er, wenn sich anders die erforderliche Zahl der Liebhaber findet, im Wintermonat zurückzukehren gesinnt ist.

Berlin, 30. November.

Meine Nachholungen umfassen diesmal den November und haben mithin die Zeit so weit eingeholt, daß mein nächster Brief schon auf die kommenden Tage wartet, von denen ich wünsche, daß sie uns Freyheit überall, besonders auch im Reiche des Geistes, bringen mögen, die einzige, welche jede andre sichert. Nach diesem Eingange fange ich am Besten bey der Literatur an, weil ich da auch am Ersten zu etwas Anderm komme, denn wer verweilt gern bey einer Sterbenden? Doch ich hoffe mit festem Sinne Auferstehung noch vor dem Tode; die Ankündigungen hoffen sie auch schon. Von dem oft besprochenen Werke der Frau v. Stael: „Ueber Deutschland,“ dem neuerdings die Pressen London's die Geburt gaben, erscheint hier nächstens von einem talentvollem Manne eine deutsche Uebersetzung, (bey Hitzig). Es ahnt mir, daß dies Werk manche Feder in Bewegung setzen wird, denn, wie sehr auch der Geist der Verfasserinn schon fühlbar wurde, doch ist es unläugbar, daß ihre Urtheile oft leicht und befangen sind. — Hr. Professor Bode hat von seinem geschätzten astronomischen Jahrbuche den vierten Band herausgegeben. Er enthält außer dem für das Jahr 1816 berechneten Himmelslauf noch 34, die Astronomie betreffende, Aufsätze. (Selbstverlag). — Von K. Müchler sind erschienen: Gedichte, niedergelegt auf dem Altare des Vaterlandes. (Saalfeld). Der Titel spricht den Stoff aus, und ich bemerke nur, daß diese Gedichte, welche zum Theil sich vorzüglich zur Komposition eignen, allgemein verständlich sind, und Jedem, der die Herzen dieser Tage in dem seinigen wiederhallen läßt, angenehm seyn müssen. — Zur Unterhaltung empfehlen sich auch ein neues Bändchen der Schriften von Karl Stein unter dem Titel: Kirschen. (Hayn.) Es enthält die Erzählungen: Die Verlobten; das Schweizermädchen in Paris; der Flammenkopf, ferner: Prinz Nachtigall, Mährchen; die alte Leyer, Schwank, und der Bote, Lustspiel. — Hr. Professor Heinsius gibt einen Schul-Kalender für das Jahr 1814 heraus. (Maurer). Den Freunden schneller Uebersichten bietet sich die Schrift an: Moreau. Ein Blick auf seine Feldzüge, seinen Karakter und seine Schicksale. (Neue Societäts-Verlagshandlung).

Die Tonkunst gab uns, außer einer Menge von Märschen, Vaterländische Lieder, von Müchler: „Dem König Heil!“ Volkslied, von F. W. Gubitz, eins und vierstimmig komponirt von J. P. Schmidt. (Zum Besten der Verwundeten). — Der Engel auf dem Schlachtfelde, Phantasie von F. W. Gubitz, ganz durchkomponirt von J. P. Schmidt. (Schlesinger). — Ouvertüre und Trinklied aus dem Kapellmeister, für das Pianoforte, von F. L. Seidel. (Schlesinger). — Die Liebe für Musik ist immer noch im Steigen, das wird wahrscheinlich unsre Komponisten Weber, Himmel, Zelter, Seidel, Gürrlich, J. P. Schmidt, Wollank u. s. w. vermögen, bald mit recht bedeutenden Sachen auch hier den Beginn eines neuen Lebens darzuthun. Zuweilen hören wir auch Hoffnungsreiches von einem jüngern Komponisten Meierbeer, der immer noch auf einer Kunstreise Vervollkommnung sucht, jetzt in Wien ist, und hoffentlich bald zu uns zurückkehren wird.

Fichte hat wieder öffentliche Vorlesungen zur Einleitung in die Wissenschaftslehre begonnen. — Hr. Oberlandesgerichtsrath Friedrich, Verfasser des Lustspiels: Vetter Kuckuck u. s. w., hält satyrische Vorlesungen; bis jetzt sind zwey beendet: Die Kunst reich und die unsterblich zu werden. Ich habe keine von beyden, von der ersten aber viel Gutes gehört, unter andern auch: daß einige Anspielungen gegen mich gerichtet waren, der Vorleser wird wissen, ob dem so ist. Hat er etwas Gutes gesagt, verdrießt es mich nicht, wenn's gegen mich ist. Ich bin Keiner von denen, die es geheim gehalten wissen wollen, wie viel oder wie wenig sie werth sind; nur will ich, bey wahrscheinlichem Drucke, doch sehen, wie ich bey der Kunst, reich zu werden, angebracht bin, wahrscheinlich durch die Negative. — Die dritte Vorlesung wird die Erziehungs-Kunst, mit Rücksicht auf die Veredlung der Schafzucht und die Kunst, Papageyen und Hunde abzurichten, umfassen. — Auf der Bühne erschienen in diesem Monate fast gar keine Neuigkeiten, wol aber ein Paar ältre Stücke, welche neueinstudiert waren. Unter diesen war das vorzüglichste: Der väterliche Rath, Schauspiel in fünf Aufzügen, nach dem Englischen des Congreve. Wenn sich irgend ein dichterisches Talent zum Bearbeiten geneigt machen könnte, so wären es mehrere von den Werken des Congreve wohl werth. Wie jenes Stück jetzt hier erschien, ließ es viel zu wünschen, doch wurde es durch gute Besetzung, besonders aber durch Ifflands Spiel als Wallberg gehalten.

(Der Beschluß folgt.)

Nro. 312.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Donnerstag, 30. December, 1813.

Du hast im Raum, wo deine Sonne lodert,
Um ein Centralziel aller Kraft,
Zu dem erhabnen Tanz die Sphären aufgefodert,
Der nimmermehr erschlafft,
Es schwebt mit ihm, an Harmonien-Banden,
Der hohe Weltchoral dahin,
Von dem Pythagoras und Newton viel verstanden,
Und Kepler's tiefer Sinn.

Bürger.

Die Musik der Sphären;
Dichtung nicht Erdichtung.

Bekanntlich hat vor mehrern Jahren Chladni einen höchst genialischen Gedanken gefasst und ausgeführt: die Töne sichtbar darzustellen. Wenn man eine Glasscheibe mit feinem, trocknem Sand bestreut, und den Rand mit einem Violinbogen bestreicht, so entsteht ein Ton, der zugleich den Sandkörnern eine zitternde Bewegung mittheilt, wodurch endlich eine regelmäßige Figur entsteht. Nach der verschiedenen Lage des die Scheibe berührenden Fingers und der Richtung des Bogens entstehen verschiedene Figuren. Mehrere derselben könnten als vortreffliche Muster zu Stickereyen gebraucht werden. Hierdurch werden also die verschiednen Töne durch verschiedne Figuren sichtbar dargestellt und der Satz bestätigt, daß die Natur jeden Ton durch eine eigne Figur bezeichne. Der Verfasser eines Aufsatzes im Allgemeinen Anzeiger der Deutschen, der sich Eduard Stern unterschreibt, äußerte kürzlich den großen Gedanken, daß die Himmelskörper ihre Bewegung einem den ganzen Himmelsraum durchdringenden Ton verdanken. Ein übermächtiger Geist dort oben, wo die Unsterblichen wohnen, erhebt nämlich seine Stimme, und theilt dadurch dem großen All Kraft und Leben mit. Die ganze Dauer eines Weltkörpers macht nur den Werth einer Einzigen Note aus, die sich durch Einen Ton des Gesangs eines solchen höhern Wesens ausspricht. So wie aber in der Folge ein andrer Ton ertönt, so bildet sich ein neuer Weltkörper, oder vielmehr, es entsteht eine Umformung desselben.

Dieser große Gedanke verdient eine nähere Darstellung und weitere Ausführung und Anwendung. Schelling urtheilt in einem Aufsatz im Morgenblatt, Jahr 1811, Nro. 117 — 119, daß jene Klangfiguren nicht mechanisch durch die bloße Erschütterung, sondern erst durch den Klang selbst, wenn er ausgebildet ist, mithin dynamisch entstehen. Die Analogie mit den Lichtenberg'schen durch die Elektricität hervorgebrachten Figuren führten ihn auf diese Vermuthung, welche auch Beobachtungen bestätigten, indem die Figuren nicht nur erst nach vollendeter Ausbildung des Tons entstehen, sondern auch der Sand an den Figuren fest anklebte, wenn man die Scheibe umkehrte. Dieses erläutert nun den schon von Pythagoras aufgestellten Satz von der Musik, dem Gesang der Sphären, oder dem großen Welt-Choral, und gibt ihm eine neue Stütze. Nach demselben ist mit der regelmäßigen Bewegung der Sphären in ihren verschiednen Distanzen und Geschwindigkeiten eine harmonische Musik verbunden, welche aber für uns Erdenbewohner nicht mehr vernehmbar ist, weil unser Organ durch den Eintritt in das zeitliche Erscheinungsleben unempfindlich dagegen gemacht wird.

Man hat schon eingewendet, daß eine Musik aus abwechselnden Tönen von verschiedner Dauer bestehe, daß aber jener Akkord wegen des immer gleichen Laufes der Weltkörper immer ebenderselbe bleibe. Diese Ein-

wendung ist aber leicht zu beantworten, wenn man bedenkt, daß die Dauer eines Weltkörpers in seiner jetzigen Form, ja eines ganzen Systems, schwerlich unendlich sey, daß unsre Erde unverkennbare Spuren von mehrern erlittenen totalen Umänderungen zeige, daß schon mehrere Sterne verschwunden, und neue entstanden, ja, daß nach Herschels Beobachtung sogar ganze Stern-Systeme im Untergehen und andre im Werden begriffen seyen. Ferner bedenke man, daß an sich nichts groß noch klein sey, und daß auch bey der Zeit Groß und Klein nur Verhältnißbegriffe seyen, daß es also Wesen geben könne, zu deren Lebensdauer die ganze Dauer eines Weltkörpers in seiner jetzigen Form in ebendemselben Verhältniß stehe, als $\frac{1}{16}$ einer Note zur Dauer des ganzen menschlichen Lebens, so wird sich das Resultat von selbst ergeben, daß eine aus abwechselnden Tönen bestehende Musik gar wohl mit jenem Gedanken des Pythagoras vereinbar sey, und man wird folgende Darstellung vielleicht einer nähern Prüfung nicht für unwürdig halten.

Es tönt der Gesang nicht nur Eines, sondern unermesslich vieler Geister der höhern Ordnung, welche keine Ruhe haben Tag und Nacht, (wie es jener Sänger Offenb. Joh. IV. 8, ausdruckt), sondern ohne Unterlaß in edlern Liedern das Lob des Ewigen besingen, der da war, und der da ist, und der da seyn wird. Dieses große Halleluja des Himmels ist aber kein bloßes müssiges Tönen, (wie sich Manche vorstellen, und womit sogar Manche jenes Loben der unsterblichen Geister lächerlich machen wollten), sondern ein thätiges, schaffendes Loben zur Ehre dessen, von dem auch sie selbst abhangen und der durch sie das Universum hervorbringt und regiert. Jeder Geist stimmt nun seinen eignen Ton an, und bringt dadurch einen eignen Weltkörper hervor, der sich mit Tausenden von Bewohnern regt, die auf verschiedne Weise ebenfalls die Majestät Gottes verherrlichen. So wie er aber einen neuen Ton anspricht, so vergeht der Weltkörper seiner Form nach, und es bildet sich ein neuer. Das Produkt von diesem himmlischen Konzert ist nun das Weltall mit seinen unendlich vielen Veränderungen.

Dies ist die Musik der Sphären, die schon Pythagoras zwar nicht mit dem irdischen Sinneswerkzeug des Gehörs, aber mit dem geistigen Organ für das Uebersinnliche vernahm. So wären also Poesie, Musik und die Geschichte des Universums in genaue Verbindung gesetzt.

Freylich fehlt es nicht an Dissonanzen; aber diese lösen sich endlich in die schönste Harmonie auf; und ein ächt musikalisches Ohr hat schon vorher ein Vorgefühl der Auflösung; „die Geschichte ist ein Epos in Gottes Geist gedichtet, seine zwey Hauptpartien sind: die, welche den Ausgang der Menschheit vom Centro bis zur höchsten Entfernung von ihm darstellt; die andere, welche die Rückkehr darstellt;“ (Schelling Phil. u. Religion. S. 64).

Man kann diese Betrachtung noch höher steigern, und auch auf den Menschen anwenden. Wie klein ist der Mensch! muß man ausrufen, dessen höchste Lebenszeit in gar keinem bemerkbarn Verhältniß nur zu einer Einzigen Note jenes höhern Gesangs steht. Und doch wie groß ist er auf der andern Seite; denn wenn auch unser Erdkörper, ja unser Sonnensystem, wie Wachs zerfließt, so heißt es doch von dem nach Gottes Bilde geschaffnen Menschen: Non omnis morior. Nur das Endliche, durch Verwicklung der Seele mit dem Leibe, durch Trennung von dem Urbilde getrübte Ich vergeht. Dadurch hört aber sein Leben im Urbilde, welches sein wahres Leben ist, nicht auf. Wenn diejenigen, deren Leben eine fortwährende Entfernung von dem Urbilde war, nach Platon, noch tiefer in den Schlamm der Materie versenkt werden, so wartet dagegen auf diejenigen, welche schon hier von dem Ewigen erfüllt waren, der Vorzug: einst zu treten in die Reihe der vollendeten Geister, und in jenes thätige, schaffende Loblied ebenfalls einzustimmen.

Mögen Manche die aufgestellten Ideen für Träume eines Fieberkranken erklären! Der Philosoph*) erschrickt vor keiner Paradoxie, die bey großen Gegenständen oft nur in der subjektiven Ansicht des Beurtheilers liegt; Buhle, der doch die zum Grund liegende Idee des Pythagoras in seiner Geschichte der Philosophie keineswegs in Schutz nimmt, urtheilt dennoch im 1ten Band S. 34: „es sey einer der kühnsten und erhabensten Gedanken, den je eine menschliche Einbildungskraft hervorgebracht habe.“ — Mögen Manche die hier aufgestellten Ideen zwar etwas milder beurtheilen, aber doch nur als Dichtung erklären! Dichtung ist darum noch nicht Erdichtung. Sie sind der Natur des Menschen und seinem Verhältniß zum Universum nicht fremd; sie erheitern und erheben vielmehr das Herz in verworrnen, trüben Zeiten. Mit Vergnügen erinnert sich der Einsender des Eindrucks, den einst des verkannten Lavaters ähnliche in seinen „Aussichten in die Ewigkeit“ aufgestellte Gedanken auf ihn machten: „Ich leite selber tausend Welten.“ Das Schlußgedicht Lavaters zu seiner Uebersetzung von Bonnets philos. Palingenesie, 1796 mag auch hier an seiner rechten Stelle seyn:

„O Zukunft, die ich vor mir sehe!
O Lust, der ich entgegen gehe!
O tiefer Freuden-Ocean!
Fließt, Welten, weg, gleich Augenblicken;

*) Auch Kepler glaubte eine Analogie zwischen dem Planetenlauf und den musikalischen Tönen, die bekanntlich mathematisch berechnet werden können, gefunden zu haben. (S. dessen Harmonica mundi).

Unendlich stets bleibt mein Entzücken,
Weil ich nicht mehr vergehen kann.
Ich seh' die Reiche mancher Erden
Entstehn, und blühn, und nicht mehr seyn,
Und Andre, was sie waren, werden,
Und, was sie wurden, nicht mehr seyn.
Mit Ruh seh' ich zu meinen Füßen,
Wie Wachs, dich, mein System zerfließen!
Ich bin noch, wenn du nicht mehr bist!
Das so aus dir sich wird erheben —
Das werd' ich seh'n, und überleben,
Wenn auch sein Alter maßlos ist.
Zehntausend, die ihm folgen sollen,
Werd ich mit meinen Augen sehn,
Jahrtausende, wie Tage rollen,
Und endlich müde stille stehn.
Was sind, mein ewiger Erhalter,
Zehnmal zehntausend Welten-Alter?
Die Schwelle der Unsterblichkeit!
Was zehnmal zehn Centillionen
Jahrtausend' rollender Aeonen?
Ein Augenblick der Ewigkeit!
O unausdenkliche Gedanken!
Die Seele jauchzt und betet an:
Weil ihrer Dauer keine Schranken
Sie finden, sie ersliegen kann.
O Wonne, daß Ich bin, zu denken,
Ganz in mein Seyn mich zu versenken,
Das ewig kein Gedanke mißt.
Gott, Gott! Wie alle Kräfte ringen,
Ein Jubellied dir zuzusingen,
Das meines Daseyns würdig ist.
Doch matt und kalt sind alle Lieder,
Die ein Unsterblicher dir singt,
Ich bin, bin ewig, falle nieder
Vor dir, den kein Gesang erschwingt." —

J.

Von den Kalmucken.

(Beschluß.)

In ihren großen Lagern trifft man immer eine Anzahl von Messerschmidten und andern Arbeitern in Kupfer, Messing und Eisen an; zuweilen auch Goldschmidte, welche mancherley Putzsachen für das weibliche Geschlecht, goldene und silberne Götzenbilder, und Gefäße für ihre Altäre verfertigen; ferner gibt es auch unter ihnen Künstler in eingelegter Arbeit, im Emailliren und in mancherley andern Arbeiten, die man nur bey Nationen, welche sich auf einer höhern Stufe der Ausbildung und Verfeinerung befinden, suchen sollte. Eine höchst merkwürdige Thatsache, und die ich mich scheuen würde anzuführen, wenn sie nicht auch schon von andern Reisenden vor mir erzählt worden wäre, ist, daß die östlichen Stämme der Kalmucken schon von undenklichen Zeiten her die Kunst besessen haben, Schießpulver zu verfertigen. Auch dieser Operation, die ebenfalls in hohem Grade einfach ist, deren Beschreibung aber für meine gegenwärtige Absicht zu weitläufig wäre, habe ich selbst zugesehen.

Wenn die Kalmucken sich zum Kriege rüsten, so bedecken sie den Kopf mit einem stählernen Helm, der einen vergoldeten Kamm hat; an diesem Helm ist ein Netzwerk von kleinen stählernen Ringen befestigt, welches vorn bis an die Augenbrauen reicht, und hinten über den Nacken und die Schultern herabhängt. Ueber den Körper tragen sie, nach morgenländischer Sitte, ein Gewebe von ähnlicher Arbeit, das heißt von stählernen in einander verflochtenen Ringen, das sich an alle Formen des Körpers anschmiegt, und bey jeder Bewegung desselben nachgibt: es kann daher mit vollem Recht ein Panzerhemd genannt werden. Die schönsten derselben werden in Persien verfertigt, und der Preis dafür beläuft sich auf den Werth von funfzig Pferden. Die wohlfeilere Art aber ist aus kleinen, über einander geschobenen Stückchen Zinn verfertigt, und kostet nicht mehr als sechs bis acht Pferde. Ihre übrigen Waffen bestehen in Lanzen, Bogen und Pfeilen, Säbeln und Dolchen. Nur die Allerreichsten unter ihnen haben Schießgewehre; diese werden deshalb immer für ein Zeichen des Reichthums angesehen, und von ihrem Besitzer mit der größten Sorgfalt in einem Futteral von Dachshäuten aufgehoben. Unter ihren Bogen sind die kostbarsten aus Hörnern von wilden Ziegenböcken oder aus Wallfischknochen verfertigt; die gewöhnlichen aber aus Ahorn- oder dünnen Stückchen Ulmen- oder Fichtenholz, die aneinander befestigt, und durch einen Ueberzug von Linden- oder Birken-Rinde zusammengebunden werden.

Die Belustigungen der Kalmucken bestehen in der Jagd, im Ringen, im Bogenschießen und im Pferderennen. Dem Trunke sind sie nicht eigentlich ergeben, ob sie gleich von Zeit zu Zeit Trinkpartien halten, die ohne die geringste Unterbrechung einen vollen halben Tag hindurch dauern. Bey solchen Gelegenheiten bringt jeder Theilnehmer seine Portion Branntwein und Kumiß mit; der ganze Vorrath wird alsdann an einem Orte unter freyem Himmel auf die Erde gestellt, und die Gäste setzen sich im Kreise rings um denselben herum. Einer von ihnen, der sich neben die Gefäße hingekauert hat, verrichtet das Amt eines Mundschenks. Die jungen Weiber und Mädchen setzen sich neben ihre Männer und Väter hin, und stimmen Lieder an, in denen von Liebe, von Krieg, von fabelhaften Begebenheiten oder von vorzüglichen Heldenthaten die Rede ist. Der Becher geht dabey ununterbrochen in der Runde herum, bis der ganze Vorrath von Getränken verzehrt ist, und diese ganze Zeit über wird auch unaufhörlich gesungen. Während des ganzen Gelages steht kein Einziger von ihnen auch nur einen Augenblick von seinem Platze auf, und eben so wenig unterbricht er die Fröhlichkeit der Gesellschaft durch Lärmen oder eine sonstige Wirkung des Rausches.

In den langen Winternächten belustigen sich die jungen Leute beyderley Geschlechts mit Musik, Tanzen und Singen. Ihr allergewöhnlichstes musikalisches Instrument ist die Bal-aika, oder die Laute mit zwey Saiten, die man auch auf ihren Gemählden sehr häufig abgebildet findet. Diese Gemählde sind höchst interessant, weil sie Ueberlieferungen von den uralten abergläubischen Meinungen der morgenländischen Nationen enthalten, und Gegenstände des heidnischen Götterdienstes aus der frühesten Mythologie der Egypter und Griechen darstellen. Die Künste der Mahlerey und der Musik scheinen übrigens jetz

den allerältesten Perioden ihrer Geschichte wenige Veränderungen bey ihnen erlitten zu haben. Was ihre Tänze anbetrifft, so bestehen dieselben, eben so wie die der Cosacken, mehr in mannichfaltigen Bewegungen des Kopfes, der Arme und der Hände, als der Füße. Man kann von ihnen im wörtlichsten Verstande sagen, daß sie nicht mit den Füßen tanzen, denn sie bewegen sich dabey selten oder gar nicht von ihrem Platze weg. Für das Spiel haben sie eine solche Leidenschaft, daß sie ganze Nächte dabey zubringen können, und nicht selten in einer einzigen solchen Sitzung Alles, was sie im Vermögen haben, ja sogar auch die Kleider vom Leibe verspielen. Man kann in Wahrheit sagen, daß die Kalmucken bey weitem den größern Theil ihres Lebens mit Belustigungen zubringen.

So abschreckend und zurückstoßend aber auch ihr Aeußeres, so wie auch ihre ganze Lebensart, für alle andere mehr verfeinerte Völker ist, so würden doch die Kalmucken selbst sich für sehr unglücklich halten, wenn sie genöthigt würden, ihre Lebensart gegen die uns'rige zu vertauschen. So oft sie daher als Abgesandte ihres Volkes, oder auch in Handels-Angelegenheiten in Städte zu reisen genöthigt sind, so ist ihnen der Aufenthalt in Häusern das härteste, was sie sich denken können, und da sie in einem solchen Fall doch nicht umhin können, die nöthigen Besuche in der Stadt ihrer Geschäfte wegen abzustatten, so geben sie, wie auch schon Gmelin und Pallas in ihren Reisebeschreibungen erzählen, ihren tiefen Abscheu gegen die von allen Seiten eingeschlossnen Zimmer, wo ihnen eine schlechte Luft sparsam zugemessen würde, auf alle mögliche Weise zu erkennen; gewöhnlich eilen sie auch so sehr als möglich, um nur bald wieder zu ihrer Horde ins Freye zu kommen.

Diesem beständigen Genuß der freyen Luft und der täglichen Bewegung, die sie sich machen, haben sie es aber auch einzig und allein zu verdanken, daß sie nicht viel von Krankheiten wissen. Dies ist um so mehr zu bewundern, da ihre Diät die allerschlechteste ist, denn sie leben durchaus nur von thierischen Nahrungsmitteln, und essen keine Vegetabilien, kein Brot, und keinerley Art von Früchte. Unter den Krankheiten, die sie sich theils durch die ungesunde Diät, theils durch ihre unbegreifliche, allen Glauben übersteigende Unreinlichkeit zuziehen, steht die Krätze oben an, und ich habe in jedem ihrer Lager, die ich besuchte, mehrere Personen gesehen, die auf die ekelhafteste Art damit behaftet waren. Außerdem brechen auch nicht selten während der Hitze des Sommers bösartige Fieber unter ihnen aus, an denen noch weit mehrere sterben würden, wenn sie nicht in ihrer starken, robusten Natur den besten Arzt fänden. Die Lustseuche ist zwar auch bey ihnen bekannt, und richtet sogar ziemliche Verheerungen unter ihnen an, allein man versichert, daß sie nur in denjenigen Lagern der Kalmucken gefunden werde, wo ihre Fürsten und Anführer wohnen. Durch den Namen, den sie dieser Krankheit beylegen, geben sie auf die ausdrucksvollste Art die hohe Meinung zu erkennen, die sie von ihrer freyen und ungebundenen Lebensart hegen; sie nennen nämlich dieselbe: Die Haus-Krankheit. Im Ganzen genommen erreichen die Kalmucken ein hohes, von den gewöhnlichen Beschwerden ziemlich freyes Alter. Man sieht nicht selten Personen von achtzig bis hundert Jahren unter ihnen, und auch in diesem hohen Alter steigen sie noch täglich wie die jüngsten Männer zu Pferd, und unterziehen sich den größten Strapazen ohne den mindesten Nachtheil.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin.

(Beschluß.)

Die Schwestern von Prag, das leider! bekannte — Singspiel, wurde auch wieder erweckt, was kühn genannt werden darf, weil es vor Jahren bey dem ersten Erscheinen ausgepocht ward. Rechnete man aber darauf, daß der Geschmack seit jener Zeit eine solche Stufe erwarb, welche den Beyfall für ein Meisterwerk der Gemeinheit sicherte, so hatte man sich nicht verrechnet, denn die Mehrzahl blamirte sich durch Klatschen; jedoch liessen zur Ehrenrettung sich auch eine Anzahl Zischer vernehmen. Mir kam es so vor, als ob Hr. Wurm, der den Schneider darstellte, durch ein ungeheures Austragen der Gemeinheit dieser gewisser ihren Sturz bereiten wollte, es gelang ihm aber nicht, und so ist er mit aller Kraft zu bitten, sie künftig in die möglichsten Grenzen einzuengen. Die Musik hat unläugbar sehr Gelungenes, und verdiente in Einzelnheiten eine bessere Stelle. —

Ein neues Ballet: Der Seehafen, verräth durchaus Mangel an Schaffungs- und Verbindung-Talent. —

Am 28. November wurde, nach langer Ruhe, auch Rhigbini's herrliches musikalisches Werk: Der Zauberwald, mit hoher Vorzüglichkeit gegeben. —

Bey Verkündigung einer Sieges-Nachricht vom Theater herab ward ein zu solcher Gelegenheit bereitetes Stückchen: Der Kosack und der Freywillige. Liederspiel von Kotzebue, gegeben. Schöpfungen solcher Art entgehen aus vielerley Gründen der Kritik. Die Musik von Hrn. Kapellmeister Weber hat viel Ansprechendes, und das Ganze empfiehlt sich als ein Rahmen für gute Nachrichten, zu denen an zwey Stellen Raum gegeben ist. —

Wir erwarten eine neue Oper von Himmel, der Kobold genannt, wahrscheinlich ist es das Sujet von einem Wiener.

Am 24. November war das erste der Bliesenerschen Winter-Konzerte. Demois. Sebastiani sang zwey Arien von Mozart und Rhigbini mit Beyfall; die HH. Semmler und Schwarz, Virtuosen der Bratsche und des Fagots, zeigten sich in ihrer Kraft. Hr. Beschort sprach die Ballade: Der graue Thurm am See, von F. W. Gubitz, nach der gerngehörten Musik von F. L. Seidel, vorzüglich. Unter dreyen Ouvertüren war auch eine neue von Wilms, welche Talent verrieth.

Hr. Gropius hat wieder neue mechanische, pittoreske Bilder aufgestellt, deren ich künftig erwähnen werde, weil sie noch vermehrt werden sollen.

Eine neue Erfindung, die Feldfuhrküche, macht hier Aufsehen, und sie war zum Besten der Verwundeten für Jedermann sichtbar. Sie bereitet in drey Stunden, während dem Marsche sogar, Speisen für 200 Mann, und im Nothfalle, wo es nur Erhaltung gilt, sogar 2880 Portionen in 24 Stunden, und das Ganze ist so einsichtvoll berechnet, daß in dem kleinen Raume keines Bedürfnisses an Geschirr u. s. w. vergessen ist. Wenn es einmal Erfindungen für den Krieg geben muß, ist eine solche, die auf Erhaltung zweckt, immer eine der lobenswerthesten. Das Ganze kostet 200 Thlr.

Schon wieder hat Deutschland einen seiner vorzüglichsten Aerzte verloren in dem hiesigen Geheimen-Rath Reil. Er starb am 22. November zu Halle, wo er Lazarethe einrichtete.

In einer Zeitung vom 23. November dankt Albertine Fischer dem Herrn Professor Wolfart für Herstellung der Gesundheit durch magnetische Kurart. — Ich bin nicht Arzt, und außerdem noch gar nicht von diesem Falle unterrichtet, habe also auch nicht das geringste Recht zu zweifeln.

Nro. 313.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 31. December, 1813.

Empfindung ist das göttlichste Geschenk
Des Himmels, und je mehr dem Menschen ward,
Je edler wird er, wenn den schönen Strom
Die herrschende Vernunft im Bett erhält.
Fr. L. Gr. zu Stolberg.

Der Papst Sixtus V., als Vermittler in den schweizerischen Reformations-Unruhen.

(Nach Leti's hist. de la vie du Pape Sixte V.)

Die katholischen Stände der Schweiz sandten im Jahr 1586 eine besondere Abordnung nach Rom, um dem Papst den traurigen Zustand ihrer Kirche, die zunehmende Ausbreitung der neuen Glaubenslehren, und die der katholischen Religion drohenden Gefahren nachdrücklichst zu schildern, und seine Heiligkeit um Trost, Rath und Hülfe zu bitten. Sixtus war sogleich bereit, in der Person des eifrigen Bischofs, J. B. Santeria, einen Nuntius mit ausgedehnten Vollmachten in die Schweiz zu senden, der auch diesem Ruf mit Vergnügen folgte, und bald nach seiner Ankunft in Luzern sich mit rastlosem Eifer den Angelegenheiten der katholischen Stände widmete. Es wurde eine besondere Tagsatzung derselben zusammen berufen, und folgende zwey wichtige Beschlüsse gefasst. 1. Die Errichtung des sogenannten goldenen Bundes zwischen dem römischen Stuhl und jenen Kantonen, nach welchem die Katholischen sich verbindlich machten, ihren alten Glauben mit all ihrer Macht, Vermögen und Leben zu schützen und aufrecht zu erhalten. 2. Die Uebergabe einer freyen und unabhängigen geistlichen Gerichtsbarkeit in die Hände der Nuntiatur, durch welche sie über alle bürgerliche und criminelle Vergehungen der Priester nach Willkür verfügen konnte. Ein Recht, das die Päpste schon früher in der Schweiz besaßen, aber seit mehrern Jahren vernachlässigt hatten.

Der Nuntius benutzte seine große Gewalt und Einfluß, um die eingerissenen kirchlichen Mißbräuche abzuschaffen, dem gefährdeten katholischen Glaubenssystem neues Ansehen und Schwung zu geben, und durch die Aufstellung mehrerer Klöster und deren Besetzung mit eifrigen Geistlichen den Fortschritten der Reformation Schranken zu setzen. Die Erbauung verschiedner Kapuziner-Klöster in mehrern Kantonen war sein Werk, und die thätige Bemühungen ihrer Bewohner, für Rückführung des Volks in den Schooß der alten Kirche, eine Folge der von ihm ertheilten Weisungen und Winke. Bald fing er auch an, durch Verhaftung helldenkender Priester und Verfolgung verdächtiger Privaten seine Vollmachten zum Nachtheil der Kantons-Souveränetät ziemlich rasch in Ausübung zu setzen, indem er einen Prediger auf reformirtem Landesgebiet auffangen und in das Gefängniß setzen ließ. Die Protestanten verlangten von der Obrigkeit des Verhaftungortes, und als diese ihre Unschuld und Ohnmacht zu erkennen gab, vom Nuntius selbst, die Auslieferung des Geistlichen, die ihnen aber standhaft verweigert ward. Der beleidigte Theil rächte sich durch Repressalien, und ließ auf gleiche Weise einen katholischen Geistlichen in Verhaft nehmen, welches die Gemüther erhitzte, und zu gegenseitigen Unruhen, Verfolgungen, Volksversammlungen und bewaffneten Aufzügen führte, wodurch der Nuntius in große Verlegenheit kam, und nun dem heiligen Vater seine Noth klagte. Dieser gab ihm hierauf unter andern folgenden Verweis, und fernere Verhaltungsbefehle:

— — „Man hat Euch nicht in die Schweiz gesandt, um die dortigen Angelegenheiten noch mehr zu verwirren, und die Protestanten in Harnisch zu bringen, sondern zu Wiederherstellung des innern Friedens, Belebung des katholischen Glaubens, zur Beruhigung und Erhaltung seiner treuen Bekenner, und zur Bekehrung der Abtrünnigen. Es sollte Euch nicht unbekannt seyn, wie zart und eingreifend bey freyen Völkern die Ausübung eines fremden Gerichtszwanges ist, und mit welcher Klugheit und Vorsicht er angewendet werden muß. Die Volksaufstände sind eben so gefährlich für die Katholiken, als günstig für die Protestanten; daher denselben mit Nachdruck gewehrt werden sollte. So unschicklich es ist, den Ketzern irgend etwas einzuräumen; so wenig darf man, um der bösen Folgen willen, ihnen die besitzenden Rechte und Freyheiten entziehen. Ich empfehle Euch daher, um meiner und Eurer Ruhe willen, für die Zukunft mehr Sorgfalt und Geschicklichkeit in Ausübung der erhaltenen Vollmachten."

Diese von Sixtus V. eigenhändig geschriebene Weisung kühlte den Eifer des heftigen Nuntius, und brachte ihn zu mäßigerm Verfahren und gelindern Maßregeln zurück. Nach langen Unterhandlungen wurden die beyden Priester, unter dem Vorwand Statt gehabter unwillkürlicher Mißverständnisse, ihres Haftes entlassen, und die Gemüther besänftigt.

Zur Charakteristik des Kafern-Chefs Gaïka.

Nach Alberti.*)

Gaïka ist gegenwärtig das Oberhaupt der vereinigten Kafern-Stämme in der Nähe der Cap-Kolonie. Mehr als ein Mal hat derselbe den Verfasser dieser Nachrichten versichert, wie äußerst leid es ihm thue, daß der Krieg zwischen ihm und seinem Oheim Slambié **) noch immer nicht beendigt sey, indem er diesem Manne seine Erziehung zu verdanken habe.

Eines Tages, so erzählt Hr. Alberti weiter, befand ich mich in dem Weiler, welchen Gaïka zu seiner Residenz erkoren hatte, und er selbst war auf Besuch zu mir in mein Gezelt gekommen, als ein Trupp durch Neugierde herbeygelockter Kafern anfing, sich um unsre Reisewagen, die wir in einiger Entfernung hatten stehen lassen, zusammen zu drängen. Zu wiederholten Malen ließ Gaïka ihnen ansinnen, sie möchten sich etwas weiter entfernt halten, aber nicht ein Einziger machte Miene,

*) Aus der in Deutschland durch die Lichtenstein'sche Reisebeschreibung zwar zum Theil, sonst aber noch wenig bekannten: Description physique et historique des Cafres par L. Alberti, Amsterdam 1811. Der Verfasser dieser sehr interessanten, viele neue Details über das häusliche Leben, die Sitten, die bürgerliche und militärische Verfassung der Kafern, und ihre Verhältnisse mit den Kolonisten am Cap enthaltenden Nachrichten begleitete im Jahr 1802 als Hauptmann im Waldeck'schen Korps den zum Gouverneur des Caps ernannten General Janssens nach Afrika. Im Jahre darauf ward er als Kommandant eines Detachements von der Cap-Stadt nach dem Fort Friedrich in der Bay von Algoa gesandt; bald nachher mit der Leitung der die Kafern und Hottentotten betreffenden Angelegenheiten beauftragt, und endlich zum Landdroste im Distrikte Uitenhagen, an der Gränze des Kafern-Landes, ernannt, welche, nach seiner eignen Aeusserung, ihm sehr angenehme Stelle er drey Jahre lang verwaltete, bis im Jahr 1806 die Kolonie an England überging. Durch mehrere Excursionen in das Innere des Kafern-Landes sowol, als durch häufigen Umgang mit den Einwohnern und ihren Oberhäuptern, sah sich Hr. Alberti in den Stand gesetzt, die Lebensart und Sitten jener Völkerschaften genauer und anhaltender, als von den meisten Reisenden vor ihm geschehen war, zu beobachten, und mancherley bis jetzt unbekannte Notizen einzuziehen. Sein nicht sehr voluminöses, aber gehaltreiches, durch eine Reise des Verf. in Spanien um etwas verspätetes Reisewerk ward ursprünglich deutsch geschrieben, und aus der Handschrift erst durch den Prof. Kouvenburg ins Holländische, und sodann unter dem bereits angeführten Titel in's Französische übersetzt. Diese letztere Ausgabe ist mit einigen schönen Kupfern und einer Ansicht der militärischen Niederlassung in der Bay von Algoa ausgestattet.

**) Slambié ist der älteste Bruder Umlaos, des Vaters von Gaïka. Er hatte gemeinschaftlich mit Gaïka's Mutter während der Minorennität dieses letztern die Regentschaft verwaltet, und als sein Neffe majorenn geworden, sie nicht mehr abgeben wollen, sondern sich eine bedeutende Partey unter dem Volke zu verschaffen gewußt. Das gab den Zunder zur Zwietracht und zu blutigen, beyden für die Kafern und die Kolonie verderblichen Kriegen. In einem der Treffen ward Slambié von seinem Neffen geschlagen und zum Gefangnen gemacht, worauf seine Partey die Flucht ergriff, in die Besitzungen der Kolonie eindrang, und sich westlich vom großen Fischfluß längs der Küste des Meeres niederließ. Erst nach zwey Jahren setzte Gaïka, den das Glück der Waffen nun in den Besitz der obersten Herrschaft, welche er noch zur Stunde behauptet, gesetzt hatte, seinen Oheim wieder in Freyheit, hörte aber auch da nicht auf, seine Schritte zu beobachten; besonders suchte er ihm im Flore seines Viehstandes, (was bey den Kafern am meisten Freude und Ansehen verschafft), hinderlich zu seyn. Allein dieser Vorsichtsmaßregeln ungeachtet fand Slambié Mittel und Wege, mit seinen Weibern und seinem Vieh zu entkommen, und sich wieder mit seinen Anhängern zu vereinigen, mit denen er nun selbst fortdauernd die Besitzungen der Kolonie bewohnt. Seither haben die ausgewanderten, und die der Fahne Gaïka's treu gebliebenen Horden nicht aufgehört, einander gegenseitig ihr Vieh zu rauben. Mehr als ein Mal hat Gaïka's Partey die Horden seines Oheims mit bewaffneter Hand angegriffen, sie aber bis jetzt nicht zum Gehorsam bringen können, was auch in der Folge um so schwerer geschehen seyn dürfte, da Slambié's Mannschaft eine entscheidende Schlacht angelegentlich zu vermeiden sucht, und die unzugänglichsten Pässe eines von undurchdringlichen Wäldern durchschnittenen Landes besetzt hält.

ihm gehorchen zu wollen. Zuletzt ging ihm die Geduld aus; er erhob sich von seinem Sitze, bewaffnete sich mit einer Keule, und fing an, eigenhändig durch Prügel, die er rechts und links auf eine für mehrere seiner Unterthanen sehr empfindliche Weise austheilte, die Menge aus einander zu treiben. Als ich ihn fragte, warum er diese armen Wichte so übel behandle, antwortete er: „Weil es unter allen Nationen schlechte Leute gibt, und, weil es gar wol möglich gewesen wäre, daß man auch bey dieser Gelegenheit etwas aus eurem Reisewagen gestohlen hätte: Ich will aber durchaus nicht, daß bey mir irgend etwas, das euch oder euern Begleitern zugehört, verloren gehe. Zudem sollen meine Unterthanen wissen, daß meinen Befehlen pünktliche Folge zu leisten sey."

Auf einer zweyten Reise, die ich nach dem Dörfchen des Gaika machte *), erkannten einige mich begleitende Kolonisten ein verlornes Pferd wieder, welches ein Hottentot ihnen vor einiger Zeit gestohlen, und sodann an Gaika verkauft hatte. Die Kolonisten forderten das Pferd als ihr Eigenthum zurück, und ersuchten den Chef, es ihnen wieder zurückzugeben. Dieser aber fühlte sich durch ihre Reklamationen solcher Maßen beleidigt, daß er mir die kostbarn, kurz vorher im Namen des Gouverneurs ihm zugestellten, Geschenke, obgleich ihm dieselben ungemein große Freude zu machen geschienen hatten, auf der Stelle wieder zurück sandte, und sich dann mit seinem ganzen Gefolge entfernte. Ich ließ ihm durch meinen Dollmetscher sagen, daß mich sein Betragen sehr befremde, daß, wenn er wirklich sey beleidigt worden, er sich diesfalls an mich hätte wenden, nicht aber mich feindselig behandeln sollen. Hieran thue er sehr unrecht; übrigens werde ich gleich den folgenden Tag ihn und sein Land verlassen, und mich nicht weiter um seine Angelegenheiten bekümmern.

Gaika's Antwort lautete dahin, daß er durch die ihm angethane Beschimpfung sich zwar allerdings im höchsten Grade beleidigt fühle; daß ich aber deswegen ja nicht an seinen freundschaftlichen Gesinnungen gegen meine Person zweifeln solle, und daß er zu mir kommen werde, um den obwaltenden Streit zu beseitigen. Er erschien auch bald darauf. Als er noch einige Schritte von mir entfernt war, warf er zum Zeichen seiner friedlichen Gesinnungen seinen Wurfspieß von sich, bot mir die Hand und sagte: Ich bin kein Dieb; ein Hottentot hat mir dies Pferd, als ihm zugehörig, vertauscht. Würde man mit mir selbst von der Sache gesprochen haben, so hätte ich mich mit Freuden von allem Verdachte rein gewaschen: aber das will ich nicht — setzte er, auf die Kolonie deutend, hinzu — daß mich diese Hunde mit ihren...... bespritzen.

*) Die Oberhäupter der vereinigten sowol, als einzelnen größern Kafern-Stämme fordern, daß man, im Fall einer Zusammenkunft mit ihnen, sich an ihren Aufenthaltsort hinbegebe.

Hiermit war die Sache beendigt, und der Kafern-Chef willigte ein, auch die zurück gesandten Geschenke neuerdings anzunehmen.

Gaika hatte bemerkt, daß sich die Europäer, wenn sie von einander weggehen, die Hand reichen, was bey den Kafern nicht Sitte ist. Gleichwol pflegte er mir als Zeichen seines Wohlwollens am Ende jeder unsrer Zusammenkünfte die Hand zu drücken, und dann auch noch im Namen seiner Mutter und seiner drey Frauen, die sich immer etwas früher, und ohne Abschied zu nehmen, entfernten, die gleiche Ceremonie vier Mal zu wiederholen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Zürich.

Die Verhandlungen der helvetischen Gesellschaft in Zofingen vom Jahr 1812 sind diesmal ungewöhnlich spät erschienen, weil auch die Gesellschaft die Zeit ihres Kongresses vom Frühling auf den Herbst verlegt hatte, und ihre nur für die Mitglieder gedruckten Verhandlungen meist erst um die Zeit des neuen Zusammentritts ausgetheilt werden. In dem Heft der vorjährigen ist es die Anrede des Präsidenten, Hr. Dr. Römers von Zürich, die ein allgemeineres Interesse anspricht. Sie ist gewissermaßen eine Abfertigung für die Laudatores temporis acti, die sichs zum Geschäft machen, überall Klage zu führen: es sey der alte vaterländische Geist von den Schweizern gewichen; so wie an Kraft und Unabhängigkeit, so haben sie auch an Rechtlichkeit, an Liebe zum Vaterland, an Sitteneinfalt, an Gemeinsinn verloren; Egoismus habe die Stelle aller jener Tugenden der Vorfahren eingenommen u. s. w. Die Widerlegung konnte auf doppelte Weise geführt, und entweder das ungemessene Lob der Vorzeit nach Anleitung der Geschichte auf sein wahres Maß zurückgebracht, oder die Herabwürdigung der Gegenwart durch Thatsachen entkräftet werden. Das Letztere war unstreitig zeit- und ortgemäß, und Hr. Römer hat sich darauf beschränkt. Man will einige Blumen ausheben, die er dem Verdienste der Zeitgenossen zum aufmunternden Kranze flocht.

Sagt mir, (spricht der patriotische Redner), Ihr, die ihr euch über den Egoismus, über den Mangel an Gemeinsinn der jetzigen Zeiten beklagt, wann sahet ihr jemals, selbst in den glänzendsten und glücklichsten Zeiten der Schweiz, ein Unternehmen entstehen, beharrlich fortgesetzt werden, und einen so herrlichen Erfolg versprechen, wie die so muthig begonnene und ihrer Vollendung zueilende Correktion des Linthbettes? Sie, die so viel gutes seit den letzten funfzig Jahren versumpftes Land dem Ackerbau und der Viehzucht wieder gibt, und künftigen Versumpfungen vorbeugt; die den Bewohner jener Sümpfe aus seinem Siechthum rettet, die blassen Wangen röthet, und auf weiten Strecken einen gesundern, kräftigern, lebensfrohern Menschenstamm vorbereitet. Darf die Schweiz nicht mit vaterländischem Stolz auf dieses Monument des Gemeinsinnes und des biedern Zusammenhaltens, da, wo einzelner Mitbrüder große Noth es erforderte, hinblicken? Werden nicht künftige Jahrhunderte die Edlen aus allen Kantonen segnen, die zu einem so gemeinnützigen Zweck ihre Beyträge in einem Zeitalter nicht verweigerten, das man so gern des Egoismus zeiht? Was sagen uns hierüber ferner Goldau's

Ruinen, und mit denselben die Annalen des Kantons Schwyz? Wie drängte man sich auch da von allen Seiten herzu, um zu helfen, um zu unterstützen! Welch schöne Summen zeigen die gedruckten Rechenschaften über die Verwendung der bey diesem Unglück gesteuerten Gelder! Und wenn der Wanderer traurig und in melancholische Gedanken versunken die Straße zieht, die durch den Schutt von Goldau führt, wenn er auch jetzt auf der ganzen langen Strecke noch Nichts erblickt, als eine Kapelle und ein Wirthshaus, einige wenige und kleine urbar gemachte und zum Kartoffelbau benutzte Plätze, ein halbes Dutzend Kirschbaum-Stämmchen und ein Paar magere Kühe, und wenn ihn dieser Anblick zu mißmuthigen Betrachtungen über die verschiedenartige Betriebsamkeit der Menschen leitet, . . . wie angenehm wird da sein Gemüth durch den Gedanken erheitert: die schöne Straße, auf der du jetzt wandelst, ist das Werk ausharrenden Fleißes biedrer zur Hülfe geeilter Eidsgenossen. — Mögen auch Spitäler, Waisenhäuser und andre fromme Stiftungen gegenwärtig nicht mehr so reichlich bedacht werden, wie ehemals, es wird darum der Armuth dennoch nichts entzogen. Jene Gaben werden jetzt nur anders verwendet, mitunter auch aus dem sehr richtigen Grunde, weil meistens die Stiftungen schon reich genug dotirt sind. So viele Armenschulen sind z. B. dagegen in neuern Zeiten eingerichtet und ausgestattet, so viele ältere Schulanstalten verbessert und Vermächtnisse dafür gemacht werden, daß auch daraus der sich immer gleich bleibende wohlthätige Sinn der Schweizer sich beurkundet. Welch ausgezeichneter Wohlthätigkeit haben nicht das neue Waisenhaus zu St. Gallen und das Blinden-Institut zu Zürich ihr Daseyn zu verdanken! Möchte nur bald auch ein Taubstummen-Institut irgendwo errichtet werden, und reichliche Unterstützung finden!

Wie anziehend, (fährt Hr. Römer fort), müßte es nicht seyn, wenn von jedem Kanton eine Herzählung dessen geliefert würde, was seit 1803 zur Verbesserung seines politischen, moralischen, ökonomischen Zustandes gethan wurde! Da würden wir wie in einem Spiegel erblicken die klugen und wohlthätigen, dem Genius des Zeitalters angepaßten, Gesetze, durch welche noch immerfort in so manchem Kanton der gesellschaftliche Verein befestigt, und die Existenz seiner Bewohner sicherer, ruhiger, angenehmer gemacht wird. Wir würden finden, daß Künste und Wissenschaften da, wo sie ehemals blühten, auch jetzt noch ihre Altäre haben. Wir würden finden, wie der Ackerbau sich je länger je mehr vervollkommnet, wie der Landwirth von Jahr zu Jahr seine Besitzungen einträglicher zu machen lernt; wie die Regierungen Alles thun, was diesen Zweig der National-Industrie zu befördern vermag. Wir würden die Viehzucht im Flor antreffen, und Maßregeln, die zu immer weiterer Vervollkommnung derselben aufmuntern, Anstalten zu Verbesserung der Thierarzneykunde, Viehschauen, Prämien, und vor Allem wohleingerichtete Vieh-Assekuranzen, welche gewiß das kostbarste und wohlthätigste Geschenk sind, das eine väterliche Regierung dem Vieh-Eigenthümer machen kann. Wir würden die Schafzucht in Aufnahme und Anstalten erblicken, die darauf abzwecken, den Schweizer nach und nach auch in vaterländische Wollfabrikate zu kleiden; auch die Forstkultur bleibt nicht zurück u. s. w.

Verbrechen — sagt der Redner an einer andern Stelle — kommen nach den gesammelten Beobachtungen, die ich darüber nicht allein im Kanton Zürich, sondern auch in andern Kantonen zu machen mir seit einer Reihe von Jahren viele Mühe gab, nicht mehr und nicht grellere, als in ältern Zeiten. Man muß, wenn man über so etwas urtheilen will, durchaus nicht blos einen gegebenen kurzen Zeitraum zum Augenmerk nehmen, sondern eine Reihe von Jahren zusammenfassen. Die Erfahrung lehrt, daß es von jeher gewisse unglückliche Zeitpunkte gab, wo in einer gegebenen Gegend Verbrechen auf Verbrechen sich häuften, heute ein Kindermord, morgen ein Straßenraub, dann ein nächtlicher Einbruch u. s. w. entdeckt wurden, und bestraft werden mußten; wo gleichsam eine Epidemie von Verbrechen ein Land heimsuchte, und wo, wollte man aus dieser einzelnen Erscheinung schließen, das Land von Verbrechern wimmeln müßte. Dergleichen Atro carbone notatae dies können nun freylich zur Bestätigung der Behauptung überhaupt genommner Verbrechen im Vaterland scheinbar benutzt werden. Aber der Philosoph läßt sich durch solche einzelne Erscheinungen nicht täuschen. Er faßt eine Reihe von Jahren zusammen, und stellt Vergleichungen an. Und thut er dies, so wird sich gewiß das Resultat ergeben, daß die Summe der Verbrechen in ältern Zeiten denen der neuern die Wage halte, und daß, wenn auch in den ersten Jahren dieses Sekulums vielleicht das Verhältniß derselbigen allzubedenklich werden wollte, diese Folgen der Auftritte und Begebenheiten einiger vorhergegangner Jahre sich nunmehr wieder in beruhigende Schranken zurückziehen. Auch jetzt noch, wo ist das Land, das seinem Bewohner eine solche Sicherheit des Eigenthums gewährt, als die Schweiz; wo weniger gewaltsame Einbrüche verübt werden, weniger Straßenraub begangen wird? — — Ob wir an Sitteneinfalt gewonnen oder verloren haben, darüber möchte ich mit Niemand rechten! Allein wenn wir die Sache aus dem relativen Gesichtspunkt ansehen, wenn wir rings um uns herblicken, und billig genug sind, zuzugeben, daß wir nicht allein die im Zeitenstrome Stehengebliebenen seyn können — ob uns nicht auch dann noch manche liebliche Erscheinung zuruft: Es ist doch auch hierin bey uns immer noch besser, als an vielen andern Orten; noch so mancher redliche Schweizer, ja ganze Gemeinheiten bleiben bey der einfachen Sitte ihrer Väter, und wer davon abwiche, der hat wenigstens den Sinn für das Ehrwürdige derselben nicht verloren; er würde sich selbst in den Augen des Publikum herabwürdigen, wenn er sie lächerlich fände. — Mit diesen und ähnlichen Betrachtungen stimmte der Vorsitzer der Gesellschaft den patriotischen Verein zur Freude über das Glück des Vaterlandes.

Für die Neu-Jahrs Nacht 1814.

Freunde, mit dem zwölften Schlage,
Den der Glockenhammer thut,
Mit dem Ersten neuer Tage
Trinket neuen Muth:

Fröhlich seyd bey'm Saft der Reben
In der Freundschaft trautem Kreis,
Die das kurze Menschenleben
Zu verschönern weiß.

Schwere Hochgewitter schaffen
Neuen Segen, neuen Flor.
Aus dem Schreckgeräusch der Waffen
Geht die Ruh hervor.

Muth ist aller Ketten Löser;
Hoffnung strahlt auf seine Bahn.
Darum, Freunde, stoßt die Gläser
Heilweissagend an!

Schwebe, Jahr besiegter Leiden,
Glorreich den entschwebten zu!
Sey willkommen, Jahr der Freuden,
Jahr des Friedens, du!

Beylage: Monats-Register vom December.

Nr. 1.

Uebersicht der neuesten Literatur.

1813.

Philologie.

De monumentis aliquot graecis e sepulcro Cumaeo, recenter effosso, erutis, sacra Dionysiaca a Campanis veteribus celebrata horumque doctrinam de animorum post obitum statu illustrantibus commentatio auctore F. C. L. Sickler; accedunt figurae aeneae. Weimar, im Landesindustriecomtoir. 1812. 24 S. 4.

Der Verf. dieser merkwürdigen Schrift ließ sich auf die Nachricht von einem ungeheuren Schatze, der, wie man ihm sagte, in der Gegend von Cumä in einem unterirdischen Gewölbe gefunden war, durch eine Oeffnung in dasselbe hinunter, und ward sogleich inne, daß er in einem alten Grabmal sich befand. Daß es kein römisches war, lehrte der Augenschein; von seinem griechischen Ursprunge überzeugten bald die einfach zierliche Bauart, und zwey abgebröckelte Steinchen, auf denen die Anfangsbuchstaben griechischer Worte deutlich zu lesen waren. An den obern Theilen der Mauer fand er drey sehr künstliche Basreliefs, die er sogleich anfing mit der größten Genauigkeit abzuzeichnen. — Auf dem ersten derselben liegen acht bärtige Männer in griechischer Tracht zu einem Symposion in einen Halbzirkel gelagert, die linke Hand auf Polster gestützt, die rechte frey, alle bis auf Einen, dem eine Art von Peplum von dem Scheitel herunterhängt, mit entblößten Haupte. Sie blicken auf zwey schöne Tänzerinnen; zu den Füßen des letzten der acht Zuschauer sitzt eine dritte, welche den beyden andern Beyfall zu klatschen scheint. Von den Tänzerinnen ist nur eine noch ganz sichtbar, und diese tanzt eine Art von Tarantella. Daß es ein bacchischer Tanz sey zu einer bacchischen Feier, sieht man besonders aus dem daneben stehenden Tische, auf dem lauter bacchische Gefäße prangen, und die nächtliche Zeit beweiset eine Lampe. — Auf der zweyten Tafel befinden sich drey nothdürftig mit Fleisch umkleidete weibliche Gerippe, das mittlere in der Stellung einer anmuthig Tanzenden, das zur Rechten in viel wilderer Tanzbewegung, das zur Linken, in Ermangelung eines Tamburinos, mit den Händen den Takt klatschend. — Die dritte Tafel versetzt den Zuschauer in die lieblichen elyseischen Gefilde. Zur Rechten schaut man den stygischen See, am Ufer desselben den alten Charon mit seinem Kahne, und den dreiköpfigen Cerberus, daneben ein Weib mit einer Bücherrolle; dann eine nach Korybantenart tanzende Jungfrau; weiter rechts einen Schwarm von Schattengestalten; endlich einen Fels mit einem Baume, das Elysium andeutend. Charon scheint sich nicht um die Tänzerinn zu bekümmern, aber aufmerksam auf das aus dem Buche lesende Weib zu horchen. Diese hält Hr. S. für die Göttin Isis, welche der Künstler nach griechischer Art umgestaltete. Die liebliche Figur der bacchatischen Tänzerinn wird von den Schatten mit Liebe angestaunt, die sich eben dadurch als Eingeweihte in die bacchischen Mysterien kund geben. Diese drey Gemählde scheinen dem Hrn. Verf. ein Lob des Tanzens zu enthalten, und der Künstler die Idee ausgedrückt zu haben, daß der Tanz von Lebenden geliebt, und auch noch nach dem Tode in Ehren gehalten werde. Wie aber dies mit den bacchischen Mysterien zusammenhange, davon handeln die folgenden Seiten dieser Schrift, welche in unserm Blatte einen fernern Auszug nicht erlauben.

Animadversiones criticae in Callimachi Epigrammata et Achillem Tatium, Viro illustrissimo Chr. Gottl. a Voigt, Ser. Ducis Saxo - Vimariensis et Jenacensis a Consiliis intimis, natalem die XXIII Decembris fausto omine redeuntem auctoritate societatis Ducalis Latinae Jenensis gratulaturus scripsit Carolus Guilielmus Göttling. Jena, bey Cröker. 1811. VIII u. 42 S. 8.

Die Jenaische lateinische Gesellschaft, die unter ihrem jetzigen Vorsteher, dem Geh. Hofr. Eichstädt kräftig blüht, hat schon manche treffliche Schrift im philologisch-kritischen Fache hervorgebracht, und die gegenwärtige von dem hoffnungsvollen Sohne des verstorbenen Chemikers Göttling schließt sich ihnen auf eine würdige Weise an. Schon aus der Vorrede Passows zu seinem Longos lernten wir Hrn. Göttling als einen angehenden talentvollen Gelehrten kennen; hier sehen wir ihn selbst auftreten mit ziemlich umfassender Belesenheit und besonnenem Urtheile. Von den Epigrammen des Callimachos werden vier theils emendirt, theils erläutert, mit gutem Glücke, wiewol man nicht in alles Vorgetragene unbedingt einstimmen kann. Von S. 24 an folgen die Observationes in Achillis Tatii Leucippam, ein verdienstvoller Beytrag, da der Text so sehr im Argen liegt, und seit den Zeiten des Samasius wenige oder gar keine Verbesserungen erhalten hat. Wir wünschen, daß Hr. Göttling nach mehrern Jahren

ernsten Fleißes uns mit einer vollständigen Ausgabe des Achilles Tatius beschenken möge.

1) Catullus, Tibullus, Propertius ad optimorum librorum fidem accurate editi. Leipzig, bey Carl Tauchnitz. 1812. 12.

2) P. Terentii Afri Comoediae, ad optimorum librorum fidem accurate editi. Leipzig, bey Carl Tauchnitz. 1812. 12.

Zwey correct gedruckte Ausgaben im niedlich bequemen Taschenformate, ohne weitere Beygabe. Aber für die Güte des Textes bürgt der Name des Herausgebers, des Hrn. Prof. Schäfer in Leipzig.

Von demselbigen Gelehrten besorgt sind auch bereits zwey Bändchen des Plutarchs erschienen:

Plutarchi vitae parallelae ad optimorum librorum fidem edidit G. H. Schäfer. Tom. I. 276 S. Tom. II. 304 S. Leipzig, b. Tauchnitz. 1812. 12.

Anmerkungen werden auch hier nicht hinzugefügt. Die drey abgedruckten Stücke sind: Theseus, Romulus, Lycurgus, Numa, Solon, Poplicola, Camillus, Pericles, Fabius Maximus, Alcibiades, Coriolanus.

Cassandra Fidelis, Saeculi ac Sexus sui Phoenix e cineribus revirescens. Scripsit Ludov. Theob. Kosegarten. Greifswalde 1811.

Zwey akademische Schriften zu einem Ganzen verbunden. In der ersten Hälfte wird, gleichsam zur Einleitung, aufgeführt foeminarum ingenio, doctrina, venustate, morum probitate aeque illustrium pulcherrima cohors. Dann kommt der geistreiche Verfasser auf seine Heldinn, die er mit Gelehrsamkeit und den glühensten Farben seiner Phantasie als den Phönix ihres Geschlechtes darstellt. Alles denkbare Gute und Schöne vereint sich in ihr; wir haben also nun das Weib, wie es seyn sollte. Des Dankes der Männer und Jünglinge ist Hr. Kosegarten gewiß; nicht so ganz des Dankes der Weiber und Jungfrauen, weil sie — kein Latein verstehen.

Schöne Künste.

Clorinde, eine Tragödie in fünf Akten, von Heinrich Löst. Berlin, in der Realschulbuchhandlung. 1811. 152 S. 8.

Hr. Löst gehört der neuen Schule an, und hat sich mit deren allerdings hohen Ideen und Ansichten geschwängert; daben steht ihm eine geübte Sprache und ein wohlklingender Vers zu Gebote; auch ist er nicht ganz unglücklich in der Anordnung des Planes: wer aber nach diesem willig gespendeten Lobe etwas Geistreiches oder auch nur einigermaßen Befriedigendes zu erhalten wähnen sollte, der wird sich sehr betrogen finden. Die auftretenden Personen sind rohgestaltete Steinmassen, die vergebens ringen, zu einem Daseyn zu gelangen; von einem besondern Character ist die Rede nicht. Doch haben sie Sprachfähigkeit, und sagen allerhand Schönes, Gutes und Nützliches her, das der Verf. ihnen in den Mund legt; auch haben sie das Bestreben, sich einen gewissen Character anzusprechen, daß man manchmal schier glauben sollte, sie wären das, wofür sie sich ausgeben. Von einer Aufführung auf dem Theater kann nicht die Rede seyn. — Dies Product hat Referenten von neuem zu der Betrachtung veranlaßt, wie viele doch der heutigen Dichter todtgeborne Kinder der Zeit sind.

Jonathan, Sauls Sohn, ein Freundschaftsgemählde, nach den heiligen Urkunden entworfen, aus dem Alterthume erläutert von Joh. Christian Friedrich Kühnau. Leipzig, bey Saalfeld. 1810. 102 S. gr. 8.

Nicht ohne Talent ging Herr Kühnau an diese Darstellung, aber mit ungeübter Kraft und etwas einseitigem Geschmacke. Daß er der Bibel sich treu anschließt, wird ihm keiner verübeln, wohl aber, daß er eine so trockne Gedrängtheit des Ausdruckes mit dem epischen Hexameter verband. Von diesem Verse hat er auch wenig begriffen; es wird lange dauern, bis er sich zur metrischen Meisterschaft emporarbeitet. Die Anmerkungen, reich an Parallelstellen, sind von einigem Werth.

Sammlung vorzüglicher Sinngedichte, Aphorismen und Maximen. Quedlinburg, bey Ernst. 1810. 138 S. 8.

Daß solche geistlose Sammlungen, zusammengeschmiert between sleep and waking, einen Verleger finden, ist eine wahre Schande; wir wollen zur Ehre der Deutschen voraussetzen, daß die vorliegende keinen Leser gefunden, und keinen finden werde. Gute Epigramme, mittelmäßige, läppische, schmutzige von namhaften und namenlosen, getauften und ungetauften Schriftstellern und Sudlern finden sich in bunter Unordnung durch einander, und keine Vorrede spricht vom Plane dieser planlosen Sauerei. Der epigrammatische Schmierer verdiente, daß man ihm ein Paar tüchtige Eselsohren auf die unverschämte Stirn einbrennte.

Probe eines neuen Commentars über Miltons verlornes Paradies. Erklärung des ersten Gesanges. Von J. F. Pries, Prof. in Rostock. Rostock u. Leipzig, bey Stiller. 1810. VI u. 144 S. 8.

Ein Commentar über einen neuern Dichter wird manchem Deutschen eine Thorheit dünken. Aber schön wäre es, wenn wir diese Sitte den Ausländern abnähmen, und nicht bloß fremde Dichter der neuern Zeit, sondern auch unsere eigenen zu commentiren und dadurch von einem allmähligen Untergange zu retten anfingen. Nicht der geringste Vortheil davon wäre: wir würden gegen unsere vaterländischen Dichter, die der Hundertste unter uns kaum anders als den Namen nach kennt, mehr Ehrfurcht gewinnen. Herr Pries, dem wir schon eine gelungene Uebersetzung des ersten Gesanges von Miltons herrlichem Gedichte verdanken, hat seine Aufgabe gut gelöst. Doch wünschen wir, er hätte sich einer größern Kürze beflissen, und wäre in Anführung zweckloser Parallelstellen weniger verschwenderisch gewesen. Der vollständigen Arbeit sehen wir mit Verlangen entgegen.

Psyche, ein episches Gedicht. Neustrelitz, bey Albanus. 1811. 180 S. 12.

Der schöne Mythos von Amor und Psyche muß sich bequemen, unter der ungeübten Hand eines jungen Versmachers in abscheulichen Hexametern einherzustolpern. Warum die Dichtung eine epische genannt wird, ist schwer einzusehen. Das Ganze ist langweilig und einschläfernd.

Adonide, oder Liebe und Schein, von J. G. D. Schmiedtgen. Leipzig, bey Enobloch. 1811. 328 S. 8.

Bey vielen Fehlern der Darstellung und des Stils ist dieser Roman doch wegen des angenehm unterhaltenden Stoffes, und der überall ausgegossenen sittlichen Grazie gar sehr, besonders den Mädchen und jungen Frauen, zu empfehlen.

Beobachtungen und Ansichten. Dortmund, b. den Gebrüdern Mallinckrodt. 1811. 188 S. 8.

Beförderung der Sittlichkeit war der Zweck des Verfassers; um ihn zu erreichen wirft er verschiedene Fragen aus dem Gebiete der Moral, Religion und Lebensphilosophie auf, und beantwortet sie mit hellem Verstande, und der Wärme eines für seinen Gegenstand eingenommenen Herzens. Wir heben einige der Abhandlungen ihrem Titel und Inhalte nach aus. 1. Wie kommen wir weiter? Antwort: Wenn wir uns bestreben, Menschen zu seyn, im edelsten Sinne des Wortes. 2. Warum haben wir so wenige selbstständige Menschen? Antw. Weil unsere Erziehung und unser Unterricht die Jugend zu sehr gängeln. 3. Was darf unser Zeitalter von den Kräftigern der Nation erwarten? Antw. Daß sie sich bald ermannen u. s. w. Die Anzahl der Abhandlungen ist 26, und einige darunter sind von so vorzüglichem Gehalte, daß sie unser allgemeines Urtheil auf den ersten Anblick bestätigen werden.

Natalie Percy, eine Novelle. Frey bearbeitet nach den Confessions des Herrn v. Pr. Von Caroline Paulus. 1811. 130 S. 8.

In Ermangelung des Originals kann Refer. nicht bestimmen, wie viel der Verfasserinn Eigenthum an diesem inhaltreichen, keck und lebendig fortschreitenden Romane ist; aber die Bearbeitung liest sich, bis auf wenige gekünstelte und gezierte Stellen, wie ein deutsches Original, und nirgends ist eine Spur von Zusammenschmelzung verschiedenartiger Theile anzutreffen; alles ist ein einziger, reiner Guß aus edlem Metalle.

Gedichte von W. F. Sintenis. Erstes Bändchen. Leipzig, bey Vogel. 1811. 139 S. 8.

Eine ergiebige Schöpferkraft findet man in diesen Gedichten nicht, wohl aber ein warmes, weiches Gefühl für Naturschönheiten, einen heilig ernsten Sinn für Großes und Wahres, Begeisterung für Liebe, Freundschaft und stille Geselligkeit, worunter sich dann und wann ein erheiternder Scherz mischt. Nach der Vorrede ist der Verf. ein junger Kaufmann, der die wenigen Stunden, die er trocknen Berufsarbeiten abzwingt, dem Umgange mit den Musen weiht. Diese Nachricht macht ihn uns um so schätzenswerther.

Die Ströme Germaniens. Ein Gedicht in fünf Gesängen, von C. C. Bodenburg. 1811. Zerbst, bey Füchsel, VIII u. 116 S. 4.

Der Verf. hat einen schönen, ächt poetischen Stoff nicht vortheilhaft zu benutzen gewußt, woran aber weniger Er schuld ist, als die Natur, die ihn nicht zum Dichter geschaffen. Was ihm an freyer Poesie des Gemüthes abgeht, ersetzt er durch rhetorischen Schmuck, der manchmal in Pomp und Bombast sich verliert. Von der Mythologie ist auch ein steifer Gebrauch gemacht, aus der kein Leben für die Dichtung entspringt. Aber lieb gewinnt man den Verfasser, wenn man auf die edeln, patriotischen Gesinnungen sieht, die in das Gedicht verwebt sind, und auf sein rein sittliches Gefühl im höchsten Sinne des Wortes. Die Sprache, obschon correct, ist nicht plastisch genug; die Hexameter sind mittelmäßig; die Anmerkungen enthalten zu viel Bekanntes.

Theologie.

Ueber die eherne Schlange und das symbolische Verhältniß derselben zu der Person und Geschichte Jesu Christi. Von Gottf. Menken. Frankfurt am Mayn, 1812. 99 S. 8.

Mit lieblosem Uebermuthe und vornehmen Hohne gegen die gemeinen Leser der heiligen Schrift „die immer auf der Oberfläche bleiben, keine Tiefe ahnen, keine ergründen, Worte für Sachen geben u. s. w.," tritt Hr. Menken in gegenwärtiger Schrift auf, und dringt in Tiefen ein, wovor der erleuchtete Freund der Bibel schaudernd zurückbeben wird. Die Schlange ist ihm ein Bild des Teufels. Diese wird an einem Panier des Messias aufgerichtet, zum Zeichen: der Teufel (d. i. die Sünde) werde durch unsern Herrn, den Messias, überwunden und weggeschafft werden. Dies liest der tiefschauende Verfasser aus den Worten der heiligen Schrift heraus, wobey ihn Sprachunkunde und Geschmacklosigkeit trefflich unterstützen. Auf eine gleiche Weise wird Joh. 3, 14. 15. gedeutet. So aber geht es den hochmüthigen Thoren unserer Zeit, welche die kindliche Einfalt verschmähen, sie setzen sich selbst dem Gelächter aus, und man kann ihnen nichts Aergeres wünschen, als ein ewiges Jucken — zum Schreiben.

Chrestomathia patristica ad usus eorum, qui historiam dogmatum Christianorum accuratius discere cupiunt, adornata a Joh. Christ. Guil. Augusti. Vol. I. Tractatus ex Patribus graecis continens. Leipzig, bey Dyck. 1812. VIII u. 264 S. 8.

Eine verdienstvolle Sammlung zur Beförderung des dogmatischen Studium. Der erste Theil enthält acht Aufsätze oder Abschnitte von Aufsätzen griechischer Kirchenväter vom 2ten bis 8ten Säculum. I. Justinus von der Auferstehung der Todten. II. regula fidei aus Irenäus contr. haeres. Gnost. I, 10. III. Stück aus Origenes. IV. Fragment aus Eusebius. V. Athanasius Schriften von der Menschwerdung. VI. Die vierte Katechese Cyrills von Jerusalem. VII. Katechetische Rede von Gregorius Nyssenus. VIII. Die Artikel von Gott und Jesus Christus aus Johannes Damascenus. Vor

kritischer Bearbeitung wird man wenig gewahr, doch sind manchmal abweichende Lesarten angezeigt. Ein zweyter Band soll Aufsätze aus lateinischen Kirchenvätern enthalten, ein dritter endlich locos communes ex patribus universis.

M. Johann Adolph Liebner Reformationsgeschichte Dr. Martin Luthers. Dritte Ausgabe. Mit einem Bildnisse Luthers, nach Lucas Cranach von Bolt in Kupfer gestochen. Erfurt, bey Kayser. 1811. XXXII u. 447 S. 8.

Ein unveränderter Abdruck der dritten Ausgabe, die allgemein bekannt ist.

Novum Testamentum graece, secundum editiones probatissimas expressum, nova versione latina illustratum, indice brevi praecipuae lectionum et interpretationum diversitatis instructum. In usus maxime Gymnasiorum et Academiarum editum, auctore Henr. Aug. Schott, editio altera permultis locis emendata. Leipzig, bey Märker. 1811. XVI u. 689 S. 8.

Der griechische Text ist nach Griesbachs Ausgabe von 1796 und 1806 abgedruckt, mit Ausnahme weniger Stellen, wo der Herausgeber eigenen Ansichten folgt, und die in der Vorrede aufgeführt werden. Die lateinische Uebersetzung hat in dieser zweyten Ausgabe viele Verbesserungen erfahren, besonders in den Evangelien und den paulinischen Briefen, wozu dem Verf. seine Vorlesungen und die Bemerkungen verschiedener Recensenten die Veranlassung boten. Wir wünschen der zweyten Ausgabe einen so schnellen Absatz als der ersten, damit Hr. Schott in den Stand gesetzt werde, an die übrigen neutestamentlichen Schriften eine gleich sorgsame Feile zu legen.

Handbuch für Prediger zur praktischen Behandlung der sonn- und festtäglichen Evangelien, von J. H. Fritsch, Oberprediger zu St. Benedicti in Quedlinburg. Erster Theil. Magdeburg, bey Heinrichshofen. 1811. XVI u. 757 S. 8.

Eine praktische Anleitung, aus den Evangelien fruchtbare Stoffe zum Predigen herauszuziehen, die gewiß jeden Leser zur eigenen Meditation anregen wird. Der Verf. gibt zuerst über die Evangelien exegetische Bemerkungen; an den reinen Sinn wird darauf die praktische Behandlung angeschlossen. Dann folgen kurze Dispositionen, als eine Probe, wie man diesen oder jenen Satz etwa behandeln könne. Wäre der Verf. weniger redselig, so würde man sein nützliches Werk zugleich mit Vergnügen lesen.

Zeitschrift für Prediger, zur Belebung der Religiosität durch das Predigtamt. Herausgegeben von Dr. Heinr. Aug. Schott (Prof. d. Theol. zu Jena) und M. Heinr. Wohlrath Rehkopf (Prediger in Globig bey Wittenberg) 1 Bd. 1. 2. 3tes Heft. Leipzig, bey Fr. Chr. Wilh. Vogel, 1811. 378 S. 8.

Erfreulich ist in dieser Zeitschrift der hohe Ernst und das stete Hinschauen auf Ein Ziel bey den würdigen Herausgebern. Außer den kleinen Notizen sind in den drey ersten Stücken folgende zum Theil vortreffliche Aufsätze enthalten. I. Ueber die Quellen der Bibelscheu von Heydenreich. II. Die Kirche als der Wirkungskreis des heil. Geistes, von Voigtländer. III. Welches ist die schriftmäßige Lehre vom Amte der Schlüssel? von Brescius. IV. Organisation des Schulwesens; wie sie seyn sollte, von Seyffarth. V. Ueber den oftmaligen Wechsel mit den Katechismen der christlichen Religion in der jetzigen Zeit, besonders unter den Protestanten, von Chr. Fried. Warmholz. VI. Ueber die Klage, daß wir mit allem Predigen so wenig ausrichten. VII. Ueber den Werth und Gebrauch des Historischen in der Religion. VIII. Das Erziehungsrecht der Kirche, von Hecht. IX. Ueber den Geist und Zweck der Erbauung, von Voigtländer u. s. w.

Vermischte Schriften.

Tentamen florae Bohemicae. Versuch einer Flora Böhmens, von Joh. Eman. Pohl. Erste Abtheilung. Prag, bey C. W. Endres u. Comp. 1810. 302 S. 8.

Die Vorrede spricht von den bisherigen Bemühungen der Böhmischen Botaniker, und handelt zugleich von der Größe und physischen Beschaffenheit des Landes und der Höhe seiner Berge. Die erste Abtheilung, welche diesen Band ausmacht, umfaßt die fünf ersten Classen, in welchen Hr. Pohl 177 Genera und 502 Species aus den böhmischen Landen aufführt. Er folgt im Ganzen dem Linn. Systeme, jedoch nicht ohne die neuern Entdeckungen, Erweiterungen und Berichtigungen unbenutzt zu lassen. In der Schreibung der Gattungsnamen Winter'a, Vaillan'a u. a. für Wintera, Valantia ist er etwas pedantisch, auch darin, daß er auf die Endung odes für oides einen so großen Werth legt. Die beygefügte Kupfertafel bietet Veronica plicata und Veronica romana. Für Böhmen und seine Bewohner ist dieses Werk, dessen Beendigung wir wünschen, sehr nützlich; aber auch für den philosophischen Botaniker, der aus den äußern Erscheinungen der Natur einen Blick in ihre geheime Werkstatt zu werfen versteht.

Taschenbuch für die Jugend, von einer Gesellschaft Gelehrten. Herausgegeben von M. J. C. Dolz. Erster Jahrgang. Leipzig, im Industriecomptoir. 1812. LIV u. 204 S. 16.

Dies Büchlein enthält Darstellungen aus der Geschichte. I. Biographie Alexanders des Großen, von Galetti. II. Lebensgeschichte Johannes von Nepomuk, von Hahn. III. Kriegsscenen, oder Merkwürdigkeiten aus dem Leben des Prinzen Eugen, von Lenke. IV. Das Leben des Vittorino da Feltre, von Christ. Niemeyer. Dieser letzte Aufsatz und der zweyte haben den größten Werth in der Sammlung.

Nr. 2.

Uebersicht der neuesten Literatur.

1813.

Mathematik.

Handbüchlein zum Lehren, Lernen und Ueben der Anfangsgründe der Rechenkunst. Den Primarschulen des Kantons St. Gallen gewidmet von J. M. Fels. St. Gallen, bey Huber u. Comp. 8. br. 18 kr.

Der Absicht und Bemühung des Verfassers gemäß, soll dies Werklein einem großen Bedürfnisse der niedern Schulen des Kantons St. Gallen abhelfen; es soll alle Verstandeskräfte der Schüler gleichmäßig in Anspruch nehmen, einen Vorrath zweckmäßiger Aufgaben und gemeinnütziger Kenntnisse enthalten, und die Anschauung in empfehlender Gestalt, so wie die Kunst in leichtem Gewande darstellen; es soll Deutlichkeit, Kürze, Bündigkeit und Interesse in sich vereinigen; einen für die Armuth besorgten, äußerst geringen Preis kosten, und als Handbuch zur Vorbereitung, zum Schulunterrichte, zur Wiederholung und Uebung, oder auch wohl zur Selbstbelehrung dienen können. —

Wir glauben versichern zu können, daß jene Absicht durch die Bemühung die der verdiente Verfasser auf dieses Handbüchlein verwandte, gewiß erreicht werden wird, und können es daher auch für andere Gegenden bestens empfehlen.

Pädagogik.

Wochenschrift für Menschenbildung von Heinrich Pestalozzi und seinen Freunden. 4ter Band 2tes u. 3tes Heft. Aarau, 1812. bey Heinrich Remigius Sauerländer.

Endlich ist eine Fortsetzung der nur zu lange unterbrochen gewesenen Wochenschrift erschienen, und Ref. beeilt sich um so mehr, sie anzukündigen, da die vor ihm liegenden Hefte in mehrern Hinsichten höchst interessant sind.

Dieses Heft beginnt mit einem gediegenen Aufsatze eines unserer liebenswürdigsten Philosophen, des Prof. Eschenmayer zu Tübingen, dem er selber die Aufschrift: Prolegomena zu jeder künftigen Pädagogik — gegeben hat. Die Begeisterung, in welche jedes unbefangene und wahrhaft menschliche Gemüth, durch Pestalozzi's, in den vorhergehenden Heften abgedruckte, Rede gesetzt werden muß, hat diese Abhandlung dictirt.

„Wer das Gemüth des Menschen ergreift, kann sich des ganzen Menschen versichern, während die Sinnesrührung und die Verstandesansprache nur einseitig abfließt."

Dies ist die Axe, um die sich die ganze treffliche Abhandlung herumdreht, die sich endlich in schöne Dankbarkeit gegen den edlen Pestalozzi so ergießt: ich schließe diese Bemerkungen mit der dankbarsten Erinnerung an die Verdienste unsers Pestalozzi. In seiner Rede hat sich die Silberlocke des Greisen wieder verjüngt und sein Geist hat die ganze Kraft und Erfahrung des mühsamen Ringens und Strebens an Alle ausgespendet, die sich ihm nahen, Früchte bringend für die spätere Nachwelt. Möge auch der Matte und Herzlose gleichgültig vorübergehen und sich einschläfern auf weichen Polstern, uns mahnt sein Werk, einzudringen ins Innerste des Gemüths. Wohl steht es nicht mehr in unserer Macht, einen solchen Anstoß zu zernichten, denn auch die Dämonen, wenn sie die Hölle bewaffnen gegen das Gute, müssen endlich dem heitern Sonnenstrahl weichen. Was dem Zeitgeiste im Kampfe abgerungen, was in den Stürmen des Lebens gewonnen ist, das hat Dauer und Kraft. Es beurkundet die Höhe des Geistes Pestalozzi's, daß er, in die Mitte der Schwächen und Irrthümer der Menschen versetzt, doch ihren idealischen Standpunkt nie verlassen hat, wohl bewußt, daß schon im Naturinstinkte des Kindes die göttlichen Strahlen des Gemüths, des Willens und Glaubens, wenn gleich sparsam, hervorleuchten, welche sorgfältig die Mutter und der Erzieher aufzufassen und zu benutzen hat. Wozu wir erzogen sind, das wissen wir und fühlen es wie einen empfindlichen Schmerz. Ein anderer Versuch muß uns frommen, zwar ein weit aussehendes, aber sicheres Werk. Gott gebe Gedeihen und Segen dazu!

Indem Ref. von Herzen in diesen Wunsch einstimmt, verbindet er damit einen zweyten, der die Erfüllung des ersten zu bedingen scheint. Mögen doch nemlich die bedeutenden Männer der Wissenschaft, wohl wissend, daß dem Geschlechte nur durch National-Erziehung geholfen werden könne, das ernsthafter und allseitiger berücksichtigen, prüfen, eindringender darstellen, als bisher, und so ins Leben einführen, was der edle Schweizer seit so langer Zeit dafür dachte, schrieb und that, damit nicht die künftigen Geschlechter das Unsrige mit recht des strafbarsten Indifferentismus anzuklagen berechtigt werden.

Dem geist- und gemüthvollen Verfasser des Werks über die pädagogische Bestimmung des Geistlichen wäre hiemit eine, seiner würdige Bahn geöffnet.

Dieses Heft enthält noch die instructive Ankündigung eines Leitfadens zu einem methodischen Unterrichte in der Geographie von Henning.

Obgleich der gröste Theil dieses äusserst brauchbaren, blos für Lehrer bestimmten, Buchs schon in den Händen des Ref. ist, so enthält er sich dennoch, darüber hier sein Urtheil abzugeben, da es einer eignen Anzeige in jeder Hinsicht werth ist.

Unter der Rubrik: Pädagogische Tagsgeschichte, wird ein Schreiben des Erziehungsraths zu Zürich an Pestalozzi mitgetheilt. Es enthält das günstige Resultat eines (nur zu partiell angestellten) Versuchs mit der Methode und dem darauf gegründeten Beschluß, sie in der Schule, wo der Versuch gemacht wurde, einzuführen.

Ein solches Zeugniß aus Pestalozzi's Vaterstadt ist um so unzweydeutiger, da er von sehr vielen seiner Mitbürger als ein verlorner Sohn behandelt wird.

Endlich enthält dieses Heft noch: „Uebungen aus dem Unterrichte in der Muttersprache, wie er in der Anstalt zu Iferten gegeben wird."

Zu bescheiden nennt der Verfasser (Kaverau aus Preußen?) diese schöne Arbeit bloß einen Versuch, Stoff zu einem naturgemäßen Unterricht in der Muttersprache zu liefern, denn überall beurkundet er darin den richtigen pädagogischen Blick einerseits, und dann eine hohe Kraft, mit der er den Stoff beherrscht.

Was diesen Aufsatz den praktischen Schulmännern noch willkommner machen wird, ist die gehaltvolle Einleitung dazu, in welcher sich der Verf. klar und bestimmt über den Sprachunterricht, als solchem, im Ganzen, ausspricht. Sie dürfte geeignet seyn, das ganz verständlich zu machen, was Pestalozzi unter den Gegensätzen: Geist und Form der Sprache — Sprach- und Real-Kenntniß verstanden wissen will. Die Bäume machen den Gegenstand dieser Uebung aus, welche als Typus für die Behandlung anderer Gegenstände aus der Umgebung des Kindes dienen kann.

Das ganze Heft wird auf eine würdige Art von Pestalozzi selber beschlossen. Er mahlt uns ein Bild, das in liebevoller Seele gezeugt und von durchdringendem Geiste genährt und ausgebildet wurde — das Bild eines Armenhauses.

Jedes Wort darüber müßte das herrliche Gemählde entweihen, darum schweigt Verf. darüber, aber desto lauter spricht er den Wunsch aus, daß das herrliche Bild recht viele Menschenfreunde zu dem begeistern möge, wozu Fellenberg sich getrieben fühlte, zur — That. Lebte doch das Bild in einem solchen Hause, da es so leicht zu beleben wäre, wenn man nur wollte!

Philologie.

L. Crispi Sallustii opera, exceptis fragmentis, omnia edidit et prooemio quadripartito, argumentisque capitum praemissis, eam, quae in scholis legi solet, partem notis illustravit M. Henr. Kunhardt. Lübeck und Leipzig, bey Niemann. 1. Theil XXXVI und 160 S. 2. Theil 241 S. 8.

In der Einleitung werden Nachrichten gegeben von dem Leben und den Schriften des Sallustius und ihren vorzüglichsten Ausgaben. In der Lebensbeschreibung folgt Hr. Kuhnhardt dem Clericus, aber ohne, wie sein Vorgänger, die Quellen anzugeben, woraus er schöpfte, was dann besonders unangenehm ist, wenn er von Clericus abweichende oder übergangene Thatsachen erzählt. Der Abschnitt de latinitate Sallustii handelt nicht bloß von dem Stil des Sallust, sondern überhaupt von seiner Darstellungsweise. Zu weit aber geht der Verfasser, wenn er aus einigen übereinstimmenden Ausdrücken zwischen Sallust und Tacitus schließt, dieser sey von jenem ein Nachahmer gewesen. Der Commentar ist meist exegetisch, und die Arbeiten von Corte, Dahl, Teller, Meisner, Schlüter und Höck sind fleißig benutzt. Besonders ist Dahl der Führer in der Catilinarischen Verschwörung. — Wir können diese Ausgabe, wiewohl noch viel Einzelnes daran auszusetzen wäre, mit guten Gewissen solchen Schülern empfehlen, die den Sallust ohne Hülfe eines Lehrers lesen wollen.

Aristotelis de animalibus historiae lib. X. Graece et Latine. Textum recensuit, Julii Caesaris Scaligeri versionem diligenter recognovit, commentarium amplissimum indicesque locupletissimos adjecit Io. Gottlob Schneider, Saxo. Tom. I. CI und 548 S. Tom. 2. 516 S. Tom. 3. 692 S. Tom. 4. 586 S. Leipzig, bey Hahn. 1811. 8.

Wieder ein Beweis von der großen Belesenheit, dem seltenen Scharfsinne, und der pünktlichen Genauigkeit dieses berühmten Gelehrten. Außer den fünf von Camus verglichenen Handschriften, benutzte Hr. Schneider einen ihm von Brunck mitgetheilten Codex, dann Stücke der Moskauischen, die ihm Mathäi übersandte, ferner die Uebersetzungen des Mich. Scotus, Albertus Magnus (aus dem Arabischen), des Thomas Cantipratanus, des Georg von Trapezunt und Theodorus Gaza. Ueber die Quellen des Aristoteles sind wichtige Untersuchungen angestellt. Die allgemein angenommene Sage von den freigebigen Schenkungen Alexander des Großen wird verdächtig gemacht dadurch, daß Aristoteles sich nie auf Alexander und seinen Feldzug beruft. Der Frage, wie Aristoteles so genau mit den Fischen bekannt gewesen sey, wird durch die Liebhaberey der Griechen für Fische begegnet, die schon früher mehrere Schriften über die Bewohner des Meers, der Seen und Flüsse hervorbrachte. Dann folgt eine wichtige Untersuchung über die Schicksale der Schriften des Aristoteles und Theophrastus; ferner eine über die Zeitrechnung der aristotelischen Schriften, aus der sich ergiebt, daß die Thiergeschichte älter ist als die andern Schriften, und vielleicht gar schon vor Alexanders Feldzügen bekannt ward. In der Anordnung des Textes, der manche glückliche und leichte Verbesserungen erhalten hat, ist Hr. Schneider so verfahren, daß man seine Ausgabe füglich eine neue Recension nennen kann. Das Hauptsächlichste aber von allem Vorzüglichen sind die Sacherklärungen, worin Hr. Schn. die ganze Fülle seines vielseitigen und gründlichen Wissens niederlegt. Genaue Register empfehlen die Ausgabe auch besonders dem täglichen Handgebrauche.

Xenophontis de Cyri Expeditione Commentarii Scholarum usui accommodati et Indice

Graecitatis copioso instructi. Halle u. Berlin, im Verlag der Waisenhausbuchhandlung. 1811. 8.

Diese Ausgabe (von Wilhelm Lange) ist ein Abdruck der Schneiderschen, bis auf einige Stellen, wo der Herausgeber entweder die alte Lesart zurückgerufen, oder eine eigene Verbesserung eingerückt hat, die aber nirgends angegeben sind. Die meiste Sorgfalt versichert Hr. L. auf die Einrichtung des Registers verwandt zu haben. Allein das ist so genau nicht zu nehmen. Ref. hat nie ein liederlicheres gefertigt gefunden, und hält es daher für seine Pflicht, vor dem Ankaufe dieser in sonst nichts ausgezeichneten Ausgabe männiglich zu warnen.

Taschenbücher-Literatur.

Minerva. Taschenbuch für 1813. Leipzig, bey Gerhard Fleischer d. Jüngern.

Vier Jahrgänge dieses beliebten Taschenbuches sind bereits im Besitze vieler Leser; der fünfte wird es auch bald seyn, denn an innerm Gehalte gibt er seinen Vorgängern nichts nach, ja er scheint sie noch zu übertreffen. Das Schmetterlingskabinett ist eine gelungene Erzählung von Friedr. Kind, dem innigen Dichter, der Phantasie und Erfindungsgabe mit stiller Gemüthlichkeit in einer gebildeten Sprache, wie wenige außer ihm, zu vereinigen weiß. Der Einsiedler nach dem Englischen von Fr. v. Zipf ist anziehend und dem größten Theile nach auch gut dargestellt und leicht gereimt. Das hin und wieder schleppende mag dem Original, welches Ref. nicht bey der Hand hat, zur Last fallen. Der Badeaufenthalt von Caroline Pichler geb. von Greiner gehört mit zu dem Besten dieser geistreichen Schriftstellerinn. Das Geheimniß, eine Erzählung von Langbein, hat Refer. kein Genüge geleistet; wir wünschen, daß sie Andern desto mehr gefalle. Hylas, eine Romanze von Buri, in achtzeiligen Strophen von ungleichem Rhythmus, dünkt uns weder heiß noch kalt; sie ist lau von Anfang bis zu Ende, und bewegt sich in einer harten Sprache mühsam fort. Die letzte Strophe lautet:

Und die Wonne seines Lebens
Feurig zu umarmen müht
Sich der schlummernde Alcid vergebens.
Die Erscheinung ha! sie flieht,
Flieht auf ewig. Keine Thränen
Mögen sie zurück ersehnen.
Herkules erwacht, die Wange feucht,
Seufzt gerührt: „ach Hylas!" und entweicht.

Gewiß hielte das der Verf. selbst nicht für Poesie, wenn es ein Anderer gemacht hätte. — Jungfer Pathe von Filibert ist etwas mühselig zu lesen, wiewohl einzelnes Schöne und Treffliche darin zum Lohne winkt. — Der schwatzhafte Kuß von Friedr. Laun, ist ganz in der heitern Manier dieses launigen Schriftstellers. — Von Laodamia und Hannibals Schwur, beyde von Buri, gilt, was von Hylas. Jeder einigermaßen im Versemachen Geübte hätte sie eben so gut geschrieben, und sich dabey noch wohl vor Reimen wie Dolchen und verfolgen, die nicht lieblich klingen, gehütet. Catharina von Bora, von G. G. Bredow, ist wohl der gehaltreichste Aufsatz im ganzen Buche, rasch und lebhaft geschrieben; ein schönes Kupfer der Catharina, nach L. Cranach von Bolt gestochen, ziert ihn. — Abulfaddas Palmblätter von K. Stille, sind ganz im Geiste der morgenländischen Poesie gedichtet, die uns aus den Palmblättern von Liebeskind so freundlich anspricht. Sie zerfallen in vier Abtheilungen: die Weihe, Worte der Ermunterung und des Trostes, Was adelt den Menschen? und die Verklärung. Aus der letztern stehe hier Folgendes: „Jene leuchtende Punkte sind Welten, von denen die meisten den Erdball an Größe weit übertreffen." „Unzählbar sind sie, wie der Sand am Meer, und sie alle leitet die ewige Weisheit in den ihnen angewiesenen Bahnen." „Hienieden überall Leben, Geschöpfe der mannigfaltigsten Art mit Lebensgefühl und Lebensgenuß, und in jenen lichtern, höhern Welten sollte nichts leben, nichts wirken? Kein Wesen sich seines Daseyns freun? Keines das Gesetz des Allheiligen anerkennen?" „Preis und Ehre dem, der da ist, der da war, der da seyn wird, dem in Myriaden Welten zahllose, auf mannigfaltigen Stufen der geistigen und sittlichen Bildung stehende, Wesen die Opfer des Danks und der Anbetung darbringen. In allen Welten tönt ein Loblied dem Allmächtigen und Allweisen, dem Schöpfer und Erhalter, dem ewigen guten Geiste." „Und welche von jenen Welten mag wol das uns bestimmte Vaterland seyn, wohin der Geist, befreit vom sterblichen Gewande, sich emporschwingt? O welche Wonne, welche Seligkeit wird uns dort erwarten!" „Ist die niedre Erde schon so schön und reich an Freude; wie wird einst das Vaterland aller Vollendeten, der Frommen und Guten seyn." „Sinket nieder, betet an mit Thränen des freudigsten Dankes: wir sind unsterblich!" „Wir sind unsterblich, so wahr er selbst ist, der uns zum Seyn hervorrufte, der Allgütige, der Allweise, der Allheilige. Er gab uns das heiße Verlangen, von seinen Wundern mehr zu wissen, als uns die Erde gewähren kann, nicht fruchtlos. Er gab uns Anlagen, Fähigkeiten und Kräfte, Werth, daß eine Ewigkeit sie entwickle und ausbilde, nicht für diese Spanne Zeit. Er gab uns ein heiliges Gesetz, das nicht für Bewohner des Staubes, das für Verwandte der Elnden gilt. Edlere unsers Geschlechts brachten, in treuer Befolgung des heiligen Gesetzes, der Tugend Glück und Leben zum Opfer: und unter der Regierung des Allheiligen kann die Tugend nicht zu Leiden ohne Ersatz verurtheilt seyn. Wir sind unsterblich!" „Feiert die Sterbestunde des Tugendhaften als seine Geburtsstunde zum höhern Leben! Der Elnde schwingt sich, befreit von der sterblichen Hülle, zu einer bessern Welt empor!" — Der Pfeil, eine Legende von Langbein, ist im Ganzen gelungen. — Ueber den Ursprung und die Schicksale der griechischen Mythen, von C. A. H. Clodius, ein trefflicher Aufsatz voll belehrender Winke. — Jezer Hora, Rabbinische Legende, von A. Apel, originell und geistreich ausgeführt, in der gebildeten Sprache, die dem Verfasser zu Gebote steht. — Unter den Gedichten von Haug sind einige vorzügliche, z. B. Tischlied nach dem Französischen, an Hortensia, an Heliodora nach Peter Pindar, Margaretha von Schottland. Den Beschluß machen zwanzig Charaden und Räthsel, von denen mehrere besser seyn könnten. — Eine besondere Zierde macht die Gallerie zu Schillers Gedichten, die diesmal Scenen aus Maria Stuart, von Ramberg

gezeichnet und Bolt gestochen, darbietet, mit der geistreichen Deutung eines berühmten Mannes. Das schöne Titelkupfer stellt allegorisch die Schicksalswege dar.

Iris, ein Taschenbuch für 1813, herausgegeben von J. G. Jakobi. Zürich, bey Orell, Füßli und Compagnie.

Wer von unsern Lesern kennt nicht die vielfarbige Botinn des Friedens, die uns schon nach so manchen Stürmen und Ungewittern liebend erquickt hat? Auch diesmal bringt sie herrliche Gaben, Freude dem Fröhlichen und Trost dem Gebeugten und Traurigen. Dem ehrwürdigen Herausgeber starb im vorigen Jahre sein einziger, geliebter, hoffnungsvoller Sohn; mit Wehmuth erinnert an diesen Verlust, den jedes fühlende Herz mit ihm theilt, das düstere Titelkupfer, ein schattiger mit Kreuzen bepflanzter Kirchhof, den Betrachter mit den Worten ansprechend: Hier unter den Schlafenden Gottes ruht mein Sohn, mein Einziger. Diesem Kupfer ist ein eigener Aufsatz gewidmet, den wir Gefühle eines reinen Vaterherzens überschreiben möchten. In ihm heißt es: „Da nur zu Viele mit mir einen ähnlichen Verlust bejammern, so muß ich für diejenigen, denen die alles besänftigende Zeit bis jetzt kein tröstendes Wort in die Seele flüsterte, das Bekenntniß hinzuthun, daß ich immer noch reicher, als tausend Andere bin, weil die Glückseligkeit, einen Sohn wie der Meinige war, auch nur gehabt zu haben, mit den bittersten Thränen nicht zu theuer erkauft wird.“ „Allerdings fühlte ich in dem schrecklichen Augenblick, als ich den letzten Kuß auf seine sterbende Wange und auf die Hand drückte, die, durch keine unedle That jemals entehrt, nur zu meiner Freude geschäftig gewesen war, allerdings fühlte ich in dem Augenblick mein Daseyn, wie vernichtet. Schwer lag die Gegenwart auf mir, und Vergangenheit und Zukunft boten keinen Trost. Aber noch hatte man den Entschlummerten nicht an den Ort der Ruhe gebracht; da fingen schon in mancher einzelnen stillern Minute wohlthätige Thränen an zu fliesen.“ „Die ersten dieser Thränen verdankte ich keinem tröstenden Zuspruche, der für tief Leidende fast immer nur leerer Schall ist; sondern der innigen Liebe meiner Freunde, welche mich schweigend in ihre Arme schlossen, mit zarter Schonung meine Wunde bluten liessen, und so lange mir sorgsam nachgingen, bis ich zu mir selbst sagen mußte: Ist gleich die Erde für dich zur Wüste geworden, so gibt es doch noch Herzen auf ihr, die dich suchen, und denen du nicht entfliehen darfst.“ „Zu diesem mächtigen Troste gesellte sich die allgemeine Trauer um den, seinem Geburtsorte so früh entzogenen, jungen Mitbürger. Todesstille, als man ihn hinaustrug, in allen Straßen, durch welche der Zug ging, machten das Begräbniß zu einem der feierlichsten, die man sich erinnerte.“ „Allmählich begann auch das, was im Anfang die Qualen der Sehnsucht mir vermehrt hatte, meinem Herzen wohl zu thun. Die Sehnsucht verwandelte sich in ein zärtliches Verlangen, und nun konnte ich die Augen auf den mir so theuern Andenken ruhen lassen, die mich noch wirklich umringen, und meinen Liebling mir vergegenwärtigen.“ „Hier nun ist die Ruhestätte meines Unvergeßlichen, wenige Schritte von einem seiner ehemaligen Gespielen, dem Sohne meines Arztes und Freundes, welchem sein Vater ein Grabmahl von schwarzem Marmor gesetzt hat, mit der Inschrift:

Ihr, die ihr ein geliebtes Kind,
Ein einziges, beweint, kommt, unsern Schmerz zu lesen!
Ihr wißt allein, was wir gewesen,
Und was wir sind.“

Diese Inschrift wurde von mir für meinen Freund gedichtet. Ach, wenn ich zu jener Zeit vorausgesehen hätte, neben welcher Gruft ich sie einst wieder lesen würde?“ — Von den übrigen Beyträgen der Iris verdienen besonders gelesen zu werden: Athenais von Carl von Rotteck, die heiligen Thiere von Neveu, die Liebe im Süden, unterzeichnet V. N., über die Freundschaft des weiblichen Geschlechts von Ecker; Trauerlied, bey der nächtlichen Todtenfeyer des Großherzogs Carl Friedrich von Baden, gesungen im beleuchteten Münster zu Freiburg, vom Herausgeber; die Seefahrt von Conz u. a. m. Die übrigen Beyträge sind von Haug, Weisser, Wessenberg, Nehrlich, Neuffer, und daß unter diesen viel Schönes enthalten ist, dafür bürgen schon die bekannten Namen ihrer Verfasser.

Vermischte Schriften.

Vergißmeinnicht. Sammlung auserlesener Stellen von griechischen, römischen, italienischen, spanischen, portugiesischen, englischen, französischen und deutschen Schriftstellern, in der Originalsprache mit deutscher Uebersetzung. Ein Taschenbuch, vorzüglich zum Gebrauch für Stammbücher. Herausgegeben von Karl Müchler. Berlin, bey Duncker und Humblot 1811. 242 S. 12.

Traurig, daß unsere Zeit auch solcher Bücher bedarf, die weder dem Verfasser noch dem Besitzer Ehre bringen. Hr. Müchler würde uns am besten sagen können, wie wenig Mühe ihm das Zusammenraffen der aufgenommenen Dichterstellen, und bey unübersetzten ausländischen das Uebersetzen gemacht hat. Zum Durchlesen hintereinander ermüden sie; für Stammbuchblätter möchten viele nicht passend seyn. — Findet dieser Theil eine gute Aufnahme, so soll eine ähnliche nachfolgen mit russischen, schwedischen, dänischen, ungarischen u. s. w. Sprüchen.

Liedersammlung zur Erhebung, Veredlung und Erfreuung des Herzens. Von Martin Friedr. Ernst Bartsch. Berlin, b. Verf. Ohne Jahrzahl. XII u. 450 S. 8.

Eine Sammlung, zunächst bestimmt für die Singestunden in des Herausgebers und seiner Schwester Lehr- und Erziehungsanstalten, die aber nebenbey als Lese- und Declamirbuch soll benutzt werden. Da der reine Ertrag der ersten Auflage zum Wiederaufbaue der Orgel in der neuen Petrikirche bistimmt ist, so wollen wir das bunte Gemisch der zum Theil aus Caroline Rudolphi, Tiedge und Ihling (wer ist dieser?) gesammelten Lieder nicht streng untersuchen, sondern sie ungelesen dem Berliner Publikum zum Kauf empfehlen.

N° 3.

Uebersicht der neuesten Literatur.

1813.

Schöne Künste.

Gedichte von Elise Sommer, gebornen Brandenburg. Frankfurt am Mayn, in der Herrmanschen Buchhandlung. 1813. 304 S. 8.

Es ist bekanntlich ein rauher Pfad, der auf den Helikon führt. Wie könnte also die Natur wollen, daß er von dem zarten Geschlecht betreten wird, und ist es nicht im Gegentheil dieser guten Mutter vollkommen würdig, daß sie zu den Herkules Arbeiten, durch welche der Lorber errungen werden muß, nicht auch die Wesen verurtheilte, deren Nahme wenigstens nicht — Stärke ist? Das Weib soll nur körperlich, nicht aber auch geistig mit Schmerzen gebären. Wenn jedoch nichts desto weniger die berühmte griechische Sängerinn täglich neue Schwestern, die mit deutscher Zunge ihr nachsingen, bekommt; wenn der Altar der Musen mit Kränzen bedeckt ist, die von weiblichen Händen gewunden wurden: dürfen wir diese Opfer mit schonungsloser Strenge als unwürdig verwerfen? Oder müßte man nicht vielmehr ein Verfahren mit dem Nahmen der Ungerechtigkeit belegen, das in großen Dingen nicht einmal den guten Willen ehrte? Allerdings, darf man antworten, wäre es ein wildes Beginnen, das Veilchen zu zertreten, weil es nicht als Zeder den Wolken trotzt. Und wer wollte vor dem Gesang der Lerche die Ohren verstopfen, weil sie keine Nachtigall ist? Eben dadurch bewährt sich die göttliche Abstammung der Poesie, daß sie selbst diejenigen Sterblichen, die auch nur den Saum ihres Kleids berühren, oder auch nur die Vorhalle ihres Tempels betreten, nicht ganz ohne Weihe entläßt. Wenn man also auch mit Zuversicht behaupten darf, daß ein weiblicher Geist nie der Schöpfer einer Homerischen Iliade, oder einer Klopstockischen Messiade, oder eines Wielandischen Oberon, eines Schakespear'schen Othello, oder eines Göthe'schen Faust, oder eines Schillerschen Don Carlos, oder einer Jungfrau von Orleans, oder im Lyrischen eines Klopstock'schen oder Schiller'schen Pracht- und Triumphgesangs zu werden vermag: so wollen wir uns doch darum nicht herausnehmen, dem andern Geschlecht die Einkleidung seiner Gedanken und Empfindungen in eine Form zu verbieten, die auch dann noch auf unser Wohlgefallen Anspruch macht, wenn sie außer dem Gefolge der Musen erscheint. Ohnehin ist Alles schön, was die Schönen singen und sagen, wenn man es auch gleich nicht immer für Poesie gelten lassen kann. Und sollten wir die nämlichen Wesen, die wir so gern sprechen hören, nicht auch gern lesen wollen?

Auch die Gedichte, die der Gegenstand dieser Anzeige sind, erhalten ihr größeres Interesse durch das Geschlecht und die Persönlichkeit ihrer Verfasserinn, und nehmen unsere Achtung für diese, wenn gleich nicht unsere Bewunderung, für sich selbst in Anspruch. Es sind Erzeugnisse, an welchen die Empfindung mehr Antheil hat, als die Begeisterung, die ruhige Betrachtung mehr, als die göttliche Sehergabe. Die Sprache der Verfasserinn ist edel, rein und ungezwungen, wenn gleich nicht stark, kühn und erschütternd. Weder ihre Gedanken, noch ihre Bilder sind neu, aber sie sind mit einem Tact, um nicht Instinct zu sagen, gewählt, der noch weniger irrt als der Geschmack, und ein ausschließendes Eigenthum der Weiblichkeit ist. Zugleich sind Affectation und die leidige Verzerrung des Zeitgeists ihr völlig fremd, und endlich beweist auch die Wahl ihres Stoffs durchaus ächten Sinn für das Schöne und Gute, und ein Herz voll edler Empfindungen der Freundschaft, der Dankbarkeit und reiner Humanität. Mit Recht darf sie also hoffen, sich für ihre Gedichte, denen noch überdies wenigstens zum größern Theil das Lob eines leichten Versbaues gebührt, durch den Beyfall gleichgestimmter Seelen belohnt zu sehen. Und sollte dieser Lohn ihr nicht genügen, da selbst ein unsterblicher Sänger, da Schiller keinen höhern begehrt, wenn er mit folgenden Worten von dem Leser Abschied nimmt:

„Nicht länger wollen diese Lieder leben,
Als bis ihr Klang ein fühlend Herz erfreut,
Mit schönern Phantasieen es umgeben,
Zu höheren Gefühlen es geweiht;
Zur fernen Nachwelt wollen sie nicht schweben,
Sie tönen, sie verhallen in der Zeit."

Vielleicht sucht die Verfasserinn, die übrigens bereits in dem Fall ist, ihre Harfe an der Wiege eines Enkels zu rühren, bey ihren künftigen Gedichten dem Mangel an Plan und innerm Zusammenhang, wodurch ihre jetzigen Versuche das Geschlecht ihrer Urheberinn am meisten ahnen lassen, einigermaßen abzuhelfen. Doch auch dieser Tadel geziemt kaum der Kritik bey den Werken eines Frauenzimmers, und vielleicht ist es selbst an der Bemerkung zu viel, daß unter den häufigen, in die Sammlung aufgenommenen Sonetten sich auch nicht eines findet, das der prüfende Leser nicht aus ihr hinweg wünschen wird.

Die gut geschriebene Vorrede, welche die merkwürdigsten Lebensumstände der Dichterinn erzählt, wird hoffentlich von keinem Leser überschlagen werden, und es ist eine besondere Pflicht der kritischen Blätter, aus ihr den schönen Zug herauszuheben, daß die achtungswür-

dige Verfasserinn in den Dichterkranz auch den Kranz der Gattinn, Mutter und Hausfrau zu verflechten wußte. In der That, daß eine Frau, die den Helikon besucht, und mit den Musen Umgang pflegt, mit einem Worte, daß eine Dichterinn nicht nur, troß ihres schwächlichen Körpers, zehn Kinder selbst stillte, und außer ihren übrigen häuslichen Geschäften und der Pflege ihrer Kinder alle Arbeiten der Nadel und des Strickzeugs für ihre Haushaltung übernahm, sondern auch sich dem Abschreiben ganzer Aktenstöße für ihren Mann unterzog, kurz, daß sie diesem nicht nur den Schneider, sondern auch den Schreiber ersparte; welch ein seltener, oder vielmehr, welch ein einziger Ruhm!

Taschenbücher-Literatur.

Alpenrosen, ein Schweizeralmanach auf das Jahr 1813, herausgegeben von Kuhn, Meisner, Wyß u. a. mit Kupfern. Bern, bey Burgdorfer, Leipzig, bey Schmid.

Unter den prosaischen Erzählungen stehen „Unverhofft kommt oft" von Kuhn, und „der Twingherr von Ringgenberg" von Wyß dem J., nach des Ref. Gefühl, oben an. Gefällig dargestellt sind „der blinde Geiger" von Kuhn, und „der Mehlsack" von Appenzeller; schätzbar die „Umrisse," entworfen auf einer Reise durch die Schweiz, von A. W. Schlegel, und Johann Hadloub, ein Minnesänger von Zürich, von Horner; einfach erzählt ist Kasthofers Wanderung in das Siebenthal. Unter den Miscellen, v. d. Herausgeb., wird eine wunderbare Zeitung von einem Propheten (alter Schweitzerwitz von den 1570r Jahren) gegeben. Steiger und Nägeli, ein historisches Gemählde von Vollmar aus Leu's Schweizerlexikon ist durch das Fragment einer epischen Idylle schön erläutert, auch die schweizerische Literatur des vor. Jahrs gedrängt angereiht.

Unter den Gedichten sind wohl die poetischen Ergüsse der beyden Wyß das Vorzüglichste. Noch zeichnen sich Hottinger, Rühs und Burkhard durch ihre Beyträge aus. Wyß d. Aelt., und Häfflinger lieferten zwey gemüthliche Lieder im Schweizerdialekte. Die Charaden, die Kupfer, die Musik werden gefallen. Wir geben zum Schluß eine der zeitgemäßen epigrammatischen Glossen von Wyß dem Aeltern:

Die Garbe.

Du bist das wahre Bild der neuen Dichterey:
Dein kleinster Theil ist Korn, dein größter Stroh und Spreu.

Helvetischer Almanach für das Jahr 1813. 12. Zürich, bey Orell, Füßli und Comp.

Zwey der kleinern Schweizerkantone, jedoch beyde unter die Directorialstände gezählt, Solothurn und Basel, werden diesmal in dem werthvollen Nationalkalender beschrieben. Beyde kürzer als man wünschen möchte, und Basel vollends auf unbefriedigende Weise, zumal da sein wichtigster Theil, die Stadt Basel, mit beynahe gänzlichem Stillschweigen übergangen ist. Daneben ist auch die Sprache der kurzen Uebersicht von Zierer nicht frey. „In demselben Jahr habe ich (erzählt der Verf.) einen ziemlichen Theil der Vogesen und des Schwarzwaldes, so wie die meisten Gegenden unsers Kantons besucht; wer mir nachwandert, wird eben so gewiß dem Letztern die Palme zuerkennen." Wenn das Juragebirg im Gebiete von Basel niedriger als anderswo ist, so sey dafür dem Kanton eine vollwichtige doppelte Entschädigung (!) geworden. „Jene majestätische weit ausgedehnte Ansicht der Uralpenkette, welche mehrere westliche Kuppen theils ihrer größern Höhe, theils ihrer günstigern Lage, dem Centrum der Hauptkette gegenüber, verdanken, bieten unsere Kuppen allerdings nicht dar. Dafür eröffnet gerade die ungleich schnellere nördliche Abdachung unsers Gebirges, und die Abwesenheit einer hohen Parallelkette, die durchaus freye, fast grenzenlose Fernsicht gen Norden, mit welcher eben so wenig irgend ein anderer jener Gipfel wetteifern kann. Wer darf es wagen zu beschreiben, was hier das schwelgende Auge gen Norden und Süden, gen Osten und Westen übersieht!" „In jener Stadt selbst, wo alle Heerstraßen gleich Radien aus allen Weltgegenden sich vereinigen, hat sich jene Kraft (es ist von der Industrie die Rede) in dem letzten Jahrhundert zu einer organischen (?) gleichsam erhoben. Einem edeln Organe gleich, erhält sie den herrlichsten Stoff des Mittags (die Seide) und ertheilt ihn dem Norden erst nach einer Umwandlung in die geschätztesten Formen. So ists denn auch gekommen, daß dieser kleine Kanton eine Bevölkerung aufweist, welche weit diejenige überschreitet, die sein Boden zu ernähren vermag, eine specifische Population, welche jene der meisten Kantone übertrifft. Selbst die Landschaft, abgesehen von dem Stadtgebiete, hat eine Bevölkerung, welche weit beträchtlicher ist, als sie von der Natur des Bodens zu erwarten wäre. Auf einem Flächenraum von etwa 7 Quadratmeilen finden wir über 60 Ortschaften, deren Liegenschaften nach einer schon vor 12 Jahren gemachten Katasterschätzung über 18 Millionen Franken werth sind, mit 21000 Menschen, unter denen nach derselben Schätzung an 1300 Bürger über 3000, und an 250 Bürger über 10,000 Franken eigenes Vermögen besitzen. Diese bedeutende Bevölkerung, und dieser nicht geringe und ziemlich gleich vertheilte Wohlstand ist unstreitig der thätigen Industrie der Hauptstadt hauptsächlich zuzuschreiben, und namentlich ihren ansehnlichen Seidenbandfabriken, die über 2400 Stühle in manchen Jahren beschäftigen, und an Arbeitslohn jährlich über 800,000 Fr. auf die Landschaft ausströmten." Das ist aber auch Alles, was man von der Stadt Basel hier vernimmt; das Uebrige ist eine flüchtige Wanderung durch ihre Landschaft. Die Beschreibung des Kantons Solothurn ist fleißiger und reichhaltiger. Weiter bietet der Almanach als Zugaben dar: ein Fragment aus einer noch ungedruckten Biographie Hans Holbeins, und die Beschreibungen der Schlachten bey Dornach (1499) und bey St. Jacob (1444). Diese sind von Meisterhand, in Johann Müllerschen Geiste geschrieben. Der neue Biographe Holbeins läßt sich angelegen seyn, den großen Künstler gegen den Vorwurf zügelloser Ausgelassenheit und Liederlichkeit, der ihm gewöhnlich gemacht wird, zu vertheidigen. Wenn Fleiß und Beharrlichkeit (sagt sein trefflicher neuer Biograph) zur Tugend gehören, ja die Bedingungen derselben sind, so kann kein Zweifel walten, wohin Holbein zu zählen sey. Auch mit dem größten Genie hätte er im liederlichen Müßiggange nicht nur die Menge von Werken nicht liefern können von denen man jetzt nach 300 Jahren noch wei , und von welchen man auf die verloren gegangenen schließen kann,

sondern, wie wollte er ohne anhaltendes Studium zu dieser mannigfaltigen Kunst, und hauptsächlich zu der so äußerst fleißigen Ausarbeitung gekommen seyn, die sich in seinen meisten Gemählden findet. Liederliche Künstler von Geist haben gewiß selten dieses Detail der Ausarbeitung im Großen, dieses con Amore des Fleißes, diese Reinlichkeit eines zarten Pinsels, wie Holbein. Ein sanguinischer, jovialischer Mann mag er immer gewesen seyn, er mag sich im Bewußtseyn seiner Kunst über Vieles hinweggesetzt haben, das damals für rechtliche Bürgerlichkeit galt, sich Manches erlaubt haben, das er hätte können bleiben lassen, und damit hatte man vormals in kleinen Republiken und ihren Hauptstädten bald einen bösen Namen, wo alle Nichtswürdige, wenn sie nur den Charakter des herrschenden Tons haben, eher geduldet werden, als das Hinwegsetzen über diesen Ton, das unfehlbar Verdammung zur Folge hatte. Und diese Verdammung trifft Niemand sicherer, als den Mann von ausgezeichneten Geistesgaben, der aus Mangel eigenen Vermögens von beschränkten Köpfen, die ihn umlagern, abhängt, und diese Abhängigkeit nicht groß zu achten scheint, und glaubt, um die Freyheiten, die er sich erlaubt, sollte sich niemand bekümmern. Das war bey Holbein der Fall; es war Mangel an Klugheit. Seine Triebe zur lustigen Gesellschaft, die Freyheit seines Herzens wurde Liederlichkeit geheißen, ihm vorgerückt; und er, der keine Verachtung von Leviten, die geistig unter ihm standen, ertragen mochte, schloß sich selber wahrscheinlich nur desto mehr von jener goldenen Mittelmäßigkeit und langweiligen Scheelsucht vornehmerer Gesellschaft aus, und hielt sich desto lieber an die Gemächlichkeit der Ungenirten." Hierauf folgt noch gar viel Mehreres, und eine geistvolle Beleuchtung mancher der Anekdoten, die man sich von Holbein erzählt. Die äußere Ausstattung des Almanachs ist sich gleich geblieben. Die colorirten Landestrachten der beschriebenen Kantons, die Ansichten ihrer Hauptstädte, der zerstörten Schlösser Ramstein und Falkenstein, der classischen Wiese St. Jacob und der Kreuzgänge am Basler-Münster, die Letztern von Hegi radirt, sind alle brav gearbeitet.

Rheinisches Taschenbuch für das Jahr 1813. Darmstadt, bey Heyer und Leske. 272 S. 12.

Dieser Hofkalender verdient, dem Publikum nicht minder empfohlen zu werden, als seine Vorgänger. Eleganz im Aeußern, Geschmack in der Wahl des Inhalts geben ihm einen vorzüglichen Rang unter seinen unzähligen Brüdern. Es wird ihn gewiß Niemand unbefriedigt aus den Händen legen. Die den meisten Lesern uninteressante Genealogie nimmt einen zu großen Raum ein; das Taschenbuch hätte ohne Zweifel an angenehmer Mannichfaltigkeit und Unterhaltung viel gewonnen, wenn statt der Genealogie mit den grö ern Aufsätzen Gedichte, Charaden, Räthsel und auch wohl Anekdoten gewechselt hätten. — „Der goldene Zweig" Märchen von Weisser, ist überaus gelungen und angenehm. Die Erzählung dieses genialen Dichters hat eine höchst originelle, hervorstechende Manier; kindlicher Sinn, der die zartesten Saiten des Gemüthes anregt, Jovialität, Laune, Witz, nie verarmende Phantasie, reiner, zartgehaltener und kräftiger Styl, wechselnde Harmonie und zauberische Farbengebung, welche gleich einem magischen Licht diese, bey den Deutschen nicht sehr bearbeitete, Gattung der Poesie umfließen muß, gediegene Form, scharfe Zeichnung der Charaktere ist die Zierde aller Weisserischen Mährchen) und diese Eigenschaften geben allen Kindern der Phantasie dieses liebenswürdigen Dichters einen vorzüglichen Rang unter den besten Produkten dieser Gattung. — „Die keusche Florinde, Novelle von St. Schütze, ist mehr sonderbar als originell, oft des monotonen Styles wegen ermüdend. Der Verfasser hat nicht nur in diesem, sondern in den meisten Produkten seines übrigens vorzüglichen Genies oft das Unglück, durch allzueifriges Streben nach Originalität in große Sonderbarkeiten zu verfallen. — „Der Wespenstich" Erzählung von F. Kind, ist etwas alltäglich erfunden und hat eine ziemlich verbrauchte Tendenz: die Verwickelung wäre recht gelungen, wenn sie nicht die Auflösung zu frühe vermuthen liesse. — „Die wankende Treue" von F. Laun, ist eine unterhaltende Kleinigkeit: der Verfasser, ein höchst angenehmer Erzähler, weiß durch leichte, rasche Diktion und ein gefälliges Aeußere auch unbedeutendere Handlungen recht interessant zu machen. — Reinbecks Novelle: „Die Wahl" hat Spanien zur Scene, und wir müssen gestehen, daß sie uns oft ganz in jenes Land steifer Grandezza hinversetzte; jedoch ob Zauber in dieser Manier satt lohne, lassen wir unentschieden. — „Die Züge aus dem Leben Philipps, des Großmüthigen, Landgrafen von Hessen" von Justi, empfehlen sich ganz vorzüglich durch gediegenen und kraftvollen Vortrag und Gewandheit im Erzählen. Dieser historische Aufsatz ist höchst interessant, und wird dem Geschichtsfreunde willkommen seyn. — Dasselbe gilt von dem Aufsatze: „Elisabeth von Oestreich, Gemahlinn Karl IX, Königes von Frankreich" von Cäcilia. Schilderungen weiblicher Charaktere hört man am liebsten aus dessen Munde, welcher, den Gefühlen des Weibes am nächsten verwandt, diese am tiefsten empfinden, am reinsten durchschauen kann, dem des Weibes Verhältnisse am meisten bekannt, dem das Herz des zarten Geschlechtes am klarsten und die Mysterien desselben unverhüllt sind, aus dem Munde des Weibes selbst. Der Mann kann immer nur das Detail weiblicher Charaktere auffassen; seine Hand weiß nicht sanft in das zarte Gewebe desselben hinein zu greifen; seinem Blick, wie seinem Gefühle bleibt weiblicher Sinn wie ein Heiligthum verschlossen; er kann nur dunkel ahnen, was das Weib selbst klar empfindet. In diesem gehaltvollen Aufsatze lasen wir mit Vergnügen von weiblicher Hand die Zeichnung und Entwickelung eines ächt weiblichen Charakters, welcher gewiß nur einem Weibe gelingen konnte. — Die Kupfer sind meistens nicht gelungen; Steifheit, zurückstoßende Kälte, schwache Ausführung der Gruppirung und Schattirung, Mangel an Darstellungskraft und Charakteristik verleidet den Anblick derselben. Auch der Druck liesse mehr Korrektheit und Schärfe wünschen.

Theologie.

Apologie der geschichtlichen Auffassung der historischen Bücher des alten Testamentes, besonders des Pentateuchs, im Gegensatz gegen die bloß mythische Deutung des letztern. Ein Beytrag zur Hermeneutik des alten Testaments, von Dr. Gottlob Wilh. Meyer, Prof. der Theologie in Altdorf. Sulzbach, 1811. 112 S. 8.

Bekanntlich stellte Herr Professor de Wette den Satz auf: der Pentateuch enthalte nicht Geschichte, sondern ein nach einem großen durchgreifenden Plan gearbeitetes ächtes Nationalepos, das Epos der hebräischen Theokratie. Die geistvolle Bearbeitung und Durchführung dieser Idee war Vielen, die das Heiligste angetastet glaubten, und in ihrem Eifer den Verf. zum Theil mißverstanden, ein großes Aergerniß; Andern, die ihn kälter prüften, schien er nur zu weit gegangen zu seyn; noch Andere, die mehr dem Zeitalter angehörten, als sich selbst, staunten ihn an in blindem Nachtreten. Zu den besten öffentlichen Aeusserungen, welche de Wettens Schrift veranlasst hat, gehört die vorliegende vom Hrn. Prof. Meyer. Dieser Gelehrte zeigt sich in seiner Abhandlung durchweg als besonnenen Prüfer, dem es um die Wahrheit zu thun ist. De Wettens Grundsätzen wird nicht ganz die Kraft, wol aber ihre große Strenge und Schärfe benommen, und an vielen Stellen begegnen sich beyde, obgleich von ganz verschiedenen Enden ausgegangen, in demselbigen Centralpunkte. Hr. Meyer räumt ein, der Pentateuch enthalte keine so gewisse Geschichte, wie die spätern Geschichtbücher, aber doch eine wahrscheinliche Grundlage der ältesten Völkergeschichte überhaupt und der hebräischen Landesgeschichte insonderheit. Daß ein religiöser Faden sich durch den ganzen Pentateuch hindurchwinde, wird ebenfalls nicht geleugnet; nur glaubt sich Hr. M. darum nicht berechtigt, ihn deshalb für ein planmäßig angelegtes Epos der hebräischen Poesie erklären zu dürfen, da überhaupt der religiöse Gesichtspunkt allen hebräischen Schriften, namentlich den historischen, im A. T. eigen sey. Sein Streben geht dahin, aus den gegebenen Worten der Tradition durch gründliche Interpretation und ächt historische Ansicht das Geschehene in seiner Einfachheit aufzufassen.

Predigten über das moralische Christenthum, von Joh. Ludw. Alexand. Dümas, Prediger der ref. Kirche zu Dresden. Aus dem Französischen übersetzt. Regensburg, 1810. XII u. 355 S. 8.

Der Verf. nimmt das Christenthum mehr von seiner moralischen als von der religiösen Seite, und stellt Christus als das höchste Muster eines moralischen Lebenswandels auf, dem man nachstreben solle. Wie sehr Refer. auch diesen Standpunkt ehrt, so bekennt er doch offenherzig, daß ihm der Standpunkt, auf den Veillodter, Schleiermacher u. a. sich stellen, ihm ein weit höherer dünke. Die Zuhörer sollen nicht bloß in moralischen Dingen unterrichtet, sondern vielmehr durch die Kraft der Beredsamkeit zu religiösen Gefühlen emporgehoben werden, aus denen dann das moralische Handeln, wie das Samenkorn aus der mütterlichen Erde, von selbst hervorgehen wird. Dies Letztere geschieht nur selten. Der Vortrag ist im Ganzen zu trocken, schleppend und langweilig, und wenn er einmal von der Wärme des Gefühls belebt wird, so fällt er doch bald wieder in den alten Ton zurück. Auf die Sprache hätte auch mehr Fleiß verwandt werden können. Sie ist unter andern nicht frey von Gallicismen, und barbarischen Worten, auch Ausdrücken, wie Universum Individuum rc., die schlechterdings nicht auf die Kanzel gehören.

Kirchenagende für Stadt- und Landprediger, theils aus den neuesten und besten liturgischen Werken sorgfältig gesammelt, theils selbst ausgearbeitet von Joh. Friedr. Vollgast, Diaconus in Schweidnitz. Zwey Theile. Breslau, bey Korn. 1811. zus. 1074 S. 8.

Ein ungeheuer weitschichtiges Werk, zu dem wir dem Verleger kein Glück wünschen. Der Inhalt ist: I. Altargebete für alle Sonn- und Festtage, unter denen auch die für die Protestanten abgeschafften mit auftreten. II. Formulare zur allgemeinen Beichtermahnung. III. Gebete, von der Kanzel zu lesen. Diese Rubrik läuft 200 Seiten fort. IV. Einschließungen (besonders Fürbitten und Danksagungen auf der Kanzel). V. Intonationen und Collecten in fast unbegreiflicher Fülle. VI. Formulare für die Taufhandlung, mit anderm Zubehör, unter diesem ein Formular für Kinder, die einem Kaiserschnitt ihr Leben danken. (Welcher Geistliche, der in den seltenen Fall kommt, ein solches Kind zu taufen, wird wohl zu Hrn. Vollgast seine Zuflucht nehmen?). VII. Ueber die Konfirmation der Katechumenen, bey welcher Gelegenheit drey Musterkatechisationen 70 Seiten stark mitgetheilt werden, u. s. w. Es scheint, als habe der Herausgeber das Schreiben und Berühmtwerden nicht lassen können.

Vermischte Schriften.

Beschreibung der Insel Nukahiwa, der vorzüglichsten der Washingtons-Inseln im großen Südmeere nach A. J. V. Krusensterns Reise um die Welt, systematisch geordnet und mit Anmerkungen versehen, nebst Hofr. Langsdorfs und Blumenbachs Abhandlung über das Tatowiren. Mit 3 Kupfer. Weimar, im Landesindustriecomptoir. 1811. 47 S. 8.

Dieses Büchelchen ist nichts, als die aus den allgemeinen geographischen Ephemeriden besonders abgedruckte Beschreibung der Insel Nukahiwa, mit denen uns aber die Verlagshandlung ein angenehm nützliches Geschenk gemacht hat, da nicht Jedem vergönnt ist, sie in den geographischen Ephemeriden selbst zu lesen. Merkwürdig sind die beyden Abhandlungen über das Tatowiren, die sich manchmal begegnen, manchmal einander widersprechen.

Flora Erlangensis, continens plantas phaenogamas circa Erlangam crescentes, auctoribus Aug. Frid. Schweigger et Francisco Koerte. Erlangen, bey Palm. 1811. Erster Theil VIII und 160 S. Zweyter Theil 143 S. 8.

Der erste Theil, welcher die 13 ersten Classen Linne's enthält, erschien schon 1804 als Inauguraldissertation des Hrn. Schweigger; der zweyte Theil ist von Hrn. Koerte hinzugefügt worden. Diese Flora verdient den bessern Specialfloren von Timm, Wiggers u. a. an die Seite gesetzt zu werden.

Nº. 4.

Uebersicht der neuesten Literatur.

1813.

Philologie.

Aug. Cornel. Stockmanni, in univers. Litter. Lipsic. P. P.O. Collegii ICtor. Adsess. Poëmata. Leipzig, bey Bruder und Hofmann. 1811. 119 S. 8.

Zu einer Zeit, wo die Kunst, lateinische Verse zu schreiben, ziemlich erstorben ist, und nur noch auf einigen Universitäten und Schulen ein kümmerliches Daseyn fristet, ist die bloße Erscheinung einer solchen Sammlung, wie die vorliegende, erfreulich. Der Verfasser, ein ziemlich bejahrter Rechtsgelehrter auf der Leipziger Universität, hat die meisten dieser Stücke schon in seiner Jugend, gewöhnlich als Gelegenheitsgedichte, geschrieben. Sie enthalten Glückwünsche an Lehrer und Gönner und an Freunde, theils unter eigenem, theils unter fremdem Namen, und besonders in der Absicht, um allen diesen ein öffentliches Denkmal seiner Liebe und Pietät aufzustellen, veranstaltete er diese Sammlung. Ein großes poetisches Talent erwarte man darin nicht — wer es hat, wird es in einer lebenden Sprache sich bewegen lassen — wohl aber eine vertraute Bekanntschaft mit Horaz, Catull und den übrigen Poeten des goldenen Zeitalters der römischen Sprache. Die Gedichte lesen sich ganz hübsch. Noch mehr Genuss würden sie gewähren, wenn Catull, Tibull, Properz, Horaz u. s. w. nicht da wären, an welche sie nicht selten zur Unzeit erinnern.

Satirische Anthologie aus römischen Dichtern, übersetzt von Joh. Adolph Nasser. Erster Band. Kiel, 1811. 208 S. 8.

Weder mit ausgezeichnetem Uebersetzerberufe, noch auch ein gründliches philologisches Streben beurkundend tritt Herr Nasser in dieser Anthologie auf. Sie enthält 4 Satiren des Horaz, eben so viele des Juvenals, zwey des Persius, und gerade ein Schock Epigramme aus dem Martial. Alles läßt sich angenehm fortlesen, besonders die Stücke aus dem Juvenal, die wie Wasser entgegenfließen. Auf die Hexameter hat Hr. Nasser eine sichtbare Mühe gewandt, und wirklich sind auch einige so in der Ordnung, daß man ihnen nichts anhaben kann. Zwar kommen hin und wieder Fünffüßler vor; aber Hr. Nasser weiß an andern Stellen mit Siebenfüßlern das Eingebüßte zu vergüten, so daß, wenn man genau Buch hält, am Ende immer die rechte Anzahl von Füßen herauskommt. Wir theilen folgendes nuzreiches Epigramm mit, auf einen langsamen Bartscherer:

Eh Eutrapelus dort ums Haupt des Lupercus herumkommt,
Eh er die Wangen ihm scheert, wächst schon von neuem der Bart.

Was wir am meisten vermissen, ist Lebhaftigkeit, die so wenig dem Uebersetzer, als dem Dichter fehlen darf.

Schöne Künste.

Reise ins Bad. Mit Erzählungen und Mährchen. von St. Giessen, bey Georg Friedrich Tasché. 1813. 184 S. 8.

Die Vorrede belehrt uns, daß diese Badereise aus einer weiblichen Feder -- geflossen ist. Wenn Madam Johanna, oder Mamsell Hannchen nur halb so gut kocht, spinnt und näht, als sie schlecht schreibt; so ist ihr jetziger, oder künftiger Herr Gemahl wenigstens von Einer Seite ein glücklicher Sterblicher. Ohne Zweifel, um den kopfschüttelnden Leser mit der von ihm bereits verurtheilten Prosa wieder auszusöhnen, fand die Verfasserinn für gut, diese häufig mit Versen im Geiste der folgenden zu vermischen:

„O Schöpfer dieser Erden,
Der auch der meine ist,
Was soll aus mir noch werden,
Wenn du nicht Retter bist?
Doch nein! ich weine nimmer,
Du warst bis heut mein Stab;
Auf dich vertrau' ich immer,
Der Speiß (Speise) den Raben gab."

oder, um auch eine Probe von der scherzhaften Art zu geben:

„Der Fall war verwettert!
Hohl der Henker den Grafen!
Kann heute nicht schlafen
Mein Arm ist zerbrochen,
Das werde gerochen!
Welch närrisches Rasen,
Durch Dörfer zu blasen."

Dieses schöne Lied, mit dessen zweyter Strophe die Leser sich gern verschont sehen werden, ist die glückliche Frucht eines Unglücks, nämlich des gebrochnen Wagens der Reisegesellschaft. In der Vorrede liest man unter Anderm:

„Wenn schon diese Reise nicht geschrieben wurde, und vielleicht auch nicht verdient, gedruckt zu werden."

Diese gedruckte, obgleich den Druck nicht verdienende Reise wurde also gar nicht geschrieben, und wahrscheinlich von der Verfasserinn dem Setzer dictirt. Nicht wenig belustigend ist es, wenn die Verfasserinn, statt von Schillerschen, von Schülerschen Gedichten spricht, die ein gar gewaltiger Meister in seiner Kunst declamirt haben soll. Ueberhaupt besteht das Werkchen aus einer ununterbrochenen Reihe von Possierlichkeiten, und eben diese sind die Ursache, daß man es von Anfang bis zu Ende mit einer so guten Laune liest, als ob man eine Thümmelsche Reise vor sich hätte.

Die Verfasserinn hofft, man werde, da sie kein Geschäft vom Schreiben mache, und ein Frauenzimmer sey, sie schonend beurtheilen, und das Morgenblatt hofft, sie werde ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß es ihrer Hoffnung, wie es seine Schuldigkeit war, entsprochen hat.

Leonore, oder das Werk der Barmherzigkeit, und die Jägerinn im Gebirge. Zwey Geschichten, bearbeitet von dem Verfasser der Heliodora. Leipzig, bey J. C. Hinrichs. 1813. 144 u. 62 S. 8.

Was ist in der Regel unbarmherziger, als eine junge Schöne gegen einen jungen, auch noch so liebenswürdigen, Menschen, und wer wird sich also nicht freuen, in der ersten dieser beyden Erzählungen den Satz bestätigt zu finden, daß schlechterdings keine Regel ohne Ausnahme ist? Eine junge schöne Spanierinn verpflegt einen jungen liebenswürdigen Edelmann, der das Unglück hatte, unter Mörder und Räuber zu fallen, nicht nur mit der größten Sorgfalt in ihrem Hause, sondern macht ihm auch noch nach seiner Genesung ein Geschenck mit ihrem mitleidigen Herzen selbst. Durch den Widerstand einer geizigen Tante, von welcher die Unmündige noch abhängt, wird ihre wohlthätige Handlung doppelt verdienstlich. Aber ein wahres Werk der Unbarmherzigkeit des Verf. gegen den Leser ist es, daß eben diese Tante, deren Geiz von der widrigsten und gemeinsten Art ist, und die ihre Zunge gar nie ruhen lässt, ihm auf allen Seiten begegnet. Uebrigens verdient eine Erzählung schwerlich den Namen eines Kunstwerks, in welcher eine so durchgängige Willkür herrscht, wie in der gegenwärtigen. Eben so gut als die Geschichte des Beraubten und Verwundeten könnte die Geschichte eines seiner Räuber an das Werk der Barmherzigkeit der guten Leonore angeknüpft werden, und diese Handlung verhält sich also zu dem Ganzen, statt einen wesentlichen Theil von ihm auszumachen, ohngefähr wie das Fußgestell zur Bildsäule. Die Heldinn der zweyten Erzählung hasst eine Zeitlang, wegen der Treulosigkeit eines Liebhabers, alle Männer, und liebt nachher — drey auf einmal. Zwischen diesen drey Nebenbuhlern lässt sie das Loos entscheiden, welches sich für den zu seiner Pflicht zurückgekehrten, und auch von ihr am meisten begünstigten, Ungetreuen erklärt. Aber, o Wunder, und o Jammer! es zeigt sich, daß der Geliebte der Zwillingsbruder der schönen Jägerinn ist. Ohne Anstand wählt sie jetzt einen der beyden übrigen Anbeter, und findet zum billigen Erstaunen der Leser auch in diesem — zwar nicht einen Drillingsbruder, aber doch einen Halbbruder. Von Rechtswegen hätte sie nun dem Himmel eine ewige Jungfräulichkeit geloben sollen. Aber sie krönt die Wünsche des dritten Werbers, und da nichts natürlicher ist, als die Furcht, die Schöne, die einmal zum Opfer einer zu verabscheuenden Liebe von dem Schicksal erkoren zu seyn scheint, möchte auch jetzt in ihrem Gemahl einen ihrer nächsten Blutsverwandten umarmen: so legt man das Buch nicht ohne ein geheimes Grauen aus der Hand.

Ohne Zweifel findet der Leser, der gern alle Personen in einem Romane glücklich sieht, seine Wünsche erfüllt, wenn er erfährt, daß der Zwillingsbruder, wie der Halbbruder, als ob beyde ihr Schicksal geahnt hätten, eine Geliebte im Hinterhalt hatte, die ihn für den Verlust der schwesterlichen Jägerinn schadlos hielt. Ein wenig eigen ist die Art, mit welcher diese das Loos zwischen den drey Nebenbuhlern entscheiden lässt. Ein Kind mit verbundenen Augen nimmt aus einem Körbchen, worin die von jedem gewählte Blume, eine Hyacinthe, ein Jasmin und ein Veilchen, liegt, eine dieser Blumen und der Eigenthümer derselben ist der Sieger. Man sollte denken, das unschuldige und unwissende Kind hätte auch mit unverbundenen Augen das Loos ziehen können. Doch bey einem so wichtigen Geschäft kann man die Vorsicht nicht zu weit treiben. Aber ein halbes Wunder ist es, daß das blinde Kind gerade das kleine Veilchen ergreift, und was dachte der Eigenthümer, daß er, um es mit den Loosen seiner Nebenbuhler aufzunehmen, nicht statt dieses winzigen Blümchens, das sich neben einer Hyacinthe und einem Jasmin kaum mehr sehen und noch weniger fühlen lässt, nicht lieber eine Sonnenblume in den Korb legte? Der Styl des Verfassers ist so, wie man ihn sich, wenn man viel und für Viele schreibt, durch bloße Uebung, ohne Studium und ohne vorzüglichen Beruf, zu eigen macht.

Gedichte von Gottfried Wilhelm Fink. Leipzig, bey Johann Friedrich Hartknoch. 1813. 295 S. 8.

Der Verfasser ist unstreitig ein Dichter. Aber desto weniger kann man ihm die Kritik, die Beeinträchtigung ihrer Gesetze, welcher er sich besonders durch Beleidigung des guten Geschmacks, und durch Sprach- und Versifications-Nachlässigkeiten schuldig macht, verzeihen. Matte, triviale und unpassende Ausdrücke stören den Leser unaufhörlich in seinem Genuß, und kaum findet man eine Strophe ohne unächte Reime. Sollen denn die Musen im Ernst durch ihre eigenen Verehrer zu der Schmach verurtheilt seyn, eine Sprache zu reden, die sich kaum von der Sprache des Pöbels unterscheiden lässt? Und was die Reime betrifft: so muß man billig fragen, warum irgend ein Dichter sich Fesseln anlegt, die zu tragen er sich nicht stark genug fühlt? Es ist offenbar besser, gar nicht reimen, als schlecht reimen. Uebrigens hätte der Verfasser seine Gedichte nicht nur einer strengern Feile, sondern zugleich auch einer strengern Auswahl unterwerfen sollen. Seine schlechtere Manier kennen zu lernen, mögen folgende Proben aus dem Lied eines Schweizermädchens dienen:

„Lustig, immer lustig, Kleine!
Schwenk dich rum auf einem Beine,
Immer wohlgemuth! . . .
Wenn ich bey dem Hirtenstabe,
Milch und Fleisch und Micheln habe,
Ey, da lebt sichs gut!"

Ferner, und noch besser:

„Ey, man muß in diesem Leben
Just nicht Alles stricte nehmen,
Das ist mein Princip.
Jetzt mag er die Küsse borgen;
Wird er fürs Bezahlen sorgen,
Ist mirs herzlich lieb."

Wer erstaunt nicht über das gelehrte Schweizermädchen, die, trotz der rohen Natur, die sich in ihrem Liede ausspricht, von stricte nehmen und von ihrem Princip zu reden weiß? Doch im Ernst: wer sollte in diesen Reimen einen Dichter ahnen, der Gefühl und Phantasie in einem hohen Grade besitzt, und wenn er seinen bessern Genius folgt, zu Strophen, wie die folgenden, begeistert wird:

„Freunde, begrüßet den Wein!
Ihm, dem gereiften von glühenden Sonnen,
Singt, wie die Väter, in glühenden Wonnen,
Ihm, dem Erzeuger der Lust,
Singet mit offener Brust!
Trinket, und schenket auch ein,
Singet frohlockend den fröhlichen Wein!
Freunde, den heiteren Blick
Wendet zum Himmel! Denn unten im Sande
Watet die Mühe von Lande zu Lande,
Oder auf schwankendem Meer
Treibt sich die Habsucht umher.
Freunde, auf, schenket euch ein!
Ueber solch Leben erhebt uns der Wein."

Sind gleich auch diese Strophen nichts weniger als vollkommen, so beurkunden sie doch den Beruf des Dichters, dessen Sammlung gewiß jeder gebildete Leser mit dem Wunsche aus der Hand legt, er möchte sich selbst dadurch Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er, indem er die ewigen Gesetze der Schönheit anerkennt, die Poesie als eine Kunst behandelt, und für würdige Gedanken sich auch eine würdige Sprache eigen zu machen strebt.

Staatswissenschaft — Oekonomie u. dgl.

Ueber die Justizverwaltung auf dem Lande. Ohne Druckort, 1811. Zweite Auflage. 48 S. 8.

Der Verfasser, ein baierscher Landedelmann, mißbilligt die Aufhebung der Patrimonialgerichte, besonders deshalb, weil dadurch der Bösartigkeit des Landvolkes zu viel eingeräumt werde, indem die Landgerichte bey ihrem großen Umfange ihre vielen Geschäfte nicht gehörig betreiben können, die polizeiliche Gewalt aber, welche noch den Patrimonialgerichten gelassen wurde, in leere Formularität zerfalle, da es der Arglist ein Leichtes sey, jeden Frevel zu einem Justizfalle zu machen. Drum bemüht er sich seines Theils, die Patrimonialgerichte wieder herbeyzuführen, für die er manche Verbesserungen vorschlägt.

Ueber die Schafzucht, insbesondere über die Race der Merino's. Auf Befehl Sr. Excel. des Ministers des Innern herausgegeben. Bearbeitet von Tessier, Mitglied des Nat. Institutes, des Ordens der Ehrenlegion, des Unterrichtausschusses der Thierarzeneischule zu Alfort u. s. w. Ins Deutsche übertragen, mit Anmerkungen und Zusätzen von W. Witte. Mit 6 Kupfertafeln. Berlin, bey Hizig, 1811. XVIII u. 242 S. gr. 8.

Hr. Tessier nimmt nur 7 Racen der Schafe an (warum nicht mehrere?), und handelt unter ihnen am Umständlichsten von den Merino's. Nach seiner Angabe vermehrt sich mit jeder Generation das Gewicht derselben, ohne daß sich die Wolle verschlimmert. S. 33 ff. widerlegt der Verf. die Einwürfe, die man in Frankreich gegen die Einführung der Merino's machte, und diese Widerlegung dürfte auch unsern Landwirthen willkommen seyn. Der Abschnitt von der Begattung ist sehr ausführlich behandelt. Die folgenden Abschnitte von den Ställen, und von der Nahrung im Stalle sind etwas unbedeutend ausgefallen. Desto reichhaltiger ist der Abschnitt von dem Entfetten, und der Wollwäsche, und die allgemeinen Betrachtungen über die Krankheiten der Schafe. Ist auch manchmal des Verfassers Ansicht einseitig und unreif, so verdient sie doch überall eine besondere Prüfung.

Vollständiges Handbuch der Staatswirthschaft und Finanzwirthschaft, ihrer Hülfsquellen und Geschichte, mit vorzüglicher Rücksicht sowol auf die älteste als auch auf die neueste Gesetzgebung und Literatur, von Dr. Johann Paul Harl. 1811. L u. 833 S. 8.

Der Verfasser, schon längst bekannt durch frühere Schriften über Polizeiwissenschaft u. a. theilt sein Werk in zwey Theile. 1. Staatswirthschaftswissenschaft und 2. Finanzwissenschaft; Zeit und Zweck desselben ist die möglichste Beförderung einer weisen Oekonomie. Als Mittel zur Erreichung dieses Zweckes enthält dies Werk, nach des Verfassers eignen Worten: 1) ein selbstständiges, gemeinfaßliches und durch alle Gegenstände der Privat- und Staatsökonomie consequent durchgeführtes System; 2) Beyspiele, theils zur Nachahmung, theils zur Warnung, aus der ältesten und neuesten Geschichte; 3) das Wichtigste aus der in- und ausländischen Natur der Privat- und Staatsökonomie und ihrer Hülfswissenschaften; 4) eine Nachweisung der neuesten und vollkommensten (vorzüglich der Kaiserl. Französischen, Königl. Baierschen, Königl. Westphälischen u. s. w.) Gesetze, und auch Auszüge aus denselben. Viel wird hier versprochen, aber nicht Alles geleistet. Das Buch enthält gute Compilationen historischen, statistischen und literarischen Inhaltes, und darauf möchte sich leicht sein Hauptwerth beschränken.

Ueber die gemeinschädlichen Folgen der Vernachlässigung einer den Zeitbedürfnissen angemessenen Polizey in Universitätsorten überhaupt, und in Ansehung der Studirenden insbesondere. Eine Antwort auf die Anfragen von einem kosmopolitischen Polizey-Manne. Ohne Angabe des Druckorts und des Verlegers. 1811. 8.

Die Tendenz dieser seichten, in allen Stücken unbefriedigenden Schrift ist das Familienband zwischen den Studierenden und dem akademischen Senate zu zerrei

sen, diesem die akademische Justiz und Polizey zu entziehen und jene unter die gemeine Justiz und Polizey des Universitätsortes zu bringen. Daß die Universitätsdisciplin auf manchen Universitäten ihre Gebrechen habe, wie der Verf. zu beweisen sucht, kann ihm zugegeben werden; aber hier kam es darauf an, den Nachtheil von der Unabhängigkeit beyderley Polizeybehörden ins Licht zu setzen, was er weder gethan hat, noch wird thun können, wie man schon aus den Uebertreibungen und schwarzen Schilderungen ersieht, wohinter sich so gern die Ohnmacht flüchtet. Daß der ungenannte Verfasser Widerspruch finden würde, war vorauszusehen. Merkwürdig in dieser Hinsicht ist folgende Schrift:

Gemeinnützige Bemerkungen über die Broschüre: Gemeinschädliche Folgen etc. Von Johann Lorenz Friedrich Richter, Dr. Philos. und Lehrer am Gymnasium zu Erlangen. Ohne Druckort etc. 1811. 20 S. 8.

welche eine bündige Widerlegung der vorigen enthält, aber in einem zu leidenschaftlichen Tone verfaßt ist.

Handbuch der Staatsweisheit oder der Politik. Ein wissenschaftlicher Versuch von Heinrich Luden. Erste Abtheilung. Jena, bey Frommann. 1811. XIV u. 432 S. 8.

Hr. Luden hat seinen Gegenstand scharf ins Auge gefaßt, und nach allen Seiten hin mit der ihm eigenthümlichen Klarheit verfolgt. Kein Leser wird dies Buch ohne Nutzen und Befriedigung aus der Hand legen, und die mit ihm auf gleichem Felde arbeiten, werden sich auf jeder Seite durch den Reichthum der Ideen zu tieferm Nachdenken angeregt fühlen.

Vermischte Schriften.

Canstatt und seine Umgebung. Ein Beytrag zur Geschichts- und Länderkunde. Von J. D. G. Memminger, der Ph. M. und der lateinischen Schule zu Canstatt Präceptor. Stuttgart, bey Metzler. 1812. 284 S. 8.

Unter die mannigfaltigen Vorzüge der merkwürdigen Stadt, mit welcher sich die gegenwärtige Beschreibung beschäftiget, gehört von nun an — auch diese Beschreibung selbst, die ein Muster in ihrer Art genannt zu werden verdient, und selbst für die allgemeine Geschichte ein bedeutendes Interesse hat.

Der Verf. hat seine Arbeit auf eine höchst zweckmäßige Art in vier Abschnitte, wovon der erste der naturhistorischen Beschreibung, der zweyte der Geschichte, der dritte der Statistik, und der vierte der Literatur und den Alterthümern der Stadt gewidmet ist, eingetheilt, und wenn man häufig Gelegenheit findet, dem Scharfsinne desselben bey seinen nicht selten durch neue Resultate belohnten historischen Untersuchungen, so wie seinem Forschungsgeiste und dem gewissenhaften Fleiße, mit welchem er das Ganze behandelte, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so fühlt man sich zugleich durch den Reiz eines gebildeten, der Sache stets angemessenen Vortrags, und noch mehr durch die edle Humanität angezogen, welche eine beständige Begleiterinn des Verfassers ist, und ihm neben der Achtung seiner Leser zugleich auch ihre Liebe gewinnt.

Ueberhaupt verbindet das Buch in einem hohen Grade das Angenehme mit dem Nützlichen, und wenn man es auch zum dritten Male gelesen hat, legt man es doch schwerlich zum letzten Mal aus der Hand.

Gewiß werden spätere Zeiten, wenn neue Schicksale der freundlichen Stadt sich an die alten anreihen, noch des würdigen Mannes mit verdientem Ruhme gedenken, der ein eben so treues als schönes Bild ihres frühern Zustands den Nachkommen hinterläßt, und wer verdient mehr, als er, von seinen Zeitgenossen zu ähnlichen Werken aufgemuntert zu werden?

Das Canstatt von Kahlenstein darstellende Titelkupfer von Duttenhofer empfiehlt sich schon durch den längst rühmlich bekannten Namen des wackern Künstlers.

Ueber Wortmengerey von Karl Wilhelm Kolbe, zweyte, sehr vermehrte Ausgabe. Leipzig, bey Reclam, 1812. XII u. 427 S.

Kuhn sagt in seinem Handbuche der deutschen Sprache: „Nichts ist für einen gebildeten Deutschen unangenehmer, als einen, aus deutschen, französischen und lateinischen Wörtern zusammengesetzten Aufsatz zu lesen. Ein solcher ist mit einem Bettelmannsrocke zu vergleichen, welcher aus hundert verschiedenartigen Lappen zusammengesetzt ist. Wir brauchen keine fremden, am wenigsten französische Wörter, und unser stetes Streben muß dahin gehn, unsere Sprache eben so, wie unsere Sitten und unsern Character, rein und lauter zu erhalten." — Es ist erfreulich, daß von Zeit zu Zeit Männer aufstehen, die eine solche Rede führen, und ihre Landsleute von der Unart der Wortmengerey abzuhalten suchen. Der kräftigste unter ihnen ist unstreitig unser Kolbe, dessen vor uns liegendes Buch keinem deutschen Schriftsteller unbekannt seyn sollte. Möge folgende Stelle daraus (S. 313.) ihm viele Leser verschaffen: „So thut doch die Augen auf! Erwacht aus eurem todtähnlichen Schlummer: denn es ist die höchste Zeit! Haltet eure Sprache Einmal mit Ernst und Besonnenheit gegen die Sprachen anderer gebildeten Völker — und seht, zu welchem elenden, verworfenen Halbding, in Vergleich mit diesen, ihr sie jetzt schon entwürdiget habt! Lernt endlich begreifen, daß Sprachen vergänglich sind — nicht durch sich, sondern durch das blödsinnige Treiben derer, die sie handhaben! Das Fremde lebt und bewegt sich mitten unter euch, und wie in blindem Wahnsinn reißt ihr selbst die Scheidewand ein, die es von eurem Eigenthume noch trennt."

Vollständiges Handbuch der Oryktognosie von Heinrich Steffens. Erster Theil. Halle, in der Curtschen Buchhandlung. 1811. XXIV u. 212 S. 12.

Ueber die Grundsätze, welche der geistvolle Verfasser bey der Classification der Mineralien befolgt hat, verspricht er im zweyten Bande sich zu erklären. Der erste Theil umfaßt die Beschreibung der Fossilien, nach Werner in Familien gruppirt. Benutzt sind außerdem die Arbeiten von Haüy, Leonhard, Merz, Kopp und vielen Anderen. Zum Schluß ist ein vollständiges Register gegeben.

№ 5.

Uebersicht der neuesten Literatur.

1 8 1 3.

Astronomie.

Astronomisches Jahrbuch für das Jahr 1813; vom J. E. Bode, Astronom und Mitglied der Akademie. Berlin, 1812. gr. 8.

In der Darstellung der Umlaufszeit der Entfernungen und Größen der Planeten sind nun alle vier neu entdeckten Planeten aufgeführt. — Von den 31 Abhandlungen bemerken wir folgende: Beyträge zur Berechnung der geometrischen Oerter der Planeten, von Littrow in Krakau. Darstellung der von Gauß erfundenen Methode und Nachlese dazu. — Astronomische Nachrichten von Benzenberg. Beschreibung seiner Sternwarte. Sie beweist, daß bey dem gegenwärtigen Zustand der Astronomie eine kleine, wohlfeile Sternwarte eben so brauchbar seyn könne, als eine große, mit Kosten erbaute. Man muß nur wenige, aber gute Werkzeuge anschaffen, und die Sternwarte auf der ebenen Erde und im Freyen erbauen. Den hohen Gebäuden fehlt bey aller Kostspieligkeit doch oft Festigkeit: daher haben die Pariser Astronomen ihre Sternwarte verlassen, und sich in ein kleines Gebäude auf der ebenen Erde begeben. Eben dieses ist der Fall mit der auf der ebenen Erde aufgerichteten Sternwarte zu Seeberg bey Gotha; da hingegen auf hohen Sternwarten der Astronom fast die Hälfte seiner Zeit mit Berichtigungen der Instrumente verschwenden muß, wegen des Einflusses der Wärme auf das Gebäude. — Beschreibung des Mayerschen Wiederholungskreises, von Ebendemselben. Nicht Borda, sondern Mayer machte die Entdeckung, die Winkel durch Wiederholung so genau, als möglich, zu messen, und dadurch die Fehler der Beobachtungen zu vermindern. Borda hat, wie der Moniteur behauptet, in allweg dieses Geheimniß gefunden, (nicht erfunden) aber in Mayers Mondstafeln. Seitdem haben mehrere Künstler Verbesserungen des Wiederholungskreises versucht, z. B. Borda durch zwey Fernröhren und ein zusammengesetztes Stativ, wodurch aber das Instrument wandelbar wird. Der Verf. beschreibt hier ein vorzügliches Instrument von Baumann in Stuttgart, welches diese Fehler nicht hat, und dennoch verhältnißmäßig wohlfeil ist. — Reihen zur Berechnung der Elemente einer Planetenbahn, von Pfaff in Dorpat, jetzt in Nürnberg. Der Verf. gibt hier bequemere Gleichungen, als Gauß in seiner Theoria motus Corporum coelestium: sie werden durch Näherung vermittelst continuirlicher Brüche aufgelöst. — Neue Elemente der wahren Bahn des Kometen von 1807, von Bessel in Königsberg. Die Berechnung geschah mit Berücksichtigung seiner Störungen durch Planeten auf eine neue Art, wodurch er die Ellipse unmittelbar berechnete. Bey der parabolischen Hypothese, in welche sich die Beobachtungen nicht fügten, würden Fehler von mehr als zwey Minuten entstanden seyn. — Formel für die Mittelpunktsgleichung einer Planetenbahn, von Littrow in Krakau. Sie hat Vorzüge vor den bisherigen Methoden. Die Gesetze des Fortgangs der Reihen lassen sich leichter übersehen; auch convergirt sie schnell. Astronomische Bemerkungen von Oltmanns. Ueber den Einfluß großer Erhöhungen des Beobachtungsortes über die Meeresfläche auf astronomische und geographische Untersuchungen. Sie muß bey feinen Beobachtungen allerdings in Betracht genommen werden, da sie die geographische Länge um zwey und mehrere Secunden verändern kann; bey Sternbedeckungen ist der Einfluß noch größer, indem durch den vergrößerten Halbmesser des Orts die geocentrische Polhöhe und die örtliche Mondsparallaxe sich ändert. Der Verf. gibt Formeln zur Berechnung des Einflusses. — Nachrichten aus London. Herschel wollte vor etlichen Jahren eine Abplattung der Polargegenden des Saturns beobachtet haben; nun aber erklärt er die Beobachtung für eine optische Täuschung, die die Darzwischenstellung des Rings, der die Lichtstrahlen ablenkt, verursacht. — Vorschlag zu einem natürlichen Maßsystem, von Professor Hauff. Der scurrilische Kästner urtheilte bekanntlich in einem Schreiben an la Lande über die neuern Bemühungen zur Einführung eines neuen Maßes also: „Durch mühsame und immer unzuverlässige Messungen nach Maßen, die man schon hat, eine Größe zu bestimmen, daraus eine andere berechnen, und diese einem neuem Maße zum Grunde legen, das gehe über die Weisheit des Reuters, der das Thier suchte, auf dem er ritt." Der Verfasser will ein natürliches Maß einführen, indem er die auch schon von andern empfohlene Länge des Secundenpenduls unter dem Aequator an der Meeresfläche zu Grunde legt. Die scheinbare Größe des Erddurchmessers von der Sonne aus betrachtet, ist 17,4 Sec.; nun ist ein Object, dessen Durchmesser in der Entfernung von ⅓ der Länge des einfachen Secundenpenduls unter dem Aequator vom Auge gehalten, dem von der Sonne aus gesehenen Erddurchmesser, von 17,4 Sec. gleich ist, beynahe = 0,012 Linien des alten französischen Fußes; das Tausendfache gelte nur für einen Zoll.

Geschichte.

Der schweizerische Geschichtforscher. Erster Band. Erstes Heft. Bern, bey Walthard. 1812. 8.

Durch die Bemühungen des bernischen Schultheis von Mülinen trat vor einem Jahr die Gesellschaft zusammen, deren erste Früchte jetzt vorliegen. „Um das Interesse für das Studium der schweizerischen Geschichte zu beleben (sagen ihre Statuten), und den, in den verschiedenen Ortschaften der Eidgenossenschaft und den angrenzenden Gegenden zerstreut wohnenden Freunden desselben, sowohl einen Vereinigungspunkt, als ein Mittel zu geben, ihre historischen Aufsätze und Entdeckungen dem Publikum bekannt zu machen, haben sich mehrere Vaterlandsfreunde entschlossen, zu Bern, wo in den Archiven und in den öffentlichen und Privat-Bibliotheken noch viele unbenutzte Materialien für die schweizerische Geschichte aufbewahrt sind, eine geschichtforschende Gesellschaft zu errichten, und die Arbeiten der Mitglieder derselben und anderer Liebhaber der vaterländischen Geschichte in einer Zeitschrift bekannt zu machen.“ Wirklich ist schon die Eröffnung der neuen Zeitschrift verdienstlich: denn seit das schweizerische Museum aufhörte, fand der Geschichtforscher dieses Landes keine bequeme Gelegenheit für Mittheilung seiner Forschungen. Das vorhandene erste Stück eröffnet sich mit dem sehr vorzüglichen Versuch einer Geschichte der Reichsfreyherren von Weissenburg im Bernischen Oberlande, aus der Feder des Hrn. von Mülinen. Die verdienstliche Arbeit ist überall aus den Quellen geschöpft, und eben so sehr Geschichte des Landes als Geschichte jener Freyherren. Der Verf. will fortfahren, auf ähnliche Weise die Geschichte auch der übrigen Freyherren der oberländischen Alpen in den letzten Zeiten der Zähringischen Herzoge zu beschreiben. Ein Ungenannter hat die älteste Urkunde der Stadtrechte von Freyburg im Uechtland von 1178 und 1243 abdrucken lassen, und sie mit erläuternden und vergleichenden Anmerkungen begleitet. Ueber den, durch seinen eignen und seines Sohnes gewaltsamen Tod bekannten freyburgischen Schultheis und Ritter, Franz von Arsent, wird eine alte Handschrift hier zum ersten Male bekannt gemacht. Sie bestätigt freylich nur, was man von diesem Justizmord von 1507 schon wußte: der unglückliche Schultheis fiel als Opfer der Privatrache und der schlechten Justizformen seiner Stadt; seine Gefangennehmung und Hinrichtung werden umständlich erzählt. Recensionen schweizerischer Geschichtwerke beschließen das Heft.

Schöne Künste.

Ueber die antike Gruppe Castor und Pollux, oder vom Begriffe der Idealität in Kunstwerken. Von Carl Friedr Rumohr. Hamburg, bey Perthes. 1812. 32 S. 4.

Der eine Theil dieser Schrift, den man den polemischen nennen kann, bestreitet Lessings Ausspruch, man müsse den Künstler und den Handwerker von einander trennen, nicht eben mit siegenden Gründen, da Lessing offenbar den bloß mechanischen Handwerker dem technischen Künstler entgegen stellte; und prüft dann die mannigfaltigen Vorstellungen über Kunst und Ideal. Der zweyte Theil handelt von einer Gruppe von zwey Statuen, die aus griechischem Marmor gebildet, im spanischen Lustschlosse San Ildefonso sich befindet, und nach Einigen Castor und Pollux vorstellt, nach Andern Hesperus und Lucifer, Orestes und Pylades u. s. w. Beygegeben sind antiquarische Bemerkungen, die von vielem Scharfsinne zeugen.

Memnons Harfe und Titans Strahl oder die Wirkungen der Phantasie, von Dr. Heidemann. Leipzig, bey Barth. 1811. 14 S. 8.

Ein anmuthiges Geschwätz zum Preise der Phantasie, nicht reich an Gedanken, desto reicher an Blümchen und Süßigkeiten im Stil. Wir glauben aber die Verfassung desselben hat Hrn. Heidemann eine angenehme Stunde gewährt; da die Durchlesung nur wenige Minuten raubte, zürnen wir nicht.

Marie, von August Freyherrn von Steigentesch. 2 Bände. Gießen, b. Heyer. 1812. 8.

In der bekannten geistreichen leicht französischen Manier fährt der Verfasser fort, uns die glänzenden Erbärmlichkeiten der sogenannten höhern Stände in einzelnen Bildern, die sich zu einem Ganzen fügen, vor Augen zu stellen. Man könnte ihm die Wahl seines Gegenstandes zum Vorwurf machen; da er indeß nicht mit dem Wohlbehagen so mancher Schmierer bey diesen Gegenständen weilt, so hindert uns nichts, diesen Roman als einen warnenden Spiegel anzusehen, und auf den Verfasser Schillers Ausspruch: wer einen Tiger mahlen wolle, dürfe die Flecken nicht übersehen, anzuwenden.

Poetischer Almanach für das Jahr 1812, besorgt von Justinus Kerner. Heidelberg, b. Braun. 295 S.

Ein buntes Gemisch mannichfaltiger Töne, deren einige lieblich, andere mißhällig klingen. Die Zierde des Stückes ist das Schlachtfeld und Wehmuth vom geistreichen Verfasser der Undine. Zunächst ihm steht der Herausgeber, dessen Romanzen und Lieder, bey all ihrer stellenweisen Dunkelheit, anziehen. Varnhagen und Uhland haben ebenfalls lobenswerthe Beyträge geliefert. Graf Löben ist bis zum Uebermaß kindlich. Man freut sich seiner Taubeneinfalt, wünscht ihm aber nur ein wenig Schlangenklugheit dabey. Kurd zeigt sich als originellen Erzähler im Volkston. Außerdem verdienen minder und mehr Auszeichnung die Beyträge von Gustav Schwab, Volker, Friedrich Kölle, Franz Küninger, Amalie Helmina, Rosa Marie. — Hebel und Conz würden wir noch besonders ausheben, wenn sie hier an ihrem Platz stünden. Wir fragen sie: wie seyd ihr unter die Romantiker kommen?

Gedichte von H. J. Collin. Wien, bey Strauß. 1812. 288 S. 8.

Diese Gedichte voll Ernst und Würde erinnern mit Wehmuth an den früh gestorbenen Dichter. In wenig Menschen hat sich Talent und Charakter so durchdrungen wie in ihm, und daher erfüllen uns seine Poesieen, die so durchaus der lautere Abdruck seines Inneren sind, mit Bewunderung und Liebe. Die Sprache folgt der erhabenen Gesinnung; sie ist edel, kräftig und vollendet. Ganz vorzüglich Collins Wesen aussprechend

sind Rudolph Vater und Sohn, Rudolph und Lobkowitz, Herzog Leupold vor Solothurn, und Max auf der Martinswand. Ein herrliches Gedicht ist auch Haydn's Jubelfeyer, in Terzerimen. Doch es ist unnöthig, ein Weiteres hinzuzufügen, da Collins Werke bald in jedes Deutschen Hand seyn werden.

Gedichte von August Fresenius. Darmstadt, bey Heyer und Leske. 1812. 191 S. 8.

Es fehlt diesem jungen Dichter nicht an Phantasie, an warmem Gefühle für das Wahre und Schöne, an produktiver Kraft des Gemüthes, an Fülle und Innigkeit; allein wir vermissen die gehörige Reifheit des Urtheiles und Geschmackes, die aber gewiß, als die Frucht späterer Jahre, zu den übrigen schönen Eigenschaften sich hinzugesellen wird. Originell ist die Weihe des Schwertes, nach der Melodie des Schillerschen Reuterliedes; und das gleich darauf folgende Trinklied. Das Lied am Grabe des Vaters macht dem Kindesherzen des Verfassers Ehre. Voll heiterer Lebensfröhlichkeit ist das Gedicht S. 90. Die Lieder der Liebe geweiht sind zum Theil tiefempfundene, doch einige darunter zu spielend und nichtssagend. Wir theilen die Antwort auf das bekannte Lied der Thekla mit.

Max.

Zur Felskluft brauset hinab die Fluth,
Des Jünglings Auge da drunten ruht,
Die Welle wol quillet an sei'gem Ort,
Doch sie muß aus seliger Heimath fort
Zur zackigen schäumenden Tiefe.
Die Liebe lebet, die Freud' ist todt,
Und was die sonnige Höhe mir bot,
Das such' ich da drunten in dunkler Kluft,
Die Locken umflattert mir Todesluft,
Hinab in die schäumende Tiefe!

Zu wünschen wäre, daß der Verf. auf Darstellung und Versbau mehr Fleiß wendete, und mit mehr Auswahl schriebe. Er versuche sich eine Zeitlang in den strengen Formen der antiken Metrik, und kehre erst, wenn er in diesen sich Leichtigkeit errungen, zu den leichten Formen des Goethischen Liedes zurück.

Elios Blumenkörbchen von Aug. v. Kotzebue. Darmstadt, bey Heyer und Leske. Drey Theile.

„Wenn Elios Blumenkörbchen auch kein anderes Verdienst hat, als daß es bequemen Lesern Blumen vor das Ruhebett bringt, die sie selbst auf den Steppen nie gesucht haben würden: so möchte das gerade nicht das geringste Verdienst seyn.“ So spricht Hr. v. Kotzebue, und wir gestehen ihm gern ein, daß seine Geschenke durch Inhalt und Mannigfaltigkeit ergetzen und belehren; aber die andern Verdienste, auf die er hindeutet, aufzufinden, hat Ref. nicht gelingen wollen. Sind es etwa Aufschlüsse und neue Ansichten über Helden der Weltgeschichte, wie folgendes über Xenophon: „Als Geschichtschreiber mag Xenophon wol groß erscheinen; als Feldherr bleibt er nur ein Räuberhauptmann, dem Gewalt immer auch Recht war.“?

Latona. Unterhaltungsschriften von Franz Horn. Berlin, bey Nicolai. 1811. 1812. 2 Theile. 8.

Mancherley wird uns in diesen Unterhaltungsschriften angeboten, Gutes und Schlechtes durcheinander. Zu dem Schlechten rechnen wir die Scenen aus einem Trauerspiel: Isidor, Graf von Santacasa, und die vermischten Gedichte; zu dem Guten einige Kritiken und Andeutungen, unter denen jedoch viel Plattes und Mittelmäßiges sich befindet, und Vieles zu anmaßend absprechend hingestellt ist.

Vermischte Schriften.

Spielalmanach für Karten-, Schach-, Bret-, Billard-, Kegel- und Ballspieler zum Selbstunterricht von Julius Cäsar. Nach den gründlichsten Regeln und Gesetzen durchaus verbessert von G. W. von Abenstein. Berlin, bey Gottfried Hayn. 1813.

„Dieser Almanach hat durch die gegenwärtige Ausgabe wesentliche und wichtige Vorzüge vor seinen frühern Vorgängern gewonnen. Alle darin enthaltenen Spiele sind in vielen bedeutenden Rücksichten verbessert und mehrere gänzlich umgearbeitet worden; unter die letztern gehören das Casino-, das Imperial-, und das Tokkateglispiel. Einige neue sind hinzugekommen, als: das Commerce- und Alliancespiel. Das Schach ist berichtigt, und nach Koch vervollständigt worden.“ So sagt der Herausgeber in der kurzen Einleitung, und man muß ihm einräumen, daß er nicht unbescheiden übertreibt, sondern einfach die Wahrheit dessen, was geleistet ist, erzählt. Außerdem enthält diese Einleitung eine Art von moralischer Vertheidigung des Kartenspiels, und eine kurze Uebersicht des Entstehens und der Ausbildung desselben, die äußerst lehrreich ist. In jener heißt es: „warum sollen wir nicht spielen? Spielen war ja die erste und einzige Beschäftigung unserer Kindheit und bleibt uns die angenehmste im ganzen Leben. Die schönsten Künste der Musen sind Spiele, und ohne die keuschen Grazien stellen auch die Götter, wie Pindar sagt, weder Tänze noch Feste an. Nehmet vom Leben weg, was erzwungener Dienst der eisernen Nothwendigkeit ist, was ist in allem übrigen nicht Spiel? Die Künstler spielen mit der Natur, die Dichter mit ihrer Einbildungskraft, die Philosophen mit Ideen“ (die Katzen, fügt Ref. hinzu, mit den Mäusen), „und die Schönen mit unsern Herzen.“ Bis so weit ist die Rechtfertigung des Spiels weder einleuchtend noch bündig; denn der Verf. treibt offenbar ein Spiel mit dem Worte Spiel: aber mehr befriedigt er, wenn er fortfährt: „Bloß in der Beschaffenheit der Spiele, und in der Art zu spielen liegt der Unterschied, der ihren guten und bösen Einfluß, ihre heilsamen und verderblichen Folgen bestimmt;“ und hierauf die Unschuldigkeit des Spiels zeigt, wenn es ohne Betrug, ohne Gewinnsucht und heftige Leidenschaft vollbracht wird. Die im Almanach enthaltenen, umständlich aber nicht weitschweifig, beschriebenen Spiele sind folgende: 1. Das L'Hombrespiel. 2. Das Whistspiel. 3. Das Bostonspiel. 4. Das Casinospiel. 5. Das Imperialspiel. 6. Das Tarokspiel. 7. Das Piquetspiel. 8. Das Tresettspiel. 9. Das Commercespiel. 10. Alliance. 11. Das Pharaospiel. 12. Das Schachspiel. 13. Das Tokkateglispiel. 14. Das Billardspiel. 15. Das Kegelspiel. 16. Das Ballspiel.

Kinderbibliothek oder Anleitung zu mancherley nützlichen und angenehmen Beschäftigungen für Kinder von H. A. Kerndörffer, Doctor der Philosophie. Zweyter Theil, enthaltend den kleinen Taschenspieler. Zweyte, sehr vermehrte Auflage. Mit Kupfern. Pirna, bey Carl August Friese. 1812. 12.

Referent weiß aus seinen Kinderjahren, welchen Reiz solche Bücher für die Einbildungskraft des Kindes haben; denn der Hang zum Wunderbaren und Abenteuerlichen ist uns von der Natur eingepflanzt, und Wunder hervorbringen zu wollen, ist wol irgend einmal eines jeden Menschen Lieblingsgedanke gewesen. Wenn nun ein solches Buch außer dem Reize für die Neubegier, die leicht zur Wißbegierde kann veredelt und hinaufgebildet werden, noch so viel Lehrreiches aus der Naturkunde darbietet, oder so viel Stoff zum Nachdenken und zur Schärfung des Urtheiles, wie das gegenwärtige besonders in den arithmetischen Kunststücken, so können wir es mit Recht als ein nützliches Büchlein zugleich der Unterhaltung und der Belehrung den Kindern in die Hände geben. Die Abtheilungen dieses kleinen Taschenspielers sind: I. Das Becher- und Muskatenspiel. II. Verschiedene magische Tinten. III. Arithmetische Belustigungen. IV. Kartenkunststücke. Von den letztern werden indeß wenige nach diesem Buche sich einlernen lassen, weil es hier größtentheils auf eine große Geschwindigkeit und Fertigkeit an Volteschlagen und mehr dergleichen ankömmt, das nur durch eine vieljährige, täglich fortgesetzte Uebung kann erworben werden. Und in der Hinsicht möchte das Unbegreifliche für die Kinder durch eine natürliche Erklärung auch schwerlich gehoben seyn, da das bey Weitem Unbegreiflichere, eben die erforderliche oft alle Wahrnehmung durch die Sinne überschreitende Geschwindigkeit, sich jeder natürlichen Erklärung entzieht.

Erzählungen für Kinder und Kinderfreunde, gesammelt und herausgegeben von J. P. Gerlach, Pfarrer am Berge zu Pappenheim. Mit Kupfern. Nürnberg, bey Friedr. Campe. 1812. 12.

Dies Büchlein ist entstanden, wie viele, und hat tausend seines Gleichen, die ihm am Werthe weder voran- noch hintennach stehen. Der Herausgeber ist ein geradsinniger Mann, dem die Erziehung seines Kindes, welchem das Büchlein zunächst bestimmt ist, warm am Herzen liegt. „Es ist bekannt genug," sagt er, „daß es für die meisten Kinder keine angenehmere Unterhaltung gibt, als Erzählungen. Mit gespannter Aufmerksamkeit horcht der Schüler auf die moralische Erzählung des Lehrers, und das Feuer der Tugend glüht in seinem Herzen auf; der Abscheu vor dem Bösen, dem Schlechten gewinnt an Stärke und Umfang; ein glühender Durst nach Thaten, oder ein kalter Schauer der Abneigung durchbebt die Seele des Knaben, der den alten redseligen Krieger von seinen Feldzügen und ihren Beschwerden erzählen hört; eine schaudervolle Lust bewegt das junge Gemüth, das die großmütterliche Erzählung vom dreybeinigen Hunde, vom Feuermann ohne Kopf vernimmt. Doch, wer erinnert sich nicht selbst der seligen Stunden, im Schoße der Natur oder hinterm warmen Ofen verlebt, die ihm die Erzählungen wohlwollender Menschen gaben!" In den gelieferten Erzählungen, Fabeln, Gedichten, Parabeln u. drgl. vermissen wir fast nichts, als daß für die Phantasie zu wenig gesorgt ist. Einige Mährchen der tausend und einen Nacht, in der schlichten, treuherzigen Sprache Galland's, wären dem Kinde gewiß willkommen gewesen. Uebrigens hat sich Hr. Gerlach geflissentlich vor der Aufnahme läppischer Dinge in Acht genommen, und scheint mit Refer. darin einverstanden, daß ein recht gutes Buch für Kinder in gewissem Sinne auch ein Lieblingsbuch für Erwachsene müsse seyn können.

Die Schlacht bey St. Jacob am 26. August-Monat 1444 nach allen ihren merkwürdigen Umständen beschrieben, von Marcus Lutz, Pfarrer in Laufelfingen, Kantons Basel. Basel, bey Flick, 1813. 12.

Die Helden von St. Jacob bey Basel, und dieser Ort selbst, glänzen in der Geschichte der Schweiz.

Ille quidem fama, memorique poemate dignus
Vivet in aeterna posteritate locus

sang davon Barläus; die Geschichtschreiber des Landes wetteiferten in Darstellung der Schlacht; Johann von Müller hat sie am würdigsten gefeyert. „Dies ist der Tag (so schließt sein Gemählde) bey St. Jacob an der Birs, welchen ausländische Geschichtschreiber der Thermopylenschlacht gleichgehalten, ja vorgezogen haben. In der That fing er mit Fehlern an, die nur dieser Ausgang gut machen konnte; denn da die erste Unvorsichtigkeit dem Feind zu einem Sieg und in das Vaterland einen Weg bahnte, warfen sie ihre Leichname wie zu einem Bollwerk auf, welches mehr als die stärkste Mauer abschreckte; ja es ist an der Birs glorwürdiger gestorben, als anderswo gesiegt worden. Oft ist das Glück der Uebermacht, so ein Wille aber nur der Tugend gegeben. Daher alle freye Völker, in Gefahren der Unabhängigkeit, von den Helden an der Birs das Beyspiel der Unbezwingbarkeit abzunehmen haben." Darum ist denn auch kaum ein anderes Ereigniß mehr geeignet, aus dem vaterländischen Annalen ausgehoben und dem Jünglinge zum Vorbild aufgestellt zu werden. Und so glücklich die Auswahl, so gelungen darf man auch die Ausführung der kleinen Schrift nennen. Die Erzählung des Hrn. Lutz ist einfach, würdig und klar. Er beginnt mit dem bekannten Sittengemählde Basels zur Zeit der großen Kirchenversammlung durch Aeneas Sylvius, und beschreibt die Lage von St. Jacob. Es folgt die Erzählung der gleichzeitigen innern Verhältnisse der Eidgenossen; der Ursachen, welche den Zug der Armagnacken herbeyführten; dann Basels gefährliche Lage, die schwierige Hülfe von Seiten der Eidgenossen, die Schlacht, ihre Folgen und der zwischen dem Dauphin und den Eidgenossen zu Stand gekommene Friede. Ein topographischer Plan der Gegend versinnlicht die Beschreibung der Schlacht. Angehängt sind Gedichte auf dieselbe von Am Bühl, Bach, W. Huber, und Lavater. Gewiß wird man dem Sänger der Schweizerlieder den Vorzug einräumen. Lavaters Lied endet also:

Wenn Heldenmuth im heißen Krieg
Nicht immer siegen mag;
Er ist doch schön: dem schönsten Sieg
Gleich diese Niederlag'!
Erstaunt und blaß sah der Delfin
Sein bestes Volk im Grab;
Sein Sieg erfüllt mit Grauen ihn;
Er zittert und zieht ab.

Nr. 6.

Uebersicht der neuesten Literatur.

1813.

Astronomie.

Monatliche Correspondenz zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde. Herausgegeben von Freyherrn von Zach, nun von Lindenau. Jahrgang 1812. 1s—6s Stück. Gotha, bey Becker.

Ueber der Schweif des grofsen Kometen von 1811, von Ulbers. Die ungewöhnliche und veränderliche Gestalt seines Schweifes entstehe wahrscheinlich von einer doppelten Repulsivkraft, womit die entwickelten Dämpfe sowohl vom Kometen, als von der Sonne abgestoßen werden. Ueber die Bestimmung des wahrscheinlichsten Resultats aus den Resultaten einer grossen Menge von Beobachtungen, von la Place. Bedingungsgleichungen für den Fall, wenn man eins oder mehrere schon nahe bekannte Elemente durch die Summe einer grossen Menge von Beobachtungen corrigiren will. Fortgesetzte Beobachtungen über den großen Kometen 1811, vom Herausgeber. Die Erfahrung, nach welcher solche Kometen, welche nahe an der Sonne vorbeygingen, uns sehr ausgebreitete und verdünnte Schweife gezeigt haben, bringt dem Verf. auf die Vermuthung daß der den Schweif bildende Stoff in einer größern Entfernung von der Sonne mehr verdichtet sey und daher im Verhältniß der vermehrten Dichtigkeit uns Licht von grösserer Intensität zusenden könne. Beobachtungen des Kometen von 1807, von Schröter. Sie liefern so interessante, als lehrreiche und neue Resultate, welche um so eher möglich waren, da er bey einer großen Lichtstärke einen ziemlich scharf begränzten Kern hatte. Mit der Entfernung von der Sonne und Erde nahm die Ausdehnung des Lichtballs nicht ab, sondern zu, woraus er schloß, daß sein Licht ein eigenthümliches, ätherisches Licht sey. Merkwürdig ist ferner sein doppelter Schweif, die größere Helligkeit der nördlichen Seite, endlich seine schnelle Veränderlichkeit. In der kurzen Zeit von einer Secunde dehnten sich die Lichtstrahlen im Sehfelde des Kometensuchers um 2 ½ Grade aus, welches nach der wahren Ausdehnung beynahe eine Million geographischer Meilen betragen muß. Der Verf. schließt hieraus, daß eine ungeheure, der elektrischen und galvanischen ähnliche Naturkraft auf ihm wirken müsse. Ueber den Ursprung der Kometen, von la Grange. Untersuchung der Explosionskraft, um einen Planeten also zu zersprengen, daß eines seiner Stücke den elliptischen oder parabolischen Lauf eines Kometen annehme. Wenn z. B. die Geschwindigkeit der Erde in ihrer Bahn 70 mal größer ist, als die Geschwindigkeit einer aus einem 34 Pfünder abgeschossenen Kanonenkugel, so wäre diese Kraft bey der Erde für einen rechtläufigen Kometen 121, und für einen rückläufigen 156 mal größer, als die Geschwindigkeit einer Kanonenkugel, um den zersprengten Theilen eine parabolische oder elliptische Bahn zu geben. Ueber Tafeln für die Sonnen-Coordinaten, in Beziehung auf den Aequator, von Gauß. Die Abhandlung betrifft die von Gauß erfundene Methode, die geocentrischen Oerter der Himmelskörper durch ihre unmittelbare Beziehung auf den Aequator vermittelst dreyer rechtwinklicher Coordinaten zu berechnen. Ueber eine Behauptung Kepplers, von Mollweide. Insgemein behauptet man, er habe die Umdrehung des Monds um seine Axe geläugnet. Der Verf. zeigt hier aus einer Stelle seiner Schriften, daß er diese Behauptung in der Folge zurückgenommen habe. Ueber Wiederholungskreise mit feststehender Säule und Einem Fernrohr. Mehrere Astronomen erklärten sie für bequemer als die bisherigen mit zwey Fernröhren und einer beweglichen Libelle, wo zur Beobachtung zwey Personen erfodert werden. Der Herausgeber zeigt aber hier, daß sie vielen Abweichungen unterworfen seyen, und sehr behutsam behandelt werden müssen. Versuch, die Berechnung der Zeitgleichung zu erleichtern, vom Herausgeber. De Lambre gab dem Ausdruck für Zeitgleichung eine elegante Umformung, nach welcher diese ganz zur Function der mittlern Sonnenlänge wird. Hier gibt der Verf. ein Verfahren an, sie in dem Fall noch mehr abzukürzen, wo der Zweck der Rechnung erlaubt, ein Paar Decimalen zu vernachlässigen.

Schöne Künste.

Andenken der Freundschaft für 1813. Von J. H. von Wessenberg. Konstanz. 12.

Es sind Denkzeichen des Lebens, die der Weise und Dichter am Schlusse jedes Jahres den Freunden übergibt: alle durch Freundschaft eingegeben, in reinem Gemüthe empfangen, und dem liebevollen Herzen entquollen. Das diesjährige Heft ist reich an Erinnerungen der Reise, welche Hr. von Wessenberg im Laufe des Sommers nach Aschaffenburg, Fulda und Dresden, theils in Amtsverhältnissen, theils zum Besuche geliebter Verwandter machte. Zur Probe wählen wir die Strophen:

An den deutschen Primas.

Dir, Hoherpriester an dem heitern Dome
Der Weisheit, die so rein vom Himmel kam,
Und von der Welt, gleich einem Feuerstrome,
Hinweg des Bösen dunkle Schrecken nahm!
Dir gieng ich nach bis in die fernen Thale,*)
Von wo St. Bonifaz mit Gottes Strahle
Durch Deutschlands finstre Götzenhaine drang,
Und Wahn und Trug durchs Kreuz des Herrn bezwang.

Dort fand ich forschend Dich in hehrer Stille
Der Weisheit Tiefen, mit des Sehers Blick.
Vor ihm entsinkt den Mythen ihre Hülle;
Die Traumgebilde fliehen scheu zurück.
Du siehst den Keim der Wahrheit sich entfalten,
Aufblühen dann in herrlichen Gestalten.
Doch welken, ach! wo Lieb' ihn nicht bescheint,
Weil Liebe nur den Geist mit Gott vereint.

„Sey Gottes Priester!“ sprachst Du ernst, die Hände
Aufs Haupt mir legend, segnend, tief gerührt;
„Sey Priester Gottes, eingedenk, es sende
Die ew'ge Liebe, die die Welt regiert,
Als Herold dich, sie Allen zu verkünden
Durch Wort und That, den Lahmen auch und Blinden;
Daß Alle werden von der Selbstsucht frey,
Und nur ein Hirt und eine Herde sey.“

Noch sprachst Du so, da schien ein Chor der Engel
In mein Gemüth melodisch einzuziehn;
Und ich empfand, ich Sterblicher voll Mängel,
Als wäre Gott darinn, mein Innres glühn.
Hell ebneten sich der Gefühle Wogen;
Verklärend neigte sich ein Strahlenbogen,
Und sanft enttönt' es dem Gewölk voll Glanz:
„Die Liebenden empfah'n den Himmels-Kranz!“

Staatswissenschaft — Oekonomie u. dgl.

L. F. F. Freyherrn von Wernecks gemeinnützige Entdeckungen und Beobachtungen im Gebiete der praktischen Forstwissenschaft für Forstmänner, Kameralisten, Hüttenvorsteher, Professionisten und Holzhändler. Herausgegeben von C. P. Laurop. 1. Theil. Mit einem Kupfer. Carlsruhe, bey Macklot. 1811. 211 S. 8.

Hr. v. Werneck übersandte dem Hrn. Oberforstrath L. zwey Abhandlungen für die Annalen der Forst- und Jagdwissenschaft; da sie aber für dies Journal zu stark waren, beschloß Hr. L. sie besonders herauszugeben, und hat dadurch der Wissenschaft ein schönes Geschenk gebracht. Die erste Abhandlung über die Verkohlung der Hölzer rc. umfaßt den gegenwärtigen ersten Theil; den zweyten, der uns noch nicht zu Gesicht gekommen ist, wird eine Abhandlung über den wahren körperlichen Gehalt einer Scheiterklafter rc. füllen.

Ueber Zuckererzeugung aus Ahornsaft. Von Dr. Joh. Christ. Mikan, Prof. zu Prag. Mit zwey Abbildungen. Prag, bey Haase. 1811. 76 S. 4.

Des Verfassers Absicht ist, alle bisherigen Erfahrungen über den Ahornzucker unter den Forst- und Landökonomen mehr, als bisher geschehen ist, zu verbreiten, wobey er besonders auf das Bedürfniß seines Vaterlandes Rücksicht nimmt. In Böhmen nämlich sind drey Ahornarten einheimisch. 1. Der Berg-Ahorn (Acer Pseudo Platanus). 2. Der Spiz-Ahorn (A. Platanoides). 3. Der Feldahorn (A. campestre) von denen die beyden ersten viel Zuckerstoff enthalten, der dritte aber sich weniger für die Zuckerproduktion eignet. Die Unschädlichkeit des Anbohrens der Ahornbäume, wenn sie 7 — 8 Zoll im Durchmesser haben, wird hier durch neue Beweise bestätigt. Von der Zeit des Anbohrens wird umständlich gehandelt. Dann wird die Bereitungsart des Ahornzuckers, samt den dazu gehörigen Geräthen, gut und vollständig beschrieben, und zum Schlusse vom Anbau und der Pflege der Ahornbäume, besonders des Spitzahorns, geredet.

*) Von Fuld, oder dem alten Buchonien.

Die Teich- und Fischereywirthschaft, oder gründliche Anleitung, Fischteiche anzulegen und die Fischerey mit Nutzen zu betreiben. Von Joh. Andreas Günther. Erfurt, b. Hennings. 1811. 178 S. 8.

Diese nützliche Schrift zerfällt in drey Capitel. Das erste handelt von Teichen überhaupt. Das zweyte Capitel zeigt, wie die Fischteiche innerlich eingerichtet seyn sollen. Das dritte handelt von der Fischerey selbst in Teichen und Weihern.

Taschenbücher-Literatur.

Selam. Ein Almanach für Freunde des Mannichfaltigen auf das Jahr 1813. Von J. F. Castelli. Wien, gedrukt und im Verlage bey Anton Strauß. 284 S. 8.

Dieser niedlich gedruckte, mit gefälligen Kupfern geschmückte, Almanach hält, was der Titel verspricht; denn unter 23 Rubriken werden Fabeln, Sonette, Idyllen, Balladen, Romanzen, Erzählungen, eine Legende, Allegorien, kleine prosaische Miscellen, eine Epistel, Elegien, humoristische Gedichte, Oden, Lieder, eine dramatische Situation, Amoretten, eine Parodie, Xenien und Epigramme, Anecdoten, Aphorismen, Charaden und Räthsel geliefert.

Herr Castelli, der selbst manches wohlduftende Blümchen in den bunten Kranz flocht, hätte das Glück, von M. von Collin, von Retzer, der Freyinn von Krufft, Passy, Leon, Treitschke, (Namen, die in Deutschland schon rühmlich bekannt sind) gelungene Beyträge zu erhalten. Aber auch die Gaben von den übrigen Dichtern, besonders von Körner, Ruprecht, Emanuel Veith, Mallner, Pilat, Zettler rc. sind nicht zu verschmähen. Schade nur, daß Viele der Genannten den Reim wählen, ohne doch zu reimen; denn Erde, begehrte, unten, verschwunden, Laffen, bestrafen, oder noch auffallender: von dannen und vergangen, läßt sich sogar nach Bürgers schonendem Hübnerus redivivus nicht entschuldigen. Der Kynast von Körner ist leider! durch solche dem Ohr und Auge widrigen Reime nicht selten entstellt. Falsche Reime sind keine Reime, und Vorgänge großer Dich-

ter beweisen hier nichts. „Aber den Gedanken dem Reim' aufopfern?" — Beym Wahrbegeisterten schmiegt der Reim sich dem Gedanken an, und wer sich Schwierigkeiten auflegt, muß sie zu besiegen versteh'n. — Erfreulich wars dem Ref., diesen Almanach von romantisch-klingend-mystischem Unsinne ganz rein zu finden. — Unter den Epigrammen, Anecdoten und Miscellen ist manches Entlehnte. — Die prosaischen Aufsätze wechseln angenehm mit den Poetischen. Der Mann mit dem Regenschirm unterhält. Wie der Schelm ist, so denkt er lässt sich gut lesen. Kurz, was der Herausgeber in der Zueignung an die Fürstinn von Lobkowitz sagt, ist für Leser und Leserinnen erfüllt:

Du wirst darin verschied'ne Blumen finden,
Die unsre heimathliche Flur gebar.
Um einen Straus für dich daraus zu winden,
Bot jeder Gärtner seine schönsten dar.
Ich strebte nach dem angenehmen Ziele,
Zu mengen sie in Farbenwechselspiele.

Die drey Musikbeylagen vom Grafen Moriz von Dietrichstein, Himmel und Weigl sind zu loben.

Theologie.

Sommerpostille oder Predigten an den Sonn- und Festtagen von Ostern bis Advent. Erster Theil. Von Ostern bis zum neunten Trinitatis. Von Claus Harms, Diaconus zu Lunden in Norderdithmarschen. Kiel, bey Aug. Schmidt. 1811. 288 S. 8.

Mit wahrem Vergnügen zeigen wir diese Reden, die aus einem liebenden und erleuchteten Gemüthe entsprungen sind, unsern Lesern an. Man könnte Hrn. Harms vorwerfen, seine Predigten seyen zu tief für eine Landgemeinde; allein wer unter dieser Classe gelebt hat, der weiß, daß hier gewöhnlich mehr Empfänglichkeit und religiöser Sinn herrscht, als bey Städtern, die oft zur Unzeit eine äußere Bildung annehmen, welche ihrer innern Ausbildung entgegen steht. Es giebt eine gewisse Popularität, die der zu Verstand Gelangte fordert; aber eine höhere Popularität verlangt der einfältig kindliche Sinn des von keiner Convenienz berührten Naturmenschen. Belege dazu geben Stolzens Bibelübersetzung, die voll Verstand und voll Nüchternheit ist, und nur den sogenannten Gebildeten ansprechen kann, und Luthers Bibel, nach deren kräftigem Worte der Knabe wie der Ungebildete greift, und sich durch dasselbe, auch wenn er seinen Werth nur erst ahnet, doch gestärket fühlt. Hr. Harms ist, was noch besonders rühmlich erwähnt zu werden verdient, einer von den Volksrednern, welche die Aussprüche der heiligen Schrift in Ehren halten. Nichts kann auch für eine Gemeinde erbaulicher seyn, als wenn ihnen eine Rede durch bekannte Anklänge werth wird, und wiederum die Rede sie in ein tieferes Verständniß der heiligen Schriften hineinführt.

Philalethia: Eine Zeitschrift für Lehrer und nachdenkende Freunde der Religion, in Verbindung mit mehrern Gelehrten herausgegeben von Dr. Joh. Wilh. Reche. Eine Fortsetzung der vom Herrn O. C. R. Natorp herausgegebenen Quartalschrift für Religionslehrer. Duisburg und Essen. 1 Bd. 1—3 Heft. 612 S. 8.

Nicht bloß inländische, sondern auch ausländische Gelehrte arbeiten an dieser Zeitschrift, die zunächst für das Reich Westphalen bestimmt ist, und gewiß viel Gutes stiften wird. Der Herausgeber hat 4 Rubriken angenommen. 1) Eine theoretische. Außer dem, was der Herausgeber hier beygesteuert hat, verdient J. F. Möllers Aufsatz über den religiösen Sinn und Religiosität Beherzigung, und Hrn. Busch Erörterung der Frage, woher das gesunkene Ansehen des öffentlichen Gottesdienstes komme, die aber, wenn wir nicht irren, noch nicht ganz erschöpfend ist. 2) Die zweyte Rubrik enthält Vorlesungen, Reden, Cantaten, Lieder, Parabeln, unter denen viel Schönes. Ob nicht die Taufrede von Krummacher zu künstlich-allegorisch seyn sollte? Was würde wol daraus, wenn Prediger, die Krummachers Geist nicht haben, vom bloßen Nachäffungstriebe beseelt, eben so zu reden anfingen? 3) In der literarischen Rubrik sind Auszüge aus andern Büchern gegeben, die nicht Jeder besitzen kann, aber doch lesen soll. 4) Die historische Rubrik gibt interessante Vorfälle, die in die Religionsgeschichte einschlagen.

Bibeldeutungen von Johann Friedrich von Meyer. Frankfurt a. M. 1812. VIII u. 332 S. 8.

Aus zwey Stellen ergibt sich der Geist des vorliegenden Buches. S. 39 sagt der Verfasser: „So lange die Interpreten nicht an den mystischen Doppelsinn glauben, werden sie weder vernünftig, noch unvernünftig, weder irdisch noch geistig interpretiren können." S. 31. „Die alte Erklärung des 45. Psalmes von der Vermählungsfeier Christi mit seiner mystischen Braut, der Kirche, wird ewig aufrecht bleiben, wenn auch der nächste Sinn des Gedichtes auf die Vermählung oder auch Huldigungsfeyer eines irdischen Kronprinzen geht." Da hätten wir also wieder einen symbolischen Verfechter der typischen Gottesgelahrtheit, wie ihrer in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts so viele waren. Nur leider können wir uns zu diesem nicht viel Glück wünschen, da er, „arm an Kenntniß (S. 5.) des Hebräischen und ohne mündlichen Unterricht seinen Weg begonnen zu haben und bloß mit dem Stabe des Glaubens über den Jordan gegangen zu seyn" eingesteht; dabey aber einen nicht geringen Grad von Unduldsamkeit gegen Andersdenkende verräth. Nehmen wir indeß den Verf. von Seiten seiner Geistesgaben, so dürfen wir ihm eine lebendige Phantasie und einen gewissen Grad von Scharfsinn nicht absprechen, und bekennen gern in den XXI Abschnitten seines Werkes, worin Stellen des alten und neuen Testamentes beleuchtet werden, manchen guten Gedanken gefunden zu haben. Von den Abschnitten heben wir folgende als die bedeutendsten aus. 1. Das goldne Rauchfaß zu Hebr. IX, 4. 2. Er deckt den Bliz mit den Händen, zu Hiob XXXVI, 32. 3. Issaschar, der zinsbare Knecht, Act. XII, 15. 4. Die Seiten der Grube, Jes. XIV, 15. 5. Die goldene Rose, Micha IV, 8. 6. Wer sah den heiligen Geist bey der Taufe Jesu? 7. Ob aus der Mosaischen Schöpfungsgeschichte zu beweisen sey, daß Gott gleich anfänglich

Schlangen, Gewürme und Ungeziefer geschaffen habe? Ein origineller, scharfsinniger und dabey grenzenlos abgeschmackter Aufsatz. Man sollte glauben, eine Schlange habe den Verf. gebissen, und zum Danke dafür sage er ihr alles Böse nach; denn nie hätten wir gedacht, daß ein Mensch so aufgebracht seyn könnte auf ein thierisches Nebengeschöpf. 8. Von dem Rabbinismus der christlichen Ausleger. 9. Ueber den Cherubim auf der Bundeslade, Figur und Stand. 10. Der mosaische Leuchter. 11. Beurtheilung der biritischen Angaben von der Beschaffenheit der Stiftshütte und des salomonischen Tempels.

Iohannis Henrici Verschuiri Opuscula, in quibus de variis S. Literarum locis et argumentis exinde desumtis critice et libere disseritur. Edidit atque animadversiones adjecit Io. Anthonius Lotze. Utrecht, bey Wild und Altheer. 1811. LVI u. 458 S. 8.

In der Vorrede werden Nachrichten über den verdienstvollen Gelehrten Verschuir (geb. 1735 gestorben 1803) mitgetheilt. — Der vorliegende Band Abhandlungen ist größtentheils die Frucht seiner ländlichen Zurückgezogenheit in den lezten Lebensjahren. Wir heben aus ihm die merkwürdigsten aus: 1. De argumento libelli Ionae et veritate ejus historica. 2. Dissertatio de origine et causis insani idololatriae amoris et studii, maxime in gente Israelitica. 3. Observationes ad selecta quaedam Hoseae, Ioelis et Amosi loca. 4. Dissertatio philologica in selecta S. Cod. loca. — Sowohl vom Verfasser, als vom Herausgeber sind schätzbare Bemerkungen beygefügt.

Predigtbuch für den Bürger und Landmann über die Evangelien auf alle Sonn- und Festtage, von Ludwig Pflaum, Pfarrer in Helmbrechts. Culmbach, bey Spindler. 1811. 1 — 4s Heft. zus. 446 S. 8.

Für die Zuhörer des Verf. mögen diese Predigten ein recht angenehmes Geschenk seyn; in das größere Publikum hätte er sie nicht bringen sollen, weil sie den Forderungen, die man an gedruckte Predigten mit Recht macht, keineswegs Genüge leisten. An Feuer fehlt es dem Redner nicht, aber sein Feuer tobt zu wild und unbändig, und das hat auf die Disposition seiner Predigten oft einen schädlichen Einfluß. Auch ist er in der Wahl der Ausdrücke und Redensarten nichts weniger als delikat z. B. „Da vernimmt man die ungezogensten Reden, die gräßlichsten Flüche, die schamlosesten Zoten, und je schändlicher die Aufführung, je größer der Jubel." Auch angenommen, die Gemeinde des Verf. bestünde aus so ruchlosen Menschen, glaubte er in der That, durch solche Ausbrüche seines Eifers sie bessern zu können?

Vermischte Schriften.

Beytrag zur botanischen Systematik, die Existenz der Monocotyledonen und der Polycotyledonen betreffend, von Dr. F. E. L. Fischer. Zürich, bey Geßner. Mit 3 Kupfertafeln. 1812. 4.

Zufälligkeiten scheinen die Erscheinung der aus Gorenki bey Moskau vom Oktober 1808 datirten Schrift verzögert zu haben. Wenn indeß auch einige Entdeckungen und Beobachtungen der neuesten Jahre von Hrn. Fischer nicht geachtet werden konnten, so benimmt dies dem Werthe der kleinen, von Scharfsinn und Reichthum eigener Beobachtung zeugenden, Schrift durchaus nichts. Er wollte Jussieu's natürliche Methode und den Grundsatz, welcher die Samen zur Grundlage einer darauf beruhenden Ansicht der Gewächshaufen wählt, vertheidigen, und sagt u. a. sehr richtig: „Wenn man glaubt, es führe jene Methode zur Oberflächlichkeit und zu leichtfertigem Studium, so kann dies nur von übler Anwendung der an sich guten Sache gelten. Denn es erfordert diese Ansicht eine ohne allen Vergleich angestrengtere und anhaltendere Beschäftigung, als irgend ein künstliches, folglich auch als das Sexualsystem, und sie muß nicht nur alles das ohne Ausnahme, worauf im Sexualsystem gesehen wird, berücksichtigen, sondern noch bey Weitem mehr. Auch wird das Letztere gar nicht dadurch überflüssig, und wird vor und neben jener immer fortgelehrt werden, nur nicht als Grundhauptsache. Man denke sich die natürliche Methode als ein vollständiges, über die Natur geschriebenes, Buch, von welchem wir nur Bruchstücke kennen, durch deren Trefflichkeit aber angereizt wir streben sollen, das Ganze zu dechiffriren. Nun dient das künstliche System als ein Realcatalog über den Inhalt des Buches, aus welchem wir uns manchen Aufschluß über diesen holen können, der also verdienstlich und nothwendig ist."

Anleitung, den menschlichen Körper, besonders aber den weiblichen, nach seinen verschiedenen Abweichungen nach Grundsätzen zu kleiden und zu verschönern. Ein Handbuch für die, welche Damenkleider, Schnürleiber und Beinkleider u.s.w. verfertigen wollen, von J. S. Bernhardt, Damenschneider. Erster Theil, 1810. 112 S. u. 19 Kupfertafeln. Zweyter Theil, 1811. 120 S. 3 Tabellen und 6 Kupfertafeln. 8.

Wissenschaftliche Kanngießer, Drechsler, Tischler, Schuhmacher kennt Ref. theils persönlich, theils von Hörensagen; von einem wissenschaftlichen Schneider hatte er bisher nie gehört. Hier tritt ein gründlich wissenschaftlicher Schneider auf, der mit Recht bemerkt, es habe bisher an einem Buche, wie der Titel des vorliegenden Werkes angiebt, gefehlt und doch könne nur der Meister das rechte Wesen der Kleidermacherey, die Schönheit der Trachten, die Kunst des Schnittes beurtheilen. Dann beschwert er sich, daß die Lehrlinge in der Kunst des Kleidermachens so wenig Schulkenntnisse mitbringen; vor allem sey nothwendig Rechnen, Schreiben, freie Handzeichnungen, Vertrautheit mit dem Gebrauche des Cirkels, des Lineals, des Winkelmaßes; auch Bekanntschaft mit der Anthropologie, Mathematik, Anatomie u. dgl. mehr. Doch weilt der Verf. nicht ausschließungsweise in den Tiefen der Spekulation, sondern wendet sich auch zu dem Aeußeren der Erscheinung, und gibt hier treffliche praktische Regeln, die auch der unwissenschaftliche praktische Schneider mit Vortheil gebrauchen kann, im ersten Theile die Kleider betreffend für wohlgewachsene weibliche Körper; im zweyten die Bedeckung fehlerhafter weiblicher Körper, und die Bekleidung männlicher Gestalten.

Nº 7.

Uebersicht der neuesten Literatur.

1813.

Physik.

Annalen der Physik. Herausgegeben von L. W. Gilbert, Professor der Physik zu Leipzig. Jahrgang 1812. Fünftes bis achtes Stück. Leipzig, bey Barth. 1812. 8.

Merkwürdiger elektrischer Versuch von Munke, Prof. in Marburg. Der Versuch stellt vermittelst einer leichten Veränderung beyde Elektricitäten an einem und demselben Conductor dar. Ueber Meteorologie, von de Luc. Genaue Beobachtungen am Elektrometer und Hygrometer zeigten die Abhängigkeit der Menge der elektrischen Flüssigkeit von der Menge des Wasserdampfs, während des Zeitraums eines Tages. Einwendung gegen die bisherigen Erklärungen der Meteore, vorzüglich gegen die Erklärung der Entstehung des Blitzes. Man nimmt an, daß die Elektricität in der Wolke angehäuft sey, und daraus auf andere Wolken, oder auch auf die Erde überspringe, wenn solche davon verhältnißmäßig weniger besitzen; allein, eine Wolke ist ein dichter Nebel, mithin ein Leiter, in welchem die Elektricität sich nicht anhäufen kann, wo diese vielmehr sich augenblicklich durch die feuchte Luft verbreiten würde. So viel ist gewiß, daß in der Wolke, wo der Blitz erscheint, im Augenblick vorher keine Elektricität angehäuft war: mithin muß die so schnell entstandene Elektricität durch eine chemische Operation bewirkt werden, deren Ursache uns noch unbekannt ist, und in welcher die elektrische Flüssigkeit entweder aus irgend einer Verbindung, in der sie sich befand, entbunden, oder durch Zusammensetzung erzeugt wird. Eben so hält der Verfasser die Entstehung des Hagels für eine Folge einer plötzlichen Zersetzung gewisser Substanzen, und der gleichzeitigen Zusammensetzung anderer Substanzen in den elektrischen Wolken, wodurch plötzlich so viel freyes Feuer in chemische Verbindung tritt, daß die Temperatur in den höhern Theilen der Wolken tief unter den Gefrierpunkt herunter sinkt. Analyse der Eyerschalen von Vauquelin. Bisher glaubte man: sie bestünden aus kohlensaurem Kalk, dessen Theile durch einen thierischen Leim verbunden sind. Genauere Versuche zeigten ihm, daß sie auch noch kohlensaure Magnesia, phosphorsauren Kalk, Eisen und Schwefel enthalten. Notizen von Lappland, von Buch. Der Malström sey nur alsdann gefährlich, wenn der Nordwestwind der Ebbe entgegen blase; da aber im Sommer keine solche heftige Winde wehen, so sey er alsdann nicht sehr gefürchtet, und die Neugierde der Reisenden, die gewöhnlich nur im Sommer kommen, werde sehr getäuscht. Ueber das Niederschlagen des Silbers durch Kupfer, von Gay-Lussac. Es sey keine Legierung beyder Metalle; vielmehr erhalte man ganz reines, von allen fallenden Kupfer freyes Silber, wenn man das zuerst gefällte Silber besonders sammle; erst allmählig werde Kupfer niedergeschlagen. Analyse der Gehirnsubstanz des Menschen und einiger Thiere von Vauquelin. Er fand das Gewichtsverhältniß der Bestandtheile in der Gehirnmasse eines Menschen folgender Maßen in 100 Theilen: 80 Theile Wasser, 5, 13 einer fetten Masse, 7 Eyweißstoff, 1, 5 Phosphor, 5, 15 Phosphorsäure und Schwefel, 1, 12 eines eigenthümlichen thierischen Stoffes, den Rouelle seifenartigen Fleischextract nannte. Das kleine Gehirn eines Menschen, und das Gehirn grasfressender Thiere gaben dieselbe Resultate. Auch bey den Nerven fand er gleiche Resultate, nur daß sie weniger von der fetten Masse, und mehr Eyweißstoff enthalten. Der Verf. bemerkt übrigens, daß diese Untersuchungen über die physischen Functionen des Gehirns und den Ursprung der Ideen noch nicht den geringsten Aufschluß geben. Ganz natürlich! Die Chemie arbeitet im Groben, und ihre Wirkungen bedürfen noch einer höhern Erklärung aus höhern Kräften, die der Messung und der Wägung nicht unterliegen. Ueber die Ursache des Winterschlafs einiger Säugthiere, von Prunelle. Er ist von dem gewöhnlichen Schlaf ganz verschieden, und eine Art von Asphyxie. Die Glieder sind steif, der Umlauf des Blutes ist kaum wahrzunehmen, das Athmen und die thierische Wärme ist sehr geschwächt. Ueber das Gehörorgan blindgeborner Thiere, von Kunzmann in Berlin. Auch der Sinn des Gehörs ist ihnen während der ersten Tage verschlossen. Versuche über den Einfluß der Elektricität auf die Staubfaden der Berberis vulgaris, von Nasse. Sie äußerte eine große Kraft, um sie in Bewegung zu setzen; jedoch an dem negativen Pol mehr, als an dem positiven. Witterungsbeobachtungen im Jahr 1807 und 1811, von Mathieu. In beyden Jahren war ein bedeutender Komet in der Sonnennähe und den Erdbewohnern sichtbar; wenn man den unermeßlichen Strom von Licht betrachte, der aus ihm ausfließe, so werde man geneigt, den Kometen als einen ungeheuren Herd von Elektricität zu halten, der seine Wirkungen viel weiter erstrecke, als die Anziehungskraft, und in den meteorologischen Erscheinungen eine Hauptrolle spiele.

Sprachkunde.

Decan Stalders Versuch eines schweizerischen Idiotikons mit etymologischen Bemerkungen untermischt. Zweyter Band. Aarau, bey Sauerländer. 1812. 528 S. 8.

Den Freunden des Sprachstudiums und denjenigen der Länder- und Völkerkunde muß die Nachricht von der Beendigung des seit fünf Jahren unterbrochnen schweizerischen Idiotikons ungemein erwünscht seyn. Die, aus buchhändlerischen Verhältnissen herrührende, Verzögerung dieser zweyten Hälfte des mit verdientem Beyfalle aufgenommenen Werkes hat ihm freylich nur zum Vortheile gereicht, indem, als eine Frucht der unermüdeten Pflege, welche Hr. Stalder seiner Lieblingsarbeit widmet, eine reiche Nachlese zu dem ersten diesem zweyten Bande angehängt ist. Jetzt bleibt noch die schweizerische Dialectologie zurück, welche mit Vergleichungen älterer germanischer Dialekte und mit der angehängten Uebersetzung der Parabel vom verlornen Sohne in allen möglichen Schweizermundarten nächstens als eigenes Werk soll ausgegeben werden. Jene Parabel in allen Schweizerdialekten zu sammeln, war der Verfasser durch den französischen Minister des Innern veranlasst worden, der seine Zufriedenheit mit dieser Arbeit der französischen Gesandschaft in der Schweiz sehr unzweydeutig zu erkennen gab: „Ma demande a rencontré," schrieb der verstorbene Graf von Champmol, „dans Mr. Stalder un philologue zélé, qui etait plus en état que personne d'en bien saisir l'objet, d'en apprécier le but et l'utilité, et d'y satisfaire d'une maniere complette et interessante."

Das schweizerische Idiotikon gehört unter die gelehrten Arbeiten, die nicht aus Büchern oder schon vorhandenen Sammlungen geschöpft werden können, sondern sie mußte aus der lebendigen Welt, aus der mannigfaltigen Umgangssprache aller Volksklassen, mit unsäglicher Mühe, aus allen Theilen Helvetiens zusammengebracht werden. Die nur allzuseltenen Freunde, welche ihm dabey hülfreiche Hand boten, rühmt Hr. Stalder mit dankbarem Gedächtnisse. „Noch jetzt" sagt er in seiner Vorrede zum zweyten Theil, „zweckt mein sehnlichster Wunsch dahin, ein soviel möglich vollständiges Idiotikon zu liefern, theils zum richtigen Verstehen und lebendigern Eingreifen der dunklen Sprachüberreste des deutschen Alterthums, welche uns besonders die Minnesänger, von denen so viele in unserer Schweiz lebten, in ihren Liedern aufbewahrt haben, theils zur Bereicherung des deutschen Sprachschatzes und zur Auswahl so mancher schöner, oft die feinsten Individualitäten scharf bezeichnender, Ausdrücke unserer Vorfahren, wie selbst davon unsre klassischen Schriftsteller, Bürger, Schiller, Voß, Wieland und Goethe hin und wieder einen glücklichen Versuch gewagt haben; und deswegen möchte ich jeden Schweizer, welcher für die Sprache längstverflossner Jahrhunderte (das Palladium eines Volkes), wie für die Sitten der grauen Vorwelt (das Palladium eines freyen Volkes) eine treue Vorliebe fühlt, freund-eidgenössisch bitten, die Lücken meiner Arbeit ausfüllen zu helfen, und diesen meinen Versuch der schweizerischen Sprachkunde, zu einem vollkommenen Nationalwerk zu fördern."

Zum Beweis und als Probe, wie viel Lehrreiches und wie viel Unerwartetes wohl auch in dem Buche, das nichts weniger als trockne Sprachkunde liefert, gefunden werde, mögen hier aus den Rubriken Heimelen und Lind, einige Auszüge Platz erhalten.

„Der Zeitwörter Heimelen, Anheimelen bedient sich der Schweizer besonders in den Augenblicken der Weihe, wenn er nach jahrelanger Trennung wieder einmal den heimathlichen Herd betritt, wo er ehedem vergnügt wandelte, oder wo sich auch mannigfaltige Verschlingungen und Knoten seines Erdelebens entwirrten; — oder wenn eine rege Phantasie ihm in lieblichen Bildern vorzeichnet mehrere Berührungspunkte seines Selbst mit einer ehevorigen Lage, oder wenigstens eine örtliche Aehnlichkeit in Vergleich mit einem alten Wohnsitze; dann ruft der Schweizer im Taumel des Entzückens aus: Der Ort heimelet mich an. Wär's aber an einer Stätte, wo er seine Kinderjahre unschuldig froh verträumte, — und träf' er noch alle die sonst unbemerkbarn Plätzchen an, wo er, wie Salis so naiv in seinem Gedichte „die Kinderzeit" singt:

O süße Zeit! als ich von Haselhecken
Mein Pferd mir schnitt,
Und rasch einher auf dem gestreiften Stecken
Das Feld durchritt;

und alle die Bäume, unter deren wölbenden Schatten er Kühlung, Ruhe und Erquickung — nicht blos für den Körper — auch für die geheimen Leiden der Seele einst suchte und fand, und selbst das altväterliche Hausgeräth, welches schon in seiner Kindheit an der nämlichen Stelle figurirte; so spricht er, wie außer sich, vor unnennbarer Wonne aus: Alles, Alles heimelet mich an; daher das Beywort heimelich, heimelig nicht blos auf Personen, die wir lieben, oder in denen wir eine ihnen ähnliche personificirte Liebenswürdigkeit ahnen, sondern auch auf ein gewisses Local, das unsere Sinne bezaubert, oder ehevorige liebliche Rückerinnerungen, behagliche Gefühle aufweckt, unterhält und befördert, z. B. auf ein nettes Zimmer, eine anmuthige Gegend, oder auf ein gewisses Plätzchen, das besondere Beziehungen mit uns hat, und dann sagt der Schweizer: es ist heimelig; oder auf Beydes zusammen, d. ist, auf Personen und Localität: es ist mir da so heimelig, ist mir da so gemüthlich, so vertraulich; — unheimelich aber, unheimelig, das Gegentheil im ganzen Umfange; auch wird heimelich, heimelig, g'heim als ein Nebenwort, anstatt zu Muthe, doch nur im negativen Sinn, gebraucht. S'ist mir bey der Sache nicht heimelich, ich bin dabey nicht gut zu Muthe."

„Des Beyworts lind würde ich kaum Erwähnung gethan haben, wenn es nicht eine dem Schweizer so originelle Bezeichnung einer gewissen Partey bey politischen Gährungen ausdrückte. Lind hieß jene Partey, die der aristocratischen Regierung anhing, oder vielmehr jene Partey, die das wollte, was die Häupter der bestehenden Regierung wollten; hart hingegen jene, so für die Rechte des Volkes stund. Diese hämischen Benennungen kamen öfters zum Vorschein, wie z. B. in dem Bauernaufstande vom Jahr 1653 und besonders im Entlebuch, dann in den Jahren 1731 bis 1733 zwischen den Einwohnern vor der Sitter und den Einwohnern hinter der Sitter in Appenzell außer Rhoden (jene wurden die Linden, diese die Harten

genannt); dann wieder in den Jahren 1732 — 1735 bey den Unruhen in den Kanton Zug, und endlich im Jahr 1757 in der alt St Gallischen Landschaft, gleich den alten, berüchtigten Factionsnamen: Guelfen und Gibellinen in Deutschland und Italien, und gleich den Whigs und Torys in England, die noch heut zu Tage bey wichtigen Ereignissen ihr Wesen spielen."

Herr Decan Stalder hatte den zweyten Band des Idiotikons der Regierung seines Kantons zugeeignet, die, dadurch veranlasst, seine Verdienste durch die Anwartschaft auf das nächst erledigte Canonicat in Bero-Münster ehrte. Der kleine Rath von Luzern übermachte ihm sein Ernennungsdecret mit nachfolgendem Begleitschreiben vom 30. Dec. 1811. „Hochwürdiger Herr! Die Regierung, welche schon lange Ihre Verdienste als Gelehrter kannte, schätzte nicht weniger an Ihnen Ihre edle, treue Vaterlandsliebe, die sich nur noch menschenfreundlicher und fester auch in Ihrem steten Wirken und Streben äusserte, in Ihren edlen Berufspflichten, dem ehrwürdigen Stande eines Seelsorgers, nicht weniger achtungswürdig erfunden zu werden. Der Regierung konnte daher auch die Zueignung des zweyten Bandes Ihres schweizerischen Idiotikon, eines Werkes, dessen allseitigen Werth das gelehrte Publikum schon lange nach Verdienst mit Ehre gekrönt hat, nicht anders als angenehm fallen. Der kleine Rath, welcher es sich zum Vergnügen rechnen wird, diese Zueignung seiner Zeit dem grossen Rathe anzurühmen, glaubte jedoch Ihnen sein Wohlgefallen hierüber auf keine angemessenere Weise schon dermalen an Tag legen zu können, als wenn er Ihnen durch urschriftlich anliegendes Decret ein Canonicat auf dem lobwürdigen Canonicatstifte zu Bero-Münster zuerkennt; wobey dessen für Sie gehegte Wünsche zwar darin unerfüllt geblieben sind, daß die obwaltenden Verhältnisse es unmöglich machten, dasselbe schon dermalen nach allen seinen Theilen wirksam eintreten lassen zu können. Dieses Decret sey Ihnen ein landesväterlicher Beweis, wie gern die Regierung dem geprüften und bewährten Verdienste Ihre Achtung zollt, die Ihnen dann insbesondere auch mit vorzüglicher Wohlgewogenheit zugethan bleibt."

Theologie.

Ueber Religionsvereinigung. Ein Wort ruhiger Prüfung und offener Erklärung, als Beytrag zur Sicherung des Friedens in der christlichen Kirche. Von Friedrich Steudel. Stuttgart, bey Metzler. 1811. VIII u. 223 S. 8.

Wäre an dieser Schrift auch nichts zu loben als ihre Tendenz, zu einer Vereinigung der Herzen bey allen christlichen Religionsparteien mitzuwirken, so wäre sie uns schon eine erfreuliche Erscheinung. Aber der würdige Verfasser verbindet mit der edelsten Absicht eine vielseitige Sachkenntniß und einen ruhig prüfenden tief forschenden Verstand, und ist durchaus frey von der seltsamen Anmaßung einiger Ireniker, die alles unter das Joch einer alleinseligmachenden Kirche zwängen wollen. Von der Art ist der Verfasser der Schrift: Friedensworte an die katholische und protestantische Kirche für ihre Wiedervereinigung, Sulzbach 1810, den Hr. Steudel an vielen Stellen seiner Schrift eben so human, als eindringlich widerlegt. In Beziehung auf diese Schrift untersucht Herr St. I. Ist die Vereinigung der Religionsparteien zu wünschen? II. Ist die Vereinigung der christlichen Parteien zu hoffen? III. Wie ist die Vereinigung der christlichen Parteyen zu erzielen? — Möge diese Schrift viel theilnehmende Leser finden!

Würdige Gedächtnißfeier des Abendmahls Jesu Christi, nebst Unterhaltungen für junge Christen, bey der ersten Communionsfeier, von den Herausgebern der Sonntagsunterhaltungen für Verstand und Herz. Hamburg, bey Gundermann. 1811. VI u. 170 S. 8.

Betrachtungen, Lieder und Gebete machen den Inhalt der vorliegenden Gedächtnißfeier aus, und diese sind aus Cramer, Gellert, Zollikofer, Klopstock, Ammon, Witschel und Andern zusammengetragen und gut geordnet.

Taschenbuch für Freunde des Christenthums. Auf das Jahr nach Christi Geburt 1812. Von Dr. Joh. Heinr. Jung, genannt Stilling. Nürnberg, bey Raw. 176 S. 12. Mit dem Bildnisse des Grafen v. Zinzendorf und Pottendorf, Nikolaus Ludwig.

Zuerst ein kurzes Leben von Zinzendorf. Jeder Monat beginnt mit schlechten Hexametern. Die Sprüche für jedem Tag im Jahre sind aus einem alten Gesangbuch entlehnt. Jeder Monat bietet noch ein abgeschmacktes Räthsel, und über Gebetserhörung lesen wir Einiges, wie wirs vom Verfasser gewohnt sind.

De variis unde Paulus Apostolus doctrinae christianae cognitionem haurire potuerit fontibus, Commentatio exegetica; scripsit Godofredus Schubert, Silesius; accedit Dav. Schulz, ad libelli auctorem epistola de eadem re differens. Breslau, 1812. 4.

Der Verfasser zeigt, daß der Apostel Paulus von Jesu weder in seinem Erdenleben, noch nach seiner Himmelfahrt, könne Belehrung empfangen haben. Auch von den Aposteln und Andern, die keine Apostel waren, empfing er keine unmittelbare Kenntniß des Evangeliums. Wahrscheinlich ist dem Verf., daß Paulus im Besitz eines der ältern Evangelien gewesen sey, wenn gleich keines der jetzt noch vorhandenen. Der Anhang des würdigen Schulze lehrt, daß Paulus, nachdem er durch die bekannte Vision seinen Glauben an den Messias empfangen hatte, schon bey seiner allgemeinen Kenntniß von Jesus, bey seiner Vertrautheit mit dem alten Testamente, und bey nicht ungewöhnlicher rabbinischer Gelehrsamkeit durch seinen regen Geist und Eifer sich zum Apostel des Evangeliums hat ausbilden können. — Auf eine schöne Weise ist also in dieser kleinen akademischen Schrift dem Wahne eine unmittelbare Inspiration begegnet.

Digitized by Google

Vermischte Schriften.

Ueber das Menschengeschlecht und dessen Geschichte. In Briefen an einen vertrauten Freund. Aus dem Schwedischen. Königsberg, bey Haberland. 1811. 85 S. 8.

Der Verfasser mustert die Regierungsformen einiger Griechen, z. B. von Athen und Sparta, der Römer, des Mittelalters, erhebt die Reformation, gedenkt der Erfindung des Pulvers, der Buchdruckerkunst und der Entdeckung von Amerika. Sein Resultat ist: bey allen Regierungsformen sey der Mensch, nur auf verschiedene Weise, unglücklich gewesen, und sein Loos sey Unglück auf Erden. Die Hoffnung eines ewigen Friedens könne das gute Herz nur auf Unkosten der Vernunft hegen. Die Uebersetzung ist gewöhnlich mittelmäßig, oft schlecht.

Die Schule der Humanität. Eine gekrönte Preisschrift von Dr. Friedrich Koch, königlichem Schulrathe und Direktor des vereinigten königl. und Stadt = Gymnasius in Stettin. Stettin und Leipzig, bey Bruder.

Der selige Gleim hatte den Gedanken einer Humanitätsschule gefasst, die aus einem Theile seiner Nachlassenschaft für 12 Jünglinge und etwa 2 Lehrer zu Halberstadt errichtet werden sollte, und lud die Kundigen ein, ihre Gedanken über eine solche Schule mitzutheilen. Ueber die eingelaufenen Preisschriften wurde der Geh. Rath Eberhard zum Richter erkoren, und der würdigsten ein Preis von 20 Friedrichsd'or zuerkannt. Unter 9 eingelaufenen Abhandlungen wurde die vorliegende des Hrn. Koch gekrönt. Schon im Jahre 1805 geschrieben, musste sie des unglücklichen Krieges wegen, mehrere Jahre liegen bleiben; aber eine geistreiche Schrift wie diese, die Eberhards vollgültiges Zeugniß zur Empfehlung mit sich führt, kommt nie zu spät. Die darin beantworteten Fragen des Gleimischen Testamentes sind: 1) Wie ist eine Humanitätsschule, d. i. eine solche, welche die intellectuelle, ästhetische und moralische Bildung, und insonderheit die Bildung erwachsener Jünglinge zu wohlwollenden Neigungen zu ihrem Zwecke hat, einzurichten? 2) Welche Werke der klassischen Litteratur sind zu diesem Zwecke zu wählen? 3) Wie müssen sie behandelt werden?

Almanthologie. Zweytes Bändchen, Balladen, Romanzen, Erzählungen und Schwänke. Bremen und Aurich, bey Müller. 8.

In diesem Theile ist, wie im ersten, allerley Gutes und allerley Schlechtes enthalten. Mehrere Stücke sind von schätzbaren Dichtern; andere dagegen rühren von Dichtern her, die noch den Lehrbrief nicht empfangen, und wenn es nach Recht und Billigkeit geht, nie empfangen werden. Viele Gedichte sind nach schlechten Lesarten abgedruckt; bey einigen haben sich die Herausgeber nicht einmal die Mühe gegeben, die Namenszeichen zu entziffern; z. B. die Elfenburg, eine dem Parnell originell nachgedichtete Romanze, ist von dem seligen Boie; andere haben Bürgern zum Verfasser. Dann kommen Lieder und Gedichte vor, die gar nicht in die Sammlung hineingehören; z. B. Ermunterung zum Lobe Gottes, der Glückliche und mehrere andere. — Wir wünschen, daß diese Sammlung nicht möge fortgesetzt, und, was von ihr da ist, bald möge vergessen werden.

Neues kleines Bilder-Allerley zum Nutzen, Vergnügen und zur Erweiterung mannichfaltiger Kenntnisse unserer Jugend beyderley Geschlechtes. Mit vielen illuminirten Kupfern. Leipzig, bey Leo. 1811. 128 S. 12.

Ein Büchlein, wie ihrer viele, aber aus dem Trosse ähnlicher sich hervorhebend durch Niedlichkeit ihrer Kupfer. Ob die Wahl der Gegenstände gut getroffen sey, mag ununtersucht bleiben. — Referent sah in dieser Hinsicht nur selten etwas Lobenswerthes — genug, daß sie ein lehrreiches Spielwerk für Kinder darbieten. Der Text aber ist keineswegs für die Fassungskraft der Kinder eingerichtet. — Gewiß, es ist keine geringe Kunst, für Kinder nützlich und gediegen zu schreiben, oder einfach verständlich, ohne ins Läppische zu fallen.

Il Trionfo della Musica.

Man hat das Bedürfniß größerer mit Gesang begleiteter Tonstücke zu keiner Zeit lebhafter gefühlt, als in den Tagen, wo sich die Tonkunst für den Verlust ihrer glänzendsten Meister durch dankbare Benutzung dessen, was sie Herrliches hervorgebracht haben, in lebendiger Ausführung zu entschädigen sucht. Deutschland und die Schweiz wetteifern mit einander. Beyde feiern im Verein der auserlesensten Musikfreunde, jenes in dem Musikliebenden Thüringen, dieses in den Thälern der Alpen, ihre jährlichen Cäcilienfeste. Alle größere Gesangstücke sind von ihnen zum Vortrage gebracht worden. Wie erfreulich ist es da, zu sehen, daß der aufgeregte Geist der Harmonie neue Versuche wagt, allen Zauber zu entfalten, der von den bis jetzt bekannten und gebrauchten Werkzeugen der Töne in zusammenstimmender Vereinigung hervorgerufen worden ist. Einen solchen Versuch haben wir in vorliegendem Werke einem Teutschen zu verdanken, dessen Verdienste, die Arkadier in Rom, die Filarmoniker in Bologna und die musikalische Akademie in Stockholm längst schon zu würdigen verstanden. Der Triumph der Tonkunst eignete sich mehr, wie irgend ein Gedanke, zum Gegenstande großer Darstellungen des Eigenthümlichen der Kunst. Die sonst bekannte und beliebte teutsche Cantate, das Lob der Musik, gab davon einen redenden Beweis. Aber es waren nicht die musikalischen Accente der für die Musik erschaffenen italienischen Sprache. Nur einem mit Metastasio vertrauten und in alle Geheimnisse des seelenvollen Ausdrucks, den die italienische Schule durch hohen edlen Gesang erreichte, eingeweihten Freunde der Harmonie und Melodie, der mit einer innigen Bekanntschaft der strengen Gesetze reiner Tonverhältnisse ein durch lange Jahre geübtes Ohr verband, konnte es gelingen, ein Erzeugniß zu liefern, dessen zauberische Effecte in der verständigen Benutzung aller musikalischen Hülfsmittel jeden Kenner beym ersten Blick in die Partitur (sie ist zu Mainz bey Schott im eleganten Stich erschienen) und jeden Liebhaber beym Anhören des ausführenden Vortrags in stilles Entzücken versetzen werden. Der Verfasser widmete sein Werk Seiner Majestät, dem jetzt regierenden Könige von Baiern, und empfing für diese Zueignung eine goldene mit Perlen gezierte Dose.

N°. 8.

Uebersicht der neuesten Literatur.

1813.

Schöne Künste.

Die Jahreszeiten. Eine Vierteljahrsschrift für romantische Dichtungen. Herausgegeben von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. u. a. m. Sommerheft. Berlin, bey J. E. Hizig.

Auf die häufig eingegangenen Fragen über die Fortsetzung dieser Zeitschrift, die man hin und wieder bezweifelte, weil nicht in jedem Quartale des Jahrs 1811, in welchem sie entstand, ein neues Heft davon geliefert wurde, bemerkt die Redaktion, daß, sie so zu liefern, eigentlich nie ihre Absicht war, weil sie sich keinen Zwang auflegen, und nur bey dem Vorrath zweckmäßig scheinender Materialien vor dem Publikum damit auftreten wollte; daß sie mithin den Titel und die Bezeichnung als Vierteljahrsschrift nur aus dem Grunde wählte, weil sie sich vorausgesetzt, die einzelnen Stücke, die in den besondern Quartalheften erscheinen, dem Charakter der Jahrszeit angemessen auszuwählen, in welchem das Heft, worin sie stehen, erscheint. Das gegenwärtige Heft enthält die beyden Hauptleute, eine Erzählung von Fouqué, die in der glühenden Begeisterung für Vaterland, Christenthum, Ehre und in der mehr als glühenden Liebe zweyer edlen Kriegsjünglinge, die selbst die grausigen Gefahren der libyschen Sandmeere besiegt, dem Charakter des Sommers füglich entspricht. Statt aber den Inhalt dieser reizenden Erzählung unsern Lesern im voraus zu verrathen, begnügen wir uns, einige Einzelnheiten, gleichsam als eine Einladung zu dem schönen Ganzen, auszuheben. Erstlich S. 15 das Ständchen eines edlen Spaniers:

Auf den frühlingshellen Wiesen
Stand ein Blümlein hell im Maien,
Weiß und röthlich, schlank und zart,
Mir, dem Jüngling, Augenweide,
Das ich oftmal angesungen,
Sein gepflegt mit sitt'gem Schmeicheln. —
Fernhin zog ich seit hinaus,
Auf gewagte blut'ge Reise,
Und nun ich zurückgekommen,
Steht nicht Blümlein mehr im Freien,
Hat ein Gärtner es verpflanzt,
Hegt es in verschloss'nen Kreisen,
Hat's verzäunt mit goldnen Gittern,
Will, ich soll das Blümlein meiden.
Und ich gönn' ihm seine Gitter,
Gönn' ihm seiner Riegel Eisen,
Doch, ringsum durchs Kühle wandelnd,
Rühr' ich meiner Zitter Saiten,
Strebe, nach wie vor, des Blümleins
Wundersüße Huld zu preisen,
Und der Gärtner darf mir nimmer
So bescheidne Lust verweigern.

S. 60. In folgender Schilderung erkennen wir den, wie vielleicht keiner seiner Zeitgenossen, geübten Darsteller des Grausens und Entsetzens: „Ein bis an den fernsten Horizont hingedehntes Sandmeer, jegliches bezeichnenden Gegenstandes auf der ungeheuern Fläche ermangelnd, weiß und immer weiß, öde und immer öde, thut sich die fürchterliche Wüste Sahara dem Auge des Wanderers kund, der sich bis in diese schreckensvollen Regionen verloren hat. Auch darin gleicht sie dem Meere, daß sie Wellen wirft, und daß oftmalen ein nebelartiger Duft über ihrer Fläche liegt. Aber es ist nicht das linde, alle Küsten der Erde verbindende Wogenspiel, wo jede anrollende Welle die Bothschaft zu bringen scheint von den allerfernsten und allerblühendsten Inselreichen, und dann, wie mit deiner Antwort, wieder zurückrollt in den liebeflutenden Tanz; — es ist nur das traurige Necken der heißen Winde mit dem treulosen Staube, der immer wieder niederfällt in sein freudleeres Becken, und doch nimmer zur Ruhe des sichern Bodens gelangen kann, wo glückliche Menschen wohnen. Es ist nicht der holde kühlende Meeresduft, drinnen freundliche Feyen ihr anmuthiges Getändel treiben, ihn gestaltend wie zu blühenden Gärten und prangenden Säulenpallästen — es ist der erstickende Brodem, rebellisch zurückprallend von dem unfruchtbaren Sande gegen die glühende Sonne." Uns ist keine Schilderung bekannt, die dem Verfasser könnte zum Vorbilde gedient haben, als etwa die Wanderung des irrenden Ritters nach dem Kaukasus in der Tausend und Einen Nacht von Chavis und Cazotte; aber diese, zum Theil die Erfindung eines geistreichen Franzosen, steht jener bey weitem nach. Von der Lebendigkeit der Handlung, von ihrer abgeschlossenen Ründung in sich selbst, von der scharfen Charakteristik der Personen, nach Verschiedenheit der Nation, der Religion und des Geschäftes, schweigen wir in dieser kurzen Anzeige, zum Theil auch, um dem Leser nicht in seinem Urtheile vorzugreifen. — Herrlich hat uns der Verfasser im Frühlingshefte mit der Undine gelabt; jetzt steht der Herbst bevor. Welche Frucht wird der uns spenden? Und welche Gabe soll uns der Winter bringen zur Erheiterung in der düstern Muße der langen Abende? — Was uns der Verf. gibt — gleich viel — von ihm kann nur Gutes kommen — nur um Eins bitten wir, es komme bald!

Macbeth. Tragedy by Shakspeare, with german notes by Dr. Iohn Christian Fick. Erlangen, bey C. E. F. Breuning. 1812.

Keine Vorrede belehrt uns über den Plan des Herausgebers, und aus den kleinen, unter den Text gesetzten, schlecht geschriebenen Noten läſſt sich nicht ersehen, ob er sich Anfänger der englischen Sprache oder Kenner derselben zu Lesern dachte. Bald erläutert er die gemeinsten Dinge, wie gulf, Schlund, chaudron, Eingeweide, yesty, schäumend, I'll take a bond of Fate, ich will ein Pfand vom Schicksal nehmen; bald dagegen übersieht er die bedeutendsten Schwierigkeiten und schweigt, wo selbst Kenner seine Stimme wünschen, wie S. 15 bey der so oft besprochenen Stelle:

The rest is labour, which is not us'd for you;

und wollte man die vielen Unrichtigkeiten ausheben, die sich eingeschlichen haben, so müſsten wir die Grenze einer Anzeige in unsern Blättern weit überschreiten. Ein Muster von schlechter Bearbeitung geben die Anmerkungen, sowohl die geschriebenen als die nicht geschriebenen zu der Rede des schlaftrunkenen Pförtners S. 33. He should have old turning the key bleibt unerklärt, so auch come in, taylor, here you may roast your goose, wo, daß goose ein Bügeleisen, und die ganze Redensart ungefähr das bedeutet: komm herein, wenn du gleich ein Schneider bist, hier sollst du nicht frieren, wie Möller gut übersetzt, wenigen bekannt seyn möchte. Zu den Worten: here's an English taylor, come hither for stealing out of a french hose gibt er die Bemerkung: „die französische Hose war groß und weit, reichte aber nur bis zum Knie. In manchen Gegenden der Schweiz sieht man diese Tracht noch jetzt.“ Möller, der Shakspeare's Sinn faſste, behauptet das Gegentheil: „die gewöhnliche Tracht waren damals lange weite Hosen; eine französische Hose dagegen war ganz kurz und enge, so daß ein Schneider, der von einer solchen etwas stehlen wollte, das Handwerk verstehen muſste.“ Der Text ist nach Belieben aus mehrern Texten zusammengemischt; wo der Herausgeber Shakspeare's poetischen Ausdruck nicht verstand, folgt er schlechten Conjecturen.

Alexei Petrowitsch, ein romantisch-historisches Trauerspiel in fünf Akten, von Heinrich Bertuch. Gotha, bey Steudel. 1812. XVI und 151 S.

In der Vorrede sucht sich der Verfasser gegen einen Freund zu vertheidigen, der den vierten Akt des Alexei etwas ungünstig beurtheilt hatte. Er hätte besser gethan, dem wohlmeinende Freunde Gehör zu geben, und das ganze Stück im Pulte zu behalten; denn etwas Langweiligeres haben wir seit Kurzem nicht angelesen, als diese aller Nationalität entkleidete, stelzenartig einherschreitende Tragödie. Wir könnten dies Urtheil leicht rechtfertigen; aber wozu bey einem Buche weilen, das todt von der Presse fiel? Das Gesetz gebietet ja ohnehin, die Todten ruhen zu lassen.

Theologie.

Considerations sur l'état actuel de l'Instruction publique du Clergé catholique, en France et en Allemagne, par un ancien Grand-Vicaire. Zuric, ch. Orell, Füssli et Comp. 1812. 32 S. 8.

Die kleine Schrift entwirft kein erfreuliches Bild von dem Zustande des Unterrichts und der Bildung der Masse der französischen Geistlichkeit, die noch in unsern Tagen die Theologie nach Lacroix, Busenbaum, Collet und Tournely studiert, die grossen Männer, welche den Ruhm der französischen Kirche ausmachen, kaum dem Namen nach kennt, und sich im Parteygeist der Jansenisten und Molinisten, oder der geschwornen und ungeschwornen Priester, den das Concordat keineswegs auszutilgen vermochte, herumtreibt, wovon dann die Wirkungen zu Tage liegen. „Une partie considerable du clergé de France est encore aujourd'hui très éloignée d'adopter les quatre propositions, tandis qu'il n'y a pas un ecclésiastique en Allemagne, qui ne soit convaincu de leur solide vérité.“ Diesem Uebel abzuhelfen, schlägt der Verf. die Einführung eines bessern Unterrichts vor. Darüber wird jeder verständige Katholik ihm beystimmen; aber vielleicht schon nicht Alle, wenn er zur Grundlage desselben die religiöse Duldung empfiehlt, und weit Mehrere nicht, wenn er die theologische Studien-Reform durch die weltliche Regierung bewirkt wissen will. Dem entgegengesetzten Grundsatz huldigt auch der französische Kaiser, von dem der Verf. selbst sagt: „la delicatesse, avec laquelle le gouvernement évite de se mêler des affaires purement ecclésiastiques, ne saurait à la vérité être assez appréciée par Messieurs les Évèques.“ Die gänzliche Independenz des Staats von der Kirche wird mit Recht gepriesen; aber das Recht des Staats auf die Kirche ist hinwieder auch wol nur ein negatives: er soll sorgen, daß nichts gelehrt werde, was jenem Schaden bringen könnte.

Die Bildung, welche im katholischen Deutschland den jungen Theologen gegeben wird, rühmt der Verf. im Gegensatze mit jener des französischen Reichs, und er findet daran nur Eines tadelnswerth: daß nämlich jene nicht schon im 15. oder 16. Altersjahre in ein geistliches Seminarium vereinigt und da bey einander behalten werden bis in ihr 22. oder 23. Jahr. Diese Seminarienzucht will er an die Stelle der Lyceen und Universitäten, auf denen jetzt die frühern Jahre zugebracht werden, setzen. Aber dagegen möchte wol mit gutem Grund Vieles zu erinnern seyn; denn einerseits sind die Folgen sattsam bekannt, die ein solches Zusammenleben von Jünglingen, in diesen Jahren, meist auf ihre Sittlichkeit hat; und anderseits, zu was eine solche von der Welt abgesonderte Erziehung für junge Leute führt, die als Seelsorger Umgang mit der Welt haben und mit ihr gründlich bekannt werden sollen, um heilsam auf sie einwirken zu können? Ist es doch erwiesen, daß von hundert Mönchen kaum einer zur Seelsorge etwas taugt, und dies eben deswegen, weil es ihnen durchgängig an Welt- und Menschenkenntniß gebricht.

Der wol geschriebene Aufsatz ist gewissermaßen dem Kaiser Napoleon zugeeignet. „L'objet de ces considerations (heißt es im Eingang) est d'indiquer le moyen le plus efficace de ramener l'église vers un ordre de choses également avantageux à la religion et à l'état. A qui pourroient-elles être présentées avec plus de confiance qu' au héros du siecle, au héros dont l'histoire, amie de l'humanité, consignera dans ses

fastes, toutes les grandes victoires, mais n'en placera sans doute aucune au-dessus de celles qu'il a remportées sur le fanatisme politique et religieux, parce qu'il n'en est point qui puisse répandre une influence aussi bienfaisante sur la posterité la plus reculée, comme sur la génération actuelle."

Ern. Aug. Ph. Mahn commentatio, in qua ducibus quatuor evangeliis Apostolorumque scriptis distinguuntur tempora et notantur viae, quibus Apostoli Iesu doctrinam divinam sensim sensimque melius perspexerint, ab ordine Theol. praemio ornata. Göttingen, bey Dieterich. 1809. 80 S. 4.

Durch diese gekrönte Preisschrift hat sich ihr junger Verfasser bereits in den Ruf eines gelehrten Theologen gesetzt. — Nach seiner Idee hatte Jesus vom Anfang an den Plan, ein Reich Gottes auf Erden zu stiften, und wählte sich zu dem Zwecke 12 Gehülfen aus, die zwar nicht ganz ungebildet waren, aber doch noch zu sehr erfüllt von dem Glanze eines irdischen Messiasreiches. Erst nach Jerusalems Zerstörung, nachdem sie längst die Hoffnung auf Christi Wiederkehr aufgegeben hatten, erwachte in ihnen der Sinn für Christi Idee eines geistigen Reiches, das in den menschlichen Gemüthern gegründet werde, und mit der Seele des Menschen durch alle Zeiten fortdaure. Diese Idee auszubilden, waren zumeist Paulus und Johannes thätig; in spätern Zeiten auch die übrigen Apostel, die endlich ganz in Jesu Idee eindrangen. — So umfasst diese Schrift den Beginn der Kirchengeschichte, und erläutert ihn auf eine originelle Weise. Manche Irrthümer zu rügen, auf Jugendlichkeit aufmerksam zu machen u. dgl., überlassen wir kritischen Blättern; uns war es nur darum zu thun, das merkwürdige Erstlingsprodukt eines wackern Jünglinges nach Kräften verbreiten zu helfen.

Handbuch einer praktischen Pastoralwissenschaft, welche, außer den theoretischen Belehrungen, eine Sammlung von Materialien, Gedanken und Formen zu den Reden des Predigers in seinem Amte liefert, von Dr. Gottlieb Schlegel, mit der Lebensbeschreibung des Verfassers und einigen erläuternden Anmerkungen herausgegeben von Dr. Joh. Ernst Parow, Prof. der Theologie u. Philosophie. Greifswalde, bey Mauritius. 1811. 317 S.

Gewiß kommt dies vom verstorbenen Schlegel beynah vollendet hinterlassene, von seinem würdigen Nachfolger vollendete Werk einem Zeitbedürfnisse freundlich entgegen, da die Pastoralwissenschaften von den studierenden Theologen h. z. T. entweder ganz vernachlässigt, oder in der Zwischenzeit des Hofmeister- und Candidatenlebens wieder vergessen werden. Es muß dem angehenden Theologen sehr erwünscht seyn, die Stimme eines so ehrwürdigen Mannes aus dem Grabe zu vernehmen, die nicht durch luftige Theorieen ermüdet, sondern aus einem reichen Schatze von Lebenserfahrungen, das Geläuterte, Allgemeinnützige mittheilt. Den Inhalt dieser reichhaltigen Schrift auszuheben verbietet uns schlechterdings der Raum; auch bedurfte es keiner besondern Empfehlung, wo der Name des Verfs. mehr als Alles empfiehlt. Wir bemerken nur noch, daß Hr. Parow, außer der höchst interessanten und lehrreichen Lebensgeschichte, und der Ergänzung des Werkes, noch treffliche Anmerkungen unter den Text des Werkes hinzugefügt hat.

1) An epistola Pauli ad Philippenses in duas epistolas, easque diversis hominibus scriptas dispescenda sit? 19 S. 4.

2) Commentatio de doctrina de officiis erga Deum judicata ex christianae religionis et recentissimorum philosophorum praeceptis. 28 S. 4. Königsberg, 1811.

In der ersten dieser beyden akademischen Schriften werden die von Heinrichs angegebenen Gründe, daß der Brief an die Gemeinde zu Philippi mit χαίρετε ἐν κυρίῳ III, 1. sich schließt, und dann das Folgende einen besondern Brief ausmache, genauer geprüft. — Den Inhalt der zweyten Schrift gibt der Titel an. — Vom Hrn. Krause existirt außerdem noch ein Königsberger Weihnachtsprogramm für das Jahr 1810, welches den Titel führt:

Observatio critico-exegeticae in Pauli epist. ad Philipp. Cap. 1 et 2. 11 S. 4.

welches aus eigener Ansicht zu kennen, dem Ref. bisher noch nicht zu Theil geworden ist.

Die Psalmen, aus dem Hebräischen, neu übersetzt und erläutert von Matthias Heinr. Stuhlmann. Hamburg, bey Perthes. 1812. XXXII u. 430 S. 8.

Die heiligen Schriften sind seit Luthers Zeiten, theils einzeln, theils ganz so oft und in so vielfacher Gestalt übersetzt worden, daß man ein eigenes Buch schreiben müßte, wenn man all diese Uebersetzungen aufzählen und ihrem Charakter nach würdigen wollte. Ob man nun gleich im Ganzen genommen gegen jede neue Dolmetschung ein schüchternes Vorurtheil hegen darf, eingedenk des Klopstockischen Ausspruches:

Heiliger Luther, bete für die Armen,
Die dir nachdolmetschen — —

der nicht mit Unrecht zeigt, wie die meisten dieser Arbeiten den Fingern unberufener Scribler ihr Daseyn verdanken, und daher schon im Entstehen den Keim allmächtiger Selbstzerstörung mit empfangen: so ist es doch auch billig, daß man geistreichern Versuchen ihr gebührendes Recht auf unsere Theilnahme nicht entziehe. Herr Stuhlmann, schon rühmlich bekannt durch seine Uebersetzung des Hiob, hat wenigstens das Verdienst einer lobenswerthen Treue und die Gabe eines nicht geringen poetischen Talentes. Ob aber seine Hexameter, seine melischen und elegischen Sylbenmaße auf die Dauer bestehen werden, lassen wir dahin gestellt. Uns scheint nichts dem Geiste der hebräischen Poesie wiedersprechender, als die Zulassung solcher unter einem ganz andern Himmelsstriche entstandenen Formen; wir sind aber weit entfernt, unsere subjective Ueberzeugung vor der ebenfalls subjectiven des uns sehr achtbaren Verfassers geltend zu machen. Kritische Anmerkungen sind nicht beygegeben, wohl aber einige erläuternde, und am Schlusse

jedes Psalmen ist sein Inhalt beygefügt. Eine vorangeschickte Einleitung spricht über den Geist der hebräischen Psalmen. An metrischen Gebrechen fehlt es nicht, und diese liessen wir in den modernen Sylbenmaßen noch allenfalls hingehn; aber die antiken erfordern die genaueste Berücksichtigung der Quantität, und sollen Hexameter in der hebräischen Poesie nicht ganz widerstehn, so müssen sie sich durch eine vorzügliche Eurhythmie und einem vorzüglichen Wohlklang auszeichnen.

Christliche Religionsgesänge für Bürgerschulen. Fünfte, unveränderte Ausgabe. Leipzig, bey Barth. 1811. X u. 358 S. 8.

Diese Gesänge sind zunächst für die Rathsfreyschule in Leipzig bestimmt, aber, wie alle Sammlungen der Art, auch für einen grösseren Kreis geeignet. Der Zusatz: Fünfte Ausgabe spricht nach dem bekannten vox populi vox Dei schon einigermaßen für ihre Güte.

Vermischte Schriften.

Erklärung gegen Herrn Chorherr Bremi's drey Dutzend Bürklische Zeitungsfragen. Von Pestalozzi. Sub judice lis est. Horat. Iferten, 1812. 42 S. 8.

Schließliche Rechtfertigung des Pestalozzischen Instituts gegen seine Verläumder, durch Beantwortung der Fragen und Beleuchtung der Schmähschrift des Herrn J. H. Bremi, Chorherrn von Zürich. Von Johannes Niederer. Iferten, 1813. 198 S. 8.

Die Fragen des Hrn. Bremi haben eine unverdiente Celebrität erhalten. Sie waren hämisch und lieblos, und konnten zum stärksten Unmuthe reitzen, besonders da der Frager seine ungute Absicht durch Formen und Wendungen verhüllt, und der geraden Aeußerung, bey der man ihn greifen könnte, auswich. Es ist beynebens empörend, einem Mann, wie Pestalozzi, so begegnen und ihn auf eine so niedrige Art verfolgen zu sehen. Hat er denn nicht überwiegende Verdienste um das Erziehungswesen? Verdient ein Mann nicht Achtung, der sein Leben hinbringt, um Gutes zu thun, und sich aufopfert, um das immer mehr einreißende Verderben des Zeitgeistes aufzuhalten? Flößen denn seine Kenntnisse, seine Moralität, seine grauen Haare keine Ehrfurcht, keine Schonung ein, daß Jeder sich vermessen kann, ihn zu höhnen und zu verspotten? Wem das Erziehungswesen wichtig ist, der mag auftreten, und Irrungen oder Fehler aufdecken, wo er sie zum Nachtheil der Sache zu bemerken glaubt. Aber dieser Streit werde mit einer der Sache angemessenen Würde und in Hinsicht der Beförderung der Wissenschaft geführt. Diese Erinnerung dürfte nun aber auch Pestalozzi und Niederer gemacht werden. Sie haben sich von ihren gekränkten Gefühlen zu den heftigsten und leidenschaftlichsten Ausbrüchen hinreißen lassen. Sie haben dabey die Achtung, die sie dem Publikum schuldig sind, die Stellung, die sie als Lehrer, Erzieher, gebildete Gelehrte zu berücksichtigen hatten, und die Güte ihrer Sache, deren Bestand und Einfluß, wenn sie wirklich gut ist, weder von Haller, noch von Bremi und der Bürklischen Zeitung gehemmt werden kann, hingegen aber, wenn sie nicht gut ist, durch sich selbst, ohne Zuthun der Schmähungen dieser Leute, zusammenstürzen wird, außer Acht gesetzt; und dieser Mangel der Selbstachtung und des Glaubens an die Güte ihrer eigenen Sache wird auf das Institut selbst ein ungünstiges Licht werfen. Zwischen beyden bleibt freilich noch ein großer Unterschied. Des Hrn. Niederer's Schrift ist eine Huldigung auf dem Altar der göttlichen Grobheit, ohne ihresgleichen, die nur mittelst der einzelnen schönen Stellen, von denen man hier und da festgehalten und angezogen wird, bis zu Ende gebracht werden mag. Pestalozzi's herzliche Sprache versöhnt mit dem Zürnenden; seine Schrift gehört unter die Urkunden und Selbstgeständnisse seines denkwürdigen Lebens. „Sollen wir" ruft er gegen den Schluß derselben aus, „Sollen wir dahin kommen, daß in keiner der Apotheken unsers Vaterlandes mehr irgend ein Gegengift gegen die Hauptübel des bürgerlichen Zustandes (ich meine das Poltern, Schlummern, Blinzeln, Verschreien und Verläumdung) weder öffentlich noch heimlich verkauft werden dürfe? Wollen wir dahin versinken? Das gewiß nicht; ich kenne das Gute, das Edle, das Kraftvolle, das, von den Vätern geerbt, in unsrer Mitte noch da ist; aber ich sehe auch seine schwankende Abnahme, und die trügerische Hülle, in der es gewickelt noch da steht; ich sehe den täglich lebendiger, täglich glühender werdenden Trugglanz dieser Hülle und den täglich wachsenden Glauben an seinen Schimmer; ich sehe, wie er das Gute, das noch in uns ist, wie ein nasser Schwamm das Wort einer nichtigen Kreide auf einer Wandtafel, auslöscht, und auf uns, wie eine fixe Idee auf die arme Seele eines verlornen Menschen, einwirkt. Ich sehe die immer wachsende Gleichgültigkeit, Zweifelsucht und Muthlosigkeit in allem höhern Streben, selbst bey unsern Edlern; ich sehe das heilige Salz unsers innern Wesens täglich mehr von der feuchten, sonnenlosen, schlechten Luft, die den Trugglanz unsrer Hülle umgibt, sich täglich mehr in ekles, ungenießbares Sumpfwasser auflösen, und in diesem Zustand in den Koth des Bodens versinken und ihm auch gleich werden. Ich sehe das Nahen des Aeußersten; ich sehe in der Verblendung unsers Trugscheins verhärtete, aber darin mehr und minder glänzende und ausgezeichnete Menschen schon mächtig zürnen, wenn die gepresste Seele des Edlern, Unverblendeten, auch nur den Wunsch laut werden läßt, den bessern Sinn unsrer Väter, nicht bloß mit Worten, sondern mit Thaten wieder herzustellen, und die Bande mit Kraft zu zerreißen, die unsre Seelen in Lagen gefangen halten, in denen das Schwanken und Schlummern unserm Geschlecht fast nothwendig zur andern Natur wird, und das im Schlaf Wandeln und im Traum Reden für Handlungen und Verhandlungen wachender Menschen angesehen und anerkannt werden müssen."

Materialien zu deutschen Stylübungen und feierliche Reden von C. H. Hänle. Frankfurt am Mayn, bey Andreä. Zwey Theile.

Der erste Theil enthält Anweisungen, sich Redestoff zu sammeln. Dieser zweyte enthält wirkliche Reden in Prosa und in Versen, die wahrscheinlich gehalten worden sind, und die sowohl in ihrer Erfindung und guten Anordnung, als auch wegen der Gedankenfülle und des schönen Ausdruckes, als Muster können empfohlen werden.

Digitized by Google

No 9.

Uebersicht der neuesten Literatur.

1813.

Geschichte.

Allgemeine Geschichte vom Anfang der historischen Kenntniß bis auf unsere Zeiten, für akademische Vorlesungen und zum Selbstunterricht für denkende Geschichtsfreunde, bearbeitet von Karl von Rotteck, Dr. der Rechte, u. ord. öffentl. Prof. d. Geschichte zu Freyburg. Erster Theil. Alte Welt. Erster Band, welcher die Einleitung und die Geschichte bis Cyrus enthält. Freyburg und Konstanz in der Herderschen Buchhandlung. 1812. 8.

Der Grund-Karakter dieses Werks ist ein rühmliches Bestreben, die Weltgeschichte zu einer philosophischen Wissenschaft zu machen, und ihr zugleich durch gefällige Darstellung den Beyfall der Leser neben der Aufmerksamkeit junger Männer auf den mündlichen Vortrag des Werks. zu sichern. Dieser Band enthält zuerst eine, idealen Spekulationen über Begriff, Werth und Umfang des Geschichtstudiums, namentlich der Weltgeschichte, gewidmete, Einleitung, worin für die drey Haupt-Perioden derselben abermals drey besondre Stufen organischer Bildung bestimmt werden, nämlich für die alte Geschichte: 1) die Dauer der Kindheit bis auf Cyrus; 2) der Kraft bis August; 3) das Ableben der alten Welt bis zur großen Völkerwanderung. Sodann für das Mittelalter: 1) Hereinbrechen der Barbarey (oder blos besondrer, einseitiger Bildung?) von Theodosius bis auf Karl den Großen; 2) Herrschaft derselben bis zum Schluß der Kreuzzüge und dem Wiederanfang der europäischen Kultur; 3) Verdrängung derselben bis auf Kolumbus. Endlich für die Neue Zeit: 1) Gründung des neuen Staatssystems (vereinte Wirkung des Strebens nach allgemeiner Kultur und durch Religion veredelter Menschlichkeit?) — bis auf den Westphälischen Frieden; 2) der Fortbestand desselben bis auf die französische Revolution; 3) die Auflösung desselben, oder das letzte noch nicht volle Menschenalter. Sodann entfaltet sich in die Länge und Breite der erste Zeitraum der alten Welt selbst, worin die herrschenden Völker desselben, jedes für sich, aufgeführt, ihr gesammter Inbegriff aber durch gesonderte Erwägung ihres religiösen, bürgerlichen und Kultur-Zustandes zu einem Ganzen verbunden, oder in's sogenannte Dramatische gearbeitet werden. (Diese Keime sittlicher Bildung hätten vielleicht nach mancher Leser Wünschen, mit dem physischen Leben der Völker in Verbindung gebracht werden sollen, jedoch nicht auf dem beschränkten Standpunkte eines Buffon und Montesquieu, sondern mit dem umfassenden Blicke eines Hippokrates. Unser Vf. glaubte die Erzählung der äußern Schicksale mit der Beschreibung der äußern Lage der Völker verbinden zu müssen). Eine neue Sichtung des zerstreuten Stoffes durch neue Untersuchung der Begebenheiten im Einzelnen, woraus sodann ihre wissenschaftliche Gestalt im Ganzen entspringt, kann hier wol nicht, es sey denn als Gemählde, in hellen, großen Umrissen erwartet werden. Sollte aber auf wissenschaftlichem Wege eine schönere Stufe der Geistes-Kultur erzielt werden, als es für den Weltmann die Fertigkeit ist, ungewohnte Formen sich anzueignen, die er eben seinen Absichten angemessen glaubt: so mußte gerade in der Weltgeschichte noch früher aufgebaut werden, als die Materialien kunstmäßig durch Sprachkenntnisse und kritischen Gebrauch herbeygeschafft waren, so daß man eine Menge mühsamer Vorarbeiten nicht anders als außerwesentlich und — (nach Bolingbroke) kleinlicht bey Seite setzen durfte. Man wird daher schwerlich umhin können, die Urheber derselben als eine Art Geschichts-Philosophen zu betrachten, an deren Beruf solche, deren Antheil jene Vorarbeiten sind, ihren Blick zu dem rein Wissenschaftlichen erheben, so wie hinwieder die Werke der erstern selbst, durch Benutzung eines stets befriedigender vollendeten Stoffes, von Zeit zu Zeit eine erneuerte Gestalt für die Vernunft empfangen könnten. Zur Ehre des Vfs. bleibt indeß sein Begriff von Geschichts-Philosophie, wie er ihn in der Einleitung gab, noch weit unter dem ächt-historischen Geiste, der aus seiner Erzählung athmet. Fern von dem Drange eitler Erklärungsucht in Fällen, wo er nicht mit Thatsachen belehren kann, ist er nur um so eifriger bemüht, durch umständliche Schilderung der historisch-gewissen Anlagen, des bestimmten Umfangs der Kenntnisse, des besondern Kreises der Gefühle, des Tons der Handlungweise, das eigentliche Leben und Weben der Nationen nachzuweisen, um wo möglich ihre Handlungen, so weit es die dem Menschen gestattete Freyheit leidet, gleich den Erzeugnissen der Natur herleiten zu können. Im Ganzen aber vermisst man doch das erfreuliche Spiel der Wirkung und Gegenwirkung aller besondern Theile, woraus besonders, in Verbindung mit gründlichen Einsichten in die Materien von Wohlstand und Bevölkerung, von Rechten der Eingebornen und Fremden die Wissenschaft der Staats-Verwaltung, namentlich die Kunst der Stuarte und Smith, den erwünschten Gewinn ziehen, am meisten aber die so gesuchte höhere Kenntniß des Men-

schen zur Vollkommenheit gelangen müßte. Wäre dagegen der Gang der Schicksale von dem Fortgange der Bildung getrennt, die Züge eigenthümlicher Natur hingegen von dem realen Wissen der Völker blos unterschieden worden: so wäre man um so leichter im Stande, den Rang eines Jeden nebst den Gründen näher zu bestimmen, warum ein Theil derselben in blos einseitiger Entwicklung stehen geblieben sey, oder bey jener Art von Civilisation, welche alle wissenschaftliche und geistige Kultur dem dringendsten Bedarf ihres Daseyns unterwirft, die veredelnden Kenntnisse, die von freyen Bürgern einst benannten freyen Künste nur zur Schminke eines unerfreulichen Innern mißbraucht habe. So wäre es denn nicht mehr befremdlich, wenn chinesische Mandarinen, deren politische Geschichte ihre Räume mit Quadratmeilen anzufüllen hat, sich so sehr darüber wundern konnten, daß ihr Land eine so kleine Figur auf der ihnen von den Jesuiten vorgelegten Welt-Charte mache; da schon Le Bruyn die Samojeden sich darüber wundern läßt, daß der Czar von Moskau sich nicht unter ihnen niederzulassen entschlossen habe. Zwar möchte der Hr. Verf. diese Einwendung damit ablehnen, daß in einer allgemeinen oder Weltgeschichte Alles auf Weltbegebenheiten zu beziehen wäre, diese aber mit Menschengattungen, welche in die Geschichte der Menschheit gehörten, sich eben so wenig als mit der menschlichen Natur befassen könnte. Aber dann liesse sich auch nicht von einem Nutzen der Welt-Geschichte, nicht von den besondern Richtungen sprechen, die sich oft den schätzbarsten Völkern unwillkürlich in ihrer Entwicklung aufdringen, nichts von einem zu ächter Menschlichkeit mehr oder weniger vollendeten Karakter hochbegünstigter Völker; der ganze dritte Abschnitt des ersten Zeitraums und mit demselben die Einheit der Erzählung fiele hinweg, und der Einfluß, den jene Welt-Begebenheiten auf verschiedene Völker verschieden geäussert, dürfte gar nicht zur Sprache kommen. Dagegen würde durch diese analytische Methode, wobey gleichsam von selbst nach der oben angezeigten Abstufung des Verfassers auf die verschiedenen Zeitalter Eines Volks Rücksicht genommen würde, nicht aber durch die bloße technologische nach Materien einem andern Lehrfache der Einleitung, der historischen Kritik, ein neuer Gewinn erwachsen. Vermöge der durch Zusammennehmung des Physischen und Moralischen erweiterten Analogie mit andern Völkern in Geschichts- oder Reisebüchern liesse sich über die innere Glaubwürdigkeit manches Berichts um so gründlicher urtheilen. Außerdem aber hätten wir bey dieser Gelegenheit die nähere Belehrung des Verfassers über ein Beyspiel gewünscht, das er in der Geschichts-Reihe als gewisse Thatsache, jedoch ohne besondre Rechtfertigung mehrmals angeführt hat. Es ist dies die Erzählung Herodots, von der einst auf Befehl des K. Necho geschehenen Umschiffung Afrika's durch die Phönizier. Ohne Zweifel wäre es bemerkenswerth, wenn gerade der Grund, aus welchem sie der Vater der Geschichte zweifelhaft findet, ihr bey neuern Forschern Glauben verschaffte, nämlich der, daß die Umsegler Lybiens die (aufgehende) Sonne zu ihrer Rechten gehabt hätten. So zeigte sich, daß Historie im Sinne der Alten zuerst als Erkundigen, Nachsuchen behandelt werden müsse, ehe man im Vertrauen auf eigenes Urtheil eine wirkliche Geschichts-Erzählung daraus machen dürfe. — In Ansehung der äußern Glaubwürdigkeit aber scheint uns das auf Wahrscheinlichkeits-Rechnung gebaute mathematische Gesetz von Abnahme derselben, im umgekehrten Verhältniß zur Zahl der Mittelglieder oder Zwischenzeugen bis auf den letzten Referenten, nicht blos von mündlicher Ueberlieferung zu gelten. Können wir überhaupt uns nicht an die erste Quelle eines Berichts wenden, oder ist derselbe durch verschiedne von einander abhängige oder mit einander verbundne Zeugen auf uns gekommen, so dürfen wir nicht anders, als voraussetzen, daß gleichwie der Mangel Eines freien Zeugen der Vollgültigkeit des Andern keinen Eintrag thut, und das Factum selbst auf ungefähr gleicher Stufe der Glaublichkeit erhält; ebenso bey abhängigen, oder abgeleiteten Erzählungen die Untauglichkeit Eines Zeugen dem Kredit aller Andern Schaden bringt. Im ersten Fall ist bey noch so geringer Glaublichkeit des Factums an sich die Mehrheit der Zeugen wichtig und leitet zur Gewißheit; im letztern ist gerade eine geringere Zahl um so zuträglicher, und jede an sich noch so glaubliche Erzählung verliert an Gewicht durch das Wachsthum in der Zahl abhängiger, verbundner Zeugen. Denn die volle Gewißheit im ersten, wie die volle Ungewißheit im zweyten Falle = 1 gesetzt, so ist $\frac{1}{a}$ der Ausdruck für den vollen Werth jeder abhängigen, wie für die Unvollständigkeit jeder unabhängigen Geschichts-Erzählung. Nun bestimmt die Zahl der Zeugen das Maas von a in beyden Fällen. Ist dieses Maß (n) beträchtlich, so darf a oder die Glaublichkeit an sich ganz gering seyn, ohne den Werth des Abdrucks bedeutend zu verringern, d. h. ohne die Wahrscheinlichkeit in einen oder die Unwahrscheinlichkeit im andern Falle merklich zu schwächen. Es sey z. B. a = 3 und n = 10 so ergibt sich ein Resultat, was bey einem unabhängigen Bericht wenig minder als volle Gewißheit, so wie bey einem abhängigen wenig mehr als volle Ungewißheit bedeutet. Deshalb würde wol auch das Alter einer Ueberlieferung nicht so sehr, als selbst bey einer neuen Ueberlieferung, z. E. der als Sage erzählten Angabe eines arabischen Schriftstellers von einer alten Inschrift der Pyramiden der Umstand entscheiden, wenn sich hievon in einem byzantinischen Geschichts-Fragment eine ähnliche Spur auffinden liesse. — Zugleich wäre es wol nicht zweckwidrig gewesen, die Glaubwürdigkeit alter und neuer Geschichtschreiber gegen einander abzuwägen. Gegen den Vortheil unsrer Posten mag doch auch das bey Herodot beschriebne Völker-Verkehr nicht wenig in Betrachtung kommen. Das meiste Gewicht aber verleiht den alten Historikern ihre Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten, und die Privat-Dokumentensammlung regierender Familien. Dagegen ist bey der Kabinetspolitik der neuen Zeiten nicht weniger überraschend, wenn ein Sekretär des Herzogs von Epernon, welcher einst eine Hauptrolle in der Regierung spielte, wenn Girard von diesem Herrn erzählt, daß er sich nicht genug darüber habe wundern können, wie Davila, den er im hohen Alter las, von den geheimsten Unterredungen und Maßregeln seiner Zeit sich Kenntniß erworben habe. — Bey den historischen Liedern hätten wir zwar nicht verlangt, den Hrn. Verf. als Schiedsrichter in der Sache der nordischen Gesänge auftreten zu sehen, vielleicht würden aber doch einige Winke über Homer im Vergleich mit Virgil nicht ohne Nutzen gewesen seyn. — Doch wir eilen zu der Geschichte selbst, wo die glückliche Auswahl des Wichtigern, die Gedrängtheit einer lichtvollen und gefälligen Darstellung, die freie, kühne Hervorziehung des Kerns aus der verbergenden Schaale, der

Umfang der Kenntniß, die Belesenheit und praktische Weltweisheit des Vfs. die Wirkung eines harmonischen Ganzen erzeugen. Bey wenigen Völkern, wie den Etrusкern und ihren Nachbarn, vermissten wir die neuesten Wegweiser, einen Lanzi, Niebuhr u. a. ungern. Bey den Celten aber wunderten wir uns fast, die schon seit mehrern Jahren in Frankreich mit Glück bestrittenen alten Vorstellungen wieder zu finden, ungeachtet ein Diogenes Laertius und eine Menge technologischer Ausdrücke bey den alten Klassikern, die sich noch jetzt in der Armorischen Sprache wieder finden, nicht nur eine günstige Idee von ihrer Bildung erwecken, sondern auch die Geschichte unverkennbar macht, daß sie über den Ebro wie über die Alpen gesetzt, das Römische Reich mehrmals erschüttert, und sich selbst über Griechenland gegen Persien und Medien hin verbreitet haben. Daß Cimbrer oder Nord Deutsche sie aus Belgien nach England gedrängt, und Sachsen wieder in ihre alte Wohnung zurück gewiesen haben, ist noch manchen Zweifeln unterworfen, und mit der bloßen Möglichkeit der Sache, da die Belgier wirklich von den Celten verschieden sind, noch wenig gewonnen. Dagegen ist es an sich unwahrscheinlich, daß ein so mächtiges Volk, wie die Celten, in dem Maße eingeengt worden, wie unser Vf. meint, und das hohe Alter eines europäischen Urvolks scheint auf positive Beweise von einer so großen Niederlage Ansprüche machen zu dürfen. Zudem ist der Unterschied der Gaelischen, Irischen und Armorikanischen Sprachreste noch lange nicht so im Reinen, um darauf weitere historische Angaben zu gründen.

Möge das große Vorbild eines Aristoteles den Hrn. Vf. begeistern, die angetretene Bahn muthig zu vollenden, und so wie dieser bey Erforschung der Verfassungen und Sitten aller damals bekannten Völker zugleich auch ihre Abstammung und Verwandtschaft, die Gründung der Staaten und Städte zu erfahren suchte, wie uns noch die davon vorhandenen Bruchstücke lehren: hinwieder auch ein Geschichtschreiber unsrer Tage von einem so harmonischen Ganzen eine glückliche Ahnung fassen, um sich wenigstens in umgekehrter Richtung einem so erfreulichen Ziele zu nähern!

Pädagogik.

Idée generali sulla Educazione per servir di base all' organizzazione dell' Instituto di Georgio Francesco Hofmann. Napoli 1812. 8.

Vier Jahre verlebte Hr. Hofmann, ein Deutscher, bey Pestalozzi in Iferten, als Gehülfe seiner Arbeiten, dann reiste er nach Rom, und vor anderthalb Jahren von da nach Neapel, wo er mit mehreren, zum Theil auch in Yverdun gebildeten, Mitarbeitern die Erziehungs-Anstalt eröffnete, deren Plan und Zweck er jetzt, nachdem ihr Gedeihen gesichert ist, in der kleinen Schrift dem Publikum mittheilt. Diese und die öffentliche Prüfung haben der deutschen Pflanze unter italienischem Himmel viele Gönner verschafft; der Gouverneur der Königlichen Prinzen versicherte den Verfasser schriftlich seiner Theilnahme und Achtung. Es sind übrigens großentheils die Ideen Pestalozzi's über Natur und Zweck der Erziehung, welche Hr. Hofmann auseinandersetzt.

Schöne Künste.

Gedichte von Christine Westphalen, geb. von Axen. Dritter Band. Auch unter dem Titel: Denkmäler, Elegien und Idyllen. Hamburg bey Hofmann. 1812.

Ein weiches, empfängliches Gemüth, ein reines Herz, eine leichtbewegliche Phantasie und eine geübte Darstellungsgabe scheinen uns die Haupt-Eigenschaften der gebildeten Sängerinn dieser Gedichte, in denen der Leser mehr Schönes und Wahres, als Originelles und Tiefes zu erwarten hat. Mit liebenswürdiger Bescheidenheit sagt sie das selber in dem Einleitungsgedichte an die Leser:

Nicht der Kunst Vollendung begehre dein richtendes Auge;
Denke der Weiblichkeit Sinn; denke gebietender Pflicht!
Palmen, ich weiß es, sind nur den männlichen Kräften erreichbar;
Gönne dem zartern Geist sprossender Myrten Genuß.

Unter den kleinern Gedichten zeichnen sich nach des Referenten Gefühl besonders aus: Die fremde Pflanze, die schweigende Nachtigall, die Lerche am Pfingsttage, Psychens Sehnsucht, das Glück, der Nebel der Seele, Hafen der Ruhe, die Klippe, die zarte Pflanze, an eine Schwalbe, der Entenjäger, die Bildner der Natur. Mehrere der besungenen Gegenstände sind nicht sowol poetisch dargestellt, als vielmehr nur poetisch besprochen, wie der gefangene Adler und Andre, aus denen allein wir das poetische Talent der Verfasserinn nicht abnehmen würden. Unter den Elegien zieht zumeist an: Klage am Grabe Schillers, schon durch den Namen des Unvergesslichen. Darin heißt es:

Sänger Schiller! Du schweigst? — So schweigen die die lieblichen Stimmen
Carlos! Posa's! Thekla's! Mariens! der magischen Jungfrau!
So die feindlichen Brüder, beherrscht vom ehernen Schicksal!
Nicht mehr tönt uns von Höhen der Alpen ein fröhlicher Reigen;
Nicht mehr das Lied der Klage, der Wonn', und der höchsten Begeistrung!

Unter den 62 Denkmälern sind einige gar schöne, z. B. Hölty's Grab, Bürgers Gruft, Klopstocks Grab u. a. Doch scheint es, als habe es die Sängerinn auf eine große Zahl von solchen Denksprüchen angelegt, da sogar ein Sonnenberg mit in die Reihe der Dichter tritt. Selbst Lebende nimmt die Verfasserinn in diese Sammlung auf, nämlich Voß, Goethe und Wieland, die sie mit wahrhaft inniger Herzlichkeit besingt. Des lebenden Wielands Grab lautete:

Gilt dies Grabmal einen nicht sterblichen Sänger? Bekränzet
Seh' ich den duftenden Hain, lächelnd den Amor am Grab'!
Auch umstralt mich das freundlichste Licht; nichts scheint hier zu altern;
Ewige Jugend herrscht hier in des Schönen Gebiet.
Bienen umsummen die Blüten der Lieb', und es rauscht von dem Hügel
Zarter Musen Geschwätz; Grazien schweben um ihn!
Durch den Luftraum tönen der Göttlichen Stimmen; sie singen,

Digitized by Google

Nicht mit klagendem Laut, singen das heitre Lied:
„Ihn, der nie gealtert, umschweben, tanzend, wir immer;
„Der den Grazien sang, lebet in ewigem Reiz!“

— Auch das Schöne verblüht! Während wir die herzlichen Worte der Sängerinn Andern zum Mitgenusse hinschreiben, hören wir mit Wehmuth, daß auch Wieland nicht mehr den Lebenden angehört.

Pythagoras und Theognis; aus dem Griechischen nach der Versart der Originale übersetzt, von C. E. W. Tübingen, bey Reuß und Schmidt. 1812. 56 S. kl. 8.

Daß die sogenannten Sprüche des Pythagoras und die Sprüche des Theognis eine Uebersetzung und weitere Bekanntmachung verdienen, bemerkt der Uebersetzer sehr richtig in der Vorrede. Die Uebersetzung ist auch ziemlich gelungen, und würde einen noch höhern Grad von Vollkommenheit erreicht haben, wenn der Versbau, und das Maß der Sylben mehr erwogen wäre. Denn auch Verse, wie:

Weise Sparsamkeit sollst du üben; findet der Erbe
Leer das Haus, o er wird nicht eine Thräne dir weihn,

laufen mitunter. Uebrigens sollte der Titel lauten. Fragmente aus dem Theognis. Der Uebersetzer hat, was wir keineswegs billigen, viele Verse weggelassen, theils, weil ihm der Inhalt unbedeutend (?) theils, weil ihm Gedanken zu oft wiederholt schienen. Wir bitten ihn, dies bey der zweyten Auflage nachzuholen. Die Uebersetzungen aus dem Theognis von dem geistreichen Falbe in Stargard scheinen unserm Uebersetzer nicht bekannt worden zu seyn. Der Erlös dieser kleinen Schrift ist dem Besten armer Schulen gewidmet.

Vermischte Schriften.

Description du Département du Simplon, ou de la ci-devant République du Valais. Par Mr. Schiner; Docteur en Médecine de la Faculté de Montpellier; à Sion ch. Ant. Advocat, 1812. S. 557.

Das Wallis, oder jetzige Simplon-Département ist freylich noch immer in vielfacher Hinsicht ein unbekanntes, oder doch nicht nach Verdienst gekanntes Land; unter seiner vorigen Regierung wäre eine statistische Beschreibung desselben für Verrath angesehen und mit Landes-Verweisung, oder noch ärger gestraft worden; in den neuesten Zeiten lieferte der französische Geschäftsträger, Eschasseriaux, während er sich dort aufhielt, in seiner Lettre sur le Valais, zwar flüchtige, aber immer sehr schätzbare, Bemerkungen eines einsichtvollen und unbefangenen Beobachters. Die Aufschrift des vorliegenden Werkes und seine ansehnliche Größe liessen eine befriedigendere Arbeit, und die den guten statistischen Gemählden ähnlich wäre, welche wir bereits über viele Departements des französischen Reiches besitzen, erwarten. Aber diese Erwartung bleibt unerfüllt. Vergeblich sieht man sich nach genauen Angaben irgend einer Art um; der Verf. vernachlässigt diese selbst da, wo er solche unschwierig erhalten könnte; dafür gibt er seine langen und breiten Räsonnements, und weil er die möglichst schlechte Ordnung in Aneinanderreihung der Gegenstände befolgte, so wiederholt er sich vielfältig, oder er geräth hinwieder mit sich selbst in grelle Widersprüche.

Von dem ältern Ruhm seines Landes spricht Herr Schiner mit Vorliebe und einem gewissen National-Stolz; von seiner Einverleibung an Frankreich, wie es sich ziemt, und unter Anerkennung der Vortheile, welche der Kultur, dem Gewerbfleiße und dem Handel aus jener Vereinigung zufließen können und werden. Den Mangel an Industrie, die großentheils vernachlässigte Kultur des Bodens, und manche Karakterfehler der Einwohner, rügt er an vielen Stellen; aber er sagt auch hierüber nur das sehr Bekannte im Allgemeinen, ohne weder die Gebrechen, noch die Maßregeln, die gegen sie zu ergreifen wären, näher zu beleuchten. Er scheint auch gar nicht der Mann zu seyn, der das Letztere thun könnte, und er verräth durchgehends nur höchst oberflächliche Kenntnisse. Als Arzt, sollte man denken, würde er wenigstens über den Gesundheits-Zustand der Einwohner, über die berühmten Bäder in Leuk, über die Naturschätze des daran so reichen Landes, lesenswerthe Dinge zu melden haben. Aber er schwatzt auch über diese Gegenstände, wie über alle Andere, in's Blaue hinein. Wo er auf die Cretins zu sprechen kommt, weicht er aus, indem er ein eignes Werk darüber verheißt; von den Bädern will er nicht handeln, weil er ihre Prüfung den Scheidekünstlern überläßt; von den Krystallen meldet er: es seyen solche nicht etwa, wie Einige glauben (!) gefrorner und verhärteter Schnee, und fügt dann hinzu: es gebe Aerzte (!) die ihr Pulver gegen die Ruhr anpreisen! Die unkritische Weise, wie er die Geschichte behandelt, kann auf seine verheißenen Annales du Valais wenig begierig machen.

Ueber Inhalt und Vortrag, Entstehung und Schicksale des königlichen Buchs, eines Werkes von der Regierungskunst, als Ankündigung einer Uebersetzung, nebst Probe aus dem Türkisch-Persisch-Arabischen des Waassi Aly Dschelebi. Von Heinr. Friedr. von Diez, königlich preuß. Geheim. Legationsrath und Prälaten, ehemals außerordentlichem Gesandten und bevollmächtigtem Minister des Königs, am Hofe zu Konstantinopel. Zum Besten der Almosenkasse beym Dom zu Berlin. Berlin, bey Nicolai in Com. 1811. 8.

Ermahnung an Islambol oder Strafgericht des türkischen Dichters Uweissi über die Ausartung der Osmanen. Uebersetzt und erläutert nebst dem türkischen Texte von H. F. v. Diez. Ebendas. 1811. 4.

Die erste dieser beyden Schriften gibt über ein Werk Auskunft, welches Hr. v. Diez unter die Meisterstücke des menschlichen Geistes rechnet, „welche in ihrer Art nur Einmal auf der Welt geschrieben werden,“ und dessen mitgetheilte Proben auf das Ganze lüstern machen. Die zweyte dieser Schriften ist ein aus den Fundgruben des Orients, Heft 3, wiederholter Abdruck eines Werkes, das jeder Kenner und Liebhaber der orientalischen Litteratur, als eine höchst willkommne Erscheinung aus dem Orient, nicht ungelesen lassen wird.

N°. 10.

Uebersicht der neuesten Literatur.

1813.

Vermischte Schriften.

Rosaliens Nachlaß, nebst einem Anhange. Herausgegeben von dem Verfasser des Alwin und Theodor. Leipzig, bey Karl Cnobloch 1812.

„Die Bekanntmachung dieser Blätter" — sagt der Verfasser, Hr. Hofrath Fr. *Jacobs*, sonst in München, jetzt wieder in seiner Vaterstadt Gotha, in der Vorrede — „wird sich hoffentlich von selbst rechtfertigen. In einer Zeit, wo die Begierde nach Genuß, wie ein übergetretener Strom, die Jugend, wie das Alter, verheert, wo oft edle Gemüther in der frühen Gewöhnung an gehaltlose Zerstreuungen untergehen, dürfen die einzelnen Erscheinungen einer frommen und ernsten Jugend, welche tröstend und wohlthätig in das Leben hereinleuchten, nicht verheimlicht werden. Eine frohe und begeisterte Liebe kann nur *mitgetheilt*, nicht aber *gelehrt werden*, und es ist Alles daran gelegen, daß diese Mittheilung um sich greife, und die Lehre entweder überflüssig mache, oder doch unterstütze und beseele. Das in der neuern Erziehungskunst so sehr beliebte *Beyspiel*, als bloßer *Träger der Lehre*, hat in sittlicher Hinsicht ein sehr beschränktes Verdienst, und um nur das gemeinste Leben mit dem genügenden Vorrath von Lehre auszustatten, dürfte der Beyspiele kein Ende seyn; während ein einziges begeisterndes Muster hinreicht, um ein ganzes Leben zu befruchten, und ihm die lebendigen Quellen des Guten zu öffnen." *)

„Diejenigen, welche den Menschen an die Erde ketten, und all sein Thun auf die irdische Bestimmung beschränken, werden die Sehnsucht nach Gott und dem Himmel, die sich in diesen Blättern auf jeder Seite ausspricht, wie eine Krankheit bemitleiden, die man heilen, nicht aber einimpfen müsse, weil mit ihr das Leben nicht bestehen könne. *Und doch gedeiht im Leben selbst nichts Großes und Treffliches ohne die Verachtung des Lebens.* Wie aber kann der das Leben verachten, der nichts *Höheres* kennt, als das, wozu das irrdische Daseyn die erste und unerläßlichste Bedingung ist? Indeß wird doch auch Erfüllung von Pflichten verlangt, und die Tugend, als die Mutter der Pflicht, gelobt. Wer aber mehr, als einen *Schein* der Pflicht und ein *Trugbild* der Tugend begehrt, der muß sein Haupt in den Himmel erheben, während seine Füße auf der Erde wandeln. Die Furcht Gottes ist der Anfang der Weisheit, die Liebe Gottes ihre Vollendung."

Es war Referenten unmöglich, die schöne Absicht des Verfassers bestimmter und besser auszudrücken, als mit seinen eignen Worten. Und der Autor hat seine Aufgabe herrlich gelöst. Er hat das innere wahre Leben des Menschen, in welchem allein sich das äußere erst würdig gestalten kann, so ergreifend dargestellt, daß Jeder, der Theil nimmt am Reiche Gottes, sich sehnen muß, die reine Menschenbrust, aus der jene Darstellung geflossen, an seine dankende zu legen.

Alle Elemente einer religiösen Entwickelung *) sind in diesem reizenden Werke niedergelegt und trefflich benutzt. Der *religiöse Sinn*, ohne welchen überall Religion unmöglich wäre, ist *faktisch* vorausgesetzt, und ebenso ist es anerkannt, daß er nur durch *Uebung* an dem geeigneten, d. h. religiösen Stoffe belebt und gestärkt werden könne, daß diese Uebung nicht blos *auffassend*, sondern *selbstthätig* seyn *müsse*, und daß das Resultat nicht in einem fantastischen Dahinbrüten bestehen dürfe, sondern sich in dem Erwerb einer religiösen Weltanschauung konzentriren müsse, und sich im Lieben, Erkennen und Handeln zu offenbaren habe, nämlich in der Liebe des Ewigen und Unwandelbaren am Endlichen, in der Erkenntniß des Ewigen und Unwandelbaren an den Dingen und in dem, aus *jener* Liebe und *jener* Erkenntniß *nothwendig* entspringenden, Handeln, als einem Handeln nach dem Willen Gottes. Daher gab der Verfasser seiner *Rosalie* treffliche, für ihre Kinder lebende, *Eltern*, einen *wackern Bruder*, eine fromme *Erzieherinn*, die rechten *Mitschülerinnen* und *Freunde*, ein Leben in einer *schönen Natur*, den Genuß des *Lebendigen* in ihr, die Anschauung einer, das *innere Leben bildenden, Krankheit*, und die Anschauung des *Todes* in seiner *furchtbarn*, wie in seiner *erfreulichen*, Gestalt eine feste Einsicht in das Wesen der *geoffenbarten* Religion, eine auf diese, ihrem Wesen nach gesellschaftliche, Religion gestützte Achtung der *Kirche* und nach allem diesem die *Verlassenheit* mitten in der *sogenannten* Welt, als ein Erleichterungsmittel des *Einsseyns* mit Gott. Denn die *Elemente* einer wahrhaft religiösen Bildung sind ja dem Menschen nur gegeben in der *Natur* und in seinem *Geschlechte*. Wenn gleich jene *allein* nur die *physische* und *sinnliche* Entwickelung des Menschen zur Folge haben, und am

*) Gäbe es wol ein Begeisternderes, als das Leben Jesu? Wir haben eine Darstellung dieses göttlichen Lebens aus dem Nachlaß des für die Freunde seiner Muse viel zu früh verstorbenen *Ernst Wagners* zu erwarten.

*) Im Sinne *Pestalozzi's*.

Ende zu seiner Unterjochung führen würde, so wirkt sie doch ganz anders durch die Verbindung mit der Bildung, welche dem Menschen sein Geschlecht gibt. Die Repräsentanten des Geschlechts und der Natur aber sind die Eltern. Diese erscheinen dem Kinde und wirken auf dasselbe als Macht, als Güte und als Weisheit. Die Macht aber entwickelt die Furcht, die Güte die Liebe, die Weisheit das Vertrauen. Wo aber Furcht, Liebe und Vertrauen vereinigt wirksam sind in einem Individuum, da hat dieses die Anerkennung eines Höhern, als es selbst ist, gewonnen und mit dieser Anerkennung ist der Weg angebahnt zur Fixirung der wesentlichen Verhältnisse jedes Menschen, seines sinnlichen zur Natur, seines geistigen zur Menschheit und seines religiösen zur Gottheit. Daß dieser Weg fortgesetzt werde und ans Ziel führe, dafür hat Gott gesorgt; daß in seiner Natur ein Gemüth gefunden und erkannt werden könne, das den oben angedeuteten Uebungs- und Bildungsstoff in großer Reinheit und Fülle enthält, der sich ungesucht und in unsrer Blindheit oft unerwünscht und nicht geachtet darbietet; dafür soll und kann die Menschheit sorgen durch Selbst-Erziehung im Hause, in der Schule und in der Kirche, und dafür kann und soll der Staat sorgen durch Einrichtungen, welche mit den Forderungen einer wahren Menschenbildung im Einklang stehen.

Und so ist denn dieses Werk ein lebendiges Bild dessen, was seyn sollte, und zugleich eine Nachweisung, daß es so seyn könnte, wenn man nur wollte, denn alle Personen und alle Verhältnisse derselben sind aus dem Leben gegriffen, wie es ist, mit seinem Lichte, aber auch mit seinem Schatten. Es führt uns auf die Erde, die den Himmel über und in sich hat.

Daß der verehrte Verfasser dieses schönen Werks auch die Anforderungen der Kunst befriedigt habe, dafür bürgt schon sein Name und der von ihm ausgesprochene Grundsatz *): „Um Kinder zu Männern zu bilden, um sie der Geistesträgheit zu entreißen, die schon darum erniedrigt, weil sie nicht erhebt, muß man mit ihnen männlich sprechen. Man muß ihre Einbildungskraft zu beleben, man muß die Selbstthätigkeit ihres Gemüths zu erwecken suchen, und, indem man ihnen die Natur und den Menschen in heitern und gefälligen Gestalten zeigt, oder indem man in ihnen die Ahnung des Unendlichen erweckt, worauf die ganze Menschheit ruht, muß man die reinen Quellen eröffnen, aus denen Religion und Andacht entspringt."

Selbst dem bloßen Romanenleser wird dieses Buch durch die schöne Fabel, durch reizende Verwickelung, durch lebendige Bilder, durch die herrliche Sprache Vergnügen machen und selbst diese werden es befriedigt aus der Hand legen, und vielleicht — besser.

Auch die Zeit, in welche Rosaliens Nachlaß niedergelegt ist, scheint, ob er gleich jeder angehören wird, dennoch die schicklichste zu seyn. Unsre Zeit bedarf, als höchst verdorbene, solcher Anregungen gewiß mehr, als manche andre, und dennoch ist sie auch wieder — eine merkwürdige und zugleich erhebende Erscheinung — mehr, als manche andre dafür empfänglich, da die Periode der Selbstentzweyung in der That in die der Versöhnung verfließen zu wollen scheint. Unter der Herrschaft des so hoch gepriesenen nüchternen Verstandes wäre diese Erscheinung nicht zu erwarten, und eben so wenig wäre es möglich gewesen, ohne höhere Vermittelung einer absoluten Vernunft wieder zu dem reinen Glauben zurückzukehren; daher wir es, wenn wir gerecht seyn wollen, der neuesten Philosophie, selbst dann, wenn wir auch nicht zu ihren unbedingten Anhängern gehören sollten, recht herzlich danken müssen, daß wir wieder unverspottet Gott in Wissenschaft und Leben öffentlich bekennen dürfen.

Die Frage scheint daher nur die zu seyn: wie ist diese Empfänglichkeit für das Ewige und Heilige, die dem Sumpfe der Schlechtheit und des mit ihr verbundenen Unglücks, nach dem Willen der ewigen Weisheit und Güte, nothwendig entkeimen müsste, also auch die Empfänglichkeit für Kunstwerke, in welchen sich das Ewige und Heilige offenbart, zu fixiren und so zu erhöhen, damit aus der bloßen Empfänglichkeit nun auch die religiöse Thätigkeit und mit ihr das wahre innere Leben hervorgehe, und dieses seine wesentliche Form auch im sinnlichen Leben gewinne?

Es ist klar, daß dieses nur durch Erziehung geschehen könne. Aber seit Jahrhunderten wird erzogen, und „wir fühlen es, wie einen empfindlichen Schmerz, wozu wir erzogen sind." *) Viele wollten die Kunst zu erziehen erfinden, und so haben wir denn auch im Laufe der Zeiten viele große und kleine Erziehungskunst-Stücke erlebt.

Einer aber hat gefragt: was erzieht den Menschen, und wie erzieht das den Menschen?

Und dieser Eine hat auf diese Fragen die Antwort: Gott durch die Natur, das Haus und den Staat — zum Glück nicht erfunden, sondern blos in der Natur der Natur, des Hauses und des Staates gefunden.

Dieser Eine aber ist der oft gepriesene, oft getadelte, noch wenig verstandene Geistesverwandte unsers Autors, der ehrwürdige Pestalozzi.

Wie Viele von denen, welche über diesen großen Menschen absprechen, haben wol nur seine drey Haupt-Werke: (Meine Nachforschungen über den Entwickelungs-Gang des Menschen in der Natur; wie Mutter Gertrud ihre Kinder erzieht, und Lienhard und Gertrud), im Zusammenhange gelesen und, wenn sie sie gelesen haben, diesen Zusammenhang unter sich und mit den spätern Schriften und dem Thun Pestalozzi's und seiner Gehülfen, namentlich mit denen Niederer's, seines urkundlichsten Darstellers und Interpreten, erkannt, und darin die Antwort auf jene Fragen, (sowol auf das Was? als auf das Wie?) auch nur geahnet?

Referent gesteht offenherzig, keinen Einzigen zu kennen, der diesen Geist ganz ergriffen hätte. Selbst große Denker haben nur das aus Pestalozzi's umfassender Idee anerkennend aufgegriffen, oder doch besonders herausgehoben, was ihren eigenen, zum Theil einseitigen, Ansichten entgegen kam, oft nur entgegen zu kommen schien; der Eine blos das intellektuelle, der Andre blos das gemüthliche, ein Dritter wieder ein andres einzelnes Verhältniß. Wenn der Eine das Ganze im negativen Pole des menschlichen Ich's, (in der Erkenntnißseite des Menschen) zu finden wähnte, so suchte und fand es ein Andrer im positiven Pole, (der Willens-

*) Siehe Altwin und Theodor. Zweyte Auflage. Leipzig bey Dyk. 1805.

*) Eschenmeyer in seinen Prolegom. zu jeder künftigen Pädagogik. (Wochenschrift für Menschenbildung. Iferten.)

Seite), und wieder ein Andrer im Indifferenzpunkte, (der Gefühlsseite). Aber keiner bedachte oder sprach es deutlich genug aus, daß *Pestalozzi's* Idee eine *allgemeine*, alle Richtungen vereinigende und alle Gegensätze aufhebende, Idee sey, vergleichbar der Idee des Kreises, zu welcher die Peripherie so nothwendig, als der Mittelpunkt und umgekehrt der Mittelpunkt so nothwendig, als die Peripherie, gehört.

Zum Beweise dieser Behauptung können die zahllosen, über *Pestalozzi's* Methode erschienenen, Schriften und sämtliche Rezensionen derselben dienen. Es dürfte schwer seyn, — *Herder's* Rezension der „Nachforschungen" ausgenommen, — auch nur eine einzige zu nennen, welche die billige Voraussetzung gestattete, der Rezensent habe gewußt, oder wissen wollen, wovon in der That die Rede sey, und worauf es eigentlich ankomme? Alle wenigstens, die Referent vernommen hat, haben *Pestalozzi*, *ohne eingreifende Beurtheilung*, entweder bis in den Himmel erhoben, oder ihn zur Vergessenheit verurtheilt, oder vornehm protegirt, oder als einen armen Schulmeister zwar verspottet, aber doch um seines gutmüthigen Strebens willen, allenfalls noch auf der Liste der Pädagogen geduldet.

Anfangs zwar war das *flache Loben* ziemlich allgemein, allein jetzt gewinnt das *flache Tadeln* die Oberhand. Der Wendepunkt ist interessant genug, um ihn näher ins Auge zu fassen.

So lange, nicht sowol die Pädagogen von Profession, als die namhaften pädagogischen Schriftsteller, in *Pestalozzi* nur einen gutmüthigen Schwärmer und den glücklichen Erfinder einiger auffallend wirksamen Schulmittel zu sehen glaubten, dessen Träumereyen und Kunstgriffen erst durch Männer vom Fach, wie sie zu seyn sich einbildeten, ein reeller Werth gegeben werden müsse, und auch allenfalls gegeben werden könne, so lange gefielen sie sich in der Protektions-Miene, die sie gegen den ehrlichen, kindlichen und, wie sie meistens dann, wenn sie sein tiefes Gemüth nicht verstanden, gern glaubten und glauben machen wollten, zuweilen auch kindischen Schweizer annahmen. Sobald sie aber durch *Niederer's* philosophischen Geist, der sich in der Wochenschrift und überall, wo er sich zeigte, auch im mündlichen Gespräche, überlegen beurkundete, aufgeschreckt wurden und nun einzusehen anfingen: *Pestalozzi* habe es nicht blos auf Verbesserung einiger Unterrichts-Mittel in den Schulen abgesehen, sondern auf die Entwicklung der Idee der Erziehung im umfassenden Sinne; da ging ihnen plötzlich ein Licht auf, und sie fingen, trotz ihrer Selbstgenügsamkeit an, zu ahnen, man werde diesen Geist nicht unter und neben sie, sondern weit, weit über sie setzen, und flugs war die Scene verwandelt, und die Protektoren traten nun als *lächelnde* Tadler auf.

Diese Umwandlung hätte etwas sehr Erfreuliches hervorbringen können, wenn sie eine ernste, tief eingehende Prüfung zur Folge gehabt hätte; allein zu einer solchen gebrach es allgemein an Kraft und eigener Tiefe. So verbarg man denn endlich das Nicht-Können unter der Maske eines stolzen Nicht-Wollens. Man begnügte sich, *Pestalozzi* um der Abwege willen, auf die ihn *Niederer* geführet, zu *bedauern*, *diesen* aber wegen seiner Grobheit, als ob es unmöglich wäre, daß in einem derben Kittel ein hoher Mensch Großes und Tiefes denken und fühlen könne, einer Antwort unwerth und überhaupt die *Pestalozzische* Sache für hinlänglich abgemacht zu erklären.

Daß es außer dieser Klasse von Beurtheilern noch eine andre, in gewisser Hinsicht weit respektablere, gebe, will Referent eben so wenig läugnen, als er zugeben kann, daß für das Festhalten und Beleben einer großen Wahrheit diese mehr thue, als jene, oder vielmehr weniger schade, als jene. Diese mag *Pestalozzi* selber karakterisiren.

„Das tiefere Eingreifen des höhern, wesentlichen Guten wird nicht so fast durch die eigentlich bösen Menschen, noch weniger durch die bestimmt unwissenden und unkultivirten stillgestellt und verwirrt, als durch solche, die zwar durch richtige Kenntnisse *einzelner* Wahrheiten und lobenswürdigen Eifer für *einzelnes Gute* sich vortheilhaft auszeichnen und insoweit als wirkliche Autoritäten für das Wahre und Gute blendend dastehen, die aber die Wahrheit und das Recht in ihrer *höhern Bedeutung*, *Tiefe und Uebereinstimmung nicht ergreifen und festhalten*."

Und so stehen wir denn, trotz des unbändigen Lärmens, den die sogenannten *Pestalozzianer* und seine um nicht viel bessere Gegner in der Welt machen, in der augenscheinlichsten Gefahr, daß eine große, für Menschen- und Nationalbildung höchst prägnante, Idee in Schrift und Leben entstellt herumgezerrt und verkrüppelt werde, und dann, in ihrem Wesen unerkannt und für das Leben unbenutzt, wieder in das Dunkel zurückfalle, in dem sie Jahrhunderte hindurch gehalten worden ist, ob sie gleich vor aller wahrhaft Sehenden Augen lag, liegt und liegen wird.

Nur die Kraft besserer Geister, nur solche Männer, die *Pestalozzi's* Geiste und Herzen so nahe verwandt sind, als der edle Verfasser von *Rosaliens* Nachlaß, können diesem Unglücke entgegenarbeiten, und das Geschlecht von der alten Schande, daß es nur seine großen *Todten* verstehen und anerkennen lerne, befreyen.

Und eben weil sie allein es können, sollen sie es auch. Sie sind es, welche in den literarischen Instituten das Wort nehmen müssen, um die öffentliche Meinung zu fixiren, und so für die Idee die Lebensluft zu schaffen, in der allein das Gute, wie das Schlechte fortkommen, und sich wirksam erzeigen kann.

Nicht um *Lob* und *Tadel* ist es zu thun — denn *Pestalozzi's* Sache wird, wenn sie nur erst recht *erkannt* ist, schon sich selber loben oder tadeln — sondern um *Prüfung* der ernstesten Art, damit *Pestalozzi's* Thun endlich Einmal in seinem *Werth* oder *Unwerth* erkannt werde. *Kann Pestalozzi widerlegt* werden, so muß es schon um deßwillen geschehen, damit zugleich mit dem Stillestehen seines irrigen Thuns auch dem *Unwesen* der Mücken, die in seinem Sonnenlichte summend schwärmen, und die wie Schmarotzerpflanzen dem guten Samen die Nahrung entziehen, ein schleuniges Ende gemacht werden; *kann er aber nicht* widerlegt werden, so ist es Pflicht für Alle, die zu dem großen Bau berufen sind, — also auch für den Herausgeber von *Rosaliens* Nachlaß, der sich nicht blos als einseitiger *Philolog*, sondern als *Humanist* im *einzigen* Sinne des Worts, die Ehrfurcht gewonnen hat, die ihm allgemein gezollt wird, — *Hand anzulegen*, damit das erhabene Werk, das unmöglich Vorwurf blos für *einige Individuen* oder auch für *eine* Anstalt seyn kann, seiner Vollendung entgegengeführt und der

Google

ununterbrochene Fortbau daran verbürgt werde. Dafür aber bedarf es um so dringender eines tüchtigen allgemeinen Mitwirkens der Geister rechter Art, da sich gerade jetzt in den Ansichten über Nationalbildung fast allgemein, besonders aber in Deutschland, etwas Schwindelndes und Bornirtes zugleich zu entwickeln scheint.

In diesem Bedürfnisse und in der daraus hervorgehenden Aufforderung an den Verfasser, und alle ihm ähnliche Geister mag für obige Abschweifung, wenn es in der That eine Abschweifung seyn sollte, die Rechtfertigung desselben gesucht und gefunden werden.

Referent muß nun noch des Anhangs zu Rosaliens Nachlaß erwähnen. Er führt den Titel: „Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Gräfinn Katharina von Sendoval, von ihr selbst beschrieben." Der Verfasser erklärt sich darüber so: „Der Anhang, den wir Rosaliens Nachlaß zugesellt haben, schien wegen der gleichen Richtung eine passende Zugabe. Auch hier spricht ein frommes, aber in mannichfaltigern Verhältnissen geprüftes Gemüth. Die Gesinnungen sind dieselben, aber Alles ist reifer, stiller und ruhiger."

Auch dieser Anhang ist in allen Hinsichten vortrefflich und dürfte vielleicht für eine gewisse Klasse nüchterner Leser noch anziehender seyn, als das Hauptwerk; Referent meint für solche Leser, welche, weil ihnen etliche sogenannte Mystiker mit ihrer verbrannten Phantasie Aerger und Ekel verursacht haben, nun Alles, was sich nicht mit Händen greifen läßt, für mystisch in jenem verwerflichen Sinne halten, und jeden Mystizismus, auch den des Göttlichen, verdammen. Referent gewann dieser schönen Erzählung eine Seite ab, die ihm besonders interessant scheint. Die Gräfinn theilte mit Rosalien das Glück nicht, einsichtsvolle und fromme Eltern zu haben. Es fehlte ihr also ein wesentliches Element der religiösen Entwickelung. Dennoch wurde sie religiös; aber auf welchen Umwegen und durch welche seltene Fügungen gelangte sie zum Ziel und mit wie viel Gefahren war ihr Entwicklungsgang umgeben! — Sie musste durch gefährliche Kämpfe erobern, was ihr, hätte sie wahrhaft gebildete Eltern gehabt, im leichtern Wechselspiele der doppelseitigen Menschen-Natur, in Unschuld und Freude, zugefallen wäre.

Neues russisches Elementar-Lesebuch für Deutsche, enthaltend Sentenzen und Maximen, Fabeln, Anekdoten, eine geographisch-statistische Uebersicht Rußlands, eine Komödie im Auszuge und Bruchstücke aus Karamsins Schriften. Durchaus accentuirt, nebst Uebersetzungen, Wörtern und Phraseologien, von Dr. August Wilhelm Tappe. Zweyte verbesserte Aufl., St. Petersburg u. Riga, bey Hartmann 1811. 120 S. gr. 8.

Der weitläufige Titel gibt den Inhalt dieses Elementar-Lesebuches hinlänglich an. Wie Ref. von Kennern der russischen Sprache weiß, ist es Anfängern sehr zu empfehlen, und in Verbindung zu setzen mit der theoretisch-praktischen russischen Sprachlehre desselben Verfassers.

Elementar-Bilder-Buch für die Jugend zum Vergnügen und Unterricht. Worin die Gegenstände sowol aus dem gesellschaftlichen Leben, als auch aus der Natur, welche die Kinder umgeben, deutlich in Erzählungen erklärt, und in Bildern versinnlicht dargestellt werden. Von J. Karl Unger. In zwanzig gemalten Kupfertafeln, in 4., auf jedem 4 Vorstellungen. Wien und Prag bey Haas, 1811. 90 S. Quer-Quart.

Was vom vorigen Buche, gilt auch so ziemlich von diesem, und Ref. wünscht, daß man für solche Bücher eine stehende Recension erfände, die man überall anhängte.

Elementar-Buch zur Erlernung der französischen Sprache. Von J. P. Seidenstücker. Dortmund, bey den Gebrüdern Mallinkrodt, 1811. 112 S. 8.

Wiederum ein ekelhaftes Geschmier, wie es jeder Stümper von Schüler fertigen kann. Ein kleiner Vorrath von Vokabeln geht immer einem Aufsatze voraus, zu welchem er verbraucht werden soll; und damit ja Alles leicht gefasst und im Gedächtniß festgehalten werde, kehren die Vokabeln oft wieder. So erniedrigt sich der Herausgeber zum seichten Verbreiter der Ungründlichkeit.

Geographie.

Kurzgefaßte Geographie des Königreichs Bayern zum Gebrauche in den Schulen. Zweyte, nach der Eintheilung in neun Kreise bearbeitete Auflage. Passau, bey Ambrosi 1811. 184 S. 8.

Voran steht eine Beschreibung von der Verfassung des Königreichs Baiern; dann folgen die Abschnitte: Kriegsmacht, Maße, Gewichte, Münzfuß; hierauf die Grenzbestimmungen, Zahl der Einwohner, Flüsse u. s. w. Vor der ersten Auflage, die 1809 erschien, hat diese sichtbare Vorzüge.

Taschenbuch der Reisen oder unterhaltende Darstellung der Entdeckungen des 18ten Jahrhunderts in Rücksicht der Länder, Menschen- und Produktenkunde, für jede Klasse von Lesern, von E. A. W. von Zimmermann. Zehnter Jahrgang, 1811, mit 12 Kupfern. 12.

Derselbe Fleiß in Aufsammlung interessanter Gegenstände, dieselbige Lebhaftigkeit der Darstellung, wie in den frühern Jahrgängen, zeichnet auch den gegenwärtigen aus, der uns besonders mit den Merkwürdigkeiten von Tibet bekannt macht.

Einleitung in die Wissenschaft der reinen Geographie für Erzieher, Lehrer und gebildete Eltern zur Vorbereitung auf den Gebrauch des Lehrbuchs der reinen Geographie für Schulen von H. Gottl. Hommeyer. Königsberg, bey Degen. 1811. 8.

Wir können diese merkwürdige Erscheinung der geographischen Literatur empfehlen, als eine kleine Schrift, die Alles hält, was sie auf dem Titel verspricht, und noch viel mehr (z. B. das über den ästhetisch-geographischen Charakter der Geographie Gesagte), was sie aus Bescheidenheit verschweigt.

№ 11.

Uebersicht der neuesten Literatur.

1 8 1 3.

Schöne Künste.

Isidora, ein Roman in drei Büchern von Ernst Wagner. Stuttgart und Tübingen bei Cotta, 1812.

Plan und Ausführung dieses in jeder Hinsicht trefflichen Romanes von unserm entschlafenen Ernst Wagner dem Leser vor Augen zu legen, erlaubt uns der enge Raum unserer Blätter nicht. Doch welchem Deutschen wäre fremd die über alles thätige Geisteskraft und das edle, von Vorurtheilen freie, heiß für das Schöne und Gute glühende Herz dieses Dichters, dem die Muse viel Freude schenkte, aber auch viele Leiden? Isidora, die er im schmerzenvollsten Jahre seines Lebens vollendete, gibt einen neuen Beweis davon, wie auch der gebrechlichste Körper nicht über einen edlen Geist zu siegen, noch diesem den Glauben und das Vertrauen auf das Höchste zu rauben vermag, das die Gottheit dem Menschen gleichsam aus dem Paradiese herübergerettet hat. Um unsern Lesern einen Vorschmack des herrlichen Ganzen zu geben, theilen wir ihnen die erste Stelle mit, die der Zufall uns an die Hand gibt: „Mir träumte (heißt es S. 133), ich stände auf einer Höhe, von welcher man ein unermeßliches Land überblickte. Aber alles war in graue Düfte gehüllt und lag kalt und farbenlos vor mir da. Indem ich aus Bangigkeit hierüber tief aufseufzte, zeigte sich mir an der äußersten Ferne des Horizontes ein heller lichtblauer Streif, der am Himmel herauf allmählig nach mir zu wuchs und auf der Erde zuerst blaue Hintergründe, dann nähere und nähere Berge und Thäler aufdeckte: Alles schien nach und nach sich neu zu erschaffen — so wie etwa unter der Hand eines Mahlers auf blasser Leinwand eine Landschaft aus der Ferne nach der Nähe her langsam vorwächst und ins Leben tritt. — Sobald die Erscheinung näher auf mich zurückte, ward sie lebendiger und immer herrlicher — die Waldungen ergrünten schon, indem kaum der Schnee zerflossen war — die Sonne ging auf — da wurden die Seen und Ströme blau — ferne Chöre von Vogelstimmen liessen sich hören — die Thäler schmückten sich mit dem reinsten Blumenschmelz — Alles tönte süß und laut wie aus himmlischen Kehlen mir zu: „der Frühling kommt!" — Alles feierte ihn — und endlich fühlte ich, daß auch mein Hügel um mich her in seinem Innern selig erzitterte — seine Quellen sprangen melodisch tönend hervor — das junge Leben einer schönen Blumenwelt wand sich in himmlischem Gedüfte von seinem Busen los — mir wollten in der süßen Betäubung die Sinne vergehen — denn auch ich fühlte einen neuaufspringenden Lichttropfen im Herzen — da schien mir die neue Welt um mich her nicht fremd, sondern innig befreundet, und ich eilte hinab und tauchte tief in die Blumenthäler. — Mein Pfad führte mich an einen stillen Strom, der zwischen den lustigsten Gestaden spiegelglatt hinabzog. Ein buntbegränzter Nachen schwamm auf mich zu und nahm die Glückliche ein. So floß ich sanft dahin zwischen den blühenden Ufern und an kleinen Inseln voll Orangengesträuch vorüber, aus welchem mir die erquickendsten Düfte entgegenwogten — der Strom ward bald unermeßlich breit — die Lieblichkeit der Gerüche berauschte meine Brust — ich befand mich endlich im weiten blauen Meere und sank in seliger Trunkenheit auf die Blumen meines Kahns zurück, indem ich die Arme zum Himmel ausbreitete. — Der Himmel war leer und grau, als ich wieder zum Bewußtseyn gelangte — das Meer war verschwunden — ich schwamm hoch im frischen Grau der Morgendämmerung — und neben mir sang unaussprechlich rein eine Lerche, die sich in der Nachbarschaft meines Kahns stets höher und höher mit diesem in die Lüfte emporhob. Immer wunderbarer lösten sich jetzt die Strahlen des Morgenlichts in die Farbe der Liebe auf. Ach, da sah ich über mir zwey Wölkchen aus Morgenroth werden — und sie wurden zu lichtträufelnden Flügeln — und zwischen ihnen bildete sich ein Engelsangesicht, das, so wie es sich mir enthüllte, sehnsüchtig und unsäglich liebend in mein Auge blickte. — O ihr guten Seelen, könnte ich euch nun beschreiben, wie mir da ward! Aber die Erde hat kein Zeichen für jenen Wonneschmerz, für jenes in der seligsten Kraft aufstrebende Sehnen, mit dem ich mich nun emporhob, und das himmlische Bild, dessen Gestalt jetzt auf einmal wie ein zuckender Strahl der Wonne zu mir niederfuhr, ganz und ewig zu umfassen! Es war, als schlüge mein selig sterbendes Herz zum letztenmal im Busen — und doch, als spränge dort im Schauder unbekannter Himmelslust eine neue Ader des erquicklichsten Lebens auf. — Aber, ach, dieser schnellvernichtende süße Augenblick tödtete auch meinen Traum! — Mit ausgebreiteten Armen erwachte ich, als man die Thür meines Schlafzimmers leise öffnete, durch die meine Kammerfrau auf den Zehen hereinschlich. Sie trug ein kleines rundes Körbchen aus Schilf geflochten, dessen Rand mit weißen Rosen ausgelegt war. Mitten darin stand eine blendend weiße Lilie, ringsum von Granatblüten dicht umgeben. — So wie Camilla bemerkte, daß ich erwacht war, überreichte sie mir das Körbchen. Eben hatte es ein kleiner Knabe, welcher leise das Vorzimmer geöffnet, schwei-

gend in ihre Hand gegeben und war schnell verschwunden. Mein Name zierlich aus buntem türkischen Grase geflochten, lag oben auf den Blumen. Die Kammerfrau war über die Erscheinung erstaunt, da sie den Knaben so schön geschmückt sah. Er trug eine allerliebste Larve vor dem Gesicht und an den Schultern kleine Flügel. — Ich sandte sie sogleich fort, um ihn wo möglich noch zu ereilen — aber vergebens! Keine Seele, außer ihr, hatte ihn im Schlosse erblickt. Ich schickte sie zur Wache — diese hatte wirklich einen solchen Knaben beym Anbruch der Morgendämmerung eingelassen, ohne ihn zu befragen, da er dem Hofe anzugehören und ein festliches Geschenk zu tragen schien. Zum Schlosse heraus war er aber noch nicht wieder, und ich sann eben darüber nach, was ich thun wollte, als mir Camilla ein Versehen entdeckte, welches heute früh bei der hintern Gartenwache vorgegangen war, und wodurch es uns wahrscheinlich wurde, daß der kleine Genius sich längst durch den Park geflüchtet habe. Der Herzog ahndet militärische Fehler sehr streng — ich hätte einen Menschen unglücklich gemacht — und so beschloß ich, die Sache, die am Ende unwichtig ist, lieber zu unterdrücken, legte also dem Mädchen Stillschweigen auf, und erbitte dies auch von Euch, meine Guten." — Eine der anziehendsten Scenen des Romans ist die, wo vom Magnetismus Gebrauch gemacht wird, wiewohl sie den Glauben stark in Anspruch nimmt.

Davids Erhöhung, ein Schauspiel in fünf Akten von Albert Ludwig Grimm. Karlsruhe in Macklots Hofbuchhandlung, 1811.

Die biblische Geschichte ist vom Dichter so treu benutzt worden, als es die Regeln, nach denen ein Schauspiel gebildet wird, gestatten wollten. Einige Deutungen und Zusätze hat er sich erlaubt, von denen jedoch die meisten ganz auf historischem Grund beruhen, und daher wird er gewiß nicht den Vorwurf der Heterodoxie auf sich laden. Im Gegentheil, der Dichter zeigt sich überall durchdrungen vom Geiste der alttestamentlichen Urkunden, selbst da, wo die Darstellung an das Moderne hinstreift. Der Plan ist gut angelegt, die Handlung rückt schrittweis fort, und mit ihr das Interesse des Lesers. Vielleicht fehlt es den Personen hier und da an scharfer Charakterzeichnung, und irren wir nicht, so liegt der Grund davon in der — freylich durchgehend edelen — aber zu volltönenden Sprache. Als ein Beyspiel von des Verfassers geübter Darstellungsgabe stehe hier das kleine Kriegerlied, dessen Bedeutung und Zusammenhang sich selber ausspricht:

Dem Libanon gehört die Ceder an,
Die Reb' umrankt die hohen Ulmen,
Und leuchtend strahlt der ewge Schnee dich an
Am reinsten von den höchsten Culmen;
So muß die Schönste aller Schönen
Den Stärksten aller Helden krönen.

Poetische Versuche von Conrad Näf. Zürich, bei Orell, Füßli und Comp., 1813. X und 80 Seiten in 8.

Von sich selbst und seinen Erstlingen sagt der bescheidene und liebenswürdige Verfasser in der Vorrede: „Ich schritt — wenn ich es gestehen muß, mit etwas bangem Herzen — an diese erste Sammlung, in welcher dem strengen Prüfer freylich der noch regellose Flug einer jugendlichen Phantasie, aber auch eben so wahr die warme Liebe zur Poesie, und ein inniges Streben nach Vervollkommnung nicht unbemerkt bleiben wird. Einige dieser noch zarten Blüthen entsproßten auf vaterländischem Boden, andere suchten ihr Gedeihen unter Deutschlands freundlichem Himmel. Schiller würde sie mit entschiedenem Rechte die unsichern Versuche einer anfangenden Kunst nennen, und auch als solche überlasse ich sie mit stiller Anspruchlosigkeit ihrem Schicksale, gebe sie nur für das, was sie sind, für keine Vollendung, und wünsche durch sie — um mit unserm geliebten Salis zu schließen — nicht meinen Namen auf den Zungen der Lesewelt in Umlauf zu bringen, sondern im Heiligthume einiger schönen Seelen versenkt und verwahrt zu wissen."

Hr. Näf erhielt seine Bildung in der Cantonschule zu Aarau und ihrem verdienten Vorsteher, dem Hrn. Dr. Evers, widmet der dankbare Schüler, in dem voranstehenden „Traum als Zueignung" seine Dichterversuche:

Mit dir, du Gönner meiner Knabenjahre,
Wähnt ich noch einmal, deinem Vatersinn
Vertrauend, jenes Tempe zu durchwandern,
Wo sich der zarte Keim, von Freundeshand
Gepflegt, vom Strahl der Wahrheit sanft erwärmt,
Zur hoffnungsvollen Blüthe froh entfaltet.
Ich fühlte, was der Mensch dem Menschen thut,
Wenn er den Sinn, der noch im Dunkeln schlummert,
Ihm für das Edle und das Schöne weckt.
Du lehrtest mich, den Griechen und den Römer,
Der so erhaben fühlt, von neuem lieben;
Du führtest mich noch einmal in den Hain,
Wo Deutschlands Barden sangen, liebreich ein. —

Ueberall ist es ein für das Wahre und Schöne empfänglicher Geist, der, was er rein auffaßte, mit zarter Kunst zu behandeln und in edeln Formen aufzustellen weiß — welcher aus den Blumen des freundlichen Straußes entgegenduftet. Müßte Ref. wählen, so wären es Agamemnons Rückkehr aus Troja, Priamus und — der gute Rath, die er als die gelungensten Stücke bezeichnen möchte. An sie reiht sich der, im lebhaften Dactylus hinrollende Aufruf zum Eistanz (als im Winter 1809 der Zürchersee zugefroren war), den man als Probe hier ausheben will:

Auf denn, ihr Brüder, zum schwebenden Tanze!
Fügt an die Sohlen den blinkenden Stahl!
Lasset die Lieder beim Sternenglanze,
Laßt sie ertönen durch's eisige Thal!

Nur in dem Schwange gedeihet das Leben,
Ruhe erblühet aus kräftigem Schweiß;
Mädchen auch fühlen ein würdiges Streben,
Aber sie üben den häuslichen Fleiß.

Uns ja gebühret das rastlose Drängen
Höher hinan zum heroischen Ziel,
Uns ja die Lust in den Siegesgesängen
Und zur Beseelung das bildende Spiel.

Zieh'n wir gemessenen Schwunges die Kreise
Unter uns, ob uns die Sternenkron':
Prüfend, dann rasch in gesetzlosem Gleise,
Wie wenn sich's kämpft um unsterblichen Lohn!

Digitized by Google

Wenn auch die starrenden Fluthen erdröhnen,
Muthig entspringt der geflügelte Fuß.
Kämpfend besiegt man; die Kräfte versöhnen
Sich nur im warmen, lebendigen Guß.

So strömt das Leben aus todtem Geblüte,
Hebt sich zum Himmelsgewölbe der Blick;
So kehrt der Frohsinn zum ernsten Gemüthe,
Jünglingen männliche Tugend zurück!

Drum, ihr Gefährten, zum kühnen Tanze
Waffnet die Sohlen mit blinkendem Stahl!
Lasset die Lieder beim Sternenglanze,
Laßt sie ertönen durch's eisige Thal!

Gertrud von Wart, oder Treue bis in den Tod. Von J. C. Appenzeller. Zürich, bei Orell, Füßli und Comp. 1813. XL und 207 Seiten in 8. mit Titelkupfer und Vignette.

Ein schöner Zug aus den Jahrbüchern der Schweiz dient dieser, von den Verlegern gefällig ausgestatteten, Schrift, zum Vorwurfe. Im Gefolge Johanns, des Mörders von Kaiser Albrecht, befand sich auch der Freyherr Rudolf von Wart; obgleich nur Zuschauer, nicht Theilnehmer des Mordes, traf jedoch ihn, vor allen Gefährten Johann's, die furchtbarste Rache. Auf dem Wege nach Rom, durch Verwandte verrathen und den Kindern des gemordeten Königs überliefert, verurtheilten ihn die Blutrichter zum grausamsten Tode. „Mit hoher Standhaftigkeit (erzählt Johann von Müller) blieb seine Gemahlinn vom Hause Balm (nachdem sie, bey Gottes Gnade am jüngsten Tag, die Königin Agnes vergeblich knieend um sein Leben gebeten) drey Tage und Nächte, bis er starb, ohne Nahrung betend unter dem Rad. Nach seinem Tode ging sie zu Fuß nach Basel und starb in untröstbarem Gram." Diese Treue bis in den Tod wählte sich der Verf. für seine Dichtung, die diesen Namen nur durch seine Einkleidung verdienen kann, denn das Geschichtliche ist darin treu verwahrt. Auch der Name der Freyinn von Wart, Gertrud, ist, obgleich hier zum erstenmal vorkommend, authentisch und aus einem Kaufbriefe von 1316, den das Zürchersche Staatsarchiv aufbewahrt, enthoben. Der Verf. erinnert in der Einleitung an andere Beyspiele ausnehmender Tugend der Frauen in alter und neuer Zeit, welche den Glauben an das Höhere in uns und an die Menschheit zu erhalten geeignet sind; „aber darum (setzt er hinzu) macht es der Leichtsinn, die Empfindlichkeit und mystische Verweichlichung unserer Tage, in welcher es zu einer „Kunst" erhoben werden mußte, „ein gutes Mädchen, eine gute Gattin und Mutter zu werden", und wo alle innere Kraft der Gemüther durch Aufschrauben gegen Außen gelähmt ist, nicht weniger nothwendig, alle die schönen Beyspiele zu sammeln, welche uns als Muster ächter Hoheit im Denken und Thun — überall, wo es die Noth erfordert, zu ähnlichem Heldenmuth und christlicher Standhaftigkeit begeistern können."

Der Briefwechsel zwischen Rudolf und Gertrud, während seiner Reise in Johanns Gefolge und während seiner Flucht, dann spätere Briefe aus dem Kloster in Basel, die Gertrud an ihre Freundin Margaretha von Freyenstein schrieb, bilden den Rahmen des Gemähldes, das mit Liebe und Zartheit entworfen ist. Die Sprache jener Zeiten wird nicht nachgeahmt, aber in ihrem Geist wollte der Verf. schreiben. Daß ihm das Letztere immer gelungen sey, möchten wir nicht sagen, aber ein schöner und edler Geist drückt sich in reiner Sprache überall aus. Was man rügen möchte, ist die im Gebiet des Widrigen und Häßlichen streifende Ausmahlung der Todespein Rudolfs (S. 187, 188, auch schon 114); dann die Stelle S. 198, von dem sich unter Unmenschen menschlich zeigenden Scharfrichter. „Er war der Mörder meines Mannes und doch — entsetze dich nicht, ich hätte ihn umarmen und küssen können." Das sind kleine Flecken, die man gern übersieht, wenn das Ganze das Gemüth anziehend ergreift.

Vermischte Schriften.

Gedanken über Erziehung des Volks für den Staat. Von G. F. Studer, gew. Lehrer am königl. spanischen Pestalozz. militär. Institut in Madrid. St. Gallen bey Zollikofer und Züblin, 1813. 27 S. in 8.

Die gezierte Schreibart dieser den eidgenossischen Regierungen zugeeigneten kleinen Schrift erregt kein gutes Vorurtheil. Die Idee, welche Hr. Studer zu entwickeln sucht, „will er sich gar nicht brüsten, der Erste „auf der stillen Bahn des Denkens erfaßt zu haben. „Tausende haben sie vielleicht schon aufgefaßt und ganze „Nationen haben sie zum Theil verwirklichet, über deren Aschenkrügen längst spätere Geschlechter wandelten." Auch ist's wirklich an dem, daß man die Einführung eines angemessenen Unterrichts über die Landesgesetze in den Schulen, zumal in den neuern Zeiten, schon vor ihm vielfältig empfohlen hat. Inzwischen wird die Sache leichter empfohlen als ausgeführt, und das Wesentliche besteht darin, das gehörige Maß und die angemessene Weise dieses Unterrichts zu finden. Darüber darf man sich aber bei Hrn. Studer nicht Raths erholen; er meint, wenn die Landschulmeister der Sache nicht gewachsen seyen, so werde es ein Leichtes seyn, ihrem Unvermögen durch zweckmäßige Lehrbücher, die man ihnen in die Hand gebe, abzuhelfen, und er verlangt brevi manu ein Gesetz, daß kein Jüngling Activbürger werde, bis er in einem Examen über die Landesgesetze wohl bestanden ist!

Reise in den Kaukasus und durch Georgien, in den Jahren 1807 und 1808, auf Veranstaltung der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg; enthaltend eine vollständige Beschreibung der Kaukasischen Länder und ihrer Bewohner, von Julius von Klaproth, kaiserl. russ. Hofrathe u. s. w. Erster Band. Halle und Berlin, 1812, in den Buchhandlungen des hall. Waisenhauses.

Nicht sowohl naturhistorische Untersuchungen der Länder, die der gelehrte und talentvolle Hr. v. Klaproth besuchte, sind in diesem Werke anzutreffen, als vielmehr Ansichten über Geographie, Geschichte, Alterthumskunde, Völker- und Sprachkunde u. s. w. doch

so, daß die naturhistorischen Gegenstände auch nicht ganz außer Acht gelassen sind. Die Werke seiner Vorgänger über den Kaukasus, von Pallas, Guldenstädt, Gärber u. a. hat Hr. v. Kl. genau verglichen; oft sind seine Ansichten mit ihnen übereinstimmend, oft von ihnen abweichend, und aus der Art, wie er jene widerlegt, sieht man, wie ernst es ihm mit der Ergründung der Wahrheit war. Nach einer sehr interessanten und lehrreichen Einleitung beginnt die Reise selbst, die wir hier nur ganz kurz nach dem Inhalte der Kapitel verfolgen können. Erstes Kapitel. Abfahrt von Petersburg, nebst Beschreibung der zweckmäßigsten Fuhrwerke für weite Reisen. Postwesen und Eilboten im russischen Reich. Fahrt nach Moskwa, und Aufenthalt daselbst. Der letzte Theil ist besonders anziehend. Zweytes Kapitel. Reise von Moskwa nach Kursk, einer der ältesten aber auch kothigsten Städte in ganz Rußland. Geschichte dieser Stadt, und Aufenthalt daselbst. Drittes Kapitel. Reise nach Charkow, nebst interessanten Nachrichten von dieser und andern Städten. Viertes Kap. Fortsetzung. Reise nach Tschertaschk. Fünftes Kap. Schilderung von Tscherkaschk, der Hauptstadt der Donschen Kosaken. Von hier aus sieht man in einer Entfernung von etwa 60 teutschen Meilen den Kaukasus. Sechstes Kap. Beschreibung der Kalmücken. Kap. 7 — 14 handeln von den Lama'schen Religionsgebräuchen bei den mongolischen Völkern, ihren Tempeln, heiligen Oertern, Glaubenssystemen u. s. w. Kap. 15 — 17. Fernere Reise zum Kaukasus. Kap. 18. Verhältnisse Rußlands mit dem Kaukasus und Georgien nach historischen Epochen abgetheilt, die in den folgenden Kapiteln ausführlich durchgenommen werden. Kap. 22. Beschreibung von dem Flußgebiete des Kuban. Dieser ist der Hypanis des Herodot und Strabo, der Vardanes des Ptolemäus. Jenseit des Kuban wohnen die Tscherkessen, Abassen und Tataren. Beschreibung dieser Völker. Kap. 23. Interessante Nebenreise. Kap. 24 — 27. Fortgesetzte Beschreibung kaukasischer Völkerschaften. Kap. 28. Fortsetzung der Reise; Uebergang über den Terek, dann über den Bergrücken Prock. Beschreibung der Inguschen. Kap. 29. Weiteres Fortrücken der Reise. Beschreibung des Terekflusses u. m. Kap. 30 handelt von den Amazonen der Alten. Herodot gerechtfertigt. Weitere Reise durch das Land der Inguschen. Kap. 31. Abreise von Baltasch auf der linken Seite des Terek. Ankunft in dem Georgischen Dorfe Stephans-Tsminda, von den Russen Kasbeck genannt. Kap. 32. Schilderung dieses Ortes. Beschreibung des Schneeberges. Naturhistorische Bemerkungen. In den folgenden Kapiteln die weitere Reise bis nach Tiflis. Schon dieser Ueberblick zeigt von der Reichhaltigkeit der in diesem Bande abgehandelten Gegenstände. Nach öffentlichen Nachrichten muß der zweyte Theil in Kurzem erscheinen, und dieser wird zugleich die dem ersten Theile nothwendigen Kupfer und Landcharten nachliefern.

Preußische Chronik von M. Lucas David, Hofgerichtsrath zu Königsberg unter dem Markgrafen Albrecht, nach der Handschrift des Verfassers, mit Beifügung historischer und etymologischer Bemerkungen, herausgegeben von Dr. Ernst Hennig, geh. Archivdirector. Erster Band. Königsberg bei Haberland, 1812. XX und 178 Seiten 4.

Wenig Unbekanntes erfahren wir aus dieser Chronik, da David schon zu häufig benützt ist, und das erste Buch liefert ohnehin mehr Sagen und Fabelgeschichte als eigentliche Historie. Aber auch so ist die Erscheinung derselben für den Liebhaber der preußischen Geschichte sehr erfreulich. Der Herausgeber hat Davids Orthographie (aus dem Ende des 16ten Jahrhunderts) — vielleicht aus zu ängstlichem Kleben am Alterthümlichen beybehalten, und ein so vollständiges Leben Davids gegeben, als es ihm nach dem erhaltenen Datum möglich war.

Commentariorum de bello Sarmatico liber unicus. 78 Seiten. 8. 1812.

Dies geistreiche Werk ist ein Supplement zu den in Deutschland allgemein bekannten und beliebten Commentariis de bello germanico, und enthält die Geschichte der Feldzüge in Polen von 1806 und 1807. Wie glücklich, so weit das in einer todten Sprache möglich ist, der Verfasser den Sallustischen Styl sich angeeignet hat, erhelle aus der ersten besten Probe. Wir wählen die auch anderswoher schon bekannte Charakterschilderung der Polen. Genius hominum promptum ingenio, praeceps consiliis, affectus tardius. Natura ad pleraque idoneum, animosum inprimis et forte, assuescere militiae lubenter, officio et imperiis parum. Privatim quietum, publice turbidum, cupidum gloriae, parcum laboris, animae pro patria prodigum, vulgo cerneres. Animo laevae sat patiens fortunae, bonae minus, spe erigitur, usu facile obruitur. Idem appetens opum simul ac profusum, laudare sua et negligere, quaerere aliena nec imitari. Nobiles feminas auctoritate apud viros circa publica negotia pollere, nondum obsoleta est opinio; verior, ingeniorum habitu plerumque et disciplina praestantes id magis posse quam egisse. Inest plerisque mobilis usquam voluntas, ast domestici nominis et rei supra quam cuique credibile est ulli nonnisi pulchre tenax. Hi Sarmatae sunt. So ist das ganze Werk durchgängig in classischem Latein geschrieben, dem sich nothwendig auch alterthümlicher Geist einprägt. Jungen Studierenden kann diese Darstellung, die uns auch auffodern mag, in der Muttersprache classisch zu schreiben, nicht genug empfohlen werden.

Vergleichungstabelle der muhamedanischen Zeitrechnung mit der christlichen. Bearbeitet vom Professor Bernstein zu Berlin. Jena und Leipzig bei Gabler, 1812. XII und 18 Seiten in gr. 8.

Für den Gebrauch Solcher, denen größere und theure Werke nicht zu Gebote stehen, sind diese Tabellen bestimmt, die sich durch eine gewissenhafte Genauigkeit auszeichnen. Die Einleitung spricht über den Anfang und die Benennung der muhamedanischen Zeitrechnung, das Jahr und die Monate, die Grundsätze der Reduction auf die christliche Zeitrechnung und andere, den Arabern bekannte Aeren.

N°. 12.

Uebersicht der neuesten Literatur.

1 8 1 3.

Geographie.

Monumenti di Soma e suo circondario del Dottor Francesco Campana. Volgarizzati da G. B. D. Milano, presso Francesco Pulini al Bocchetto. 1812. 48 S. 8.

Die 1784 erschienene Urschrift, Monumenta Somae locorumque circumjacentium, hatte sich selten gemacht und veranlasste dadurch die Uebersetzung; sie steht in einigem Zusammenhange mit der Geschichte des Stiftes St. Gallen. Hr. Campana thut nämlich in seiner Abhandlung über die Denkmale und Alterthümer zu Soma (am Tessin, nahe bey Sesto) dar, daß diese kleine Stadt, bey welcher Hannibal den Scipio besiegt hatte, den Aebten von St. Gallen, wahrscheinlich als Angehörde der lombardischen Abtey Massin, unterthan gewesen sey. Allein nicht durch die bedingte und blos partielle Vergabung des Abts Werner im J. 1129, wie Campana meint, ging die merkwürdige Besitzung den Aebten von St. Gallen verloren; die Schirmvögte Wisconti benutzten den Appenzeller Krieg, um sich derselben zu bemächtigen. Noch im J. 1694 reiste der Abt Coelestin Sfondrati nach Mailand, um sie zu vindiziren, kam aber leer zurück, weil er die Besitzungen von Massin nicht zu nennen, und nicht einmal die Stelle zu zeigen wußte, auf welcher jenes Kloster gestanden wäre.

Natur-Geschichte.

Les Liliacées. Par P. J. Redouté. Tome sixième, à Paris ch. l'auteur de l'imprimerie de Didot jeune. 1812. grand in Fol.

Unter allen naturhistorischen Prachtwerken, die seit einigen Jahrzehenden in Paris zu Tage gefördert werden, verdienen ohne Zweifel die lilienartigen Pflanzen des Hrn. Redouté den ersten Rang. Der ungetheilte Beyfall, welcher ihnen zu Theil ward, hat seit dem Beginnen des Werks im J. 1802 dessen ununterbrochnen Fortgang gesichert, und bürgt jetzt auch seine Vollendung. Einige und sechzig Hefte, jedes von 6 Tafeln, sind bis dahin davon angegeben worden, auf denen nahe an fünfhundert Pflanzen-Arten jener prachtvollen und glänzenden Familie abgebildet sind. Zehn Hefte machen einen Band, und der Preis jedes Heftes beträgt 40 Fr. Wenn für irgend eine Klasse der Pflanzenschöpfung Abbildungen, und hauptsächlich ausgemahlte Abbildungen, der Wissenschaft wichtig und man darf sagen, unentbehrlich sind, so ist das bey der Lilien-Familie der Fall, deren meist durch Form, Gestalt und Größe eben so sehr, als durch Zartheit, Schmelz und Reichthum der Farben sich auszeichnende Blüthen, auf keine andere Weise mögen aufbewahrt werden, und an denen auch die sorgsamste und geübteste Kunst des Pflanzentrocknens zu Schande wird. Seinerseits hat Hr. Redouté in vollem Maße erfüllt, was er in der Einleitung zu dem großen und kostbarn Unternehmen versprach: „Les plantes de cette brillante Série seront dessinées, gravées et coloriées avec toute la fidelité que la science peut desirer, et ce qui est plus difficile, avec le luxe du pinceau dont la nature les a embellies. De longues recherches sur la manière de graver la plus propre à recevoir l'impression en couleur et de nombreux essais, m'ont demontré, que l'art pouvait saisir et fixer l'eclat et les nuances variées que nous admirons dans ces fleurs.“ Die Pflanzen sind alle nach der Natur gezeichnet, mit Ausnahme weniger, welche aus der Sammlung der Velins des Museums der Naturgeschichte, aus l'Heritiers Nachlaß, oder aus den Sammlungen einiger andrer zuverlässiger Pflanzenforscher gewählt sind. Die Verfasser des Textes haben sich zwar nirgends genannt, aber man erkennt in ihnen leicht vorzügliche Botaniker, die jeder wissenschaftlichen Forderung Genüge leisten. Neben einer nach den Grundsätzen botanischer Philosophie bearbeiteten Beschreibung jeder Pflanze, sind ihre Geschichte, Synonimie, Kultur und Benutzung, (wo eine solche bekannt ist) überall genau angegeben, und das Karakteristische der Fruktifikations-Theile ist überdem in sehr zarten, schwarzen Umrissen auf der Tafel selbst dargestellt. Neue Arten und auch Gattungen kommen hin und wieder vor; unter den Letztern die Montbretia, zum Andenken des an der Pest verstorbenen trefflichen jungen Botanikers und Mitglied der Kommission der Künste in Egypten, Coquebert Montbret, und die Diasia, zum Gedächtniß des portugiesischen Seefahrers, welcher gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts das Kap der guten Hoffnung entdeckte. In den 58 Heften, welche Referent vor sich hat, finden sich neben andern abgebildet, 27 Irisarten, 22 Ixien, 29 Allia, 9 Narcissen, 14 Amaryllis, 20 Gladiolus, 11 Lilien, 13 Scillen, 11 Ornithogalen; dann die Strelitzien, Wachendorffien, Hiacinthen, Kämpferien, Ferrarien, Fritillarien u. s. w.

Traité des arbres et arbustes que l'on cultive en France en pleine terre. Par Duhamel, Nouvelle Edition, augmentée de plus de

moitié pour le nombre des espèces; distribué d'après un ordre plus methodique, suivant l'état actuel de la botanique et de l'agriculture. A Paris, chez Entienne Michel, Editeur. 60me Livraison, 1812. Grand in Fol.

Weder das Lob des artistischen, noch viel weniger jenes des wissenschaftlichen Werthes, die Referent den Lilienpflanzen von Redouté ertheilt hat, könnte auf das gegenwärtige, nicht minder kostbare, Luxusprodukt der Naturbeschreibung Anwendung leiden. Seit funfzehn Jahren sind davon sechzig Lieferungen erschienen, jede zum Preis von 36 Fr., also was bisher erschien, kostet bey 90 Louisd'or; die Käufer aber sind in aller Rücksicht getäuscht. Es handelt sich da gar nicht um eine neue Ausgabe von Duhamel, und dieser Name musste nur zum Aushängeschild dienen. Mit Bäumen und Sträuchern beschäftigen sich freylich Beyde, aber weiter hat die sogenannte neue Ausgabe mit dem Duhamel'schen Werke dann auch anders nichts gemein, außer daß hier und da eine Stelle seines Textes entlehnt wird. Ein Plan ist in dem neuen Werke nirgends befolgt, nicht einmal die alphabetische Ordnung Duhamels. Die Buchhändler-Spekulation des Herausgebers Michel wird so lange fortgesetzt werden, als die gutwilligen Käufer ihre Geduld nicht verlieren; denn es kann ben der gänzlichen Planlosigkeit des Werkes das halbe Pflanzenreich gar füglich hineingezogen werden. Neues würde man vergeblich darin suchen, und die, ihrem Künstler-Werthe nach höchst ungleich gestochenen und ausgemahlten, Tafeln bilden die überall bekanntesten Bäume und Pflanzen ab, und schweigen ganz eigentlich in dem Reichthum der Varietäten. So sind z. B. siebzehn Tafeln den Kirschen, acht den Oliven und sieben den Feigen eingeräumt worden. Solcher Luxus, indem er Kräfte verzehrt, welche nützlich verwandt werden konnten, bringt der Wissenschaft statt Vortheile, Nachtheil, und macht, seines Schimmers ungeachtet, dennoch nur eine partie honteuse der Literatur aus.

Pädagogik.

Ueber die Natur und Beschaffenheit einer Kinder- und Volks-Bibel. Zur Ankündigung und Rechtfertigung seines eigenen Unternehmens. Von Johannes Schultheß, Professor. Zürich, 1813. 60 S. 8.

Der Verfasser hatte im J. 1809 als Probeschrift, und unter dem Titel: „Jesu Christi letzte Thaten und Schicksale, nach der evangelischen Wahrheit erzählt," vierunddreißig Erzählungen für die Jugend geliefert, und seither hat er die Geschichten des alten und neuen Testaments nach den nämlichen Grundsätzen bearbeitet, und will dieselben jetzt in zwey Bänden erscheinen lassen. Die gegenwärtige kleine Schrift, als ein Vorläufer des Werkes, ist theils historischen Inhalts, indem Hr. Schultheß von den Verdiensten seiner, zumal vaterländischen, Vorgänger spricht, und von den Veranlassungen und dem Fortgange seiner eignen vieljährigen Arbeiten in diesem Fache Rechnung ablegt; theils enthält sie eine Prüfung der Grundsätze der Bibelauszüge, welche für die Jugend und das Volk bestimmt sind, wo dann gelegentlich manche Punkte der Pädagogik, Exegese und Popular-Theologie zur Sprache gebracht werden. Ein Schreiben des Antistes Heß an den Verfasser entwickelt die Ansichten dieses ehrwürdigen Veteranen von den biblischen Erzählungen, aus dem gedoppelten Gesichtspunkte, als religiöses Lesebuch für Minderjährige und als Anleitung für Schullehrer, sie über biblischen Geschichtsstoff zweckmäßig zu belehren und zu unterhalten.

Philologie.

Griechische Grammatik, von M. C. C. F. Weckherlin, Professor an dem Königlichen Gymnasium in Stuttgart. Zweyte verbesserte Ausgabe. Stuttgart, bey Franz Christian Löfflund, 1813. gr. 8. 414 S.

Wenn ein kenntnißreicher und thätiger Lehrer allmählig seine bey vieljährigem Unterricht gemachten Erfahrungen sammelt, alles zum Zweck Gehörige nach kritischer Prüfung benutzt, mit der Literatur in seinem Fache glücklich fortschreitet, und endlich die Resultate seines Lehrens, Lesens und Denkens kund gibt; so muß wol jede seiner Schriften mächtig zum Besten der Jugend wirken. Dies ist ganz der Fall bey der vorliegenden praktischen griechischen Grammatik für Schulen, deren erste Ausgabe schon mit Beyfall aufgenommen wurde. Wie manche Verbesserungen diese zweyte Ausgabe vor jener auszeichnen, ist in der bescheidnen Vorrede kurz angeführt. Dem rühmlich bekannten Hrn. Verfasser gebührt das Lob, daß er zur Belebung und Beförderung des so nützlichen und angenehmen Studiums der griechischen Sprache durch gründliche Arbeit, deutlichen Vortrag, passende Beyspiele aus guten Schriftstellern, Anwendung der von Clarke aufgestellten Grundsätze ben der Prosodie, vorzügliche Rücksicht auf die Homerischen Wortformen, u. s. w. nicht wenig benträgt, und Ref. ist überzeugt, daß Alle, die seine Grammatik zum Leitfaden wählen, wenn sie nun leichter und rascher das Ziel erreichen, ihm den verdienten Dank zollen werden. Was diese Ausgabe noch weiter empfiehlt, sind gefälliger Druck, neue griechische Lettern, und der gewiß sehr wohlfeile Preis. (1 fl. 45 kr.)

Gregorii Corinthii et aliorum grammaticorum libri de dialectis linguae graecae, quibus additur nunc primum editus Manuelis Moschopuli libellus de vocum passionibus. Recensuit et cum notis Gisb. Koenii, Fr. Jac. Bastii, Jo. Franc. Boissonadi suisque edidit Godofr. Henr. Schaefer. Accedit Fr. Jac. Bastii commentatio palaeographica cum tabulis aeneis. Leipzig, bey J. A. G. Weigel, 1812. LIV und 1072 S. gr. 8.

Gleich nach der Erscheinung des Sturzischen Maittaire beschloß der um die griechische Literatur hochverdiente Weigel eine Sammlung aller Grammatiker über die Dialekte der griechischen Sprache zu veranstalten, und

mit dem Gregor. Corinthius den Anfang zu machen. Sturz übernahm die Herausgabe, konnte aber, durch andere Arbeiten gehindert, wenigstens vorerst noch nicht daran gehen; worauf sie vom Verleger dem Hrn. Schäfer übertragen ward. Ego vero, sagt dieser Gelehrte, cui tanquam fatali necessitate destinatum est, ut in provincias ab aliis derelictas, idque non raro imparatissimus, vocer, amici preces hoc promtius audiendas censui, quo plura et exquisitiora rei cum nonnullo successu gerendae adminicula e Codicibus Mss. ostendebantur. Bast nämlich, der eifrige und geschickte Vergleicher der Pariser Handschriften, und ein eben so freundschaftlicher Mittheiler seiner Schätze, verglich, nicht gar lange vor seinem Tode, für Hrn. Schäfer mit Koëns Ausgabe drey bisher unbenutzte Handschriften, und außerdem zwey andere, die schon für Ruhnkenius, aber höchst nachlässig, benutzt waren. Dazu gesellen sich Beyträge aus einer palatinischen Handschrift, die von Rom nach Paris kam, als der Druck des neuen Gregorius schon begonnen hatte, und zwey genaue Collationen Einer und derselben Handschrift von Hermann und Tittmann, nebst einem Fragmente eines ungenannten Grammatikers über die Dialekte, von Hermann aus eben dieser Handschrift, dem Codex augustanus, abgeschrieben. Die Excerpte von Bast waren begleitet mit vielen und reichhaltigen Bemerkungen in französischer Sprache, welche von Hrn. Schäfer in's Lateinische übersetzt, und so der Ausgabe einverleibt wurden. Außerdem lieferte Boissonade einige Auszüge aus Pariser Handschriften, begleitet von reichhaltigen Bemerkungen zum Gregorius Corinthius in lateinischer Sprache. Nimmt man dazu, was Hr. Schäfer selbst beygesteuert hat, gewiß die bedeutendste Zugabe, wenn er sie gleich in der Vorrede, nach seiner gewohnten Bescheidenheit, zu gering anschlägt, so darf behauptet werden, daß die neue Ausstattung der frühern des Koën und Anderer wenigstens gleichkommt, wenn sie sie nicht überwiegt; und daß vom Ankaufe der Koënschen Ausgabe, da sie ganz in der Schäferschen enthalten ist, künftig nicht mehr die Rede seyn kann. — Was den Gebrauch der gegenwärtigen Ausgabe so sehr erleichtert, sind fünf neue Indices an der Stelle der drey von Koën, die mit einer unermüdeten Sorgfalt ausgearbeitet sind. Die sieben Kupfertafeln gehören größtentheils zur paläographischen Abhandlung von Bast, welche dem Werke zur Zierde gereicht, und dem Kritiker von großem Nutzen seyn wird. — Druck und Papier lassen nichts zu wünschen übrig.

Schöne Künste.

Gedichte von Emmerich Aloysius Puhster, Doktor der Weltweisheit. Ohne Angabe des Druckorts und des Verlegers. 1812. 257 S. kl. 8.

„Verzweifelt! ich kann es nicht in Reime bringen, „ich hab's schon versucht; ich kann keinen andern Reim „auf Mädchen finden, als Schäfchen, ein unschul„diger Reim; auf Zorn, Horn, ein zarter Reim; „auf Ohr, Thor, ein waschhafter Reim; sehr bedeu„tende Endungen! — Nein, ich bin unter keinem rei„menden Planeten geboren.“ — Das gesteht der lustige Benedict in Shakspeare's: Viel Lärmens um Nichts, Act. 5.; unser Verf. thäte wohl, dasselbige zu gestehen. Man höre z. B. den Anfang eines Hymnus an die Griechen:

Ihr hehren, großen, schönen, wackern Griechen,
Wo soll ich Muth euch nachzuahmen kriegen?
Ihr fliegt mit Adlersfittigen die Bahn
Der Sonn', und ich wandl' auf dem Erdenplan.

In einem Liede, der Laubfrosch, heißt es:

Jägerlein im grünen Rocke,
Sitzest so treuherzig auf dem Stocke
In dem gläsern Hafen, der wie eine Glocke
Dich umgibt. — — —

Hierauf treten drey Zeilen hindurch andre Reime ein; endlich kehrt der erste Reim mit der naiven Frage zurück:

Sprich, was machst du, Schäcker, auf dem Blocke?

Und der Laubfrosch antwortet:

Quoak, quoak, quoak! Ich quacke.

Das nennen wir wunderlich gereimt. Aber vielleicht ist die Poesie besser. Außer dem Angeführten enthält die Sammlung Hymnen an Gott, Sonette auf die Tugend, den Ruhm, die Unsterblichkeit, das Leben, die Nacht, die Sternenheere u. s. w., Epigramme, Madrigale, Terzinen, Ottave Rime, Calderonische Verse, Alles in bunter Abwechselung. Die Hymnen an Gott sind reimlos, dithyrambische Ergüsse des Gemüths, auf das ecce Deus! wild herausgesprudelt. Eine kleine Probe wird genug seyn:

Allmächtiger,
Unendlicher Allvater,
Aeonen sind Dir Staub, und Staub Aeonen!
Du winkest, es zittert die Erde,
Sie bebt hoch auf, aus urfesten Gründen!
Allbarmherziger! u. s. w.

Unter den Sonetten ist hin und wieder Eins, das eine Wahrheit enthält, sobald man sie aus den verdunkelnden Reimen befreyt hat. Aber auch die beste dieser Wahrheiten ist alltäglich, langweilig, einschläfernd. — Man sieht, der Verfasser ist ein Anhänger der neuromantischen, jetzt so ziemlich verstiebten, Schule. In Zeitschriften, wie Trösteinsamkeit seligen Angedenkens, konnte er sich Ruhm erwerben. Zum wahren Dichter ist er verdorben, oder vielmehr — nicht geboren.

Beyträge zur Geschichte altdeutscher Sprache und Dichtkunst. Von Ferdinand Weckherlin. Stuttgart, bey Metzler, 151 S. 8.

Der würdige Verfasser gibt Nachrichten von einigen Handschriften der Stuttgarter Bibliothek, wofür er unsers innigen Dankes gewiß seyn kann. Wenn nur die Sprache, die er redet, weniger künstlich und geschmückt, sondern gerade so einfach wäre, wie es der Gegenstand, den er erwählt hat, zu fordern scheint. — Der erste Aufsatz handelt von Ulrich von Eschenbach, und dessen Gedichte von Alexander dem Großen. Der zweyte ist über Willerams hohes Lied, von dem die Bibliothek eine Handschrift aus Pergament besitzt. — 3. Priameln, aus einer in Stuttgart befindlichen Sammlung. — 4. Lieder des XV. Jahrhunderts, aus Handschriften zuerst abgedruckt, u. s. w.

Theologie.

Predigten über die Texte, welche statt der gewöhnlichen Evangelien für d. J. 1811 in den K. Sächs. Landen verordnet worden sind. Ausgearbeitet von Chr. Friedr. Sintenis, 1811. 159 S. 8.

Die Kritik hat längst über die Arbeiten dieses würdigen Redners entschieden. Auch diese Reden sind ganz in der bekannten Manier des Verf. geschrieben, leichtfaßlich, klar und durchsichtig, lebendig, von Weltkenntniß zeugend und dabey die durchaus redliche Absicht des Redners verrathend. Den moralischen Predigten gebührt der Vorzug vor den dogmatischen, und auf jene führt auch die Neigung den Redner am öftersten hin. Zu wünschen wäre indeß, was wir in aller Bescheidenheit zu äußern wagen, daß er auf logische Ordnung und zierliche Diction inskünftige mehr Fleiß wenden möge.

Biblische Geschichten aus dem alten und neuen Testamente, mit lehrreichen Bemerkungen und Sittenlehren für die Jugend, besonders in Bürger- und Land-Schulen, von Gottlieb Lange. Dritte verbesserte Auflage. Leipzig, bey Dürr, 1811. XIV u. 360 S. 8.

Von diesem Werke sind die beyden ersten Auflagen (5000 und 8000 Exemplare stark) in wenigen Jahren vergriffen. Die dritte Auflage ist von der zweyten nur durch einige Verbesserungen und Berichtigungen verschieden. Im Ganzen sind diese Erzählungen, wie die ehemaligen Hübnerschen; aber durch mehr geläuterten Geschmack, und durch eine kritischere Bearbeitung vor jenen ausgezeichnet.

Vermischte Schriften.

Mémoires géographiques et historiques sur l'Egypte, et sur quelques contrées voisines. Recueillis et extraits des Manuscripts Coptes, Arabes etc. de la Bibliothèque Impériale. Par Et. Quatremère, Professeur de littérature grecque à l'Académie de Rouen, Correspondant de la société royale de Goettingue et de l'Institut de Hollande. Tom. 1. X u. 525 S. Tom. 2. 532 S. Paris, bey Schöll. 1811. 8.

In der Vorrede zu den recherches sur la langue etc. de l'Egypte Paris 1808 versprach der Verf., noch Untersuchungen über Geschichte und Geographie Aegyptens und einiger benachbarten Länder nachfolgen zu lassen; hier löst er sein Versprechen auf eine Weise, die ihm den Dank aller Freunde des Orients zusichert. Der erste Theil enthält ein alphabetisches Verzeichniß aller ägyptischen Städte, Dörfer und Flecken, die der Verf. in den Coptischen Handschriften erwähnt fand. Doch gibt er von ihnen keine trockene Aufzählung, sondern reiht daran höchst merkwürdige Nachrichten aus arabischen noch ungedruckten, historischen und geographischen Werken, z. B. von der Freygebigkeit einiger Chalifen gegen ein christliches Kloster Nehia in Unterägypten S. 116. Der zweyte Theil liefert vortreffliche Abhandlungen von sehr verschiedenem Inhalte. 1. Ueber die Topographie und Geschichte Nubiens; gewiß das Vollständigste, was wir von Nubien wissen. 2. Ueber die Blemmyen, ein Räubervolk zwischen dem Nil und rothen Meere. 3. Beschreibung der Wüste von Aidab, einer Stadt am arabischen Meerbusen, nach arabischen Schriftstellern. 4. Ueber die Smaragd-Mine in Oberägypten. 5. Ueber die Zendsch, ein Südafrikanisches Volk an der Ostküste, welches mit Elfenbein und Leopardenfellen Handel trieb. 6. Ueber die arabischen Stämme in Aegypten. 7. Zustand des Christenthums unter den beyden Dynastieen der mamlukischen Fürsten. 8. u. 9. Ueber die Verbindung der Mamluken mit Abyssinien und Indien. 10. Lebensbeschreibung des Chalifen Monstanser-Billah, ein vorzüglich gelungener Aufsatz. Den Beschluß machen Bemerkungen aus arabischen ungedruckten Schriften über den Steinregen, über Meerwunder, über die Araber von Kais und Yemen, über die Bibliothek zu Tripolis in Syrien, die Ao. 1110 von den Kreuzfahrern zerstört wurde u. s. w.

Du magnetisme animal et de ses Partisans ou recueil de pièces importantes sur cet objet, précédé des observations récemment publiées par A. J. de Montegre, docteur-médecin etc. À Paris, chez Colas, 1812. 139 S. in 8.

Der Marquis von Püysegur, einer von Mesmers ersten Schülern in Frankreich, und der ihm auch sein Geheimniß abkaufte, hat bekanntlich in den letzten Jahren und Monaten durch verschiedene Schriften die Lehre wieder in neuen Umlauf zu bringen versucht. Ein Mitarbeiter des Journal de l'Empire machte den Gelehrten das Silence dédaigneux zum Vorwurf, das sie gegen den Vital-Magnetismus beobachten. Hr. Dr. Montegre beantwortet diesen Vorwurf, indem er an die meisterhafte Prüfung erinnert, die Franklin, Bailly und Lavoisier dem Systeme angedeihen liessen. Er lässt ihren schon 1784 erschienenen Bericht wieder abdrucken, und fügt demselben die geheime Note bey, welche eben jene Berichterstatter über die Gefahren der magnetischen Behandlungen für die Sittlichkeit dem König überreichen liessen, so wie noch einen andern merkwürdigen Bericht über die frühern magnetischen Charlatanereyen des Hrn. v. Puysegur.

Grundriß der Organisation und fortschreitenden Ausbildung des Kantons St. Gallen. St. Gallen, bey Brentano, 1812. 45 S. in 8.

In einer übel gewählten pomphaften Schreibart wird hier aus der Verfassung und den organischen Gesetzen des auf dem Titel genannten Schweizer-Kantons eine Skizze seiner innern Einrichtung entworfen. Ueber den geschriebenen Buchstaben der erstern geht jedoch die letztere nicht hinaus. Auch als Panegyricus ist die kleine Schrift unbedeutend, obgleich der Verf. sie mit dem Heischesatz endigt: „daß die Einwohner St. Gallens unter dieser Verfassung und durch diese Gesetze sichtlich vorwärts schreiten in ächter Nationalbildung und wahrem Völkerglück, muß sich aus den Anlagen und Zwecken der ein- und andern von selbst ergeben."

№ 13.

Uebersicht der neuesten Literatur.

1 8 1 3.

Arzneykunde.

Précis sur le Typhus ou la fièvre nerveuse contagieuse, qui a régné dans quelques habitations foraines de la commune du Lieu, district de la vallée, Canton de Vaud, pendant le dernier semestre de l'année 1810 et jusqu'à la fin du mois de fevrier 1811. Avec des reflexions sur la nature et le traitement des fièvres nerveuses en général. Par F. Gallot, D. M. Neuchatel en Suisse. Chez Fauche-Borel, 1812. 79 S. in 8.

Die Beschreibung einer beschränkten typhosen Epidemie, welche excitirende, stärkende und restaurirende Arzneymittel und Diät erforderte, wird auf eine befriedigende Weise geliefert; Neues darf man in der kleinen Schrift nicht suchen; ein Theil ihres Inhalts ist polemisch und gegen eine frühere Schrift des Hrn. Dr. Perey gerichtet.

Bemerkungen über ärztliche Verfassung und Unterricht in Italien während des Jahres 1811, von Eduard von Loder. Leipzig, bey Cnobloch, 1812.

Obige Bemerkungen geben eine genaue Uebersicht über den Zustand der eigentlichen Medizin in Italien, die besonders für Aerzte merkwürdig ist.

Botanik.

Joannis Gessneri Tabulae phytographicae. Fasciculi XIV. et XV. Tab. 41 — 46. (Text) Vol. II. E — K. Turici, impensis editoris. (1812.) gr. Folio.

Auf daß Johann Geßners grosses Pflanzenwerk nicht mit demjenigen seines berühmten Ahnherrn, Konrad Geßner, gleiches Schicksal habe, als unvollendetes Posthumum auf die Nachwelt überzugehen, hat der Doktor und Chorherr Schinz in Zürich, der Erbe der Geßner'schen Schriften und Pflanzen, die seit mehrern Jahren unterbrochene Ausgabe der phytographischen Tafeln seines Groß-Oheims wieder aufgenommen, und er verheißt, sie durch die jährliche Lieferung eines Doppel-Heftes binnen fünf oder sechs Jahren zu vollenden. Die Ausgabe ist zweifach mit schwarzen oder ausgemahlten Kupfern; die letztern werden mit musterhafter Sorgfalt, Genauigkeit und Zartheit behandelt. Es sind die 14te bis 17te Linne'sche Klasse, die in den vorliegenden zwey Heften durch die meisten ihrer Gattungen erläutert werden. Der erklärende Text ist von Hrn. Schinz bearbeitet.

Philologie.

Acta Philologorum Monacensium auctoritate regia edidit Fridericus Thiersch. Tom. 1. Fasc. 3. Monachii in libraria scholarum regia, et Norimbergae apud Steinium in commissis. 1812. 8.

Von dieser schätzenswerthen, das Studium der Philologie in München kräftig aufregenden, Zeitschrift sind die ersten Hefte in unsern Uebersichten bereits angezeigt worden. Das dritte enthält: 1. Friederici Jacobsii observationes criticae in Anthologiam graecam. Pars posterior. pag. 279 — 303. Diese mit dem ersten Theile machen auch ein Büchelchen für sich aus, das in jedes Philologen Hand seyn muß. 2. Friederici Thierschii de Copiis Victorianis in Homerum, Hesiodum, Pindarum et Tragicos. pag. 307 — 337. 3. Aloysii Nickelii Copiae Victorianae in Aristophanem. pag. 341 — 404, die fleißige Arbeit eines hoffnungsvollen Schülers, dem Hr. Thiersch ein lobendes Zeugniß gibt. 4. Additamenta ad observv. critt. in Anthologiam graecam, et ad Copias Victorianas in Aristophanem. pag. 405 — 418. 5. Anthologia Carminum graecorum, auctoribus Fried. Jacobsio et Frid. Thierschio. pag. 419 — 431. Von diesen einige mitzutheilen können wir uns das Vergnügen nicht versagen. Hr. Jakobs übersetzt das Goethische bekannte Distichon auf die Nachtigall so:

ἐν καλιῇ ποτ' Ἔρως σ' ολίγην ἔτι θρέψεν, ἀηδών,
αἰχμῆς ἐκ βελέων μάστακα δοὺς ῥοφέειν·
ἰὸν δὲ δριμὺν σὺ πιοῦσα τότ', αὐτὸ φυλάσσεις
χείλεσι, καὶ τὸ μέλος φάρμακ' ἔρωτος ἔχει.

Der Schlüssel von Schiller:

Willst du dich selber erkennen, so sieh, wie die andern es treiben,
Willst du die andern versteh'n, blick' in dein eigenes Herz.

wird von Hr. Thiersch so wiedergegeben:

Σαυτοῦ γνωσόμενος θυμόν, τὸν ἑταίρου ἐρεύνα·
τὸν δὲ μαθησόμενος σόνγ' ἐπίδοιο κέαρ.

Man könnte dieses für Original, jenes für Uebersetzung halten.

P. Ovidii Nasonis Fastorum libri VI. Rec. notisque instruxit Gottl. Erdm. Gierig. Leipzig, bey Schwickert, 1812. XVIII und 372 S. 8.

Gesenii symbolae observationum in Ovidii fastos, die vor einigen Jahren bald nach ihrer Erscheinung eine sehr unfreundliche Aufnahme fanden, scheinen die erste Veranlassung zu dieser neuen Ausgabe gewesen zu seyn. Sie hebt an mit einem Prooemium, worin untersucht wird, was den Dichter bewogen habe, einen Kalender in Versen zu schreiben, worüber aber Hr. Gierig nichts Befriedigendes zu sagen weiss. Hierauf werden die mancherley Gegenstände ausgehoben, welche die Bestandtheile des Gedichtes ausmachen. Zuletzt wird über die Zeit gesprochen, wann dies Gedicht geschrieben sey. Hieran schliesst sich ein argumentum fastorum, worin von Abschnitt zu Abschnitt die einzelnen Gegenstände angegeben sind, und ein Calendarium der sechs von Ovid besungenen Monate, das aus dem Dichter selbst entlehnt ist. Die Anmerkungen des Herausgebers stehen unter dem Texte. Errata in textu et notis beschliessen das Werk, statt welchen wir lieber einen tüchtigen Index über Worte und Sachen gewünscht hätten. — Hr. Gierig hat eine genaue Kenntniss des Ovid'schen Sprachgebrauches, und zeigt sich fast überall besonnen in der Auswahl der Les-Arten. Dies und einzelne Worterklärungen machen den vorzüglichsten Theil des Werkes aus. Dürftig dagegen scheinen uns die Sacherklärungen, und in Rücksicht auf Astronomie, Mythologie, Geschichte, überhaupt Alterthums-Kunde ist zu einem Commentare der Fasten kaum noch der Grund gelegt.

ΘΡΕΠΤΡΑ Graecorum. Prolusio ad indicendum examen publicum in schola Fridericiburgensi habendum. Scripsit Prof. Benedictus Bendtsen, Rector. Havniae MDCCCXII. 30 S.

Diese schön geschriebene Abhandlung enthält in fleissiger Sammlung Alles, was über die θρεπτήρια oder τροφεῖα bey den Alten vorkommt, von denen der Verf. richtig sagt: significare tum mercedem et remunerationem nutricationis, nutricia; tum etiam alimenta parentum, quae senes, indigentes, ad labores invalidi, quasi per vices a filiis recipiebant, qui ergo dicebantur γηροβοσκεῖν, γηροκομεῖν, senio confectis alimenta et curam praestare. Daß in der Aufzählung der Beyspiele aus dem Alterthum des Guten eher zu viel ist, wollen wir dem Verf. nicht zum Tadel kehren. Der Schluß verdient noch mitgetheilt zu werden: reddite, redet er die Schüler an, laeta θρεπτήρια primo quidem scholasticis doctoribus, literas, si fideliter didicistis, semper amando, majorumque doctorum auspiciis diligentissime proficiendo; deinde parentibus, curas infantiae sumtusque pueritiae virtutibus adolescentiae pensando; summis quoque Universitatum et Scholarum moderatoribus, reformatae rei scholasticae beneficia pulchris praejudiciis commendando; tandem patriae castis moribus et civili ingenio certa maturae aetatis bona ostendendo. Valete.

Vermischte Schriften.

Johann Müllers Briefe an seinen ältesten Freund in der Schweiz. Geschrieben in den Jahren 1771 bis 1807. Herausgegeben von J. H. Füßli. 8. Zürich, bey Orell, Füßli und Compagnie, 1812. 278 S. in 8.

Diese Briefe an ihren Herausgeber geschrieben, sind eine köstliche Beylage zu dem Briefwechsel, den die gesammelten Werke Johann Müllers enthalten. Füßli war frühe, und früher als Bonstetten, sein innig Vertrauter, dem er sein ganzes schönes Herz öffnete, mit dem er gemeinsam für die Unsterblichkeit arbeiten, und die Geschichten des Vaterlandes beschreiben wollte. Der überlebende Freund hat der gegenseitig bis in den Tod treu gebliebnen Freundschaft ein würdiges Denkmal durch den Druck dieser Briefe errichtet; er hat weggelassen, was kein allgemeines Interesse darbot, und durch zahlreiche kleine Anmerkungen Manches erläutert. Man will davon eine hersetzen. — Müller dankt für die Gwerbischen Briefe, „die ihn mehr aufgeheitert, als so viele flache allgemeine Geschichtbücher." Ueber diese Gwerbiana wird folgende Auskunft gegeben:

Briefe eines geistreichen Kauzen, der in der Stadt Zürich wohnte, und aller öffentlichen — Geheimnisse, so wie aller häuslichen Anekdoten kundig war, geschrieben an den Großvater von Müllers Freund, der im zweyten Decennium des 18ten Jahrhunderts eine Land-Vogtey im Kanton bekleidete. Aus denselben erfahren wir — um von Tausenden Eins zu erzählen, z. B. wie sich in der Censur von Scheuchzers Physica sacra die Stelle fand: „Die Löwenhöck'schen Saamen-Thierlein sollen ausgestrichen werden, weilen unzüchtig... Das Copernicanische Weltsystem soll ausgestrichen werden, alldieweilen es U. G. H. Herrn Satzung zuwider —" (worunter somit das: Sonn! stehe still! begriffen war). — Ferner, wie damals die Pockenkrankheit, versieht sich durchgehends, (ohne Zweifel der verkehrten Behandlung wegen), in der Regel so tödtlich, oder doch so schrecklich verwüstend war, daß solche vor dem Publikum so geheim gehalten wurde, wie heute der Cancer. Dann ein Sittenstück. Als der erwähnte Land-Vogt den Besuch eines benachbarten Kollegen, (des Berner Landvogten Thormanns, zu Baden im Aargau), erwartete, hat er den Freund in der Stadt ihm ein halb Dutzend messingner Theelöffelchen zu kaufen, mit dem beygefügten Stoßgebet: „Es muß einer um andrer Leuten willen ein Mauläff werden!" Hinwieder verglich ein andermal Freund Gwerb die Glieder einer der angesehensten Familie der damals ausschliessend herrschenden Stadt mit den — Wehmüttern. „Wie diese," reden sie immer vom — Werden — (synonim vom geboren werden, und hinwider vom parvenir, oder faire parvenir von Rathsstellen an bis zum Schaar-Wächterdienst)!"

Ausfeld, J. W., Erinnerungen aus Christian Gotthilf Salzmanns Leben. 8. 1813, in

der Buchhandlung der Erziehungs-Anstalt zu Schnepfenthal.

Salzmanns Leben war ganz dem Wohl der Menschheit geweiht; die Erinnerungen aus demselben, die wir Hrn. Ausfeld, einem seiner Zöglinge und in der Folge Mitgehülfen, verdanken, geben hievon die sprechendsten Beweise, und belegen zugleich, wie wenig Mittel für den Menschenfreund erfordert werden, der ernstlich Gutes wirken will, wenn er, wie der verewigte Salzmann, beseelt durch ein unerschütterliches Vertrauen auf Gott in einem ächt christlichen Wandel seinen edeln Beruf auszuführen sich bemüht.

Ob bey den Alten öffentliche Erziehung war? Historische Untersuchung von D. H. Hegewisch. Altona, bey J. F. Hammerich. 1811. 40 S. 8.

Der nunmehr verstorbene Verfasser dieser inhaltreichen Schrift hatte (Samml. histor. und litter. Schriften, 1809) gegen Fichte die häusliche Erziehung vor der öffentlichen in Schutz genommen. Dagegen erhub sich in der Allgem. Litt. Zeitg. (1811, Nro. 19) ein Recensent, und brachte drey Einwürfe vor: 1. „Was hat die Alten groß gemacht, wenn nicht öffentliche Erziehung?“ 2. „Was hat so vielen Egoismus gebracht, wenn nicht die Privat-Erziehung?“ 3. „Was gibt National-Karakter, wenn nicht die öffentliche Bildung?“ Auf diese Einwendungen antwortet der berühmte Gelehrte gründlich und genügend. Er beruft sich auf die Beyspiele der berühmtesten Griechen und Römer, die zu Hause erzogen, zum Theil auch unterrichtet worden, und ihre Kinder zu Hause erziehen liessen. Die Ansicht jenes Recensenten wird mit Recht als eine moderne, in's Alterthum fälschlich hinübergespielte, dargestellt.

Anleitung zur Abfassung aller Arten militärischer Aufsätze und Briefe. Auch in Beziehung auf andere Verhältnisse des bürgerlichen und gesellschaftlichen Lebens. Nebst einer Uebersicht der deutschen Sprachlehre. Von J. W. v. Bernewitz, K. sächs. Premier-Lieutenant. Leipzig, bey Baumgärtner. Ohne Druck-Jahr. VIII und 350 S. 8.

Unter diesem Titel erhält man eine für Soldaten und andere junge Leute, die sich dem Kriegsstande widmen wollen, eingerichtete Sprachlehre, um auf eine leichte Weise eine militärische Korrespondenz führen zu lernen. Die allgemeinen Bemerkungen über den Stil, und die grammatischen Regeln rc., sind aus andern guten Sprachlehren gezogen, und für den besondern Zweck des Verfassers gemodelt. Die als Beyspiele aufgeführten Briefe, Aufsätze, Rapports von kriegerischen Vorfällen, Bittschreiben um Geldvorschüsse u. dergl., sind von höchst ungleichem Werthe. Einige beziehen sich auf gar zu specielle Vorfälle.

Handwörterbuch der gesammten Münzkunde, für Münzliebhaber und Geschäftsleute, verfaßt von Dr. Karl Christoph Schmieder, Adjunct bey der Realschule zu Halle. Halle u. Berlin in der Buchhandl. des Hallischen Waisenhauses. 1811. 488 S. 8.

Nicht blos auf Münzfreunde hat der Verf. Rücksicht genommen, sondern zugleich auf Geschäftsleute, die innerhalb wie außerhalb ihres Vaterlandes, und bis in die entferntesten Weltgegenden hin Geschäfte zu betreiben haben. Man kann seinem Werke mit Recht eine große Vollständigkeit, und bey einer lobenswerthen Kürze, eine kritische Umsicht und Genauigkeit zusprechen; und dadurch ist auch dessen Brauchbarkeit anerkannt. Das historisch-geographische Lexikon ist sehr vollständig.

Veilchenlese. Von Ludwig Pflaum. Leipzig, bey Dyk. XII u. 354 S. 8.

Als Symbol der Bescheidenheit und Einfachheit tritt der Titel dieses Büchleins auf, welches der Verf. in der stillen Veilchenzeit seines Lebens sammelte. Später, im Herbste 1806, während des preußischen Krieges, an welchem der Verf. als Feldprediger beym Regiment Tauenzien Theil hatte, nahm er in Stunden unglückseliger Muße seine Papiere zur Hand, suchte in ihnen zur eigenen Aufheiterung, was er da oder dort, in diesen oder jenen Verhältnissen, Umgebungen, Empfindungen niedergeschrieben hatte, und fertigte diese Sammlung daraus. Sie enthält außer einigen mittelmäßigen einige recht gute Aufsätze, z. B. Gedanken über Aufklärung, zufällige Gedanken, in denen sich eine edle Gesinnung kund gibt.

Curiositäten der physisch- literarisch- artistisch-historischen Vor- und Mitwelt; zur angenehmen Unterhaltung für gebildete Leser. Erster Band. Weimar, im Landes-Industrie-Comptoir. 1811. Mit ausgemahlten u. schwarzen Kupfern. 8.

Dieser Zeitschrift, die nicht bloß ergetzend, sondern zugleich im schönern Sinne des Wortes vielseitig belehrend ist, wünschen wir einen ununterbrochenen, schnellen Fortgang. Sie beschäftigt sich mit den merkwürdigsten Seltenheiten der Natur, Kunst, Literatur, Sitten und Gebräuche der Vor- und Mitwelt; und jedem Aufsatze sieht man es an, daß ein mit allen zu einem solchen Unternehmen nothwendigen Hülfs-Quellen ausgerüsteter Mann an der Spitze steht.

Abend-Zeitvertreib für Bürger und Landleute, die Spaß verstehen und Kurzweil lieben. Enthaltend allerley seltsame Historien, sonderbare Begebenheiten und scherzhafte Anekdoten, aus denen man, wenn man will, Beydes, Nutzen und Vergnügen, schöpfen kann. Herausgegeben von einem Mann, der die Welt kennen gelernt hat, genannt Erasmus Mahler. Leipzig, bey Beygang, 1811. 200 S. 8.

Wenn Hr. Eramus Mahler auf den Titel gesetzt hätte: „Der Erzschmierer E. M.,“ so enthielte jener eine vollständige Recension dieser aus allen Gegenden zusammen geschaufelter Anekdoten; jetzt nur eine halbe, denn einige gute Sachen sind in dem Büchelchen allerdings anzutreffen. Wie leicht werden heut zu Tage die Bücher gemacht.

Biblische Erzählungen zur Beförderung der Achtung gegen die Bibel und der Wirksamkeit des religiösen

und moralischen Unterrichtes der Jugend, nach Hübner, von J. Chr. Weland. Zwey Theile, 1811. 8.

Der Verfasser gibt seinen Erzählungen eine dreyfache Bestimmung. Sie sollen gebraucht werden: 1) Als Lesebuch, um eine Bekanntschaft mit der Bibel hervorzubringen. 2) Als Vorbereitungsmittel zum Unterricht in der christlichen Religion. 3) Als Beförderungsmittel der Wirksamkeit des religiösen und moralischen Unterrichts für die konfirmationsfähige Jugend. — Mit Hübners Erzählungen haben diese Erzählungen wenig Aehnlichkeit, da Hübner die Bibel mit streng orthodoxen Augen ansah, unser Verfasser dagegen im Lichte der neuern Exegese wandelt. Auch hat er Hübners Anzahl von Erzählungen weit überschritten. Der erste Theil enthält Erzählungen aus dem Alten Testament, der zweyte aus dem Neuen.

Uebersicht der neuesten französischen Literatur nach der Bibliographie de l'Empire Français, herausgegeben von Dr. Ludwig Wachler, Professor in Marburg. Erstes Heft, vom Nov. 1811 bis zum Juny 1812. Marburg in der akademischen Buchhandlung 1812. VI und 120 S. 8.

Die Bestimmung dieser Bogen war, in einem kleinen literarischen Kreise vorgelesen zu werden; da aber die Uebersicht nicht in einen engen Raum sich zusammendrängen ließ, und die Menge von Büchertiteln sich eben auch nicht zum Vorlesen eignete, so entschloß sich der Verfasser, das Ganze durch den Druck bekannt zu machen. In jeder Ostermesse wird ein kleines Heft von ähnlicher Bogenzahl erscheinen, und das zweyte Heft wird bis Ostern 1813 herauskommen, und die Uebersicht bis zum Ende des Jahrs 1812 fortführen, auch mit einem alphabetischen Register versehen werden. Der Inhalt des ersten Heftes dieser reichhaltigen Uebersicht ist in aller Kürze folgender: I. Geistige Nationalität. 1) Koch-Bücher. Schneider und Friseur. — Gesellschaftliche Unterhaltung. Spiele. 2) Poesien. Musen-Almanache. Theater. — Französische Klassiker. — Beschreibende und historische Gedichte. — Poetik. — Roman. — II. Literarische Wirkungen des Regierungswillens. — 1) Erziehung und Unterricht. 2) Kunstsinn. 3) Oeffentliche Anstalten. III. Wissenschaftlicher Gewinn. 1) Gelehrte Thätigkeit. Gesellschaften. Journale. 2) Alterthumswissenschaft. 3) Moderne Philologie. 4) Geschichte. 5) Geographie. 6) Philosophie. 7) Mathematik. 8) Natur-Wissenschaft. 9) Physik und Chemie. 10) Medicin und Chirurgie. 11) Jurisprudenz. 12) Theologie. — Von der guten Ausführung dieser Skizze mag das Buch selbst Rechenschaft geben.

Geographie.

Posthandbuch für das Königreich Bayern, 1812. 454 S. 8. Nebst einem Meilenzeiger und der neuverbesserten Postkarte von Coulon. München, bey Hübschmann und allen Postämtern und Post-Speditionen des Königreichs, 1812. 8.

Ein Werk, das jedem Reisenden, der die Baierischen Lande bereisen will, unentbehrlich ist. Es sind darin alle Verordnungen, welche den Reisenden angehen, ausführlich mitgetheilt. Reisepässe, Visirung derselben, die Zoll- und Mauthverordnungen und was dahin gehört, die Wegegelds-Entrichtungen, die Mauthweisungs-Briefe, Pollete und Stempelgelds-Entrichtung, die Transito-, Konsumo-, Esito- und Ueberfahrt-Geldtarife, die Königlichen Postverordnungen in Betreff des Extra-Postdienstes, der Postwagen und der Briefporto-Taxe für das In- und Ausland, kurz über alles Mögliche, was einem Reisenden zu wissen nöthig und dienlich ist, und was nicht zu wissen ihn in unangenehme Verlegenheiten hineinbringen kann, ist hier die gründliche Auskunft gegeben.

Kleine Abentheuer zu Wasser und zu Lande, herausgegeben von Chr. Weyland. Zwölfter Theil. Hof, bey Grau, 1811. Zwölfter und letzter Theil.

Dieser Theil enthält: 1) einen Auszug der seltenen Reise des Fürsten Gagarin nach Finnland. 2) Einen Auszug aus v. Krusenstern's Reise um die Welt. 3) Beschreibung der Philippinen, aus den Reisen des Renouard de Sainte-Croix.

Ansichten von Palästina oder dem heiligen Lande, nach Ludwig Mayers Original-Zeichnungen, mit Erläuterungen von Ernst Friedrich Carl Rosenmüller. Leipzig, bey Baumgärtner, 1811. 20 S. Quer Folio.

Nach einer kurzen Nachricht über Palästina und dessen geographische Lage, Produkte, physische Beschaffenheit u. s. w. folgen zwölf ausgezeichnet gute Kupfertafeln: 1) Ansicht der Stadt Jerusalem vom Oel-Berge. — 2) Ueberrest eines Thurms der Burg Antonia. — 3) Ein Theil von Jerusalem mit der Kirche des heiligen Grabes. — 4) Die Säule, an welcher das Todesurtheil unsers Heilandes angeheftet war. — 5) Ein maronitischer Mönch und maronitische Pilgrime. — 6) Die Kapelle des heiligen Grabes. — 7) Das Grab Josephus von Arimathia. — 8) Der Teich Bethesda. — 9) Die Quelle Siloah. — 10) Grab der Jungfrau Maria. — 11) Eingang zu den Gräbern der Könige von Juda. — 12) Die Gräber der Könige von Juda. — Die Erläuterungen sind nach Josephus, Pococke, Volney, Chateaubriand u. A. entworfen.

Neueste Reise durch Oesterreich ob und unter der Ens, Salzburg, Berchtesgaden, Kärnthen und Steyermark in statistischer, geographischer, naturhistorischer, ökonomischer, geschichtlicher und pittoresker Hinsicht unternommen von D. Franz Sartori. Wien, bey Doll. Drey Bände. 8.

Diese Reise ist im Jahre 1807 vom July bis Oktober im 25sten Lebensjahre des Verfassers unternommen; die folgenden Jahre verwendete er auf die Bearbeitung derselben, die unstreitig in den meisten der auf dem Titel angegebenen Beziehungen, eine der gelungenern zu nennen ist. Man hat sie übrigens nur als eine Vorläuferinn eines größern Werkes anzusehen, das unter dem Titel Geographie des österreichischen Kaiserthums, nach mehrern Reise-Jahren ans Licht treten wird.

Uebersicht der neuesten Literatur.

1813.

Mathematik.

Anfangsgründe der höheren Analysis. Von J. G. F. Bohnenberger, Professor zu Tübingen. — Tübingen, Cotta, 1811. 352 S. gr. 8.

Dieses mit Fleiß und umfassender Kenntniß ausgearbeitete Lehrbuch kam zwar schon am Ende des Jahrs 1811 heraus, aber erst im folgenden Jahr in das Publikum. Es ist eine um so erfreulichere Erscheinung, je seltener bey den heutigen Zeitumständen die Erscheinung eines wissenschaftlichen Buchs ist, das diesen Namen in vollem Sinne verdient. Es schließt sich gewissermaßen an sein Handbuch der Astronomie an, zum Selbstunterricht für diejenigen, welche sich in die dort vorkommenden Rechnungen noch nicht ganz finden können.

Neben dem aber, daß es solchen, die sich in der Analysis des Endlichen bereits hinlänglich festgesetzt haben, einen sichern Leitfaden gibt zum Fortschreiten in das Heiligthum der Analysis des Unendlichen, zeigt der Augenschein, daß es in der Bestimmung der Begriffe und der Darstellung der einzelnen Lehren vieles Eigene hat. Es enthält in concentrirter Darstellung sehr Vieles über die Anwendung reichhaltiger Formeln; auch ist bey manchen schweren Materien die Rechnung ausführlich auseinander gesetzt. In der Einleitung geht der Hr. Verfasser von dem binomischen Lehrsatz auf die Bestimmung der Begriffe der Differential- und Integral-Rechnung über. Zusammenhang zwischen der Differential- und Integral-Rechnung. Methode, aus dem Differential einer Funktion einer veränderlichen Größe die Funktion selbst zu finden, durch Summation der Reihen; Schwierigkeit dieser Methode bey verwickelten Funktionen; Beseitigung dieser Schwierigkeit durch Umkehrung der Regeln, nach welchen man das Differential einer gegebenen Function findet, um aus einem gegebenen Differential die Funktion selbst zu finden, wodurch jene Summation vermieden wird; Integral-Rechnung. Unter den verschiedenen Vorstellungsarten der Differential-Rechnung wählte der Hr. Verfasser diejenige, welche sich auf die Gränzen der Verhältnisse der zusammengehörigen Veränderungen oder Differenzen veränderlicher Größen gründet. — Der Inhalt der einzelnen Kapitel ist folgender: Differentionale der einfachen und zusammengesetzten Funktionen; Taylorischer Lehrsatz. Größte und kleinste Werthe gegebener Funktionen, mit Anwendung auf Beyspiele. Tangenten, Krümmungs-Kreise, Evoluten krummer Linien, mit Anwendung auf die Bestimmung der Oberflächen und des Inhalts runder Körper. Daß solche Anwendungen schon in der Differential-Rechnung vorkommen, ist, wie der Hr. Verfasser bemerkt, darum nicht gegen die Methode, weil schon vorher der Zusammenhang zwischen der Differential- und Integral-Rechnung gezeigt worden ist. — Integral-Rechnung. Integration rationaler und irrationaler Funktionen einer veränderlichen Größe, ferner, der Kreisfunktionen, der logarithmischen Funktionen. Integration durch Annäherung. Integration der höhern Differentiale. Integration der Differential-Vergleichungen der ersten und zweyten Ordnung.

Belehrungen in der Geometrie, zur Nachhülfe für Praktiker in Feld- und Baumessung, bestimmt von C. L. Schübler, mit einer Kupfer-Tafel, 8. Stuttgart. Metzler, 1813. Vorrede VIII S. Text 166 S.

Hr. Ober-Regierungsrath Schübler, zu dessen amtlichen Funktionen die Prüfung der Feldmesser gehört, hat diese Belehrungen für diejenigen unter denselben bestimmt, welche in der Theorie versäumt wurden.

Wir dürfen versichern, daß sie vermittelst dieser gründlichen Anleitung ohne große Anstrengung das Versäumte nachholen und sich dadurch in Stand setzen können, die Pflichten, die ihnen ihre Stelle auflegt, redlicher zu erfüllen.

Freylich, wenn man nach dem Inhalts-Verzeichniß annehmen muß, daß die Summation der Brüche und die Gründe der Regel de Tri noch unter die zu erlernenden Gegenstände gehören, so muß es betrübt um eine Klasse von Staatsdienern aussehen, die doch in manchen Beziehungen für ihre Nebenmenschen sehr wichtig werden.

Sollte es nicht möglich seyn, mit den Schul-Lehrer-Stellen die Funktion des Feldmessens zu verbinden, da zu einem guten Schulmann ein großer Theil der Kenntnisse erfordert wird, die, mit etwas praktischer Uebung verbunden, einen vollkommenen Feldmesser bilden?!

Philosophie.

Professor Schaffroths Blicke auf die Schellingisch-Jakobische Streitsache, veranlaßt durch einen Ausfall des Freyburger Wochenblatts vom 8. Julius 1812 gegen die Natur-

Philosophie. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1812. S. 212.

Von der Anwesenheit des Hrn. Präsidenten Jacobi zu Freyburg während des verflossenen Sommers hat einer seiner Freunde daselbst die Veranlassung genommen, in einem dem Freyburger Wochenblatte eingerückten Aufsatze die Jacobi'sche Lehre von Gott dem Publikum mit Wärme zu empfehlen, und die Schelling'sche dagegen in ein sehr nachtheiliges Licht zu stellen. Der Redakteur, Stadtamtmann Schnetzler, bestimmt in einer Anmerkung den Zweck dieses Aufsatzes noch dahin, er solle die dortigen Akademiker vor der so verderblichen Lehre der Natur-Philosophie warnen. Professor Schaffroth, einigen seiner Vorlesungen die Natur Philosophie zu Grunde legend, und insofern durch diesen Aufsatz selbst angegriffen, fordert den Redakteur zur Rektifikation des von ihm gebrauchten Ausdruckes: „daß die Natur-Philosophie verderblich sey" auf. Dieser beschränkt zwar, obgleich ungeschickt genug, denselben nur auf die theologischen Ansichten der Natur-Philosophie, gibt aber bey dieser Gelegenheit noch mehr Blößen, und droht sogar dem Hrn. Schaffroth, als Vertheidiger einer schlimmen Sache, mit der Ungnade der Regierung.

Hr. Professor Schaffroth, vertrauend der gerechten Sache und seinen Kräften, benutzt diese Gelegenheit, in der vorliegenden Schrift nicht nur den im Freyburger Wochenblatte eingerückten Aufsatz, so wie die Anmerkungen und Briefe des Hrn. Stadtamtmanns nach ihrem Gehalte zu würdigen, sondern auch die Philosophie Schellings gegen Jacobi und alle ihre Gegner auf das Kräftigste in Schutz zu nehmen. Dem Hrn. Stadtamtmann geht er sehr zu Leibe, und wirft ihm mit aller Offenherzigkeit die Ungeschicklichkeit und Unrechtlichkeit seines Benehmens gegen ihn vor; mit Einsicht und Muth vertheidigt er die Freyheit der wissenschaftlichen Erziehung, und beweist mit unwiderlegbarn Gründen die Abscheulichkeit der Intoleranz und Verletzung großer von dem gewöhnlichen Wege abweichender Denker, und das schlechte Verfahren vieler Recensions-Institute gegen ausgezeichnete Geisteswerke.

Auf den ersten Blick könnte es freylich scheinen, Hr. Schaffroth habe sich alle diese Mühe ersparen können; die Menschen, die es eigentlich angehe, seyen unempfänglich dafür, und die Andern bedürfen dieser Belehrung nicht. Allein solche Schriften muß man als Gelegenheits-Schriften betrachten, die nach Zeit und Ort viel Gutes stiften können, wenn gleich die Wissenschaft, welche sie in Schutz nehmen, nicht unmittelbar durch sie weiter gefördert werden sollte. Daher verdient der Hr. Professor alles Lob, daß er sich die Mühe gegeben hat, sowol den Eindruck zu vertilgen, welchen der ungeschickt abgefaßte und am unrechten Ort angebrachte Aufsatz gegen die Natur-Philosophie auf schwache Gemüther hätte machen können, als auch noch diese Lehre in das ihr gebührende Licht zu stellen. Man weiß schon, was solche vorerst der Menge beygebrachte Vorurtheile zuletzt für eine, wenn gleich nur temporäre, Gewalt auf das Ganze ausüben; gar leicht erzeugen sie Parteyen, welche auf Universitäten einen höchst nachtheiligen Geist hervorbringen. Auf solchen wissenschaftlichen Anstalten soll ein freyer Verkehr der Wissenschaften Statt finden, und ein jeder Lehrer nur durch die Präpotenz seiner Tüchtigkeit sich Ansehen und Kredit erwerben. Wenn daher Layen sich herausnehmen, aus gemeinen Beweggründen, oder auch aus gutmüthiger Einfalt in dem Innern der Akademien ihre Beschränktheit geltend zu machen, so erwirbt sich der Mann gewiß ein Verdienst, welcher ohne Scheu und persönliche Rücksichten mit den Waffen der Wissenschaft und der Geißel der Satyre solche Unberufene in ihre Schranken zurückweist, und das Recht der Sache in Schutz nimmt. Möge daher diese Arbeit ihren Zweck erreichen, und die Akademiker in Freyburg aufmuntern, die Natur-Philosophie wenigstens zuvor selbst kennen zu lernen, ehe sie dieselbe verabscheuen.

Noch müssen wir bemerken, daß Schelling nicht der Verfasser des Anti-Sextus ist, welchen Hr. Schaffroth unter die Schelling'schen Schriften mit aufgenommen hat.

Erläuterung einiger Haupt-Punkte der Philosophie. Mit Zugaben über den neuesten Widerstreit zwischen Jacobi, Schelling und Fr. Schlegel. Jedem Freunde der höhern Kultur im deutschen Vaterlande. Von Dr. Jakob Salat, Königlich Bayerischem Rath und Professor. Landshut, bey Joseph Thoman, 1812. S. 559.

Wen es erfreuet, das vom Hrn. Salat zum öftersten Gesagte sich wieder sagen zu lassen; wen es erbaut, zu lesen, wie Salat das Klare verdunkelt, das Geordnete verwirrt, und das Zusammengehörige verzerrt, wie er mit den Rezensenten seiner Schriften Prozesse führt, immer zur Bekräftigung seiner Meinungen seine eignen frühern Werke citirt, Rezensionen andrer Schriften auszugsweise mittheilt, und über außerwesentliche Verhältnisse der Schriftsteller in einem Athem klatschen kann; wer gern erfahren möchte, wie Salat nachrechnet, ob ein Mann zur naturphilosophischen Schule gehöre, oder ihr entsagt habe, oder gar leider! sich zu ihr hinzuneigen anfange; und endlich, wer eine anschauliche Ueberzeugung sich verschaffen will, wie man, nach Schlegels Ausdruck, in einem Zigeuner-Deutsch über philosophische Gegenstände schreiben könne, dem empfehlen wir nachdrücksamst das oben angezeigte Buch.

Pädagogik.

Allgemeiner Lehrplan für das Lyceum und die Bürgerschule in Kassel. — Unterzeichnet von dem Staatsrath, General-Direktor des öffentlichen Unterrichts, Baron von Leist, und genehmigt von dem Minister des Innern, Graf v. Wolffradt. Kassel in der Königl. Buchdruckerey, 1812.

Alle Regierungen, ohne Ausnahme, versichern, in ihrem Thun und Wirken keine andre Absicht zu haben, als ihren väterlichen Gesinnungen Ausdruck und Nahrung zu geben. Das sicherste Mittel aber, über die Probehaltigkeit dieser Voraussetzung auch in der Ferne Gewißheit erhalten zu können, ist unstreitig der Zustand der öffentlichen Anstalten für die Erziehung und die Bildung der Jugend. Hier sind keine eigennützige Zwecke gedenkbar, welche, falls sie wirklich die bewegende Ursache wären, nicht zu den edelsten gezählt werden müssen; hier

allein also kann die Väterlichkeit in unbedingter Milde erscheinen, um ihre Wahrhaftigkeit zu beurkunden.

Mit wahrer Freude machen wir daher unsre Leser auf ein Aktenstück zur Beurtheilung der Gesinnungen eines Monarchen aufmerksam, der, während seine königliche Wohnung durch eine Feuersbrunst in einen Aschenhaufen verwandelt da liegt, und er die Wieder-Erbauung auf eine bessere, für den Staat weniger drückende, Zeit hinausgesetzt hat, mit wahrhaft königlicher Pracht ein neues Lyceum erbauen ließ, dessen schönes Aeußere dem gediegenen innern Gehalt entspricht, mit dem wir durch vorliegenden Plan bekannt gemacht werden.

Das Königreich Westphalen, aus Bestandtheilen zusammengesetzt, die besonders in Rücksicht intellektueller Bildung sehr ungleichartig sind, hat, um mittelst einer durchgreifenden National-Erziehung Einheit der Gesinnung empor zu bringen, eine seiner wichtigsten Aufgaben erhalten. Die Lösung dieser Aufgabe ist gewiß nicht leicht, und kann nur mit Vorsicht und langsamen Schrittes geschehen. Jeden dieser Schritte zu beobachten, und auch durch diese Blätter zur öffentlichen Kunde zu bringen, wird dem Referenten immer ein sehr angenehmes Geschäft seyn.

Schon die Vereinigung des Lehrplans für die höhere und niedere Schul-Abtheilung erweckt eine vortheilhafte Meinung von der tiefen Einsicht und dem schönen Willen der Behörde, welcher die Leitung des öffentlichen Unterrichtes anvertraut ist. Die Zwecke der Schule bilden eine unzertrennbare Kette, deren Glieder nicht von einander abgelöst werden können, ohne dem ganzen Gebäude der Menschenbildung, sofern diese durch Unterricht und Lehre erzielt werden soll, Zerstörung und Verfall zuzubereiten. „*Alle Schulen, ohne Ausnahme müssen humanistisch, d. h. Menschen bildend seyn,*“ *) sagt einer der tiefsten Denker unter den praktischen Erziehern; ihre Aufgabe ist, daß, indem sie vorbereitend den jungen Erdenbürger, seinem Alter, seiner Anlagen und seiner Fähigkeit nach, zu den Kenntnissen und zu der Geschicklichkeit leiten, die sein künftiger Beruf und Stand in Anspruch nehmen werden, — sie *die Bildung des Menschen als solchen*, abgesehen von den allgemeinen Anforderungen der Nationalität, oder der individuellen des Berufs, des Standes, u. s. w., vor Allem bezwecken und durch die That beurkunden. Dieser eine und höchste Zweck der Bildungs-Anstalten muß in der ersten Grundlage, auf die Alle fortbauen, seine Stütze finden — oder es entstehen Luft-Gebäude ohne Halt, deren Aufkommen und Vergehen in einander greifend, wie leuchtende Sternschnuppen, höchstens einen Momentschein von sich werfen, um ihr Daseyn in den Dunst und den Nebel und die Finsterniß der Nacht zu versenken.

Daher beginnt auch der vorliegende in 6 Titeln abgetheilte Lehrplan mit dieser Grundlage. Es handelt der erste Artikel von dem Unterrichte in der *Elementar-Klasse*, welche den eigentlichen Unterricht *vorzubereiten* bestimmt ist, und von der, wie es ausdrücklich heißt, beyde Lehranstalten gemeinschaftlich ausgehen. — Bey dem Stufengang im Unterricht scheint das in dem Erziehungs- und Lehrgeschäft große Princip der *Naturgemäßheit* zum Grunde zu liegen. — In jeder Klasse sind den Lehrern mehrere Bücher, deren sie sich bey dem Unterrichte zu bedienen haben, in Vorschlag gebracht, und es ist sehr lobenswerth, daß ihnen hierin die freye Wahl gelassen und ermunterndes Vertrauen gezeigt wird, damit sie ihr Werk mit Lust und nach eigner Einsicht treiben können. Nur bey den Hauptschriftstellern für die Klassen im Lyceum, so wie bey einigen andern Werken, über deren vorzüglichen Werth für den Unterricht kein Zwiespalt der Meinung statt finden kann, kommt, wie billig, das befehlende *Soll* jedem Mißgriffe zuvor. — Den klassischen Sprachen des Alterthums ist eine sehr sorgfältige Pflege zugedacht, und wir erkennen und ehren in dieser Anordnung den Geist der einsichtvollen Leitung des großen Werks. Das Studium des Reinmenschlichen der Alten ist und bleibt ewige Grundlage der *gelehrten* Bildung. „Sichere Erfahrung zeugt,“ — sagt J. H. Voß, — „daß ein gehöriges Studium der Klassiker den lautersten Wahrheitssinn, das richtigste Schönheitsgefühl, die vielseitigste Bildung befördern; daß ein mit griechischen Ideen genährter Geist auch die Berufswissenschaften empfänglicher begreife, und geschickter, fruchtbarer anwende, als wer, ohne zuvor den verständigen *Menschen* in sich zu erwecken, auf ein bürgerliches Fach sich einschränkt, der nachformelnde Theolog und Philosoph, der steife Jurist, der mechanische Arzt, der trockene Geschäftsmann. Von einer solchen Verfassung gilt der alte sprichwörtliche Erfahrungssatz: Wer wenig von der Schule mitbringt, der bringt von der Akademie auch wenig zurück. Alle Männer, welche das Vaterland und das Ausland ehrt, haben klassischen Geist, entweder aus der Quelle, oder aus Ableitungen geschöpft.“ — Doch soll die Beförderung des Studiums der alten Klassiker nicht ausschließend und einseitig das Ziel seyn, wonach diese Anstalt strebt. Die deutsche, zur Klassicität erhobene Muttersprache, und die so unbedingt nothwendig gewordene französische, ferner Arithmetik und Geometrie, Geographie, Geschichte, Naturgeschichte, Religion und Sittenlehre werden dieselbe Pflege finden.

Ueber die Wahl einiger der Lehrbücher würde Ref. sich gern manche Bemerkungen und Zweifel erlauben, allein der Raum verengt sich, und da sie überdem blos in Vorschlag gebracht zu seyn scheinen, so muß der praktische Gebrauch von selbst bald über ihren Werth entscheiden.

Um aber doch nur ein Beyspiel von dem anzuführen, wo in der Lehrbücher-Wahl ein Mißgriff vorzuwalten scheint, glaubt Ref. die Anempfehlung des Télémaque für die untere Klasse der Bürgerschule in keinem Falle zweckmäßig, indem der Stoff dieses poetischen Werkes außer dem Kreise der Erkenntnißfähigkeit dieser Klasse liegt. Da der Lehrer nach *Mozin's Sprachlehre* unterrichten soll, so würden die gehaltvollen Beyspiel-Sammlungen (zum Uebersetzen in beyde Sprachen) dieses wackern Schriftstellers offenbar um so sicherer zum beabsichtigten Zwecke leiten, da sie mit der Grammatik in Verbindung stehen. Der Télémaque kann durchaus nur in höhern Klassen mit Nutzen gelesen werden. Auch hätten es einige Schriften von dem ehrwürdigen und gemüthvollen **Bernardin de St. Pierre** wohl ver-

*) *Schließliche Rechtfertigung des Pestalozzi'schen Instituts gegen seine Verläumder.* Iferten. 1813; — ein an fruchtbringenden Erörterungen, vielumfassenden Ansichten und aus den Tiefen des Bildungsganges der Menschennatur, mit seltner Klarheit emporgehobnen und entwickelten Grundsätzen gar sehr reiches Werk.

dient, daß die Aufmerksamkeit der Lehrer darauf geleitet worden wäre.

Ref. schließt diese Anzeige mit den Wünschen: daß uns von dem Fortgange dieser ihrer Anlage nach durchaus treffliche Lehranstalt durch ihren würdigen Director, Hrn. Dr. Baudissen, von Zeit zu Zeit öffentliche Nachricht gegeben werden möchte; — daß sie ferner als Muster und Vorbild für die Verbesserung so mancher alten und veralteten Schulen in einigen Theilen des Königreichs Westphalen nicht ohne Wirkung bleiben, — und besonders, daß der Geist, welcher sie in's Daseyn rief, sich mit derselben Liebe und demselben Eifer für die Emporbringung der Volksschulen thätig und wirksam beweisen wollte, indem aus diesen vielleicht nur allein die oben angedeutete Aufgabe des westphälischen Königreichs, die Einigung und Einheit der Staatsbewohner zu befördern, ihre praktische Lösung finden, und in Gesinnung und That begründet hervorgehen kann. — Referent ist mit den Schwierigkeiten, die einige Provinzen des Königreichs Westphalen in Hinsicht auf Schul- und Erziehungswesen darbieten, zwar nicht unbekannt; auch weiß er aus Erfahrung, wie fast in allen Ländern, besonders in unsrer Zeit, der guten Wünsche so viele — Wünsche bleiben, weil man vorgibt, die Mittel, sie in Erfüllung zu bringen, seyen vorgreifend von andern Dringlichkeiten in Anspruch genommen, u. s. w. — aber er meint dennoch, es lasse sich auf das, was Dr. Luther an einen seiner fürstlichen Zeitgenossen schrieb, auch in unsrer Zeit nichts Abweisendes erwiedern.

„Wo eine Stadt und Dorf ist, die des Vermögens sind, hat Ew. Churfürstliche Gnaden sie zu zwingen, daß sie Schulen, Predigtstühle, Pfarren halten. Wollen sie es nicht zu ihrer Seligkeit thun, noch bedenken, so ist Ew. ꝛc. ꝛc. da, als oberster Vormund der Jugend und Aller, die es bedürfen, und soll sie mit Gewalt dazu halten, daß sie es thun müssen: gleich, als wenn man sie mit Gewalt zwingt, daß sie zu Brücken, Steg und Weg oder sonst zufälliger Landesnoth geben und dienen müssen."

Vermischte Schriften.

Taschenbuch für Fremde in Dresden, welche dessen Lage, Beschaffenheit, Gebäude und Sehenswürdigkeiten, als auch die umliegenden Gegenden und Lustpartien kennen lernen, und ihren Aufenthalt daselbst zweckmäßig benutzen wollen. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. Dresden, 1811. 95 S. 12. Mit 1 Kupfer und Grundriß der Stadt.

Was der Titel verspricht, leistet das Büchelchen in hohem Grade. Die Verbesserungen sind erheblich, und zeugen von der gewissenhaften Genauigkeit des Verfassers.

Ueber das Registraturwesen von E. Daubert. 1812. 35 S. 8.

Der Verfasser gibt Anweisung zur Anordnun gund Behandlung von Registraturen, sowol von gerichtlichen, als Verwaltungs-Behörden, zum Rubriciren, Foliiren und Rotuliren der Akten, und zur Anlegung eines dreyfachen Repertoriums, des Haupt-Repertoriums nach den verschiedenen Zweigen der Administration, des Alphabetischen nach den Hauptwörtern der Rubriken, und des Ein- und Abgangs-Journals, über welches Letztere weitläufig gesprochen wird. Die Ansichten des Verfassers sind aller Beherzigung werth, und es will auch verlauten, daß sein schätzbares Werk an mehrern Orten Eingang gefunden habe.

Leinwand. Ueber deren Verfertigung in der Haushaltung. Eine Anleitung für Hausfrauen und Töchter. Frankfurt am Main in der Andreä'schen Buchhandlung. 1813. 8.

Die Absicht des Verfassers dieser gemeinnützigen Schrift ist, den Anfängerinnen und Ungeübteren in der Kunst des Leinwandmachens einige, den erfahrnen Haus-Müttern schon bekannte, Kenntnisse und Verfahrungs-Arten über Flachs, Spinnen, Garnwaschen, Weben, Bleichen u. s. w. an die Hand zu geben. Sie handelt demnach 1) vom Einkauf der Leinwand. 2) Flachs, Hanf ꝛc. 3) Spinnen, Spinnmaschinen, Spinnereyen. 4) Haspel. 5) Garnbereitung. 6) Garnfärberey. 7) Weben. 8) Garnlieferung an den Weber. 9) Webervortheile. 10) Bleichen des Garns und der Leinwand. — Diese Abhandlungen zeugen allerdings von Kenntniß des Gegenstandes, und können manchem Frauenzimmer von Nutzen seyn. Aber wie es zu gehen pflegt: wer ein Buch schreiben und Alles erschöpfen will, greift oft zu Geringfügigem und Unbedeutendem, und umkleidet das Alltägliche mit dem Gewande der Wichtigkeit. An der Darstellung des Verfassers ist nicht viel zu loben, und nicht viel zu tadeln.

Beyträge zur Anthropologie und allgemeinen Naturgeschichte, von D. K. Asm. Rudolphi. 1812. Berlin bey Haude u. Spener, 188 S. 8.

Vier treffliche Vorlesungen, deren eine in der Humanitäts-Gesellschaft, die übrigen in der Akademie der Wissenschaften gehalten sind. Die erste ist dem berühmten Naturforscher Pallas gewidmet, der sein letztes Lebensjahr in seiner Vaterstadt Berlin zubrachte, und mit Rudolphi im vertrauten Umgange stand. — 2. Ueber die Eintheilung der Thiere. Diese wird nach den Nerven bestimmt, und die Thiere in Phaeneroneura und Cryptoneura getheilt. — 3. Ueber die Verbreitung der organischen Körper. — 4. Ueber das Schönheitsverhältniß zwischen beyden Geschlechtern bey Menschen und Thieren. Eine interessante Vorlesung, der auch Damen beywohnten.

Die vortheilhafte Bienenzucht für den Landmann. Von Ludolph Carl Dedekind, Pfarrer zu Großenschneen. Göttingen, bey Dieterich, XVI u. 151 S. 1812. 8.

Daß der Verfasser ein genauer Bienenbeobachter ist, sieht man auf jeder Seite dieses nützlichen Werkes. Da es zugleich in einer angenehmen, leicht faßlichen Sprache geschrieben ist, so können wir es um so eher Landleuten und Dorfpredigern, besonders solchen, welche die Bienenzucht im Großen treiben, empfehlen. Ob aber wirklich die Magazin-Bienenzucht einen so entschiedenen Vorzug habe, wie der Verfasser will, das wollen wir doch vor Allem noch der Prüfung andrer geschickter Bienen-Pfleger unterwerfen.

Nº. 15.

Uebersicht der neuesten Literatur.

1813.

Philologie.

Apollonii Rhodii Argonauticorum libri quatuor ex optimorum exemplarium Guelpherbytanique Codicis fide in usum Scholarum et academiarum recensuit Lud. Hörstel. Accedit codicis Guelpherbytani cum Brunckiana editione accurata collatio. Braunschweig. XII und 196 S. 8.

Ob Apollonius Rhodius sich zu einem Schulbuche eigne, bezweifeln wir, und wenn er's auch durch sich thäte, verdienten dennoch andre Klassiker zu diesem Zweck den Vorzug vor ihm. Die vorliegende Ausgabe hat ihren größten Werth in der vollständigen Kollation des Wolfenbütteler Kodex, dessen schon Pierson in seinen Verisimilibus so ehrenvoll gedenkt. Brunck erhielt ebenfalls eine Kollation dieser Handschrift, aber zu spät, als seine Ausgabe bereits abgedruckt war. Die Hörstelsche kann daher als eine Supplements-Ausgabe zur Brunck'schen angesehen werden.

Schöne Künste.

Altenglisches Theater. Oder Supplemente zum Shakspeare. Uebersetzt und herausgegeben von Ludwig Tieck. Zweyter Band. Berlin in der Realschulbuchhandlung. 1812.

Es gibt viele Gemählde, die den Liebhaber und Kenner gleich sehr anziehn und befriedigen; viele aber sind auch nur dem Letztern interessant, der in ihnen entweder die große Absicht schätzt, wenn der Meister sie auch nicht ganz erreichen konnte, oder die ihm darum wichtig erscheinen, weil sie gerade von irgend einem bestimmten großen Künstler herrühren, welcher wol, selbst in nicht ganz gelungenen Versuchen, die nähere Erklärung seiner spätern Meisterwerke unbewusst niederlegt. Im ersten Falle kann eine gewisse Rohheit und Unbehülflichkeit, die den gewöhnlichen Liebhaber zurückschreckt, dem Kenner vielleicht als groß und erhaben dünken, weil er einsieht, daß es dem Künstler nur noch an Uebung, oder selbst an gutem Willen gebrach, diese Größe und Tiefe mit der Schönheit zu vereinigen: im letztern Falle aber werden ihm selbst Schwächen und Fehler wichtig und belehrend, denn kein Künstler tritt als ein Vollendeter auf, kein Zeitalter hat plötzlich ohne Vorbereitung klassische Werke hervorgebracht. Den innerlichen geschichtlichen Zusammenhang, der allein alle Widersprüche erklärt, zu fassen, sich alle Werke eines großen Geistes als Ein Werk, und alle Geister, scheinen sie noch so widerstrebend, als den nothwendigen Zusammenhang eines Gemüthes klar vorzustellen, ist die Aufgabe aller Kunst-Geschichte. Kein Dichter wird in dieser Hinsicht so interessant und lehrreich, als Shakspeare, wenn man die Werke seiner Jugend mit denen seines Alters vergleicht; seine Verwandlung ist bey'm ersten Anblicke so unbegreiflich, daß mehr als ein Säkulum zwischen seinen ersten und letzten Arbeiten zu liegen scheint, wir mögen nun die dramatische Kunst und Geschicklichkeit, oder seine Ansicht der Poesie und des Menschen, oder nur die Art betrachten, wie er die Sprache behandelt. Darum ist der Eifer, mit dem uns Hr. Tieck die sogenannten unächten Stücke des Shakspeare, die ihm sämtlich ächt dünken, gleichsam als ein Gegenstück zum Schlegel'schen und Voß'schen Shakspeare schenkt, alles Lobes und Dankes werth; und immer werden sie, auch wenn sich erweisen sollte, daß Shakspeare an mehrern derselben entweder gar keinen, oder doch nur einen geringen Antheil gehabt habe, als Produkte jener Zeit, in welcher sich jener dramatische Riesengeist ausbildete, von hohem und unzweydeutigem Werthe bleiben. Wir sehen dem versprochenen Werke des Hrn. Tieck, worin er zu beweisen suchen wird, was er bis jetzt nur behauptet hat, mit dem größten Verlangen entgegen, und von der Kraft seiner Gründe wird abhangen, ob wir ihm beytreten oder entgegentreten werden. — Die besten Stücke dieses Theiles sind Lockrine und der lustige Teufel von Edmonton. Das dritte, nach der Chronik verfaßte, alte Schauspiel vom König Lear und seinen Töchtern ist von höchst mittelmäßigem Werthe, und kann dem ächten Bewunderer von Shakspeare's Meisterwerke unmöglich gefallen. Ist es von Shakspeare, so gehört es in eine Zeit, wo er wol noch selber nicht ahnte, wie hoch er sich in der Folge emporschwingen würde. — Die Uebersetzung ist geistig getreu, und im Ganzen gut. Nur hätte Hr. Tieck nicht so bald zum Drucke schreiten, sondern das oft roh und rauh Hingeworfene gehörig bearbeiten, ausfeilen und abglätten sollen. Wir setzen die erste beste Stelle her. S. 318.

Lear.

Ach Goneril, ich gab dir halb mein Reich,
Wars das, weßhalb du auch mein Leben wolltest?
Ach, wilde Regan, gab ich dir nicht Alles,
Und ohn' mein Blut war Alles nicht genug?
Arme Cordelia, gab ich dir denn nichts,
Und habe nichts, dir je etwas zu geben?

O Warnung bin ich aller künft'gen Welt,
Wer Treu' verwirft, Schmeicheln für Treue hält!
Ihr bösen Kinder, ich vergeb' euch Beyden,
Doch schwerlich thut es der gerechte Himmel.
Nun fleh' ich noch am Schluß von meinem Leben,
Daß mir Cordelia, du, mein Freund, vergeben,
Und du, o Gott, deß Majestät vielmal
Durch tausendfält'ge Sünden ich verletzt!
Du, theures Kind, die ich in Wuth verstieß,
Von Schmeichelworten mich bethören ließ,
Du guter Freund, der mein sich angenommen,
Und drum an diesen Ort des Wehs gekommen!

Cordelia.

O weh, daß ich so kläglich jammervoll
Den theuren Vater wieder sehen soll, u. s. w.

Daß Hr. Tieck den Stücken kein Personen-Verzeichniß vorangestellt hat, stört etwas, wiewol es seine Richtigkeit hat, daß die Personen eines guten Drama sich durch sich selbst dem Leser bekannt machen sollen.

Gottfried August Bürger's Ehestands-Geschichte. Berlin und Leipzig bey Ferdinand Schulz und Comp. 1812. 8.

Dies schändliche Machwerk eines der ruchlosesten Schmierer, die sich je an dem Namen eines großen Mannes versündigt haben, wird hier nur flüchtig erwähnt, um jeden ehrliebenden Mann, jedes edle Weib davor zu warnen.

Erzählungen von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Auch unter dem Titel: Kleine Romane. Zweyter Theil. Erzählungen. Berlin, bey Julius Eduard Hitzig, 1812.

Die Fruchtbarkeit dieses geistreichen Dichters setzt uns in Erstaunen, wenn wir bedenken, daß dies schon das dritte Werk ist, womit er uns in diesem Jahre beschenkt, ohne die vielen Winke, Andeutungen, Abenteuer mitzuzählen, welche mehrere Journale, namentlich die Thüringischen Erholungen, die Salina und das deutsche Museum, von ihm liefern. Aber es wäre auch eine blinde, unbesonnene Verehrung, wenn wir die acht Erzählungen, welche diese Sammlung liefert, dem Sigurd oder dem Zauberringe gleichstellen, oder überhaupt nur vortrefflich nennen wollten. Es sind flüchtige Skizzen einer Meisterhand, die sich einmal zum Spielen herabläßt. Das Schwert des Fürsten ist das beste Stück der Sammlung; zunächst stellen wir die Güter von Valencia, ein erschütterndes Gemählde, dem es indeß nicht an Unwahrscheinlichkeiten fehlt, die den Eindruck schwächen. — Die vier glücklichen Tage sind theilweis anziehend, rührend, spannend; aber der Teufel spielt darin anfangs eine so komische Rolle, die gar nicht zu seiner nachher so ernsthaften Miene stimmt. Der böse Geist im Walde ist originell ersonnen, aber zu gräßlich, um zu erquicken. Daß der Schluß das Gemüth versöhnt, scheint die unangenehmen Empfindungen, welche der Fluch des Vaters, das barbarische Benehmen des Sohnes u. s. w. erregt haben, nicht aufzuwiegen. Die übrigen Stücke sind von der Art, daß sie ein Erzähler von weit untergeordneterm Talente wol auch hätte schreiben können. Wir wünschten aufrichtig, der treffliche Verfasser so vieles Schönen, der schon in so viele Herzen Freudenlichter gestreut, der schon so manches Gemüth erhoben und gestärkt hat, schriebe weniger, damit seine seltenen Gaben uns desto mehr erquickten, und er im ungekränkten Besitze unseres Vertrauens bliebe, welches er durch die Sigurd, den Zauberring, und die über alles liebliche Undine in so vollem Maße gewonnen hat.

Theologische Schriften.

Grundsätze der Beredsamkeit für junge Geistliche von Wilhelm Mercy, Pfarrer zu Gruol bey Haigerloch. Ulm in der Wohler'schen Buchhandlung. 111 S. 8.

Nicht ganz passend scheint der Titel zum Buche, welches Vielerley enthält, was besonders von angehenden Predigern beherzigt zu werden verdient. Gleich zu Anfang wird die unbescheidene Sucht derer angeklagt, welche den öffentlichen Gottesdienst nach Willkür ändern, und der Verfasser beruft sich dabey auf seine frühere Schriften: 1) Soll man jetzt den Kultus reformiren? 2) Ueber die Aufhebung der Klöster. 3) Ueber die Preisfrage des Bisthums Konstanz für 1809, von denen dem Referenten nur das Erste bekannt ist. Hierauf wird die Lage eines jungen Geistlichen geschildert, der vom Seminar ins Amt kommt, oft mit übertriebenen, grellen und abschreckenden Farben. Dann warnt der Verfasser vor dem Kitzel der Eitelkeit, der leicht rege werden kann, wenn der Redner sich über dem Volke erhaben sieht, und es durch alle Stufen der Leidenschaft und Rührung hindurchführt. Einer der besten Abschnitte im Buche. Zunächst werden die Leichenreden getadelt, welche die Fehler des Verstorbenen verschweigen, um ihn desto mehr vergöttern zu können, und Bossuet, Bourdaloue und Massillon in dieser Hinsicht mit Recht als Muster der edeln Freymüthigkeit aufgestellt. — Darauf wird das Lesen der heiligen Schrift empfohlen, welches leider! immer mehr abzukommen scheint, wiewol Luthers Kraft-Sprache schon geeignet wäre, den guten Redner zu bilden. — Auch das Lesen neuerer Schriftsteller, eines Dante, Young, Milton, Klopstock hält der Verfasser für ein gutes Bildungsmittel eines angehenden Geistlichen, und preiset zu dem Zwecke noch besonders die englischen Romane. Dieser Theil des Buches hat noch viel Unreifes. Referent möchte vor Allem auf Pope's essay on criticism verweisen, und mit ihm Nichts angelegentlicher, als das Studium der Alten empfehlen, eines Cicero, eines Seneca, eines Platon, eines Demosthenes, die des Christlichen so viel, und viel mehr als mancher Christ, haben, obschon sie — Heiden sind.

Kurze Anleitung zum erbauenden Schriftbetrachten für künftige Seelsorger und denkende Christen. Von Gregor Köhler, ehemaligem Benediktiner zu Mainz. Mit Genehmigung des Hrn. Bischofs von Mainz. Frankfurt am Main in der Andreä'schen Buchhandlung. 104 S. 8.

Diese Schrift gibt ein lehrreiches Beyspiel, wie das erbauende Schriftbetrachten nur nach einem gründlichen Eindringen in die Worte der Bibel Statt finden kann, und wie sehr unrecht diejenigen haben, die da meinen, es komme gar nicht auf den Wortverstand an, sondern

blos auf eine geheime Deutung. Solche Deutungen, wenn sie nicht auf dem sichern Grunde einer gelehrten Interpretation ruhen, sind eitel Träume, welche die Vernunft verwirren, und troß ihrer anscheinenden Erbaulichkeit das Herz leer und kalt lassen.

Taschenbücher.

Etrennes helvetiennes et patriotiques pour l'an de Grace, 1813. Nro. XXXI. Lausanne ch. Henri Vincent.

Dies kleine Jahrbuch der französischen Schweiz bleibt sich an Gehalt gleich, und auch dieser einunddreißigste Jahrgang enthält eine Aehrenlese, die an guten Körnern nicht leer ausging. Der Pfarrer, Jean Louis Muret von Moriee, (geb. 1715, gest. 1796), dessen Biographie das Bändchen eröffnet, ist außer seinem Kanton zunächst durch zwey vortreffliche, von der ökonomischen Gesellschaft in Bern gekrönte, Preisschriften über die Getreidepreise und über die Bevölkerung des Waadtlandes bekannt; seine Verdienste im engern Amtskreise, seine Tugenden und Lebens-Umstände sind hier lehrreich erzählt. Seine Bildung erhielt Muret durch das Studium der alten Klassiker; seine Erziehung war streng nach der Sitte damaliger Zeit. Als am 24. April 1723 in seiner Vaterstadt die Hinrichtung des bekannten Major Davel vor sich ging, und der Lehrer seiner Klasse alle Schüler versammelt und in Reihen gestellt hatte, theilte er Jedem einzeln eine tüchtige Ohrfeige zu, pour qu'ils gardassent la mémoire de cet événement. Der Regierung von Bern stellte Muret das Bedürfniß einer Reform ihrer Kriminal-Justiz nachdrücklich vor; er stund in gelehrtem Briefwechsel mit dem großen Haller, mit Bonnet, Engel, Court de Gebelin, le Brigand u. a. m. Aus Symphorien Champier's handschriftlicher Chronik Savoyens wird ein Fragment über die Eroberung des Waadtlandes durch den Grafen, Peter von Savoyen, um das J. 1260, mitgetheilt. In den fortgesetzten Briefen über die Waadtländischen Berggegenden, die diesmal bey dem Kreise Ormont verweilen, aus dem die zwey gelehrten Brüder Allamand gebürtig waren, hat sich der Verfasser für die Beschreibung eines furchtbarn Gewitters des nicht sehr glücklich gewählten Bildes bedient: une obscurité profonde et vraiment Kantienne s'empare de l'horison! Unter den kleinen Gedichten will man die am Agricultur-Feste des 3. Aug. 1812 zu Dorigny gesungnen Stanzen auszeichnen, und davon eine mittheilen:

Au sein de la vieille Helvetie
Tout Suisse nait agriculteur;
Et s'il cultive sa patrie,
C'est qu'il en est le défenseur:
Aussi par un accord qui dure,
On voit flotter de tout côté,
Les drapeaux de la liberté,
Avec ceux de l'agriculture.
Bergers et laboureurs, Pan, Bacchus et Cérès
Défendront à l'envi nos monts et nos guérets.

Die vor Jahrhunderten bekannten, seither vergessenen und vernachläßigten, jetzt wieder hergestellten, Schwefel-Bäder von Lalliaz, nahe bey Vivis, werden beschrieben. Die Sprachforscher finden auch in diesem Jahrgange schätzbare Beyträge zur Kenntniß der Volks-Mundarten (Patois) in den Kantonen Waadt und Freyburg. Der Herausgeber der Etrennes, Hr. Pfarrer Bridel, wird für den Zürcher helvetischen Almanach von 1814 die topographisch-statistische Beschreibung des Kantons Waadt bearbeiten.

Il Maestro di Casa, Almanacco sacro-civile-morale del' Canton Ticino per l'anno 1813. In Lugano per Francesco Veladino e Comp.

Der Almanach der italienischen Schweiz bildet ein seltsames und finsteres Seitenstück zu seinen Brüdern der deutschen und französischen Schweiz. Sein Herausgeber ist ebenfalls ein Geistlicher, der dazu noch ein Buch über die berühmten Tessiner (Nomini illustri del Cantone Tessino) schrieb! Zwey Hauptstücke bilden sein diesjähriges Zeitbuch, beyde in Gespräch-Form. Das erste besteht in einer Diatribe gegen die Freymaurer, tanquam de haeresi vehementer suspectos, welches schon daraus klar ist, weil sie ohne Unterschied aufnehmen: „l'ebreo, il turco, il luterano, il calvinista, l'eretico, lo scismatico, il deista, e ben anco l'ateo stesso." Das andere Hauptstück ist ein Geplauder (Gicalata) über Hexen, Zauberer und den Exorcismus. Ihre Sache wird mit vielem Eifer gegen die Zweifel eines Aufklärers in Schutz genommen. „Se i tanti Padri, se i Teologi, se i Giureconsulti, se i piu rinomati scrittori sacri e profani hanno trattato ex professo questa materia, hanno forse tutti errato dello stesso falso supposto?" Eine topographische Beschreibung des Bezirks Lauis, und ein Prospect der Stadt dieses Namens, sind dem Almanach vorgesetzt.

Vermischte Schriften.

Remarques philologiques sur les Voyages en Chine de M. de Guignes, Résident de France à la Chine etc., par Sinologus Berolinensis. Berlin, bey Hitzig 1809. 168 S. 8.

Dies Büchelchen enthält treffliche Aufschlüsse über die chinesische Literatur, denen nur die zahlreich eingestreuten polemischen Stellen nachtheilig sind.

Verdienste der Professoren zu Helmstädt um die Gelehrsamkeit. Ein Fragment. Philologen, Philosophen, Mathematiker. Von Paul Jacob Bruns. Halle und Berlin, im Hallischen Waisenhause, 1810. 108 S. 8.

Ein schönes Denkmal einer Universität, die nicht blos 234 Jahre hindurch geblüht, sondern auf die Geistesbildung des deutschen Volkes einen bedeutenden Einfluß gehabt hat, gesetzt von einem ihrer würdigsten Mitglieder. Hr. Bruns benutzte Alles, was sich in Bibliotheken und Archiven vorfand, konnte aber, bey den Unruhen seiner Versetzung nach Halle, auf die Ausarbeitung nicht den gehörigen Fleiß verwenden. Daher blieb seine Schrift im Fragment, und die Darstellung der Verdienste Helmstädtischer Professoren um Geschichte, Theologie, Rechtswissenschaft und Medicin mußte auf eine ruhigere Zeit ausgesetzt bleiben. Wir wünschen, daß diese bald erscheinen, und sich dann dies Fragment in einem zweyten Bande zu einem schönen Ganzen gestalten möge. Die namhaftesten Männer, von denen

das Fragment handelt, sind: Valentin Schindler, Martin Trost, Johann Saubert, Hermann von der Hardt, Johann Gottfried Lackemacher, berühmte Theologen und Orientalisten; Johann Caselius, Christoph Schwader, Erhard Reusch, Christian Breithaupt, Friedr. Aug. Hackmann, Joh. Christ. Weresdorf, Philologen; Cornelius Martini, Conrad Hornejus, Johann von Felde, Herrmann Conring, Joh. Nic. Probeie; Philosophen. Die Karakterschilderungen dieser Männer sind in ihrer Einfachheit äußerst anziehend.

Der Unsichtbare, oder Menschenschicksale und Vorsehung. Ein historisch=moralisches Lesebuch zur Belehrung und zum Troste für Zweifler und Leidende. Ohne Jahrzahl. Leipzig, bey Baumgärtner. XXII und 359 S. 8.

Von Schriften der Gattung, wie Addisons Zuschauer, haben wir so sehr wenige, und es gereicht uns daher zum wahren Vergnügen, eine in diesen Zweig der Darstellung einschlagende, den Lesern, besonders der ungebildeten Volksklasse, empfehlen zu können. Die allgemeinen Begriffe Schicksal, Vorsehung, Erziehung derselben, Freyheit u. s. w., sind populär erläutert; die Betrachtungen über diese Gegenstände sind, wo nicht immer tiefgegriffen und ideenreich, doch fasslich und erbaulich, und die eingesandten Erzählungen, Apologen rc., sind sehr geeignet, die Leser anzuziehen und zu fesseln.

Dr. Martin Luthers Briefe an Albrecht, Herzog von Preußen. Von den Originalen im geheimen Archiv zu Königsberg, mit erklärenden Anmerkungen herausgegeben von Karl Faber, Königl. geheim. Archivar. Nebst einer Vorlesung über den Geist und Stil Dr. Martin Luthers, von Ludwig Ernst Borowski. Königsberg, bey Nicolovius 1811. 130 S.

Sechszehn Briefe an den Herzog Albrecht sind in dieser Sammlung mitgetheilt, und etliche Briefe des Herzogs an ihn, alle von sehr magerm, unbedeutenden Inhalte. Wenn nicht Luthers Name als Aushängeschild dabey wäre, so würden sie schwerlich einen Käufer finden; jetzo wol einen Käufer, aber gewiß keinen Liebhaber. Wie würde der edelkräftige Luther zürnen, wenn er aufstünde, und diesen Mißbrauch seines Namens mitansähe! Die angehängte Vorlesung ist auch nicht viel besser als seicht und leer zu nennen.

Geognostische Uebersicht der Schweiz; nebst einem systematischen Verzeichnisse aller in diesem Lande vorkommenden Mineralkörper und deren Fund-Oerter. Von Christoph Bernoulli, Vorsteher einer Lehranstalt in Basel. Basel, bey Schweighäuser, Halle u. Leipzig bey Hemmerde und Schwetschke. XII u. 228 S. mit 1 Kupfertafel. — Auch unter dem Titel: Taschenbuch für die Schweizerische Mineralogie u. s. w.

Durch dieses Taschenbuch ist der Verf. einem dringenden Bedürfnisse entgegen gekommen; denn schon mancher Reisende hat sich einen solchen Wegweiser gewünscht. Es zerfällt in zwey Theile, deren einer die geognostische Uebersicht der Schweiz umfaßt, der andere dagegen eine systematische Uebersicht der dort befindlichen Mineral-Körper und ihrer Fundorte liefert.

Bremisches Kochbuch, herausgegeben von Betty Gleim, 1811. 2 mäßige Bände in 8.

Betty Gleim, schon rühmlichst bekannt als Erzieherinn in einer Bremischen Töchterschule, und als Verfasserinn mehrerer Schriften über Erziehung und Sprache, macht sich in diesem Werke den Hausmüttern und Köchen nicht wenig nützlich. Referent, der intime Freund eines der angesehensten Köche Deutschlands, kann dies Buch auf dessen Empfehlung weiter empfehlen, und bemerkt außerdem, was sein Freund nicht zu beurtheilen wusste, daß es in einer edeln und anziehenden Sprache, die Vorrede sogar im wissenschaftlichen Stile, abgefasst ist.

Das Damenspiel, auf feste Regeln gebracht, durch Musterspiele erläutert, und mit vier noch unbekannten Spielarten bereichert, von Johann Friedrich Koch, Domprediger in Magdeburg. Magdeburg, bey Heinrichshofen, 260 S. in kl. 4. und 6 Kupfertafeln.

Anfänglich war dies Werk ein bloßer Anhang zu einem ähnlichen Werke des nämlichen Verfassers über das Schachspiel. Als dieses von Neuem aufgelegt werden sollte, brachte ihm der Zufall ein Werk von J. G. Lallement in die Hände: les quatre jeux de Dames, polonais, égyptien, échecs et à trois personnes etc. Durch Benutzung desselben erhielt jener Anhang eine ganz veränderte Gestalt, die den Verf. wohl berechtigte, ihn nun für sich in der Welt erscheinen zu lassen. Die Schrift zerfällt in 6 Kapitel. Das erste handelt vom deutschen Damenspiele, das zweyte vom polnischen, das dritte vom englischen Damenspiel: Das Schachdamenspiel macht den Inhalt des vierten Kapitels aus; in den beyden folgenden wird das Dreydamenspiel und das Zahldamenspiel abgehandelt. — Da das Damenspiel in seiner Vollkommenheit den Geist vielleicht nicht minder beschäftigt als das Schachspiel, so hat der Verf. uns mit diesem Werke ein in vielfacher Hinsicht nützliches und angenehmes Geschenk gemacht.

Ueber Belohnungen und Strafen in pädagogischer Hinsicht überhaupt, und körperliche Züchtigung insbesondere. Zunächst für öffentliche Knaben-Lehrer, aber auch allen Eltern und Erziehern zur Beherzigung geschrieben. Von Chr. L. Fecht, 1810. Heidelberg bey Mohr und Zimmer, IV und 104 S. 8.

Wenn gleich der Stil in dieser Schrift etwas wunderlich, gesucht und geschroben ist, so lassen wir doch gern dem edlen Eifer des Verfassers, der ein erfahrner Schulmann ist, und nicht nach Ideen a priori spricht, volle Gerechtigkeit widerfahren. Wir geben dem Verf. Recht, daß Belohnungen wirksamer sind als Strafen. Die Belohnungen werden eingetheilt in moralische und sinnliche. Gegen die körperlichen Strafen wüthet der Verfasser, aber mit der Leidenschaftlichkeit eines hellen Kopfes, die gewiß manches gefühlvolle Herz für sich gewinnen wird.

№ 16.

Uebersicht der neuesten Literatur.

1 8 1 3.

Philosophie.

Prüfung der Schellingischen Lehren von Gott, Weltschöpfung, Freyheit, moralischem Guten und Bösen. Von Dr. Friedrich Gottlieb Süskind, Königlich Württemb. Oberkonsistorialrath und Oberhofprediger. Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1812. S. 164.

Diese Schrift zeugt von dem nicht gemeinen Fleisse, welchen der Hr. Verf. auf ihre Ausarbeitung verwendet hat, und von dem Interesse, welches er an der philosophischen Bearbeitung der auf dem Titel angezeigten Gegenstände nimmt. Wenn Beydes zureichte, um der Sache gewachsen zu seyn, so würde die Bemühung des Verfs. ohne Zweifel mit einem glücklichen Erfolge gekrönt worden seyn. Mit den philosophischen Lehren Schellings überhaupt, besonders mit denen über Gott und die Schöpfung hat es aber die Bewandniß, daß sie noch Fragmente sind, und nicht zur Einheit eines Ganzen verbunden; weder Er noch einer seiner Anhänger hat ein System darüber bis jetzt geliefert, so, daß man sagen könnte, hier oder dort ist es zu finden, und zu lesen. Die versprochenen „Weltalter" werden hoffentlich diesem Bedürfnisse abhelfen. Wer daher die bisher bekannt gewordenen Bruchstücke verstehen oder prüfen will, muß, um mit Schelling zu sprechen, den Mittelpunkt aufsuchen, um von da aus die einzelnen, unter sich noch nicht verbundenen, Lehren nach ihrer Bedeutung und Beziehung zu verstehen; die vollkommene Erkenntniß des Mittelpunktes ist allein der Schlüssel zum Verständnisse der peripherischen Theile. Daß dazu ein tief denkender, im Philosophiren geübter und produktiver Geist, nicht einer, der nur das klar oder bestimmt Ausgesprochene versteht, erfordert werde, leuchtet ohne Erinnerung ein. Eben so wenig reicht dazu hin ein blos logisches Talent, welches Begriffe mit Begriffen vergleichen und ihr Verhältniß zu einander bestimmen kann; sondern es gehört dazu ein an Erfahrungen und intuitiven Erkenntnissen reicher Geist, welcher die Wirklichkeit, die Natur und Menschenwelt nach ihren eigenen Beschaffenheiten kennt, um zu wissen, welche Räthsel die Wissenschaft zu lösen hat, und wie sie in der Schöpfung wirklich gelöst sind. Mit Abstraktionen und allgemeinen Begriffs-Verbindungen allein ist hier schlechterdings nicht auszukommen.

Wir trauen dem Hrn. Verf. manche zum Verstehen und Prüfen einer philosophischen Lehre nöthige Eigenschaften zu; wir setzen kein Mißtrauen in seinen guten Willen, in seine Unparteilichkeit und Wahrheitliebe; bedauern aber um so mehr, daß diese lobenswerthen Beschaffenheiten nicht zureichen, um der von ihm unternommenen sehr interessanten, aber eben so schwierigen Arbeit gewachsen zu seyn; denn um eine Lehre zu beurtheilen, muß man sie ganz verstehen; der Hr. Verf. gibt aber bey sehr vielen Gelegenheiten unverholen zu erkennen, daß er nicht wisse, in welchem Sinne er die Behauptungen Schellings nehmen solle; daher schiebt er bald diesen, bald jenen unter, denkt sich die Sache bald so, bald anders, ficht dann gegen den von ihm immer auf Gerathewohl angenommenen Sinn, und kreuziget so sein Phantom auf das Grausamste. Statt den fraglichen Gegenstand genau zu bestimmen, hält er Worte gegen einander, ohne in ihre Bedeutung eingedrungen zu seyn; statt von dem Mittelpunkte der Ansichten Schellings auszugehen, und von diesem aus die einzelnen Aeußerungen zu deuten, fängt er von einzelnen Aeußerungen und Stellen an, um von da aus zum Mittelpunkte zu gelangen. Daher schickt er von S. 3—9 in abgerissenen Sätzen einzelne Lehren Schellings über die in Frage stehenden Gegenstände voraus, die schon in dieser Form fast allen Sinn verlieren. So die Aeste von Stamm und Wurzel getrennt, wundert er sich, daß Blüthen und Blätter verdorrt sind.

Wollten wir alle Fehlgriffe des Verfs. nachweisen und berichtigen, so müßten wir vom Anfange bis zum Ende seine Arbeit durchgehen, und es würde sich finden, wie sehr er seinen Zweck verfehlt hat; da aber Schelling selbst im 1ten Hefte seiner allgemeinen Zeitschrift eine Prüfung dieses Werkes versprochen hat, so wollen wir nur, um unser Urtheil zu rechtfertigen, auf einige Stellen aufmerksam machen, und zwar auf diejenigen, auf welche sich alle andere Einwürfe des Verfs. gründen.

In der Schelling'schen Philosophie kann man keinen Schritt mit Sicherheit thun, ohne die Idee des Wesens Gottes und dessen Verhältniß zur Welt bestimmt aufgefaßt zu haben. Von § II. S. 9, bis § XIII. S. 55, plagt sich der Verf. mit der Schelling'schen Bestimmung des Wesens Gottes, ohne bis dahin auch nur zu ahnen, in welcher Beziehung Schelling dasselbe genommen hat. Wenn Schelling im Gefolge andrer Ideen sagt: „Gott müsse den Grund seiner Existenz in sich selbst haben; dieser Grund sey nicht Gott selbst,

absolut betrachtet, d. h. sofern er existirt, sondern er sey nur der Grund seiner Existenz, u. s. f. so weiß der Verf. nicht einmal, wie er den Begriff „Existenz Gottes" hier verstehen müsse; Schelling spricht von der auf die Schöpfung und actuelle Offenbarung gegründeten, oder dadurch verherrlichten Existenz Gottes, und der Verf. denkt sich darunter die absolute, von der Weltschöpfung unabhängige Existenz Gottes. Schelling kann mit Recht sagen: ipse se ipso prior sit, necesse est, was Süßkind für den größten Widerspruch hält; daher ist seine Polemik gegen die Grund-Idee Gottes von S. 9 — 92 gegen sein eignes imaginirtes Gespenst gerichtet, und durch und durch grundlos. Daß er aber Schelling wirklich so ganz mißverstanden habe, gibt er S. 58 u. 59 selbst zu erkennen, wo er anfangt zu muthmaßen, Schelling möge wol nur von Gott in Beziehung auf die Welt sprechen, um durch dessen Bestimmung in dieser Rücksicht die Räthsel der Schöpfung zu lösen.

Einen andern unwidersprechlichen Beweis von dem Mißverstehen des Ganzen dieser Lehre gibt er §. XIII., wo er von Schelling neue Beweise und Gründe für das Daseyn Gottes erwartet, und keine finden kann, er meint also, nach dieser Philosophie existire Gott blos hypothetisch, seine wirkliche Existenz sey durch sie nicht erwiesen; ja er wundert sich, wie sie dazu komme, einen Gott anzunehmen. Gesetzt, Schelling bestimme das Wesen Gottes auch ganz falsch, so kann doch gewiß von einem Beweise des Daseyns Gottes nicht die Rede seyn bey einer Lehre, welcher das Seyn Gottes das Allergewisseste ist, worauf sich alles andre Seyn erst gründet. Hätte der Verf. auch nur eine leise Ahnung gehabt von der wahren Bedeutung dieser Gotteslehre, so müsste ihn vollends darauf geführt haben, was er S. 28. §. VII. aus Schelling anführt, und womit sich gar kein Sinn verbinden läßt, wenn man es nicht bezieht auf die durch die Schöpfung der Welt vermittelte Existenz Gottes.

§. XV. S. 169. und folgende, ergibt sich recht auffallend, wie ein solches Mißverständniß zur Karrikatur führen kann, denn der Verf. glaubt sogar, Schelling meine buchstäblich, die Götter und Heroen der alten Mythologie, wie auch böse Geister einer spätern Periode, hätten auf Erden nicht nur geherrscht, sondern auch der Eine wahre Gott sey Ein und dasselbe Wesen mit ihnen, ja, S. 73, bringt er heraus, Gott evolvire sich aus dem Satan, wodurch sein Gemüth mit Schrecken und Grauen erfüllt werde. Dabey stellt er die deutlichsten Erklärungen Schellings in der Abhandlung über die Freyheit ꝛc. z. B. S. 453 und 488, daß weder der Grund, noch eine Kreatur böse sey, in Schatten, um nur seine Absicht zu erreichen, Schrecken und Horror zu erregen. — Auf eben diese Weise werden nun auch die Schelling'schen Lehren von der menschlichen Freyheit und dem moralischen Guten und Bösen gedeutet. — Der Hr. Verf. wird dieses aufrichtige, mit den nöthigen Gründen unterstützte, und blos aus der Rücksicht auf die Sache entstandene Urtheil des Rec. um so weniger übel aufnehmen, als der in seiner Schrift durchaus herrschende Ton bey ihm eine hohe Achtung für eine offene und unumwunden ausgesprochene Ueberzeugung voraussetzen läßt. N. A.

Physik.

Pfaff, Professor zu Kiel. Ueber den heißen Sommer von 1811, nebst einigen Bemerkungen über frühere heiße Sommer. Kiel, Hesse. 1812. 110 S. 8.

Der Hr. Verfasser hatte bey dieser Schrift, wie bey einer frühern: Ueber die strengen Winter der letzten zwanzig Jahre, die Absicht, aus den frühern Beobachtungen allgemeine Resultate zu ziehen, oder wenigstens den Weg dazu zu bahnen. Wenn nun gleich dieses schwere Unternehmen wegen der Einwirkung mehrerer zufälliger, wenigstens von uns nicht erkennbarer, Umstände bisher nicht gelang, noch je gelingen wird, so verdienen dennoch des Hrn. Verfassers Zusammenstellung der gemachten Beobachtungen und die darüber gemachten Bemerkungen alles Nachdenken. Ueber die Tendenz eines Sommers zur Hitze und Trockenheit: sie kündige sich meistens in der Mitte des May an, der Juny sey kühler, der July der heißeste Monat. Auf heiße Sommer folgen gewöhnlich kalte Winter; in beyden stimmen die Umstände oft auf eine auffallende Art überein. — Merkwürdig ist die Seltenheit der Nordlichter seit mehrern Jahren, womit die vielen trocknen Sommer und strengen Winter in Verbindung zu stehen scheinen. Der Hr. Verfasser bemerkt übrigens, daß bestimmte Perioden sich bis jetzt nicht geben lassen. Auch die neunzehnjährige des Toaldo treffe nicht ein. Dieses ist keineswegs befremdlich; der Ausnahmen sind gar zu viele, die zum Theil außer dem Erdkörper liegen, z. B. in der Annäherung eines Kometen, in der Anhäufung der Sonnenflecken, die sich nicht berechnen läßt. Mögen aber alle Prophezeihungen von Witterung, nach Musäus Ausdruck, auch nur eintreffen, wie das Aderlaß-Täfelein in den ehemaligen Kalendern, und nicht wie das Rechen-Täfelein, so sind solche Untersuchungen darum nicht überflüssig. Führen sie gleich nicht zum gewünschten Resultat, so können sie leicht ein anderes, noch weit wichtigeres, herbeyführen.

Neue Ansicht über den merkwürdigen Naturbau der Kometen, und besonders desjenigen von 1811, wie auch über die Beschaffenheit ihrer Bahnen, von Gelpke, Professor zu Braunschweig. Leipzig. Fleischer, 1812. 113 S. 8.

Wenn gleich diese Schrift keine neue Ansichten enthält, wie der Titel verspricht, so enthält sie doch sehr viel Brauchbares und Interessantes für diejenigen, welche keine Gelegenheit haben, sich mit den Untersuchungen der Astronomen über diese merkwürdigen Weltkörper bekannt zu machen. Gleich im Eingange läugnet der Verfasser allen Einfluß des ersten Kometen von 1811 auf unsre Erde, weil er immer noch weiter, als Mars, von derselben entfernt blieb; allein er verwechselte offenbar den physischen Einfluß mit dem chemischen. Wenn gleich jener in Ansehung der Anziehungskraft und Wirkung auf die Bahn der Erde nicht Statt fand, so gilt der Schluß nicht auf die chemische Wirkung durch Elektricität, deren Wirkung sich viel weiter erstrecken kann. Wenn man den unermeßlichen Strom von Licht betrachtet, der von einem Kometen ausgeht, so kann man sich des Gedankens an eine Analogie mit den elektrischen Phänomenen nicht erwehren, die von dem Kometen auf

eine ungeheuere Entfernung ausgehen; und sehr wahrscheinlich war der heiße und fruchtbare Sommer im Jahr 1811 eine Wirkung davon. — Die Materien, die der Verfasser ausführt, sind folgende: Ueber den Kern, der wenigstens bey manchen Kometen keine feste Masse ist; über die Beschaffenheit und Bildung seines Dunstkreises und Schweifs, der offenbar mit eigenem Licht leuchtet; über die außerordentliche Geschwindigkeit, womit sich der Schweif verkürzt oder verlängert, und die bey dem letzten Kometen gegen eine Million Meilen in zwey Sekunden vermöge der Beobachtungen betrug; über die Bestimmung der Base durch acht Elemente; über die sehr ablange elliptische Bahn, die bey einigen eine Umlaufszeit von mehrern tausend Jahren bewirken; über die Möglichkeit, daß einige Kometen eine parabolische Bahn haben, mithin niemals wieder kommen, sondern sich in andere Weltsysteme begeben; (eine parabolische Bahn läßt sich so wenig annehmen, als eine vollkommen kreisförmige; bey dieser müßte ein Weltkörper immer eine gleich große Geschwindigkeit haben, und bey jener müßte die anfängliche Geschwindigkeit eine genau bestimmte seyn, welches bey der Störung, die überall Statt findet, nicht zu denken ist; eher möchte sich der Lauf in einer Hyperbel annehmen lassen, wo der Komet ebenfalls nimmer zurückkehren würde); über die Höhe, zu welcher die Astronomie durch die Bemühung eines Bessels und Gauß gestiegen ist, indem man nun bey einem kleinen Zeitraum seiner Erscheinung seine Bahn schon ziemlich genau bestimmen kann.

Vermischte Schriften.

Deutsches Volksthum, von Friedrich Ludwig Jahn. Lübeck, bey Niemann u. Comp. 1811. XXIV u. 459 S. 8.

Der Verfasser hatte zwey Bücher geschrieben: Denkbuch für Deutsche und Volksthum, die im Kriege verloren gingen. Von der letzten dieser beyden Schriften ist gegenwärtige „nur ein Versuch, eine Art Ueberschrift aus dem Gedächtnisse wieder herzustellen, die, wenn sie auch auf die ehemalige vollständige Ausarbeitung hinweist, doch nur ein Fachwerk bleibt, und nicht vom Werke selbst, nur von seinem Gerüste. Der Geist entfliegt bey'm Sterben zuerst; am längsten überdauert den Tod das Gerippe." Unter Volksthum versteht der Verf. „das Gemeinsame des Volks, sein inwohnendes Wesen, sein Leben und Regen." Wie Biederkeit, Gradheit, Vollkraft, der Grundkarakter unserer Nation sey, wird schön durchgeführt, und wie ehemals Deutsch und Volkthümlich, in ihren Bedeutungen gleich, für das Höchste und Ehrenvollste gegolten haben! Das Werk zerfällt in 10 Abschnitte. I. Einleitung in die allgemeine Volksthumskunde. II. Gleichmäßige innere Staatsverwaltung. III. Einheit des Staats und Volkes. IV. Kirche. V. Volkserziehung. VI. Volksverfassung. VII. Volksgefühl. VIII. Volksthümliches Bücherwesen. IX. Häusliches Leben. X. Vaterländische Wanderungen. Wir begnügen uns die Abschnitte bemerklich gemacht zu haben. Wollten wir Alles darin enthaltende Schöne und Treffende ausheben, so müßten wir viele Bogen füllen.

Ueber die jetzt eingeleitete Verbesserung des Elementar-Schulwesens in der preußischen Monarchie, von K. H. Neumann, Pfarrer zu Lassow. Potsdam, bey Horvath 1811. VIII und 61 S.

Schon durch den glühenden Eifer eines für Menschenwohl und Menschenveredelung begeisterten Gemüthes muß sich diese Schrift des rühmlich bekannten Verfassers empfehlen. In der Einleitung schildert er erst den traurigen Zustand unsrer ehemaligen Volksschulen, und geht darauf zu den gegenwärtigen Anstalten über, besonders in den preußischen Staaten. Zu den innern Mitteln einer wesentlichen Verbesserung des Schulwesens rechnet er: 1. Die stufenweise Einführung einer bessern Lehr- und Disciplinar-Methode. — 2. Anregung der Geistlichen zu einem höhern und thätigern Interesse für das Schulwesen. — 3. Nachhülfe der Schulmeister. — Zu den äußern Mitteln gehört: 1. Verbesserung der Besoldung der Schulmeister. — 2. Kräftige Unterstützung von Oben. — 3. Verbesserung der Schulgebäude. — Zum Schlusse werden die Fragen: Ist die allgemeine Schulverbesserung Bedürfniß? Ist es möglich, die Sache ganz und überall auszuführen? Und ist die jetzige Zeit zur Ausführung des großen Plans passend? auf eine in allen Stücken befriedigende Weise beantwortet.

Annales du Musée et de l'Ecole moderne des beaux arts. Seconde Collection. Auch unter dem Titel: Galérie Giustiniani ou Catalogue figuré des Tableaux de cette célebre Galérie, transportée d'Italie en France, accompagné d'observations critiques et historiques, et de soixante-douze Planches gravées au trait contenant environ cent cinquante sujets; redigé par C. P. Landon. Paris, beym Verf. 160 S. 8. 1812.

Der Verfasser ist gesonnen, die berühmten Gemählde, welche Paris sowol auf der Kaiserl. Galerie, als in Privatsammlungen besitzt, nach und nach in Umrissen herauszugeben. Die Justinianische Galerie ist gegenwärtig in Paris, und wird dem Vernehmen nach in den Besitz eines reichen Fremden kommen, wahrscheinlich also aus Paris weggebracht werden. Da sie viele seltene, anderswo nicht anzutreffende, Gemählde von den größten Meistern besitzt, und noch nie in Kupfer gestochen ist, so gehört das Unternehmen des Hrn. Landon zu den besten dieser Art, wofür ihm jeder lebende Künstler seinen Dank darbringen wird.

Historisch-topographisch-statistische Beschreibung des Fürstenthums Lorsch; oder Kirchengeschichte des Oberrheingaues, Geschichte und Statistik des Klosters und Fürstenthumes Lorsch, nebst einer historischen Topographie der Aemter Heppenheim, Bensheim, Lorsch, Gernsheim u. a. m. Mit einem Urkundenbuche, Kupferstichen und Stein-Abdrücken. Verfasst und herausgegeben von Kon-

rad Dahl, Stadtpfarrer zu Gernsheim, rc. Darmstadt, gedruckt mit Stahl'schen Schriften. 1812. 4.

Der Codex Traditionum Laureshamensium, den die Akademie der Wissenschaften zu Mannheim Ao. 1768 in drey Quartbänden herausgab, und der sich vorzüglich über die Geschichte, den Umfang und die Verfassung des berühmten Klosters und Fürstenthums Lorsch verbreitet, ist, als ein kostbares Buch, in zu weniger Leser Händen; auch anderswoher ist die Geschichte jenes Klosters, dessen weitläufiger Besitzstand, die Macht und das Ansehen, worin diese Fürstliche Abtey durch beynahe fünf Jahrhunderte sich befand, wenig bekannt: darum unternahm der würdige Verf. dieser reichhaltigen Schrift eine Geschichte und Topographie des Klosters und Fürstenthums Lorsch zu bearbeiten. Sein Aufenthalt in den Großherzoglich Hessischen Staaten war ihm besonders günstig, um zu diesem Zweck aus den Quellen zu schöpfen. Mit Hülfe vieler bis dahin noch unentdeckter Urkunden, und durch die thätige Mitwirkung einiger Freunde brachte er die Materialien zu dem vorliegenden Gebäude zusammen, und besonders ermunterte ihn Se. Königl. Hoheit der Großherzog von Frankfurt es auszuführen. Das Werk zerfällt in drey Theile, deren erster die Kirchen-Geschichte des Oberrheingaues, der zweyte die Geschichte der Abtey und nachherigen Probstey Lorsch, der dritte die Topographie und Statistik des Fürstenthumes Lorsch enthält. Das dem Werke beygefügte Urkundenbuch liefert, außer vielen ungedruckten Urkunden, noch Bemerkungen und Notizen, die dem deutschen Geschichtsforscher von großem Interesse seyn müssen. — Die beygefügten Kupferstiche verdankt der Verf. dem Freyherrn Lambert von Babo; die Steinstiche sind von einem ungenannten geschickten Mannheimer Künstler.

Jurende's Mährischer Wanderer; ein ganz neu entworfener National-Kalender auf das gemeine Jahr der christlichen Zeitrechnung 1813. Als ein Versuch zur Verbesserung des Kalenderwesens; denn:

I. Ist dieser Jahrgang — zum Erstenmale — durchaus nach einem ganz neuen, umfassenden Plane entworfen;
II. trägt er die astronomischen und chronologischen Kalendergegenstände in einem hohen Grade der Vollständigkeit vor;
III. umfasst er für das laufende Jahr 1813 sieben verschiedene Kalender: nämlich den Katholischen, Protestantischen, Griechischen, Jüdischen, Türkischen, Römischen, auch einen Natur-Kalender, und
IV. enthält er über dieses vorläufig einen äusserst kompendiösen, doch vollständigen Kalender auf das Jahr 1814.
V. Ist er für alle Provinzen des Kaiserstaates Oesterreich berechnet, und auf mehr als zwey Hundert Städte der österreichischen Monarchie gestellt. —
VI. Wurde er mit einer reichen Sammlung nützlicher, lehrreicher, und unterhaltender Lesungen ausgestattet.

Zweyter Jahrgang.

„Stillestehen, und Zurückbleiben ist Einerley."
Müller.

„Nicht wurzeln, wo wir stehen, sondern — Weiterschreiten!"
Gutsmuths.

Brün und Ollmütz, bey J. G. Gastel, gr. 4.

Herr Jurende, der Gründer des Wanderers im J. 1809, hat sich nach 4 Jahren seines Lieblinges wieder angenommen. So vieles Lob und Beyfall dieses Institut bey seinem Beginnen erhielt, so viel verdient es in seinem Fortschreiten, da der unermüdete Hr. Verf. seinen schönen Plan, den Kalender als Volksbuch zur Verbreitung der Kultur zu benutzen, auf's Zweckmäßigste verfolgt. In das Detail der gelieferten Aufsätze einzugehen, erlaubt uns der Raum nicht, es wird aber genügen, wenn wir versichern, daß sie eben so gut gewählt, als ausgeführt sind.

Geschichte.

Chronologisches Handbuch der Welt- und Völker-Geschichte von Anton Aemilian Wedekind. gr. 4. Lüneburg 1812, bey Herold und Wahlstab, (gedruckt bey Fr. Vieweg in Braunschweig.

Die Absicht des verehrungswürdigen Verfassers bey diesem wichtigen Werke war, in einem mäßigen Bande Alles zu vereinigen, was die verschiedenen Methoden Gutes haben. Die Grundlage gab die chronologische Ordnung; durch die Sonderung der Erdtheile wurde die Uebersicht geographisch unterschieden, hiedurch ist das Orientiren leichter, und die Begebenheiten sind synchronistisch vor dem Auge. Das Aufblühen, der Flor und das Sinken der merkwürdigsten Völker ist in den Ueberschriften bezeichnet, und zur Erleichterung des Ueberblicks statt der beschwerlichen Bogen-Tabellen, das bequemere Quart-Format gewählt, das durch Hauptpartien die Anschauung erleichtert.

Daher ist mit dem Anfange unsrer Zeitrechnung Europa in 5 Kolumnen getheilt. Die 1ste enthält die großen Weltbegebenheiten; die 2te die Epoche der Dynastieen, und überhaupt, was auf Landesregierung Bezug hat; die 3te Reminiscenzen der politischen Geschichte, und die 4te und 5te sind der Verfassungs- und Kultur-Geschichte gewidmet.

In der neuesten Geschichte sind die Ereignisse, die auf das prädominirende Kaiserreich sich vornemlich beziehen, von denen des übrigen Europa getrennt. —

Ueberall sind die großen und folgereichen Begebenheiten durch größern Druck ausgezeichnet.

Durch diese kluge Einrichtung, die mit der größten Sorgfalt durch die kunstreiche Buchdruckerey Hrn. Vieweg's ausgeführt wurde, ist es dem Verf. gelungen, das, was wir Weltgeschichte nennen, für sich allein zu verfolgen, und durch Seitenblicke zu erweitern, ohne dabey anziehende Thatsachen zu entbehren, die auf einzelne Theile des menschlichen Geschlechts Einfluß gehabt haben.

Wir haben dieses Werk schon mehrere Monate vor uns, und können versichern, daß es uns den schönsten Genuß gewährt hat, und daß es nicht blos den Gelehrten, sondern jeden gebildeten Mann, der fühlt, welche Würde Wissenschaften und Künste dem Leben gewähren, zum lehrreichsten Handbuch dienen wird, dessen Durchblättern schon die mannigfaltigste Unterhaltung gewährt.

Uebersicht der neuesten Literatur.

1813.

Geschichte.

Ulrich v. Hutten gegen Desiderius Erasmus und Desiderius Erasmus gegen Ulrich v. Hutten. Zwey Streitschriften aus dem sechzehnten Jahrhundert. Aus dem Lateinischen übersetzt, mit den nöthigen historischen Notizen versehen und beurtheilt von D. Joh. Jac. Stolz, Bürger zu Zürich, (vormals Pastor Primarius zu St. Martini und Professor der Theologie am Gymnasium zu Bremen). Aarau, bey Sauerländer, 1813. 282 Seiten in 8.

„Nach beynahe dreyhundert Jahren ist es, (sagt Hr. Stolz), schon für den Psychologen immer noch der Mühe werth, zwey Streitschriften zu studieren, die zu der Zeit, als sie erschienen, außerordentliches Aufsehen erregten, und in dem grossen Publikum ihrer Verfasser eine Menge von Lesern fanden. Jede derselben ist in ihrer Art ein Meisterstück, und hat als Kunstwerk einen absoluten Werth; es bedarf auch nur einer hellen Darstellung der Umstände, unter denen sie geschrieben wurden, und einer, den Geist beyder Schriften einigermaßen treu und lebendig ausdrückenden, Uebersetzung derselben, um die ganze gebildete Lesewelt noch jetzt in das Interesse der Sache, die in diesen Schriften verhandelt ward, zu ziehen." Der Recensent kann dieses Urtheil nicht nur aus voller Ueberzeugung bekräftigen, sondern er fügt auch gern das Zeugniß bey, daß die Uebersetzung vortrefflich gerathen ist, sich vollkommen so gut, als das Original lesen lässt, und durchaus einen, den Verfassern der Urschrift verwandten, Geist verräth; dieser verkündigt sich nicht minder in der gehaltreichen Einleitung, die beyden Streitschriften vorausgesandt, theils den Leser auf den richtigen Standpunkt für ihre Beurtheilung hinstellt, theils diese Kritik selbst auf die befriedigendste Weise vornimmt: „auf daß man weder das Edle noch das Tadelhafte und Verwerfliche in dem Verhalten, es sey des Einen oder des Andern der beyden anerkannt vorzüglichen Männer, von denen die Rede ist, verkenne."

Wer Hutten und Erasmus kennen zu lernen wünscht, der lese die Expostulatio des Erstern und des Letztern Spongia, „die für zwey, (es sind eben die hier übersetzten), zum Sprechen ähnliche, Bildnisse ihrer Verfasser gelten können," und wer sich dabey einen hohen und reinen Genuß verschaffen will, der thue es an der Hand ihres einsichtsvollen deutschen Bearbeiters. Wie lehrreich für allerley Fälle der Gegenwart und des Umgangs Hr. Stolz seine Arbeit beynebens zumachen verstund, mag folgende Schluß-Stelle der Einleitung darthun.

„Möchte übrigens, wer Streitschriften zu schreiben sich berufen glaubt, erwägen, was wol die Nachwelt, wenn ein Exemplar seiner Schrift ihn so lange überlebte, nach drey Jahrhunderten davon urtheilen müsste. Bald kann der angreifende, bald der sich vertheidigende Theil, zumal heut zu Tage, unter seinen Zeitgenossen mit Beyhülfe einiger Wortführer in Unterhaltungsblättern und gelehrten Zeitungen über den Gegner einen unbilligen Vortheil erhalten; aber das unbefangene Publikum der unterrichteten Nachwelt lässt sich dadurch nicht mehr täuschen; sie sieht heller und urtheilt unbestochener. Recht und Unrecht, Schuld und Unschuld, das größere Recht und größere Unrecht liegen offen vor ihr, und sie erkennt Jedem zu, was er verdient. Auch lehren diese Streitschriften, wie nachtheilig jedem ausgezeichneten Manne die untergeordneten Menschen werden können, die sich an ihn anhängen, um, so Gott will, mit ihm auf die Nachwelt zu kommen. Leicht sammelt sich um vorzügliche Menschen eine Anzahl von Leuten, die sie beräuchern, und ihnen unaufhörlich ihre Huldigungen darbringen; diese machen sich ein Geschäft daraus, jenen allerley Nachrichten zuzutragen, sie gegen Andre einzunehmen, ihren kleinen Leidenschaften und Eitelkeiten zu schmeicheln, sie gegen ihre Gegner anzureizen, sie allmählig zu Häuptern einer Sekte oder Partey zu erheben, und sie dann immer mehr zu verzärteln und zu verderben. Hutten hatte solche Zwischenträger und Ohrenbläser; Erasmus hatte deren noch mehrere. Solche subalterne Menschen, die sich durch sich selbst nicht geltend zu machen wissen, die, wenn sie nicht einem berühmten Manne nachsprächen, und die Posaunen seines Ruhms würden, kein Mensch bemerken würde, und die unter dem Schutze seines Namens sich einbilden, arrogant gegen Personen seyn zu dürfen, denen sie kaum werth sind die Riemen ihrer Schuhe zu lösen, sind Männern dieser Art zu allen Zeiten schädlich, wenn die Schmeicheleyen dieser Leute ihnen nach und nach zum Bedürfnisse werden, und sie denselben endlich einen solchen Einfluß über sich gestatten, daß sie zuletzt, ohne daß sie es wissen, von ihnen ganz beherrscht werden; vorzüglich schaden sie ihnen aber dann, wenn diese ausgezeichneten Männer mit Andern, welche auch eine gewisse Partey bilden können, oder wirklich gebildet haben, oder auch mit solchen, die, auf eigenen Füßen stehend, gar keiner Partey bedürfen, in ein gespanntes Verhältniß kommen; dann verleiten Jene sie immer zu falschen Schritten, verschlim-

mern das üble Verhältniß von Tage zu Tage, erhitzen sie gegen diejenigen, mit denen sie besser thäten sich zu setzen, bringen ihnen von allen Seiten her Nachrichten, von denen immer die Hälfte unstatthaft ist, führen sie auf Ideen-Verbindungen, welche neuen Argwohn in ihrem Gemüth erregen, und schüren das Feuer der Zwietracht, statt es zu löschen, immer wieder von Neuem an. Daher entstehen oft lebenslängliche Feindschaften zwischen vorzüglichen Menschen, die sich wol noch einander verstehen und miteinander sich aussöhnen würden, wenn nicht andere gemeine Menschen sie in beständiger Entfernung von einander hielten, oder sie zu Feindseligkeiten aufwiegelten, welche eine Wieder-Aussöhnung beynahe unmöglich machten. Hier gilt also das Wort jener Weisen: Der Himmel schütze mich nur gegen meine Freunde, (Verehrer, Anbeter, Beyläufer, Parteygenossen)! mit meinen Feinden will ich schon fertig werden. — Doch die Lehren der Geschichte gehen stets für die Folgezeit verloren. Es wird also immer Huttens und Erasmusse geben, die sich miteinander veruneinigen, und einander auf Leben und Tod bekriegen; im Kriege werden sie immer einander und noch mehr der Nachwelt Blößen geben, weiter gehen, als sie sollten, und als es klug ist, zu gehen, in der Hitze sich vergessen und dem unbefangenen Beobachter Stoff zu gerechtem Tadel geben; auch werden sie sich durch ihre nächsten Umgebungen immer verziehen und verwöhnen lassen, und nachher für die Schwächen, zu denen sie sich verführen liessen, empfindlich büßen müssen. So geschehe denn der Wille des Schicksals, und es werde jede andre Lehre, die sich noch aus diesen Streitschriften ableiten liesse, unterdrückt! Keiner soll, wie es scheint, durch die Thorheiten seiner Vorgänger klüger, sondern es sollen immer neue Thorheiten begangen, und Jeder nur durch die Thorheiten, die er selbst begeht, und durch die empfindlichen Folgen derselben gewitzigt werden. Gleichwol wird Jeder, der es gut mit Andern meint, und ihnen die Weisheit so wohlfeil wie möglich möchte zukommen lassen, wenigstens seinen Kindern und Freunden zurufen: Kinder, Freunde, werdet durch fremde Fehler klüger und erspart euch die Thorheiten, welche Andern so theuer zu stehen gekommen sind." Den übersetzten Stücken hat Hr. Stolz in untergesetzten Anmerkungen historische Nachweisungen über die darin vorkommenden oder benannten Personen hinzugefügt, die überall kurz, zweckmäßig und belehrend sind.

Schöne Wissenschaften.

Ueber die vierte Einheit im Epos und Drama. Eine leere Nische. Von J. J. Bossard, Professor der Philosophie in St. Gallen. (St. Gallen 1813. 32 S. in 8.)

ist die Aufschrift zweyer Bogen, die, ohne Angabe eines Verlegers, auch nicht durch den Buchhandel verbreitet zu werden scheinen. Man will davon eine gedrängte Analyse liefern. Die leere Nische auszufüllen, war vermuthlich des Verfassers Absicht; er verdient gehört zu werden, wenn auch sein leerer Raum und die Idee, die ihn füllen soll, Beyde wol kaum anerkannt werden möchten.

Weil die Zeitfolge das Gebiet des Dichters, der Raum hingegen dasjenige des bildenden Künstlers ist, so folgt daraus, daß den Arbeiten des Letztern der Vortheil der anschaulichen Einheit und der damit verbundene lebhafterer und schnellerer Eindrücke zukommt. Der Mangel derselben ist bey dramatischen und epischen Dichtungen auffallend.

Dem Satze: die Bühne soll der Spiegel der Welt seyn, gab man von jeher eine zu weite Ausdehnung. — Weil der alltägliche Mensch so handelte, wie ihn der Eindruck des Augenblicks bestimmte, so musste auch der Theaterheld so handeln; weil im gemeinen Leben Inkonsequenz herrschte, so brachte man sie, um natürlich zu seyn, auch auf die Bühne. Man wollte Natur ins Drama bringen, und stieg dabey zum Gemeinen und Alltäglichen herab. So dichteten (?!) Corneille, Racine, Voltaire und die Schaar ihrer deutschen, englischen und italienischen Nachahmer. Und machte je zuweilen ein Dichter einen Unterschied zwischen dem Natürlichen und Gemeinen, der Bühne und der Welt: da schrieen die Kunstrichter ihr Incredulus odi, und reinigten die Bühne von dichterischer Begeisterung, statt von Unsinn und Indiscretion. So verschwand aus lauter Streben, natürlich zu werden, die so nöthige Einheit von der Bühne, und anstatt einer folgereichen Handlung, ward das Schauspiel eine Mischung gewaltsam zusammengedrängter Begebenheiten, deren Verbindung man nicht einsah. Die Fehler der neuen Dramen trug man auch ins Epos über. Selbst in den vorzüglichsten Heldengedichten finden wir Widersprüche, Unwahrscheinlichkeiten, Mangel an Einheit und Uebereinstimmung; es fehlt der bestimmte Punkt, in dem sich alle einzelne Theile vereinigen lassen, der Leitfaden, der uns zeigt, worauf wir sie beziehen sollen.

Diesen Leitfaden und die Einheit findet man in den Meisterwerken Lessings und Schillers. Dieser versteht die Kunst, dem, mit der Succession der Vorstellungen natürlich verbundenen, Mangel der anschaulichen Einheit durch diesen Leitfaden abzuhelfen, der uns den Weg zeigt, wie wir das Mannichfaltige zur Einheit verbinden sollen. Schon früher hatte Lessing sich eben diesen vor ihm unbetretenen Weg gebahnt, den unsre dramatischen Dichter nicht zu bemerken schienen. Seine Emilie, Nathan, und Minna, die noch immer den ersten Platz unter Deutschlands theatralischen Produkten einnehmen, haben eine solche Rundung, eine solche Einheit, daß wir die Bemerkungen der Kunstrichter, die zwar nach den strengen Regeln, aber nicht allemal mit viel Geschmack urtheilten, mit nicht andern Augen ansehen können, als sie der bescheidene Lessing selbst ansah: „Das Kind stirbt euch unter den Händen, wenn ihr es von seinem Schaden befreyen wollt." Und diese Rundung, diese Einheit haben sie blos daher erhalten, weil sie sämmtlich nach einer Idee gearbeitet sind.

Dies ist der Vortheil, dies das Mittel, wodurch Lessing und Schiller ihren Werken jene Einheit gaben, die wir in andern Dramen vergebens suchen; dadurch brachten sie mehr als logische Einheit in ihre Dichtungen. Die Idee ist der Punkt, aus dem jede Handlung, jede Rede fliest, durch den und in dem sie sich wieder vereinigen lassen. Diese Idee ist nicht das Höchste, sondern nur das höchst Darstellbare der Art, nicht ein Ideal, bey dessen Betrachtung uns Schwindel ergreift, und das Bewußtseyn der Unmöglichkeit, es zu erreichen, uns kalt macht, sondern ein Ideal, das nur in Rücksicht auf die besondern Umstände und Verhältnisse eines ist. Zwar übersteigt die Einbildungkraft, wie die reine praktische Vernunft, die Wirklichkeit bey der Bil-

dung ihrer Ideale; aber diese fordert Unendlichkeit, jene nicht; die Ideale der Vernunft sind nicht für den Verstand eines Jeden erreichbar; die der Einbildungskraft fasst auch der minder Gebildete. Das höchst Darstellbare wird der Einbildungskraft das Höchste; das Bild, nicht frey von den Mängeln, die dem Wirklichen ankleben, vertritt die Stelle der Vernunft-Idee.

In Minna von Barnhelm liegt die Idee der Großmuth zum Grunde; in Emilie Galotti ist es die Idee der Ehre, in welcher sich die verschiedenartigsten Handlungen und Charaktere vereinigen lassen. Am Vorzüglichsten aber zeigt sich der Vortheil, nach Ideen zu arbeiten, im Nathan der Weise. Die Seele dieses Stücks ist die Idee der Tugend, aber nicht einer idealischen, sondern nur einer, unter der jedesmaligen Einwirkung der Sinnlichkeit möglichen Tugend. Anders ist zwar die Tugend des alten Nathans, anders die des feurigen jungen Tempelherrn; in jenem, wie sie bey einem erfahrnen, überlegenden, leidenschaftlosen Greise zu seyn pflegt; bey diesem die Tugend des seiner Kraft sich bewussten nach Thaten durstenden Jünglings. Anders ist die Tugend der frömmelnden Christinn, anders die des liebenden, schwärmenden Judenmädchens. Wie bey diesem, so ist die Tugend des Saladin und des Patriarchen, des biedern Klosterbruders und aller Uebrigen verschieden, aber in Hinsicht auf den Grad ihres Wissens, ihrer Meinung und Umstände immer die höchst darstellbare Tugend. In Schillers Wallenstein waltet die Idee der Größe.

Wie in Gemählden, in denen eine Begebenheit auf mehrern aufeinander folgenden Tafeln, also in der Zeit, vorgestellt wird, vor der vollendeten Uebersicht aller, nur logische Einheit herrscht, so ist es auch in diesen Dramen. Leicht könnte der Leser durch den mit der Succession der Vorstellungen verbundenen Zweifel über die Nothwendigkeit oder Zufälligkeit einer Person oder Handlung irre geführt werden; der Dichter beobachtet aber nebst den drey Einheiten der Handlung, der Zeit und des Orts noch die Einheit der Idee, und dadurch erhalten wir einen Leitfaden, der jene Zweifel hebt und uns den Weg zeigt.

Schon ein Dichter des Alterthums benutzte den Vortheil, nach Ideen zu arbeiten. „Ich singe den Zorn des Peliden Achills." Dieser Zorn ist in der ganzen Ilias die Hauptsache, alles Uebrige nur Nebensache, nur dieses Zorns wegen da. In der Odyssee ist keine leitende Idee mehr zu finden; eben so wenig in der Aeneis.

Aber auch in den Heldengedichten der Neuern treffen wir nicht jene Einheit, die eine Folge der vorgesetzten Idee ist. Ohne dem verlornen Paradiese von seinem Werthe zu nehmen, kann man doch keck behaupten, daß zu wenig Einheit und Konsequenz in den mannichfaltigen Begebenheiten dieses Heldengedichtes herrsche. Der Dichter hatte sich keine Idee, also keinen bestimmten Zielpunkt vorgesetzt, auf den er hinarbeiten wollte. Er hatte eine Begebenheit vor sich, die er ausdehnen wollte; seine Einbildungskraft fand Gegenstände in Fülle; aber es fehlte ein Vereinigungs-Punkt. Daher finden wir auch keinen Helden in diesem Heldengedicht.

Zwar findet man auch im Messias keine Idee, so wie ich sie meine, zum Grunde gelegt, wegen welcher und durch welche Alles, auch das Zufälligste, veranlasst wäre. Aber Klopstock machte sich doch bey den einzelnen Wesen Bilder, die ihm bey seiner Arbeit vorschwebten, und die seine Vernunft billigte. Sein Gott hat nichts Menschliches; seine Wesen haben philosophische Wahrheit. Die Begebenheit, die er darstellte, die Zeit, in der sie vorfiel, sind schon an sich so beschaffen, daß der Dichter in der Ausführung nicht so leicht und so weit von dem Hauptwege sich verirren konnte, wie Milton, dessen Begebenheit aus der Zeit ist, wo nur zwey menschliche Wesen waren.

So wie die Idee dem epischen und dramatischen Dichter die Schranken anweist, die er nicht überschreiten darf; so wird sie auch dem Leser oder Zuschauer zum Leitfaden, der den Weg anzeigt, wie wir die verschiedenen Theile zu einem uns unbekannten Ganzen vereinigen müssen. Auf die Zuschauer wird die Idee im Schauspiel wohlthätig wirken, indem sie ihren Verstand beschäfftigt, ihre Urtheile berichtigt, zur Verfeinerung ihres Geschmackes und zur Kultur ihres sittlichen Gefühls beyträgt. Wenn vorher nur Empfindungen geweckt wurden, die mit dem ersten Eindrucke von außen wieder verschwanden; so müssen jetzt, da der Verstand die Idee festhält, diese Empfindungen dauerhafter werden. Die Dauer der Empfindungen aber ist von großem Nutzen. Eine Empfindung weckt leicht die andere, und zwar jene, die mit ihr am meisten verwandt ist. Eine vorübergehende wird dies nicht thun. Aus der wechselseitigen Erweckung der Empfindungen aber entsteht in der sittlichen Welt eine liebliche Harmonie, Freude macht uns theilnehmend und wohlthätig, Traurigkeit geht leicht in Mitleid über. Aus dem allgemeinen Zwecke der Schauspiele, der mit dem aller schönen Künste zusammentrifft, entspringt so sein eigenthümlicher (?) weit höherer: Kultur des sittlichen Gefühls.

Referent hat mit des Verfassers eigenen Worten seinen Ideengang vorgetragen. Einheit der Handlung setzt überall Einheit der Idee voraus, oder schließt solche in sich; die aus dem Mannichfaltigen hervorgehende Einheit ist jene der Natur, der die schöne Kunst veredelnd nachstrebt. Schwerlich dürfte die abstrakte und fixe Grund-Idee, dem Epos und Drama untergelegt, in der Prüfung bestehen, welche die kleine Schrift doch wol nur veranlassen wollte.

Vermischte Schriften.

Darstellung der Armen-Erziehungs-Anstalt in Hofwyl. Von ihrem Stifter, Emanuel v. Fellenberg. Aarau, bey Sauerländer, 1813. 95 S. in 8.

Diese Darstellung wird auch in dem nächstens auszugebenden vierten Heft der landwirthschaftlichen Blätter von Hofwyl eine Stelle einnehmen, oder sie erscheint hier aus demselben besonders abgedruckt. Was man bis dahin in Zeitschriften und Tagblättern von der seit ungefähr drey Jahren bestehenden Armen-Schule in Hofwyl las, das findet sich hier umständlicher und mit mancherley Belegen versehen, von Herrn Fellenberg selbst erzählt, doch ist auch hier das Fragmentarische nicht genug vermieden und der ganze Aufsatz keineswegs in ein übereinstimmendes und harmonisches Ganzes verschmolzen, wie zu wünschen wäre. Die kleine Schrift beginnt mit einer Anrede an die Zeitgenossen: „Ueber das Armenwesen dieser Zeit, als Volks-Erziehung fordernd." Darauf folgt die anziehende Geschichte der

Armenschule, in der gegenwärtig 23 Knaben, größtentheils dem höchsten Elende und dem Vagantenleben entrissen, sich befinden. Die Grundsätze ihrer Erziehung werden klar und einfach entwickelt, und sie sind ohne Zweifel die richtigen und besten. Alles ist der Bestimmung der Knaben angepaßt und auf die verhältnißmäßige und möglichst vollkommene Entwicklung ihrer Körper-, Gemüths- und Geisteskräfte durch die einfachsten Mittel berechnet. „Nur in Beziehung auf die Reinlichkeit, (sagt Hr. Fellenberg), könnte man uns hin und wieder luxuriös finden, indem wir unsre Kinder ungemein oft baden, kämmen und waschen lassen. Wir betrachten die wahre Reinlichkeit als den schicklichsten Schmuck der Armen; es kann sich denselben ein Jeder ohne Unkosten geben. Es soll ein Jeder durch Reinhaltung seines Körpers der Menschheit die ihr gebührende Achtung bezeugen. Der Arme bedarf dessen am Allermeisten, da er sich oft mit Arbeiten befassen muß, bey welchen Staub und Koth unvermeidlich sind. Unsre Kinder scheuen sich um so weniger davor, je leichter ihnen nach der Arbeit durch ihre Uebung im Waschen die Reinigung ihres Körpers wird. Also gewinnt selbst im Staub und Kothe, und dies in mehrern Beziehungen, ihre Kraft, würdig in demselben zu stehen, so oft die Berufspflicht es gebeut, und sich sogleich nach ihrer Erfüllung wieder von demselben zu befreien." Die Aufgaben, welche sich Hr. Fellenberg durch seine Erziehungs-Anstalten noch weiter zu lösen vorsetzt, folgen hierauf; dann die Angabe leichter, überall zu findender ökonomischer Hülfsmittel für die Stiftung solcher Armenschulen, wie jene von Hofwyl ist, die Akte der permanenten Aufsichts-Kommission, dieser letztern Kosten-Berechnungen derselben und endlich ein höchst befriedigender Bericht, den Hr. Doktor Giesberger, als Arzt der Anstalten von Hofwyl, über den Gesundheits-Zustand der Kinder bey ihrer Aufnahme und gegenwärtig erstattet.

Pain quotidien pour l'homme animal et l'homme spirituel, unis ensemble pour le temps et pour l'éternité, à l'usage des paysans des montagnes. La simplicité d'un paysan, qui sert bien Dieu, vaut sans comparaison mieux, que toute la science d'un philosophe superbe qui se neglige soi-même en s'amusant à observer le cours des astres. (Imit. ch. 2.) A Lausanne, chez Hignon et Comp. 1812. 128 S. in 12.

Die kleine Schrift ist für das Volk geschrieben, und verdient den besten ihrer Art angereiht zu werden; der ungenannte Verfasser ließ davon eine große Anzahl unentgeldlich im Waadtlande austheilen. Seine Sprache ist einfach und herzlich. Er sorgt zuerst für die leibliche Nahrung, und lehrt die besten Benutzungs-Weisen der Kartoffeln zu Mehl und Brot auf eine überaus faßliche Art, indem er die einfachsten und wohlfeilsten dafür dienenden Werkzeuge, Reibmaschine, Mühle u. s. f. in Holzstichen beyfügte. Die zweyte, der Seelenspeise gewidmete, Hälfte ist religiös-moralischen Inhalts. Die Aufschriften der kleinen Abschnitte sind auf die Neugierde der Leser berechnet, und daher zum Theil etwas seltsam: La mort couleur de rose; un mot sur la chose la plus horrible du monde; tocsin spirituel; secret pour aller en paradis u. s. w. Aber die Ausführung ist untadelhaft, wenn man etwa die allzusinnliche und sinnenschmeichelnde Beschreibung des Paradieses ausnehmen will; es sind überall edle, von Aberglauben gereinigte, wahrhaft christliche, Gesinnungen und Tugenden, die das kleine Buch gewiß nicht vergeblich zu verbreiten bemüht ist.

Recueil des loix, decrets et autres Actes du Gouvernement du Canton de Vaud, et des Actes de la diète helvetique, qui concernent ce Canton. Tome VIII. 1811. A Lausanne, chez E. H. Vincent, Imprimeur du gr. conseil. (1812.) 410 S. in 8.

Von dieser officiellen Gesetzessammlung des Kantons Waadt erscheint jährlich ein Band, der die Regierungsakten des verflossenen Jahres enthält; die Ordnung ist chronologisch, und ein Sachregister erleichtert den Gebrauch. Ins Einzelne kann hier unmöglich eingetreten werden, aber es wird nicht leicht Jemand diese Sammlung aus der Hand legen, ohne von der Gesetzgebung und Verwaltung dieses schweizerischen Kantons einen sehr günstigen Begriff sich gebildet zu haben.

Vertheidigung der des Kindesmords angeklagten Magdalena Gasser, Angehörigen des Kantons Thurgau. Gehalten vor dem dortigen Ober-Kriminalgericht den 28. April 1812. 8. St. Gallen, bey Zollikofer und Züblin, 1812. S. 68.

Der Fürsprecher Annen in Frauenfeld hat mit Bewilligung seiner Regierung diese Schutzschrift drucken lassen, und den Ertrag für die Armen bestimmt. Er hofft damit sein Schärflein zu mehrerer Vorsicht in den Obduktions-Berichten und zu Verhütung des Justiz-Mordes beyzutragen. Wirklich scheinen seine Gründe den Richter bewogen zu haben, die durch den öffentlichen Ankläger angetragene Strafe des Schwertes in zwanzigjährige Zuchthausstrafe zu verwandeln. Der Fall ist auch psychologisch merkwürdig.

Etat der Gemeindebürger der Stadt Zürich, enthaltend alle an- und abwesende Personen, die mit ult. Dec. 1812 das 16te Altersjahr zurückgelegt haben, nebst bemerktem Alter, Stand, Begangenschaft u. s. w. Von Wilhelm Hofmeister, Archivar des Ober-Gerichts. 8. Zürich, bey Locher, 1813. S. 172.

Seit 1803 hatte der verstorbene Stadtrath Escher beynahe jährlich ein solches Verzeichniß geliefert, das seine Liebhaberey durch mancherley Zugaben interessant zu machen wusste. Hr. Hofmeister tritt in die Fußstapfen seines Vorgängers. Die Bürgerschaft der Stadt Zürich wird in diesem Etat, die Abwesenden und Minderjährigen inbegriffen, auf 3932 männliche und 3896 weibliche, zusammen 7828 Personen berechnet; mit den Ansassen oder Einwohnern, die nicht Gemeinde-Bürger sind, befasst sich derselbe nicht. Die Zahl der Wittwer unter der Bürgerschaft ist 276, die der Wittfrauen 528; der unverheiratheten männlichen Individuen, (Minderjährige dazu gerechnet), sind 2340, der weiblichen 2002. Das Ganze ist in guter Ordnung und fleißig gesammelt.

Nº 18.

Uebersicht der neuesten Literatur.

1813.

Arzneykunde.

Wie man sich bey dem ansteckenden Nervenfieber, Lazarethfieber und allen Fiebern dieser Klasse zu verhalten habe? Allgemein fasslich dargestellt von Huber, Doktor der Arzneykunde und Professor an der Universität zu Basel. Basel bey Sam. Flick, 1813. 71 S. in 8.

Die kleine Schrift verdient um der Wichtigkeit und Zeitgemäßheit ihres Gegenstandes und um der ungemein klaren und verständlichen Darstellung willen, allen gebildeten Menschen, die sich über jenen aufklären wollen, empfohlen zu werden. Der Faden, an welchen Hr. Huber seine Entwickelungen reiht, ist folgender: Von den Wegen, auf welchen die Ansteckung erfolgt; das ansteckende Gift wird durch das Betasten im flüssigen oder festen, und durch das Einathmen im luftförmigen Zustand erhalten, und durch den Körper verbreitet. Von dem ansteckenden Gift; es erzeugt sich im Menschen selbst, und zwar durch zusammenwirkende schädliche Einflüsse, die das Nervenfieber auf eine solche Art konstituiren, daß eine verderbliche Umänderung im Körper entsteht, die sich weiter verbreitet, und gleichsam alle Körper als eine Kette ergreift. Das ansteckende Gift des Nervenfiebers hat ein vor dem orientalischen Pestgift ausgezeichnetes Merkmal: es ist in seiner Heftigkeit verschieden, und es liegt im menschlichen Vermögen, seine Stärke zu mindern und es unschädlich zu machen. Aber die Stärke des fortgepflanzten Giftes hängt nicht blos von den Menschen selbst, sondern auch von den Verbindungen des Giftes mit den äußern Gegenständen ab. Seiner Heftigkeit kann durch sein Verdünnen in der Luft, durch Räucherungen und dergleichen Abbruch geschehen. Es bleiben also immer zwey Dinge zu thun, das Gift selbst zu schwächen und zu zerstören, und den Körper zu stimmen, daß die Wirkung des Giftes so gering wie möglich ausfällt. Von den Zeichen der Ansteckung. Von der Ansteckungszeit. Von den Mitteln die Ansteckung zu verhüten; sie zerfallen in solche, welche den ansteckenden Stoff umändern und ihn unschädlich machen, die mineralsauren Räucherungen, die schwefeligen Salpeterdämpfe, ferner in solche, welche den ansteckenden Stoff zwar nicht umändern, allein durch Mengen milder und unschädlich machen, wohin der Luftzug zu rechnen ist, und endlich in solche, welche den Körper für das Gift minder empfänglich machen, die Entfernung der Furcht, des Ekels und der Unreinlichkeit. Von den Mitteln, die uns fähig machen, die Krankheit leichter zu überstehen; ein Jeder muß sein Leben in ein gewisses Verhältniß bringen, das seinem Körper nicht durch schnellen Uebergang schaden kann, der Karge weniger karg, der Unmäßige mäßiger seyn. Für den mäßigen Menschen ist es in Zeiten einer ansteckenden Seuche von Nutzen, wenn er seinen Tisch etwas verbessert, und die Grenz-Linien seiner erheiternden Lebensweise etwas ausdehnt. Von den Gemüths-Affekten. Von dem Beyschlaf. Von der Bewegung und dem Schlaf. Von der Nahrung und dem Getränk; es sind alle Dinge, die in den Magen gebracht werden, durchaus außer Stande, vor der Ansteckung zu schützen, weil sie nicht durch den Magen bedingt wird. Der Zustand des Magens kann blos die Fähigkeit, angesteckt zu werden, auf einen gewissen Grad vermindern oder vermehren. Von der Kleidung und den Betten. Für den Gesunden ist die Regel, alle Wolle und Baumwolle von seinem Körper zu entfernen, um so beachtenswerther, weil er sich auf diese Weise vor der Ansteckung durch die Haut um Vieles sichert. Freylich muß man auch hier nicht anzuängstlich zu Werke gehen, und dabey sowol die Jahrszeit als die Gewohnheit in Anschlag bringen, weil ohnehin alle Kleidungsstücke Träger des Giftes sind. Von dem Haus, dem Zimmer und der Wärme. Es unterscheidet sich das ansteckende Gift des Nervenfiebers von den ansteckenden Giften der orientalischen Pest und des gelben Fiebers, indem seine Wirkung im luftförmigen Zustand, sie mag nun von Ausdünstung oder Ausathmung herrühren, nicht so weit reicht, um in der äussern Luft in den Straßen, in den Umgebungen des Krankenhauses schaden zu können. Wie weit nun aber der gefährliche Dunstkreis des Angesteckten reicht, darüber läßt sich nichts bestimmen, weil die Gefahr von der Lage und den Umgebungen des Kranken, von den Maßregeln gegen die Verbreitung und von der Empfänglichkeit der Menschen abhängt, die sich dem Angesteckten nähern. Was epidemisches Nervenfieber genannt wird, ist ganz verschiedener Natur von dem ansteckenden Nervenfieber. Jenes hat seinen Grund in den Verhältnissen der atmosphärischen Luft, befällt den Menschen ohne Unterschied, wo er sich befindet, und ist in der Nähe der Kranken um kein Haar gefährlicher, als im Freyen. — Von den Todten und ihrer Verlassenschaft. Vom Waschen, Kauen, Beriechen und den Niesemitteln. Von der Reinigung der Giftträger. Von den Räucherungen der Kranken-Zimmer; die Anweisungen hierüber sind besonders umständlich, einfach und deutlich. Von den Gesellschaften und öffentlichen Orten — als Haupt-Augenmerk der Gesundheit-Polizey.

Biographie.

Leben berühmter Gelehrten, die sich aus dem Staube durch unsägliche Hindernisse in ehrenvolle Aemter emporgeschwungen haben. Von Johann Friedrich Franz, reformirten Pfarrer zu Lichtensteig im Kanton St. Gallen. Zwey Bändchen. 8. St. Gallen, bey Huber und Comp. 1812. S. 254 und 165.

Als zweytes Bändchen dieser, zunächst für studierende Jünglinge bearbeiteten, Sammlung wird Duvals Leben verkauft, das schon früher erschien, und unter seinem besondern Titel in diesen Uebersichten, (1812, Nro. 8), bereits angezeigt ward. Das Erste enthält: Thomas Platers Leben, und wird gleichfalls unter besonderm Titel ausgegeben. Die Quelle aller Nachrichten, die man von diesem berühmten Walliser hat, ist seine Autobiographie, die der letzte Abstämmling der Plater'schen Familie von weiblicher Seite in Basel aufbewahrt, und die Hr. Franz zu eigener Einsicht zu erhalten sich vergebens bemühte. Es lässt sich zwar denken, daß die früher bekannt gewordnen Auszüge der Handschrift die merkwürdigsten Züge nicht übergangen haben; doch wäre eine Aehrenlese gewiß nicht vergebens. Hr. Franz hat nicht nur alles Bekannte aus dem Leben seines Helden mit Einsicht geordnet, seine Darstellung übertrifft alle Vorgänger, und die Zeitgeschichte Platers durch die Reformation, die noch jugendliche Buchdruckerkunst, und durch so viel Anderes, was zu Beförderung ächter Gelehrsamkeit geschah, merkwürdig, bot ihm sattsamen Stoff zu Abschweifungen dar, die er zweckmäßig benutzt hat. Referent wünscht, daß Hr. Franz auch jetzt noch zu eigener Benutzung jener Autobiographie gelangen und daß es ihm alsdann gefallen möge, mit der Nachlese zu des Vaters Leben dasjenige des berühmtern Sohnes, Felix, der gleich jenem durch eigne Kraft sich großes Verdienst erwarb, in einem folgenden Bändchen zu liefern.

Geographie.

Gemählde der Europäischen Türkey. Ein Beytrag zur Länder- und Völkerkunde. Herausgegeben von Dr. Friedrich Ludwig Lindner, außerordentlichem Professor der Philosophie auf der Universität Jena. gr. 8. Weimar im Verlage des geographischen Instituts 1813. Mit Charten und Kupfern.

Zu den neuesten geographischen Werken, welche auf Theilnahme des Publikum und eine belehrende Unterhaltung Anspruch machen, gehört das Gemählde der Europäischen Türkey von dem genannten Verfasser. Wir theilen aus demselben einen Auszug mit, der geeignet zu seyn scheint, von dem Geiste und von dem Styl, in welchem es geschrieben ist, eine Probe zu geben.

„Im Mittelpunkte der alten Welt gelegen, verbreiten sich die Staaten des türkischen Sultans über drey Welttheile, und haben, mit Ausnahme von Italien und Indien, das Vaterland aller kultivirten Völker der alten Geschichte verschlungen.

So beherrscht ein asiatischer Barbaren-Stamm, dessen Geschichte kaum über das dreyzehnte Jahrhundert hinausreicht, die Länder und Reiche, wo Abraham und Moses den wahren Gott erkannten; wo Ninus zuerst die Macht der Könige zum blendenden Glanze erhob; wo die ägyptischen Priester irdische und himmlische Weisheit aufbewahrten; wo Tyrus und Sidon blühten, die mit reichen Schiffen die Meere bedeckten, durch den beglückenden Handel die entferntesten Völker verbanden, und die Kultur an barbarische Küsten verpflanzten; wo Semiramis wunderbare Gärten in der Luft erbaute, und die Chaldäer durch fromme Träume das Licht der Philosophie verkündeten; wo Cyrus, Xerxes, Alexander, Pompejus, Cäsar und August kämpften; wo Socrates, Plato und Aristoteles lehrten, und Athen die Schule der Welt wurde; wo das Christenthum seinen Ursprung hatte, und seine ersten geistigen Eroberungen machte; wo endlich Mahomed's Fahnen wehten, und sein begeistertes Volk eine neue Kultur im Oriente erschuf. — So beherrschen die Türken den schönsten Theil der Erde, welcher der gewissen Geschichte angehört, und haben, unter dem ominösen Schutze ihres nächtlichen Gestirns, alle jene Länder, welche die Kultur sich angeeignet und erleuchtet hatte, wieder in Finsterniß, Barbarey und Elend zurückgestürzt. Und keine Ahnung erwacht in diesen so stolzen, als unwissenden Tataren, daß sie mit jedem Schritte über die Leichen besserer Völker treten, als sie selbst jemals waren, und zu werden fähig sind. —"

Geschichte.

Der Krieg Napoleons gegen den Aufstand der spanischen und portugiesischen Völker. Von Heinrich Zschokke. Erster Theil. Aarau, bey Sauerländer, 1813. 290 Seiten in 8.

Was die amtlichen Armee-Berichte und andre auf dem europäischen Kontinent zu allgemeiner Kenntniß gebrachten Aktenstücke und Verhandlungen von dem furchtbarn National-Kriege jenseits der Pyrenäen kund thun, das hat Hr. Zschokke in eine zusammenhängende Erzählung gebracht, und in reiner Sprache und edler Schreibart wiedergegeben. Ein andres Verdienst spricht er selbst nicht an. „Daß hier," sagt seine Vorrede, „nicht eine Geschichte der neuesten Ereignisse in Spanien geliefert werden soll, wie wir sie einst, nachdem alle Zeugen geredet haben, alle Parteien abgehört seyn werden, erwarten dürfen, habe ich wol nicht Noth zu sagen. Aber ein Ueberblick des ungeheuern Trauerspiels, soviel sich davon jetzt schon erblicken lässt, kann darum nicht minder vielen Zeitgenossen willkommen seyn, welchen von der Reihe zahlloser Schlachten und Glückwechsel, die sie von Zeit zu Zeit durch öffentliche Blätter flüchtig vernahmen, nur ein verworrener Eindruck im Gedächtniß blieb."

Es ist übrigens die empfehlenswerthe und anziehende Erzählung zuerst Abschnittweise in den Jahrgängen 1809, 1810 und 1812 der von ihrem Verfasser herausgegebenen Miscellen für die neueste Weltkunde abgedruckt, hier aber vereint und in ununterbrochener Folge geliefert worden. Sie eröffnet sich mit dem Gemählde der Ereignisse, welche die Revolution der

spanischen Lande und die Auflösung der Bourbonischen Dynastie daselbst nach sich zogen, und stellt hierauf in sechs Zeiträumen den entsetzlichen Kampf dar, der mit jenem Zeitpunkte begann, bis zur Schlacht bey Sagunt und der Eroberung von Valencia im Anfang des Jahrs 1812.

Histoire de la Langue Françoise, par Gabriel Henry, Professeur des universités d'Erfurt et d'Jéna, chevalier de la Légion d'honneur, membre de plusieurs sociétés savantes etc. A Paris, chez Leblanc et chez Nicolle et à Jéna, à la Librairie académique. Deux Vol. 8. 1812.

Die politisch-martialische Würksamkeit Frankreichs ist keineswegs der alleinige Ausdruck des französischen Nationalgeistes, (wie neuerdings ein deutscher Schriftsteller hat behaupten wollen); denn dieser reflektirt in seinem Daseyn eben so sehr die Huld derjenigen Gottheiten, welche auf die Bildung des Menschen-Geschlechts den mächtigsten Einfluß haben, die Huld der Musen und der Grazien. Unbeachtet darf aber die Erscheinung nicht bleiben, daß die französische Nation von jeher sich weniger der Gunst der Erstern als der Letztern zu erfreuen gehabt hat; ja zwey dieser Gottheiten haben sich ihr noch nie ganz erwogen bewiesen. Clio mit ihrer halb-geöffneten Bücher-Rolle, Calliope mit ihrem ganz zusammengerollten Pergamente sind hier sehr bedeutungsvolle Symbole; denn noch hat Frankreich eben so wenig eine Epopee, als eine der historischen Kunst wie der Schicksale und der Thaten des Volkes gleich würdige National-Geschichte.

Ein überaus wichtiger Beytrag zu dieser und eine nothwendige Vorarbeit ist die Geschichte der Sprache, d. h. die Darstellung ihres Entwicklung-Ganges von ihrem Entstehen an bis zu der Periode ihrer höhern Ausbildung für anziehende und lebendige Darstellung in Poesie und Prosa, welche zugleich die Geschichte der Entwicklung und der Bildung des National-Geistes in seinen intellectuellen und ästhetischen Beziehungen ist. Auch ein solches Werk mangelte der französischen Literatur, und es ist so auffallend als für uns erfreulich, daß die erste unparteyische geist- und gehaltvolle Geschichte der französischen Literatur einem der ersten unter den deutschen Philosophen ihr Daseyn dankt; so wie nunmehr die erste Geschichte der französischen Sprache, wenn auch nicht von einem Deutschen, doch von einem in Deutschland lebenden und auf deutsche Lehranstalten wirkenden Lehrer, mit deutschem Fleiße, und in Beziehung auf philosophische Sprachforschung deutsche Literatur berücksichtigend, ausgearbeitet worden ist.

Dem Verfasser in dem Gange seiner Untersuchungen zu folgen, um sie kritisch zu beleuchten, und Zweifel und Bemerkungen über diese und jene Einzelnheit in der Fülle des gelehrten Wissens, welche das Werk umfaßt, aufzuzeichnen, erlauben die Grenzen dieser Blätter nicht; sie bleiben einem andern Orte vorbehalten. Bescheidenheit ziert jedes ächte Verdienst; und diese spricht sich liebenswürdig und einfach in der Vorrede aus: „Le premier à parcourir cette carrière d'une certaine étendue, j'ai dû broncher quelquefois", sagt der würdige Verfasser: „L'Histoire ne sera pas complette: isolé comme je l'étois, j'ai manqué de matériaux; mais ce que j'ai dit servira de base au travail de quelque habile écrivain. Je n'ai ni la ressource des livres, ni celle de l'avis des gens de lettres; peut-être n'ai-je pas même assez de dextérité pour employer habilement le peu de ressources qui me sont offertes. Cependant, un ouvrage de ce genre manque dans nos Lycées; d'habiles maîtres pourront tirer parti du mien: qu'il réveille le goût pour notre littérature, celui des recherches, et je ne regretterai pas les longues veilles que j'y ai consacrées.

Was bey diesem Mangel an Hülfsmitteln hier dennoch geleistet worden, nimmt unsre Bewunderung in Anspruch; und Referent kann nach einem sorgfältigen Studium dieser Sprachgeschichte nun so zuversichtlicher aussprechen, daß ihre reiche Materialien musterhaft geordnet und auf eine so leichte als anziehende Weise zusammengestellt sind, als er seit vielen Jahren sich mit demselben Gegenstand beschäftigt und mit den zahllosen Schwierigkeiten vertraut ist, welche sich insonderheit darbieten bey dem Ausmitteln desjenigen, was auf den Ursprung der europäischen Sprachen Bezug hat, zum Theil der vorhistorischen Zeit angehört und nur mehr oder weniger begründete Vermuthungen zulässt.

Hrn. Ritters Henry Werk füllt eine Lücke aus in den Hülfs-Mitteln für den höhern Unterricht in einer Sprache, die zwar überall in Europa und besonders in Deutschland gelehrt und gelernt und gesprochen, nichts desto weniger aber nur sehr selten, und nur von einer sehr geringen Zahl, selbst ihrer Freunde, in ihrem eigenthümlichen Wesen erkannt und nach ihrem wahren Werthe beurtheilt wird. So wie ehemals ihre Ueberschätzung an der Tagesordnung war, so ist's jetzt ihre Abschätzung, zu welcher einige unsrer einseitigen Literatoren den Ton angegeben haben. — Wer aber nach wahrer Erkenntniß strebt, der begnügt sich nicht mit dem, zum bloßen und flachen Mitsprechen allerdings hinlänglichen, Auffassen einzelner Vorzüge oder Mängel; sondern er sucht vor Allem das Wesen des Gegenstandes in seinen Tiefen zu ergründen, vollständig aufzufassen, und ohne Vorurtheil zu würdigen. Das Wesen seiner Muttersprache aus dem Gange ihrer Bildung und mit Hinweisung auf ihre Erzeugnisse zu offenbaren, das ist das Ziel, nach welchem der Verfasser des vorliegenden Werkes redlich gestrebt hat.

Landwirthschaft.

Notice sur les Comestibles, et principalement sur l'économie d'introduire dans le pain des pommes-de-terre râpées crues, ainsi que tous les procédés de leur panification et le dessin d'un moulin-râpe perfectionné; avec des notes et additions à la notice, imprimée en janvier dernier. 8. A Lausanne, (1813). 44. S.

Es ist dies die zweyte vermehrte Ausgabe einer gemeinnützigen Schrift, worin der vortreffliche Landwirth und Besitzer des Gutes Dorigny bey Lausanne, Hr. de Loys, seine wichtigen Versuche und Erfahrungen über die Vervielfältigung der ersten Lebens-Bedürfnisse und die Verminderung ihres Preises, vorzüglich über die Benutzung der ungekocht zerriebenen Kartoffeln zur Brotbereitung mittheilt, und alle dabey zu beobach-

tenden Handgriffe anschaulich entwickelt. Beynebens kommt eine Menge andrer Bemerkungen und Beobachtungen und Winke vor, die kein Landwirth ohne Vergnügen und Belehrung lesen wird.

Reisebeschreibungen.

Erinnerungen von Friedrich v. Matthisson. Dritter Band. Zürich, bey Orell, Füßli und Kompagnie, 1812. 8.

Was Referent von dem ersten und zweyten Bande dieser Erinnerungen ausgesagt hat, (s. Uebersicht, Nro. 15, 1810), bewahrheitet sich auch in diesem dritten Bande, welcher Fragmente aus Tagebüchern und Briefen, erste Abtheilung, 1786—93, enthält. Es liegt in dem Begriffe der Uebersicht, und es ist auch in dem ersten Blatte der unsrigen deutlich ausgesprochen, daß man in ihr keine ausführliche Kritiken, sondern kurze treffende Karakteristiken der bedeutendern neuern Schriften zu erwarten habe. Diese nothwendige beschränkte Bestimmung unserer Blätter hat den Refer. noch nie mehr in Verlegenheit gesetzt, als bey diesem Matthissonschen Werke; denn es bieten sich durch den Reichthum seines Inhaltes so vielseitige Gesichtspunkte der Beurtheilung dar, daß, selbst wenn wir die Kürze, zu der wir genöthiget sind, auch überschreiten, dennoch die Karakteristik unmöglich für jeden unserer Leser genügend ausfallen kann. — Besonders aber, da wir den empfangenen Genuß durch keine mikrologische Kritteleyen uns verkümmern mögen, und es gern diesem und jenem Pedanten oder kritischen Lohnknechte überlassen wollen, die Brille in Anspruch zu nehmen und die Feder in Bewegung zu setzen, um hier eine nicht alltägliche Stylwendung, dort ein nicht alltägliches Urtheil über Sachen oder Menschen zu bemerken und zu bekritteln, — so darf unsere Anzeige schon deshalb nicht auf allgemeinen Beyfall rechnen. Aber in der großen Gemeinde der Bücherleser, wie in der kleinern der Bücherschreiber, herrscht viele Gemeinheit, — die zu befriedigen nicht unsere Sache ist; und so erlauben wir uns frey auszusprechen, daß das Nichtalltägliche in diesem Werke eben seinen Werth ausmacht, und daß eben dieses uns von einer solchen Gediegenheit zu seyn scheint, daß manches spitzige Horn sich stumpf daran wird stoßen können, ohne je bis zu dem Kern zu gelangen.

Indem der geist- und gemüthreiche Vfr. größtentheils, die schönern Momente seines eignen, innern Seyns durch Worte darstellend, diese entweder an seine Freunde richtete oder in seinem Tagebuche aufzeichnete, hat er gewissermaßen sein der Kunst und der Wissenschaft geweihtes reiches und schönes Leben in die Wortsprache gebannt: aber seine Worte sind nicht todt; der Geist, dem sie entflossen sind, ist ein unsichtbar um den todten Buchstaben schwebender und ihn mit geistiger Kraft durchdringender, heiterer und belebender Geist, so daß der lebendige Hauch, der ihm entströmt, auf die Phantasie des Lesers wirkt und sein Gefühl tief erregt.

Große Natur- oder Kunstgegenstände, von denen das jugendliche Gemüth des Vfrs. ergriffen ward, zeichnet er kräftig und bestimmt, ohne sich je in geringfügige Details zu verlieren, noch durch eine sclavische Anhänglichkeit an die Urbilder sich so zu binden, daß er zum topographischen Nachzeichner herabsinke, der nichts vermag, als die Gegenwart, in deren Fesseln er seufzet, treu zu kopiren, welche Treue aber gewöhnlich schon in der nächsten Stunde ausgesetzt ist, Lügen gestraft zu werden. — Was seinen für Naturschönheit, Naturgröße und Kunstherrlichkeit empfänglichen Sinn berührte, hat er nicht blos an und für sich in Wortmahlerey eingefasst und nachgebildet; vielmehr war sein Streben vorzüglich darauf gerichtet, von den Wirkungen der empfangenen Eindrücke, von den vielseitigen Anregungen, welche sie in ihm erzeugten, von den Beziehungen ihres Werthes für Menschenbildung und Menschenwohl, sich Rechenschaft abzulegen und sie mit ruhiger Klarheit darzustellen. So ist in seinen Ausstellungen der Künstler mit dem Kunstwerke gleichsam zu einem untrennbaren Ganzen verschmolzen, dieses durch jenen gehoben, und in jenem durch dieses der Karakter des Reinmenschlichen ausgeprägt worden. Mit einem Wort: das Sigill der höhern Kunstweihe ist mit verherrlichenden Zügen jedem dieser Fragmente aufgedrückt.

Aber nicht blos als Werk darstellender Sprachkunst ist uns diese Sammlung von Bruchstücken merkwürdig, sondern bey weitem mehr noch durch die heitere Lebens-Philosophie und die sittliche Tendenz, mit welcher der Vfr. Naturschönheiten und Merkwürdigkeiten, Kunstgebilde und Produkte des Gewerbsfleißes, Menschen und menschliches Thun sinnvoll aufgefasst und aufgezeichnet hat. Sein guter Genius führte ihn auf seinen Reisen in Deutschland, in der Schweiz und Italien, in innige Verhältnisse mit vielen der Größten und Edelsten unter seinen Zeitgenossen, gab ihm Gelegenheit, sein früh eingesammeltes Eigenthum vielseitig zu bereichern, oder den bereits errungenen Maßstab des Guten und des Schönen an die Gegenstände der Natur, der Kunst, der Wissenschaft, der gesellschaftlichen Verhältnisse zu legen. Bey der Rechenschaftertheilung von diesem Allem ist das weise nil admirari ihm immer ein Leitstern gewesen; aber um so gerechter und treffender sind daher auch seine Beurtheilungen. Betrachten wir sein Werk also auch nur als einen Beytrag zur Kulturgeschichte der letzten Decennien des verflossenen Jahrhunderts, — so verdient es allein schon in dieser Beziehung eine Auszeichnung in einem so hohen Grade, daß unser Wunsch nach der baldigsten Mittheilung der Fortsetzung dieses Erinnerungs-Schatzes gewiß nicht als Zudringlichkeit von dem edlen Vfr. betrachtet werden kann.

Vermischte Schriften.

Dankrede auf Joh. Heinr. Rahn, der Arzneykunde Doctor, Chorherr und Professor der Naturlehre und Mathematik am Zürcher Gymnasium, von Paulus Usteri, der Arzneykunde Doctor. Der medizinisch-chirurgischen Kantonal-Gesellschaft in Zürch vorgelesen, am 21. Herbstmonat 1812. gr. 8. Zürich, bey Orell, Füßli und Comp. 1812.

Ein würdiges Denkmal eines in so vielseitigen Verhältnissen verdienten Mannes.

N°. 19.

Uebersicht der neuesten Literatur.

1 8 1 3.

Pädagogik.

Pestalozzi an Herrn Geheimenrath Delbrük, Erzieher Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen von Preußen. Iferten, 1813. 43 S. in 8.

Hr. Delbrük hatte dem Hrn. Pestalozzi gerathen, die in Begleit der Niederer'schen Schrift am Ende des verflossenen Jahrs erschienene Erklärung gegen den Canonikus Bremi in Zürich nicht drucken zu lassen. Die Gründe, um deren willen er dem freundschaftlichen Rathe nicht folgte, hat Hr. Pestalozzi schon damals in dem gegenwärtigen Sendschreiben entwickelt, das ihn dann spätere, sowol Privat- als öffentliche, Urtheile und Begegnisse, jezt, (zu Ende Aprils 1813), mit einigen Zusätzen öffentlich bekannt zu machen bestimmten.

Es ist demnach diese neue Schrift als eine Rechtfertigung der von Iferten aus ergriffenen Polemik, oder der Angriffe und Vertheidigungen auf und gegen die mancherley Gegner dessen, was dort geschicht, zu betrachten. Sie ist eine Oratio pro domo, mit Kraft und Nachdruck geschrieben. „Es liegt, (sagt Hr. Pestalozzi gleich anfangs), auch in meiner innersten Neigung, und ich werde oft, ich möchte sagen instinctartig, getrieben, in der Streitsache, von der Sie mir schreiben, so zu handeln, wie Sie mir es anrathen. Aber eine vollendete Ueberzeugung, daß ich mit dieser Handlungsweise der Wahrheit selber schaden und den Fortgang dessen, was ich durch mein Daseyn zur Beförderung tiefer, in das wirkliche Leben eingreifender, Erziehungs-Ansichten gesucht, auf eine für mich selbst unverantwortliche Weise still stellen würde, hindert mich in dieser Angelegenheit so zu handeln, wie es meine Neigung wäre. Aber so wie es mir aufrichtig weh thut, mit den Schritten, zu denen ich nach meiner Ansicht gezwungen bin, die große Mehrzahl meiner Mitbürger von Neuem an mir verirren zu machen, und selber den laut geäußerten Wünschen geliebter Freunde entgegen zu handeln, so bestimmt überwiegt in dieser Angelegenheit das magis amica veritas. Die Erfahrung ist in mir gereift: Irrthümer, die, indem sie bey einem Volk allgemein und gangbar geworden, in eine Art von unbezweifeltem Glauben hinübergegangen, können in Augenblicken, wo sie einseitig mit großer Lebendigkeit und feindseliger Kraft gegen die ihnen entgegen stehende Wahrheit auftreten, durchaus nicht durch stilles friedliches Nachgeben des angegriffenen Theils besiegt werden, insonderheit wenn der Angreifer sich durch Gewaltthätigkeit und Schonungslosigkeit auszeichnet. Unter diesen Umständen dem Feind der Wahrheit und des Rechts nur nachgeben, heißt nichts anders, als die Wahrheit und das Recht selber ihm auf Gnade und Ungnade in die Hände liefern, und sogar das innere Bewußtseyn ihrer Realität und der Thatsache, daß sie unter bessern Umständen ihr Daseyn und ihre segnende Kraft auch in den äußern Verhältnissen behaupten und bewähren könne, in unserm Innern vertilgen.“ Und weiter sagt er: „Ich weiß selbst nicht, was mein und Niederers gegenwärtiger Widerspruch mir für allerhand Widriges zuziehen wird. Aber es ist um das Stillstellen böser, der Wahrheit und dem Menschenglück im Wege stehender, Vorurtheile, es ist um die Bekämpfung von das Wohl des Vaterlandes und der Menschheit gefährdenden Irrthümern zu thun, und nebenbey ist es die Frage: ob die Zwecke meines Lebens in meinen nächsten Umgebungen vor meinen Augen zu Grunde gehen, und ich in der Schwäche und Bosheit verfänglicher und schalkhafter Ansichten und Maßregeln gegen die wesentlichen Interessen der Menschheit und des Vaterlandes unterliegen soll?“

Umständlich spricht Hr. Pestalozzi von seiner Stellung, seinen Arbeiten und Zwecken, hinwieder von der ihm gegenüber herrschenden Mißstimmung gegen Wahrheit und Recht, und von dem, was Er und Niederer unter solchen Umständen thun mussten. „Ich hatte Beruf zum Reden und mein Leben redete selber. Sein Wort ist eigentlich nur eine kleine, aber eine abgenöthigte, Zugabe zu dem, was mein Leben über das Benehmen der Menschen, gegen die ich jezt rede, immer aussprach, und bis auf meinen lezten Athemzug nicht aufhören wird, forthin, und wills Gott, immer kraftvoller und entschiedener auszusprechen.“ Von Hr. Niederer wird insbesondere weiter bezeugt: „Er hat uns durch seine pädagogischen Ansichten als Lehrer und Führer geleitet, und wir müssen noch hinzusetzen: wir bedurften seiner Führung; wir bedurften eines Mittelpunkts, in dem sich unsre vielseitigen Ansichten und Erfahrungen gleichsam concentrirten. In der Unkunde der Welt, in der wir bey einander leben, in der in gewissen Rücksichten fast unerhörten Freyheit und Unabhängigkeit der Individuen in unsrer Mitte, wären wir ohne einen solchen, das Ganze unsers geistigen Zusammenhanges beherrschenden, Mittelpunkt bald und nothwendig in eine Art von geistiger Anarchie versunken. Die Folgen dieses Umstands wären nicht zweydeutig gewesen. Anarchie ist Anarchie, und ihre Folgen allenthalben die nämlichen. Daß aber ich in geistiger und wissenschaftlicher Hinsicht dieser Mittelpunkt hätte seyn können, das ist nicht denkbar. Niederer hat sich durch das Uebergewicht seiner

psychologischen Tiefe in unsrer Mitte ohne Scrutinium dazu gemacht, und ich glaube hinzusetzen zu können, er hat sich durch seine Polemik auch vor dem Publikum, das zum Lesen seiner Schriften Geduld hat, und sich dadurch Kompetenz für ein Urtheil darüber gibt, in seiner diesfälligen Stellung gerechtfertigt. Wäre das nicht geschehen, hätten wir keinen diesfälligen Mittelpunkt unsers Daseyns gefunden, so hätten wir uns als Menschen von guten, aber einzelnen und unter sich verschiedenen pädagogischen Ansichten zerstäubt. Es wäre in unsrer Mitte von keinem durchgreifenden Erziehungs-Systeme die Rede, und die Idee der Elementar-Bildung wäre eine Luft-Erscheinung gewesen, die, so wie sie mit großem Geräusch erschien, in tiefer Stille wieder verschwunden wäre. Die Idee der Elementar-Bildung hat noch keinen Augenblick durch die Erkenntniß ihrer Wahrheit Fuß gegriffen; eigentlich hat sie noch nie Fuß gegriffen. Sie hat nur durch die Originalität und durch die Neuheit ihrer Erscheinung ein dem Zeitalter angemessenes Geschwätz erregt, und es war ganz natürlich, daß mit dem Aufhören dieses Geschwätzes, oder vielmehr mit dem Aufhören der Reize für dasselbe, auch die Sache verschwinden musste, von der nur — geschwätzt wurde." Und ferner noch weiter unten: „Niederer hat durch das gerade Abschnellen seiner Wahrheit von der starken Sehne seiner Armbrust, und durch die Kühnheit, mit der er der Eitelkeit und der Anmaßung der mißstimmten pädagogischen Zeit-Routine starkgeistige Riech-Fläschchen an die Nase hielt, den Geist der Zeit mehr als kein Andrer seiner pädagogischen Zeitgenossen gestoßen. Er ist aber auch fast wie kein Andrer dazu gemacht, daß das Zeitalter ob ihm verirre, und ihn in einer bösen Mißstimmung ins Auge fasse. Seine Ansichten stechen von den gewöhnlichen mehr als stark ab. Er sagt das Ungemeine oft gemein. Er ist in seiner Kraft so rücksichtlos, daß man ihn allgemein grob findet, wo er stark, verwirrt, wo er logisch, und träumerisch, wo er reflectirend erscheint. Was ihn aber hier trösten muß, ist dieses, daß die Meisten von denen, so ihn in Allem, was er sagt und thut, also finden, schwer hätten, dieses Alles zu seyn, wie er es ist. Ich wenigstens könnte nicht einmal, wenn es mir auch noch so nothwendig wäre, und ich es auch noch so gern thäte, auf die Art grob seyn, wie er es ist. Aber eben darum wäre ich auch nicht fähig gewesen, mir auf die Art Recht zu verschaffen, wie er mir Recht verschafft hat. Mein gutmüthiges Schonen, wo alles Schonen nichts hilft, mein schwankendes Abwägen, wo Niederer, seiner Kraft trauend, keine Wage zur Hand nimmt, hätte mich in den wichtigsten Augenblicken von den wesentlichen Kraft-Aeußerungen abgelenkt, deren wir in unsrer Lage so vorzüglich bedürften. Es ist gewiß, ohne die ernste und tief begründete Kraft, mit der er geredet, hätten wir mit unsrer Wahrheit und mit unserm Recht bey Weitem nicht genug in das Leben, d. i. in die wirkliche Thatsache des Benehmens unsrer Gegner eingegriffen, und damit hätte sich das Wesen unsers Rechts und unsrer Wahrheit in der Wirklichkeit unsers Seyns und Lebens und in der Glut seiner brennenden Täuschung in den Dünsten der Zeit-Ansichten verloren, wie das Wasser, unter dem ein mächtiges Feuer brennt, sich in eitlen Dünsten verliert."

Diese ausgehobenen Stellen sind ohne Zweifel am Besten geeignet, die Stimmung, in welcher die Rechtfertigung, von der es sich handelt, geschrieben ward, zu bezeichnen. Es herrscht überhaupt in diesem Sendschreiben Mäßigung, Einheit und viel richtiges Gefühl; daraus folgt aber freylich noch nicht, daß die Sache gut sey, deren Vertheidigung geführt wird; Referent versteht darunter die Polemik des Institutes. Hr. Pestalozzi selbst sagt: „Seine Gegner seyen dadurch eifriger und seine Freunde kälter geworden." Er tröstet sich darüber, indem er sagt: „Es ist heiter, wir hatten so viel als Niemand mit vollendeter Einsicht in das Ganze für uns, und auch auf diese Weise Niemand wider uns."

In Hinsicht auf die Fehde, mit Hrn. Bremi insbesondere, muß noch bemerkt werden, daß Hr. Pestalozzi sie durchaus nicht als litterarischen Streit betrachtet wissen will. „Die Sache ist und bleibt, sagt er, eine persönliche und bürgerliche Rechtssache. Wir streiten mit ihm weder über den Werth unsers Styls, noch über den Werth unsers Systems. Wir erscheinen gegen ihn vor dem Richterstuhl des Vaterlands und der Menschheit mit der Klage über eine bürgerliche Gefährdung, und über Lügen und Verdrehungen, die diese Gefährdung begründen, und worüber wir uns zu beklagen haben, ist bestimmt dieses, daß man, ungeachtet diese Ansicht der Sache notorisch eine ganz richtige und wesentliche ist, nicht aufhört, dieselbe als ein bloßes literarisches Gezänk zu behandeln, und anstatt die Wahrheit oder den Irrthum unsrer Klage zu beachten, nur von der Schlechtheit unsers Styls und unsrer schriftstellerischen Manier zu reden u. s. w."

Taschenbücher.

Bamberg und dessen Umgebungen. Ein Taschenbuch vom Bibl. Jäck. Mit vier Abbildungen. Bamberg; gedruckt auf Kosten des Verfassers.

Die freundlichen Umgebungen Bambergs und die mannichfaltigen historischen Denkwürdigkeiten, welche man nebst neuern Einrichtungen, Anstalten und Verschönerungen daselbst wahrnimmt, verdienen allerdings zur Kenntniß des auswärtigen Publikum gebracht, und in einer genauen Beschreibung dem Fremden als Anweisung bey seinen Wanderungen mitgetheilt zu werden. Hr. Jäck hat sich dieser Arbeit unterzogen, und in seiner ausführlichen Darstellung nichts fehlen lassen, wodurch er seine Vaterstadt verherrlichen und für Durchreisende höchst interessant machen zu können glaubte. Selbst für Eingeborne wird es von Werth seyn, über die innere Einrichtung des Straf- und Zwangarbeitshauses S. 66, des Krankenhauses S. 76, der Entbindungs-Anstalt S. 82, des Hauses der Unheilbaren S. 98, der Wächterischen Kunstsammlung S. 114, des Schul-Seminars S. 143, dann über das Bergschloß, die Altenburg genannt, über die Schicksale ihrer ältern Besitzer u. dgl. mehr, im Allgemeinen Belehrung zu erhalten. Auch daß die Stifter und Erbauer der öffentlichen Anstalten und Gebäude angeführt sind, gibt der Beschreibung höheres Interesse; warum aber unter den Letztern der Erbauer der schönen Bogenbrücke, welche die Aufmerksamkeit jedes Fremden in hohem Grade auf sich zieht, nicht genannt wird, da doch gleich darauf S. 13 der Erbauer, der nicht besonders merkwürdigen Hauptwache angegeben wird, kann man nicht einsehen. In einigen Stellen wollte der Verf. wahrschein-

lich nur zeigen, daß er auch die Kunst verstehe, die Phantasie zu beleben, wozu die Schilderung der Versöhnungs-Scenen S. 15, und der Mädchen mit durchsichtigen Gewändern S. 47, als Belege dienen; überhaupt scheint er es mit der Berücksichtigung des Schicklichen nicht sehr genau zu nehmen; sonst würde er S. 49 auch nicht von dem Heißhunger der tanzlustigen Damen, und von den abgelebten Herrn, die sich in Bug zu belustigen suchen, gesprochen haben. Für die Landsleute des Vfs. ist es keine belobende Bemerkung der Leichtigkeit ihres Tanzes, daß er der höchst schweren Tritte erwähnt, welche das Haus in zitternder Bewegung erhalten. Zu den Erhebungen des frühern Wohlstands rechnet er auch solche Dinge unter die verschwundenen Vorzüge, die dem Kenner nothwendig als Unvollkommenheiten erscheinen müssen. Wer wird wol die Verminderung der sonstigen sehr zahlreichen Schar von Staats-Dienern des vormaligen Fürstenthums beklagen? Winke und Wünsche weiß der Verf. allenthalben mit einzuflechten, deren Erfüllung das Bamberger Publikum eben nicht sehr erfreuen würde; z. B. S. 152, daß die Sakristey der Ober-Pfarrkirche durch ein Erdbeben den Einsturz erhalten möge. Nie steigt seine Begeisterung höher, als wenn er vom Biere spricht, S. 48 und 131. Mit unverkennbarem Antheil des Herzens beschreibt er die Bierkeller, (wobey er sogar auf Tempel anspielt), in deren anstoßenden Gärten ein geistreicher Gerstensaft perlt, der nach des Vfs. Meinung wirksamer, als die Liebensteiner Mineralquelle ist.

Daß die Erwartung der Reisenden bey Lichtenfels, welches der Verf. ohne Zweifel im Hochgefühle seiner dort genossenen Jugendfreuden das kleine Paris nennt, über die Maßen gespannt werde, kann man bey der wahren Kenntniß der dortigen Verhältnisse mit Grunde behaupten. Mit ungewöhnlicher Freymüthigkeit kommen Bemerkungen und Vorwürfe vor, welche vielleicht mancher höhern Behörde, die der Verf. vor seinen Richterstuhl gezogen hat, empfindlich seyn dürften. Die Anmerkung S. 172, wo er von der unzweckmäßigen Einrichtung des Chaussee-Baues, und 163 von dem Glockenraub spricht, mögen dazu als einzelne Belege dienen. —

Nach dieser kurzen Anzeige werden unsere Leser selbst beurtheilen können, was sie von dieser Beschreibung Bambergs und seinen Umgebungen, die gewiß zu den schönsten und interessantesten in Deutschland gehören, zu erwarten haben; wobey man nur noch bemerkt, daß unter den dazu gehörigen 4 Abbildungen jene von Lichtenfels von dem schlechtesten Gehalt ist.

Vermischte Schriften.

Du Commandement de la Cavalerie, et de l'Équitation. Deux livres de Xénophon; traduits par un officier d'artillerie à cheval. — Un Vol., in 8. — A Paris, chez Eberhart.

Gebildete Krieger gehören zwar nicht mehr zu den Seltenheiten; wol aber sind die Gründlich gelehrten in diesem Stande, so wie in allen andern, den ausgenommen, der sich berufmäßig den Wissenschaften weiht, zu den Merkwürdigkeiten zu zählen, — besonders in einer Zeit, wo die Erziehung fast überhaupt nur das Scheinwissen wie das Halbseyn begünstigt, und so viele der sogenannten Hellsehenden im Volke aus guten Gründen für sie, (d. h. aus schlechten, oder oft auch aus gar keinen), ihre sogenannte Bildung als vollendetes Muster aufstellen. — Der ungenannte Uebersetzer der Xenophon'schen Abhandlungen über die Pferdekunde und über die Reitkunst, gehört also unstreitig zu den merkwürdigsten Erscheinungen in der neuesten französischen Literatur; ja, sogar unter den gelehrtesten Philologen Deutschlands dürften sich nur in sehr wenigen die Mittel zu den Leistungen vereiniget finden, wodurch sein Werk sich auszeichnet. *) Sein Stand erklärt die Vorliebe für diese Werke der attischen Biene, und dieser Vorliebe entspricht der Fleiß, den er auf die Aufstellung des beygedruckten griechischen Textes verwendet hat. Bescheiden hat er sich nur dann erlaubt, aus seinen mühsamen Vergleichungen der mehrsten Handschriften, die sich in Italien und in Frankreich befinden, eine unbekannte Lesart aufzunehmen, wenn sich ihre Rechtfertigung von selber aussprach, indem er es den gelehrten Kritikern überläßt, von seiner Ausbeute, die er in Noten beygefügt hat, Gebrauch zu machen. Eine große Anzahl interessanter und belehrender philologischer Anmerkungen beschließt das Werk; diejenigen, welche sich bey der Uebersetzung befinden, legen Zeugniß ab von der tiefen Einsicht ihres Vfs. in der Reitkunst und in der Vieharzneykunde. — Ueber den praktischen Nutzen seiner Arbeit erklärt er sich folgendermaßen in der Zueignung an Hrn. Saint-Croix: „Quant à l'utilité réelle de ces ouvrages de Xénophon relativement à l'art dont ils traitent, je ne sais ce que vous en penserez. Bien de gens croient qu'aucun art ne s'apprend dans les livres, et les livres, à dire vrai, n'instruisent guère que ceux qui savent déjà. Ceux-là, lorsqu'il s'en trouve pour qui l'art ne se borne pas à un exercice machinal des pratiques en usages, peuvent retirer quelque fruit des observations recueillies en tems et en lieux différens; et les plus anciennes, parmi ces observations, sont toujours précieuses, soit qu'elles contrarient ou confirment les maximes reçues, étant, pour ainsi dire, le type des premières idées dégagées de beaucoup de préjugés. Voilà par où ces livres-ci doivent intéresser. Ce sont presque les premiers qu'on ait écrits sur ces matières. Des préceptes qu'ils contiennent, les uns subsistent aujourd'hui, d'autres sont contestés, d'autres oubliés, ou même condamnés chez nous; mais il n'en est point qu'on ne voie encore suivis quelque part, comme je l'ai marqué dans mes notes; et je m'assure que si on voulait comparer soigneusement à ce, que je lis dans Xénophon, non-seulement nos usages actuels, mais les pratiques connues des peuples les plus adonnés aux exercices de la cavalerie, on y trouverait mille rapports dont je n'ai pu m'aviser, et tous curieux à observer, ne fût-ce que comme matière à réflexions."

---

*) Eine der deutschen Uebersetzungen des Xénophon'schen Buchs von der Pferdewissenschaft hat ebenfalls einen Mann zum Verfasser, der nicht Gelehrter von Profession, sondern Fürstlich Schwarzburg-Rudelstädter Stallmeister ist; nämlich die vom Heubel, welche in den 90ger Jahren zu Leipzig mit Kupfern erschien, und, nach der Vorrede, von einem der griechischen Sprache kundigen Gelehrten vor dem Abdruck durchgesehen worden.

Kenner der französischen Sprache werden freylich diesen Stil nicht sehr anziehend finden; auch können wir das Gegentheil nicht von der Uebersetzung selber rühmen, in welcher auf Worttreue hingezielt zu seyn scheint, die auch wirklich oft erreicht ist. Diese Worttreue kann aber in der französischen Sprache fast nie den Gesetzen des Stils entsprechen; bey ihrer Beobachtung muß die Farbe der Urschrift nothwendig verloren gehen, so daß hier nicht selten der am wenigsten treue Uebersetzer der bessere ist. Dessenungeachtet hat sich dieses Werk in Frankreich eines grossen Beyfalls zu erfreuen. Einer seiner Recensenten (der gelehrte Sprachkenner, Hr. Roquefort), macht bey dieser Gelegenheit folgende Bemerkung, welche hier in einer absichtlich wörtlich treuen Uebersetzung ihre Stelle finden mag, — als ein Beweis, daß deutsches Verdienst bey Weitem nicht mehr wie ehedem von unsern Nachbarn verkannt wird.

Nachdem er eingesteht, daß der Geschmack an philologischen Studien, und besonders an griechischer Philologie, nie sehr durchgreifend in seiner Nation war, fährt er fort: „Frankreich hat freylich einer grossen Anzahl der talentvollsten Hellenisten das Daseyn gegeben; ohne die gelehrten Männer aufzuzählen, die während drey Jahrhunderten ihr Vaterland verherrlichten, und deren Liste Larcher beschloß, welcher vor Kurzem erst den Wissenschaften und der Freundschaft entnommen worden, — haben wir nicht noch jetzt die Dutheil, die Dacier, die Bellin de Ballü, die Clavier und die Boissonnade, welche das heilige Feuer mit Eifer wie mit Erfolg unterhalten? — Dennoch kann Frankreich hier keine Vergleichung mit Deutschland bestehen. Befinden sich zwar unsre Hellenisten mit den Deutschen auf gleicher Höhe in Ansehung des Talents, so sind sie ihnen doch in der Zahl bey weitem untergeordnet. Deutschland ist ein klassischer Boden, auf dem es von Gelehrten wimmelt, (fourmille), die sich durch die seltensten Verdienste auszeichnen. Heyne's Tod hat keine Lücke bemerkbar gemacht; dieser große Philolog ist durch mehrere seiner Nachfolger ersetzt. Wie es scheint, ist Deutschland der Wohnsitz der tiefen Gelehrsamkeit, so wie es auch wol das Land der gesunden Philosophie seyn dürfte. Auf allen deutschen Universitäten wird das Griechische studirt, das als ein Bestandtheil einer jeden guten Erziehung betrachtet wird. Homer, von dem wir eine so gute prosaische Uebersetzung besitzen, der in England durch Pope mit so vielem Glücke frey nachgebildet worden, hat unter den neuern Nationen nur eine gelungene Uebersetzung in Versen. Der deutsche Voß, als Dichter und als Hellenist ein gleich großer Mann, hat den Homer Vers für Vers, und zwar so übersetzt, daß von allen seinen Schönheiten, im Ganzen wie im Einzelnen, keine einzige verloren gegangen, und was noch mehr ist, daß der eigenthümliche Karakter des Homerischen Genius, auf eine bewunderungswürdige Weise, in der Uebersetzung völlig wiedergefunden wird."

Proklamationen, Beschlüsse, Gesetze und Verordnungen der Regierung des Kantons Solothurn. Neunter Band. 1811. 8. Solothurn, bey Vogelsang (1812.) S. 126. B. VIII.

Seit 1803 sind auch im Kanton Solothurn alljährlich die zur Bekanntmachung sich eignenden Regierungs-Acten in jährlichen Heften oder kleinen Bänden nach der Zeitfolge geordnet erschienen. Sprache und was weiter der Redaktion angehört, sind in dieser Sammlung vernachlässigter, als in den ähnlichen Sammlungen anderer Schweizer-Kantone.

Solothurnisches Wochenblatt für 1812. Herausgegeben für Freunde der vaterländischen Geschichte. 8. Solothurn, bey Vogelsang.

Solothurnische Wochenschrift für 1812. 8. Solothurn, bey Gaßmann.

Beyde wurden in wöchentlichen halben Bogen ausgegeben. Die erstere Sammlung oder die Wochenschrift hat bleibenden Werth. Der Rathsherr Lüthi und der Stadt-Bibliothekar, Glutz von Blozheim, legen darin von Zeit zu Zeit historische Fragmente nieder, die für die Schweizer-Geschichte überhaupt oder für jene ihres Kantons insbesondere wichtig sind; mögen sie fortfahren, ihre archivalischen Nebenstunden auf diesem Wege gemeinnützig zu machen. Auch die Gedichte und Erzählungen des Wochenblatts haben großentheils vaterländische Beziehungen.

Von der Wochenschrift ist nicht viel zu sagen, außer etwa, daß was darin lesbar, nicht neu ist, und zwar in dem Verstande, daß die gleiche Waare vor zwanzig Jahren dem Solothurner Publikum schon aufgetischt ward. — Der 1802 verstorbene geistvolle Buchdrucker Gaßmann gab nämlich 1788 bis 1794 ein Solothurnisches Wochenblatt, und 1797 und 1798 dessen Fortsetzung, den Schweizerischen Hudibras, heraus. Beyde enthielten prosaische und poetische, großentheils moralische und satyrische, mitunter recht gute Aufsätze, welche jetzt die nämliche Buchdruckerey zum zweyten Mal zu Tage fördert.

Christ-Catholisches Gesang- und Andachtsbuch zum Gebrauche bey der öffentlichen Gottes-Verehrung im Bisthum Konstanz. Herausgegeben durch das bischöfliche Ordinariat. Zwey Theile. 8. Konstanz, gedruckt bey Waibel, 1812. 940 S.

Ein vorgedruckter aus Aschaffenburg am 20. April 1812 geschriebener Hirtenbrief des Erzbischofs von Regensburg und Bischofs von Konstanz entwickelt Geist und Bestimmung des neuen Andacht-Buches; was es heiße „ein Beter im Geist und in der Wahrheit seyn;" warum die Kirche verordnet hat, „daß jeder Gottesdienst durch Unterricht lehrreich und eindringend gemacht, und ein Mittel werden soll, dem Geist eine wichtige Wahrheit einzuprägen, die Herzen zur Besserung zur bewegen, heilsame Entschließungen in ihnen zu erwecken, sie zur Tugend zu ermuntern;" warum endlich der Apostel empfiehlt: „Gott so zu loben und ihm so zu danken, daß die ganze Gemeinde dadurch belehrt und erbaut werde." Das Gesang- und Gebetbuch, das für eben diesen Zweck geschrieben ist, gehört der Reihe der Arbeiten an, wodurch Karls edler Stellvertreter, der General-Vicar von Wessenberg, das Reich der Wahrheit und des Lichtes, der Sittlichkeit und der Tugend in dem ihm anvertrauten Sprengel zu befördern und zu verbreiten unausgesetzt bemüht ist.

№ 20.

Uebersicht der neuesten Literatur.

1 8 1 3.

Geographie.

Versuch eines Handbuchs der reinen Geographie als Grundlage zur höhern Militair-Geographie, zum Gebrauch für Kriegsschulen und für Offiziere, von Ferd. Kunz, Professor der Geographie an der Königl. Militairschule in Braunschweig. Tübingen bey Cotta, 1813. gr. 8. 1 Rthlr.

Nach dem mit vieler Umsicht angelegten Plan des Verf. behandelt er in obigem Werk die natürliche Beschaffenheit der Oberfläche von Europa, deren Darstellung, auf militärische Zwecke angewandt, Militair-Geographie heißt. Jedes Land ist daher nach seiner geographischen Lage angegeben; der Lauf der Gebirge im Allgemeinen; die Höhe einzelner Bergspitzen; die Berge nach drey Graden abgetheilt; ihre Abweichung; das Flußsystem mit Bemerkung ihrer Schiffbarkeiten, der daran liegenden Festungen, der darüber geschlagenen Brücken ꝛc.; Seen; Sümpfe; Kanäle; Chausseen; Landstraßen; Festungen; Pässe; Natur- und Kunstprodukte; militairische Fabrikation und militairische Bildungsanstalten ꝛc., sind die Gegenstände dieses Werks, — dem eine Topographie der merkwürdigsten Oerter, eine historische Aufzählung derjenigen Plätze, wo Schlachten geliefert, Kapitulationen und Frieden geschlossen wurden, so wie eine reichhaltige Literatur der besten Landkarten und Werke über jedes Land und die vorzüglichsten Gegenstände der politischen Geographie beygefügt sind.

Der bescheidene Verf. hat zwar dieses Buch nur für Kriegsschulen und Offiziere bestimmt, allein der trefflichen Bearbeitung wegen darf es auch andern Lesern auf's Beste empfohlen werden.

Lehrbuch der Erdbeschreibung des Königreichs Sachsen für Schulen, von Karl August Engelhardt, Archiv-Sekretair der Geheimen Kriegs-Kanzley, und Mitglied der Königl. Sächsischen Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften. Vierte, verbesserte und vermehrte Auflage. Nebst einer vom Hrn. Lieutenant und Oberland-Feldmesser von Schlieben entworfenen Schul-Karte des Königreichs Sachsen. Dresden, bey dem Verfasser, und Leipzig, bey J. A. Barth, 1813.

Die so schnell sich folgenden Ausgaben von diesem Lehrbuch sprechen hinlänglich für die Zweckmäßigkeit desselben, das auch in dieser neuen Auflage manche Verbesserung erhalten hat. Alle Städte, und von den Dörfern die bedeutendsten, so wie die vorherrschenden Merkwürdigkeiten, sind darin aufgezeichnet, und neben der Seelen-Zahl auch die wichtigsten statistischen Angaben von dem Verfasser bemerkt.

Schöne Wissenschaften.

Langbein's Neuere Gedichte. Tübingen, bey Cotta. gr. 8. 2 Rthlr.

Der berühmte Dichter, von dem wir hier eine neue Sammlung seiner bisher ungesammelten, in verschiedenen Zeitschriften und Almanachen einzeln erschienenen, und mit mehrern ungedruckten, vermehrten Gedichte anzeigen, hat sich schon längst durch seine meist heitere Muse, seine glückliche Darstellungsgabe, seine Gewandtheit im Reime und durch seinen richtigen und gefeilten Ausdruck zahlreiche Freunde erworben. Bey diesen, so wie bey jedem Kenner der schönen Literatur, wird auch diese neue Sammlung die verdiente günstige Aufnahme finden.

Deutscher Dichterwald. Von Justinus Kerner, Friedrich Baron de la Motte Fouqué, Ludwig Uhland und Andern. — Tübingen in der J. F. Heerbrandt'schen Buchhandlung. 1813. 248 Seiten. 8.

Je verschiedener die Sänger in einem Walde sind, desto ergetzlicher für das Ohr der Hörer. Nicht nur dem Orpheus der Wälder, der zärtlichen Philomele, auch der Trossel, dem Dompfaffen, dem Finken, dem Hänfling, dem Zeisig und der Grasmücke, kurz, allen gefiederten und liederbegabten Bewohnern des heiligen Hains gebührt es, mit stärkerer oder schwächerer Stimme das mannichfaltige Konzert zu begleiten, und wer wollte selbst den tonreichen Rohrsperling, blos weil er zuweilen seinen Ernst mit ein wenig Schimpf vermischt, oder den lustig belustigenden Spottvogel, oder den eintönigen Egoisten, den oft verspotteten Kuckuck, ausschließen?

Es ist bloße Gerechtigkeit, wenn man von dem Dichterwalde, welchen die Liederfreunde von den auf dem Titelblatte genannten Dichtern zu besuchen gebeten werden, das Zeugniß ablegt, daß darin die Nachtigallen, wie es recht und billig ist, den Ton angeben, und daß, wenn es auch nicht immer eine Nachtigall, doch immer ein Sänger ist, der seine Stimme erhebt. Lieder, Sonette und Oktaven, Sinngedichte, Legenden, Balladen und Mährchen machen den Inhalt dieser Sammlung aus, und zu welcher der beyden, seit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts den deutschen Helikon trennenden, Hauptpartien ein Leser auch gehören mag, er wird, wenn er nur gerecht ist, dem wahrhaft Schönen und Guten, das sich ihm hier an Ohr und Herz drängt, beyde nicht verschließen. Es herrscht freylich zwischen einem Lied von Hagedorn, oder Uz, oder um Dichter aus einer spätern Zeit zu nennen, von Hölty oder Bürger, des reflektirenden Schiller nicht zu gedenken, und zwischen den Poesien dieses Dichterwalds eine so totale Verschiedenheit, daß ein Leser, dem Proben von beyden zum ersten Mal vorgelegt würden, zu zweifeln sich versucht fühlen könnte, ob es auch nur eine und eben dieselbe Sprache sey, in welcher er sich angeredet findet. Aber die Poesie ist keine Sterbliche, welcher nur Eine Zunge verliehen ist. Ihr ist gegeben, mit tausend Mal tausend, und mit immer neuen Zungen zu reden, und das Symbol ihrer Göttlichkeit ist ihre Freyheit. Freuen wir uns also der neuen Weise, ohne minder gerecht gegen die alte zu seyn, und vielleicht gefällt es selbst den Sängern unsers Dichterwalds, sich zuweilen auch, wäre es auch blos der Uebung und der dem Leser wie dem Dichter erfreulichen Abwechslung wegen, in dieser zu versuchen. Singt doch selbst einer der trefflichsten von ihnen, Uhland, in dem sehr schönen, die Sammlung eröffnenden, Lied:

„Formel hält uns nicht gebunden,
Unsre Kunst heißt Poesie.“

Der Dichter beflecke nur, wie sein würdigster Gesetzgeber durch Lehre und Beyspiel, wie Jean Paul Friedrich Richter, der Erhabene und der Tiefe, fordert, die Ewigkeit nicht mit irgend einer Zeit, er ziehe die hohe Muse nicht zur Tänzerinn oder Flötenspielerinn an dem flüchtigen Gastmal des Lebens herab, und ihm werden, welcher Form und welcher Weise ihn auch sein Genius zuführen mag, alle frommen und reinen Herzen zufallen. Wer weiß nicht, um eine Betrachtung, zu welcher der so eben erwähnte Streit über Formen die Veranlassung gibt, nicht zu unterdrücken, daß Kunst und Poesie nicht immer in der besten Uebereinstimmung leben, und allerdings kann diese jener triumphirend vorhalten, daß man ohne alle Kunst ein Dichter, und mit aller Kunst keiner seyn könne. Aber es ist nicht minder wahr, wenn jene antwortet: Alles, was du vermagst, wirkt weniger ohne meinen Beystand, und gefallen kannst du gar nicht ohne mich. Eine gänzliche Trennung der beyden, sich wechselseitig bekriegenden, und doch sich wechselseitig dienenden Gefährtinnen, die nicht viel besser als Barbaren wäre, darf man also schwerlich fürchten, und es ist in einem hohen Grade erfreulich, daß auch die Sänger des Dichterwalds nicht nur der göttlichen, sondern auch der menschlichen Schwester Gerechtigkeit widerfahren lassen, obgleich ihr Genius sich hin und wieder ein wenig gegen die freylich etwas schweren Fesseln des Reims, des Sylbenmaßes und der Sprache gesträubt hat.

Das Morgenblatt muß sich schon des Raums wegen enthalten, von jedem einzelnen Theilnehmer an der Sammlung die unterscheidenden Eigenschaften anzugeben, und noch weniger kann eine Würdigung der einzelnen Gedichte Statt finden. Es genüge also an dem allgemeinen Urtheil, daß die Beyträge mehr oder weniger durch Innigkeit, Zartgefühl, Anmuth und Lieblichkeit, und als Erzeugnisse einer eben so reinen als fruchtbaren Phantasie das Wohlgefallen des Lesers in Anspruch nehmen, daß jedoch die Herren Kerner, Uhland, de la Motte Fouqué und Schwab, und vorzüglich die beyden ersten, sich die schönsten Kränze von der Hand der Leser und der Leserinnen zu versprechen haben dürften.

Je mehr Achtung und Aufmunterung dem ächten Dichter-Beruf gebühret, und je verwaister in unsern Tagen die schönste, würdigste und wohlthätigste aller Künste ist, desto mehr muß man wünschen, daß diese Sammlung von dem Publikum nach Verdienst aufgenommen werde, und keine andere, als wohlwollende und gerechte Beurtheiler finde.

Dichtung und Wahrheit. Erzählungen von Sophien. Giesen, bey Georg Friederich Tasché, 1813. 8. S. 132.

Dies Büchlein enthält vier Erzählungen: die Brieftasche, das arme Hannchen, oder das Zeitungsblatt, die Wallfahrt und die zerbrochene Schachtel. Ref. gibt den beyden erstern den Vorzug; die dritte allegorische zog ihn am wenigsten an. Die Verfasserinn schreibt einfach, und mit Gefühl, mischt aber theils zu unbedeutende Nebenumstände, theils bekannte oder unnöthige Glossen ein. Sprachunrichtig ist: Ich erinnere mir, der seine Waaren selbst verfuhr, für Erstaunen u. s. w. — Versteht Sie künftig die Erzeugnisse Ihres Geistes gedrängter und gefeilter mitzutheilen, so dürfte Sie auf das Prädikat einer angenehmen Erzählerinn Anspruch machen.

Schauspiele von Lembert, Königl. Württembergischem Hof-Schauspieler. Erster Band. 1) Der Trauring. 2) Der Dichter und der Schauspieler, oder Lustspiel im Lustspiel. 3) Arete, oder Kindestreue. Leipzig, in Kommission bey C. J. G. Hartmann, 1813. 8. S. 162.

Hr. Lembert ist als beliebter Schauspieler und Verfasser mehrerer früher gedruckten Lustspiele hinlänglich bekannt. In jener Eigenschaft wusst' er durch Aufmerksamkeit und Routine sich einen Schatz von Kenntnissen in Hinsicht auf Alles, was theatralisch wirkt, anzueignen. Dies beurkundet er auch in den vorliegenden drey Stücken, die bereits an mehreren Orten nicht ohne Beyfall gegeben wurden, um so mehr, da er dem Geschmacke des Publikum (vielleicht mehr, als er sollte,) huldigt. Ref. bemerkte mit Vergnügen, daß unter diesen der Trauring, seine eig'ne Erfindung, obenan steht, und in den beyden Nachbildungen seine freye Bearbeitung und seine Zuthaten das Interesse des Ganzen erhöhen. Wenn Er sich entschliessen wollte, immer selbst Plane zu neuen Lustspielen zu erfinnen, und sie mit langsamer Eile auszuarbeiten, so liesse sich hoffen, daß er seiner Zeit in diesem Fache sich rühmlich auszeichnen

könnte; wiewol auch glückliche Umschmelzungen französischer Komödien für die deutsche Bühne schon unsern Dank verdienen.

Viola, oder Liebe um Liebe. Schauspiel in zwey Acten, von Freyherrn von Thumb. Frankfurt am Mayn, bey Johann Daniel Simon, 1813. kl. 8. S. 68.

Wenn dieser Frhr. von Thumb mit jenem Thumb, von welchem Ref. in mehrern Zeitschriften öfters Bemerkungen, Kritiken, Erzählungen und Notizen las, eine Person ist, so erweckt dies allein schon ein günstiges Vorurtheil für ihn, welches auch in Viola dann hinlänglich gerechtfertigt wird. Dies kleine Schauspiel ist mit einer den Leser warmergreifenden Gemüthlichkeit geschrieben; die zwey weiblichen Charaktere sowol, als der geliebte Alonso (oder Antonio) sind glücklich gehalten. Auch der Dominikaner ist nicht übel geschildert, und Ref. hätt' es gern gesehen, wenn er am Ende thätig eingegriffen, und noch eine momentane Verwicklung herbeygeführt hätte. Der Styl ist kräftig; der Dialog fließend, aber doch finden sich hier und da gewisse mehr der Poesie zugehörige Wortversetzungen, als ob das Ganze vorerst in Jamben wäre gedichtet worden. — Dieser erste wohl gelungene Versuch macht den Ref. (und wol auch die Leser), auf die zwey neuesten Lustspiele des Freyherrn von Thumb, deren schon irgendwo mit Lobe gedacht ist, begierig.

Paul Gerhard. Eine dramatische Poesie von Friedrich Raßmann. Duisburg und Essen, bey Bädecker und Hirzel. 8. S. 40.

Dem Glaubenshelden Paul Gerhard ist schon in Becker's „Guirlanden" eine schöne Ballade zum Andenken geweiht worden. Hr Raßmann hat den Mannsinn dieses ungerecht abgesetzten und des Landes verwiesenen Berlinischen Predigers, seinen Muth im Leiden, und sein unerschütterliches Vertrauen auf Gott so einfach dramatisch behandelt, daß Ref. es gern und mit inniger Rührung las. Die Sprache ist kräftig, der Dialog in Jamben ungesucht, der Character der Sidonia, der edeln, aber ängstlichen Gattinn Gerhards, und der glücklich eingeflochtenen Nebenpersonen, mit wenigen, aber gelungenen Pinselstrichen dargestellt, und der Eindruck des zartgefühlten Ganzen christlich stärkend und menschlich wohlthuend. In den Anfangsstrophen des bekannten Gerhard'schen Liedes: „Befiehl du deine Wege" ꝛc. ist warum?) Einiges abgeändert. Mitunter schlichen sich Härten ein, die leicht zu vermeiden waren, z. B. ohn' (e) Rückhalt, hättst, irr'n, Gotts; zeihte, S. 14, soll ziehe heißen.

Kleine Gedichte von D. F. Seeger, Heidelberg, 1813. 12. S. 63.

Diese aus zwey Abtheilungen bestehende Sammlung enthält ernste und heit're Lieder, Erzählungen, Epigramme u. s. w. Da sie nur für Freunde, nicht für den Buchhandel bestimmt ist, und der Hr. Verfasser nur als Dilettant dichtet, so bemerkt Ref. blos, daß Weihe (an Lotte), die Thränen, an die Morgenröthe, und Salomo in seinem Alter, die schönsten Blumen im Kranze, daß Reime, zum Schöne, erkenne, Berge, Lerche, hienieden, Blüthen, u. s. w. falsch, und die Sinngedichte am wenigsten gelungen sind.

Sprach-Lehre.

Streng zusammenhängende deutsche Sprach-Lehre. Nach den Gesetzen des Denkens für Schulen und Liebhaber bearbeitet, von G. L. Klocker, Praec. in Reutlingen. VIII und 192 S. kl. 8. Frankfurt a. M. in der J. C. Herrmann'schen Buchhandlung, 1813.

Die Zahl der deutschen Sprach-Lehren vermehrt sich fast mit jeder Messe. Diese Erscheinung ist an sich erfreulich. Sie bezeugt von der einen Seite die Liebe und die Sorgfalt für die Erhaltung des allein unantastbaren und unzuverkümmernden Nationalgutes, und von der andern das Verlangen nach der Befriedigung des immer mehr gefühlten Bedürfnisses, ein Studium, das mehr als irgend ein anderes den Menschen zu sich selbst hinführt, zu der Würde zu erheben, auf die es seiner Natur und seinem weitgreifenden Einflusse nach, Anspruch zu machen hat. — Allein, wem es obliegt, von allen diesen neuen Sprach-Lehren genauere Kunde zu nehmen, der wird nicht selten betrübt, theils durch die Ungeschicklichkeit der Ausführung, theils durch die offenbarste Buchmacher-Betrügerey, indem man mit Erstaunen oft ganze Theile aus vorhandenen werthvollen Sprach-Lehren, und zwar ohne Anzeige ihrer Verfasser, abkopirt findet. — Doppelt erfreulich muß daher ein abermals neuer Versuch zur Vervollkommnung und Vereinfachung des Sprach-Unterrichtes seyn, welcher seinen Werth nicht entlehnten Ansichten, und noch weniger gekapertem, fremdem Gute dankt, sondern sich durch Eigenthümlichkeit des Selbstgedachten ehrenvoll auszeichnet.

Das Streben der naturgemäßen Pädagogik theilend, nämlich die Sprache zu einem Gegenstande des Elementar-Unterrichtes zu erheben, sieht auch Hr. Klocker in der Muttersprache ein durchgreifendes Bildungsmittel des Geistes; und indem er ihre Lehrsätze und die daraus fließenden Regeln nach den unwandelbaren Gesetzen des Denkens mit Scharfsinn und methodischer Klarheit entwickelt, gewinnt seine Darstellung Bündigkeit, Zusammenhang, Einheit. — Ref. kann nun freylich nicht auch hinzufügen: Vollständigkeit; doch beklagt er diesen Mangel immer weniger als die Uebervollständigkeit, welche ihm überall das sicherste Merkmal der Urtheillosigkeit eines Schriftstellers ist. Auch gibt der Verf. diesen seinen ersten Versuch nicht als ein vollkommenes, von allen Mängeln freyes Werk; und die Bitte, welche er deshalb auf dem Altare der Kritik niederlegt, ist um so gerechter, als in dem, was er geleistet hat, sich mehrere neue und sehr beachtenswerthe Entwicklungen finden, wie z. B. in den §. §. 100, 113, 148, u. a. m. O., wodurch sein Werk sich jedem Freunde der Muttersprache, ganz besonders aber jedem denkenden Schullehrer und Erzieher, in hohem Grade empfiehlt.

Theologie.

Die Religions-Lehren der Bibel, aus dem Standpunkte unserer geistigen Bedürfnisse betrachtet, von Joh. Ludw. Ewald, Dr. der Theologie, Mitglied des Grosherzogl. Badischen evangelischen Ministerial-Kirchen-Departements, rc. Zwey Bände. — Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Preis 2 Rthlr. 8 gr.

Der würdige Verfasser versichert, dieses Werk sey die Frucht seines funfzehnjährigen Nachdenkens. Nicht immer habe er nämlich über die Bibel gedacht, wie jetzt. Sie sey ihm fast ein Räthsel gewesen, und statt ihrer habe er mit seiner Philosophie auszukommen gesucht, so lange er nichts Höheres bedurft hätte. Ganz anders war es ihm erschienen, als durch mancherley Schicksale dieses Bedürfniß geweckt worden. Indem er sich auf seine Philosophie habe stützen wollen, habe er sich auf ein Rohr gestützt, das zerbricht und wol gar die Hand verwundet. In dieser Lage habe er die Bibel wieder gelesen, und jetzt erst verstanden, für wen dieses Buch da wäre. Es setze unbefriedigte geistige Bedürfnisse voraus — dies sey der einzig wahre Standpunkt, aus dem die Bibel betrachtet werden müsse, wenn man sie richtig würdigen wolle; das, was ihm in der Bibel gegeben worden sey, sey ihm ein erfahrenes Wunder, was ihm natürlich noch mehr als alles blos Geglaubte gelten müsse. Als er blos seine Wißbegierde in Hinsicht auf das Unendliche habe befriedigen wollen, sey er überall angestoßen. Er habe keinen Gott in der Bibel gefunden, weil er keinen bedurft hätte; jetzt habe er aber in dem Gott der Bibel gerade den Gott gefunden, wie ihn der Mensch bedarf. Natürlich sey in ihm der Vorsatz entstanden, die Bibel von diesem Standpunkte aus auch Andern darzustellen, die geistigen Bedürfnisse zu entwickeln, und zu zeigen, wie sie durch die Bibel entweder schon befriedigt seyen, oder wie ihnen Befriedigung wenigstens versprochen sey.

Indem wir nun in den angeführten Worten des Verf. seinen Zweck bey Bearbeitung dieses Werkes angeben, können wir in Hinsicht auf die Ausführung versichern, daß sie sehr zweckmäßig ausgefallen ist, und daß sie uns manche neue und interessante Belehrung darbot. Wir dürfen daher auch hoffen, daß dieses lehrreiche Buch viele Leser finden, und den Glauben an Religion verstärken helfen werde.

Morgen- und Abend-Andachten auf zwölf Wochen, nebst einigen andern Gebeten und einem Anhange von Liedern über verschiedene Materien, von Prinz Friederich Eberhard zu Hohenlohe-Kirchberg. Siebente Ausgabe. Stuttgart, bey Franz Christian Löflund, 1813. 8. S. 478. (Preis 1 fl.)

Wenn der Verleger eines Gebetbuches, in unsern Zeiten, zur siebenten Auflage schreiten muß, so bedarf es keiner weitern Empfehlung. Das Ganze ist auf das Neue durchgesehen, gut und correct gedruckt, und der Preis sehr billig. Wir bemerken für Solche, die es noch nicht kennen sollten, daß es 1) die Umschreibung des „Vater Unser", 2) zwölf Morgen- und Abendgebete an Sonn- und Festtagen, 3) ein Abend-Gebet am letzten Tage des Jahrs, 4) ein Morgen- und Abendgebet am Neujahrstage, 5) ein Gebet um Erkenntniß und Vergebung der Sünden, 6) zwey Morgengebete am Communiontage, 7) ein Gebet vor'm Genusse des Abendmahls, 8) zwey Abendgebete am Communiontage, 9) zwey Morgen- und Abendgebete für Kranke, 10) Gebete für Kranke und Sterbende, 11) ein Dankgebet nach erlangter Genesung, 12) eines bey heftigem Ungewitter, 13) eines, wenn das Gewitter glücklich vorüberging, 14) eine christliche Todes-Betrachtung, und 15) dreißig, (einfache, rührende) Lieder über religiöse Materien enthält. — Der nicht gesuchte, klare, vom Herzen kommende Ausdruck des hohen Verfassers ergreift auch das Herz der Leser, beruhigt, belehrt, erwärmt und erhebt. Möchte jeder Hausvater seine große oder kleine Bibliothek mit dieser lobenswerthen kräftig auf die Gemüther wirkenden Sammlung vermehren!

Vermischte Schriften.

Rheinreise von Mainz bis Neuwied im July 1812. In Briefen an seinen Freund P. A. in H. Von Medicinal-Rath Dr. Wendelstadt. — Sine ira et studio. Tacit. — Hadamar, im Verlage der neuen Gelehrten-Buchhandlung, 1813. gr. 8.

Nicht Hr. Wendelstadt selbst, welchen die Leser wol schon als Arzt, Philosophen, Naturforscher und Dichter kennen, sondern sein Freund, Hr. J. W. Abel, gab, jedoch mit Jenes Wissen, diese Briefe heraus. Man findet hier keine eigentliche Reisebeschreibung, wie der Titel sie vermuthen läßt, sondern die humoristische Erzählung eines kenntnißreichen und gefühlvollen Lustwandlers, der bald schöne Rheingegenden schön beschreibt, bald uns von alten Burgen und Legenden unterhält, jetzt historische Taten in's Gedächtniß zurückruft, jetzt literarische Notizen anreiht, und das Ganze mit gründlichen, oft sehr zeitgemäßen, Reflexionen und passenden Versen aus berühmten Dichtern (und zuweilen von sich) angenehm zu verweben weiß. Ref. las mit Vergnügen fort, bis er am Ende war; denn Hr. Wendelstadt hat die Gabe lebendiger Darstellung, und sein Kopf, wie sein Herz, seine Jovialität, wie sein Ernst, fesseln die Aufmerksamkeit. —

Wenn Ref., der Kritikersitte treu, nun auch etwas rügen soll, so muß er bemerken, daß die schöne Strophe: „Auch des Edeln schlummernde Gebeine" u. s. w. nicht von Hölty, sondern aus einem der frühsten Lieder von Matthisson ist, daß sich der Verfasser oft zu poetisch ausdrückt, wie z. B. S. 15. Kaum vergoldete Eos mit seinen Rosenfingern, rc. S. 88. Eben übergoß Aurora Land und Ströme mit ihrem Purpur u. s. w., und daß Er Manches zu Bekannte (zwar in seinem gefälligen Ton, aber doch) wieder auftischt, wie S. 41 von Karl dem Großen, S. 57 vom Erzbischof Hatto. —

Möchten der zweyte Theil, die Rheinreise von Neuwied bis nach Holland, und das im dritten Briefe von ihm angekündigte romantische Trauerspiel bald erscheinen!

Uebersicht der neuesten Literatur.

1813.

Musik.

Allgemeine musikalische Zeitung. Jahrgang 1813. gr. 4. Leipzig, bey Breitkopf und Härtel.

Dies ist der 15te Jahrgang eines Institutes, das,
was bey fortgehenden literarischen und Kunst-Unterneh-
mungen so selten der Fall ist, mit gleicher Sorgfalt redi-
girt, seinem Zwecke vollkommen Genüge leistet. Neben
einer fortlaufenden Geschichte Alles dessen, was in Be-
zug auf Tonkunst statt hat, liefert diese Zeitung die voll-
ständigen Anzeigen aller musikalischen Werke, mit Un-
partheylichkeit und Sachkunde beurtheilt, die mit interes-
santen Aufsätzen, Nachrichten, Biographien etc. im Fache
der Tonkunst abwechseln, und deren lehrreichem Inhalte
der verdienstvolle Redakteur immer das Unterhaltende
beyzufügen weiß. Zur Probe von Letzterm geben wir
folgende Anekdote von Pugnani:

In Gaetano Pugnani verbanden sich sehr achtungs-
würdige Eigenschaften mit auffallenden Schwächen zu
einem so seltsamen Ganzen, als das ist, welches sein
wohlgetroffenes und kaum glaubliches Portrait darstellt.
Als der erste Violinist seiner Zeit in Italien, und zwar
was gründliche Kenntniß, bewundernswerthe Geschick-
lichkeit, und auch edlen, ausgebildeten Geschmack anlangt,
war er überall gesucht und ausgezeichnet; Redlichkeit,
Gutmüthigkeit, Mildthätigkeit gegen Nothleidende *)
bezeichneten ihn als Menschen, und erwarben ihm Ach-
tung und Liebe; Jovialität, treffender Witz, gesellige
Talente und Weltbildung unterschieden ihn als Gesell-
schafter, und verschafften ihm ehrenvollen Zutritt in die
besten Cirkel. Neben diesem stach aber in seinem Wesen
wunderlich genug — ab und hervor: eine kokettirende,
ganz kleinliche, sehr leicht zu verwundende Eitelkeit, und
eine zerfließende Schwäche gegen das andre Geschlecht, die
in spätem Alter nur in pedantische, süßliche Stutzerey
auslief, sich auch in seinem An- und ganzem Aufzuge
verkündigte, **) und mit seiner abenteuerlichen, fast
grotesken Figur nur desto auffallender kontrastirte. Diese
letztern Eigenheiten machten ihn freylich nicht selten zur
Zielscheibe des Spottes. Einer schönen, geistvollen Dame
von Stande den Hof zu machen, von ihr wol gar als
Cicisbeo (freylich in allen Ehren!) ausgezeichnet zu seyn:
das war sein höchstes Glück, und sein schlimmster Feind,
wer ihn in dieser süßen Träumerey und Einbildung störte.

Dies widerfuhr ihm nun auch einmal durch den
Mahler A., der, seines trefflichen Talents, aber noch
mehr seines Geistes und Witzes wegen, in den besten
Gesellschaften Turins gern gesehen war; und eben bey
einer Dame widerfuhr es ihm, in deren feinem Umgang
und ausgesuchtem Cirkel Pugnani zu seliger Wonne sich
hinaufphantasirt hatte. Er, jetzt schon in überreifen
Jahren, glaubt sich in Schatten gestellt, und kann sich
nun nicht enthalten, über den verhassten Rival allerley
Glossen ausgehen zu lassen. A. wehrt seine Mücken-
stiche eine Zeitlang mit Feinheit und Gelindigkeit ab: das
gibt P. Muth. er macht's nun ärger und immer ärger:
endlich glaubt A. etwas Entscheidendes unternehmen,
und vornämlich — freylich hier die leichteste und sicherste
Partie — die Lacher auf seine Seite bringen zu müssen.

Es war damals Sitte, daß man über die Anschlag-
zettel der Opern, Schauspiele u. dergl., wie bey uns die
Seiltänzer und Luftspringer über ihre Ankündigungen,
eine Hauptscene der Darstellung in Holzschnitt und colo-
rirt setzte, um die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden
noch mehr anzuziehen. In Ermangelung eines neuen
Holzschnitts setzte man wol auch einen alten, wenn er
nur etwas recht Auffallendes enthielt, konnte er auch
kaum einigermaßen mit dem Stücke zusammengedacht
werden, darüber, um so wohlfeilern Kaufs jenen Zweck
zu erreichen. A. zeichnete nun P.s ohnehin einer Cari-
katur so ähnliche Figur noch übertrieben, und doch spre-
chend ähnlich, aber in der Größe eines zierlichen und ge-
zierten Liliputers, und neben ihm groß und männlich,
Tartini (seinen Lehrer, dann seinen Rival), in der Stel-
lung, wie er ihn, P. n, die Finger auf der Violin zu-
rechtrückt.

Nichts hätte P. mehr kränken können, als eben
diese Zusammenstellung, da er sich später weit über seinen
Lehrer erhaben glaubte. Jedes Kind in Turin erkannte
ihn übrigens und wies mit Lachen auf die Scene. P. war
außer sich, und der Mahler in seinen Augen der ränke-
vollste Bösewicht, gegen den nun weiter gar keine Rück-
sicht und auch kein Recht gelte. In der ersten Erbitte-
rung verbreitete er mit größtem Eifer eine Schmähung
über die andre, und immer eine schlimmer, als die andre.
Das goß natürlicher Weise Oel ins Feuer. und A. sann
sich eine noch schärfere Lauge aus, mit welcher er seinen
Gegner begießen wollte.

---

*) Anm. Den Nothleidenden gehörte der größere Theil seines beträchtlichen Einkommens. Sein ganzes bedeutendes Vermögen vermachte er zu einer Stiftung für Arme.

**) Eine schwülstige, aufgethürmte Frisur, ein desto knapperer, abgezwackter Frack von blauer Seide, und ein großer Strauß an der Brust — das gehörte auch in seiner letzten Zeit noch zu seiner gewöhnlichen Erscheinung.

Er ging in eine bekannte Turiner Fayence-Fabrik, und mahlte da P., der so leicht zu treffen war, mit vielen sinnreichen und erbaulichen Variationen auf alle eben vorhandene Nachtgeschirre. Kaum waren diese zum Kauf ausgestellt, so riß man sich zu hohen Preisen um sie, und der Streich ward stadtkundig. Der Fabrikant bestürmte den Mahler um neue Portraits, und dieser lieferte sie frischweg zu Dutzenden. P., halbtodt, lief nach Hülfe und Genugthuung in die Polizey. Der Direktor kannte und schätzte ihn, wie den Mahler. Er ließ diesen vor sich fordern. A. erschien, gestand die That ganz unbefangen, ließ ruhig den Polizeydirektor seinen Kram, über das Injuriöse dieses Verfahrens, besonders gegen einen so bekannten und geachteten Mann, auslegen; und begann dann feyerlich, indem er sein Schnupftuch aus der Tasche zog, eine lange, wohlgesetzte Rede, welche auf das hinauslief: Sie sehen hier, hochgeehrtester Herr Polizey-Direktor, ein Schnupftuch. Aber welch ein Schnupftuch? Eins, worauf das Bild des größten Helden, des erhabensten Königs unsrer Zeit, das Bild Friedrichs des Großen von Preußen, gedruckt ist, und wie dergleichen in Berlin, gleichsam unter seinen eigenen Herrscheraugen, öffentlich verkauft und gebraucht werden. *) Wie nun: ist es erlaubt, mit dem Bilde des größten der Könige seine Nase zu putzen, so wird es doch wahrlich auch erlaubt seyn, auf einen Geiger, und sey er noch so berühmt, zu p—n! — —

Philologie.

Heidelbergae editoris impensis ex officina Jos. Engelmanni, Typographi, MDCCCXII. Guntheri Poëtae Ligurinus, sive de rebus gestis Imperatoris Caesaris Frider. Imi Aug., cognomento Aenobarbi libri decem. Post Jacobi Spiegelii, Pet. Pithoei, Cunradi Rittershusii et Georg. Christi. Joannis repetitas curas ad fidem edit. principiis August. denuo recensuit, selectas virorum clarissimorum lit. et Sciopii, Pelugii, Barthii, Withofii, aliorumque adnotationes itemque suas adjecit, comment. historico-litterariis, lectionum varietate atque indicibus auxit, Dr. Car. Georg Dumgé, Histor. Prof. Heydelbergensis. Vol. I. exhibens integros Sigurini libros una cum variet. lectionum et brevibus in eas stricturis; praemittitur dissert. historico-litterar. de operis auctore, aetate, fatis ac edition.; accedit comment. de Frid. I. Imp. Aug. 8. p. 208.

Wir haben den ausführlichen Titel dieses Werkes, wodurch Herr Prof. Dumgé ein so schönes Verdienst um die historische Literatur sich gemacht hat, darum auch hergesetzt, damit die Leser unsrer Blätter in demselben

*) Wirklich wurden damals dergleichen Tücher in Berlin in großer Menge verfertigt, und fanden guten Absatz.

eine Uebersicht deß, was von dem gelehrten Herausgeber geliefert worden ist, und ferner noch geleistet werden soll, finden können. Eine umständlichere Würdigung dieser Ausgabe kann für den Zweck und Umfang unsrer Uebersichten nicht gehören; aber das Daseyn einer so interessanten Schrift dürfen sie nicht verkennen, und die Leser auf ihren Werth aufmerksam zu machen, liegt ganz innerhalb ihrer Sphäre. Besonders in dem gegenwärtigen Zeitpunkte, wo für die Wiederbelebung des Andenkens an altdeutschen Ruhm und kriegerische, wie literarische, Ehre unserer Altvordern so viel gethan wird, kann auch diese neue Bearbeitung eines Dichters, wie Günther, oder welchen Namen er immer geführt haben mag, dieses wackern Sängers und Heroldes unsers großen Barbarossa, nicht anders als eine sehr willkommene Erscheinung seyn, da die bisherigen Ausgaben, wenn auch nicht gerade alle, sehr selten doch wegen ihrer Einrichtung und Form schon dem größern Publikum und dem jugendlichen Alter besonders, auf das Hr. Dumgé seine Bearbeitung vorzüglich mit berechnet hat, weniger zugänglich sind. Rec. hatte immer eine besondere Vorliebe für diesen Dichter, der wie durch den Inhalt seines historischen Gedichts, so durch seine Treue, da er sich meist oft nur als glücklicher rhetorisch-poetischer Paraphrast genau an die trefflichen Geschichtschreiber, den Bischoff Otto von Freysingen und seinen Kontinuator, den Kanonikus Radevich, anschließt, so durch die liebliche Fülle seiner Darstellung, seine meist reine und schöne, nur da und dort durch Germanismen getrübte Sprache, seinen wohltönenden Hexameterschluß und seine Klarheit in der leichten Beweglichkeit für das Zeitalter besonders, worin er höchst wahrscheinlich schrieb, so anziehend sich auszeichnet. Diese Liebe theilt Rec. gewiß mit allen Freunden der Geschichte, und Literatur überhaupt. Hr. Prof. Dumgé verdient daher allen Dank für diese neue so fleißig und gründlich angelegte Ausgabe. Dieser erste Theil liefert nach einigen vorausgeschickten Abhandlungen: 1) über den Verfasser des Werks, sein Zeitalter, seine Lebensumstände und die verschiedenen Ausgaben seiner Schriften, und 2) über das Zeitalter und die Geschichte Friedrich I. selbst, den vollständigen Text der zehn Bücher mit unterlegten Varianten. Der Herausgeber bearbeitete den Text nach seinen auf dem Titel genannten Vorgängern mit vielem Fleiß und genauer Sorgfalt, und Rec. wüßte kaum eine oder die andre Stelle anzugeben, wo er nicht die von Hrn. Dumgé gewählte Lesart unbedingt der abweichenden, in den Noten angegebenen, vorzöge. Ausgezeichnetes Lob verdienen auch die beyden Abhandlungen, besonders die erste, worin mit vielem Scharfsinne und wahrheitliebender, sorgfältig prüfender Umsicht, Alles auseinander gesetzt ist, was sich für die Aechtheit des Gedichts, die bekanntlich mit mehrern, oft sehr scheinbarn, Gründen von Senkenberg vorzüglich angefochten worden ist, nur immer beybringen ließ. Bey dem gänzlichen Mangel an ältern Zeugen, (aus dem Jahrhunderte nämlich, in welchem der Verf. geschrieben zu haben, nach den Angaben seines Werkes angenommen werden muß), bey der Unbekümmerniß der ersten Herausgeber und Pfleger des Gedichtes, da es in den Zeiten der Wiederherstellung der Literatur durch den bekannten Konrad Celtis Protucius *), als ein in

*) Die zwey letzten Namen, wie der verstorbene treffliche Literator Klüpfel in Freiburg, in einer kleinen wenig

einem Oberfränkischen Kloster gefundenes Manuscript nach Augsburg gebracht wurde, um Namen, Zeit und Aechtheit des Werks, wo auch unter Gelehrten von großem Namen, Camerarius, Bahrdt, Spiegel, Melanchthon u. a., einer dem andern, wie es zu gehen pflegt, auf Treu und Glauben nachsprach, musste der Herausgeber vorzüglich an die innern Spuren und Gründe, die aus dem Werke selbst für die Aechtheit hervorgehen, sich halten. Eben so in Betreff dessen, was den wirklichen Titel des Werks Ligurinus angeht, (S. I. X. V. 613 — 616) gebildet nach der Analogie jenes andern früher vom Verf. verfertigten poetischen Werkes Solymanus, I. 13. und X. 648, eines Titels, der oft und viel ehedem für einen Vaterlandbezeichnenden Beynamen des Eigennamens Günther genommen wurde. Auch dieser Eigenname selbst muß noch bezweifelt bleiben, da sich hierüber kein näherer Aufschluß aus dem Gedichte, oder sonst woher ergibt. Daß aber der Verf. wirklich zu Friedrich I. Zeiten gelebt, dem und dessen Söhnen er sein Gedicht zueignet, daß er zwar nicht, wie Melanchthon will, in der Gesellschaft Friedrichs selbst, etwa ihm das gewesen sey, was dem ältern Scipio Ennius, dem jüngern Polybius, aber doch wohl unterrichtet geschrieben habe von dem, was er in Versen nun aus dem reichen Stoffe der Heldenthaten des Kaisers nach den beyden obgenannten Historikern, also nur einen Zeitraum von 8 Jahren beschreiben wollte, ferner, welcher Nation er angehöre, welchem Stande, das Alles macht Hr. Prof. Dumgé sehr wahrscheinlich, die Senkenberg'schen Zweifel dagegen entkräftend, die hergenommen sind aus der zu feinen Bildung, die das Gedicht für jenes Jahrhundert verrathe, (zweifelt man, möchte Rec. hinzusetzen, an Radevichs Aechtheit und wie viele Stellen in ihm — man sehe nur die Reden I. 27. 40. und II. 61 — haben beynahe klassisches Latein) so wie auch aus dem Umstande, daß nur eine so kurze Periode der Thaten Friedrichs beschrieben sey, und das zu einer Zeit, wo der Kaiser schon so rühmlich andere vollbracht. Darin allein möchten wir Hrn. Dumgé nicht beystimmen, wenn er vermuthet, das Werk sey auf Befehl Friedrichs selber, als ob ihn Otto und Radevich nicht genug gelobt (?) geschrieben worden. S. 45. Die Gründe, woraus der Verf. dies folgert, aus der Dedikations-Formel nämlich und der sichtbarn Eile, womit das Werk geschrieben sey, befriedigen nicht, und die ganz willkürlich angenommene Beschuldigung Friedrichs, als eines so eitlen Mannes, ist abstoßend. Der zweyte nächstens erscheinende Theil wird einen vollständigen Commentar des Dichters enthalten.

Schöne Wissenschaften.

Poetische Versuche und Uebersetzungen, von Dr. Ferdinand Kämmerer. Darmstadt, gedruckt mit Stahl'schen Schriften, 1813. 8. 1te Abth. S. 200. 2te Abth. S. 196. (mit Kupfern.)

In der ersten Abtheilung dieser Sammlung, den poetischen Versuchen, glauben wir mehr einen gebildeten Dilettanten der Poesie, als einen eigentlich von der Natur in sie eingeweihten Priester derselben erkennen zu dürfen. Wir sagen dies keineswegs aus Abschätzung der Talente des Verfassers. Er selbst scheint dies nach der Vorrede zu fühlen, und sagt, diese erste Abtheilung sey hauptsächlich für seine Freunde, auf deren Antrieb sie allein in einen größern Kreis trete, bestimmt; er kenne die Mängel derselben, und gestehe, daß sie keine scharfe Kritik aushalte. So sehr sich der Verf. in verschiedenen Gattungen und Formen, Elegien, Oden, Liedern, Balladen, Idyllen, Stanzen, Sonetten u. s. w. versucht, so fanden wir doch kein Gedicht, das uns einen entschiedenen Dichterberuf desselben durch Eigenthümlichkeit der Empfindungsweise, der Phantasie, der Darstellung u. s. w. zu beurkunden geschienen hätte. Doch ist keines schlecht zu nennen. Auch, da die Gedichte sämtlich Korrektheit ansprechen, erfreuen so manche Härten und Nachlässigkeiten des Ausdrucks, Elisionen und Versetzungen, wie z. B.

Wer wollte nicht jetzt sich des Lebens erfreu'n,
Wo freundlich geladen der Frühling uns ein?

mit andern Unebenheiten um so weniger. Gemählde von Naturscenen gelingen dem Verf. noch am besten, wie im Winter, S. 15, und in mehrern Stanzen der nur allzu gedehnten, den Kern der Empfindung erstickenden Elegie: Bey'm Abschiede vom Heidelberger Schloß, S. 56, sodann in den Distichen: Der Abend, S. 163 — 168, und an das Neckarthor zu Mannheim. S. 182 — 189; ferner empfehlen sich die beyden Gegenstücke: Deutscher Edelmuth, S. 157, und Deutsche Kühnheit, S. 159, mit der Idylle: Des Geliebten Rückkehr, S. 172, vor den übrigen der Sammlung sehr vortheilhaft.

Wenn wir nun schon in dieser Abtheilung mehr das Streben eines gebildeten, oder doch nach höherer Bildung ringenden, empfänglichen und durch Dichterlektüre genährten jugendlichen Geistes, als den Geistesgenuß eines wirklich eingebornen Dichtergenius anerkennen zu müssen glauben; so erfreut uns nun in dieser Abtheilung schon, aber noch weit mehr in den folgenden, das gewandte Uebersetzertalent des Verfassers, das sich an klassischen Musen des Alterthums im Wettstreite mit unsrer Sprache und deutscher Rhythmus-Kunst auf eine sehr viel versprechende Weise geübt hat. Es finden sich schon in dem ersten Abschnitte einzelne kleine Proben, aber die zweyte ist ganz solchen aus dem Griechischen besonders und dem Lateinischen des Persius z. B. gewidmet. Man begegnet hier den kleinern Hymnen des Homers mit den größern auf Demeter u. A., den Kriegsliedern des Tyrtäus, mit der Elegie des Kallinos; den auch von A. W. Schlegel im Athenäum, aber hier unabhängig von jener Verdeutschung übersetzten Elegien des Phanokles und Hermesianax, und am Schlusse der sechsten Satyre des Persius an Casius Bassus. Sämtliche Verdeutschungen bewähren vertrautes Studium beyder Sprachen, und nicht gemeine Einsicht in den Geist der Alten. Sie verrathen einen würdigen Zögling des trefflichen Jacobs, dem sie auch gewidmet sind, und einen glücklichen Schüler der Voß'schen Uebersetzungskunst. Unser Urtheil weiter zu motiviren, gestatten Zweck und Raum dieser Blätter nicht; aber da dem Verf. vorzüglich an diesem zweyten Abschnitte

bekannt gewordenen Schrift erwiesen, hat eigentlich nur eine doppelte lateinische und griechische Dollmetschung, nach Sitte der Zeit, (wie z. B. Desiderius Erasmus) des väterlichen Namens: Bickel, (Steinmetzwerkzeug.)

gelegen ist, und er selbst mehr Werth diesen nachgebildeten, die er nur als Proben größerer Uebersetzungswerke in's Publikum sendet, als seinen selbstgebildeten Poesien beyzulegen scheint, so zweifeln wir nicht, auch die ausführlichern Recensionen anderer Blätter werden ihn auf dem rühmlich begonnenen Pfade, wo er am sichersten seine Lorbern ernten wird, mit langsam-besonnener Eile fortzufahren, wie Rec. mit reiner Ueberzeugung thut, ebenfalls ermuntern.

Vaterländische Schauspiele. Von Heinrich Keller, Bürger von Zürich, Bildhauer zu Rom. Erster Band. Zürich bey Orell, Füßli, und Comp. 1813. 8. S. 281.

Dieser erste Band enthält die dramatische Geschichte des Burgundischen Krieges in zwey Abtheilungen, deren erstere mit der Schlacht von Murten, die zweyte mit Karls des Kühnen Tod sich endigt. Es sind nicht Erstlinge auf dem Felde der dramatischen Dichterkunst, welche der auch als Bildhauer rühmlich bekannte Verfasser hier liefert; die vor einigen Jahren in der Verlagshandlung dieser vaterländischen Schauspiele ausgegebenen Trauerspiele: Ines del Castro und Francesco del Paolo von dem pseudonymen Thelo, waren ebenfalls Arbeiten des Hrn. Kellers, der eine vielseitige Bildung mit hohem Sinne für vaterländische Tugend und Geschichte verbindet, und seinen glücklich gewählten Vorwurf mit eben so viel Leben und Wahrheit als dramatischer Kunst behandelt hat. Man will nur ein kleines Bruchstück als Probe ausheben. Dies erzählt des Herzogs von Lothringen, Renatus, Zusammentreffen mit Waldmann, dem Feldherrn der Zürcher.

Renat.

Großer Waldmann!
Ein Flüchtling, ein Verbannter, fasset traulich
Die starke Hand, die oft den Stolz gebeugt.
Ich werfe mich in deine Arme, Held!
O hebe mich empor aus meinem Jammer.
Ich bin Renat, dem Karl sein Land geraubt,
Entrissen hat die schöne Nancy; lange
Harrt' ich der Rache, Ludewigs Verheißung.
Doch Wartens müde, eilte ich hieher,
Nun da das Nah'n des großen Tags von Murten
Aufreget die Gemüther weit und breit
In allen Landen, auch mein Loos entscheidet.
Des eitlen Harrens müde eil' ich her
Mit euch zu kämpfen, Tod und Sieg zu theilen,
Daß so des Schmerzens tiefe Wunden heilen.
O fänd' ich Karln im wilden Schlachtgewühl!
Das ist mein Wunsch, mein Streben und mein Ziel!

Waldmann.

Hier, tapfrer Jüngling, eines Schweizers Handschlag!
Gewonnen hat dein Anblick schon mein Herz:
Nimm Waldmanns Wort, ich will nicht eher ruh'n,
Bis Nancy deine Stadt wir nicht gewonnen,
Dich eingesetzt in deiner Väter Land.

Renat.

Ich fasse, edler Schweizer, deine Hand
Vertrauungsvoll, im Herzen Hoffnung grünend.
Nun stelle mich zu deinen tapfern Streitern;
Denn her kam ich, in euren Reih'n zu fechten,
Mit euch zu theilen dieses Tages Loos.
Ich will den Herzoghut mir heut erwerben;
Vermag ich's nicht, in dieser Stunde sterben.
Mein Schwert ist blank, es gilt nun hohen Ruhm,
Mein Nancy, meine Stadt, mein Herzogthum.

Waldmann.

Führ, junger Held, kühn deine treue Schaar,
Stets vorwärts dringend unter muth'gem Streben,
Wenn sich des Kampfes Wellen wild erheben.

Ein Bote kommt.

Der Bote.

Die Vorhut ist schon auf den Feind gestoßen,
Der Herzog ordnet der Burgunden Scharen.

Waldmann.

Für Gott und Vaterland macht euch bereit,
Es wanke Keiner in dem großen Streit.
Werft betend euch vor Gott zur Erde nieder,
Dem Feinde trotzend hebt voll Muth euch wieder;
Und, wenn er donnernd das Geschütz nun löst,
Die Kniee gebogen und das Haupt entblößt!
Noch haltet, bis Hallwyl den Angriff thut;
Dann taucht die Arme tief in Feindes Blut!

Das Buch ist hübsch gedruckt und mit drey Kupfern ausgestattet, deren eines das Bildniß Karls des Kühnen, nach einem alten Urbilde, gezeichnet von Overbeck, gestochen von Lips; das zweyte den Abschied der Berner von den Ihrigen in der Nacht vor der Schlacht bey Murten, gezeichnet von L. Vogel, und gestochen von Lips; das dritte den gefallenen Herzog von Burgund, nach Cornelius Zeichnung, von Rahl gestochen, darstellt. Es sind Kunstverwandte, Freunde in Rom, die zu Hrn. Kellers Schauspielen die Zeichnungen lieferten.

Vermischte Schriften.

Archiv für die Pastoral-Konferenzen in den Land-Kapiteln des Bisthums Konstanz, 1812. 8. — Konstanz und Freyburg, in der Herder'schen Buchhandlung. Zwey Bände, jeder von 480 S.

Wie das eben angezeigte Gebetbuch für die Gemeinden, so ist das Archiv für die Lehrer des Bisthums bestimmt. Die Reihe seiner Jahrgänge ist schon beträchtlich angewachsen, und fortgehend bleibt dasselbe seiner Bestimmung treu durch Mittheilung der vorzüglichern Aufsätze, die in den Kapitel-Konferenzen eingereicht werden, diese aufzumuntern, einen heilsamen Wetteifer zu unterhalten, und das Nachdenken über die Berufspflichten des Lehrers und Seelsorgers überhaupt, so wie über die Forderungen, welche die Zeit-Bedürfnisse insbesondere an ihn machen, zu verbreiten und zu wecken. — Pastoral-Theologie und Liturgie sind auch in dem neuesten Jahrgang vorzugsweise beachtet, mitunter finden sich historische Nachrichten von Armen-Anstalten u. s. w.

№ 22.

Uebersicht der neuesten Literatur.

1813.

Biographie.

Biographie universelle ancienne et moderne, ou histoire par ordre alphabétique de la vie publique et privée de tous les hommes qui se sont distingués par leurs écrits, leurs actions, leurs talents, leurs vertus ou leurs crimes. Ouvrage entierement neuf, redigé par une societé de gens de lettres et de savants. Tome VII et VIII. à Paris, chez Michaud Frères, 1813. 644 und 646 S. gr. 8.

Es ist dies die vierte Lieferung des grossen und verdienstlichen Unternehmens, die der vorhergehenden schneller folgte, als bey den erstern der Fall gewesen war. Der seltsame Proceß, wegen angeblichem Nachdruck, welchen der Buchhändler Prudhomme, der Eigenthümer eines ältern biographischen Lexikons, gegen die Gebrüdere Michaud, als Verleger der neuen Unternehmung, erhoben und durch alle Instanzen verfolgt hatte, ward zwar bekanntlich zu Gunsten der letztern entschieden; er verursachte aber so viele Umtriebe und Kosten, daß die Beförderung des Werkes darunter eine Zeit lang leiden musste. Die zwey vorliegenden Bände beginnen mit Canachus und enden mit Clayton. Daß jeder Artikel unterzeichnet ist, gewährt der Arbeit eine gewisse Garantie, und ist in mancher Hinsicht gut und angenehm. Jedem Band ist das alphabetische Verzeichniß der Mitarbeiter vorgesetzt, welche dazu wirklich eigene Artikel lieferten; ihre Zahl steht immer zwischen 70 und 80, und es sind darunter viele sehr geschätzte Namen, auch Ausländer. Die mehrern deutschen Artikel sind von dem emsigen und geistvollen Hrn. Guizot verfasst. Zwey der merkwürdigsten und zugleich ausführlichsten Biographien der vorliegenden Bände, sind jene Karls I. von England, durch Hrn. Lally-Tolendal, und Cicero's von Hrn. Villemain.

Lebensbeschreibung M. Ulrich Zwingli's, von J. C. Heß. Aus dem Französischen übersetzt. Mit einem literarisch-historischen Anhang. 2 Theile. Zürich bey Geßner, 1811. 675 S. in 8.

Die französische Urschrift ist von Hrn. Heß, einem gelehrten jungen Zürcher, der sich in Genf aufhält, mit besonderer Rücksicht auf Frankreich geschrieben; der Verfasser hat die bekannten Quellen auf eine verständige Weise benutzt, und seine Erzählung ist einfach und anziehend. Uebrigens enthält sie weder neue Aufschlüsse, noch tiefer eindringende Ansichten, und sie mochte immerhin unübersetzt bleiben. Die vorliegende Uebersetzung hat aber durch die literarisch-historische Zugabe, welche den zweyten und stärkern Band ausmacht, einen eigenthümlichen und nicht geringen Werth erhalten. Der Professor Leonhard Usteri liefert darin das mit eben so viel Fleiß als Einsicht verfertigte kritische Verzeichniß der zahlreichen Bücher und kleinen Schriften Ulrich Zwingli's, beynahe überall aus Autopsie, mit der höchsten bibliographischen Genauigkeit verfasst, und von ausnehmend schätzbarn Auszügen der merkwürdigsten Stellen begleitet; so daß dieser literarische Apparat für die Kirchen- und Reformations-Geschichte überhaupt, und für die Geschichte des Zürcher'schen Reformators insbesondere, eine reiche und dankeswerthe Ausbeute liefert. Es darf jedoch nicht unbemerkt bleiben, daß eine Einleitung und eine wesentliche Vervollständigung dieser Uebersicht und Analyse von Zwingli's Schriften, die der Verleger (unbegreiflicher Weise!) annoch abdrucken zu lassen sich geweigert hatte, seither in dem zweyten Heft der von den HH. Tzschirner und Stäudlin eröffneten neuen Zeitschrift für Kirchengeschichte (Leipzig, 1813) erschienen ist.

Natur-Geschichte.

Georgii Wahlenberg, M. D., de Vegetatione et Climate in Helvetia septentrionali inter flumina Rhenum et Arolam observatis et cum summi septentrionis comparatis tentamen. Cum tabula altitudinem montium terminosque vegetationis monstrante, et tabula temperaturae, nec non tabula botanica I. Turici Helvetorum, impens. Orell, Füssli et Soc. 1813. pag. XCVIII und 200. in 8.

Ein für die allgemeine Naturgeschichte, für die Naturbeschreibung der Alpen überhaupt, der Schweizer-Alpen insbesondere, und endlich für die Pflanzenkunde und Pflanzen-Geographie höchst wichtiges Werk, das die Frucht des Aufenthaltes des berühmten schwedischen

Alpenforschers während des J. 1812 in der Schweiz, und seines Sommeraufenthaltes auf den Schweizer-Gebirgen, ist. Er schrieb es während des verflossenen Winters zu Zürich, und er rühmt in der Vorrede die ihm in Ausarbeitung desselben geleistete Mitwirkung und Beyhülfe mehrerer Glieder der dortigen naturforschenden Gesellschaft. Das ganze Buch beruht auf eigenen, sorgfältigen, wiederholten und das höchste Zutrauen verdienenden Beobachtungen und Erfahrungen, die Hr. Wahlenberg mit ächt philosophischem Geiste zu würdigen und zu verarbeiten versteht. Die Verschiedenheiten der Vegetation der höhern Regionen des gemäßigtern Europa's, und jener der nördlichsten Länder zu beobachten, und ihre Ursachen zu erforschen, — dies war seine Aufgabe. Um dieselbe auf's Genügendste zu lösen, beschränkt er den Schauplatz seiner Beobachtungen des J. 1812 auf die Alpen des nördlichen Helveziens, zwischen der Aare und dem Rhein. Hier brachte er seinen Sommer zu, und bestieg die merkwürdigsten Berge drey- und mehrmal in den verschiedenen Jahrszeiten. Das Verzeichniß aller selbst beobachteten Pflanzen, mit genauer Angabe ihrer Standörter u. s. w., ist eine Bereicherung und mannichfache Berichtigung der Schweizerflora. Die vorausgesandten Discurse dann liefern erst eine große Zahl barometrischer Höhenmessungen der von dem Verfasser bereisten Gegenden und Berge der Schweiz, welche, durch Vergleichungen mit genau korrespondirenden in andern Theilen der Schweiz gemachten Beobachtungen, zu genauen und viele ältere Angaben berichtigenden Resultaten führen; hierauf folgen die eben so merkwürdigen als lehrreich und anziehend dargestellten Parallelen zwischen der lappländischen und der helvetischen Flora, die Begründung derselben durch die climatischen Verschiedenheiten beyder Länder, und hinwieder die Auseinandersetzung der Ursachen dieser letztern. Die beygefügten Tafeln, deren die eine die geographische der Schweizer-Flora, die andere die Temperatur-Beobachtungen, wie sie in der Schweiz sowol als in Schweden auf parallelen Höhen gemacht wurden, darstellen, sind mit Humboldt'schem Geist entworfen.

Reisebeschreibungen.

Reise auf die Eisgebirge des Kantons Bern und Ersteigung ihrer höchsten Gipfel, im Sommer 1812. Von Dr. Rudolf Meyer. 8. Aarau, bey Sauerländer. Mit einer Karte.

Die beyden Brüder Meyer aus Aarau, Rudolf und Hieronymus, Söhne des verdienstvollen Greises, welcher das Relief und die große Karte der Schweiz veranstaltete, hatten im Sommer 1811 die Jungfrau zuerst erstiegen; ihnen gesellten sich für die zweyte Reise die beyden Söhne des Erstern, der Doktor Rudolf und Gottlieb Meyer, nebst dem Doktor Thilo bey, welche mit Trägern und Führern die kühne und merkwürdige Wanderung anstellten, von der die gegenwärtige Erzählung nach schriftlichen und mündlichen Mittheilungen des jüngern Rudolf Meyer durch Hrn. Zschokke verfasst ward. Sie erscheint gleichzeitig in den Aarauer Miscellen und in diesem besondern Abdruck mit einer vortrefflichen, nach dem Meyer'schen Relief durch Scheuermann gezeichneten und gestochenen, Karte der bereisten Gletscher. Einen ersten am 26. July begonnenen Versuch, das Finsteraarhorn zu besteigen, machte die schlimme Witterung mißlingen; man musste nach dem Grimsel zurückkehren. Da weilte der jüngere Rudolf, bis am 14. August ein heiterer Abend schönere Tage versprach. Am folgenden Morgen ward das Finsteraarhorn, nach Tralle's Messungen, 13,234 Fuß über das Mittelmeer erhaben, das erste Mal erstiegen, zum Theil auf einer fast senkrechten Schneewand am Felsen. „Wir traten in die Tapfen oder vielmehr Stufen, die der Kühnste voran eingedrückt hatte, einen Arm immer in den Schnee tief eingrabend, um den unsichern Fußtritt zu erleichtern. An einigen Stellen war das glatte Eis blos. Da hieben die Vordersten Tritte für Hand und Fuß; Alle schlangen wir ein Seil um unsern Leib, daß Einer den Andern sichere. So kamen wir über Felsen, Eis und Schnee empor; einmal auch unter einem weit überhangenden Gletscherblock durch, im schönsten Eisgrün prangend, dessen säulenhafte Eiszapfen wie Stalactiten herabhingen, und kaum von uns berührt, in das Unübersehbare des Finsteraargletschers hinunterprasselten." Auf dem Oberaarhorn blieb Rudolf erschöpft liegen, aber drey seiner Gefährten erstiegen auch den höchsten Gipfel des Finsteraarhorn. Den 24. Aug. traf die ganze Reisegesellschaft von Neuem zusammen; aber die Witterung ward schon wieder ungünstig. Am 3. Sept. erstieg Gottlieb Meyer mit zwey Wallisern die Jungfrau diesmal von der Ostseite, der vor einem Jahr gewählten entgegengesetzt. „Nach eilf Uhr stand der letzte Gipfel vor ihnen, gegen 400 Fuß hoch. Er schien beynahe senkrecht. Indem sie hinan klimmten, lag ein Gletscherspalt vor ihnen, tief und senkrecht eingeschnitten, drey Schuh breit; über demselben hing ein ungeheurer Eisblock mehr denn 150 Schuh hoch. Nach einer augenblicklichen Verlegenheit stellte einer der Führer eine Stange gegen den Block über dem Abgrund. Die Andern halfen ihm hinauf. Droben schnitt er in das Eis einen Fußtritt. Gottlieb Meyer folgte. Aber unter seinem ersten Tritte brach oben das Eis. Er konnte sich noch an der Stange halten, und kam hinauf. Glücklicher folgte der Dritte. Nun befestigte der Vorgänger das Seil an seinem Stock; an diesem Seil hielten die Nachfolgenden fest; Jeder machte oder erweiterte mit dem Messer Tritte im Eis, um sich darin mit Händen und Füßen halten zu können. „Nach zwey Uhr war der höchste Punkt der Jungfrau erreicht; er hatte sich seit vorigem Jahr, da die Kuppe weit abgerundeter war, sehr geändert. Er spitzte sich beynahe aus. Gottlieb Meyer fand das Barometer zu 16." 11. 50.''' und das Thermometer zu + 6°, während jenes gleichzeitig zu Aarau 27. 0. $6\frac{1}{2}$, dieses + $14\frac{9}{10}$ beobachtet ward. Am nämlichen Tag hatte der jüngere Rudolf von der Grimsel den Weg über das Eismeer nach Gründelwald zurückgelegt, von dem eine Sage unter den Hirten geht, daß durch ihn vor ungefähr hundert Jahren ein gewisser Doktor Klauß von Grindelwald nach Grimsel gedrungen sey. „Die ausgezeichnet üble Witterung, (so schließt die bescheidene Darstellung), des Jahrs 1812 verhinderte uns, anhaltende und genaue Beobachtungen in den Eisregionen anzustellen. Die verstümmelten einzelnen Beobachtungeu und Arbeiten hier alle mitzutheilen, hielt ich nicht nur für sehr entbehrlich, sondern selbst der Wissenschaft für nachtheilig. Statt solcher unvollendeten oder unreinen Versuche gab ich hier die Geschichte unsrer Reise, welche als eine der ersten in jenen Gegenden des ewigen Schnees wol noch immer

lehrreich und anziehend seyn mag." Etliche wichtige Thatsachen finden sich beynebens in dem Berichte. Keiner der Reisenden ward in einer absoluten Höhe von 10 und 12,000 Fuß und mehr von Schläfrigkeit oder heftigen Fieber, oder Erbrechen, oder Ohnmacht und dgl. befallen, und Vieles, was andre Reisebeschreiber der Reinheit der Luft zuschreiben, mag gar oft nur Wirkung der Aengstlichkeit bey dem Anblick möglicher Gefahren gewesen seyn, verbunden mit erhöhter Anstrengung, welche sehr natürlich eine schnellere Erschöpfung herbeyführt. Was Saussure über die Elektricität auf den Eisbergen Savoyens bemerkte, wie über das tägliche Steigen und Fallen des Wärmemessers, bestätigte sich auch auf den Eisgebirgen des Berner Oberlandes.

Voyage pittoresque du Nord de l'Italie. Par T. C. Bruun Neergaard, gentilhomme de la chambre du Roi de Danemark etc. Les desseins par Naudet; les gravures par Debucourt. Livraison 1, 2, 3. Paris de l'imprimerie de firmin Didot, 1812. Folio Format.

Diese mahlerische Reise des nördlichen Italiens wird aus sechzehn bis siebenzehn Lieferungen, jede von sechs Kupfertafeln und einigen Textbogen, bestehen; die Lieferungen sollten monatlich erscheinen; bis dahin jedoch ist kaum zu vier Monaten nur eine neue ausgegeben worden. Hr. Bruun Neergaard, als einsichtsvoller Kunstfreund und auch als Schriftsteller nicht unvortheilhaft bekannt, hat einen zweymaligen Aufenthalt in Italien gemacht. Sein Reisegefährte, der verstorbene Mahler Naudet, lieferte ihm eine Menge Aussichten in den verschiedenartigsten Manieren, von denen er eine Auswahl für dieses Werk traf, und die er den mancherley Zeichnungs-Manieren treu nachahmend ätzen oder stechen, und mit dem den Zeichnungen eigenen Colorit abdrucken ließ, so daß man in der That beym ersten und flüchtigen Anblick der Kupfer allerley Zeichnungen in Sepia, in Bister, mit Farben, mit der Feder, mit Reißbley, mit Tuschmanier, auf farbigem Papier u. s. w. vor sich zu sehen glaubt. Die Reise selbst eröffnet sich mit der neuen Simplonstraße, dem Lago Maggiore und seinen reizenden Inseln, und sie geht über Mailand nach dem Commersee, nach Pavia, Piacenza, Parma, Bergamo, Verona und Padua bis nach Venedig und den dazu gehörigen Inseln. — Die Ausführung ist inzwischen hinter der durch etwas hochtönende Ankündigungen gespannten Erwartung zurückgeblieben, und in der kostbarn Reihe der mahlerischen Reisen kann die gegenwärtige wol nur auf eine untergeordnete Stelle Anspruch machen. Der Werth der Kupfer ist sehr ungleich, und bey ihrer Auswahl ist die nöthige Strenge keineswegs angewandt worden. Mehrere halbzerfallne und zu Fabriken benutzte Gebäude in den Vorstädten von Mailand werden als pittoreske Aussichten gegeben, während sie weder Schönheit noch Reiz oder Anmuth irgend einer Art besitzen; die Aussicht von Como ist aus einem höchst unglücklichen Standpunkt zunächst vor dem Stadtthore gezeichnet; von den boromäischen Inseln besitzt man bessere Darstellungen. Andre Blätter sind gefällig und brav, und die abwechselnden Manieren derselben ertheilen dem Ganzen allerdings einen originellen Charakter. Der Text enthält ein etwas mageres Reise-Tagebuch mit Lückenbüßern ausgestattet, die meist aus allgemein bekanntes Quellen entlehnt sind.

Taschenbücher.

Taschenbuch für das Jahr 1814, der Liebe und Freundschaft gewidmet. Herausgegeben von D. St. Schütze. Frankfurt am Mayn, bey Friedrich Wilmans. 12. S. 302.

Schon die rühmlich bekannten Namen Louise Brachmann, Langbein, St. Schütze, de la Motte Fouqué, Beauregard Pandin, Krug von Nidda empfehlen dieses Taschenbuch. Auch Charlotte von Ahlefeld, Stricker, Gottwalt, Prätzel und Friedrich Schubart haben diesen Blumenkranz mit neuen Blüthen vermehrt. Die Kupfer von Ramberg und Jury erhöhen den Werth des Ganzen. Die Vignetten für die zwölf Monate sind mit heitrer Laune reich ausgestattet, auch in gefälligen Versen erklärt, und fünf niedliche Kupfer vergegenwärtigen die interessantesten Auftritte in den Erzählungen, welche mit verschiedenen Gedichtarten angenehm abwechseln. Herr Ego, von Langbein, ist besonders zeitpassend; denn die Egoisten —

Wer kennt nicht diese rauhe Bande?
Wen drückt nicht ihre Selbstsucht schwer?

Möchten doch alle romantischen Dichtungen so licht und zart und gefühlvoll, wie der unheimliche Gast, oder so humoristisch, wie der Mantel, geschrieben seyn! — Das Verdienst der übrigen unterhaltenden Beyträge zu würdigen, gestattet der Raum nicht.

Theologie.

Johann Michael Sailers Gastpredigten in der Schweiz gehalten, im Herbst 1812. 8. Luzern, bey Anich. 1813.

Diese fünf christlichen Reden dürften sich, nach einem Ausdruck ihres Verfassers, Schweizerreden nennen, weil sie aus der Fülle der Ueberzeugung gedrungen sind, und keine andre Absicht hatten, als dem schönen Vertrauen edler Menschen zu gehorchen. Er spricht in denselben nicht so fast die Kunst des Redners, als vielmehr die eine Wahrheit, von welcher Herz und Seele durchdrungen sind: Gott in Christus zugänglich, das Heil der Welt. Aus diesem Gesichtspunkt wird in den ersten zwey Reden von der Bestimmung des Menschen gesprochen, welche nach der Vernunft und dem ganzen Geist des Christenthums besteht im Streit für Gott und im Sieg mit Gott, wobey das Licht über die Finsterniß, die Liebe über den Haß und das Leben über den Tod triumphirt. In der zweyten und dritten Rede wird der einzige Weg beschrieben, auf dem der Mensch seinem hohen Ziel entgegen gehen kann, der mit der Wiedergeburt des Menschen anfängt, und durch das wahre Gebet, welches das Leben des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe ist, fortfährt. In der fünften Rede wird diejenige

Vollendung des Menschen hienieden auf Erden mit heiliger Begeisterung dargestellt, worin der Mensch sich ganz und auf immer Gott, und Gott sich ganz und auf immer dem Menschen gibt, durch welche wechselweise Hingabe die Religion in das Leben eingeführt und Gott in Christus das Heil der Welt wird. Jede Stelle dieser so gehaltreichen als geistvollen Reden liefert das unwidersprechliche Zeugniß, daß ihr Verfasser von keinem andern Antrieb beseelt war, als von demjenigen: Ein Bote Gottes von dem einzigen Heile der Welt zu seyn. Und so hat der verdiente und geliebte Mann ohne Zweifel das Beste von Allem, was er weiß und besitzt, seinen vielen ihm treu anhänglichen, Schweizerfreunden zum werthvollen Andenken zurückgelassen.

Vermischte Schriften.

Annuaire de l'Imprimerie et de la Librairie de l'Empire français, pour l'année 1813. Paris, chez Pillet, Imprimeur-Libraire, rue Christine, Nro. 5. 1813. un Vol. in 18. Prix 3 Fr.

Dieses auf Befehl des General-Direkteurs der Buchdruckerey und des Buchhandels, Baron de Pommereul, gedruckte Jahrbuch, das zum ersten Mal erscheint, enthält die Organisation der zur General-Direktion der Buchdruckerey und des Buchhandels gehörenden Bureaux, die Namen der Kaiserlichen Censoren, Inspektoren in Paris und in den Departements, und der Stempelprüfer; die Liste der in Paris befindlichen Buchdrucker und Buchhändler, das Verzeichniß der Buchdrucker und Buchhändler des französischen Reichs, nach der alphabetischen Ordnung der Departements; die Liste aller Buchdrucker des Reichs, so wie die der Buchhändler, blos in alphabetischer Ordnung; die Angabe aller Journaux, Anzeige-Blätter und periodischen Schriften des Departements, und den vollständigen Text aller die Buchdruckereyen und Buchhandel betreffenden Gesetze, seit dem 19. Juli 1793 bis jetzt. Die Buchdruckereyen und der Buchhandel stehen unter dem Minister des Innern, dem Grafen von Montalivet; die General-Direktion hat der General, Baron de Pommereul, dem 6 Auditeurs beym Staats-Rath, 1 General-Sekretär, 20 Kaiserliche Censoren, 2 Räthe, 1 Polizey-Kommissär rc. beygegeben sind. Die Zahl der Inspektoren beträgt 42, wovon 4 in Paris, an den übrigen Orten nur einer, nämlich: in Amiens, Amsterdam, Anvers, Avignon, Besançon, Bordeaux, Bruxelles, Clermont, Caen, Dijon, Florenz, Geneve, Groningen, Genua, Hamburg, Liège, Lilet, Limoges, Lyon, Le Mant, Mainz, Marseille, Montpellier, Münster, Nancy, Nantes, Nismes, Orléans, Pau, Rom, Strasburg, Toulouse, Tours, Troyes, Turin, Valence, Vannes und Versailles; die Zahl der Stempelprüfer ist 31; die Zahl der Buchdrucker in Paris 77, darf aber bis auf 80 vermehrt werden; die Zahl der Buchdrucker im ganzen Reiche (außer Paris), beträgt 1149, worunter aber 410, deren Stellen mit ihrem Tode aufhören; an Buchhändlern befinden sich in Paris 377, im übrigen Reich 1404. — Mit Ausschluß von Paris erscheinen 252 periodische Schriften, wovon 101 Verwaltung- und politische Gegenstände, 120 Intelligenzblätter, Rechtswissenschaften, Künste und Literatur betreffen.

Allgemeines Künstler-Lexikon, oder kurze Nachricht von dem Leben und den Werken der Mahler, Bildhauer, Baumeister, Kupferstecher, Kunstgießer, Stahlschneider u. s. w. Nebst angehängten Verzeichniß der Lehrmeister und Schüler, auch der Bildnisse, der in diesem Lexikon enthaltenen Künstler. Zweyter Theil, welcher die Fortsetzung und Ergänzung des erstern enthält. Sechster Abschnitt. R. Zürich, bey Orell, Füßli und Comp. 1812. Fol. von Seite 1191 bis 1406. Siebenter Abschnitt, Sa bis Sc. 1813. Von S. 1407 bis 1588.

Dieses mühevolle Werk geistvollen Fleißes ist allzu bekannt, um weiterer Empfehlung zu bedürfen, und von seinem allmähligen Vorrücken wird man den ehrwürdigen Füßli — es ist der schweizerische Geschichtforscher und Joh. Müllers Jugendfreund — am liebsten selbst hören. „Die nicht ohne Schweiß und Mühe, (so drückt er sich in einem Vorbericht der neuesten siebenten Lieferung aus), aber eben so wenig ohne vielfältigen Genuß gefertigte Arbeit dieser Zusätze zu dem allgemeinen Künstler-Lexicon rückt allmählig, wenn schon langsam, zum Ziel. Bey den heransteigenden Jahren ihres Verfassers — eines Achtundsechzigers, den alle Augenblicke der Tod — doch wie er hofft, nicht anders, als in derjenigen Gestalt, wie die Alten ihn gebildet haben, ereilen kann, darf er sich kaum schmeicheln jenes Ziel völlig zu erreichen. Aber zu irgend einer Art von Uebereilen der Vollendung kann er sich deswegen unmöglich entschließen, und wendet daher auf die Fortsetzung seines Werkes den nämlichen unermüdlichen Fleiß im Sammeln, und dieselbe gewissenhafte Sorgfalt in der Ausarbeitung, welche er sich von Anbeginn zum unverbrüchlichen Gesetze gemacht hat. Ohnehin liegen die Materialien bis zum Schlußstein des Ganzen so ziemlich in einer Bereitschaft, daß, wenn ihm jenes — Menschlichste begegnen sollte, die Benutzung dieses Vorraths dem von ihm bereits verordneten, mit jeder nöthigen Eigenschaft ausgestatteten, Erben dieses Theils seines literarischen Nachlasses leicht fallen wird, so daß die bisherigen Besitzer und künftigen Käufer unserer Zusätze keineswegs zu besorgen haben, daß solche nicht mit möglichster Beförderung ihr Ende erreichen werde, und eben so wenig, daß die Arbeit des Nachfolgers diejenige des gegenwärtigen Verfassers an mehr oder minder innerm Werthe, den die Leser ihr bisher beygelegt haben mögen, nicht noch eher übertreffen, als unter demselben zu stehen kommen mag.“ Möge die Parze den Faden des trefflichen Mannes zum Vortheile, wenn nicht vorzugsweise dieser, doch so viel andrer von seiner leider immer allzu beschränkt gebliebenen Muse zu wünschenden Arbeiten noch lange spinnen! Das Künstler-Lexikon enthält nicht allein die fleißigste, kritische Zusammenstellung Alles dessen, was die reichhaltigsten Subsidien der Literatur der Deutschen und der Ausländer darbieten konnten, sondern auch eine große Menge neuer und eigener Nachrichten und eine überaus ansehnliche Zahl von Berichtigungen fremder Angaben.

N°. 23.

Uebersicht der neuesten Literatur.

1813.

Geschichte.

Kurze Regenten- und Landesgeschichte des Kantons Appenzell der äußern Rhoden inner den Jahren 1597 bis 1797. Herausgegeben mit hochobrigkeitlicher Bewilligung, von Joh. Heinrich Tobler, Landschreiber. Mit 30 Bildnissen und einem Titelkupfer. Gedruckt auf Kosten des Verfassers, 1813. 445 Seiten in 8.

Ein schätzbarer Beytrag zur Geschichte des Appenzellerlandes, obgleich er lange nicht den Werth von Ebels Nachrichten in dem leider immer noch unvollendet bleibenden Werk über die Gebirgsvölker der Schweiz hat. Die 30 Bildnisse sind Steindrücke der den Rathsaal von Außerrhoden schmückenden Portraits aller Landammänner während der zwey mit 1797 abgelaufenen Jahrhunderte, von dem Paulus Gartenhauser, dem ersten Landammann Außerrhodens nach der Trennung des Kantons, in zwey Abtheilungen, bis zum letzten im Jahr 1808 verstorbenen Landammann, Jakob Zellweger. Die Bilder sehen freylich rohen Holzstichen ähnlich, doch gingen die charakteristischen Züge manches auffallenden Kopfes nicht verloren. Die beygefügten biographischen Notizen sind etwas dürftig gerathene Elogia. Der zweyte Abschnitt des Buchs liefert die Uebersicht der politischen Landesgeschichte Außerrhodens in eben jenem Zeitraum, oder von der Theilung des Landes bis zur schweizerischen Revolution. Es werden fragmentarisch und chronikartig die merkwürdigen Vorfälle aufgezählt. Das Wie — mögen ein Paar ausgehobene Rubriken zeigen:

„(1701). Die um diese Zeit überall erfolgte Einführung des gregorianischen Kalenders gab auch in den äußern Rhoden zu vielen Verdrießlichkeiten Anlaß. Die Obrigkeit war der Sache nicht abgeneigt, und instruirte den Landammann Sturzenegger auf die Tagsatzung, allwo dieser Gegenstand berathen werden sollte: „Er möge es mit der Mehrheit der evangelischen Stände halten.“ Hingegen erklärte sich das Landvolk laut gegen die Annahme, und wollte sich von dem einmal aufgefaßten Wahn, es folge der Abänderung des Kalenders auch eine Abänderung der Religion, auf keine Weise zurückbringen lassen. Die Regierung empfahl die Einführung m. vielen Gründen in einem öffentlichen Edikt; selbst das Predigtamt untersuchte auf hohes Begehren die Sache, und fand nichts Nachtheiliges; beyde Stände setzten sich aber hiedurch bey dem gemeinen Mann nur in Mißkredit, derselbe blieb bey seiner Ueberzeugung und Ansicht, und verwarf an der nächst darauf gefolgten sehr unruhigen Landgemeinde die Einführung des Kalenders mit einer weit überwiegenden Mehrheit.“ (Der alte Kalender ward demnach bis zur Revolution im Jahr 1798 beybehalten).

„(1785). In frühern Jahren schon äußerte der Handelsstand den Wunsch, in Konkursfällen mit dem Ausland im Gegenrecht zu stehen, und that der Obrigkeit mit Gründen den Nutzen eines solchen Gesetzes dar. Man arbeitete unter der Hand an einem Projekt, und ließ sich inzwischen — um den Willen des Volks zu erfahren — verlauten: daß es wol dazu kommen könnte, daß eine solche Verordnung der Landsgemeinde zur Prüfung vorgelegt würde; allein der gemeine Mann, sein die Fremden ausschließendes Falliments-Recht für höchst billig und vortheilhaft haltend, fing an, ein lautes Mißtrauen in die Gesinnungen der Obrigkeit zu setzen, und diese sah sich genöthigt, auf geraume Zeit von diesem Vorhaben zu abstrahiren. Endlich im J. 1785, als Frankreich durch ein neues Concurs-Gesetz die Schweizer begünstigte, auch verschiedene Stände der Eidgenossenschaft mit ihrem Beyspiel vorangingen, wagten es einige angesehene Partikularen, diesen Gegenstand wieder zur Sprache zu bringen, und sich deshalb an die Obrigkeit zu wenden. Diese unterstützte die Sache kräftig, und verfertigte ein äußerst zweckmäßiges und interessantes Memorial an das Volk, worin unwidersprechlich dargethan wurde: daß es der Nutzen des Landes erheische, das bisherige Gesetz abzuändern, und das sogenannte Gegenrecht einzuführen; allein bey dem Landmann waltete noch die alte Ansicht; es zeigten sich unruhige Bewegungen schon vor der Landsgemeinde, an welcher dieser Gegenstand verhandelt werden sollte; an diesem Tag selbst aber wurde der Vorschlag, nach einem langen und heftigen Tumult, verworfen.“

Von den neuesten Ereignissen seit 1798 sagt der Verfasser: „seine Feder dürfe solche nicht berühren.“ — Hingegen liefert er in Beylagen die Landes- und Theilungs-Verträge zwischen Inn- und Außerrhoden von 1588 und 1597, und den jährlichen Regierungs-Etat der äußern Rhoden von 1597 bis 1797.

Numismatik.

Zweyhundert seltene Münzen des Mittelalters in genauen Abbildungen, mit historischen Erläute-

rungen, herausgegeben von W. G. Becker, Königl. Sächsischem Hofrath u. s. w. Dresden, 1813. Auf Kosten des Verfassers und in Commission der Waltherschen Hof-Buchhandlung, gr. 4.

Dürfte wol der schon vollendete Verfasser dieses schönen Werks auf den Dank des Publikums rechnen, wenn er mit vorzüglicher Hinsicht auf sein Vaterland, in welchem sich die bessere Gattung dieser Denkmäler, die der kaiserlichen Blechpfenninge, in so großer Zahl findet, bey so eifriger Beschäftigung mit Archäologie in unsern Tagen, so wie mit Allem, was Geschichte fördern und Menschenstudium belohnen kann, endlich bey dem steigenden Reize zu immer neuen Entdeckungen, welcher gerade diesem Zweige gelehrter Münzkunde abzugewinnen ist, den Entschluß faßte, Gut und Kraft an ein Werk zu setzen, welches den verwöhnten, ungeübten Sinn durch Sauberkeit im Druck und Stiche reizen, den Grüblern dagegen einen belehrenden, unterhaltenden Anblick ausgewählter Seltenheiten eröffnen, Alle durch Treue in der Nachahmung, so wie durch Kürze und Genauigkeit der Deutung fesseln sollte? — — Eine solche Hoffnung war es wenigstens gewißlich nicht, was dem vollkommenern Betriebe dieses Theils der Wissenschaft bisher im Wege stand. Beruft man sich hiebey auch auf das durch seine Seltenheit so wenig brauchbare Prachtwerk eines Anderson, die Diplomata et Numismata Scotiæ, so litt der bloße Münzfreund sicher mehr unter dem weiten Umfange der hier vorkommenden fremdartigen Gegenstände, besonders in Vergleichung mit dem nicht weniger seltenen, als mangelhaften Buche Snellings, von denselben schottischen Münzen. Am Ende aber schadete der Wissenschaft am meisten jener gewöhnliche Mangel der in Eins verbundenen Bemühungen des Schriftstellers und Kupferstechers, wie sie uns in neuern Pflanzenwerken so genügend ansprechen. Mit diesem letzten Ziele dagegen wäre wol der Führer zu einem solchen Ideen- und Kunst-Verein im vorliegenden Werke alles Rühmens werth, und sein Verdienst, wenn auch auf deutschem Boden kein National-Produkt, wie das Anderson'sche, zu Stande kommen möchte, schon deshalb wichtig zu nennen, weil es wenigstens in Gewöhnung an die Denk- und Empfindungs-Weise des Mittelalters, als einer geschlossenen Welt, und in Gründung sicherer Begriffe davon die ersten Schwierigkeiten bekämpfen lehrte, um sodann den Reichthum unserer Sammlungen an Münzen, und mitunter auch an Siegeln, deren Nutzen Hr. Becker besonders für die Blechpfenninge von Städten bewährt erfand, wohlfeilern Werken, ja vielleicht gar dem Steindruck überlassen zu können. Eben so möchte dann auch in Ansehung des Textes der Werth dieser Hervorbringung nach der angegebenen vereinten Wirkung auf Anfänger und Kenner zugleich sich beträchtlich erhöhen, da, wie bekannt, Tiefe des Gehalts und umfassende Behandlung des Einzelnen in den Schriften des berühmten Hrn. Raths und Ritters Mader in Prag vorherrschend ist, und unser Verfasser sein Werk diesem Lieblings-Autor vom Fache wol in keiner andern Absicht gewidmet hat, als um ihn dadurch für die dunkeln Punkte desselben zur Uebernahme der Rolle eines Lehrers zu bewegen. Sonst erscheint freylich Einiges auch durch die Schranken, welche Kränklichkeit und äußere Bedrängnisse geboten, in einem zu günstigen Lichte, wie Seite 50 eine venetianische Münze mit dem Kaiser-Titel Heinrichs VI., als wenn dies die Selbstständigkeit dieses Freystaats gefährden könnte, was Carli und Zanetti längst anders zu wenden verstanden. Außerdem würde es aber viel zu weitläufig werden, mit gemüthlichem Fleiße auch nur das erhebliche Neue zu behandeln, was sich hier besonders für Nord-Deutschland von selbst darbietet. Je häufiger jedoch der Ort der Auffindung eines Stücks nebst dessen Gewichte zu näherer Bestimmung desselben verhilft, um so mehr wäre für die Klasse der Ungewissen eine längere, freyere Muße des Verfassers zu Erkundigung von Beyden gedeihlich geworden. Ausgemacht bleibt auf alle Fälle, daß die Hauptsache für den Leser ist, sich selbst des Gegenstandes durch eigenes Forschen zu bemächtigen. Wir fügen daher zur Freude über den hier auf's Neue gesammelten Stoff sowol, als zur Anregung solcher Thätigkeit nur folgendes Wenige bey. S. 9 fg. soll es keine Münzen Karls des Großen von Treviso geben, da man doch zweyerley Arten derselben kennt, wovon die eine schon durch das Gewicht die frühere Periode seiner Regierung vor eingeführter Münz-Reform ankündigt. Auch ist eine spätere Münzsorte dieser Stadt nach den Carolingern, deren Daseyn von Hrn. Becker geläugnet wird, allerdings von der Zeit des anfangenden vierzehnten Jahrhunderts bekannt. Wenn ferner S. 21 statt Sero, Here gelesen werden soll, und dies sonach als Abkürzung von Herford gelten könnte, wenn es nicht vielmehr für Sceraburn oder Schernburn steht, da das römische H gewöhnlich, das gothische dagegen nicht leicht vorkommt: so könnte man mit gleichem Recht den S. 21 dunkel gelassenen Münzort Seor gleichmäßig auf Heortford oder Hertford beziehen. Bey S. 23, wo A. roc11 bald dem dänischen Roschild, bald dem englischen Rochester beygelegt wird, wäre vielleicht das in Chroniken häufig vorkommende, wiewol seiner Lage nach unbekannte, Hedwins. roc anwendbar. Scefl ist sicher nicht Scheffield, sondern Scæftesbyrig oder Shaftesbury. On Neofr steht eben so gewiß für On Eofr, denn nicht blos das N, sondern auch das E findet sich müßig wiederholt; Eofr-Wic aber oder Uric Castle bedeutet, wie bekannt, York: dagegen ist S. 18 Cent nicht Canterbury, wie der Verfasser meint, da dies vielmehr Cant-wara-burh hieß, sondern Kent.

Schöne Wissenschaften.

Alpenblumen, von Agnes Emerita Geyer. Basel, bey Samuel Flick, 1813. 132 Seiten, in 8.

Eine bescheidene Vorrede entwaffnet den Kritiker. Die seit ein Paar Jahren durch Schweizerblätter unter dem Namen Agnes Gyr bekannte Dichterinn schildert sich darin als ein Mädchen, das ohne Erziehung und Bildung zur Kunst, in einer beschränkten Lage, von früher Jugend an durch harte Schicksale gedrückt war; dessen Liedern, als augenblicklichen Aufwallungen eines durch irgend einen Anlaß angeregten Gemüths, die Gediegenheit der Gedanken und Sprache mangeln mögen, welche allein den Werken der Dichtkunst bleibenden Werth verschaffen können, u. s. w. Dem Fürst Pri-

was wird die kleine Sammlung lyrischer Gedichte mit den Versen überreicht:

Der hohe Weise, der im Morgenland
So manchen schönen Blumenkranz sich band;
Er liebet auch auf deutscher Alpenflur
Die freye ungekünstelte Natur;
Ihm nahet schüchtern sich die Schweizerinn,
Und reicht ein frisch gepflücktes Sträuschen hin.
Aus jedem Gräschen, noch so klein,
Urkundet hehr sich Gottes Seyn.

Auf den Namen einer Naturdichterinn darf die Verfasserinn, schon um der allzuhäufigen Reminiscenzen willen, auf die man überall stößt, keinen Anspruch machen. Lebendige Phantasie und Zartgefühl sind ihr eigenthümlich, obgleich in einzelnen Stücken, z. B. in dem gefallnen Mädchen, (S. 72) das letztere vermisst wird. Manches der kleinen Lieder wird schon durch seinen Gegenstand angenehme Erinnerungen wecken. Wir geben als Probe den Rigiberg, nach Goethe's allbekanntem Liede:

Kennst du den Berg und seine Felsenhöh'n,
Wo frommen Sinns der Pilger Scharen geh'n?
In heil'ger Andacht sich Maria weih'n,
Zerknirschten Herzens rufen um Verzeih'n?
Kennst du ihn wohl?
Dahin, dahin
Möcht' ich mit dir nach Aelpler Sitte zieh'n.

Kennst du die Ros', die freundlich lächelnd winkt,
Im Perlenthau auf allen Hügeln blinkt?
Und das Geläut', das muntrer Herd' enttönt,
Und dich so bald mit aller Welt versöhnt?
Kennst du es wohl?
Dahin, dahin
Möcht' ich mit dir in eine Hütte zieh'n.

Kennst du den Duft, der würzend um dich fließt,
Mit Lebenskraft aus allen Pflanzen sprießt?
Die Lüfte weh'n vom nahen Himmel dir;
Gesundheit quillt aus kalten Quellen hier.
Kennst du sie wohl?
Dahin, dahin!
Da trinkt sich Lebenslust und froher Sinn.

Kennst du den Ruf, der von der Höhe schallt,
Das laute Horn, das lieblich wiederhallt?
Der Gaiß ertönt's, die über Klippen springt,
Und meckernd froh die süße Milch dir bringt.
Kennst du den Berg?
Dahin, dahin
Möcht' ich mit dir als freye Aelplerinn.

Die typographische Ausstattung des Büchleins ist sehr gefällig, und eine Aussicht auf den Rigiberg vom Zuger See, nach Bullingers niedlicher Zeichnung, von Hegi gestochen, gereicht ihm zu besonderm Schmucke. Das zahlreiche Subscribenten-Verzeichniß beurkundet die Theilnahme der Landsleute.

Vermischte Schriften.

Offizielle Sammlung der von dem großen Rath des Kantons Zürich gegebenen Gesetze und gemachten Verordnungen, und der von dem kleinen Rath emanirten allgemeinen Landes- und Polizeyverordnungen. Fünfter Band. Zürich, bey Näf. 1813. 8. XLVIII u. 418 S.

Halbjährlich erscheint von dieser Zürcherschen neuen Gesetzsammlung ein Heft, deren vier bis fünf jedes Mal einen Band ausmachen. Die Gesetze gehen in jedem Heft voraus, dann folgen die Regierungsverordnungen und allgemeinen Tagsatzungsbeschlüsse; jede Abtheilung ist chronologisch geordnet. Mit besondrer Sorgfalt sind die ausführlichen jedem Band beygefügten Sach-Register bearbeitet.

Mémoire sur le droit des rivières, par Ch. J. Rousseau, conseillier d'une section du ministère des finances, inspecteur général attaché à la direction des ponts et chaussées, au service de sa Majesté le Roi de Bavière, Sulzbach, chez Seidel. 1812.

Der als Schriftsteller bekannte Verfasser dieser interessanten Schrift hat sich dadurch ein Verdienst erworben, daß er einen noch wenig bearbeiteten Gegenstand erschöpft, und zur Abfassung eines Flußrechts, welches fast allen Staaten noch mangelt, sehr zweckmäßige Vorschläge macht. Es ist zu wünschen, daß diese Schrift von Staatsmännern, so wie von allen denjenigen, welche auf die Gesetzgebung Einfluß haben, gelesen und beherzigt werden möge.

Der neue Sammler, ein gemeinnütziges Archiv für Bünden. Herausgegeben von der ökonomischen Gesellschaft daselbst. Siebenter Jahrgang. Heft 1 und 2. Chur, 1812. 8.

Diese Zeitschrift bleibt sich in ihrem Werthe gleich; sie ist eine reichhaltige Niederlage statistischer, physicalischer, ökonomischer und historischer Abhandlungen, Aufsätze und Notizen über Graubünden. Möge die achtungswürdige Gesellschaft in Chur, deren uneigennützigen Bestrebungen und vermuthlich auch Aufopferungen man dieses Magazin zu verdanken hat, in ihrem vaterländischen Eifer nicht ermüden! Das neueste Heft enthält unter Anderm eine Wanderung durch das Vorarlberg von Hrn. Doktor J. G. Amstein, aus der wir einige Nachrichten von Schwarzenberg, dem väterlichen Wohnorte der Angelica Kaufmann ausheben:

Die reinlichen meist hölzernen Häuser des, vier Stunden von dem Marktflecken Dornbirn entfernten und zum innern Bregenzerwald gehörigen, Dorfes Schwarzenberg verrathen einen gewissen Wohlstand, und sind nach den Bedürfnissen wilder Gegenden eingerichtet. Die Liebe zu bunten Farben ist vorherrschend. Gern bemahlt man das Haus roth, die Fensterladen grün, und läßt es an mancherley Verzierungen in Farben nicht mangeln. Inwendig finden wir, da hier fast jeder Hausvater ein Schreiner ist, prunkvolle Schränke, auch ein Altärchen mit bunten in Silber- und Goldfolie glänzenden Heiligenbildern. Wie sehr wird man jedoch überrascht, in einer dieser niedern Bauernstuben die Wände mit Kupferstichen, nach Angelica Kaufmann, behangen zu sehen. — Diese bescheidene Wohnung war das väterliche Haus der berühmten Mahlerinn und die Kup-

ferstliche hat sie ihren reich beschenkten Verwandten väterlicher Seite vermacht. Doch eilen wir in die kleine Kirche. Hier schmückt den Hauptaltar ein Gemählde, das die Künstlerinn mit besondrer Liebe verfertigt und ihrer Gemeinde geweiht hat. In der Seitenwand linker Hand spricht eine wohlgemeinte Inschrift in schwarzem Marmor von ihrem Ruhme:

D. O. M.

Der edlen am 5. Nov. 1807 im 66sten Jahr ihres Alters in Rom gestorbenen Frau Angelica Kaufmann, der ersten in der Mahlerkunst, der großen Wohlthäterinn der Armen und Kirche zu Schwarzenberg, der Zierde ihres Vaterlands, zum steten Andenken von ihren Freunden und Erben dankvollst gewidmet den 12. Juny 1809.

Sie war als Mensch, als Christ, als Künstler groß auf Erden;
Willst du hier und dort dir und Andern nützlich werden,
Wie Sie Ehre, Ruhm, Reichthum, Ruh, Vergnügen haben,
Schätze Tugend, benutz' Talent, des Schöpfers Gaben.

Das Gemählde selbst stellt Maria, die Mutter Gottes, in ihrer himmlischen Glorie dar, gekrönt von der heiligen Dreyfaltigkeit; sie schwebt empor, das verklärte Gesicht voll überirdischer Milde, unten zwey Engel, die der Verherrlichten mit frommen Blicken folgen. Zu Ende Septembers 1802 kam das Bild in Schwarzenberg an, und da am St. Michaelstag ein Sohn des Landammanns seine erste Messe lesen sollte, so verband man beyde Feyerlichkeiten. Der Zulauf des Volks war so groß, daß man auf dem Platz vor der Kirche einen Altar errichten musste, auf welchem das Gemählde aufgestellt wurde. Ein Geistlicher ermahnte das Volk für die gute Landsmänninn zu beten, worauf es in laute Segenswünsche für dieselbe ausbrach. Abends trug man Prozessionsweise das Gemählde in die Kirche. — Angelica vergoß Freudenthränen, als sie die Beschreibung dieser Feyer las.

Billig möchte man den denkenden Künstler fragen: ist aus Angelicas Werken, aus der Art, wie sie nach dem Ideale strebte, zu erkennen, daß das früh eingesogene Bild dieser einfach lieblichen Natur ihrer Heimath das Talent in ihr geweckt, oder ihm seine Richtung gegeben habe? — Sie verlebte wirklich einige Jugendjahre in Schwarzenberg, und diese gehörten unter die angenehmsten Erinnerungen ihres Alters; übrigens aber war sie eine halbe Bündnerinn, denn als ihr Vater, Joh. Joseph Kaufmann, wegen ihrer Mahlerarbeit für den Fürst-Bischof nach Chur berufen war, so heirathete er Cleophea, die Tochter des Bartholomäus Luz und der Judith de Canobia von Chur, und hier wurde Angelica, (deren Mutter zur katholischen Religion überging), am 30. Okt. 1741 geboren. Auch nachher hielt sie sich zu verschiedenen Malen in Bünden auf, zog die Aufmerksamkeit der Gebildeten auf sich, und genoß ihren Umgang. Ungefähr in ihrem 16ten Jahr arbeitete sie gemeinschaftlich mit ihrem Vater zu Eldven, und besorgte schon das Mahlen der Gesichter, während der Vater bescheiden bey der Draperie stehen blieb. Im Salis-Tagstein'schen Hause daselbst portraitirte sie den Vikar, Anton v. Salis Tagstein, nebst dessen Gemahlinn, und verfertigte nach eigner Komposition drey Thürstücke: einen Frauenzimmer-Visiten-Empfang, eine Scene aus einer Opera buffa, und einen damals bekannten komischen Bettler Petro Negro, mit dem ihm muthwillig nachschwärmenden Jugendtroß. Im sogenannten alten Salis'schen Gebäude zu Chur findet sich von ihrer Hand, aber vermuthlich aus spätern Zeiten, ein Portrait des Bundes-Präsidenten, Anton von Salis, und zu Marschlins ihr mehr skizzirtes als vollendetes Selbstportrait.

Correspondence sur l'École impériale polytechnique, à l'usage des éleves de cette École, par Mr. Hachette, Professeur à l'École impériale polytechnique. Janvier 1809 — Mars 1813. Tome second. Paris, chez Klostermann, 1813. 8. 500 S. mit 18 Kupfertafeln.

Dieser nun beendigte zweyte Band einer reichhaltigen Zeitschrift ward in fünf Heften seit 1809 ausgegeben. Er enthält neben der Geschichte und dem Jahres-Berichte der polytechnischen Schule, eine Menge schätzbarer und wichtiger, vorzüglich mathematischer, mitunter auch physischer und chemischer Aufsätze und Notizen, großentheils von den Lehrern der polytechnischen Schule. Da es unmöglich ist, hier in nähere Angaben einzutreten, so will man sich auf folgende am Schlusse des Bandes befindliche Angabe beschränken. Die Anzahl der seit 1795, dem Stiftungs-Jahre der polytechnischen Schule, in dieselbe aufgenommenen Zöglinge beträgt 2817; sie wurden aus 6555 Kandidaten, welche sich für die Prüfungen gemeldet hatten, ausgewählt. Von jenen haben 1459 Militärstellen und 409 Civil-Beamtungen erhalten, die sie auch großentheils noch bekleiden. Einige (die Herren Biot, Gay-Lussac, Arrago, Poisson), sind Mitglieder des Kaiserl. Institutes. Die Zahl der Zöglinge am 1. Jan. 1813 betrug 340.

La Siderotechnie ou l'art de traiter les minérais de fer pour en obtenir de la fonte, du fer, ou de l'acier; ouvrage ordonné par S. E. le Ministre de l'Intérieur. Approuvé et adopté par la premiére classe de l'Institut impérial de France, pour faire partie de la Collection des arts et métiers qu'elle doit publier. Par J. H. Hassenfratz. Insp. divis. au corps impérial des Mines. Quatre Tomes. à Paris, Didot 1812. 4. Mit vielen Kupfern.

Die Sammlung der französischen Beschreibungen der Künste und Handwerker hat durch das vorliegende Werk eine sehr wesentliche Bereicherung erhalten, und der eben so gelehrte als erfahrne Verfasser hat sich durch dessen, von dem Minister des Innern (welcher Ersparung der Brennmateriale in den Eisenschmelz-Ofen verlangte), zunächst veranlasste Bearbeitung neue Verdienste erworben. Die Anlage und Einrichtung der Arbeit ist musterhaft, und sorgfältige Sachregister erleichtern den Gebrauch.

№ 24.

Uebersicht der neuesten Literatur.

1813.

Taschenbücher.

Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1814. Mit Kupfern. Tübingen, bey Cotta. VIII und 282 S. 16.

Mit einem wahren Vergnügen zeigen wir den so eben erschienenen Cotta'schen Damenkalender an, der, wie seine ältern Brüder, allen blendenden Prunk verschmähend, durch gehaltreichen Inhalt die Herzen der Leser zu gewinnen weiß. Wen sollte es nicht auf das Innigste rühren, der, wie Referent, gleich beym Aufschlagen auf so erhebende Aufsätze stößt, wie die Schönheit des Sterbens in der Blüthe des Lebens, und ein Traum von einem Schlachtfelde von dem edeln Jean Paul Fr. Richter? Wer, er mag Franzose oder Engländer, Spanier oder Deutscher heissen, er mag der sogenannten civilisirten Welt angehören, oder den auch menschlichen Bewohnern der stillen Südsee, läßt sich nicht gern von solchen Gefühlen das Herz durchglühen, auf die wir mit den Worten des Verfassers hinzudeuten uns nicht enthalten können? — „Und ein solches Leben wäre nicht das schönste? — Ich sage nein; denn es gibt im Blüthenalter noch einen schönern Tod, den des Jünglings auf dem Schlachtfelde! — O ihr Tausende von Eltern, Geschwistern und Bräuten, welchen bey diesen Worten die alten Thränen wieder entstürzen, weil die Thränen der Liebenden länger fließen, als das Blut ihrer Geliebten, weil ihr nicht vergessen könnt, welche edle, feurige, schuldlose, schöne Jugendherzen an eure Brust nicht mehr schlagen, sondern unkenntlich, verworren, an andern todten Herzen in einem großen Grabe liegen; weinet immer eure Thränen wieder; aber wenn sie abgetrocknet sind, so schauet fester und heller den Kämpfern nach, wie sie eingesunken oder vielmehr aufgestiegen sind. Vater, Mutter, schaue deinen Jüngling vor dem Niedersinken an; noch nicht vom dumpfen Kerkerfieber des Lebens zum Zittern entkräftet, von den Seinigen fortgezogen mit einem frohen Abschiednehmen voll Kraft und Hoffnung, ohne die matte satte Betrübniß eines Sterbenden stürzt er in den feurigen Schlachttod, wie in eine Sonne, mit einem kecken Herzen, das Höllen ertragen will — von hohen Hoffnungen umflattert — vom gemeinschaftlichen Feuersturm der Ehre umbrauset und getragen — im Auge den Feind, im Herzen das Vaterland — fallende Feinde, fallende Freunde entflammen zugleich zum Tod, und die rauschenden Todeskatarakten überdecken die stürmende Welt mit Nebel und Glanz und Regenbogen — Alles, was nur groß ist im Menschen, steht göttlich glanzreich in seiner Brust als in einem Göttersaal, die Pflicht, das Vaterland, die Freyheit, der Ruhm. — Nun kommt auf seine Brust die letzte Wunde der Erde geflogen: kann er die fühlen, die alle Gefühle wegreißt, da er im rauhen Kampfe sogar keine fortschmerzende empfindet? Nein, zwischen sein Sterben und seine Unsterblichkeit drängt sich kein Schmerz, und die flammende Seele ist jetzo zu groß für einen großen, und sein letzter schnellster Gedanke ist nur der frohe, gefallen zu seyn für das Vaterland. Alsdann geht er bekränzt hinauf als Sieger in das weite Land des Friedens. Er wird sich droben nicht nach der Erde umwenden, und nach ihrem Lohne; seinen Lohn bringt er mit hinauf; aber ihr genießt seinen hier unten; ihr könnt wissen: daß kein Sterben für das Gute in einem All Gottes fruchtlos, und ohne Zeiten- und Völkerbeglückung seyn kann, und ihr dürft hoffen, daß aus der Todesasche des Schlachtfeuers der Phönix des Heiligsten auflebt, und daß die ungenannt in den Gräbern liegenden Gerippe der Kämpfer die Anker sind, welche unten ungesehen die Schiffe der Staaten halten. Eltern, wollt ihr noch Einmal Thränen vergießen über eure Söhne: so weint sie, aber es seyen nur Freudenthränen über die Kraft der Menschheit, über die reine Sonnenflamme der Jugend, über die Verachtung des Lebens wie des Todes, ja über euer Menschenherz, das lieber die Schmerzen der Thränen tragen, als die Freuden der Geistersiege entbehren will. Ja, seyd sogar stolz, Eltern, ihr habt mitgestritten, nämlich mitgeopfert, denn ihr habt in der kältern Lebensjahrszeit ein geliebteres Herz, als euch das eurige war, hingegeben, und dasselbe für das große Herz des Vaterlandes gewagt, und als das kindliche stand, und eures brach, nur geweint und gewünscht, aber euer Opfer nicht bereuet; und noch dauert mit eurer Wunde euer Opfer fort." — Die nun folgenden Traumbilder krönen den Aufsatz. Ja, es ist wahr, was vor Kurzem ein geistreicher Mann in unserm Morgenblatt sagte: man sollte dem liebenswürdigen Dichter auf der höchsten Spitze des Helikon noch einen Thron errichten! — Trefflich ist ferner die Fortsetzung vom Klosterberuf, einer Erzählung, die im Jahr 1811 so begierig gelesen wurde. Eine kurze Uebersicht ist vorangeschickt, um den Anfang wieder ins Gedächtniß zurückzurufen. — Das gefährliche Spiel von Caroline Pichler ist eine anspruchslose, die Aufmerksamkeit spannende, und die Neugier sanft befriedigende, Novelle. Ob jeder Umstand ganz wahrscheinlich sey, ob der Psychologe nicht hier und da einen Einwand erheben könne, mag ununtersucht bleiben. Genug das Ganze erfüllt seinen Zweck, angenehm zu unterhalten, und zugleich ernste Gefühle im Gemüth zurückzulassen. — Unter den Gedichten ist viel Treffliches. Obenan steht die Rechenschaft von Goethe, ein Trinklied in der heiter-geselligen Laune, die uns schon oft in ähnlichen Liedern dieses Meisters gelabt hat. — Hier nur Eine Strophe:

Jeder möge so verkünden,
Was ihm heute wohl gelang!
Das ist erst das rechte Zünden,
Daß entbrenne der Gesang.
Keinen Druckser hier zu leiden,
Sey ein ewiges Mandat,
Nur die Lumpe sind bescheiden,
Brave freuen sich der That.
Chor:
Keiner soll nach Weine lechzen,
Schnell das volle Glas heran!
Denn das Aechzen und das Krächzen
Haben wir nun abgethan.

In einem andern Liede von Conz: Das Familienfest, schlingt sich Ernst und Heiterkeit zu einem schönem Kranz der Freude. Ungemein schön, herzlich und wahr ist folgende Strophe:

Denkt auch der, die schon in Frieden
Ruhen in dem stillen Land!
Ob sie schon von uns geschieden,
Sind sie durch ein himmlisch Band
Ewig doch mit uns verbunden,
Unsern Herzen ewig nah;
Oft in schmerzlichsüßen Stunden
Stehn sie lebend vor uns da.
Chor:
Denkt der Ruhenden im Frieden!
Was sich liebt, ist nicht geschieden.

Ausgezeichnet sind noch von diesem Dichter: Menschenleben, die Heimathkranke und der Sänger; dagegen scheinen die Distichen, und die Legende vom Bergmann nicht mit dem gehörigen Fleiß ausgearbeitet. — Weisser hat einige Satyren gegeben, die in einem leichten Ton einen hohen Ernst verkünden. Vortrefflich ist im Narcissus die Eigenliebe geschildert, und durch die Schilderung gestraft. Bienen und Leser möge hier der Kürze wegen ausgehoben werden:

Süßen Honig sammeln Bienen
Aus den süßen Blumen sich;
Schlangen saugen Gift aus ihnen.
Wie dir ihre Blumen dienen,
Fragt die Muse, Leser! Sprich,
Zählst du selber zu den Bienen,
Zählst du zu den Schlangen dich?

Tief gefühlt, und drum erschütternd, ist von demselben Dichter das kleine Lied: Die Freundinnen an Stella's Grab. Die zweyte Strophe lautet:

Längst wandelt sie im schönern Licht;
Doch unser Herz, es blutet immer.
Sie starb, doch unsre Liebe nicht,
Und unser Schmerz, auch er stirbt nimmer.

Die vier Zeilen: Ueber eine Kirchhofthür:

Weilt betrachtend, gute Seelen,
In dem Hain der Todten gern!
Manches Kreuz könnt ihr hier zählen,
Doch das Leiden, es ist fern.

dünken uns zu spielend für den ernsten Gegenstand; oder mißverstehen wir den Verfasser, indem wir in Kreuz ein Wortspiel finden? Sehr gelungen dünkt uns die Kalenderapotheose des Damenkalenders, die mit folgender Strophe das Gedicht und das Büchlein schließt:

Nehmt denn in der Musen Namen,
Nehmt das Büchlein, holde Damen,
Das euch Sängerehrfurcht weiht!
Lächelt freundlich jedem Spender!
Wir verschönern den Kalender;
Ihr verschönert uns die Zeit.

Die Fabeln von Pfeffel erinnern, indem sie uns ergetzen, und zur Heiterkeit stimmen, zugleich mit Wehmuth an den Sänger, der nun auch geschieden ist. — Haug, der reiche, unerschöpfliche, hat einige herrliche Beyträge geliefert, die Nonne, eine altdeutsche Sage, Lauretta, die Thränen, an Gott, eine alcäische Ode, nur nicht immer im Versmaße rein. Das Lob des schönen Geschlechtes ist unbedeutend, und die Gnome:

Du, Liebe, bist des Herzens kurze Jugend;
Du, Freundschaft, bist des Alters schöne Tugend

in der zweyten Zeile verunglückt. — Von Wyß müssen wir noch einer sehr gelungenen Legende: Die Kreuzschnäbel, gedenken. Dagegen ist das Distichon auf den Tod eines Kindes:

Wohl dir, daß du gestorben ein junges unschuldiges Kindlein,
Daß du nicht worden, wie wir, sündig ein älteres Kind!

unbefriedigend, auch in der Darstellung.

Die Kupfer sind dreyfach: 1) Von Riepenhausen, nach Raphael gezeichnet, und gestochen von Schenk in Braunschweig, sind: eine heilige Familie und eine Frau mit zwey Kindern. Für die Vortrefflichkeit bürgen die Namen der Urheber. — 2) Nicht minder vortrefflich gestochen sind von Forssell, die mütterliche Liebe, nach Correggio, die glückliche Mutter, die unglückliche Mutter, Beyde von Mlle. Mayer, und Bajazet und der Schäfer nach Dedreux. 3) Vier Landschaften, die Jahrszeiten darstellend, nach der Zeichnung einer ungenannten Dame, gestochen von Forssell.

Den Titel des Kalenders schmückt sinnreich Amor auf dem Wagen seiner Mutter mit dem frommen Taubengespann sanft und ruhig einherrollend; den Umschlag derselbige Gott, auf der einen Seite in kindischer Unschuld spielend, auf der andern zudringlich bittend und sich anschmeichelnd.

Register

von den Uebersichten des Jahres 1813.

	Seite
Abenstein, v., Spielalmanach	19
Acta Philologorum Monacensium, c. Thiersch	49
Almanach, helvetischer, auf 1813.	10
Anthologie. 2s Bdchen	28
Alpenrosen, ein Schweizeralmanach auf 1813.	10
An epistola Pauli ad Philippenses in duas epistolas, easque diversis hominib. scriptas dispescenda sit?	31
Annuaire de l'Imprimerie et de la Librairie de l'Empire français pour l'an 1813.	88
Ansichten von Palästina	52
Apollonii, Rhodii Argon. c. Hoerstel	57

Seite
Appenzeller, Gertrud von Wart 43
Archiv für Pastoral-Konferenzen in den Land-Kapiteln d. Bisthums Konstanz 84
Aristotelis de animalibus historiæ lib. X. c. Schneider 6
Augusti, Chrestomathia patristica 3
Ausfeld, Erinnerungen aus C. G. Salzmanns Leben 50
Bartsch, Liedersammlung 8
Becker, 200 seltne Münzen 89
Bendtsen ΘΡΕΠΤΡΑ Græcorum 50
Beobachtungen und Ansichten 3
Bernewitz, v., Anleit. zur Abfass. milit. Auff. u. Briefe 51
Bernhardt, Anleit. d. menschl. Körper nach Grundsätzen zu kleiden 24
Bernoulli, geognost. Uebersicht d. Schweiz 60
Bernstein, Vergleichungs-Tabelle d. muhameden. Zeitrechnung mit der christlichen 44
Bertuch, H., Alexei Petrowitsch 30
Beschreibung d. Insel Nukahiwa 12
Bilder-Allerley, neues kleines 28
Biographie universelle ancienne et moderne 85
Bode, astron. Jahrb. f. d. J. 1813. 17
Bodenburg, die Ströme Germaniens 3
Bohnenberger, Anfangsgr. d. höh. Analysis 53
Borowsky, Luthers Briefe an Albrecht 60
Bossard, üb. d. vierte Einheit im Epos 66
Braus, Verdienste der Professoren zu Helmstädt 59
Bruun-Neergard, Voyage pittoresque du Nord de l'Italie 87
Bürgers, G. A., Ehestandsgesch. 58
Campana, Monumenti di Soma etc. 45
Castelli, Selam, ein Alman. a. d. J. 1813. 22
Catullus, Tibullus, Propertius, c. Schaefer 2
Collin, Gedichte 18
Comment. de doctrina de officiis erga Deum etc. 31
Considérations sur l'état actuel de l'Instruction publique du Clergé catholique en France, et en Allemagne 30
Coulon, Posthandb. f. d. Königr. Baiern 52
Curiositäten. Erster Band. 1811. 51
Dahl, Beschr. d. Fürstenth. Lorsch 63
Daubert, üb. d. Registraturwesen 56
Dedekinds vortheilhafte Bienenzucht 56
Deutscher Dichterwald 77
Dichtung und Wahrheit 78
Diez, H. Fr. v., über Inhalt und Vortrag rc. des Königl. Buches von der Regierungskunst 36
—— Ermahnung an Islambol 36
Duhamel, Traité des arbres et arbustes que l'on cultive en France en pleine terre 45
Dümas, Predigten üb. d. moral. Christenth. 12
Dumge, Dr., Guntheri Poëtae Ligurinus 82
Engelhardt, Lehrb. d. Erdbeschr. d. Königr. Sachsen 77
Etrennes helvetiennes et patriotiques 59
Ewald, Religionslehren d. Bibel 80
Fecht, üb. Belohnungen u. Strafen in pädagog. Hinsicht 60
Fellenberg, v., Darstell. d. Armen-Erziehungsanst. in Hofwyl 67
Fels, Anfangsgr. d. Rechenkunst 5
Fick, Dr. J. C., Macbeth 30
Fink, Gedichte 14
Fischer, Beytrag z. botanischen Systematik 24
Flora Erlangensis 12
Fouqué, die Jahrszeiten 29
Fouqué, Erzählungen 58
Franz, Leben berühmter Gelehrten 70
Fresenius, Gedichte 19
Fritsch, Handb. für Prediger 4
Gallot, Précis sur le Typhus ou la fièvre nerveuse contagieuse 49
Gedächtnißfeyer, würdige, des Abendm. Jes. Chr. 27
Gelbke, Ansicht üb. d. merkw. Naturbau d. Kometen 62
Geographie, kurzgefaßte, d. Königr. Baiern 40
Gerlach, Erzähl. für Kinder und Kinderfreunde 20
Gesang- und Andachtbuch, christkatholisches 76
Geschichtsforscher, der schweizerische, 1tes Heft 18
Gessneri, Tabulæ phytographicæ 49
Geyer, Alpenblumen 90
Gilbert, Annal. d. Physik. 1812. 5. bis 8. St. 25
Gleim, B., Bremisches Kochbuch 60
Götling, animadvers. crit. in Callimachi Epigr. 1
Gregorii Cor. et aliorum grammat. libri de dialectis ling. graecae 46
Grimm, Davids Erhöhung 42
Grundriß der Organisation rc. des Kantons St. Gallen 48
Guignes Remarques philologiques sur les Voyages en Chine 59
Günther, die Teich- und Fischerey-Wirthschaft 22
Hachotté, Correspondence sur l'Ecole impériale polytechnique 92
Hänle, Materialien zu deutschen Stylübungen 32
Harl, Handb. d. Staats- u. Finanz-Wirthschaft 15
Harms, Sommerpostille 23
Hassenfratz, la Siderotechnie 92
Hegewisch, ob bey den Alten öffentl. Erziehung war? 51
Heidemann, Memnons Harfe und Titans Strahl 18
Hennig, Preußische Chronik, von M. Lucas David 44
Henry, Histoire de la langue françoise 71
Heß, Lebensbeschr. M. Ulr. Zwingli's 85
Hofmann, Idée generali sulla Educazione 35
Hofmeister, Etat der Gemeindeburgen der Stadt Zürich 68
Hohenlohe-Kirchberg, Prinz Fr. Eb. v., Morgen- u. Abendandachten
Hommeyer, Einleit. in die Wissenschaften d. reinen Geographie
Horn, Franz, Latona 19
Huber, wie man sich bey ansteckenden Krankh. rc. zu verhalten habe 69
Jäck, Bamberg u. dess. Umgebungen 74
Jahn, deutsches Volksthum 63
Iris, ein Taschenbuch für 1813 8
Jung, gen. Stilling, Taschenb. für Freunde d. Christenth. 27
Jurende's mährischer Wanderer 64
Kämmerer, poet. Vers. u. Uebers. 83
Keller, vaterländische Schauspiele 84
Kerndörffer, Kinderbibliothek 20
Kerner, poet. Almanach 18
Klaproth, J. v., Reise in d. Kaukasus 43
Klocker, deutsche Sprachlehre 79
Koch, das Damenspiel 60
Koch, Dr. Fr., die Schule der Humanität 28
Köhler, Anleit. zum erbauenden Schriftbetrachten 58
Kolbe, über Wortmengerey 16
Kotzebue, v., Ellos Blumenkörbchen 19
Kosegarten, Cassandra fidelis 2
Kuhnau, Jonathan, Saul Sohn 2
Kunstlexikon, allgemeines 88
Kunz, Versuch eines Handbuchs d. reinen Geographie 77
Landon, Annales du Musée 63
Langbein's neuere Gedichte 77
Lange, bibl. Geschichten a. d. alten u. neuen Testament 48
Lehrplan, allgem., f. d. Lyceum u. d. Bürgersch. in Kassel 54
Leinwand, üb. d. Verfertig. in d. Haushalt. 56
Lembert, Schauspiele 78
Leonore, od. das Werk d. Barmherzigkeit 14
Liebner, Reformationsgeschichte 4
Lindner, Gemählde d. europ. Türkey 70
Loder, Ed. v., Bemerkungen üb. ärztliche Verfassung in Italien 49
Löst, Clorinde 2
Luden, Handb. d. Staatsweish. 16
Lutz, Markus, die Schlacht bey St. Jakob 20
Maestro, il di Casa 59
Mahler, Erasm., Abendzeitvertreib f. Bürger u. Landleute 51
Mahn, E. A. Ph., Commentatio, etc. 38
Matthisson, Fr. v., Erinnerungen, 3. Bd. 72
Memminger, Canstatt u. seine Umgebungen 16

Seite

Menken, üb. d. eherne Schlange ꝛc. 3
Mercy, Grundsätze d. Beredsamk. 58
Meyer, Apologie d. geschichtl. Auffassung d. hist. Bücher d. alt. Test. 11
Meyer, J. F. v., Bibeldeutungen 23
Meyer, Reise auf die Eisgebirge d. Kantons Bern 86
Milon, über Zuckererzeugung aus Ahornsaft 22
Minerva, Taschenb. f. 1813. 7
Montegre, de, Du Magnetisme animal ... 48
... Vergißmeinnicht 8
... Joh. ... Briefe an s. ältesten Freund in der Schweiz, herausg. v. Füßli 50
Näf, poetische Versuche 42
Nasser, satyrische Anthologie 13
Neumann, üb. d. Verbess. d. Elementarschulwesens in d. preußischen Monarchie 63
Niederer, schließl. Rechtfertigung d. Pestaloz. Instituts 32
Notice sur les Comestibles 71
Ovidii, N., Fastorum l. VI. c. Gierig 50
Pain quotidien pour l'homme animal et l'homme spirituel 68
Paulus, Carol., Natalie Percy, eine Novelle 3
Pestalozzi an Hrn. Geh. Rath Delbrück 73
Pestalozzi, Erklär. gegen Bremi's drey Dutzend Bürkliſche Fragen 32
Pestalozzi, Wochenschrift f. Menschenbildung 5
Pfaff, üb. d. heißen Sommer von 18.. 62
Pflaum, Predigtbuch 24
Pflaum, Feldblumenlese 51
Plutarchi vitae paral., c. Schaefer 2
Pohl, Tentamen florae Bohemicae 4
Pries, Probe eines Comment. über Miltons verlorn. Paradies 2
Proklamationen ꝛc. der Regier. d. Kantons Solothurn 76
Psalmen, die, a. d. Hebräischen, v. Stuhlmann 31
Psyche, ein episches Gedicht 3
Pubster, Gedichte 47
Pythagoras und Theognis 36
Quatremère, Mémoires géographiques et historiques sur l'Egypte 48
Raßmann, Paul Gerhard, eine dramat. Poesie 79
Reche, Philalethia, eine Zeitschr. 23
Recueil des loix etc. du Gouvern. du Canton de Vaud 68
Redouté, les Liliacées 45
Reise in's Bad 13
Religionsgesänge, christl., f. Bürgerschulen 32
Richter, gemeinnützige Bemerkungen über die Broschüre: gemeinschädl. Folgen ꝛc. 16
Rosaliens Nachlaß 37
Rotteck, v., allgem. Gesch. v. Anfang d. hist. Kenntniß bis auf unsre Zeiten 33
Rousseau, Ch. J., Mémoire sur le droit des rivières 91
Rudolphi, Beytr. z. Anthropologie u. allgem. Natur-Geschichte 56
Rumohr, üb. d. antike Gruppe Castor u. Pollux 18
Sailer, J. M., Gastpredigten 87
Salat, Erläut. einiger Hauptpunkte d. Philosophie 54
Sallustii, opera, c. Kunhardt 6
Sammler, der neue, 1s u. 2s Heft. 1812. 91
Sammlung d. Gesetze d. Kantons Zürich 91
Sammlung vorzügl. Sinngedichte 2
Sartori, neueste Reise durch Oesterreich 52
Schaffroths Blicke auf die Schelling-Jacobische Streitsache 53
Schiner, Descript. du Départ. du Simplon 36
Schlegel, D. G., Handbuch einer prakt. Pastoral-Wissenschaft 31
Schmieder, Handwörterbuch d. gesammt. Münzkunde 51
Schmiedtgen, Adonide 3
Schubert, de variis unde Paulus Apostol. doctrinae christ. cognitionem haurire potuerit fontibus 27
Schübler, Belehrungen in d. Geometrie 53
Schultheß, üb. d. Natur u. Beschaffenh. einer Kinder- u. Volksbibel 46
Seeger, kleine Gedichte 79
Seidenstücker, J. P., Elementarbuch z. Erlern. d. franz. Sprache 40
Serra, Comment. de bello Sarmatico 44
Sickler, F. C. L., de monumentis aliquot e sepulcro Cumaeo, etc. 1
Sintenis, Ch. Fr., Predigten üb. verordnete Texte 48
Sintenis, W. F., Gedichte 3
Sommer, Elise, Gedichte 9
Stalders Versuch eines schweizer. Idiotikons. 2r Bd. 26
Steffens, Handb. d. Oryktognosie 16
Steigentesch, Freyh. v., Marie 18
Steudel, üb. Religionsvereinigung 27
Stockmanni, in univers. Litt. Lipsic. P. Collegii ICtor. Poëmata 13
Stolz, Ulrich v. Hutten gegen D. Erasm. u. D. Erasm. geg. Ulrich v. Hutten 65
Studer, Gedanken üb. Erzieh. des Volks für den Staat 43
Süskind, Prüfung d. Schelling'schen Lehren von Gott 61
Tappe, neues russisch. Elementarb. 40
Taschenbuch auf 1814, der Liebe u. Freundschaft gewidmet 87
Taschenbuch f. Damen auf 1814. 93
Taschenbuch f. d. Jugend, herausg. v. Dolz 4
Taschenbuch f. Fremde in Dresden 56
Taschenbuch, rheinisches, auf 1813. 11
Terentii Afri Comoediae, etc. c. Schaefer 2
Tessier, üb. d. Schafzucht, insbes. üb. d. Merinos 15
Testamentum, novum, graece, c. Schott. 4
Thumb, Freih. v., Viola 79
Tieck, altenglisches Theater 57
Tobler, Regenten- u. Landesgesch. d. Kantons Appenzell 89
Trionfo, il, della Musica 28
Ueber das Menschengeschl. u. dessen Geschichte 28
Ueber die Justizverwaltung auf dem Lande 15
Ueber gemeinschädl. Folgen d. Vernachlässigung d. Polizey auf Universitätsorten 15
Unger, Elementar-Bilderbuch für die Jugend 40
Unsichtbare, der 60
Usteri, Denkrede auf J. H. Rahn 72
Verschuiri, Joh. Hen., Opuscula, c. Loetze 24
Vertheidigung der des Kindermords angeklagten Magdalena Gasser 68
Vollgast, Kirchenagende 12
Wachler, Uebers. d. neuen franz. Lit. 1s Heft 52
Wagner, Isidora. Ein Roman 41
Wahlenberg, G., de Vegetatione et Climate in Helvetia sept. etc. 85
Weckherlin, F., Beyträge zur Geschichte altdeutscher Sprache ꝛc. 47
Weckherlin, M. C. C. F., griechische Grammatik 46
Wedekind, chronologisches Handbuch 64
Weland, biblische Erzählungen 51
Wendelstadt, Rheinreise v. Mainz bis Neuwied 80
Wernecks, Freyh. v., Entdeckungen in d. prakt. Forstwissenschaft 22
Wessenberg, v., Andenken der Freundschaft für 1813. 21
Westphalen, Christine, Gedichte. 3r Bd. 35
Weyland, Abenteuer zu Wasser u. zu Lande 52
Wochenblatt, Solothurnisches 76
Wochenschrift, Solothurnische 76
Xenophon, du Commandement de la Cavalerie, et de l'Équitation 75
Xenophontis de Cyri Expeditione lib. c. Lange 6
Zach u. Lindenau, Monatl. Korrespondenz 21
Zeitschrift für Prediger 4
Zeitung, allgem. musikalische 81
Zimmermann, v., Taschenbuch d. Reisen 1811. 40
Zschokke, der Krieg Napoleons geg. den Aufstand der span. u. portug. Völker 70

Inhalt.

Nro. 287. Die Schlacht in den Ebenen von Tolosa. (Beschl.) Von Lindau. — Die Damenschuhe. 1. 2. 3. — Korrespondenz-Nachrichten. Schwedische Literatur in der ersten Hälfte des Jahrs 1813.

Nro. 288. Sinngedichte. Von Weisser. 1. Die Dichtergaben. 2. Bavs Lied von der Zeit. 3. Falsche Einbildung. 4. Der Schwermüthige. 5. Schlaues Lob. 6. An den Bramarbas. 7. Der Satyriker und sein Freund. 8. An die Braune. 9. Der alte Deutsche. — Drey Worte. Von K. Stein. — Ueber den russischen National-Karakter. — Historisch-bibliographische Anekdoten. 12. Voltaire. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro. 289. Ueber den russischen National-Karakter. (Forts.) — Die Damenschuhe. 4. 5. 6. 7. — An Lelios Bekannte. Von Hg. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. (Forts.)

Nro. 290. Die Damenschuhe. (Beschl.) 8. 9. 10. — Ueber den russischen National-Karakter. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus der Schweiz. (Ueber Hofwyl. Auszug eines Schreibens.) — Räthsel. — Auflösung des Räthsels in Nro. 284. — Beylage: Monats-Register vom November.

Nro. 291. Kleine Bemerkungen auf einer Reise von Paris nach Venedig. 1. — Ueber den russischen National-Karakter. (Beschl.) — Historisch-bibliographische Anekdoten. 12. Voltaire. (Beschl.) — Korrespondenz-Nachrichten aus der Schweiz. (Beschluß.)

Nro. 292. Die Erscheinung. Von Hg. — Die Bibliothek. Vom Geheimenrath Gruner in Coburg. 1. — Ahem. Von J. K. Höck. — Schweizer Anekdoten. 6. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. — Beylage: Uebersicht der neuesten Literatur Nro. 24.

Nro. 293. Die Bibliothek. (Forts.) — Kleine Bemerkungen auf einer Reise von Paris nach Venedig. 2. — Bullus. Von Hg. — Korrespondenz-Nachrichten aus Rom; Berlin.

Nro. 294. Kleine Bruchstücke aus des Herrn Rathsschreibers Schäfer in Herisau Beyträgen zur Kenntniß des Kantons Appenzell der äußern Rhoden. Klausnerinnen. Appenzell. — Die Bibliothek. 2. (Forts.) — Messerts Diebereyen. Von Weisser. — Sind's auch Brüder — im Apoll? Von Hg. — An eine Leidende. Von Fr. Raßmann. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin. — Schwedische Literatur in der ersten Hälfte des Jahrs 1813. (Forts.)

Nro. 295. Das Lied von Galaor. — Der Sturm. (An Blandina.) (Beyde von Hg.) — Die Bibliothek. (Forts.) — Christoph Columbus. — Lese-Früchte. — Korrespondenz-Nachrichten aus Nürnberg. Von F—r. — Beschreibung eines unlängst entdeckten altrömischen Steins zu Baden bey Rastatt. (Mit einer Kupfer-Beylage.)

Nro. 296. Die Bibliothek. (Forts.) — Kleine Bemerkungen auf einer Reise von Paris nach Venedig. 3. — Korrespondenz-Nachrichten aus Zürich. — Räthsel. — Auflösung des Räthsels in Nro. 290.

Nro. 297. Einige Feste unter Peter I. in Rußland. Von F. v. Biedenfeld. — Die Bibliothek. (Beschl.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro. 298. Kotrus. Von F. Laun. — Ein Wort über die Tauglichkeit der „Februare" für die öffentliche Bühne. — Schweizer Anekdoten. 7. — Ein Spruch Salomo's. Von Weisser. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro. 299. Andeutungen über Florenz und Rom 1795 und 1796. 1. Florenz. — Der Zweykampf. — Der Gaskogner an Betty. — Vorsicht. (Alle drey von Hg.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Wien.

Digitized by Google

Nro. 300. Rettung. Von Hg. — Andeutungen über Florenz und Rom 1795 und 1796. (Forts.) — Als Julchen starb. Von Hg. — Cleon. Von Pfeffel. — Befriedigung der Neugierde rücksichtlich Mustoxidi's und Orelli's. — Korrespondenz-Nachrichten aus Ulm. (Auch einige Worte zur Würdigung der Hug'schen Untersuchungen über den Mythos der berühmten Völker der alten Welt.) Von Goeff, Rektor.

Nro. 301. Rückblick auf die spanische Literatur. Von Herrn Esménard. — Kleine Bemerkungen auf einer Reise von Paris nach Venedig. 4. — Lese-Früchte. Von K. — Frage und Antwort. Von Pfeffel. — Korrespondenz-Nachrichten aus Wien. — Schwedische Literatur in der ersten Hälfte des Jahrs 1813. (Beschl.) — Beylage: Intelligenz-Blatt Nro. 14.

Nro. 302. Andeutungen über Florenz und Rom 1795 und 1796. (Forts.) — Rückblick auf die spanische Literatur. (Beschluß.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin. — Charade. — Auflösung des Räthsels in Nro. 296.

Nro. 303. Die Brautwerbung. Ein Mährchen. I. — Andeutungen über Florenz und Rom 1795 und 1796. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin. (Beschl.); aus der Schweiz.

Nro. 304. Proben aus Hafis Divan. 15. — Die Brautwerbung. II. — Andeutungen über Florenz und Rom 1795 und 1796. (Forts.) — Verwunderung. Von Hg. — Korrespondenz-Nachrichten aus der Schweiz.

Nro. 305. Kaiser Friedrich II. und Herr Reinmar von Zweter. Von C. P. C. — Die Brautwerbung. III. — Nachlese. — Korrespondenz-Nachrichten aus Wien.

Nro. 306. Leise Seelen-Anregungen. Von Horstig. — Die Brautwerbung. IV. — Herr Reinmar von Zweter. (Beschl.) — Nachlese. — Korrespondenz-Nachrichten aus der Schweiz.

Nro. 307. Die Brautwerbung. V. — Andeutungen über Florenz und Rom 1795 und 1796. (Forts.) II. Rom. — Korrespondenz-Nachrichten aus der Schweiz. (Beschl.); aus Lausanne.

Nro. 308. Andeutungen über Florenz und Rom 1795 und 1796. (Forts.) — Die Brautwerbung. VI. Von Weisser. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin. — Räthsel. — Auflösung der Charade in Nro. 302.

Nro. 309. Donsche Cosacken. — Andeutungen über Florenz und Rom 1795 und 1796. (Beschl.) Von v. Matthisson. — An Guido. — Ueber Bombastus. (Beyde von Hg.) — Der gewaltige Arzt. Von Weisser. — Korrespondenz-Nachrichten aus Amorbach.

Nro. 310. Berechnung der Kosten für eine Mittagsmahlzeit Peters des Ersten, Kaisers von Rußland, in einer Mittelstadt in Sachsen. Einleitung. Specification, Waß alß Sr. Groß Czaarische Majt. nebst Dero Hofstatt den 31. Octobr. 1711. alhier Mittags-Taffel gehalten, dazu angeschaffet und gereichet worden. — Donsche Cosacken. (Beschl.) — Nachlese. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro. 311. Der Schwur unter den Sternen. Von J. C. G. Zimmermann. — Von den Kalmucken. — Korrespondenz-Nachrichten aus Bern; aus Berlin.

Nro. 312. Die Musik der Sphären; Dichtung nicht Erdichtung. Von J. — Von den Kalmucken. (Beschl.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin. (Beschl.)

Nro. 313. Der Papst Sixtus V., als Vermittler in den Schweizerischen Reformations-Unruhen. (Nach Leti's hist. de la vie du Pape Sixte V.) — Zur Charakteristik des Kasern-Chefs Gaïka. Nach Alberti. — Korrespondenz-Nachrichten aus Zürich. — Für die Neujahrs-Nacht 1814.

Digitized by Google

GEARBEITET NACH QUALITÄTSNORM RALRG 495
Buchbinderei
Seb. Simmel & Sohn
München
Digitized by Google

Digitized by Google